Gedichte.

Von

Franz Dingelſtedt.

Caſſel und Leipzig,
J. C. Kriegerſche Buchhandlung.
(Th. Fiſcher.)
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Statt Vorwortes VII

Buch der Liebe.

Liebes=Zuſtände.

I. Ich ſchütte Dir gern aus mein Herz 3
II. Was frommt mir ein Gedicht 5
III. Ruht nicht ſo mit ſtummer Frage 7
IV. Ich ſaß am ſtillen Fenſterlein 8
V. Du mahnſt mich in begnügtem Träumen . . . 10
VI. Das wußt' ich nicht, daß ſolche Küſſe 12
VII. Oft möcht' ich mich recht lang und weit 14
VIII. Bienen ſchaukeln ſich in Kelchen 16
IX. Von den Sternen will ich lernen 18
X. Lieber, jene Blumen alle 20
XI. Wie bin ich doch ſo froh erſchrocken 22
XII. Fenſter zu, Gardine nieder 24

Dämmerung der Liebe.

I. Nacht, mein Lieb, laß ſein 27
II. Ich küßte ſie auf die Stirne klar 28
III. Sie ſchaute mir in's Aug' hinein 29
IV. In ihrem weichen Arm zu liegen 30
V. Die Liebe fragt nicht 31
VI. Ich wollte dichten in ihrem Arm 33
VII. Mann und Weib 34

Seite
VIII. Zwei Sterne weiß ich, zwei milde Sterne . . 35
IX. Warum ich dem Champagner mich ergeben . . 37
X. Zerplatzt, zerplatzt, ihr Perlen 38
XI. Wir küßten uns nicht brennend 39
XII. Haben Dir im Traume nicht 41

Der Liebe Leid.

I. Sonne rief der Roſe 42
II. Die Wolken ziehen ſchwarz und hoch 43
III. Ich möchte wohl die Schildwach' ſein 44
IV. Ich hatt' ein Röslein werth und lieb 46
V. Die Leute ziehen alle hinaus 48
VI. Mein holdes Lieb bedauerte mich 49
VII. Lieber, warum hülleſt Du 50
VIII. Da ſend' ich zu ihrem dunkelen Haus 51
IX. Mich ſchau'n mit frommen Augen 52
X. Ich habe zur letzten guten Nacht 53
XI. Die Gäſte jubeln am Hochzeitsmahl 54

Dichter-Wehen.

I. Den Dichter preiſ' ich 59
II. O könnt' ich's heiß 60
III. Ich geize nicht 61
IV. Mein Rock iſt nicht 62
V. So kümm're Dich doch nicht 63
VI. Ich möcht' es Euch 64
VII. Da liegt die Stadt 85
VIII. Ich wollte ſie mit Trauerflor 66
IX. Als Sängers Sinnbild 67
X. Hätt' ich gelebt 68
XI. Ein Flammenmeer 69
XII. Empfangt mich wieder 70
XIII. Du ſchwaches Herz 71
XIV. Vergangenheit, in deinen Tiefen 72

Seite
XV. Ich möchte ſcherzen 73
XVI. Du wunderſt Dich 74
XVII. Im Alterthume geht 75
XVIII. Verſenken will ich 76
XIX. Oft greift es mich 77
XX. Ich fühle mich im tiefſten Sein 78

Jahres=Zeiten.

Vorfrühling 81
Frühlingslied 82
Frühlingsleid 84
Die Lilie 85
Roman unter Blumen 88
In der Blumen=Ausſtellung 91
Daſelbſt 92
Die Braut an der Myrthe 93
Blumen-Botſchaft 95
Im Herbſte 97
Lasciate speranza! 98
Winters Ahnung 99
Am Kamine zu ſingen 100
Ein Gleichniß vom Winter 101
Dichters Jahrmarkt I-II 102
Zwei Sterne 107
Wanderſchaft I-IX 110
Vigilien 125
Das Schwanen=Mährlein 127

Epiſteln.

An die Freunde daheim 133
Bergmanns=Gruß 136
Liebes=Frieden 139
Die Weſer 142

An meine Mutter 145
Zorn der Liebe 149
Ungeduld der Liebe 152
Dichters Flucht 155

Stimmen der Wüſte.

Zapfenſtreich 161
Der Friedrichs-Platz 164
In der Au 167
Ständchen dem Ständehauſe 170
Zimmerſpruch in der Stiftshütte 174
Das Geſpenſt der Kattenburg 176
Das Echo des Königsplatzes 182
Altheſſiſche Sage 185
Ein Mährlein vom Herkules 188

Statt Vorwortes.

Träumte einſt von hohen Dingen
Und von Ehren auf der Erden,
Wollt' den Doktorhut erringen
Oder gar Profeſſor werden.

Plötzlich kamen da die Muſen
Auf den leichten Götterfüßen,
Schloſſen mich an ihren Buſen
Und berauſchten mich mit Küſſen.

Und da hab' ich unterdeſſen
Vor dem Singen und dem Lieben
Den Profeſſor ganz vergeſſen
Und bin ein Poet geblieben.

VIII

Immer ſinken meine Hände
Zu den goldnen Saiten nieder
Und ſtatt dicker Foliobände
Schreib' ich dieſe kleinen Lieder.

Armer Sänger, ſel'ger Sänger,
Deine Träume ſind zerronnen;
Auf die Erde hoff' nicht länger,
Wenn den Himmel Du gewonnen!

Buch der Liebe.

— Es iſt mein Weſen
Die äuß're Schale meiner Liebe nur.

Frithiofs-Sage.

Liebes-Zuſtände.

I.

Ich ſchütte Dir gern aus mein Herz
In Seufzern, Blicken, Liedern,
Und magſt Du's auch mit leichtem Scherz
Nach Mädchen-Art erwidern.
Oft ſagt' ich Dir: ich liebe Dich,
Ich ſchwor es Dir mit Zähren,
Du lachſt, Du weinſt, Du flieheſt mich
Und ich muß wiederkehren.

Einſt faßt' ich Deine weiße Hand,
Gewaltſam Dich zu fangen,
Da haſt Du ſtumm Dich abgewandt,
Halb ſtreng und halb mit Bangen.
Ich flehte nur: Nimm ganz mich hin,
Ein Herz, Dir ewig eigen!
Du bliebſt auf Deinem kühlen Sinn
Und hießeſt bloß mich ſchweigen.

4

Du haſt's gewollt, ich hab's gethan,
Geſchwiegen und getragen,
Doch komm' ich heut' von Neuem an,
Das Alte Dir zu ſagen.
Ich liebe Dich. Du wiegſt Dein Haupt,
Du winkſt, wir müſſen ſcheiden;
Ein Herz, das zweifelt, eins, das glaubt,
Welch' Herz hat Recht von beiden?

II.

Was frommt mir ein Gedicht
Mit Reimen voller Gluth?
Hinauf gelangt es nicht
Zur Stätte, wo ſie ruht.
Verrauſcht, wie Windeswehn,
Erloſchen, wie ihr Licht,
Kann ſie es nicht verſtehn, —
Was frommt mir ein Gedicht?

Was frommt der letzte Blick,
Der auf zum Fenſter blitzt?
Er weicht ja nicht zurück
Der Vorhang, der ſie ſchützt.
Dort, ſtreng von mir getrennt,
Ruht meiner Seele Glück,
Und wie das Auge brennt —
Was frommt der letzte Blick?

6

Was frommt der Scheidekuß,
Den ich in's Leere warf,
Wenn ihn zum Gegengruß
Kein Mund erwidern darf?
Wenn ich mit müdem Schritt
Allein heimwandern muß
Und meine Sehnſucht mit —
Was frommt der Scheidekuß?

Was frommt das Gute-Nacht,
Das ich voll Wehmuth rief,
Wenn ſie, der's zugedacht,
Wohl längſt in Frieden ſchlief?
Sie braucht zu ihrer Ruh'
Mein Gute-Nacht nicht ſehr,
Mir ſelber bring' ich's zu
Und find' es nimmermehr.

III.

Ruht nicht ſo mit ſtummer Frage,
Süße Augen, in den meinen!
Wollt ihr, daß ein Blick euch ſage,
Was ich drin verſchloſſen trage,
Hinter allem Schein und Scheinen?

Oder ſenkt auf lichter Brücke
Euch in's tiefſte Herz hineine,
Bringt ihr doch, ihr lieben Blicke,
Wahrlich nichts mit euch zurücke,
Als das eine Bild, das Deine.

Und kein Thränchen ſoll dieß finden,
Süße Augen in euch treiben;
Laßt die meinen eh'r erblinden
Und das Bild in dunklen Gründen
Ewiglich begraben bleiben!

IV.

Ich ſaß am ſtillen Fenſterlein
Begnügt zu ihren Knieen,
Sah ihre Augen, leicht und rein,
Gleich Sternen, ob mir ziehen
Und fühlte ihres Athems Wehn
So dicht um meine Wangen,
Daß ohne Worte, ohne Flehn
Ich ſchier in Luſt vergangen.

Was wollt' ich, was bedurft' ich mehr,
Als jene liebe Stelle?
Der Schwarm von Menſchen um uns her,
Muſik und Kerzenhelle,
Die ganze and're arme Welt
War weg und war vergeſſen,
Als wir mitſammen treu-geſellt
Am Fenſterlein geſeſſen.

Und wie wir uns ſo ganz genung
Und ganz vereinzelt ſchienen,
In traulich-halber Dämmerung
Verſteckt von den Gardinen,
Da kam mir plötzlich doch ein Flehn,
Was nimmer zu erfüllen:
Es möcht' der Vorhang niedergehn,
Uns ewig zu verhüllen!

V.

Du mahnſt mich in begnügtem Träumen
Geliebter Platz, ſo wunderbar
An einſt, da unter dieſen Bäumen
Mein Herz in Wahrheit ſelig war,
Und zauberſt mir in engem Bunde
Vor der Erinn'rung trüben Blick
Das Bildniß einer fernen Stunde
In jedem Zuge treu zurück.

Hier war es, wo in ſchmalen Wegen
Ich dicht an ihrer Seite ging,
Wo horchend unter raſchen Schlägen
Mein Herz an ihren Lippen hing;
Dort ruhte ſie auf grünem Raſen,
Die Stirn umſpielt von Sonnen-Glanz,
Hier was es, wo wir Blumen laſen
Und ſieben Halm' in einen Kranz.

Und wie an ſeinem alten Orte
Noch Alles unverändert ſteht,

Das nied're Haus, die Gartenpforte,
Der Aepfelbaum, das Aſternbeet,
So mahnt's mich recht mit ſtummem Munde
An das, was dieſem Kreiſe fehlt,
An ſie, die jene ferne Stunde
Und dieſen nahen Raum beſeelt.

Die Bäume, die ſie auch geſehen,
Die Blumen, die ſie auch gekannt,
Bewahren ſie von ihrer Nähe
Wohl noch ein ſichtbar Unterpfand!
Iſt jede Spur der leichten Tritte
Von dieſen Halmen weggewiſcht
Und haucht durch jener Blätter Mitte
Nicht mehr ihr Athem ſüß-vermiſcht?

Verwelkt, verweht! — Denn keine Treue
Wohnt in vergeßlicher Natur.
Ein jedes Jahr verſchlingt auf's Neue
Des alten Jahres letzte Spur,
Und nur im engen Menſchenherzen,
Nur in der Liebe wachem Traum
Iſt unter Wonnen, unter Schmerzen
Für Ewigkeit ein ew'ger Raum.

VI.

Das wußt' ich nicht, daß ſolche Küſſe
Auf dieſen ſtrengen Lippen ſchliefen,
So warm, wie ſchnelle Feuergüſſe
Aus unterird'ſchen Berges-Tiefen,
Und doch ſo weich, wie Maien-Flüſſe,
Die vom bewölkten Himmel triefen;
Das wußt' ich nicht, daß ſolche Küſſe
Auf dieſen ſtrengen Lippen ſchliefen.

Du küßteſt mir mit einem Munde
Den Himmel ein und auch die Erde;
Mit Engeln fühlt' ich mich im Bunde,
Bar aller ſinnlichen Gefährde
Und ſchwärmte doch zur ſelben Stunde,
So heiß ich immer ſchwärmen werde;
Du küßteſt mir mit einem Munde
Den Himmel ein und auch die Erde.

13

Ich möchte Dich nicht wieder küſſen,
Und ſollt' ich auch Dich ewig lieben;
Verflüchtigt unter allem Süßen,
In wildem Glühen aufgerieben,
Würd' jener Kuß zerſtieben müſſen,
Wenn er der einz'ge nicht geblieben.
Drum möcht' ich Dich nicht wieder küſſen,
Und ſollt' ich auch Dich ewig lieben,

VII.

Oft möcht' ich mich recht lang' und weit
Von Dir, mein Herz, entfernen,
Und Dich in ſtumpfer Einſamkeit
Daheim entbehren lernen.
Dann zürn' ich mir für jeden Blick,
Der heimlich nach Dir fliehet,
Und für die Schwäche, die zurück
In Deinen Bann mich ziehet.

Oft möcht' ich mich recht tief und feſt
An Deiner Bruſt begraben,
Und fertig mit dem andren Reſt
An Dir mein Alles haben.
Dann ſcheint mir jeder Wunſch und Wink
Nach Außen eine Sünde,
Weil ich in Deinem Zauberring
Mich ſüß befangen finde.

Doch flieh' ich Dich, ſo reißt es mich
Zurück an tauſend Feſſeln,
Und ſuch' ich Dich, ſo treibt es mich
Hinweg mit tauſend Neſſeln.
Ein Rennen hier, ein Raſten dort,
Ein Stürmen aller Enden;
Wann mag ſich doch zum rechten Port
Das ſchwanke Fahrzeug wenden?

VIII.

Bienen ſchaukeln ſich in Kelchen,
Die im Morgenwinde ſchwanken,
Bis ſie aus der duft'gen Tiefe
Süßen Honig-Rauſch ſich tranken:
So in Deine lieben Augen
Senkt ſich dürſtend meine Seele,
Daß ſie aus den braunen Tiefen
Honig-ſüßen Traum ſich ſtehle.

Bienen ſaugen aus den Kelchen,
Die im Morgenrothe blinken,
Wiſſen nicht, ob mit dem Honig
Sie nicht Gift hinuntertrinken!
So aus Deinen lieben Augen
Schlürft in vollem Zug mein Leben,
Weiß nicht, ob ſie herben Honig
Oder ſüße Gifte geben.

17

Bienen ſterben in den Kelchen,
Die ſich ſtill zuſammen ſchmiegen,
Noch berauſcht vom ſüßen Honig,
Wenn ſie ſchon dem Gift erliegen:
So in Deinen lieben Augen
Möcht' ich lebend auferſtehen,
Oder wie im Meer von Wonne
Todt und taumelnd untergehen!

IX.

Von den Sternen will ich lernen,
Die am Winterhimmel ſtehn,
Die im Nahen und im Fernen
Friedlich um einander gehn;
Wie ſie kommen, wie ſie kreiſen,
Nie getrennt und nie vereint,
Wie ſo ganz in ew'gen Gleiſen
Ihre Welt befangen ſcheint!

Daß ich ſo Dich lieben lernte,
Friedlich nah und friedlich fern,
Du Geliebte, Du Entfernte,
Meines Lebens ſchöner Stern!
Stets den Sinn nach Dir gerichtet,
Stets den Blick in Dich verſenkt,
Alles Herz von Dir gelichtet,
Aller Lauf durch Dich gelenkt.

Doch kometengleich getrieben,
Raſtlos hin- und hergejagt,
Brauſt mein ungeläutert Lieben
Wie die Windsbraut durch die Nacht,
Bis es irrend gleich dem Blitze
Mir zurück in's Herze fährt
Und ſich in der eig'nen Hitze
Unbefriedigt ſelbſt verzehrt.

X.

„Lieber, jene Blumen alle,
Die im Frühling uns entzückt,
Die wir uns am Waſſerfalle
Und im ſtillen Wald gepflückt,
Weißt Du nicht, daß nicht für immer
Sie des Winters Hand zerſtört,
Daß im Mai ihr Farben-Schimmer
Und ihr Duften wiederkehrt?

„Sieh, vor Winter's ſtarren Armen
Hat die Erde ſie verſteckt
Und mit Tüchlein, weißen, warmen,
Mutterſorglich zugedeckt;
Blickt die Sonne neu hernieder,
Zieht ſie ſanft das Laken fort
Und die Blumen ſpielen wieder,
Dort und hier, und hier und dort."

21

Liebſte, jene ſüßen Stunden,
Die uns beide einſt entzückt,
Da wir, inniglich verbunden,
Küſſend uns die Hand gedrückt,
Weißt Du nicht, daß ſie im Herzen
Sich zur Zeit nur ſtill verſteckt,
Tief mit Thränen und mit Schmerzen
Und mit Liedern zugedeckt?

Glaube mir, daß endlich wieder
Unſer Frühling kommen muß,
Statt der Thränen und der Lieder
Händedruck und Blick und Kuß;
Und mit einem Wiederhalle,
Rufen ich und Du ihm zu,
Unſre Blumen, Stunden alle,
All' in einem Wiederhalle:
Holder Lenz, was zögerſt Du?!

XI.

Wie bin ich doch ſo froh erſchrocken,
Als ich auf einmal aufgeblickt
Und da in Deine blonden Locken
Mein Auge plötzlich ſich verſtrickt!
Ich dachte Dich in weiter Ferne,
Mich, krank, gebannt an's öde Haus,
Da trat'ſt Du ähnlich einem Sterne
Aus Wolken unverhofft heraus.

Und ach, der ſeligen Minute,
Da halb mit Thränen noch gefüllt,
Mein Aug' auf Deinen Zügen ruhte,
Auf Deinem ſchwebend lieben Bild,
Da eines langen Tages Hoffen
Sich mir im Fluge ſpät gewährt
Und das von ſelber eingetroffen,
Was ich ſo lang' umſonſt begehrt.

Doch wie Du erſt vorbeigegangen,
Auf deinen Wangen ſanfte Gluth,
Da ſah ich ſonder Harm und Bangen
Dir nach, im Herzen neuen Muth.
Der Augenblick ſchien mir gegeben
Als Pfand vom Schickſal feſt und rein,
Es ſolle mir im ganzen Leben
Auch nicht ein Tag verloren ſein.

XII.

Fenſter zu, Gardine nieder,
Stille Alles, Alles Nacht.
Drunten wandl' ich hin und wieder:
Ob ſie ſchlummert? Ob ſie wacht?
Dort ihr Kämmerlein wie traulich
Und wie ſorglich aufgeräumt,
Hier die Liebe, die beſchaulich
Von der Stätte droben träumt.

Sieht das Lager, welches einſam
In beſchirmter Ecke ſteht,
Von der Unſchuld und gemeinſam
Von verbot'nem Wunſch umweht,
Sieht das Kiſſen, das geſchmeidig
Die gelockte Scheitel wiegt
Und die Decke, die ſich freudig-
Zitternd um die Glieder ſchmiegt,

Sieht im Schlafe hingegoſſen
Jenen Leib, ſo ſüß gebaut,
Jene Aeuglein feſt geſchloſſen,
Die am Tag ſo klar geſchaut,
Sieht die Tüchlein und die Bänder,
Die ſie züchtig von ſich warf
Und das reichſte der Gewänder,
Das auch Nachts ihr bleiben darf.

Dunkle Kammer, einſam Bette,
Wo ein Mädchen träumend ruht,
Menſchliche und heil'ge Stätte,
Oed' und kühl und doch voll Gluth,
Stehe Du in tiefem Frieden,
Eines Engels enges Zelt,
Streng von aller Welt geſchieden,
In Dir ſelber eine Welt.

Aber aller Träume ſüß'ſter
Fülle Dich mit ſeinem Duft,
Schweb' in koſendem Geflüſter
Gaukelnd durch die laue Luft,
Halte mild die Bruſt umfächelt,
Die ſich ſeufzend hebt und dehnt,

Geb' ihr, die im Schlafe lächelt,
Das, wonach ihr Herz ſich ſehnt.

Fenſter zu, Gardine nieder,
Stille Alles, Alles Nacht.
Drunten wandl' ich hin und wieder:
Ob ſie ſchlummert? Ob ſie wacht?
O der Liebe zweier Herzen,
Die nur träumend glücklich iſt,
Und getrennter Tage Schmerzen
In getrennter Nacht vergißt!

Dämmerung der Liebe.

I.

Nacht, mein Lieb, laß ſein!
Nacht, wo Deine Augen leuchten,
Deine dunklen, liebefeuchten,
Und wie Maienthau
Auf die heiße Au
Träufe mild Dein Kuß herein!

Still, mein Lieb, laß ſein!
Still, daß mein' und Deine Stimme
Ganz in Blick und Kuß verſchwimme,
Und ſo immer fort
Ohne Licht und Wort
Stille Nacht laß ſein!

II.

Ich küßte ſie auf die Stirne klar
Und auf das lichte Augen-Paar;
Das ſtrebte mit den weichen Lidern
Den Druck der Lippe zu erwidern
Und reizte mich ſo wunderbar.

Ich küßte ſie auf den rothen Mund
Und trank ihren Athem bis auf den Grund;
Sie ſog ſich feſt in heißen Zügen
Und konnte ſich nicht eh'r genügen,
Bis mir und ihr die Lippen wund.

Ich küßte ſie auf die weiße Bruſt,
Da ward's ein End' mit meiner Luſt;
Als hätte ſie zerbrechen müſſen,
So wogte ſie unter meinen Küſſen, —
Und ich hab' weiter nichts gewußt.

III.

Sie ſchaute mir in's Aug' hinein
Und ſprach: Was glänzt und glüht dadrein?
„Ei, kennſt Du denn Dein Angeſicht
Und deine eig'nen Züge nicht,
Die glühen, die glänzen,
Wie Bild in Rahmens Gränzen."

Sie legte die Hand auf's Herze mein
Und ſprach: Was klingt und klopft dadrein?
„Da ſchlummern Lieder, klein und groß,
Wie Kindlein in keuſchem Mutterſchooß,
Die reißen, die ringen,
Zu Dir heraufzudringen."

IV.

In ihrem weichen Arm zu liegen
Hat mir mein ſüßes Kind erlaubt,
Auf ihrem Buſen darf ich wiegen
Das müde, traumbelad'ne Haupt;
Da ruh' ich, ohne mich zu regen,
Von ihren Blicken überreicht
Und lauſche ihren Herzens-Schlägen
Und ſchaukle mich, ſo lind, ſo leicht.

So ſchwimmt ein Kahn auf Waſſerwogen,
Ein herrenloſer, hin und her,
Hoch über ihm des Himmels Bogen
Und unter ihm das tiefe Meer.
Er weiß von keinem Stehen-Bleiben,
Von keinem Halt und Ziel nicht mehr
Und möchte immer weiter treiben,
So weit, ſo weit, wie's ew'ge Meer.

V.

Die Liebe fragt nicht,
Nicht nach Geſtern, nicht nach Morgen;
Liebe, lieben Leute!
Lebt für heute.
Ein ängſtlich Forſchen, kärglich Sorgen:
Von alter Zeit und neuer Borgen:
Schlechte Liebe!
Liebe fragt nur: liebſt Du?
Liebe fleht nur: giebſt Du?
Aechte Liebe!

Die Liebe ſchielt nicht,
Nicht nach vorne, nicht nach hinten;
Liebe, ſüßes Kind!
Lieb' iſt blind.
Sich lange ſuchen, ſpäte finden,
An tauſend Feſſeln ſcheu ſich binden,

Schlechte Liebe!
Liebe fragt nur: ſtimmſt Du?
Liebe fleht nur: nimmſt Du?
Aechte Liebe!

Die Liebe ſtirbt nicht,
Nicht im Tode, nicht im Leben.
Lieb' allein
Muß ewig ſein!
Sich flatternd-leicht um Alle treiben
Oder ſteif bei Einer hangen bleiben:
Schlechte Liebe!
Liebe kennt kein: beſeſſen,
Liebe kennt kein: vergeſſen,
Lieb' iſt Ein's
Oder Kein's,
Aechte Liebe!

VI.

Ich wollte dichten in ihrem Arm —
Daß Gott erbarm'!
Küßt mir die tolle, ſpielende Dirne
Alle Gedanken raſch von der Stirne,
Alle Reime friſch vom Munde:
Dichterſtunde!

Ich wollte ſterben in ihrem Arm —
Daß Gott erbarm'!
Schon lag ich geſtreckt wie auf der Bahre,
Da fährt ſie mir neckend durch die Haare
Und küßt mich lebendig mit rothem Munde:
Todesſtunde!

Ich wollte leben in ihrem Arm —
Daß Gott erbarm'!
Ich umſchlinge ſie ſtark, wie ein ganzer Mann,
Da ſchaut ſie mich lang und flehend an
Und weinend, daß ich matt mich wende:
Seliges Ende!

VII.

Mann und Weib
Eine Seel', ein Leib!
Seele wird nicht folgen können,
Wird im Leibe ganz verbrennen;
Laßt ſie fallen im Flug,
Habt am Leibe genug!
Klingt's nicht beſſer,
Schlingt's nicht feſter:
Mann und Weib
Ein Leib!?

VIII.

Zwei Sterne weiß ich, zwei wilde Sterne, —
Mehr ſag' ich nicht —
Mir näher als jene in Weltenferne,
Mir heller als die mit Himmelslicht.
Die gehen auf und gehen nieder
Und machen Nacht und machen Tag,
Die bringen mir Frühling, Licht und Lieder
Und immer ſeh' ich den Sternen nach.

Eine Quelle weiß ich, eine ſüße Quelle, —
Mehr ſag' ich nicht, —
Dort ſchöpf' ich täglich nach friſcher Welle,
Allein kein Trinken kühlt mich nicht.
Da ſterb' ich, von Flammentropfen trunken,
Haſtig ſchlürfend, ſtets zum Grund
Und möchte gern, daß ich ſtill verſunken
Im Quell mich ſelber ertränken kunnt'!

Zwei Hügel weiß ich, zwei weiche Hügel, —
Mehr ſag' ich nicht —
Ich brauch' keine Schwingen und keine Flügel,
Die Hügel find' ich auch ohne Licht.
Sie ſind nicht grün, wie im Mai die Höhen,
Sie leuchten ſo weiß, wie die Gletſcher thun,
Und dennoch hab' ich kein inniger Flehen,
Als ewig auf jenen Hügeln zu ruhn!

IX.

Warum ich dem Champagner mich ergeben,
Fragſt Du mich oft und blickſt mich ſcheltend an,
Und doch biſt Du, mein heißgeliebtes Leben,
Ja Du, und Du allein biſt Schuld daran.

Denn ſieh, wenn deckenhoch die Pfropfen ſchießen,
Ein Strom, der donnernd ſeine Dämme bricht,
Daß hoch und weit die würz'gen Wellen fließen,
Dann kommt mir ſtets ein ſeltſames Geſicht:

Als ob Dein Leib in goldner Schaukelwiege,
Getragen von geſchäft'ger Engel Hand,
Den lichten Tiefen rein und ſüß entſtiege,
Wie Venus einſt dem Meerſchaum ſich entwand.

Dann muß ich, um die Stunden zu verkürzen.
Bis ich Dich wiederſeh', Du liebes Kind,
Die Gläſer ſchnell und heiß hinunterſtürzen,
Die nicht ſo heiß, wie Deine Küſſe ſind!

X.

Zerplatzt, zerplatzt, ihr Perlen,
Thut, was ihr müßt.
Goldene, ſpielende, leuchtende
Kelch-entſtiegene Tropfen,
Zerplatzt, zerplatzt, ihr Perlen,
Von mir hinweggeküßt.

Zerplatzt, zerplatzt, ihr Perlen,
Thut, was ihr müßt.
Hellere, heißere, heilige,
Himmel-entfallene Tropfen,
Thränen aus Liebchens Auge,
Hab' ich ſchon weggeküßt.

XI.

Wir küßten uns nicht brennend,
Wie die Begierde will,
Wir küßten uns, bekennend,
Daß wir uns liebten ſtill.

Wir küßten uns nicht lange,
Daß Lipp' und Lippe ruhn,
Wir küßten uns ſo bange,
Als dürften wir's nicht thun.

Wir küßten uns nicht ſchwörend,
Was braucht' es einen Schwur? —
Nicht flehend und nicht wehrend.
Wir küßten eben nur,

Nicht ſeufzend und nicht ſchmerzlich,
Wie unterdrückte Gluth,
Nur inniglich und herzlich,
Wie zwei, die ſich recht gut.

40

Wir küßten uns in Frieden. —
Ein Dritter kam dazu.
Hätt' der uns nicht geſchieden,
Wir küßten immerzu.

XII.

Haben Dir im Traume nicht
Die kleinen Ohren geklungen,
Als ich bei ſpätem Mondenlicht
Vor Deinem Fenſter mein Gedicht
Gemacht und gleich geſungen?

Mir hat's die Nacht wie Glockenſpiel
In beiden Ohren geläutet.
Ich dachte, weil's mir ſo gefiel,
Dein Mädchen träumt von Dir recht viel, —
Oder hat's was And'res bedeutet?

Der Liebe Leid.

I.

Sonne rief der Roſe,
Rief mit Blick und Wort,
Und als Roſe keimte,
Ging die Sonne fort.

Liebchen rief dem Herzen,
Rief mit Wort und Blick;
Als das Herz erglühte,
Zog ſie ſich zurück.

Roſe mußte ſterben,
Und das Herz mit ihr.
Liebchen, meine Sonne,
Gott verzeihe Dir!

II.

Die Wolken ziehen ſchwarz und hoch,
Matt blinken die müden Sterne;
Wacht wohl mein ſüßes Liebchen noch,
Mein Liebchen in der Ferne?

Es ſingt der Wind ſein Wiegenlied
Und ſchlägt an Fenſter und Bäume;
Ob ſie wohl herüber zu mir ſieht,
Verſenkt in liebende Träume?

Die Woge ſchläft, die Welt iſt ſtill,
Und Nacht hat den Tag vertrieben;
Mein heißes Herz nicht ſchlafen will,
Es kann nur weinen und lieben.

III.

Ich möchte wohl die Schildwach' ſein,
Die jenes Haus bewacht,
Und unter Liebchens Fenſterlein
Wohl ſchildern Tag und Nacht.

Dann ſäh' ich ſie des Morgens früh,
Wenn ſich der Vorhang regt,
Und noch am Abend ſäh' ich ſie,
Eh' ſie ſich niederlegt.

Des Tages ſchreit' in ſtillem Lauf
Ich unten hin und her,
Sie blickt herab, ich blick' hinauf,
Was braucht 'ne Schildwach mehr?

Doch kommt ſie ſittſamlich einher
Und tritt aus ihrem Haus,
Dann präſentir' ich das Gewehr
Und rufe: Wache 'raus!

Und wenn es ſchneit und wenn es ſtürmt,
Dann hüll' ich mich in Ruh,
So traut vom Schilderhaus beſchirmt,
In meinen Mantel zu,

Und freue mich am Sonnenſchein,
An dem's mir nie gebricht,
Bei Tag aus ihrem Aeugelein,
Des Nachts von ihrem Licht.

So halt' ich ſie in ſteter Hut,
Sie kann in Frieden ruhn,
Und wer ihr was zu Leide thut,
Der hat's mit mir zu thun.

IV.

Ich hatt' ein Röslein werth und lieb,
Weil es zu grauen Wintertagen
Und bei des Unmuths herben Klagen
Des Auges Troſt und Freude blieb.
Das ſtrebte ſcheu dem Lichte zu,
Wie aus zerriſſenem Gemüthe
Die letzte Liebe ſtill erblühte, —
Und das warſt Du!

Das Röslein lag mit ſeinem Duft
Und mit des Kelches zarter Röthe
In meines Winters Kerker-Oede
Des Frühlings friſche, warme Luft.
Ich ſah dem Röslein träumend zu
Und Thränen floſſen mild hernieder,
Das alte Herz, das liebte wieder, —
Und das warſt Du!

Drauf träumte mir ein böſer Traum,
Die Nacht war kalt und lang und trübe,
Mir träumte von verworf'ner Liebe
Und als ich wachte, wußt' ich's kaum.
Dem Fenſter eilt' ich freudig zu,
In ſüßen Ahnungen verloren, —
Mein Röschen war des Nachts erfroren,
Und das warſt Du!

V.

Die Leute ziehen alle hinaus,
Um koſend ſich zu ergehen;
Mein Liebchen bleibt allein zu Haus
Und läßt ſich nirgends ſehen.

Was kümmert ſie auch der Sonnenſchein
Und der anderen Menſchen Luſt?
Sie ſitzt derweil' im Kämmerlein
An ihres Bräutigams Bruſt.

Der küßt ſie ſatt, der herzt ſie ſatt
Und umfaßt das liebe Bild.
Ich ſchleich' indeſſen ſterbensmatt
Durch das duftige Herbſtgefild.

VI.

Mein holdes Lieb bedauerte mich,
Daß ich ſo krank geweſen,
Ich konnt' ihr zartes Mitgefühl
Aus ihren Blicken leſen.
Du ſtolzes Kind, Du glaubſt doch nicht,
Daß ich jetzt ganz geneſen?
Du kannſt ja meinen alten Schmerz
Aus meinen Blicken leſen.

VII.

„Lieber, warum hülleſt Du
Froſtig Dich im Mantel zu?
Warſt doch einſt ſo lebenswarm,
Als Du lagſt in meinem Arm,
Blühteſt einſt ſo roſenroth
Und biſt jetzo bleich und todt!“

Seit Du mich verlaſſen haſt,
Hat mich böſer Froſt gefaßt;
Schau' mich nur noch einmal an,
Wie Dein Auge oft gethan,
Dann, mein Liebchen roſenroth,
Frier' ich mich getroſt zu Tod.

VIII.

Da ſend' ich zu ihrem dunkelen Haus
Die letzten, die ſchmerzlichſten Grüße,
Ich zieh' in die dämmernde Nacht hinaus:
Sie ſchläft und träumet ſchon ſüße.

Und wenn ſie Morgen früh erwacht,
Dann ſeufzet ſie ſtill beklommen:
Er wanderte fort die letzte Nacht, —
Heut' muß ein Anderer kommen.

IX.

Mich ſchau'n mit frommen Augen
Die jungen Knospen an,
Selbſt Sonn' und Sterne lächeln
Mir mild von ihrer Bahn;

Es ſpricht zu mir die Welle,
Mir rauſcht die grüne Lind',
Mir ſingt die frühe Lerche,
Mich küßt der Abendwind.

Und nur zwei blaue Augen
Und nur ein rother Mund,
Die ſind mir abgewendet
Und ſchweigen alle Stund.

X.

Ich habe zur letzten guten Nacht
Dein liebes Bild geküßt;
Da war's mir, als hätte der Mund gelacht,
Das Auge mich freundlich gegrüßt.

Die Züge lebten in mildem Glanz,
Umhaucht von athmendem Wehn;
Du warſt es ſelbſt, Du warſt es ganz,
Als ſei ein Wunder geſchehn.

Da hab' ich zur letzten guten Nacht
Dein Bild noch einmal geküßt;
Mir iſt, als hätteſt Du gelacht
Und als ob ich weinen müßt'!

XI.

Die Gäſte jubeln am Hochzeitsmahl,
Trompeten erſchallen laut,
Es gleißt der Saal, es kreiſt der Pokal,
Und der Bräutigam küßt die Braut.

Der Sänger ſitzt in dem bunten Schwarm,
So ſtill und ſo leichenweiß,
Die treue Zither hält er im Arm
Und ſinget der Liebe Preis.

Doch als des Feſtes Königin hold
Ihm kredenzt den funkelnden Wein,
Da fällt ihm in den Becher von Gold
Eine giftige Thräne hinein.

Und als er mit gierig ſchlürfender Haſt
Den goldenen Becher geleert,
Da hat er im Saale nicht Ruh', noch Raſt,
Von brennendem Weh verzehrt.

Es treibt ihn mit Sturmes⸗Allgewalt
Aus dem feſtlich ſchimmernden Haus,
Hinaus in den dunkel ſchauenden Wald,
In die froſtige Nacht hinaus.

Der Nordwind wühlt ihm durch ſein Haar,
Die Bäume ſtaunen ihn an,
Und droben leuchtet der Mond ſo klar,
Wie einſt ihr Auge gethan.

Fern donnert der Waſſer mächtiger Schwall,
Fern brandet das ewige Meer,
Und die Wellen und Wolken und Wetter all',
Die jagen hinter ihm her.

Und durch den Sturm verfolgt ihn grell
Eine grinſende Stimme und ſpricht:
Entlaufe mir nur, Du toller Geſell,
Dir ſelber entläufſt Du nicht!

Dichter-Wehen.

Warte nur, balde
Ruheſt Du auch.
Goethe.

I.

Den Dichter preiſ' ich, der, ein Sohn der Zeit,
Durch ihre Wogen keck und kräftig ſteuert,
Von ihrem Strahl in tiefſter Bruſt befeuert,
Zu Klag' und Mahnung ihr die Stimme leiht;

Der nicht daheim in Trägheit dumpf verſäuert
Und feſte ſteht, geſtählt in heißem Streit,
Was auch im Sturm bewegter Sterblichkeit
Um ihn verwelkt und welkend ſich erneuert.

Und den beneid' ich, der beſonnen-mild
In ſeines Buſens friedlichem Gehege
Sich ſeine Welt erſchafft und ſeine Wege.

Und den bewein' ich, ach! im eig'nen Bild,
Der fluchbeladen durch der Proſa Steppen,
Den Gott im Herzen, ſich muß weiter ſchleppen.

II.

O könnt' ich's heiß in dieſe Zeilen gießen,
Wie mir das Herz im Leibe ſtets ergrimmt,
Wenn ein Philiſterlein ein Blatt von dieſen
In ſeine ſaubern Sonntags-Hände nimmt!

Da wird mit Kunſt getadelt und geprieſen
Und um den Werth äſthetiſch abgeſtimmt,
Und pfiffig mit den Fingern nachgewieſen,
Was für ein Brocken in der Sauce ſchwimmt.

Wie anders, wenn in warmer Bruſt verſchloſſen,
Von leiſer Ahnung träumeriſch umhaucht
Ein neues Lied aus ſeinen Tiefen taucht!

Von ſüßen Wehen mächtig übergoſſen
Erbebt das Herz und jauchzt und ſchwillt und ringt,
Bis ſeine Blüthe reif zu Tage dringt.

III.

Ich geize nicht nach dürft'gen Lebesbrocken,
Dem Mitleids-Abhub von berühmten Tiſchen,
Auch will ich keinen von den gold'nen Fiſchen
Aus eines Kaufmanns zähem Säckel locken.

Mein Lied ſoll nur die eig'ne Bruſt erfriſchen,
Ward mir im Erdenſtaub die Kehle trocken,
Und, wie des Sabbaths frühe Feier-Glocken,
Die ſchmutz'ge Sorge von der Seele wiſchen.

Und wenn ich gar auf meines Mädchens Wegen
Die bunten Blumen opfernd ausgeſtreuet,
Daß ſie ſich oft an ihrem Spiele freuet,

Dann find' ich Ziel und Krone für mein Streben
Und für der Lieder anſpruchloſes Leben
Entſchuldigung und überreichen Segen.

IV.

Mein Rock iſt nicht aus buntem Tuch geſchnitten,
Er ſchimmert nicht von Orden und Geſchmeide,
Auch klirrt nicht zu den tanzgerechten Schritten
Melodiſch Reiterſporn und Säbelſcheide.

Im Sonntagsklubb bin ich nicht wohl gelitten,
Weil ich den Thee und die Aeſthetik meide,
Und auch zum Boſton darf man mich nicht bitten,
Da ich ſo unverſchämt am Spielglück leide.

Ich kann nicht künſtlich meine Locken ſtutzen,
Kein Garn und keine Redensarten winden
Und mir die Naſe nicht mit Grazie putzen, —

Nun ſag' mir doch, mein Liebchen, unumwunden:
Was magſt Du an dem Lump zu lieben finden,
Daß Du Dich ihm ſo treu und feſt verbunden?

V.

So kümm're Dich doch nicht um alte Katzen,
Um weiſe, hoch- und wohlgebor'ne Tanten;
Laß ſie vor Neid, vor ſcheeler Mißgunſt platzen,
Die giftgeſchwellten Bäuche der Bekannten!

Wir fanden uns, wir haben uns verſtanden,
Nun laß die Leutchen, was ſie wollen, ſchwatzen;
Mit unſ'rem Glücke machen wir zu Schanden
Die hohlen, ſchiefgezog'nen Teufelsfratzen.

Siehſt Du denn je die Eiche ſich ereifern,
Um ihre Wurzeln bang erſchüttert beben,
Wenn ekle Würmer ihren Fuß begeifern?

So laß denn unſ're Liebe, Du mein Leben,
In jener Sündfluth fader Klatſchereien
Stets fröhlicher, ſtets ſeliger gedeihen!

VI.

Ich möcht' es Euch in einem Worte ſagen,
Was mir die Bruſt in ſüßen Wehen ſchwellt;
Empor, empor zum ew'gen Sternenzelt
Möcht' ich mich auf Geſanges-Flügeln tragen,

Wo keine Seufzer um Verlor'nes klagen,
Wo jede Schranke von der Seele fällt,
Daß über einer ſchmerzzerriß'nen Welt
Der Lethe Wellen ſtark zuſammenſchlagen.

Doch wenn das Lied, vergeſſend ſeiner Schwächen,
Von der Minute Zauber tief durchbebt,
Sich kühnen Fluges hoch und höher hebt,

Dann plötzlich fühl' ich ſeine Schwingen brechen
Und, nah' dem Ziel, zerfließt des Sängers Wähnen
In brennenden, in machtlos heißen Thränen.

VII.

Da liegt die Stadt, ein wirres Lichtermeer,
Aus dem die Thürme ſchwarz und ſpitzig ragen.
Die Dächer kahl, die Straßen ſtill und leer,
In Nebelſchleier duftig eingeſchlagen.

Am Himmel ziehn die Wolken hin und her,
Wie ſich im Herzen die Gedanken jagen
Und fern erbrauſt des Stroms verſtecktes Wehr
Und Waldgeräuſch von Abendwind getragen.

Von Tages-Luſt und Tages-Laſten trunken,
Ein müdes Kind in mütterlichen Armen,
Iſt rings die Welt in Frieden hingeſunken.

O heil'ger Schlaf, du ſüßeſte der Gaben,
Wann wirſt Du endlich meiner Dich erbarmen
Und mich in milder Dämmer-Nacht begraben?

VIII.

Ich wollte ſie mit Trauerflor umhängen,
Der lieben Harfe früh verſtimmte Saiten,
Und alle Bilder ferner Jugendzeiten
In ernſte Gegenwart zuſammenzwängen;

Doch bei des Frühling's froh allmächt'gen Klängen,
Die jubelnd mich auf jedem Tritt begleiten,
Fühl' ich des Liedes, der Liebe Seligkeiten
Von Neuem die verwaiſte Bruſt bedrängen.

Verhülle Du die Nachtigall im Bauer,
Um in des Kerkers eng beſchränkten Schatten,
Dem Grabe gleich, ihr Singen zu beſtatten:

Nur um ſo tiefer klingt durch Nacht und Trauer
Tief aus der wunden, ſchmerzdurchwühlten Seele
Das Klaglied der gefang'nen Philomele.

IX.

Als Sängers Sinnbild grüß' ich Dich vor allen,
Du Lerche, von den jungen Lenznomaden,
Wenn Deine ſtolzen, ſchmetternden Rouladen
Durch grüne Felder triumphirend ſchallen.

Hinauf, hinauf zu lichten Himmelshallen
Strebt er, wie Du, auf luftig freien Pfaden,
Und muß, wie Du, von Schwäch' und Noth beladen,
Zurück auf die verſchmähte Erde fallen.

Die Schwalben lob' ich mir, die klugen Gäſte,
Die plaudernd, in geſchäftig-ſchnellem Walten,
Den Flug beſcheiden an der Erde halten.

Aus Staub und Koth bau'n ſie ihr frühes Neſte
Und können dann, zu jeder Zeit gedocken,
Mit Weib und Kind ſolid zuſammenhocken.

X.

Hätt' ich gelebt in jenen gold'nen Tagen,
Wo Dichter frei durch alle Lande gingen,
Wo Haus und Halle, feſtlich ausgeſchlagen,
Den Wanderſchwan mit Gaſtlichkeit empfingen!

Zu allem Schönen durft' er kühn ſich wagen
Und vor der Dame ſeines Herzens ſingen,
Und ihn bedrohte nicht mit Scheer' und Schlingen
Die Polizei im rothen Schergen-Kragen.

Jetzt ſchleicht er an dem Knabenzaum der Sitte,
Der dunkelſte und thörichtſte von Allen,
Durch leerer Häuſer, leerer Köpfe Mitte.

Und will's einmal im Unmuth überwallen,
So zerrt er zornig an der zähen Kette
Und kühlt ſich ab durch fröſtelnde Sonette.

XI.

Ein Flammenmeer in falbem Wetterleuchten
Hielt den bewölkten Himmel rings umzogen,
Der Donner brauſte und des Sturmes Wogen
Durch Tannenwipfel, die ſich ſtöhnend beugten.

Da kamen fern und nah die aufgeſcheuchten,
Verſtummten Vöglein ſuchend heimgeflogen
Und bargen, zu einander dicht gebogen,
Sich in den Zweigen, in den regenfeuchten.

Mir aber war die Seele aufgegangen,
Die ſtürmiſche, im Sturm, der mich verſchlungen,
Und jauchzend hab' ich in die Nacht geſungen.

Beſchlich mich auch, wie ſie, ein heimlich Bangen,
Ich hatte ja kein Neſtchen, mich zu decken
Und keine Bruſt, mich innig dran zu ſtecken.

XII.

Empfangt mich wieder, ihr verhaßten Mauern,
So eng, ſo öd', wie dumpfe Kerkerwände,
Wo böſe Träume rings aus jedem Ende
Wie Nachtgeſpenſter tückiſch auf mich lauern.

Die Bruſt bedrückt von ahnungsſchweren Schauern
Erheb' ich flehend die gefalt'nen Hände,
Doch ach! wohin ich auch die Blicke wende,
Kein Laut, kein Herz, kein Gott will mit mir trauern.

Kennt Ihr die Mähr' vom fernen Paradies,
Mit Maienduft und Sphärenklang durchſchwommen,
Das einſt den Menſchen liebend aufgenommen?

Und als der Engel zürnend ihn verſtieß,
Da iſt der Menſch — nach einer kurzen Nacht —
In einer Wüſte — einſam — aufgewacht.

XIII.

Du ſchwaches Herz, willſt Du Dich nie entwöhnen
Von dem, was Dich beſeligt und zerriſſen?
Mußt Du denn ſtets in ſehnlichem Vermiſſen
Dem Gaukelſpiel der eig'nen Träume fröhnen?

Da klingt's in Dir mit ſüß verworr'nen Tönen
Und webt um Dich mit ſtillen Finſterniſſen
Und nagt an Dir mit tiefen Schlangenbiſſen,
Um jede Hoffnung grauſam wegzuhöhnen.

Ach! was Du ſuchſt, das wirſt Du nimmer finden,
Kein Herz, das treu und innig für Dich ſchlüge,
Kein Lied, das Dich zu ew'gen Sternen trüge;

Drum ſuche Dir in fremder Erde Gründen
Ein zeitig Grab, das unter grüner Decke
Dich vor der Welt, Dich vor Dir ſelbſt verſtecke!

XIV.

Vergangenheit, in Deinen Tiefen wühlen
Mit ſchmerzlich-ſüßer Selbſtqual die Gedanken,
Um jene Freuden, die mit Dir verſanken,
Noch einmal in verarmter Bruſt zu fühlen.

Und wiederum, die Wehmuth abzuſpülen,
Umſchling' die Zukunft ich mit tauſend Ranken,
Bis mir den Sinn, den zweifels-heißen, kranken,
Der Hoffnung linde Engelflügel kühlen.

So ewig zwiſchen dieß- und jenſeits hangend,
Dort von Erinn'rung träumend hingezogen
Und hier die Hoffnung leichtgetäuſcht umfangend,

Verlier' ich unter Werdenden und Todten,
Was mir der raſche Augenblick geboten,
Und bin um meine Gegenwart betrogen.

XV.

Ich möchte ſcherzen, ach! und kann es nicht.
Ein Blutſtrahl dringt aus der geſchlag'nen Wunde
Und ſpricht es aus, daß nie das Herz geſunde,
Das grauſam Deine falſche Hand zerbricht.

Ich möchte zürnen, ach! und kann es nicht.
Es ſchwebt mir vor ſo manche Dämmerſtunde,
So mancher Kuß aus Deinem ſüßen Munde,
Dein ganzes, holdes, tödtliches Geſicht . . . . .

XVI.

Du wunderſt Dich, daß das ein Ende nimmt,
Was eines Weibes rother Mund geſchworen?
Geht jede Blume nicht im Herbſt verloren,
Wie jeder Stern bei Morgenlicht verglimmt?

Laß nur die Weiſe, die Du angeſtimmt,
Als ſie zu ihrem Diener Dich erkoren,
Noch eins hinüberwehn zu ihren Ohren,
Bevor ſie ganz in Deiner Bruſt verſchwimmt.

Gefällt's ihr nicht, wie jene alten Lieder,
Die von beglückter Liebe wiederhallen,
Sie treu umſchlingend einer Kette Glieder, —

Ei nun, ſo ſag's ihr meinetwegen wieder,
Daß mir von ihren Lieb's-Gedichten allen
Das letzte auch am wenigſten gefallen!

XVII.

Im Alterthume geht die leiſe Sage
Von einer Säule, fern in ew'ger Wüſte,
Die plötzlich wunderbar erklingen müßte,
Sobald der erſte Strahl im Oſten tage.

Bald tönte ſie ſo weich, wie Liebesklage,
Wenn Helios den ſtummen Stein begrüßte,
Bald ſcholl es brauſend bis zur Meeres-Küſte,
Als ob ein Gott die Rieſenharfe ſchlage.

Laß dieſes Blatt, mein letztes unter allen,
Das Loos der todten Wüſtenſäule theilen,
Bis Deine Blicke leuchtend drauf verweilen;

Dann ſoll es flüſternd meinen Namen hallen
Und auf der Liebe früh zerſchnitt'nen Bahnen
Dich an vergang'ne Seligkeiten mahnen.

XVIII.

Verſenken will ich meiner Liebe Hort,
Den heiligen, in ſpiegelklare Fluth.
Doch nicht das Meer, das eig'ne Herzens-Blut
Erſchließ' ich ihm als den geweihten Port.

Und wenn er da in dunkler Tiefe ruht,
Da wäſcht kein Wind und keine Well' ihn fort,
Da findet ihn kein menſchlich Zauberwort:
Ein Männerherz iſt wohl zum Sarge gut.

Du aber, Blick, ſei nimmer wieder hell,
Verdorre, meines Lebens grüner Zweig
Und Du verſiege, reicher Liederquell!

Dem Grabe ziemt der alte Feſtſchmuck nicht
Und Herz vertauſcht die Bräut'gams Miene gleich
Mit einem Leichenbitter-Angeſicht.

XIX.

Oft greift es mich, wie Schelten oder Mahnen
Und reißt mich fort aus meinen engen Gränzen
Hinaus in eine Welt, wo ernſt're Fahnen
Im Morgenſtrahl lebendig wehn und glänzen.

Mich widert's an, das knabenhafte Ahnen,
Die Liebelei in ewiglichen Lenzen,
Und nicht von Myrthen träum' ich, von Cyanen,
Mich dürſtet heiß nach kühlen Lorbeerkränzen.

Doch will ich dann dem Banne mich entraffen
Und in die Welt, die ferne, wundervolle
Mich aus beſchränkten Lebenskreiſen retten:

So fühl' ich treulos meine Kraft erſchlaffen,
Ich klebe wieder an der dunklen Scholle
Und meine Dichtung knirſcht in ihre Ketten.

XX.

Ich fühle mich im tiefſten Sein vernichtet,
Wenn ich mein zwecklos Treiben überblicke,
Und Alles, was ich ſpielend mir erdichtet,
Fällt hohl und ſchaal in's alte Nichts zurücke.

Drum hab' ich längſt, gebeugt von Schickſals Tücke,
Auf allen Ruhm und alles Glück verzichtet
Und die beneidet, die mit beß'rem Schicke
Ihr Leben klug und praktiſch eingerichtet.

So liegt beſtäubt, von Spinnen überwoben,
Wie hoch es auch ſich früher aufgeſchwungen,
Mein Saitenſpiel daheim und iſt verklungen.

Und nur zuweilen haucht es, wie von oben,
In ſtiller Stunde durch die loſen Saiten,
Gedächtniß und Vermächtniß beß'rer Zeiten.

Jahres-Zeiten.

Wahrheit iſt, was ich genoſſen,
Aber ſie war kurz, wie Traum;
Jener Tag iſt hingefloſſen,
Wie der Vogel fliegt vom Baum;
Menſchen möcht' ich nicht verklagen
Mit dem Wort der Ungeduld;
Nur die Zeit allein ſoll tragen
Des zerſtörten Glückes Schuld.

Pfizer.

Vorfrühling.

Herz, kannſt Du nicht erhaſchen
Den alten Frühlingstraum?
Herz, magſt Du nicht mehr naſchen
Vom grünen Maienbaum?
Und ſehnſt Du Dich alleine
Zurück in Winterszeit,
Von neuem Sonnenſcheine
In alte Dunkelheit?

Dein Lieben ſo verglommen,
Dein Lied ſo dumpf und ſtumm, —
Herz, Deine Zeit iſt kommen
Und Deine Stunde um.
Du kannſt ihn nicht erhaſchen
Des Frühlings höchſten Preis,
Drum brenne ſtill zu Aſchen,
Gefriere ſtill zu Eis!

Frühlingslied.

Das iſt ein ſeltſam Leben
Durch Berg und Wald und Thal,
Ein Klingen und ein Weben,
Ein Duften überall.

Ihr fühlt Euch mild umwehet,
Es keimet fern und nah,
Und eh' Ihr's Euch verſehet,
Iſt auch der Frühling da.

Das iſt ein Flieh'n und Finden,
Ein Sehnen ohne Ziel,
Ein Scheiden und Verbinden,
Ein kindlich, ſinnig Spiel;

Der Kopf iſt Euch verdrehet,
Der Sinn iſt Euch getrübt,
Und eh' Ihr's Euch geſtehet,
Da ſeid ihr ſchon verliebt!

Das iſt ein Glüh'n und Drängen,
Ein Wogen ohne Ruh',
Es will die Bruſt zerſprengen
Und drückt ſie dennoch zu;

Und wenn es dann im Stillen
Zum Tages-Lichte bricht,
Dann hat ſich wider Willen
Entfaltet ein Gedicht.

O Lenz und Lieb' im Herzen,
Und Lieder in der Bruſt:
Wo gäb' es ſüß're Schmerzen
Und ſchmerzlichere Luſt?

Frühlingsleid.

Von blauen Bergen wehen
Des Frühlings Grüße her,
Hell wird es in den Höhen,
Die Erde ſchläft nicht mehr.

Und wie es blüht und klinget
Durch Berg und Thal und Wald,
Wie Alles ſich verjünget,
Die Menſchen bleiben alt.

Die Lilie.

Sinnend ſchritt ich durch den Garten
Von manch' altem Bild erfüllt;
Auf die Sterne wollt' ich warten,
Die die trübe Nacht verhüllt.
Schwarze Wolken hingen nieder
Zu der fernen Berge Saum
Und der Vögel Abendlieder
Tönten, wie in leiſem Traum.

Horch, da ſtiegen ſanfte Laute
Aus dem Blumenbeet hervor,
Und die weiße Lilie ſchaute
Mild und licht zu mir empor.
Duftend dann und dürſtend tauchte
Sich ihr Kelch in kühlen Thau
Und die ſüße Stimme hauchte
Klagend durch die dunkle Au:

„Hyazinth, Du lieber Knabe,
Biſt Du wieder mir entflohn?
Ruheſt wiederum im Grabe,
Schönen Frühlings ſchönſter Sohn?
Ach, auf fruchtlos langer Reiſe
Folg' ich Dir, ein ſcheues Kind,
Durch des Jahres flücht'ge Kreiſe,
Hyazinth!

Ahnen kann ich Deine Nähe,
Mich umweht Dein ſüßer Duft,
Mächtig ſtreb' ich in die Höhe
Aus der Knospe grüner Gruft;
Doch vom Zauber ſtreng befangen,
Kann ich dann, ein ſchwaches Kind,
Nie zu Dir emporgelangen,
Hyazinth!

Immer ſeh'n und nie erreichen,
Was die Seele lieben muß,
Mählig nah'n und raſch entweichen,
Das iſt, o Natur! dein Schluß.
Laß nach ewigem Verderben
Einmal nur Dein armes Kind

Mit ihm leben, mit ihm ſterben,
Hyazinth!“

Alſo ſang die Schmerzensreiche,
Aufgelöſt in weher Luſt,
Und das Haupt, das duftend bleiche,
Barg ſie an der Roſe Bruſt.
Stille war's im dunklen Garten,
Und die Lüfte wehten lind,
Und die hohen Bäume ſtarrten
Traurig auf das arme Kind.

Schnelle Vögel ſangen's wieder,
Was die ſchöne Blume litt,
Sternlein blickten fromm hernieder,
Und die Wolken weinten mit.
Um mich tönt' es fern' und lange
Durch den lauen Abendwind,
Mit der Liebe vollſtem Klange
Sehnend, klagend: Hyazinth!

Roman unter Blumen.

„Nelke, Nelke! biſt noch munter,
Oder ſchläfſt Du, ſüß und warm?
Komm doch, Liebchen! komm herunter,
Komm in Deines Buhlen Arm!
Wie mit dämmerleichten Schwingen
Uns die Sommernacht umſchließt,
Und ein Meer von Blüh'n und Klingen
Wonnevoll die Bruſt durchfließt!“

Nelke lag im erſten Traume
Und erwachte bei dem Klang,
Der vom nahen Roſenbaume
Säuſelnd ihr in's Herzchen drang.
„Lichte Sterne ſeh' ich glimmen,
Friſche Düfte winken mir,
Und mit tauſend ſtarken Stimmen
Zieht es mich hinab zu Dir!“

Baum und Blume, eng umſchlungen,
Fanden ſich zu ſüßem Ziel,
Und in keuſche Dämmerungen
Hüllte die Natur ihr Spiel.
So in minniglichem Koſen
Schwand die wonnetrunk'ne Nacht,
Bis mit ſeinen goldnen Roſen
Morgenroth am Berg' erwacht.

Da zu ſeines Liebchens Kummer
Riß der Baum ſich küſſend los,
Weil ein ſelig ſatter Schlummer
Wiegend durch die Zweige floß.
Nelke war noch aufgeblieben,
Die Erinn'rung hielt ſie wach!
Und ſie ſah dem fernen Lieben
Durch das Fenſter ſinnend nach.

Oft, der windige Geſelle,
Kommt um dieſe Zeit gerad'
Aus dem Haus der leichten Welle
Singend ſeinen frühen Pfad,
Sieht das Fenſterlein noch offen
Und will gar nicht weiter gehn,

Als er, wider alles Hoffen,
Schöne Nelke d'ran geſehn.

Wild durchwühlt er ihre Locken,
Küßt ſie keck und lang und heiß,
Daß die Blume hoch erſchrocken
Ihn nicht abzuwehren weiß;
Dann mit zügelloſem Wüthen
Brauſt er durch die Kelche hin,
Daß die Blätter und die Blüthen
Zitternd an die Erde fliehn.

Als den Blumen Mutter Sonne
Freundlich Guten-Morgen bot,
Fand ſie ihre Lieb' und Wonne,
Ihre Nelke, welk und todt.
Oſt, der windige Geſelle,
Stürmte in der Welt umher
Und an der geliebten Stelle
Stand der Baum und weinte ſehr.

In der Blumen-Ausſtellung.

„Herr Gevatter! habt Ihr drüben
Die Kartoffeln ſchon geſehn?
Und die dicken, rothen Rüben,
Die auf jenem Tiſche ſtehn?

Blumen läßt der Herr-Gott blühen
Ueberall, auf Wieſ' und Feld,
Aber ſolche Wunder ziehen
Kann allein die Künſtlerwelt.

Blumen muß es immer geben,
Ohne Blumen lebt man wohl?
Aber ſagt! was wär' das Leben
Ohne ſolchen Doppelkohl?“

Roſe ſtand ſo dicht daneben,
Daß ſie jedes Wort vernahm,
Und der Dichter ſah ſie beben,
Sah ſie glüh'n vor Zorn und Scham.

Daſelbſt.

Das Landmädchen ſpricht.

Nein! ſo viele rothe Roſen
Haben wir da draußen nicht;
Wie das einem Bauern=Mädchen
Gleich in Aug' und Naſe ſticht!

Nein! ſo viele rothe Roſen
Brauchen wir da draußen nicht,
Weil es uns an rothen Wangen
Nicht ſo ſehr, wie Euch gebricht!

Die Braut an der Myrthe.

Sie ſtand in tiefen Träumen
Und ſah die Myrthe an:
Nicht lange wirſt Du ſäumen,
Du lieber, ferner Mann,
Dann ſchlingſt Du durch die Locken
Solch eine Krone mir
Und führſt beim Klang der Glocken
Dein eigen mich zu Dir.

Dann lebet wohl, ihr Träume
Der Kindheit, unſchuldsvoll,
Ihr heimathlichen Räume,
Dann lebt auf ewig wohl.
Die alten Stimmen ſchweigen,
Ein neues Sein bricht an,
Und ich bin ganz Dein eigen,
Du lieber, fremder Mann.

Sie ſtand, ſich tiefer neigend
Zum grünen Myrthenbaum,
Der aber wiegte ſchweigend
Sein Haupt zu ihrem Traum.
Und eine Thräne ſtürzte
Zur Myrthe niederwärts;
Was dieſe Thräne würzte,
War's Wonne, war es Schmerz?

Blumen=Botſchaft.

„Was hat ſie Dir denn anvertraut,
Das holde Mädchen dort?
Sie hat ſo lang' auf Dich geſchaut
Und ſprach ein leiſes Wort;

Dann hat ſie Dich zum Abſchied noch
In Deinen Kelch geküßt,
O was ihr klugen Blumen doch
Für ſüße Dinge wißt!

Und war es denn ein leichter Kuß,
Wie man die Schweſter küßt?
Und nicht vielmehr ein Liebes=Gruß
An ihn, der ferne iſt?"

Die kleine Blume ſah mich an
Und ſprach geheimnißvoll:
„Biſt Du denn auch der rechte Mann,
An den es kommen ſoll?

O Blum's und Mädchen-Heimlichkeit,
O ſüß verſtohl'nes Wort,
Sie flüſterte: Bald iſt es Zeit,
Und ging erröthend fort."

„Und bin ich nicht der rechte Mann,
An den es kommen muß,
So nehm' ich's doch mit Danke an,
Den Gruß und auch den Kuß."

Ich beugte mich mit trunk'nem Sinn
Zum Blumenmund herab
Und nahm den Kuß mir dürſtend hin,
Den ihr das Mädchen gab.

Im Herbſte.

Wer mit friſchem Jugendſinne
Tändelnd durch das Leben geht,
Von der erſten, ſüßen Minne
Schmeichleriſchem Wahn umweht,
Der mag ſich am Lenz vergnügen
Und, von ſeiner Luſt durchſprüht,
Stürmend durch die Himmel fliegen,
Wenn die erſte Roſe blüht.

Aber wem ein ſpäter Friede
Sich nach ſchwerem Kampf erſchloß,
Ach, den laßt ſein Haupt, das müde,
Legen in des Herbſtes Schooß.
Weicher tönet dann und milder
Des verſöhnten Schmerzes Lied,
Wenn der Geiſt die inn'ren Bilder
Draußen abgeſpiegelt ſieht.

Lasciate speranza!

Schwinge Dich, Du müde Biene,
Suchend durch den Thau,
Fliege, Schmetterling, Du armer,
Ob der kahlen Au;
Werdet in verwaiſten Gründen,
Wie ihr forſcht und ſeht,
Eure Blumen nimmer finden, —
Weil's zu ſpät!

Herz, mein Herz, ſo ſtrebſt Du immer
Nach dem einen Ziel,
Bitteſt, kämpfeſt, ſchwärmeſt, ſtürmeſt,
Alles ihr zum Spiel.
Andre haben's weggenommen,
Was Du heiß erfleht,
Wie Du zögernd angekommen,
War's zu ſpät!

Winters Ahnung.

Sieh ihn auf den Wolken ziehen,
Stürmiſch-ſchnell und ſchwarz geballt,
Hör' ihn ſeufzen in den Eichen,
Raſchelnd durch die Blätter ſchleichen,
Brauſen durch den bangen Wald.

Letzte Blume ſchmückt die Erde,
Letzte Sonne wärmt ſie mild,
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeß'ne Traube
Und die Wellen ſtrömen wild.

Raſch das letzte Lied geſungen
Eh' das Leben ganz entwich,
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter Alles kalt verſchlungen,
Blumen, Lieder, Herbſt und mich.

Am Kamine zu ſingen.

Sonſt in trauter Dämmerſtunde,
Wenn es draußen fror und ſchneite,
Saß ich ſtill an ihrer Seite,
Hand in Hand, und Mund an Munde;
Ach die ſüße Dämmerſtunde!

Heil'ge Ruhe in der Runde,
Worte ſtockten, Augen glühten,
Funken ſtoben, Küſſe ſprühten,
Herz und Herz im nächſten Bunde;
Ach die ſüße Dämmerſtunde!

Jetzt in ſtillen Dämmerſtunden
Sitz' ich am Kamine wieder;
Doch die Funken ſind verſchwunden,
Statt der Küſſe fließen Lieder!
Ach die bitt'ren Dämmerſtunden!

Ein Gleichniß vom Winter.

Blumen, die mit kalten Händen
Uns der Froſt an's Fenſter malt,
Die ſich ſchnörkelnd drehn und wenden,
Farblos, nur von Schnee beſtrahlt,
Die in Winternacht entſprießen
Und an Wintertag zerfließen,
Ach, das ſind gemachte Blumen!

Lieder, die in ödem Zimmer
Dichter in ſein Büchlein ſchreibt,
Wenn ihn ſeine Sehnſucht immer
Zur entfernten Liebe treibt,
Die er ſich hat ſingen müſſen,
Ohne ſie zu ſehn, zu küſſen,
Ach, das ſind gemachte Lieder!

Dichter's Jahrmarkt.

1.

Ich mußte unter Chriſten und Juden
Wie närriſch von Einem zum Andern laufen,
Und war doch in allen den leinenen Buden,
Was ich ſuchte, um keinen Preis zu kaufen.

Sie fragten mich wohl und lockten mit Blicken,
Doch wenn ich wog auf prüfenden Sinnen,
Da wollten ſie mich durch Schein berücken
Und ſtets ſehnſüchtiger ging ich von hinnen.

„Hier iſt die Liebe", ſo flötet die Eine
Mit ſüßem Geſicht und wallendem Haare,
Doch war's nur ein bischen Façon zum Scheine,
Gebrechlich und hölzern, wie Nürnberger Waare.

„Hier iſt die Liebe", ſo tönt's bei der Ander'n,
Begleitet mit ſchweren, klingelnden Säcken,
Da mußt' ich nun gleich von dannen wandern
Und erröthend mein zorniges Auge verſtecken.

„Hier iſt die Liebe“, begann die Dritte
Und knixte zierlich und maß nach der Elle,
Sie ſaß bei Papa und Mama in der Mitte;
Und ich hatte genug und ſchied auf der Stelle.

„Hier iſt die Liebe“‘ ein morſches Weſen,
Auf güldene Pergamente gekleiſtert;
„Hier iſt die Liebe“, daneben ein Beſen; —
Und da hat ſich meiner der Unmuth bemeiſtert.

Ich ſtürzte wohl fort und rang die Hände
Und lief, um die Lieb' und mich zu vergeſſen;
Da war an der leinenen Buden Ende
Ein ſchönes, bleiches Mädchen geſeſſen,

Mit Augen ſo klar und ſo freundlich ſinnend,
Wie Sterne des Himmels herniederblicken,
Mit Lippen, durch ſchmerzliche Anmuth gewinnend,
Und mit Locken, die blond vom Scheitel nicken.

Lang' ſtand ich von ferne mit ahnendem Beben,
Trat dann an den Laden in Hoffen und Bangen
Und fragte das einſame Mädchen daneben:
Ob ich hier um Liebe fehlgegangen?

Da ſeufzte ſie tief, ihre Augen thauten,
Und ſie ſprach mit trauernden Engels-Lauten:
Die Waar', um die Ihr fragt und lauft,
Iſt längſt auf Erden ausverkauft!

II.

Da zieht nun Jeder ſeine Straß'
Nach Haus mit ſchwerem Tritt,
Der nimmt ſich dieß, und jener das
Vom Jahrmarkt ſorglich mit;
Dem Kind ein Band, dem Schatz ein Tuch,
Wie's Einer juſt beſtimmt,
Die Liebe giebt ja leicht genug,'
Wenn nur die Liebe nimmt.

Die Köpfe ſchwer, die Beutel leer,
Des ſelt'nen Tages ſatt,
So wandeln ſie die Kreuz' und Queer'
Wohl aus der ſchönen Stadt;
Und Jedem giebt recht ungeſtört
Die Hoffnung das Geleit,
Daß ſich ein Herz, das ihm gehört,
Der Gab' und Rückkehr freut.

Nun geht der Dichter auch nach Haus,
Weil's alle Ander'n thun;

Die Lichter löſchen langſam aus
Und leer die Buden ruh'n.
Es folget Niemand ſeinem Tritt,
Wer könnt' auch mit ihm ſein?
Und Niemand bringt er etwas mit,
Weil er ſo ganz allein.

Sein harrt daheim kein liebes Kind,
Nicht Mutter und nicht Frau,
Denn einſam iſt's, wo Dichter ſind,
Die Wände öd' und grau.
Und trägt er ja in ſeiner Bruſt
Vom Jahrmarkt etwas heim,
So iſt's ein Lied, ihm ſelbſt zur Luſt,
Mit manchem raren Reim.

Und damit ſpielt er ſtill, vergnügt,
Wie alle Kinder thun,
Wenn längſt der Markt im Schatten liegt
Und leer die Häuſer ruh'n,
Bis daß der Mond um Mitternacht
Aus dunklen Wolken glimmt
Und dann ſein letztes Liedchen ſacht
Mit ſeinem Traum verſchwimmt.

Zwei Sterne.*)

Eng und enger ziehet eure Kreiſe
Durch des Himmels unbegränzte Bahn,
Still bemüht, auf heimathloſer Reiſe
Einmal nur zu lichtem Bund zu nah'n;
Segelt hin durch tieſe Aethersbläue,
Strahl in Strahl, und ſtrebend Pol zu Pol,
Er ein Sinnbild ſtarker Mannestreue,
Sie der ſcheuen Zärtlichkeit Symbol.

Irrend durch des Weltalls öde Weiten,
Von der Sehnſucht dunklem Trieb bewegt,
Mögt ihr leiſe wandelnd euch begleiten,
Bis des Findens ſpäte Stunde ſchlägt,

---

*) — Geſchrieben in einer Mainacht, als droben Jupiter und Venus in Konjunktion ſtanden. —

Bis in innig-ſeligem Vereine
Licht in Licht berauſcht ſich untertaucht
Und in heiß verſchmolz'nem Doppelſcheine
Euer Weſen wolluſtvoll verhaucht.

O dann lod're, freudetrunk'ne Helle,
Jauchzend durch den dunklen Himmelsdom,
Schwill empor, verſchlung'ne Strahlenquelle,
Geuß Dich aus, ein reicher Flammenſtrom,
Daß in der Sekunde Wechſelgluthen
Tod und Leben zaub'riſch ſich verklärt, —
Denn Verbinden währt ja nur Minuten,
Wenn Getrennt-ſein ein Jahrhundert währt.

Armer Stern, vom ander'n fortgeriſſen,
Taum'le Du verwaiſt durch Deine Nacht,
Birg Dich ſtill in ew'gen Finſterniſſen,
Wo kein Strahl der Hoffnung mehr erwacht;
Iſt es Wahrheit, daß Du's einſt beſeſſen,
Einmal nur, das heißbeweinte Glück,
Iſt's ein Traum — Du mußt es ſchon vergeſſen,
Und kein Gott giebt's jemals Dir zurück.

Dorthin ſie ſo mild, ſo ſchmerzlich-heiter,
Wie ein Auge, das durch Thränen lacht;
Dorthin er, und weiter, raſtlos weiter,
Ferner ſtets, ſtets tiefer in die Nacht . . .
Brecht, ihr Sonnen, brecht in euch zuſammen,
Stürz' hernieder, altes Firmament,
Und begrabt vereint in euren Flammen,
Was das Schickſal, ach! für ewig trennt.

Wanderſchaft.

I.

Es winkt mir des Berges duftiger Arm,
Noch einmal, noch einmal zurück,
Mich feſſeln die Weſte, lockend und warm,
Und der Sonne freundlicher Blick.

Ach, halt mich nicht auf, du rauſchender Wald,
Du Sonne, Du ſanftes Weh'n;
Sah doch die Geliebte lächelnd und kalt
Mich fort in die Fremde gehn!

II.

Wir ſchwammen in ſtummer Mitternacht
Durch des Stromes ſchlafende Wogen,
Da kamen die Nixen, flüſternd und ſacht'
Aus der Tiefe heraufgezogen.

Sie ſangen mir manche holde Mähr'
Und erzählten mit ſüßem Gekoſe,
Was drunten alles geborgen wär'
Im laulichen Fluthenſchooße.

Von Städten und Kirchen karfunkelhell
Und von glücklichen Menſchenſöhnen
Erzählten ſie mir geſchwätzig ſchnell
In ſchauerlich ſüßen Tönen.

Da gab ich ihnen mein altes Leid,
Und der Sehnſucht ewige Schmerzen,
Und die Träume aus ſeliger Jugendzeit,
Und die Hoffnung aus meinem Herzen;

Die legt' ich ihnen ſo weich und lind
Wie ein ſchlafendes Kind in die Arme
Und die Nixen verſenkten ſie pfeilgeſchwind
In die Stromestiefe, die warme.

Ich fuhr wohl über den ſchlafenden Fluß,
So leicht und doch ſo beklommen,
Die Nixen entſchwanden mit ſäuſelndem Gruß
Und hatten mein Herz genommen.

III.

Wie es ob dem tiefen Strom,
Durch den grünen Wald,
Orgelklang in Gottes Dom,
Brauſt und klingt und ſchallt!

Echo iſt im ſtillen Thal,
Iſt im Berge wach,
Fern und nah und hundert Mal,
Tönt ihr Athem nach.

Nur wenn ich in ſüßem Weh
Antwort ſuchen will,
Iſt im Thal und auf der Höh'
Echo immer ſtill.

Dann wird keine Stimme wach,
Die mir Antwort giebt,
Und kein Herz ruft meinem nach,
Keines, das mich liebt.

IV.

Ich wandelte durch der Berge Schooß,
Dem winkenden Gnomen nach,
Durch ſteinerne Pforten rieſengroß
Und durch manch' helles Gemach.

Da lag viel blitzendes Edelgeſtein
Und des köſtlichen Goldes viel,
Da trieben die Geiſter, groß und klein
Ihr heimlich kindliches Spiel.

Dort ſah ich mein ſeliges Liebchen auch,
Wie ſie einſt auf Erden gelebt,
Umweht von des Schlafes mildem Hauch,
Von blaſſem Zauber umwebt;

Geſchloſſen das freundliche Augen-Paar,
Die Wangen gebleicht und kalt,
Die träumende Stirn ſo blendend klar,
Von dunkelen Locken umwallt.

Und als ich den ſüßen Namen rief,
Wie ich ſehnend ſo oft gethan,
Da öffnete ſie die Augen tief
Und ſchaute flehend mich an.

Es wankten die Pforten rieſengroß,
Mich umhüllte gähnende Nacht,
Rings bebte der Berge geborſtener Schooß, —
Und ſchauernd bin ich erwacht.

V.

Dort bläht ein Schiff die Segel
Und zieht in's graue Meer;
Wie wohl mir, wenn ich im Schiffe,
Unter den Pilgern wär'!

Die Schiffer weinen ſo ſchmerzlich,
Die Pilger ſcheiden ſo ſchwer,
Um mich da weint kein Auge,
Mich küßt keine Lippe mehr.

O trügeſt Du mich durch die Wellen,
Du leicht beflügelter Kiel,
Weit in die fernſten Lande,
Weit an der Sehnſucht Ziel.

Delphine ſcherzten und zögen
Hinter dem Einſamen her,
Die Sonne ſtürzte ſich rieſig
In's wallende Purpurmeer,

117

Entfeſſelte Stürme brauſten,
Laut brüllten die Wogen umher, —
Wie wohl mir, wenn ich im Schiffe,
Wenn ich im Meere wär'!

VI.

Nacht war wieder angekommen
Mit der Träume buntem Heer,
Sterne tauchten lichtverſchwommem
Aus dem grauen Nebelmeer.

Da getragen von den Wogen
Einer ſanft bewegten Luft
Klangen plötzlich langgezogen
Poſthorns-Töne durch den Duft,

Stiegen auf und ſanken nieder,
Brachen ſich an grünen Höhn,
Und das Echo gab ſie wieder,
Leiſe, wie ein geiſtig Wehn;

Bis den fernſten Rand der Hügel
Sie mit mattem Klang berührt,
Von des Aethers leichtem Flügel
Dem entzückten Ohr entführt.

Ach, ob mir die Töne riefen
Mit unnennbar ſüßem Klang?
In der Bruſt verborg'nen Tiefen
Klingt wie Heimweh ihr Geſang;

Und ſie haben leiſ' erregend
Meine Sehnſucht aufgeweckt,
Daß ich in die theure Gegend
Meine Arme ausgeſtreckt,

Daß ich ſie heraufbeſchworen
Jene Bilder ſel'ger Zeit
Und in Träume mich verloren
Kindlicher Vergeſſenheit.

Tönet fort, ihr holden Lieder
Mit unnennbar ſüßem Klang:
Denn ihr gabt mir Thränen wieder,
Ach! und die entbehrt' ich lang'!

VII.

Es zieht ſich leiſe Dämm'rung um die Hügel,
Ein heil'ger Friede weht im ſtillen Thale;
Die Woge glüht im letzten Sonnenſtrahle
Und täuſchend gleißt ihr unbewegter Spiegel.

Aber unter der freundlichen Helle
Birgt ſich die kalte, die dräuende Nacht;
Traue ihr nicht, der entſchlafenen Welle,
Wie auch ihr Auge Dir lockend lacht.

So iſt mein armes, ſeelenloſes Leben,
Mein Herz, wie dieſe trügeriſchen Fluthen;
Es hegt im Inner'n nie gelöſchte Gluthen,
Von außen ſtill und ruhevoll und eben.

Aber unter der freundlichen Hülle,
Die Dir friedlich entgegenlacht,
Birgt ſich des Schmerzens verzehrende Fülle,
Birgt ſich die hoffnungsloſe Nacht.

VIII.

Hier hab' ich ſo manches liebe Mal
Mit meiner Laute geſeſſen,
Hier ſchaut' ich hinunter in's weite Thal,
Und hatte die Welt vergeſſen.

Und um mich rauſcht' es und klang es ſo hehr
Und über mir tagt' es ſo helle
Und unten brauſte das ferne Wehr
Und der Weſer blitzende Welle.

Wie liebende Töne aus rothem Mund
So flüſtert' es rings durch die Bäume
Und aus des Thales blühendem Grund
Begrüßten mich nickende Träume.

Da ſitz' ich nun wieder und ſpähe umher
Und horche hinauf und hernieder;
Die holden Weiſen klingen nicht mehr,
Die Träume kommen nicht wieder.

Die ſüßen Geſtalten ſind all' zerſtreut,
Der Himmel beengt und trübe, —
Fahr' wohl, fahr' wohl, du ſelige Zeit,
Fahr' wohl, du närriſche Liebe!

IX.

Ich kam in die Heimath wieder
Nach manchem ſchweren Jahr;
Im Auge ſtand eine Thräne,
Das Herz ſchlug wunderbar.

Erſt klopft' ich mit zitternden Händen
An des Vaterhauſes Thor,
Da ſah aus der alten Pforte
Ein neues Geſicht hervor.

„Du ſucheſt wohl Deine Lieben?
Die findeſt Du nimmer hier;
Die ſchlafen ſchon viele Monden,
Dort hinter der eiſernen Thür."

Zerſchmettert ging ich von dannen,
In der Heimath ein fremder Mann,
Und Alles war anders worden
Und Jeder ſtaunte mich an.

Und als ich kam zu den Linden,
Wo einſt meiner Liebſten Haus,
Da ſah ſie mit einem Kinde
Gar froh zum Fenſter heraus.

Doch wie ſie mich drunten erblickte,
Verbarg ſie das blaſſe Geſicht,
Und ſchweigend zog ich vorüber
Und that, als ſäh' ich ſie nicht.

Nur war's mir, als ſtürzten die Mauern
Sich über mich und die Stadt;
Im Auge ſtand keine Thräne,
Das Herz war der Thränen ſatt.

Vigilien.

Schlafen, wenn im fernen Weſten
Still der Sonne Schein verglüht,
Und an blauen Himmelsfeſten
Hell der Stern der Liebe zieht,
Schlafen, wenn der Dämm'rung Hülle
Sich in nächtlich ſüßer Stille
Um die müde Erde flicht, —
Schlafen, — nein! das kann ich nicht!

Lieben, wenn in ſeichtem Spiele
Nichtig jedes Bild zerrann,
Wenn voll glühender Gefühle
Doch das Herz kein Herz gewann,
Wenn es fort und fort getrieben
Nirgends warm und wohl geblieben, —
Lieben, wie die Welt es ſpricht —
Lieben, — nein! das kann ich nicht!

Beten, wenn im Druck des Lebens
Matt die Seele niederſinkt,
Wenn kein Ziel des frommen Strebens
Klar und feſt herniederwinkt,
Beten, wenn der Kinder-Glaube
Hohl zuſammenſtürzt im Staube,
Wenn die letzte Hoffnung bricht, —
Beten, — nein! das kann ich nicht!

Singen, wenn auf ſchwarzem Flügel
Heil'ge Mitternacht mich wiegt,
Und wenn, ledig aller Zügel,
Hoch der Geiſt und höher fliegt,
Schwindelnd, taumelnd, durch der Träume
Ewig unermeſſ'ne Räume,
Höllentief und himmelhoch, —
Singen, ſingen kann ich noch!

Das Schwanen-Mährlein.

Mir träumte jüngſt, ich ſei geritten
Auf einem großen, großen Schwan,
Der trug mich durch des Weihers Mitten
Bald Wogen-ab, bald Wogen-an.
Es plätſcherte um meine Zehen
Die laue, ſtill durchfurchte Fluth,
Und durch mein Haar flog ſanftes Wehen,
Erquicklich nach des Tages Gluth.

Ringsum auf weitem Waſſerplane
War Alles ſtill und Alles leer,
Ich zog allein auf meinem Schwane,
Gedanken-ſpinnend, hin und her;
Zur Seite nickten Waſſerlinſen
In ſtetem Schwanken fort und fort,
Und aus des Ufers grünen Binſen
Begrüßte mich manch' traulich Wort.

Doch bei dem letzten Sonnenſtrahle,
Der glühend aus den Wolken brach,
Erhob der Schwan mit einem Male
Sein Haupt in ſtarkem Flügelſchlag;
Der ſtumme Mund begann zu klingen,
Von Liedern ſchwoll die Bruſt empor,
Und, wunderbar! das Schwanen-Singen
Ward ſo verſtändlich meinem Ohr:

„Habe nun im Erdenſchlamme
Lang' genug dahingeträumt,
Während meines Gottes Flamme
Tief im Inner'n gährt und ſchäumt;
Habe durch der Wellen Seichte
Dieſes Menſchenkind geführt
Und das Flügelpaar, das leichte,
Nur in fremdem Dienſt gerührt.

Mich gelüſtet's fortzuſchweifen,
Frank und frei, mein eig'ner Herr,
Jene Wolken zu durchſtreifen,
Ueber Berge, Thal und Meer.
Gott Apollo ſei mir gnädig,
Neig' Dich Deinem treuen Sohn,

Daß ich, alter Knechtſchaft ledig,
Schweb' erlöſt um Deinen Thron.

Du beſchränktes Zwitterleben
Hier im dürft'gen Ententeich,
Kinder-Wellen, glatt und eben,
Knaben-Ufer, flach und weich,
Euch vertauſch' ich wonnetrunken
Mit der Gletſcher ew'gen Höh'n,
Wo der Sonne gold'ne Funken
Um den Gießbach niederweh'n,

Wo in einſam dunklen Forſten,
Unberührt von Menſchenfauſt,
Zeus, noch Deine Adler-horſten,
Wo der Freiheit Athem brauſt.
Hin zu ihren Hochaltären
Trägt mich meine luft'ge Bahn;
Seid gegrüßt, ihr neuen Sphären,
Ew'ger Aether, nimm mich an!“

So ſang der Schwan und regte mächtig
Die Schwingen, um hinweg zu fliehn,
Indeß die Abendröthe prächtig

Durch die bewegten Zweige ſchien;
Dann hob er ſich mit ſtolzen Blicken,
Begeiſtert ſchoß er himmelan,
Und ſchüttelte vom weißen Rücken
Mich ziſchend in den Waſſerplan.

Und als ich durch die lauen Wogen
Selbſt rudernd mich an's Ufer zwang,
Da ſah ich, wie in wilden Bogen
Der Schwan ſich taumelnd höher ſchwang,
Doch plötzlich, wie vom Blitz getroffen,
Zurückfiel in das feuchte Grab,
Das ſeine Waſſer, gierig offen,
Schnell über ihm zuſammengab.

Die Feuer=Augen ſtier gebrochen,
Den Hals geknickt, die Glieder ſchwer,
Und, die im Tode nur geſprochen,
Die Bruſt für immer wünſcheleer:
So ſchwamm er in dem ſtillen Teiche,
Worauf die erſte Dämm'rung fiel,
Erſtarrt und bleich, die ſchönſte Leiche,
Der ſchwachen Wellen ſchwaches Spiel.

Episteln.

To be the theme of every hour
The heart devotes to fancy's power,
When her soft magic fills the mind
With friends and joys, we've left behind,
And joys return and friends are near
And all are welcom'd with a tear!

Thomas Moore.

An die Freunde daheim.

Ein Frühlingstraum aus ſel'gen Jugendzeiten
Hat plötzlich wieder mir das Herz befangen,
Durch ihn zerfließt die Gegenwart im Weiten
Und gegenwärtig wird, was längſt vergangen;
Der alte Geiſt erwacht ſelbſt in den Saiten,
Die lange nur in fremden Weiſen klangen,
Und Lied, und Sinn, und Blick, und Wunſch, und Bitte,
Sie ſtreben heim nach Eurer lieben Mitte.

Ach! ſchmäht ihn nicht, den unbeſtänd'gen Thoren,
Der wählig ſchwankt in wirren Lebenskreiſen,
Den, für der Hütte nied'res Glück geboren,
Geheime Kräfte raſtlos aufwärts reißen;
Denkt, Eure Kette hab' ein Glied verloren,
Doch nur ein Blumenglied, und keins von Eiſen,
Ein Glied, das jetzt des Sturmwinds rauhe Schwingen
Zerpflückt und zwecklos auf- und niederſchlingen.

Wie oft, wenn mir in weicher Dämmerſtunde
Das Herz von Bildern ſchwoll, der Blick von Thränen,
Verſetzt' ich mich in Eure Tafelrunde,
Um in der Heimath heimiſch mich zu wähnen,
Im Hauch der Nacht kam mir von Liebchen Kunde
Und Allen ſandt' ich Gruß im wärmſten Sehnen:
Ich war ein Kind und ſah mich in der Wiegen,
Vom Traum geſchaukelt, ſtill daheime liegen.

Da hatten mich die alten Mauern wieder,
In denen einſt mein ganzes Sein ſich regte,
Die Weſer goß dieſelben Wellen nieder,
Auf die der Abend milde Schatten legte,
Der Wald ſang die vergeß'nen Knabenlieder,
Und ehern ſtand mein Berg, der unbewegte:
Ach! Paradies war Paradies geblieben
Und ich allein erwachte, als vertrieben.

Doch wenn der Stunde flücht'ge Zauber ſchwanden,
Dann fühlt' ich, wie der Strudel neu mich faßte,
Dann träumt' ich ſtatt des Friedens nur von Banden,
Mit denen mich Alltäglichkeit belaſte,
Und ſtrebte aus beſchränkten Heimaths-Landen
Fort in die Welt, die eben noch verhaßte,

Und ward, ein Spiel der ſturmgepeitſchten Wogen,
Auf ihrem Schaum in's Ferne fortgezogen.

Noch rauſcht der Strom, noch bäumt ſich ſeine Welle,
Er kennt kein Ziel, er weiß von keinem Ende;
Wohl denkt er oft an die verlaß'ne Quelle,
Doch wo die Allmacht, die ihn rückwärts wende?
So ſtürzt er weiter, weilt an keiner Stelle
Und wirft's dem Zufall blindlings in die Hände:
Ob er entzückt zum ew'gen Meer wird fliegen,
Ob kläglich in der Wüſte Sand verſiegen?

Bergmanns-Gruß.

An Andreas *)

Glück auf, Du wack'rer Steigersmann,
Zu Deiner freien Himmelsbahn
Glück auf viel tauſendmal!
Von Sproß zu Sproß, von Stern zu Stern,
Den Menſchen und der Erde fern,
Verklärt im Sonnenſtrahl!

Ja wohl Glück auf, wer ſo wie Du
In ſtillem Treiben immerzu
Bis in den Himmel klimmt,
Und ſich das beſte Engelein
Vom alten Herr-Gott obendrein
Geſchickt mit 'runter nimmt.

Doch auch den and'ren ſchilt mir nicht,
Der ſeinen Weg nach unten bricht,
Bis in der Erde Grund.

---

*) Andreas hatte in ſeiner „Himmelsleiter" die Dichter „Steiger" genannt in den Himmel.

Und iſt's auch roh und ſchroff und hart,
Was drunten er zuſammen ſcharrt,
Was thut's, wenn's nur geſund?

Da ſitzt bei bleichem Lampenſchein
Mit grauen Gnomen ganz allein
Der and're Steigersmann;
Tief durch der Erde Kern und Mark,
Durch Stein' und Pfeiler rieſenſtark
Geht ſeine dunkle Bahn,

Von gift'gen Schwaden rings bedeckt,
Von blauen Flammen angeleckt,
Von Waſſern laut umbrauſt,
Derweil' im heit'ren Sonnenlicht
Der Menſchlein fernes Zwerggezücht'
Ob ſeinem Haupte hauſt.

Des Einen Herz ein Himmelreich,
Wie dieſes ewig blau und gleich,
Von Sternen ſanft erhellt,
Des And'ren Bruſt ein tiefer Schacht,
Darinnen ew'ge Grabes Nacht,
Sich ſelber eine Welt.

Doch ſchaut von ſeiner lichten Bahn
Der Erſte wohl je dann und wann
In ſeines Bruders Schacht,
Und dieſer ſieht in Himmelsfern'
Am Tage ſelbſt des Bruder's Stern,
Weil's um ihn dichte Nacht.

So ſinkt hinab, ſo klimmt hinauf
Der beiden Steiger Doppellauf,
Und doch zu einem Ziel,
Wann einſtens dort des Himmels Blau
Und hier der Erde morſcher Bau
In Nichts zuſammenfiel.

Liebes-Frieden.

An —

Oft grüßt mich jetzt in ſtillen Sabbathſtunden,
Wenn ich allein, ein vielgeliebter Gaſt.
Längſt glaubt' ich ihn aus meiner Bruſt verſchwunden,
Verſchüttet unter Lebens Luſt und Laſt;
Da naht er plötzlich, eng mit Dir verbunden,
Ein Heil'genbild, in Glorie eingefaßt,
Und rührt mich auf in meiner Seele Tiefen
Und weckt Gedanken, die für immer ſchliefen.

Und wenn ich raſtlos ohne Ziel und Wiſſen
Oft mondenlang in wüſten Träumen hing,
Wenn mir mit hoffnungsloſen Finſterniſſen
Verzweiflung das gedrückte Herz befing:
Sobald er kommt, iſt alle Nacht zerriſſen,
Als ob ein Stern hell leuchtend durch ſie ging.
Und wie das Meer nach wildem Sturm ſich glättet,
So fühl' ich mich aus allem Weh errettet.

Ich mag nicht mehr in weite Fernen ſchweifen,
Beſchränkung dünkt mich neidenswerthes Glück,
Ich mag nicht mehr hoch in den Himmel greifen,
Mich hält die Erd' im Mutterarm zurück;
Dort ſeh' ich meine liebſten Saaten reifen
Und ſonne mich am erſten Maienblick,
Bin plötzlich aus der Freiheit leichten Wogen
Feſt in den Kreis der Häuslichkeit gezogen.

Wer iſt der Geiſt? des Frühlings erſter Bote,
Der warm an ſtarre Menſchenherzen haucht?
Iſt's Wehmuth, die in roſ'gen Abendrothe
Vergang'ne Schmerzen lächelnd untertaucht?
Und iſt's Erinn'rung, die lebendig-todte,
Iſt's Hoffnung, die aus Giften Honig ſaugt?
Ich weiß es nicht; ich kann ihn Dir nicht nennen,
Du mußt den Geiſt auch ohne Namen kennen.

Doch trägt er ſtets, will ich ihn recht beſchauen,
In jedem Zug Dein liebes Ebenbild.
Sein Auge ſcheint, wie Deines, mild zu thauen
Und leuchtet gleich dem Mond' im Nachtgefild,
Die Stirn' iſt wie aus klarem Stein gebauen,
Die Wange weich, die Lippe ſchmerzlich mild,

Und nie kann ich die Schatten von Euch beiden
In ſüßem Sinnen von einander ſcheiden.

So hat der Geiſt bei ſpätem Sternenſchimmer
Oft ſtundenlang bei mir allein verweilt;
Wie Windesſäuſeln weht' es durch das Zimmer,
Was mir ſein Mund im Koſen mitgetheilt,
Und wenn er ſchied, war's mir im Herzen immer,
Als ſei die letzte Wunde zugeheilt;
Und Seligkeit und ſtiller Götterfriede
Umfloß die Bruſt, die wenn- und ſchmerzens-müde.

Erkennſt Du ihn, den Geiſt mit Deinen Zügen,
Der mich im Traum, im Wachen mich umſchwebt?
Und ahnſt Du, wie in kindlichem Genügen
Mein ganzes Sein ihm innig zugeſtrebt?
O ſo vergönne, daß mit ſel'gen Lügen
Er ferner das beglückte Herz umwebt,
Und wandele, darf's auf Erden Himmel geben,
Dich in den Geiſt und meinen Traum in Leben!

Die Weſer.

An einen Sänger der Spree, zur Antwort.

Ich kenne einen deutſchen Strom,
Der iſt mir werth und lieb vor allen,
Umwölbt von ernſter Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geiſt beſchworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme ſtill geboren.

So taucht die Weſer kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeſchloſſen
Und kommt im träumeriſchen Lauf
Durch grüne Au'n herabgefloſſen;
So windet ſie mit leichtem Fuß
Zum fernen Meere ſich hernieder
Und ſpiegelt mit geſchwäß'gem Gruß
Der Ufer ſanften Frieden wieder.

Doch hat ſie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mähr' erfahren,
Und ihre ſtille Woge trug
Viel Herrliches zu fernen Jahren.
Sie ſah in ihrer Wälder Schooß
Des Adlers Siegerflügel wanken,
Und vor der deutſchen Arme Stoß
Der ew'gen Roma Säulen ſchwanken.

Und als mit feſter Eiſenhand
Held Karl den deutſchen Szepter führte,
Da war es, wo im Weſerland
Sich manche Stimme mächtig rührte,
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Geſtaden
Und ſah der Frankenroſſe Huf
Sich in den nord'ſchen Wellen baden.

So meldet ſie Dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen,
Und ſieht dabei des Lebens Baum
Stets friſch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Fluth
Der Klöſter und der Burgen Trümmer,

Des Mondes und der Sonne Gluth,
Des Thurmes und der Segel Schimmer.

Und meerwärts, durch ihr Felſenthor,
Durch immer wechſelnde Gefilde,
Strömt ſie die Wellen leicht hervor,
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen, klar und rein,
Hörſt Du es ſeltſam weh'n und rauſchen
Und kannſt bei ſtillem Abendſchein
Der Nixe Wunderlied belauſchen.

An meine Mutter.

Zu ihrem Geburts-Tage.

Da ſchwingt ſich über Thal und Hügel
Ein welkes Blättlein hin zu Dir
Und bringt Dir auf des Windes Flügel
Den ſchönſten, wärmſten Gruß von mir.
Der ſoll ſich denen eng vereinen,
Die heute feiernd Dich umwehn,
Daß Du und alle Lieben meinen,
Mich ſelbſt in ihrem Kreis zu ſehn.

Und daß es doch ein Hymnus wäre
Von tauſend Stimmen voll und mild,
Wie er zu Gottes Morgen-Ehre
Von Berg und Thal und Wald entquillt!
Daß Töne in den Saiten ſchliefen,
Wie Orgelklang und Sturmes-Macht,
Und jubelnd Dir entgegenriefen,
Wie treu an Dich Dein Sohn gedacht.

O wenn mir je ein Sang gelungen,
Der klingend aus der Harfe brach,
Wenn je mein Lied mit Feuerzungen
Zu gleichgeſtimmten Herzen ſprach:
So war's ja, Mutter! Deine Seele,
Die ſich in meiner laut erſchloß,
Bald weinend ſang, wie Philomele,
Bald wie der Aar gen Himmel ſchoß.

Wer lehrte mich, durch Blüthen-Auen
Mit Kindesſinn hindurchzugehn,
Die Wunder der Natur zu ſchauen
Und ihre Träume zu verſtehn?
Wer zog die ſchwankenden Geſtalten
Der eig'nen Bruſt zum lichten Tag
Und ließ ſich frühlings-reich entfalten,
Was keimend noch und ſchlummernd lag?

Und wenn ich bang durch's Leben irrte,
Gegeißelt von der Furien Chor,
Daß ſich der Geiſt, der tief verwirrte,
In Labyrinthe ſcheu verlor:
Dann führteſt Du mit frommer Liebe
Mich in ein freundliches Aſyl,

Dann fand der Blick, der Thränen-trübe,
In Deinem Aug' ein tröſtlich Ziel.

Wohl mit der Sehnſucht Bettelworte
Klopft' ich an manche Thüren an,
Doch ward dem Waller keine Pforte,
Kein Herz dem Herzen aufgethan;
Wenn jene kalt mich aufgegeben
Und meinen Liebesdurſt verhöhnt,
Haſt Du mich mit dem kargen Leben,
Mich mit mir ſelber ausgeſöhnt.

Und wie Du ſtets mit Mutterſorgen
Den kranken Liebling treu beſchirmt,
Wenn durch der Jugend frühen Morgen
Des Todes Schreckenshauch geſtürmt:
So haſt Du auch mit ſtarkem Schilde
Den inn'ren Feind mir abgewehrt,
Und mich mit heil'ger Frauen-Milde
Des Lebens Liebe neu gelehrt.

Ach, daß ein Gott mir Macht gegeben,
Nun Dir als Schutzgeiſt nah' zu ſein!
Wie wollt' ich Deinen Weg durchs Leben
Mit allem Guten reich beſtreu'n!

Dann würd' ich ſorgſam das entfernen,
Was Dich gedrückt auf trüber Bahn,
Und trüge Dich zu ew'gen Sternen
Auf Engelsflügeln himmelan.

Statt deſſen nimm mit alter Güte
Zum reichſten Feſt den ärmſten Gruß,
Als wär' er eine friſche Blüthe,
Auf Deine Hand ein langer Kuß!
O dieſer Gottes-Liederſegen
Wird heute erſt mir werth und lieb,
Weil er auf meiner Mutter Wegen
Ein ſpätes Blümchen feiernd trieb!

Zorn der Liebe.

An —

Und weißt Du noch, wie wir in beß'ren Stunden,
Von leichter Sommerabend-Luft getragen,
Aus grünen Halmen Kränze uns gewunden,
Um kecken Spiels das Schickſal zu befragen?
Und wie der Kranz ſein Ende nicht gefunden,
In halbe Ringe treulos ausgeſchlagen? —
Die Halmen ſind verwelkt, verweht, zerriſſen,
Begraben unter Winters Finſterniſſen.

Und weißt Du noch, wie wir in den Minuten,
Die feierlich zwei lange Jahre ſcheiden,
In ſtiller Wehmuth bei dem alten ruhten,
Um ſcheu das neue, dunkle noch zu meiden?
Und wie in der Sekunde Wechſelgluthen
Die Seele ſiegend aufging in uns beiden? —
Die Nacht entfloh, ein Traum von kurzem Glücke,
Und grau und nüchtern kam der Tag zurücke.

Und ach! ſo oft, von inn'rem Drang getrieben,
Mein Herz nach Deinem ſchmerzlich=ſehnend ſtrebte,
So oft die Bitt', um Liebe mich zu lieben,
Mir zagend auf den heißen Lippen bebte,
Das Wort iſt todt, der Mund iſt ſtumm geblieben,
Weil über uns ein böſer Engel ſchwebte:
Der weiß zwei Menſchen, die ſich finden können,
Mit Teufels=Wolluſt ewiglich zu trennen.

Fluch auf ein Leben, das mit dürren Schranken
In jede edle Seele grauſam ſchneidet!
Fluch auf ein Volk von Schwachen und von Kranken,
Das Anderen die größ're Kraft beneidet!
Die Freiheit wohnt, der Friede im Gedanken,
An dem das todesmüde Herz ſich weidet,
Und Liebe blüht nur in dem Doppel=Leben
Verwandter Seelen, die nach oben ſtreben.

Daß ich Dich liebte, haſt Du längſt verſtanden,
Nicht ſo, was hier die Leute „lieben“ nennen;
Nun laß die Welt in ſtrengen Kinderbanden
Uns auch zum Scheine von einander trennen,
Tief in den Herzen, wenn ſie recht ſich fanden,
Wird eine and're Flamme ewig brennen,

Und glaube mir — wer dieſe Flamme rettet,
O der iſt warm, im Grabe ſelbſt, gebettet!

Und wie mich auch in öder Dämmerſtunde
Nach einem Wort verlangt voll ſanfter Milde,
Nach einem Kuß aus Deinem lieben Munde,
Nach einem Blick zu Deinem lieben Bilde:
Ich zwinge ſie, mit Deinem Geiſt im Bunde,
Der Wünſche Gluth, die unbefriedigt-wilde;
Kann ich den Himmel nicht herniederziehen,
Will ich hinauf von dieſer Erde fliehen.

Du weißt es nun. Jetzt laß in ſtillem Frieden
Uns einſam unſ're dunklen Wege gehen.
So iſt es recht. Die Hände ſei'n geſchieden,
Wenn nur die Herzen treu zuſammenſtehen.
Was wär' es dann, das Bischen Lieb' hienieden,
Du mein Madonnen-Bild aus Himmelshöhen,
Wenn nicht der Troſt dem armen Leben bliebe:
Der Haß iſt groß, doch größer iſt die Liebe!

Ungeduld der Liebe.

An —

Giebt's einen Tag? Ein fröhliches Erwachen,
Worin des Winters Siebenſchlaf ſich löſt?
Giebt's eine Zeit, wo mild're Himmel lachen,
Weil ihren Zwingherrn die Natur verſtößt?
Giebt's eine Zeit, die Sehnenden und Schwachen
In alle Adern neues Leben flößt?
Giebt's einen Lenz?? — Faſt ſcheint's ein fruchtlos Harren,
Der Kinder Freude und ein Troſt der Narren.

Sieh doch hinaus in jene finſt'ren Räume,
Woraus der Schnee Dir kalt entgegenſchlägt!
Wo ſind ſie denn, die hoffnungsgrünen Bäume,
Voll ſüßen Duft's, in lindem Weh'n bewegt?
Wo eine Spur der holden Maienträume,
Die einſt ſich ſchmeichelnd Dir an's Herz gelegt?
Sie waren Traum und ſind wie Traum zerronnen,
Jetzt haſt Du Wahrheit, Wirklichkeit gewonnen.

Ja, Wahrheit, daß in weißem Leichenkleide
Die alte Erde ſtarr und ſteinern liegt,
An ihrer Bruſt aus Eis in Prachtgeſchmeide,
Ihr Haupt vom Nord in Todesſchlaf gewiegt,
Und ihre Waiſen rings in ſtummem Leide,
Gebeugt, zerſtreut, von Froſt und Noth beſiegt,
Und nur der Himmel blickt mit rothen Sternen
Auf ſie herab aus ungerührten Fernen.

Ach! tropfenweis aus karggemeß'ner Schale
Gießt uns das Leben ſeinen Freudenwein;
Doch kommt die Hefe, dann mit einem Male
Stürzt über uns ein ganzer Strom herein,
Und jeder Augenblick im Sonnenſtrahle,
Mit Jahres-Nacht will er gebüßet ſein,
Denn für die Freude, die Du heut genoſſen,
Wird morgen Deine Thränenſaat ſchon ſproſſen.

Mir träumte auch — o Wonne ſonder Gleichen! —
Von einer Zeit, da ich im Himmel war,
Da flogen ſie, des Rades träge Speichen,
Weil jede Stund' ein neues Glück gebar;
Jetzt wieder — hör' ſie knarren, ſieh ſie ſchleichen,
Die tückiſchen, der Tag wird mir zum Jahr

Und bleiſchwer iſt an die gedehnten Stunden
Gedächtniß des Verlorenen gebunden.

Zwar flüſternd aus des Herzens tiefſtem Grunde
Dringt mir ein Wort herauf, ein liebes Wort,
Das tröſtet mich, wenn mir in banger Stunde
Die Seele oft verzaget und verdorrt,
Von einem neuen Himmel bringt's mir Kunde
Und klingt ſo ſüß, als käm' es ſelbſt von dort;
Kennſt Du das Wort? Wirſt Du den Sinn verſtehen,
Den Himmelsſinn? Das Wort heißt: Wiederſehen!

So iſt der Menſch. Das Leben gleicht der Wüſte,
Wodurch ſein Fuß ſich matt und brennend drängt,
Nur hier und da enttaucht mit grüner Küſte
Ein Eiland, das den Wandernden empfängt,
Das er ſchon fern mit heißer Sehnſucht grüßte,
An dem noch fern ſein dankbar Auge hängt;
Und ſo verſchwebt die Gegenwart im Weiten,
Weil Hoffnung und Erinn'rung ihn geleiten.

Dichters Flucht.

Ich ſcheide, Freund! aus Deinen alten Thoren,
Wo meiner Kindheit gold'ne Wiege ſtand.
Vergebens hab' ich ihn heraufbeſchworen,
Den Traum von einem lieben Vaterland;
Ach! wenn das Herz die Heimath erſt verloren
Und ſich dem Frieden blutend abgewandt,
Dann iſt die Heimath ſelber eine Wüſte
Und fremd verläßt es, was es fremd begrüßte.

Wohl malt' ich mir in irren Wanderſtunden
Das Bild der Heimath ſehnlich, wöhnlich aus;
Der Freunde dacht' ich, die ich dort gefunden,
Und dachte an mein ſtilles Vaterhaus;
Der alten Liebe tiefverharſchte Wunden
Erſchloſſen ſich in wonnevollem Graus,
Und wie gezogen an verborg'ner Kette
Beſucht' ich meiner Jugend theure Stätte.

Doch ach! wie Alles anders ſich geſtaltet,
Als fern in meiner Sehnſucht blindem Wahn;
Was einſt geblüht, liegt welkend und veraltet
Und ſieht mich mit Geſpenſter-Augen an,
Und eine fremde Welt, im Keim entfaltet,
Iſt überall dem Fremden aufgethan;
Für Liebe find' ich Hohn, ſtatt Frieden Schmerzen,
Für Frühling Herbſt und Aſche ſtatt der Herzen.

Sprich, zürnſt Du nun, daß ich vom Traum erwachte,
Worein das Heimweh ſchmeichelnd mich gewiegt?
Daß ich der Kinder-Sehnſucht bitter lachte,
Die ſelbſt den Mann, den reifenden, beſiegt?
O laß ſie weh'n, die Flamme, die entfachte,
Bis auch der letzte Traum in Trümmern liegt;
Dann weiß ich's, daß ich keine Heimath habe,
Und geh' getroſt, die Fremde durch, zum Grabe.

So zieht ein Schiff mit todesfrohen Maſten
Hinaus aus ſeiner engbegränzten Bucht;
An keiner Stelle darf es ſich entlaſten
Von ſeines Kummers zentnerſchwerer Wucht,
An keiner Stelle kann es friedlich raſten
Und enden ſeine ſturmgehetzte Flucht;

Nur weiter fliegt es, weiter ohne Ziel,
Der Wellen und der Winde müßig Spiel.

Laß zieh'n das Schiff. Ihm frommt kein friedlich Halten.
Sein Gott heißt Tod, der Sturm ſein Element.
Den Zufall laß, den blinden, d'rüber walten,
Bis es zerſchellt auf ſpitze Klippen rennt,
Bis es verſinkt, gleich finſt'ren Nachtgeſtalten,
Bis es in tiefer Brunſt ſich ſelbſt verbrennt.
Laß fahren, Freund! das Todesſchiff, laß fahren!
Ich hab's gewollt! Euch mag der Herr bewahren!

Stimmen der Wüſte.

. . . . Schlafe wohl, Du kalte, ſchöne Stadt! Träume von That und Leben und ſei wach im Schlummer, wie Du ſchläfſt im Wachen!

Die Kaßler Bilder.

Zapfenſtreich.

Weckt mir mit dem Trommelwirbel, mit der Pfeife gellem Klang
Jene Schläfer in der Runde, die geſchlafen allzulang',
Straßen auf und Straßen nieder wandelt durch die Sternen-Nacht,
Bis die Trägen hin und wieder aus dem Traum ſich aufgemacht.

Rüttelt hart an jedem Herzen, das der Zwang in Bande ſchlug,
Blaſt, wie leere Spreu, von hinnen das Geſpinnſt von Pfaffentrug,
Alle Ketten, morſch und roſtig, alle Schranken, dürr und dumm,
Werft gleich Jericho's Trompeten ſchmetternd und vernichtend um.

Weckt die Reichen, die behaglich ſich im Golde eingewiegt,
Weckt die Krieger, deren Schwerter nur im Frieden noch geſiegt,
Weckt ein Volk, das ſtill verdroſſen ſtets von Tag und Thaten träumt
Und daheim am engen Herde eine weite Zeit verſäumt.

Auf, ihr Frommen, deren Hände im Gebete ganz erſtarrt,
Auf, ihr Richter, deren Seele durch den Codex ſteinern ward,
Auf aus euren ſcheuen Winkeln, Stimmen der bewegten Zeit,
Theorie, du altersgraue, auf in grüne Wirklichkeit!

Gilt's zu leiern und zu feiern, da ſich eine Welt verjüngt,
Gilt's zu ſchlafen, wann von draußen mahnend die Reveille klingt?
Recht und Licht und Luſt am Schönen, tönt die Loſung, frank und frei,
Zapfenſtreich wird zur Reveille, daß der Abend Morgen ſei!

So die Straßen auf und nieder wandelt durch die Sternen-Nacht,
Trommelt, daß bei eurem Wirbel der Palläſte Grund erkracht,
Pfeift ob den verwaiſten Plätzen, daß es höhnend wiederſchrillt,
Bis das Leben aus dem Schlafe, Waſſer aus dem Steine quillt!

Nur die Eine, welche droben einſam noch am Fenſter lauſcht,
Sanft von weichem Mondenſcheine, von der Wehmuth Hauch umrauſcht,
Nur die Eine laſſet ruhen, müde von des Tages Schmerz
Und in lauen Toneswellen badet ihr geliebtes Herz.

Wiege ſie, Du Klang der Hörner, ſanft in Frühlingsträume ein,
Ein Gebild aus grünem Walde zeig' ihr in der Stadt von Stein,
Löſ' in Seufzer ihre Sorgen, all ihr Leid in Thränen leicht,
Und erſtirb in fernem Flüſtern, wenn ihr Haupt ſich ſchlummernd neigt!

Der Friedrichs-Platz.

Blicke nicht ſo ernſt hernieder, ſiehe nicht ſo ſtreng und bleich,
Marmorſchatten eines Fürſten, theil' mit mir Dein nächtlich Reich;
Oeffne die erſtarrten Ohren, einſt der Gnaden reiche Pforte
Und vernimm mit güt'gen Sinnen eines Enkel-Dichters Worte!

Traun, ich hab' Dich oft bedauert, wenn Dein Bild ſo einſam ſtand,
Während einſt ein Kranz von Schmeichlern Dich ſchmarotzend eng umwand.
Wenn Dein Haupt, das kronenloſe, traurig in die Nebel ragte
Und der Wind auf öder Fläche Staub und Schnee zuſammenjagte.

Ein gefang'ner Löw' im Gitter ſteheſt Du verlaſſen da,
Nur der Fremde lieſt's noch lächelnd: Friderico Patria;
Ob der Scheitel flattern Raben, wo die Grazien regierten,
Spinnen weben um die Hände, welche Schwert und Szepter führten.

Aber Du mit leeren Augen, ſtolz vom Steingewand umwallt,
Blickſt hernieder auf die Menſchlein, ewig jung und ewig alt,
Auf die Stutzer, die vergnüglich Dir zu Füßen promeniren,
Auf Rekruten, die ſich ſchwitzend dort zu Helden exerziren,

Nieder in die nackten Straßen jener ſtillen, ſchönen Stadt,
Die ein Hauch aus Deinem Munde zaubergleich erſchaffen hat,
Auf das Viertel, wo ſich vornehm Adel und Milizen ſpreizen,
Wenn die Bürger, Dir im Rücken, ſelbſt mit Raum und Helle geizen.

Weißt Du noch, wie Deine Heſſen einſt für Dich geſtorben ſind,
Und wie jenſeits der Atlantis ſchläft manch' braves Landeskind?
Weißt Du, wie hier ſieben Jahre jenes Völkchen dominirte,
Das, als Gaſt von Dir gebätſchelt, Deinem Namen tief hofirte?

Sündengeld, wo iſt's geblieben? Franken-Kunſt, wohin zerſtreut?
Wo die Grazien und Muſen, die ſich Deiner Gunſt gefreut?
Jene Welt, die Du gebildet, reich und groß, ſie liegt zerſplittert
Und wie Du ſind ihre Trümmer in Alltäglichkeit verwittert.

Wende Dich vom Muſentempel immerhin verachtend ab,
Steht er doch verwaiſt, verſchloſſen, Deiner Aera prächtig Grab,
Scheu von Deiner öden Höhe fragend, ſuchend in die Runde:
Alle Kunſt in Deinem Reiche ſtarb mit Dir zu ſelben Stunde.

Letzter Landgraf! dreh' verzweifelnd Dich im Grab', im Bilde um,
Deine Zeiten ſind verſchollen, Deine Lande trauern ſtumm,
Und der Zukunft banger Seher, des Vergang'nen ernſter Richter,
Weilt bei Deinem todten Bilde lebend-todt ein Heſſen-Dichter.

In der Au.

Euch begrüß' ich, Steingebilde, Pförtner dieſer Zauberhallen,
Laßt durch euer Frühlings-Mährchen den entzückten Sänger wallen,
Froh der Stille, die ſich labend wie ein Sabbath rings verbreitet
Und wie Paradieſesſtröme durch die durſt'ge Seele gleitet.

Dort wie ſchön, wo Silberwellen um ein blumig Eiland ſpülen
Wo durch dunkle Tannenwipfel Aeolinen-Klänge wühlen,
Wo die Weiden furchtſam ſtrebend in den Weiher niederhangen
Und geſtreckte Eichenſtämme ſäulengleich den Schritt umfangen!

Dort wie ſchön, wo traute Sitze zur Idyllen-Ruhe laden,
Wenn zwei Menſchen ſich begegnen, ſtaunent, auf verſchlung'nen Pfaden,
Wo durch heil'ges Wüſtenſchweigen der Faſane Schreie gellen
Und zehn Schwäne, ſtolz und friedlich, ſegeln durch die blauen Wellen.

Nur zu Zeiten hörſt Du's plötzlich ſtampfen in den grünen Gängen,
Einen Reuter, blankgewaffnet, ſiehſt Du ſcheu vorüberſprengen,
Wie durch der Sahara Steppen, ſtaubumwirbelt, wilder Seele
Dann und wann ein Berber hinſchießt auf harttrabendem Kameele.

Und in ſandbeſtreuten Wegen, unter ſich'rem Waldes-Düſter
Wandelt dort ein liebend Pärlein in vertraulichem Geflüſter —
Sachte, ſachte, daß die Bäume und die Vögel nicht erwachen,
Und die Fiſche, ſo im Teiche träumend ihre Sprünge machen!

Alſo durch die hohe Matte, die der Frühling rings bereitet,
Lieb' ich es allein zu wallen, eh' der Tag zum Ende ſchreitet,
Kindlich froh, wenn durch die Haare mir der Hauch des Abends ſäuſelt
Und ſich um mein Haupt behaglich der Cigarre Weihrauch kräuſelt.

Und die Vöglein, die da ſingen, haben mir ſo viel zu ſagen,
Und die Zweige, wind-geſchüttelt, wollen mir ihr Leides klagen,
Alle Wellen kommen grüßend, küſſend zu mir hergefloſſen
Und der weite Maienhimmel hält mich wie ſein Kind umſchloſſen.

Endlich, wann im Abendgolde noch die höchſten Pappeln glühen,
Muß ich, ſatt des Wundervollen und beſeligt heimwärts ziehen;
Haſt ja Alles dort gefunden, ſag' ich mir im wehen Scheiden,
Alles bis auf Eines: — Menſchen! — Und das ſind ja Kleinigkeiten!

Ständchen dem Ständehauſe.

Grüß' dich Gott, du viel-geſchmähtes, viel-belebtes Ständehaus,
Dich und die, ſo rechten Geiſtes in dir gehen ein und aus,
Grüß' dich Gott mit deiner Schnirkel-Schnörkel- und Pilaſter-Pracht,
Ständehaus, du nicht zum Staate, ſondern für den Staat gemacht.

Hätte ich dich bauen müſſen, du vollendet' Ständehaus,
Säheſt du gewiß nicht beſſer, doch vielleicht ganz anders aus;
Denn der Dichter baut mit Worten, leicht und luftig, recht und ſchlecht,
Und der Architekte dichtet ſteif und ſteinern, — ſo iſt's recht.

Erſtlich hätt' ich dein Geſichte vor den Leuten nicht verſteckt,
Und den theuren Haufen Steine nicht mit Bäumen zugedeckt;
Denn ein Ständehaus ſoll ſtehen, hoch und hell ob allem Land,
Wie zu Rom das Capitolium, wie die Burg auf Zion ſtand.

Und die Kuppeln, Urnen, Ecken, Säulchen hätt' ich auch geſpart,
Denn ein Styl, ſo drin wie draußen, das iſt Landtags beſte Art;
Aber Ständer, ſtark und ſtattlich, gäb' ich dir, vier ganze Reih'n,
Zum Gedächtniß, daß die Stände unſ'res Staates Ständer ſein.

Schau, ſo viele dunkle Kammern hätt' ich dir nicht zugedacht,
Weil der Deutſch' aus vielen Kammern ſelten was Geſcheutes macht;
Aber eine Sitzungs-Halle ſchlüg' ich auf, recht licht und frei,
Daß da drinnen auch in Wahrheit ächter, deutſcher „Land-Tag" ſei!

Schau, ſo ſchmuckes Licht von oben gönnt' ich dir wahrhaftig auch,
Wenn es ſchon im guten Heſſen nur bei Dachgemächern Brauch;
Aber Licht von allen Seiten müßte dem verbunden ſein,
Denn nur ſo kommt gleiche Helle in den gleichen Raum hinein

Schau, am Dach ſo viele Spitzen hätt' ich auch nicht aufgehäuft,

Dran das Haus, penibel-kletternd, bis zum nächſten Giebel ſtreift;
Aber unten, tief und feſte, wäre mir gelegt der Grund,
Höhe kommt ſchon mit den Zeiten, wenn die Tiefe fein geſund.

Schau, des Saales Wänd' und Decke hätt' ich künſtlich ſo gebaut,
Daß man drinnen Alles deutlich höre, wie man deutlich ſchaut;
Aber jetzt iſt's ein Parliren, wirrer, wie im Parlament,
Daß man nicht des Nachbars Worte, kaum die eig'nen wiederkennt.

Schau, mit ſo viel Waſſerfarben hätt' ich's drin nicht aufgeputzt,
Denn ein Ständehaus ſei anders wie ein Landhaus zugeſtutzt;
Aber vaterländ'ſche Bilder, aber Büſten ſollten ſtehen
Und aus ihren weißen Niſchen mahnend in die Zukunft ſehen.

Endlich ſo viel Thor' und Thüren hätt' ich nimmer angewandt,
Daß nicht gleich dem Erſten-Beſten eine Hinterthür zur Hand;
Sondern eine Rieſenpforte, Jedem offen, Allen gleich,
Wie die eine ſchmale Thüre in das große Himmelreich.

Und darüber ſollte ſtehen, daß es Jeder leſen müßt',
Keine Inſchrift voller Deutung, nicht ein Spruch von Jeſu Chriſt,
Nein! ich hätt's in Ellen-Lettern ganz beſcheiden angebracht:
„Wanderer! geh' ſtill vorüber! Dieſes Haus hab' Ich gemacht!“

Zimmerſpruch in der Stiftshütte.*)

Freuet ſich an Halm und Aehre ſeiner eig'nen, lieben Saat
Jeder Landmann, wann der Aerndte heiß erſehnte Stunde naht,
Freuen ſich am neuen Giebel ihres Hauſes hoch und blank
Die Geſellen all' zuſammen, ihrer Arbeit beſtem Dank:

Ei! ſo darf in tiefſter Seele auch der Dichter ſich erfreun,
Wenn ſein Werk gereift und fertig, keines zwar wie Saat und Stein,
Flüchtig nur, aus loſen Blättern, bald verwelkt und bald zerſtreut,
Aber wenn's das rechte wurde, feſter als die Ewigkeit.

Freunde, die wir treue Hände uns zu unſ'rem Werk gelieh'n,
Seht: das Haus iſt fertig worden, golden reift die Aehre hin.

---

*) Geſprochen im Kaſſeler Dichter-Verein nach Vollendung des „Heſſiſchen Album's für Literatur und Kunſt.“

Darum, Freunde! ſchließt mir fröhlich der Geſellen ſchmucke Reih'n,
Und wer hold iſt unſ'rem Kreiſe, trete fröhlich mit darein!

Denkt mir auch an jene Stunde, da zuerſt im engen Rund
Feſt in Hoffnung ſich geſchloſſen der verwandten Seelen Bund,
Da im Geiſte, fern und lohnend, ſchon das Werk vollendet ſtand,
Ehe noch zum Bauen ſelber ſich geregt die rechte Hand.

Denkt mir, wie der Feind der böſe, ſcheel vor Neid und lahm im Zorn,
Nächtlich manches Unkraut ſtreute, auch in unſer gutes Korn,
Denkt, wie freche Bubenfäuſte uns den Neubau oft verletzt,
Und wie mancher gelbe Schnabel ſich an unſ'rem Thun gewetzt.

Freunde, die wir ſtill getragen, was zu ändern Thorheit war,
Und vereinigt fortgeſchritten, Stuf' an Stuf', ein langes Jahr,
Heute, Freunde! ſtehn wir oben und ein ſtill vergnügter Blick
Streife durch des Weges Engen, wie frohlockend, noch zurück.

Aber dann auf klarer Höhe frank und frei umhergeſchaut,
Wo die Bergluft ſchärfer athmet, wo der Himmel weiter blaut:
Kurze Raſt und ſtille Freude an dem ſpät erreichten Ziel
Und dann weiter, immer weiter! Denn der Höhen giebt's noch viel!

Das Geſpenſt der Kattenburg.

Nächtlich, wann die elfte Stunde vom Martini-Thurme ſchallt,
Wandelt durch die Burg der Katten eine lange Spukgeſtalt,
Grau von Haar, gebückten Ganges, ſchlotternd mit den langen Händen,
Angethan mit einem Rieſen-Paar Gamaſchen um die Lenden.

Durch der Neſſeln Urwaldsdichte tappt ſie — „ein und zwanzig zwei“
Taſtet an den nackten Pfeilern durch der Höfe Wüſtenei,
Bis ſie an der Kellerpforte ſich geſpenſtiſch niederkauert,
Und mit ihren ſpitzen Nägeln emſiglich im Sande mauert.

Drauf aus altem Schuttgerölle gräbt der Geiſt in ſtiller Haſt
Ein geliebtes, ſüßes Etwas, das er ſanft am Zipfel faßt,
Das er küßt mit welken Lippen und an ſeinen Buſen drücket
Und womit er freudig-zitternd endlich ſeinen Schädel ſchmücket.

Wißt ihr, was der Geiſt, der irre, hinten trägt an ſeinem Schopf,
Seht ihr's weh'n im Mondenſcheine? Kennt ihr das? das iſt — ein Zopf,
Iſt ein Zopf, wie wenig Zöpfe, dick und ſtrotzend, ſtreng gemeſſen,
Fettgewichſt und glatt gewickelt, daß kein Härlein drin vergeſſen.

Und der Zopf voll ſtolzen Schwunges tanzt um den entzückten Geiſt,
Wenn in wirbelſchnellem Dreher er die Pfeiler rund umkreiſt,
Und der Zopf voll ſanfter Anmuth hängt am Rücken lang hernieder,
Wenn der Geiſt auf mooſ'gem Steine ausgeſtreckt die müden Glieder.

Du mein Zopf!, ſo ruft er jubelnd, noch vom Wiederſeh'n berauſcht,
Als er zärtlich Blick und Küſſe mit dem ſchwarzen ausgetauſcht,
Du mein Zopf, dich hab' ich wieder, meines Hauptes beſte Zierde,
Marſchallsſtab für Heſſens Helden, Ehrenſäule ihrer Würde.

Alſo, wie du heut' mir lächelſt, ſchlank von Wuchs und zierlich krumm,
Streifteſt Du vor langen Jahren mit mir in der Welt herum,
Folgteſt mir zum heißen Streite an Amerikas Geſtade
Und gabſt treulich mir Geleite bei der großen Wachtparade.

O der Pracht, wenn ſteif und ſtattlich in gemeß'nem Gänſeſchritt
Unſer Heer vorüberſchwankte, und die Zöpfe ſchwankten mit,
All' ein Leib, wie zu erkennen an der Hinterköpfe Einheit,
All' ein Geiſt, wie an des Puders makelloſer Jungfern-Reinheit.

Weh', daß ich den Tag geſehen, wo der Mode frevler Fluch,
Gleich dem Blitz vom blauen Himmel, in des Heeres Zöpfe ſchlug,
Da die Scheere blank und ziſchend unſer Heldenthum beſchnitten
Und wir unter eig'nen Händen Abälard'ſchen Schimpf gelitten!

Denn ſie ſchmähten unbeſonnen, was ihr Blödſinn nicht verſtand;
Freie Zeit und freie Mode! hieß es durch das ganze Land;
Ach! und mancher aus der Mitte ehrvergeß'ner Krieger-Horden
Iſt an ſeinem Zopf freiwillig damals Abſalom geworden.

Aber ich, mit ſtillen Thränen that ich, was mein Herr befahl;
Ach! noch heute ſchmerzt die Wunde von verruchtem Weiberſtahl,
Und die Leiche, die geliebte, trug ich ſtill an dieſe Stätte,
Würdig, daß in ihrem Schooße ſie den Hort verſchwiegen bette.

Wehe euch, ihr Bilderſtürmer, die geſchrie'n von neuem Geiſt,
Die den Zopf dahingeopfert, wie der Wolf das Lamm zerreißt,
Zeigt mir nun von euren Zeiten die gerühmten, neuen Früchte,
Leſt mir eu'rer zopfbefreiten Helden Kriegs= und Ruhm=Geſchichte.

Arme Spötter! — Nicht vollenden kann die Zeit mit kahlem Schopf,
Was die and're angefangen, die geſchmähte mit dem Zopf,
Deß ſind Zeugen dieſe Höfe, dieſe Pfeiler, dieſe Hallen,
Die, von Rieſen kühn begonnen, unter Zwergen morſch zerfallen.

Preiſt nur die modernen Helden, eure Krieger kurzgeſchößt,
Deren Wachtparaden=Schnurbart jedes Maß herunterſtößt;
Leichtbeſchuht — zum ſchnellen Laufen! —, mit geſtutzten Sclaven=Haaren

Sind ſie nimmer Mavors Söhne, wie wir's mit den Zöpfen waren.

Wo die Zucht und Mannes-Ordnung, wo der kindliche Reſpekt,
Wenn der Rohrſtock des Sergeanten die Rekruten nicht mehr deckt?
Wo der Maßſtab von Soldaten-Tauglichkeit und rechtem Muthe,
Wenn der Zopf, nicht mehr, wie ſonſten, inn'rer Schätze Wünſchelruthe?

Wie der Zopf, ſo auch der Burſche: bei dem rechten voll und ſtraff,
Bei dem ſchlechten wie von Mäuſen angefreſſen, kahl und ſchlaff;
Bei dem rechten kühn ſich ſchwenkend und im Bogen aufwärts ſteigend,
Wie der Schweif des Schäferhundes bei dem ſchlechten niederzeigend.

Ach! die ihr verblendet ſchmähet, ſie iſt hin, die gute Zeit,
Von dem Zopf und von dem Stocke habt ihr euer Heer befreit;

Doch deß hüte heut' und fürder von den Kriegern ſich ein Jeder,
Daß ihr Zopf und Stock nicht werde die verfluchte Gänſefeder! —

Murmelnd hat's der Geiſt geſprochen, als vom Martinsthurm herab
Das beliebte Wächterhörnchen zwölf geſchwinde Stöße gab;
Darauf fährt er ſtumm zuſammen, küßt den Zopf zum letzten Male
Und verſinkt in jenen Trümmern bei des Mondes fahlem Strahle.

Das Echo des Königsplatzes.

Schlafen rings in dumpfer Stille ſonder Licht und Wiederhall
Jener Häuſer hohe Reihen und darin die Menſchen all',
Dann betret' ich euch, ihr Steine, deren Herz Natur belebt,
Daß ihr meiner ſpäten Stimme die vermißte Antwort gebt.

Horch! da unten brauſt's und brodelt's, wie ein unterird'ſcher Bach,
Gellend, höhnend, dräuend, grollend ruft es meinem Munde nach;
Siebenfach in weitem Runde bricht ſich das geſproch'ne Wort
Und die Nacht auf ſchwarzem Flügel trägt es in die Ferne fort.

Wunder, wenn die Kieſel leben, wo das Leben Kieſel ward,
Wenn der Stein, gleich Hofmanns-Ohren, Alles duldſam aufbewahrt,
Wenn der Stein, gleich Hofmanns-Lippen, Alles treulich wieder ſummt
Und mit ſeiner eig'nen Weisheit dann und wann dazwiſchenbrummt.

Ja! erzähl' du aus der Tiefe deine eig'ne Wundermähr'
Allen Leuten, die gelaſſen ſchreiten dieſes Weges her,
Raun' es ihnen ſtill zu Ohren, was du ſchweigend hier belauſcht,
Was wie Frühlings-Donnerwetter zündend durch die Seelen rauſcht!

Sprich von einem Kaiſerbilde, das allmächtig einſt hier ſtand,
Deſſen Namen unvertilgbar ſtrahlt aus übertünchter Wand,
Von dem Brunnen friſch und kühlend, der aus deinem Grunde ſprang,
Von dem Poſthorn, das lebendig alle Stunde hier erklang.

Sprich, wie jene Herrn-Palläſte ſich ſo plötzlich umgedreht,
Gleich dem Hähnlein auf dem Dache, wenn der Wind wo anders weht,
Wie das Bild, das Bild des Kaiſers, jüngſt ein ſtaubumkroch'ner Gott,
Frecher Fäuſte Spielwerk wurde und ſein Name Bubenſpott.

Haſt Du treuer ſie behalten, jener Tage fremden Klang,
Welcher wechſelnd, Weſt und Oſten, tönte dieſen Platz entlang?

Gieb's zurück der ſieben Jahre wankelmüthig' Loſungswort,
Dort Jerome, und hier der Kurfürſt, Franzmann hier, Koſacke dort.

Schüttle dich, du hartes Pflaſter, und erklinge ſiebenfach,
Einen Seufzer, einen letzten ſtöhn' der Weltgeſchichte nach:
Du biſt todt. Auf deinen Steinchen, kunſtgerecht und bunt gefügt
Wird mit Höker-Weiber-Füßen und mit Schubkarr'n heut' gepflügt.

Doch ob Alles um uns ſchweige, ich und du wir ſind nicht ſtumm,
Denn ein Tag muß endlich kommen, wann die lange Nacht herum,
Und wo Steine Ohren haben, fällt's vielleicht den Steinen ein,
Daß auch zu der rechten Stunde reden kann ein Pflaſterſtein.

Altheſſiſche Sage.

Im Scharfenſtein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufſchlag und wie Schwerterklang hörſt Du's tief drinnen beben;
Das rauſcht ſo dumpf, das klirrt ſo ſchwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg ſich kreiſend hebt und aufthut aller Orten.

Dann ſtürzen aus den Klüften flugs viel-wimmelnde Geſellen,
Die ſich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen ſtellen,
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel weh'n im Winde
Und um den Führer ſammelt ſich das bleiche Heer geſchwinde.

Fort brauſen ſie in's bange Thal, daß helle Funken ſpringen,
Sie tummeln ſich, ſie hetzen ſich, wie auf des Sturmes Schwingen:

In's Vaterland! Zum Tiberſtrand! Die Stunde hat geſchlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, ſo woll'n wir's nimmer wagen!

Der Scharfenſtein, der weiß die Mähr' aus alten Römertagen,
Da ward an ſeinem ſteilen Fuß die beſte Schlacht geſchlagen,
Da mußt' die Erde purpurroth gar viel des Blutes trinken
Und Romas Adler ſieggewohnt in deutſchem Staube ſinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeſchoſſen,
Von Feind' und Felſen aller Seit' die Römer eingeſchloſſen;
Hei! flogen da die Hiebe nicht und ſtürzten nicht die Glieder,
Wie Aehren in dem Waitzenfeld, mäht ſie die Senſe nieder!

Da warf ſich in der höchſten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator ſtolz zu Roß hernieder an die Erde:
So rette Du, Du beſter Gott, Du größter, uns von Schande,
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in dem Barbaren-Lande.

Und ihm zur Rechten donnert's laut. Es blitzt aus Jovis Brauen,
Im Nu zerſpaltet ſich der Berg, entſetzlich anzuſchauen,

Verſchlungen iſt ſo Freund, wie Feind in dunklen Felſenriſſen
Und drüber ſieht man ſtarr und ſtumm den Scharfenſtein ſich ſchließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müſſen aus geborſt'ner Gruft die Römer ſich erheben,
Den Weg gen Süden zieh'n ſie hin, ein langes Heer von Leichen,
Sie zieh'n und können nimmermehr der Reiſe Ziel erreichen.

Und bei dem erſten Hahnenſchrei, dann kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenſtein und rüttelt an den Pforten;
Die öffnen ſich, wie dazumal, mit Toſen und mit Flammen,
Und thu'n ſich ob dem letzten Mann ganz todtenſtill zuſammen.

Ein Mährlein vom Herkules.

Jüngſt die Nacht hat ſich's begeben, wie geheime Sagen bringen,
Daß im Berg, im Wilhelmshöher, ſei gehört ein wüſtes Klingen,
Ein Geräuſch von Rieſenſchritten, drunter laut geſtöhnt die Erde
Und ein banges Weh'n und Drängen in des Waldes grüner Heerde.

Weil's Walpurgis nicht geweſen, noch Advent für die Geſpenſter
Hat ein Weiblein leiſ' und zögernd aufgemacht ihr Kammerfenſter,
Zuzuſeh'n, warum denn eben in der Jänner-Nacht da draußen
Mit Geſchnaube und Gepolter ungebet'ne Gäſte hauſen.

Doch der Kreuze ſchlug ſie dreie und zurück in's warme Bette
Zog's die ſchlotternd-kalten Glieder an gewalt'ger Zauberkette,

Als das Weib durch Sturm und Dunkel auf verſchneiten Berges-Pfaden,
Schreiten ſah den großen Chriſtoph, mit der Keule Wucht beladen,

Ganz leibhaftig wie er droben, auf der ſtolzen Pyramide,
Seit die Menſchen denken können, ſtand, der herrliche Alcide,
Niederſchauend von den luft'gen, windumbrauſten Winter-Warten
Auf das Thal zu ſeinen Füßen, wie auf einen luſt'gen Garten.

Aber eine ſchlechte Schildwacht hat der Recke dort geſtanden,
Was da wollte, ließ er kommen, ließ er geh'n in ſeinen Landen,
Rief nicht an und ſtand nicht Rede, ob man ihn franzöſiſch taufte,
Oder für den alten Herren ſeine Dienſte neu erkaufte.

Lehnend auf der Rieſenkeule, rings umwogt von grauen Wettern,
Fühlt' er täglich fremde Zwerge auf geduld'gem Leibe klettern,
Hörte die Tritonen blaſen, ſah die Waſſer ſchäumend ſpritzen
Und ſtand ſtumm und unbekümmert ſtets auf ſeiner Feſte Spitzen.

Endlich hat's ihn doch im Herzen tief gewurmt, den Götter-Helden,
Daß uns nur von alten Werken ſeiner Chronik Bücher melden;
In den Fäuſten ſtach's und brannt' es, ſeine Keule tanzte munter,
Und mit drei gewalt'gen Sätzen ſchwang er ſich in's Thal hinunter;

Daß die Bäume beider Seiten wie geknickte Halme krachten,
Und die Menſchen aufgeſchüchtert aus dem erſten Schlaf erwachten,
Daß ſogar die Wacht am Thore, was ſeit Chriſto nicht geſchehen,
Schier ihr „Wer da?“ ganz vergeſſen, wie ſie ihn hat kommen ſehen.

Drauf an die verſchloß'nen Thüren klopft der Held in wildem Grimme:
„Ich will Arbeit! Gebt mir Arbeit!“ ſtehet ſeine Donnerſtimme,
Bis der Stadt getreue Väter ſich die Nacht geſchwind verſammeln,
Um dem thatenluſt'gen Rieſen ein Beſcheidchen zuzuſtammeln.

„Keine Hyder mehr zu tödten? Keinen Eber zu erlegen?
Lauern nicht blutdürſt'ge Löwen auf des Waldes finſt'ren Wegen?
Kämpfen mit zerſchnitt'nen Brüſten nicht des Landes wilde Töchter
Siegreich, gleich den Amazonen, über Eure beſten Fechter?"

Und die Väter ſteh'n beſtürzet, als die Fragen ſie vernommen,
Bis dem Jüngſten unter ihnen ein Gedanke beigekommen:
Laßt ihn zieh'n mit Paß und Karte, räth er flüſternd den Kollegen,
Daß er morgen ſelber ſuche in der Stadt und auf den Wegen.

Und am Morgen ging der Recke, ſuchend nach der wilden Hyder,
Und am Abend kam der Recke zornig und ermüdet wieder;
Keine Hyder war zu finden, aber Kröten zur Genüge,
Kreuzgezeichnet, giftgeſchwollen, blindlings ſchleichend wie die Lüge.

Und zum andern ging der Recke, nach dem Hirſch, dem Eber ſuchend,
Und am Abend kam der Recke unmuthsvoll zurück und fluchend:

Denn in den verheerten Forſten war er ſeit dem frühen Morgen
Einem Häslein nur begegnet, unſchuldsvoll im Schnee geborgen.

Und zum dritten ging der Recke ſuchen nach den Amazonen,
Und am Abend kam der Recke wieder ohne Sieges-Kronen;
Denn die Frau'n im Lande waren ſammt und ſonders Fräulein worden,
Und ſtatt Amazonen gab es Mäßigkeits- und Waſſer-Orden.

Und zum letzten ging der Recke, einen Löwen aufzuſpüren,
Doch der Bären fand er viele, — prangend über Wirthshaus-Thüren,
Züngelnd auf Acciſe-Pfoſten, greifend mit papier'nen Tatzen
Und geprägt auf Heſſengroſchen, die da heißen Strebekatzen.

Da entfährt ein hoch Gelübde, eins bei Styx, der Rieſenkehle;
Gebt mir Arbeit, ruft er dräuend, eh' ich mir ſie ſelber wähle!
Und mit Zittern und mit Zagen ſpricht der Jüngſte unter dieſen:
Leiſt' uns denn den Dienſt, denſelben, ſo Augias Du erwieſen!

Und am Morgen ging der Recke, ſuchend auf gewohnte Weiſe,
Und nach fünfzig Tagen kehrt' er wieder von der langen Reiſe:
Herr, ſo ſpricht er kleinen Muthes, wollt Euch einen And'ren dingen,
So viel Miſt, wie ich gefunden, kann ſelbſt Herkules nicht zwingen!

Und die Väter ſteh'n gerettet. Denn der Rieſe mit der Keule
Flieht beſchämt, geſenkten Hauptes, mit laut klagendem Geheule.
Flugs in drei gewalt'gen Sätzen ſpringt er auf die Pyramide,
Daß im Thal und auf den Höhen wiederum der alte Friede.

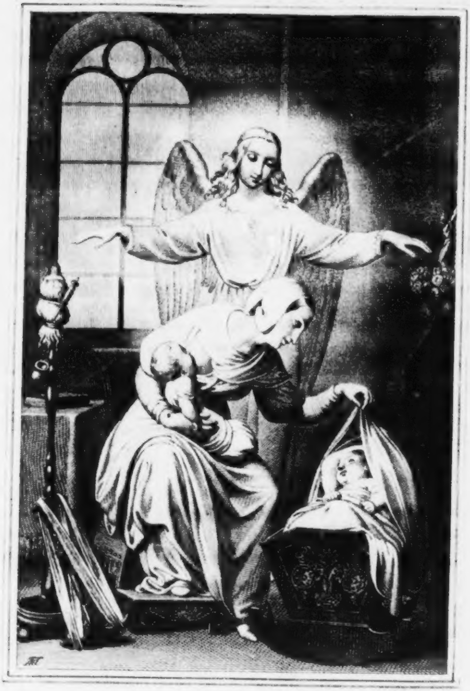
Und das Weiblein ſieht mit Freuden, als der Morgen eben helle,
Ihren großen Chriſtoph wieder droben an der rechten Stelle;
Ja, ſie meint, es ſei ihr Alles wohl ein böſer Traum geweſen,
Weil ſie ſich des Nachts aus Schmieders Götterlehr' in Schlaf geleſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berichtigung.

Seite 10, Zeile 5. ſtatt „Bunde“ lies „Runde“

Leipzig, Druck von Hirschfeld.



Frauenſpiegel.

Von

Franz Dingelſtedt.

Mit ſechs Kupfern.

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Campeſcher Druck.

An Auguste Dunker.

Ich komme zu Dir, meine Freundin! wie der Römer in den Senat zu Karthago. «Willſt Du Frieden, oder willſt Du Krieg?» frage ich Dich und reiche beides dar, wie jener in den Falten ſeiner Toga, ſo ich auf dieſen Blättern. Nun wähle Du!

Ueber den Frieden — das heißt, über den erſten und letzten Theil des Büchleins — habe ich nichts weiter hinzuzufügen, als einen Wunſch. Ich möchte nämlich, daß dieſe Seite des Spiegels auf Dich einen ähnlichen Eindruck machte, wie einſt auf uns beide ein Blick in die klare, blaue Fläche jener Wellen, die den Frieden und die beſchränkte Stille unſerer heimathlichen Berge abſpiegeln, den Eindruck einer begnügten, leiſe aufathmenden Ruhe.

Aber von dem zweiten Theile, von der Novelle, geſtatte mir ein beſonderes Wort. Ich weiß, daß die Unverſtändigen und Böswilligen — (beiläufig: zu welcher Klaſſe rechneſt Du das große Ypſilon, das mein «Heſſiſches Album» in der Kaſſeler Allgemeinen Zeitung jüngſt ſo freundlich beſprach?) — ich weiß, daß ſie aus dieſer Novelle wieder «unſittliche» Tendenzen herausſchmecken und die Fehler der Dichtung oder gar die der Gedichteten auf den Dichter übertragen werden. Ja, ſie verklagen mich am Ende bei Deinem eigenen Gewiſſen, daß ich mich dieſes Mal nicht geſcheut habe, Deinen Namen, den, welchen ich unter allen am höchſten und theuerſten halte, offen an die Stirne meines Buches zu ſchreiben, als Schild für Geſinnungen und Empfindungen, die in der guten Geſellſchaft eigentlich nur hinter einem vorſichtigen «Mit Reſpekt zu ſagen» eingeführt werden dürfen. Dir gegenüber bedarf es der Rechtfertigung nicht und vor jenen iſt ſie unmöglich. Dieſe Naturen, welche ihre Incompetenz in ſchönen Dingen ſelbſt fühlen, ſchnitzen ſich aus altem, gutem Holze ein Lineal, nach dem ſie Alles meſſen, und was nicht an deſſen platte Kanten paßt, iſt ihnen — unter einer ſattſam bekannten und verſchrieenen Kategorie — Anathem.

Ich verſuche deßhalb auch keine Entſchuldigung, außer einer, der der Wahrheit, der Wirklichkeit meines Stoffes. Sonſt könnte man mir, vielleicht nicht mit Unrecht, vorwerfen, daß ich mit der Wolluſt der Grauſamkeit Gräuel und Schmerzen gemacht hätte, aus bloßem Gefallen an ihnen. Hiergegen muß und kann ich mich durch die einfache Verſicherung ſchützen, daß ſowohl den Perſönlichkeiten, als den Begegniſſen in der Novelle eine geſchichtliche und lebendige Wahrheit zum Grunde liegt, an der meine Feder eher noch milderte und beſchönigte, als überſpannte.

Ach, Geliebteſte! die Wahrheit im Leben iſt oft ſo hart und häßlich, daß ſie ſich gern hinter der Dichtung verkriecht, um als Lüge minder abſchreckend aufzutreten. Und nicht immer iſt es umgekehrt, daß die Dichtung blindlings oder willkührlich auf dunkle und blutige Stoffe gräbt, welche in der Wirklichkeit nicht vorhanden ſein können. Jenes iſt bei meiner Erzählung der Fall, nicht dieſes.

In beiden Seiten des Buches — im häuslichen Stillleben, wie im Kriegsſpiel zweier Herzen, durch Ebbe und Fluth, — habe ich ein Allgemeines darſtellen wollen, und ich möchte wohl, daß Dein Auge in jeder Welle dieſes eine Bild wiederfände, die Liebe im Weibe. Nur wenn Ihr liebt, ſpiegelt ſich draußen Euer Weſen beſtimmt und fertig ab; ohne Liebe iſt das Weib ein geſtaltloſer, zerfließender Schatten.

Ich weiß endlich nicht, ob eine Einzelne oder Mehrere, oder ob ſelbſt Du weibliche Züge, Züge der Liebe, in meinem Spiegel erkennen werden, aber ich wunſche es im Stillen und zuweilen hoff' ich es auch, wenn ich denke, daß die Folie, welche ich aus der eigenen Seele ſchöpfte und mit reinen Händen unter die Glasfläche goß, daß dieſe Folie ja eben auch nichts anderes war, als Liebe, — eine lebendige und wahrhaftige Liebe für Eine unter ihnen, fur Dich, Du ewig Theure! die ich durch Winter-Nacht und Winter-Ferne mit ſchmerzlicher Sehnſucht viel tauſendmal grüße. —

Geſchrieben zu Kaſſel am 17. Januar 1838.

Franz Dingelſtedt.

Frauenlieb' und Leben.

Drei Schifflein treibt auf blauem Plan
Das Leben auf und ab;
Erſt fährt's die Schifflein hoch hinan,
Dann abwärts bis in's Grab,
Und in die Schifflein, buntgeſchmückt,
Wird einmal jeder Menſch gedrückt.

Das Ruder hält mit ſanfter Hand
Die heil'ge Liebe feſt,
Die Anker im gewiſſen Land
Der Glaube fallen läßt,
Und Hoffnung bläſt zu neuem Lauf
Die weißen Segel ſchmeichelnd auf.

Das erſte jener Schifflein iſt
Nur wenig Spannen lang,
Darin auch Du gefahren biſt
Bei and'rer Leute Sang;
Das ſchaukelt ſich auf glatter Fluth
Und ſchläft ſich's drin gewaltig gut.

Das zweite hat für Zweie Raum, —
Du wirſt mich ſchon verſteh'n!
Verhüllt von der Gardine Saum,
Umkoſt von lindem Weh'n,
So treibt's dahin auf hoher Fluth
Und träumt ſich's drin gewaltig gut.

Das dritt' iſt nur für einen Mann,
Ein ſchmaler, ſchwarzer Schrein;
Das ſieht ſich freilich traurig an,
Allein — Du mußt hinein!
Das geht dann unter in der Fluth
Und liegt ſich's drin gewaltig gut.

◆

I.

Dämmerſtunde.

„Kinderchen, kommt mir herein! Genug für heute des Spieles,
Morgen iſt wieder ein Tag, und ein beſſerer, hoff' ich, wie heute;
Denn der Himmel war trüb' und es ging ein kühlender Oſtwind,
Daß mir im Herzen bangt, ihr habt euch beide erkältet.“
Alſo rief vom Fenſter hinab in den dammernden Abend
Mutter Marie, die würdige Frau, und winkte den Knaben.
Dieſe hatten im Hof mit Nachbarskindern geſtanden
Und am Goſſenſtein gar kunſtliche Brucken gebauet,
Halb aus röthlichem Sand und halb mit geglatteten Kieſeln.
Aber als ſie die Mutter am oberſten Fenſter gewahrten
Und der Stimme Ruf, der mahnenden, ihnen herabklang,
Ließen ſie flugs die Brück' und die helfenden Handwerksleute,
Strichen die Haare ſich glatt ſammt den aufgekrämpelten Hoſen
Und im Sturmſchritt ging es hinauf zu den tönenden Stufen.
Als ſie droben zuvor an der reinlichen Stubenthüre
Auf dem geflochtenen Stroh die Stiefel ſich beide gereinigt,

Traten ſie rothen Geſichts und mit freundlich glänzenden Augen
Hin zur Mutter und brachten der Lächelnden jeder die Kußhand,
Wie es ihnen gelehrt nach des Hauſes zierlicher Sitte.
Mutter Marie ſaß ſchon — ſo fügt' es ſich jeglichen Abend —
Spinnend im Sorgenſtuhl, der weit und behaglich ſie aufnahm,
Selbſt für der Kinder eins, das artigſte, Raum noch gewährend.
Und weil kundiger Hand ſie die ſauſende Spindel regierte,
Daß des Garnes viel auf die drehende Spule herabfiel,
Stand Katharina dabei, der beiden Töchterchen erſte,
Schon ein verſtändiges Kind von mindeſtens vierzehn Jahren,
Und bewegte geſchickt des Haspels knarrende Arme,
Daß der Faden ſich flink um den wachſenden Knäuel herumwand.
Agnes, die jüngſte der zwei, von Natur ein wenig verzärtelt,
Schmiegte ſich unterdeß an die Seite der duldenden Mutter,
Und betrachtete ſtill mit den blauen, beſchaulichen Augen,
Was der Schweſter Hand und der Mutter emſig vollbrachte.

Traun! wer draußen ging auf der nächtlich dunkelnden Straße
Und durch der Fenſter Rund das einſame Lichtchen erblickte,
Das vom oberſten Stock in ſpärlichen Strahlen herabſchien,
Träumte ſich nicht, wie ſtill und heimlich die ärmliche Stelle,
Wo in beſchränkteſtem Raum fünf Herzen, zufriedene, ſchlugen.

Aber Mutter Marie inmitten des häuslichen Kreiſes,
Hier der Töchter zwei, verheißende Knoſpen, gewahrend,
Dort zwei Knaben ſo ſchlank und wie junge Buchen ſo ſtrebend,
Fühlte in tiefſter Bruſt, daß dieß ihr Leben und Welt ſei —
Und verlangete nicht nach dem glänzenden Lärmen der And'ren.
Ihr zu Füßen gebückt und auf niedrigen Schemelchen hockend,
Saßen die Knaben da, die Arme verträglich verſchlungen
Und die Blicke vergnügt an die Augen der Mutter geheftet.
»Mutter! erzähle uns was! Du weißt ſchon: ſolche Geſchichten,
Wie Du geſtern gethan, von Geiſtern und Rittern im Kriege
Oder vom fremden Land, wo es Löwen giebt und Kameele.«
Alſo bettelten ſie und der jüngſte, Philippus geheißen —
Schier der Mutter Verzug, weil er ein verſpäteter Neſtling
Und dem ſeligen Mann in Haar und Augen ſo ähnlich —
Trat mit dem linken Fuß in das eifrig ſchwingende Spinnrad,
Daß die Mutter auch nicht ob der Arbeit die Bitte vergeſſe.
»Wart', blondlockiger Schelm! Ich faſſe dich.« Und ſo geſchah es,
Und ſie küßte den Jungen und kitzelte ihn in der Seite.
Drauf begann ſie von ſelbſt ein wunderherrliches Mährlein,
Eins vom Rieſenkind, das von Vaters Schloſſe herabſtieg,
Sich ein Bäumchen am Weg abbrechend zur ſchwankenden Gerte.
Und wie das Rieſenkind dem pflügenden Bauern begegnet,

Hat es gemeint, der ſei ſammt den Ochſen ein prächtiges Spielzeug;
Packt den Bauern ſich auf, das Geſpann und die blinkende Pflugſchaar,
Alles zuſammen bebend in den Zipfeln der Schürze verbergend,
Und zum Vater hinauf, zum alten, gewaltigen Rieſen,
Trägt ſie das zappelnde Ding, der juſt vom Schlafe erwacht war.
Aber der Vater verweiſt dem ungezogenen Mädchen,
Daß es den armen Mann und die brüllenden Oechslein geängſtigt,
Und mit einem Griff, obwohl's zwei Stunden geweſen,
Setzt er das Spielwerk zurück auf den dampfenden Acker, behutſam,
Daß dem Bauer dabei auch nicht ein Härchen gekrümmt ward.
Drob erſtaunten die Knaben und ſchüttelten heimlich die Köpfe;
Denn ſie hatten bereits in der Kinderſchule vernommen,
Daß die Geſchichten all' von Zwergen, Rieſen und Feen
Unwahr ſein und erfunden von müßigen Menſchen zur Kurzweil.
Aber ſie liebten ſie doch und beſſer behagten die Mährlein,
Als des Magiſters Wort von der wirklichen Weltgeſchichte
Und von Geographie, wo Amerika liegt und Europa.

Erſt wenn Mutter Marie ſich heiſer und müde geſprochen —
Denn die ließen nicht nach, die Kinder, mit Drängen und Qualen,
Und ſie mußte dabei beſtändig den Faden benetzen —

Hieß ſie die älteſte Tochter nun auch ein Geſchichtchen erzählen,
Was ſie gerade geleſen in Glatzens Spiegel der Jugend.
Und Katharina begann. Allein die kichernden Jungen
Ließen ihr nimmer die Ruh'; ſie glaubten nicht recht an die Schweſter,
Weil ſie ſo altklug that und doch noch ſelber ein Kind war.

Alſo ſchwanden im Flug die zögernden Stunden des Abends.
Sieben ſchlug's vom Thurm an des Städtchens lebendigem Marktplatz
Und das Vespergeläut klang hell aus ſämmtlichen Kirchen.
Dann bereitete ſchnell Katharina die mäßige Tafel,
Deckte über den Tiſch, den runden, ein reinliches Laken,
Und ſie ſetzten ſich Alle zum einfach genügenden Mahle,
Kalte Küche, was juſt vom Mittag übergeblieben,
Oder geronnene Milch und zu Zeiten auch Pell-Kartoffel,
Wie es die Jahrszeit gab, ſtets wechſelnd und immer daſſelbe.
Während ſie dorten vereint um die mäßige Tafel ſich reihten,
Ging es drüben im Haus des ſehr begüterten Kaufmanns
Hoch her, ſo mit Geräuſch der klingelnden Flaſchen und Gläſer,
Wie mit Paukengetön' und lautaufjauchzenden Flöten.
Denn es feierte heut' des Kaufmanns Tochter Verlobung
Mit dem älteſten Sohn des zeitigen Burgemeiſters.
Feſtlich glänzte die Front des buntbeleuchteten Hauſes,
Gaffer ſtanden gedrängt umher vor den ragenden Pforten
Und der Tanzenden Bild erſchien am ſeidenen Vorhang,
Der mit wallender Pracht die leuchtenden Fenſter verhüllte.
»Mütterchen! dort wie ſchön!« So ſprach die ſinnende Agnes.

Die vom Teller auf in die Herrlichkeiten hinausſah,
«Möcht' ein einziges Mal mit den vornehmen Leuten vergnügt ſein
Und bei der ſchönen Muſik im feſtlichen Saale mich umſehn!»
Doch es belächelte ſtill die Mutter des Kindes Gelüſte
Und mit verſtändigem Wort entgegnet ſie alſo dem Wunſche:
«Weißt du nicht mehr, was jüngſt in deinem Buche geſtanden,
Daß nicht Alles, was glänzt, auch rechtes und wirkliches Geld ſei,
Und das wirkliche Geld nicht immer glänze und ſchimm're?
Glaube du mir: ſo iſt's mit vornehmer Leute Ergötzung.
Außen lärmt ſie und gleißt, wie das herrlichſte Feſt des Vergnügens,
Aber die Herzen ſind leer und gähnen mitten im Reichthum.»
«Nur iſt's unrecht, Mutter! und macht mir böſe Gedanken,»
Sprach mit gerunzelter Stirn der älteſte Sohn und in Unruh',
«Das die Leute ſo ſpät in die ſchlafende Nacht ſich verlaufen
Und uns Kinder die Ruh' mit dem ſchrecklichen Lärmen verderben.
Wahrlich! es ärgert mich ſtets, wenn ich einſam bin in der Kammer,
Alles dunkel umher, und Philippus lang' ſchon ſchnarchet,
Daß ich vor der Muſik den gewöhnlichen Schlaf nicht finde
Und der Schimmer des Lichts von drüben die Augen mir aufhält.

Sprichſt doch immer ſo viel von Gottes gerechter Regierung
Und wie er weiſe vertheilt die verſchiedenen Güter der Erde,
Warum dürfen die Reichen, ſie ſelber in ſtetem Ergetzen,
Noch mit der eigenen Luſt den anderen Menſchen zur Laſt ſein?»
Da erzürnte die Mutter und ließ den Grollenden hart an,
Daß er mit häßlichem Neid zu reicheren Leuten hinaufſäh'
Und, ob ſelber beglückt, den Anderen Glück mißgönnte.
Und er verſtummte beſchämt, der unzufriedene Tadler.

Aber nachdem Katharina das Tuch von der Tafel genommen
Und ein Kind — umging's nach natürlicher Reihe des Alters —
Noch ein kurzes Gebet als Abendſegen geſprochen,
Standen ſie ſämmtlich auf und rückten die Stühle zurechte.
Eben hatte die Uhr mit langſam ſchwingendem Pendel
Schon neun Schläge gethan und fern von der ſtattlichen Hauptwacht
Schallte das Jägerhorn und zeigte den Leuten die Nacht an.
«Kinder! nun wird's euch Zeit!» begann die ſorgliche Mutter,
«Ehe der Sandmann kommt und ihr im Sitzen mir einſchlaft!»
Küßte ſie drauf nach der Reih' und ſchickte die Jüngſten zu Bette,
Die mit heimlichem Graun in der dunkelen Kammer verſchwanden.
Aber die Mutter, allein mit der älteſten Tochter beiſammen,
Legte ſich noch ein Weilchen hinaus aus geöffnetem Fenſter,

Weil die Nacht ſo ſchön in flüſterndem Weben und Mondſchein.
Sternlein wandelten ſacht die goldene Straße am Himmel
Und im ſchweigenden Traum lag rings die dämmernde Erde;
Nur von fern her ſcholl des Stromes verhaltenes Brauſen
Und der Wälder Geräuſch, die herbſtliche Winde bewegten.
Und Katharina, geſchmiegt in der Mutter umfangende Arme,
Blickte zum Himmel hinauf und hinab auf die dämmernde Erde,
Und ſie wußt' es nicht, was ihr heimlich im Herzen geſchahe,
Daß es wie kühlender Thau den brennenden Augen enttropfte
Und, wie die Mondnacht ſelbſt, in ſüß beklommener Ahnung
Ihr die Seele verſchwamm zu Thränen und leiſem Gebete.
Aber die Mutter verſtand, was im knoſpenden Buſen ſich regte,
Und ſie küßte ſie ſanft auf die blondumlockete Stirne,
Drückte ſie ſtärker an's Herz und liſpelte zärtliche Namen.
Alſo ſtanden die Zwei in lautlos langer Umarmung,
Während der nächtliche Mond in's einſame Fenſter herabſah.

* * *

II.

Der Kirchgang.

Hahnengeſchrei im Hof, auf den Gaſſen reinliche Stille,
Goldener Strahl und Duft und weit aufblauende Himmel,
Die wie der Mutter Arm die erwachende Erde umſpannen —
Künden die nicht den Lenz zumal und den Sonntags-Morgen?
Da erglänzen im Land die goldenen Kuppeln der Thürme,
Sämmtliche Glocken ſind wach und rufen's hinaus in die Weite,
Daß der Tag des Herrn und der Tag der Ruhe gekommen;
Selber die Wälder ſtehn in köſtlichem Frühlingsgeſchmeide,
Saftgrün blinkend das Laub und wie Säulen ſchimmernd die Stämme,
Daß ein jeglicher Wald ein feſtlicher Tempel des Herrn ſcheint,
So von ſonnigem Licht durchhaucht wie von Vögelgezwitſcher.

Schaut mir aber hinein in die Sabbathfrühe des Städtleins!
Wie weit ſpreizenden Schritts, geſchmückt mit den beſten Gewändern,
Alle Kinder am Markt ſich ſtill und bedächtig verſammeln;

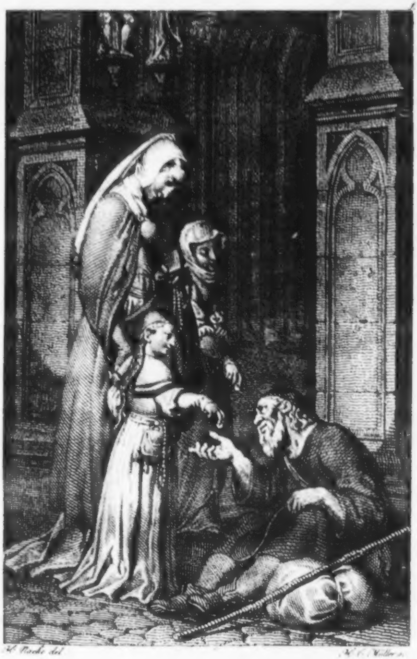
Laden und Thuren zu, verhängt die verſchloſſenen Fenſter,
Wo ſich am Spiegel gerad' ein Madchen, ein ſittiges, anthut,
Strahlend das duftende Haar und den blendenden Buſen ſich waſchend;
Nirgends Wagengeroll noch verworrener Stimmen Gebrauſe,
Ringsum heilige Ruh' und leiſ' aufathmende Andacht.
Aber ſobald der Kuſter mit klapperndem Schluſſelgebunde
Ueber den Markt hineilt, in den Thurm, um die Glocken zu ziehen,
Stets von Jungen gefolgt, die gern im Läuten ihm beiſtehn,
Schau! da belebt ſich's ſacht, aus den Thüren treten die Mannlein,
Treten die Weiblein heraus auf langſam ſchreitenden Fußen,
Nicken ſich ernſthaft zu und wandeln mitſammen zur Kirche.

Mutter Marie! auch du mit den beiden geſchmucketen Töchtern
Gingſt den bekannten Weg zur räumigen Kirche des Städtleins;
Denn es waren die Knaben voraus ſchon lange geſprungen,
Weil ſie auf's Chor gemußt, wie die anderen Schüler des Kantors.
Wer nun die Mägdlein ſah, und vorab Katharina, die ält're,
Wie ſie züchtigen Schritts, in der Hand das geſchonte Geſangbuch,
Zwier mit Spangen geziert und prachtig funkelndem Goldſchnitt,
Dort an der Seite der Mutter die reinlichen Straßen hindurchſchritt:

Der blieb ſicherlich ſtehn und, war's ein jüngeres Bürſchlein,
Schaut' er auch wohl verſteckt und mit ſündlichen Sabbathsgedanken
Nach dem runden Geſicht und den ſtrahlenden Augen der Jungfrau.
War ſie doch gar zu hold in dem weißen, dem knappen Gewande,
Das die ſchwellende Form umſchloß des erblühenden Leibes,
Faltig von weißer Bruſt und den ſtrenge verborgenen Schultern
Bis zum glänzenden Schuh hinwallend in zierlichem Falle.
Und um die Fülle des Haars, des goldenen, webte ſich neidiſch,
Nach des Landes Gebrauch, ein weißes, gewundenes Tüchlein,
Schleierartig zu ſchau'n, doch nicht ſo eng und gebietend,
Daß nicht hier und dort ſich ein widerſpenſtiges Löckchen
Von der Stirne herab zu den blühenden Wangen geringelt,
Bis es des Halſes Schnee mit küſſenden Spitzen erreichte.
Noch als beſonderen Schmuck bewahrte der Gürtel der Jungfrau
Einen duftigen Strauß Maililien, glänzende Glöcklein,
Welche mit wiegendem Haupt den jungen Frühling begrüßten.
Alſo ſchritt ſie dahin, ſie ſelber ein blühender Frühling.

Aber nachdem die Drei zur weitaufſtehenden Kirchthür
Glücklich gelangt, die hoch und geräumig die Gläubigen einlud,
Kühlende Luft aushauchend und ſüß aufqualmenden Weihrauch,

Hemmte den einigen Schritt ein Bild des menſchlichen Elends,
Das am Hauſe des Herrn mitleidigen Seelen ſich darbot.
Agnes hatte von fern ſchon Mutter und Schweſter berichtet,
Wie auf den Stufen von Stein ein altes, kränkliches Männlein
Matt ſich niedergeſetzt, zur Seite den Stab und das Bündel.
«Aermſter!» erwiderte drauf die in ſich ſeufzende Mutter,
«Aermſter, wer anjetzt, wo die Erde ſich fröhlich verjünget
Und mit bräutlicher Luſt ſich alle Weſen umfangen,
Fern von der Heimath weilt auf einſam trauriger Reiſe;
Ja, dem ziemet es wohl, am Gotteshauſe zu raſten,
Weil in dieſem allein des Menſchen, des irrenden, Heimath!»
Und ſie naheten ſich. Da ſtreckte der lagernde Alte,
Erſt das ergrauete Haupt entblößend in bittender Ehrfurcht,
Aus die geöffnete Hand und bewegte die zitternden Lippen.
Doch nicht braucht' es des Worts. Laut flehten die ſilbernen Haare,
Welche das welkende Kinn und die furchige Stirne bedeckten,
Lauter der thränende Blick und des Leibes ermattete Beugung.
Und noch ehe das Wort den zitternden Lippen entfloh'n war,
Streckten die Mädchen die Hand nach den ſchmalen Fingern des Alten
Und Katharina ſchloß und Agnes mit freundlichem Drucke
Jed' ihr ſilbernes Stück in die offene Rechte des Armen.
Drob erfreute ſich tief die liebende Seele der Mutter,



H. Racke del. H. C. Muller sc.

Nicht des Opfers allein, das ſchnell das getroffene Mitleid
Aus ſelbſt dürftigem Schatz hinreichte den Händen der Armuth;
Dreifach freute ſie ſich der troſtreich goldenen Worte,
Die mit roſigem Mund Katharina dem Silber hinzuthat.
Fragte ſie doch ſo mild wie die eigene Tochter den Alten,
Wer und von wannen der Weg und wohin die beſchwerliche Reiſe?
Ob er auch Anderes noch zu dem wenigen Gelde bedürfe,
Speiſ' und Trank auf den Marſch und Linnen, die Blöße zu decken?
«Wenig haben wir ſelbſt,» ſo ſprach ſie, erröthend in Demuth,
«Aber der Aermere weiß, wie dem Aermſten innen zu Muthe,
Beſſer wie der, der ſtets in Wohlſtand ſchwelgt und geſchwelgt hat.»
Da entſtürzten dem Blick des Greiſes die heißeſten Thränen,
Wankend erhob er am Stab die gelähmten Glieder und ſtreckte
Hand und Arm weit aus, daß das Mädchen erbangend zurücktrat.
«Nun ſo ſegne der Herr,» — ſo tönten begeiſterte Worte —
«Segne die weiche Hand, der ein weicheres Herze gebietet!
Tochter! Ich nenne dich ſo, die mehr als Tochter mir wurde,
Die, mein Engel, erſchien zur härteſten Stunde des Lebens,
Als die Seele mir ſchier an Gott und den Menſchen verzweifelt;

Tochter, dich ſchütze der Herr! Und der Segen des heutigen Tages
Fall' in reichlichem Maß zurück auf dich und die deinen!«
Lautlos ſtanden ſie da, die Mutter in ſeliger Rührung
Und Katharina das Haupt, wie voll kindlichen Sinnes, gebeuget
Vor dem redenden Greis und mit ſtürzenden Thränen die Kleine.
Drauf erzählte der Mann, wie er, fremdem Lande entſproſſen,
Lang' als Reiter gedient im männerverzehrenden Kriege,
Bis ihm des Alters Schnee die dunkelen Locken gebleichet
Und der kräftige Arm in redlichem Kampfe erlahmt ſei.
Und es gedachte dabei an den eigenen, ſeligen Gatten
Mutter Marie, der auch im böſen Kriege gefallen,
Fechtend für eigenen Heerd und des Landes erhabenen Herrſcher.

Doch das Geläute verſcholl. Schon brauſten die Klänge der Orgel
Und der erſte Geſang aus den hallenden Tiefen der Kirche.
Dünner ſtrömten herbei die Wogen der gläubigen Seelen,
Nur wer vornehm war und der alten Sitte ſich ſchämte,
Kam noch zögernden Schritts die ſeltene Straße gezogen.
Darum mahnte Marie die horchenden Mädchen zur Eile,
Reichte dem Manne die Hand, nach ihr die Töchterchen beide,
Und ſie ſchieden von ihm, von ſeinem Gebete geleitet.

Aber das rechte Gebet, ſo gläubigen Herzen entfliehet,
Iſt wie erquicklicher Thau, der erſt von der Erde emporſteigt

Und als Segen des Herrn zuletzt auf die Erde zurückfällt.
Alſo geſchah's auch hier. Der Wunſch des flehenden Greiſes
Ward, noch eh' er geſcheh'n, zur ſegensreichſten Gewährung.
Kuno, Wilibald's Sohn, des Städtleins trefflichſter Jüngling
So an Körpergeſtalt, wie an Sitt' und ſeltener Reinheit,
Auch mit den Gaben des Glücks, des irdiſchen, wacker gerüſtet,
Stand, als Mutter Marie mit den Töchtern zur Kirche gewandelt,
Juſt am hohen Portal, das reich an gothiſchem Schnitzwerk,
Bogen an Bogen gereiht, in erhabener Wölbung ſich aufthat.
Ob ihn heimlicher Wunſch und des Herzens knospende Sehnſucht
Feſt an die bergende Säule gebannt, zu harren der Jungfraun,
Oder ob er allein, andächtig in Sabbathsgedanken,
Dort an der Pforte des Herrn ſich zu ſtillem Gebete bereitet?
Als er aber geſeh'n, wie Hand und Herz Katharinens
Sich mildthätig erſchloß bei des Greiſes kläglichem Anblick:
Fühlt' er in tiefſter Bruſt der Liebe plötzliche Regung
Und ein inniger Wunſch durchſtrahlte die Seele des Jünglings.
Liebe die Liebe gebiert, — ein üppig wucherndes Saatkern,
Das in blühendem Halm zu reichlicher Aernte emporreißt.

Ryno wartete noch, als geräuſchlos, züchtigen Trittes,
Mutter Marie mit den Töchtern dem Sinnenden nahe vorbeiging,
Und mit beſcheidenem Gruß empfing er die dankenden Frauen.
Doch ein flammendes Roth, das auf Wangen und Stirn ihm entbrannte
Und Katharinens Geſicht verklärte in plötzlichem Abglanz,
Kündete wohl bei Beiden der Sonne völligen Aufgang.

◆

III.

Der Webſtuhl.

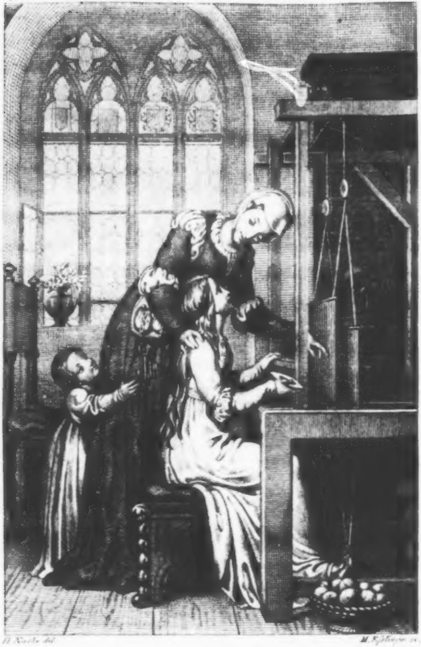
* * *

Wunderthätiger Geiſt, wer zuerſt ein grünendes Flachsfeld
Künſtlich verwandelt in Garn und das Garn verwandelt in Leinwand!
Dein gedenke mit Preis der Hausfrau hüpfendes Herze,
Wenn ſie, die Truhen voll ſchneeweißen, glänzenden Leinens,
Schwer die Kiſten von Drell und von Garn, das der Bleiche gewärtig,
Sich an der Hände Werk und am Segen des Herren ſich weidet!
Dein auch denke der Mann, der ſpät mit ſinkender Sonne
Am blau-blühenden Feld mit blauen Gedanken vorbeizieht,
Das er ſelber beſtellt und beſäet mit bräunlichem Samen
Und mit inniger Luſt wie den blauen Himmel nun anſieht!
Dein auch denke die Dirn', in warmer, vertraulicher Spinnſtub'
Eng mit den Jungfern des Dorfs geſellt in ſchwatzender Eintracht,
Wenn zu verliebtem Scherz ihr den dicken, ſtrotzenden Rocken,

Schmuck mit wehendem Band und mit Goldtarete bekleidet,
Etwan ein Burſche nimmt, ihr ſelber zur ſüßeſten Strafe!

Aber wehe der Zeit, die weiblicher Werke ſich ſchämet
Und das knarrende Rad ſammt alterthümlichem Webſtuhl
Tief in Spinnengeweb, in die Rumpelkammer hinabſtößt.
Scheue ſich nimmer die Hand, die deutſchen Mädchen gehöret,
Selber die Fäden zu zieh'n aus luſtig wandelndem Schifflein;
Scheue ſich nimmer der Fuß, verwöhnt in beflügeltem Tanze,
Auch den knarrenden Tritt des häuslichen Rädchens zu rühren!
Alſo will es der Brauch und die würdige Sitte des Landes.

Darum lehrte Marie, des Hauſes ſorgliche Herrin,
Früh die Tochter ſich an, die ſauſende Spindel zu rühren,
Wie ſie ſelber gewohnt und geübt in beſtändigem Kunſtfleiß.
Und wenn ſtärker der Arm der erwachſenden Mädchen geworden,
Wenn ihr kindlicher Sinn zu ernſter Beſinnung gereift war,
Führte ſie ſelber ſie hin zum alterthümlichen Webſtuhl.
»Das iſt«, ſprach ſie, »der Thron, wo das Weib gebietet in Wahrheit;



H. Nocke del. M. Esslinger sc.

Und nicht ziemt es für ſie, wie verderbliche Mode gewollt hat,
Im zeittödtenden Spiel die müßigen Hände zu rühren
Oder auf weichlichem Pfühl ermattete Glieder zu dehnen. –
Gab Katharinen darauf das raſtlos wandelnde Schifflein,
Drin in beſtändigem Drehn ſich die ziehenden Fäden verſammeln,
Zeigte, wie man das Garn aufſpannt auf gewaltige Bäume
Und die Winde bewegt, um das zähe Gewebe zu glätten,
Zeigte, wie man den Kamm und den Stab und die Rolle gebrauche,
Alles zur richtigen Zeit und Alles auf richtige Weiſe,
Bis vom dünnen Geſpinnſt das dichteſte Leinen geworden.

Alſo ſaß Katharina daheim am klappernden Webſtuhl,
Sandte gewandt ihr Schiff von der rechten Seite zur linken
In gleichmäßiger Fahrt, und wie tönender Takt der Ruder,
Klang das gewiſſe Geräuſch der erſchütterten Stäbe dazwiſchen.
Doch wie die Fäden ſtets durch der Webenden Finger ſich kreuzten,
Und ihr rüſtiger Fuß das Werk in beſtändigem Gang hielt,
Schweiſten wohl die Gedanken hinaus in dämmernde Ferne,
Selber luſtigen Schiffen, bewimpelten, ſchnellen vergleichbar
Oder dem bunten Geſpinnſt, da Faden an Faden ſich anreiht.

Hatte ſie doch in der Bruſt, der nimmer die Liebe genaht war,
Widerſtrebend ein Bild von Stunde zu Stunde getragen,
Das in hellerem Licht, ſtets wachſend, die Seele durchſtrahlte!
Denn ſie gedachte des Tags, da Rono zuerſt ihr erſchienen,
Dicht an der Pforte des Herrn, wie ſein leuchtender Engel zu ſchauen,
Stark in männlicher Kraft und doch voll beſcheidener Anmuth.
Darum ſandte ſie auch mit dem Schifflein heimliche Grüße
An den Geliebten hinaus, die nimmer zum Ziele gelangten,
Weil der beflügelte Kiel ihr immer derſelbe zurückkam.
Darum netzte ſich ſelbſt ihr Blick, an die Fäden geheftet,
Oft mit funkelndem Thau der erſten und heißeſten Sehnſucht
Und der rüſtige Fuß ſtand oft in der Mitte des Takts ſtill,
Wie das wogende Blut in der Weberin fliegendem Buſen.

Mutter Marie, die längſt mit mütterlich ſchauenden Blicken
Richtig erkannt, was das Herz der geliebteſten Tochter bewegte,
Trat einſt leiſe herzu an den emſig klappernden Webſtuhl
Und mit freundlichem Druck auf die Schulter des träumenden Mägdleins
Hemmte ſie plötzlich den Flug des Schiffes und den der Gedanken.
»Weißt du, was du gewebt? Und für wen?« ſo fragte ſie lächelnd,

Während im Aug' ihr doch aufperlte die innigſte Rührung, —
«Weißt du, was du gewebt?» — Und die Tochter ſchwieg und erglühte,
Weil ſie heimlicher Schuld ſich bewußt und läſſig ſich glaubte.
Doch nicht hielt ſich das Herz der Mutter, das hüpfende, länger;
Weinend ſelber umſchlang ſie die Weinende, bebend vor Inbrunſt,
Und: «ſo küſſ' ich dich denn als Braut!» war ihr ſchluchzender Ausruf!
«Kind! wohl hab' ich gewußt, was die ahnende Seele bewegte,
Lind wie Frühlingswehn und wie Gottes allheiligſter Athem.
Aber daß du der Proben gefährlichſte wacker beſtandeſt,
Ließ ich allein dich im Kampf mit dem Feind und dem Freunde des Herzens.
Ryno nahte mir längſt mit ehrenvoller Bewerbung,
Weil er dich innig geliebt. Wie dich, ſo prüft' ich ihn ſelber,
Ob er auch redlich es mein' und dich, die Geliebte, beglücke;
Und wohl habt ihr beſtanden. Als Braut ſei mir dreifach geſegnet!»
Oeffnet ſich drauf die Thür' und herein, ſchnell-zögernden Schrittes
Ryno kommt und bleibt auf der Schwelle, der heiligen, ſtehen.
Heilig der irdiſche Raum, wo das Herz der liebenden Mutter

Dicht am Herzen der Braut, der zwiefach liebenden, klopfet
Und als drittes im Bund der Bräutigam ſelig herantritt!

Endlich mit lachelndem Blick auf den lautlos raſtenden Webſtuhl
Fragte Mutter Marie die verwandelte Tochter noch einmal:
»Weißt du, was du gewebt?« — Und die Tochter ſchwieg und erglühte,
Aber ihr Herz durchbebten die erſten Schauer des Brautbetts.

* * *

IV.

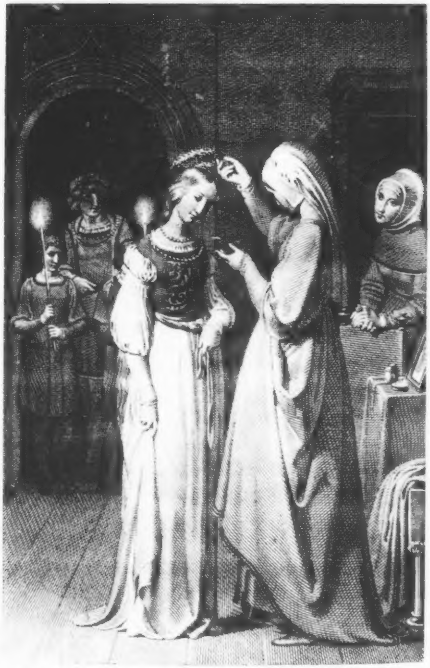
Hymne.

Nimmer enteilet die Zeit ſo ſchnell als im ſeligen Brautſtand,
Der ein Doppelgeſicht, — ein weinendes rück in die Kindheit
Und ein lachendes vor in der Zukunft Blumengefilde, —
So der zögernden Braut wie dem ſtürmiſchen Bräutigam zukehrt.
Aber wenn ſie erſchien, die Stunde der letzten Verbindung,
Daß hell ladenden Klangs die feſtlichen Glocken dir rufen,
Daß die Mutter, geſchmückt mit Perlen und Thränen der Freude,
Dir in das duftende Haar feſtdrückt das gewichtige Kränzlein,
Daß mit bangender Haſt der Bräutigam deiner gewartet
Und in frommer Geduld der Paſtor, die Agende im Arme:
O dann zaudre nicht mehr, zu ſpät ja ward es zum Zaudern,
Sondern rüſte dich flugs zum ſchwerſten Gange des Lebens,
Der, von wannen du nimmer zurückkehrſt, wie du geſchieden!

Sehet ſo Katharinen die Braut, mit klopfendem Herzen,
Niedergeſchlagenen Blicks, bald bleich, bald erglühend in Rührung!
Leuchtend wogte der Strom des künſtlich entfeſſelten Haares
Schulter und Rücken hinab, die glänzende Stirn' entblöſſend,
Daß für den heiligen Zweig in den ſpielenden Locken noch Raum ſei.
Eng umſpannte die Bruſt ein Leibchen von dunkelem Sammet,
Reich mit Seide geſtickt und vielfach güldenem Zierrath,
Und um die zitternden Glieder ergoß in der Farbe der Unſchuld
Sich ein züchtig Gewand, von kundigen Händen gefältelt.

Aber Mutter Marie, die, ſtolz auf die herrliche Tochter,
Selber das Beſte gethan am wohlerſonnenen Putze,
Nahm den heiligen Kranz, — ihr bebten die eigenen Finger —
Ihn um des Kindes Haupt, das geliebteſte, ſegnend zu ſchlingen,
Und mit ſtammelndem Ton die herzlichen Worte begann ſie:

«Nimm! Und trag' ihn mit Ehren! Er iſt vom nämlichen Bäumlein,
Das dein Vater gepflanzt, am Tag, da ich dich ihm geboren.
Mit dir wuchs es empor, dein Bild in ſtrebender Anmuth,



A. Näcke del. [illegible]

Bis es der heutige Tag der beſten Zweige beraubt hat.
Nicht ſo ſei es mit dir! Dir bring' er Blüthen und Früchte,
Wie du ſelber verdient durch redlichen Kindergehorſam.
Ziehe, die meine noch, hin! Komm wieder, die meinige nicht mehr!
Und der Engel des Herrn geleite dich, Tochter, in Frieden!»

Da erklangen vereint die Glocken vom Thurme des Städtleins
Und durch die offene Thür' brach plötzlicher Schimmer der Fackeln.
Flüſternd rief es herein und mahnte zur endlichen Eile,
Weil die Stunde bereit und Alles des Bräutchens gewärtig.
Als ſich drauf Katharina gewandt, um hinunter zu ſchreiten,
Sah ſie den Bräutigam ſelbſt mit den Brüdern ſtehn an der Pforte
Und ſank thränenden Blicks in die Arme des ewig Geliebten.
Da umſchloſſen die Knaben, die Fackeln geneigt zur Begrüßung,
Still das liebende Paar und begannen die Hochzeits-Hymne,
Der von draußen herein ſich Harfentöne geſellten.

Der Eine.

Gieb die Hand! Ich bin die Liebe,
Innig, Bruder! dir verwandt.
Wenn ich nicht mehr bei dir bliebe,
Wehe dann! Ich bin die Liebe. —
Bruder, gieb mir deine Hand!

Der Andere.

Gieb die Hand! Ich bin die Ehe,
Innig, Bruder! dir verwandt.
Wenn ich noch nicht mit dir gehe,
Wehe dann! Ich bin die Ehe. —
Bruder, gieb mir deine Hand!

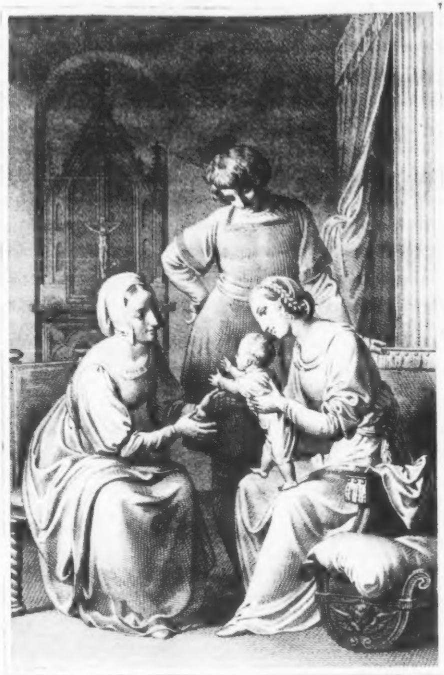
Beide.

Selig jedes Paar hienieden,
Das wir beide treu beglückt!
Stets vereint, durch nichts geſchieden,
Eingewiegt in ſüßen Frieden,
Wird es dieſer Welt entrückt.

* * *

V.

Die Wiege.



H. Naeke del. A. Reindel sc.

Lieblicher nimmer ertönt der Lerche frohlockendes Frühlied,
Noch der Nachtigall Schlag aus kräuter-duftendem Haine,
Lieblicher keine Muſik von Schalmei'n und luſtigen Flöten,
Lieblicher nichts, als — der Storch, dem ſehnlichſt harrenden Pärlein,
Wenn er zum erſten Mal auf ragendem Giebel des Hauſes
Klappernd ſich niedergeſetzt, der beſten Freuden Verkünder!

Dir auch, wackeres Paar, das redliche Liebe vereinte,
Kam mit dem ſproſſenden Lenz der freundliche Bote gezogen,
Weit her über die See, und bracht' im geſegneten Schnabel
Euch ein Wieglein mit und darinnen ein weinendes Knäblein.
„Mutter, ein Sohn, ein Sohn!“ ſo rief mit gewaltigem Tone
Kono, der Glückliche, aus und erhob ihn hoch in den Armen.
Aber Mutter Marie umſchloß den jubelnden Vater.

Drückte die Tochter ans Herz, die ſelbſt nun Mutter geworden
Und voll ſeligen Wehs dalag in bleicher Ermattung.
O der Stunde voll Angſt und unnennbar wonniger Schmerzen,
Da der Gatte gelauſcht an der Schwelle der heimlichen Pforte,
Bis ihn der Mutter Wort, das flüſternde, endlich hineinrief!
Und wie er betend gekniet am Lager der Mutter, des Kindes,
Wie er mit heiliger Fluth der Vaterthränen die Stirne
Seines Erſten getauft — o Stunde voll wonniger Schmerzen!

Aber das Knäblein wuchs, von den Engeln des Herren behütet,
Und noch ehe ein Jahr in kreiſendem Laufe dahinſchwand,
Stammelt' es ſchon und lallte der Sprache geweihteſte Worte,
Und mit ſtrebendem Fuß verſucht' es ſich zitternder Schritte.
Da um die Wiege geſellt, die ſchön und künſtlich verziert war
Mit geſchwungenem Griff und geflügelten Engelsköpflein,
Ganz von Nußbaumholz und gebohnt wie ein glänzender Spiegel,
Saßen Vater und Mutter und, froh des gewaltigen Titels,
Auch Großmutter dabei, zukünftiger Zeiten gedenkend.
„Siehſt du, wie er mich kennt und die Händchen, die zappelnden, ausſtreckt?

Komm nur, herziger Schelm, daß dich die Großmama wahre
Und nicht Mutter allein, die gern den Jungen verzöge!
Aber, wie er gewachſen ſeit voriger Woche, der Unband!
Wird ihm das Kleid nicht zu eng, das erſt am vorigen Chriſttag
Ihm ſein Vater gekauft? Und wie er ſo flink und ſo rüſtig!»

Alſo Mutter Marie. Worauf Katharina erwidert:
«Doch nicht glaube deßhalb, daß wild und ſtörrig des Kindes
Sinn und Gemüth. Er iſt gut und eignet ſich — aber wie Gott will! —
Sicher einmal zum Pfarrer. So fromm iſt er dir und gelehrig.
Wie ich mich freue der Zeit, wo das Kind zum Knaben heranwächſt
Und der Knabe zum Mann, der Stolz des alternden Vaters!
Wär' ein Töchterchen ſchon mir anfangs lieber geweſen,
Weil es länger zu Haus, als Stütze der Mutter, verweilet:
Hab' ich doch gern mich gefügt, zumal da Kuno ſo froh war
Und im Sohne den Wunſch, den heißeſten, völlig erfüllt ſah.
Ja, wie die Männer ſind! Sie ſtürmen hinaus in die Weite,
Weil das friedliche Weib an der Schwelle, der heimiſchen, feſtwächſt.»

So um das ſpäte Geſchick des harmlos lächelnden Kindes
Sorgten die Weiber ſich ab und ſtritten in freundlicher Rede.
Aber, den es betraf, der blickte mit hellem Geſichte
Beide verſtändiglich an und ſtammelte kindiſche Worte.
Rone indeß, die Linke geſtützt auf den heiligen Torus,
Sah mit Vatergefühl, dem ſtolzeſten unter der Sonne,
Still auf den Knaben herab, den liebende Hände umfingen.
Und wenn hoffenden Sinns die Frauen die ferneſte Zukunft
Schon durchſchwärmten, verweilt' er für ſich in ſeinen Gedanken
Auf vergangener Zeit und erinnerte jene des Tages,
Da er zum Erſten erſchien an den ragenden Pforten der Kirche
Und mit ſchüchternem Gruß die nahenden Frauen begrüßte.
Auch der bräutlichen Zeit und zagender Werbung gedacht' er,
Wo ihm Mutter Marie zuerſt die Thüre geöffnet
Und vom Webſtuhl auf Katharina glühend herantrat.
Nun mit ſelbem Gefühl, wie die Braut, umfaßt' er die Gattin
Und, die ſegnende Hand auf den keimenden Locken des Söhnleins,
Sprach er bewegteſten Sinns zu den Frauen die herzlichen Worte:

»Selig, wer ſo wie ich die beſten Güter der Erde
Sein nennt und ſie geſammt in der Arme beſchränkteſtem Umkreis

Feſthält! Wahrlich, ihn neiden wohl ſelbſt unſterbliche Götter!
Aber wehe dem Mann, der einſam, ferne der Heimath,
Ohne liebendes Weib durchmißt die Oede des Lebens!
Hat mir doch einſt das Herz ſolch böſes Gelüſte beſchlichen,
Eh' ich dich, Liebſte! geſehn. Doch herrlicher fügt' es ein Andrer
Und wie Schatten der Nacht entflohen die wüſten Gedanken,
Als mir die Rechte kam, des Lebens beglückende Sonne,
Und ſtatt ſchweifender Luſt mich erfaßte die frommſte Bekehrung.
Selig, wer ſo wie ich im Haſen, im ruhigen, anlangt,
Fern der brandenden See und den ſpielenden Launen der Welle,
Selig der Mann! Ihn neiden wohl ſelbſt unſterbliche Götter!«

◆

Räthſel der Liebe.

Novelle

in zwei Büchern.

For aught, that ever I could read,
Could ever hear by tale or history,
The course of true love never did run smooth,
But either it was different in blood
Or else it stood upon the choice of friends
Or, if there were a sympathy in choice,
War, death, or sickness did lay siege to it.

Shakspeare.

Erſtes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Konzert am Hofe.

»Kapellmeiſter!« ſagte St. Alban heimlich, indem er den Angerufenen in eine Ecke zog, »Kapellmeiſter! glauben Sie an Vorbedeutungen und Vorherbeſtimmungen?«

Der Gefragte ſah den jungen Mann verwundert an. »Warum hier dieſe Frage?«

Aber ſtatt einer Antwort empfing er eine neue. »Sagen Sie mir, ich bitte Sie, wer iſt die Dame in jenem Fenſter, uns gerade gegenüber?«

Da ſtand nämlich — das Bild einer Madonna, aber einer weltlichen, in ihrer Blende — ein ſchlankes, ſchönes Mädchen in der Fenſterniſche, welche mit dem rothſeidenen Vorhang einen vortheilhaften Hintergrund für das dunkelfarbige Gewand und die helle, faſt bleiche Geſichtsfarbe des Bildes abgab. Das Geſicht der Bezeichneten würde bis zum Antiken ſchön geweſen ſein, wenn nicht eine ſonderbare Beweglichkeit, in der alle einzelnen Züge heimlich zu ſchwanken ſchienen, den harmoniſchen Eindruck der edlen und feinen Formen beeinträchtigt hätte. Der Wuchs, geſchmeidig, hervorgehoben durch das ſchwarze Kleid, war wiederum völlig tadellos und reizend, aber die Stellung, die das Mädchen eingenommen, mußte ihm ebenſo ſchaden. Sie beugte ſich, mit dem Rücken gegen das Fenſter gekehrt, ſchaukelnd über eine Stuhllehne und ſprach in dieſer mehr als ungezwungenen Stellung mit einem Herrn, der in reichſter Hofuniform und gemeſſenſtem Anſtande vor ihr feſtgewurzelt ſchien. Mit der nackten, ſchönen Hand ſpielte ſie unterdeſſen ganz luſtig in den ſeidenen Franzen des Fenſtervorhanges, wenn nicht gerade eine der heftigen Geberden, mit denen ſie die Unterhaltung zu begleiten pflegte, die ſchlanken Finger anderswie in Anſpruch nahm.

»Ei!« ſprach der Kapellmeiſter, nachdem er mit den hellen Aeuglein den Freund einen Augenblick liſtig angeſehen. »Die haben Sie alſo auch ſchon herausgefunden? Hanc tu, Romane! caveto! Das iſt Fräulein Aſſy, wie ſie in der Stadt gewöhnlich heißt. Ihr vollſtändiger Name iſt eigentlich Alice Beaufort, allein ſie hört ſich am liebſten mit jener engliſchen Verkürzung nennen. Man erzählt ſich eine ſeltſame, mährchenhafte Geſchichte.« —

»Das wußte ich, das wußte ich,« unterbrach ihn haſtig ſein Gefährte. »An dieſem Frauenzimmer iſt ſicher Vieles wunderbar und ſeltſam. Und wiſſen Sie, Kapellmeiſter! ſie war es gerade, die ich zuerſt geſehen, als ich vor drei Tagen in Ihrer Stadt eintraf. Ich gebe etwas auf die erſte Begegnung, auf das erſte Geſicht in einer neuen Umgebung. Und wie ich kaum durch den äußern Thorweg gefahren bin und den Kopf nach Gewohnheit zum Poſtwagen hinausſtrecke, ſehen Sie, Kapellmeiſter! da ſieht dieſes ſelbe Frauenzimmer am Fenſter in der Straße links, eine Treppe hoch, und wirſt eine Hand voll Band- und Papier-Schnitzeln herunter!»

Der Kapellmeiſter lächelte. «Lachen Sie nicht!» fuhr der in Eifer gerathende Franzmann fort. «Heute Abend, als ich an Ihrem Arme hier ins Geſellſchaftszimmer trete, wer ſteht wieder an jenem Fenſter? — Alice Beaufort! Nun ſagen Sie ſelbſt, Kapellmeiſter!» —

Er konnte nicht ausreden, denn ſein Freund wurde von einer Dame in Anſpruch genommen, die ſein Geſpräch mit ihm durch ihre plötzliche Dazwiſchenkunft zerriß. St. Alban wandte ſich ab, da die neue Unterhaltung deutſch geführt wurde und er, als Pariſer, nicht zuviel von dieſer Sprache verſtand. Vielleicht war es ihm auch lieb, ungeſtört ſeine Beobachtungen des «wunderbaren Frauenzimmers» fortzuſetzen. Ein je ne sais quoi ihrer äußeren Erſcheinung zog ihn gewaltig an, etwas Freies, Ungewöhnliches, Reizendes. Wenn ſie St. Alban in Gedanken mit ihrer nächſten Nachbarin verglich, — dieſe, eine feine durchſichtige Geſtalt in weißſem Atlas, die mit eingezogenen Fußſpitzen in rechtem Winkel kunſtfertig auf dem ſeidenen Divan niſtete und die weißledernen Fingerſpitzen zierlich an ihrem Fächer von Perlmutter ſpazieren führte, — dann kam ihm unwiderſtehlich das Bild einer holländiſchen, ſauber beſchnittenen und geſtreckten Taxusſtaude, die der neckiſche Zufall neben eine engliſche Tanne geſetzt hat. Und dieſes Bild gewann bei längerer Betrachtung der beiden Frauen an innerer Wahrheit, weil Alice, bei aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des ſchönen Leibes, doch (ſonderbar genug!) immer ernſt und beinahe dunkel ausſah, neben dem unveränderlichen Sonnenſchein, dem gefrorenen Lächeln, womit die Zuge ihrer weißſeidenen Nachbarin ſtark lackirt waren.

Der ganze reiche Kreis von Herren und Damen, in welchem St. Alban jetzt als Fremder ganz einſam ſtand, ſeit die Dame den Kapellmeiſter verſchlungen hatte, zog ihn weniger an, als dieſe Einzige, als Aſſy. In jenem fand er nur alte Bekannte wieder, andere Ausgaben von Büchern, die er lange auswendig wußte, während ihn Aſſy beim erſten Eindruck wie ein neues, ſelbſtſtandiges Werk, wie ein Original in einer Gallerie von Kopien gemahnte. St. Alban ſah lachelnd in dieſer Gallerie umher, aber ſeine Augen kehrten, nicht mit ſinnlichem Verlangen, ſondern mit einer ruhigen Freude am Schönen, wie er ſich ſelbſt verſicherte, zu dem einen Bilde in der Fenſterniſche zurück. Wäre St. Alban weniger ſicher geweſen in dem, was man als feinen Ton in der höchſten Geſellſchaft bezeichnet, obwohl man es eben nicht bezeichnen kann: ſo würde ihn ſeine Einſamkeit in einem großen, glänzenden Kreiſe, den er vor wenig Minuten als ein gänzlich Unbekannter betreten hatte, vielleicht verlegen und unbehaglich hingeſtellt haben. Allein St. Alban war ein gereiſter Mann; als Virtuos auf der Violine und berühmter Tages-Künſtler, hatte er zu Paris in den erſten Salons, zu London auf den bunteſten Routs gelernt, ſich mit Anſtand zu langweilen. Und darum benutzte er die willkommene Pauſe, die er eben machte, um ſich durch eigene Beobachtung in den fremden und neuen Umgebungen ein wenig zu orientiren.

St. Alban war auf eine Einladung des Großherzogs mit dem Kapellmeiſter bei dem erſten Hofkonzerte der gerade angehenden Saiſon erſchienen. In dieſen

Hofkonzerten, die jährlich mit den Stürmen der Herbſt-Aequinoctien ihren Anfang nahmen, verſammelte der Großherzog einheimiſche und fremde Künſtler, auch ſonſt Alle, die ſeiner perſönlichen Gunſt nahe ſtanden, in zwangloſen Kreiſen um ſich. Natürlich, daß auch der Adreß-Kalender das Seinige hinzuthat und Einladungen veranlaßte, welche dem kunſtſinnigen Fürſten eben ſo wenig vom Herzen gingen, als ſie den Empfängern willkommen ſein konnten, die durch dieſelben genöthigt wurden, einen ganzen Abend lang kunſtſinnig auszuſehen. Man kam gegen ſieben Uhr in den Zimmern der Großherzogin zuſammen; ſobald das fürſtliche Paar erſchien, nahmen die muſikaliſchen Unterhaltungen, für die ein eigenes Zimmer, der ſogenannte grüne Saal, zugerichtet und beſtimmt war, ihren Anfang, und bis dahin blieb die Geſellſchaft in den anſtoßenden Gemächern nach Gefallen zerſtreut oder verſammelt. St. Alban hatte den freien, dem Hofzwange gänzlich enthobenen Ton dieſer Soireen rühmen hören und fand allerdings, daß man darin dieſelbe freie Wahl hatte, wie anderswo, ſich zu vergnügen oder zu langweilen, je nachdem man es juſt verſtand. Und darin beſteht ja die rechte geſellige Freiheit, daß jeder Perſönlichkeit Raum gegeben werde und Stoff; das Verarbeiten bleibt jedem ſelbſt überlaſſen, das Herausgehen und Zurückziehen, die thätige und die zulaſſende Theilnahme.

Da ſtanden denn nun, der Ankunft des Großherzogs gewärtig, in den langen, ſchimmernden Sälen die Herren, mit den Hüten und den klappernden Taſſen in der Hand, während die Damen in langen Reihen an den Seitenwänden aufgepflanzt wurden. Aſſy ſchien dem eifrig beobachtenden Fremden faſt die Einzige, auf deren Antlitz und in deren Betragen die landeskindliche Geduld nicht ſo peinlich und pflichtmäßig ausgeprägt war, wie bei den meiſten Uebrigen, namentlich von den Frauen. Sie bewegte ſich ſcheinbar ganz feſſellos, unterhielt ſich lauter, als es das Kopfſchutteln der Strengen gutheißen mochte, mit ihren Nachbarn und Nachbarinnen, und wäre man in einem Privathauſe geweſen, ſo wurde ſie St. Alban fur die Tochter des Hauſes oder eine nahe Angehörige gehalten haben: ſo ganz natürlich und an dieſer Stätte ungewohnt, ſtellte ſich ihm ihr Weſen dar.

Aber Aſſy beſaß nur das Geheimniß, die Formen zu beherrſchen, ohne ſie zu verletzen, während Andere von ihnen beherrſcht wurden, um ſie nicht zu verletzen.

Im Laufe ſeiner Studien war St. Alban dem geheimen Mittelpunkte derſelben in leiſen Schwingungen allmählich ſo nahe gekommen, daß es ihn ſelbſt verwunderte, wie er ſich nur wenige Schritte von der Fenſterniſche fand, worin ihm ſein Madonnenbild zuerſt erſchienen. Aſſy ſtand noch immer da, der Herr in Uniform noch immer vor ihr.

Bei einer raſchen Wendung ſtreifte St. Alban ein Blick aus Aſſy's Augen, dem die ſeinigen begegneten. Das Mädchen ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen, als ob die fremde Geſtalt in der Nahe ſie ſtutzig machte. Plötzlich trat ſie, mit einer halben Verbeugung gegen ihren Geſellſchafter, dem überraſchten Fremdling einen kleinen Schritt näher und winkte ihn mit einer flüchtigen Handbewegung herbei.

»Sie ſind Herr St. Alban?« fragte ſie auf Franzöſiſch und ſetzte, als er ſich zur Bejahung verbeugt. raſch hinzu: »Ich wußte von der Großherzogin, daß

Sie angekommen waren, und durfte Sie um ſo zuverſichtlicher hier erwarten, als Ihr Name dieſem Kreiſe natürlich ſchon lange nicht mehr fremd iſt.»

«Ein Gruß,» entgegnete St. Alban verbindlich, «den ich Niemanden lieber verdanke, als Fräulein Beaufort, oder Miß Aſſy, wie Sie lieber wollen, die ſelbſt hier zu Hauſe zu ſein ſcheint.»

Aſſy hatte die Oberlippe lächelnd aufgeworfen, als der Fremde ſie mit ihrem Namen begrüßte. «Danke für das Kompliment,» ſagte ſie, «worin mir das Schmeichelhafteſte bleibt, daß Sie mich ſchon herausgeſucht und herausgefunden haben. Sind wir doch damit über eine feierliche Präſentation und offizielle Freuden-Bezeugungen glücklich hinaus. Aber daß wir Sie wirklich gern und mit Achtung an dieſer Stelle willkommen heißen, wo uns Ihr Geiſt oft ſeltſam bewegt und heiter geſtimmt, ehe Ihre Perſon uns ſichtbarlich erſchienen, nun das mag Ihnen hier unſer Hofrath bezeugen.»

Bei dieſen Worten beſchied ſie mit einem halblauten Anrufe den Herrn wieder herbei, mit dem ſie vorhin in langer und lebhafter Unterhaltung geweſen und der St. Alban als Geheimer Hofrath Winter vorgeſtellt wurde. Aſſy lachte, als ſie, die ſelbſt Unbekannte, die beiden Männer einander zugeführt; aber mit derſelben Leichtigkeit, womit dieß geſchehen, ließ ſie ſich nun recht behaglich zwiſchen ihnen nieder und wußte bald eine gegenſeitige, nähere Bekanntſchaft zu vermitteln. Sie forderte St. Alban auf, ihnen recht viel von ſeiner Kunſt, ſeinen Reiſen, ſeinem Paris zu erzählen. «Ich höre jeden gern von der Heimath reden,» meinte ſie, «jeden ſeine eigene Weiſe, ſein Wiegenlied ſingen. Alles Perſönliche tritt da am entſchiedenſten heraus und es iſt nach kurzer Zeit, als hätte man ſich ſchon lange gekannt.»

So geſchah es den Dreien auch. St. Alban erzählte mit dem Feuer und dem Fluß eines Franzoſen und redete ſich den letzten Reſt eines fremden und unbehaglichen Gefühls von der Seele weg. Auch fand er aufmerkſame und zugängliche Hörer. Der Hofrath, welcher ſelbſt, als Begleiter des Erbgroßherzogs, wie er ſagte, in Paris geweſen war, wußte ein Wort mitzureden und Aſſy, die durch tauſend geiſtige Beziehungen eng mit jenem Mittelpunkte der Kunſt und des geſelligen Lebens verbunden ſchien, webte mit überlegener Geſchicklichkeit die raſchen Fäden des bewegten Geſpräches immer zu einem ſinnigen Reſultate zuſammen.

Darum ſchien der plötzliche Aufruhr in ihrer Nähe, welcher die Ankunft der Großherzogin andeutete, allen Dreien nicht der willkommenſte zu ſein. Winter erinnerte zuerſt. «Die Großherzogin iſt eingetreten,» ſagte er, «gehen wir nicht, uns ihr zu nähern?»

Aſſy erhob ſich raſch und eilte mit einem flüchtigen Gruß an den Männern vorüber. St. Alban folgte an Winters Seite langſam, während ſeine Blicke mit Aſſy vorausflogen. Das Mädchen hatte ihm ſehr gefallen; nicht, als ob ſeine Sinnlichkeit in Aufregung gekommen wäre, denn er liebte aus Grundſatz nur ſeine Geige, um ihr allein leben zu können, und war, wenn nicht ohne Genuß, doch ohne rechte Theilnahme bis jetzt an allen Weibern vorübergeglitten. Hier hätte er ſtehen bleiben mögen, nur, wie er ſich ſelbſt in einem hüpfenden Monolog vordemonſtrirte, weil ihn eine milde, innerliche Stimme zu dem ſchönen Mädchen zog, und dann, weil das Schickſal ihn ganz klar für ſeinen hieſigen

Aufenthalt in der Fremde an ſie angewieſen hatte. Ja, ganz klar: zuerſt bei der Ankunft am Fenſter, hernach bei dem erſten Blick in den Saal wieder im Fenſter, und nun zuletzt gar ihre freie, die Sitte keck überſpringende Zuvorkommenheit — konnte das Schickſal deutlicher reden?

Durch die Ankunft des herzoglichen Paares war eine allgemeine Bewegung in die Geſellſchaft gekommen. Die Großherzogin brach mit ihren Damen, worunter auch Aſſy ſich gemiſcht, eben in den Konzertſaal auf, während der Großherzog noch im Geſpräche mit einzelnen Herren ſeiner Umgebung verweilte. Als der Fürſt, gleichſam unterwegs, auch einige Worte an den Hofrath gerichtet, beeilte ſich dieſer, ſeine neue Bekanntſchaft vorzuführen. St. Alban fand eine ſo auszeichnende Aufnahme, wie ſie dem fremden, durch einen Namen von gutem Klang empfohlenen Gaſte gebührte. Der Großherzog unterhielt ſich eine geraume Weile mit ihm und verabſchiedete ihn mit der ſchmeichelhaften Aufforderung, heute Abend noch mehr von ſich hören zu laſſen. St. Alban verbeugte ſich tief und trat in den Saal.

Die Geſellſchaft, nicht eben überzahlreich, hatte ſich in bunter, zufälliger Ordnung um den Kreis der Muſiker gruppirt, der die Mitte des Zimmers einnahm. Ein Meer von Licht und Duft ſtrömte durch die hellen, hohen Räume, brach ſich in ſchönen Augen und in koſtbaren Steinen und verſchwamm mit den Wellen eines leiſen, flüchtigen Dialogs, der unter einzelnen Gruppen ſpielend hin- und herflog.

Bei dem Eintritt des Großherzogs erhob der Kapellmeiſter das ſchwarze Zauberſtäbchen und die mächtige

Tonfluth einer Beethoven'ſchen Symphonie brauſte von dem kleinen, aber auserleſenen Orcheſter herüber.

Als die Wellen dieſer Klänge um St. Alban rauſchten, der, vom Hofrathe durch Zufall getrennt, allein an einer Säule lehnte, vergaß der Künſtler, daß er ein Fremder und Unbekannter auf fremder Erde, unter unbekannten Menſchen ſtand; er hatte ſein Vaterland wieder gefunden, und wie heimiſches Glockengeläut gemahnte ihn das Werk des Meiſters. Es war die Paſtoral-Symphonie, und wie er in den erſten Takten die wohlbekannte, vielliebe wiedergefunden, nahm er es auch für ein freundliches Zeichen, daß gerade ſie, das Bild ſeiner fernen Heimath, ihn hier zuerſt willkommen hieß.

St. Alban war eigentlich ein Schweizer von Geburt. Nur wenig Jahre, die früheſten ſeines Lebens, hatte er in ſeinen Bergen zugebracht; als er eben herangewachſen war, gab ihm der Vater, ein Gaſtwirth in einem unbedeutenden Landſtädtchen der franzöſiſchen Schweiz, ſeine Geige, zu der er den Jungen angehalten hatte, als dieſer kaum die ſchwachen Finger krümmen konnte, unter den Arm, ein mäßiges Sümmlein in die Taſche und einen Empfehlungsbrief an Mr. Pradin, Mitglied des Orcheſters an der italieniſchen Oper zu Paris, unter den runden Filzhut. St. Alban wanderte als vierzehnjähriger Knabe wohlgemuth der großen Weltſtadt zu; ſein Vater hatte ihm geſagt, in Paris ſei das Glück und die Zukunft vorräthig zu finden, da dürfe nur der rechte Kopf ausſuchen und die rechte Hand zugreifen, ſo ſei man ſeiner Sache immer gewiß. Er fand die Wahrheit des gefährlichen Satzes an ſich bewährt. Mr. Pradin, ein weitläuftiger Vetter ſeiner Familie, nahm ſich des Burſchen an, weil er Talent bei ihm entdeckte, und als zehn Jahre herum waren — denn vier und zwanzig Jahre mochte St. Alban jetzt zählen, — hatte ſich das Blättchen bereits dergeſtalt gewandt, daß er mit Bewunderung an dem gefeierten Namen ſeines Zöglings und Vetters hinaufſah. Von den größeren Provinzialſtädten Frankreichs, ſelbſt aus England über den Kanal herüber kam eine Einladung über die andre an »Mr. Jules St. Alban, premier violon et célèbre compositeur à Paris,« und wenn man die Renommées der Hauptſtadt, das heißt Frankreichs, zuſammenzählte, fehlte ſeine Violine gewiß nicht unter der Zahl.

Die Heimath hatte St. Alban noch nicht wieder geſehen. Der Vater Gaſtwirth antwortete auf die Wünſche des Sohnes immer ganz kühl und verſtändig, daß es zu weit ſei und die Reiſe zu koſtſpielig, beide ja auch von einander wüßten, wie wohl es jedem gehe. Darum war nach und nach das Bewußtſein eines engen, irdiſchen Vaterlandes in dem Geiſte des Jünglings ſchlafen gegangen, und je mehr ſein Himmel in den unbegränzten Räumen der Kunſt ſich erweiterte und aufthat, deſto tiefer ſank die einzelne Scholle, woran zufällige Geburt den Knaben geknüpft hatte. Nur zuweilen erwachte das Bild der fernen Schweizer-Alpen, angeſtrahlt vom Morgenroth kindlicher Erinnerungen, im Herzen des weitgereiſten und frühreiſenden Mannes, und eine zielloſe, tief glimmende Sehnſucht, die weder in den Kränzen des Ruhmes, noch in flüchtigem Sinnenrauſche ſich begnügen mochte, trübte die kühle, heitere Stimmung des bewunderten Mannes.

Solch ein Zuweilen beſchlich ihn, als er im Konzerte von der Paſtoral-Symphonie begrüßt wurde. Es war ſeine erſte deutſche Reiſe, auf der er die Reſidenz des Großherzogs beſuchte; von England war er herübergekommen und unterwegs, in dem bunten Wechſel freundlicher und unbequemer Reiſe-Eindrücke, zumal aber als die ſchlimme Jahreszeit mit ſtürmiſchen und kurzen Tagen ihn auf der Wanderung überraſchte, ſtellte ſich in einzelnen Augenblicken der Ueberſättigung wohl die Sehnſucht nach Haus oder nur nach einem Hauſe wieder ein. Beethoven gab dieſem Sehnen Worte, weiche, klagende Worte. Malten ſich doch in ſeinem Werke die Alpen mit ihren funkelnden Gletſchern und das ferne, ſchier verwiſchte Bild des Vaterlandes; klangen doch die Gewitter im Hochgebirge und die brauſenden Waſſerfälle alle drin wieder, an denen er als Knabe ſchauernd gelauſcht! Und das alles ſchloß ſich zu einem milden, runden, ruhigen Bildchen, indem der Wandernde am Ende ſeine ganze und rechte Heimath wiederfand.

In Gedanken ſtand er da. Als er aber einmal unwillkührlich die Augen aufhob, trafen ſie auf Aſſy, auf die zuerſt Gefundene, und mochte es auch in der erweichten Stimmung des Mannes liegen, doch fand er eine freundliche, faſt tröſtliche Beziehung darin, daß ſein erwachender Blick gerade der einzigen bekannten Geſtalt, der, welche ihm ſelbſt freundlich zuvorgekommen war, wieder begegnete. Er hätte Aſſy in dem Augenblick wie ſeine Schweſter grüßen können, zumal da auch auf ihrem Antlitz, deſſen edles, fein geſchnittenes Profil er jetzt vor ſich hatte, die tiefen und klaren Eindrücke des Tonſtückes ſich abſpiegelten, gleichſam ein Abglanz oder ein Wiederhall ſeiner eigenen, wunderbar erſchütterten Innerlichkeit.

Als die letzten Takte verhallt, mußte er zu Aſſy herantreten; eine innere Stimme hieß ihn ſo. Durch ein gewöhnliches Geſpräch oder eine kühle Pauſe würde ſein Friede widerlich durchſchnitten und getrübt worden ſein; um ihn zu erhalten, knüpfte er mit Aſſy da wieder an, wo ihr erſtes Geſpräch abgeriſſen. Auffallend war es ihm, daß nach wenig gewechſelten Worten auch Winter wieder bei ihnen war, den er doch kurz zuvor am entgegengeſetzten Ende des Saales wahrgenommen zu haben glaubte. Seine Nähe befremdete ihn; faſt ſchien es, als ob ſie ihn ſtöre. Denn als er eben im Begriff geweſen, Aſſy das Geheimniß ſeiner Stimmung mitzutheilen, verſtummte er nun auf einmal und zog ſich, Winter an Aſſy's Seite zurücklaſſend, an ſeine alte Stelle zurück. Bei ruhigem Nachdenken freute er ſich jedoch der Unterbrechung. Die Fremde könnte in ſeinem ſchnellen Vertrauen etwas Aufdringliches gefunden haben, meinte er; hatte ſie ihn doch jetzt ſchon ganz verwundert ausgeſehen und — ob ſpottend oder theilnehmend? — darüber gelächelt, daß die Kunſt auf ihn ſelbſt, den Künſtler, noch von ſo zaubriſcher Wirkung ſein könne. »Das iſt's ja,« erwiederte er vor ſeinem Rücktreten noch, »das iſt's ja, mein Fräulein! Wir regieren ſelbſt in dieſem Banne und ſind Könige der Kunſt; aber wenn ſie in rechter, eigentlichſter Erſcheinung vor uns hintritt, fühlen wir uns mehr von ihr hingeriſſen und beherrſcht, als der Ungeweihteſten einer.« Er ſchied mit einer ſtillen Verbeugung.

Der Zauber der Minute ſchwand. Wie es aber gewöhnlich zugeht, daß die nächſt daran ſtoßende Alles auf einmal umwirft und dadurch ſelbſt recht kahl und öde wird, ſo auch jetzt bei St. Alban. Er ſchalt ſich wegen einer leichten, unerklärten Zuneigung, die ihn zu Aſſy hingezogen hatte. Die Weiber galten ihm ſonſt nichts, nicht einmal ſo viel, daß er ſie haſſen mochte; warum dieß raſche Gefühl für eine, die ihn flüchtig begrüßt und flüchtig entlaſſen hatte? St. Alban grollte auf ſich ſelbſt und würde mit dem Fuß geſtampft haben, wenn nicht eben die Stille der Erwartung um ihn her einen neuen Kunſtgenuß angekündigt hätte. Sein Auge, das am Boden gewurzelt, erhob ſich und fiel wieder auf Aſſy. Aſſy ſaß dieſes Mal in der Mitte des um ein Geringes erhöhten Podiums, worauf die Muſiker ſtanden. Sie hielt eine Harfe im Arm und ſchickte ſich, ſchien es, zum Singen an. Der Kapellmeiſter ſtand mit dem Notenblatt neben ihr und es freute St. Alban, daß das Mädchen, frei von aller Ziererei und hölzerner Befangenheit der Dilettantinnen, noch ganz harmlos mit demſelben plauderte und lachend in die kleinen Hände blies, als ob's ihr im Saale zu kalt ſei zum Harfenſpiel.

Aſſy ſang zur Harfe. Die Wahl, die ſie getroffen, gefiel ihm, weil ſie nicht ein ſeiltänzeriſches Kunſtſtück ausgeſucht, ſondern eine einfache, edle Kompoſition, die ſie mit vielem Geſchmack und ſeltener Fertigkeit vortrug. Dazu beſtach das Bild des ſchönen, weißen Mädchens, das in grellem Kerzenſchein da ſaß, die Harfe zwiſchen den vollen Knieen und mit den ſchmalen, roſenrothen Fingern über die Saiten ſtreifend. Aber deßungeachtet war in St. Alban der Kenner wach geworden, vielleicht erſt ſeit der vorigen Minute, und er horchte wohl mit Vergnügen, aber ohne innerliche Regung und Genugthuung ihrem Liede.

Als dieſes dem Ende nahe war, lenkte eine plötzliche Störung am Eingange des Saales ſeine Aufmerkſamkeit ab. Er ſchaute um ſich und gewahrte, wie ein

Mann, dem Anſcheine nach erſt eben eingetreten, durch die Reihen der Gäſte ſich möglichſt leiſe Bahn machte. Aus der Ehrfurcht, womit dieſe ihn begrüßten, ſchloß er auf den ausgezeichneten Rang des Neuangekommenen, den ſeine ſpäte und zwangloſe Erſcheinung gleichfalls ankündigte. Er hatte ſich endlich ganz in St. Albans Nähe niedergelaſſen und dieſer betrachtete die intereſſante Geſtalt mit einiger Theilnahme. Für die kräftige Mannes-Jugend, die ſich in den Geſichtszügen trotz einzelner Furchen oder Narben eines reichen Lebens ausſprach, ſchien er faſt zu zart und zu gebeugt; ſein Haupt hing auffallend nach vorn über und in den tiefliegenden Augen brütete eine unverkennbare, gleichgültige oder bittere Abwendung von allem Aeußeren. St. Albans Neugierde wurde durch die von ſeinen übrigen Umgebungen durch ein unnennbares Etwas unterſchiedene Erſcheinung in Anſpruch genommen; er prüfte ſogar die Kleidung des Fremden, um aus dieſer einen Schluß auf deſſen Stand zu verſuchen. Allein der blaue, nach einfachſtem Schnitt genommene Frack, nebſt dem dunkeln Unterkleide, verrieth nichts, und wenn nicht an dem weißen Halstuche ein rothes Ordensband ſammt Kreuz herausgelauſcht hätte, das ſich vorſätzlich in dem zugeknöpften Gilet zu verbergen ſchien, würde St. Alban in Verſuchung geweſen ſein, den neuen Gaſt für einen Geiſtesbruder, für einen Künſtler der Reſidenz zu halten; Hofmann oder Angeſtellter oder gar Militair konnte er nach ſeiner phyſiognomiſchen Annahme unmöglich ſein.

Mittlerweile war Aſſy's Lied zu Ende gegangen. Der Ordensritter im blauen Frack war bei deſſen Schluß aufgeſtanden und hatte, nachdem er im Vorbeigehen den Großherzog begrüßt, die Sängerin mit einer gewiſſen

Haſt aufgeſucht. Aſſy ſaß gerade bei der Großherzogin, welche ihr über das Lied vielleicht etwas Schönes ſagen mochte. Wenigſtens geberdete ſich Aſſy ſehr vergnügt und leicht, und ward es ſcheinbar doppelt, als der Mann im blauen Frack herantrat und mit der Großherzogin und ihr ein angelegentliches Geſpräch anknüpfte. Dieß Alles hatte St. Alban, der ſtandhafte Säulenheilige, mit angeſehen, ohne ſich über ſeine unwillkührliche Theilnahme an dieſen, in jeder Geſellſchaft naturlichen Scenen Rechenſchaft geben zu wollen. Nur das wünſchte er zu erfahren, wer der blaue Frack geweſen ſei, vor dem alle geſtickten und vergoldeten Uniformen ſo ehrfurchtsvoll aufgeſtanden waren und dem die tiefneigenden Mädchen noch immer verſtohlen nachſchauten. Deßhalb wandte ſich St. Alban an ſeine nächſte Nachbarin und bat dieſe mit einer höflichen Entſchuldigung ſeiner Freiheit, um eine gewogentliche Auskunft über den blauen Frack, der mit der Herzogin und Fräulein Aſſy eben ſo lebendig ſich unterhielte.

»Den kennen Sie nicht?!« war die verwunderte Antwort, wobei die Dame den fremden, wohlgebildeten Frager mit aufmunternden Blicken anſah. »Ei, das iſt ja unſeres Erbgroßherzoges Hoheit.«

St. Alban erſtaunte. So hatte er ſich den Prinzen unmöglich denken können, blaß, ſchmächtig und dem Aeußeren nach nichts weniger als lebensfroh, wenn er auch jetzt gerade in dem Geſpräche mit ſeiner Mutter und mit Aſſy ganz vergnügt und aufgeregt erſchien. Er ſprach ſeine Ueberraſchung darüber gegen die Nachbarin aus, und dieſe erwiederte mit geheimnißreichen Mienen: mit dieſem Prinzen ſeien allerdings ſeltſame Dinge vorgegangen und vielleicht noch ſeltſamere im

Werke. «Sie ſind wohl fremd hier?» fügte die Gutmüthige hinzu und winkte mit einem einladenden Blicke auf einen leeren Stuhl an ihrer Seite. St. Alban mußte, wenn er nicht unhöflich erſcheinen wollte, dieſen Wink dankbar benutzen, indem er ſich niederließ und der Nachbarin ſeinen Namen mittheilte. Die Dame war höchlichſt erfreut, eine ſo gefeierte Bekanntſchaft zu machen. «Ja,» ſagte ſie,» ſo iſt nun unſer allergnädigſter Herr. Damit Niemand genirt ſei, fällt alles Vorſtellen und Bekanntmachen in ſeinen muſikaliſchen Soiréen weg; daher kommt's denn, daß am Ende das Publikum die ausgezeichnetſten Gäſte verliert, weil es ſie nicht kennt, und dieſe wiederum unbefriedigt und mißmuthig fortgehen, weil ſie bei jenem nicht eingeführt worden.»

St. Alban ſuchte die abſpringende Unterhaltung dahin zu lenken, wohin ſeine Blicke ſich wiederum gewandt hatten, auf den Erbgroßherzog, der noch immer vor der Herzogin und Aſſy ſtand und für die ganze übrige Geſellſchaft gar nicht vorhanden zu ſein ſchien. Aber St. Albans neue Nachbarin war einer Seits zu ſehr Hofdame, um an einen Fremden ſofort die angeblichen Geheimniſſe ihres Hofes indiskret zu verrathen, und anderer Seits zu ſehr alte Jungfer, um nicht bei einer ſo ſeltenen und willkommenen Erſcheinung, als St. Alban war, mehr hören als reden zu wollen.

Deſto bereitwilliger theilte ſie, ſelbſt ohne direkte Aufforderung, ihr Urtheil über Aſſy's Spiel und Geſang dem Kenner mit und knüpfte daran mit unnachahmlicher Gewandtheit der Mediſance leichte und ſcheinbar ſpielende Verdächtigungen der Sängerin ſelbſt. «Miß Aſſy,» ſprach ſie, «gefällt ſich in der Rolle des weiblichen Sonderlings. Nun freilich, als Engländerin iſt ſie ja dazu privilegirt und überhaupt mag es mit ihrem Leben, dem früheren mein' ich, abſonderlich genug ſtehen, wenn ſie es mit dem harmloſen, ebenmäßigen Leben anderer junger Mädchen vergleicht.»

Sie lächelte ſinnig zu den «anderen jungen Mädchen,» und St. Alban lächelte mit, indem er in dem ganz ehrbaren und gereiften Geſichte der Lächelnden den Kommentar ſuchte. Im Ganzen hatte er nur oberflächlich auf ſie gehört, als ſie aber fortfuhr und leiſe, andeutende Schatten auf ein Verhältniß des Prinzen mit der ſchönen und romantiſchen Harfen-Sängerin ſo ganz gelegentlich hinwarf, ging ihm ein plötzliches Licht über die ganze Erſcheinung des Mädchens, wie namentlich über ihre ſichtlich ſehr bevorzugte Stellung zum Hofe und zur höchſten Geſellſchaft auf. Dieß Licht war kein wohlthätiges, — es ſchmerzte ihn durch die Augen, ſelbſt unwillkührlich ins tiefſte Herz hinein. Zerſtreut antwortete er auf die weiteren Fragen ſeiner redſeligen Nachbarin und hing dafür ſeinen eigenen Gedanken um ſo geſammelter nach. War es denn aber am Ende etwas ſo Auffallendes, daß ein Prinz eine Liebſchaft hatte, und daß deren Gegenſtand in der Reſidenz öffentlich gefeiert, insgeheim beneidet und verläumdet wurde? St. Alban ertappte ſich auf einem unwillkührlichen Gefühle des Mißbehagens und verſuchte es, den Gedanken an die erſte Quelle desſelben gewaltſam los zu werden, als Aſſy plötzlich ſelbſt vor ihm ſtand, an der Seite des Kapellmeiſters.

«Wir ſuchen Sie im ganzen Saale, Herr St. Alban!» ſagte ſie zu ihm, «und kommen als Geſandtſchaft der Frau Großherzogin. Sie ſollen Etwas von ſich hören laſſen, was zum Beſten geben, wie man's gewöhnlich nennt. Kommen Sie doch!»

St. Alban erhob ſich und fuhr mit der Hand über die Stirne. «Ich glaube kaum,» entgegnete er, «daß ich dazu fähig ſein werde. Meine Gedanken haben ſich hierhin und dorthin zerſtreut; ich werde geringe Ehre einlegen und vielleicht ein günſtiges Vorurtheil für mich ungeſchickt zerſtören.»

«Das ſind Künſtler-Prologe!» meinte der Kapellmeiſter lachend. «Aber es hilft Ihnen nichts, Freund! Sie müſſen daran; denn wenn ſich auch die Königliche Hoheit ſelbſt mit einer Weigerung abfinden laſſen könnte, hier ihr **Ministre plénipotentiaire** nimmt gar keine Ausflüchte an. Nicht wahr, ſchöne Aſſy! bei Ihnen heißt's: **tel est mon plaisir**?»

St. Alban verſuchte keinen Widerſtand mehr. Er betrat mit dem Kapellmeiſter das Orcheſter und griff nach der Geige. «Aber haben Sie auch an Noten für mich gedacht?» fragte er dieſen. «Ich ſah's voraus,» war die Antwort, «hier haben Sie Ihr eigenes Werk, das neueſte Capriccio, welches unſerem Publikum noch nicht einmal bekannt iſt. Damit führen Sie ſich am Beſten ein.»

Erſt jetzt, als St. Alban an das Notenpult trat, richtete ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn, während früher vielleicht nur Einzelne aus dem Kreiſe der weiblichen Jugend nach dem ſchlanken fremden Manne gefragt hatten, der ganz allein in der Geſellſchaft umhergeſtanden und nur mit dem Kapellmeiſter bekannt zu ſein ſchien. Sein Name lief in emſigen Geflüſter durch den Saal und ſpannte die Erwartungen ſehr hoch.

Bei dem erſten Strich war Alles athemlos, ſteinern, todtenſtill.

Der Spieler hatte die Augen feſt auf das Notenblatt geheftet. Sein Geſicht zeugte nicht von Befangenheit und Verwirrung, wohl aber war ein ſtiller Ernſt und eine faſt wehmüthige Verſtimmung über die friſchen Züge gegoſſen, die zurückgeſchlagene Manchette zeigte eine kleine, faſt weibliche Hand, deren Finger zart und weich, wie um den Hals einer Geliebten, um die ſchmale Geige faßten. «Ein hübſcher Mann,» ſagte die eine Freundin zur andern. «Und ein Franzoſe obendrein,» ward hinzugeſetzt. «Ja, und wie intereſſant,» wiſperte die Nachbarin. «Er hat vorhin eine halbe Stunde mit mir geſprochen.»

Eigentlich war's umgekehrt geweſen.

St. Albans Tonſtück paßte nicht zu der Stimmung, worin er es anfing. Es war ein rauſchendes, in hellen Tönen umherhüpfendes Allegro, empfangen und gedichtet in einer heitern Stunde an den Ufern der Seine. Seine Seele war deßhalb nicht in und mit den Tönen, wenn es auch, außer ihm, Niemand herausfand. Beim Umwenden des erſten Blattes flog ſein Auge, vielleicht unbewußt, auf und ſtreifte leicht über die Geſellſchaft.

Da, in einem Winkel, ſaß Aſſy, ganz allein, als habe ſie ſich eine künſtliche Einſamkeit in der glänzenden Menge geſucht. Aber — war's Täuſchung oder Wahrheit? — ihr Aeußeres ſchien ganz verändert gegen vorhin. Die blauen Augen hatte ſie groß und ſtarr zur Decke des Saales emporgehoben und der Schimmer der Lichter ſpiegelte ſich, wie Sterne im Meeresabgrund, funkelnd in den feuchten, lichten Tiefen. Ihre ganze Seele war in dieſe Blicke gegoſſen und die beiden Hände, die ſie über der wogenden Bruſt gefaltet, ſchienen die Seufzer und Regungen des Innern gewaltſam feſſeln zu ſollen. St. Alban war betroffen; ſeine Hand ſtockte, das Auge wollte den auf einen Augenblick verlorenen Faden auf den Blättern wieder ſuchen, und begegnete auf dem Rückwege dem Prinzen, der regungslos Aſſy gegenüber ſtand, ſie mit brennenden Blicken verſchlingend. Die Violine wäre faſt den Fingern St. Albans entfallen; ſo mächtig, ſo unmittelbar war der dunkle Eindruck, den dieſe beiden Bilder auf ihn machten. Er ſtampfte in leidenſchaftlicher Selbſtvergeſſenheit mit dem Fuße, daß die Geſellſchaft, die vielleicht ſchon durch die ſekundenlange Stockung aufmerkſam gemacht worden war, erſchrocken zu ihm aufſah. St. Alban überblickte dieß Alles in demſelben Moment und fühlte, daß es eine raſche Faſſung galt. Er ſtieß mit dem Fuße das Pult zurück, trat einen kleinen Schritt weiter vor und ging mit einem grellen, mißtönenden Sprung in eine ganz andere Weiſe über. Aber der Geiſt ſeiner Kunſt war durch das ſinnliche Erdbeben in ihm entfeſſelt worden, und ſtürzte in vollen Strömen, in dichten Strahlen aus ihm heraus. Seiner klaren Beſinnung kaum noch mächtig, fuhr er mit der Schnelligkeit eines Raſenden durch das weite Gebiet ſeiner Töne, das ſtarre Holz ſchien ſich unter ſeinen Händen allmählich zu beleben, und was er ihm entlockte, war nicht das Werk eines durchdachten künſtleriſchen Prozeſſes, ſondern eine rein augenblickliche Inſpiration, ein Gedicht in Tönen, das durch ſchneidende Widerſprüche und himmelſtürmende Läufe ſeine eigene, gewaltſam zerſchmetterte Stimmung abſpiegelte. Er mochte eine Viertelſtunde lang auf dieſe Weiſe geſpielt haben, als ſeine Kraft zu ermatten ſchien; die Läufe wurden milder, rieſelnder, es kam eine rhythmiſche Bewegung in ſeine Dithyrambe. Faſt ſchien es, als ſtrebe der Meiſter ſeinem Schluſſe zu und könne ſich nur von ſeiner Geige nicht trennen, bevor nicht eine ſtille, künſtleriſche Verſöhnung zwiſchen beiden erreicht. Und darum ſank er in wehmüthiger Erſchlaffung zu flüſternden Lauten und melodienreichen, ſchmelzenden Paſſagen herab, bis die letzten Töne wie ein gebrochenes Weinen in dem weiten, ſtummen Raume verſchwammen.

St. Alban hatte geendet und trat, ohne Verbeugung, ohne Abſchiedsblick an die Verſammlung zurück. »Freund!« ſagte er nach der erſten Minute zum Kapellmeiſter, dem er die Violine zurückgab: »nun habt Ihr Euren Willen gehabt, nun laßt mich gehen. Ich fühle, daß ich genug habe und hier nichts mehr tauge.« Der Kapellmeiſter führte ihn, wie von einer ſtummen Ehrfurcht befangen, auf einen Stuhl, wo St. Alban kraftlos zuſammenbrach.

In der Geſellſchaft war unterdeſſen auf die Todtenſtille, die — der lauteſte Triumph jedes Künſtlers — noch eine geraume Weile nach dem Schluſſe der Phantaſie fortdauerte, eine allgemeine Aufregung gefolgt. Man wußte freilich nicht recht, was man aus dem Künſtler und ſeinem Produkte machen ſollte, allein eben deßwegen fühlte man ſich in geheimer Ahnung gedrungen, den Gott in beiden anzuerkennen. Der Großherzog war vor Allen bewegt. »Mein Herr!« ſagte er zu St. Alban, den er aufzuſuchen gekommen war, »Sie ſehen, wie Sie auf uns gewirkt, und wenn Ihnen ein Wort oder ein Wortſpiel nicht als Frevel an dieſer Minute erſcheint, ſo überzeugen Sie ſich ſelbſt, daß Sie, ein umgekehrter Orpheus, nicht Steine in Menſchen, ſondern Menſchen in Steine verwandelt haben.»

St. Alban wollte ſich erheben, allein der Herzog drückte ihn mit freundlicher Gewalt auf ſeinen Stuhl zurück. Die Angeſehenſten des Kreiſes kamen nun, als die erſten Eindrücke allmählich verblaßt waren, alle um ihn her, um ihre Bewunderung, aufrichtige oder unverſtandene, auszudrücken. Unter ihnen waren auch die Großherzogin, der Prinz und Winter. »Ich habe Sie nicht verſtanden,» ſagte der Prinz, indem er St. Alban ſtark die Hand drückte. »Ich weiß nicht, was Sie gethan. Aber ich verehre es wie ein Wunder. Zuerſt, geradezu geſagt, waren meine Gedanken nicht bei Ihrer Geige» — St. Alban lächelte ſchwach, aber nicht bitter bei dieſen Worten — »nur da, als Sie das todte Blatt verächtlich von ſich ſtießen und mit dem einen harten Fußtritt eine blühende Wunderſaat aus dem Boden ſtampften, erſt da war ich bei Ihnen, durch Sie fortgeriſſen, ich weiß nicht wohin.» Der Prinz hielt St. Alban noch immer bei der Hand. Es war etwas Phantaſtiſches in der Art, wie er ſich ausgeſprochen hatte, allein es that dem Angeredeten doppelt wohl, als Künſtler und als Menſchen, und er fühlte ſich mit geheimen Kräften zu dem Prinzen hingeriſſen, wie ihn geheime Kräfte auf einer andern Seite noch entſchiedener von ihm abſtießen. St. Alban ſaß noch immer, der Mittelpunkt des erlauchten Kreiſes, erſchöpft und wortkarg da; erſt nach und nach erholte er ſich ſo weit, daß er wenigſtens in die äußeren Formen der Konvenienz, die er ſelbſt vergeſſen, wie er ſie Andere vergeſſen gemacht, wieder hineingerieth. Damit verkühlte denn auch die

Stimmung der Geſellſchaft und kehrte in das gewohnte Gleis wieder zurück.

Winter erinnerte zuerſt an Aſſy. Man ſuchte — die Großherzogin ausdrücklich, der Prinz mit verſteckter Haſt, St. Alban in künſtlicher Ruhe, — nach ihr im Saale. Aſſy war nicht da. «Sollte ſie ſchon gegangen ſein?» ſagte die Großherzogin. Ein Kammerherr verſicherte, ſie noch kurz vor dem Ende der Phantaſie geſehen zu haben. Während man noch von ihr redete, trat ſie ſelbſt durch eine Seitenthüre in den Saal ein und eilte auf die Gruppe zu, in der ſie vermißt worden war. St. Alban faßte ſie mit einem feſten Blick ins Auge. Sollte ſie geweint haben? dachte er bei ſich ſelbſt, als er das hochglühende Geſicht ſtill prüfte, die Verwirrung ihrer Züge, der erloſchene Glanz der Augen hätten es ihn faſt vermuthen laſſen. Aber Aſſy wandte ſich gleich mit ruhiger Stimme und in den heiterſten Worten an ihn ſelbſt. «Sehen Sie, mein Herr!» ſagte ſie, «ich will weniger ungalant ſein, als Sie. Sie haben mir über meine Harfe noch kein freundlich Wort geſagt, und wenn mir nicht unſer Erbmarſchall eben ſehr geiſtreich verſichert, die Harfe ſei doch eigentlich das beſte Inſtrument, weil ſie den doppelten Vortheil des Maleriſchen und Poetiſchen vor anderen noch voraus habe, ſo hätte ich ohne allen Kranz heimziehen müſſen.» St. Alban wollte etwas entgegnen, und wußte den rechten Ton auf dieſen Scherz nicht gleich zu treffen. Aſſy ließ ihn freilich auch nicht zu Worte kommen. «Sagen Sie uns,» fuhr ſie lachend fort, «nun aber endlich auch, was Sie uns vorgetragen haben?»

«Ja,» meinte Alban, «wenn ich es ſelbſt nur ſo eigentlich wüßte. Aber, warten Sie, ich mach' Ihnen einen Titel.« —

Er dachte einen Augenblick nach. »Wiſſen Sie, wie's heißt?« ſagte er dann, langſamer und bedeutungsvoller, als es dem leichten Geſpräche angemeſſen ſein mochte: »Une heure de désappointement. Wie gefällt Ihnen der Name für eine neue Phantaſie?«

St. Alban ſah das lächelnde Mädchen gar ſonderbar bei dieſen Worten an. Sie erwiederte ſeinen Blick ruhig und harmlos, als verſtände ſie nicht, was darin liegen könnte. Auch mußte ihr die dornige Beziehung nothwendig fremd bleiben; es erſchreckte ſie nur der kalte, faſt höhniſche Ausdruck, der in dem Auge des Mannes lauerte. Der Prinz, der verwundert und aufmerkſam auf dieß unverſtändliche Duett gehört hatte, trat mit allgemeinen Fragen dazwiſchen und bald trennte das nächſte Muſikſtück die Redenden. St. Alban blieb aber für alle der Held des Tages und mußte, da in ſeinem Vortrag jenes Räthſel für Viele geweſen war, dem weiblichen Geſchlechte um ſo wichtiger werden. Mit Mühe hielt er bis zu Ende des Konzerts aus und verabſchiedete ſich, ſobald es mit Anſtand geſchehen konnte, bei der großherzoglichen Familie. Aſſy war noch in deren Mitte und wünſchte ihm ein heitres Gute Nacht, bei dem ſie ihm unbefangen und freundlich die Hand reichte. Als ſich St. Alban am Eingange des Zimmers mechaniſch noch einmal umſah, traf er auf Aſſy, die ihm nachblickte. Es ſchien ihm, als ob in ihrem Auge eine bange Frage geſtanden hätte. Zugleich bemerkte er, wie der Prinz mit gerunzelter Stirne und einem flüchtigen Mißfallen ihm einen ſchnellen Blick nachjagte. Gedankenvoll ſchritt er über die Schwelle, die hohen Flügelthüren fielen klirrend hinter ihm zuſammen und er beſtieg in ſich gekehrt den Wagen, worin der dienſtfertige Kapellmeiſter ihn nach Hauſe geleiten wollte.

Die Frau Kapellmeiſterin, die auch mit von der Parthie geweſen und bei dem Ende der Violin-Phantaſie ihr redliches Theil geweint und bewundert hatte, fragte den ſchweigenden Virtuoſen noch unterwegs, wie es ihm bei Hofe gefallen und was er beſonders zu der romantiſchen Aſſy geſagt habe? «Es iſt etwas rein Unweibliches und Verzerrtes in dem Perſönchen,» fügte ſie in beſchränktem Eifer hinzu, «und ich glaube nicht, daß ein ſolider Mann Geſchmack an ihr finden kann.»

«Wie Du nun einmal wieder biſt, Frau!» rief der Kapellmeiſter heftig aus. «Unweiblich! Verzerrt! Damit ſeid ihr gleich bei der Hand, wenn Jemand anders gebildet, anders geſinnt und anders geſittet iſt, als ihr! Als ob nur eure hieſige und zeitige Natur der Typus aller Weiblichkeit ſein müßte?»

«Ich weiß wohl, daß Du ihr immer das Wort redeſt,» ſchmollte die Frau weiter, «und wenn wir uns nicht ſchon ſo lange kennten — Aber ich frage ja auch Dich nicht, ſondern Deinen Freund, der doch in fremden Ländern geweſen iſt und gewiß vielerlei Frauenzimmer geſehen hat.»

Die Frau Kapellmeiſterin fragte wohl, aber ihr Gegenüber ſchien wenig Luſt zum Antworten zu verſpüren. Wie aus einem tiefen und verdrießlichen Nachſinnen erwachend, half er ſich mit Gemeinplätzen und ausweichenden Redensarten, und wäre es nicht ganz dunkel in der Kutſche geweſen, ſo würde man ihm ordentlich angeſehen haben, wie froh er war, als an ſeiner Wohnung ſtillgehalten ward. Beharrlich lehnte er alle Einladungen der freundlichen Frau zu einer Taſſe Thee ab, dankte für die Gefälligkeit, die man ihm erwieſen und angeboten, und ſtieg aus. Einſamkeit und Ruhe waren ihm Bedürfniß geworden; er ſuchte ſie jedoch nicht in frühem Schlafe, ſondern wandelte erſt noch einmal, in ſeinen Mantel gehüllt, durch die dunklen Straßen, über denen feine Nebel und froſtige Winde Haſchen ſpielten.

Sein Herz war, wie die Winternacht, — kühl und trübe, aber ohne ihre Sterne. Gute Nacht dem ſtummen Wanderer!

◆

Zweites Kapitel.

Die romantiſchen Weiber.

Dämmerung der Liebe, du ſüße, wunderbare, wohl biſt du ſchön, wenn deine Schatten mit den allmächtig aufblitzenden Lichtern eines neuen Gefühls ringen und die geſammte Natur einem andern, lichten Zuſtande ahnungsreich zuſtrebt! Wahrlich ſchöner, als die Wunder jener Leidenſchaft, die in einem Augenblicke fertig und ganz aus dem Herzen ſpringt, auch eine Göttin, aber keine geharniſchte Pallas, ſondern eine nackte Afrodite, menſchlich ſchön und — menſchlich ſchwach!

St. Alban war mit dem Gedanken an Aſſy ſpät entſchlafen, und erwachte früh mit demſelben Gedanken. In ſeiner Seele war die Dämmerung der Liebe. Darum erſchienen ihm alle Gegenſtände außerhalb in jenes farbloſe Grau gekleidet, das doch nur von ſeiner eigenen, einem Ende zudrängenden Stimmung ausging. Seine Geige ſtieß ihn ab, ſeine Noten verwirrten ihn; er brach bei frühen Morgenſtunden auf, um einen Gang durch den Schloßgarten zu machen, weil er eben nichts Beſſeres, ja nicht einmal etwas Anderes thun konnte, als gehen oder laufen. Als ob der Menſch ſich jemals entlaufen könnte!

Der Weg führte ihn am Pallaſte des Großherzogs vorüber. Es mochte neun Uhr ſein und die hohen Fenſter der fürſtlichen Wohnung waren noch alle dicht verhangen. Für ihre Bewohner brach der Tag noch ſpäter an, als für die winterlich kahle und dunkle Natur.

Der Fremde wollte eben an einem Seitenflügel des geräumigen Bau's vorüber zum Thore hinausſchlüpfen und draußen einen Nebeneingang zum Park aufſuchen, weil das Hauptthor unmittelbar an den Schloßhof ſelbſt ſtieß und er dieſen zu ſo früher Stunde nicht durchſchneiden mochte. Auf einmal rief ihm Aſſy's Stimme, wie vom Himmel herab, einen freundlichen guten Morgen zu und er blickte überraſcht auf. Aſſy ſtand wie damals, als St. Alban im Poſtwagen an dieſer Stelle hergefahren kam, am offenen Fenſter, welches in ſeiner modernen Länge die ganze Geſtalt des Mädchens bis zum Knie herunter ſichtbar werden ließ. St. Alban hatte dergleichen Fenſter ſonſt gern geſehen, weil ſie ihm etwas Südliches zu haben ſchienen und eine hübſche Figur dahinter friedlich und künſtlich einrahmten. Aſſy fütterte ihren Vogel, einen ganz gewöhnlichen Hänfling, der in ſeinem meſſingenen Staatskäfig unbehaglich und froſtig ſich aufblies.

»Wohin ſo früh?« rief ſie hinunter und ſprengte dem höflich Grüßenden einen Tropfen Waſſer in's Geſicht. »In's Freie!« war Albans Antwort, wobei er lächelnd mit dem Finger hinausdrohte. »Glück auf den Weg!« ſagte Aſſy, »und wenn Sie müde und erfroren genug ſind, machen Sie es, wie der da.« Sie nahm den Käfig in's Fenſter und ſchloß dieſes mit einem freundlichen »Au revoir.«

St. Alban zog den Hut und ſchritt weiter. Als er eben um die Ecke des Flügels bog, worin Aſſy's Fenſter lagen, ſtieß er auf den Prinzen. Derſelbe ritt allein auf die Jagd. Sobald er den frühen Spaziergänger gewahrte, flog eine flüchtige Röthe über das blaſſe, verwachte Geſicht und die Stirn zog ſich in leichte Runzeln. Er grüßte ſtumm, aber nicht kalt, und ſprengte in raſcherem Schritt dahin.

St. Alban verlor ſich in die einſamen, verſchlungenen Gänge des Parks. Ein dünner Reif, der über Nacht gefallen, hatte die Bäume mit einer zart glimmernden Kruſte überzogen und unter den Füßen knirſchte der Boden und die wenigen Blätter, welche welk und erfroren umhertrieben. Die friſche Morgenluft wehte mit willkommener Kälte um Albans Wangen und ſein Auge, das gefliſſentlich umherſchweifte, um ſich dem Innern abzuwenden, traf ſogar dann und wann auf ein blaues Fleckchen am wolkenſchweren Himmel, worauf es, wie auf einer Inſel im fluthenden Meere, raſten mochte.

Ein Wintermorgen ſieht uns gar kühl und nüchtern an, wenn das Herz mit ſeinen Räthſeln kämpft und wir draußen gern Löſung oder wenigſtens Anklang finden möchten. Länger wie eine Stunde hielt es St. Alban auch nicht aus und kehrte dann auf demſelben Wege in die Stadt zurück. Aſſy's letzte Worte konnte er eigentlich als eine ſymboliſche Einladung nehmen, und warum ſollte er nicht? Hatte er doch um dieſe Stunde oft genug einen Toiletten-Beſuch in Paris gemacht! Er ging.

Aber noch an der Thüre fragte er ſich: «Und was willſt du eigentlich bei ihr? Iſt der Prinz nicht vielleicht vor ein Paar Stunden von ihr gegangen?»

Er dachte nicht aus. Es war unmöglich; Aſſy's unbefangenes, klares Auge, woraus ſie ihm das »Guten Morgen« lächelnd zugeſtrahlt, ertödtete dieſen Verdacht. Auch wollte er ja nichts weiter oben, als einen Toiletten-Beſuch machen. An ſein Räthſel erinnerte ihn ſein Herz in dieſer Minute nicht, weil er mitten drin ſtand. Er ging hinauf, ein Kammermädchen meldete ihn, Aſſy öffnete ſelbſt die Stubenthür, die mit Moos, warm und zierlich zugleich, ausgeſchlagen war, und er trat ein.

War es in dieſen Räumen nicht traulich und wohl, wenn man von draußen kam, mit eingeſchneitem Geſicht und fröſtelnden Gliedern! Eine warme, von lindem Blumenduft durchwürzte Luft zog durch das kleine Gemach, deſſen Hauptgeräthe in einem kleinen Divan, wovor ein runder Tiſch, und in einem Piano beſtanden. Das Zimmer hatte nur ein Fenſter und die Helle, welche durch dasſelbe eindrang, ward noch gebrochen in grünen Blättern und Stauden. St. Alban fand nichts von der Eleganz, welche die Pariſer Mode in den Boudoirs der Sängerinnen zur Schau ſtellt, weder Bilder, noch Spielereien des allerneueſten Geſchmacks, weder künſtliche Unordnung, noch ängſtigende Fülle. Es war ein kleines, mäßig erhelltes und mäßig durchwärmtes Zimmer, der Fuß wandelte auf einem ſchweigſamen Teppich und das Auge ruhte, wenn es die engen Grenzen ſchnell durchflogen, auf einer einzigen Zeichnung, die über dem Divan hing. Auf dem Tiſche ſtand eine melodiſch ſummende Theemaſchine und daneben lagen in Unordnung, die ein deutſches Mädchen vielleicht erſchreckt haben dürfte, ein paar Bücher, eine Stickerei und eine goldene Damen-Uhr.

Aſſy, welche dem Beſuchenden in ihrem weißen Morgenanzuge freundlich entgegengetreten war, hieß ihn mit wenig Worten in ihrem Königreiche willkommen. »So darf ich's wohl nennen,« ſagte ſie, als ſie St. Alban einen Stuhl gereicht und ſich ſelbſt auf dem Divan wieder niedergelaſſen hatte, »aber lieber noch nenn' ich es meine Heimath. Die Güte der Frau Herzogin, zu deren Hofdamen ich gezählt werde, hat mir eine hübſche Reihe glänzender und großer Piecen angewieſen. Die ſind mir aber alle wie dem Wandernden die Fremde, hier, nur hier fühl' ich mich recht zu Hauſe.«

Sie beretiete bei dieſen Worten den Thee und St. Alban, um doch auch etwas zu ſeiner Einführung zu ſagen, belobte die Zierlichkeit, womit ihre Hände bei dieſem Geſchäfte gegenwärtig waren. »Faſt ſieht ſich's an wie ein anderes Harfenſpiel,« lächelte er, »und ich würde geſtern Abend, als ich Sie ſpielen hörte, beinah darauf geſchworen haben, dieſe Finger verſtänden nur Harfe oder Klavier zu rühren. Sie überzeugen mich heut eines Beſſeren.«

»Wenn's eben ein Beſſeres iſt,« antwortete Aſſy und bot ihm eine Taſſe. »Ich muß Ihnen nur geradezu ſagen, daß ich ſelbſt nicht viel auf dieſe Fertigkeit gebe und daß ich ſicherlich mein Frühſtück, wie das Meiſte, fremden Händen überlaſſen möchte, wenn es mir dieſe je zu Danke machen könnten. Außerdem iſt's aber auch zu unbequem.«

Hierauf fragte ſie, wie ſich St. Alban in Deutſchland, beſonders in ihrer Stadt gefalle? Seine Antwort wich aus, weil er in der Kürze der Zeit entweder kein feſtes Urtheil hatte bilden können, oder weil er daſſelbe, der Fragenden gegenüber, nicht hörbar werden laſſen wollte. »Ach!« fuhr Aſſy darauf fort, »vieler Zeit bedürfen Sie nun wohl nicht, um unſere hieſigen Zuſtände mit dem rechten Maßſtabe aufzufaſſen. Iſt doch jede Beziehung bei uns ſo eng, ſo peinlich, daß die wenigen Menſchen innerhalb ihres dürftigen Raumes faſt auf jedem Schritte feindlich oder friedlich zuſammenſtoſſen. Ich lebe nun über ein Dutzend Jahre hier und ich meine, daß ſich mein Urtheil ſeit dem Zeitpunkte, wo ich ein ſolches überhaupt zuſammenſetzen konnte, in keinem Punkte verändert hätte.«

»Demnach ſind Sie keine Einheimiſche?« fragte St. Alban: »Nein,« war Aſſy's Antwort. »Ich dachte beinah, das Gerücht hätte Sie von meinem Verhältniß zum hieſigen Hofe unterrichtet.« St. Alban ſtutzte. »Ich bin gewiſſer Maßen deſſen Gaſt. — Laſſen Sie ſich's von andern Leuten auseinanderſetzen und glauben Sie meiner Verſicherung, daß Sie ſich unmöglich fremder hier fühlen können, als ich ſelbſt!«

»Aber,« ſagte mit ſteigender Theilnahme St. Alban, »ich glaubte, Sie gerade müßten, bei Ihrer ſo günſtigen Stellung zu der fürſtlichen Familie, im glänzenden Mittelpunkte aller Geſelligkeit und alles Lebens ſtehen.«

»Halten Sie mich,« fragte Aſſy mit flüchtigem Unwillen, »für eine deutſche Kleinſtädterin, daß Sie meinen, ich würde mich in ſo gänzlich äußerlichen und unweſentlichen Dingen befriedigen können? Nun ja, es iſt wahr, daß meinem Leben nichts abgeht, was ein Frauenherz ſchmücken und beglücken mag; ich bin jeden Abend in Geſellſchaft, lebe und webe in der unmittelbarſten Nähe unſerer Großherzogin, die eine treffliche Frau iſt, die jungen Damen beneiden mich und die jungen Herren machten mir gern den Hof, wenn ſie es nur anzufangen wüßten, allein —«

Aſſy ſprang auf und that einen haſtigen Gang durch's Zimmer. »Wiſſen Sie,« fragte ſie hierauf, indem ſie dem Fremden ihren Hänfling im vergoldeten Käfig hinhielt, »wiſſen Sie, was dem Thierchen fehlt? Ich füttere es, ich ſtreichle es, ich unterrichte es, aber — das Thier iſt nicht frei und ich liebe es nicht. Ach, St. Alban! das iſt unendlich viel!«

Sie ſtand mit abgewandtem Geſichte da. St. Alban hatte ſich, ergriffen von der Heſtigkeit ihrer letzten Worte, raſch erhoben und ſchritt auf ſie zu. »Miß Aſſy,« ſagte er zu ihr, Sie ſind nicht glücklich, ſei es auch nur in Folge einer flüchtigen Trübung Ihrer Launen. Sie haben vielleicht ſchlecht geſchlafen, Sie bedürfen der Ruhe.« — Er machte Miene zu gehen; denn in dem aufgeregten und haſtigen Weſen des Mädchens lag für ihn etwas Verletzendes.

»Recht ſo!« ſagte Aſſy zur Antwort langſam. »Verlaſſen Sie mich, wie die Andern alle. Ich darf ja keinen Freund haben, ich ſoll ja nicht.« Sie drückte ſich in die Ecke des Divans und über ihre Wange rollte eine Thräne. St. Alban wußte nicht, was er aus dem ſeltſamen Weibe machen ſollte, und ſtand in wortloſem Staunen vor ihr. »Geſtern Abend,« fing Aſſy von Neuem an, und legte den Kopf ſinnend in die ſchöne Hand, — »geſtern Abend, als Sie nach der Beethoven'ſchen Symphonie zu mir ſprachen, ſchien es mir zum erſten Male, als hätte ich eigentlich menſchliche Worte in meinen Umgebungen gehört. Ich erkannte in Ihren Gedanken mein Spiegelbild wieder und war glücklich, als hätte ich einen lang geſuchten Freund endlich gefunden. Aber ſchon geſtern Abend änderte ſich's; Ihre letzten Worte ſchienen mir dunkel und ſpitz, und bitter und kalt zugleich, ohne daß ich ahnen konnte, welche Veränderung mit Ihnen vorgegangen. Und jetzt —»

Sie ſtockte; ihre Stimme verſagte ihr. St. Alban fühlte ſich von ihrer Rede tief ergriffen. Er faßte ihre linke Hand, die läſſig im Schooße lag, und redete ihr mit der ſanfteſten Betonung zu. «Sie nehmen das Leben, ſo ſcheint es mir beinahe, zu ideal; ſtimmen Sie herab, Aſſy, damit die Saiten nicht in der Ueberſpannung zerreißen.»

«Ueberſpannt?» entgegnete Aſſy lächelnd. «Ach nein, das nun gerade nicht. Sie ſind vielleicht der erſte Mann, der mir ſo etwas ſagt. Die andern ſchelten mich, weil ſie der Anſicht ſind, ich habe gar kein Gefühl und verläugne die rechte Weiblichkeit. Sehen Sie, mein Freund! als Sie geſtern ſo tief und ſo mächtig an mein Herz gegriffen hatten, erſt mit Ihren Reden und hernach mit Ihrer Kunſt, da gelobte ich mir, vor Ihnen keine Komödie zu ſpielen, wie mit den Uebrigen. Sie ſollten mich ſehen, wie ich bin, und da ich Ihnen ohne Rückhalt, ohne Ziererei, die mir fremd und verhaßt iſt, den erſten Blick in meine Armuth eröffne, ſchelten Sie mich überſpannt und glauben am Ende gar, ich hätte mich intereſſant machen wollen. Daß die Männer, ſelbſt die bedeutendſten, oder gerade dieſe, ſich ſo ſelten auf ein weibliches Gemüth verſtehen!»

Mit jedem Worte, das ſie geſprochen, ſah ſich St. Alban immer enger und entſchiedener in den Zauberkreis gedrängt, mit dem das räthſelhafte Weib ihn umſchlang. Aber er verlor ſein Gleichgewicht nicht ſo ſchnell, um nicht ſeiner Seits auch Blicke und Schritte rückwärts zu thun. Was hatte ihm die Hofdame geſtern von Aſſy's unklarem Verhältniß zu dem Prinzen geſagt? Wohin zielten die Andeutungen des Kapellmeiſters — auf eine geheimnißvolle Falte im Leben dieſes Weibes? Der Franzoſe überwachte ſein Herz, deſſen treubewahrte Freiheit ihm unendlich viel galt, mit eiferſüchtiger Sorgfalt. Aſſy offenbarte ſich ihm mit ſo ſchrankenloſem Zutrauen und einer ſo ungewöhnlichen Haſt, daß ſie dieſe ſchnelle Näherung in ſeinen Augen beinahe noch mehr verdächtigte. Der Gedanke, gefangen zu ſein von den Netzen einer Kokette, die nur auf feinere und moderne Art geworfen wurden, berührte ihn eiskalt, und ob ihm gleich ſeine mächtig aufkeimende Neigung tief innen zurief: «Du thuſt ihr Unrecht!» ſo trat er doch mit kühler Vorſicht einen großen Schritt zurück und ließ die Hand Aſſy's ſanft aus der ſeinigen hinabgleiten. «Glauben Sie nicht,» ſprach er ernſt und gemeſſen, ohne jedoch verhindern zu können, daß ſeine innerliche Aufrührung im Tone der Stimme durchklang, «glauben Sie nicht, daß Sie Ihr Zutrauen an einen Unverſtändigen verſchwendet haben. Ich faſſe Sie noch nicht ganz. Sie laſſen mich nur ahnen, daß Sie leiden; gönnen Sie der Zeit die Gewalt, uns einander näher zu führen und dadurch vielleicht Zweifel und Schmerzen in Ihnen auszuſöhnen, denen ich noch zu fern ſtehe, um ſie völlig würdigen zu können.»

Aſſy richtete ſich mit Selbſtgefühl auf. «Sie ſind ſtolz,» entgegnete ſie, «aber denken Sie, daß es ein Weib nicht auch ſein könnte? Wiſſen Sie, daß ich nur dem Anſchein nach zu deutſchen Frauen zähle, daß aber alt-engliſches Blut in meinen Adern und alt-engliſcher Sinn in meinem Kopfe rollt? Troſt und Ruhe habe ich bei Ihnen nicht geſucht, nur Verſtändniß und Theilnahme. Sie haben ſie verſagt.« — St. Alban ſchüttelte heftig mit dem Kopfe und drückte die Hand Aſſy's mit ſtarkem Feuer an ſeine Bruſt, ſo daß ſie dieſelbe haſtig zurückzog — »aber ſehen Sie hier Jemanden, der mich ganz, der mich immer verſteht!«

Sie zeigte bei dieſen Worten auf das Bild, das über dem Divan hing. St. Alban trat näher und erkannte ein Portrait, deſſen Original er oft in Paris geſehen. Es war der Kopf von George Sand, die großen, geiſtes-trunkenen Augen und die breite Stirn von langen, männlichen Locken umwallt. Unter dem Bilde ſtanden in den kecken Zügen, welche die Handſchrift des wunderbaren Weibes bezeichnen, die Worte: »Nous sommes d'accord.«

St. Alban lächelte, als ſei er auf eine verborgene Quelle in Aſſy's reizbarem und ungewöhnlichem Weſen geſtoßen. Alſo daher, dachte er, jene Schwärmerei für Freiheit und der Kampf gegen das Leben! Er ſagte, aber ohne wehthuende Ironie, lächelnd zu Aſſy gewandt: »Ich kenne dieſe Züge. Ich habe die Dudevant wohl in Pariſer Salons geſehen, wie ſie oft, ganz allein unter Männern, in phantaſtiſcher Tracht, das ſeidene Halstuch loſe um den nackten Hals geſchlungen, daſaß und uns durch ihre Feuerworte, durch den Strom ihrer tiefen, dichteriſchen Anſchauung glühender berauſchte, als unſere beſten franzöſiſchen Weine.«

»Sie kennen ſie?« rief Aſſy aus und ihr Auge funkelte vor Freude, ihre Bruſt zitterte, wie in athemloſer Erwartung. »Und das ſagen Sie mir heute erſt? O ſo erzählen Sie doch, vergeſſen Sie ſich und mich und die Bagatellen von geſtern und heute, nur von George, von meinem George will ich hören.«

Aſſy hatte ihren Beſuch haſtig auf den Divan gezogen und ſtand vor ihm, ihn mit beiden Händen am Kragen faſſend, um ſeine Worte mit Gewalt gleichſam aus der ſchweigſamen Bruſt herauszureißen. St. Alban ſah kopfſchüttelnd empor. »Ich weiß nicht,« ſagte er, »woher Ihnen dieſer mährchenhafte Enthuſiasmus für die Dudevant kommt? So geneigt ich bin, das Außerordentliche und beinahe Göttliche in dieſer Frau anzuerkennen, ſo liegt doch in ihrer Perſönlichkeit immer etwas, was nothwendig abſtoßen muß. Ihr ausſchließlicher Verkehr mit Männern, die Beſchäftigung mit Intereſſen und Fragen, die nicht vor ihr Forum gehören; dieſes eigenwillige und revolutionäre Heraustreten aus der Sphäre des Weibes — «

»Und ſo kann ein Franzoſe über George Sand urtheilen?« rief Aſſy ſchmerzlich aus. »Weben Sie denn Ihre weiblichen Ideale auch nur aus dem Strickſtrumpf und dem Kochtuche? Geht, ihr Männer ſeid gar nicht fähig, das Große, das Allgemeine, Nothwendige in der Erſcheinung dieſes Weibes zu würdigen.«

Aſſy war auf ihr Lieblingsthema gekommen und ſprach ſich mit einem Feuer und einer innerlichen Ueberzeugung aus, die den Fremden gar nicht zu Worte kommen ließ. »Solche Frauen,« eiferte ſie, »wie George Sand in Frankreich und die Lady Bleſſington in England, ſind nicht bloße Schriftſteller, die durch ihre Productionen dichteriſch wirken, — ſie ſind Faktoren des Weltgeiſtes, Miſſionaire, wenn Sie wollen, der Freiheit an ein Geſchlecht, das unter allen Emancipationen, mit denen das neue Jahrhundert ſchwanger geht, allein vergeſſen blieb. Wißt ihr denn, wie ſchwer die Weiber, — ich meine diejenigen, die zu einem rechten, ich möchte ſagen geſchichtlichen Bewußtſein ihrer ſelbſt gelangt ſind, — wie ſchwer ſie von den Feſſeln roſtiger Sitten gedrückt werden? Sollen wir denn allein die Kinderſchuhe niemals austreten dürfen und im Küchengarten verwelken?»

«Aber die Sitte und die Scham und die Zucht des Weibes?» wandte St. Alban warnend ein.

«Iſt nicht einerlei mit Knaben-Disziplin, noch weniger, daß ſie durch ſolche bezweckt und erhalten würde. Es iſt von dem Manne nur ein engherziger Egoismus, der das Weib ſcheinbar eine Stufe höher ſtellt, als ſich ſelbſt, um es zu ſeiner Puppe zu machen. Betrachten Sie doch unſere geſelligen Zuſtände mit ruhigem Auge! Wie gehen unſere beiden Geſchlechter mit einander um? Die Männer umhängen die Frauen mit klingelnden Redensarten und ſpielenden Komplimenten; wie Kindern trägt man ihnen Bonbons zu, weil ſie für andere Waare nicht reif und nicht fähig ſind. Ich verzichte auf dieſe geſelligen Vorrechte, die ich in den Augen des Mannes von Stande habe, weil ſie nur eben ſo viele Schranken ſind, die jede ſelbſtthätige Entwickelung geſelliger Elemente von meiner Seite hindern. Ich will kein Kind mehr ſein, ich will nicht, — ich will dem Manne gleich ſtehen, damit die erſte Bedingung der Geſelligkeit, Gleichheit, hergeſtellt werde.»

«Konſequent durchgeführt,» ſagte St. Alban, «würde Ihr Prinzip alle Geſelligkeit über den Haufen werfen.»

«Allerdings,» entgegnete Aſſy, «die Geſelligkeit in ihrer heutigen Geſtalt. Aber iſt denn dieſe etwas

Beſſeres werth? Wozu erzieht man uns? Zu dem ausſchließlichen Eigenthum eines Einzelnen, den wir oft noch nicht einmal ſelbſt zu wählen Macht haben. Daß wir uns ſelbſt Zweck ſein könnten, daß unſer Leben eigene Thätigkeiten und individuelle Richtungen verfolgen dürfe, wird kaum als möglich angenommen. Wir zählen nur als Geſchlecht, als Maſſe, ſind aber nur Beſitz der Männer, deßwegen von ihnen dem Aeußeren nach ſo hoch, ſo ritterlich und romantiſch hoch hingeſtellt, damit ſie uns in allem Weſentlichen und Wirklichen um ſo tiefer hinabſtoßen können. Und von allen den Herren, die für menſchliche Freiheit und Ausgleichung aller Unterſchiede gekämpft und univerſelle Ideen in Cours geſetzt haben, iſt kaum ein Einziger darauf gefallen, daß in dem Männlichen und Weiblichen, wie es das Herkommen einander gegenüberſtellt, auch ein himmelſchreiender Kontraſt und ein kleinlicher Particularismus liegt, daß beide in dem Menſchlichen, dem höher ſtehenden Begriffe aufgelöſt und vereinigt werden müſſen.»

— «Sie reden, wie ein Buch, aber auch nur wie ein ſolches. Praktiſch iſt ihr Raiſonnement nicht,» tadelte St. Alban.

«Nein, praktiſch nicht,» war die bittere Entgegnung. «Aber das Raiſonnement iſt praktiſch, mein Freund, nach dem wir bisher erzogen, gebildet und behandelt worden ſind. Sehr praktiſch in der That, wenn eine Hälfte unſeres Geſchlechtes in dumpfer Unwiſſenheit, auf mechaniſchen Tagelohn angewieſen, verſumpfte, ein Viertel als traurige Opfer der Geſellſchaft und ein anderes als Märtyrer eigener Tendenzen unterging. Wahrlich, treffliche Reſultate Eures Syſtems, mein Herr!»

Aſſy hielt erſchöpft inne. Ihr Auge hing mit faſt ſchwärmeriſchem Ausdrucke an dem Bilde über dem Divan. «Ich weiß nicht,» begann ſie von Neuem, «was die Leute unter Liebe meinen, mit der ſie ſo oft in ihrem alltäglichen Leben prunken. Aber wenn es ein ſolches Gefühl giebt, ſo hab' ich es für George Sand. Da iſt mehr wie Weib und mehr wie Mann, da iſt Menſch, das reine, abgeklärte, menſchliche Weſen. Und glauben Sie nur, mein Freund! daß dergleichen Erſcheinungen auch nicht ſo obenhin abgefertigt werden können; eine ſpätere Zeit muß ihre Reſultate ziehen. Dann werden die Auswüchſe und Excentricitäten weggefallen ſein und das Bleibende, das Wahre, Ewige aus denſelben wird ſich geltend machen. Ich rede nicht für den dichteriſchen Werth der Sand und der Bleſſington; ich will Ihnen meinetwegen zugeben, daß ihre Werke Unſchönes und Unplaſtiſches in Menge enthalten, aber an ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen! Dieſe Früchte reifen. Verlaſſen Sie ſich darauf, ſie reifen. Und wenn wir auch gegenwärtig noch nichts erringen, als eine kleine äußere Freiheit nach der andern, ſo ſcheinen mir dieſe doch Boten und Bürgen einer beſſeren, menſchlicheren Zeit.»

St. Alban fragte, ob das auch ein Freiheitsbote ſein ſolle, daß George Sand rauche und die Pariſer Frauenzimmer jetzt ungeſtraft, ohne Entſchuldigung, dem Herrn einen Tanz verweigern dürften? Aber Aſſy ließ ſich durch den Spott nicht irre machen. «Nous sommes d'accord,» ſagte ſie vor ſich hin und nahm das Bild von der Wand herunter, um es zu küſſen. Es war nicht eingefaßt, ſtatt des Rahmens hing ein Kranz von Immortellen darüber, der, als Aſſy den Nagel herauszog, in St. Albans Hand fiel. Auf die ſcherzende Frage, ob ſie darin auch ein Andenken an ihre Liebe verehre, antwortete Aſſy bejahend. »Ich hatte mich, als ich die erſten Bücher der Sand geleſen, ſchriftlich mit ihr in Verbindung geſetzt, weil es mir mein Herz ſo eingab. Sie antwortete freundlich und es entſpann ſich zwiſchen uns ein ſehr lebendiger Briefwechſel. Da ſchickte ſie mir vor einem Jahre dieß Bild und den Immortellen-Kranz. Sie ſchrieb dabei: den Lorbeer verſagt mir die franzöſiſche Akademie und die Myrthe hab' ich weggeworfen, weil ſie in häßliche Dornen abgeblüht war; darum weiß ich nichts, als dieſes nichtsſagende Grün, das wir zwei einem neuen Orden weihen wollen, der Hoffnung. Nous sommes d'accord!«

St. Alban verwunderte ſich im Stillen über ein ſonderbares Verhältniß, das zwei Frauen verſchiedenen Alters und Landes in weiter Ferne einander ſo nahe gebracht zu haben ſchien. Aſſy hatte aber durch ihr Glaubensbekenntniß bei ihm nicht gewonnen. Ohne an den Vorurtheilen zu kleben, die anderwärts als Moral gepredigt werden, war er ſcharfſichtig genug, um das Hohle und Haltloſe einer überſpannten Jungfern-Philoſophie zu durchſchauen. Er betrachtete Aſſy wie eine Schwärmerin; allein, da er viel vom franzöſiſchen National-Charakter in ſich fühlte, war dieß eher geeignet, ſein Intereſſe an ihr erkalten zu laſſen, als es zu ſteigern. Er ſtand auf und drehte die Unterhaltung mit Vorſatz auf ruhigere Gegenſtände. Nach einer kurzen Weile ſchied er, mit eigenthümlichem Gefühle entlaſſen und mit eigenthümlichem Gefühle gehend. Aſſy mochte empfinden, daß ſie ſich Mißverſtändniſſen ausgeſetzt hatte, und ſtrebte, um dieſen zu begegnen, in kalten und abgemeſſenen Unterhaltungston zurückzukehren. St. Alban erblickte in ihr ein Mädchen, das durch Einſamkeit und Ueberbildung eine ſchiefe Richtung genommen habe, immer eine anziehende und ungewöhnliche Perſönlichkeit, aber eine dem Manne gefährliche, weil ſie aus ihrer weiblichen Sphäre herausgetreten. Das Intereſſe, welches er in den erſten Augenblicken an ihr genommen, verflachte ſich zu einer allgemeinen Theilnahme, er fühlte ſich nicht mehr unmittelbar zu ihr hingezogen, und die Keime eines Liebes-Frühlings, die in dem Herzen des jungen Mannes angeſetzt hatten, ſchienen in dem einen Wintermorgen verkümmert zu ſein. Ihn intereſſirte es jetzt nur noch, über Aſſy's äußere Verhältniſſe ſich zu unterrichten; ſie war ſeinem Geiſte eine Größe geworden, und hörte eben damit auf, ſeinem Herzen ein Räthſel zu ſein.

Noch an demſelben Tage, wo er bei Aſſy den Morgen Thee getrunken hatte, ſprach er im Hauſe des Kapellmeiſters vor. Die Unterhaltung fiel begreiflich auf das geſtrige Konzert und St. Alban fand einen leichten Uebergang, um nach Aſſy's Lage, ihrem Herkommen und ihren Aeltern zu fragen. Die Frau Kapellmeiſterin lächelte verlegen und trommelte mit den Fingern auf dem Tiſche; allein ihr Gatte ging in ſeiner runden, derben Manier mit der Sprache rüſtig heraus. »Wie ich Ihnen ſagte, es iſt etwas Geheimnißvolles mit dem Mädchen. Vor meinetwegen ſechszehn Jahren — ich ſtand damals noch nicht hier an der Hofkapelle und kann deßhalb nur das Gehörte wieder erzählen — ſoll Aſſy auf eine abentheuerliche Weiſe, die beinahe an Kaspar Hauſer, räthſelhaften Angedenkens, erinnert, in der hieſigen Reſidenz erſchienen ſein. Man ſagt, ſie ſei ausgeſetzt, am Thore gefunden; was weiß ich's? Weil ſich nun der Hof und namentlich die fürſtliche Familie des vierjährigen Mädchens ſo gar menſchenfreundlich annahmen, mußte man eben auch menſchliche Gründe dafür auffinden. Aſſy wurde zu einer natürlichen Tochter des Großherzogs gemacht.»

Die Frau Kapellmeiſterin huſtete und ſagte verſchämt: «Aber lieber Mann! Wenn Du doch mindeſtens nicht ſo laut reden wollteſt!»

Der Unerſchütterliche fuhr fort: «Daran aber hatte die mikroſkopiſche Sucht der Welt noch nicht einmal genug. Als daher vor zwei Jahren unſeres Erbgroßherzogs Hoheit von Reiſen zurückkam und, ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu entſcheiden, behauptet wurde, dieſer nähme mehr als brüderlichen Antheil an dem herangeblühten Findelkinde, da genügte jene Erklärung nicht mehr und die arme Aſſy ward nun aus der Tochter des Vaters zu des Sohnes —»

Doch die Frau Kapellmeiſterin erhob ſich und ging rauſchend aus dem Zimmer.

St. Alban nickte langſam mit dem Kopfe. Wenn er überdachte, wie und wo ihm das Mädchen geſtern und heute erſchienen, ſo glaubte er, für beide Vermuthungen Gründe aus ihrem Betragen ableiten zu können. Er ſchwieg ganz ſtill und innerlich reifte der Entſchluß in ihm, ſich ihr weder auffallend zu nähern, noch ſie ſchroff und lieblos aufzugeben. «Du kannſt ſie ja betrachten, wie deine Schweſter,» ſprach er zu ſich ſelbſt, aber eine geheime Stimme rief ihm zu, daß er es eigentlich nicht mehr könne, und wenn auch, — daß es ihm wie ein Verluſt erſcheinen müſſe.

Der Kapellmeiſter hatte ſeiner inneren Zweifel und Meditationen wenig Acht. Er rief aus: »Freund, was kümmert uns das Weibergerede über Eine, die doch am Ende beſſer iſt, wie viele Andere? Wir nehmen ſie, wie ſie eben iſt, — mit ihrem liebenswürdigen, engliſchen Sonderlings-Tic, mit den blauen, himmelklaren Augen und einer ganz ſüperben Stimme. Was brauchen wir weiter Zeugniß, daß ſie ächt iſt? Und darum, kommen Sie her, Freund! Aſſy's Wohlſein!«

Die Gläſer klangen hell aneinander. Der Kapellmeiſter trank in einem raſchen Zuge aus und ſtauchte das Glas in heftigem Vergnügen auf den Tiſch. Aber St. Alban hatte nur mit ſpitzen Lippen gekoſtet und ſetzte ſtillſchweigend nieder.

»Sie meinen's nicht gut mit meiner kleinen Engländerin,« ſagte der Kapellmeiſter ſcheltend zu ihm. »Oder,« fügte er ſchalkhaft hinzu, indem er dem Franzoſen ins Auge ſah, »oder zu gut?«

* * *

Drittes Kapitel.

Jules St. Alban an G*** M*** zu Paris.

Ich ſchreibe Dir am Chriſtabend, den dieſe guten Deutſchen zu einem ſtillen, gemüthlichen Feſte gemacht haben. Wäreſt Du doch bei mir geweſen, als ich vor einer halben Stunde durch die Straßen der Stadt ſchlenderte und mir aus allen Fenſtern helle Tannenzweige und der Duft von Wachskerzen und das Geſchrei von vielen glücklichen, blechernen Kinderſtimmen entgegenſcholl! Ich gebe ſonſt nicht viel auf dergleichen Gefühls-Feſte, aber ich wünſchte doch in dem Augenblicke ſehnlichſt, ein deutſches Kind zu ſein. Daß wir davon nichts wiſſen, lieber Freund? Wie iſt das wohl?

Und weißt Du, daß ich überhaupt recht unleidlich bin und von tauſend krankhaften Stimmungen Tags über heimgeſucht werde? Ich blieb in dieſem kleinen deutſchen Netze ſitzen, damit mein Leben einmal wieder Sieſta halten ſollte, wie mir das zuweilen Noth thut. Aber man läßt mich nicht einmal ruhig einſchlafen und ich will doch ſchlafen, will, wenn ich ſchlafe, nicht geweckt ſein — hörſt Du: ich will nicht!

Was wollt Ihr denn nun Alle von mir? Dieſe Aſſy — der Kapellmeiſter ſchmunzelt, als hätt' er

Wunder was entdeckt, ſeine Frau wirft boshafte Seitenblicke und Seitenhiebe auf das arme Weib, der Prinz erweiſt mir ſogar die Ehre, mich mit eiferſüchtigen Augen anzuſehen; und nun kommſt Du noch in Deinem letzten Briefe und drohſt mit dem Finger und rufſt dem Schmetterling zu, er ſolle die Freiheit ſeiner Flügel wahren. Doch ich ſage Euch, ſage Dir: es iſt nichts!

Siehſt Du, Freund! ich lebe mit Miß Aſſy auf gerade ſo vertrautem und freundlichem Fuße, wie mit Dir, wie mit jedem andern Manne, den ich Freund nenne. Anfangs wollte ſich etwas Leidenſchaftliches in unſere beiderſeitige Stellung einſchleichen; allein ſie bemeiſterte dasſelbe zuerſt und führte uns auf einem ebenen, beſchränkten Boden ruhig zuſammen. Sie ſtieß mich aus mancherlei Gründen um-ſo mehr ab, als ſie mir zuerſt anziehend und gefährlich zu werden drohte. Jetzt ſind wir täglich eine oder ein Paar Stunden zuſammen; wir muſiciren, wir lachen, wir ſchwatzen mit einander, und ich glaube, es fällt ihr noch weniger, als mir ein, dieſe Verbindung auf eine leidenſchaftliche Weiſe feſter ſchürzen oder plötzlich abreißen zu wollen. Wenn Du einen gelehrten Ausdruck für ein natürliches Gefühl anerkennen willſt, ſo iſt es mir gerade, als könne ich die körperliche Polarität zu dieſem Weibe niemals finden. Meine Hand berührt die ihrige, wenn wir vierhändig am Piano ſpielen, ihr Hauch weht dicht um meine Wangen, ihre Finger ruhen auf meiner Schulter, ſie nennt mich Jules, wie ich ſie Aſſy rufe — aber nie, daß es mir nur im Entfernteſten angekommen ware, bei all' dieſen geiſtigen und ſinnlichen Berührungen jene elektriſche Zündkraft zu empfinden, wodurch ſich die geſchlechtliche Liebe ankündigt. Dazu bedürfte es eines künſtlichen Reizmittels.

Glaube Du mir, in dieſer körperlichen Polarität dämmert das tiefſte, heiligſte Geheimniß jener Manifeſtation menſchlicher Natur, die wir Liebe nennen. Du weißt ja, wie leicht wir Männer in einem galanten Abentheuer dieſen ſüßen und kitzelnden Contrapunkt erreichen. Eine Fahrt im Poſtwagen, eine Stunde im Tanzſaal hebt uns unwillkührlich auf die räthſelhafte Stufe, ſelbſt den gleichgültigſten und fremdeſten Weibern gegenüber. Warum kann ich ſie bei Aſſy nicht treffen? Warum überraſcht uns die magnetiſche oder polariſche Verbindungskraft der zwei Geſchlechter nicht ein einziges Mal, nicht in den unbewachteſten Augenblicken unſeres Zuſammenlebens? Wir ſind beide harmlos, unbefangen, kühl; es iſt, als müßt' es eben ſo ſein, daß, je näher unſere Seelen einander verwandt und eingeboren ſcheinen, unſere körperlichen Perſönlichkeiten um ſo entſchiedener verſtimmt ſind.

Aſſy iſt nichts weniger, als reizlos im Aeußeren. Ihr Geſicht iſt ſchön, ihr Wuchs tadellos trefflich. Im Auge ruht eine unendliche Fülle von Geiſt, der alles Gefühl noch gebannt zu haben ſcheint. Ihr Gang iſt Muſik, ihre Sprache Geſang, ihr Weſen eine Harmonie, die aus den ſchneidendſten Mißklängen und den angeſpannteſten Gegenſätzen geſammelt ſcheint.

Vor acht Tagen waren wir bei dem Oberjägermeiſter zum Ball. Du mußt nämlich wiſſen, daß meine geſelligen Verbindungen, wie das bei dem geringen Umfang dieſer Taſchen-Reſidenz ganz natürlich iſt, ſich im Nu ausgedehnt haben zum größt-möglichſten Kreiſe, den man hier beſchreiben kann. Es wurde en masque getanzt, zur Feier des Geburtstages des Erbgroßherzogs. Aſſy erſchien als Amazone. Ich hätte ſie ſchon an der Wahl der Maske erkannt, wenn auch nicht ihr rhythmiſcher, getragener Gang und der faſt überlegene Ernſt, womit die holde Erſcheinung ſich in dem bunten Zirkel bewegte, ſie unverkennbar bezeichnete. Ich war im ſchwarzen Domino da und wurde anfangs häufig mit dem Prinzen verwechſelt, dem ich an Geſtalt und Haltung auch ſonſt ähnlich ſein ſoll. Dieſer erſchien aber erſt ſehr ſpät und unmaskirt. Du glaubſt nicht, welch' tiefen Eindruck das gedrückte, zerfahrene Weſen dieſes früh alternden Mannes jedes Mal auf mich macht. Ob die Leidenſchaft für Aſſy, welche ihm die öffentliche Stimme nicht ohne Grund andichtet, ſo zerſetzend auf dieſes reizbare Gemüth wirkt, oder ob er mit alten Schmerzen zu ringen hat, weiß ich nicht. Allein augenſcheinlich iſt es, daß er ſich ſehr unglücklich glaubt, und ich mache auf's Neue die Erfahrung, daß ſelbſt auf uns Männer irdiſche Hoheit und Größe niemals einen tieferen Eindruck macht, als wenn ſie unter dem Purpur ein zertretenes Herz oder unter dem Kronenreif ein verbranntes Gehirn verſteckt. Sie ſteigt dann gleichſam zu uns herab und verſöhnt uns mit dem angeborenen Gegenſatz, in dem unſere Niedrigkeit uns unter ſie herabdrückt.

Aſſy hatte ſchon viel getanzt, als der Prinz kam, und ſchlug dieſem die Bitte um einen Walzer rundweg ab. Ich erſchrak zuerſt hierüber. Denn, wenn ich auch oft Gelegenheit gehabt hatte, die vertrauliche und freimüthige Art zu beobachten, womit ſie von allen Gliedern des fürſtlichen Hauſes behandelt wird, und die ſie auch in demſelben Maße zurückgiebt, ſo ſchien mir doch dieſer Abweis einer wie Befehl auftretenden Bitte hart und riskirt. Der Prinz fand das nicht heraus. Aſſy ſagte ihm, während ich in der Mitte des Saales neben beiden ſtand, daß Hoheit ſchon zu angegriffen und gereizt ſei und ſich dem Tanze für den Abend beſſer ganz entzöge. Der Prinz lächelte zur Antwort und trat ſtill zurück. Hernach ſaßen wir drei ganz einmüthig in einem der entlegenſten Zimmer und unterhielten uns. Aſſy war ausgelaſſen luſtig, zog mich damit auf, daß ich gar nicht tanzte und empfahl dieß zugleich dem Prinzen zur Nachahmung. Mitten im beſten Geſpräche kam die Herzogin zu uns und rief den Prünzen ab. Aſſy ſagte ſie einige Worte ins Ohr, worauff dieſe ſich kindlich vor ihr neigte und die Hand der hohen Frau ans Herz drückte. Wir gingen in den Tanzſaal zurück und wenige Augenblicke darauf ſah ich, wie Aſſy die Thüre gewonnen hatte und unbemerkt hinausſchlüpfte. Ich nahm einen andern Weg und kam noch zeitig genug auf der Hausflur an, um Aſſy, gerade wie ſie in ihren Wagen ſtieg, ein verwundertes «Gute Nacht» zuzurufen. Sie bog ſich aus dem Schlage heraus, ſagte mir leiſe: j'en ai assez et l'on a eu assez de moi. Darauf legte ſie ſich ganz heiter in ihre Ecke und die Kutſche fuhr fort. Es mochte kaum um Mitternacht ſein.

Bei meiner Rückkehr zu den Tanzenden bemerkte ich, wie der Prinz mit einer ſehr vornehmen Dame zu einem neuen Walzer antrat. Sein Antlitz war hochroth und zeugte von gewaltſamer Aufregung. Er verließ ſeine Tänzerin einen Augenblick, um zu mir zu kommen und mir behende zuzuflüſtern: Merci, Monsieur! Ich wußte nicht, was er damit meinte, und verbeugte mich ziemlich hölzern. Später ſah ich, wie der Prinz mit ſeiner Mutter angelegentliche und leiſe Unterhaltungen pflog. —

Ich weiß nicht, in welche Räthſel ich an dieſem deutſchen Hofe gerathen bin. Bei der gar nicht diplomatiſchen Offenheit indeſſen, womit man dieſelben behandelt, liegt die Deutung am Ende näher, als ich glaube. Des Erbgroßherzogs Leidenſchaft für die Pflegetochter ſeiner Aeltern ſcheint mir ziemlich außer allem Zweifel zu ſtehen; ebenſo natürlich iſt es, daß dieſe, bei aller zärtlichen Liebe, womit ſie den kranken, wunden Charakter ihres Erben auffaſſen, und bei aller Auszeichnung, die Aſſy zu Theil wird, jede ernſtliche und offene Entwickelung jenes Verhältniſſes verhindern wollen. Warum die Fremde nicht kurz und gut entfernt wird, kann ich nicht errathen. Die Einmiſchung eines Dritten wäre am Ende nicht unwillkommen, und einige Male iſt der Verdacht in mir aufgeſtiegen, als ob man von allerhöchſtem Orte aus dieſen Dritten in mir hätte erblicken und finden wollen. Der geheime Hofrath Winter, der den Prinzen auf ſeinen Reiſen begleitet hat, und jetzt noch in deſſen Angelegenheiten den Vermittler und vertrauten Rathgeber des Großherzogs vorſtellt, ſcheint, trotz ſeiner diplomatiſchen Feinheit, an dem ungewöhnlichen Charakter ſeines erhabenen Zöglings Schiffbruch zu leiden. Faſt kommt es mir ſo vor, als ob er ſelbſt nicht abgeneigt ſei, durch eine Verbindung mit Aſſy, für die er ſehr intereſſirt iſt, den Knoten zu zerhauen. So ſtehen dieſe ziemlich peinlichen und beſorglichen Verhältniſſe, inmitten derer Aſſy, die am meiſten Betheiligte, zugleich die einzig Ruhige bleibt.

Ich weiß oft nicht, was ich aus dieſem ſonderbaren Weibe machen ſoll. Etwa zwanzig Jahre alt, mit den glänzendſten Rechten und Vorzügen im Leben begabt, ſcheint ſie bei ihrer ebenſo unſichern als reizenden Stellung in Bezug auf alles Praktiſche ein Kind geblieben zu ſein. Sie kümmert ſich nichts um ihre ganze Exiſtenz und faßt deren räthſelhafte, einem Ende ſichtlich zureiſenden Stellen mit kecker Unerfahrenheit an, vielleicht auf dieſe Weiſe unbewußt den einzig richtigen Weg unter tauſend Irrgängen treffend. Dabei iſt ihr, über ihre Jahre und ihr Geſchlecht weit hinaus greiſender Geiſt in einem Gewebe von abſtrakten und reflektionsſüchtigen Schwärmereien befangen, die, ganz entgegengeſetzt den Neigungen andrer Mädchen aus gleicher Sphäre, immer ins Große, Allgemeine, Philoſophiſche überſtreichen. Ich habe Dir früher ſchon einmal hierüber geſchrieben. Ein klares Ziel ſcheint ihr bei allen Verſuchen nicht vor Augen zu ſtehen, und mir bangt oft um ſie, wenn ich ſie mit blinden Augen für ihre nächſten Umgebungen, die getrübten Blicke auf ganz andere Objekte gebannt, aller Rückſichten und alles Zwanges bar einherſchreiten ſehe.

Gewiß iſt ſie Mädchen genug, um die Liebe des Prinzen zu ahnen. Geſtändniſſe hat ſie mir hierüber nie gemacht, wie ſie Alles, was auf ihre Perſon und ihr Herz Bezug hat, im Geſpräche mit mir ſorgfältig meidet. Im Anfange unſerer Bekanntſchaft war dieß anders. Durch ein kühles und vorſichtiges Rücktreten bin ich ein einziges Mal Erörterungen ausgewichen, die mir verſtrickend und bedenklich ſchienen. Seit jenem Morgen begegnen wir uns nur auf neutralem, unverfänglichem Gebiete und haben uns daſelbſt eben zu dem ſtillen und geſchwiſterlichen Verhältniß zuſammengefunden, wovon ich Dir heute zu meiner Rechtfertigung ein Abbild habe geben wollen.

Und darum, Du alter Weiberfeind! laſſe mich in Zukunft mit Deinen Beſorgniſſen um die Freiheit meines Herzens und meiner Hand unbekümmert. Um dieſe iſt es Dir doch zunächſt nur zu thun, damit ſie für die Kunſt frei und frank bleibe. Allein Aſſy iſt gerade die Letzte, welche ihr mit einer Feſſel drohen könnte. Ich ſagte Dir bereits, wie ihr die George Sand einen tiefen Ingrimm gegen unſere bürgerlichen und ſocialen Zuſtände eingeimpft hätte. Dieſer bezieht ſich am entſchiedenſten auf die Ehe — Lache ſie nicht aus! Sie ſcheint mir Ernſt genug zu beſitzen, um ihren Grundſätzen auch in praxi niemals etwas zu vergeben, dabei aber Poeſie genug, um mit der Ehe nicht auch die Liebe zum Fenſter hinauszuwerfen.

Wahrlich, mein Freund! ich neide den Mann, um deſſen Hals dieſe wilde Rebe ſich einſtens mit ganzer Kraft einer erſten, innigen, fleiſchlichen Neigung ranken wird. Nicht aus perſönlichen Gründen, wahrlich nein! Aber, wenn ich mir denke, daß zu dieſer Menſchen-Hälfte — einſt, irgendwo — ſich die entſprechende andre aus den Millionen halber und ganzer Männer findet, daß dieſes Auge, das jetzt nur muntere oder ſinnende Blicke werfen kann, in dem feuchten Glanz des Genuſſes, der Begierde erglüht, daß dieſe geſchloſſenen Lippen, bisher nur für Töne und Noten zugänglich, den durſtigen Küſſen der Leidenſchaft ſich öffnen, ſich flammend entgegendrängen müſſen — Und wenn ich hinzudenke, daß dieſer Geiſt, der jetzt ſtark genug iſt, mit männlicher, titaniſcher Kraft an allem Beſtehenden zu rütteln, einſtens untergeht in einem Gefühl, in Liebe, daß dieſes ganze, wunderbare Geſchöpf, jetzt eine jungfräuliche Sphinx, ein Weib wird, eine Braut, eine Frau, eine Mutter — —

Siehſt Du, ich kann den Gedanken nicht ausdenken. Mir ſchwindelt. Adieu.

◆

Viertes Kapitel.

Pour prendre congé.

In Aſſy's Stube war es dunkel, ganz dunkel und kalt, nur daß der Mond durch die Scheiben hereinſchien und zitternde Schatten an die Wand warf. Die Blumen ſtanden ſtill, der Hänſling ſchwieg, — Alles dunkel, und Alles ſtill, und Alles kalt.

Aſſy ſaß allein in dieſen unheimlichen Räumen. Sie hatte das Haupt in die ſeidenen Sofa-Kiſſen gedrückt und rührte ſich nicht. Als es von der nahen Schloßuhr ſechſe ſchlug, trat eine Kammerfrau herein, ſetzte ein Paar Kerzen auf das runde Tiſchlein und ging wieder. Aſſy hatte ſich erhoben und blickte auf. Da fielen ihr ein Paar Blätter ins Auge, die zerſtreut auf dem Tiſche umhertrieben. Sie faßte eines derſelben auf und las. Schien ihr doch beinahe fremd, was ſie ſelbſt vor wenig Stunden in leidenſchaftlichen Zügen hingeworfen hatte.

— »Ich ſchreibe nicht das «Tagebuch eines Kindes,» wollte Gott, ich könnte es! Aber mir iſt, als hätt' ich heute kindiſch geträumt. Einen närriſchen Traum.»

«Da ſaß ich allein auf einem hohen Throne und vor mir ſtanden zwei Männer, die um meine Liebe warben.

Der Eine hatte ſich angethan wie der volle, blühende Sommer und wollte ſich auch gern für den Sommer ausgeben; allein ich ſah durch den Stern, den er auf der Bruſt trug, und durch die geſtickte Uniform hindurch, und drunter war Alles, Alles eitel Winter.»

«Mich fror.»

«Und der Zweite war der Herbſt. Wohl viel Schönes und Wehmüthiges, aber nur Trümmer, Zerſtörtes, Abblühendes gewahrt' ich in ſeinem Weſen. Ach! ich war ihm recht gut und hätte um ihn weinen können, ja mein Blut hingeben für ſeine Ruhe. Aber — Liebe?»

«Armer Herbſt!»

«Der Frühling aber, nach dem es mich jammerte in tiefſter, verſchloſſener Bruſt, der ſtand immer ferne, ein ſchönes, ein liebes Bild. Und wenn ich ihn anrühren wollte, zerfloß er.»

«Iſt das nicht wie ein ordentlicher Traum von den vier Jahreszeiten?»

Aſſy lächelte, als ſie das geleſen, und griff ſtumm nach dem zweiten Blatte.

— «Liebe und immer wieder Liebe! Sagt mir, es giebt keine Liebe, und ich will Euch meine Seligkeit, himmliſche und irdiſche, um den Glauben an Eure Worte verkaufen. Was iſt Liebe? Wo wächſt dieſe wunderbare Pflanze? Auf den Untiefen der Poeſie, neben den Träumen und dem frommen, betrüglichen Kinderglauben, da ſchwebt ſie wie ein ſeltſames Waſſergewächs auf trüben Fluthen, und die großen Blätter ſehen uns lockend mit den grünen Augen an, wie eine ferne Hoffnung; aber wenn Du Dich niederbeugſt, um die duftende, die brennende, die taube Blüthe zu brechen, dann bebt ſie zuſammen und die Staude verſinkt vor Deinem Auge. Du haſt ſie verloren, als Du ſie beſitzen wollteſt, und wohl Dir, wenn Dich ihre Ranken nicht feſthielten und mit hinunterriſſen in die ſumpfige Tiefe....«

Aſſy las nicht weiter. Mit krampfhaften Fingern ergriff ſie die Blätter, worauf ſie das Geleſene niedergeſchrieben, um ſie zu verbrennen. Aber im Kamin war kein Fünkchen Feuer mehr, und als ſie deſſen Thür geöffnet, trieb der Luftzug die loſen Papiere wirbelnd auf dem verkohlten Heerde hin und her. Aſſy kehrte ſtumm zurück, lehnte wieder in der Ecke des Divans. —

Eine ſchwere Stunde war heute über das Herz des gequälten Mädchens gegangen. St. Alban hatte ſie am Morgen beſucht, um ihr ſeine plötzliche Abreiſe anzukündigen. In ſeiner Gegenwart ſammelte ſie noch ihre ganze, übermenſchliche Kraft, um dem Auge des Franzoſen nicht in den letzten Augenblicken eine Empfindung zu verrathen, die ſie eine ganze Zeit lang gar ſich ſelber abgeläugnet hatte.

Aſſy liebte ihn. Von dem Augenblicke an, da ſie aus dem Konzertſaale ging, um die Eindrücke ſeiner Phantaſie draußen zu verweinen, hatte dieß dem Leben des Mädchens ganz neue Gefühl immer höhere und glühendere Blüthen in ihrem Herzen getrieben. Was ſie litt unter dieſer Neigung, die mit allem Feuer der ſpäten und der erſten über ſie hereinbrach, geſtand ſie ſich ſelbſt nicht einmal, weil ſie mit den Reſten ihrer Beſinnung gegen die gewaltſamen Angriffe derſelben kämpfte. Während St. Alban — ob mit wahrer oder erlogener Ruhe, wußte ihr befangenes Auge nicht zu unterſcheiden — ihre gegenſeitige Verbindung fortſetzte, fühlte ſie ſich tauſend Male gedrungen, dieſelbe plötzlich abzubrechen. Aber der jungfräuliche Stolz ſträubte ſich gegen die Vorausſetzungen, die St. Alban aus dieſem Bruche nothwendig ziehen mußte, und ſie ſpielte ihr gefährliches Spiel weiter, in ſtetem Kampfe ihrer Neigung und ihrer Grundſätze, bedrängt von der Annäherung zweier Fremder, ihrer ungewiſſen Stellung am herzoglichen Hofe innerlich müde und ohne Freund, ohne Heimath, ohne Liebe, mitten in einem fremden, von Liebe und Haß vielfach durchſchnittenen Leben.

St. Albans Ankündigung, daß er reiſen müſſe, warf das Gebäude ihrer erlogenen Standhaftigkeit mit einem Hauche über den Haufen. Warum er reiſte? Nun, warum reiſt ein Mann, wenn er ein Leben ganz auswendig gelernt hat und die jungen, ungeduldigen Schwingen nach einer neuen Sphäre zucken? Oder warum reiſt ein Mann, wenn er einer Leidenſchaft, die im Herzen heimlich nagt und niſtet, mit ſeinem Willen keine bleibende Stätte bieten kann und darf? Und endlich, warum reiſt ein Mann, — warum anders, als um zu zerreißen?

Am Morgen war er da geweſen und hatte Aſſy ohne weitere Erklärung ſeinen Entſchluß mitgetheilt, den die letzte, ſchlafloſe Nacht ausbrütete. Aſſy hörte ihn ruhig an, billigte ſeine Abreiſe, als eine ganz natürliche und nothwendige, und bat ihn, auf den Abend noch ein Stündchen wiederzukommen, wenn er könne. Aber, als die Thüre hinter ihm in's Schloß gefallen war, brach ihre Seele geknickt und wie im beſten Marke durch einen Blitzſtrahl zerſchmettert, ohnmächtig in ſich zuſammen. In einer Stunde zerſielen alle Syſteme, die ſich ihr hochfliegender Geiſt gebaut, aller Glauben an weibliche Kraft und Selbſtſtändigkeit, alle Hoffnung auf Freiheit und Ungebundenheit, dieſe alle zerfielen in Staub und in morſche Trümmer. Nur die Liebe, die ſpät erwachte, die unleugbare, unſterbliche, die Rächerin weiblicher Natur an einer ſtolzen, abtrünnigen Amazone, nur die Liebe blieb als eine verhüllte Weinende auf den Trümmern ſitzen und ſang ihre eintönige Leichen-Weiſe nah an Aſſy's Ohr, noch näher in ihr zerriſſenes Herz.

Aſſy ſelbſt war, wie dieſe Liebe, eine verhüllte Weinende. Sie lag kraftlos über den Divan hingeſtreckt, die heißen, feuchten Augen in die Kiſſen gedrückt, geſchüttelt von heimlichem Schluchzen. Das Bild ihrer großen Meiſterin blickte unbeweglich auf ſie hernieder, und recht grell leuchtete ſie, die ſcharfe, kecke Unterſchrift: »Nous sommes d'accord.«

Wehe nun dieſer Einheit!

Aſſy wußte nicht, wie lange ſie gelegen hatte, als ein Klopfen an der Thüre ſie aufriß. Sollte er es ſein? war der erſte Gedanke, woran ſich tauſend andere knüpften. Die Kerzen waren tief heruntergebrannt, ihr Antlitz und ihr Kleid gleich verſtört, das Zimmer leer und wüſt, wie ihre Seele. Sie bebte. Die Thüre ging, ohne daß ſie geantwortet hätte, auf, während ſie noch mit den kleinen, ſchnell errafften Hausmittelchen ihres weiblichen Sinnes ſich zu helfen ſuchte. Ihr Blick fiel auf den Prinzen, nicht auf den Erwarteten. Aber mit dieſem Blicke hatte ſie auch einen großen Theil ihrer Faſſung wieder erlangt. Was konnte der Prinz, der ſie noch niemals aufzuſuchen gewagt, zu ſo ſpäter Stunde unangemeldet bei ihr wollen? Sie trat ihm mit beſonnener Würde und einem unverholenen Staunen entgegen, aber der Erbgroßherzog kam ihrer Frage zuvor, indem er mit tiefer Verneigung, förmlich wie nie zuvor, zu ihr ſprach:

»Ich könnte meine Erſcheinung bei Ihnen in gewiſſem Grade entſchuldigen, mein Fräulein! wenn ich ſagte, es ſei ein Abſchieds-Beſuch, den ich abſtatte. Aber dem iſt nicht ſo. Erlauben Sie, daß wir uns ſetzen!«

Aſſy ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und blieb vor dem Prinzen ſtehen, bis dieſer ſelbſt wieder aufſprang und zu ihr trat. »Vom Großherzoge,« ſagte er tief erſchüttert, »kam mir heute der Befehl, binnen vier Wochen eine Reiſe anzutreten, deren Ziel mir ſelbſt überlaſſen wurde. Ich nenn' es Befehl, wenn es ſchon eine Bitte ſein ſollte, die mir Winter ausdrücklich als eine väterliche überbrachte. Ich kenne den Grund dieſer Bitte recht wohl, errathe auch halb und halb die Abſichten, die man gern bei einer neuen Reiſe durch mich verwirklicht ſehe. Allein, ich bin kein Kind mehr, das da ſtill wird, wenn man ihm ſein Spielzeug aus den Augen ſetzt. Laſſen Sie mich jetzt ruhig ausreden, Aſſy! hernach, eben ſo ruhig, bitte ich Ihre Antwort!«

»Ich habe Sie geliebt ſeit meiner Rückkehr ins väterliche Haus. Sie gaben mich dem Leben wieder durch daſſelbe Gefühl, das mich einſt demſelben entfremdet hatte. Ich habe Sie herzlich, herzinnig geliebt, mit aller Gluth meines Weſens, in der Schmerz und Seligkeit verſchmolzen. Nun ſoll ich gehen, dieſer Liebe wegen. Ich bin nicht, wie der Aermſten Einer, von denen, die mich beneiden. Ich ſoll gehen, weil ich liebe, fliehen, was ich liebe, vergeſſen, daß ich geliebt habe.«

Er ſchwieg. Sein Haupt war ganz auf die Bruſt herabgefallen und das Herz des Mannes wogte ſo ſtark, daß der Stern, der es bedeckte, in zitternde Bewegung gerieth. Aſſy ſtand lautlos vor ihm und wäre gern an ſeine Bruſt gefallen, in dem Gefühl, einen gleich Elenden, als ſie, ſchweſterlich an ſich drücken zu dürfen.

Der Prinz hob nach einer Pauſe von Neuem an. »Verdenken Sie mir es nicht, Aſſy! daß ich nicht gehe. Laſſe man mir meine eigene Weiſe, Alles zur Entſcheidung zu bringen, was mich und mein Haus zerrüttet. Ich komme zu Ihnen. Sie haben hier den Ausſpruch zu thun, der mich heilen kann; vergeblich erwartet man von Zerſtreuungen und Genüſſen, die ich tief verachte, eine ſolche Kraft. Sagen Sie mir, wahr und wahrhaftig, wie ich Sie gefragt, nur mit einem Worte: haben Sie mich geliebt? Lieben Sie mich?«

»Und wozu,« entgegnete Aſſy kaum hörbar, »dieſe Erklärung von meiner Seite? Ihre Liebe iſt in keinem Falle der Art —«

»Denken Sie jetzt an nichts Fremdes, in dieſer Minute nur an ſich und an mich, ohne alle Beziehungen und Fragen, die außer uns Zweien liegen. Nur ein Wort, ein einziges: haben Sie mich lieb, Aſſy?«

Das Mädchen hatte in der entſetzlichſten Angſt, die ſie folterte, die Hände innig zuſammengefaltet, als wollte ſie beten. Stürmte denn auch an dem einen Tage Alles und von allen Seiten auf ein gebrochenes Herz ein? Aber die Minute forderte ihr Recht, wie der Mann, der vor ihr ſtand. Sie hätte nicht lügen können, nicht um die Welt, nicht um ihn; ſie vermochte nicht einmal auszuweichen, mit weiblichem Takte aufzuſchieben, zu vermitteln. Sie fühlte, daß es gut ſei, wie der Prinz es wollte, mit einem Worte Alles zu geben. Ihre Hände fielen langſam auseinander und ſanken wie todt hernieder; regungslos, mit ſtarren Augen ſtand ſie da und nur die Lippe bezeugte, daß Leben in dem ſchönen Steine ſei. Dieſe Lippe flüſterte: «Nein.»

Der Prinz ſah auf und faßte ſie mit einem langen Blicke. «Ich dank' Ihnen,» ſagte er feſt. «Leben Sie recht wohl.» Damit ging er.

Im Vorſaale ſtieß er auf St. Alban, der eben die Treppe heraufkam. «Bon soir, Mr. St. Alban!» ſprach er lächelnd und eiskalt zu dieſem. «Vous venez prendre congé et moi je viens, de le recevoir.» Der Prinz ſtürzte hinunter und St. Alban verbeugte ſich. Wohl ahnte der Betroffene, während er mit klopfendem Herzen über Aſſy's Schwelle ſchritt, daß etwas Bedeutendes drinnen vorgegangen ſein müſſe, allein die Aufregung, worin er Aſſy fand, machte ihm eine ganz andre Entwickelung der Scene zwiſchen ihr und dem Prinzen wahrſcheinlich. In dieſem Argwohn erkaltete das letzte, leidenſchaftliche Gefühl, das im Geheimen noch bei ihm geglimmt hatte. Er faßte ſeinen Abſchied ganz kurz und, da Aſſy noch weniger zu erwiedern vermochte, ſo ging dieſer peinliche und vielfach geſchrobene Auftritt um ſo raſcher zu Ende. Aſſy geleitete den Scheidenden bis an die Thüre, wünſchte ihm heiter eine glückliche Reiſe und ſo trennten ſich Beide.

Für immer! dachte Jedes.

Fünftes Kapitel.

Zwei Herzen auf der Flucht.

In den Straßen öffnete ſich ſchon hier und da ein Laden und der erſte Morgen brach winterlich grau über die Dächer, als St. Alban dem Poſthofe zuſchritt. Weder ſein Weg, noch — dachte er — ſein Herz, ſondern blos ein Ungefähr führte ihn an Aſſy's Fenſter vorüber. Er glaubte ein ſchwaches Licht hinter den Vorhängen zu bemerken und ſtand einen Augenblick ſtill, um genauer hinaufzublicken. Da war aber Alles ſtill und verhüllt. Ihn durchſchauerte es tief, als er zum letzten Male nach dem Fenſter ſah, hinter welchem Aſſy ſchlief. »Sonderbares Weib!« ſeufzte er in ſich hinein, »friedlos ſelbſt, zerſtörſt Du Anderer Frieden. Aber den meinen ſollſt Du mir laſſen, und darum iſt's gut, daß ich ſcheide.«

Er hüllte ſich feſter in den Mantel und eilte weiter. Der Wagen ſtand bei ſeiner Ankunft ſchon bereit; man wies ihm ſeinen Platz im Kabriolet an, wo er, außer dem Conducteur, noch einen Paſſagier antraf, und als das Poſthorn zum dritten Male gerufen, ſchwankte der ſchwere Wagen raſſelnd über das Pflaſter.

Die Bilder ſeines hieſigen Aufenthalts zogen raſch und verwirrt wie die Häuſer der Stadt, an denen er vorbeiflog, an ihm vorüber. Als das Thor der Reſidenz an ſeiner Seite aus dem Nebel auftauchte und gleich darauf der erſte Landwind aus den Gärten der Vorſtadt froſtig durch die Fenſter der Kutſche ſtrich, ſchied er in Gedanken auf ewig von der Reſidenz und dem, was ſie ſeinem Leben Neues zugeführt hatte. Ermüdet lehnte er ſich in ſeine Ecke. Das eintönige Raſſeln des Wagens und der gemächliche Paß, in dem die Poſtgäule durch den ebenen, feuchten Winterweg trollten, wiegten ihn bald in unwillkührlichen Schlaf und ſein Kopf ſank träumend auf die Bruſt herunter, welche noch unter den letzten Abſchiedsſeufzern wogte.

St. Alban erwachte nicht eher, als bis der Wagen auf der erſten Station anhielt. Es war mittlerweile voller Tag geworden und einzelne, grämliche Sonnenblicke fuhren über die grünen Saffiankiſſen des Wagens. Der Conducteur hatte den Schlag geöffnet und fragte: ob es den Herrſchaften nicht gefällig ſei, auch ein wenig auszuſteigen? St. Alban ſchickte ſich eben an, dieſer Aufforderung Folge zu leiſten, als der Reiſende, der noch in der anderen Ecke des Kabriolets ſaß, ihn am Aermel zupfte und ihm ein helles: »Bon jour, Mr. St. Alban!« zurief. Der Ueberraſchte drehte ſich, wie vom Blitz getroffen, bei dem Klange dieſer Stimme um; er glaubte zu träumen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen; aber es war kein Traum.

Aſſy ſaß in der Ecke, Aſſy und doch nicht Aſſy. Ihr Geſicht war es wohl, auch ihre Stimme; aber wie kam das Weib in den bunten, ſchottiſchen Herren-Mantel, unter dieſes kecke Barett, aus dem ihre Locken unwirſch und zerſtört hervorquollen?

»Um Gotteswillen, Aſſy! Sie hier!?« rief St. Alban aus und betrachtete, noch immer ſeinen Augen nicht trauend, dieſen unverhoffteſten aller Reiſegefährten. Aſſy aber lachte, daß ihr die blauen Augen feucht wurden und hielt noch immer die kleine Hand zum Morgengruße ausgeſtreckt.

Aber, ſah das Weib nicht abentheuerlich aus! Und doch ſchön, doppelt ſchön! Ein kurzer Sammtrock, von einem blank-ledernen Gürtel um die Taille zuſammengehalten, fiel bis auf die Knie des allerliebſten Jungen herunter; darunter trug ſie hellgraue Pantalons und die Füße ſteckten in zierlichen, mit ſilbernen Sporen bewahrten Stiefeln. Um den weißen Hemdkragen hatte ſie ein ſeidenes Tuch in loſen Knoten geſchlungen und die ſchwarze Reiſemütze, in Form eines Baretts, die ſie tief in die vollen Haare drückte, vollendete die romantiſche Toilette. Aſſy ſah aus wie unſere jungen Maler auf Reiſen, und vielleicht um dieſe Aehnlichkeit zu vergrößern, hatte ſie eine blecherne Kapſel über die Schultern gehängt, wie ſie jene bei ihren Landſchafts-Studien mit ſich zu führen pflegen.

»Und nun helfen Sie mir erſt aus dieſem engen Käfig heraus,« ſagte ſie zu St. Alban, der ſie noch immer ſprachlos und kopfſchüttelnd anſtarrte, »hernach ſollen Sie mir auch etwas Artiges über meine Garderobe ſagen. Kommen Sie!«

»Nicht von der Stelle!« entgegnete St. Alban, der ſeine Beſinnung erſt allmählig wieder zu gewinnen ſchien. »Nicht von der Stelle, bis Sie mir geſagt haben, was Sie wollen, wohin Sie wollen, warum Sie reiſen? Und in dieſem Aufzuge? Aſſy, haben Sie denn gar nicht bedacht...?«

«Daß es nun hinter uns heißen wird, Sie ſind mit mir durchgegangen,» fiel ſie grell lachend ein — «nein, Freund! das habe ich gar nicht bedacht. Aber ich hatte Anderes zu bedenken, und dieß Andere machte es mir zur Pflicht, Sie noch einmal zu ſprechen, ehe wir auf immer von einander gehen. Deßwegen bin ich hier!»

«Jules!» ſetzte ſie ernſt hinzu, als der Angeredete ſich unwillig von ihr abgewandt. «Wir ſind nur noch zehn Stunden beiſammen, während wir zuſammen und doch einzeln vielleicht noch hundert Jahre leben müſſen. Mir ſind dieſe Stunden ſo nothwendig, um auf die rechte Art, auch abweſend, bei Ihnen zu ſein, daß ich keine Rückſicht geſcheut habe, dieſelben zu erkaufen. Sie werden mich hören und mir Recht geben; aber jetzt laſſen Sie uns erſt Kaffee trinken!»

St. Alban half ihr aus dem Wagen und ſie traten zuſammen in die Paſſagierſtube. «Ich gelte hier für Ihren zufällig wiedergefundenen Freund und heiße Georg,» flüſterte ſie ihm zu. «Vielleicht iſt's unnöthig, aber man kann doch nicht wiſſen — und Ihnen geſchieht wohl ein Gefallen damit.»

Die kurze Zeit der Raſt war bald vorüber. Der Poſtillon blies zum Aufbruch. Man nahm die alten Plätze wieder ein und der Conducteur geſtattete Aſſy gern den gewünſchten Wechſel mit ſeinem Platze, wobei er eine bequeme Ecke gewann. Der Wagen fuhr ab.

Da ſaß St. Alban an der Seite des Weibes, von dem er vor wenig Stunden in Gedanken ewigen Abſchied genommen. Und hatte eine geraume Zeit in der engen Zelle, kaum ein Paar Spannen von ihr, der Wachenden, geſchlafen, beide nur getrennt durch die Wildſchur und die ſchnarchenden Athemzüge des ſchlaftrunkenen Conducteurs. Ihm ſchien es noch immer ein Traum.

»Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen,« begann Aſſy. »Dieſer Geſchichte wegen hab' ich Sie verfolgt. Wenn Sie dieſelbe angehört und den Schluß dazu gemacht, der mir noch fehlt, verlaſſe ich Sie wiederum. Geben Sie Achtung!«

Und Aſſy erzählte, faſt monoton, wie man wohl ein Mährchen erzählt, dicht an die Seite ihres Freundes gedrückt, der ihr, von den wunderbarſten Gefühlen durchdrungen, zuhörte. Dieſe Eintönigkeit und der gleichgültige Ton ihrer ſonſt ſo rührenden Stimme erſchütterten St. Alban tiefer, als es jemals die beſte Deklamation oder Muſik gethan hatte. Dazu rollte der Wagen in gleichmäßigem Takte ſeufzend und dröhnend über die kahle Fläche hin und an die herabgelaſſenen Fenſter ſchlugen dicke Regenthränen, ſo weich, ſo ſchwer, ſo dumpf, wie Aſſy's Worte.

— »Es war an einem Wintermorgen, wie der heutige, nur daß es ſchneite, ſtatt des Regens, als an dem Thore der Reſidenz, die dort hinter uns liegt, einſam und weinend ein Mädchen von vier Jahren ſtand. Sie blies ſchauernd in die kleinen Finger und zog das dünne ſeidene Mäntelchen mit beiden Händen über der Bruſt zuſammen. Denn das Kind fror gewaltig. Da mußte um dieſe Stunde gerade an dieſem Thore ein Grenadier Schildwach ſtehen, den es des hülfloſen Weſens jammerte, vielleicht, weil er neben dem Grenadiers-Herzen auch ein Vater-Herz unter dem groben Rocke trug. Der trat an das Kind heran und fragte es, ſo mild und ſo gütig, wie er es ſeiner rauhen Stimme nur abgewinnen konnte, wer es denn ſei und was ihm fehle? Das Kind antwortete wohl, aber in einer Sprache, die der Grenadier nicht verſtand. Weil ihm jedoch die fremde Geſtalt und Rede, auch Ort und Stunde dieſes Abentheuers gar abſonderlich vorkam, rief er ſeinen Unterofficier aus der Wache heraus, daß der die Kleine einmal ausfrage. Dem ging es gerade ſo, und er rief den wachthabenden Officier. Das Kind weinte mittlerweile immer zu und ſprach dazwiſchen unverſtändliche Worte, bis der Officier herausfand, daß es engliſch ſei, was er ſelber auch nicht verſtehe. Indeſſen nahm er das Kind erſt mit in die warme Wachtſtube, theilte ſeinen Kaffee mit ihm und brachte es hernach auf die Polizei, um ungeſäumt die nöthige Anzeige des Vorfalles zu machen.»

«Die Reſidenz iſt, wie Sie wiſſen, nicht groß. Binnen wenig Stunden hatte ſich deßhalb das Gerücht in derſelben verbreitet, am Thore ſei ein engliſches Kind, ein Mädchen von vier Jahren, gefunden worden, von dem Niemand wiſſe, wem es gehöre und wohin es wolle. Die Nachricht kam auch zu Ohren des Großherzogs, der ein milder, gutthätiger Mann iſt und von fremden Schmerz leicht ergriffen wird, vielleicht zu leicht für einen Fürſten. Derſelbe gab Befehl, das Mädchen noch an ſelbigem Tage vor ihn zu bringen, und bat die Herzogin, ſie möge als Weib und als Mutter recht weich und herzlich zu dem armen Kinde reden. Das geſchah denn. Die Kleine, unendlich froh, als ſie wieder Laute vernahm, die den ihrigen verwandt waren, erzählte viel, aber nichts, was zur Aufklärung des hohen Paares geeignet ſein konnte. Von einer großen, großen Reiſe ſprach ſie, die auch über ein Waſſer gegangen ſei und auf der der Papa bei ihr geweſen, während die Mutter in dem ſchönen Hauſe zurückgeblieben ſein müſſe, was weit von hier wäre. Sie habe unterwegs wohl von der Mutter geſprochen und nach ihr gefragt, allein der Vater antwortete ſtets: ſie werde ſie ſchon wieder ſehen, wenn es Zeit ſei. Außer dem Vater habe noch der kleine James im Wagen geſeſſen, ihr Bruder, vielleicht eben ſo alt und ſo groß wie ſie. Nachdem ſie nun lange, lange gefahren, immer durch neue Städte und an fremden Menſchen vorüber, ſei es einmal auch wieder Nacht geworden und ſie hätte ſich, wie oft, in ihr weiches Eckchen geduckt, um ein bischen zu ſchlafen. Als ſie aber aufgewacht war, ſaß ſie nicht mehr in dem weichen Eckchen, ſondern auf einem Steine und es fror ſie entſetzlich an die Füße. Sie ſah ſich um und rief nach Vater, nach James, nach dem Wagen, nach den Pferden, endlich, da Niemand hörte, nach der Mutter. Aber es kam gar Nichts von den Gerufenen, und ſie ſetzte ſich wieder auf ihren Stein und ſchluchzte bitterlich. Es hatte geſchneit und war kaum Tag geworden; aber ſo hell war es doch, daß die Kleine unten im Thal einen Haufen Häuſer erblickte, wie den, welchen ſie zu Hauſe von ihrem Fenſter herab oft geſehen, und da fiel es dem Kinde ein, durch den dünnen Schnee hindurchzuwaten, immer zwiſchen den kahlen, hohen Bäumen hin, die an beiden Seiten ſtanden, bis an das Thor. Und da war ſie nun.»

«Der Herzog und die Herzogin ſahen ſich bei der Erzählung oft an und fragten am Ende das Kind, ob es denn nicht wiſſe, wie der Vater geheißen? Da ſchüttelte es den Kopf und ſagte: Blos Vater, und der Bruder James, und ſie Alice, aber die Mutter hätte ſie wohl Aſſy genannt, und das wär' auch hübſcher.

Wenn man nach dem Namen der Stadt fragte, wußte ſie nichts, und wenn man noch mehr fragte, fing ſie von Neuem an zu weinen.»

Die Stimme der Erzählenden ſtockte bei dieſen Worten, als ob die Thränen ihrer Kindheit wiederum mächtig aus den alten Schleuſen hervorbrechen wollten. Aber Aſſy faßte ſich.

«Sie wiſſen,» fuhr ſie ruhiger fort, «daß ich dieſes Kind bin. Man hat in der Reſidenz genug über das Mährchen meiner Ausſetzung gefabelt, erſt, als es das Intereſſe der Neuheit hatte, und hernach, da meine Perſon jene Theilnahme von Zeit zu Zeit wieder auffriſchte. Böswillige haben nicht daran geglaubt und ſchieben meiner Aufnahme im Hauſe des Herzogs dunkle und laſterhafte Beziehungen unter, die Ihnen bei Ihrem Aufenthalte gewiß auch mitgetheilt ſein werden. Ich brauche Ihnen nicht zu verſichern, daß ich die Wahrheit erzähle. Ach! dieſe Wahrheit iſt ja ſo ſchrecklich, daß ich lieber in einem Fehltritt der Liebe die Quelle meines Lebens ſuchen möchte, als deſſen erſte Erinnerungen an die Unnatur und das Verbrechen meiner Aeltern anheften.»

«Trotz aller Nachforſchungen hat ſich Nichts ergeben wollen, was zu einem Aufſchluſſe über mein ſeltſames Schickſal führen konnte. Ich blieb, als Pflegekind des herzoglichen Paares, beſtändig in deſſen unmittelbarer Nähe, und man erzog mich, unter dem Namen Beaufort, den mir die Herzogin ausgeſucht, den ich aber nie wie meinen eigenthümlichen habe betrachten lernen, wie man nur ein Kind der höchſten Stände erziehen kann. Meinem Leben fehlte keine Bequemlichkeit und keine Bildung, alle Sorgen ſtanden mir fern, ſelbſt das Andenken an meine Herkunft bedeckte man, als ich älter wurde, mit liebevoller Zartheit. Deßungeachtet blieb ich eine Fremde in den Kreiſen des Hofes, und wie kaum mein Geiſt zu den erſten Betrachtungen über meine Umgebungen reifte, ſetzte ſich eine tief verhehlte Bitterkeit — nicht gegen meine großmüthigen Wohlthäter — ſondern gegen das Leben überhaupt, in dem ich verlaſſen und heimathlos daſtand, in meiner Seele feſt. Ich las und hörte ſo viel von der Liebe, von dem Glück der Ehe, von perſönlichen Neigungen der Menſchen zu einander nach natürlichem Trieb oder freier, bewußter Wahl; aber dieß Alles erſchien mir wie ein leeres Hirngeſpinnſt, ja wie eine teufliſche Ironie, wenn ich es an meine Erfahrungen hielt. Aeltern, die im Wohlſtande gelebt haben mußten, ſetzen ihr Kind in einem fremden Lande aus, ein vierjähriges, hülfloſes Weſen, — da rede mir Einer noch von natürlicher Stimme des Blutes, von ehelicher, kindlicher, mütterlicher Liebe!»

«Man ließ mir, trotz der ſorgfältigſten Erziehung, in vielen Stücken eine ſo unbeſchränkte Wahl, wie ſie ſonſt dem weiblichen Geſchlechte wohl ſelten zu Theil wird. Auch wuchs ich, weil man eine recht gelehrte Dame aus mir machen wollte, mehr unter Männern auf, denn in weiblicher Nähe. Dadurch mag es gekommen ſein, daß ſich früh gewiſſe Schroffheiten und Nachläſſigkeiten in meinem äußeren Weſen herausbildeten, die mir ſogar die ſtreng auf Sitte und Anſtand haltende Herzogin nachſah. «Man muß unſerer kleinen Brittin ſchon etwas zu Gute halten,» war Alles, was ſie auf die Klagen und Vorſtellungen ihrer Kammerfrauen erwiderte, wenn ich in meiner Naivetät vielleicht dann und wann ein wenig zu weit gegangen war.

Später habe ich oft Gelegenheit gehabt, dieſe übertriebene Nachſicht ſchmerzlich zu empfinden; in den Schnirkeln und Zirkeln ſogenannt guter Geſellſchaft ſtieß ich oft gar hart wider und da legten mir denn die Fräulein Alles für Ziererei und Unweiblichkeit aus, was die Männlein als Originalität vergötterten. Freilich habe ich im Grunde wenig auf das Urtheil des Haufens gegeben, des vornehmen Haufens vor allen Dingen; der Herzog ſchalt mich oft ſeine wilde Republikanerin und tadelte meine Popularität, die ſich aber, leider! nur auf Grundſätze und Anſätze ausdehnen konnte.»

»Zu thun hatte ich gar nichts, den lieben langen Tag gar nichts. Ich ſpielte Harfe, ich zeichnete, ich ſtickte, ich las, moderne Bücher vor allen anderen. An meine Zukunft habe ich in meinem ganzen Leben nur einmal, eine viertel Stunde lang, gedacht; deſto tiefer brütete ich über den Räthſeln meiner Vergangenheit. Aber je weiter dieſe zurückwichen, deſto dunkler wurden ſie, und zuletzt gab ich's ganz auf, mich in dieſem Finſter zurechtzufinden. Nur ein lebendiger Haß gegen meine Blutsverwandte, gegen Vater, Mutter, ſogar gegen den ſchuldloſen Bruder, der ja nicht mit mir ausgeſetzt worden war, hielt ſich als das einzige Erbtheil, das meine Aeltern mir mitgegeben hatten. Und dieſen Haß lernte ich nach und nach durch eine, glaub' ich, ganz natürliche Ideen-Verbindung auf das ganze Inſtitut der Ehe übertragen, weil ich, wie mir die Augen innen aufgingen, in meinen eigenen Umgebungen tägliche, klägliche Exempel von deſſen Gebrechlichkeit ſah. Nicht ſo viel unglückliche Ehen und Liebſchaften, aber ſo viel erbärmliche, aus nichtswürdigen Rückſichten eingefädelte, in ſtumpfer Gemeinheit fortgeſponnene, durch rohe Zufälle zerriſſene, gaben mir einen Widerwillen am ehelichen Leben. Ich habe Ihnen ſchon ein anderes Mal geſagt, wie ich mit meiner Meiſterin für Freiheit, namentlich für weibliche Freiheit ſchwärmen konnte. Die Ideen der Emancipation unſeres Geſchlechtes fingen Feuer in mir, ich hätte auf die Nothwendigkeit eines Umſturzes unſerer geſelligen Zuſtände geſchworen und fand überhaupt an dem Beſtehenden, über das ich viel zu früh reflektirte, ſo viele verwerfliche Elemente, daß ich am Ende die Außenwelt ganz aufgeben mußte, um mir nur meine eigene Innerlichkeit zu retten. Urtheilen Sie, mein Freund! welcher Art bei dieſer Lebensanſicht meine Stellung an einem Hofe ſein mußte, der, bei aller Liebenswürdigkeit ſeiner Häupter, doch immer ein Hof blieb, und zwar ein deutſcher Hof, und zwar ein kleiner, deutſcher Hof.»

«Ich war achtzehn Jahre alt geworden, mitten in der Reſidenz und doch in gewiſſer Beziehung mitten in der Einſamkeit aufgewachſen, als der Erbgroßherzog von ſeinen Reiſen zurückkehrte, in ſeinem Gefolge auch Winter, der ihn vom Anfang ſeiner abentheuerlichen Züge bis zum Ende getreulich begleitet hatte. Es war das erſte Mal, daß ich den Prinzen ſah. Sehr jung hatte er den väterlichen Hof verlaſſen, um lange in der Fremde umherzuſchwärmen, und kehrte nur auf die dringenden Vorſtellungen des Herzogs zurück. Der Ruf eines Sonderlings ging ihm voraus. Er ſollte in Italien lange Zeit in den Armen der Liebe glücklich geweſen ſein, bis ihn ein Verrath ſeines Mädchens aufweckte, und der Schmerz über dieſe Erfahrung raſtlos weiter jagte. In der Reſidenz ſagte man von ihm, er ſei ein Weiberfeind geworden, und die Hofdamen ſuchten zum Voraus alle möglichen Bekehrungs-Talente hervor, um den ſchönen, finſteren Mann dem Leben wiederzugewinnen. Die Herzogin hing mit einer weichen, wunden Zärtlichkeit an dem einzigen Sohne und bei dem Vater fiel, außer der natürlichen Zuneigung, noch das ängſtliche Gefühl für den letzten ſeines Stammes in die Wagſchale. Sie können ſich denken, welche Veränderungen die Erſcheinung des Erſehnten in unſerem Leben hervorbrachte. Ein Prinz, ein junger Prinz, ein unglücklicher Prinz — iſt denn eine liebenswürdigere und gefährlichere Inſtanz für ein Weiberherz denkbar?»

«Eigenſinnig, wie ich bin, ſtimmte ich, im Gegenſatz zu der allgemeinen Sehnſucht, meine Erwartungen mit rechtem Ernſte herunter und bemühte mich, mir den Prinzen immer im ungünſtigſten Lichte hinzuſtellen, er mochte ſich von ſo ſeltenen Seiten zeigen, als nur möglich. In der That aber mußte ich bei unpartheiiſchem Nachdenken eingeſtehen, daß er weit über den gewöhnlichen Männern, unendlich weit über den gewöhnlichen Prinzen ſtehe. Es bedurfte langer Zeit, ehe wir uns einander kennen lernten; er wollte nicht ſuchen, weil er den Weibern gefliſſentlich auswich, ich wollte mich nicht finden laſſen, eben weil er nicht ſuchte. Kleine Gefälligkeiten und ſpielende Beziehungen, wie ſie unſer tägliches Beiſammenſein wohl brachte, führten uns nach und nach zuſammen, und ich glaube (meiner Seits bin ich deſſen gewiß), daß es das ruhigſte, klarſte Intereſſe der Freundſchaft, ſammt der lieben allmächtigen Gewohnheit, war, was uns mit allmähligen, aber deſto feſteren Banden umwebte. Ich verlor im Umgange mit ihm ganz aus den Augen, daß er Erbgroßherzog war, und mußte erſt durch ein unglückliches Abentheuer, welches mir über ſeine Geſinnungen ein ſpätes, nie geahntes Verſtändniß eröffnete, an den Abſtand unſerer Schickſale erinnert werden. Es war auf einer Jagd, die vom Herzoge veranſtaltet worden. Der Prinz rettete mir, die ich mit gewohnter Unvorſichtigkeit und Hitze in meinen Amazonen-Vergnügungen ausſchweifte, das Leben mit Gefahr des eigenen. So würde vielleicht jeder Ritter im klaſſiſchen Sinne an ſeiner Stelle auch gehandelt haben; allein die Leidenſchaftlichkeit, die bei dieſer Gelegenheit aus ſeinem gehaltenen und finſteren Weſen zum erſten Male emporblitzte, ließ mich einen Blick in das Gemüth des Mannes werfen, bei dem ich zurückbebte. Ich hatte erkannt, daß dieſes der Liebe ſchon einmal abgeſtorbene Herz neue Blüthen für mich trieb, Blüthen aus Trümmern, und bei dieſer Entdeckung war mir der Gedanke an die äußere Unmöglichkeit ſolcher Hoffnungen weniger quälend, als die Ueberzeugung, daß ſeine Gefühle niemals Anklang in den meinigen finden würden.»

«Bei ruhiger Ueberlegung mußte ich dieſe natürliche Verſtimmung unſerer Herzen als ein rechtes «Glück» im bürgerlichen Sinne anerkennen, denn wenn in eben dem Grade eine unmittelbare Uebereinſtimmung unſere Neigungen zuſammengeführt hätte: ſo würde ich, fürcht' ich, nicht ſtark genug geweſen ſein — oder nicht ſchwach genug, wie ich lieber denke — dieſe natürlichen Bande durch äußere Motive zerſchneiden zu laſſen. Meine Natur, die keiner leidenſchaftlichen Potenzirung für den Prinzen fähig war, erſparte mir auf dieſe Art den ſchrecklichen Kampf zwiſchen der Pflicht gegen mich ſelbſt und der gegen meinen väterlichen Freund, den Herzog. Auch ihm waren, ſo ſchien es, bei dem Ereigniſſe auf der

Jagd die Augen geöffnet worden, und ich glaubte in ſeinem Betragen gegen mich ſeit dem Tage eine mißtrauiſche — verkühlte Zärtlichkeit zu bemerken, die ich mir nur zu wohl zu erklären wußte. Ach! es brauchte ſich das alte immediatiſirte Fürſtenblut nicht zu empören gegen das meinige, welches nicht die mindeſte Wahlverwandtſchaft zu jenem ſpürte, und mein Herz wohl in einer milden, ſchweſterlichen Neigung, wie ich ſie ſonſt an demſelben nicht gewohnt bin, aber gewiß niemals in raſcheren und ſeligeren Pulſen für den Prinzen klopfen machte. Er war und blieb mir der Sohn meiner Aeltern, und wie ich dieſe aus freier Wahl und rechter Ueberzeugung ſtatt der natürlichen und unnatürlichen lieben gelernt hatte, ſo fühlte ich, wie er mir täglich näher trat, aber nur als Bruder, und wie auf der einen Seite ſeine bürgerliche Erhabenheit dieſes Verhältniß eben ſo wenig ſtörte, als andrer Seits ſeine menſchliche Perſönlichkeit mir ja niemals gefährlich und ſinnlich nahe bringen konnte.»

«Das Jagd-Abentheuer hatte in meinem Verhältniß zum Prinzen nichts Weſentliches geändert. Er lebte ſo ſtill und ſo eingezogen unter uns, als es ſeine Stellung erlaubte, und wenn mich meine unbefangene Beobachtung nicht getäuſcht hat, ſo bemerkte ich, wie in dieſem ungewöhnlichen Herzen zwei widerſtreitende Gefühle ſich durchſchnitten, das einer vorſätzlichen Abwendung vom ganzen weiblichen Geſchlechte und eine verborgene, nur mit Mühe unterdrückte Flamme für eine Einzelne deſſelben. Dieſe Einzelne mußte ich gerade ſein. Es fehlte jedoch nicht an gelegentlichen Andeutungen ſeiner Leidenſchaft, der ich nur mit beſonnener Kraft und ſteter Ruhe zu begegnen vermochte. Von Seiten des Herzogs fielen auch ſchon dann und wann Rathſchläge und von der Herzogin mütterliche Winke, die meinen Stolz empören und mich unangenehm aufregen mußten. Meine ganze Stellung zu der fürſtlichen Familie hatte das friedliche, behagliche Gleichgewicht verloren, in dem ſie vordem ſchwebte, und es war mir lieb, daß Ihre Erſcheinung, St. Alban, dieſe künſtlichen und auf der Spitze ſtehenden Beziehungen geradezu zerbrach.»

»Hören Sie mich ruhig bis zu Ende! Vielleicht, daß die unverkennbare Aufmerkſamkeit, die Sie mir widmeten, und noch mehr die freie Weiſe, mit der ich Sie meinem unabweislichen Gefühle nach erwidern mußte, die Sachen zu einer raſchen Entſcheidung führten, die ohne Ihre Dazwiſchenkunft gewiß nicht ſo früh erfolgt wäre. Der Prinz überraſchte mich, was er nie zuvor gethan, in meiner Wohnung, eben geſtern am Vorabend Ihrer Abreiſe, wo Sie beide ſich auf meiner Schwelle begegneten. Es kam zu gegenſeitigen Erklärungen und wir ſchieden auf eine Weiſe, die allerdings den Prinzen bekümmern konnte. Der Herzog, der die Schritte ſeines Sohnes genau bewachte aus einer ziemlich richtigen Ahnung ſeines für den Vater und den regierenden Herrn gleich beſorglichen Zuſtandes, wußte auch bald von der Unterredung, die der Prinz mit mir gehabt. Kaum daß Sie mich verlaſſen, als noch ganz ſpät Winter, des Herzogs geheimſter Rath in allen Intereſſen des Prinzen, bei mir erſchien. Dieſer deutete mir auf die zarteſte Weiſe die Gefahr an, in die des Prinzen Gemüthsrichtung ihn ſelbſt und ſicher auch mich ſtürzte; er ſagte mir eben Alles, was ein kühler, aber edler Hofmann in ſolchen Fällen zu ſagen weiß. — Zuletzt nahm ſein Vortrag (ich kann es nicht anders nennen!) eine eben ſo neue, als ſonderbare Wendung; er ſchloß nämlich mit einem ganz runden Heiraths-Antrag, den er mir für ſeine eigene Perſon machte. Anfangs lachte ich ungeheuer über dieſen diplomatiſchen Mittelweg, hernach empörte mich der Gedanke, daß ein Mann wie Winter im Ernſte ſich entſchließen konnte, ſich und mich zur Arznei für einen kranken Königsſohn zu brauchen, und dieß letzte Gefühl gewann dergeſtalt die Oberhand, daß ich mit ſehr heißen und heftigen Worten die ganze Geſchichte mit dem Prinzen und mit Winter ſo zu ſagen vor dem Knie abbrach und die Trümmer dem hochherzigen Vermittler höhniſch vor die Füße warf. Ich verließ das Zimmer und das in einer ſolchen Aufregung, daß mir, als ich allein war, die erſten Thränen, ſeit undenklicher Zeit die erſten, unaufhaltſam hervorbrachen.»

«Mein nächſter Gedanke, nachdem die Gluth meines Unwillens gelinde verraucht, war an Sie. Ich mußte Sie noch einmal ſehen und hören, bevor wir auf immer ſchieden, es koſte was es wolle. Mein Entſchluß war bald gefaßt. Männliche Garderobe habe ich aus alter Liebhaberei immer bereit, Ihren Weg kannte ich auch, ich reiſte Ihnen alſo nach, oder vielmehr vor, und als Sie im Poſthofe, herzbrechend ſeufzend, in das dunkle Kabriolet krochen, deſſen andre Ecke ich bereits glücklich inne hatte, freute ich mich ſchon unendlich auf den Augenblick, da wir unſere rührende Erkennungsſcene aufführen würden.»

«Sehen Sie, da bin ich nun! Rathen ſollen Sie mir nicht, denn ein kluger Mann wird ſich am Ende nie dazu hergeben, einem Mädchen zu rathen; allein Sie ſollen mir den richtigen und unbefangenen Geſichtspunkt für meine Lage wiederfinden helfen, den mir die letzten Tage verrückt. Ich will den ganzen Roman mit fremden Augen (— Aſſy betonte die fremden Augen ſtark —) anſehen, juſt mit den Ihrigen. Nun, denken Sie nach und reden Sie!»

Die Erzählende lehnte ſich erſchöpft zurück. Sie hatte ihre Geſchichte glücklich zu Ende gebracht, ohne das tiefſte Geheimniß ihres Herzens zu verrathen; darum athmete ſie jetzt freier auf.

Sonderbar, daß das Mädchen eine Luſt darin fand, ihr ſtärkſtes und beſtes Gefühl zu prüfen, zu peinigen; daß ſie von ihm, den ſie mit ſchrankenloſer Liebe umfaßte, das Urtheil über ihr Leben empfangen wollte, aus ſeiner Hand das Herz ihres Gatten, das doch nicht das ſeine war!

St. Alban hatte in ſtetem Schweigen zugehört und brach auch jetzt, als Aſſy geſchloſſen, dasſelbe nicht. Es war aber, als müßte es ſo ſein. Aſſy ſelbſt hielt ſich ganz ruhig; ſie ſah den Freund nicht an, ſie war ſo weit von ihm fortgerückt, als es der enge Raum erlaubte, und dieſer ſchaute, den Kopf in die Hand geſtützt, nachdenklich vor ſich nieder. Wer die beiden ſtummen Paſſagiere in dieſem Augenblicke hätte neben einander ſitzen ſehen, mußte darauf ſchwören, es ſei ein Paar wildfremder Menſchen, die ſich zum erſten Male auf dem Poſtwagen begegneten und zu einer gewöhnlichen Eilpoſt-Unterhaltung entweder zu vornehm oder zu faul wären.

«Aſſy!» ſo unterbrach endlich St. Alban die lange Stille, indem er die Hand des Reiſegefährten faßte — «Aſſy! Kehren Sie um! Wenn ich Ihnen rathen ſoll, als Freund, als Bruder rathen —»

«Laſſen Sie das Wort weg, Jules!» fuhr jene plötzlich dazwiſchen und zog ihre Hand heftig zurück —

„dieſes ſpreizende, altkluge Wort, nur in dieſem Augenblicke laſſen Sie es zwiſchen uns weg. Ich will,“ ſetzte ſie ruhiger, und als ob ſie ſich gewaltſam beſonnen hätte, hinzu, „ich will keinen brüderlichen Rathgeber in Ihnen hören. Fremd ſollen Sie ſprechen, ganz fremd, als Mann ſelbſt, wenn Sie es bis zu dieſer Illuſion bringen können, als Mann dem Manne gegenüber.“

St. Alban ſchüttelte mit dem Kopfe und ſah die Stürmiſche fragend an. „Mein viellieber Freund!“ begann er dann auf's Neue, „Ihr Leben ſteht auf einer gefährlichen Spitze. Sie ſelbſt wiſſen das recht gut, denn Sie haben es mit rechtem Fleiße und rechter Luſt an der Gefahr auf dieſe Spitze geſchroben. Aber wie damals, an jenem erſten Morgen unſerer Freundſchaft, ſag' ich Ihnen auch heute: Laſſen Sie es! Stimmen Sie herunter! Kehren Sie um!“

„Aſſy! daß ich Ihrem Herzen Illuſionen und Träume rauben könnte, die Sie nur unglücklich machen müſſen! Verſöhnen Sie ſich mit dem Wirklichen, werfen Sie ſich recht mitten hinein in die kühle, flüſſige Proſa — glauben Sie mir: es giebt kein Ziel für ein Leben, wie das Ihrige, eben ſo wenig, wie es eine Heimath für dasſelbe giebt!“

„Das heißt mit anderen Worten,“ ſprach Aſſy langſam, indem ſie an den Glocken des Wagens zupfte — „gehen Sie hin und heirathen Sie Winter! Werden Sie eine rechtſchaffene Frau, wie zehntauſend andre auch; das Uebrige wird ſich dann finden. Ich danke, Julius! Ich meine, Sie haben ganz Recht!“

Sie lächelte dabei.

Aber durch ihr Herz zogen Schauer des Todes. Es war ihr letzter, ihr gefährlichſter Kampf.

Und St. Alban? Der ergoß ſich noch, um die eigene Aufregung mit kaltem und fremdem Scheine zu überſchwemmen, in eine lange Predigt; daß Winter, ſeiner Anſicht nach, Aſſy wirklich geliebt habe, ſagte er, und daß ein Weib mit ihm wohl glücklich werden könne, wenn ſie anders zu beglücken verſtände. Auch von dem Gefährlichen einer ziel- und haltloſen Sehnſucht redete ſeine Weisheit, und wie die Frau für die Scholle geboren ſei.

Endlich bat ihn Aſſy ſelbſt, zu ſchweigen, und von nun an ward und blieb es ganz einſylbig unter den beiden Paſſagieren. Jeder ſchien den Faden ſeiner eigenen Gedanken weiterzuſpinnen, ohne ſich um den Nachbar groß zu kümmern. Und doch durchſchnitten und verwebten ſich dieſe Fäden an tauſend geheimen Punkten!

Ach! es giebt Herzen im Leben, die für einander geboren und gebildet ſcheinen. Und das Schickſal führt die Herzen mit gleißneriſchem Lächeln zuſammen, eng und feſt zuſammen, flüſtert einem jeden zu: »Da haſt Du es!« und wenn die Herzen ſich umſchlingen wollen, um zu einem Stamme zuſammenzuwachſen, — hui! dann ſchleudert derſelbe Zufall mit höhniſchem Lächeln eine ganze Hölle dazwiſchen, eine Hölle von Vorurtheilen, Rückſichten, Sorgen, Zweifeln, Mißverſtändniſſen, Zufälligkeiten, und die Herzen ſind auf ewig getrennt, ſelbſt wenn ſie dicht an einander ſchlagen!

Der Abend dämmerte unheimlich in den Poſtwagen, als die Reiſenden in eine kleine Stadt fuhren. »Hier iſt das Ziel meiner Reiſe!« ſagte Aſſy. »Ich habe gefunden, was ich ſuchte; nun thu' ich, wie mein Freund mir geheißen, ich kehre um.«

Das Poſthaus war eine ärmliche Hütte. In der Fremdenſtube brannte ein einziges Licht ſo düſter wie eine Leichen-Fackel, und vom Ofen her ſtrömte unerquickliche Hitze und Rauchwolken durch die engen Räume. St. Alban und Aſſy ſaßen auf dem ledernen Sofa, während die Uebrigen verdrießlich und ſtumm ihren Thee hinunterſtürzten. Der Poſtillon blies. «Meine Herren! wenn's gefällig wäre?» fragte der Conducteur. St. Alban erhob ſich. «Leben Sie wohl,» ſagte er, indem er der Zurückbleibenden die Rechte reichte, ſehr raſch und abgebrochen: «Ja, Aſſy!» — hier war er von der Thüre zurückgekommen, und ſeine Worte dehnten ſich lang und lechzend aus — «Leben Sie recht wohl. Es liegt ſo viel in dem kleinen Worte und doch lange nicht Alles, was ich Ihnen wünſche.»

«Der fatale Rauch!» ſagte Aſſy, mit der Hand über die Augen fahrend. «Adieu, Julius! Ich werde leben, und wohl leben! Reiſen Sie glücklich!»

Er ging hinaus und ſtieg in den Wagen. Der Conducteur kam nach und ſchloß den Schlag. «Fahr' zu, Schwager!» rief er aus und das Poſthorn klang.

Als die Blicke des Fliehenden noch einmal auf das Poſthaus fielen, ſah er Aſſy allein auf der Schwelle ſtehen. Die Laterne über der Hausthür warf matte Lichter über die Geſtalt. Ohne Mantel, ohne Barett, die Arme gekreuzt, ihre Augen am Boden wurzelnd, ſteht ſie da. Das Geſicht iſt bleich und die Haare hängen, glänzend von feinen Regentropfen, ſchlicht und aufgelöſt um die Schultern.

Arme Niobe!

Zweites Buch.

Sechſtes Kapitel.

Das verlorene Paradies.

Ein Jahr und drüber war vergangen, als es eines Morgens heftig an der Klingel des Geheimen Hofraths **Winter** läutete. Der Bediente flog hinunter und öffnete. Ein Fremder, mit beſtäubten Stiefeln und ſonneverbranntem Geſicht, ſtand drunten und fragte nach der Frau Geheimen Hofräthin. »Sie iſt im Garten; wen hab' ich die Ehre zu melden?« Der Herr meinte, es bedürfe deſſen nicht, und ſchritt raſch an dem verwunderten Diener vorüber.

Hinten im Garten ſtand eine ſchöne, mit zartem Weinlaub umkleidete Hütte, in deren weit geöffneter Thür **St. Alban** ein weißes Kleid bemerkt zu haben glaubte. Er ſchritt haſtig auf die Hütte zu. Sein Auge hatte ihn nicht getäuſcht. In der Thür derſelben ſaß die Frau Geheime Hofräthin **Winter**, die früher Aſſy geweſen, ein holdes, bleiches Weib, das ihrem Kinde die Bruſt reichte — —

Wiederſehen der Liebe, deine Stunde iſt wie ein Engelsantlitz, das vom Himmel hernieder die Erde anhaucht und anleuchtet; aber wehe, wenn der Teufel ſeinen Hohn mit dieſem Antlitz treibt und fremde Züge, Furchen und Thränen und Schmerzen darauf eingegraben hat! Ach, ein namenloſes Wehe!

St. Alban war mit einem unverſtändlichen Schrei vor Aſſy in den Sand geſtürzt und verbarg ſein Geſicht in ihrem Schooße. »Aſſy, Aſſy!« war Alles, was er ſtammelte. Aber von ihr, welche in dem Trennungs-Jahre das Weib eines Andern und Mutter geworden war, läßt ſich nichts ſagen; ſie ſchaute mit trockenen Augen auf den Mann ihrer Liebe hernieder, ſie fühlte, wie ſeine Stirne, ſeine glühenden Augen auf ihrem Knie brannten, und vermochte ſich nicht zu regen, noch weniger auszuſprechen. Ihre Arme hielten mechaniſch den ängſtlich aufſchreienden Knaben feſt und eben ſo mechaniſch bedeckte ſie die weiße, volle Bruſt, von der ſie ihn abgenommen.

Endlich erhob ſich St. Alban. Aſſy ſah ihn lange an, bis ſie mit ruhigem Tone fragte: »Was wollen Sie, Julius? Warum kehren Sie zurück? Und warum ſo zurück?« Sie war aufgeſtanden und winkte ihm in die Hütte hinein; ſelbſt ging ſie voraus und legte ihr Kind in die zierliche Wiege, welche drinnen ſtand. St. Alban ſchlug ſich vor die Stirn. »Warum? Und was ich will! Einen Blick will ich thun, den eines Verdammten, in ein verlorenes Paradies, um dann weiter zu ſtürzen, — auf Nimmerwiederkehr. Aſſy, Aſſy!«

Die Frau ſchüttelte ernſt, aber ruhig mit dem Kopfe. »Freund! ich verſtehe Sie nicht. Soll ich Sie daran erinnern, was Sie mir vor einem Jahre ſagten, als wir aus der räucherigen Paſſagierſtube traten? Leben Sie wohl, ſagten Sie. Und lebe ich nicht wohl? Rechnen Sie das für nichts?« Sie beugte ſich küſſend über ihr Kind, das ſie mit leiſem Schaukeln in den Schlaf wiegte.

»Ich war ein Wahnſinniger!« ſchrie St. Alban auf. »Ich weiß es. Die unendlichſte Liebe zu Dir im Herzen, verließ ich Dich, aber ich glaubte nicht an dieſe Liebe, ich haßte ſie, weil ich fürchtete, Dich ſelbſt haſſen zu müſſen.«

»Halt, mein Freund!« ſprach Aſſy mit Würde. »Nicht weiter in dieſem Tone. Sie vergeſſen —«

St. Alban ließ ſie nicht vollenden. Er trat auf ſie zu, weil ſie Miene gemacht, das Häuschen zu verlaſſen, und faßte ſie krampfhaft bei beiden Händen. »Ja, Aſſy!« ſagte er mit mühſamer Faſſung, »Du meine allmächtig geliebte Aſſy! Laß mich, nur eine Stunde laß mich vergeſſen, was zwiſchen uns liegt. Ich weiß, Dein Gatte iſt fern und mit ihm jede Störung; gönne mir nur einen Augenblick Gehör — ach! ihm haſt Du ja Alles gegönnt!«

Aſſy ſchauerte tief in ſich zuſammen. »Julius,« ſtammelte ſie, »Sie thaten nicht wohl, daß Sie wieder kamen. Aber wenn das wahr iſt, was Sie eben ſagen, dann war es unedel, war es ein Verbrechen, daß Sie wieder kamen. Verlaſſen Sie mich, ich bitte, ich beſchwöre Sie darum.« Die Thränen waren ihr nahe.

Aber St. Alban nöthigte ſie mit ſanfter Gewalt zu bleiben. Er beſchwor das Gedächtniß an jene alte Zeit mit zaubriſcher Kraft herauf und beſtrickte die Unglückliche, Willenloſe, ohne daß ſie es ahnte, mit jedem Worte tiefer in die alten, kaum zerriſſenen Netze. Aſſy hörte ſeiner Rede mit namenloſer Qual zu; ſie wußte, daß ſie fliehen mußte, aber ſie vermochte es nicht, und wenn ſie den einſt, den ewig geliebten Mann dazu anſah, ging ihr das Gleichniß von dem armen, bezauberten Vöglein dämmernd durch die Seele, das dem Bann der Schlange ſich niemals entwinden kann.

Jules erzählte. Er war von Aſſy geflohen, den Pfeil einer verläugneten, gewaltſam erſchlagenen Leidenſchaft im Herzen. Die Zeit und der künſtliche Taumel, worin er ſein äußeres und inneres Leben beſtändig zu erhalten ſuchte, zogen eine leiſe Decke über die tief fortblutende Wunde. Ihn floh die Ruhe und ſelbſt die Freude an ſeiner Kunſt, der er doch zum Theil ſein perſönliches Gefühl zu opfern gemeint hatte. Aſſy's Bild verfolgte ihn, wohin er ging. Er litt um ſo ſchmerzlicher, als an einer zeitigen Umkehr ſein falſcher Stolz und der alte Argwohn gegen Aſſy ihn verhinderten. Nicht einmal Nachricht wollte er von ihr haben, und wandte ſich, um allen Erinnerungen an ſeinen Aufenthalt in der großherzoglichen Reſidenz zu entgehen, nach Petersburg.

Eines Abends hat er vor dem Kaiſer im Konzerte geſpielt, als aus deſſen Umgebung eine wohlbekannte Geſtalt auf ihn zutritt. St. Alban ſteht vor dem Erbgroßherzog und ſeine Seele bebt zuſammen, als ob durch den bloßen Anblick dieſes Prinzen die oberflächlich verharſchte Wunde von Neuem aufreiße. Jener ſpricht in Gegenwart vieler andrer Großen gar gnädig mit ihm, allein in einer unbewachten Minute zieht er den Ueberraſchten haſtig in ein entlegenes Zimmer. «Wiſſen Sie von ihr?» fragt er mit drängender Leidenſchaftlichkeit. «Kommen Sie aus Deutſchland? Von ihr, von Aſſy?»

St. Alban zauderte. Als aber der Erbgroßherzog alle Schranken, welche der Rang und die peinliche Berührung beider Männer auf dieſem zarten Punkte ziehen mußten, rückſichtslos daniedergerannt und ihm ſeine Liebe zu Aſſy geradezu preisgegeben hatte, erwiderte St. Alban, ſelbſt hingeriſſen durch den leidenſchaftsvollen Augenblick, daß er Aſſy nicht wieder geſehen, noch von ihr gehört habe, ſeit dem Abſchiede von der Reſidenz. «Nun,» ſagte der Prinz hierauf mit bitterem Lächeln, «da kann ich Ihnen ja noch neuere Nachrichten mittheilen, um die ich Sie anzugehen dachte. Aſſy iſt Winters Gattin; ſein letzter Brief, den ich hatte, meldet mir, daß der Glückliche Vater eines friſchen Knaben ward.» St. Alban ſtand wie angedonnert. «Nicht wahr, Freund,» flüſterte der Prinz, indem er ſeine Hand heftig auf das Herz preßte, «das brennt? das trifft? Ach! ich fürchtete wohl früher vor Ihnen und dachte, Sie ſeien der Begünſtigte. Lieber, lieber Mann, der Sie eben ſo elend ſind als ich, jetzt können wir ja in Frieden zuſammen gehen. Aber wenn Sie nach Deutſchland zurückkehren, dann ſagen Sie nur, ich hätte es bald überſtanden!»

Dabei ſah der Prinz den Zitternden aus ſeinen großen, tiefliegenden Augen ſo unheimlich an, und auf ſeinen Wangen loderte ein ſo grelles, ſpitziges Feuer, daß ſeine Worte allerdings Beſtätigung genug in dem Ausſehen des Kranken, geiſtig und körperlich Kranken fanden.

Bei St. Alban war durch jenes Wort, — das erſte, das er ſeit Jahresfriſt über Aſſy empfing, — die Leidenſchaft für ſie mit einem Schlage entfeſſelt worden. Er lernte ſeine Liebe erſt an ſeinem Schmerze kennen und meſſen. «Ich wußte es ja,» ſo ſagte er zu Aſſy, «daß Du eines Andern ſein würdeſt, hatte ich Dir im Augenblicke des Wahnwitzes doch ſelbſt den

Rath gegeben. Aber, als mir nun von draußen die Beſtätigung kam, daß Du wirklich ſo gethan, als ich hörte, daß Du Mutter ſeieſt, da verſtand ich erſt mein eigenes Inneres. In fremden Armen mußt' ich Dich ſehen, damit meine Liebe aus allem Fremden und Angelernten ſiegreich hervorbreche. Der Eiferſucht, pfui! des kleinlichen Neides hat es in meiner Seele bedurft, um jenes allmächtige, reine Gefühl beſtimmt auszuſcheiden.»

«Ich reiſte Tags darauf von Petersburg ab,» ſchloß St. Alban ſeine Erzählung, «ich flog Tag und Nacht, die Furien an meinen Ferſen, und da bin ich, hier laß mich ſterben!»

Er warf ſich auf's Neue zu Aſſy's Füßen und küßte ihre Knie mit Inbrunſt. Aſſy hatte nach und nach wieder Kräfte geſammelt und wollte den Beſinnungsloſen mit allmähliger und ſanfter Hand ins Leben zurückführen, ihn mit demſelben ausſöhnen. Sie ſagte ihm, daß ſie ſelbſt Ruhe gefunden und in ihren Pflichten, ihren Rechten ſtill begnügt weiter lebe, wie er es an dem Abſchiedstage ihr geheißen. Aber St. Alban fragte mit gehobenem Tone: «Aſſy, ſind Sie glücklich? Sind Sie's, Aſſy?» Da verſtummte das unſelige Weib und ſchlug die Augen zu Boden.

Ein Blick auf ihr Geſicht zeigte, daß ſie es nicht war. Aſſy war noch ſchön; aber eine tödtliche Kälte hatte ſich über ihre Reize gelegt, und der Kampf mit dem alltäglichen Schmerze, oder die gewaltſame Rückkehr zu einem beſchränkten Leben, oder die Bewegung in ganz fremden und neuen und ungeliebten Sphären ſtand mit bleiernen Zügen auf den ſchönen Formen eingegraben. Das Auge hatte an Friſche und Glanz verloren, die Mundwinkel hingen ſchwermüthig, wie geknickte Roſenknospen, hernieder, und die Haltung des ſtattlichen, durch die Liebe vollends gereiften Körpers ſprach eine matte, trübe Reſignation und eine ſich gehenlaſſende Gleichgültigkeit aus.

St. Alban hatte einen ſcharfen Blick für dieſe Veränderung, die mit der Geſtalt der Geliebten vorgegangen war. Er wußte, als er ſie eine Sekunde lang geſehen, daß ſie nicht glücklich war. Sein kombinirender Verſtand flog mit Flügelſchnelle einige Stufen weiter. Den Prinzen liebte ſie nicht, das hatte er aus ihrem eigenen Munde, und Winter gar nicht; darum — ihn ſchwindelte, wie einſtmals, als er den Gedanken, wie dieſes Mädchen lieben müſſe, nicht ausdenken konnte. Und wenn nun, ſo ſchlug es mit Blitzesklarheit in ihn, wenn ſie nun damals ſchon geliebt, wenn ſie dich geliebt, aus reinem jungfräulichen Herzen dich, nur dich? Wenn du den Schatz verloren, weil du aus Eitelkeit, aus Argwohn, aus Selbſtſucht, aus Trägheit nicht nach ihm gegriffen?

Ja, es mußte ſo ſein, daß ſie ihn geliebt. Er rief ſich im Augenblick eine Menge kleiner und ſpielender Erinnerungen aus jener Zeit zurück, in denen nur die Liebe ihr eigenes Bild mit eigenen Augen zuſammenleſen kann; er verfolgte die Geſchichte ſeines Verhältniſſes zu Aſſy von dem erſten Augenblick bis zum letzten, und knüpfte an dieſen ihr heutiges Wiederſehen an, bis es ihm zur Gewißheit ward: ſie hat dich geliebt, und keinen mehr!

Aber ſtatt daß dieſer Gedanke Oel in die Flamme hätte gießen können, beruhigte er vielmehr ſeine ſtürmiſche Seele. Er ſtand feſt Aſſy gegenüber, die noch immer wortlos vor ſich hinblickte. «Sie ſind nicht glücklich,» ſagte er langſam und nachdrücklich. «O ich überſchaue Alles, wie es gekommen. Unſere Herzen liebten ſich, ſie waren für einander beſtimmt. Aber wir erkannten einander nicht, eben wegen der allzu großen Nähe, worin wir ſtanden, und erſt als ein Drittes, Fremdes ſich zwiſchen uns anſetzt und den einen Theil gewaltſam an ſich reißen, in ſich aufnehmen will, erſt da verbinden ſich beide klar und innig und feſt. Es iſt ja eben nur ein rechtes und natürliches Geſetz, über das wir nicht hinaus können!»

Aſſy hatte mit Aufmerkſamkeit zugehört. Sie flüchtete wieder an die Wiege ihres Knaben. «Hier iſt meine Stelle!» rief ſie aus. «Schütze Du mich, ſchlafende Unſchuld, vor ihm und vor mir!»

St. Alban war tief erſchüttert. «Sie müſſen mir zürnen,» ſprach er zu Aſſy, «daß ich unedel genug war, zurückzukehren. Aber Sie nannten es ein Verbrechen; ein Verbrechen iſt's nicht. Können wir für die Pulsſchläge unſerer Natur? Können wir am Ende dafür, wenn wir ſie eine Stunde zu ſpät verſtehen lernen, oder ein Jahr, oder ein ganzes Menſchenleben?»

«Aber immer zu ſpät,» entgegnete Aſſy ſehr bedeutend, das Auge auf ihr Kind geheftet.

«Nein, nicht zu ſpät!» ſagte St. Alban feurig. «Wie zu ſpät, wenn wir ſie nur klar auslegen und ihnen ihr unmittelbares Recht über uns einräumen. Soll ich Sie daran erinnern, gleich im erſten Augenblicke, wie Sie einſt alle Verhältniſſe beurtheilten, mit denen das bürgerliche Leben in das natürliche einſchneidet? Soll ich Ihnen das Bild Ihrer großen Meiſterin vor die Seele rufen und Sie an das mahnen, was George Sand gethan?»

Aſſy lachte bitter. «Ihr ſeid Selbſtſüchtige,» antwortete ſie langgedehnt, «ihr Alle, die ihr Männer ſeid. Der Eine wirft ſeinem Verlangen ein kühles Gewand um, daß es ausſieht wie Pflichtgefühl, und bringt ſcheinbar ſeinen Verhältniſſen ein Opfer, wenn er eben nur einem perſönlichen Bedürfniß nachgeht. Und Sie, Jules? Sie ſprachen vor einem Jahre mit Achſelzucken von mir und von ihr, die Sie jetzt als Autorität anführen wollen. Damals galten wir Ihnen nur als überſpannte Schwärmerinnen. Geht, ihr wißt ſammt und ſonders nicht, was Liebe heißt!»

St. Alban ſtand einen Augenblick getroffen von dieſem Vorwurf; aber er ermannte ſich ſchnell und ſtürmte mit neuen Beſchwörungen auf die Hartbedrängte ein. Aſſy's künſtlicher Frieden zerrann, wie das Eis vor dem Blicke der Frühlingsſonne zerrinnt. Ihr Herz trieb wieder mitten auf empörter Fluth, das Spiel einer Leidenſchaft, die ſie mit Mühe zurückgedämmt hatte. «Was wollen Sie von mir?» fragte ſie endlich mit heftigſter Aufregung. «Unglücklicher! warum brechen Sie auf's Neue auf mich herein, da ich mich kaum vor Ihnen gerettet? Was ſuchen Sie, was wollen Sie?»

«Dich!» rief St. Alban aus, ſie mit Gewalt an ſich ziehend; aber Aſſy ſtieß ihn zurück und riß ſich gewaltſam von ihm los. «Du willſt nicht, Du kannſt nicht mein ſein?» fragte St. Alban hierauf, die ſchmeichelndſten Klagelaute der Liebe in ſeiner Stimme verſchmelzend. Aſſy ſchüttelte verneinend das Haupt. «Nun, ſo bleibe ſein,» ſprach er mit zerreißendem Schmerze, «bleibe dem, an welchen das Geſetz und das Wort Dich bindet, nicht freie Wahl, noch Natur und Liebe. Weib, ich habe Dich unendlich geliebt — aber ich gebe Dir

Dein hartes Wort zurück: Du weißt nicht, was Liebe iſt!» Mit dieſen Worten brach er auf und ſtürzte durch den Garten. Aſſy blieb allein in der Hütte zurück. —

Nicht lange darauf kam Winter von der Hofkanzlei nach Hauſe und ſuchte ſeine Gattin, da er ſie in ihren Zimmern nicht fand, in dem Garten, wo ſie die Morgenſtunden oft zuzubringen pflegte. Er fand Aſſy knieend neben der Wiege ihres Sohnes und zog ſie zärtlichſt an ſeine Bruſt. Ihr Geſicht brannte in fiebriſcher Gluth und von den heißeſten Thränen, aber duldſam lag ſie in der Umarmung des Gatten, an derſelben Stelle, wo keine Stunde zuvor der Geliebte unerhört ihre wankenden Kniee umſchlungen hatte.

* * *

Siebentes Kapitel.

Das Räthſel.

Mit St. Alban ſtand der Frühling im Bunde, der in immer glühenderen Farben in die Seele Aſſy's hineinſtrahlte. Ihr kam die Erinnerung an die Tage ihrer Liebe zurück, da es draußen winterlich kalt und weiß geweſen war und drinnen ein junges, gewaltiges Leben grüne Blätter trieb. Ihr Gatte hatte ſie auf den Händen getragen, aber ſie ihn niemals im Herzen, und als St. Alban mit rückſichtsloſer Leidenſchaft ſeine Bewerbungen um das bedrängte Weib fortſetzte, vermochte ſie mit allem Pflichtgefühl, das ſie ihm beſonnen entgegenſetzte, auf die Dauer doch ſeinem Bilde nicht zu widerſtehen. Sie fühlte ſich unfähig, ihren Gemahl zu täuſchen; aber ihre ſtarke Seele ſpann Tag und Nacht an dem Gedanken, Winter Alles zu offenbaren, ſich geſetzlich von ihm zu ſcheiden und ſein zu werden, — deſſen, den ſie unausſprechlich liebte und der täglich zu ihren Füßen lag, von dem Weh ſeiner Leidenſchaft zu Boden gedrückt. Oft unterſtützte ſie in dieſem Gedanken eine Ahnung, die ihr zuflüſterte, daß Winter ſelbſt um St. Albans Liebe wiſſen müſſe. Und dennoch duldete er, daß derſelbe in ſeinem Hauſe aus- und einging; er ließ ihn allein mit ſeiner Gattin und — war es nun Argloſigkeit oder, wie ſie lieber geglaubt hätte, Gleichgültigkeit gegen ſie? — in ſeinem Weſen war durch St. Albans Rückkehr auch nicht die lindeſte Veränderung vorgegangen. Er liebt dich nicht, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, er hat dich nie geliebt! Wie könnte er zuſehen, daß ein Anderer —

Arme Aſſy! Glaubteſt Du, von der rechten Liebe könne Eiferſucht und Selbſtſucht niemals getrennt ſein? Oder ſuchteſt Du nur nach einer Rechtfertigung bei Dir ſelbſt in dem Zweifel an dem, der Dein Gemahl war?

Aber wer iſt, der auf Aſſy den erſten Stein werfen will? Wer, wenn er jemals geliebt hat?

Es war eines Juni-Abends, an dem Sommer und Frühjahr einander wollüſtig in den Armen lagen, als St. Alban berauſcht aus dem Garten fortſtürzte. Er hatte mit Aſſy abermals in der Hütte geſeſſen, die in dem Duft der blühenden Rebe und in leiſem Abendgolde ſchwamm. St. Alban kannte das Gewicht einer ſolchen Stunde wohl und wußte ſie zu nützen. Aſſy fiel bebend an ſeine Bruſt, als die letzten Sonnenſtrahlen durch das Weinlaub brachen, und die Liebe feierte einen Triumph — ach! den theuerſten und ſchwerſten, den ſie feiern kann — über das Geſetz.

Aſſy blieb mitten in ihren Entzückungen eingedenk, daß ſie noch eines Andern ſei. Sie entriß ſich den Küſſen und Umſchlingungen ihres Freundes und ſprach ernſt zu ihm: »Ich bin Dein, Julius! ganz Dein; aber nicht eher, als bis alte Bande rechtmäßig gebrochen ſind. Du denkſt nicht ſo niedrig von Deiner Liebe —«

Sie verſtummte. St. Alban fiel zu ihren Füßen. »Gieb mir,« ſo flehete er, »ein Gedächtniß an dieſe Stunde, ein Pfand, bei dem ich Dich erinnern kann an

Deine Worte, wenn die ſchwache Seele Dir wiederum wanken und erzittern ſollte.»

Aſſy zog ein Medaillon, das ſie an einer ſchwarzſeidenen Schnur beſtändig am Herzen getragen hatte, hervor. «Nimm!» ſprach ſie und reichte es dem Geliebten. Es war eine goldene Kapſel, die ein zerbrochenes Bild einſchloß. «Siehſt Du,» fuhr ſie fort, «dieß Bildniß hat nur eine Hälfte; die andere iſt zerbrochen, ich weiß nicht wann? und nicht von wem? Dieſes halbe Bild, vielleicht das meiner Mutter, trug ich am Halſe, als ich, ein fremdes und verſtoßenes Kind, an den Thoren dieſer Stadt weinte. Nimm es, Du Geliebteſter! das letzte Andenken an das, was ich geweſen. Ach! mir iſt, als ſei ich auch Dein nur halb, mit einer zerbrochenen Seite, und ſo mag dieß Bild wohl eine paſſende Erinnerung an dieſe Stunde ſein.»

Aſſy war tief erſchüttert; aber St. Alban wußte ſie mit dem Gedanken an eine glückliche Zukunft zu tröſten und rechtfertigte ihren Bund, den die Sitte der Welt verdammen möge, mit der Nothwendigkeit der Natur, mit der Allmacht der Liebe, gegen die kein Geſetz und über der keine Berufung mehr. Er ſchied wie ein Trunkener von der Geliebten. Die Sterne leuchteten ſeinem ſpäten Wege, eine laue Nachtluft flog weich und düftereich um ſeine brennende Stirn, die ganze Erde und der ganze Himmel ſchienen mit ihm in der Wonne der Vermählung zu ſchwelgen.

Erſt um Mitternacht kam er von der zielloſen Wanderung in ſeine Wohnung zurück. Er zündete ſich Licht an und wollte eben, erſchöpft von dem Weh und dem Wohl dieſes ſchweren Tages, die Ruhe ſuchen, als ihm auf ſeinem Tiſche ein Paket in die Augen fiel. Er betrachtete daſſelbe. Fremde Handſchrift, ſchwarzes Siegel, eine Menge verwiſchter Poſtzeichen, als ſei ihm der Brief von Ort zu Ort nachgeſchlichen und habe ihn hier, heute gerade erreicht. Ihn durchzuckte es wie eine unheimliche Ahnung, und mit zitternden Fingern riß er die Faden und Siegel auf.

Aus der Hülle einzelner Blätter und Briefe fiel zuerſt ein Medaillon, das ihm bekannt ſchien. Er öffnet. Ein Bild, in der Mitte durchgebrochen, blickt ihn aus der goldenen Kapſel an. »Spuk der Hölle!« ruft er aus, »was iſt das?« Seine Hand fährt in die Bruſttaſche und ſucht das Medaillon hervor, das ihm Aſſy vor wenig Stunden gegeben. Die beiden Kapſeln ſind einander bis auf die geringſte Kleinigkeit ähnlich.

St. Albans Sinne drohten zu ſchwinden, das Zimmer drehte ſich mit ihm. Er riß die beiden Bilderhälſten haſtig aus den loſen Kapſeln und hielt ſie zuſammen; ſie paßten haarſcharf in einander und das verblichene Bild einer Frau ſchaute ihn daraus wie eine Leiche mit offenen Augen an. Er ſtürzte vernichtet zuſammen, obgleich er erſt ferne ahnte, daß irgend ein ſchreckliches Schickſal hinter dieſen beiden Bilderhälften lauere, ein Schickſal, welches ihn und Aſſy magiſch verkettet oder magiſch getrennt habe.

Und woher kamen Paket, Medaillon, Briefe? Erſt nach geraumer Zeit, worin er das zerbrochene Bild mit ſtieren Augen durchbohrte, vermochte er ſich mit dem Inhalte der übrigen Papiere bekannt zu machen.

Sie kamen aus der Schweiz, von St. Albans Geburtsort, waren von Paris nach Petersburg, von da in die deutſche Reſidenz, ihm nachgeſandt worden und enthielten zunächſt von den Gerichten ſeiner Vaterſtadt die amtliche Eröffnung, daß ſein Vater, der Gaſtwirth, verſtorben ſei und in ſeinen letzten Augenblicken dringend verordnet habe, daß dem Sohne die unter Siegel beigeſchloſſenen Papiere, wichtige Familienangelegenheiten betreffend, ſammt dem anliegenden Medaillon, ſchleunigſt zugeſandt werden ſollten. Außerdem ſei bei dem Gerichte der letzte Wille des verſtorbenen Gaſtwirths Pierre St. Alban in beſter Form niedergelegt, und werde deſſen Sohn, Jules St. Alban, aufgefordert, ſich zur Eröffnung des väterlichen Teſtamentes, ſo wie zum Antritt der etwaigen Erbſchaft, alsbald perſönlich oder durch einen rechtskräftigen Stellvertreter zu ſiſtiren. Alles unter Beidrückung des Gerichtsſiegels und mit eigenhändiger Unterſchrift der betreffenden Richter und Notare.

St. Alban warf die Stempelbögen haſtig bei Seite und griff nach einem Blatte, von dem die lang vergeſſenen und dennoch wohlbekannten Schriftzüge ſeines Vaters ihm entgegenkamen.

Er las.

— „Mein Sohn! Zum letzten Måle nenne ich Dich ſo; denn wenn Du dieſe Worte erhältſt, habe ich ſchon lange aufgehört, Dein Vater zu ſein. Ich war es aber in Wahrheit niemals. Empfange in den beiliegenden Papieren die Geſchichte Deiner wirklichen Aeltern und nimm von mir als Zugabe nur die kurze Erzählung, wie Du in meine Hände gekommen.“

„Eines Wintermorgens — es mögen heuer faſt ein zwanzig Jahre ſein — kam eine glänzende Equipage vor mein Haus gefahren. Neugierig trat ich heraus, um zu ſehen, wer in dieſer unwirthlichen Jahrszeit noch unſer kleines Oertchen beſuchen möchte. Dein Vater und

Du ſtiegt aus dem Wagen, jener ein großer, ſtrenger Mann, dem man mit einem ordentlichen Gaſtwirths-Blicke ſchon auf zwanzig Schritte den Engländer anſehen konnte. Er forderte Logis von mir und blieb wohl ein acht bis vierzehn Tage, ohne daß ich viel von Euch hörte oder ſah. Der kleine James machte meiner Frau, die dazumalen noch lebte, viel Freude und viel Sorge; Freude, weil Du ein netter, artiger Junge warſt, und Sorge, weil ſie, die ſelbſt nicht Mutter war, Dein Geſchick beklagte, daß Du ſo ganz allein mit dem harten, ſtummen Manne in der Welt herumtreiben müßteſt.»

«Nun, das dauerte aber nicht lange. Wir wachten einmal wieder auf und wunderten uns, daß der Wagen des Engländers nicht mehr in unſerm Schoppen ſtand. Als ich ſelber argwöhniſch hinaufging, um zu ſehen, ob das Vögelchen etwa mit meiner Zeche fortgeflogen ſei, fand ich Dich in Deinem Bette ruhig ſchlafen. Das von Mylord aber war leer. Ich rieb mir die Augen und ſuchte im ganzen Hauſe herum; da war aber kein Mylord mehr, kein Wagen mehr, kein Kutſcher mehr. Wie Du aufwachteſt, ging der Lärmen und die Verwirrung von Neuem los; meine Frau weinte und ſchloß Dich in ihre Arme, ich fluchte und wollte nach dem Ortsrichter ſchicken.»

«Kommt mit einem Male die Hausmagd und bringt ein großes Paket mit der Aufſchrift an mich, das ſie beim Bettmachen unter Deinem Kopfkiſſen gefunden hat. In dem Paket war ein Billet von Mylord für mich, daß er durch Umſtände gezwungen ſei, Dich zu verſtoßen. Warum? dürfe er nicht ſagen, und wenn auch, würde ich's nicht verſtehen. Er habe mich als einen ſchlichten und rechtlichen Mann kennen gelernt, und es gebe ihm einige Beruhigung, daß er in meinen und meiner Anna Händen Dich zurücklaſſen könne. Ich möchte ihm in Gedanken ſchwören, Dir bis zu meinem Tode nichts von Deiner Geburt zu ſagen, wofür er mir alle väterliche Gewalt über Dich rechtskräftig abtreten wolle. Vor meinem dereinſtigen Hintritt ſollten Dir die beigeſchloſſenen Papiere, die ſeine Geſchichte enthielten, und außerdem das Medaillon mit dem halben Bilde überantwortet werden, welches letztere Dir dazu dienen würde, Deine Schweſter aufzufinden, die anderwärts untergebracht wäre.»

«Der Unmenſch!» ſagte meine Frau und ſchloß Dich mit neuen Thränen an das Herz. Ich verſtand ſie gar wohl und kratzte mich hinter den Ohren. Lieber Gott! reich war ich nicht, aber der Himmel hatte mir Kinder verſagt, und ich konnte bei aller Dürftigkeit nicht begreifen, wie ein ſo vornehmer Herr —»

«Genug, Du warſt damals vielleicht vier, fünf Jahre alt, ein ſtiller, demüthiger Junge und meiner Seligen ſchon recht ans Herz gewachſen. Ich beſchloß, von der ganzen, ärgerlichen Geſchichte zu ſchweigen, deren Bekanntmachung, ſo meinte meine Frau, Dir nur verderblich werden könnte. Wir gelobten uns, Dich als unſer eigenes Kind zu halten. Dein engliſcher «James» ward in einen «Jules» umgetauft, und wenn Du auch in der erſten Zeit nicht daran wollteſt, Dich an den fremden Vater, den fremden Namen, die ganze fremde Welt zu gewöhnen, ſo dauerte es doch, bei Deinem ruhigen und faſt gleichgültigen Sinne, nicht lange, bis Du die Geſchichte Deiner Ausſetzung vergeſſen hatteſt. Du warſt und bliebſt der Sohn des Gaſtwirths St. Alban, und den neugierigen Nachbarinnen war blauer Dunſt vorgemacht, um den plötzlichen und groſſen Leibeserben natürlich zu erklären.»

«So wuchſeſt Du denn heran. Meine Frau ſtarb, als Du zehn Jahre alt warſt. In Deinem vierzehnten begab ſich, was Du weißt. Ich entließ Dich, damit Du Dich in der Welt ſelbſt umſehen möchteſt. Nicht daß mich Ueberdruß an Dir oder Geiz dazu vermocht hätten, ſondern ich machte mir nur Gewiſſensbiſſe darüber, daß Du ſo ganz in meiner kleinen Wirthſchaft verſchimmeln ſollteſt, was Dir bei Deiner Wiege doch nicht geſungen worden.»

«Deßhalb hielt ich's für's Beſte, Dich hinaus zu ſchicken, damit Du, die vaterloſe und heimathloſe Waiſe, durch Dich ſelbſt zu etwas Rechtem kommen könnteſt, und der Erfolg hat meine Erwartungen nicht getäuſcht.»

«Dieſes Alles ſchreibe ich Dir jetzt, damit, wenn der Tod einſtens, vielleicht unverſehens mit mir ein Ende macht, Du doch dieſe wichtigen Nachrichten richtig überkommen möchteſt. Zugleich ſchließe ich die Papiere, welche angeblich die Geſchichte Deiner Aeltern enthalten ſollen, und die bis jetzt unberührt in meinem Pulte gelegen haben, gewiſſenhaft bei, wie auch das Medaillon, an deſſen anderer Hälfte Du Deine Schweſter erkennen ſollſt. Es wird jedoch ſeine Bedenklichkeiten haben, aus ſämmtlichen Weibern in Europa gerade die Eine herauszufinden, welche die andere Halbſcheid am Halſe trägt; allein man weiß ja nicht, wie das Schickſal die Menſchen wunderlich zuſammenführt, und ich habe wenigſtens nichts unterlaſſen wollen, um mein Gewiſſen vor meinem ſeligen Ende von dieſem alten Geheimniß zu befreien. — Wer weiß freilich, ob ich nicht beſſer gethan hätte, es mit hinunter zu nehmen, da ich überzeugt bin, daß es Dir ohne daſſelbe gut gehet, aber nicht vorausſehen kann, wie Du mit demſelben ſchlafen und wachen wirſt?»

«Indeſſen, wie Gott will! Ihm empfehle ich Dich und mich. Lebe wohl und erhalte mir in Deinem Herzen ein kindliches Angedenken.»

«Geſchrieben von Pierre St. Alban.

Aber erſt abzuſenden nach deſſen Tode an Jules
St. Alban zu Paris.»

◆

Achtes Kapitel.

Die Löſung und ein altes Intermezzo.

St. Alban hatte nicht zu Ende leſen können. Aus den ſtarken und unbeholfenen Schriftzügen des Gaſtwirths, der nun nicht mehr ſein Vater war, ſtiegen giftige Nebel auf, die ſeine Sinne umſtrickten. Nur das eine Wort, das Wort

Schweſter

bohrte ſich wie ein glühendes Eiſen in ſein Gehirn. Er ſank vernichtet zuſammen und eine wohlthätige Betäubung verhüllte ihn in ihre bewußtloſen Schatten.

Als er erwachte, war das Licht tief herunter gebrannt. Sein Zimmer lag in öder Dunkelheit und nur die Papiere und das Bild, wovon ihm der böſe Traum gekommen war, lagen wirr, aber dennoch hell, deutlich, körperlich auf dem Tiſche umher.

Seltſames Zwillings-Geſchick, das die Geſchwiſter auch im Kleinen und Aeußerlichen zuſammenzog! Heute ſo bei Jules, wie einſt, am Vorabend ihres Abſchiedes, bei Aſſy!

Welches Wort ſtiege aber hinab in jene licht- und lautloſen Finſterniſſe, die jetzt über dem Herzen des Mannes brüteten? Nur ein klarer Punkt durchleuchtete dieſe Finſterniſſe; dieſer klare Punkt war das Wort »Schweſter« — Aſſy ſeine Schweſter! Von dieſer Helligkeit aus gingen einzelne Strahlen, die ſein ganzes Verhältniß zu dem Weibe ihm jetzt natürlich und nothwendig darlegten.

Aſſy war ſeine Schweſter. Und hatte ſie ſein Herz nicht gleich in der erſten Stunde der Begegnung als ſolche begrüßt, frei von den flammenden Pulsſchlägen der Leidenſchaft, nur mit einem ruhigen, ſtillen, tiefen Wohlwollen? Die Natur hatte geſprochen. Erſt als Fremdes und Gezwungenes zwiſchen die durch die engſten Blutbande Vereinigten trat, erſt dann verſtanden beide die heilige, unabweisliche Stimme nicht mehr. Sie ward ihm mehr als Schweſter, ſeit er ſie in den Armen eines Anderen denken mußte, und von dieſem Tage an zogen ſich böſe, leidenſchaftliche Schatten in das geſchwiſterliche Bündniß, in dem zuerſt die Seelen ſich vereinigen wollten. Und wie ein rächender Blitzſtrahl des Himmels kam gerade an dem Tage die fürchterliche Klarheit, wo ſich das Gewitter in beiden zum Ausbruche entladen hatte. Noch einige Wochen, oder einige Monde ſpäter, und Aſſy, ſeine Schweſter, war ſein Weib! —

Was gilt aber eine Woche, ein Jahr dem Schickſal, wenn es mit Menſchenherzen ſpielt?

St. Alban verlor ſich in das Labyrinth dieſer Gedanken. Mit der Emſigkeit und allem Scharfſinn des Schmerzes, der gern in ſeinen Eingeweiden wühlt, lebte er in jener Nacht die ganze Frühlingszeit ſeiner Liebe mit Aſſy noch einmal durch. Jetzt ward ihm jeder Zug und jeder Augenblick aus ihrer gemeinſamen Geſchichte klar als ein verſteckter Ton aus jener nothwendigen und innigen Harmonie der Seelen, wozu die Natur bei der Geburt beide geſtimmt hatte. Nur das eine Wort war verkehrt und wurde ihnen zum Fluche, daß auch die Körper, die natürlich eben ſo ſtreng geſchiedenen, in unſchuldiger und ſchuldvoller Verblendung zu einer ſinnlichen Einigung geſtrebt hatten. Darin verſchlang ſich der Knoten ihres Lebens, deſſen weitere Fäden St. Alban nicht einmal in ſeinen dämmernden Grübeleien zu verfolgen wagte. Wie es nun werden würde? Ob er fliehen müſſe? Ob fliehen, ohne Aſſy Licht zurückzulaſſen? Ob bleiben und mit ihr ſterben? Und wie es ohne dieſen zufälligen Brief ſich geſtaltet hätte? — — —

Er verlor ſich in dumpfer Erſtarrung. Nicht die Zukunft kümmerte ihn, und nicht die Gegenwart, er hetzte ſeine Beſinnung nur in allen Winkeln des Vergangenen umher und ſuchte aus ihren Trümmern in wehmuthsvollem Spiele das Bild ſeiner Schweſter-Geliebten zuſammenzuſetzen mit dem ſeinigen, wie aus den beiden Bilderhälften des Medaillons das bleiche Geſicht ihrer unbekannten Mutter ſich ineinander gefügt hatte.

Selbſt dieſer Mutter Geſchichte lag ihm wie etwas Fremdes und Fernes weit von der Seele, und mit gleichgültigen Händen löſte er das Siegel der Briefe, welche ihn mit ſeinen Aeltern bekannt machen ſollten. Mechaniſch durchlas er dieſelben; ſeine Aeltern waren ja nicht ſeine Aeltern, ihre Geſchichte war ja nicht die ſeinige, nur das Eine fühlte er mit jedem der ſtockenden Herzſchläge, die ihm das Blut in ſchäumenden Wellen durch die Adern jagten, nur das Eine: «Aſſy iſt meine Schweſter.»

»Die Ehe von Lord und Lady Macclesfield gehörte zu denen, von welchen es die ganze Welt als bekannt annahm, daß ſie unglücklich ſei. Mylord war ein angehender Funfziger, als er Mylady, damals ein ſechszehnjähriges Mädchen, heimführte. Mylord war ein finſterer, abgeſchloſſener, der Stadt und ihren Freuden entfremdeter Mann, Mylady ein Kind, das kein höheres Vergnügen kannte, als Putz und Tanz. Wenn Mylord auf ſeine Güter wollte, um zu jagen, weinte Mylady und blieb in London, um Ballkönigin zu werden. Wenn Mylord böſer Laune war, lachte Mylady und ließ ihn allein daheim ſitzen. Kam Mylord, um ſie in ihren Gemächern aufzuſuchen, ſo wies ihn das Kammermädchen an der Thüre ab, weil Mylady ſchlafe oder Migräne habe, oder auch wohl Beſuch.«

»Und warum überhaupt dieſe Ehe, in der Nordpol und Südpol ſich begegnet ſchienen? — Der Klang, der doppelte, von vielem Gold einer Seits und von einem alten Namen andrer Seits, machte die Axe, welche beide verband.«

»Ihre Ehe war mit zwei Kindern geſegnet, die von Mylady ſeit dem Augenblicke ihrer Geburt der Amme und den Dienſtboten überantwortet wurden. James hieß der Knabe, Aſſy hieß das Mädchen, jener um ein Jahr älter als dieſes, beide hübſche und liebe Kinder, welche Mylady den Morgen nach einem Balle zuweilen kommen ließ, um mit ihnen zu ſpielen, und die ſelbſt der Vater zuweilen in der Kinderſtube aufſuchte, um ſie mit finſteren, argwöhniſchen Blicken zu erſchrecken. Die Kindlein dachten, das müßte wohl ſo ſein, und wuchſen auf, ohne zu wiſſen, was älterliche Liebe wäre.«

«Da ereignete es ſich, daß Mylady nach einer beſonders glänzenden Saiſon in London von einem Blutſturz heimgeſucht wurde, der ihrem tanzenden Leben ein Ende machte, als es kaum über die zwanzig Jahre hinausgegangen war. Lady Macclesfield war aber eine beſonders fromme und rechtgläubige Chriſtin. Als ſie daher nach dem erſten, heftigen Anfall des Uebels in todtenähnlicher Ermattung dalag, ihrer Sinne noch mächtig genug, um über dem Blick in die ſchwarze Zukunft und die roſenrothe Vergangenheit die gegenwärtige Stunde zu vergeſſen, verlangte ſie dringend nach ihrem Gatten. Mylord, der Mylady ſeit ihrer Erkrankung noch nicht geſehen, erſchien und fragte, wenn ſchon erſchüttert genug, als er ſein junges, blühendes Weib bleich und abgezehrt daliegen ſah, doch ganz ruhig: «Was wollt Ihr von mir?»

«Mylady winkte mit der mageren Hand und Mylord ſetzte ſich auf einen Stuhl zu ihrem Haupte. Dicht zu ſeinem Ohre gebeugt, erzählte ihm die Sterbende mit halblauter Stimme, zerknirſcht von der bitterſten Reue, daß ſie nicht von ihm ſcheiden könne, ohne ihr Herz gegen ihn erleichtert zu haben. Als er ſie darauf mit groſſen Augen fragend angeſehen, beichtete ſie ihm weiter, von häufigem Huſten unterbrochen, mit fliegendem Athem und brennenden Wangen: daß er zwar ihr Gatte ſei, daß aber ihre Kinder nicht die ſeinigen. «Es iſt genug!» ſagte Mylord eiskalt, ſchob ſeinen Stuhl wieder zurück und ging hinaus. Mylady ſtreckte die Arme, jammernd um Vergebung, hinter ihm her und ſchwebte noch eine ganze Stunde auf der ſchwanken Brücke zwiſchen Leben und Sterben. Dann riß der letzte Faden und Mylord Macclesfield war Wittwer.»

»Nach dem höchſt feierlichen Begräbniß ſeiner Gattin, dem Mylord ganz in Trauer und mit ſchmerzlich zuſammengekniffenen Lippen gefolgt war, beſtieg derſelbe mit ſeinen Kindern den Reiſewagen. Er wollte, ſo hatte er theilnehmenden Freunden geſagt, die zarten Pfänder ſeines ehelichen Glückes nicht der Gefahr ausſetzen, ihrer Mutter nachzufolgen, und führte ſie deßhalb in ein milderes Klima, gen Nizza, in Oberitalien.«

»Und wirklich brachte der »Vater« ſeine Aſſy an das Thor einer deutſchen Reſidenz und ſetzte ſie mitten im Schnee ab, das kaum vierjährige, in ſüßem Schlafe befangene Kind. Und wirklich brachte der »Vater« ſeinen James in das Wirthshaus einer Landſtadt in der franzöſiſchen Schweiz, als er fünf Jahre zählte. Aber vorher zerſchnitt er das Bild ſeines verſtorbenen Weibes, das ihm die Aeltern derſelben geſchickt, ehe er das Mädchen ſo recht geſehen hatte, in zwei gleiche Theile, und jedem Kinde band er eine Halbſcheid, in goldener Kapſel ruhend, an einem ſchwarzſeidenen Bande um den Hals; Band, Kapſel, Hälfte, alles vollkommen gleich.« —

So hatte Lord Macclesfield ſelbſt in kurzen, herben Worten ſeine Geſchichte auf den Blättern niedergelegt, welche James in der Nacht, da ſein Räthſel gelöſt ward, ſtumpfſinnig überlas. Am Ende fand ſich, datirt aus dem Wirthshauſe in der Schweiz, folgende Nachſchrift:

An James und Aſſy.

»Ihr werdet Euren Aeltern fluchen, wenn Ihr dieſe Zeilen überleſen habt; vorausgeſetzt, daß ſie je in Eure Hände oder doch in die eines Einzelnen von Euch gelangen. Verflucht, wenn Ihr müßt, Eure Mutter; verflucht, wenn Ihr könnt, Euren Vater, den Euer Fluch niemals erreichen wird, — nur mir fluchet nicht. Ich bin ein harter, ein ſtrenger Mann und kenne nur eine Leidenſchaft, einen Schatz, die Ehre. Um dieſe hab' ich Alles gethan und Alles getragen, ſelbſt das Joch, das durch die Verbindung mit Eurer Mutter auf meine freien Schultern fiel. Verlangt nicht, daß ich dieſe Euch opfern ſoll, die Ihr meinem Herzen ſo fern ſtehet, wie ſie, die Euch geboren. Ich ſetze Euch hinaus in die Welt, nackt und arm, ohne Namen, ohne Aeltern, ohne Heimath, wie es Kindern Eurer Geburt ziemt. Nur Eines gebe ich Euch mit, — wahrlich kein gutes Amulet! — das zerbrochene Bild derjenigen, die uns drei unſäglich elend gemacht hat. Es iſt geſchworen, daß der Herr die Sünde der Väter heimſuchen wird bis ins dritte Glied, aber von der Sünde der Mutter ſteht nichts geſchrieben. Geht und verſucht, ob dieſe auf Euer ſchuldloſes Haupt zurückfallen wird, oder ob der Himmel verſöhnt iſt durch das Elend eines Mannes, der von nun an, gleich Euch, namenlos und heimathlos über die Erde irren wird. Wir ſind auf ewig geſchieden.»

Lord Macclesfield.

Der Morgen begann zu grauen, als St. Alban mit ſeinen Briefſchaften fertig war. Unter ſeinem Fenſter, das in die weite, dämmernde Gegend hinausſah, ſchlugen die früheſten Nachtigallen. Ein Tag der Freude, ein Feſt des Frühlings und der Liebe ſchien von dem tiefblauen Himmel auf die ahnende Erde herab zu ſinken; und er und St. Alban —

Er ſchloß langſam die Fenſterflügel, wodurch eine friſche, erweckende Morgenluft einſtrömte. Die Papiere und die beiden Medaillons ſiegelte er hierauf ſorgfältig ein, ſteckte ſie zu ſich und ging hinaus. Sobald es thunlich war, übergab er Alles dem Diener des Geheimen Hofraths mit dem Befehl, es der Frau Hofräthin bei ihrem Erwachen pünktlich einzuhändigen. Es war kein feſter und klarer Entſchluß, wonach er handelte; er that ſo, ohne zu wiſſen warum? und ohne ſich damit zu beſchäftigen, wie anders?

Von Winters Thüre eilte er, als habe er ſich einer ſchweren Bürde entledigt, ins Freie. Die Sonne war ſchon aufgegangen, als er von einer kleinen Anhöhe unweit der Stadt das Dach von Aſſy's Hauſe und — wie ein grünes Eiland unter dem Meere von Häuſern — auch ihren Garten hinter demſelben gewahrte.

«Dort ſchläft ſie,» ſprach er zu ſich ſelbſt, «und unter ihren Füßen liegt ſchon, ohne daß ſie es ahnt, die Mordfackel, die ihr Leben einäſchern ſoll. Ehe ſie wieder ſchlafen geht, ſind die Flammen hoch über ihrem Haupte zuſammengeſchlagen. Und ich war es, ich, der den Brand in ihren Frieden ſchleuderte!»

Er warf ſich verzweifelnd auf den feuchten Raſen nieder und ein Strom von Thränen brach unaufhaltſam aus den heißen, verwachten Augen.

◆

Neuntes Kapitel.

Der Mantel der Liebe.

Drei Tage und drei Nächte hatte Julius, gerade wie er war, außerhalb der Stadt zugebracht. Seine Augenlieder berührte kein Schlaf, über die brennenden Lippen ging keine Sylbe; er irrte planlos in den Umgebungen der Reſidenz umher, und wenn er einmal einen Blick auf ihre Mauern richtete, zitterte er wie vor einem Kerker, dem er vergeblich zu entrinnen ſuchte und in welchen ihn eine geheime Macht zurückjagte, und eilte, ſich tiefer in Wald und Feld zu verbergen.

Am vierten Abend ſeit dem Briefe, als er in einer Bauernhütte von dem erſten, fieberhaften Schlummer aufwachte, ſchritt er mit einem heftigen Entſchluſſe und in gewaltſamer Standhaftigkeit gerade auf die Stadt zu. Er mochte ein paar Meilen von derſelben entfernt ſein, und langte erſt mit einbrechender Nacht an demſelben Thore an, wodurch er einſt im Poſtwagen an Aſſy's Fenſter vorübergefahren war.

Seine Schritte ſuchten mit zögernder Haſt das Haus des Hofraths. Es war dunkel auf der ganzen Front, und St. Alban ſtand eine lange Minute mit der Angſt eines Verbrechers an der vielbekannten Pforte. Endlich zog er die Schelle. Keine Antwort. Er drückt ſelbſt auf die Klinke, die Thüre iſt unverſchloſſen, er ſchleicht hinein, taſtet ſich auf gewohnten Wegen durch die finſtere Hausflur, huſcht mit geſpenſterhafter Eile die Treppen hinauf, ſteht vor einer Thür, wodurch halber Lichtſchimmer und unterdrückte Stimmen ihm entgegenkommen.

St. Alban kannte das Zimmer nicht, wozu die Thüre führte. Es mußte nach dem Garten hinaus liegen, da er von unten kein Licht bemerkt hatte. Geräuſchlos öffnete er und fand ſich in einem kleinen, halbdunklen Gemach, unbemerkt von mehreren Perſonen, welche darin waren und, den Rücken dem Eingange zugewandt, in leiſem Geſpräche um ein Sofa im Hintergrunde des Zimmers beſchäftigt ſchienen. Die ganze Scene machte auf den Eingetretenen jenen bangen und unheimlichen Eindruck, mit dem eine Krankenſtube ſelbſt den Fremden zu empfangen pflegt. Ohne ſich zu regen, athemlos, blieb er eine lange Minute an der Schwelle ſtehen.

«Es iſt vorüber,» hörte er bald darauf einen der Männer ſagen, wonach ein Anderer ſich wie erſchöpft umwandte und hinauswanken wollte. Dieſer Andere war Winter. An der Thür trafen beide auf einander, St. Alban und er. «Guten Abend!» ſagte jener tonlos, und dieſer ergriff, ohne ein Wort zu erwidern, ſeine Hand und führte ihn zu dem Krankenlager.

St. Alban gewahrte nichts, als einen bunten ſchottiſchen Mantel, der über das Sofa ausgebreitet war. Es mochte ein menſchlicher Körper damit zugedeckt ſein. Er erkannte den Mantel gleich und wußte auch, wen er verhüllte. Es war derſelbe, den Aſſy auf ihrer Reiſe mit ihm getragen hatte, und als er ſchärfer hinblickte, ſah er, wie ein nackter kleiner Fuß am unterſten Ende herausragte, weiß wie Marmor und ſtarr wie dieſer.

Eine Ader ſchien daran geöffnet; aber der rothe Quell des Lebens mußte verſiegen gegangen ſein, und man ſah nur die bleiche Wunde.

St. Alban ſtierte mit den Augen eines Todten in dem Kreiſe umher. Er begegnete feuchten Blicken und blaſſen Geſichtern. Selbſt der Arzt hatte eine Thräne für die, welche unter dem Mantel ſchlief. Winter und er waren die Einzigen, die nicht weinten.

«Sie iſt todt!?» ſagte endlich St. Alban, und jener nickte. «Und wie, und wann?» — «Heute Abend um die ſechste Stunde.» — Da ſchrie er laut auf und wollte über die Leiche der Schweſter-Geliebten ſich hinwerfen, ihre Züge noch einmal ſehen, ihren Mund zum letzten Male küſſen.

Aber der Arzt fiel ihm in den Arm, als er die Hand nach dem Mantel ausgeſtreckt, um den Vorhang von dem Madonnen-Bilde wegzuziehen.

«Laſſen wir ſie!» ſprach er ernſt und bedeutend. «Heben Sie den Schleier nicht auf von dem, was hierunter liegt. Wir haben den Mantel der Liebe über ihr Leben und Sterben gebreitet. Wehe, wer ihn wegziehen könnte!»

◆

Roſenkranz für Liebende.

I.

Ich mag mein kleines Liederbuch nicht ſpicken
Mit rarem Reim, gedrechſelten Figuren;
Sie mahnen mich, wie fremde Unnaturen,
Die ſtörend durch mein eigen Weſen blicken.
Erlaßt ihm drum das Künſteln und das Flicken,
Das Geh'n und Dreh'n in neu-pikanten Spuren,
Nehmt's wie ein harmlos Frühlingskind der Fluren,
Für das ſich keine Flitterbänder ſchicken.
Auch mögt ihr mich nach eigenem Belieben
Bald zu gebunden ſchelten, bald zu loſe,
Ich treib' es doch ſo, wie ich's ſtets getrieben,
Beglückt, wenn ſie, die jedes Blättchen ſpiegelt,
Sie meiner Dichtung, meines Herzens Roſe,
Mit ihrem Beifall freundlich es beſiegelt.

II.

Gereimte Worte will ich nicht verſchwenden,
Um Deiner Augen Zauber zu verkünden;
Laß mich die Blicke liebend d'ran entzünden
Und ſie geblendet wieder erdwärts wenden.
Die Strahlen, die mir jene Sterne ſpenden,
In denen Luſt und Leid ſich heiß verbünden,
Die ſpiegeln ſich in tiefen Herzens-Gründen
Und glimmen fort und lodern aller Enden.
O dunkel-ſüße, ſelig-tiefe Augen,
Ihr meines Lebens wahre Zauberſonnen,
Daß ich an euren Strahlen ewig hinge!
O dunkel-ſüße, ſelig-tiefe Augen,
Ihr meines Lebens klare Zauberbronnen,
Daß ich in euren Strömen unterginge!

III.

Mein Rock iſt nicht aus buntem Tuch geſchnitten
Und ſchimmert nicht von Orden und Geſchmeide,
Auch klirrt nicht zu den tanzgerechten Tritten
Melodiſch Reiterſporn und Säbelſcheide.
Im Sonntagsklubb bin ich nicht wohl gelitten,
Weil ich den Thee und die Aeſthetik meide,
Zum Boſten darf man mich nun gar nicht bitten,
Weil ich ſo unverſchämt am Spielglück leide.
Ich kann nicht künſtlich meine Locken ſtutzen,
Kein Garn und keine Redensarten winden
Und mir die Naſe nicht mit Grazie putzen —
Nun ſag' mir doch, mein Liebchen! unumwunden,
Was magſt Du an dem Lump zu lieben finden,
Daß Du Dich ihm ſo feſt und treu verbunden?

IV.

O kümm're Dich doch nicht um alte Katzen,
Um weiſe, hoch- und wohlgeborne Tanten,
Laß ſie vor Neid und ſcheeler Mißgunſt platzen,
Die giftgeſchwoll'nen Bäuche der Bekannten.
Wir fanden uns, wir haben uns verſtanden,
Drum laß die Leutchen, wie ſie wollen, ſchwatzen,
Mit unſ'rem Glücke machen wir zu Schanden
Die hohlen, ſchiefgezog'nen Teufelsfratzen.
Siehſt Du denn je die Eiche ſich ereifern
Und ihre Wurzeln bang erſchüttert beben,
Wenn ekle Würmer ihren Fuß begeifern?
So laß auch unſ're Liebe, Du mein Leben!
In jener Theefluth fader Klatſchereien
Stets fröhlicher und ſeliger gedeihen! —

V.

Ich denke lächelnd jener frühen Zeiten,
Wo ſich mein Herz, der eignen Sehnſucht Spiel,
In ſelbſterſchaff'nen Schmerzen noch gefiel
Und in geträumten Minne-Seligkeiten.
Da irrte ſchon der Wunſch durch alle Weiten,
Es gab der Thränchen und der Reime viel,
Und Liebe blieb ein ewig fernes Ziel,
Verhüllt und doch verklärt in Dunkelheiten.
Doch wie erſcheint dieſelbe Liebe wieder,
Um, ſtill gereift aus ihren Blüthenjahren,
Geweihten Herzen ſich zu offenbaren?!
Da ſteigt ſie ſelbſt, die göttliche, hernieder
Und will verſchämt in ſtarken Mannesarmen
Zu bräutlich ſüßer Menſchlichkeit erwarmen!

VI.

Wie lechzt' ich einſt darnach, die weite Erde
In freiem Reiſetaumel zu durchfliegen,
Auf ſtolzen Schwingen ſtrebend mich zu wiegen,
Durch Nacht zum Licht, zum Ruhme durch Beſchwerde!
Jetzt ſehn' ich mich nach einem ſtillen Heerde,
Um, von der Welt getrennt und fromm verſchwiegen,
Zu Füßen Dir, am Buſen Dir zu liegen,
Daß mir zum Traum das ganze Leben werde.
Drum hab' ich auch von jenen lock'ren Weiſen,
Die ſonſt den Sinn, den flatternden, geblendet,
Zu friedlicher Beſchränkung mich gewendet;
Und ſtets gefangen in denſelben Kreiſen,
Ergeb' ich mich, wie zwiſchen Blumenketten,
In ſpielenden, gebundenen Sonetten.

VII.

Ich mag ſo gern durch eine Mondnacht gehen,
Wenn weiße Nebel um die Felder fliegen,
Die Häuſer all' in leiſem Schatten liegen,
Und frühen Traums die dunklen Wälder weben;
Dann denk' ich mir, ich hätte ſie geſehen,
Das Antlitz mit den edlen bleichen Zügen,
Um das die Haare ſchwarz und weich ſich ſchmiegen,
In dem die treuen, braunen Augen ſtehen.
Ich mag ſo gern, in Luſt und Leid beklommen,
Den ſanftgetrag'nen Abendwinden lauſchen,
Die durch die Wolken, durch die Wälder rauſchen;
Dann denk' ich mir: ich hätte ſie vernommen,
Es ſei ihr Gruß, der mich ſo lind umſpielte,
Ihr ſüßer Athem, der die Wange kühlte!

VIII.

Sie ſtrömen aus den ausgeſtorb'nen Hallen,
Gleich eines Meeres laut bewegten Wogen —
Ich aber ſeh', gelehnt am Brückenbogen,
Die fremden Leute ſtill vorüberwallen.
Und wenn ſie dann, wie Spreu im Wind, verflogen,
Wenn fern und nah die Thüren zugefallen,
Dann kommt ihr Licht, das ſpäteſte von allen,
An ferner Ecke dämmernd aufgezogen.
Du Himmelsſtern auf meinen dunklen Wegen,
Begrüßt von ſchmerzlich harrendem Verlangen,
Wie ſtrebt Dir Herz und Fuß und Blick entgegen!
Und wenn Dein Strahl, Dein letzter, ausgegangen,
Wie ſtarr und todt ſinkt dann das Auge nieder,
Wie troſtlos ſchleich' ich meine Straße wieder!

IX.

Wie kann ich nur dem Zauberſtrom entrinnen,
Deß wilde Wogen glühend mich umſchäumen,
So aus den leis bewegten Blüthenbäumen,
Wie von des Berges abendrothen Zinnen?
Ein raſcher Wirbel, reißt es mich von hinnen,
Hinaus zu jenen blauen Himmelsräumen,
Und wie mit tauſend bunten Kinderträumen
Beſtrickt es mich in wolluſtvolles Sinnen.
O ſüßer Lenz, wer mag Dir widerſtreben,
Wenn, von der Liebe Banden eng umwunden,
Das eig'ne Herz ſich treulos Dir verbunden?
Schon hab' ich überwältigt mich ergeben,
Und ſtrecke mich in ſchmachtendem Ermatten
In Deiner erſten Zweige zarten Schatten!

X.

Mein Lieb, mein Lieb! der Lenz iſt angekommen
Mit ſeiner Düfte, ſeiner Blüthen Schnee;
Auf leichtem Wolkenkahn, ein junger Aar,
Kam er aus fernem Süden hergeſchwommen.
Die Lerchen grüßten ihn, die frühen, frommen,
Die Knospen blickten friſch und thauig-klar
Und Alles ſtrahlte, tönte wunderbar:
„Der Lenz, der junge Lenz iſt angekommen!“
Nun laß mich flugs die Laute niederlegen,
Daß feſſelfrei in ſpielendem Bewegen
Der Weſt durch die verlaſſ'nen Saiten wühlt;
Der mag Dir auf den wolluſtweichen Schwingen
Statt meiner die gewohnten Lieder bringen,
Bis ſich des Sängers Frühlingsrauſch verkühlt.

XI.

Da will ich Dir, vom langen Wege müde,
Zur guten Nacht noch ein Sonettchen geben:
Das ſoll, gleich Deiner Mutter Wiegenliede,
Dein liebes Haupt recht weich und warm umſchweben.
Ein Engel Gottes, ſoll es die Aegide
Hoch über Deine Schlummerſtätte heben
Und, ob uns auch die ſtrenge Ferne ſchiede,
Mein Bild geſchickt in Deinen Traum verweben.
Und wenn Du früh, nach ſüß verträumter Nacht,
Die ſchönen Augen glühend aufgeſchlagen,
Dann mag es Dir in leiſen Tönen ſagen:
Dein Freund hat treu an Deinem Bett gewacht
Und eilt, um mit des Morgens erſten Grüßen
Den Schlaf von Deinen Lippen wegzuküſſen.

XII.

Ich möcht' es Dir in einem Worte ſagen,
Was mir die Bruſt in ſüßem Wehen ſchwellt,
Empor, empor zum ew'gen Sternenzelt
Möcht' ich Dich auf Geſanges-Flügeln tragen,
Wo keine Seufzer um Verlor'nes klagen,
Wo jede Schranke von der Seele fällt,
Daß über einer ſchmerzzerriſſ'nen Welt
Der Lethe Wellen ſtark zuſammenſchlagen.
Doch wenn das Lied, vergeſſend ſeine Schwächen,
Von Deinem Zauber wonnevoll durchbebt,
Sich kühnen Fluges hoch und höher hebt:
Dann fühl' ich plötzlich ſeine Schwingen brechen
Und Deines Sängers liebetrunk'nes Wähnen
Zerfließt in heißen, machtlos heißen Thränen!

XIII.

Ich hatte Dich, Du Heilige, Du Reine,
Du meines Lebens wonnevoller Segen!
Zu innigem, zu trunkenem Vereine
Will ich Dich feſt in meine Arme legen;
Die Lippen fliegen zitternd ſich entgegen,
Die Augen glüh'n in ſtummem Wechſelſcheine
Und laut ertönt's aus heißen Herzensſchlägen:
Du ewig mein, ich ewiglich der Deine!!
O Liebesrauſch, den keine Worte geben,
Wo jeder Blick erſtirbt in Thränenflüſſen
Und jedes Wort in flammend langen Küſſen,
Biſt du ein wahres, hochverklärtes Leben,
Biſt du ein Traum voll himmelreiner Dichtung,
Biſt du ein Tod in ſeliger Vernichtung??

XIV.

Sie ſtand mit mir am nied'ren Fenſterlein,
Um das des Abends ſpäte Stürme ſchnoben;
Die Sterne gingen ſtill am Himmel droben
Und ſah'n verſtohlen durch die Scheiben drein.
Ihr Angeſicht, vom milden Mondenſchein
So dämmerlicht, ſo zauberleicht umwoben,
Die dunklen Augen feucht emporgehoben, —
Schien ſie mein Kind, mein Lieb nicht mehr zu ſein.
Da faßte mich ein demuthsvolles Bangen,
Als könnte ſie auf unſichtbaren Schwingen
Mir und der Erde unvermerkt entfliehen;
Ich wagt' es kaum, den Engel zu umfangen
Und ihren Leib in meiner Arme Schlingen
Herab zu mir, zur Erd' herab zu ziehen.

XV.

Du biſt ſo ſchön, wenn voll von Wehmuthszähren
Sich unverhüllt Dein braunes Auge zeigt,
Wenn Deine Bruſt in ſanften Wellen ſteigt
Und Deine Wangen freundlich ſich verklären!
So ſchön, wenn ſich in duldendem Gewähren
Dein Mund hernieder zu dem meinen neigt —
Und ach! Du kannſt, von keinem Fleh'n erweicht,
So langen Groll in Deinem Buſen nähren?
O wirf ſie weg, die Maske, die Dich deckte,
Die mir in trüber, aufgezwung'ner Hülle
Dein ſchönes Aug', Dein ſchönes Herz verſteckte;
Erhebe Deinen Büßenden vom Staube,
Sei wieder mein aus freier Herzensfülle,
Sei wieder Du, mein Liebchen, meine Taube!

XVI.

Entfleuch von hier, du weißes Blüthenblatt,
Von meiner Thräne, meinem Kuß befeuchtet,
Und ſuche dir, von Spähern unbeachtet,
Den Weg zu ihr in jener großen Stadt,
Und klag' ihr, welcher Trübſinn mich umnachtet,
Und ſag' ihr, wie ich längſt des Haders ſatt,
Und frage ſie, ob ſie verziehen hat
Dem Freund, der reuig nach Verſöhnung ſchmachtet?
Wenn ſie dann lächelnd mit dem Köpfchen nickt,
Dann komm' zurück in flügelſchneller Eile,
Daß deine Botſchaft meine Sehnſucht heile;
Doch wenn ſie zürnend dich von dannen ſchickt,
Dann magſt du bleich und welk im Sturm verwehen,
In Stromeswellen zitternd untergehen.

XVII.

Vor meinen Blicken ſchwebt ein Angeſicht
Mit feinen Zügen, bleich und ſchmerzlich milde,
Dem Monde gleich, der durch das Nachtgefilde
Mit den verweinten Strahlen-Augen bricht.
Spät, wenn der Schlaf mein müdes Haupt umflicht,
Dann drängt ſich's ſtumm in meine Traumgebilde,
Daß in mein Herz, das heiß bewegte, wilde,
Ein jähes Weh mit tauſend Dornen ſticht.
Das blaſſe Antlitz hat's mir angethan
Mit ſeinen Augen, die wie Sterne glimmen,
Mit ſeinen Lippen, die Korallen ſcheinen.
Ich ſchau' es lang' und immer länger an;
Dann ſcheint's im Dunkel mählig zu verſchwimmen
Und ich muß weinen, laut und innig weinen.

XVIII.

O könnt' ich's heiß in dieſe Zeilen gießen,
Wie mir das Herz im Leibe ſtets ergrimmt,
Wenn ein Philiſterlein ein Blatt von dieſen
In ſeine ſaubern Sonntagshände nimmt!
Da wird mit Kunſt getadelt und geprieſen
Und um den Werth äſthetiſch abgeſtimmt
Und mit den Fingern pfiffig nachgewieſen,
Was für ein Brocken in der Sauce ſchwimmt.
Wie anders, wenn in warmer Bruſt verſchloſſen,
Von leiſer Ahnung träumeriſch umhaucht,
Ein neues Lied aus ſeinen Tiefen taucht!
Von ſüßen Wehen mächtig übergoſſen,
Erbebt das Herz und jauchzt und ſchwillt und ringt,
Bis ſeine Blüthe reif zum Tage dringt!

XIX.

Dem Kranz, den Deines Sängers Liebe flicht,
Darf auch das düſtre, herbe Blatt nicht fehlen,
Denn nur, wo Licht und Schatten ſich vermählen,
Geſtaltet ſich ſo Blume, wie Gedicht.
Und anders will's ja unſ're Liebe nicht, —
Sie kam, um unter Wonnen uns zu quälen;
Heut' tragt ſie himmelwarts die trunk'nen Seelen,
Die morgen ſpielend ihre Hand zerbricht!
Iſt's doch ein Geiſt, der in den Liedern klingt,
So in des Schmerzes halbverbiſſ'nem Stammeln,
Wie im Entzucken, das nach Worten ringt;
Und ſoll ich je die loſen Blatter ſammeln,
So nimm ſie, wie ſie wechſelnd mir entflieh'n,
Die Roſen nimm mit ſammt den Dornen hin!

◆

Inhalt.

Frauenlieb' und Leben.

In fünf Bildern.

1. Dämmerſtunde 5
2. Der Kirchgang 15
3. Der Webſtuhl 25
4. Hymne 33
5. Die Wiege 39

Räthsel der Liebe.

Novelle in zwei Büchern.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Das Konzert am Hofe 51

Zweites Kapitel.

Die romantiſchen Weiber 78

Drittes Kapitel.

Jules St. Alban an G*** M*** zu Paris 96

Viertes Kapitel.

Pour prendre congé 105

Fünftes Kapitel.

Zwei Herzen auf der Flucht 113

Zweites Buch.

Sechstes Kapitel.

Das verlorene Paradies 135

Siebentes Kapitel.

Das Räthſel 145

Achtes Kapitel.

Die Löſung und ein altes Intermezzo 154

Neuntes Kapitel.

Der Mantel der Liebe 162

Roſenkranz für Liebende.

I—XIX 165

◆

Verbeſſerungen.

Seite 82 Zeile 12 lies bereitete ſtatt beretiete.
„ 88 „ 20 „ Kochbuche ſt. Kochtuche.
„ 115 „ 13 „ bewehrten ſt. bewahrten.
„ 118 „ 21 „ fremdem ſt. fremden.
„ 122 „ 11 „ Anſichten ſt. Anſätze.
„ 124 „ 23 „ Zufälligkeiten ſt. Gefälligkeiten.
„ 126 „ 18 „ ihn ſt. ja.
„ 130 „ 15 „ ab ſt. es.
„ 141 „ 11 „ ihm ſt. ihn.
„ 142 „ 25 „ Nie ſt. Wie.
„ 160 „ 20 nach »und er« ein Komma einzuſchalten.
„ 173 „ 1 lies halte ſtatt hatte.

Durch alle Buchhandlungen iſt auf Beſtellung zu haben:

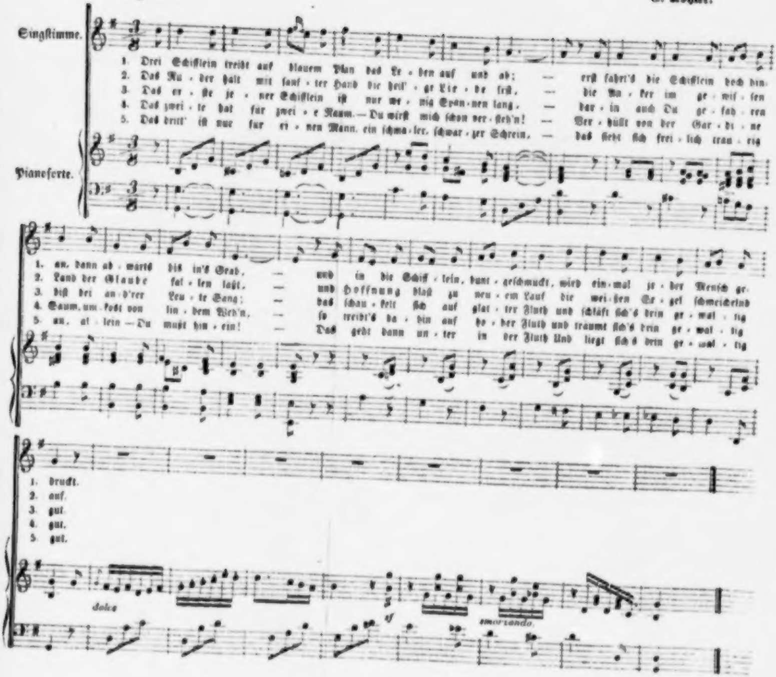
Schreger, D. C. H. Th. d. j.

Kosmetiſches Taſchenbuch für Damen, zur geſundheitsgemäßen Schönheitspflege ihres Körpers durch's ganze Leben und in allen Lebensverhältniſſen. Mit einem Titelkupfer. 8. Auf Schreibpap. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 Kr. Auf Druckpap. 12 Gr. od. 54 Kr.

Welch Geſchenk käme dem holden Geſchlechte willkommener, als eine Anweiſung in der lieblichen Kunſt, eben das ſchöne zu ſein, der ſüßeſten, aber flüchtigſten Gabe des Himmels einen längeren Flor zu verleihen, als der gemeine Naturlauf ihr zu gönnen ſcheint? Noch beſitzen wir kein Werk, welches dieſen Gegenſtand ſo gründlich und vollſtändig, und zugleich mit ſo zartem Sinne für Schönheit behandelte. Ueber Pflege der Schönheit in jedem Alter und Lebensverhältniß, ſo wie über Vertilgung etwa vorhandener Flecken und Mängel, finden ſich hier die bewährteſten Vorſchriften; ſo wie auch der Anhang unſchuldiger künſtlicher Schönheitsmittel (Schminken) diejenigen befriedigen wird, welche nicht Luſt haben, ſich durch die leider ſo häufigen metalliſchen zu vergiften.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Allegretto. **C. Köhler.**


Singſtimme.
Pianoforte.
1. Drei Schifflein treibt auf blauem Plan das Leben auf und ab; — erſt fahrt's die Schifflein hoch hinan, dann abwärts bis in's Grab, — und in die Schifflein, buntgeſchmückt, wird einmal jeder Menſch gedruckt.
2. Das Ruder hält mit ſanfter Hand die heil'ge Liebe feſt, — die Schifflein hoch hinaus Land der Glaube fallen läßt, — und Hoffnung bläſt zu neuem Lauf die weißen Segel auf.
3. Das erſte jener Schifflein iſt nur wenig Spannen lang, — die Anker im gewiſſen biſt bei and'rer Leute Sang; — das ſchaukelt ſich auf glatter Fluth und ſchläft ſich's drin gewaltig gut.
4. Das zweite hat für zweie Raum. — Du wirſt mich ſchon verſteh'n! — darin auch Du gefahren Saum, umkoſt von lindem Weh'n, — ſo treibt's dahin auf hoher Fluth und träumt ſich's drin gewaltig gut.
5. Das dritt' iſt nur für einen Mann, ein ſchmaler, ſchwarzer Schrein, — verhüllt von der Gardine an, allein — Du mußt hinein! — Das geht dann unter in der Fluth Und liegt ſich's drin gewaltig gut.
dolce
sf
smorzando.

Die
neuen Argonauten.

Ein komiſcher Roman.

Von

Franz Dingelſtedt.

Fulda,
C. Müllerſche Buchhandlung,
(G. F. Euler.)
1839.

Die neuen Argonauten.

Klio.

Ich weiß nicht, was die gute Stadt Gersfeld — wo ſie liegt, kann Jedem gleichgiltig ſein, der unwiſſend genug iſt, es nicht zu wiſſen, — was ſie, ſage ich, in den Ruf gebracht hat, eine kleine Stadt zu ſein, ſo daß die Bewohner der Reſidenz, wenn ſie von ihr reden, geringſchätzig die Achſel zucken und von Provinzial- oder gar von Land-Städtchen murmeln. Der Poſtmeiſter wußte es auch nicht und ſtampfte allemal hinter ſeinem Gitterlein ingrimmig mit dem Filzpantoffel, wenn ein Brief mit der Adreſſe „Gersfeld bei Rautenburg" aus dem Beutel geſchüttelt wurde. War denn Rautenburg wirklich um ſo viel größer, oder hieß es bloß deßwegen ſo und nicht umgekehrt, weil in Rautenburg vor Jahren ein kleiner Fürſt ſeinen ganz kleinen Hof aufgeſchlagen hatte und man alſo noch Hofapotheker und Hofuhrmacher und Hofſchneider in Rautenburg kannte? Nämlich der Hofſchneider hieß ſo, nicht weil er für den Hof ſchnitt, der war ſchon längſt aufgehoben, als er zünftig ward, ſondern nur weil er dem Hofuhrmacher und ſeiner Familie die nöthigen Feigenblätter aus einheimiſchem Tuche zubereitete, und der Hofuhrmacher wiederum ſo, weil er dem Hofapotheker die alte Kukkuks-Uhr in der Offizin alle Chriſttage reinigen mußte, und ſo pflanzte ſich das Wörtlein „Hof“ durch einen unauslöſchlichen Karakter, wie es bei den katholiſchen Geiſtlichen heißt, immer von ſelbſt fort, und wer mit einem Hofbetitelten zu thun hatte, ward ſelbſt zum Hofe gezogen.

Alles dieß geſchah zu nicht geringer Verdrießlichkeit der Bürgerſchaft von Gersfeld, die ſich nun mit allem Ernſt darauf ſteifte, ihr Bürgerthum als einen maſſiven Gegenſatz zu der Hofverguldung recht herauszukehren und es in allen Stücken der Reſidenz-Stadt Rautenburg zuvorzuthun. Und zählten die Gersfelder bei der letzten Kataſtrirung nicht offenbar zwei und ſechszig Seelen mehr als die Rautenburger? Und hatte man nicht in Gersfeld auf Akzien ein Caſino-Haus erbaut, worin nach Verſicherung des Tuchfabrikanten Weißzahn, der Vorſteher war, die ganze Rautenburger Hof- und Nicht-Hof-Geſellſchaft einander bekomplimentiren konnte, ohne mit dem Steiß an einander zu ſtoßen, wie es bei ihnen ſelbſt alltäglich vorfiel? Und blühte nicht in Gersfeld die lateiniſche Schule alljährlich üppiger empor, des Landgerichts und der Apotheke und des neuen Stockhauſes kaum zu gedenken? Wir brauchen uns, ſagte der Stadtpfarrer, nicht einmal auf unſere Vorzeit zu berufen, aber geſetzt, wir wollten es, was könnten uns die Rautenburger wohl als Aequivalent gegen unſere ruinirte Kirche bieten, über die ſchon ganze Bücher geſchrieben worden ſind und zwar von beſſeren Federn, als von mir?

Er erwartete, daß ihm der Tuchfabrikant Weißzahn, mit dem er auf dem Caſino die ganze Frage aufs Neue erörterte, widerſprechen ſollte; allein Weißzahn begnügte ſich, ihm beifällig zuzunicken, und ſetzte hinzu: Gott ſtraf' mich, Herr Pfarrer! — mit Erlaubniß vor einem geiſtlichen Herren — ich ärgere mich alle Mal, daß ich durch das Neſt komme, auf der Hinreiſe, wie auf der Herreiſe zur Meſſe. Meinen Sie, es ſei ein ordentliches Gaſthaus zu finden in dem Hof-Dinge? Blaue Löwen, grüner Eſel, haariger Ranzen — ich frage Sie, ſind das Hof-Namen? Da kommen ſie bei uns einmal in den Engel oder in den Mond oder in den Anker!

Weißzahn ſchnalzte mit der Zunge und trank einen mächtigen Schluck Weißbier. Sie glauben mir's vielleicht nicht, fuhr er hierauf fort, allein ich kann es Ihnen zuſchwören, Herr Pfarrer! in dem Gaſtzimmer des blauen Löwen wird allerwegen geraucht, und das geht bunt durcheinander, Fuhrleute, Studenten, Honorazioren, Fabrikanten, alles pêle-mêle, wie der Franzoſe ſagt. Da iſt der Engelwirth ein ganz anderer, ein feiner Mann. In ſeinem Fremdenzimmer iſt ein dicker Strich mit Kreide auf dem Fußboden gezogen, und nur links darf geraucht, und nur rechts darf geſpeiſt werden, was in dem großen Lokale eine herrliche Mannichfaltigkeit hervorbringt.

Aber die beſte Glorie um das Haupt des Engelwirthes vergaß der Fabrikant auszumalen, weil er ſie, als Einheimiſcher, täglich d. h. gar nicht mehr ſah. Fremden fiel es dagegen deſto häufiger auf, wie der Engel ſein Schild nicht nur nach Art und Weiſe gewöhnlicher, irdiſcher Herbergen ſelber trug, ſondern an das Haus gegenüber ſogar einen blauen Wegweiſer angebracht hatte, der groß und gewaltig in die Straße hineinragte und worauf in goldenen Unzial-Buchſtaben geſchrieben ſtand: das Gaſthaus zum Engel iſt gegenüber, wie auf der andern Seite: L'hôtel d'Ange est vis-à-vis. Die letzte Verdeutſchung — denn Gaſthöfe meinen deutſcher zu reden, wenn franzoſiſch, — hatte der Stadtpfarrer ſelbſt entworfen und verfocht den Genitivus ſtandhaft gegen den Sextus an der lateiniſchen Schule, der „à l'ange“ für allein richtig erklärte und deßhalb vom Pfarrer in allen Geſellſchaften für einen Neuerer, einen unruhigen und arroganten Kopf, für einen Sektirer und Reformirer ausgegeben wurde.

Nun d'ange oder à l'ange, Caſino, Apotheke, Stockhaus, Schule, — Alles dieß zuſammengenommen erhob die eifrige Stadt Gersfeld in den Augen eines unpartheiiſchen Beobachters nicht zu jenem Range, den ihr ein Mann innerhalb ihrer Mauern, einer ihrer Söhne, ihrer Bürger, mittheilte. „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen", ſo hätten die Wahlmänner dieſem Einen an die Stirn ſchreiben ſollen und ihn abſenden zum Landtage, damit die Welt inne würde, daß es hinter den Bergen auch noch Leute gäbe. Dieſer Eine lebte aber, zwar anerkannt, doch nur von Wenigen, zwar geehrt, doch nur bei Gebildeten, in genügſamer Stille in der Stadt Gersfeld. Meine Feder zittert vor Ehrfurcht, wie ich mich dem Namen dieſes Einen nahe, mein Geiſt verſinkt ganz und gar in der Betrachtung ſeiner Gaben, und bei dem Gedanken, daß ich mich eine geraume Zeit hauptſächlich mit ihm beſchäftigen ſoll, ſein Bild ausmalen, ſeine Thaten erzählen, ſeinen Werth einer verdienten Unſterblichkeit anheimgeben, bei dieſem Gedanken überfällt mich die ganze Luſt, aber auch das ganze Gewicht meines erhabenen Berufs, und ich athme tief auf.

In der Pomeranzen-Straße war das Haus dieſes merkwürdigen Mannes gelegen, eine Stätte, wozu ohne allen Zweifel noch einmal eben ſo viele Fremde wallfahrten werden, als zu Goethes Wohnung in Weimar oder zu Virgils Grab, wenn er nur erſt ſo lange todt ſein wird als dieſer. Jedes kleine Kind kannte daſſelbe, ſelbſt Reiſende — nämlich ſolche, die in Zucker oder in Kaffee, in Tabak, in Oel und anderen gangbaren Artikeln machten, — beſuchten es viel fleißiger, als die vom Stadtpfarrer berühmte Ruine der Domkirche. In dieſem Hauſe, das mit Shakeſpeare's Geburtsſtätte außer vielen anderen Eigenſchaften auch die der

Unanſehnlichkeit gemein hatte, wohnte nämlich Herr Euſebius Trenttelfuß, Kaufherr, wie auch Marktmeiſter und Mitglied der Orts-Polizei-Kommiſſion zu Gersfeld. Euſebius Trenttelfuß — da ſteht er ja leibhaftig vor mir, dieſer Name, und mit ihm das ehrwürdige Konterfey deſſen, der allein würdig war, ihn zu führen!

Das Geſchlecht derer Trenttelfuße zählt nach den glaubwürdigſten Zeugniſſen und Urkunden zu den älteſten der Stadt Gersfeld. Hätte es nicht der Stammbaum in dem der Familie zugehörigen evangeliſchen Geſangbuche nachgewieſen, ein Baum, dem jeglicher Trenttelfuß ein neues Reiß einzupfropfen nach Kräften befliſſen war: ſo würde die mündliche Ausſage der Erbhaushälterin der Familie, Frau Margaretha Schleichlein, einen unumſtößlichen Beweis geliefert haben. Ihr Gedächtniß verlor ſich in die tiefſten Nebel der Trenttelfußiſchen Vorzeit, und in glücklichen Stunden vermochte Frau Schleichlein alle einzelnen Familienglieder ſammt deren zeitigem und ewigem Schickſale mit nicht geringer Fertigkeit an den Gelenken ihrer Hand nachzuzählen. Der gegenwärtige Stammhalter, Herr Euſebius Trenttelfuß, verfolgte jedoch die Reihe ſeiner Vorfahren, die in alt ägyptiſchem Sinne ſämmtlich der Krämergilde angehört hatten, noch um wenigſtens einen Grad über ſeinen Gersfelder Stammvater hinaus in das holländiſche Gebiet, und dieſes zwar aus einem Grunde, den wir gleich anführen werden.

Herr Euſebius war nämlich, ſo ſonderbar dieß auch anfangs erſcheinen mag, mit Leib und Seele dem Seeweſen zugethan, und es iſt dieſes eine ſo hervorſtechende und überall durchſchlagende Eigenthümlichkeit ſeines vortrefflichen Karakters, daß wir unſere Leſer nicht frühzeitig genug darauf hinweiſen können. Woher aber dieſe auffallende Liebhaberei plötzlich in das ächte Continental-Geſchlecht der Trenttelfuße eingedrungen war, darüber ſteht aus den Notizen, welche ihr Haus- und Familien-Archiv an die Hand giebt, leider nichts zu entlehnen, es ſei denn, daß man ſich mit dem unverbürgten

Stadtgerüchte begnügen wolle, es habe ſich die ſeelige Mutter unſeres Euſebius vor deſſen Geburt bei einer Reiſe nach Münden an einem Weſerſchiffe oder deſſen Capitain verſehen. Ohne Beiſpiel wäre dergleichen nicht, was auch aufgeklärte Aerzte und die in dieſem Punkte eifrigſt widerſprechende Frau Schleichlein dawider anführen mögen; man erinnere ſich nur an die Mutter des berüchtigten René Cardillac, die ſich an einem Gehangenen verſah und einen leidenſchaftlichen Liebhaber fremder Juwelen dafür in die Welt ſetzte!

Wie dem nun auch ſein möge, gewiß iſt es, daß eine ſeltſame Paſſion für das Meer und das Leben des Meeres in dem auch ſonſt ſehr dichteriſchen Gemüthe des Herrn Trenttelfuß Wurzel gefaßt hatte. Hiervon zeugte zunächſt ſeine Beleſenheit im Fache der Marine-Literatur, die nicht bloß alle Reiſenden von Ferdinand Magelhaen bis auf Capitain Roß, ſondern auch alle Seeromane, die des trockenſten Feſtlandes nicht ausgenommen, begierig verſchlungen hatte; eine Beleſenheit, die den Leibbibliothekar Schmiermeyer in nicht geringe Verzweiflung brachte, ſo oft Herr Trenttelfuß in ſeinen Laden trat, alle Fächer durchſtöberte, alle Leitern umwarf, alle Kataloge zerriß, um unter den fettglänzenden Banditen noch einen honetten Seeräuber herauszupreſſen. Allein mit dem Leſen nicht zufrieden, ſuchte Herr Trenttelfuß ſogar in ſeinem Hausweſen, das ſonſt von dem Normalzuſtunde der Gersfelder Ehrenbürger nicht im Geringſten abwich, ſo weit es geſchehen konnte, jene Liebhaberei zu befriedigen.

Schon vor dem Eintritte in das Trenttelfußiſche Haus zeigte ſich dem in der Pomeranzen-Straße etwan Luſtwandelnden über der Thüre deſſelben ein Seeſchiff, das mit vollen Segeln dahinſteuerte, das Kunſtprodukt eines einheimiſchen Maſchinenbauers, vulgo Ortszimmermeiſters, deſſen Vater mit den Heſſen die amerikaniſche Campagne gefeiert hatte. Nach dieſem Wahrzeichen ward das Haus auf des Beſitzers ausdrücklichen Betrieb „Zum Schnellſegler“ getauft, ingleichen alle in Stein gedruckten Rechnungen der Firma „Euſebius Trenttelfuß“ und alle Geſchäftsbriefe mit demſelben Sinnbilde verſehen. Trat man alsdann in den Laden ein, ſo waren auch hier viele Zierrathen von Schiffsſchnäbeln, Maſten, Ankern, Tau- und Takel-Werk u. dergl. m. angebracht, ja unter der Decke ſogar ein ausgeſtopfter Stör und über dem Ladentiſche eine junge Wallfiſchribbe, welche beiden Reliquien Herr Trenttelfuß auf einem Viehmarkte von einer durchreiſenden Gauklergeſellſchaft für einige Naturalien an ſich gebracht hatte. Ganz unverkennbar aber ward der überſeeiſche Karakter, wenn man die Disziplin und den Gang der Geſchäfte im Laden gewahrte, wenn man es z. B. hörte, wie Herr Euſebius aus dem Maſtkorbe (ſo liebte er es zu benennen, wenn er oben auf der Leiter ſtand) den Ladenjungen oder „Midſhipman“ bis in den unterſten Schiffsraum, den Keller, wo die Oel- und Sauerkraut-Fäſſer lagerten, ſein Commandowort erſchallen ließ. Ja, es hatte ſelbſt die dem unchriſtlichen Weſen anfangs gänzlich abholde Frau Margaretha Schleichlein ſich allmählich ſo in die Terminologie ihres Herren gefunden, daß ſie Mittags präzis um zwölf Uhr nicht nur ächt ſeemänniſch eine Glocke zog, zum Zeichen, daß das Eſſen bereit ſei, ſondern auch, wenn irgend eine wohlgelungene Schüſſel ſie vorzugsweiſe heiteren Sinnes machte, den Kopf aus dem kleinen Schiebfenſterlein in der Küche herausſtreckte und in den Laden hinunterrief: „Alle Hände auf's Deck!“

Das Innere der Trenttelfußiſchen Gemächer dekorirten fernerhin die kolorirten Kupferſtiche der merkwürdigſten Seeſchlachten, ſo wie die Bildniſſe ihrer Helden von Themiſtokles bis auf Codrington und de Rigny, und ſeine Handbibliothek enthielt, außer dem ſauber eingebundenen Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen vom Jahre 1803 und Friedrich's Siona oder „die Jungfrau wie ſie ſein ſoll“, nur ſolche Schriften, die auf das Seeweſen Bezug haben. Und zum Beweiſe, daß ſich die Vorliebe für daſſelbe ſelbſt in die entlegenſten Winkel ſeines Hauſes und ſeines Herzens eingeſchlichen hatte, diente eine künſtliche Hängematte, angebracht auf dem oberſten Boden zwiſchen den Trockenſeilen der Frau Schleichlein; dort pflegte ſich Euſebius in freien Stunden zu ſchaukeln, eine ſelbſterzeugte Cigarre im Munde, und gern bezahlte er den ungewohnten Genuß dieſes narkotiſchen Krautes und die wellenförmige Bewegung in der alten Steppdecke mit einem heroiſchen Uebelſein, das ihn tröſtlich an die Seekrankheit erinnerte.

Oben iſt ſchon bemerkt worden, wie Frau Margarethe Schleichlein ſich freilich in ſo weit in die Ideen ihres Gebieters gefunden hatte, als ſie ſeine Sprache verſtand und zu guten Stunden ſelbſt darin redete; ſo wußte ſie, daß ſie, wenn er den Hauptmaſt verlangte, ihm den weißen Filzhut reichen ſollte, daß er unter dem Schönfahrſegel den Nanking-Sommerrock, unter dem Compaß ſeine Schnupftabaksdoſe aus Kartoffelmaſſe meinte u. ſ. f. Deßungeachtet konnte ſie, als getreue Dienerin des Trenttelfußiſchen Hauſes und als zeitiger Vorſtand der in ihr vereinigten Departements des Inneren und der Finanzen nicht immer zu Euſebius Neigung ein geduldiges Amen ſagen, weil ſie dieſelbe mit ächt miniſteriellem Scharfblicke als koſtſpielig und als gefährlich erkannte. Daher datirt ſich auch der Vorwurf der Verſchwendung und der Wagehalſigkeit, welche ſie dem ſonſt makellos und unantaſtbar daſtehenden Karakter unſeres Helden, anſcheinend mit vielem Grunde, oftmals machte. Allerdings kann es ſelbſt von mir, dem begeiſterten Verehrer und unwürdigen Biographen des Kaufherrn, wie auch Marktmeiſters und außerordentlichen Orts-Polizei-Commiſſions-Mitgliedes, nicht in Abrede geſtellt werden, daß er freiwillig und mit wahrer Wolluſt in die Lektüre der mörderiſcheſten Seegefechte ſich vertiefte, bei denen, wie er ſich ausdrückte, die Gefallenen eines doppelten, aber deßwegen auch um ſo glorreicheren Todes verſtorben wären. Ingleichen mochte es wohl einen ſchauerlich erhabenen Eindruck machen, wenn er Frau Schleichlein an finſteren Wintertagen mit gedämpfter Stimme ſeine Lieblingsſcene aus der Schlacht bei Trafalgar vorlas, wie dazumalen Nelſon mit ſeinen 27 Linienſchiffen in zwei Colonnen die ſpaniſch-franzöſiſche Flotte auseinanderſprengte, endlich aber ſelbſt an einem Schuß aus dem Maſtkorbe der Santa Trinidad ſein emeritirtes Heldenleben endigen mußte. Und wenn er dann geſchloſſen hatte und mit Heldenbegeiſterung ausrief: „Sieh, liebe Schleichlein! ſo laß mich dereinſt verſcheiden, im Angeſicht des überwundenen Feindes und neunzehn ſeiner untergegangenen Schiffe, mit drei Admirälen zu Gefangenen und einer Familiengruft in der Paulskirche zu London“, ſo wird es kein Billigdenkender der guten Haushälterin verargen, wenn ſie, gewöhnlich mit gefaltenen Händen und erſchrockenem Gemüthe ſolchen Ausbrüchen ächten Heldenſinnes zuhörend, ihren lieben Herrn der Wagehalſigkeit und Todes-Verachtung beſchuldigte.

Was aber den zweiten Anklage-Punkt, den der Verſchwendung anging, ſo muß auch hier in einem Stücke der ſtrengen Beſchließerin Recht gegeben werden, wiefern nämlich Herr Euſebius, der ein leidenſchaftlicher Ichthyophage war, viel Geld in dieſem Titel ſeines häuslichen Budgets allwöchentlich verausgabte. Er hatte ſich in Hinſicht dieſer Waſſerbewohner ein eigenes Syſtem geſchaffen, wornach er alle Fiſche in Weißfiſche und Nicht-Weißfiſche eintheilte, welche letztere Klaſſe er lediglich als Produkte der Kreuzung von Seefiſchen mit Weißfiſchen anſah. Weißfiſche und Nicht-Weißfiſche ſpielten nun freilich bei den ſonntäglichen Mahlen im Trenttelfußiſchen Hauſe eine nicht unbedeutende Rolle, obſchon nur der Herr deſſelben und Frau Margaretha ſich beſonders mit ihnen abgaben, den Lehrlingen aber höchſtens ein Kopf- oder Schwanz-Stücklein verabfolgt wurde. Allein wenn man bedachte, daß Herr Trenttelfuß ſeine genoſſenen Fiſche in purem Gersfelder Waſſer ſchwimmen ließ, während ſeine Nachbaren ihre Kälber und Ochſen unter Spiritus ſetzten, wenn man fernerhin wußte, daß er — gleichſam ein umgekehrter Katholik — nur an Feſt- und Faſt-Tagen Fleiſch aß und in deſto innigerem Verkehr mit den Franz Drake'ſchen Illaten ſtand, ſo mußte man zuletzt wohl bekennen, daß auch hierin das Maß einer geregelten Depenſe niemals von Herrn Euſebius überſchritten ward, eben ſo wenig als ihn ſein Wohlgefallen an Haupt- und Staats-Akzionen zu Waſſer jemals verhinderte, jeden Abend ruhig zu Bette zu ſteigen, um am anderen Morgen eben ſo ruhig wieder zu erwachen.

Jetzt erſt — und wir müſſen unſere geduldigen Leſer um Verzeihung bitten, daß es nicht ſchon lange geſchehen — jetzt, nach dieſen Vorſtudien in den Karakter unſeres Helden, vermögen wir uns vollſtändig ſeine oben erwähnte Liebhaberei, das Geſchlecht der Treuttelfuße in das Holländiſche rückwärts zu generiren, zu erklären. Er wollte nämlich, weil er für die Einimpfung eines neuen Reiſes auf den ehrwürdigen Stammbaum bislang noch nichts gethan hatte, demſelben wenigſtens einige Pfahlwurzeln beipfropfen. Und in der That, wenn wir erfahren, daß in der ausführlichen Beſchreibung der Thaten und Erlebniſſe des großen Seehelden Tromp ausdrücklich der Bravour eines Schiffslieutenats Treuttelfueß gedacht wird, der ſich im Jahre 1639 in dem Treffen bei Grevelingen gegen die Spaniſchen ausgezeichnet hatte, werden wir gewiß der Meinung des Herrn Euſebius beitreten müſſen, welcher dieſes „Treuttelfueß" als einen bloßen Druckfehler für Trenttelfuß erklärte. Es ſteht gegen dieſe Konjektur nichts Erhebliches zu erinnern; vielmehr iſt dieſelbe, was Wortform und Wortſinn angeht, um Vieles wahrſcheinlicher, als ſo viele andere etymologiſche und philologiſche, und findet in dem, durch ein ſeltſames, aber keines Weges unerhörtes Naturſpiel bewirkten Auftauchen jener See- und Schiffs-Liebhaberei des Herrn Euſebius eine mächtige Stütze. —

Viele Jahre waren in ruhigem und auf obgedachte Weiſe fortgeſetztem Leben über dem „Schnellſegler" in der Pomeranzen-Straße hingeſtrichen. Herr Euſebius Trenttelfuß, zu verdienten Ehren und Würden in ſeiner Vaterſtadt befördert, ſchwärmte für die Marine und verkaufte dabei Oel, Schwefelhölzer, Eſſig, Gurken, Habermann'ſche Glanzwichſe u. dgl. m., wie es ſeine in Gott ruhenden Altvordern auch gethan hatten. Nur die Mißgunſt konnte es der ſoliden Fama nachſagen, daß das Haus, zum Theil wegen der koſtſpieligen und zeitraubenden Liebhaberei ſeines Chefs, in Verfall geriethe. Haben wir doch in neueſter Zeit Schöngeiſter und Poeten unter den Dattel- und Mandel-Kiſten genug, ſteht doch ſogar deren Muſe in dem innigſten und fruchtbarſten Verkehr mit dem anderen Gotte, dem ſie dienen, mit Merkurius: warum ſollte Euſebius unſchuldige Paſſion juſt nachtheilig auf ſein Geſchäft einwirken? Allein es verargten es die erſten Mütter und die pères nobles in Gersfeld dem Manne gar ſehr, daß er, ſtatt ſich ein rechtſchaffenes Weib — jedes dachte natürlich zunächſt an das eigene Fleiſch und Bein — zuzulegen, das Regiment ſeines Haushaltes nach wie vor den kundigen und erprobten Händen Frau Margarethens überließ. Deſto zufriedener war die leztere bei ihres Herrn Ruhe und Beſtändigkeit, und nur wer eine treue Schaffnerin ganz und in ihren zarteſten Empfindungen durchſchaut, kann den Schmerz des würdigen Frauenzimmers in vollem Umfange beurtheilen, den eine plötzliche Veränderung in dem Gemüthe und dem Betragen ihres Gebieters bei ihr hervorbrachte. Herr Euſebius hatte ſeit dem Märzmonate zerſtreute Stunden, worin er ſelbſt aus Nelſons Biographie träumeriſch emporſtarrte, mit den Fingern ein vergnügtes Schnippchen ſchlug, ja zuweilen einzelne, unverſtändliche Worte in den zweimal wöchentlich raſirten Bart murmelte. Die Kunden beſchwerten ſich ſogar, daß dieſe Zerſtreuung in ſeinen Handel noch ſtörender als ſonſt eingreife; er wog unrichtig und ſtatt den verlangten Häring ſorgfältig, wie ſonſt, in blaues Zuckerpapier zu betten und dem Kaufluſtigen in die Hand zu drücken, wickelte er ihn mit Gewalt am Schwanze auf, wie Garn und preßte ihn in eine Spaniol-Düte.

Frau Margaretha ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Nicht lange darauf beſtellte ſich Herr Euſebius einen funkelnagelneuen ſchwarzen Anzug von inländiſchem Tuche, ohne ihr ein Wort davon zu ſagen, zählte ſelbſt ſeine Wäſche durch, muſterte die Garderobe und ſchwärzte den an einzelnen Stellen ſchadhaft gewordenen Seidenhut mit Habermann'ſcher Glanzwichſe.

Frau Margaretha ſchüttelte den Kopf und ſchwieg; allein ſchweigend ſchluckte ſie ihre bitteren Thränen hinunter, und als eines Morgens gar die Maurer ankamen und den „Schnellſegler“ neu aufzutakeln anfingen, als ſie ſelbſt geheißen wurde, die beſte Stube im Hauſe zu ſcheuern, alles Zinn in der Küche aufzuputzen und neue Hemden für den verſchwiegenen Tyrannen zuzuſchneiden, da brach ihr die treue Seele entzwei und ſie erſchien weder am Mittagstiſche, noch brachte ſie dem im ganzen Hauſe ordnend und befehlend umherſtolzirenden Herrn den Kaffee, wie ſie ſonſt gepflegt.

In der Stadt Gersfeld fand man bald den Schlüſſel zu der neuen Tonart, worein das Trenttelfußiſche Leben überging. „Er wandert auf Freiersfüßen“, ſagten die Männlein und die Weiblein von ihm, und jene, waren ſie jung und heirathsluſtig, ſahen ihn ingrimmig, waren ſie Vater, ſahen ihn hoffnungsvoll an, während dieſe mit allgemeinem Intereſſe das neu aufſteigende Geſtirn begrüßten. Ein Mann, der unter den Töchtern des Landes zur Brautſchau umherzieht, iſt für eine große Stadt wie für eine kleine, ein Meteor. Allein der Stern blieb über keinem der Häuſer in der Pomeranzen-Straße, ja nicht einmal am Markte ſtehen, wo der Bürgermeiſter wohnte und der mit ſieben Töchtern geſegnete Commandant der Nazional-Garde. Binnen Kurzem war es kein Geheimniß mehr, daß Herr Euſebius reiſen wolle, und ſomit hörte auch ſeine Bedeutſamkeit für das Tanz-Caſino in Gersdorf auf. Man ſagte ſichs nun, um für die vorzeitige Freundlichkeit Rache zu üben, ziemlich laut in's Ohr, der „Schnellſegler" ſei nahe dran, auf den Strand zu laufen und wolle ſich mit einer guten Parthie draußen wieder flott machen. „Hier hätte ihn ja doch kein honettes Mädchen genommen", ſagte tröſtlich der Bürgermeiſter, und die Gattin des Commandanten erwiderte, mit einem ſtolzen Blick auf ihre Plejade: „Ja, wohl nicht einmal ein unhonettes!"

Euſebius ahnte von dem Allen nichts. Der Frühling war in's Land gekommen, und man wußte es in Gersfeld ſo gut, wie Heinrich Heine es in Hamburg gewußt hat, daß im wunderholden Monat Mai nicht nur die Knospen ſpringen, ſondern auch das Sehnen und Verlangen im menſchlichen Herzen. Vier Tage vor dem heiligen Pfingſtfeſte war es, daß Herr Euſebius deſſen Geſtändniß that in traulicher Abendſtunde, da er mit Frau Schleichlein zuſammen im Ladenſtübchen ſaß.

Es trat nämlich der Lehrburſche des erſten und einzigen Gersfelder Sattlers ein und brachte mit einem Gruße vom Meiſter den Reiſekoffer des Herrn Marktmeiſters wieder. „Er iſt mit friſchem Seehund überzogen und inwendig auf den Deckel ein blauer Stern geklebt", ſagte er, ſetzte ab und ging, ohne von Frau Schleichlein mit etwas Weiterem als einem Stückchen Candiszucker gegen den Huſten vergnügt zu werden.

Der Seehund ſtand im Zimmer, Herr Euſebius wortlos daneben, Martha ſchluchzte im Schmollwinkelchen. Endlich ermannte ſich jener und ſprach, ſehr hart, damit er ſeine Verlegenheit überwinde: „Gute Schleichlein, morgen reiſe ich! Auf Pfingſten muß ich in der Hauptſtadt ſein. Sorge du nun dafür, daß ich gute, wollene Strümpfe habe, namentlich ungeſtopfte, weil ſich's auf dem Stadtpflaſter ſchlecht geht; auch die neuen Hemden ſuche hervor und heiße den Lehrjungen meine kalbledernen Stiefel reinigen!“.

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während Martha mit deſto kleineren hinausweinte. Nach Kurzem kam ſie wieder, im Arme die Hemden und Strümpfe, legte ſie auf den Tiſch und ſetzte ſtill den Leuchter dazu. Ich werde, „hub ihr Gebieter nach einem langen Räuspern von Neuem an, „wohl erſt in vierzehn Tagen wieder kommen, und — nicht allein“. Dabei packte er die Hemden ein, damit er Frau Schleichlein nicht in das blaſſe Geſicht voll Erwartung und Vorwurf zu ſchauen brauchte.

„Wen werden Sie denn mitbringen, Herr Trenttelfuß?“

Nach einer langen Pauſe rief er ſehr barſch aus: „meine Frau!“

Da brach der Damm bei Frau Margarethen und ein Strom von Warnungen, Bitten, Glückwünſchen, Vorhalten, alles in Thränen fortgeſchwemmt, überfluthete den mit den wollenen Strümpfen ſtark Beſchäftigten. „Meinten Sie etwa“, ſo ſchloß die mit Recht Gekränkte, „ſo ein gewöhnliches Stück von Haushälterinnen vor ſich zu haben, die zu einer jungen Frau ſcheel ſähe? Mein Haus iſt beſtellt, morgen kann ſie einziehen. Alles in Ordnung, Kiſten und Kaſten, Keller und Boden, ſogar die zwei Betten in der grünen Kammer habe ich herrichten laſſen. Denn Sie müſſen unſer Einen nicht für blind halten, wenn Sie gleich ſtumm ſind, wie Ihre Weißfiſche. Ja!“

Euſebio war ein Stein vom Herzen gefallen mit dem Geheimniß. „Gute Schleichlein,“ ſprach er begütigend, „glaube doch nicht etwan“ — Allein die Fluth ſtrömte nach und unterbrach ſein Bächlein, als es im beſten Fließen war. „Und ſagen Sie nur, wann ich mein Bündel ſchnüren ſoll“, fuhr ſie fort, „wann ich aus dem Hauſe gehen muß, wo ich drei und vierzig Jahre in Ehren und Züchten gewirthſchaftet habe unter Ihrem Herrn Vater, Gott habe ihn ſelig. Denn Sie werden auf Johannis ein und vierzig, und ich war zwei Jahre eher hier, als man an Sie dachte. Ja!“

Der ein und vierzig-jährige Bräutigam ergrimmte. „Frauenzimmer!“ ſchnob er, „nun gieb Ruhe! Wer ſpricht denn von Deinem Scheiden? So lange der Schnellſegler noch eine ganze Raa am Rumpfe hat, wird er Dich alten Ballaſt auch nicht über Bord werfen. Potz Nelſon und Codrington!“

Da klärten ſich Margarethens Züge holdſelig auf und indem ſie ſich haſtig zu dem Scheltenden niederbeugte, um die Strümpfe recht in die Ecken des Koffers zu preſſen, fragte ſie nun, über ihr eigenes Schickſal beruhigt, den Herrn weiter ab, und malte ihm mit alter Weiber Fertigkeit das Stillleben im

Schnellſegler bebende aus, wie ſie nun für ihn ſorgen wolle und für die junge Madame obendrein, und ſo Gott ſeinen Segen gebe, auch für die liebe, kleine Nachkommenſchaft.

Sie weinte wiederum. Euſebius aber warf den Deckel jubelnd zu und tanzte im Zimmer umher. „Schleichlein!“ ſprach er unter vielem Lächeln und Lachen: „Ich hole mir eine aus Keſſelſtadt, keine Landpomeranze, ein Mädel aus der Stadt, eine Hofdame.“

Margaretha faltete demüthig die Hände. Der Entzückte aber erzählte: „Du weißt doch von meines Vaters Bruders Schwägerin Hauſe in Keſſelſtadt? Madame Pappel, die die große Penſion hält? Der ihr einzig' Mädel iſt's, ein junges Blut, hübſch, fein, — hui! und Fiſche, Goldfiſche! Potz Nelſon und Codrington!“ Er ſprang auf einem Beine in dem Ladenſtübchen umher, der ſonſt ſo geſetzte Mann, und die Häushälterin mußte ihn erſt am Aermel zupfen, weil ſie ſah, wie der Lehrjunge, die Freiersſohlen im Laden abkratzend, durch das kleine

Gucklöchelchen glotzte, und über den tanzenden Marktmeiſter Geſichter ſchnitt.

Als ſich ſein Jubel ein wenig verſchoſſen hatte, brachte er einen zuſammengefalteten Brief hervor und hielt ihn Frau Schleichlein unter die Naſe. „Da rieche", ſprach er, „das iſt Bildung. Aechter Moſchus, feiner Moſchus-Geruch. Und das röthliche Papier mit Goldſchnitt und die feine Oblate mit einem gedruckten P. Schleichlein, es geht nichts über die Reſidenz!"

Hierauf öffnete er den Brief und las, mit einzelnen Unterbrechungen:

— „Cher cousin!" — das heißt „mein lieber Vetter"! — das mein läßt der Franzoſe aus, weil ſich's von ſelber verſteht, daß Alles ſein iſt. — „Cher cousin! Auf Ihr geehrtes letztes vom 15. April kann ich Ihnen nunmehr mit Beſtimmtheit erwidern, daß ich über die bewußte Angelegenheit ſowohl ſelbſt nachgedacht, als bei meiner Adele Nachforſchungen angeſtellt habe. Das Herz des reinen Mädchens iſt noch frei. Wie konnte es auch anders ſein, da ich, die Vorſteherin einer wohlberufenen Fräuleins-Penſion über meine eigene Tochter doch wohl doppelt wachen wollte!" — Hier iſt ein Abſatz im Briefe; Frau Pappel mag wohl geweint haben, es iſt ein ganz feiner Klex ſichtbar. — „Meine Seele hängt nicht an den Flittern meines Standes, nicht an dem Glanz und Lärm der großen Stadt. Wenn mein Kind Ihnen in Ihre Beſchränkung folgen will, ſage ich von ganzem Herzen Amen. Auch ſteht der Vollziehung Ihrer Verbindung nichts im Wege, da ich an der Folgſamkeit meiner Adele nicht zweifeln kann. Wie könnte es auch anders ſein, da ich, die Vorſteherin eines Ihnen genugſam bekannten Fräuleins-Stiftes ſie ſelbſt zum Gehorſam erzogen habe. Kommen Sie alſo Pfingſten, wo wir doch viele Gäſte haben werden, zu uns herüber, um Alles perſönlich in Ordnung zu bringen. Verſehen Sie ſich zugleich mit den nöthigen Papieren, wie Sie hier Alles, ſogar die vollſtändige Ausſteuer, die ich für mein einziges Kind ſeit Jahren ſchon geordnet, bereit finden ſollen. Theurer, bald mit einem noch theuereren Namen zu begrüßender, mein Theuerſtes mir raubender Couſin, ich erwarte Sie ſehnlichſt, Adele ahnt und bebt. Toute-à-Vous Friedericke Pappel, geb. Ruthenbuſch, Vorſteherin des Keſſelſtädter Fräulein-Stiftes.“

Euſebius ſchloß mit Salbung. „Und ſieh“, fügte er auf ein Poſtſcript deutend und nicht ohne merkliche Rührung hinzu, „wie das tüchtige Weib an Alles denkt! Sie bittet mich, in angemeſſenem Aeußerem zu erſcheinen, der vielen Fremden wegen. Die Sorgſame! Du haſt doch nach den Strümpfen geſehen?“

Frau Schleichlein bejahete. Da ſie aber nun den wichtigen Zweck der Reiſe kannte, nahm ſie jedes Stück noch einmal aus dem Seehund heraus, legte die Kleider, die Stiefel, die Papiere, die Schachteln, Alles behutſam und in tiefen Gedanken wieder hinein und gab ihrem Herrn zu jedem Theile einen guten Rath mit. Auch Zucker und Kaffee packte ſie in großen Quantitäten mit ein, weil ſie meinte, die Leute in der Stadt könnten Alles brauchen und ſchämten ſich auch nichts anzunehmen. Geſchäftig hin= und hereilend fragte ſie hierauf den Herren, wann denn morgen die Poſt abgehe? Euſebius aber lächelte zur Antwort verſchmitzt und geheimnißvoll. „Ich reiſe nicht zur Poſt", ſagte er vergnügt und ſelbſtzufrieden. — Doch nicht etwa gar zu Fuß? Das wäre Sparſamkeit am falſchen Orte; die Poſt iſt eben ſo billig" — „Schleichlein," unterbrach ſie Euſebius mit Majeſtät, „ich fahre zu Waſſer hinunter, wie der Doge von Venedig zu ſeiner Braut, dem Meere, fährt."

Erſchrocken ließ Frau Schleichlein eine eingepackte Knackwurſt auf die Erde fallen und rief aus, die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagend: „Zu Waſſer? Zu Schiffe?! „Herr Trenttelfuß aber ward ihres Wunderns ärgerlich und ſprach mit Feſtigkeit: „Ja, ſo iſt's, und keine Widerrede weiter! Noch vier Tage habe ich Zeit bis zum Pfingſtfeſte. Morgen geht Schiffer Martin mit ſeinem trefflichen Bocke ab und bringt eine Ladung Waitzen nach Keſſelſtadt. Mit dem bin ich einig 'worden, ich zahle ihm vier und zwanzig Albus bis Keſſelſtadt, natürlich meine Beköſtigung nicht mitbegriffen.“ —

„Und er liefert Sie Johannis hin“, jammerte Frau Schleichlein, ihren Herren keck unterbrechend. „Haben Sie denn den niedrigen Waſſerſtand vergeſſen, und wie lange die Böcke meiſtens unterwegs ſind, und wie unbequem Sie reiſen?“

„Fuhr mein großer Ahnherr am Tage bei Grevelingen ſanfter?“ fragte voll ächter Seelengröße Euſebius Trenttelfuß, mit einem Blicke der Erhabenheit die Krittelnde durchblitzend. „Oder hältſt Du eine Fahrt auf dem Eilwagen für vier Thaler und ein und zwanzig Groſchen für zweckmäßiger, des Staubes unterwegs und der groben Conducteure und der höchſtwahrſcheinlichen Beichaiſen und Juden nicht zu gedenken?“ Euſebius haßte nämlich die Juden, weil er ſagte: „es iſt ein Krämervolk,“ und dabei ſpie er jedes Mal verächtlich aus.

Margaretha wimmerte ſtill und murrte einen Panegyrikus des Thurn- und Taxis'ſchen

Inſtitutes halb in den Seehund hinein, während ſie den Deckel ſchloß und mit den Füßen ihn feſtſtampfte. „Sie ſäßen ſo ſicher, wie in Abrahams Schooß und wären morgen Abend auf jeden Fall in Keſſelſtadt; das Waſſer aber iſt ein falſch' Element, das keine Balken hat," ſagte ſie in ſich. Euſebius aber ſchwelgte bereits in den Vorgenüſſen ſeiner erſten See- und Brautfahrt. „Morgen Glocke ſechs die Anker gelichtet, Mittags in Rautenburg, Nachts in Alten, übermorgen bei guter Zeit im Hafen!" So jubelte er und ſtimmte das Lied an: „Auf, Matroſen!"

Frau Margaretha ſah ein, daß er nicht zu retten ſei. Es jammerte ſie nur, was die Leute in Gersfeld wiederum zu dieſem neuen Einfalle ſagen würden. Jeder Chriſtenmenſch, ſo räſonnirte ſie, reiſt mit der ordinären Poſt, Roßkämme zu Pferde, Studenten zu Fuß. Mein Unglücksmann muß zu Waſſer reiſen, auf der Dulfe, die ſo ſeicht iſt in dieſer Jahreszeit, daß ſchamhafte Menſchen nicht einmal drin baden mögen. Mit den Böcken fährt nur armſeliges

Geſindel, um das Poſtgeld zu ſparen; Korn wird drin transportirt und Holzſcheite und grobes Tuch. Darunter will der Waſſermann zu ſeiner Feinsliebſten gefahren kommen. Daß ihm doch das Waſſer allenthalben im Blute ſteckt!

Allein es half ihr nichts, alſo zu denken. Wagte ſie es doch kaum, ihre Ausſtellungen laut werden zu laſſen, weil ſie die Freude des Herrn an dem Lieblingsgedanken nicht ſtören mochte, auch ſeinen Zorn fürchtete. Beſorglich ſuchte ſie einen warmen Reiſeanzug für ihn zuſammen, weil es auf dem falſchen Waſſer immerhin zöge, ſelbſt mitten im Sommer, ſagte ſie grollend, und füllte eine Korbflaſche mit ächtem Jamaika. Auch die rothlederne Brieftaſche des Herrn ſuchte ſie herbei und nähte vorſorglich an den Ueberrock lauter neue Knöpfe, damit nicht unterwegs einer, zur großen Ungelegenheit des Reiſenden, abſpringe. Unter ſolchen Geſchäften war der Abend ſchnell vergangen, und erſt ſpät ſuchten beide ihr einſames Lager auf, beide, um keinen Schlaf zu finden. So dem Herren wie der Haushälterin ging die

Reiſe zu Waſſer und die Keſſelſtädter Braut dergeſtalt in dem erhitzten Kopfe umher, daß ſie — vielleicht zum erſten Male im Leben, die Neujahrsnächte herkömmlicher Weiſe ausgenommen — den Gersfelder Nachtwächter an der Ecke der Pomeranzenſtraße Mitternacht abrufen hörten.

Euterpe.

Die Sonne des fünfzehnten Mais ſchien ſchon hell und hoch in die Pomeranzen-Straße hinein, als Herr Euſebius Trenttelfuß, einen Staubmantel von grauem Steifleinen über dem „Schönfahrſegel“ und einen ächten Bambus in der Rechten, über die Schwelle ſeines Hauſes ſchritt, von der lautweinenden und leiſe ſegnenden Frau-Schleichlein bis an das nächſte Nachbarhaus begleitet. Hinter ihm drein wankte der Lehrling, die Hutſchachtel mit dem neuaufgelegten Seidenhaſen unter dem Arme, und voran trugen zwei Gersfelder Eckenſteher den Seehund. Eben ſchlug es ſechs von den zwei Kirchthürmen der Stadt, und der Kuhhirt, der blaſend ſeine Heerde austrieb, begrüßte ehrfurchtsvoll den vorüberwandelnden Marktmeiſter. „Adieu, Herrmes“, dankte dieſer leutſelig, „ich gehe nach Keſſelſtadt“, und dem Rentereigehilfen, der mit ſeiner Morgenpfeife aus dem Fenſter ſah, ſagte er ebenfalls, „ich gehe nach Keſſelſtadt“, und den Armenſchullehrer, der die erſte Rige Waiſenknaben unter die Pumpe am Marktplatze führte zum Morgenopfer, fragte er ebenfalls, ob er etwas nach Keſſelſtadt zu beſtellen hätte?

Unfern der großen Dulfe-Brücke, etwan hundert Schritte oberhalb der Stadt, lag Martins Bock vor Anker. Um ſechs ſollte abgefahren werden, und der pünktliche Marktmeiſter verdoppelte, ängſtlich, ob er auch nicht zu ſpät käme, ſeine und des Lehrlings Schritte. Zuſpätkommen iſt jeden Falls ein großes Unglück, um ſo größer, als es gewöhnlich lächerlich macht; allein Zufrühkommen iſt das größte, weil das Warten nicht nur lächerlich, ſondern ärgerlich obendrein macht, und man deſſen Ende nicht wohl abmeſſen kann.

Armer Euſebius! du ſollteſt das heute bitter erfahren! Und wäre deine treue Margaretha bei dir geweſen, ſie hätte dich nimmermehr ziehen laſſen, als du auf dem Brette, das vom Landungsplatze aus auf das Schiff führte, einen Fehltritt thateſt und um's Haar ein anderer Fiesko, in die Tiefe geſtürzt wäreſt, wenn dir nicht Martin mit einem treuherzigen „Glück auf die Fahrt, Herr Marktmeiſter!“ die breite Hand hingehalten hätte. Aber nicht aus Ungeſchick ſtolperte Euſebius, ſondern aus übergroßer Vorſicht. Er hatte geleſen, wie man auf Schiffen einen ſchwankenden und wiegenden Gang annehmen müſſe, um mit dem rhythmiſchen Schaukeln der Wellen Takt zu halten; das brachte er nun einige Minuten zu früh an und beſann ſich erſt, — denn der Unfall hatte ihn doch erſchreckt, — als er leichtfüßig die Treppe hinunterſprang in den unterſten Schiffsraum.

Aber, wie entzückte ihn nicht Alles in den neuen, und doch ſo wohl bekannten Umgebungen! Er erkannte gleich das Steuerruder am

Hintertheile des Schiffes — Backbord nannte es ſeine kundige Zunge, — und die Tauende, die auf dem Deck umherlagen, und die Schaufeln zum Kielhohlen; nur die langen Stangen, womit Martin und ſein Palinurus das Schiff weiterſtießen, nahm er im Feuer des Enthuſiasmus für Enterhaken und fragte, wie ſie auf ein Kauffahrtheiſchiff kämen? Mit einem Seufzer vermißte er Segel und Hauptmaſt; jene, meinte er, würden ſich wohl im Laufe des Tages noch aufreffen, allein dieſer — war er gekappt, gelegt, oder wo ſtand er? Sein Auge ſuchte vergebens deſſen Stelle.

Während ſich der Seeheld, der, obgleich Marktmeiſter in Gersfeld, noch niemals einen Bock in ſo beſchaulicher Nähe genoſſen hatte, auf dieſe Weiſe orientirte, hatten ſeine Leute den Koffer im Schiffsraum untergebracht, das Subjekt ſtellte die Hutſchachtel wehmüthig nieder und alle drei ſchieden mit einem frommen Wunſche für den Marktmeiſter und ſeine Reiſe.

Euſebius wähnte ſich nun allein. Ein Gefühl von Freude, jedoch mit leiſer Beimiſchung von Schmerz durchbebte ſeine empfindſame Seele, als er die gute Stadt Gersfeld im blanken Morgenſtrahl ſo daliegen ſah und unter den emporwirbelnden Rauchſäulen die ſeines Schnellſeglers noch einmal zu erkennen glaubte, eine, die er ſo bald nicht wieder ſehen ſollte. Gute und denkende Menſchen ergreift immer eine ſüße Wehmuth, wenn ſie eine Reiſe antreten; aber ſelbſt große, über den gewöhnlichen Begriffs- und Gefühls-Kreis erhabene Männer vermögen ſich bei ſolchen Anläſſen derſelben nicht immer zu erwehren, wie uns das Beiſpiel des Marktmeiſters auf das Ueberzeugendſte kundthut. Ihn weckte aus ſeinen Vorträumen — oder waren es Erinnerungen, die wie Möven heim nach dem Schnellſegler zogen, und Befürchtungen, wie es mit dem Geſchäft werden würde, wenn das Auge des Herrn nicht mehr überall leuchtete — ihn weckte die Stimme Martins des Schiffers, der ihm anempfahl, ſo lange in die Kajüte einzutreten, bis ſie „das Bischen Frucht" noch in den Raum geladen hätten; dort ſollte er auch Geſellſchaft finden.

Gebückten Hauptes trat er in die niedrige Thür unter dem Verdeck und ſah ſich in dem Raume, den Martin ſeine Kajüte nannte. Ein enges, winkeliges Behältniß, ſehr niedrig, ſehr dunkel, ſehr ſchmutzig, empfing ihn; darin ſtanden eine erkleckliche Anzahl verpackter Stühle, Schränke und Tiſche, einzelne Körbe und Ballen, Hausgeräthe und Keſſel, Eimer, Töpfe, kurz ein ganzes bewegliches Bürgerfamilien-Vermögen. Auf den wenigen Inſeln unter dieſem Klippen-Meere hatten ſich in drei verſchiedenen Winkeln drei Perſonen niedergelaſſen, die bei Euſebius Ankunft ihn alle mit der Frage anfuhren, ob es denn noch nicht „losginge"? Er wußte nicht, wem er zuerſt antworten ſollte, ob der hübſchen, blauäugigen Jungfer, die auf einem großen Kaſten ſaß, oder der Madame, welche, ein Kind auf dem Schooße und ein größeres an der Hand, die ganze Hälfte des annoch freien Raumes in Beſchlag genommen hatte, oder endlich dem jungen ſchwarz gekleideten Mann in Gamaſchen, der an dem einzigen Fenſterlein

Poſto faßte und von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Fläche der Waſſer draußen warf?

Euſebius wünſchte allen dreien einen guten Morgen, was unter ſolchen Umſtänden und Umgebungen aus einem minder ehrwürdigen Munde wie eine rechte Ironie hätte lauten können. Zugleich ſetzte er ſeine Hutſchachtel auf einen der umherſtehenden Tiſche, zog ſie aber ſofort wieder zurück, als die Madame ihm, halb bittend, halb warnend, zurief: „Nehmen Sie ſich in Acht, das ſind meine Mahagony-Meubles!“ Er barg ſeinen Filz demüthig unter einer Bank und fragte, ob man ſchon lange gewartet habe? „Ich bin ſeit fünf hier“, antwortete die Madame, das Mädchen erwiderte gar nichts, wenn man einen kaum vernehmbaren Seufzer nicht rechnen mochte, der Mann ſagte gleichmüthig: „Zwei Stunden, lieber Herr!“

Euſebius verſuchte einen Blick gen Himmel zu werfen, gelangte aber nur bis an die niedrige Kajütendecke, und ſetzte ſich erwartend in die dunkelſte Ecke nieder. Es trat nunmehr ein langes und tiefes Schweigen ein, nur unterbrochen durch verworrene Töne von Kornſäcken draußen, von Kinderſtimmen drinnen. Euſebius benutzte dieſe Pauſe, um mit ſeiner Reiſegeſellſchaft eine einſeitige Bekanntſchaft anzuknüpfen.

Das Mädchen ſaß noch immer unverändert auf ihrem Kaſten, der wie ein Schiff im Schiffe ausſah, und blickte ſtarr vor ſich nieder. Euſebius fand, ſie habe ſchöne, blaue Augen und eine angenehme Geſtalt, die aber in dem grauen Reiſekleidchen und unter dem vielfach verbogenen Strohhut nicht eben zum Beſten herausgehoben wurde. Der Mann am Fenſter trug einen abgeſchabten ſchwarzen Rock und Beinkleider von gleicher Farbe, wo möglich aber noch ſchlechterer Qualität; ſeiner grauen Gamaſchen iſt ſchon Erwähnung geſchehen, nicht aber des Dachsränzleins, das neben ihm auf der Erde lag, und des Hutes, der Euſebius an den eigenen gemahnte, als dieſer noch unverbeſſert im Kleiderſchranke lag. Die Madame mit ihren Kindern war eine Madame mit Kindern, die dem Beobachtenden gleich bekannt vorkam, obſchon er gewiß wußte, ſie nirgends geſehen zu haben.

Als Herr Trenttelfuß warm in der Kajüte geworden war, welches gar nicht lange dauerte, glaubte er, ſeinen Pflichten als Galant-homme nachkommen und eine gebildete Unterhaltung einfädeln zu müſſen. Er griff alſo mit den Worten: „Nun wollen wir doch einmal ſehen, wohin unſer Kompaß weiſt", ſchalkhaft in die Buſentaſche des ſteifleinenen Staubhemdes und brachte ſeine Doſe aus Kartoffel hervor. „Beliebt's den Herrſchaften?" fuhr er höflich fort, der Madame zuerſt darreichend, ſie dankte aber und nur ihr Söhnlein griff munter in die braune Maſſe hinein und warf ſie auf die Erde. Da aber die Mutter verlegen lächelte, lächelte Euſebius verlegener mit, obwohl ihm das Herz blutete. Es war Rappé, den er ſelbſt kaufen mußte und ſonſt nur bei beſonderen Fällen, Magenverhärtung z. B. oder Kindtaufsſchmäuſen oder Burgemeiſters-Wahlen zu führen pflegte. Der junge Mann dankte, nahm, nieſte, und dankte wieder, weil ihm Euſebius ein verbindliches „Zur Geſundheit“ zugab, und die Blauäugige dankte bloß, mit ſehr leiſer Stimme und über die Wangen bis tief hinab an das runde Kinn hoch erröthend.

Durch das Nieſen und Danken war nun eine gute Bahn gebrochen zwiſchen den beiden Männern, die Euſebius auch gleich mit ſeiner Feldherrn-Taktik verfolgte. „Sie reiſen wohl nach Rautenburg?“ fragte er. — „Sie verzeihen, ich gehe nach Keſſelſtadt.“ — „Ganz mit bis Keſſelſtadt? Ganz mit? So, ſo! das iſt ja ſehr angenehm. Da ſind wir Reiſegefährten. Ich reiſe auch mit bis ganz hin.“ — „Freut mich zu vernehmen!“ — „Sie machen wohl in Etwas? Gewiß in Leinen? Haben große und ſchwere Proben, daß Sie,“ — „Verzeihung, mein Herr! Ich bin nicht Kaufmann.“ — „O bitte recht ſehr, man braucht juſt nicht Kaufmann zu ſein, und kann doch ein ganz honetter Menſch ſein. Ich bin Kaufmann, eigene Firma, Material- und Schnitt-Waaren.“ —

Der Fremde ſagte höflich, er hätte das

ſchon von dem Schiffer gehört und ſah wieder zum Fenſter hinaus. Euſebius wandte ſich an die Blauäugige und fragte, aber mit einer ganz neuen Betonung: „Sie reiſen wohl nach Rautenburg?“ — Die leiſe Stimme antwortete: „Nein, ich gehe auch mit bis Keſſelſtadt.“ — „So ganz mit nach Keſſelſtadt? das iſt ja noch viel angenehmer.“ — Die Stimme ſchwieg. — „Sie haben da einen recht hübſchen Koffer, geſchätzte Mamſell! Was ſteht denn da d'ran?“ — Noch höher erröthend als vorhin, ſtand die Frauensperſon auf, und Euſebius las unter den bunten Schnörkeln, womit der graue Grund bemalt war: Wer Gott vertraut hat nicht auf Sand gebaut. Anno 1813. „Ein tüchtiger Koffer“, ſagte Euſebius und ſtrich das Holz. „Es iſt meiner Mutter Brautkoffer geweſen“, ſagte das Mädchen vor ſich hin und ſah ihn liebend an, den Koffer nämlich und ſeinen Lobredner, den Marktmeiſter; der ſchwarze Abgeſchabte aber ſah ſie liebend an bei den ſtillen und tiefen Worten, faſt überraſcht ſogar und freudig berührt durch dieſelben. Allein nun war die Unterhaltung wieder zu Ende, und Euſebius der ſeiner Zeit für den gewandteſten Geſellſchafter im Gersfelder Sonntags-Caſino gegolten hatte, vermochte es kaum über ſich, die Madame auch noch anzureden. „Sie reiſen wohl auch mit bis Keſſelſtadt?“ fragte er mit einem neuen Anlauf. — „Verzeihen Sie“, ſagte die Frau und ließ ihr Bächlein viel holdſeliger laufen, als die beiden Anderen. „Ich gehe mit bis Rautenburg. Mein Mann iſt nach Rautenburg verſetzt, als Hofrentereiſchreiberacceſſiſt, vor einem Vierteljahre, da reiſe ich ihm nun nach. Ich würde“ — ſie warf einen Seitenblick auf die Koffer-Reſidentin — „nicht mit dem Schiffe gefahren ſein, denn man weiß nicht immer, wie man es trifft; allein meine Mahagony-Meubles mußten geſchont werden. Das in Stroh iſt alles Mahagony und neu aufpolirt, das in Leinen iſt Nußbaum. Mein Mann iſt Hofrentereiſchreiberacceſſiſt.“

Euſebius liebte zwar die Staatsdiener nicht und die Rautenburger Hofbeamteten noch weniger; ſie dienen, dachte er in ihrem Sinne, als Schrauben und Schraubenmütter in der Maſchine, wenn wir nur als Stiftchen gelegentlich eingeſchoben werden. Allein er glaubte ſeines Gleichen in der Frau Hofrentereiſchreiberacceſſiſtin doch eher gefunden zu haben, als in den beiden Mit-Schiffenden, zur Zeit noch Mit-Wartenden. Er war Marktmeiſter, auch Vieh- und Fleiſch-Beſchauer, wie er der Holdſeligeren bewußtvoll mittheilte, hatte alſo auch ſeinen „Karakter“ und man vergab ſich beider Seits nichts, wenn man ſich zuſammen geſellte. Die Fremde und der Abgeſchabte hielten ihr Incognito noch ſo ängſtlich feſt, daß die Hofrentereiſchreiberacceſſiſtin darüber ihre Gedanken hatte und ſie wiſpernd dem Marktmeiſter kundthat.

Unterdeſſen hatten auch jene mit einander Bekanntſchaft gemacht, weil der junge Mann vom Fenſter wegtrat und nach einem ermuthigenden Gange durch die Kajüte — eigentlich war's ein Hüpfen! — die Fremde dreiſt, aber leiſe anredete. „Mademoiſelle!“ ſagte er, ſich auf den Füßen wiegend, „ich glaube, wir ſind Landsleute“. Er verſchwieg, daß er's aus ihren

Worten errathen hatte und ſah ſie zur Erklärung bloß freundlich und lächelnd an. „Ich bin aus Leipzig", erwiderte die Aufblickende und fragte nur mit den Augen. „Und ich aus Meißen, bei Meißen eigentlich, eine Stunde von Meißen, liebwertheſte Mademoiſelle!" entgegnete er ſeiner Seits, mit den Fingern in der Rocktaſche ein vergnügtes Schnippchen ſchlagend. Auch die Leipzigerin freute ſich ſtill und nahm Theil, als der Landsmann ſich aufzuſchließen fortfuhr:

„Mein Name iſt Brand, wenn Sie's erlauben, Sebaſtian Brand. Ich bin Schulamts-Kandidat und wandere aus, nach Amerika." —

Das letzte Wort ſchlug bei dem Marktmeiſter ein, und die (mit Reſpekt verkürzte) Acceſſiſtin in einer ihrer beſten Perioden ſitzen laſſend, fuhr er, wie ein elektriſcher Zitteraal, nach dem Amerikaner herum und freudig auf: „Sie gehen nach Amerika? Sie? Und, o Gott! welchen Weg werden Sie nehmen, von Hamburg aus, oder von England, oder von Frankreich, oder gar Holland?“ Der Kandidat ſagte, er wiſſe es ſelber noch nicht. „Reiſen Sie von Holland aus, wenn ich Ihnen einen guten Rath geben ſoll“, ſagte Euſebius in Haſt, und doch mit Würde; „zwar iſt's um, allein eine ruhige Ueberfahrt und ſicher.“ — „Sie ſind wohl da geweſen?“ fragte der Auswandernde.“ — „Ob ich bin? Und wie oft! Ich kenne die Meeresſtrömungen wie die Straßen von Gersfeld und könnte mit leichter Mühe ein Schiff ſelbſt durchbringen, vertrauete ſich mir eines an. Sie müſſen wiſſen, meine Familie iſt eine holländiſche. Mein Stammvater zeichnete ſich aus in der Schlacht bei Grevelingen gegen die Spaniſchen, anno 1639.

Der Marktmeiſter ſtrahlte. Aber Leid würde es uns um ihn thun, wollte der Leſer Einer ihn um ſeiner Funken willen einen Münchhauſen in Sedez ſchelten. Nicht Lüge, ſondern lebendigſte Einbildung ſprach aus ihm; das tauſend Mal Geleſene war ihm mit dem Erlebten verkorpert, und er hätte im Augenblick ſelbſt vor Amte einen Eid darauf geſchworen, daß er ſchon mehr als einmal in New-York vor Anker gegangen ſei.

Aber geht es denn noch nicht los? das fällt nämlich nicht nur dem Leſer ein, ſondern auch der Acceſſiſtin, welche ingrimmig aus der Kajüten-Thüre lugte. „Schiffer ſind grobes Volk", ſagte ſie, „ſonſt wollt' ich Euch!" Denn Martin und ſeine Geſellen ſchütteten noch immer ein, obgleich es lange ſieben geſchlagen hatte und ſelbſt die blauäugige Sächſin ungeduldig wurde. Der Marktmeiſter ging ſogleich hinaus, Brand mitnehmend, um nach dem Rechten zu ſehen und Martin abzukanzeln. Martin lud wiederum nur „das Bischen Frucht" in den Schiffsraum und meinte, in längſtens einer Stunde müßte es alle ſein und die Pferde da. Natürlich, daß Pferde das Schiff auf dem ſeichten Waſſer fortziehen mußten, obgleich es Euſebius' Illuſion gewaltig ſtörte. Er ſchalt mit dem Schiffer, daß er warten ließ, hätte aber noch lieber mit dem Waſſer ſelber geſcholten, als er, ſeinen Bambus als Senkblei anwendend, nicht einmal die lederne Quaſte daran naß zu machen brauchte, um Grund zu finden. Während er mit ſeinem Continental-Schickſal grollte, ſtand Sebaſtian Brand im Schiffsraum und ließ das liebe, gelbe Brodkorn nachdenklich durch die Finger gleiten. Er ſprach, mehr vor ſich hin, als zum Marktmeiſter, der ihm doch nicht geantwortet haben würde: „Wo mag der Halm geſtanden haben, woraus dieſe Körner gedroſchen wurden? Und von welcher Hand geſchnitten? Und endlich von welchem Mund zermalmt, des Mahlens und Backens dazwiſchen nicht einmal zu gedenken?“

Der Schwarze ſeufzte heimlich auf und wunderte ſich, ein ſtilles Echo hinter ſich zu haben. Ihm war die von Leipzig nachgeſchritten und ſagte, ſeine Gedanken weiter ausdreſchend: „Mein guter Herr! mit den Halmen iſt's noch ſo, — aber wie mit uns armen Menſchen? Wiſſen wir denn, wo uns unſer letztes Brod gebacken wird? Ein armes Mädchen wie ich läßt ſich auch verpacken und verſchicken, wie das Korn dort; allein Ihr Schickſal mag ich gar nicht einmal dagegen halten. Von Meißen nach Amerika!“ Die blauen Augen ſahen ihn mitleidig an, ſo daß er in ihren Strahlen ſich ordentlich ſonnte unter dem ſchwarzen, abgeſchabten Röcklein. Er konnte lange nichts antworten, endlich aber ſagte er, ſeine Hand unwillkührlich ausſtreckend, jedoch ohne die des Mädchens zu berühren: „Liebwertheſte Landsmännin! ich bin ein Schulamts-Kandidat und habe mich darauf gefaßt gemacht, hienieden allerlei zu erdulden und zu erfahren. Allein das kann ich wohl ſagen, mein Herz iſt mir halb gebrochen, als ich zum letzten Male über die große Elbbrücke zu Dresden ſchritt und beinahe das Verlangen empfand hinunterzuſpringen. Aber an dem Kreuz auf der Brücke hing Einer, der ſah mich mild und ſtreng zugleich an und ich ſchämte mich unter ſeinem Bilde, daß ich, was mir widerfahren war, für ein Leid anſehen konnte. Ich warf nur meine Brieftaſche, worin nichts war, als die letzte abſchlägige Antwort, die ich mir ſelbſt vom Conſiſtorio geholt, von der Brücke in meinen Strom und ſchritt, um tauſend Pfund leichter, den Meiß'ner Bergen zu.“

„Die lieben Berge“, ſeufzte das Mädchen neben ihm, „und unſere treue Elbe, und die ſchönen, breiten Ebenen, wo Leipzig liegt!“ Dabei beugte ſie ſich ſtill über den Bord des Schiffes, nicht um, wie Euſebius noch that, die Tiefe unter ſich auszumeſſen, ſondern ſie ſah nur mit großen, verborgen weinenden Augen in die fremde, die ſeichte Fluth.

Mittlerweile waren nach langem Schütten und längerem Warten die Pferde glücklich da, und die Glocken von Gersfeld hatten eben acht geſchlagen, als Martin den letzten Sack ſtülpte. Hierauf brauchte er bloß noch ſeine Rechnung mit dem Pferdebeſitzer auszugleichen, was kaum eine Viertelſtunde dauerte, um endlich die leinene Jacke abzuwerfen und ſeinem Burſchen zuzurufen, er möge abſtoßen. Euſebius ſtand freudezitternd an Bord, die Sächſin und der Sachſe ſahen einander an, und Madame jubelte in der Kajüte. Martin ſtieß, Martins Gehilfe ſtieß auch, ſelbſt Euſebius ergriff im Eifer eine Stange und ſtieß, freilich erſt auf die falſche Seite, — allein der Bock rührte ſich nicht.

Martin fluchte, Martins Gehilfe fluchte auch, ſelbſt Euſebius fluchte und gleich anfangs richtig und fließend, — allein der Bock rührte ſich wieder nicht.

O es iſt ein tragiſches Schickſal, weniger für jene, die auf dem widerſpenſtigen Widder ſaßen, um den Hellespont zu paſſiren, als für mich, deren unglücklichen Biographen, daß ich, ſtatt den Moment der Abfahrt mit wehenden Wimpeln, mit donnernden Böllern, mit Abſchieds-Hurrahs und Abſchieds-Thränen zu dekoriren, wehmüthig eingeſtehen muß, wie erſt die Pferde mitten in den ohnmächtigen Strom getrieben werden mußten, um das unſelige Schiff flott zu machen. Euſebius ſtand mit allen ſeinen nautiſchen Kenntniſſen auf dem Deck, und blies mit beiden Backen und ſchwitzte an beiden Schläfen und ſtieß ſeine Stange nach beiden Seiten, ſo wie ſeine Flüche nach mehreren oder allen, bis endlich einige Bewegungen das mählig erwachende Leben der Maſchine kundthaten. Und ſo edel war das Herz meines Helden, daß er in demſelben Augenblicke alle alte Unbill vergaß und Schiff und Strom laut lobte und in die Kajüte hinunterrief, die Frau Hofacceſſiſtin — in der Haſt hatte er ihr Mittelſtück verkürzt — möge ſich nur gedulden, wenn es einmal im Gange wäre, ſo ſei auch an kein Halten mehr zu denken.

Faſt fiel er um, als er frevelnd ſo gerufen. Man ſaß wiederum feſt und mit einem gewaltigen Ruck bohrte der Bock ſich tief in den Sand ein. „Eine Bank nach Nordnordweſt!“ ſchrie Euſebius verzweifelnd auf, nachdem ihm der Sachſe wieder auf die Beine geholfen hatte. Aber noch lauter ſchrie der Bauer am Ufer, grimmig auf ſeine abgehetzten Thiere peitſchend, und am lauteſten Martin auf dem Backbord und lauter als Alle zuſammen die erſchreckte Acceſſiſtin in der Kajüte. Es war ein klägliches Tutti, worein als begleitendes Piccolo der Erſtgeborene der letzteren tremulirend einfiel.

O Menſchen, o Leſer, o Geliebte! Ihr Alle, die Ihr jemals in einem Eilwagen geſeſſen oder auf einen deutſchen Poſtcourier gewartet habt! Geduldige, lammfromme und ſchneckenträge Seelen! Euch rufe ich zu Zeugen auf und zu Richtern, ob es gerecht war vom Schickſal, daß es meinen Helden eine volle, tönende Stunde lang auf dieſer Sandbank feſtgehalten hat? Scheitern im Hafen iſt Nichts, — aber Angeſichts der kaum verlaſſenen Heimath feſtrennen, nicht zurückkönnen und noch minder vorwärts, das iſt Alles.

Euſebius durchlief, wie ein Sturm in einer Sekunde, in dieſer entſetzlichſten Stunde ſeines Lebens die ganze Windroſe menſchlicher Leidenſchaften. Anfangs hielt er vom Deck aus didaktiſche Vortäge an den bohrenden Martin auf dem Backbord. „Alle Segel auf! Jeden Hauch müßt Ihr benutzen! An jeder Ecke ſpannt einen Lappen! Fangt die Seufzer der Luft damit ein, damit die unſeren verſtummen!“ Aber Martin war taub und murmelte nur von Narrenspoſſen, worauf der Marktmeiſter zornglühend eine Philippika hielt, daß er die Vortheile ſeines eigenen Metiers nicht verſtehe und niemals darin fortſchreiten werde, wolle er nicht von der Wiſſenſchaft, von der Theorie profitiren. „Wie kam Le Vaillaut trotz ſeiner großen Windſtillen von der Sandbank jenſeits des Caps der drei Spitzen? Mit Segeln! Aber Ihr habt keine Segel! Ihr werdet uns hier ſitzen laſſen, bis wir eines kläglichen Doppeltodes ſterben, des Hungers und des Waſſers, ſobald durch den nothwendig entſtehenden Leck erſt die Wellen in den Schiffsraum dringen!“

Meine Feder entſinkt mir. Oder wollt Ihr, daß ich Euch, entſetzlicher als alle Sturmſcenen, das Bild weiter ausmale, wie die Acceſſiſtin um die Mahagonymeubles jammerte und Euſebius, nicht vom Schickſal beſiegt, ſondern in großartiger Entſagung auf dem Deck ſich lang ausſtreckte und in dem Reiſebeutel nach den Tröſtungen griff, die Frau Schleichlein ihm vorſorglich eingepackt hatte? Die Sonne brannte ſenkrecht auf ſeinen Scheitel und noch ſah er keine Erlöſung; ein Bauer, der von einem benachbarten Acker ſeine Pferde zur Mittagsraſt heimtrieb, mußte um Vorſpann angegangen werden und erſt mit Hilfe ſeiner Braunen und des Oechsleins, das als Pegaſus im

Joche ging, gelang es, das Schiff wieder flott zu machen.

Soll ich Euch nun — der ſtrengſten Wahrheit gemäß — berichten, wie alle Viertelſtunden regelmäßig ein neuer Anſtoß und ſomit ein Aufenthalt von zwei anderen unſerem Euſebius in den ungeduldigen Weg trat? Und wie er endlich, als er ſtets in dem langſamſten Tempo vorrückte, um deſto länger ſtillzuſitzen, in einen Zuſtand ſtoiſcher Apathie verſank, woraus ihn ſelbſt die Klagen der ſanguiniſchen Acceſſiſtin nicht mehr aufzurütteln vermochten? Wahrlich, ich finde mich in einem ſo ſeltſamen Dilemma, als es kein Biograph vor mir durchgemacht haben kann. Was Juno einem verhaßten Aeneas in den Weg legte, um ihn von dem erſehnten Ziele abzuhalten, iſt Kinderſpiel gegen ſeine Hemmniſſe und am Ende obendrein nur Erfindung einer dichteriſchen Einbildungskraft. Mir aber wird man die ſchlichte, nackte Wahrheit nicht glauben wollen, man wird es für Uebertreibung und Mißbrauch meiner poetiſchen Licenz halten, wenn ich verſichere, daß Abends um ſechs Uhr das Schiff in Raſtlos vor Anker ging, einem Dörflein, das eine gute Stunde unterhalb Gersfelds gelegen iſt und wohin die Honorazioren Sonntags zu wallfahrten pflegten, wenn ſie einmal dem ſtädtiſchen Treiben und der Kegelbahn im neuen Caſino entrinnen wollten. Ach, und doch iſt es, leider! keine Erfindung, ſondern eine reine, gediegene Thatſache, zu der ſich meine Phantaſie gewiß nie erhoben haben würde. Alltäglich im hohen Sommer kannſt Du dieſer Thatſache auf der Dulſe begegnen, nämlich der feſtgeſetzten oder mit dem Bauche im Sande fortkeuchenden Schaluppe Meiſter Martins und ſeiner Geſellen.

In Raſtlos warf man die Anker; wenigſtens nannte es Euſebius ſo, als das Schiff zum letzten Male auf den Sand gelaufen war und nun mit langen Stricken an die Bäume des rechten Ufers befeſtigt wurde. Die Pferde kehrten heim, Martin ging in's Wirtshaus und beſtellte ſeine Paſſagiere — auf den anderen Morgen um ſechs Uhr präcis wieder an Deck. Euſebius wäre faſt in Ohnmacht gefallen, ſo ſchlug ihn das Donnerwort nieder. „Alſo morgen?“ ſprach er mehrere Male mit tiefer Stimme vor ſich hin, raſte dann auf dem Verdecke auf und ab, einem Löwen im Käfig ungemein leicht zu vergleichen, ſchlug ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne und wollte von allem Troſt, den der Sachſe und die Sächſin dem Verzweifelten einflößten, nichts wiſſen.

Weiber ſind größer im Dulden als Männer. Wer es nicht wußte, hätte es an dem erhebenden Beiſpiele der Acceſſiſtin lernen können. „In das gemeine Wirthshaus gehe ich nicht,“ ſagte ſie in ſtiller Seelengröße, „ich bleibe bei meinen Mahagony-Meubles.“ Auch richtete ſie ſich mit weiblicher Behaglichkeit ſofort ein. Die große Kommode ward aufgezogen und in der erſten Schieblade der kleine Acceſſiſt ſanft gebettet. Kiſſen und Decken waren in Menge vorhanden, da ſie ihr ganzes Mobiliar mit ſich führte; mit deren Hilfe bereitete ſie dem Töchterlein und ſich ſelbſt eine Lagerſtätte auf den beiden Bänken in der Kajüte und überließ die Kinder der Obhut der dienſtfertigen Reiſegefährtin, während ſie eigenhändig die am Tage gebrauchte Wäſche ihres Leibeserben durch die Dulſe zog und auf dem Deck einen ſinnigen Trockenplatz improviſirte.

Die Mademoiſelle aus Leipzig ging ihr mit ängſtlicher Bereitwilligkeit zur Hand, um unter ihren Flügeln die Nacht ſein ehrbar und ſittſam zubringen zu können. Sie hatte ſich auf der Erde, das Haupt an den belobten Brautkoffer gelehnt, eine Streu aus Leinen und altem Kleiderzeug zuſammengebaut und meinte, als der Schulamtskandidat ſie um der ſchlechten Ruhe willen beklagte, ſie wiſſe ſich ſchon zu behelfen. Dieſer wollte nicht von den Frauen weichen und drängte ſich dem Gehilfen Martins, der im Schiffsraum bei dem lieben Brodkorn eine kleine Wächterhütte hatte, zum Schlafgeſellen auf. Alles traf ſeine Zurüſtungen zur heranbrechenden Nacht, während Euſebius noch, in tiefes Brüten verſunken, auf dem Decke hin- und herwandelte. Vor ſeinen Augen zog die Landſtraße nach Gersfeld, ein weißer, aus dem abendlichen Grau der Landſchaft auftauchender Streif, einladend vorüber; er hörte, wie

Mehrere aus Raſtlos dieſes Weges zogen, ſelbſt Stimmen von Bekannten glaubte er zu erkennen. Eine ſtille Sehnſucht nach ſeinem „Schnellſegler“ beſchlich ihn im Vereine mit dem unbehaglichen Gefühle, daß er den ganzen Tag nichts Warmes genoſſen hatte, den an Bord zubereiteten und im Mißmuth hinabgetrunkenen Kaffe nicht zu rechnen. Das Schiff, dieſe Parodie ſeines Schnellſeglers, den er mit weniger Pferden wohl viel ſchneller vom Flecke gebracht haben würde, erſchien ihm um ſo ungewöhnlicher, als die Acceſſiſtin eine transportable Waſchküche daraus gemacht hatte und er ſogar daheim den Seife- und Lauge-Tagen ſeiner Schleichlein behutſam aus dem Wege ging. Nun ſollte er eine ganze Nacht lang unter dieſen Trockenſeilen zubringen, ausgeſchloſſen durch die Tugend der Acceſſiſtin von der Kajüte, entweder im Korn wie eine Feldmaus, oder am Waſſer wie eine Mauerſchwalbe, oder gar im „luſtigen Fuhrmann“, wohin ſich Martin begeben hatte?

Er dachte dieſe Möglichkeiten nicht einmal alle aus. Seinen Seehund der Obhut des wachhabenden Schiffers empfehlend, die Hutſchachtel unter dem Arm, den im Wechſelgeſchick des Tages als Senkblei, als Segelſtange, als Wimpelträger gebrauchten Bambus in der Rechten, trat er auf das Brett, das an's Ufer führte. „Gute Rüſt'!" rief er noch einmal, ächt ſeemänniſch, dem verwunderten Kandidaten zu, und verſchwunden war Euſebius im Dunkel der hereinbrechenden Nacht.

Glück auf ſeinen einſamen Weg! —

Frau Schleichlein ſaß indeſſen mit ſtill gefaltenen Händen daheim im Ladenſtübchen und ſtopfte Strümpfe, aber eigene, nicht herrſchaftliche. Der Lehrjunge kauerte ſchlaftrunken auf der Ofenbank und ſo oft Margaretha das trübe flackernde Oellämplein anſchürte oder einen Schluck aus der zum Abendbrode aufgeſparten Kaffetaſſe nahm, ſtahl ſich die ſeufzende Frage über ihre Lippen: „Wo mag wohl jezt der Herr Marktmeiſter ſein?" Sie rechnete ihm den ganzen Tag über nach, zuerſt wann er in Naſilos eintreffen mußte, früh Morgens nämlich, und Mittags ſagte ſie zum Subjekt: „Dein Herr hat es vielleicht heute nicht ſo gut als Du, im blauen Löwen zu Rautenburg“, und Abends unter dem Tiſchdecken ſandte ſie ihm ſogar einen Gruß nach Alten hinüber, wo er die Nacht zubringen mußte. Am Ende antwortete ihr der Lehrjunge nicht mehr, weil er eingeſchlafen war, und Frau Margaretha ging ein Gleiches zu thun, als die Hausthüre klang. Das Subjekt taumelte auf, um dem unwillkommnen ſpäten Kunden das Verlangte zu verabreichen, als ſich auf einmal die Stubenthür ſelber aufthat und Herr Euſebius Trenttelfuß, Marktmeiſter, wie auch Vieh- und Fleiſch-Beſchauer, Beſitzer des Schnellſeglers, ſeinen überraſchten und ſchlaftrunkene Augen reibenden Midſhipman ſchier über den Haufen rannte.

Und wie könnte ich es meinen Leſern nun rührend genug ausmalen, daß Frau Schleichlein ihn erſt für einen Geiſt gehalten, bis er aus ſeinem elegiſchen Ton ins Verdrießliche fiel und Salzkartoffel verlangte? Wie ihr wachſendes und ſchwankendes Erſtaunen, Beklagen, Verdammen und Lobpreiſen genugſam ausdrücken? Ich fühle mich zu ſchwach dazu; meine Hand zieht beſcheidentlich den Vorhang an dem Schiebfenſterlein der Ladenthüre zu und ich überlaſſe die Neuvereinten dahinter ihren Entzückungen um ſo lieber, als ich noch einmal auf das von Euſebio verwaiſte Schiff zurückkehren muß, um auch dort meine Lieben und Getreuen erſt einer ſichern Raſt, obſchon in Raſtlos, zu überantworten.

Um das ſtille Dörflein flogen bereits, als weite Bettgardinen, die Schatten und Wolken der Nacht. In den Hütten am Ufer erloſch ein Licht nach dem andern, und nur aus dem „luſtigen Fuhrmann“ trug der Wind noch verwehte Lieder über die Dulſe an das Schiff herunter. Auf dem Decke brannte eine Laterne, aber heller leuchteten und zitterten, einer flüſſigen Brücke aus eitel Silber vergleichbar, die Mondſtrahlen auf den leiſe wandelnden Wellen. Sebaſtian ſaß auf dem Verdeck und blickte in den Nebel, den Duft hinaus. Selbſt die Acceſſiſtin war aus der dumpfen Kajüte noch einmal emvorgekrochen und ging, viel leutſeliger als am Morgen, Arm in Arm mit der Leipzigerin ſpazieren. Die Nacht macht die Menſchen gemüthlich, ſelbſt fremde, zumal in einem engen Wagen- oder Schiffs-Raum eingeſchloſſene. Deßhalb weigerten ſich die Weiber auch gar nicht lange, als der Kandidat ſie einlud, ſich neben ihn zu ſetzen. „Wir wollen“, ſagte er, „einen alten Schiffsbrauch auch an unſerem Bocke — iſt es doch ein gar zu häßliches Wort, nicht wahr? — anwenden. Der Geſell da drunten ſagt, er habe noch keinen Namen; taufen wir ihn denn!“

Die Acceſſiſtin lachte zu dem Einfall, aber das Mädchen weigerte ſich, weil es eine Entweihung der Sakramente ſei. „Heißen denn nicht alle Schiffe“, beſchwichtigte ſie der Kandidat, „mit chriſtlichen und heidniſchen Namen? Ja, mit den allerchriſtlichſten ſogar, Maria, Santa Trinidad, Salvador, und durch den ganzen Heiligen-Kalender hindurch, die alte und die neue Mythologie ausbeutend?“

„Marie heiß' ich auch“, fliſterte die Sächſin, „oder Marion, wie meine Mutter mich nannte.“ Sie wehrte aber, als Brand ſie zur Pathin machen wollte. Die Acceſſiſtin hatte boshafte Namen in Petto; „die Schnecke“ ſchlug ſie vor, oder „die Meerkatze“, oder „der Krebs“, und der Taufluſtige hatte Mühe, ſie von ſo rachſüchtigen Gedanken abzubringen. Er ſann nach. „Nennen wir“, fragte er ſich und die Frauen, „das Böcklein nicht „Argo“, obwohl wir alle nicht nach goldenen Vließen ſteuern? Oder „die Arche Noäh“, weil wir, wie dieſe, auf dem Trockenen ſitzen bleiben, nur aus Mangel an Sündfluth? Oder vielleicht „Chriſtoforo Colom“, der ja auch eine neue Welt ahnte und entdeckte, gleich uns in Rautenburg, in Keſſelſtadt, in Baltimore?“

Die Frauen ſahen ſchweigend drein. Endlich ſagte Marion ſchüchtern: „das Schiff könnte die „Hoffnung“ heißen; was meinen Sie dazu?“

‚Hoffnung!“ rief die Acceſſiſtin beifällig aus, „Hoffnung! ja, das iſt ein hübſcher Name!“ Sie dachte an die Rautenburger Hoffnungen, denen ſie entgegen ging. Aber Sebaſtian war ſtill geworden und ſchaute die ſtillere Landmännin mit tiefen Augen an.

„Liebe!“ begann er endlich und that, als ſtände er auf der Kanzel und hätte für ſeinen an ſchlechter Verdauung leidenden Ortsprediger das Evangelium vor der Gemeinde abzuleſen, — „Liebe! was iſt Hoffnung; daß wir ſie zu Gevatter bitten wollen? Ich ſpiele nicht auf die Aehnlichkeiten an zwiſchen ihr und dem Taufkinde aus Holz, obwohl ſie augenfällig ſind. Oder liefen wir nicht, wenn es — natürlich vergleichsweiſe — am ſchnellſten ging, immer am ſicherſten auf den Sand und am härteſten? Und hatten wir nicht immer einen Schein der Bewegung, ein Schweben und Schwanken, ein Hangen und Bangen, ohne vom Fleck zu kommen? Allein, wenn wir auf den Ballaſt ſehen, wie rechtfertigen wir alsdann den Namen? Sie, hochverehrte und salvo titulo Madame! haben Sie nicht ein Gewiſſes in Ihrer Zukunft, nämlich den Gehalt des Herrn Hofrentereiſchreiberacceſſiſten, und nach ſeinem (gefalle es Gott!)

ſpät-ſeligen Hintritt eine Penſion aus der Wittwenkaſſe, zu der Unverehelichte am meiſten beitragen müſſen?"

Die Madame weinte, ſo daß der Taufredner ſich zufriedengeſtellt an die andere Pathin wenden konnte.

Sie aber, geſchätzte Demoiſelle! laſſen am Ende ein weit Größeres in der Erinnerung zurück, als Ihnen in der Hoffnung entgegendämmert. Sie reiſen nach Keſſelſtadt, als Wirthſchafterin in ein hochadeliges Haus; o Sie! iſt das Ihre Hoffnung? Und wähnen Sie, in der fremden Küche eine Lippe zu finden, die Ihnen mit derſelben Liebe „Marion" zufliſtert, mit der es Ihre Mutter that, Abends, wenn Sie zu Bette gebracht waren und die Selige, mit dem Lichte in der Hand, ſich über das weiße Kiſſen und das rothe Kinderantlitz darin herniederbeugte?"

„Liebſte! hoffen wir nichts! An den Kiel dieſes (salva venia) Bockes möchte ich mit großen Lettern in eine größere Kupferplatte, wie es bei Kriegsſchiffen Brauch iſt, anſchreiben, wie

Dante über ſein Höllenthor; lasciate ogni speranza, voi che'ntrate! denn wer auf Fortkommen hofft, auf dieſem Bocke und in dieſer Welt, iſt betrogen!"

„Nicht" — ſo ſchloß er wehmüthig — „daß ich auf mein eigenes Mißgeſchick herbe anſpielen wollte. Meine Würfel ſind gefallen. Für mich habe ich alle Hoffnung gelaſſen, als ich über die Elbbrücke ſchritt, ja alle. Und es ſagt es ja ſchon mein alter Horazius, daß wohl den Himmel, aber nicht das Herz verändert, wer über Meere läuft. Meine Hoffnung bleibt hier."

Erſchöpft hielt Sebaſtian inne. Er ſaß auf dem Verdecke, die Füße über den Rand herabhängend, und barg in beiden Händen ſein heißes Geſicht. Da fühlte er einen ſanften Druck auf der Schulter und als er aufblickte, ſtand Marion ihm dicht zu Häupten und wies mit der Hand gläubig auf einen Stern über ihnen, und in ihren blauen Augen ſpiegelte ſich Nacht und Mond und Stern und Hoffnung und Liebe und Alles verſöhnlich ab. „Meine

Mutter ſagte, er ſei das Auge Gottes", ſo ſprach ſie leiſe, aber innig an ſein Herz, „darum ginge er Abends auch zuerſt über der ſchutzloſen Erde auf. Sehen ſie, Herr Brand! er ſteht gerade über uns, hier ſo gut als im lieben, lieben Sachſenlande!"

Und Sebaſtian ſprang heftig auf und wollte dem Mädchen zu Füßen ſinken. Sie war aber entflohn, und eben fiel die Kajütenthüre klirrend hinter ihr zu, als der einſam weinende Mann, beide Arme ausbreitend, den Namen „Marion" laut in die leiſe Nacht hinausrief.

Thalia.

Kein Unglück iſt ſo groß, daß es nicht in gewiſſem Sinne zum Glück heranblühen müßte. Trenttelfuß ſah dieß ein, als er am frühen Morgen von ſeinem Lehrling geweckt wurde. Nicht nur, daß er vortrefflich geruht hatte in den bekannten und bequemen Umgebungen und daß er zum zweiten Male das Vergnügen und die milden Rührungen einer neuen Abreiſe empfinden konnte, wie ein Schriftſteller bei einer wiederholten Auflage ſeines Werkes zum zweiten Mal ſeinen Vor- und Lob-Redner machen darf: nicht nur dieß waren die

Früchte ſeines weiſen Entſchluſſes der Heimkehr, ſondern ein weit Größeres. Als er nämlich aufſtand, ſah er ſeinen Bräutigams-Anzug, den er wohl eingepackt im Seehundskoffer wähnte, erſtaunt in Lebensgröße vor dem Bette liegen. Seinen Augen kaum trauend rief er Margarethen, und Margaretha geſtand, ſtammelnd, ſogar mit einzelnen Thränen, ſie habe ihn vorgeſtern Abend beim Einpacken vergeſſen und geſtern Abend erſt wiedergefunden gehabt. Herr Trenttelfuß gerieth in majeſtätiſchen Zorn. „Frauenzimmer!“ ſagte er, und dieſes Wortes bediente er ſich nur im höchſten Affekte, „wenn ich nun nicht umgekehrt, ſondern nach Keſſelſtadt gelangt wäre? Und wenn ich nun in meiner ganzen Blöße d. h. ohne den neuen ſchwarzen Anzug vor meiner Zukünftigen geſtanden hätte, gleichſam ein zweiter Adam im Paradieſe, mich ſchamhaft mit dem Schönfahrſegler als Feigenblatt bedeckend? Würdeſt Du nicht alle Schuld tragen müſſen, hier und jenſeits?“

Es galt aber kein langes Beſinnen, da Euſebius wußte, wie pünktlich die über Nacht getaufte „Hoffnung“ abzuſtoßen pflegte. Schnell ward deßhalb, damit er noch zur rechten Zeit an Bord anlange, um mit ſeinen Gefährten warten zu können, der Bräutigamsfrack ſammt Modeſten in denſelben Mantelſack gepackt, den Euſebius ſeliger Erzeuger in ſeinen Blüthetagen als Commis Voyageur für ſeinen Erzeuger hinter ſich geführt hatte. Und weil der Marktmeiſter doch unmöglich ſein eigenes Kameel ſein konnte, miethete er, in der Eigenſchaft als Vieh- und Fleiſchbeſchauer mit der geſammten Metzgerzunft wohl bekannt, in aller Frühe den Stechſchimmel, worauf der Metzgermeiſter Daue ſeine Kälber heimzuführen pflegte.

Auf dieſem Thiere, den ſorgfältig aufgepackten Mantelſack hinter ſich, verließ Euſebius um fünf Uhr Morgens die gute Stadt Gersfeld. Allein heute begegnete er weder dem blaſenden Kuhhirten, noch dem Armenſchullehrer, nur der Rentereigehilfe ſah bereits aus dem Fenſter heraus und nickte hämiſch, indem er die Pfeife ausklopfte, und fragte, ob der Herr Marktmeiſter ſchon wieder verreiſen wolle, und wie es ihm in Keſſelſtadt gefallen habe? Euſebius verachtete ihn und ſchwieg. Ihm ſelber däuchte es ſeltſam, daß er auf dreierlei Weiſe, zu Fuß, zu Schiff, zu Roß, ſeine Heimath verlaſſen müſſe; allein er freute ſich deſſen.

Daues Stechſchimmel theilte die Luſt zum Stehenbleiben mit dem Bock des Schiffers, allein größeren Aufenthalt verurſachte dem Reiter das alte und mürbe Geſchirr, das, von Margarethen in Haſt und Unwiſſenheit aufgelegt, alle Augenblicke zerriß oder in Verwirrung gerieth. Deßwegen ſah ſich Euſebius genöthigt, oft abzuſteigen und ſeinen eigenen Stallmeiſter zu machen, den Steigbügel zu verkürzen, den Schwanzriemen zuſammenzuneſteln oder gar die Motten aus dem Pelzwerke der aufgelegten Piſtolenhalfter herauszuklopfen. Unter ſolchen Beſchäftigungen war es etwa halb ſieben Uhr geworden, bis der Reiter, um eine Ecke der vielfach gekrümmten Straße biegend, das Ziel ſeines geſtrigen Leidens, Raſtlos nämlich, vor ſich liegen ſah. Ja, Raſtlos lag wohl, allein der Bock — war verſchwunden. Beſtürzt hielt Euſebius — oder der Kälberſchimmel ſelbſt? — ſtille. Die Dulſe zog gemachſam durch die kahlen und gemüthlich anſchwellenden Sandhügel zu beiden Seiten hin, ſich kurz hinter Raſtlos in einem zierlichen Bogen verlierend, aber auf ihrem ganzen Laufe war Martins Bock nicht zu erblicken. Sich ſchnell zu faſſen, war unſeres Helden erſte Tugend, herrlich bewährt am geſtrigen Abend durch die gewagte Heimkehr. Auch im jetzigen kritiſchen Moment entſchloß er ſich bald, ſeinen Renner — noch ſtand er — beizubehalten und das Schiff, meinetwegen erſt in Rautenburg, wenn nicht früher einzuholen. Es iſt ſchon hieraus erſichtlich, wie des Helden Liebhaberei durch die Irrfahrt am geſtrigen Tage bedeutend geſchwächt worden war, allein wer verdächte es ihm, wenn er die Tugenden des Bockes und des Schimmels unpartheiiſch vergliche? Bei ſeinem Einfluß auf den Metzgermeiſter kam es zudem nicht darauf an, wann der Schimmel in ſeines Herren Stall zurückkehrte ob von Raſtlos aus, wie Euſebius verheißen, oder erſt Abends von Rautenburg.

Straße und Strom trennen ſich in Naſilos. Dieſer ſucht die ebenen Stellen und ſchleicht behutſam durch die Berge hinab gen Keſſelſtadt. Jene, als Kunſtwerk ſich höhere Ziele ſetzend, ſchlägt ſich im kühnſten Bogen über jede mögliche Anhöhe unterwegs und nimmt alle rechts und links liegen bleibende Dörflein, Hüttenwerke und Chauſſeehäuſer liebend an die Hand. Es liegt darin nicht nur eine großartige Belebung der Straßenbaukunſt, daß man ſtets die ſchwierigeren Wege wählt, ſondern auch eine gewiſſe Humanität gegen die Ortwohner, denen man durch Gelegenheit zum Vorſpannen ſelbſt einen Vorſpann leiſtet. Nur Unverſtändige können Abſichten der Art verkennen.

Euſebius brachte mühſam ſeinen Gaul in den gewöhnlichen Kälberpaßgang und ritt durch Naſilos. Ein Vorübergehender ſagte ihm, das Schiff ſei eben abgegangen, und er müſſe es bald einholen; worauf Euſebius daſſelbe nicht nur einholte, ſondern überholte, ſo ſtark und ſo ungeſcheut trieb er mit den Ferſen ſeiner freilich ſpornloſen Füße den Schimmel an.

Seiner Rechnung nach mußte er Mittags gegen drei Uhr in Rautenburg ſein, wo er alsdann die „Hoffnung" (er kannte ſie bis jetzt freilich nur als Bock) abwarten und mit ihr ſeinen Weg fortſetzen wollte. Einen unerwarteten Verzug machte ihm aber die Mittagsraſt ſeines Thieres, aus der daſſelbe erſt nach vieler Mühe und mit einer dem weichen Herzen Euſebius innerlichſt widerſtrebenden Härte aufgeſchüttelt werden konnte. Dadurch war es fünf Uhr geworden, als Euſebius vom letzten Hügel herab die Reſidenzſtadt Rautenburg am Dulfe-Ufer liegen ſah. Auf dieſer, der Dulfe nämlich, war zur Zeit von dem Schiffe noch nichts zu erblicken.

Seelenvergnügt ſtieß der Schimmel, der eine immer täuſchendere Aehnlichkeit mit dem Bocke im Laufe näherer Bekanntſchaft entwickelt hatte, die ſteinige Straße hinab. Euſebius merkte ſchon an allerlei Zeichen die handgreifliche Nähe der Reſidenz; die Chauſſeewärter grüßten ihn nicht mehr, ebenſowenig als die Luſtwandelnden, ja ein junger Fant unter dieſen rief höhniſche Worte hinter dem harttrabenden Marktmeiſter her, die wir aus Ehrfurcht vor ſeinem Karakter hier nicht wiederholen können. Erzürnt, aber ruhig drehte ſich Euſebius im Sattel um, den Frechen mit einem Blicke niederzuſchmettern; allein er gewahrte weder den Frechen, noch — o Noth, o Entſetzen, o Schickſal! — ſeinen Mantelſack. Beide waren verſchwunden, jener am Wege, dieſer vom Rücken des Schimmels. Euſebius war keines Wortes, keiner Thräne fähig, und mit Wehmuth muß ſein Geſchichtſchreiber eingeſtehen, daß hier zum erſten Male ſein Gemüth zu wanken anfing, daß ein entſetzlicher Fluch zum blauen Himmel emporſtieg. Mit Wuth riß er den bockenden Stechſchimmel am Zügel herum und murmelte, ihn mit geballter Fauſt zwiſchen beide Ohren ſchlagend: „deßhalb ging die Beſtie ſo leicht und ſo ſchnell, weil das Beſte verloren war!“ Er maß ſeinen Weg zurück und gern würde er es in einem ſeinem inneren Ingrimm entſprechenden Galopp gethan haben, wenn nicht das Pferd und der Zweck ſeiner Umkehr ſo entſchieden widerſprochen hätte. Jenes verlangte, wie dieſer Mäßigung, damit man unterwegs nicht nur verſchnaufen, ſondern auch alle Vorüberziehenden fragen und jeden Buſch, jedes Loch am Wege durchſtöbern könnte.

Der Abend brach heran, ohne daß das Vermißte gefunden worden wäre. Euſebius war wieder an der Schenke angelangt, wo er Mittags geraſtet hatte, und forderte jetzt den Knecht und mehrere müßig umherſtehende Bauern auf, ihn mit Laternen, mit Heugabeln, mit Dreſchflegeln zu geleiten. „Es könnte ja ſein, daß wir der Bande begegneten, die mir mein Theuerſtes hinter meinem Rücken geraubt hat,“ ſagte er und ſah ſeinen Landſturm beweglich an. Mit einer Schaar Leuchtender und Bewaffneter brach er, ſelbſt zu Roß an ihrer Spitze reitend, auf, als das Dunkel der Nacht ſchon auf der Landſtraße lagerte.

Dieſe ſenkt ſich unweit des Dorfes in eine berüchtigte Vertiefung, wo vor Jahren einmal von drei vermummten und bis an die Zähne bewaffneten Schurken einem vom Viehmarkt zu

Gersfeld heimkehrenden Juden zwei prächtige Schweine abgenommen worden waren. Seit dieſer Zeit hieß die Senkung nicht anders als die „Judenpritſche.“

In dieſer Judenpritſche ſaß, als Euſebius und ſeine bewaffnete Macht herangezogen kam ein verdächtig ausſehender Menſch, an den der Marktmeiſter ſogleich unerſchrocken heranritt. „Heda! guter Freund! habt Ihr nichts von einem Mantelſacke da umherliegen ſehen?“ Alſo fragte er den ihn ruhig von ſeinem Steinhaufen anblickenden Burſchen und winkte zugleich den Rächern, ihn dicht zu umzingeln. „Nein!“ entgegnete der Gefragte, allein ohne aufzuſtehen, was dem verſtändigen Marktmeiſter mit Recht verdächtig vorkam. „Wollt Ihr nicht ſo gut ſein, einmal aufzuſtehen, damit ich in dem Graben da ſuchen laſſen kann?“ — Befremdet gehorchte der Verdächtige und ſah den Reiter groß an, das Pferd ebenſo. „Wer hat denn“, fragte er ſeiner Seits, „einen Mantelſack verloren?“ — „Ich“, herrſchte Euſebius vom Stechſchimmel herab, „der Marktmeiſter

Trenttelfuß von Gersfeld." Und drohend fügte er hinzu: „Ich bin auch Mitglied der Ortspolizei, und da der Polizei nichts verborgen bleiben kann, ſo thut Ihr ſehr wohl" — der Fremde unterbrach ihn, ſich auf die Lippen beißend, um ein Spitzbuben-Lachen zu unterdrücken: „Haben Sie denn zwei Mantelſäcke gehabt?" — „Zwei?" antwortete Euſebius, „wie ſo: Zwei? In dem einen war Geldeswerth genug?" — „Nun", ſagte der Verdächtige auflachend, „der eine hängt unter Ihrem Gaul!"

Mit einem Schrei der Verwunderung griff Euſebius ſeinem Stechſchimmel in die Weichen, und, wahrlich! da hing der Mantelſack. Das Corps der Rache brach in ein ſchallendes Gelächter aus und beleuchtete mit den Stall-Laternen den Vermißten in ſeinem ſtillen, verſchwiegenen Aſyl. Euſebius war abgeſtiegen und erkannte deutlich, wie der eine Riemen, der den Mantelſack auf dem Rücken des Pferdes feſthielt, geriſſen und jener nun, wahrſcheinlich in Folge der trabenden Stöße, allmählich hinuntergerutſcht, endlich unter dem Bauche des

Thieres hängen geblieben war. Mit einem Gefühl, das keine menſchliche Feder beſchreibt, geſchweige denn eine Gänſe-Feder, beſtieg er den Schimmel wieder, den Mantelſack wie ein Kind vor ſich nehmend. Als er aber mit einem beſchämten und ſundes-frohen „Guten Abend" ſich in Bewegung ſetzen wollte, umringten ihn ſeine Bewaffneten und drangen auf ein Trinkgeld. Euſebius verſicherte, er habe keine kleine Münze bei ſich, und trieb den ſtetigen Gaul mit Angſt an; da fielen erſt murrende Worte in ſeiner Nähe und, als der Schimmel wirklich auszugreifen anfing, leiſe Dreſchflegel und Heugabeln auf deſſen Rücken. In der Dunkelheit mochten die Nachſetzenden die weißen Schenkel des Gaules mit dem weißen Staubhemde des Reiters wohl jezuweilen verwechſeln, wenigſtens verſichert Euſebius ſelbſt, aus Verſehen einige Streifſchüſſe in dieſem ungleichen Kampfe davongetragen zu haben, die er aber um deßwillen nicht geachtet oder erwidert, weil die Hauptmacht des Feindes gegen ſeinen Schimmel losgehauen und ihm ſelbſt dadurch mehr genützt als geſchadet habe, jenen zu einem unerhört raſchen Trabe antreibend.

So ritt er dahin „durch Nacht und Wind“ und hielt in den Armen den Mantelſack, ſicher und warm. Es war aber bereits zehn Uhr geworden, als er durch die Gärten vor Rautenburg dem Fürſtenthore zuklapperte. Schon von ferne hatte ihn ein wüſtes Geſchrei aus der Stadt begrüßt, das, je näher er kam, deſto voller und deutlicher anſchwoll. Auch ungewöhnliche Erleuchtung war in den Straßen, und mit ſtets wachſendem Erſtaunen ſah er, wie das Fürſtenthor feſt verſchloſſen war. Ihn klärte der Thorſchreiber und Zolleinnehmer auf, der draußen wohnte und bei dem ſpäten Hufſchlag auf dem Pflaſter aus dem Fenſter ſah. „Wer iſt da?“ fragte derſelbe, und als ſich Euſebius dem alten Bekannten zu erkennen gegeben, ſetzte er hinzu: „Sie ſinds, Herr Marktmeiſter? Kommen Sie doch nur zu uns herein, in die Stadt werden Sie nicht gelaſſen!“ Euſebius erkundigte ſich befremdet nach dem Grunde, da ſchrie der Thorſchreiber, den Kopf mit der weißen Nachtmütze weitmöglichſt zu dem prakticabelen Bleifenſterlein hinausſtreckend: „Es iſt Revoluzion drin!“

Erſchrocken ſtieg der Marktmeiſter vom Pferde, das er vorſichtiger, obwohl unnöthiger Weiſe an den Laden band, und trat in die Einnehmer-Stube. Dort begrüßten ihn bekannte Stimmen; die Reiſegefährten von der „Hoffnung“ waren auch hier vor Anker gegangen und hielten Quarantaine. Das ganze Zimmer ſtand wiederum gedrängt voll von den Meubles der Acceſſiſtin, ſo daß die Leipzigerin kaum ein Eckchen für ſich und ihren Koffer, der abermals als Seſſel fungirte, übrig behalten hatte. Auch ſeinen Kaſten ſammt der Hutſchachtel fand Euſebius unter den Flügeln des Kandidaten vor. Brand berichtete, es habe Alles ausgeladen werden müſſen, weil Martin hier umpacke, und er ſich deßwegen des verlaſſenen Seehunds angenommen. Die Frau Einnehmerin ſtöhnte unterdeſſen aus dem Alkoven heraus, ihr war die Revoluzion oder die Einquartierung auf die Gebärmutter gefallen und ſie lag, da keine Hebamme heraus-, ja nicht einmal eine Botſchaft hineingelangen konnte, kreiſend und nur von dem ratbloſen Ehemann bedient auf ihrem Schmerzenslager.

Euſebius wußte kaum, wo ihm der Kopf ſtand vor dem Schreien der Kinder, Weiber, Männer, er horchte mit einem Ohre auf deren Litaneien und mit dem anderen auf das, wie Fluthgeroll, immer näher aus der Stadt heranbrauſende Getöſe. Plötzlich wurde das geſperrte Thor polternd aufgeriſſen; der Einnehmer flüchtete ſich mit dem Angſtrufe „die Liberalen, die Liberalen!“ in den Alkoven zu ſeiner Frau, die Sächſin drängte ſich an die Acceſſiſtin, die Acceſſiſtin raffte das Mahagony-Kleinod aus allen Ecken zuſammen, ihre Kinder ihrem Schickſale überlaſſend, und nur Sebaſtian Brand aus Meißen und der kühne Trenttelfuß ſprangen aus dem Hauſe heraus, dieſer ſeinem Roß zu Hilfe, jener den Rebellen entgegen. —

Muſe, dienſtfertige! Nun zeichne Du uns in wenigen Umriſſen die Gruppen am Thore, beleuchtet von Windlichtern, Laternen, brennenden Pfeifen, umrauſcht von den Tönen der Marſeillaiſe und unverſtändlichem Gebrülle! Aber male uns vor Allen den Mann im Vordergrund, der wirklich im Vordergrunde ſtand; Lauf heißt er, Buchdruckereibeſitzer (das Hof- hatte er verächtlich abgeworfen) in Rautenburg, und Herausgeber des Rautenburger „Volkswächters.“ Sage uns nichts von ſeinem grünen Schnürenrocke und dem Hambach, den er keck auf die blonden Locken gedrückt, auch von ſeinen Inexpreſſibles mit blauen Nazional-Streifen an beiden Lenden und von dem tricoloren Uhrbande brauchſt Du uns nichts zu melden! Aber ſein unter der Brille Funken ſprühendes Auge kannſt du uns abſpiegeln und ſeine ſprühenderen Worte wiederhallen!

„Brüder!“ ſchrie Lauf, als er Euſebius Rößlein gewahrte, „wer braucht zu reiten, wenn das deutſche Volk zu Fuß ſein Recht verfolgt? Weg mit dem Pferde! Wem gehört das Pferd?“ Unmöglich war es, ſich in dem Haufen verſtändlich zu machen, ſelbſt wenn Euſebius hätte durchdringen wollen; denn vierzig Bierbäſſe ſchrieen Laufen nach: Nieder mit dem Roſſe, es iſt ein Cavallerie-Gaul! und vierzig Strohbäſſe ſangen dazu, in falſchen Noten und falſcheren Worten: Allons, enfans de la patrie!

Euſebius ſchrie mit, was er ſeine Nächſten ſchreien hörte. „Freiheit, Gleichheit, Rauchen auf der Straße, kein Pflaſtergeld mehr!" Und als ihn Brand fragend am Aermel zupfte, fliſterte er ihm leiſe zu: „Nur mitgeſchrieen, Liebwertheſter!" — „Ja, aber was denn?" — „Das, was die Meiſten ſchreien."

Ganze Bände voll Weisheit und Tiefſinn liegen in den drei Worten unſeres Helden, wir aber müſſen im Drange der Begebenheiten darüber hinwegeilen.

Lauf mit ſeinen Leuten rückte in die Einnehmerei. „Heraus mit dem Tyrannenknecht!" war jetzt die Loſung. Brand und Euſebius hielten auf der Schwelle die Eindringenden auf. „Wer ſeid Ihr?" — „Erlauben Sie, Herr Hofbuchdrucker! Sie kennen mich ja vom Caſino her, ich bin der Marktmeiſter." — „Nichts von Hof! Nieder mit dem Hofe! Wir ſind freie

Bürger! Wir brauchen keinen Marktmeiſter!“ Auch darin war tiefer Sinn. Da Rautenburg keinen Marktplatz hatte, bedurfte es keines Marktmeiſters; die Stelle, wo Gemüſe und Schwefelhölzer von einer bankerott gewordenen Oebſtlerin alle Freitag feilgeboten wurden, hieß nur „der Flecken“. Einen Markt kan̄te man nicht. Jammernd ſtand Euſebius vor dem glühenden Lauf und verſuchte vergeblich, ſich ihm deutlich zu machen. Leichter gelang dieß dem Kandidaten, der in der fliegendſten Eile erzählte, ſie ſeien unſchuldige Reiſende und kämen vom Marktſchiffe; drinnen ſäße ein Paar zu ihnen gehöriger Frauen und der Einnehmer mit ſeiner kreiſenden Gattin. „Fremde?“ ſchnaubte Lauf. „Spione von Gersfeld? Wollen die Volksſtimmung unterſuchen?“ — „Verzeihen Sie, ich bin aus Sachſen, bei Meißen zu Haus, mein Name iſt“ — „Ah, aus Sachſen! Das iſt ein liberales Land! Dreißig Exemplare meines „Rautenburger Volkswächters“ gehen nach Leipzig. Sind Sie auch Abonnent? Zugleich zog Lauf ein Bündel gedruckter Blätter aus der Rocktaſche und drückte dem Kandidaten ein Exemplar an die Hand. „Brüder!“ ſchrie er dem Kreiſe hinter ſich zu, „es ſind Sachſen; ſie wollen ſich bei uns Muſter zur Nazional-Bewaffnung holen.“ Und die Brüder ſchrieen „vivat hoch“, und Euſebius umarmte Lauf, und Lauf umarmte Sebaſtian, und Sebaſtian hätte um ein Haar die Landsmännin umarmt, die zitternd in der Stubenthüre ſtand.

Der Einnehmer ſammt ſeiner Frau ſchienen vergeſſen; der Hauſe am Thore hatte ein anderes Spielwerk gefunden. „Lauf ſoll reiten!“ hieß es auf ein Mal. „Bravo, Braviſſimo! Lauf hoch! Lauf zu Gaul!“ Leutſelig verbeugte ſich Maſaniello der Zweite gegen die Menge, er beſtieg des Gersfelder Metzgermeiſters müden Gaul und der Strom fluthete, Euſebius unaufhaltſam mit ſich fortreißend, in die Stadt zurück.

Ach, im Strudel großer Ereigniſſe geht ſo leicht das Kleine und Zarteſte verloren! Mit welcher Liebe hätte ich Euch ſonſt die Szene ausſchmücken wollen, da der Hofrentereiſchreiberacceſſiſt, eine beſcheidene Seele, die aber auch unter den Rebellern ſteckte, aus dem lauten Haufen zurückblieb und in die Einnehmerei ſchlich und ſein Weib und ſeine Erzeugten und faſt das ganze Mahagony-Meublement zärtlichſt an die Bruſt drückte! „Caroline“, ſagte er, oder eigentlich: „Carline! ich wußte ja, daß Du kameſt, ja daß Du hier draußen ſaßeſt, konnte ich mir haarklein einbilden, und da gab es kein Mittel, Dir entgegenzugehen, weil das Thor zu war, als unter den Liberalen! Aber im Herzen bin ich ihnen immer abhold geweſen und halte am guten Hoftone.“ O wahrlich, die Liebe wirkt Großes! Einen Herkules trieb ſie an den Spinnrocken und einen Acceſſiſten unter die Jakobiner-Mütze; heilige Liebe!

Während nun die neuvereinten Gatten in des Einnehmers Stube die erſten Feuer ihres Wiederſehens abbrannten, nur zu Zeiten gedämpft durch das zweiſtimmige Winſeln aus dem Alkoven und durch die Seufzer der verſchämt, aber ſelig zuſehenden Leipzigerin, wälzte ſich die Lawine der Empörer, unter ihnen Euſebius und

Brand, den berittenen Lauf an der Spitze, die Fürſtenſtraße hinauf, gerade vor die Hauptwache. Auf der Hauptwache wachten nämlich die Nazional-Gardiſten und tranken Bier und ſangen dem gegenüberwohnenden Stadtrichter Skolien und Satyrgedichte eigener Erfindung vor.

Auf den Stadtrichter war eigentlich der ganze Aufſtand gemünzt geweſen. Nicht genug, daß derſelbe ſich über die Nazional-Garde luſtig gemacht hatte, wie ſie auf der Schützenwieſe Schwenkungen, und zwar zuerſt am Seile, verſuchte; ſondern es war auch Laufen hinterbracht worden, daß derſelbe in einer abſolut-geſinnten Geſellſchaft öffentlich ſich vermeſſen, er wolle mit einem Häringskopfe die ganze Bürgerſchaft von Rautenburg bis Keſſelſtadt locken. Dieß war natürlich eine Uebertreibung, und wenn auch allerdings die Rautenburger im Rufe ſtanden, etwas herabgekommen und auf jedmöglichen kleinen Erwerb bedacht zu ſein, ſo wollte es doch am wenigſten für den Stadtrichter ziemen, ihnen dergleichen nachzuſagen. Lauf hatte zudem einen Zahn auf den Juriſten, welcher ihn bei wiederholten Preßvergehungen unnachſichtlich an Geld und Freiheit gebüßt hatte. Beide ſtanden einander jetzt als Partheihäupter gegenüber, Lauf an der Spitze des kühn aufgeſtandenen Volkes, der Stadtrichter als Haupt der Ariſtokraten oder Fürſtendiener, wie man den in Rautenburg liegenden Etappen-Commandanten ſammt dem Polizeiwachtmeiſter und dem Gensd'armerielieutenant gehäſſig zu bezeichnen pflegte.

Tagelang hatte es in Rautenburg ſchon ſtill gegährt. Die Sache kam aber eines Abends zum Ausbruch, als die Lauf'ſche Offizin verſchloſſen und verſiegelt, er ſelbſt gefangen auf das Stockhaus abgeführt worden war. Lauf duldete — er hatte ein bewundernswerthes Talent im Sitzen! — vier und zwanzig Stunden als Märtyrer der guten Sache; hierauf ergab es ſich, daß ſeine Verhaftung auf einem Irrthume beruhte und er ward auf freien Fuß geſetzt. Der beleſene Stadtrichter hatte nämlich im Geſchäftseifer ein Blatt des Rheinbaierſchen Hochwächters, worein ihm der Krämer eines Tages boshaft ſeinen Morgenkaffee eingewickelt, verwechſelt mit dem Rautenburger Volkswächter, und in Folge deſſen des lezteren Redakteur ſofort verhaftet. Leicht erklärt man ſich Lauf's Aerger und ſeiner Freunde Zorn, als es ſich herausſtellte, daß dieſer für fremde Sünden hatte büßen ſollen. Noch am Abend ſeiner Befreiung ſammelte ſich im goldenen Löwen eine Schaar Entſchloſſener, die Lauf im Triumph aus ſeines Weibes Armen entführten und nach einer liberalen Kollazion bei dem Löwenwirth dem Stadtrichter ein Charivari brachten. Dabei iſt es ein bemerkenswerther Zug, daß deſſen Tochter anfangs den Geſang und das Geklimper unter ihrem Fenſter für eine Ehren-Serenade nahm und, empfindſam in die Nacht hinauslauſchend, ſich die Sache anzog, bis einige murmelnde Pereats und Lauf's eigenhändiges Guitarren-Spiel ſie eines Beſſeren belehrten.

Am folgenden Morgen, vielleicht noch in derſelben Nacht, flogen des Stadtrichters Eil- und Angſtboten nach Keſſelſtadt. Der Tag verging in dumpfer Gewitter-Ruhe. Abends hat der Richter ſeine Freunde, die Ariſtokraten, zum Butterbrod zu ſich und war ungemein zuthunlich; ſogar die Gensd'armen ließ er auf der Hausflur vom Stadtdiener bewirthen. Die Liberalen zogen indeſſen, wie bereits gemeldet, in der Stadt umher, ſingend, trinkend, lärmend; ſie wunderten ſich baß, als ſie alle, das heißt zwei Thore geſchloſſen fanden, und glaubten nun ſelbſt an ihre Furchtbarkeit. Der Funken ſchlug im Augenblick zur Flamme empor, und weil man einmal in der Revoluzion d'rin war, wollte man auch dem Pflaſtergeld-Einnehmer und anderen von Amtswegen gehaßten Perſonen zu Leibe; Lauf ſagte, es ginge in einem Aufwaſchen hin. Stündlich ſtieg Zahl, Muth und Geräuſch der Aufgeregten, während es im Hauſe des Stadtrichters ſtündlich ſtiller ward; die Gäſte hatten zum Hute gegriffen, um ſich einzeln fortzuſchleichen, waren aber wohl genöthigt wiederzukommen, als ſie Haus- und Hof-Thüre ſorgfältig verriegelt fanden.

Dieß war die Lage der Dinge, als mit

einem Male, gerade wie die Liberalen vom Fürſtenthore oder, wie ſie es nannten, von dem Sturm der Einnehmerei, zurückkamen, von der anderen Seite der Stadt Pferdegetrappel, Trommeln und Geſchwinder-Schritt auf den Pflaſterſteinen raſſelte. Beſtürzt ſah man ſich an. Nur dem Stadtrichter fiel ein Zentner vom Herzen. „Meine Herren!“ ſagte er, mit einem verklärten Geſicht aus dem Fenſter ſchauend, „da kömmt die mobile Colonne!“ Und ſich weit hinauslehnend rief er dem gerade vor ſeinem Hauſe „Halt!“ kommandirenden Offizier ein aufathmendes „Willkommen“ zu.

Die Liberalen drängten ſich in die Hauptwache, wo die Nazionalgarde wachte, aber nicht mehr ſingend und die Biergläſer nur ſachte auf den Tiſch ſtauchend. Das Militair hielt, Gewehr bei'm Fuß, unbeweglich gegenüber, längs der Stadtrichterei, deren Thür ſich augenblicklich geöffnet und den Lieutenant eingelaſſen hatte. Nach einer langen Weile öffnete ſie ſich wiederum und herausſchritt in voller Uniform der Stadtrichter, ſeinen Mantel mit graziöſer Nachläſſigkeit um die Schultern mit Epauletten und um die weißen Lenden werfend, hinter ihm der Stadtdiener, in jeder Hand eine Laterne, hierauf das ſämmtliche Gensd'armerie-Corps, ebenfalls in ganzem Waffenſchmuck, und zum Schluß der Etappen-Kommandant, Arm in Arm mit dem ebenangekommenen Offizier.

Das Häuflein ſchritt durch die tiefe Stille — nur des Stadtdieners Mägde kicherten ſchadenfroh aus dem Küchenfenſter — auf die Bürgerwacht zu. Alles darin und davor war ſtumm und ſtarr, ein dunkler Menſchenknäuel, aus dem Euſebius zur Zeit unbeſetztes Roß, unheil-verkündend, wie ein trojaniſches emporragte. Um ſo ſchneidender war der Kontraſt, als der Stadtrichter ein Blatt aus der Buſentaſche zog und ablas — die entſetzliche Aufruhr-Akte, beleuchtet von den beiden Laternen ſeines Stadtdieners. Obwohl nun zu der jetzigen Ruhe die dräuenden Geſetzesworte wenig paßten, obwohl die Bürger im Augenblicke unſchuldig und friedlich daſtanden, Schafen nicht unähnlich, die dichtaneinandergedrängt den Donner über ſich rollen hören, ſo verfehlte doch die Akte ihren Eindruck um ſo weniger, als zu gleicher Zeit ein Flügel der mobilen Colonne abbrach und mit dem Commando die Straßen zu reinigen, von dem Offizier entlaſſen wurde, während dieſer ſelbſt mit dem anderen Flügel die Bürgergarde auf der Hauptwache ernſt und gemeſſen ablöſte. Damit hätte nun Alles zu Ende ſein können, da die Bürger ſtill nach Hauſe gingen, ſelbſt die bewaffneten nicht in Reih und Glied, ſondern jeder einzeln, wie es gerade kam, und möglichſt leiſe und möglichſt ſchnell. Nur Lauf mußte ſeinem Schickſale wiederum folgen und ward, wie er ſelbſt beim Abführen in das Stockhaus ſagte, zum zehnten Male in ſeinem Leben, verhaftet.

Euſebius — wie weh thut es uns um Dich! Wie gern hätten wir Dich gleich den anderen Empörern ruhig heimgeleitet zu dem goldenen Löwen, oder wo Du ſonſt die Nacht zu bleiben beſchloſſen! Allein Dein Thier verrieth Dich. Wehmüthig mußteſt Du, als der Stadtrichter ſtreng nach deſſen Beſitzer fragte, aus einem Winkel der Hauptwache hervortreten und Dich unter Stammeln zu dem Stechſchimmel bekennen. Da aber der Stadtrichter ihn zu Häupten des Aufrührerkörpers bemerkt hatte, ſo half Dein Betheuern nichts, daß nicht Du, ſondern der verdienter Maßen bereits verhaftete Hofbuchdrucker Lauf darauf geſeſſen. Du wurdeſt nach Deiner Legitimazion gefragt und beſaßeſt außer dem reinſten Gewiſſen und einer allgemeinen Bekanntſchaft in Rautenburg keine; jenes galt natürlich vor dem Juriſten nichts und dieſe läugnete er ab. Ja — der Unmenſch! er lachte ſogar, als Du auf ſeine Frage nach dem Zwecke Deiner Reiſe die Wahrheit ſagteſt. Armer Euſebius.

Geſtehen wir es denn mit tiefer, ſchmerzlicher Bewegung: als in Rautenburg ſich jeder Mann verſohnt auf's Ohr legte, Freund Brand im goldenen Löwen, die Sächſin am Krankenbette der Einnehmerin, die Acceſſiſtin zu ihres Gatten Seite, Lauf auf Kerkerſtroh und der Kommandant der mobilen Colonne auf Lorbeeren, in dieſem ſpäten Augenblicke ſtreckteſt Du, als Gefangener, als verdächtiger Magister Equitum der Empörer, als Vagabond und Unruhſtifter, die müden Gliedmaßen auf der harten Pritſche der Hauptwache verzweifelnd aus, und Dein Schimmel ſcharrte ängſtlich im Pfandſtalle die letzten Heuhalme zuſammen. Großer Gott! Wer das Deiner treuen Schleichlein geſagt hätte oder gar dem harrenden Bräutchen in Keſſelſtadt, das Dich wohl ſchon geſtern mit banger und penſions-mäßiger Sehnſucht erwartet hatte?

Melpomene.

Möge uns aber die freundliche Leſerin — ſie wird es bei dieſen Worten doppelt — verzeihen, wenn die Erzählung, faſt eben ſo langſam fortſchreitend, wie Martins Hoffnung und die meiſten anderen hienieden, bis jetzt von dieſer Geliebten des Helden noch nichts weiter gebracht hat als den Namen, an vielen Bräuten freilich das Beſte und dasjenige, mit deſſen Verluſt ſie am meiſten aufgeben, zumal wenn ſie ſonſt nichts zu verlieren haben. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo warteten wir nur auf einen ſchicklichen Moment der Verſchnaufung, und können nunmehr, da Euſebius im Gersfelder Zivil-Gefängniß geborgen ſitzt, mit einem gewaltigen Schritte, der nicht ein Siebenmeilenſchritt iſt, ſondern höchſtens ein Vier-, nach Keſſelſtadt eilen, um das Verſäumte auf einmal nachzuholen. Dabei bedauere ich nichts, als daß ich meine Geſchichte ſtatt in die neun epiſchen Muſen-Ausſchnitte nicht vielmehr in die fünf dramatiſchen Inſekten-Kerben zerſchnitten habe. Wie würdet Ihr jetzt aufſchauen und ausrufen und verwunderlich thun, wenn der Vorhang emporrauſchte und das Penſionat der Madame Pappel, gebornen Ruthenbuſch, mit einem Zauberſchlage vor Euch ſtände, beſtrahlt von Pfingſtlichtern und von friſchem Maienduft durchwürzt!

Nämlich dieſer Geſtalt. Alle Sonnabend war in dem Fräuleins-Stifte, wie Madame Pappel ihre Koſtſchule gern nannte, Tanzſtunde. Am Pfingſtſonnabend aber war die einfache Lekzions-Puppe zu einem glänzenden Ballſchmetterling ausgekrochen, weil Madame Pappel, aber ſtillſchweigends, den Vetter des Tages ſicher erwartete. Und war das nicht ein Scheuern und Plätten und Kratzen und Spühlen und Schreien im Hauſe, daß die Magd, welche die Kuchen hereinbrachte, die pfingſtlich rauchenden, heftig anrannte gegen eine andere, die den Alltags-Kehricht hinausſchaufelte! Von den Schülerinnen ſelbſt will ich gar nichts ſagen, die den Tag über nur den Abend im Kopfe hatten und dafür den geplagten Zeichen- und Sprachmeiſtern den übrigen deſto heißer machten. Nur Adele — ſie ſtand auf der Brücke zwiſchen Lehrenden und Lernenden und brachte namentlich dieſen bei, was ſie beſſer nicht gewußt hätten — nur Adele war „ſtill und bewegt“. Sie hatte aus einzelnem Wetterleuchten an ihrer Mutter ein heranziehendes Ungewitter längſt vermerkt und fürchtete daſſelbe um ſo mehr, als ſie einen Pulverthurm ſchon lange bei ſich trug. Wie konnte es auch anders ſein? Hatte nicht Madame Pappel — Allein der Leſer wird ſich ihres Briefes an Euſebius von ſelber ſchon erinnern.

Abends glänzte und glühte Alles. Von den Polirflecken des Tages, von Lauge und

Weſen, von allen Brenn- und Bügeleiſen war nichts mehr geblieben, als der Effekt, das Schönſte im Leben. Der große Singſaal, ſonſt auch verwandt zu den Andachtsübungen des Pappel'ſchen Penſionats, war mit Pfingſtbüſchen lebendig verziert, und unter den Waldkindern ſtanden die Stadtkinder und grünten noch luſtiger als jene und lockten und bebten und ſchimmerten, als ob ein friſcher Abendthau in ſie herabgefallen wäre.

Nun wollte ich aber meine Leſerin wäre einſt in einer Koſtſchule geweſen. Daß ſie noch darin ſei, darf ich — leider! — kaum annehmen, weil ſie ſonſt nicht dieſen Roman leſen würde, ſondern ſchlechtere. Denn nur wer es ſelbſt empfunden hat, wie die erſten Bälle einer Penſion wirken, und die Ausſicht auf eine ganze Ferienwoche obendrein mit gemeinſamen Spaziergängen, mit Plauderſtündchen im Garten und Beobachtungs Minuten am Fenſter, während die Garde vorbeitrommelt und die Kadetten-Schule gegenüber Fecht-Unterricht genießet, — ja wahrlich nur der vermag ſich ein

Bild, und doch nur ein ſchwaches, weil ein reflektirtes, zu machen von dem Pfingſtſonnabend im Erbauungsſaale bei Madame Pappel. Ein Hauptumſtand dabei iſt, daß die Lehrer — in der Stunde ſehen ſie grämlich aus und halten gewaltſam auf Auktorität — an ſolchen Abenden auch eingeladen werden und ſich wie ordentliche Menſchen gebehrden, mit ihren Schülerinnen eſſen, trinken, reden, die jüngeren, z. B. der Zeichenmeiſter, ſogar zur Auszeichnung tanzen und gelegentlichen Hof machen.

Weh thut es, mitten aus dem fröhlichen Getümmel, wozu eine Schülerin der Penſion immer das taktangebende Orcheſter bildet, damit der Ball für Fremde zugleich ein Examen in der Muſik sei, hinauszuflüchten in ein Erkerſtübchen, wo Adele die Tochter des Hauſes, mit einem ältlichen Herrn in eifrigem Geſpräche begriffen war. Es iſt aber dieſer ältliche Herr zu wichtig für den Verlauf unſerer Geſchichte, als daß wir ſeine Bekanntſchaft nicht ſo zeitig wie immer möglich ſuchen ſollten. Hatte doch ſelbſt Adele ein Engagement mit einem Lieutenant von dem Gardejäger-Bataillon unter dem Vorwande abgelehnt, als muſſe ſie in der Kuche für ihre werthen Gäſte ſorgen, während ſie in der That nur zu einem Seitenthürchen wieder hereinſchlupfte und den bedeutenden Mann geheimnißvoll in das Erkerſtübchen winkte.

Bedeutend? Ja! Daß er es war, ſah man beim erſten Anblicke. Denkt Euch ein majeſtätiſch geröthetes Geſicht, dem nur der Neid nachſagen konnte, es ſei zu fett, um einem Apollo, und zu ohnmächtig, um einem Faun angehören zu können. Denkt Euch als Folie dieſes Geſichts — ſein Beſitzer verdankte ihm in der Penſion den Spitznamen „der Geſchwollene" — oben ein ſchwarzes, maleriſch unordentliches Haar, nur hie und da mit einer dünnen Lichtung oder einer grauen Tinte angeflogen, und unten eine weiße Piquée-Cravatte, die ihrer Seits wiederum als Folie dienen mußte für eine noch weißere Weſte von engliſchem Leder und einen Jabot, der nicht erſt neuerdings wieder in die Mode gekommen war, ſondern ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts bei ſeinem Träger nicht heraus. Was unterhalb dieſer Weſte lag, ſah der Bedeutende nur ſelten, theils aus dem bekannten Grunde, weßwegen Sir John Falſtaff die Farbe ſeiner Beinkleider nicht mehr zu erkennen vermochte, theils aus einem vom Vogel der Juno erborgten. Geſtehen wir es nur mit einem Male: der Bedeutende war an einem Fuße lahm; er ging deßhalb ſtets nur mit ſeinem Pfefferrohr ſpazieren, und ſein Schritt war (ein fortlaufender, darf man nicht ſagen) nein, ein forthinkender, ein jambiſcher Rythmus, wozu die angenehm ſchaukelnde Bewegung des gewichtigen Oberkörpers eine pöetiſche Moloſſen-Begleitung abgab. Fügen wir die Sitte des Bedeutenden hinzu, mit einer Hand fortwährend zu ſchnupfen, mit der anderen abwechſelnd das volle und das leere Glas an- oder abzuſetzen, ſo haben wir das gefliſſentlich und mit vieler Liebe ausgemalte Konterfei des Magiſter Hudel vollendet.

Wer war der Magiſter Hudel? Freunde, fragt lieber: wer oder was war er nicht? Lehrer? Ja, er lehrte in dem Penſionat der Madame Pappel deutſch durch alle Klaſſen, nämlich zwei, in Sekunda leſen, in Prima ſchreiben. Dichter? Ja, denn er hatte ein „Panorama von Keſſelſtadt" geſchrieben, und — ein noch vollwichtigerer Beweis! — er hinkte. Oder haben Tyrtäus, Byron, Walter Scott, Le Sage, und — Blumenhagen ohne alle Symbolik gehinkt? Kritiker? Ja, denn er rezenſirte alle Bücher, die er geſchmiert, und alle Komodianten, die ihn. Ein guter Geſellſchafter? Ja, denn er war überall, wo man ihn haben wollte, ſogar noch an einigen anderen Orten. Das braucht aber nicht hinzugefügt zu werden, daß er ein gut unterrichteter Mann war, ein Mann, der es morgen wußte, was der Hof in Keſſelſtadt geſtern geſpeiſt hatte, und noch weniger, daß er ſich gern Jedermann gefällig bewies, der ſeinen Geiſt mit Fleiſch — im eigentlichſten Sinne — ſei es Kalbs- oder Rindfleiſch ſammt dem zugehörigen Trank aufzuwiegen verſtand.

Fürwahr, es konnte uns in der Nähe des Bedeutenden bange werden um Adelens Gemüthsruhe, wenn wir nicht das geſetzte Alter und den über allem Verdachte ſchwebenden, würdigen Karakter ihres Geſellſchafters bedächten. Auch ſchien derſelbe im heimlichen Zwiegeſpräch mit Adelen in der That mehr der Flaſche, die ſie ihm vorgeſetzt, als der unruhig Fragenden ſelbſt ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

„Hat Ihnen", ſo forſchte Adele, „meine Mutter noch nichts Näheres mitgetheilt?"

„Nichts, mein theures Fräulein!" war die Antwort des Magiſters. „Daß etwas im Werke iſt, ſcheint mir aber nur zu ſicher." Hier trank der Bedeutende. „Heute morgen, als ich in der Sekunda meine Handſchmitzen austheilte wegen Zerſtreuung, hörte ich" (hier ſchnupfte der Bedeutende) „wie die Frau Mutter auf dem Gange ihre Zofe inſtruirten, ſie ſolle auf der Poſt anfragen, ob — Allein weiter konnte ich nichts verſtehen, weil die Mädchen in der Stube zu laut wurden." Hier trank und ſchnupfte der Bedeutende.

„Und von — von ihm haben Sie mir auch nichts zu ſagen?" Adele ſchlug die verſchmitzten, braunen Augen zu Boden und ſchenkte dem ſchmunzelnden Gewiſſensrathe ein.

„Mein Freund“, entgegnete dieſer ſchlürfend, „iſt troſtlos bei dem Gedanken, Sie das wahrſcheinliche Eigenthum eines Anderen zu wiſſen. Sein Sie feſt überzeugt, daß er und ich es bis zum Aeußerſten treiben werden, um die Verbindung, falls wirklich eine ſolche für Sie in Perſpektive ſteht, zu hintertreiben.“ Trinken und Schnupfen.

„Daß es doch möglich geweſen wäre, ihn heute Abend einzuladen!“ ſeufzte die Bedrängte. „Allein Sie glauben nicht, Herr Magiſter, wie vorſichtig und wie mißtrauiſch die Mutter geworden iſt, ſeit ſie mich einmal in einer Unterhaltung mit ihm belauſcht hat. Kaum daß ich ihn täglich vorbeigehen ſehen kann, ſo aufmerkſam iſt ſie auf mich, und wenn Sie nicht wären, mein guter, mein lieber Herr Magiſter“ —

Der Geſchmeichelte verbeugte ſich und flüſterte: „Nur Muth, Adelchen! In die nächſte deutſche Stunde bringe ich Ihnen ein Brieflein von ihm mit. Ich lege es, wie gewöhnlich, in Ihr Heft, und hüten Sie ſich nur, es ſogleich vor den andern Schülerinnen aufzumachen in Ihrer Haſtigkeit, wie neulich einmal!“

Adele lächelte. „Ach!“ ſagte ſie, „es hat es ja Keine gemerkt. Und wenn auch, meinen Sie, die Mädchen verriethen mich? Sie halten große Stücke auf mich, und dann muſſen Sie ja nicht denken, daß ich nicht auch einmal ein Auge für ſie zudrücken müßte. Lieber Herr Magiſter, Sie unterrichten nun ſchon ſo lange in unſerem Hauſe; Ihnen kann ja das gar kein Geheimniß mehr ſein, daß jedes Mädchen, ſobald es in die erſte Klaſſe kommt, eine kleine Herzensangelegenheit haben muß.“

Die Tochter der Madame Pappel ward in demſelben Augenblicke abgerufen und damit ihren vertraulichen Mittheilungen an den Magiſter ein Ziel geſetzt. Der Letztere blickte ihr ſchmunzelnd nach und ſprach zu ſich ſelbſt, indem er eigenhändig ſein Glas noch einmal füllte: „Das kleine Ding iſt Feuer und Flamme für den Hecker. Wäre ja auch troſtlos, wenn ſie am Ende einem Vetter vom Lande, wie ſie ſelbſt andeutete, anheimfiele. Troſtlos auch für mich. Das Pappel'ſche Haus iſt ein ſehr angenehmes“ — er trank und ſchnupfte ſehr — „und Adele hält mich allein. Bleibt ſie bei uns, giebt es ſpäter bei Freund Höcker ein angenehmes Haus mehr, und zwar eines, das mir in dankbarer Erinnerung an meine geleiſteten Dienſte zu jeder Zeit offen ſtehen muß. Mit ihr hingegen muß auch ich aus dem Hauſe, da Madame Pappel“ —

Das Selbſtgeſpräch des Magiſters verlor ſich hier in ein ſo anhaltendes Trinken, daß er bald hierauf ſich gemüßigt fand, die Flaſche als caput mortuum hinter den Fenſtervorhang zu ſchieben und ſich in den Tanzſaal zurückzubegeben. Wer ihn aber an ſeinem Pfefferrohr ſo über den glatten Parquetboden hinjambiſiren ſah, den gewichtigen, würdigen Mann, wie er hie und da einer kichernden oder glühenden Schülerin ein Wort zuwandte, und dann wiederum mit den zum Tanz kommandirten Kadetten ſich leutſelig unterhielt, und zuletzt, faſt gleichzeitig und allzeitig, mit den Lehrern ein kollegialiſches Glas leerte: der hätte wohl ſchwerlich in der Ehrfurcht gebietenden Geſtalt einen leichtfertigen Postillon d'amour für eine junge Penſionärin vermuthet. —

Ich zerſtöre aber unbeſonnen allen Reiz des Geheimnißvollen, indem ich meinen Leſern — möchten ſie wißbegierige ſein! — die noch hinter den Couliſſen verborgene Perſon des „Er" von Adelen herausziehe und ſie in ganzer Bürgerlichkeit als Statiſten auf die Scene ſtelle, noch ehe ſie in die Handlung ſelbſt eingreift.

Adelens „Er", oder der „Höcker" des Magiſters war ſeines Zeichens Compagnie-Wundarzt, dem aber auch die Erlaubniß allergnädigſt ertheilt worden war, außer dem Militair ſich Praxis ſuchen zu durfen, freilich nur chirurgiſche. Es iſt mit ſolchen Konzeſſionen heuer ein eigenes Ding; im Grunde ſind ſie nichts mehr als die Vergünſtigung, auf Etwas zu warten, was niemals, oder doch zu ſpät eintrifft. Ein Wundarzt vollends, und ein Militair-Wundarzt in einer Reſidenz! Das Militair braucht natürlich

— Dank dem europäiſchen Gleichgewicht! — keinen Wundarzt, außer zur Manoeuvre-Zeit. Im Zivil kann auch nur weniges an Wunden geſchlagen werden, da die Polizei in der Reſidenz zu tadellos iſt, als daß ſie wohlthätige Pflaſterbrüche oder befruchtende Prügelregen auf die dürren Expektanzen eines Compagnie-Chirurgus herniederfallen ließe.

Hocker machte die traurige Erfahrung an ſich, und erſt ſein alter Freund, der Magiſter Hudel, brachte ihn auf den glücklichen Gedanken, da es mit dem Wunden-Heilen ſo ſchlechten Fortgang hatte, es lieber einmal mit dem Wunden-Schlagen zu verſuchen. „Eine gute Parthie kann Dir allein aufhelfen", ſagte Hudel, verſchwieg aber dabei, daß er ſich eigentlich meinte und in freundſchaftliche Parentheſe ſetzte, und beide begaben ſich auf die Reiſe, zunächſt freilich nur auf den Straßen der Reſidenz. Dabei ſtand den Freunden Eines im Wege, ein gleiches, wenn ſchon aus entgegengeſetzten Quellen fließendes Leid. Hudel konnte keine Schüler mehr finden, weil er ſich zu viel von den Schauſpielern hatte bewirthen laſſen, und Höcker kein Mädchen, weil er ſeiner Seits die Schauſpielerinnen zu eifrig bewirthet hatte, ſei es auch, in Ermangelung eines materielleren Elements, nur mit Süßigkeiten, die er eben ſo gewandt aus aufgeleſenen Läpplein Fremder zu zupfen verſtand wie Charpie. Man weiß ja, wie das in einer großen, nämlich kleinen Reſidenz zu gehen pflegt. Man ſchätzt die Kunſt gewaltig hoch, und bei Leibe darf ein monatliches Abonnement in den erſten Ranglogen aus dem häuslichen Budget nicht geſtrichen werden, ſollten ſelbſt näher liegende Artikel — exempla odiosa! — darüber wegfallen müſſen. Allein mit den Künſtlern ſelbſt, zumal mit den Künſtlerinnen, und aber zumal, wenn dieſe hübſch ſind, hält man es minder hoch, und vielleicht würden dieſe am liebſten aus aller Geſellſchaft verbannt, könnte man nicht hier und da ihr bischen Talent als billiges Schaugericht mit auf die feſtlichen Tafeln ſetzen. Es iſt niederſchlagend, Ihr Helden und Ihr Liebhaberinnen von den Brettern, aber fragt Euch ſelbſt, ob es darum minder wahr iſt?

Hocker machte, großſtädtiſcher Freigeiſt, wie er war, eine rühmliche Ausnahme von dieſem Kaltſinn gegen das prieſterliche Perſonal der Kunſt. Er räucherte dieſem ſo öffentlich, daß der Dampf den Männlein und den Fräulein von Keſſelſtadt empfindlich in die feinen Naſen ſtieg und daß ſie die leztern einhellig rümpften wenn Hudel wiederum mit einem Schauſpieler auf die Erholung kam, oder wenn Höcker wiederum einer Kammerſängerin unter den Linden den Shawl nachtrug. Was Wunder, daß ſie von den beiden, in ſo profaner Nähe Geſehenen ihre Kinder weder durch die Schule noch durch's Leben geleiten laſſen wollten, ja ſich ſelber nicht einmal mehr durch die Stadt, wenn es Tag war?

Immer beſchränkter und immer unfruchtbarer wurde das Terrain, das Höcker auf Freiersfüßen, alſo im Daktylus-Takt, Hudel in edler Freundeswärme und in unveränderlichem Jambenſchritt durchwandelten. Je mehr Hudel durch fremde Waſſer oder Weine an ſeinen ſterblichen Leib anſchwemmen ließ, deſto mehr riß von Höckers wundärztlichem Menſchen der tägliche Gram, des Exerzirens und der Werbungen nicht zu gedenken, herunter. Hubels Antlitz ſtrahlte wie ein Vollmond, aber ein rother; Höcker ſtand dagegen im letzten Viertel, eben ſo bleich, eben ſo ſchmachtend, ſchier eben ſo fahl wie dieſes.

Ein Zufall, wenn es im Leben außerordentlicher Menſchen einen Zufall giebt, führte endlich Höckern auf die rechte Spur. Einem Rathe ſeines geprüften Freundes folgend war er in die Vorſtadt gezogen, um dort ungeſtörter an einem großen, wiſſenſchaftlichen Werke „Die Radikal-Kur der Leichdörner“ zu arbeiten. Die böſe Welt ſagte ihm nach, er habe, ertrinkend, nach der Schreibfeder, wie Andere nach einem Strohhalm gegriffen, was für unſere Geſchichte aber gänzlich bedeutungslos bleibt. Sicher iſt, daß er mit dieſer Wanderung in die Vorſtadt — alle inneren Viertel waren bereits abgegraſet — ſich plötzlich am Ziele, eigentlich ſeinem

Ziele gegenüber ſah, nämlich dem Penſionat der Madame Pappel. Ueberraſchte es ihn doch faſt freudig-ſchreckhaft, als er am erſten Morgen aus dem Fenſter herausſah und hinter dem nächſt-gegenüberliegenden Adelens braunes Lockenhaupt mit dem hinüberblitzenden Augenpaare gewahrte! Er kannte Adelen, hatte aber nicht an ſie gedacht, vielleicht nur weil ſie in der Vorſtadt wohnte, und jetzt, als er das wohleingerichtete Haus mit den dunkelrothen Gardinen und den grünen Blumenbrettern und den meſſingenen Vogelbauern am Fenſter mit einem Male vor ſich ſtehen ſah: — ſelbſt ein Barometer fehlte nicht, um einen hohen Grad des Wohlſtandes drinnen ſymboliſch anzudeuten! — da war es ihm ſchier, als ſei er aus einem Traum erwacht und ſehe nun den Feenpallaſt leibhaftig vor ſich, worin die Bezauberte feſt ſchliefe, ſeiner Ankunft und der Erlöſung durch ihn gewärtig. Viel fehlte nicht, ſo wäre er — wie Archimedes aus dem Bade — mitten aus ſeinem Luftſchloß, dem Spiel- und Spiegelbilde des Penſionats gegenüber, herausgeſprungen, um ſeinem theilnehmenden Magiſter mit frohlockendem „*Εὕρηκα*“ in die Arme zu fallen.

Es kann unmöglich im Plane dieſes Werkes liegen, den neu angeſponnenen Roman in den luſtig fortlaufenden nachträglich einzuſchlagen. Begnügen wir uns zu berichten, wie Höcker erſt eine Woche lang am Fenſter geſeſſen und mit ſprechenden Blicken, gleichſam Fäden zum Spinnen-Netz, ſein ſchnell aufmerkendes Gegenüber an ſich herangezogen. Adele beſaß Augen; wie konnte es auch anders ſein? hatte nicht — der Leſer beſinne ſich nochmals auf den mütterlichen Panegyrikus in dem Sendſchreiben an Euſebium! Hernach ließ es ſich Höcker angelegen ſein, täglich in ſeiner Parade-Uniform unter dem fraglichen Fenſter wie eine Bachſtelze umherzuhüpfen. Er war in ſeiner Centauren-Qualität doppelt gefährlich. Von dem Offizier borgte er die glänzende Schale, bis auf die, allen Ziviliſten abgeſchnittene, unwiderſtehliche Leimruthe der Weiber, den Schnurrbart; von dem angehenden Arzte aber den anziehenden Kern, eine ſeltene Feinheit der Manieren —

er ſchneuzte ſich z. B. immer nur abgewandten Antlitzes! — und eine gewiſſe, räthſelhafte Schwermuth, wie ſie nicht nur allen Uebergangs-Menſchen eigen iſt, ſondern ſelbſt den Uebergangs-Thieren, den Hirſchen, wenn ſie das erſte Geweihe abwerfen, den Vögeln in der Mauſer, den Referendarien und allerlei Adjunkten ja ohnehin. Das aber waren nur kleine Mittelchen aus dem Noth- und Hilfs-Büchlein aller jungen Aerzte, daß ſich Höcker einen unverwüſtlichen Schellenzug mit einem großen Blechſchilde anlegte und regelmäßig einmal des Nachts nicht ſich damit wecken ließ — er wachte von ſelber und weckte ſogar — ſondern ſein Gegenüber. Wie leicht ihm dieß gelang, ſieht Jeder ein, der ſich beſinnt, wie leiſe in einer Mädchen-Penſion geſchlafen wird. Endlich wollen wir es ihm auch nicht als abſichtlich anrechnen, wenn er zuweilen in der Hausthüre noch ein Rezept in ſein grün-ſaffianenes Notizenbuch ſchob, oder über die Straße käuete, gleichſam vom warmen Frühſtück zur Unzeit abberufen, oder ſelbſt leiſe mit ſich ſelber redete, Stirnfalten ſchlug, nachdenklich ſchien, bis er ſich beſann, daß er unter Adelens Fenſter ſich beſinnen müſſe und ſein Regenantlitz aufklären und einen ſonnigen Gruß hinausſchleudern.

Vier Wochen blieb ſie „immer grünend“, dieſe Frühlings-Liebe. Allein Höcker hatte einen viel zu praktiſchen Sinn, um nicht allmählich auch Früchte von ihr zu verlangen. Hudel mußte als Pont-levis dienen in das Penſionat; über ſeinen Leichnam wollte der Freund in das Paradies eingehen.

Hudel ſchwärzte denn auch wirklich unter dem Magiſter-Mantel die Arzneikunde im Penſionat ein, erſt als Offizinal-Pflanze für Leiden des Körpers, welche Adele, oft plötzlich und zu ganz ungewöhnlichen Stunden, verſpürte, hernach als Spezifikum gegen tiefer liegende Schmerzen, die freilich vom Heilenden ſelbſt ausgegangen waren. Daß Adele Augen beſaß und ein ſehr entwickeltes Gefühlsvermögen, iſt ſchon erwähnt worden; alles Andere braucht aber eben deßwegen nicht weiter erwähnt zu werden.

Madame Pappel beſaß aber eben ſo gute

Augen, wo nicht beſſere, als ihr Töchterlein. Wie konnte es auch anders ſein? War ſie nicht ſelbſt jung geweſen, ja, wenn man ihrer Toilette Glauben ſchenkte, war ſie es nicht noch? Und ſtand ſie nicht ſeit zwölf Jahren an der Spitze ihres glorreich blühenden Inſtitutes, einer früheren Wirkſamkeit als Gouvernante und ihrer allerfrüheſten als Wirthſchafterin eines adeligen Junggeſellen nicht einmal zu gedenken? Madame Pappel wußte gar bald, worauf die Experimente des Chirurgus abzweckten, nämlich auf mehr als eine Wahlverwandtſchaft mit ihrem Hauſe; ſie hatte den chemiſchen Laboranten ihrer Seits auch auf ihre Wage genommen, und ſein ſpezifiſches Gewicht war viel zu leicht befunden worden, ſchier in lauter Minus-Größen beſtehend, als daß ſie ſeinen Abſichten ein mütterliches Gehör hätte geben können. Auch hatte Madame Pappel ſchon ihre eigenen Plane, worin ſie jene Verdrießlichkeit — Höcker nämlich — ſtörte; ſie bedurfte ſelbſt eines Fundaments für ihr Haus, ſo glänzend und ſo hoch es auch emporzuſtreben ſchien, und darum hätte ſie gern einen reichen und zugleich dankbaren Schwiegerſohn als Ballaſt in das Mädchen-Transportſchiff geworfen. Einen ſolchen dachte ſie in dem Vetter Trenttelfuß gefunden zu haben. Gewöhnlich meinen vornehme Leute in der Hauptſtadt, die lieben Anverwandten in der Provinz müßten hinter ihren Roſinendüten, Pfefferwagen, Schafhürden, Branntweinskolben u. ſ. w. ganze Goldbarren aufhäufen, und ſie die Verpflichtung übernehmen, jene fließend zu machen und als gediegene Folie mit ihrem Flitterglanz zu verſchmelzen.

Seltſamer Irrthum, der in dreifacher Verſchlingung hier ſpielte! Höcker wollte ſich an dem Sproßling der Pappel einen Nahrungszweig beypfropfen, und Euſebius griff nach demſelben, um ihn als Nothmaſt in ſeinem Schnellſegler aufzuſtecken, bevor dieſer gänzlich unterginge. Madame Pappel aber ſchätzte nur jenen Bewerber recht, das heißt gar nicht, und dieſen falſch, darum ſehr hoch. Sie löſte deßhalb alle ſichtbaren Fäden, welche Höcker und Hudel mitſammen ſpannen, wie eine „ſinnige Penelopeia“ wieder auf, und zog aus glücklicher Beſchränkung den Helden dieſer Geſchichte auf die gefährliche Bühne, von der wir ihn nur eine Weile lang abtreten ſahen, um ſpäter mit deſto großerem Intereſſe zu ihm zurückzukehren.

Daß ihn aber doch unſere Leſer mit gleicher Ungeduld erwarten möchten, als Madame Pappel! Der pünktliche Mann hatte ihr Stunde und Minute ſeiner Abreiſe, nur nicht die Art und Weiſe derſelben, die er als Ueberraſchung aufhob, mitgetheilt. Dieſem gemäß rechnete die Schwiegermutter ſicher darauf, den Verheißenen am Abend deſſelben Tages, als er ausgefahren, in Keſſelſtadt bewillkommnen zu können. Sie ſandte einen Getreuen zu ſeinem Empfange auf den Poſthof; allein vergebens. Sie begriff das nicht, wir aber um ſo beſſer, als wir Euſebius an jenem erſten Abend theilnehmend wieder an die Kartoffeltöpfe der Frau Schleichlein zurückgeleitet haben. Ein zweiter Tag kam, mit ihm kein Euſebius. Ein dritter, der Pfingſtſonntag kam abermals und mit ihm Abends Einer der längſt geladenen Gäſte nach dem Anderen, aber kein Euſebius. Wir ſelbſt vermögen es der bekümmerten Wittwe im Augenblick nicht einmal zu ſagen, wo ſich Jener befand, da wir ihn am Vorabend auf der Hauptwache zu Gersfeld bekümmert verlaſſen haben. Ach, in dieſe Höhle des Löwen führen gar viele Fußtritte, aber heraus? —

Tiefer beugte ſich das reſpektable Haupt der Harrenden mit jeder Minute, die ihr nicht den Erſehnten, ſondern nur einen neuen Eſſer zuführte. Ein Dichter würde ſie einer vom Winde geſchaukelten, vom Regen niedergedrückten Pappel verglichen haben, zugleich in deutſamer Anſpielung auf ihren Namen, natürlich mit einer Silberpappel. Alle geſellige Heiterkeit wich von ihrer Stirn, und kaum vermochte die feine Frau ſich ſo weit zu beherrſchen, um ihr Geheimniß oder mindeſtens ihre tiefe Verſtimmung den verſammelten Gäſten zu verhehlen. Sie dankte Gott, als lange nach Mitternacht das letzte Paar derſelben — begreiflicher Weiſe der Magiſter Hudel und ein Second-Lieutenant — Arm in Arm aus der Hausthüre ſchwankten.

Ihre Schülerinnen ſuchten erſchöpft das Lager; ſelbſt Adele lag anſcheinend bald in einem tiefen Schlummer, als ihre Mutter noch unruhig umherwanderte, hier eine Kommode aufſchloß und dort einen Schrank zu, Wäſche notirte, Stühle prüfte u. ſ. w. u. ſ. w.

Adele ſah mit klopfendem Herzen dem Treiben der Mutter durch die blinzelnden Aeuglein zu. Eine heiße Beklemmung ſagte es ihr, daß die ſpäte Muſterung nicht ohne einigen Bezug auf ſie ſei. Es war ihre ſorgfältig zuſammengetragene Ausſteuer, welche Madame Pappel noch einmal prüfend durchſah. Dort lag das blendende Weißzeug, in den Muſtern nur etwas bunt, weil es eine Sammlung von vieljährigen Reliquien dankbarer Penſionairinnen darſtellte, welche bei ihrem Eintritt in das Haus Tiſch- und Bett-Zeug mitbringen mußten, aber weder während ihres Aufenthaltes in demſelben, noch bei dem ohnehin herzbrechenden Abſchiede mit zerſtreuender Sorge um ihr Eigenthum behelligt wurden. In jenem Schranke hing die Garderobe, ebenfalls aus verſchiedenen Jahrgängen der eigenen und fremden Bekleidung wie ein koſtbares Bücher-Antiquariat zuſammengeſtellt, theils Prachtausgaben, wie ihrer Mutter Brautgewand, zeitgemäß verändert, und der eigene Konfirmir-Anzug, theils leinene, Schulbücher zum täglichen Gebrauch. Alles das, ſelbſt die eigentliche Bibliothek, womit man die Bildung des Hauſes um ſo ſchlagender dokumentiren konnte, als alle Werke, namentlich die engliſchen, ſehr gut erhalten waren und den friſchen Kleiſterduft ihrer deutſchen Abſtammung noch ungeſchwächt an ſich trugen, Alles das ward von Madame Pappel noch einmal unter vielen Seufzern geſehn, gezeichnet, gezählt, während Adele ſchlaflos und mit klopfender Bruſt aus ihren zuſammengepreßten Kiſſen herauslugte.

Endlich erloſch das mütterliche Licht, und in demſelben Augenblicke klang drüben hell und heftig die Schelle des Wundarztes. Könnte nun ein Mägdlein ſanfter in den Schlaf geläutet werden, als alſo? Ihre letzten, verſchwimmenden Gedanken zogen doch zu ihm hinüber, den ſie ja jetzt auch einſam wachend denken mußte, vielleicht hinauswandelnd in der Nacht an das Bette eines Leidenden, um als Engel daran zu erſcheinen. Stand er doch auch, bekleidet von einem gaukelnden Traume, an dem ihrigen und beugte ſich ſanft über ſie, um Schlaf auf ihre ſchweren Augenlieder und Frieden über den mählig ſanfter athmenden Buſen zu hauchen!

Terpſichore.

Als die Sabbath-Glocken in allen Thürmlein fern und nah das morgende Feſt einläuteten, zog die „Hoffnung“ leiſe und behaglich ihre Furchen über den Dulſeſtrom, und alle Wellen glänzten vom Abendroth und alle Kirchenfenſter in den Dörfern, daran man vorüberzog. Es war aber, als ob über das Schiff auch eine Ahnung des heiligen Geiſtes von morgen herabgeflogen wäre: ſo ſtill und ſo feierlich hielt ſich Alles darin und darauf, ſelbſt der Schiffsjunge, der am Steuerruder ſaß und in ſein Fahrgleiſe andächtig hinabſah. Die beiden einzigen Paſſagiere, welche Martin's Hoffnung treu geblieben waren, der Kandidat nämlich und Mamſell Marie, ſtanden neben einander auf dem Deck, während Martin einen frühen Schlaf in ſeiner Koje abhielt. Das Mühſeligſte der langen Fahrt lag nun hinter ihnen; die Dulſe trat breiter und mächtiger aus den Sandhügeln heraus; dieſe ſelbſt ſtiegen zu dunklen Waldkämmen an beiden Ufern an; die ganze Gegend that ſich groß und lachend auf, wie ein Mädchen-Auge, wenn die Liebe zum erſten Male ſich darin ſpiegelt. Gegen Morgen, hatte Martin gemeint, werde man in Keſſelſtadt anlangen, und wenn die Herrſchaften nichts dagegen hätten, ſollte die laue Mainacht hindurch gefahren werden.

Marie ſeufzte. War es ihr doch am Morgen gar nicht recht geweſen, als ſie allein mit dem fremden Manne die Reiſe fortſetzen mußte! Allein die Noth zwang ſie zu bleiben, und des Kandidaten beſcheidenes, zurückhaltendes Weſen erleichterte den Zwang. Zuletzt fühlte ſie ſich recht heimiſch in der Stille, die den Tag über auf der „Hoffnung“ waltete. Der Kandidat ging mit geräuſchloſen Schritten ab und zu, ſie nur dann und wann mit freundlichen Augen anblickend oder anlächelnd; ſie ſelbſt ſtrickte und Mittags hatte ſie in der Kajüte eine Sieſta gehalten, während Herr Brand — ſie ſah es, erwachend, noch mit an und es rührte ſie — vor der Thüre Schildwacht ſaß, damit Martin ſie nicht ſtöre.

Die beiden Herzen waren wie abgeſchloſſen von aller übrigen Welt, nicht auf einer wüſten Inſel, ſondern auf zahmem Waſſer, wohin aber deßungeachtet kein Laut des Lebens drang, als nur Heerdengeläute von den Bergen oder ländliche Friedensklänge aus den Hütten am Ufer. Sebaſtian ſchwamm ſelbſt in ſtillen Wellen der Seligkeit oder in einem ſchöneren Abendrothe, als das wirkliche hinter den Wäldern im Weſten niederbrannte. „Wie ganz nett!“ ſagte er zu Marien und wies mit der Hand auf die Bäume und Laubgänge, worin es mählig dunkelte. Und Marie nickte. So oft aber ein Glühwurm in dem Gebüſche auffuhr — deutlich konnte man jeden vom Schiffe aus erkennen — oder ſo oft eine Nachtigall ſang, rief ſie ihn leiſe an, und beide fuhren durch die Schatten und durch den Duft, der ſich hinter und über ihnen immer dichter zuſammengab, als wolle er ſie auf ewig verhüllen.

Plötzlich, als Sebaſtian aufſah, ſtand der Stern, wohin ihn die Reiſegefährtin neulich gewieſen, wieder über ihnen und funkelte hell. Da faßte er des Mädchens Hände zwiſchen ſeine gefaltenen, und nur mit den Augen hinaufwinkend fragte er: „Mamſell, kennen Sie ihn noch?“ Marie aber drückte ſeine Hände, um die ihrigen los zu machen und ſah mit bejahenden Augen empor. „Auge meiner Mutter!“ ſo ſprach ſie innig und bebend vor ſich hin, „wache du über Marion!“ Da zog ſie der Kandidat mit ſchüchternem Arm neben ſich nieder auf das Verdeck und bat: „Erzählen Sie doch von der Mutter, wo ſie iſt und wer, damit Sie ſich minder fremd fühlen bei Einem, der es ja wahrlich nicht iſt!“

Marie ſah ihn vertrauend an. Und ſie

begann zu erzählen, während die Wellen im Fluſſe und die Winde in den Gebüſchen melodiſch zu ihren Worten rauſchten:

— „Sind Sie wohl einmal, Herr Kandidat! des Weges gegangen von Leipzig gen Raſchwitz, da wo jetzt der neue Park und das prächtige Landhaus angelegt werden?“ (Hier ſchüttelte er aber traurig mit dem Kopfe.) „An dieſem Wege, rechts, wenn Sie nach Raſchwitz wollen, liegt an einer in ganz Leipzig bekannten Stelle ein einſames Grab, halb eingeſunken, das man lange Zeit nur unter dem Namen, „das Grab des Fremden“ oder „das Franzoſengrab“ gekannt hat. Es iſt eine liebe, trauliche Stätte, die ſich der Todte ausgeſucht hat. Binſen und kleines Gebüſch flüſtern um den niedrig gelegenen Ort; unweit davon iſt ein ſtiller, enger Waldtümpel, in deſſen ſeichtem Waſſer ſich die Blumen des einſamen Hügels abſpiegeln, und aus dem nahen Walde wirft der Frühling munteren Vogelſang oder der Herbſt buntes Laub auf die kleine Gruft.

„Nun ſehen Sie, Herr Kandidat! alle

Jahre am Johannistage, wenn auf dem großen Stadtkirchhofe das Todtenfeſt gefeiert wird, fand man auch das einſame Grab am Wege nach Raſchwitz mit friſchen Blumen geſchmückt, ohne daß Jemand wußte, wer über Nacht die Roſen dahingeſteckt habe. Das ging ſo, Jahr aus, Jahr ein. Die Bewohner der umliegenden Dörfer, ſelbſt bis Liebertwolkwitz hinüber, gaben einander das Wort, aufzupaſſen, ob aus ihrer Mitte Einer dem fremden Grabe den Liebesdienſt erweiſe, wie man in Leipzig allgemein ſagte. Allein es fand ſich Niemand, und faſt war es ein Aberglaube geworden, daß Geiſter oder unſichtbare Mächte das fremde Grab alſo ſchmückten.

„Du lieber Gott! Wenn die Neugierigen es hätten wiſſen können, daß nur die Hand der Liebe, der verwaiſten, unglücklichen Liebe am Johannis-Abend dort opfere, ſo hätten ſie uns wohl ungeſtört gelaſſen. Denn, daß ich es Ihnen nur mit einem Male herausſage: ich ſelbſt habe als Kind meine erſten Kränze an jenem Grabe gewunden, und meine Mutter hat mir die Hände dazu gefaltet und geſagt: Marion, bete für deinen Vater, der da drunter begraben liegt.

„So lange ich meine Mutter kenne, war ſie eine bleiche, traurige Frau und trug täglich ſchwarze Kleider und wenn ſie mich ſpazieren führte einen langen, dichten Wittwenſchleier. Wir wohnten in der Grimmaiſchen Gaſſe in einem Hinterhauſe und hatten nur zwei enge Stübchen inne, deren eines zudem der Mutter noch als Küche diente. Ich aber war deßungeachtet ein glückliches Kind und kannte nur den einzigen Kummer, meine Mutter ſo oft weinen zu ſehen.

„Alle Jahre am Johannistage kaufte ſie auf dem Markte eine große Menge Blumen ein, Roſen, Nelken, was die Jahreszeit brachte, nur ein Lorbeerzweig durfte niemals fehlen. Daraus wand ſie ſelbſt Kränze und lehrte mich deren flechten, und ſobald es Abend geworden war — alle Leute ſtrömten dann hinaus auf den großen Kirchhof, um dort die Gräber der eigenen Lieben zu pflegen oder die fremden zu betrachten — ſo zogen wir auf unbemerkten Pfaden hinaus und hingen unſere Kränze an dem Grabe auf.

„Lange that ich's, ohne zu wiſſen, warum, nur weil ich es meine Mutter thun ſah, und ich weinte mit ihr kindliche, unverſtandene Thränen. Als ich aber acht Jahre alt geworden war und der Johannisabend wiederum herankam, da ſchloß mich die Mutter auf dem einſamen Grabe inniger als je an's Herz und ſagte zu mir unter ſtrömenden Thränen: Marion, Du ſollſt nun Deiner Mutter Geſchichte und Deine eigene kennen lernen, damit Du weißt, wie ſchwer wir im Leben zu tragen haben. Und wenn Dich die anderen Mädchen in der Schule wieder „Franzoſenkind“ ſchelten, ſo denke Du an das, was Deine Mutter Dir am heutigen Abend und auf dieſer Stelle geſagt hat.

„Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Kandidat! als ich ein Paar Tage zuvor in die Mädchenſchule gebracht worden war und vertrauensvoll anrückte an die kleinen, ſtrickenden, fremden Perſönchen, da zogen ſie ſich ſcheu und vornehm von mir zurück, und die Eine, eine Bäckerstochter, ſtand auf von meiner Seite und rief ganz laut: „Nein, Madame! bei dem Franzoſenkinde will ich nicht ſitzen.“ Es war nur eine unverſtändige, eine kindiſche Kränkung; aber glauben Sie mir, Herr Kandidat! ſie blutet noch nach, und ich weiß es, als wär' es erſt geſtern geweſen, wie ich mit brennendem Kopfe aus der Mädchenſchule heimrannte in unſer enges Stüblein, um meine Stirn und mein krampfhaftes Schluchzen im Schooße meiner ſanft mitweinenden Mutter zu verſtecken.

„Und niemals im Leben werde ich es vergeſſen, wie dieſe Mutter am heiligen Johannis-Tage mir — gleichſam auf ihrem Golgatha, auf dem Grabe des Fremden — ihre Paſſions-Geſchichte mittheilte!

„Sehen Sie, — meine Mutter war das einzige Kind ehrlicher Bürgersleute, welche in der Peters-Vorſtadt ein kleines Häuschen und ein noch kleineres Geſchäft beſaßen. Der Friede wohnte unter ihrem Dache, ſo lange er überhaupt in der lieben Vaterſtadt wohnte. Meine

Mutter war einem jungen Büchſenſchmied verlobt, und der Zeitpunkt der Hochzeit ſchon feſtgeſetzt, als die unglücklichen Kriegesjahre auch in dieſes ſtille und beſchränkte Leben wie Donnerſchläge aus heiterem Himmel heranbrachen. Jedoch hielt die kleine Familie noch feſt und treu beiſammen, bis am 13. Oktober des verhängnißvollen Jahres dreizehn ein Feind, ach! und doch ein geliebteſter Freund, unter ſie trat, der die Kette gewaltſam zerriß.

„Dreizehn, Herr Kandidat! iſt eine böſe Zahl; meine Mutter hat es erfahren. Merken Sie nur darauf, den dreizehnten Oktober achtzehnhundert und dreizehn.

„Nämlich, am Spätabend dieſes unruhigen Tages klopfte es mit einem Male an der Stubenthüre, während drinnen, in dem kleinen Haus in der Peters-Vorſtadt, die Familie wieder beiſammen ſaß, meine Mutter und ihre Aeltern und der Büchſenſchmied, Alle tief bekümmert wegen der von allen Seiten heranziehenden Truppenmaſſen, und dem morgenden Tage, wo Napoleon ſelbſt einrücken ſollte, bang entgegenſehend. Als der Alte herein gerufen hatte, trat ein junger, franzöſiſcher Offizier in die Thüre — Nein, das hätten Sie meine Mutter ſollen erzählen hören, mit einem nachglühenden Abendroth auf den bleichen Wangen, wie die große Geſtalt ſich gebückt, um durch die niedrige Pforte ſchreiten zu können, und wie das einzige Lichtſtümpfchen nur einen halben Schein auf das dunkle Geſicht und auf die hellen Waffen des Eingetretenen geworfen hat! Derſelbe präſentirte ſich nun als Capitaine d'Ermonville, vom Generalſtabe des Kaiſers, mit einem Billet, lautend auf den Krämer Willig, Petersvorſtadt, Nro. 26, A. „Ich bin doch recht hier?“ ſagte er dazu, mit fremder Betonung, aber ungemein ſanft und wohllautend. Und während die Hausfrau einen Stuhl mit der Schürze abwiſchte für den unwillkommnen Gaſt, fragte der Krämer Willig: „Iſt denn Napoleon ſchon eingerückt?“ worauf der Hauptmann antwortete: „Der Kaiſer kommt morgen und nimmt Quartier hier in der Nähe, im Hôtel de Prusse, der Generalſtab iſt einſtweilen in der Petersvorſtadt untergebracht worden. Da nahm der Alte ſein Sammtkäppchen von dem grauen Scheitel und faltete es zwiſchen den dürren Fingern, während der Büchſenſchmied finſter drein ſah und ſeine Braut am Aermel zupfte, die den Capitaine mit ſtarren, ängſtlichen Augen anblickte.

„D'Ermonville war aber der beſcheidenſte Gaſt, den man ſehen konnte. Er wollte nichts zu Nacht eſſen, weil es ſchon ſo ſpät ſei; nur mit Mühe drang ihm die Tochter des Hauſes, Karoline, meine Mutter nämlich, eine Taſſe warmen Thee auf. Nun ſaß der Capitain mit der Familie um den großen, eichenen Tiſch und hatte den beiden Alten ſogar den Ehrenplatz im rohrgeflochtenen Kanapee gelaſſen, um ſich zwiſchen Karolinen und ihrem Bräutigam arglos niederzulaſſen. Eine Stunde nach der anderen verging, ohne daß es von den Plaudernden vermerkt ward; der Franzoſe wußte ſo viel zu erzählen, die ängſtlichen Bürgersleute ſo ſchön zu tröſten, ſeine Augen leuchteten, wenn er vom Kaiſer ſprach und ſeinem gewiſſen Siege über die Alliirten, und wie er hernach ſeinem treuen Freunde, dem Könige von Sachſen, kaiſerlich danken würde.

„Um neun Uhr blies man Apell, und eine Ordonnanz rief den Capitaine ab. Er ging hinaus, die Thüre fiel hinter ihm zu, und Karoline ſeufzte tief auf, als erwache ſie aus einem böſen Traume. Der Büchſenſchmied ſchied ebenfalls, mit finſterem Geſicht, ſeine Braut haſtig, faſt roh küſſend, die Aeltern nickten ein auf dem Rohrkanapee, ſie allein mußte den heimkehrenden Offizier empfangen, ihn hinaufgeleiten in die einzige Putzſtube des Krämerhäuschens, wo die Bilder der Aeltern an der großgeblumten Tapete hingen, und ein thurmhohes Bett mit roth-gewürfelten Vorhängen den Fremden bewillkommte. Karoline ſetzte das Licht auf den Tiſch und ging mit einem tiefen Knix; der Fremde geleitete ſie aber, leuchtend, bis an die Treppe, dankte für ihre Mühe, küßte am Ende ſogar mit einem höflichen „Gute Nacht, Mademoiſelle!“ die Hand des einfachen Bürgermädchens. Es war das erſte Mal, daß dieſe, an

Arbeit und Dienſtbarkeit gewöhnte Hand wie eine königliche geküßt wurde; darum darf es Sie nicht wundern, Herr Kandidat! daß der Kuß tief durch alle Adern und Nerven meiner guten, züchtigen Mutter ſchauerte, daß ſie ihn im Stillen unwillkührlich gegen den despotiſchen Abſchied des Büchſenſchmieds hielt, daß ſie ihn noch im halben Traume nachfühlte, als ſie an der Mutter Seite, hinten im düſteren Alkoven, lange noch wachend und glühend dalag.

„Der vierzehnte Oktober brach an. Mit dem früheſten Tage ging d'Ermonville hinaus und erſt ſpät am Abend kam er zurück, ſeine Stirn minder hell als geſtern. In ſeinem Quartier erwartete man ihn ordentlich mit Verlangen, weil die Kanonenſchüſſe am Tage, das Rennen und Hetzen in der Stadt, die entſetzliche Angſt auf allen Geſichtern die Bürgersleute auf's Neue beunruhigt hatte. D'Ermonville erzählte, der Kaiſer ſei Mittags von Düben aus in Leipzig eingetroffen und habe ſein Hauptquartier in Reudnitz genommen. „Er iſt ruhig", ſagte er, „ich habe ſein Antlitz geſehen, dieſe Sonne von Auſterlitz! Freunde, warum ſollten wir's nicht ſein? Unſere Sache iſt ja die Eurige!" Er ſchüttelte dem Krämer die Hand, verneigte ſich gegen Mutter und Tochter und ging hinauf. Noch lange hörte ihn Karoline die Stube über ihrem Alkoven mit feſten Schritten auf- und abgehen, ihre beſten Gedanken waren bei ihm, — arme Mutter! Der Büchſenſchmied hatte ſich ja auch den ganzen Tag über nicht ſehen laſſen!

„Ach, lieber Herr Kandidat! Sie kennen ja die Welt, warum ſoll ich es Ihnen denn weitläuftig und peinlich vorerzählen, was ſich doch nur empfinden läßt, wie nämlich meine unglückliche Mutter tag täglich, ja ſtündlich mit verdoppelter Gewalt ſich an den Fremden gezogen fühlte? Sie ſah ihn, inmitten glänzender Offiziere, an der Seite des Kaiſers ſelbſt vorüberſprengen an dem Häuschen in der Petersvorſtadt, und faſt wäre ſie in die Kniee geſunken vor Ehrfurcht, Beſchämung oder zitternder Freude, als ihr d'Ermonville von ſeinem Roſſe hernieder mit dem blitzenden Schwerte einen freundlichen Gruß zuwinkte, ihr, die hinter dem engen, vergitterten Ladenfenſter ſtand und nur verſtohlen in ſeine Krieger-Herrlichkeit einen Blick werfen wollte. Und nicht wahr, Herr Kandidat! Sie werden auch deßwegen nicht den Stein gegen die Unſelige aufheben wollen, weil ſie dem Büchſenſchmied ſchon verſprochen war! Bewußtlos hatte ſie ihm die Hand gereicht, weil der Vater es alſo wollte; was Liebe ſei, und wie ſie zu binden vermöge oder auch zu trennen, das ahnte ja das jungfräuliche Herz nicht eher, als bis d'Ermonvilles Bild groß und glänzend in ſeinem Spiegel aufleuchtete.

„Nun kamen die Tage des großen Elends, worin das Kleine meiner Mutter wie eine Thräne, wie ein Blutstropfen in einem ganzen Meere mitſchwamm. Der fünfzehnte, der ſechszehnte, der ſiebenzehnte, der achtzehnte Oktober! das ſind wohl nur wenig Worte und wenig Stunden; wir gleiten jetzo leicht und nur mit einer allgemeinen Erinnerung darüber hinweg, aber damals, — damals lag eine Welt voll Jammer über der unglücklichen Stadt. Die

Wolken, die mit Gewitterſchwüle auf ihr gebrütet hatten, entluden ſich jetzt, und da war nicht ein Haus, das nicht von ihren Blitzſtrahlen getroffen worden wäre. Ich brauche Ihnen aber die Schreckniſſe des von allen Seiten heranrückenden Verderbens, die Angſt vor Bombardement, Plünderung, Brand, die innere Empörung und Zerriſſenheit, die Blutenden und Sterbenden, von denen man nicht wußte, waren ſie noch Freunde oder ſchon Feinde, die Haß und Qual des beginnenden Rückzuges, das Alles brauche ich Ihnen nicht zu berichten. Die Weltgeſchichte hat dieſe Scenen aufgenommen; für den Schmerz des Einzelnen findet ſie keinen Platz auf ihren Blättern, den alſo erzähle ich Ihnen.

„Am ſiebenzehnten Abends kam der Büchſenſchmied in das Haus des Krämers Willig, bleich, abgeriſſen, athemlos, ein Gewehr über der Achſel. „Da!“ rief er zähneknirſchend aus und ſchleuderte die Waffe auf die Erde; „alles Andere haben mir die Hunde genommen, mein Laden iſt geplündert, nur den Karabiner hab' ich gerettet. Aber, ſo ſoll mich ein Gott im Himmel ſtrafen! wenn ich das Rohr nicht brauche, um ſo Viele von den franzöſiſchen Hallunken wegzublaſen, als es einem armen Teufel immer möglich iſt! Und Einen von ihnen vor Allen!" Er warf wüthende Blicke auf ſeine Braut. Karoline bebte, die Mutter weinte, der Vater ſchwieg; es war ein endloſer Jammer.

„Des anderen Tages, oder auch gegen Abend, ſollte er noch größer werden. Unter dem Getümmel und Drang in der Petersvorſtadt machte ſich auch eine Gruppe Bahn zu dem Krämerhauſe. Es war eine Anzahl Männer, die auf einer Bahre einen Verwundeten trugen. Schläge dröhnten an der verſchloſſenen Hausthüre. Der Alte ſtreckte den Kopf zu dem kleinen Ladenfenſterchen hinaus, um zu fragen, wer da ſei? Franzöſiſche Flüche, Befehle, ein leiſes Röcheln zur Antwort. Karoline unterſcheidet den Namen d'Ermonville. Mit einem Angſtruf ſtürzt ſie hinaus, reißt den Riegel weg, die Bahre ſchwankt herein, bleiches, blutendes Geſindel mit, auf derſelben ein Körper mit einem von Blut ſtarrenden Soldatenmantel bedeckt. Das Mädchen nimmt die Hülle fort, fällt über die Bahre her, ein Licht aus der Stubenthüre beleuchtet zwei todtbleiche Geſichter — auf der Bahre lag d'Ermonville, Bruſt und linken Arm von einer fürchterlich klaffenden Schußwunde zerriſſen!“ —

„Liebſter Herr Kandidat! Sie können es ſich nun wohl denken, wie die Sache verlief. Die Alten wollten, als die Alliirten am neunzehnten eingerückt und die Franzoſen theils auf dem Ranſtädter Steinweg entflohen, theils in der Elſter ertränkt waren, den wunden Kriegsmann als Gefangenen anzeigen, aus dem Hauſe ſchaffen, ins Lazareth liefern. Da trat aber meine Mutter dazwiſchen; „er bleibt hier oder ich gehe mit ihm“, ſo gelobte ſie mit einer an ihr nie gekannten Feſtigkeit, und die Aeltern gaben nach, theils aus Liebe zu dem einzigen Kinde, theils aus ſchneller, mitleidiger Hinneigung an den beſcheidenen und liebenswerthen Gaſt. Ein Kämmerlein im Hinterhauſe, worin ſonſt der Vater ſeine Gewürze aufbewahrte, wurde dem Kranken eingeräumt, ein abgelegenes, verſchwiegenes Lokal, wo Niemand den Leidenden ahnen und an die Sieger verrathen konnte. Denn in ſeinem Wundfieber hatte er mit unnennbarer Angſt immer von Gefangenſchaft geträumt, ein Loos, das ihm furchtbarer zu dünken ſchien, als Tod. Meine Mutter fühlte das heraus und ſuchte ihn daher vor Allen geheim zu halten; nur war es natürlich, daß ihr Bräutigam, der Büchſenſchmied, davon wiſſen mußte. Dem nahm ſie aber in einer guten Stunde, gewaltſam faſt, einen theuren Eid ab, daß er ſchweigen wollte.

„Und nun begann die Liebe ihren ſtillen und heiligen Tempel in dem Hinterſtübchen aufzuſchlagen, wo der blaſſe, todtwunde Franzoſe lag mit verbundenem Arm, die Augen geſchloſſen, die Lippen trocken, ſchier ohne ein Zeichen des Lebens. An ſeinem Schmerzenslager wachte, kniete, betete die deutſche Jungfrau, und ihre Hände übernahmen das mühſelige Wärteramt um einen hoffnungslos Hinſiechenden. Ach!

verdammen wir das Mädchen nicht, welches dem Erbfeind ſeines Vaterlandes Wunden heilte, während dieſer jenem und ihr ſelbſt tiefere ſchlug; ſagen Sie, Herr Kandidat! was wäre denn Liebe, oder Chriſtenthum, wenn ſie nicht die zufälligen Unterſchiede der Geburt, des Glaubens, der bürgerlichen Verhältniſſe ausgleichen könnten?!

Das alte Ehepaar ließ die Tochter ruhig walten. Nicht ſo der Buchſenſchmied, dem allerdings bei dem Schaffen ſeiner Braut ein unwillkommenes Licht aufgehen mochte. Deßhalb trat er eines Tages, oben im Kämmerlein des Kranken ſelber, die Pflegende hart an und verlangte, ſie ſolle weichen vom Bette des Fremdlings. Karoline behauptete ihr Recht und ihre Pflicht zu der Stelle, die ſie einnahm. Ein heftiges Wort gab das andere; der Büchſenſchmied hart und heftig wie er war, bezüchtigte ſie des Treubruches gegen ihn, ſchleuderte ihr mit bitterem Hohne ihren Ring zu und ſtürzte fort. Aber in der Thüre drehte er ſich noch einmal um. „Line!“ ſchrie er, „ich habe Dir geſchworen, den Kerl nicht zu verrathen. Verrathen! Hörſt Du, weiter nichts!"

„Als er hinaus war, fiel meine Mutter an dem Lager des ſtill Geliebten nieder. Sie fühlte ſich um eine Zentnerlaſt leichter, ein lautes, brünſtiges Gebet, zur Hälfte Dank, zur Hälfte Bitte, ſtrömte von ihren bebenden Lippen, und Thränen der Wehmuth aus dem kraftloſen, überwachten Auge. Wie aber mußte ihr zu Sinne werden, als der Verwundete — ſie wähnte ihn ſchlafend und bewußtlos — ſich plötzlich hoch aufrichtete in ſeinen Kiſſen und den zerſchmetterten Arm wie ſegnend oder umfaſſend nach ihr ausſtreckte! „Ich habe Alles gehört", flüſterte er mit kaum vernehmbarer Stimme, „Mädchen, Engel!" Und damit ſank ſein Haupt wieder zurück, und über die bleichen Züge ſpielte ein ſonniges Lächeln.

„D'Ermonville genas. Die Liebe hatte den Tod bezwungen. Seine erſten Schritte aus dem Krämerhauſe waren — an den Altar, wo die Alten Karolinen und den Franzoſen weinend, ob vor Schmerz oder vor Freude, durch

Prieſters Hand einſegnen ſahen. Es geſchah dieß noch in demſelben Winter zu der Zeit, als die Stadt Leipzig — wahrlich! nicht zu ihrem Vortheile — unter dem Gouvernement der Alliirten ſtand. Der Capitaine hatte ſich, um ſeine Verbindung unter allen geſetzmäßigen Formen in's Werk ſetzen zu können, als Kriegsgefangenen melden müſſen, ihm war jedoch die Vergünſtigung geworden, bis zu einer Entſcheidung ſeines Schickſales im Hauſe ſeiner Schwiegerältern, als Gefangener auf Ehrenwort, verweilen zu dürfen, und die ſüße Haft, worin ihn dort die Liebe hielt, erleichterte ihm die ſtrenge und verhaßte ſeiner Sieger um Vieles. Der Frieden und das Glück waren unter das niedere Dach wieder eingekehrt; an der Seligkeit der Neuvermählten ſonnten ſich die Alten, und der Vater ließ es geduldig geſchehen, daß ſein Kram danieder lag. Sollte doch, ſobald der Capitaine ſeine Freiheit wieder erlangt hätte, das ganze Werk aus freier Hand verkauft und die Familie in d'Ermonvilles Vaterland verpflanzt werden! Kein Blick, kein Wort des Letzteren deutete eine Unruhe, oder gar Reue an über die Beſchränkung ſeines jetzigen Wirkens; das Glück der Liebe füllte ihn ganz aus, und ſo anſpruchlos, ſo kindlich erſchien das Weſen des in den höchſten und bewegteſten Kreiſen aufgewachſenen Mannes, als ob er in der Hütte des armen Bürgers ſeine wahre Heimath wiedergefunden hätte.

„Ach, Herr Kandidat! Sie hätten meine Mutter hören ſollen, wenn ſie von den Abendſtunden erzählte, wo ihr Gemahl ſie ſpielend in der Sprache unterrichtete, die dereinſt auch die ihrige werden ſollte! Wie da jede Miene in dem früh gealterten, aber edlen, unvergeßlichen Antlitz ihr innerſtes Weben und Leben in jenem kurzen Liebesfrühling bekundete, wie jedes Wort ein Nachhall war aus der ſeligen Zeit, die ihr das Schickſal mit ſo kargem Maße zugemeſſen hatte! —

„O meine Mutter, meine arme Mutter! Tauſend Grüße an Dich in die Ferne, droben! —

„Als der Frühling des Jahres vierzehn

in's Land kam, waren des Capitaines Würfel noch immer nicht gefallen. Eine verzagende Schwermuth ſing nach und nach an, ſeine helle Stirn zu umfloren, wenn er der Zukunft gedachte. So wie die alte Kraft in ſeine Adern zurückkehrte, regte ſich auch die Thatenluſt des gefeſſelten Geiſtes von neuem, das Leben, welches draußen um ſeinen Kerker laute Wellen ſchlug, bekam neuen Reiz für ihn, er fühlte ſich zu ſehr Mann, zu ſehr Held, zu ſehr Franzoſe, um geduldig in dem Stillleben ausharren zu können, das wohl ſeiñ Herz, aber nicht ſeine claſſiſche Seele befriedigen konnte. Seine Gemahlin ahnte, was in ihm vorging; wie gern hätte ſie ihn aus ihren Roſenketten freigegeben, wenn nur dadurch die ehernen ſeines Wortes auch gebrochen wären! In der Welt ſchien unterdeß auch der Friede mit dem Frühling wieder heimiſch werden zu wollen; die Verbündeten drangen ſiegreich auf das Herz ihres Feindes los, jede Zeitung war ein Dolchſtich für den Franzoſen, der — ein angeſchmiedeter Prometheus — täglich in ſeine Feſſeln knirſchte. Er war, ſo ſchien es, vergeſſen, wie ein verlorener Poſten, und während über das Schickſal von Gekrönten oder ihren Reichen entſchieden wurde, blieb das ſeinige ungewiß, verhüllt, drückend. So läßt ſich erklären, leider! nicht, niemals entſchuldigen, was er, was mein Vater that, nein! thun wollte, hätte nicht ein unbarmherziges Geſchick ſchon den ſchuldigen Willen geahndet, wie das Verbrechen ſelbſt.

„Lange hatte er über dem finſteren Plane gebrütet; meine Mutter vermochte nicht oder wagte nicht unmittelbar zwiſchen ihn und ſeine Verſtimmungen zu treten, und die Alten, noch immer an einen gewiſſen Reſpekt vor dem vornehmen Schwiegerſohn gewöhnt, ließen ihn und ſie in Allem gewähren. Die Zeitung des elften April brachte ſeine Plane zur Reife. Als er den Abſchied zu Fontainebleau geleſen, als er den Kaiſer, ſeinen Kaiſer gefangen, und in ſeiner Anſicht wider alles Völkerrecht gefangen wußte, da glaubte er auch ſich ſeines Eides los und ledig, und eine unwiderſtehliche Gewalt zog ihn fort in den Käfig des gefangenen Löwen, ihn mit ihm zu theilen oder für ihn zu zerbrechen. Mit Thränen in dem dunklen, ſchönen Auge ſtürzte er zu den Füßen meiner Mutter. „Laß mich ziehn, Du Einzige!“ bat er, „binnen Kurzem folgſt Du mir!“

„Und Karoline lächelte, gebrochenen Herzens, ihm Gewährung. Sie ſelbſt ſchaffte Kleider, der Alte Papiere zur Flucht. Am letzten April ſollte ſie angetreten werden, unſcheinbar, erſt zu Fuß, nicht des nächſten Weges, ſondern auf Umwegen. Alles war bereit.

„Dieſer letzte April war ein ſchöner, ſonniger Lenztag. Morgens, als noch die Dämmerung in leiſen Schleiern über der Leipziger Ebene lag, brach d'Ermonville auf, zunächſt gen Raſchwitz hin, um nicht durch die Stadt ſelbſt zu müſſen, ſondern gleich aus der Petersvorſtadt das Freie zu ſuchen. Seine Frau geleitete ihn trotz aller Widerrede, eine Stunde etwan weit. Die Sonne blitzte mit ſchrägen Strahlen durch den Wald, als er ſie umkehren hieß. „Noch eine Viertelſtunde!“ bat ſie und zog ihn nieder in das thaufeuchte Gras rechts am Wege. Wortlos lehnte ſie an ſeiner Bruſt, ihre Augen hingen an den ſeinigen, ihre Arme umklammerten ihn mit der Kraft der Verzweiflung. „Ehe Du gehſt", hauchte ſie in ſein Herz, „nimm mein letztes Geheimniß: Du verläſſeſt mich als Mutter!" Und entzückt drückte er die Bebende an ſich, ſchwur ihr ewige Treue, küßte, weinte, ſtammelte, bis ſie, das Weib, ihn von ſich wies und zur Reiſe trieb. Er taumelte auf. Noch ein Adieu, und er war im Buſche verſchwunden.

„Herr Kandidat! Im ſelben Augenblick kracht ein Schuß. Ein entſetzlicher Schrei trifft das Ohr meiner Mutter, die regungslos, wie Loth's Weib in eine Salzſäule von ihren eigenen Thränen gewandelt, in dem morgenrothen Walde daſteht. Es raſchelt in dem Laube. Meine Mutter ſchwankt, nein, ſie ſtürzt an die Stelle. Da liegt ihr Geliebter, ihr Gatte, ſchwimmend in ſeinem Blute, wie an jenem Abend. Und über ihn beugt ſich hohnlachend, den Mörderarm auf ſeinen letzten Karabiner geſtützt, der Büchſenſchmied. „Ich treffe beſſer, wie die Preußen!" ſagte er eiskalt zu der Ohnmächtigen. „Du heilſt ihn nicht wieder.“ Er ſchlich in den Buſch. Zurückgewendet ruft er noch einmal: „Du weißt, was ich geſchworen. Nicht verrathen. Das iſt kein Verrath. Es iſt nur Strafe für ſeinen eigenen. Jetzt gehe ich an die Gerichte, um ihn und mich anzugeben.

Erato.

Die Nacht fiel, ein dunkler, ſtern-durchwirkter Vorhang, zum dritten Male über die „Hoffnung“ und über alle — alte und neue — Schmerzen, welche in derſelben beſchwichtigt ſtrom-abwärts ſchwammen. Der Kandidat ſtreckte ſich ſelig, aber müde in einem Sinnwinkelchen aus, wie man ſie nur auf Schiffen finden kann, unter alten Tauenden, ein Stückchen blauen Himmels über dem Haupte, den Hauch der Sommernacht um die heiße Stirn, und verſchwommenes Wellengeplätſcher an den ſeufzenden Planken. So lag er. In ſeinen

Ohren miſchte ſich aber das Geräuſch mit den letzten Worten der Erzählenden, wie der untergangene Mond mit ihrem eigenen Bilde. Er ſah ſie noch vor ſich, die Heimathloſe, die drunten in der Kajüte zu ſchlafen verſuchte, angelehnt an den Brautkoffer der armen Mutter von Anno dreizehn. „Du lieber Gott,“ ſagte Sebaſtian vor ſich hin, „ſie hat doch nun gar nichts auf der Welt, nicht Vater, noch Bruder, weder Kind noch Kegel.“ Daß er eben ſo wenig beſaß, wie hätte er daran in dem Augenblicke denken mögen?

Die Sonne ſtand aber ſchon erklecklich hoch am Himmel, als Sebaſtian Brand verwundert die Augen aufſchlug. Vielleicht wäre er noch nicht erwacht, hätte ihn nicht der Schiffsjunge mit ſeiner Stange aufgerüttelt. „Ich ſoll Sie wecken, ſagt die Mamſell,“ ſo ſchrie er ihm vom Backbord aus zu, und mit der Hand vor ſich hin weiſend, ſetzte er hinzu: „da liegt Keſſelſtadt!“

In der That — da lag es auch, breit, glänzend im Morgenſtrahl, mit rauchenden

Dächern, klingenden Pfingſtglocken, blitzenden Palläſten und Kreuzen auf den Kirchen. Ein lockendes Bild!

Sebaſtian verſchlang es mit andächtigen Blicken, als ſei es das Ziel ſeiner Reiſe, nicht das der Mamſell, welche, die Hände im Schooße gefaltet, ganz vorn am Kiele ſtand. Zu ihr trat er heran, und ſie reichte ihm unbefangen die Rechte; er war ihr Freund geworden, ſeit er mit ihr über die Mutter geweint hatte. „Dort!“ ſagte ſie und wies auf die Stadt. Da dachte Sebaſtian zum erſten Male daran, daß er ſie hier verlaſſen ſollte und die „Hoffnung“ auch, was ihm bisher noch kaum durch den Sinn gefahren. Er antwortete nichts als ein ſeufzendes „Schon?“, worauf Marie ein eben ſo einſylbiges „Ja“ zurückgab.

Drei Wörter — die ganze Morgen-Unterhaltung des Menſchen-Paares, und doch hinreichend, um ihre auf der Flucht ſich begegnenden Augen mit Thränen zu füllen. Der Kandidat wollte noch etwas ſagen, vielleicht ſehr viel, oder Alles, da winkte ihm Marie hinweg, und er ging. —

Nun geſteht aber der Verfaſſer dieſer höchſt glaubwürdigen Reiſebeſchreibung unumwunden, daß er ſoviel wie gar kein Talent zu ſeinem keck unternommenen Werke beſitzt; ein im Grunde wenig bedeutender Umſtand, den gewiß ſchon mehrere Leſer und alle Rezenſenten herausgeſchmeckt haben. Statt Stürme, Seegefechte, Nachtabenteuer zu malen, verſenkt er ſich in Wind- und Meeres-Stille, taucht ſich und ſeinen Pinſel — keine üble Gelegenheit zu einem beißenden Wortſpiel für bösartige Kritiker wie der Magiſter Hudel — in Morgenroth und vergißt über der Nacht und dem Erwachen zweier unbedeutender Liebenden den Helden, welchem er ſeine Kraft angelobt hatte.

Armer Euſebius, wo wareſt Du, Du von allen Menſchen und Göttern, ſogar von Deinem Dichter Verlaſſener?

Er lebte „la dernière nuit d'un condamné“ auf der Hauptwache zu Rautenburg. Ein mitleidiger Rekrut hatte ihm ſeinen Mantelſack unter den Kopf geſchoben, damit er auf der harten, horizontal hingeſtreckten Pritſche nicht etwan Schaden nehme, und ſo ſchlief Herr Euſebius Trenttelfuß, Kapitaine des Schnellſeglers, Kaufherr, wie auch Marktmeiſter und Mitglied der Orts-Polizei-Kommiſſion zu Gersfeld zum erſten Male in ſeinem thaten- und ereignißreichen Leben auf einer Hauptwache. Schaudernd erwachte er, als der Morgen durch die vergitterten Fenſter der Zelle ſchien, er ſtreckte ſich ächzend aus, er blickte mit Abſcheu um ſich. Er — mitten unter ruhig ſchnarchenden Kriegesknechten, in einer engen, dumpfigen, dunklen Wachtſtube, auf Leib und Leben angeklagt, — o Euſebius, wohin hat Deine Tollkühnheit Dich geführt?

Gewöhnliche Menſchen würden Reue empfunden haben; ihnen wäre der Gedanke gekommen: wäreſt Du zu Hauſe geblieben, ſo reichte Dir jetzt das Subjekt demüthig die geputzten Ladenpantoffel in Deine Schlafkammer herein, und Frau Margaretha Schleichlein klapperte im Nebenzimmer einladend mit den Kaffeetaſſen, und die Klingel an der Hausthüre tönte alle Minute: „Ein halb Viertel Candis-Zucker!“ — „für einen Dreier Syrup, aber vom beſten, für den Herrn Superintendenten, in ſeinen Kaffee!“ Allein Euſebius war über eine ſo wehmüthige Erinnerung in ſeinem gegenwärtigen Leid erhaben; ſein Herz dürſtete nach Rache, in allen Adern kochte ihm das Blut derer Trenttelfuße, ein unvermiſchtes, edles, das keine Schmach duldete, ein Blut, das ſeit mehreren Jahrzehnten durch die oberſten Kanäle der Gersfelder Commune geſloſſen war, indem ſeine nächſten Aſcendenten, gleich ihm, wichtige Poſten bekleidet, ja in einem glorreichen Jahre ſogar im Senate der Stadt Gersfeld mitgeſeſſen hatten.

Er erhob ſich raſch und heftig von ſeinem elenden Lager und ſchritt der Thüre zu. Als er ſie öffnen wollte, trat ihm aber einer ſeiner Schlafgeſellen auftaumelnd entgegen und riß ihn an den Flügeln des nankingenen Schönfahrſegels gewaltig zurück. „Heda, guter Freund! das geht hier nicht ſo geſchwind“, ſagte der

Muſketier zu dem entrüſteten Marktmeiſter, welcher ihm vergeblich begreiflich zu machen ſuchte, er habe ja nicht entfliehen, ſondern bei dem Lieutenant, dem Polizeiwachtmeiſter, dem Stadtrichter ſein gutes Recht verfolgen wollen. „Damit hat's Zeit, bis die Herrſchaften aufſtehen", erwiderte der Gefreite lachend und ſtreckte ſich ſeiner Seits wieder auf der Bank aus, es ſeinem Gefangenen überlaſſend, ob er ein Gleiches thun oder wachend abwarten wollte, bis es der Rautenburger Juſtiz beliebe, ihr Opfer vor ſich zu fordern.

Schon im erſten Buche iſt erwähnt worden, welcher Haß die Städte Rautenburg und Gersfeld, obwohl jetzo demſelben Landesherrn angehörig, entzweite. Sie waren die rothe und die weiße Roſe des Fürſtenthums; Piſa und Livorno können einander zur Zeit ihrer Blüthe nicht glühender gehaßt haben. Euſebius wußte das; er ſelbſt trug, trotz ſeines menſchenfreundlichen Karakters, dieſen natürlich-nachbarlichen Zoll der Feindſchaft an alle Rautenburger im Geiſte redlich ab. Wohl mochte er daher in dieſem Augenblicke ahnen, welches Schickſal ſein warten würde, wenn die Erbfeinde, in deren Hände ihn Gott gegeben, über ihn zu Gerichte ſäßen. Eigentlich, ſo rief ihm eine Stimme des Gewiſſens zu, übten ſie nur Wiedervergeltungs-Recht an ihm, der einſt einen Rautenburger Metzger um einen Kammergulden gebüßt hatte, weil er, trotz des beſtehenden Verbotes einer Handelsverbindung zwiſchen Rautenburg und Gersfeld, an einen jenſeitigen Juden dieſſeitiges Zicklein-Fleiſch für Hammel-Fleiſch abgeſetzt, ja in ſelbſt-eigener Perſon unter ſeiner großen Metzger-Weſte eingeſchmuggelt hatte. Euſebius, in doppelter Qualität als Polizei-Mitglied und Vieh- und Fleiſchbeſchauer den Gersfelder Wochen-Markt inſpizirend, hatte die beiden Defraudanten in flagranti ertappt. „Halt!“ rief er damals gebieteriſch aus, und dem fremdländiſchen Metzger, der mit dem Corpus delicti ſchnell wieder unter die braune Weſte fahren wollte, in den Arm fallend, zog er ſcharfſichtig das Fleiſch hervor, berochs es mit Würde, prüfte mit der Zunge, und ſagte dann, mit einem vernichtenden Blick auf den Schuldigen: „Zicklein!“

Dieſer kühnen That, für welche ihm die Gersfelder Metzgerzunft damals einen Kranz votirt hatte, und zwar denſelben, welchen der Pfingſtochſe des vorigen Jahres getragen, und der hernach in der Herberge der Metzgergeſellen aufbewahrt oder einem hochſtehenden Manne in processione dargebracht wurde, dieſer kühnen That gedachte, keinesweges in Furcht, ſondern noch immer mit gerechtem Bürgerſtolz, der gefangene Euſebius; er konnte ſie nicht bereuen, obſchon er wußte, daß ſie ihn heute verderben würde. Groß in ſeinem Bewußtſein ſaß er da. Ein Dichter würde ihn mit Simſon unter den Philiſtern, mit Regulus zu Karthago, mit Enzio im Kerker der Lombarden, mit Richard Löwenherz in den Händen des rachſüchtigen Oeſterreichers, Gott weiß mit welchen Helden der Vorzeit ihn ein Dichter verglichen haben würde. Er ſelbſt, Euſebius, dachte ſtill und beſcheiden, weil ihn die Chronik des Feſtlandes nicht intereſſirte, an Capitaine Cook unter den

Wilden von Otahaiti; ſo gemahnte er ſich und ſchauderte.

Eine Viertelſtunde nach der anderen verſtrich, der helle Tag brach an, die Kühe brüllten munter an der Hauptwache vorüber, die Poſten wurden abgelöſt, die verſchlafenen Krieger wachten, ſich reckend und dehnend, auf, — an Euſebius ſchien Niemand zu denken. Endlich ward es ihm zu arg; der Schweinehirt hatte ſogar ſchon auf ſeinem Horne geblaſen, was den üppigſten und vornehmſt-lebenden Honoratioren von Rautenburg als Reveille galt, ohne daß eine menſchliche Seele des Gefangenen ſich erinnerte.

Entſchloſſen trat Euſebius auf den wachthabenden Unteroffizier zu. „Herr Feldwebel!“ alſo redete er ihn an, weil, wie er meinte, die Höflichkeit nirgends ſchaden könne. „Herr Feldwebel! werde ich nicht bald mit Ihrem Herrn Hauptmann reden können?“ Der Soldat entgegnete ihm, wie der Herr Lieutenant noch feſt ſchlafe, auch wohl nach den Strapazen des geſtrigen Tages nicht daran zu denken ſei, daß er vor zehn Uhr aufſtehe. — „Und ſo lange muß ich —?" Der Unteroffizier zuckte mit den Achſeln. „Es iſt Ihnen übrigens nicht verwehrt," ſagte er, von dem „Feldwebel" zu ſeines Gefangenen Gunſten eingenommen, „ſich nützlich und angenehm zu beſchäftigen; Sie können hier an's Fenſter treten und ſich die Kirchgänger mit anſchauen, da es doch heut' erſter Pfingſttag iſt; ſelbſt das Schreibzeug bleibt Ihnen zum unverfänglichen Gebrauch anheimgeſtellt."

Euſebius ſeufzte. Jedoch ſchien ihn die letzte Vergünſtigung auf einen Gedanken zu bringen. Er ſuchte ſeine mehrerwähnte Brieftaſche aus rothem Schafleder hervor und blätterte in derſelben, den Brief ſeiner theu'ren Muhme, der „bald" mit einem noch theuereren Namen zu begrüßenden Madame Pappel, geborenen Ruthenbuſch, nicht ohne merkliche Rührung betrachtend. Hierauf ließ er ſich an dem ſchlechten, hölzernen Tiſche der Hauptwache nieder und begann, ſich heldenmüthig in ſein grauſames Schickſal fügend, die Erlebniſſe der Reiſe gedrängt zu Papiere zu bringen.

„Ordnung muß ſein", ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er das gewiſſenlos vernachläſſigte Tintenfaß der Wachtſtube in einen brauchbaren Zuſtand ſetzte. „Es könnte ja Gott gefallen, mich hier eines gewaltſamen und plötzlichen Todes verbleichen zu laſſen, da müßte doch die liebe Zukünftige und meine ehrliche Schleichlein wiſſen, wo ihr armer Euſebius verblieben."

Der Marktmeiſter war nicht nur ein ſehr gewandter und kundiger Buchführer, der jeden Abend ſeine „Cladde", jeden Montag ſeine „Strazze" und am erſten Tage jedes Monates ſein „Hauptbuch" in muſterhafter Weiſe fortführte, ſondern er hatte vermöge ſeiner ausgebreiteten Lektüre in Marine-Angelegenheiten auch einen Blick und eine ſichere Hand in Anlegung und Ausführung eines ächt ſeemänniſchen „Logbuches" gewonnen. Dieß erklärt vollſtändig, wie er im Stande war, in ſein Portfolio die folgenden Notizen fließend und fertig einzutragen, während der Unteroffizier ihm wißbegierig über die Schulter ſchielte:

— Freitag den 15. Mai, Morgens 6 Uhr. Begab mich an Bord, Capitaine Martin. Erſte Schiffswache: Klaas, der Junge. Morgens acht Uhr ein und zwanzig Minuten machten die Taue los. Der Wind Weſt. Flaue Kulte. Keine Segel beigeſetzt. Acht Uhr dreißig Minuten Sandbank Nordnordweſt. Zehn Uhr ein Lootſe mit zwei Pferden und einem Ochſen an Bord. Zwölf Uhr Mittags Gersfeld paſſirt. Zwölf Uhr ein und funfzig Minuten peilten dem Stadtkämmerer ſein Gartenhaus auf dem Knochenanger. Ein Uhr fünf Minuten Sandbank Nordweſt. Zwei Uhr peilten die Vogelſtange auf der Schützenwieſe. Sandbänke, eine über die andre. Fünf Uhr Nachmittags Raſtlos im Geſicht, dreizehn Minuten Nordoſt vom Kompaß."

Hierauf ging Euſebius Journal in die tabellariſche Form über. Der Unterroffizier verabfolgte ihm auf ſeine Bitten, nicht ohne den Gefangenen mit einem ehrerbietigen Blicke zu betrachten, ſeine Patrontaſche, um in Ermangelung eines Lineals an deren Rande ſeine Linien zu ziehen. Euſebius entwarf kunſtgerecht ſeine ſechs Rubriken, wie folgt:

1) **Wacht**, worunter es fortwährend von Glaſe zu Glaſe (d. h. von einer halben Stunde zur anderen) lautete: Klaas, der Junge.

2) **Geſegelter Cours**. Unter dieſer Rubrik bedeutende Lücken, oft eine große, durchſtrichene Null.

3) **Mißweſung** (d. h. Abweichung der Magnetnadel.) Euſebius ſann einen Augenblick, was er hier an- und aufführen ſollte, und kam am Ende bei ſich überein, da doch ſeine Schnupftabaksdoſe den Compaß erſetzte, deren höchſt mäßigen Gebrauch ſeinem treuen Gedächtniſſe nach zu notiren, wobei denn auch der Mißbrauch durch den Jüngſtgebornen der Acceſſiſtin ſeine ungemein paſſende Stelle fand.

4 u. 5) **Bekommener Cours** und **Meilen**, bei welcher Rubrik Euſebius Gelegen-

beit fand, ſich als fertigen Rechner in Brüchen auf das Glänzendſte zu dokumentiren.

6) Wind, Wetter, und was paſſirt, namentlich Haverien oder Schiffs-Unfälle. Hier dehnte ſich Euſebius nun frei und ungehindert aus, ſeinem gepreßten Herzen volle Luft machend. Er beſchrieb genau und mit einem erſtaunenswerthen Aufwand von Phantaſie alle Schickſale ſeiner Fahrt, von dem Augenblicke ſeines Fehltrittes an, bis zu dem Moment, da er, ein zweiter Napoleon, aus dem treuloſen „Bellerophon" ſeinen Fuß an das ungaſtliche Geſtade von Naſtlos geſetzt hatte. In der That, es entwickelte Herr Trenttelfuß eine ſo hervorſtechende Anlage zu einem deutſchen Marryat oder Eugene Sue, daß es uns — um Heinrich Smidt's willen! — beinahe lieb iſt, daß ſein Manuſcript nicht unter die Preſſe gekommen iſt.

Euſebius fühlte ſich leichter, als er geendet. Und wie er zu häufigen Malen geleſen, daß gefährdete Schiffshauptleute im Augenblicke ihres Unterganges das Logbuch in einer wohlverwahrten Flaſche den Wellen übergeben, damit wenigſtens eine Kunde ihres tragiſchen Geſchickes übrig bleibe, ſo beſchloß er, den Unteroffizier, welcher ihm eine treue und verſchwiegene Natur ſchien, zu ſeiner Flaſche zu machen. In ſichtlicher Bewegung winkte er ihn heran. „Herr Feldwebel“, ſagte er zu ihm, „ich beſchwöre Sie im Namen der in mir verletzten Menſchheit um einen Dienſt. Wenn ich hier untergehen muß, ſo beſorgen Sie dieſes Blatt an Madame Pappel, Vorſteherin des Fräuleins-Stiftes zu Keſſelſtadt, und ſein Sie einer guten Belohnung gewiß. Wollen Sie mir das verſprechen?“

Der ängſtliche Kriegsmann hatte zuerſt ſeine Bedenken; als ihm aber Euſebius bei Nelſon und Codrington geſchworen, das Blatt enthalte nichts gegen den Oberſten des Regiments, nahm er es endlich zu ſich und verbarg es an den Ort, wo Unteroffiziere und junge Mädchen ihre billets doux und ihre ordres zu verbergen pflegen. Euſebius griff gerührt in ſeine Taſche, und der Unteroffizier trat mit langem Halſe heran, die Hand halb ausſtreckend; Euſebius reichte ihm auch die ſeinige, aber freilich nichts darin, als ſeine Doſe aus Kartoffel, ſo daß der Getäuſchte murmelnd zurücktrat.

Mittlerweile war es zehn Uhr geworden, und der wachthabende Offizier der mobilen Colonne erwachte in der That und wurde mobile, indem er zuvörderſt ſeinen Kaffee trank. Hierauf ſchickte er zu dem Gefangenen, vernahm ihn kurz und bündig, und lieferte ihn alsdann unter ſicherer Bedeckung an das gegenüberliegende Stadtgericht ab. Euſebius glaubte vor Scham einige Klafter tief in die Erde ſinken zu müſſen, als er, Angeſichts des ſämmtlichen, zur Kirche waadelnden Publikums von Rautenburg, eskortirt von einem Gefreiten und zwei Gemeinen, gerade unter dem zweiten Läuten über die breite, helle Straße transportirt wurde. Das Pflaſter brannte unter ſeinen Füßen, und zur Vermehrung ſeiner Qual vernahm er ganz deutlich, wie Vorübergehende, die ihn kannten, einander zuriefen: „Ei, ſeht doch den Herrn

Marktmeiſter!" — „Pfui über den Trunkenbold!" Am meiſten kränkte ihn ein alter Tabakſpinner, der eine geraume Weile den Unglücklichen mit giftigen Blicken maß und verächtlich zu ſeinem Nachbaren ſagte: „Kravaller!" Er, Euſebius, ein Trunkenbold, er, der nüchternſte Mann nicht nur unter der Sonne, ſondern auch in Gersfeld, in deſſen Wein- und Bier-Stuben die Sonne das ganze Jahr nicht kommt! Er, Euſebius, ein Kravaller, er, der anſäſſige Ortsbürger, Marktmeiſter, wie auch Vieh- und Fleiſchbeſchauer, ein erklärter Conſervativer, der ſogar im Zorne einmal aus dem neuen Caſino fortgelaufen, als die Muſik auf Veranlaſſung eines bankerotten Mützenmachers die Marſeillaiſe anſtimmte! Nein, es war zu hart!

Das Stadtgericht, wohin man den Zerknirſchten führte, hatte ſich ungeachtet des heiligen Pfingſtfeſtes ſchon verſammelt. Der Herr Stadtrichter, der Stadtſekretär und ein junger Auditor ſaßen in dem kleinen Verhör-Saale um den grünen Tiſch verſammelt, und hinter den Schranken ſtand Herr Lauf, der geſtern gefänglich eingezogene, wie ihn der Auditor in ſeinem Protokoll regiſtirt hatte, „berittene Demagog.“ Die Rautenburger Juſtiz ſchien weder mit dem erſten Pfingſttage, noch mit ihrem Gefangenen große Umſtände zu machen; der Herr Stadtrichter war im Schlafrock und in geſtickten Pantoffeln aus dem Familienzimmer heraufgekommen. „Schlimm genug“, murmelte er gegen den gähnenden Sekretär, „daß uns die neue Konſtituzion verpflichtet, den Arreſtaten gleich zu vernehmen; muß man ſogar ſeine Feiertags-Morgen einem ſolchen — opfern! Machen wir's uns bequem, Herr College!“ Hierauf hatte der Sekretär ſich, einverſtanden und nickend, ſeine Pfeife angezündet und war, während der Auditor die leinenen Schreibärmel über den Dienſtfrack zog und ſein Protokoll zurecht machte, angelegentlichſt beſchäftigt, aus alten Akten Fidibus zu drehen, deren Lieferung auf die „Erholung“ er gegen ein Billiges übernommen hatte.

Das Verhör dauerte länger, als es der

Wunſch der Richter war. Der ungeduldige Vorſitzer trieb bald ſeinen Auditor, bald fuhr er auf den Gefangenen heftig ein; dieſer aber war zu oft in ähnlichen Lagen geweſen, um ſich einſchüchtern zu laſſen, und antwortete mit einem kalten Blute, das die Fragenden zur Verzweiflung brachte. Sein Bart war in der einen Nacht ungebührlich gewachſen und gab ihm zuſammt dem blaſſen, verwachten Geſichte ganz das herkömmliche Ausſehen eines Demagogen. Hätte ſich Lauf in einem Spiegel ſehen können, er würde innerlichſt frohlockt haben über dieſe Märtyrer-Glorie um ſein Haupt.

Es ging ſchon ſtark auf Mittag, der Auditor ſchwitzte große Tropfen, der Sekretär hatte einen ganzen Berg Fidibus geliefert, und noch immer konnte das Verhör nicht geſchloſſen werden. Lauf verſtand ſich darauf, nur wenig und dieſes Wenige langſam zu geben; peinlich befragt zu werden, ſich durchwinden und herauslügen zu müſſen, gefährliche Verbindungen und Anſchläge nur von ferne ahnen zu laſſen, das Alles gehörte zu den Genüſſen, zu den

Luxus-Artikeln ſeines Lebens, die er in aller Gemächlichkeit zu verſpeiſen gewohnt war.

Ein gotteslaſterlicher Fluch entfiel dem Stadtrichter, als der Stadtdiener mitten in Lauf's Verhör den anderen Gefangenen, der die Nacht auf der Hauptwache geſeſſen hätte, auch noch anmeldete. Der Sekretär reichte gleichgiltig dem Diener ſeine Pfeife, um ſie von Neuem ſtopfen zu laſſen, und der Auditor griff ſtöhnend nach einem friſchen Bogen.

Euſebius trat ein, mit einer ſo kläglichen Miene, daß ihm Lauf ſtolz den Rücken wandte. Nun ging das Confrontiren Beider an, Lauf läugnete Alles, und Trenttelfuß geſtand Alles, Sturm des Thorſchreiber-Hauſes, Umzug in der Stadt, Marſeillaiſe, Alles. „Herr Stadtrichter,“ ſagte er betheuernd, „ich war ein gezwungener Freiwilliger. Sie kennen mich ja, und der Herr Sekretarius auch; du liebſte Güte! jedes Kind in Rautenburg kennt mich, und wie ich jetzt bin herüber-eskortirt worden, hat die halbe Stadt mit Fingern auf mich gedeutet!“

„Stille,“ rief der Stadtrichter. „Wer

ſagt, daß wir Sie kennen? Ihren Namen, Ihre Legitimazion?"

„Herr mein Gott," ſeufzte Euſebius, „ich bin ja der Marktmeiſter, wie auch Wirth" —

„Papiere, lieber Mann, Papiere!" ſagte der Stadtſekretär, indem er eben einen neuen Stoß zu Fidibus verſchnitt. „Das Stadtgericht braucht Papiere!"

Euſebius mußte eingeſtehen, er habe keinen Paß, keine Legitimazion bei ſich. Der Stadtrichter beſann ſich nach dieſer Erklärung keinen Augenblick. „Herr Auditor!" gebot er, „fertigen Sie eine Mittheilung brevi manu an das Juſtizamt zu Gersfeld aus, womit wir ihm gegenwärtigen, gemeinſchädlichen Umhertreiber, angeblichen p. p. Trenttelfuß überweiſen, da er behauptet, in Gersfeld domizilirt zu ſein."

Euſebius war mehr todt, als lebendig. „Auf den Schub", ſtöhnte er; mit dem einen Worte ſtand das entſetzliche Bild ſeiner Heimkehr vor ſeinen Augen, wie er, an beiden Armen geknebelt, zwiſchen zwei berittenen Gensd'armen in der Vaterſtadt wieder einziehen würde.

Er mußte ſich an die Schranken halten, um nicht niederzuſinken.

„Was Sie angeht, Herr Lauf!“ mit dieſen Worten wandte ſich der Stadtrichter an ſeinen andern Inculpaten, „ſo bleiben Sie vor der Hand inhaftirt. Die Unterſuchung iſt inſtruirt worden und wird nun weiter gehen.“ Damit erhob ſich der Gewaltige mit Würde, ſchlug den Schlafrock um ſeine Lenden und wollte zum Frühſtück hinunter eilen, welches er heute nicht im Gerichts-Lokale verzehrt hatte, um den Feſtkuchen ſammt dem extra-ordinären Rothwein nicht mit dem Sekretär und dem Auditor theilen zu müſſen.

„Sie erlauben, Herr Stadtrichter!“ rief ihm Lauf nach, „Sie erlauben! Ich ſtelle Kauzion und verlange, daß man mich ohne Verzug entlaſſe.“

„Geht nicht an!“

Und warum nicht?

„Herr Lauf, Sie haben hier nur zu antworten, nicht zu fragen.“

Herr Stadtrichter, ich dringe auf mein

Recht, es heißt ausdrücklich in unſerer Verfaſſungs-Urkunde —

„Wie heißt es?"

Ich bitte mir ein Exemplar aus, da mir der §. 611. nicht wörtlich im Gedächtniß.

„Auditor, geben Sie ihm die Urkunde!"

Lauf blätterte haſtig in dem Hefte. „Nehmen Sie ſich in Acht was Sie thun!" rief er frohlockend aus. „Hier iſt der Paragraph."

„Leſen Sie ihn laut!"

„Jeder Angeſchuldigte ſoll, wofern nicht dringende Anzeigen eines ſchweren peinlichen Verbrechens wider ihn vorliegen, der Regel nach gegen Stellung einer angemeſſenen, durch das Gericht zu beſtimmenden Kauzion ſeiner Haft ohne Verzug entlaſſen werden. — Hier ſteht es. §. 611." Lauf küßte das Buch inbrünſtig, als er es in die Hände des Auditors zurückgab.

„Ganz richtig," entgegnete der Stadtrichter, „ſo lautet es. „Der Regel nach." Ich bitte Sie aber zu bemerken, daß hier keine Regel, ſondern eine Ausnahme, ein ganz extraordinärer Fall obwaltet. Oder wollen Sie etwa behaupten, daß nächtlicher Tumult, berittene und bewaffnete Zuſammenrottirungen, Störungen, durch welche die öffentliche Behörde ſich gemüſſigt findet, die Aufruhrakte zu verleſen, daß dieſe zur Regel gehören?“

„Herr Stadtrichter, das ſind Kniffe, Verdrehungen unſeres guten Rechtes.“

Der Märtyrer ward vom Gerichtsdiener abgeführt. Die Richter erhoben ſich, der Sekretär ſchob die Produkte ſeines Kunſtfleißes gewandt in ſeine Rocktaſchen, beide Gewalt- d. h. Recht-Haber unterzeichneten das Communicat, in dem Euſebius ſein Todesurtheil anzuhören glaubte, und die Sitzung ward geendet.

Noch eine Stunde, und der Marktmeiſter, wie auch Vieh- und Fleiſchbeſchauer, das außerordentliche Mitglied der Orts-Polizei-Commiſſion zu Gersfeld, Herr Euſebius Trenttelfuß, Beſitzer des Schnellſeglers, befand ſich abermals auf ſeinem Fliegenſchimmel, abermals auf dem Wege nach Gersfeld. Die Sonne brannte lothrecht auf ſeinen Scheitel, denn es war gerade ein Uhr, und ſämmtliche Rautenburger Honoratioren kehrten heim von ihrer nachmittäglichen Promenade, als Herr Euſebius, der Vielen unter ihnen wohl bekannte Euſebius in dem verwunderſamen Geleite eines Fußgensd'armen zum Thore hinausritt. Da flüſterte es in allen Ecken, aus allen Fenſtern, über alle Gaſſen: „Iſt das nicht —?“ und: „Ei, das iſt ja“ — oder: „Wer hätte das gedacht?“ Am empfindlichſten war Euſebio die Begegnung mit ſeinem alten Erbfeinde, dem Zickleins-Schlächter, der den Hut recht boshaft vor ihm zog und ihm zweimal nachrief: „Glückliche Reiſe, Herr Marktmeiſter!“

Gern hätte Euſebius ſeinem Pferde die Sporn gegeben, wenn er deren gehabt. Allein ſein verzweifelter Willen, den Fliegenſchimmel in einen raſcheren Schritt zu bringen, ſcheiterte an zwei entgegengeſetzten, an dem thieriſchen ſeines Roſſes, das im Pfandſtall ſich eben ſo wenig hatte erholen können, als daheim bei ſeinem Gebieter, und an dem menſchlichen des invaliden Gensd'armen, der das freiw[illegible]

Hinken auf einem Beine hatte und alle Minuten lang Euſebio die höchſt überflüſſige Weiſung ertheilte, nicht zu ſchnell zu reiten. So zockelte er denn auf der heißen, ſtaubenden Straße im langſamſten Paſſe hin, das Haupt verzweiflungsvoll geſenkt zwiſchen die Ohren des Fliegenſchimmels, ein Ritter von der traurigſten Geſtalt.

Ja, es giebt einen böſen Dämon, der mit dem Schickſale bevorzugter Menſchen ſein Spiel treibt, einen Dämon, der Ulyſſes von Ithaka, Aeneas den Frommen, Chriſtoforo Colom und alle Helden der Vorzeit verfolgte, einen Dämon, der unſere Kräfte mit unſeren Zielen in kontradiktoriſchen Rapport ſtellt, der uns die Centripetalkraft giebt, wenn wir in die Peripherie ſtreben, und die Centrifugalkraft, wenn wir uns dem Mittelpunkt zu nähern trachten!

Oder, wäre es auf natürliche Weiſe zu erklären geweſen, daß Euſebius ſich jetzt zum zweiten Male auf der Heimreiſe befand, ſtatt auf dem Wege gen Keſſelſtadt? Daß er abermals umkehrte, abermals dieſelbe Straße machte, welche vor wenig Tagen, abermals in dem Wirthshauſe raſtete, wo er damals ſeine Mantelſacks-Garde aufgeboten, abermals den wohlbekannten Umgebungen ſeiner vielliebeu Vaterſtadt mit unausſprechlichen Gefühlen ſich mehr und mehr näherte, je ſchräger die Strahlen der Pfingſtſonne in das Dulſe-Thal fielen?

Endlich ſtand er vor dem „luſtigen Fuhrmann“ zu Raſtlos, noch eine Stunde von Gersfeld entfernt. Weniger ſein Wunſch, als die Bedürfniſſe der zwei Reiſegefährten nöthigten ihn, hier wiederum eine Weile anzuhalten. Der Fußgensd'armes und der Fliegenſchimmel erquickten ſich in gemüthlicher Eintracht, während Euſebius ſich in den Stallungs- und Wirthſchafts-Gebäuden zu verkriechen trachtete, um von den zahlreichen Gäſten im Schenkzimmer nicht in ſo ſonderbarer Geſellſchaft gewahrt zu werden. Aber dieſes Bemühen erzielte gerade das Gegentheil. Weil der hinkende Bote auf jedem Seitenſprung, ſelbſt dem unſchuldigſten, natürlichſten, nothwendigſten, an Euſebii Ferſen ſich heftete, ſo erregte dieß bald die Aufmerkſamkeit der Gäſte. Eine Menge Köpfe — darunter, leider! ſehr bekannte — ſtreckten ſich zu dem niedrigen Schubfenſterlein heraus, um den Verbrecher näher anzuſehen. Vergebens verbarg Euſebius ſein Geſicht in dem Taſchentuche, vergebens wandte er ſich nach allen Seiten, um die am wenigſten kenntliche den indiskreten Blicken ſeiner Landsleute preiszugeben, — ihn verrieth das allbekannte Schönfahrſegel, und wie von hundert Zungen tönte es auf einmal aus dem Gaſtzimmer: „Wahrhaftig und Gott! Es ſein der Herr Marktmeiſter!“

Mit dieſem Ausrufe ſtürzten zugleich einige vierzig junge Burſche aus der Thür, größtentheils Geſellen und Arbeiter aus Gersfeld, um den verehrten Mann zu begrüßen, zu befragen, zu befreien ſelbſt, wenn ihm Unbill geſchehen. Euſebius kannte ſeine Popularität und berechnete, ſich entſetzend, deren mögliche Wirkungen, er ſah im Geiſte, wie der Rautenburger Gensd'armes als ſein Sühnopfer fallen müßte und vielleicht einige rechtliche Bürgersſöhne aus Gersfeld mit ihm. Solcher Verantwortung wollte er ſich nicht ausſetzen; er ſchwang ſich unverſehens auf den noch käuenden Fliegenſchimmel, als eben die Rotte Korah aus dem „luſtigen Fuhrmann“ hervorbrach, drückte dem widerſpänſtigen Thier die ganze Wucht ſeiner Schenkel an den mageren Leib und ſchoß wie ein Pfeil die Straße nach Gersfeld hin. Hinter ihm drein natürlich der ganze Haufen ſeiner Anhänger, über die nicht der Geiſt des Pfingſtfeſtes, ſondern der des „luſtigen Fuhrmanns“ herabgeſtiegen war, und zu allerletzt, hinkend, ſchreiend, in einer Hand das entblößte Seitengewehr, in der andern den in der Haſt nur halb geleerten Schoppen ſchwingend, der Fußgensd'armes, der Sbirre der Rautenburger Tyrannen.

Eine maleriſche Cavalcade!

Denkt Euch aber hinzu, daß die Straße mit Spaziergängern und Spaziergängerinnen der höchſten Stände beſetzt war, die in der Kühle des Abends vor Gersfeld luſtwandeln gingen. Und denkt, wie ſie Alle auseinander ſtoben, als der wohlbekannte Fliegenſchimmel, darauf der wohlbekannteſte Marktmeiſter mit fliegendem Haar, fliegenden Nanking-Schößen, fliegenden Steigbügeln, die Fäuſte feſt in die dünne Mähne ſeines Roſſes gewickelt, beide Augen zugedrückt, unter ſie fuhr und wie ein Komet den furchtbaren Schweif trunkener Geſellen und bewaffneter, fremdherrlicher Macht hinter ſich herſchleppte. Ein natürliches Gefühl hieß die verwunderten Gersfelder zu beiden Seiten des Weges Raum geben; dann aber, wie in dem Mährlein von der bezauberten Gans, ſchloſſen ſich alle dem Zuge an, der nach Lawinen-Art mit jeder Minute anſchwoll und noch bei guter, heller Tageszeit in Gersfeld hineinfluthete.

Es war ein milder, lauer Abend. Was nicht draußen ſich erging, ſaß doch beſtimmt vor den Thüren, nachbarlich geſellt, unter grünen Bäumen, auf ſteinernen Bänken, wie es in der guten patriarchaliſchen Zeit Sitte war und in Gersfeld, Gott ſei Dank! noch iſt. Mitten unter dieſe friedlichen, feſtlich geputzten, feſtlich geſtimmten Menſchen fuhr nun auf einmal das

Ungeheuer, der Euſebius, der Centaur, ſammt ſeinem Landſturm. An Feſthalten bei keinem ein Gedanken, Alle ſchrieen, Alle rannten mit. Der keuchende Fußgensd'armes rief: „In's Gefängniß! Es iſt ein Vagabund! Haltet den Spitzbuben!“ Euſebius hingegen ſuchte die Pomeranzen-Gaſſe zu gewinnen. Der Fliegenſchimmel hatte es anders beſchloſſen, und da ſein Wille hier der entſcheidende war, ſo ging der Schnellſegler nicht im Gefängniß, noch in der Pomeranzen-Gaſſe vor Anker, ſondern an der Hausthüre des Metzgermeiſters Daue, allwo Euſebius, mehr todt als lebendig, vom Sattel glitt. Er fiel unſanft in unbekannte Arme; als er aber den Kopf umwandte, blickte er getröſtet in das aufgeregte Antlitz ſeiner treuen Schleichlein und legte ſein gehetztes, „kronenloſes“ Haupt milde an ihren ſicheren Buſen. Sein letzter Blick in's Leben traf auf den nachgeeilten Fußgens'darmes, der ſeine, mit blankem Säbel bewehrte Damokles-Hand über ihn ausſtreckte. Neben dieſem ſah er noch in viel bekannte und fremde Geſichter, das dicke des Burgemeiſters, das lederne des Rentereiſchreibers, das triumphirende der Frau Stadtkämmererin, das mitleidige ſeines Subjekts; auch hörte er verworrenes Geſchrei und Stampfen. Seine Sinne ſchwanden ihm, er fiel der Länge nach aus Margarethens kraftloſen Armen auf das Pflaſter, und die Beſchließerin, jammernd über ihn gebeugt, rief mit herzzerſchneidenden Tönen über den verſteinerten Haufen: „Er iſt todt.“

Polyhymnia.

Das iſt eine anerkannte Sache, daß, wer Keſſelſtadt in der heiligen Pfingſtwoche nicht geſehen hat, überhaupt noch nichts ſah. Alle Keſſelſtädter geſtehen das ſelber ein, trotz ihrer eben ſo anerkannten Beſcheidenheit. Die Pfingſtwoche erſetzt für Keſſelſtadt die olympiſchen Spiele, es iſt ſeine Settimana santa, ſein Saturnalien-Feſt, ſeine — Pfingſtwoche. Die Apoſtel, auf welche an demſelben Tage der Geiſt Gottes in feurigen Flammen herabgekommen iſt, daß ſie in Zungen redeten, reichen in ihrem Enthuſiasmus noch lange nicht an die Keſſelſtädter, obwohl auf dieſe der Geiſt gewöhnlich in Regenſchauern niedergießt. Il faut le voir, pour le croire, ſagt ein franzöſiſches Stichwort.

Der großen Parade ſoll hierbei nicht einmal als einer außergewöhnlichen Erſcheinung gedacht werden, auch nicht der Umzüge, freilich unmaskirter, in der Stadt; nur die Feſtlichkeiten des zweiten Tages, die in dem großen Jakobsparke gefeiert werden, verdienen in der That auf die Nachwelt zu kommen.

Dieſer Jakobspark wird alljährlich nur an zwei Tagen geoffnet, am Geburtstage des Landesherrn und am zweiten Pfingſtfeſte. Da jener mitten in den Winter fällt, dieſes aber im Kalender regelmäßig nach Frühlingsanfang, ſo benutzen die Keſſelſtädter und ſelbſt Fremde, die von weitentlegenen Gegenden herbeiſtrömen, meiſtens nur die letztere Gelegenheit, um die Herrlichkeiten des Parkes — um ſo herrlicher, als dreihundert drei und ſechszig Tage im Jahre ein feſtverſchloſſenes Gitter, die kühnſte Nachbildung der berühmten chineſiſchen Mauer, ihnen Relief giebt — der Reihe nach zu genießen.

Es bedarf hierzu keines Feſtprogammes für Einheimiſche und keines Lohnbedienten für Fremde; tradizionell pflanzt ſich von Mund zu Mund die Methodik der Kunſt- und Natur-Genüſſe fort, und man braucht nur dem unabläſſig aus dem Jakobsthore drängenden Menſchenſtrome zu folgen, um ſeines Zieles, d. h. eines jährlichen Vergnügens ganz gewiß zu ſein.

Nach dem Morgen-Gottesdienſte geht das Pilgern ſchon an. Wagen, Reiter, Fußgänger, ſelbſt Hunde und Tabakspfeifen, die im Jakobsparke zu den verbotenen Einfuhr-Artikeln gehören, ſind in beſtändiger Bewegung. Mit dem Glockenſchlag zwölf wird die Bilder Gallerie eröffnet, aus einer Reihe prachtvoller Säle beſtehend. An dem Eingange des erſten harrt ein von Gold ſtarrender Livréebedienter. „Nro. 1.“ ruft er aus „die Italiäner!“ Ihr tretet ein, wenn Ihr ſo glücklich geweſen ſeid, auf Koſten Eurer Rippen und Leichdörner, von der Menſchenwelle gerade auf die Schwelle des Hauſes geſchleudert zu werden, ehe der Thürſteher die hohen Pforten vor dem allzugefährlichen Schwall wieder zuwarf. Ein hoher Saal empfängt Euch; aber die Bilder ſucht Ihr vergebens, denn kaum ſeid Ihr eingetreten, ſo fliegt ſchon die zweite Thüre auf, und ein in Silber ſtarrender Livréediener ruft aus: „Nr. 2. Niederländer!“ Zu gleicher Zeit wird „Nro. 1. die Italiäner“ rückſichtslos geſchloſſen, obgleich Beiſpiele vorgekommen, daß einem kunſtſinnigen Fräulein der Schleier von der zugequetſchten Thüre zerriſſen, ja Einer der wißbegierigen Gardiſten, die beſonders zahlreich ſich einzuſtellen pflegen, zwiſchen Thür und Angel ganz zermalmt wurde.

Ihr tretet in Nro. 2. ein; da öffnet ſich Nro. 3. Ein in rother Broderie ſtarrender Livréediener ruft: „Nro. 3. Altdeutſche Schule!“ Athemlos ſpringt Ihr aus den Niederlanden nach Altgermanien, ein Menſch in gelber Stickerei fängt Euch wie einen Federball; „Nro. 4. Neufranzoſen!“ ruft er und wirft Euch einem fünften zu, bis ihr am anderen Ende des Gebäudes mit Nro. 10. von einem Menſchen in blauer Stickerei glücklich zur Hauptthüre hinaus und wieder unter Gottes freien, mit eiſernen Staketen durchſchnittenen Himmel geſchlendert werdet.

Ihr ſeufzt tief auf, und es ſchlägt, indem der letzte Kunſtfreund die ſteinerne Treppe hinunterfliegt, präcis ein Uhr. „In's graue Cabinet!“ ſchreit die Menge, Ihr folgt, werdet durch Antiken, Vaſen, Statuen, durch Herkulanum und Pompeji, Japan und China, Aegypten und Indien glücklich transportirt, um mit dem Glockenſchlage zwei an der Schwelle des Speiſeſaales abgeſetzt zu werden. Hier verrichtet Herr Voz, der pachthabende Reſtaurant, vor Euren erſtaunten Augen zwei bibliſche Wunder auf einmal; er ſpeiſt vierhundert Hungrige mit einem Dutzend Hechte aus der Dulſe und verwandelt das Waſſer dieſes mirakelkräftigen Stromes mit Hilfe kleiner Vignetten in Wein aller Qualitäten, jedoch nur eines Preiſes, des höchſtmöglichen nämlich. Im frommen Glauben der Sättigung ſteht Ihr, als eben der Braten kommt, haſtig auf; denn die Saal-Uhr ſchlägt drei Viertel auf drei, und um drei Uhr präzis ſpringen die Waſſer. Ihr drängt Euch hinaus, Ihr eilt, ſteigt, rennt, außer Athem, bis auf die Höhe, wo der erſte Waſſerfall angelaſſen werden ſoll, und dort habt Ihr vollkommene Gelegenheit, nicht nur zur Verdauung des koſtbaren Mittagsmahles, ſondern auch zur gemächlichen Abkühlung; denn erſt nach einer guten Stunde rinnt der erſte, dünne Strahl aus den künſtlichen Baſaltfelſen heraus. Die Fremden murren, die Einheimiſchen werden verlegen, man fragt, aber man antwortet nicht, wegen des langen Harrens. Endlich heißt es: „es kommt!!“ das Waſſer nämlich; alle Straßenjungen ſchreien „Hurrah“ und werfen ihre ſchmutzigen Mützen in die Luft, damit ſie reinlichen Menſchen auf die Naſe fallen. Und nun kommt es wirklich; Ihr aber müßt, gerade wenn es kommt, Euch ſputen, daß Ihr hinwegeilt, um zur zweiten Scene, zur Teufelsmühle, und ſo zur dritten, und zur vierten, noch einen Quadratzoll Platz zu erkämpfen. Nachdem Ihr ſo bei jeder Scene eine viertel Stunde gewiſſenhaft gewartet, bis ſie anging, gelangt

Ihr zur großen Fontaine, zum ſogenannten Jakobsſtrahl, und um halb fünf Uhr ſteht Ihr wiederum, berauſcht, weniger von Herrn Boz'ens Weinen, als von der Fontaine, — betäubt, weniger von der Harmoniemuſik, als von dem Menſchen- und Thier-Geſchrei, — geblendet, weniger von den Gemälden, als von dem ſauber gehaltenen gelben Kies in den gewundenen Gängen, — wiederum an dem großen, von zwei Delfinen bewachten Portal. Nun habt Ihr die Wahl, ob Ihr bis ſechs Uhr noch in den reizenden Anlagen, im Dunkel duftender Gebüſche, an den Hängen und Hainen künſtlicher Bergpartieen, an Weihern und Wäſſern, in Gründen und Grotten, unter Tannen und Tempeln, Euch beſchaulich ergeben wollt, jedoch auf die Gefahr, für einen Verliebten oder Verrückten, am Ende gar für einen Maler, Dichter und Muſiker gehalten zu werden. Menſchen werdet Ihr nicht mehr begegnen; im Augenblicke, da die Fontaine zum letzten Male aufſprudelte, ſtürzten ſie aus den Gängen, theils um zur rechten Zeit am Ausgange des Punkt ſechs geſchloſſenen Parkes zu ſtehen, theils um den Eingang des Punkt ſechs geöffneten Hoftheaters eine hoffnungsloſe Stunde lang zu belagern. Und ſo wird aus Morgen und Abend der zweite Tag! —

Ach, ich fühle, leider! nur allzutief, wie meine Feder nicht einmal einen ſchwachen Umriß dieſes zweiten, dieſes einzigen, dieſes unſterblichen Tages zu liefern im Stande iſt. Die reizenden Lichter und Schatten des Gemäldes, die verſchwiegenen Details in dem lauten Ganzen, die Töne des perſönlichen Jubels im allgemeinen Konzert, die Bewegungen und Veränderungen der Scene, die Wechſel lebendiger und lebloſer Umgebungen, — alle dieſe Wunder des zweiten Pfingſttages laſſen ſich nur erleben, nicht nachempfinden, geſchweige denn beſchreiben. Und nun ſage mir Einer, ob die Keſſelſtädter Unrecht haben, wenn ſie, beſcheiden zwar, aber doch feſt und ſelbſtbewußt, den Fremden ſagen: „Wenn Ihr unſeren zweiten Pfingſttag nicht geſehen, habt Ihr nichts geſehen.“ Und ſage mir Einer, ob dieſer begeiſterte Enthuſiasmus ſie einſt zu weit führte, als ſie einen Engländer, der im Reſtaurazionsſaale ſitzen bleiben wollte, wie alle Waſſer und alle Menſchen ſprangen, erſt gelinde durchprügelten und hernach zur Thüre hinauswarfen, damit er gegen ſeinen eigenen Willen in's Paradies komme? Wackere Keſſelſtädter und Männer, ich reiche Euch die Rechte! Auch ich war in Arkadien geboren, auch mir gelang es, Corinth zu beſuchen, auch ich habe Etwas geſehen, nein Viel geſehen, nein Alles geſehen; denn ich ſah ja Euren zweiten Pfingſttag. Nicht einmal, ſondern dreimal, ſah ich ihn, was freilich nichts ſagen will, da ja im Unendlichen keine Steigerung möglich iſt! —

Es war aber natürlich und wiederum ganz im Karakter der Saturnalien, daß auf dieſen zweiten Pfingſttag alle Schulen, Inſtitute, Penſionate u. ſ. w. in Keſſelſtadt „frei" hatten, unter ihnen denn auch das Fräuleinſtift der Madame Pappel, geborenen Ruthenbuſch. Sie pflegte an dieſem Feſte gewiſſer Maßen ihr Treibhaus auch zu öffnen, die jungen Pflänzlein hinauszuſtellen und ſelber unter ihnen zu prangen, — gerade, — nun gerade wie eine ſchlank aufgeſchoſſene Pappel unter dem Häuflein ſtrebender Bäume in einer Baumſchule, Alle überragend, beſchattend, über dem Geflüſter und Gelispel der niederen Kronen das ſilberne Haupt wiegend in majeſtätiſcher Würde.

Auf dieſen allgemeinen Ausflug aus dem Pappelſchen Taubenſchlage hatte nun ein Paar raubſüchtiger Stößer ſeine kecken Angriffspläne gegründet, Magiſter Hudel und ſein Pylades, der Compagnie-Chirurgus Höcker. Der erſte Pfingſttag führte Alles zur Kataſtrophe. Ein entſcheidender Schlag mußte geſchehen, um Alles zu gewinnen, da die Gefahr, Alles zu verlieren, in Euſebii annoch unſichtbarer, aber kometengleich angekündigter Perſon nahe rückte.

Als nämlich der Magiſter Hudel am erſten Pfingſttage ſeine Visite de reconnaissance bei Madame Pappel machte, eines Theils um für das genoſſene, kaum verdaute Gute zu danken, und anderen Theils um ſich zur nächſten Soirée wieder einladen zu laſſen, fand er die Pappelſche Familie in großer, mühſam bezwungener Aufregung. Madame Pappel hatte an dieſem feierlichen Morgen ihr beklommenes Mutterherz vor Adelen ausgeſchüttet und der zitternden Tochter angekündigt, wen ſie — nur leider! noch vergeblich — erwartete. Es war zu einer heftigen Scene gekommen. Adele, die bei den Worten „Gersfeld“ und „angeſehener Kaufmann“ ſich kein anderes Bild entwerfen konnte, als eine kleine, winklige Landſtadt, worin die Kühe ausgetrieben werden, ein enges Haus, auf deſſen dunkler Flur die Häringsfäſſer neben den Zuckerballen lagern, und einen ungehobelten, Tanz- und Thee-unfähigen Ladenkönig, Adele hatte mit aller Beredtſamkeit, welche Furcht vor einem Ungeliebten und Neigung zu einem heimlich Angebeteten einflößen kann, der Mutter Gegenvorſtellungen gemacht. Kurzſichtiges, Dein eigenes Glück mißkennendes Mädchen, hätteſt Du den „Schnellſegler“ gekannt und Euſebium, den Marktmeiſter, wie auch Vieh- und Fleiſchbeſchauer im Nankingrocke, wohl wäre Dein Widerſtand minder heftig geweſen! Unklug war er obendrein; das Anſehen hatteſt Du ja umſonſt!

Madame Pappel war auch viel zu feſt in ihren perſönlichen Entſchlüſſen, viel zu ſtreng in ihren pädagogiſchen Maßregeln, als daß ſie durch Bitten, Thränen, Schwüre eines jungen, unerfahrenen Mädchens ſich von dem als heilſam, ja nothwendig Erkannten hätte abbringen laſſen. „Wäre er nur erſt da!“ ſeufzte ſie beſorgt, indem ſie ein reizendes, obwohl der Natur keineswegs gleichkommendes Konterfei des umherirrenden Freiers entwarf, „Du würdeſt bald von Deinen thörichten Vorurtheilen zurückkommen und einſehen lernen, daß eine unumſchränkte Herrſchaft in dem reich aſſortirten Waarenlager inländiſcher Manufakturen und ausländiſcher Spezereien bei Weitem anziehender iſt, als ein Leben unter Raſirmeſſern, Blutegeln und Hühneraugenpflaſtern!“

Mit dieſer zart mütterlichen Anſpielung auf das ihr verhaßte Gegenüber, deſſen Fenſter ſie zur näheren Erklärung ihres warnenden Winkes mit einem verächtlichen Seitenblick beſtrich, entfernte ſich Madame Pappel und überließ Adelen ihrem Nachdenken und ihrer Verzweiflung. Dieſe währte indeß nicht gar lange. Adele hatte Romane geleſen. Ihr Entſchluß war bald gefaßt. Auf jeden Fall ſein, in keinem des Nebenbuhlers! Trotz der Tyrannei einer unnatürlichen Mutter! Entführung, Flucht, Trauung über der Gränze, und möglichſt raſch! Treue Liebe bis zur — Hochzeit! Das waren die Stichwörter, worauf ihr leidenſchaftlicher Monolog hinauslief. Am Ende deſſelben klang, gerade im rechten Moment, die Schelle von drüben. Höcker trat heraus, ſtrahlend wie ein Kriegesgott, aber ein heilender, alſo Apoll und Mars in einer Perſon, im feſttäglichen Schmuck der Epauletten, den Dreimaſter mit goldenem Klunker keck auf das romantiſch-gelbe Antlitz gedrückt. So grüßte er zärtlichſt hinauf, und Adele, von ſeiner Erſcheinung, wie eine moderne Semele, verbrannt, im Tragiſchen ihrer Situazion alle kleinlichen Rückſichten der Sitte hintanſetzend, beugte ſich weit aus dem Fenſter, dem freudig Ueberraſchten einen Kuß hinabzuwerfen.

Hierauf eilte ſie in ihr Schlafzimmer und ſchrieb dort einige flüchtige Zeilen an Hudel, deſſen heutigen Beſuch ſie nach der geſtrigen Geſellſchaft ſo beſtimmt zu berechnen wußte, wie den der Fröſche nach einer Ueberſchwemmung. Sie hatte ihre Ruhe und ihre Heiterkeit wieder; weder die argwöhniſche Mutter, noch die kleineren Penſionärinnen (die erſte Klaſſe gehörte natürlich zu den engſten Vertrauten und ward gleich mit in's Complott gezogen) merkten ihr in der Betſtunde etwas Außergewöhnliches an.

Gegen Mittag ward der Jambentakt auf der Treppe hörbar. Hudel kam, und während er der Mutter ſeinen Dank für den „genußvollen“ Abend, wie auch innigſte Wünſche zum heutigen Feſttag darbrachte, praktizirte ihm Adele ihren Noth- und Hilfsſchrei unter das Hutfutter, wobei einige ſchon vorhandene Lücken deſſelben ihr dienſtfertig entgegenkamen. Hudel wußte, woran er war, ſobald Adele mit einem nur ihm verſtändlichen Zeichen an ihren Kopf gegriffen. Er empfahl ſich, ſtelzte zu ſeinem Freunde, den er auf der Parade traf, und beide verſchlangen in der nächſtgelegenen Konditorei, was ſie zunächſt intereſſirte, Höcker das Füllſel des Hutfutters und Hudel das nicht nur konkretere, ſondern auch korrekter ſtyliſirte einer Fleiſchpaſtete.

„Göttliches Mädel!“ rief Höcker enthuſiaſtiſch aus. „Und welch' ein Brief!“ Er küßte ihn, wobei wir, der Illuſion wegen, ihm freundlich wünſchen, daß er nie in Hudels Hut einen zufälligen Blick werfen möchte.

„Das hat ſie von mir,“ ſagte Hudel mit würdevollem Selbſtbewußtſein; „giebſt Du noch eine Paſtete?“

Höcker nickte. „Periculum in mora“, drängte er; „komm. Magiſter! wir müſſen hinaus, um zu verabreden.“ Damit ward der widerſtrebende Magiſter aus dem Laden geſchoben, und beide Helden hielten geheimen Kriegsrath, unter den Linden des Paradeplatzes auf- und abwandelnd, Höcker im Sturmſchritt eines glücklichen Liebhabers und unglücklichen Militair-Arztes, Hudel im unabänderlichen, des Freundes Haſt weiſe zeitigendem Jambenmaß.

Die Nacht zwiſchen den beiden Pfingſttagen iſt für die meiſten Keſſelſtädter eine ſchlafloſe, weil zum einen Theil eine Nachfeier des ſchönen Heute und zum anderen ein Vortraum des ſchöneren Morgen. Sechs Augen aber ſchloſſen ſich keine Stunde in dieſer Nacht, die einer großen Entſcheidung entgegenwachenden der zwei Liebenden und die noch immer nach dem erſehnten Schwiegerſohne ausſpähenden der Madame Pappel, welche ja nicht ahnen konnte, wie tief der arme Euſebius am ſelbigen Abend die ſeinigen geſchloſſen hatte. Endlich, nachdem es an der Klingel des hartgeſtörten Wundarztes wohl ein Dutzend Male geläutet und Adele wenigſtens zwei Dutzend Male in dem heißen Bettlein ſich umgewandt hatte, brach, — „ahnungsgrauend, todesmuthig“ — der große Morgen an, der Morgen des zweiten Pfingſttages, der Morgen des unvergeßlichen achtzehnten Mai.

Ahnungsgrauend, ſagten wir und ſpielten damit gleich äußerſt treffend auf die klimatiſchen Zuſtände dieſes Tages an. Da es der zweite

Pfingſttag war, ſo erſchien es allen Keſſelſtädtern ganz natürlich, daß es am Morgen ſtark regnete. Sie erkannten in dieſem Neid der Elemente nur einen deſto größeren Triumph ihrer Kunſtwunder, während doch der gütige, hier wie ſo oft im Leben gänzlich mißdeutete Himmel mit ſeinen Waſſerfällen den Waſſerſteigungen des Jakobsparkes freundlich entgegenkommen und ſeiner Seits das große Völkerfeſt auch mitverherrlichen wollte.

Uebrigens ſtörte der milde Mairegen durchaus nichts in dem Feſtprogramme; die Keſſelſtädter ſind das, wie geſagt, gewohnt, und helfen ſich, wenn ſie ſeidene beſitzen, mit Regenſchirmen, wenn nicht, mit dem alten, in dieſem Falle nicht übel anwendbaren Sprichwort: „das iſt Mairegen; danach wächſt man.“ Die Größe der Keſſelſtädter iſt ein herrlicher Mai-Barometer für ihren Kalender-Frühling.

Nachmittags gegen zwei Uhr klärte ſich indeß zur allgemeinen Verwunderung der Eingebornen der graue Himmel allmählich auf. Bei dieſem Zeichen führte denn auch Madame Pappel, die eigentlich ſchon zu Hauſe zu bleiben beſchloſſen hatte, ihre Küchlein in den Jakobspark. Eine holde Schaar! Zwei und zwanzig junge Mädchen, paarweiſe, mit verſchlungenen Armen, in der Mitte Madame Pappel, umgeben von ihren Lehrern und Lehrerinnen, in der Ferne beſchützt durch das zu beiden Seiten des Heerzuges plänkelnde Kadettencorps. Adele ging an der Spitze, ungemein anziehend in ihrem weißen, unſchuldsvollen Kleide, mit welchem das zart-bleiche Antlitz wunderbar harmonirte.

Die Kunſtſchätze und Antiquitäten beſuchte das Pappelſche Inſtitut in der Regel nicht. Nur unter den älteren Koſtgängerinnen fanden ſich Viele, die mit Kennerblicken die im Jakobspark umherſtehenden Statuen betrachteten. Die „Kleinen“ durften nach der Vorſchrift der Madame Pappel an dieſen artiſtiſchen Studien nicht Theil nehmen, weil ſie — und das bekräftigten die Herangewachſenen — noch nichts davon verſtänden. Dagegen waren die Waſſerkünſte ein populäreres Element, deſſen Spiel denn auch von dem ganzen Inſtitute alljährlich und ſtets mit neuem Vergnügen betrachtet ward.

Madame Pappel hatte, Dank ihren zahlreichen Verbindungen und — Schülerinnen, trotz der ungeheuren Menſchenmaſſe doch einen vortrefflichen Platz gefunden, um mit dem Glockenſchlage drei die Ankunft des erſten Waſſerfalles ſammt allen Keſſelſtädtern, inmitten ihrer Jugend, geduldig abzuwarten. Zu ihr war ein bewährter Freund ihres Hauſes geſtoßen, der Kanzleirath Ziehmeyer, ein würdiger, in der ganzen Reſidenz eben ſo bekannter, als geliebter Mann, mit dem Madame Pappe um ſo angelegentlicher ein gutes Vernehmen zu unterhalten beſliſſen war, als derſelbe, in der Qualität eines Redakteurs des geleſenſten Keſſelſtädter Tageblattes, auch ihr Penſionat, einen Kreisausſchnitt der Keſſelſtädter Kultur-Zuſtände, vierteljährlich zu beleuchten pflegte, Ankündigungen deſſelben, Nachrichten über deſſen Fortgang, Einrichtung und Wirkſamkeit aufnahm, und auch ſonſt, perſönlich wie in ſeinen ausgedehnten Kreiſen, ſeiner vieljährigen Freundin diente, wo und wie er es nach ſeinen Kräften vermochte. Zutraulich legte Madame Pappel ihren bloßen, alſo noch immer ſchönen Arm in den des Kanzleirathes, und dieſer ſchwang ſich, nach einigen ungemein zarten und ſpielenden Redensarten an die jungen Damen, zum Cicerone der Geſellſchaft auf, ein Amt, das er ſeit vielen, vielen Pfingſttagen unermüdlich und mit einer ſeltenen Liberalität bekleidete, wozu ihn aber auch ſeine reichen und über allen Zweifel erhabenen Kenntniſſe ſämmtlicher Lokalitäten eben ſo ſehr befähigten, als die überaus laute, voll und weit tönende Stimme, womit ihn Gott der Herr, nächſt vielen anderen Gaben des Geiſtes und des Leibes, geſegnet hatte. Es war deßhalb kein Wunder, daß ſich um ihn und um die Koſtſchule nach und nach ein weiter Kreis von exoteriſchen Hörern bildete, deren Ohren durch des Kanzleiraths noch lange vor dem Waſſer beginnenden Vortrag ebenſo angezogen wurden, als ihre Augen durch die Reize der unmittelbaren Schülerinnen des Dozenten. Der Kanzleirath fing mit ſeiner tiefen Stimme, ſich ſelbſt nicht nur mit den Händen, ſondern auch mit dem darin umhergeſchwungenen Stocke begleitend, alſo an:

„Sehen Sie, meine charmanten jungen Damen! dieſes Waſſer“ — es war aber keins da und er ſchlug mit dem Moſiesſtab vergeblich an den widerſpänſtigen Baſalt — „dieſes Waſſer, welches Sie hier gleich ſehen werden, wo wir jetzt noch auf dem Trockenen ſtehen, dieſes Waſſer, wozu in einer Stunde 60,000 Kubikfuß Waſſer nöthig ſind, um den Waſſerfall, der zehn Minuten ſpielt, zu füllen, fällt in einem höchſt majeſtätiſchen Waſſerſturz 36 Fuß hoch und 24 Fuß breit herab. Um dieſes Waſſer in der ſonſt an Waſſer ziemlich und im Allgemeinen überhaupt waſſerarmen Gegend herbeizuwaſſern, muß das Waſſer von dem eine Stunde entlegenen Waſſer“ —

„Es kommt!“ riefen die Mädchen, die Straßenjungen ſchrieen „Hurrah!“ und warfen ihre ſchmutzigen Mützen in die Luft, es entſtand ein Brauſen in der Luft und ein Drängen auf Erden, und der Pfingſtgeiſt ſtieg in Geſtalt eines dünnen, ziemlich nach faulen Fiſchen riechenden Waſſers über die Häupter der Keſſelſtädter herab.

„Fort, fort, nach der Teufelsmühle!“ brüllten tauſend Stimmen.

„Ja, wir müſſen uns ſputen, meine theu're Madame Pappel! um noch einen guten Platz zu bekommen“, ſagte der Kanzleirath und riß auch ſchon ſeine Dame am Arme durch das Gedränge. Madame Pappel warf einen flüchtigen Blick auf ihre Lieben, es fehlte „kein theu'res Haupt“, Alle folgten ihr — bald hätte ich geſagt, wie die Heerde dem Hammel — nein, wie die roſigen Wolken des Abendroths der Sonne, und Adele war, was die Mutter ſichtlich beruhigte, in einem tiefen Geſpräch mit dem Magiſter Hudel, die letzte des Zuges. Daß hinter des Magiſters dicker und keineswegs durchſichtiger Figur ſich ein Höcker befand, vermochte die arme, getäuſchte Mutter nicht zu ſehen; arglos drückte ſie dem an der Teufelsmühle ſchon wieder in Poſitur ſtehenden Kanzleirath die ſchlanken Finger etwas feſter auf den braunen Aermel, und Ziehmeyer begann:

„Sehen Sie, meine charmanten jungen Damen! dieſe Mühle, auf welcher aber nichts gemahlen wird, als höchſtens Herzen — ha, ha, ha, ha! —“ Sein Lachen mußte man majeſtätiſch in den Felſen rollen hören und wiederhallen, ſein unſterbliches, jedweden Pfingſttag bei demſelben Worte und an derſelben Stelle mit ſtets neuem Intereſſe begrüßtes Lachen! — „dieſe Mühle wollte ich ſagen, ward angelegt von dem höchſtſeligen“ —

„Es kommt!“ riefen die Mädchen, die Straßenjungen ſchrieen „Hurrah!“ und warfen ihre ſchmutzigen Mützen in die Luft. Ziehmeyer war ſchon wieder unterwegs, hinter ihm die ganze Penſion und das athemlos rennende Publikum. Der Kanzleirath benutzte aber, um nicht zum dritten Male unterbrochen zu werden, jetzt den Weg zu ſeiner Explication und gewann ſo allerdings dem Waſſer einen bedeutenden Vorſprung ab.

„Wir gelangen jetzt, meine charmanten jungen Damen!“, alſo redete er laut und vernehmlich, trotz ſeiner Korpulenz mit den Beinen eben ſo wacker ausſchreitend, als mit den Händen, was die Straßenjungen ſehr in Reſpekt hielt, „wir gelangen jetzt an die ſogenannte Vexiergrotte. Denken Sie ſich eine kleine, charmante Grotte aus Baſalt, mit Moos bekleidet, höchſt wöhnlich, ganz zu einem Tempel“ — „Aber, mein theu'rer Kanzleirath“, unterbrach ihn ſeine Begleiterin errothend und huſtelnd, während die jungen Mädchen kicherten. Er lenkte ein. „In dieſer Grotte eine allerliebſte Gruppe, Amor und Pſyche darſtellend, aus ſelbſterzeugtem Marmor, die Figuren von Caſanova, zwanzig Zoll hoch. In dem Boden der Grotte ſind verborgene Oeffnungen, woraus unverſehens“ —

Eben in dieſem Augenblicke trat die ganze Geſellſchaft aus dem Waldwege und ſtand, ſchroff um eine Ecke biegend, vor beſagter Vexiergrotte. Ein allgemeines „Ach!“, nebſt obligatem, wieherndem Gelächter begrüßte die Grotte.

Waren etwa die Waſſer ſchon da, ehe Ziehmeyer?

Nein — allein — die Gruppe hatte ſich vervielfältigt; nicht nur Amor und Pſyche von Canova ſtanden d'rin, ſondern auf dem einladenden Moosbänklein ſaß noch ein liebendes Pärlein, nicht minder innig umſchlungen, — er im feſttäglichen Schmuck der Epauletten, den Dreimaſter mit dem goldenen Klunker zu ſeinen Füßen, ſie das nicht mehr bleiche Geſicht innig an ſeine Bruſt gelehnt und mit beiden Armen dieſe umfangend. „Adele!“ ſchrie im erſten Augenblick der eine Chor der Mädchen, die Antiſtrophe antwortete: „Der Doctor von gegen-uns-über!“ Madame Pappel ſagte gar nichts, der Kanzleirath ſagte auch nichts zur Erklärung dieſer neuen Kunſtgruppe, und die beiden Bildſäulen ſchienen in der That ſolche geworden zu ſein.

Das dauerte eine entſetzliche Sekunde. Dann wollten ſich die Ueberraſchten aufraffen, als — o neues Elend! — zu ihren Füßen die Steine lauter klare, dichte Waſſerſtrahlen ausſpieen, die ſie mit einem feinen, undurchdringlichen Netz umgarnten. Wohin ſie traten — neue Quellen, wohin ſie blickten — lachende, fremde und bekannte, Geſichter, unter ihnen das todtenblaſſe, dann kirſchbraun anlaufende Antlitz der Madame Pappel, geborenen Ruthenbuſch, und das verlegene des Kanzleiraths, der das Ende ſeiner Erklärung auf den noch geöffneten Lippen hatte und mit dem Stock ſteif und feſt auf die Vexiergrotte hinwies, als habe auch ihn der Anblick verſteinert.

Wer ſich zuerſt faßte, war — man lerne Weiber erkennen und würdigen! — Madame Pappel. „Wie konnte es auch anders ſein?“ In ihrer Seele ging während eines Augenblickes die tiefſte, die feinſte Berechnung vor. Der Ruf der Tochter war ruinirt, das ſah ſie ein; allein in den großartigen Beziehungen, darin ſie aufgewachſen, hatte ſie wohl gelernt, ſich über Familien-Vorurtheile hinauszuſetzen. Hier ſtand aber ein Größeres auf dem Spiele: das Fräuleinſtift. Wie, wenn man nun von ihrer Zucht an der einzigen Tochter einen höchſt natürlichen Schluß auf die der anvertrauten Pflänzlinge gewagt hätte? Zu ignoriren, das ſah ſie ein, war die Sache nicht, zu vertuſchen auch nicht. Das halbe Publikum von Keſſelſtadt, die Fremden ungerechnet, ſtand vor dem Eingange der unſeligen Grotte gedrängt da, zwanzig Handlungsdiener klatſchten in die (erfrorenen, aber im Sommer nur leiſe blauen) Hände, und ein Beleſener rief, mit lautem Beifallsjauchzen für ſeinen Einfall gekrönt: „Mars und Venus im Netz!“

Wer zuerſt einen Ausweg ſah, war — man lerne Weiber vergöttern! — Madame Pappel. „Wie konnte es auch anders ſein?“ Sie machte ein Geſicht, wie Jemand, der auf eine Stachelbeere beißt und unverſehens eine Baumwanze trifft. „Aber, lieben Kinder,“ ſagte ſie halblaut, „habt Ihr denn zu Hauſe nicht Zeit genug?“ Zugleich wandte ſie ſich zu dem Kanzleirath und ſagte ihm in's Ohr: „Sie ſind ſchon lange verlobt, aber ich wollte es erſt morgen publiziren.“ — „Ah ſo!“ rief der Kanzleirath mit ſeiner Stentorſtimme, „ſie ſind verlobt!“ Und allmählich ſcholl es immer weiter, wie durch eine Vorpoſten-Kette, an dem hinterſten Kreiſe der Zuſchauer murmelnd verhallend: „Ah ſo! ſie ſind verlobt!“ Das gemeine Volk lachte, die Vornehmen gratulirten boshaft, die Straßenjungen ſchrieen „Hurrah!“ Zu gleicher Zeit ſtockten die unterirdiſchen Quellen, die Menſchenwelle wälzte ſich zum nächſten Waſſerwerke, und Adele konnte an der Hand ihres Geliebten heraustreten.

Daß ich ein Bild hätte für dieſes Heraustreten! Ich habe deren dreißig, z. B. wie ein Paar gebadete Mäuſe — viel zu unedel! Wie naſchhafte Fliegen aus dem Milchtopfe, die gelähmten Füße mühſam nachſchleppend — viel zu abgenutzt! Er wie Suſanna aus dem Bade, ſie wie der Mann aus dem feurigen Ofen, — viel zu bibliſch für gottloſe Leſer! Es paßt eben keins!

„Geben Sie ihr den Arm! Marſch nach Haus! Nur nicht gerannt! Dort ſehen wir uns!“ Alſo flüſterte Madame Pappel dem in der Aeneas-Grotte plötzlich aufgewachſenen

Schwiegerſohn ingrimmig ins Ohr. Er gehorchte, und wie flink! Mit Adelen verſchwand er in den engſten Waldwegen.

Und wie war nun, ſo fragt der Leſer mich und Madame Pappel den Magiſter, der plötzlich aus einem Winkel wieder zum Vorſchein kroch, wie der verwandelte Pudel im „Fauſt“, wie war nun das ganze Unglück geſchehen?

Höchſt einfach, wie ich dem Leſer gleich bekenne, der Magiſter aber der furchtbar aufgebrachten Gönnerin nur ſtammelnd geſtand, nämlich alſo: Vom Waſſerfalle aus hatte Hudel mit Adelen und Höcker einen näheren Weg eingeſchlagen, weil ſie die Teufelsmühle ſchon oft geſehen hätten. Adele hatte gemeint, es regne, Höcker habe es beſtätigt, und beide ſeien in die Grotte vorausgeeilt, während er, Hudel, umkehrte, um der Madame ſeinen Paraplui pflichtſchuldigſt zu offeriren. „Ich bin unſchuldig,“ ſagte Hudel betheuernd und hob die Rechte gen Himmel, dieſelbe, welche die Fäden geſponnen, die Liebenden in die Höhle oder Hölle getrieben hatte, ohne freilich zu ahnen, daß ſie in demſelben Augenblicke ihr Fegefeuer und ihr Himmel werden ſollte. Sie hätten ſich dort nur über die Mittel zur Flucht bereden mögen, ſo war ſeine Abſicht; allein Gott und der Invalide, der die Waſſer der Vexiergrotte zehn Minuten zu früh anließ, hatten es anders beſchloſſen, und es iſt bekannt, daß Gott immer das Beſte will.

Leider! erlaubten ſich einige Menſchen an dem letzten Satze undankbare Zweifel, obwohl es zweiter Pfingſttag war, und noch dazu ein durch das Bekehrungs-Wunder in der Grotte verherrlichter. Adele und Höcker waren mit unbeſchreiblich gemiſchten Gefühlen heimgeſchlichen, die aber endlich in der Freude des Beſitzes alle aufgingen. „Laß nur, Geliebteſter!“ ſagte Adele, „ein recht ſchweres Gewitter über uns herabbrechen, hernach ſtehen unſere Saaten doppelt grün.“ Mit dieſem unbeſchreiblich dichteriſchen Troſtgrunde, denen ſie einige minder poetiſche argumenta „ad hominem“ hinzufügte, hielt ſie des Verlobten Muth aufrecht, bis Mama am Arme des Kanzleiraths eintrat. So lange nun noch der letztere als Blitzableiter diente, wozu er freilich eigentlich zu wohl arrondirt war, ſetzte es bloß ein mildes, erheucheltes Wetterleuchten, beſtehend in der ſehr gelungenen Strafpredigt aus mütterlichem Tone, die Madame Pappel vortrug. So wie aber die Hausthüre hinter dem rettenden Engel zugefallen, blitzte es, donnerte es, hagelte es — Alles von den Liebenden, wie von Schäflein bei'm Gewitter, mit zuſammengeſteckten Köpfen hingenommen, — bis endlich, völlig naturgemäß, das Wetter in einen befruchtenden Regen, das Fluchen in Segnen ſich verwandelte.

„Nehmen Sie ſie denn hin, mein Ein und mein Alles!", ſagte Madame Pappel, geborene Ruthenbuſch, unter heißen Thränen. „Mit ihr empfangen Sie Alles, was ich beſitze; denn Glücksgüter vermag ich meinem Kinde nicht mitzugeben, wenn nicht in den Augen eines verſtändigen Mannes eine ſtandesgemäße Erziehung, Sitte, Häuslichkeit und Religioſität alle Glücksgüter aufwiegen. Dieſe, ich darf es heute wohl ſagen, wo meine Lehren mir ſo reiche Frucht tragen, dieſe bringt Ihnen Adele zu. Und wie konnte es auch anders ſein, theuerer Doctor, Sie bald mit einem noch theuereren Namen zu begrüßender, mein Theuerſtes mir raubender Mann!"

Madame Pappel weinte, Adele zu ihren Füßen weinte auch; am herzlichſten aber weinte der Hand in Hand neben der letzteren knieende Compagnie-Chirurgus, deſſen Geſicht ſich bei der Erwähnung, oder vielmehr bei der Nichterwähnung der Glücksgüter bedenklich in die Länge gezogen hatte. Sobald als möglich machte er ſich aus dem Familien-Kreiſe, in welchen er hineingeſchneit war, los und eilte nach Haus, wo er Hudel'n, ſeiner harrend, antraf. Beider Geſpräch war anhaltend, heftig, leiſe; Hudel ſchied erſt gegen Mitternacht und murmelte, als er aus dem Hauſe trat, in ſeine hohlen Zähne: „Troſtloſer Kerl! Salbenſtreicher! Nicht einen Tropfen angeboten! Charpiezupfer! Weiß ſelber nicht was er will!"

Höcker ſank zur ſelbigen Stunde in einen tieſen Schlaf und vergaß zum erſten Male ſich zu wecken. Gegenüber lauerte ein übervolles Herz auf dieſen geliebten Ton, bis es endlich auch ohne denſelben ſanft entſchlummerte. Madame Pappel aber faltete, am längſten wach, andächtig die Hände und ſagte: „Wie Gott gebeut! Kommt der Eine nicht, iſt der Andere auch recht! Ein Böcklein ſtatt des Knaben Iſaac!“ —

Urania.

In einem der heimlichſten Theile des Jakobsparkes, wo das Geräuſch der ſchmutzigen Waſſer- und Menſchen-Welle nur wie die Brandung eines fernen Meeres gehört wird, unter hangenden Weiden und ſtrebend-dunklen Tannen ſteht ein Tempel des Merkurius, der nur von Wenigen gekannt wird, gar nicht von denjenigen, deren Gott in dieſem Heiligthume Wache hält, von Banquiers und reiſenden Weindroſſeln. Seltſam, daß gerade dieſe Bildſäule, den Beſchützer der privilegirten und proſcribirten Diebe darſtellend, mit einem ſtraffen Beutel in der Rechten und dem Plutus-Stabe in der Linken, das geflügelte Bankerott-Hütlein auf dem marmornen Haupte, daß gerade ſie, nicht vielmehr Pallas oder eine der neun Schweſtern an der ſchönen Stätte reſidiren muß, die eher zu einer ſtillen, beſchaulichen Stimmung als zu einem Calcul der Prozente und Agiotagen auffordert!

Genug — Merkurius ſteht in dem runden, nach allen Seiten offenen, von ſechs ſchlanken Säulen getragenen Tempel. Und von der Anhöhe, worauf ſein Heiligthum poſtirt iſt, hat er durch einige, ſinnig angebrachte Schneuſen des Parkes eine reizende Fernſicht auf die Häuſer und Thürme von Keſſelſtadt, die ſich an duftblaue Berge glänzend anlehnen. Der Vordergrund iſt einſam und bietet das künſtliche Bild einer Wüſte; Baumgruppen von dunklem Epheu umſchlungen, ſchmale Waldwege, zerſtreute Felsſtücke, Verſenkungen und leiſe Anſchwellungen des Bodens lügen eine vernachläſſigte Natur, wo doch nur eine ſorgſam berechnende und anbauende Kunſt ſtatt ihrer ſchuf.

Am zweiten Pfingſttage war natürlich Merkurius eben ſo verlaſſen, als zu jeder anderen Zeit: ja, hätten ſonſt Anbeter den Weg zu ihm gefunden, ſo würden ſie an jenem gewiß ihm untreu geworden ſein, um dem allmächtigen Götzen des Tages, der Gewohnheit, zu opfern. Nicht wenig mochte ſich daher der verlaſſene Gott wundern, als eben zu der Stunde, wo drunten im Jakobsparke die Waſſer ſprangen, ein ſcheuer Fuß die wenig betretenen Pfade zu ſeinem Tempelchen hinanklimmte, um auf der ſteinernen Bank drinnen eine kurze Raſt zu ſuchen.

Der Fuß gehörte Marion, der Sächſin. Sie kam allein, das Köpfchen geſenkt, daher und ſetzte ſich tief aufſeufzend nieder, mit den blauen Augen verzweifelnd vor ſich hinſtarrend. Dem armen Kinde war es ſchlecht ergangen. Als ſie in dem hochadeligen Palaſte, wohin man ſie als „Jungfer" — die einzige im Hauſe! — verſchrieben hatte, am zweiten Pfingſttage eintraf, fand ſie ihre Stelle ſchon beſetzt. Die gnädige Frau erklärte der Erſchrockenen, wie ſie nicht gewohnt ſei, auf ihr Geſinde zu warten; in dem Briefe habe ihr der Haushofmeiſter ja den Freitag vor Pfingſten als letzten Termin ihrer Ankunft feſtgeſetzt, warum ſie denn da ausgeblieben ſei? Marion entſchuldigte ſich zitternd mit der „Hoffnung.“ Gnädige Frau warfen hierauf höchſt ungnädig das Haupt zurück und meinten, ſie ſei noch weniger gewohnt, Leute in ihr Haus aufzunehmen, die auf ſo abenteuerliche Weiſe in der Welt umherzögen, ob ſie denn nicht habe mit dem Poſtwagen kommen können? Marion ſchämte ſich zu geſtehen, daß es ihr hierzu an Geld gemangelt, ſie ſah zur Erde und weinte. Worauf gnädige Frau fernerweit als entſetzliche Folge ihres Ausbleibens anfuhrten, wie geſtern ihre beiden Fräulein Töchter ſelbſt hätten Hand anlegen müſſen, um das auf den erſten Pfingſttag angeordnete Diner einzuleiten. „Sie kann nun hingehen, woher ſie gekommen iſt,“ ſchloſſen gnädige Frau und rauſchten in's Zimmer hinein. Marion ſtand allein auf dem Gange. Lakaien, Kammermädchen, Cavaliere und Damen gingen achtlos an ihr vorüber, ohne ſich um ſie zu kümmern. Sie ſchlich in die Küche hinab, wo ihr Koffer abgeladen war und ſetzte ſich — für ſie war er das einzige menſchliche Geſicht unter den Menſchengeſichtern von Holz — ſtill zu ihm. Nach wenig Minuten kam ein Bedienter in die Küche und fragte nach der Jungfer aus Sachſen. Marion ſtand auf. „Iſt Sie es?" — Sie nickte. — „Gnädige Frau ſchicken Ihr hier eine Entſchädigung, aber nun ſoll Sie auch machen, daß Sie aus dem Hauſe kommt." Er drückte ihr einen harten Thaler in die Hand, in welcher er — der Thaler — wie Feuer brannte. Marion ließ den Knaben, der ihren Koffer hergefahren hatte und der auch noch in der Küche ſtand, um die Broſamen aufzuleſen, die von des Herrn Tiſche fielen, ſeine Bürde wieder auf den Schubkarren heben und ſchied. Den Thaler legte ſie ſtill auf einen der Anricht-Tiſche, ehe ſie hinaustrat.

Wohin nun? Sie kehrte, faſt bewußtlos, in die „Herberge zum goldenen Fäßchen" zurück, wo ſie auf Schiffer Martin's Empfehlung abgeſtiegen war. Unter Schiffern und Fuhrleuten verzehrte ſie ihr feſtliches Mittagsbrod, beſtehend in einer Taſſe Kaffee, worein ſie Feſtkuchen tunkte. Zucker hatte ſie nicht bekommen, und wenn auch, die Thränen, welche in die ſchlechte irdene Schale tröpfelten, machten den braunen Trank ſo bitter, daß der Zucker nichts gefruchtet haben würde.

Nach dieſem Pfingſtmahle ging ſie mit der Wirthin vom goldenen Fäßchen, einer gutmüthigen, gefälligen Frau hinaus, wohin alle Welt ging, in den Jakobspark. Wie viel mochte ſie wohl von den Wundern und Waſſern deſſelben ſehen? Und wie mochte der Jubel durch ihr Herz ſchneiden, und der Glanz in ihre Augen beißen? Unzählige Menſchen, Kopf an Kopf, und kein Bekannter! Nicht Einer!

Marion hatte im Gewühl das goldene Fäßchen verloren oder verlaſſen; die Frau ſchien ihr binnen Kurzem zu gutmüthig und zu gefällig, namentlich gegen allerlei junge Männer, die ihr vertraulich zunickten. Deßwegen machte Marion ſich von ihr los und war nun ganz, ganz allein unter den Tauſenden. Sie ging wie im Traume umher. Einmal als ein vierſpänniger Wagen an ihr vorüberraſſelte, grüßte ſie, faſt erfreut, die Darinſitzende, in welcher ſie die gnädige Frau von heute Morgen erkannt hatte, und dieſe dankte auch ganz gnädig, ein ſicheres Zeichen, daß ihr das Geſicht entfallen war. Dann tauchte auf einmal noch eine bekannte Geſtalt für Marion auf, dort, wenig Schritte von ihr, in einem dichten Menſchenknäuel, ein Mann, der dieſen durchſchnitt, ſichtlich, um ſich zu ihr, der zur gleichen Minute von ihm Wahrgenommenen, hinzuwinden. Marion wußte wer er war, ſie erkannte ihn am Schlage ihres Herzens, und — ſonderbares Herz, dieſes! — ſtatt ſeinem Klopfen nachzugehen und ihm, dem Reiſegefährten, entgegenzutreten, ſtürzte ſie ſich haſtig in das dichteſte Gedränge, um ſeinen ſanften Augen zu entgehen. „Gott!“ dachte ſie, innerlich zitternd und erglühend, „wenn er dich fände, dich, die ſo ganz Rathloſe und Verlaſſene, müßte er nicht denken, du habeſt ihn geſucht?“

Sie floh wie ein Reh in das Gebüſch,

möglichſt weit weg von den tauſend fremden Geſichtern und dem einen befreundeten; die Einſamkeit des Waldes, der ſie ſchützend umfing, that ihr ſo wohl, und mit einem unnennbaren Gefühl von Ruhe, von Müdigkeit, von Schlafesſeligkeit warf ſie ſich auf die Steinbank in dem kühlen Merkuriushüttlein. Sie hätte ſchlummern mögen, — ach ja, recht lang und tief, ſo wie ſie da war!

Allein nicht lange konnte ſie dieſen Wünſchen und Gedanken nachhängen. Im Gebüſche rauſchte es und als ſie erſchreckt auffuhr ſtand vor ihr — in Lebensgröße, im abgeſchabten Rock und mit geſtrigem Schiffsſchmutz an den Gamaſchen — er, vor dem ſie gelaufen war, während er hinterdrein ſchlich, — Sebaſtian Brand!

„Liebes Fräulein von Ermonville,“ bat er mit ſeiner gedämpften, faſt kindlich anklingenden Stimme, „laufen Sie doch nicht weg von mir, wie vorhin! Warum wollen Sie denn? Und meinen Sie, ich fände Ihre Spur nicht wieder, ich ſuchte Sie nicht auf, und wenn Sie noch weiter flüchteten?“

Marion ward bleich und roth zur Antwort. Er ſah ſie aber mit treuherzigen Augen an und freute ſich, daß ſie ſo ſchmuck ausſah in dem weißen Kleid, das ſie angethan, und unter dem leichten Strohhut, worauf eine Aſter nickte.

„Ich bin,“ ſagte er, als beide auf der Bank Platz genommen und eine Weile in den Sand geblickt hatten, „ich bin zu ſpät gekommen. Sie müſſen wiſſen, ich komme immer zu ſpät. Geſtern Abend iſt das Schiff, das mich mit einer Kolonie anderer Auswandernden nach Bremen ſchaffen ſollte, glücklich abgeſegelt. Nun muß ich liegen bis in vierzehn Tagen, da geht wieder eines. Mir aber auch ſchon recht,“ ſetzte er gleichmüthig hinzu und trommelte mit den Fingern auf ſeinen Knieen. Da aber Marion ihm nichts von ihrem Schickſale ungefragt mittheilen zu wollen ſchien, ſo hub er, zu einer Erkundigung viel zu ſchüchtern, eintönig wieder an:

„Sehen Sie, mein theures Fräulein! ich

bin ein Spätling, wenn Sie mir erlauben wollen, oder ein Epigone. Verſtehen Sie, was das heißt?“

„Nein,“ entgegnete Marion. „Allein, ich dachte Sie wären Schulamtskandidat?“

„Armer Immermann,“ ſeufzte der Mißverſtandene, „wie ſieht's um deine Popularität aus? das iſt nämlich eine lange Geſchichte, wenn Sie erlauben.“

Marion ſah ihn theilnehmend an.

Er erzählte, ſehr eintönig, mit den ſchwachen, weißen Fingern immer auf ſeine Kniee klopfend, nur dann und wann einen ſtillen Blick von unten herauf unter den Strohhut werfend. So erzählte er:

„Mein erſtes Zuſpätkommen koſtete meiner armen Mutter das Leben. Ich wurde geboren zu einer Zeit, wo Europa große Sieſta hielt, vielleicht in demſelben Augenblicke, da die drei hohen Alliirten auf der Windmühle bei Leipzig den blutigen Siegerdegen wieder eingeſteckten, mit dem ſie — einander ſalutirt hatten. Nämlich am achtzehnten Oktober eintauſend acht hundert und dreizehn. In meiner Kindheit lag Europa noch im erſten, unruhig nachzuckenden Schlummer; die demagogiſchen Umtriebe waren ein innerliches Kollern im Leibe, das durch die Karlsbader Kur erſt geſtopft werden mußte, und die hundert Tage ein ängſtlicher Traum, eine Fieberviſion. Hernach ward's ganz ſtill. Ich hörte, als ich in die Welt trat, Europa ganz vernehmlich ſchnarchen.“

Aber, Herr Kandidat, unterbrach hier Marion, ich verſtehe gar nicht, was das heißen ſoll?

„Thut nichts, wird gleich kommen, mein werthes Fräulein! Sehen Sie, mein Vater hatte einen artigen Bauernhof in dem bewußten Dorfe bei Meißen. Ich war der erſte und blieb, da meine Mutter mit ihrem Leben meines erkaufte, der einzige Sohn; natürlich durfte ich nun nicht Bauer werden, ſondern 'was Rechtes. Ich fragte den Vater, der wußte nicht 'was, ich auch nicht. Der Schulmeiſter rieth, wir ſollten warten, bis ich mich ſelbſt beſtimmen könne. Nun warteten wir. Mittlerweile ging ich in ſeine Schule, und daß ich hier regelmäßig zu ſpät kam, will ich eben ſo wenig rechnen, als daß ich meine Suppe täglich kalt eſſen mußte und gewöhnlich erſt auf die Wieſe zum Ballſchlag lief, wenn die Anderen heimkehrten und mich auslachten. Ich kam eben zu ſpät."

Ja, aber warum denn, Herr Kandidat?

„Liebes Fräulein, das weiß ich nicht, vielleicht, weil ich's immer zu eilig hatte. Zwölf Jahr' alt, wollte ich Soldat werden. Mein Gevatter, der ein ſehr gebildeter Buchbinder in Meißen war, meiner Mutter Bruder, widerrieth dieß. „Baſtian, ſagte er, werde du nicht Soldat. Wir haben ewigen Frieden, und in funfzig Jahren brauchen wir keine Soldaten mehr, außer bleierne." Dreizehn Jahre alt, wollte ich Kaufmann werden; Alles iſt ſchon in Richtigkeit gebracht, nur muß ich zuvor konfirmirt ſein. Der Sonntag kam zur rechten Zeit, aber ich zu ſpät, und der Paſtor jagte mich aus der Kirche mit Schimpf und Schande.

Nun unterblieb das Konfirmiren, mithin auch das Einſchreiben bei der Kaufmannszunft und mein bereits ausgefertigter Lehrbrief. Mein Pathe rieth nunmehr zu einem gelehrten Fach. Ich ging, um gleich vor der rechten Schmiede anzufangen, nach Leipzig auf die Thomasſchule, mußte aber ein Semeſter lang warten, weil ich gerade nach dem Tage der Immatrikulazion eintraf. Hernach ſtudirte ich als Thomasſchuler, daß mir der Kopf rauchte, aber leider! gewöhnlich Alles um einen Grad zu ſpät. Ich fing das Griechiſche in Tertia an, anſtatt in Quarta, ſo daß ich nun gar nichts darin lernte. Dieß nur beiſpielsweiſe. Am Ende, in meinem ſiebenzehnten Jahre, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß die Gelehrſamkeit mein Fach auch nicht ſei, und ich meldete meinem Vater, wie ich geſonnen wäre, wieder zu ihm zu kommen, Bauer zu werden und den Hof zu übernehmen, wenn er nicht mehr arbeiten möge. Hocherfreut antwortete mir der alte Mann, das ſei ſchon lange ſein heimlicher Herzens-Wunſch geweſen, und ich ſollte lieber heut' als morgen kommen. Ich packe ein, ich reiſe ab, und als ich hinter Meißen kam, begegneten mir die Feuerſpritzen, und ein Reuter erzählte mir, in meinem Dorfe habe es gebrannt. Nun eilte ich ſehr und kam juſt zur rechten Zeit, um den letzten Balken meines Vaterhauſes ſtürzen zu ſehen. Mein Alter ſtand daneben, ſchaute mit gläſernen Augen in die Aſche und ſagte, die greiſen Haare ſchüttelnd: „Es thut's nicht, Baſtian! Geſtern ſtand's noch! Du biſt zu ſpät gekommen!"

Das war im Juni eintauſend achthundert und dreißig. Im Juli brannte es, wie das Fräulein wohl wiſſen werden, in Paris, wo auch ein ſchmuckes, nettes Haus zuſammenfiel, damit fremde, Bettler in ſeinem Schutte ſich anſiedeln ſollten. Da nun gerade die Schulmeiſter in der Julirevoluzion eine ſo gute Carriere machten, rieth mir der meinige, ein guter Politikus, ich ſolle mein Glück auch dort probiren. Ich ging nach Paris, und kam an, als Alles vorbei war; ich wartete, bis die Septembertage in Brüſſel aufflackerten, zog dem

Scheine nach, und ſtand, als ich anlangte, abermals vor einem Haufen todter Kohlen.

Die Fremde hatte mich eben nicht begünſtigt, ich kehrte heim. Das übergehe ich, daß ich zum Begräbniß meines Vaters zu ſpät kam, denn ſie hatten ihn einen Tag zu früh eingeſcharrt, den armen, alten Mann, den Jedermann gern los ſein mochte, und ſo war's weder ſeine noch meine Schuld, daß ich nicht die erſte Scholle über den auf Gemeinde-Unkoſten gezimmerten Sarg ſchütten konnte."

„Mein Pathe, der noch in Meißen Bücher band, rieth mir wiederum nach Leipzig zu gehen und da Alles nichts helfen möchte, Theologie zu ſtudiren. Obgleich ich nun beinahe kopfſcheu geworden war und in meinem Zweifelmuthe dachte, das Chriſtenthum werde ſicherlich abgeſchafft werden, ſobald ich ordinirt ſei, folgte ich dem wohlmeinenden, mir Muth einredenden Manne gern. Baſtian, ſagte er, ich ſchaffe dir ein testimonium paupertatis, da kann dir ein Stipendium nicht fehlen. Er hielt Wort, was ihm freilich viel Mühe machte, da in derſelben Zeit der Sohn eines Gutsbeſitzers bei Meißen und der Neffe des Burgemeiſters in Meißen dergleichen Zeugniſſe ihrer Dürftigkeit erhalten hatten. Nun ging ich gen Leipzig, um mich inſcribiren zu laſſen. Dieß geſchah und koſtete mich mein letztes Goldſtück, das ich aber durch das Stipendium baldigſt zu erſetzen hoffte. Ich meldete mich bei dem Stipendiaten-Major, einem feinen, netten Herrn, der mir achſelzuckend eröffnete, er habe geſtern das Stipendium, um welches ich mich bewerbe, vergeben. Aber, wandte ich ein, ſind in dieſer Stiftung nicht ſechs Benefizien, zu je funfzig Thalern, für ſechs arme Studirende ausgeworfen? Er erwiderte mir, daß dem allerdings ſo ſei, daß aber dieſes Mal der (bewußte) Sohn des Gutsbeſitzers in Berückſichtigung ſeiner eben ſo entſchiedenen Dürftigkeit als hervorſtechenden Würdigkeit alle ſechs auf einmal erhalten habe. Ich ließ mich deß bedeuten und dankte dem Herrn Stipendiaten-Major innigſt, als er mir auf ſeine eigene Verantwortung, wie er ſagte, noch eine Karte zu einem Freitiſch ausfertigte.“

„Gegen Mittag lief ich ſehr hungrig und abgeſpannt aus Krug's Logik direkt in das große Refektorium, worin die Studirenden, welche der Wohlthat des Freitiſches genoſſen, ſchon am Reisbrei ſaßen, als ich eintrat. Vergebens ſuchte ich einen Platz mit den Augen; die Nummer, auf die mein Zettel lautete, war beſetzt und auf meine beſcheidene Anfrage an deren Inhaber, ob er ſich vielleicht irre und ich ſei, erwiderte deſſen Nachbar äußerſt verbindlich: „Fuchs, ſchnall' deinen Rand! das iſt ein alter Corpsburſch aus Halle, den ich als Gaſt mitgebracht habe. Morgen ſieh wieder zu; warum kommſt du zu ſpät?“ Ich entſchuldigte mich, ſo gut es in der Eile gehen wollte, und ging langſam zur Thüre hinaus. Da ich nun aber nicht bloß morgen wiederkommen, ſondern auch heute eſſen wollte, fand ich mich gemüßigt, meinen Koffer zu verkaufen, mit dem Gelöſten in Auerbachs Keller und hernach bei Kintſchy im Roſenthal mir äußerſt gütlich zu thun und, ſo dachte ich, am and'ren Morgen wieder zum Thore hinauszuwandeln.“

„Allein bei Kintſchy gerieth ich in eine Geſellſchaft junger, Grog trinkender und ausnehmend laut redender Leute. Es waren, wie ich bald an ihrer Unterhaltung merkte, Litteraten, Journaliſten, Lyriker. Binnen Kurzem entſpann ſich zwiſchen mir und ihnen ein kordiales Geſpräch, zu dem ich, angefeuert durch den Grog ſammt dem nachwirkenden Burgunder aus dem Keller, das Meinige redlich beitrug. Meine neuen Freunde hörten kaum, daß ich in Paris kurz nach der Juli-Revoluzion und in Belgien kurz nach den Septembertagen geweſen ſei, als ſie mich noch zuvorkommender an ſich zogen und einander zu einer trefflichen Acquiſizion in mir Glück wünſchten. Hierauf wurde viel mit den Gläſern angeſtoßen auf das Wohl des jungen Deutſchlands, eines Dinges, das ich nicht kannte; auch viel begeiſterte Redner von „Zukunft“ und „Strebſamkeit“ und „Frühling“ thaten ſich auf. Man erzählte mir im Vertrauen, **Gutzkow** ſei geſtern durchgereiſt, Laube werde erwartet, und Mundt hätte nicht kommen können. Ich ſagte „ſo!“ und ſchlief auf meinem Stuhle ein.“

„Anderen Morgens, als ich mit wüſtem Kopf erwachte, trat einer der geſtrigen Lyriker mit verbundenen Zähnen herein und ſtreckte mir kläglich ſeine Hand und ein Zeitungsblatt entgegen. „Weißt Du es ſchon, Herr Bruder,“ ſagte er, „daß Du, leider! zu ſpät zu uns gekommen biſt? Das junge Deutſchland, für das Du wirken wollteſt, iſt ſeit geſtern nicht mehr, unſere Häupter ſind proſcribirt, lies — und weine mit mir!“ Er weinte zwar nicht, trank mir aber meinen Kaffee aus und ging ſo lange klirrenden Schrittes in meinem Dachkämmerlein auf und ab, bis ich, ängſtlich um meine Dielen beſorgt, ihn erſuchte, mich zu verlaſſen. Alſo auch ein Lauer, der abfällt, wann die Sonne nicht mehr ſcheint? So murmelte er noch in das Tuch, womit er den angeſchwollenen Mund bedeckt hatte, und ging mit einem verächtlichen Blick auf mich davon.“

„Nachdem auf dieſe Weiſe meine litterariſche Laufbahn in einem Abend begonnen und beendigt war, verſuchte ich noch mancherlei in Leipzig. Ich ſtrebte bei der Eiſenbahn anzukommen, man ſagte mir, die Engländer haben mir das Praevenire geſpielt; ich meldete mich in die Schnellpreſſe des Herrn Brockhaus, als Corrector, als Factor, als Setzer ſelbſt, allein Herr Brockhaus hatte eben zwei neue Auflagen und drei neue Supplemente des Konverſazions-Lexikons begonnen und dazu die nöthige Anzahl Finger ſchon engagirt; zuletzt wollte ich ſogar im Theater eine Unterkunft ſuchen, und da mußte es ſich fügen, daß kurz zuvor Herr Ringelhardt dieß Inſtitut übernommen, der bekanntlich ſein Publikum nicht gern mit darſtellendem Perſonal überlädet und lieber eine leere Bühne ſieht und ein volles Haus, als umgekehrt. Ich kam eben überall zu ſpät, das war mein ganzer Fehler."

„Ein Jahr lang zog ich wie ein Kameel in der Leipziger Wüſten umher, um überall, wo ich eine Hilfsquelle entdeckte, behende zuzuſpringen und ſie jedes Mal eben ſo ungeſchickt zu verſchütten. Endlich war mein letztes Hemd verzehrt, und ich mußte mich nun, wohl oder übel, entſchließen heimzukehren. Ich that's, und wie ſchlecht es mir auch in Pleiß-Athen ergangen war, ſo ſchmerzte der Abſchied von mancher liebgewordenen Stätte mich doch, von den herrlichen Kuchengarten z. B., von den Promenaden um die Stadt, von Reichel's Garten und anderen Verſammlungsorten der großen Welt, wo ich, ohne von einer Menſchenſeele gekannt zu werden und ohne einen Sechſer zu verzehren, umherwandeln konnte, den ganzen Tag lang, um mich an der Freude Anderer zu freuen."

„Zu Haus in meinem Dorfe kannte mich Niemand mehr, als mein alter Schulmeiſter. Der nahm mich recht freundlich in ſeine enge, baufällige Amtswohnung auf, ſeine Frau und ſeine Töchter mußten mir Hemden zuſchneiden und Strümpfe ſtricken, und ich lebte wie ein Kind des Hauſes unter ihnen, dem Alten nur dadurch ſeine Gaſtlichkeit vergeltend, daß ich ihm in ſeinem Berufsgeſchäfte ein bischen an die ſchwach gewordene, dem Bakel nicht mehr recht gewachſene Hand ging. Ich gewann aber dieſem Wirkungskreiſe um ſo mehr Geſchmack ab, als ich in demſelben durch unvermeidliches Zuſpätkommen Niemandem weh that, meinen Buben ſogar wohl. So geſchah es, daß ich auf Zureden meines alten Gönners mich förmlich für die Würde eines Schulamtskandidaten prüfen ließ, auch ein fleckenloſes Zeugniß meiner Befähigung empfing, dem nur am Ende die Bemerkung nachhinkte, daß benannter Schulamts-Kandidat Sebaſtian Brand zur Prüfung zehn Minuten zu ſpät gekommen ſei, dergeſtalt, daß das ganze Hochwürdige Konſiſtorium auf ſelbigen habe paſſen müſſen. Auf dieſes Aktenſtück hin wurde ich dem Schulmeiſter förmlich und in offizieller Hoffnung auf ſeinen Tod, oder wie ſie es nannten, mit der Ausſicht der Nachfolge, adjungirt.“

„Gleich bin ich zu Ende, mein liebes, geduldiges Fräulein!“

„Nämlich der Alte ſtarb gar bald. Ich nun wie der Wind hin nach Dresden, nicht meinetwegen, ſondern weil er mir auf ſeinem Todbette ſeine Wittwe und — freilich volljährige — Waiſen empfohlen hatte. Der Herr Konſiſtorialpräſident nahmen mich bei meinem ſechſten Beſuche ſehr gnädig auf, ſagten mir viel Freundliches über meine amtliche Thätigkeit, und wie wohl er es vermerkt habe, daß ich neue und zeitgemäße Verbeſſerungen, z. B. die Lautirmethode, eingeführt hätte, und beklagten endlich mit aufrichtiger Theilnahme, daß mein derzeitiges Anſuchen nicht zu erfüllen ſei, dermalen er für die fragliche Stelle bereits anderweit verfügt. Damit ließ er mich in dem hohen Viſiten-Zimmer ſtehen und hörte es gar nicht mehr, als ich hinter ihm drein rief: „Aber die Wittwe, Ew. Hochwürden-Gnaden?!“ Am and'ren Morgen bekam ich ſeine Rede, jedoch nur den Schluß, ſammt meinen Zeugniſſen, Taufſcheinen und ſonſtigen Bekräftigungen meiner Menſchwerdung unter dem großen Konſiſtorial-Siegel zurück; was ich damit machte, wiſſen Sie bereits, ſo wie alles Uebrige, liebe Marion! — ich wollte ſagen, mein liebes Fräulein!“ ——

Der Kandidat ſchwieg und ſah ſie mit ſeinen ſtillen Augen freundlich an. In dieſen Augen war von ſo vielen getäuſchten Hoffnungen auch nicht ein giftiger Pfeil zurückgeblieben, ſein Herz ſchlug noch kindlich-warm für die Welt, in der er, ein ungeſchickter Spätling, immer zur unrechten Stunde erſchien. Und wenn einmal ein Gedanke oder ein Wort aus dem vielgeſchüttelten Grunde ſeiner Seele auftauchte, das wie Bitterkeit, wie Hohn, wie Haß klang, ſo milderte ſeine ſanfte Stimme deſſen Gewicht und drückte die Spitze lieber wieder nach innen zurück, ſollte ſein Herz auch drunter bluten müſſen.

Marion hatte dem Erzählenden mit bewegtem Gemüthe zugehört. Es verwunderte ſie, unter dem ſchwarzen Abgeſchabten nicht nur ein ſo viel geprüftes Herz, ſondern auch einen viel ausgebildeteren Geiſt wahrzunehmen, als die dürftige, ängſtlich eckige Erſcheinung des Wanderers mit dem Dachsränzlein verhieß. Sie wußte nicht recht, was ſie ihm zurückgeben ſollte; die Scheidemünze des alltäglichen Mitleides genügte hier nicht, das fühlte ſie tief und vermochte doch nicht, ſo zu vergelten, wie ſie gekonnt hätte. In ihrer Verlegenheit ſagte ſie weiter nichts, als: „Immer zu ſpät, Sie armer Herr Kandidat!“ und gab dieſen Worten die rechte Bedeutung, indem ſie ihre Hand leutſelig auf ſeine Achſel legte. Da ſagte Brand, ſie mit glänzenderen Blicken betrachtend: „O nein, nicht immer, ja nicht! Wiſſen Sie noch: den Morgen in Gersfeld war ich zur rechten Zeit im Schiffe, um Sie kommen zu ſehen!“ Die Landsmännin ſchlug die Augen nieder und zog die Hand zurück, als habe ſie die plötzliche und ungewöhnliche Aufwallung des Kandidaten erſchreckt.

Ein Wort gab aber nun unter den beiden Einſamen im Merkurius-Tempel das andere, und am Ende hatte Marion ihre Aufnahme in dem hochadeligen Hauſe dem Reiſegefährten erzählt, ehe ſie es ſelber recht inne ward. Sebaſtian verfiel darauf in ein tiefes, wie es ſchien peinliches Nachdenken und ſtand nach einer minutenlangen Pauſe auf, die Hände reibend, von einem Fuße auf den anderen tretend, ſehr ängſtlich. Kaum hörbar ſprach er endlich: „Mein theueres Fräulein, ich hätte wohl, wenn ich wüßte, daß Sie könnten…“ Er ſtockte wiederum, fuhr auf einmal deſto heftiger auf die verlegen Lauſchende ein und ergriff ſie bei beiden Händen, mit den lauten, faſt barſchen Worten: „Aber, Marion, liebſt Du mich denn nicht?“

Ueberraſcht, ja mit Entſetzen riß ſie ſich von dem ſeltſamen Menſchen los und floh in Eile den Hügel hinab, er, die ſchwarzen Rockenſchöße weit hinwallend, hinter ihr drein, den vergeſſenen Sonnenſchirm ihr nachtragend. Am Fuße des Hügels holte er die bald Athemloſe ein und ſagte, mit dem Paraſol winkend: „Ach, fürchten Sie ſich nur nicht! Ich bringe bloß den Knicker. Aber ich dachte mir es ſo ſchön, und da wagte ich es. Sehen Sie, ich wußte ja kein anderes Mittel. Ich meinte, Ihr liebes, ſchönes Herz ſpielte Mummenſchanz mit mir, und da wollte ich es durch einen derben Schreck aus ſeiner Maske jagen. Nun, leben Sie recht wohl! Wiederum zu ſpät!“

Das Letzte ſagte er ſchon abgewandt und ſchlich langſam in die Tannen. Als er verſchwunden, rief Marion, von einem heftigen Schmerze durchzuckt, laut „Baſtian“ in den Wald hinein und ſtreckte den Arm nach ihm aus. Ein Augenblick noch, da lag Baſtian an ihrem Herzen, und nach einer langen, unendlich ſüßen und unendlich tiefen Minute, ſtiegen beide, Hand in Hand, den Weg zum Merkurius-Tempel hinauf, um ſich wieder auf die eben verlaſſene Steinbank niederzuſetzen.

Und nun beichtete Marion, wie ſie an ſeiner Liebe gezweifelt und geglaubt, nur das Mitleid triebe ihn zu ihr. „Auch das,“ fuhr ſie fort, „war mir quälend, daß Sie denken konnten, die Noth zöge mich zu Ihnen, weil ich nirgends anders hin wußte, nicht meine freie, herzliche Wahl. Aber Sie haben es doch wohl ſchon auf der „Hoffnung“ geahnt, daß ich Ihnen gut war?“

Er erwiderte: „Nein, mein liebes Fräulein, das habe ich, wahrhaftig, nicht; ich fühlte nur, daß ich Sie unendlich lieb hatte, zumal von dem erſten Abend an, da Sie einen Ungläubigen auf das helle Gottes-Auge droben hinwieſen, ich aber mehr in das Ihrige, milde, blaue blickte, als in die himmelhohe Ferne. O Sie mein liebes Fräulein!"

Marion verbat ſich den Namen, weil ſie ja ein armes, heimatbloſes Kind ſei. Aber der Kandidat brachte den ſchöneren nur ſelten über die ſcheuen Lippen, weil er ſo vornehm ſei und nicht in den Mund eines Schulamtskandidaten paſſen wolle. Auch das war ſeltſam an dem Manne, daß er jetzt auf der Bank viel weiter wegrückte, als vorhin, daß er ſeltener unter den Strohhut ſchaute und nur mit einer leiſen Ehrerbietung zu der Geliebten redete; dagegen hielt er ihre Linke feſt in ſeiner Hand und drückte jeden einzelnen Finger zart, jedoch unzählige Male.

So ſchlang ſich das Liebesbündniß zweier Heimatbloſen in einer Stunde für eine Ewigkeit feſt. Und wie eine ſteinerne Ironie war es anzuſehen, daß Merkurius den vollen Beutel über die Häupter der Bettler hinhielt, welche kaum wußten, wohin ſie Nachts ſich betten ſollten, und über denen dennoch der ſchönſte Tempel der Erde, ja ihr erſter und einziger Himmel ſich wölbte, — die Erfüllung der früheſten Liebe. O ihr Seligen drunter, wie beneide ich Euch! Und möchte der Tempel über Euren Häuptern nicht ſo früh, nicht ſo jäh zerfallen, —!

Nach den erſten Entzückungen brachte nun der Kandidat, der ein ſehr ordentlicher Menſch war, die ganze Affaire, wie er ſagte, in Ordnung. Mit verſchämter Freude und demüthigem Stolze geſtand er, daß er etwan noch ſo viel beſäße, um die Ueberfahrt für ſie zwei zu berichtigen; der Pathe Buchbinder aus Meißen habe es ihm geſchenkt. Seien ſie aber erſt in Amerika, ſo werde Gott ſchon weiter helfen. „Wenn es auch kein Schlaraffen-Land iſt,“ äußerte er verſtändig, „wo Einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen (übrigens mache ich mir nicht viel daraus, aus Taubenfleiſch!), ſo kann man dort doch eher zur rechten Zeit kommen, als hier. Sie verſtehen ja franzöſiſch, Sie ſticken, wie ich auf dem Schiffe geſehen habe, vortrefflich; wie nun, wenn wir ein Erziehungs-Inſtitut, namentlich für junge Mädchen aus den höchſten Ständen anlegen? Etwa in New-York, oder in Baltimore, oder wo Sie meinen!"

Marion nickte, allein nicht ohne Zweifel, den der Kandidat wohl aus ihrem Schweigen herausfühlte. „Sein Sie nicht bange,' ſagte er, „wenn Alles fehlſchlägt, ſtiften wir eine neue religiöſe Sekte in Amerika, die Hoffenden vielleicht zu benennen. Damit kommt man dort ſehr weit." Er wußte, ſcherzhaft im Ernſte und ernſt, ja wehmüthig in ſeinen Scherzen, die Zagende bald in ſeine Ruhe und ſein Vertrauen hineinzuziehen. Die Vereinten kamen dahin überein, daß ſie die acht Tage, welche man in Keſſelſtadt auf den Abgang des Transportſchiffes warten müſſe, zur vollſtändigen Ordnung ihrer Angelegenheiten, wie zum Abſchluß ihrer Verbindung benutzen wollten. Unabhängig, älternlos, wie beide waren, bedurfte es um ſo weniger großer Weitläuftigkeiten, als ſie ihre Papiere mit ſich führten. Sebaſtian, der nach allem dieſem mit einer rührenden, nirgends unzarten Sorgfalt fragte, verſicherte, ihre Trauung habe nicht den geringſten Anſtand, wie er als ehemaliges Mitglied des geiſtlichen Standes genau wiſſe. „Und dann,“ ſchloß er, heiter, als ob er die Bedeutung ſeiner Worte nicht einmal ahne, ſtets mit gleicher, fern bleibender Demuth vor der Geliebten, „dann ſegeln wir zwei, als Mann und Frau, über den blauen Ozean, wieder auf einer „Hoffnung“, wie geſtern, — nicht wahr?“

Sebaſtian — möge ſich das Weltmeer als das weichſte Brautbette, mit dem unabſehbaren Himmel drüber und der allewigen Brautfackel daran, über Dir und Deiner Vermählten ewig ſchließen, ehe Du und ſie den fremden Strand betreten!

Das braucht aber nicht erwähnt zu werden, daß beide Liebende zu ſpät kamen und verlegen an dem pünktlich verſchloſſenen Thore des Parkes ſtanden, bis ein reich galonirter

Portier ſie murrend und über liederliches Geſindel ſchimpfend, aus dem Paradies hinausließ. Sebaſtian lachte dazu und ſagte: „Wieder zu ſpät, aber zum letzten Male!“ —

Kalliope.

Kalliope, du der Muſen letzte und größte, die du alle Epiker begeiſtert vom Sänger der Iliade bis zum Dichter des „Staps“, Göttin Dantes und Thümmels, Klopſtocks und Voltaires, Camoens' und Blumauers, du unſterbliche Schöpferin ſterblichſter Heldengedichte, warum ziehſt du noch einmal den Vorhang auf, der vor der Doppel-Gruppe zweier liebender Paare verhüllend gefallen war? Warum drückſt du gebieteriſch den Griffel noch einmal in meine widerſtrebende Hand, zur Stunde, da draußen Alles ſchläft und träumt, mich zu einer letzten

Nachtwache zwingend? Ach, ließeſt du uns unſere Lieben, wie wir von ihnen geſchieden, ein Kleeblatt verklärt in dem magiſchen Lichte ſeines Liebesglückes und den einſam Einzigen, als Schickſals-Opfer, an den Pforten ſeiner Heimath eines rühmlichen Todes verblichen, dem Schiffer gleich, der im Hafen ſinkt, oder dem olympiſchen Sieger, wenn er am Ziele ſeines Wettlaufs zuſammenſtürzt!

Allein du winkſt verneinend; dein großes Geſetz heißt „Einheit“, ausgeſprochen vor Jahrtauſenden, bekämpft durch Jahrhunderte, aber in der heutigen Stunde noch giltig: — Einheit, Vollendung, Treue! Dein Prieſter gehorcht ihm! —

Es war am dritten Pfingſttage, dem außerordentlichen, hinter dem heiligen Geiſt wie eine profane Coda herſchleppenden Feſte, als im Penſionate der Madame Pappel, geborenen Ruthenbuſch, alle Fenſter hoch erleuchtet waren. Hinter dieſen glänzenden Scheiben wurde die feierliche Verlobung Adelens mit dem Compagnie-Chirurgus Höcker begangen. Selbſt Clauren's gaſtronomiſche Beleſenheit würde nicht ausreichen, um die Schüſſeln und Teller alle aufzuzählen, von denen — die ausſchweifende Phantaſie des Magiſters Hudel geträumt hatte. Die Wahrheit übertraf aber dieſes lockende Vorbild um ein Bedeutendes, nämlich durch eine erhabene Einfachheit und eine Mäßigung, wie ſie nur in den höchſten, ſich am Spirituellen entſchädigenden Ständen Sitte iſt. Daher kam es auch, daß bei dem Feſtmahle durchaus nicht jener triviale Lärm von Meſſern, Gabeln, Gläſern, Flaſchen, Tellern ꝛc. gehört wurde, der ſonſt ſinnende Gemüther bei ähnlichen Gelegenheiten zu ſtören pflegt; deſto mehr waren die Zungen ſtatt der Kinnbacken, die Augen ſtatt der Lippen in Bewegung, alſo in jedem Bezug die edleren Inſtrumente. Denkt Euch zwei und zwanzig Zungen und vier und vierzig Augen junger Frauenzimmer; wo wir dann Madame Pappel, und ſehr mit Unrecht, weder bei den Zungen und Augen, noch bei den jungen Frauenzimmern mitgezählt haben! Welches Geſchwirre ſichtbarer und hörbarer Pfeile auf die Herzen der anweſenden Männer!

Ueberraſchend, d. h. längſt erwartet war's aber für die ganze Geſellſchaft, daß bei dem „frugalen Abendmahle“, wozu die aufrichtige Madame Pappel eingeladen hatte, auf einmal der zu ihrer Rechten ſitzende Kanzleirath Ziehmeyer ſich erhob, mit der Serviette den Mund wiſchte, räusperte, wie nur er ſich zu räuspern im Stande war, und endlich, nach einer ſalbungsvollen, ununterbrochenen Rede, die Geſundheit des jungen Paares ausbrachte. Ein donnerndes „Hoch“! im Saale und allgemeines Feiergeläute mit leeren Gläſern!

Kurz auf dieſen Toaſt trat die gewöhnlich auf große Erdſtöße folgende Ruhe ein; und unmittelbar in dieſe Stille — Adele ſagte flüſternd: „es fliegt ein Engel durch's Zimmer!“ und lächelte ihren Höcker hold an — unmittelbar in dieſe allgemeine Rührung ſcholl auf einmal eine unbekannte, laute Stimme von der Saalthüre her:

„Mich bei den Herrſchaften insgeſammt

und allergehorſamſt — hm! — zu bedanken! Hm!“

Hamlet kann bei dem „Schwert“ unter ſeinen Füßen nicht minder erſchrocken geweſen ſein, noch auch Abraham bei dem Rufe aus den Wolken, der ihm Kinder prophezeite, als die, zum weiblichen Theile entſetzt aufkreiſchende Geſellſchaft es bei jenen unverſtändlichen Worten war. Wie mit einem Halſe drehte man ſich nach der Thüre um, und da ſtand: ein bleicher, hagerer Mann, eine Hutſchachtel unter dem linken Arm, in der anderen Hand einen Nachtſack, die Reiſemütze tief in die Augen gedrückt, den fremden Leib in den Nankingrock geſtopft, wie eine Wurſt in ihren Darm.

So ſtand er da: —

Euſebius Trenttelfuß! der von den Todten Auferſtandene, am dritten Tage gen Keſſelſtadt Gefahrene, welcher kam zu richten die Lebendigen und die Todten und zur rechten Hand ſeiner Zukünftigen zu ſitzen! Euſebius!

Geſchehen noch Wunder in dieſer glaubensarmen Welt? Werden Jünglinge auferweckt, und berſten Gräber? Ich könnte es einfach bejahen, und Ihr müßtet mir eben ſo wohl glauben, als dem ſchnellvergeſſenen Verfaſſer der „Jobſiade“, der ſeinen im erſten Bande gemüthlich erſchlagenen Helden im zweiten brevi manu wieder auferweckt. Ich aber bin milder in Anwendung meiner ſchriftſtelleriſchen Rechte über Leben und Tod, und leichter als der Geſellſchaft bei Madame Pappel ſoll ſich meinen Leſern das Geheimniß der wunderbaren Erſcheinung löſen.

Bei Madame Pappel wußte allerdings, bis auf die erbleichende Hausfrau, Niemand, wo er den ſteinernen Gaſt im Nankingrocke hinbringen ſollte. Madame Pappel faßte ſich aber mit gewohnter Geiſtesgegenwart, und indem ſie auf den im Fluge geahnten Vetter zuſchritt, ſagte ſie, ihn den Gäſten anmuthig präſentirend: „Ein weitläuftiger Anverwandter von mir, der Herr Kommerzien-Aſſeſſor Trenttelfuß aus Gersfeld.“ Und zum Vetter gewandt, fugte ſie hinzu, ihm die Hand reichend: „Nun, das iſt ja gar ſchön, daß Sie auch noch zur Verlobung kommen, und zwar direkt vom Poſtwagen, wie ich ſehe!“

Sie warf einen ſchier mehr als ernſthaften Blick auf ſeine Garderobe, und Euſebius, ob durch ſeinen neuen Karakter, oder durch die Geſellſchaft, oder durch den Blick außer Faſſung gebracht, ſtammelte verlegen, indem er den Nachtſack fallen ließ, um die Mütze abnehmen zu können: „Verehrte Frau Baſe! nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie und die vielen Gäſte habe warten laſſen; aber nun ſoll es auch gleich losgehen. Und wo iſt denn Mamſell Adele nun?“

Madame Pappel und den lieben Ihrigen die nach und nach auch zu errathen begannen, trat ein gelinder Angſtſchweiß vor die Stirne, als der indiskrete Menſch, der auf kein Huſten und Zupfen zu achten ſchien, ihren guten Namen, den eben nothdürftig ſalvirten, einer neuen Kataſtrophe auszuſetzen im Begriffe ſtand. Haſtig fiel ihm die Frau Baſe in's Wort, nahm ſeine Effekten aufmerkſam ab, ſuchte mit den Augen den Platz für ihn am Tiſche, wo er am wenigſten ſchaden (d. h. eſſen und reden) konnte, und fragte ihn zugleich, um ihn nur zunächſt von den Freiersgedanken abzubringen, nach ſeiner Reiſe und nach dem Grunde ſeiner ſpäten, kaum noch verhofften Ankunft.

Euſebius ſeufzte. Ueber ſeine ehrwürdigen Züge flogen die Schatten einer herben, kaum überſtandenen Vergangenheit. Er erzählte, dichteriſcher, als wir es, leider! vermocht, ſeine Abenteuer, die unter ſeiner Bearbeitung eine ganz andere Geſtaltung und Deutung gewannen. Wir berichteten nur das Wahre, Euſebius ſuchte eine richtige Mitte zwiſchen dem Wahren und Schönen zu treffen, um ſich im Brennpunkte beider, möglichſt vortheilhaft beleuchtet, hinzuſtellen.

An jenem Abend, als er für todt in die Arme ſeiner treuen Schleichlein ſank, erwachte er auch wieder, und zwar noch in dem Hauſe des Metzgermeiſters Daue, wo der Stech- oder Fliegen-Schimmel Anker geworfen hatte und ihn ab. Nur eine gefällige Ohnmacht verhüllte ſeine Beſinnung in jenem ungeheu'ren Augenblicke; ſein Schutzgott wollte ihn in einer Wolke gleichſam den Angriffen der Feinde entziehen. Er erholte ſich binnen Kurzem wieder und wankte am Arme Margarethens heim, wo ihn der „Schnellſegler“ traulich und mit Jubel, aus dem Munde des Midſhipman nämlich, begrüßte. Dieſem und Margarethen ſträubten ſich alle Haare, als er ihnen noch am ſelbigen Abend eine gedrängte Geſchichte ſeiner thaten- und ereigniß-reichen Brautfahrt mittheilte. Die Schleichlein beſtand darauf, er dürfe nun nicht wieder fort; wo Gott ſo deutlich rede, indem er täglich zurückwieſe, ſei es Frevel vom Menſchen voranzuſtreben. Euſebius ſchüttelte mit ſchaudererregender Freigeiſterei das Haupt und, heftig auf den zitternden Ladentiſch ſchlagend, fuhr er die mehr zitternde Alte alſo an:

„Sprich,“ ſprach er, „meinetwegen, was du wilt, kleinmüthiges Frauenzimmer! Ich thue darum doch, was ich will!“

Mit dieſen majeſtätiſchen Worten, denen er billig das ſpaniſche „Jo el Rey“ hätte hinzufügen können, wenn er außer der Inſchrift auf ſeinen Gersfelder Cigarren noch einiges Spaniſche gewußt hätte, mit dieſen Worten begab ſich Euſebius hinauf in ſein Kämmerlein, ſchloß hinter ſich ab und verbrachte die Nacht minder ſchlafend, als über Plänen der Liebe und des Haſſes brütend. Ihm träumte, als er gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer verfiel, er habe den Stadtrichter aus Gersfeld heurathen müſſen und ſei von ſeiner Baſe Pappel auf die Folterbank geſpannt worden; ſo toll vermiſchte die gigantiſche Einbildungskraft unſeres Helden Vergangenheit und Zukunft, Mann und Weib, Strafe und Lohn.

Der zweite Pfingſttag verging, einem windſtillen Augenblick vor dem Erdbeben nicht unähnlich. Mit Entſetzen ſah Margaretha an einzelnen, nur ihr verſtändlichen Zeichen, daß der Sturm im Herzen des Marktmeiſters noch nicht ausgetobt hatte, und wartete, bekümmerten Gemüthes, der Dinge, die da kommen ſollten. Abends legte ihr Euſebius ſtillſchweigends einen Reiſeſchein hin, auf ſeine Perſon lautend ..., —

Er hatte ſich einſchreiben laſſen!

Margaretha weinte laut bei dem Anblick des gefährlichen Blattes. „Sind Sie denn,“ ſagte ſie, durch ihre Angſt kühn, „noch nicht klug gemacht worden?“ Euſebius lächelte, während ſie weiter jammerte: „Ich ſagte es ja gleich, daß es nicht gut thäte, ſo weit weg!“

Als ob, entgegnete er, ich noch niemals in Keſſelſtadt geweſen wäre!

„Sind Sie etwa?“

Du vergiſſeſt, daß ich als Kind von neun Jahren dieſen Weg ſchon einmal machte.

„Ach Gott, das war ja ein Anderes! Damals war Ihnen Ihr ſeliger Herr Vater bei Ihnen, und Sie lagen, ſicher wie in einer Wiege, in dem Geflecht unter dem Frachtwagen, womit er zur Meſſe fuhr, neben dem Hemmſchuh, gut verwahrt. Aber jetzt, ſo ganz mutterſeelen-allein, in die ſchlechte, fremde Welt hinaus!“

Die mit Fug und Recht Beſorgte fand nur darin einen Troſt, ſelbſt einen gewiſſen

Triumph, daß Euſebius nun doch noch auf dem Eilwagen reiſen müſſe. „Da paſſirt Einem ſo leicht nichts," ſagte ſie bei ſich, und in der That, wenn man Aufenthalte am unrechten Orte, Tabaksdampf im Wagen und zerbrochene Achſen draußen für nichts rechnen will, ſo kann man jahrelang mit der Poſt reiſen, ohne einem Abenteuer zu begegnen. Verfaſſer dieſes erinnert ſich ſogar mit dankbarer Bewunderung dieſes Inſtitutes im Vorbeigehen daran, daß es ihm nicht einmal möglich war, auf der Poſt etwas zu verlieren. Ein altes Paar Glacéhandſchuhe, das er einſt in einem Wagen vergeſſen, reiſte ihm, verſiegelt und verwahrt, natürlich unfrankirt, von Stazion zu Stazion nach, und er war, dämoniſch gleichſam, erſchrocken, als er, in geraumer Entfernung von dem Orte des Verluſtes, das gewaltige, von unendlichen Poſtzeichen durchkreuzte Paquet aufriß und — ſeine alten Handſchuhe wiederfand, über deren Verluſt er ordentlich froh geweſen war. Freilich, einen mit ihnen abgeſtreiften und ſchmerzlich vermißten Ring erhielt er nicht zurück, weil die

Poſt dergleichen billig zu den „kleineren Effekten“ zählt, für welche ſie nicht „haftet“.

Euſebius reiſte alſo am dritten Pfingſtmorgen zum dritten Male, dieſes Mal zu Wagen, von Gersfeld aus. Und in der That paſſirte ihm nichts. Das Schickſal ſchien erſchöpft oder verſöhnt, wie ja auch Juno am Ende den frommen Aeneas, Poſeidon den göttlichen Dulder Odyſſeus — bongré, malgré! — am Ziele mußten anlangen ſehen. Das rechnete der abgehärtete Marktmeiſter für nichts, daß er von Rautenburg aus mit einem Paar „Hofſchauſpieler“ fuhr, die in Alten ein Deklamatorium zu geben beabſichtigten. Und doch würde es minder geprüften Seefahrern ſchon ſchlimm genug gedünkt haben, ſechs Stunden lang zwiſchen einem ſchnarchenden Männlein und einem trinkenden Weiblein zu ſitzen, von welchen jenes Euſebio das ſchwere Haupt beſtändig auf die Schulter lehnte, während dieſes, Behufs der Verbeſſerung natürlicher Abweichungen mit einem eiſernen Harniſch unterhalb der leichten Oberkleider angethan, die Spitzen jenes wohlthätigen Metalls eben ſo beſtändig in Euſebii Hüften ſetzte. Als die Künſtler in Alten ausſtiegen, er ſchlaftrunken, ſie geiſtestrunken, ſtöhnte der zwiſchen beide Gepreßte laut auf und befühlte zweifelmuthig ſeine Gliedmaßen; blaue Flecke hatte er beſtimmt an der linken Schulter, und ſeine rechte Seite mußte blutrünſtig gedrückt ſein von dem Panzer, welcher auf dem Theater die Jungfrau von Orleans zur Heldin, und im gewöhnlichen Leben die Künſtlerin zum Weibe machte.

Dieſe kleine Unbill, wie geſagt, vergaß Euſebius um ſo leichter, als ihn das Schickſal durch Ankunft eines neuen Reiſegefährten in Alten auf das Anmuthigſte entſchädigte. Dieß war ein zum Landtage zurückkehrender Blaufärber, der von ſeinem Einſteigen in Alten bis zu ſeinem Ausſteigen in Keſſelſtadt, einen fließenden Vortrag über das, was er bisher in der Kammer gethan und was er hinführo thun werde, von ſich gab. Es bedurfte nicht einmal des ganzen erſten Theiles, um den Marktmeiſter in einen eben ſo erquickenden, als anhaltenden

Schlummer zu wiegen, aus dem er erſt auffuhr, als der Poſtwagen unter herzzerreißendem Hörnerklang in den Keſſelſtädter Poſthof rollte. Wie Odyſſeus — wir brauchen gefliſſentlich dieſes Bild ſo oft, als ein allein würdiges Seitenſtück des unſrigen — wie er nach langjährigem Irrſal ſchlafend an Ithakas Küſte landete, ſo Euſebius ſchlafend, von Schiffen, Segeln und Ankern träumend, in Keſſelſtadt.

Was war natürlicher, als daß er ſofort mit Sack und Pack in das Haus ſeiner theuren, bald mit einem noch theuereren Namen zu begrüßenden Frau Baſe eilte, von deren erwartungsvoller Sehnſucht nach ihm er ſich ein reizendes Bild entwarf? Vergebens ſuchten ihn die Domeſtiken auf der Hausflur mit der Verſicherung, es ſei große Geſellſchaft droben, aufzuhalten; er lächelte pfiffig und ſagte, einen Tritt hinaufhüpfend: „Ich weiß ſchon!“ Das Stubenmädchen faßte ihn keck am Ranking-Schönfahrſegel und riß ihn mit den Worten zurück: „Aber Sie werden doch nicht ſo hinaufwollen, wie die Sau in's Judenhaus; wiſſen

Sie denn, daß unſere Mamſell Verlobung hält?" Euſebius ſah die Vordreiſte mit einem fragenden Blicke an und begnügte ſich, ihr mit Würde zuzurufen, ſchon wieder mehrere Stufen höher geſtiegen: „Unverſchämte! bin ich denn nicht ſelber der Hauptjude hier oder Bräutigam?" Ein ſchallendes Gelächter begleitete ihn hinauf.

Wie er aber im Saale begrüßt und empfangen wurde, haben wir oben bereits erzählt. Sein Reiſebericht, den er auf der Hausfrau' Verlangen, immer mit gefährlichen Seitenſprüngen auf den Zweck ſeiner Erſcheinung, mittheilte, brachte eine ungewöhnliche Heiterkeit in der Geſellſchaft hervor, und als er am Ende ſchloß: „Da bin ich denn, und wo iſt nun Mamſell Adele?" hatte dieſe Unbefangenheit genug wiedergefunden, um mit Höcker vor ihn hinzutreten und ihm mit komiſcher Feierlichkeit zu ſagen: „Hier, mein liebwertheſter Herr Vetter! iſt Adele, die ſich mit ihrem Verlobten Ihrem vetterlichen Wohlwollen beſtens empfiehlt!"

Adele hatte den Knoten zerhauen. Allgemeines Bravo und helles Gelächter im Saale belohnte ſie, auf Koſten des Marktmeiſters, der ſprachlos und erſtarrt unter den Reſidenzlern daſtand, ihnen ein Gegenſtand des Spottes, guten Menſchen ein Bild der Verlaſſenheit und des in ſich ſelbſt verletzt zurückkehrenden Weiſen. Er ſagte keine Sylbe, allein ſein Auge fiel auf Madame Pappel, die halb verlegen, halb übermüthig dieſen Blitz auszuhalten ſuchte. Sie vermochte es nicht und redete den Vetter unſicher alſo an:

„Ja, mein beſter Herr Aſſeſſor! Ihre eigene Schuld, wenn Sie zu ſpät kamen und ein Anderer ſtatt Ihrer zu früh. Sehen Sie, wir ſind nicht gewohnt, auf die zu warten, die von uns etwas zu bitten haben; Adele hatte der Anträge genug, und wie könnte es auch anders ſein?“

Euſebius fand während dieſer Worte Zeit, ſich zu ſammeln. Seine Augen durchliefen den ganzen, glänzenden Kreis fremder Menſchen, auf Adelen und ihrem Zukünftigen, ſeinem Stellvertreter, mit tief-feindſeligem Ausdrucke ruhend. Madame Pappel, geborene Ruthenbuſch, würdigte er keines Blickes mehr. Alles, was er that, war, daß er aufſtand, ſeinen Seſſel mit Anſtand zurückſchob, Mütze, Hutſchachtel und Nachtſack haſtig aufraffte und mit einem ſtummen Gruß an die überraſchte Geſellſchaft hinausſtürzte. Lange ſtand er unten an dem hellerleuchteten Hauſe ſtill; finſtere Gedanken zogen wie Furien durch ſeine aufgeregte Seele. Soll ich Ihnen, ſo murrte er, das Dach über den falſchen Köpfen anſtecken, oder mich in das verrätheriſche, da drunten hinkriechende Waſſer der Dulſe werfen? Er ſchüttelte ernſt das Haupt und verſchwand in der Nacht. —

Und ſo konnte ich ihn im Reiz des Geheimniſſes Euren Augen entrücken, geliebte, in dieſen letzten Momenten unſeres geiſtigen Zuſammenſeins doppelt liebe Leſer! War es doch von jeher den gefeiert'ſten Erſcheinungen in der Weltgeſchichte eigen, daß ihr Auftritt und ihr Abgang, Wiege und Grab, von räthſelhaften, mehr verklärenden als verhüllenden Nebeln umfloſſen wurde. Auch Euſebius, der Sproß eines holländiſchen Heldengeſchlechtes, könnte ſo zur Mythe verſteinert werden, dem tibetaniſchen Büßer nicht unähnlich, welcher nach genoſſenem und getragenem Leben auf die Spitze eines unbekannten Berges hinanſteigt und von denen im Thale nicht mehr geſehen wird.

Ich aber ziehe das minder dichteriſche Geſtändniß vor, daß Euſebius ſchon des nächſten Tages in demſelben Wagen, in dem er ſchlafend durch die Thore von Keſſelſtadt eingefahren war, gen Gersfeld heimkehrte. Und daß er am nämlichen Abend noch ſtill und in ſich gewandt die Schwelle des Schnellſeglers überſchritt, daß er Margarethen mit einem tonloſen: „Frauenzimmer, Du hatteſt doch Recht!“ die Hand reichte, von dem Subjekt ſeine Pantoffeln forderte und, ohne ein Wort weiter zu reden, ohne einen Biſſen zu genießen, in ſein Kämmerlein hinaufſtieg, — auch das will ich nicht verhehlt haben. — Ja, ich vertraue meinen Leſern ein perſönliches Erlebniß, das mit dem ſpäteren Euſebius in genauem Bezuge ſteht, zum Schluſſe um ſo bereitwilliger an, als es dem Schriftſteller ein abſonderlich lohnendes Gefühl iſt, ſelber einmal vor ſeinen Freunden und Feinden aufzutreten, nachdem er ſo lange fremde Menſchen vor ihnen aufführte, und auch ein Wort von der Bühne herabzureden, ehe der Vorhang völlig fällt und die letzten Lichter dampfend auslöſchen. —

Jahre waren ſeit Euſebius Trenttelfuß' denkwürdiger Brautfahrt verfloſſen. Die Sage davon, nicht von ihm ausgehend, der vielmehr ein beſcheidenes und ſtrenges Schweigen über ſeine Heroenzeit unverbrüchlich wahrte, hatte ſich, wahrſcheinlich aus dem Pappel'ſchen Inſtitut, durch alle Lande verbreitet und, wie es zu geſchehen pflegt, aus Euſebius einen gewöhnlichen Menſchen, ſchier einen Gimpel nach Art des veralteten „Magiſter Zimpel's" bei Langbein, gemacht. Mich jammerte deſſen, weil ich in den Nachrichten, welche auch mich, trotz einer beinahe unermeßlichen Ferne, erreichten, eine große Vergangenheit und über das Gewöhnliche hinausragende Karaktere ahnte. Sehr willkommen war mir daher eine Reiſe, welche mich über den Schauplatz der wunderbaren Begebenheiten und durch die Stadt Gersfeld ſelbſt führte. Ich wohnte im „Engel“, und meine erſte Frage galt dem Helden, für den ich eine unerklärliche, faſt ſympathetiſche Theilnahme empfand, ohne ahnen zu können, daß ich zu ſeinem Homeros auserſehen ſei. Er lebte noch, und ich athmete tief auf.

Kaum hatte ich mir den Staub der Reiſe von meinen Füßen geſchüttelt, ſo führte mich ein im unſchuldigſten Flügelkleide barfuß neben mir trabender Betteljunge, den der „Engel“ ſeinen Lohnbedienten nannte und deßhalb wahrſcheinlich ſo ſehr nach der Mode der Engel coſtümirt hatte, in die Pomeranzen-Straße. Er deutete auf ein anſehnliches Haus in derſelben und legte ſich, zum Zeichen, daß wir zur Stelle wären, auf der Schwelle deſſelben nieder.

Ich trat ein — mit welchen Empfindungen mögen diejenigen ermeſſen, welche rechten Sinnes in das Vorzimmer des weiland ſachſenweimariſchen Staatsminiſters von Goethe geſchritten ſind, um ſich von deſſen Kammerdiener ſagen zu laſſen, wie Seine Excellenz heute Niemanden annehme. Ueber meinem Haupte der Schnellſegler, die Tauende, der ausgeſtopfte Stör, die Schiffsſchnäbel, die junge Wallfiſchribbe, — ganz wie ich es mir in beſchaulichen Träumen ausgemalt hatte. Hinter dem Ladentiſche ſaß ein ſchon ältlicher Mann, deſſen Geſicht ich nicht erkennen konnte, weil er emſig in einem Buche las. Seine Haare ſpielten entſchieden in's Graue, und der jugendlich-leichte Nanking, womit er angethan war, kontraſtirte originell damit. Befangen und mit einem höflichen Gruße nahte ich mich dem Ladentiſche. Der Leſende ſtand und ſah in demſelben Augenblicke auf, — er war es, Er, ER!

Der Nankingrock mußte im Laufe der Zeiten zu einer kurzen Matroſenjacke zuſammengeſchrumpft ſein, die um den Leib von einem bunt-ſeidenen Tuche zuſammengehalten ward. Das Geſicht war ernſt, ſogar düſter, als ſeien ſchwere Sorgen oder tiefe Studien darüber hingegangen: mit Würde blickten zwei Augen, deren Ausdruck ſich nicht wiedergeben läßt, aus demſelben mich an, und eine männliche, tief anſetzende Stimme fragte mich, was mir denn gefällig wäre?

„Sie ſind Trenttelfuß; Euſebius Trenttelfuß ſind Sie, nicht wahr?“

Er entgegnete: Ich bin der Marktmeiſter, wie auch Vieh- und Fleiſchbeſchauer Trenttelfuß, Mitglied der Orts-

Allein hier unterbrach ich ſchon und griff mit einem höflichen „Iſt's erlaubt?“ nach dem Buche, das er niedergelegt. Es war: Antonia della Roccini, die kühne Seeräuberkönigin.

Löſch' deine Laterne aus, ſchlauer Diogenes, du haſt deinen Mann gefunden!

So rief ich mir ſelber zu und fragte ehrerbietig: „Würdiger Mann, wären Sie wohl geneigt, einem Reiſenden, der Ihretwegen einen Umweg von vier deutſchen Meilen nicht geſcheut hat, das Nähere über Ihre berühmte Reiſe nach Keſſelſtadt mitzutheilen?"

Aber wie bereute ich meine vorſchnelle, nur der Begeiſterung zur Unzeit entſchlüpfte Wißbegier, als Euſebius mit einem furchtbaren: „Potz Nelſon und Codrington!" aufſtand, ſeine Seeräuberkönigin ergriff und die Ladenthüre klirrend hinter ſich zuſchlug.

Da ſtand ich. Und nur mit Mühe konnte ich die neugierig und zornig zugleich aus derſelben Thüre hervortretende Alte bewegen, mir ein halbes Dutzend Schreibfedern gegen baares Geld zu verabfolgen. „Nicht wahr", ſagte ich zu der verwunderten Matrone, „Sie ſind Frau Margaretha Schleichlein?" Sie nickte, und ich ging hinaus, die ſechs Gänſekiele, als ein heiliges Gedächtniß an dieſen klaſſiſchen Boden mit mir nehmend.

Lange habe ich ſie bewahrt. In dieſem Augenblicke aber zerſtampfe ich, vergebens nach einem pikanten Schluſſe haſchend, deren letzten.

Mit ihnen iſt vorſtehende Geſchichte der neuen Argonauten geſchrieben worden; die ehrwürdigen Stumpfe finden ſich nach meinem Tode in dem rechten Fach meines Schreibtiſches, dritte Schublade von oben. —

Druck von Hirſchfeld.

Unter der Erde.

I.

Unter der Erde.

Ein Denkmal für die Lebendigen.

Von

Franz Dingelſtedt.

I.

To die — to sleep — no more!

Leipzig,
Wilhelm Einhorn.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Glück auf!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Felix an Eckart.

Wenn Du wiſſen willſt, wie der Frühling ausſieht, der freie ländliche Frühling mit den lachenden Augen und weithinfliegenden Locken, dann komm' zu mir, hinter meine Berge. Ihr in den Städten kennt ihn nicht, wie er iſt; Euch wirft er nur eine Handvoll grüner Blätter über die ſteinernen Mauern und einen Bündel Sonnenſtralen in die Fenſter, ihn ſelbſt aber ſeht Ihr niemals ganz, fühlt ſeinen warmen, duftenden Athem nicht an Eu'ren Wangen und den raſchhüpfenden Herzſchlag nicht an dem Eu'rigen.

Frage Du mich aber nicht, mein Getreuer, wie ich hierher gekommen! Erinnere mich auch nicht an die Kataſtrophe des letzten Abend, da ich, meiner

Bewegungen kaum noch mächtig, die Treppe bei Dir hinunterſtürzte, und Deine Eliſabeth mitleidig hinter mir drein ſchluchzte, und ihr Erſtgebor'ner, erſchrocken vor meinem verſtörten Geſicht, ſich an Deine Knie klammerte. Ich ſagte Dir damals, wir ſchieden auf ewig, und ſo ſollte es auch ſein, wäre nicht des Menſchen Herz ein unſtätes, ein kraftloſes Ding, das zu ſeinem Leben ein zweites bedürfte. Nun komme ich wieder zu Dir, wie ehedem. Süße, heilige Macht der Gewohnheit, — nichts weiter!?

Nur Eins: Mahne mich nie an meine Vergangenheit! Hörſt Du, nie! Sie iſt für mich auf ewig begraben, ich will niemals an ſie erinnert ſein. Bei dem Schwure, den Du mir einſt in den Ruinen des Heidelberger Schloſſes gabſt — Weißt Du noch, Du lagſt blutend in meinen Armen, Dein Feind ſtürzte mit den Anderen haſtig die Terraſſen hinab, und wir Zwei ſaßen hilflos und verlaſſen unter den grauen Schwibbogen, in die Abendröthe, über die Neckarberge hinausblickend? — bei jenem Schwure und bei dem Gedächtnis an unſere gemeinſame Jugend fordere ich von Dir, mich niemals, mit keinem Worte und zu keiner Stunde an das zu erinnern, was hinter mir liegt. Ich bin einmal todt für Dich, wie für alle Welt. Ein neuer Menſch kommt zu Dir; er will nichts gemein haben mit dem alten, als Deine Liebe. Wirſt Du ihm treu ſein, Eckart, wie Du es ſeinem geſtorbenen Doppelgänger geweſen? Wirſt Du?

Drei Tage und drei Nächte ſeit dem Abend, als ich Dich zuletzt geſehen, ſind mir hingegangen, ich weiß nicht wie? Als die Glocken in der Stadt Mitternacht ſchlugen, fand ich mich ſchon außerhalb ihres Bannes, allein, zu Pferd. Der Regen goß in Strömen auf mich nieder, ohne daß ich deſſen groß Acht hatte. Im Morgendämmer ſah ich zum erſten Male um, ein verkehrter Orpheus. Er hoffte, ſein Weib hinter ſich zu ſehen, und eben verſchwand ſie, ich — — Schon wieder! Eckart, ſage mir, iſt es denn ſo ſchwer, vergeſſen? Wir lernen ja Vieles, Alles, wenn es ſein muß; warum nicht vergeſſen?

Mein keuchendes Thier, welches ſich kaum noch auf den Füßen hielt, erinnerte mich zuerſt daran, daß ich auf dieſe Weiſe nicht bis an der Welt Ende reiten könnte, wie ich gern gemocht. In einer elenden Schenke lag ich einige Stunden ſtill. Dann ging's weiter, raſtlos weiter. Wohin, galt mir gleich: ich folgte den Wegweiſern, ohne zu leſen, meinem Pferde, ohne zu lenken. Am dritten Tage — die Nacht gönnte ich dem Thier eine Ruhe, die ich nicht fand, nicht bedurfte, nicht wollte — klärte ſich der Himmel auf, welcher bis jetzt ſich unermüdlich ausgerungen hatte. Ich hielt auf einer tüchtigen Anhöhe einen Augenblick ſtill, um den mühſam hinanklimmenden Gaul verſchnaufen zu laſſen, die Sonne ſchien mir warm und tröſtlich in das verwachte Geſicht, wie von ſelber glitt der ſchwere Mantel von den Schultern, ich ſah mich, wie aus einem Fiebertraum erwachend, in der Gegend um.

Denke Dir ein enges Thal, Eckart, worüber ein Regenbogen groß und glänzend ausgeſpannt iſt. Auf den kahlen Bergrücken ſpielten ſeltſame, graue Lichter, während in der Tiefe, aus der Mitte düſterer Tannen, einige zerſtreute Hütten rauchten. Abendglocken dazu, und das Pochen, das Aufglühen ferner Hammerwerke, und im Walde hinter mir das Geläute einer graſenden Schafheerde!

Eine lange Weile hielt ich droben und ſah mit überſchwimmenden Augen in den Glaſt hinein. Wäreſt Du in dem Moment aus dem Buſche geſprungen, ich würde Thränen gefunden haben, ſie an Deiner Bruſt zu verbergen. So ſtand ich allein, aber wunderbar geſtärkt und getröſtet, und ritt hinunter, ſtracks auf die nächſten Häuſer im Thale zu. Mir war der innere Blick aufgegangen, als hätte ich ein himmliſches Geſicht gehabt. „Hier bleiben,“ rief es in mir mit unabweislicher Gewalt, und der Bogen des Friedens wölbte ſich wie zum Einzuge über meinem Haupte, ferne Glocken grüßten mich, wie einen heimkehrenden Herrn.

Der Weg fiel ziemlich abſchüſſig hinunter. Das Kiesgerölle wich und zitterte unter den Hufen meines Pferdes; es ſtrauchelte oft, die ſchlanken Schenkel knickten unter dem abgehetzten Thier faſt bei jedem Schritte zuſammen. Mich jammerte ſein, ich ſtieg ab, ſtreichelte ihm den trieſenden Nacken und führte es vorſichtig weiter, die Zügel um den Arm geſchlungen. An dem Rain hatte gewiß der Frühling einen Tag geraſtet auf ſeiner Fahrt gen Norden. In den Hagen öffneten ſich ſchon überall die unſchuldigen Augen der Bäume und Geſträuche, und die Sonne ſchien hell darauf, als wolle ſie die letzten funkelnden Thränen ihnen abtrocknen. Wenn ich mich bückte, nickten mir verſteckte Veilchen zu, an einzelnen Stellen war ſogar der grüne Teppich aus Raſen und Moos ſchon gelegt und harrte einer ſüßen Laſt.

Schritt vor Schritt gelangte ich hinab, an das erſte der Häuſer im Thale. Ein ordentliches Dorf konnte das nicht wohl ſein; ich ſuchte vergebens den ſpitzen Kirchthurm in der Mitte und am Eingange den Pfahl, worauf alles Betteln unterſagt wird. Auch ſtanden die Hütten ſo weit und ſo fremd von einander da, als hätte nicht Bedürfnis, ſondern eine Laune hier ein Paar Verſchlagene zuſammengeführt. Ein Geiſt der Ruhe, der tiefen, abgeſchloſſenen Grabes-Ruhe wehte mich aus jedem Zuge des idylliſchen Bildes an. Wer mag hier wohnen? fragte ich mich und ſah nach einem Menſchen um, der mir Antwort hätte geben können. Lange vergebens. Endlich richtet ſich hinter dem Gartenzaune mir zunächſt eine Geſtalt auf. Ein Mädchen, das Wäſche begoß; ſie ſtand gebückt und wandte mir den Rücken zu. Ich trat näher an die Hecke und rief ihr, mit der Reitgerte auf den Buſch ſchlagend, einen guten Tag zu. Erſchrocken drehte ſie ſich und ſah mich an. „Grüß' Sie Gott," ſagte ſie zum Danke, hielt aber noch immer die eine Hand furchtſam auf das Herz gedrückt und die andere an die Stirne, um aus blauen, treuherzigen Augen mich zag oder neugierig zu betrachten. Ich fragte, wie der Ort hier heiße, und wer in dem hübſchen Hauſe drüben wohne? Sie ſagte mir, daß ich in Mariaſtein wäre, und daß die Häuſer ringsum von lauter Bergleuten bewohnt würden. „Hier iſt ein großer Erzſchacht,“ fügte ſie hinzu, „und mein Vater iſt Oberſteiger, der wohnt eben in dieſem Hauſe.“ Auf weitere Frage, ob kein Gaſthof in der Nähe ſei, verneinte ſie; der lag jenſeits des Berges, in dem Kirchdorfe, hier wohnten ſie ganz allein mit einigen aus der Knappſchaft.

Gedankenvoll blieb ich an der Hecke ſtehen, die mein Pferd behaglich zu benagen anfing. Wieder ließ ſich die Stimme hören, und lauter als zuvor, die mir „Hierbleiben“ zugerufen hatte. Ahnungen, Fingerzeige des Himmels, Andeutungen und Sinnbilder der Natur, erſte Eindrücke, momentane Inſpirazion — ich habe von jeder mehr darauf gegeben, als ich vor dem nüchternen Verſtande rechtfertigen kann. Und redete nicht hier der Friedensbogen und die

Stille ringsum, und das unſchuldige Mädchen im Grünen, und der tiefe, kühle, geborgene Erzſchacht?

Iſt Dein Vater zu Haus? fragte ich raſch das Kind, welches, bei meinem auffahrenden Tone noch mehr erſchrocken, einen ganzen Schritt zurückwich. „Nein,“ erwiderte ſie, mistrauiſch zu mir herüberſchielend. — Kann ich hier in der Nähe verweilen, bis er zurückkommt? — „Ach Gott, der iſt mit den Andern zu Bier gegangen, ich bin mit ein Paar Frauen und Kindern vielleicht ganz allein im Orte, will der Herr nicht lieber . . . ?“ — Sie ſtockte, ich errieth weßwegen. — Sei Du ganz ruhig, mein Kind! ſagte ich zu ihr, ſo ſanft ich nur vermochte. Ich werde Dir nichts zu Leide thun. Vergönne nur, daß ich mein Pferd in Deinem Garten anbinde und ſelbſt auf der Bank drinnen ein wenig ausruhe, bis Dein Vater aus dem Dorfe zurückkommt.

Die Geängſtigte ſchien wenig Luſt zu haben, mir meine Bitte zu gewähren, und doch nicht den Muth, mich abzuweiſen. Rathlos ſtand ſie da, die Hände verlegen im Schooße haltend, dem Weinen nahe. Ich erzählte ihr in dem beweglichſten Tone, wie ich drei Tage und drei Nächte ohne ordentliche Ruhe geritten ſei, wie mir nun die Kraft verſage und wie ich umkommen müßte, wenn ſie mich von ihrer Schwelle zurückſtieße. Das weibliche Mitleid regte ſich in ihr; ſie betrachtete mich vom Scheitel bis zur Zeh'. „Du lieber Gott!“ ſeufzte ſie, „drei Tage und drei Nächte!“ Hierauf öffnete ſie die ſchmale Gartenthür, und ich trat, mein Pferd am Zügel nachziehend, zu ihr ein. Die alte Furcht war aber immer noch nicht ganz beſchwichtigt, und als ich ſie lächelnd fragte, ob ich ihr bange gemacht hätte, zeigte ſie kopfnickend auf die Piſtolen am Sattel und auf meine eigene Figur. In der That, ich mochte nicht den günſtigſten Eindruck auf ein armes, ſcheues Landmädchen machen. Das Haar hing mir kraus und wirr um die Schläfe, die Wäſche war von dem langen und wüſten Ritt ganz zerknittert, meine Kleider ſtarrten von Regen und vom Schmutz der Landſtraße. Wie bleich und verfallen ich dabei im Geſicht war, zeigte mir zu meinem eigenen Entſetzen noch am anderen Morgen der kleine Spiegel meiner Retterin, wie ich ſie ſchmeichelnd nannte. Ich verſuchte meine ganze diplomatiſche Kunſt noch einmal, um die gutmütige Dirne zu beſchwichtigen, und binnen Kurzem gelang dieſes auch in dem Grade, daß ſie mir aus ihrer Gießkanne Waſſer in die Hände goß, mich zu waſchen, und meinem Pferde Gras abrupfte, das dieſes begierig aus ihren Fingern pflückte. Sie hatte nicht die Dreiſtigkeit, nach meinem Namen zu fragen, und doch ſah ich es den vorſichtig forſchenden Blicken an, wie gern ſie ihn gewußt. Ich kam ihr zuvor. „Ich heiße Felix,“ ſagte ich ihr — Gott weiß, ob mir eine dämoniſche Erinnerung den Namen zuflüſterte, oder ob er als eine grauſame Ironie auf mein Schickſal in mir auftauchte. Sie wechſelte ihren Namen vertraulich aus, wir waren nun gute Bekannte. Dorothea würde er bei uns vornehmen Leuten klingen, meinte ſie, aber der Vater rieſe ſie nur Döreken. An den Namen knüpfte ſie, theilnehmend von mir ausgefragt, ein Bild ihrer ganzen Exiſtenz, in wie wenigen und kunſtloſen Zügen! Eckart, es hätte auch dieſer kaum bedurft, lebendiger als ſie redeten die reinen Linien des kindlichen Geſichtchens, und durch die kryſtallene Bläue ihrer Augenſterne, die in einem großen, ſeltſam ſchillernden Naß ſchwammen, blickte man mit einem einzigen Male in die unbewachte, unbelauſchte Tiefe dieſer Natur. Hier hatte noch keine Leidenſchaft ihre Wellen geſchlagen, noch keine Sorge ihre Furchen geſchnitten; ſie betete alle Morgen und alle Abend zu Gott, hatte den Vater lieb und beſorgte ſein Haus, ging ſonntäglich zur Meſſe in das Kirchdorf und alle Jahre zweimal zu Markt in das nächſte Städtlein, zählte ſiebenzehn Jahre und — hieß Döreken. Das war Alles, Alles, Alles!

Eckart, welch ein Leben! Haben wir denn einen Begriff, nur einen Ausdruck für ſolche Beſchränkung? Kein Stral, kein Ton einer fremden Welt dringt über jene Steinzacken, es gleicht hier ein Tag, eine Stunde der andern, wie Waſſertropfen einander gleichen, und nur am Kalender oder an dem großen Nußbaum mitten im Garten kann Dorothea ihre Jahre zählen, nicht — an Liebhabern und Ehebrüchen. O Eckart, mit welcher Rührung habe ich das ſiebenzehnjährige Kind betrachtet, das eben ſeine groben Hemden vom Raſen auflas, um ſie in's Haus zu tragen. Die Abendſonne webte eine lichte Glorie um ihre Stirn, und wie einer Heiligen hätte ich ihr zu Füßen fallen mögen und die Stelle im Graſe küſſen, die ihr derber Schuh gedrückt hatte. Sie erſchien mir wie ein Bild der Natur, aufgeſtellt in ihrem verſchwiegenſten Tempel, eine Iſis-Natur, verhangen mit den Schleiern ihrer eigenen Unbefangenheit, ein jungfräuliches Räthſel, deſſen Nähe mich mit einer bangen Ehrfurcht durchrieſelte.

In der niedrigen Hausthür verſchwand ſie, mich in tiefen Gedanken zurücklaſſend. Der Abend dunkelte mächtig in das Thal hinein, und eine Doppelſtille, des Landes und des Sabbathes, lag mit grauen Fittigen eng auf dem Gärtlein und ſeinen nächſten Umgebungen. Die Grille ſang im Graſe, und von den Bäumen träufelte, windgeſchüttelt, glühender Sprühregen. In meiner Seele reifte ein großer Entſchluß. „Döreken," ſagte ich, als das Mädchen ſingend wieder in den Garten trat, „Döreken, ich will bei Euch bleiben, will Bergmann werden, wie Dein Vater!" Sie ſchüttelte die blonden, natürlich gekräuſelten Haare. „Mit ſolchen Händen," ſagte ſie, „und mit ſo feinem Weißzeug, als der Herr da anhat, wird man ſein Lebtag kein Bergmann. Auch kann man ja nicht in die Grube reiten," fügte ſie lachend hinzu, auf mein Roß deutend, das, gänzlich von mir vergeſſen, ſich's im Garten bequem gemacht hatte, wie daheim im Stalle.

Sie verſtand mich nicht, als ich in meiner Weiſe mich über den Segen ihres Lebens ausließ: die Worte floſſen mir wie warme, eben dem Herzen entquollene Blutstropfen von den Lippen, und ſie ſah mich verwundert dazu an, weil ſie ja die Wunden nicht kannte, aus denen ſie ſprudelten, deren Brand und Schmach ich hier zu vergraben dachte. „Ja, hübſch iſt's wohl bei uns", meinte ſie, „und abſonderlich ſtill; aber auch ein ſauerer Dienſt." Wir ſaßen neben einander auf einer hölzernen Gartenbank. Döreken hatte Feierabend gemacht, weil's Sonntag ſei, und, wahrhaftig! zum erſten Male ſeit meiner Mutter Tode ward ich deſſen an Ihrer Seite ſo recht inne und voll. Sie hatte mir eben ein Lied begonnen von den Sternen, die der Steiger in ſeinem Schacht am Tage eben ſo hell ſähe, als die Menſchen hier droben bei Abend, als nahende Fußtritte ihre Stimme unterbrachen. „Da iſt der Vater", rief ſie aus und ging den Kommenden bis an die Gartenthür entgegen. Dieſe öffnete ſich, und ein alter Mann, ſo viel ich bei der Dämmerung noch erkennen konnte, in Geſellſchaft eines Jüngeren trat ein. Jener reichte ſeiner Tochter mit einem lauten guten Abend die

Hand; dieſer küßte das Mädchen derb auf den Mund. „Ach, Herr Haſe“, ſagte ſie, und faſt hörte es ſich an, als ob ſie über des Zweiten Ankunft erſchrocken geweſen wäre, „an Sie habe ich doch den ganzen Nachmittag mit keinem Sterbenswörtchen gedacht!“ Damit machte ſie ſich aus ſeinem Arme los und flüſterte, auf mich hinweiſend: „Mein Gott, laſſen Sie mich doch jetzt, Sie ſehen ja wohl, daß fremde Menſchen dabei ſind!“

Es war nun an mir hervorzutreten. Ich that's und erzählte den verwundert aufhorchenden Männern eine ſchnell zuſammengefabelte Geſchichte von meinem Irrereiten. Der alte Oberſteiger hieß mich hierauf mit offener Biederkeit willkommen und lud mich ein mit in die Stube zu treten, während ſein Begleiter durch einige Fragen und Zweifel noch ziemlich klar an den Tag legte, daß ihm meine Ankunft und meine Geſellſchaft für den Abend gleich unangenehm waren. Als wir in's Haus gingen, hörte ich deutlich, wie er Döreken leiſe, aber barſch ausforſchte, ob ich ſchon lange in dem Garten abgeſtiegen ſei, und was wir Zwei die ganze Zeit miteinander angefangen hätten? Genug, um mir das Verhältnis dieſes gewiſſen Herrn Haſe zu dem Mädchen darzulegen. Aber warum ſie es mir vorhin verſchwieg? Weibliche Verſchämtheit oder eine Falte in der offenen Seele? Und in dieſem friedlichen Auge doch ſchon das Bild eines Mannes, auf dem Grunde ihres Herzens auch eine Liebe! Wehmütig betrachtete ich die vor mir herſchreitende Geſtalt des Mädchens.

Drinnen fanden wir uns bald bei dem Scheine einer blechernen Hängelampe um einen mächtigen Tiſch von Eichenholz vereint. Der Oberſteiger zog ſein ſchwarzes Sonntagskleid mit der breiten Sammtbeſetzung aus und legte ein ſchwarzes Käppchen nebſt einem kalmankenen Hauswamms an. Weiß es Gott, ich vermochte nicht über die Voſſiſche Szene zu lächeln, wie der Alte mit ſeinem patriarchaliſchen Geſichte den großen, leder-überzogenen Sorgenſtuhl herbeirückte, ſeine unbequeme Pfeife anzündete und mich nach einem abermaligen Willkommen an ſeinem Heerde gleich, wie einen werthen Gaſt des Hauſes, zu der Abendmahlzeit einlud, welche Döreken draußen bereiten mußte. Dazwiſchen fragte er mich, ſo gaſtlich ſeine Aufnahme auch war, doch unmittelbar und mit einer naiven Neugier nach dem Wer und Woher und Wohin. Ich wiederholte meine erſte Erzählung und fügte hinzu, ich reiſe als Naturforſcher und habe den Wunſch, die geognoſtiſch-merkwürdigen Umgebungen Mariaſteins genauer kennen zu lernen, wüßte ich erſt, wo ich mich zu dieſem Zwecke am beſten niederlaſſen könnte? Haſe, der ſtill und verdroſſen auf der Ofenbank im Finſtern kauerte, merkte, wohinaus ich wollte, und heizte mir mit allerlei Quäſtionen nach techniſchen Gegenſtänden wacker ein. Der Alte lächelte dazu und ſprach, indem er das Lederkäpplein auf den grauen Haaren ſchmunzelnd rückte: „Alſo ein Herr von der Feder, der zum Leder kommt? Nun, nun, das iſt ja wohl Alles recht und gut, daß man ſich in Büchern umthut, allein das Ei muß darum nicht klüger ſein wollen als die Henne. Hatten ſie uns nicht neulich aus der Stadt auch einen blutjungen Firlefanz hergeſchickt, der da Bohrverſuche in unſeren alten Schachten anſtellen ſollte und ſeine Sache ſo pfiffig anfaßte, daß uns um ein Haar das ganze Geröll über dem Kopfe zuſammengeſtürzt wäre!“

Ich erſah mir flugs die ſchwache Seite des ehrlichen Oberſteigers und ſetzte mich theils mit einigen

Schmeicheleien an ſeine Erfahrung ſo feſt, theils kam ich ihm mit alter Negoziazions-Kunde ſo weit entgegen, daß er binnen Kurzem mit der Anerbietung herausrückte, ich könnte ja, gegen eine geringe Entſchädigung, einige Tage bei ihm bleiben und mich umſehen; es hätten ſchon mehrere Male junge Herren vom Collegium bei ihm logirt. Natürlich, daß ich mit beiden Händen zugriff, während Haſe, entſetzlich ſcheel zu dieſer Uebereinkunft ſehend, den Alten davon abzubringen ſuchte. Seine Einreden, als ſei nicht Platz genug da und als hindere ich die Wirthſchaft, widerlegte Dörekens Vater leicht, indem er die Tochter vom Heerde hereinrief und ſie über die Frage entſcheiden hieß. Das Mädchen erröthete und erbleichte; mit bangen Augen ſah es uns uneinige Männer an und meinte zuletzt mit einem bittenden Blick auf Haſe, es ginge ja wohl an, wenn mein Pferd ſo lange in des Nachbars Kuhſtall untergebracht werden könnte. Ich eilte, dieſes ſelbſt zu beſorgen, fand aber bei meiner Rückkehr die kleine Familie in lebendigem Hader begriffen, Döreken in hellen Thränen. Haſe, der ſich nicht einmal die Mühe gab, ſeinen Widerwillen gegen mich zu verſtecken, hielt dem Oberſteiger vor, er lade ſich mit mir einen Unbekannten auf den Hals, von dem er noch gar nicht wiſſen könnte, wie er ihm ſeine Dienſtfertigkeit vergelten werde. Den Alten wurmte es, daß er in ſeinem Hauſe nicht nach Belieben ſollte ſchalten und walten dürfen, und er ſagte das dem künftigen Eidam rund vor die Stirne. „Weiß ich doch gar nicht", ſchalt er, „was Du gegen den Menſchen haſt? Meinſt Du etwan, weil Du mit Der da Bräutigam biſt, Du könnteſt in mein häuslich Regiment Deine Naſe ſtecken? Sie ſind nämlich", ſo wandte er ſich zu mir, „ſeit vorigem Chriſttag ein Brautpaar und wollen ſich heuraten, ſobald ſeine Anſtellung zum Berggeſchworenen und der Konſens vom Oberbergamte da iſt."

Döreken erglühte hoch bei dieſen Worten, aber nicht in den verſchämten Flammen einer glücklichen Braut, ſondern als ob ſie ſich ihrer Verbindung mit Haſe vor einem Dritten hätte ſchämen müſſen. Haſe murmelte einige unverſtändliche Worte und brach auf, obwohl die Schüſſel klaſſiſcher „Kartoffeln in der Schale" ſchon vor ihm rauchte, und ſeine Braut ihn ſelber recht freundlich zu bleiben gebeten hatte. „Haſenfuß!“ brummte der Oberſteiger ihm nach und nahm ſeinen Ehrenplatz am Tiſche ein, der kurzen Mahlzeit ein kurzes Gebet mit entblößtem Haupte voranſchickend. Dorothea ſaß verlegen und wortlos neben mir und geleitete mich, als wir abgegeſſen, auf des Vaters Geheiß in den oberen Stock, wo ſie in aller Eile ein Kämmerlein für mich bereitet hatte. Sie wünſchte mir ſtammelnd Gute-Nacht und verſchwand. Nicht lange, nachdem die Thüre hinter ihr zugefallen, trat ſie zu meiner Ueberraſchung noch einmal ein und blieb eine Weile auf der Schwelle ſtehen. Dorthchen, ſo fragte ich ſie endlich, willſt Du mir noch etwas? Sie zitterte heftig, wie ich an dem Lichte, das ihre Linke trug, deutlich wahrnahm. „Lieber Herr Felix“, lispelte ſie, kaum hörbar vor ihrem hochfliegenden Athemzuge, „bleiben Sie doch ja nicht bei uns, wie Sie drunten im Garten wohl nur zum Spaß geſagt haben!“ Sie ſah mich mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Bangigkeit und Bitte durchdringend an und ging langſam.

Ihre letzten Worte hatten mich tief erſchüttert. Sie hieß mich gehen, ſie, die mich zuerſt tröſtlich aufgenommen hatte, ihr richtiges Gefühl ahnte ihr zu, daß mein Fuß nur zerſtörend in die gleichförmigen Kreiſe ihres Lebens treten könnte. O Gott, ſollte ich denn, wohin ich kam, nur Verwirrung und Unheil unter die bringen, ſo mir nahe ſind? Das alte Leid meines Lebens brach von Neuem in mir auf, in heftigſter Bewegung warf ich mich, unentkleidet, wie ich war, auf das harte Bett und verſuchte zu ſchlafen. Es gelang nicht. Mich ſtörten die fremden Umgebungen oder die eigene Unruhe, der Brunnen, der im Hofe plätſcherte, der ſchwere Schritt eines heimkehrenden Bergmannes, das Geräuſch des neu anfangenden Regens in den Bäumen unter meinem Fenſter. Unmutig riß ich dieſes auf, um hinauszuſchauen. Tiefe, rabenſchwarze Nacht draußen, worin die Tropfen zwiſchen dem Laube wie Küſſe flüſterten und der Wind wie Liebesſeufzer, eine Vermählungsfeier des Mais. Sterne ſchoſſen in ſchnellen Bahnen auf die ſtumme Erde herunter, unſtät und ſpurlos verloren, wie ich, dachte ich, und riß die kleinen Flügel weiter auf, um die brennenden Schläfe ſchwindelnd in die Welle der Nacht zu tauchen. Wie Sargbretter lagen die engen Bergwände vor mir, über mir, und die Tannen ſtreckten ihre ſpitzen Wipfel ſchwarz und ſcharf wie ein Todtenmal in den blaßblauen Himmel. „Begraben in dieſer Wüſte“, ſtöhnte ich in mich hinein, und kalte Schauer ſchüttelten mein Gebein. Ein Raſcheln im Gartenzaune weckte mich; ich glaubte in dem Mann, der ſich darüberſchwang und auf der Straße fortſchlich, Haſe zu erkennen. Kam ſeine Liebe von ihr, oder ſuchte ſein Haß mich? Ich weiß es nicht. Ich fühlte nur, daß auch hier in der Oede die Leidenſchaft meine Spur bereits gefunden hatte und verfolgte. Keine Ruhe, nirgends, Eckart, nirgends? Draußen iſt ſie ja ſo ganz vollkommen. Kein Laut, bis auf mein treues Thier drüben, das in dem unwürdigen Nachtlager mit den Hufen ſtrampft und ſich ſchüttelt.

Unter wirren Gedanken ſchlief ich ein. Mein letztes Bild war kein holdes, kein heiteres. Es gehörte der Vergangenheit an.

Eckart, ſage mir, wo die wahre und wahrhaftige Liebe fließt?

II.

Felix an Eckart.

Opfere dem Asklepios einen Hahn: Dein Freund iſt geneſen. Aus dem Sturme eines bewegten Lebens hat er ſich in ein friedliches Eiland gerettet, aller Schein iſt von ihm abgewelkt, er iſt ein Mann geworden und frei. Glück auf, mein Eckart!

Du würdeſt mich nicht erkennen, ſäheſt Du in dem Rennen und Treiben Deiner großen Stadt meine Geſtalt Dir vorüberſchlüpfen. Das reiche blonde Haar verſchnitten, die zärtlichen Glieder in ein Gewand von grobem ſchwarzen Tuch mit Sammet-Verbrämung gehüllt, einen Leder-Gürtel um die Taille, worauf als einzige Zierrath Schläger und Eiſen von Silberblech ſich kreuzen, einen gewaltigen Hammer in der noch ungewohnten Rechte: ſo ſteht er vor Dir, der Held Deiner Salons, der Diplomat mit dem Ordenskreuzchen, der Hofkavalier mit goldenem Schlüſſel. Meine Würfel ſind geworfen, ich bin ein ehrlicher „Lehrhäuer,“ und aus der Tiefe des Maria-Schachtes rufe ich Dir mein Lebewohl zu.

Meine Stimmung befriedigte ſich nicht damit, einige Stufen von der geſelligen Leiter hinabzuſteigen und mich im großen Haufen thatenlos, ſelbſtbetäubt zu verlieren: mich ekelte alle Erdoberfläche ſammt dem Gewürme, das ſie bekreucht, in tiefſter Seele an, und ſo klimmte ich denn die hundert und aber hundert Sproſſen meiner Fahrt hinab mit einer Inbrunſt und Emſigkeit, wie niemals ein frommer Pilger die Schwellen des Vatikans hinangerutſcht iſt. Nun lieg' ich nah' und feſt am Herzen meiner Göttin, — Natur; dieſe Hände wühlen in ihren geheimſten Reizen, dieſes Auge ſchwelgt ſich ſatt im Allerheiligſten, um dieſes Ohr klingt und brauſt das ferne Chor ihrer unterirdiſchen Feier-Stimmen. Weiß ich doch kaum, wo ich anfangen ſoll, um Dir meine volle, aufjauchzende Glückſeligkeit ſo recht nah an das mitempfindende Gemüth zu legen!

Alter, ſchilt nicht über Fantaſterei; nur jetzt nicht! Wenn ich ſchwärme, laß mich! Du haſt gepredigt gegen meine Deklamazionen, mit Gründen geſtritten gegen Gefühle, mit Thatſachen meinetwegen gegen Einbildung, mit der Wahrheit gegen die Poeſie. Eckart, nun hat ſich das Blättlein gewendet: ich dichte nun nicht mehr in Worten, ſondern in Werken; wirſt Du noch den Muth haben, mir zu ſagen: Armer Träumer, Du geheſt irre?

Vier Wochen habe ich unthätig bei dem Oberſteiger in Mariaſtein geſeſſen. Es war eine ſchöne, eine ſchwere Zeit. Draußen rang das Frühjahr mit den letzten Maſſen und Schatten des Winters; in mir ſchoß aus vielen zerriſſenen und entgegengeſetzten Stimmungen ein Plan empor, den der erſte Augenblick nur wie einen Feuerbrand in meine Seele geworfen hatte. Ich ſtreifte Stunden- und Tage-lang im Gebirg' umher; eine ſpröde, herbe Natur trat mir darin entgegen, die erſt bewältigt, gewonnen, erkannt ſein will. Du weißt, ich liebe das. Und wenn ich an den kahlen, zackigen Riſſen der Bergwände hing, wenn ein Tannenwipfel mich ächzend ſchaukeln mußte, unter mir Waldnacht und Felsgewirre, wenn ich gelagert auf taubes Geſtein und verkohlte Schlacken in die hölliſche Glut des Eiſenhammers blickte, deſſen Feuer- und Rauchſtröme ſich erſtickend um mich wälzten: Freund, dann kam mir meine alte Thätigkeit und meine ehemalige Umgebung ſo klein, ſo dürftig vor, daß es mir faſt als Frevel erſchien, dieſem Verluſte eine Thräne nachzuwerfen.

Meine Du aber nicht, ich ſei leichtſinnig in den Bergmannskittel geſprungen, wie in eine luſtige Maskentracht. Ich habe geprüft und gewählt. Freund, bei dieſer Prüfung ſind mir die Augen aufgegangen, und über obendrein. Wie ausgefahren lagen alle Gleiſe des bürgerlichen Lebens, wie nackt und troſtlos Euere Geſellſchaft da! Ich rede nicht von der höchſten Sphäre, die ich verlaſſen habe. Sie nennt ſich ja ſelbſt die „privilegirte" Klaſſe, und bei Gott! ſie benutzt dieſen Titel, ſie nimmt ſich Vorrechte, wo ſie ihr die

Verblendung und die träge Gewohnheit nicht gutwillig zuweiſen. Ich habe an den Stufen des Thrones geſtanden und geſehen, daß ſeine Säulen wurmſtichig waren, der purpurne Baldachin drüber eine Oper-Dekorazion. Ich habe am Ruder des Staatsſchiffes mit-geſeſſen, und ich ſah, daß es gelenkt wird nach unſittlichen Grundſätzen. Oder bedenkt ſich keiner Eu'rer großen Diplomaten einen Augenblick, dem Verbrecher vom Galgen loszuſchneiden und ihm ſtatt des Strickes ein ſeidenes Band um den Hals zu ſchlingen, wenn er ihn zu ſeinen Zwecken brauchen kann? Weg damit, es iſt eine alte Leier! Vom Palaſte bin ich in die Bürgerhäuſer geſchritten, ich ſuchte ein mittelmäßiges Glück und fand größere Anſprüche und geringere Leiſtung, Unfrieden, wohin ich blickte, Trümmer, wo ich ging und ſtand. Glaube mir, eine neue Zeit wird viel aufzuräumen haben. Das Material zum Holzſtoß iſt da, nun fehlt nur eine Kleinigkeit oder zwei: Feuer und der Phönix.

Den Krieg dieſer Geſellſchaft ankündigen, ich, ein Einzelner? Daß ich ein Thor wäre! Die Sturm- und Drang-Periode iſt vorüber, Räuber Moor verführt heut' zu Tage nicht einmal mehr einen honetten Primaner. Einſiedeln? Auf eine kontemplative Säule ſteigen und ſein eigener Heiliger werden? Und das in einer ſo bewußten, ſo nüchternen Zeit, daß nicht einmal eine Selbſttäuſchung der Art gedeihen könnte, geſchweige denn eine Illuſion für Fremde! In eine neue Welt fliehen, um die ſtöhnenden Axtſchläge Euerer Ziviliſazion, das Keuchen der Maſchinen auch in ihren Wäldern wiederzufinden?

Nein, Eckart! es giebt in unſerer Geſellſchaft noch einzelne, ſeltene Oaſen, die der Sturm des Zeitgeiſtes nicht trifft, wo groß und grün auf eigenen Wurzeln die Palme des Gefühlslebens emporſteigt. Jäger, Fiſcher, Schiffer! das ſind Leute, denen der tägliche Kampf mit dem tyranniſchen Elemente die Nerve noch ſtrafft; ſie glühen nicht fieberhaft für eine Idee, und die rohe Handwerks-Thätigkeit mergelt ihre Leiber und Seelen auch nicht ab, ſie ſind noch frei, wenn es ein Menſch ſein kann. Aber ſelbſt unter ſie ſtieg ich hinab, ich kleidete mich ein in ein ſtrengeres Bußgewand, als es der frömmſte Anachoret um ſeine ſcheinheiligen Lenden gürtet, ich begrub mich lebendig. Fünfhundert Fuß unter jener dünnen Kruſte, die Euch die Erde iſt, werfe ich die Maulwurfshügel meiner Gedanken auf, ungeſtört von Eu'rem Thun und Laſſen, von dem nicht einmal ein leiſer Klang zu meinem Ohre dringt, dem Auge der Finſternis gegenüber, allein.

Es war ein heller, heiterer Sonntags-Morgen, da ich mich der ewigen Nacht gelobte. Meines Bleibens konnte in der bisherigen Weiſe im Hauſe des Oberſteigers nicht mehr ſein, das ſah ich ſelber ein. Haſe verfolgte mich, Döreken verbarg ſich, der Alte mistraute. Den Letzteren hatte ich auf ſeinem ſonntäglichen Gang in die Meſſe begleitet und kehrte plaudernd mit ihm heim, während die jungen Leute Arm in Arm vor uns her ſchlenderten. Ringsum im Felde zogen geputzte Menſchen, die von ihrer Andacht heimkehrten, die blitzenden Roſenkränze und Breviere im Sonnenſcheine ſpiegelnd, Glocken klangen uns nach, der Himmel lag wolkenleer und breit auf den lichten Bergen, und über uns ſtürzten die Lerchen, geſangsmüde, in die erſte grüne Saat zurück. Still ging ich auf ſchmalem Pfade hinter dem Steiger drein, und als wir oben auf dem letzten Rücken waren, als Mariaſtein mit ſeinen zerſtreuten Hütten unten im Tannicht uns traulich zunickte, da hielt ich den alten Braun plötzlich am Arme feſt und ſagte zu ihm, mit den Fingern auf den Weiler deutend: Meine Heimat, ſeit heute. Er blickte mich verwundert an, und ich fuhr fort: Wenn Ihr wollt, Vater Braun! Seht, die Menſchen haben mir draußen Leid und Weh genug gethan, mich lüſtet wieder nach den Brüſten meiner großen Mutter, um dran zum Kinde mich zu trinken. Nehmt Ihr mich auf in Eu'ren Schacht, gönnt mir eine Freiſtatt und Arbeit drunten, wie Eu'rem geringſten Häuer, laßt mich in Eu'rem Hauſe zum zweiten Male geboren werden, und erzieht mich, als mein Vater, zu einem tüchtigen Geſellen Eu'rer Knappſchaft.

Natürlich erfolgte ein erwarteter Widerſtand. Braun redete von den Laſten und Entbehrungen ſeines Lebens, wie ich dem harten Werke nicht gewachſen ſei, zu dem man von Kindesbeinen an gewöhnt werden müſſe, und wie bald ich einen Entſchluß bereuen dürfte, den nur eine jugendliche Verzweiflung augenblicklich hervorgebracht haben möchte. Ich erwiderte ihm — wehe mir, daß ich es mit Wahrheit konnte! — es ſei der erſte Entſchluß meines Lebens und ich nun Mannes genug, ihn durchzuſetzen. Seine ferneren Einreden frommten eben ſo wenig, ich drang heftiger in ihn, endlich ſagte der alte Mann, feierlich ſtehen bleibend und mir tief in das glühende Auge ſehend: Und dann, mein Herr Felix! wer ſteht mir denn dafür, daß ich in Euch nicht einen Argen in meinen ehrlichen Schacht führe, der mir das böſe Wetter und alles mögliche Ungemach über den Hals zieht? Soll ich mein und der Meinigen Leben auf das Spiel ſetzen, wenn Eu're Schuld an Euch und an uns heimgeſucht wird? Glaubt mir, junger Mann, die Erde iſt ein reines Element, den Schlechten duldet ſie nicht in ihren Eingeweiden, ſie wirft ihn aus, daß er ſich mit dem armen Geſchmeiß oben auf der Schale umhertreibe. Wir drunten müſſen Alle lauteren Sinnes und Wandels ſein!

Erſchüttert begegnete mein Auge dem Blicke des Oberſteigers, der wie eine unabweisliche Hand in mein Aller-Innerſtes zu langen ſchien. Gottlob, daß es nicht zu Boden zu fallen brauchte, dieſem ehrlichen, hellen Greiſen-Auge gegenüber. Oberſteiger, ſagte ich ihm in tiefer Bewegung, ich kann Euch mein bisheriges Leben nicht aufdecken, weil es nicht mein Geheimnis iſt. Aber genügt Euch das Ehrenwort eines Mannes als Bürge für ſeine Unſchuld? Ich habe viel gefehlt und geirrt im Leben, denn ich bin jung, und habe trotzdem noch mehr gelitten, als gefehlt; aber ich kann Euch und dem lieben Tageslicht noch gerade in's Angeſicht ſehen und es laut in dieſe Luft hineinrufen: Ein Frevel, eine Schuld in Euerem Sinne laſtet nicht auf dieſem Haupte! Heftig ſchüttelte mir der Alte die dargebotene Hand, und wir gingen ſtillſchweigends ein Paar Schritte neben einander, er meinem Entſchluſſe nachſinnend, ich in Gedanken an eine frühere Zeit verloren. Noch Eins, hob Jener auf einmal wieder an, ich frage jetzt nicht als Oberſteiger, ſondern — als Vater. Nicht wahr, Ihr bleibt nicht bei uns um

Deren willen? Seine zitternde Hand wies auf ſeine Tochter. Sie ging mit geſenktem Haupte neben Haſe, eine zierliche Geſtalt, wie ſie unter dem ländlichen Strohhut, ein Körbchen am Arm vor uns hinſchritt. Ich verſtand die Beſorgnis des Vaters. Ach, er ahnte ja nicht, wie wenig Grund ſie bei mir hatte! Nein, ſagte ich wehmüthig, ihretwillen bleibe ich nicht. Sie hat mich zuerſt begrüßt in meiner neuen Welt, ſie ſtand als Engel an der Pforte des Paradieſes, aber — von mir hat ſie, habt Ihr nichts zu fürchten. Sie iſt ja ein Mädchen! Für mich lebt dieſes Geſchlecht nicht mehr!!

Der Oberſteiger ſah mich mitleidig von der Seite an. Wehen Eu're Schmerzen von der Gegend, junger Herr, ſagte er, dann geduldet Euch, ſie werden noch ausheilen. Das iſt wie mit der Rinde eines Bäumleins. Eure Hand ſchneidet einen Namen hinein, da fließen die hellen, koſtbaren Tropfen heraus, als wolle der Quell nie verſiegen gehen, und die weite Wunde klafft gräßlich auf. Ein Jahr oder zwei, und über den Namen iſt Baſt und Moos gewachſen, und wenn der Baum eine tüchtige Natur hat, merkt er nicht 'mal 'was davon.

Ich ſchüttelte den Kopf. Er konnte nicht wiſſen, wie es mir ergangen war. Seine Zweifel waren gerecht, aber Du .. nicht wahr, Du glaubſt an mein Gelübde?

Genug, Eckart! Als wir zu Hauſe ankamen, hatte ich mit Braun abgeſchloſſen. Er wollte mich nicht verſtoßen, gelobte er mir, und ſtellte mich ſeiner Tochter und ſeinem Eidam als neugeworbenen „Lehrhäuer" feierlich vor. Mein Auge ruhte auf Dorotheas unſchuldigem Geſichte; es wurde, eben noch von der Luft und vom Wege roſigfriſch, jetzt plötzlich bleich und wandte ſich gewaltſam lächelnd zu Haſe, der mich mit herausfodernden Blicken maß. Ich ſagte den drei Menſchen, was mir der Augenblick eingab, um ſie zu beſchwichtigen, und eilte hinaus, meine eigene Aufregung ihnen zu verſtecken.

Tags drauf ritt ich in das einige Meilen entfernte Landſtädtchen, mein Pferd zu verkaufen und mich vollends zum Knappen umgeſtalten zu laſſen. Für dreißig Goldſtücke gab ich mein edles, königliches Thier in jüdiſche Hände, und, Eckart, als es von dannen geführt wurde, mit den treuen Augen ſich groß nach mir umſehend, da regte ſich der letzte Funke von ritterlichem Gefühl in mir. Ich mußte eine Thräne unterdrücken. Wahrlich, nicht das rührte mich ſo gewaltig, daß ich von dem letzten Zeugen und Genoſſen eines glänzenden Lebens ſchied, nein, es war ja mein Wille, dieß ganz zu vergeſſen und zu verläugnen, ſondern mich ſchmerzte der Verluſt an ſich. Sie — Du, Dein Kind, Dein Weib — das Grab meiner Mutter — und nun mein Bayard, mein ſchönes, mein treues Thier! Sind wir nicht Kinder, in unſerem Stärkſten?

Von dem Erlöſe ſtattete ich mich prächtig aus. Ein vollſtändiges Bergmannshabit von der ſteifen Mütze bis herab auf die ſchweren Lederſchuhe, ſammt allem nöthigen Werkzeuge, war bald angeſchafft, da es hier, in einer ganz bergmänniſchen Gegend, Vorräthe für alle Bedürfniſſe der Erdgeiſter giebt. Aus meinen bisherigen Kleidern ſchnürte ich ein Bündel, hing es am Stocke über die Schulter und ſchritt ſo, ein neuer Menſch auch von außen, zum Thore wieder hinaus.

Es war ſpät Abends, daß ich in Mariaſtein anlangte. Braun ſaß mit Haſe vor der Hausthüre, Dorothea ſtand am Brunnen. Sie kannte mich nicht, als ich an ihr vorüber ging; ich mußte zu ihr herantreten und ſie mit einem lauten Gruße aus ihren Träumereien wecken. Ohne ein Wort zu reden, muſterte ſie mich lange und reichte mir nach einer tiefen Pauſe die Hand. Möchte es Euch nie gereuen, ſprach ſie leiſe, hob ihren Zuber auf die blonden Flechten und ging davon. Die Männer ſchüttelten mir, gleichfalls ſehr ernſt, die Rechte; der Oberſteiger erklärte, da wir nun in einem anderen Verhältnis zu einander ſtünden, müßte auch unſer häusliches Zuſammenleben nothwendig enden. Er habe ſich nach einem paſſenden Quartier für mich umgeſehen, und morgen früh könne ich mit meinen Sachen unten in's Dorf zu einer rechtlichen Frau ziehen, deren Mann kürzlich geſtorben ſei; in dem Hauſe fände ich Alles, was ein Häuer brauche, und ein Weiteres tauge jetzo für mich nicht mehr.

Ich fügte mich ſeinem Willen. Ehe ich ſeine gaſtliche Schwelle verließ, hatte ich noch mit

Dorothea einen ſeltſamen Auftritt. Sie half mir meine Kleider einpacken, und bei der Gelegenheit fiel mir der Reſt meines jetzigen Beſitzes, vier und zwanzig Goldſtücke, wieder in die Hände. Döreken, ſagte ich zu ihr und ſuchte in Scherz beſſer einzukleiden, was ernſtlich gemeint war, für einen Häuer paßt ſo viel Geld auch nicht, der muß von ſeiner Hände Arbeit leben. Du wirſt nun bald Frau Berggeſchworene ſein und Deinen eigenen Haushalt haben; wie wär' es, wenn Du es als Hochzeitsgeſchenk von mir annähmeſt? Sie blickte erſtaunt auf, als ich die kleine Börſe in ihren Schooß ausleerte. Die Schätze! ſprach ſie und ließ das gelbe Metall nachdenklich durch die Finger laufen. So viel Reichthum hab' ich mein' Tage noch nicht zuſammengeſehen! Er ſei Dein, mein Kind, wiederholte ich, und trage in dieſen Händen die ſchönſten Früchte. Soll mich mein Gott bewahren, rief ſie mit Abſcheu, das Sündengeld anzunehmen, dafür Ihr Eu'ren lieben Braunen verkauft habt! Und nun gar — ein Hochzeitsgeſchenk — von Euch! Ich bitt' Euch, nehmt die Münzen zurück, ſie brennen mir wie Feuer im Schooße!

Döreken, ſagte ich beleidigt, thut es Dir denn ſo hart, eine Gabe von mir anzunehmen? Sie ſchlug die Augen nieder und antwortete keine Sylbe. Ich ging weg von ihr und ſtellte mich ſchmollend an's Fenſter. Lieber Felix, hörte ich kurz darauf dicht an meinem Ohr flüſtern. Ich drehte mich um. Da ſtand Döreken hinter mir. Was iſt das? fragte ſie, indem ſie erröthend ihr Halstuch abwarf und eine Schnur Perlen hervorzog, die ſie unter dem Mieder trug. — Das Halsband, das ich Dir geſtern mitgebracht habe. — Felix, Haſe wollte nicht, daß ich es tragen ſollte; heute morgen, ehe er in die Grube fuhr, ſah er es an mir und verbot es. Seid Ihr nun zufrieden?

Die blauen Augen des Mädchens ruhten mit einem Ausdrucke auf mir, vor dem ich innerlichſt erbebte. Ich dachte an die Worte des Vaters, mein Sinn umwölkte ſich. Wie ſie da vor mir ſtand, die unſchuldige Dirne, die Blicke bald an den Boden geheftet, bald ſchwer und unſtät den meinigen begegnend, an allen Gliedern zitternd, trug ſie nicht auch ſchon einen Kampf und einen Schmerz unter jenem rothen Buſentuche umher? Allmächtiger Gott, wenn es möglich wäre —

Ich machte in hoher Aufregung einen Gang durch das niedere Gemach. Mädchen, ſagte ich dann, hart vor ihr ſtehen bleibend und ſie ſtreng anſehend, es iſt nicht fein, daß man ein Geheimnis vor ſeinem Liebſten habe und ſeinem Willen verſtohlen zuwiderhandle. Sie bebte, wie ein Eſpenlaub. Gieb mir jene Perlen, Döreken, fuhr ich ſanfter fort; wir wollen ſie hier zuſammen in Deine Truhe ſchließen, und Du verſprichſt mir, ſie nicht eher zu tragen, als bis an Deinem Hochzeitstage und dann erſt mit Haſens ausdrücklicher Erlaubnis. Sie nickte mir zu. Leiſe zog ich die Schnur aus ihrem Buſen heraus und fühlte dabei, wie ihre Schulter elektriſch unter meinen Fingern zuckte. Sie warf die Perlen haſtig in den Kaſten und eilte laut weinend aus der Thüre. Ich — ich ließ ſie gehen und weinen. Ich that es.

Eckart, nur dazu kein ſchulmeiſterndes Kopfſchütteln, kein Mephiſtopheles-Lächeln! Du entweihſt das Mädchen und meine Selbſtüberwindung. Ich weiß, Du hielteſt mich immer für ein Exemplar eines platoniſchen Don Juan. Wenn Ihr auf der Univerſität Eueren Bällen und Banketten entgegengingt, höchſtens einmal einer hübſchen Griſette am Brunnen oder bei der Kirchweih ächtſtudentiſch den Hof machtet, ſaß ich derweile mit einem Gretchen, einem Klärchen, einem Riekchen in irgend einer Bohnenlaube und half Gurken einmachen oder Garn wickeln. Das Weib hat nun einmal als Erſcheinung, als eigenes Leben einen Reiz für mich, den ich durch Beziehungen zu mir ſelber gern durchkoſten und ausſchlürfen mag. Von Sinnlichkeit iſt wenig in mir; meine Feinde ſelbſt müſſen mir das Zeugnis geben, ich habe niemals ausgeſchweift, in ihrem Sinne. Mein Intereſſe galt der Natur als ſolcher und ihrer erhabenſten Offenbarung, der Liebe. Ich habe keine egoiſtiſchen Studien gemacht und meine Kraft nicht an der Unſchuld verſucht; ich ſpielte, wenn das tadelnswerth iſt, mit dem Affekte in eigener und in fremder Bruſt, und weil in mir ein nie verblühendes Liebeleben und ein ſtätes Bedürfnis nach einer innigen Gemeinſchaft mit einem Weibe wirkſam blieben, hielt ich es für kein Verbrechen, in dieſen Kreis zu ziehen, was als verbeißender Gegenſtand zunächſt lag.

Dieß mein Herz aus den guten, alten Zeiten! Eckart, Dir iſt es ja bekannt, welcher Blitz es zerſchmettert hat. Gott hat meinen Schwur gehört in jener Nacht, und ich glaube nicht, daß er ein Frevel war. Mein Schatten jagte in wahnſinniger Haſt rieſenlang neben mir her, wann der Mond auf Augenblicke ſeine Wolken zerriß und mitleidiges Licht auf meine einſame Flucht warf. Da hab' ich die geballte Fauſt grimmig gen Himmel geſtreckt und wieder auf mein Herz gedrückt, in dem ein tödtlich-ſchönes Doppelbild nicht weichen und wanken wollte, und hab' es mit heiligen Eiden gelobt: Keine Liebe, kein Weib wieder auf Erden!

Sei alſo für Dorthchens Ruhe nicht in Sorgen! Sie trägt ein Leid in ſich, aber eines, für das ich nicht kann: ſie liebt Haſe nicht. Ihre feine, den Umgebungen in ſtiller Abgeſchiedenheit und Selbſtbeſchauung entwachſene Seele weicht ängſtlich den Begegnungen des ſtrengen, derben, aber trefflichen Mannes aus und ſtreckt die weichen, verlangenden Fühlhörner nach einem unbekannten Etwas. Meine Geſtalt ſoll dieſes Etwas nicht annehmen, mit meinem Willen niemals. Ich will mich zurückziehen von ihr, die mich meidet und ſucht, will mich umgeben mit der Kälte und Glätte des Weltmannes, wo ſie nicht ausreicht, mit Strenge; ſie ſoll mich nicht lieben, ſie darf es nicht. Wirft man eine Perle, eine köſtliche, eben gewonnene, den Erſtling, der lange in keuſch verſchloſſener Muſchel geklemmt lag, wieder in einen bodenloſen Abgrund? Oder klammert ſich eine junge, reine Neigung um einen ausgeſtorbenen, dem Tode verfallenen Stamm, eine Epheuranke um Trümmer? — Wehe, daß mein Gleichnis lügt! Ja, ſie thut es! Ihr wäre beſſer, ſie würde mit der Wurzel ausgeriſſen, oder ſie kröche ewig am Boden fort!

Nein, Eckart! Nein, nein! .....

Seit einigen Tagen fahr' ich nun täglich ein mit den Uebrigen. Verlange keine Schilderung des erſten Eindruckes! Wähne auch nicht, in übertriebener Schwärmerei wiegte ich mich drunten ein bei fahlem Glimmen des Grubenlichtes. Ich thue ein tüchtiges Tagewerk, wie jeder andere Lehrhäuer auch. Zuerſt von Allen ſteige ich hinab, ſo will es die ſonderbare Rangordnung des Gewerkes, die den Oberſteiger zuletzt auf die Fahrt ſtellt, mein Ohr iſt ſchon an das ferne Brauſen unterirdiſcher Waſſer, an das Keuchen der Kunſtgezeuge gewöhnt, mein Auge ſchließt ſich nicht mehr, weder vor der grauen Finſternis, die tonlos mich anſtarrt, noch vor den plötzlichen Pulver- und Flammen-Blitzen. Dort ſitze ich — lache mich aus! — den Fäuſtel in der Rechten in meinem Gang, der oft ſo ſchmal und niedrig wird, daß ich mich platt hinwerfen muß, um ihn ausbauen zu können, und gehe den glimmernden Erdſpuren im todten Geſtein ſchleichend nach, und mein Hammer fällt, mein Arm hebt ihn wieder, die abgehauenen Brocken fliegen mir um das Haupt, der feine Staub in die Augen, meine Stirn näßt ſich, die Schultern knicken und die Kniee, — Triumph, Freund! Ich vergeſſe mich! Eine tüchtige, körperliche Arbeit betäubt allen Seelen-Schmerz, die Schweißtropfen beitzen mein Gedächtnis aus, der Leib entſchläft, das Herz beſchwichtigt mit. Jeder Streich gegen die ſpröden Eingeweide der Erde thut mir einen neuen Blick in eine neue Welt auf; ich möchte ſo den ganzen Ball rundum aushöhlen, nicht aus Habſucht, wie die Anderen, nicht um Euch droben das unſelige Metall als Köder hinzuwerfen für Euere Laſter und Thorheiten, — nur um immer tiefer, tiefer einzudringen und erſt am Mittelpunkte ſchwindelnd ſtillzuſtehen. Eckart, Eu're Gelehrten ſagen, es brenne ein ewiges Feuer darin. Ich fühle ſo etwas davon, ſeine Ahnung durchwallt mich wie eine behaglich-warme Flut, wenn ich einige Zoll weiter geſpalten habe und mein thöricht lauſchendes Ohr an den ſchmalen Riß drücke.

Abends, wenn der „Hundejunge“ — Du ſiehſt, ich bin ſchon ein ſtarker Techniker geworden — mein Erz in die Karre ladet, oder wenn der gefüllte Kübel in die Kaue hinaufgewunden wird, die über dem Schachte liegt, blicke ich mit einem komiſchen Stolze auf meiner Hände Werk. Kannſt Du begreifen, daß es mir neulich eine rechte Freude gemacht hat, als der alte Braun, gegenwarts mehrerer Knappen, mir beifällig die Schulter klopfte und zu mir ſagte: „Du biſt ein fleißiger Anfänger, Felix, allein der Menſch muß auch nichts übertreiben!“ Wie wenn dieſes Geſchäft Zweck, nicht bloß Mittel, ein Leben, nicht bloß Ertödten für mich wäre!

Haſe iſt mir ein wackerer Cicerone in meiner Unterwelt. Ein ſeltſamer Menſch! Sein Inſtinkt hat ihn vor mir gewarnt, der erſte Abend trennte uns gleich entſcheidend von einander, er haßt mich, ich fühle das an jedem Pulsſchlage in ſeiner Nähe, an jedem verſtohlenen Zornesblick, der aus ſeinen großen, grauen Augen auf mich zuckt. Aber einen Fuß auf der Fahrtſproſſe, und ſein Weſen wird wie umgewandelt. Ich bin ihm dann nur der jüngſte Lehrhäuer, den er als Geſchworener anweiſen und einführen muß in den edlen Dienſt, der ſeine ganze Seele einnimmt. Er iſt ganz Eifer mir gegenüber, ohne Härte, wie ohne Wohlwollen, alle Perſon geht ihm auf im Geſchäfte. Ich lerne unendlich viel von dieſem durch und durch praktiſchen Menſchen, nicht nur in der Grube mein Handwerk, ſondern auch droben, wo wir natürlich die wenige Zeit, welche der Bau freiläßt, trotz ſeiner ſichtlichen Abneigung gegen mich, doch oft genug mitſammen zubringen müſſen, das Leben außer dem Handwerk. Er iſt Bergmann vom Scheitel bis zur Zeh', redlich, feſt, verſchloſſen, kalt gegen alle Welt, ſogar gegen eine alte Mutter, bei der er wohnt, nur gegen Döreken nicht; allein ſeine Liebe trägt auch die Farbe ſeines heftigen, mit ungemeiner ſittlicher Kraft zuſammengehaltenen Weſens, eine ungeſtüme, begehrliche Zärtlichkeit, und eine faſt deſpotiſche Treue.

Gewöhnlich gehen wir Feierabends ſelbander heim, am Hauſe des Oberſteigers vorüber. Seine Braut muß dann am Fenſter ſtehen, ſie nickt ihm zu, er ſagt: Guten Abend, Dore, und damit ſchreitet er kurz vorbei, mit ſeiner Mutter zu eſſen. Ich begleite ihn, denn wir ſind nächſte Nachbaren. Sonderbarer Weiſe war es mir an einem der erſten Abende begegnet, daß ich in Gedanken an eine frühere Zeit die Tochter des Oberſteigers ſtädtiſch grüßte, ich nahm mein Barett ab. Haſe blickte mich unendlich finſter an. Herr Felix, ſagte er, laſſen Sie das gefälligſt unterweges; unſere Dirnen ſind das nicht gewohnt, und wir ſehen es nicht gern, wenn ihnen Fremde fremde Dinge in die Köpfe ſetzen. Betroffen entſchuldigte ich mich, er ſchwieg. So nennt er mich außer der Grube fortwährend „Sie“ und „Herr“, drinnen „Du“, während der Alte ſich längſt gänzlich in ſein ſtätes Verhältnis zu mir gefunden hat. Neulich entſchlürfte mir in der Arbeit ein halblauter Fluch; ein Knappe, der an mir vorübertappte, ſetzte ſeine derben, eiſenbeſchlagenen Sohlen gerade auf meine linke Hand, mit der ich mich auf den Boden ſtemmte. Haſe ſtand nicht weit von mir und hörte mein geknirſchtes „Donnerwetter“. Felix, rief er mir zu, in der Grube und beim Bau flucht kein Menſch nicht: das zieht Wetter und Schwaden an. Merk' Dir das!

Siehſt Du, ſo iſt dieſes prüdiſche Völkchen. Mit allerlei frommem Aberglauben ſpielen ſie noch, und eine erklärliche, vielleicht nur der Form nach beſtehende Gottſeligkeit ſcheint ihnen durch ihr gefährliches, abgeſchiedenes, todtes Werk erb-eigenthümlich zu werden. Nicht fluchen in der Grube! Und Ihr in Eu'ren Salons flucht in allen Sprachen, wenn Rouge ſtatt Noir fällt, Eu're Kirchen ballen heimlich wieder von gottesläſterlichen Seufzern, in Eu'ren Geſellſchaftszimmern ſchneidet die Bosheit, der Neid, das Vorurtheil ungeſcheut und von Amtes wegen den guten Namen entzwei, eines Bettels halber!

Wie rührt es mich, wenn jeden Morgen „vor Anfang der Schicht“ alle Knappen im „Zechenhauſe“ zu Geſang und Gebet ſich verſammeln, der alte Oberſteiger, ſein Mützlein von dem grauen Scheitel nehmend, mitten unter uns! Es iſt wahr, Viele von den Burſchen ſehen verzweifelt, ſtumpf und gleichgiltig drein: allein ſie rütteln doch wenigſtens nicht an der Form, und wo willſt Du im Reiche des Ueberſinnlichen ihren Anfangs- und ihren Endpunkt ſtecken, wie ihre Wirkungen arithmetiſch beſtimmen?

Fühleſt Du, wie wohl mir dieſe patriarchaliſche, gemüthliche Ruhe des thätigſten Lebens behagt! Es macht einen unendlichen Eindruck auf mich, und, meine ich, auf jeden Menſchen, alltäglich zu einer beſtimmten Lebensaufgabe geweckt zu werden. Ich habe aber ſelbſt nicht geglaubt, daß gerade eine mechaniſche, die phyſiſche Kraft erſchöpfende Arbeit ſo auf das geiſtige Theil mitreagiren könne, wie ich es jetzo an mir erfahre. Wahrlich, denen es in Eueren Kreiſen des Staates und der Geſellſchaft zu eng wird, die die überfeinerte, mit tauſend tödtlichen Stoffen zerſetzte Stickluft Euerer Sphäre zur Verzweiflung bringt: die ſollten zu den einfachſten, urſprünglichſten Beſtimmungen des Menſchen umkehren, im Schweiße ihres Angeſichtes das Feld bauen, auf freier Trift ihre Heerde weiden, durch den Forſt birſchen, nicht zur Kurzweil, ſondern zum täglichen Unterhalt. Thörichte Beſorgnis, als ob eine ſolche Thätigkeit das geiſtige Leben erlahmen laſſe! Der heilige Paulus war ein Teppich-Weber, Spinoza ſchliff Brillen, der proteſtantiſche Geiſtliche meiner Vaterſtadt — Du kennſt den alten, ehrlichen Magiſter! — war, Dank ſeiner kärglichen Beſoldung und ſeiner deſto reicheren Familie, ein gelernter Bürſtenbinder. Und wenn auch; geſetzt ein Drittel Euerer ſpinnwebenen Spekulazionen zerriſſe, ehe ſie in Büchern oder im Leben flattern, geſetzt eine Menge Ideen würden in den künſtlich überhitzten Brutöfen Euerer Gehirne nicht flügge:

Eckart, glaube mir, die Zeit ginge ihren Schritt doch fort. Denn uns ſehlt es mehr an einer tüchtigen, materiellen Kraft, an einem äußeren Impuls, an der Verjüngung und Stählung des phyſiſchen Lebens, als an geiſtigen Elementen, die ja genug außer dem Wirklichen ſchweben und ſchwanken, ohne daß aus ihren unbefruchteten Atomen eine neue Welt entſtünde. Uns thut ein Krieg noth, keine philoſophiſche Schule, eine Revoluzion, nicht ein diplomatiſches Syſtem, Blut, nicht Tinte, Flamme, kein Licht! ... Und wenn ich .....

Wie komme ich denn aus meinem Hafen wieder in Euere Stürme? Ich bin ein Kind. Hier in meiner hohlen Hand halte ich den geſtrigen Wochenlohn, ein Dutzend Silbermünzen. Sie wiegen meinem Bewußtſein ſchwerer, als die Tauſende, welche meine Pächter ſonſt in meine Hauptkaſſe ſchütteten. Es iſt etwas daran, daß erworbenes Geld, mit Schweiß und Blut der eigenen Arbeit geſegnetes, uns erfreut, nicht weil es edles Metall iſt und einen gewiſſen Werth hat, ſondern weil ein Theil unſeres Seins in ihm uns zurückgegeben wird — oder, willſt Du es einfacher haben, weil es unſer tägliches Leben friſten muß.

Geſtern habe ich dieß Geld erhalten, Samſtag Abends. Im Hauſe des Oberſteigers verſammeln ſich dann die Knappen, Braun ruft ſie, Einen nach dem Anderen, namentlich auf und zählt ihnen auf den großen Eichentiſch ihren Lohn. Du ſollteſt die Freude und das Schmunzeln dieſer rohen Geſichter ſehen, wie die Alten es ſorglich einwickeln, um es an Weib und Kind mitzubringen, während die Jungen es leichtſinnig in die ſammtbeſetzte Bruſttaſche gleiten laſſen. Morgen iſt Sonntag; da hüpft es drüben im Dorfe wieder heraus, bis auf den letzten Heller.

Mein Part wandert in die Hände der Wittwe, bei der ich wohne. Sie beſtreitet dafür meinen ganzen, ungeheueren Haushalt, den ihrigen miteingerechnet. Bedürfniſſe außer Hauſes habe ich nicht; ich müßte ſie erſt künſtlich ſchaffen. Mit meinen Knappen zu Spiel und Tanz gehen? Eckart, ſo weit vermag ich die Natur doch nicht zu treiben, und dann, ſie lieben mich nicht, ſie gehen mir aus dem Wege. Natürlich. Zum Oberſteiger?

Er iſt mit ihnen, Niemand daheim, als Dorothea, vielleicht Haſe in zärtlichem Verein bei ihr. Nein, ich bleibe. Meine Sonntage gehören Dir — und der Vergangenheit. Alle ihre ſinnlichen Zeichen und Mäler ſind nun verbannt. Den Schlüſſel zu dem ungeheueren Kleiderſchrank, in den ich meine Puppe warf — ein dunkler Nachtfalter iſt daraus entkrochen — den habe ich jüngſt vergraben, oben auf der höchſten Spitze des Mariaſprings. Nur Federn, Papier und, aus alter Zeit, ein Bild, das ich am Herzen trug in der Nacht, da ich verrathen ward, unterſcheiden meine Zelle noch von der eines jeden Häuers und Knappen auf Mariaſtein. Ja, ein Bild. Zürne meiner Schwäche! Ich habe es vernichten wollen, und meine Hand verſagte mir den Dienſt. Dort hängt es, im dunkelſten Winkel, im Schatten, tief, tief, wie in meinem Herzen. Mein Auge wendet ſich gewaltſam von ihm weg. —

Umſonſt, umſonſt! Eckart, laß mich niederfallen vor dem Bilde und es anbeten! O laß mich!

III.

Felix an Eckart.

Meine Seele iſt wüſt und leer. Sie liegt lechzend vor dem Herrn, gleich der brennenden Flur, über der der Sommer brütet, gleich jenen unfruchtbaren Felsmaſſen, worauf die Stralen der Auguſt-Sonne wie ſpitze Pfeile zurückprallen, von keinem Luftzug bewegt, von keiner Quelle genetzt, von keinem Gewitter empört. Ich habe nur einen Wunſch: Sterben! Gieb mir einen großen Schmerz oder eine große Freude, wenn Du nicht willſt, daß er in Erfüllung gehen ſoll, und das auf die ſchrecklichſte Weiſe. Verhungern iſt entſetzlich; aber an geiſtiger Leere verenden, langſam, rettungslos, ſtündlich die Krallen eines zerfleiſchenden Ueberdruſſes in den überſättigten Eingeweiden, — das iſt entſetzlicher!

Die Grube nimmt mich auf wie eine Mutter in dieſer Zeit. Ja, wie eine rechte Mutter. Ihr wißt draußen nicht, wie gut und wie lieb dieſe Erde iſt. Im Sommer, wenn droben alles verſengt und zitternd ſteht, umfängt ihre Kühle beſchwichtigend alle Sinne; im Winter hält ſie den Froſt und die Erſtarrung von ihren Nächſten freundlich ab. Iſt das nicht ganz ein mütterliches Herz, das im Stral des Glückes erfriſchend und gleichmüthig über ſeinen Kindern hängt und in den Schmerzen äußerer Kälte ihnen mit dem eigenen Herzblute Wärme, im geborgenen Schooße Schutz bietet?

Heute Morgen war ich trotz des Sonntages eingefahren. Geſtern hatten wir vor Ort ſoviel Eiſenſtein gefördert, daß die Jungen es heute noch in die Kübel und Tonnen ſchaffen und bis zum Haspel bringen mußten. Als jüngſter Häuer ſtand ich ihnen bei und führte Aufſicht über ſie. Meine Ermattung hatte mich auf die Steinhaufen hingeſtreckt, nur von fern meinte ich das Gepolter und

Geraſſel der Karren zu hören. Nie bin ich in einem ähnlichen Zuſtande geweſen. Ohnmacht iſt eine Wohlthat gegen dieſe lebendige Erſchlaffung. An die Wände des Schachtes pochten in gleichmäßigem Schlage leiſe=rauſchend die unterirdiſchen Waſſer, um mich tropfte und glitzerte es von dem ſchwarzen, kalten Geſtein heimlich nieder, und aus dem Stollen ſeitwärts ſtahl ſich ein graues, grämliches Streifſlein des profanen Lichtes in dieſe ewige Nacht. O, ich hatte ſündige Wünſche, wie ich mit drehendem Kopfe, zerſchlagen an allen Gliedern, noch mehr geknickt in den Federn meiner geiſtigen Maſchine allein da drunten lag, von Keinem geſehen, von Keinem vermißt. Wenn die Waſſer jetzt plötzlich durchbrächen! Wenn jener überhangende Block zuſammenpraſſelte und mir den Rückweg zu den Lebendigen verrammelte! Wenn ein Kobolt, ein böſes Wetter verheerend, wie der Khamſin durch die Wüſte, durch dieſes Gebäu fegte und den letzten, mühſelig heraufgewundenen Athemzug meiner todtwunden Bruſt erſtickend an ſeine ſtockende Quelle zurückjagte! Geſchehe, was will! Ich wäre ruhig und mit einem kindiſchen Vergnügen liegen geblieben, gedankt hätte ich's dem Waſſer, dem Stein, dem Wetter, die mir die Mühe ſparten, mich aufzurichten, die ſchmutzigen Sproſſen der Fahrt auf Händen und Füßen wieder hinanzuklimmen und droben im Sonnenbrande ſchwindelnd zuſammenzuſtürzen.

Das Mädchen meint, ich ſei krank. Der Alte ſchilt, daß ich mich übernommen habe, und glaubt, nun käme die Reue ſchon. Fürchte Dich nicht, ehrlicher Oberſteiger! Ich bin Deinen Gnomen, Deiner Unterwelt verfallen, ſeit ich das erſte Brod drunten brach und den erſten Schlag gegen die ſpröden Gewölbe führte! Haſe ſieht mich grollend an und ſchweigt; er findet auf dem bleichen, verwelkenden Geſicht ſeiner Dirne den Widerſchein meines Leids. Mag's drum ſein! Beklagt mich, verdammt mich, liebt, haßt, ſcheltet, weint! Mich kümmern Euere Affekte nicht mehr; ein Abgeſchiedener wandele ich unter Euch. Mich ekelt ſelbſt mein mechaniſches Treiben an; ohne Widerwillen, ohne Luſt raffe ich mich von meinem elenden Lager auf, wenn ein neuer Morgen gleichgiltig an meine Fenſter pocht. Ich fahre an, ich haue, ich haue, —

alles ohne zu denken, ohne zu wollen, ohne es ſelber zu wiſſen. Meine Hände ſind hart geworden und empfinden den Druck des Fäuſtels nicht mehr, die Nacht drunten iſt mein Element und umwogt mich vertraulich, wie ſonſt das Kerzenmeer meiner Säle, die rauhe Arbeit geht mir raſch und leicht von der Hand, und ich empfinde eben ſo wenig dabei, als ich ſonſt that, wann ich die Päſſe der vagirenden Handwerksburſchen viſirte oder am Hofe irgend eine großartige Funkzion meiner diplomatiſchen Stellung verſah. Maſchine, alles eitel Maſchine, alles ewig Maſchine! Geiſt und Leib, ſie drehen ſich auf knarrenden Rädern; ſtelle ein Reſſort anders, und das Werk nimmt einen entgegengeſetzten Gang, zerbrich — Du kannſt es mit dem leiſeſten Drucke Deines kleinen Fingers! — eine Schraube, nur einen Zahn; ein Härlein ſchiebe dazwiſchen, und die ganze Herrlichkeit hat ein Ende, ſteht mit einem Augenblicke ſtill oder läuft in raſender Geſchwindigkeit ab, bis die Kette zerſprengt iſt. — „Und darum Räuber und Mörder!?“

Lächerlich, daß wir hier unten uns abmühen, um Euch das elendeſte Metall von allen, die Ihr beſitzt, das gemeinſte, hinaufzufördern! Wie oft muß unſer Arm ſich heben und niederfallen, wie oft unſer Rücken ſich krümmen, unſer Knie ſich beugen, wieviele Fäuſte müſſen thätig ſein am Kübel, am Haſpel, am Göpel, am Pochwerk, in der Wäſche, im Hammer, um Euch ſo viel Eiſen zu geben, daß ein Bauer ſeine Pflugſchaar damit beſohlen kann oder ein Stadtſoldat ſeine Lende waffnen! Und nur in der Hülle eines feſten Steines erſcheint dieſes Metall, nirgends gediegen, wenn es nicht der Himmel als giftigen Hohn unſerer Mühſal zu Zeiten in den Meteorſteinen uns fertig vor die Füße ſchleudert! Ja, wenn es noch Gold wäre, edles, köſtliches Gold, wofür Ihr Eu'ren Herrn und Meiſter droben verrathet und Euere Treue verkauft! Aber Eiſen, gemeines Eiſen! Der Stutzer duldet es nicht einmal an ſeinem Stiefel, und ein Kammerherr fällt in Krämpfe, wenn er es entblößt ſieht in der Rechten eines friedfertigen Wachtparade-Püppchens!

Mich weht nur eine ferne, träumeriſche Hoffnung in meinem Thun an. Wie ich hier, ſo arbeiten Zehntauſende, bald vielleicht Millionen und wühlen in geſchäftiger Habſucht ſich ſtets tiefer und weiter und geſchickter in die Erde ein. Zu Zeiten meine ich ſchon das entlegene Klopfen und Pochen des nächſten Baues in dem meinigen hören zu können. Wie nun, wenn die Schätze, die wir aus den Eingeweiden unſerer Mutter reißen, erſchöpft ſind? Wenn ſie die leeren Hände jammernd ausſtreckt und den Ungeſtümen nichts mehr zu geben hat, weder dem Geize Gold, noch Eiſen dem Zorne? Oder wenn wir die Schale von innen ſo zernagt und zerbohrt haben, daß der Kern ſie nicht mehr tragen kann? Und mag es Jahrtauſende dauern, Milliarden menſchlicher Zeitmaße, — einmal muß doch dieſes Reſultat zu Tage kommen, daß drunten zwei Mineurs lachend die Zähne gegen einander fletſchen, der von Oſten grabend, jener von Weſten, oder daß Eu're geſammte Herrlichkeit, baufällig und untergraben genug, in unſere Schachte und Stollen herunterſtürzt. Wer dann juſt „vor Ort“ ſäße und hier den Zopf eines konſtituzionellen Staatsminiſters, dort die blonde Perrücke einer modernen Aspaſia als Boten der Oberwelt anlangen ſähe! Und wer, nach Jahrtauſenden wiederum, das

Golgatha unſeres Planeten heimſuchte, um foſſile Knochen und Verſteinerungen — es giebt deren jetzo ſchon genug! — für ſein Cabinet zu ſammeln! Gemach, mein Eckart! ich lenke gleich ein . . . Deine Briefe ſind mir auf dem bezeichneten Schleichwege vor einigen Tagen zugekommen. Sei vorſichtig, ſchreibe ſelten, verrathe mein Geheimnis nicht! Du haſt Unrecht mit Deinen Warnungen und Mahnungen. Was Du mir von Pflicht und Gewiſſen redeſt, findet kein Echo bei mir. Pflicht gegen Menſchen, die niemals ein Recht an mich hatten? Gewiſſen für Schamloſe, für Tod-Feinde, für Verräther? Nein, Eckart! laß ſie ruhen: meine Rechnung mit ihnen iſt abgeſchloſſen, und ſo wahr ich auf Gnade hoffe bei meinem letzten Richter, ich glaube mich nicht ſchuldig gegen ſie. In keinem Punkte. Auch erzählen und ausmalen ſollſt Du mir nicht wieder von ihren Angelegenheiten: lieber gar nichts, keine Zeile von Dir, als Vorwürfe und Erinnerungen an etwas, das ich mit Gewalt vergeſſen will!

Ob Du Recht haſt mit Deiner Profezeiung, ich werde mich nicht lange hier erhalten, weiß ich nicht. Ach, ich fürchte es beinahe. Nicht, daß ich meinem

Plane und dem neuen Berufe ſo geſchwind untreu werden könnte, o nein! Allein meine Umgebung wird mich zwingen, den Wanderſtab abermals zu ergreifen. Der Sommer brütet hier mancherlei zu einer gewaltſamen Entſcheidung aus; wie Gewitterſchwere laſtet die Luft des Thales auf mir und auf meinen Nächſten, es muß ſich bald entladen. Zerſchmetterte es mein Haupt, ſtatt der unſchuldigen! Warum mußte ich den Blitz des Himmels auf ihre Friedens-Götter herabbeſchwören und trennend in die gemeſſenen, ruhigen Bahnen ihrer Exiſtenzen fahren, wie ein verheerender Komet? Jetzt zu gehen, beſitze ich die Kraft nicht; auch ſagt mir eine innere Stimme: es iſt zu ſpät!

Mein Bewußtſein ſpricht mich frei: ich liebe das Mädchen nicht. Kann ich es, wenn im Hintergrunde meiner Seele noch immer jene Geſtalt mit den wahnſinnigen Augen und fliegendem Haar ſteht, wenn ihr dunkles Auge aus den zerrinnenden Nebeln eines mitternächtigen Traumes ſtarr und umflort, aber durchdringend in meine geängſtete Stirne blickt? Nein, ich liebe das arme Mädchen nicht. Selten habe ich ſie geſehen, gewöhnlich nur an Sonntagen, wo ich allein mit ihr im Garten ſaß oder auf die Berge ſtieg. Jeden Abend iſt Haſe dort, und ich vermeide es ihm zu begegnen. Sie ſelbſt kann ich nicht immer ähnlich vermeiden, — es würde unmöglich ſein und lächerlich obendrein. Ich habe wie ein Vater, oder klingt das zu pedantiſch, wie ein Bruder, ein treuer Freund dieſes ſchweigende, ſchöne Herz in meine Arme genommen und es aus dem Dunſt ſeiner niederen Atmoſphäre zu mir emporgehoben. Ich hatte leichtes Werk. Die Keime zu allem Edlen und Schönen lagen tief und ſicher in dem lockeren Erdreich, ich brauchte nur anzudeuten, zu vermitteln, nur aus meinen Erfahrungen und Anſchauungen abzugeben, was ihr zunächſt nöthig war, und, mich ſelber überraſchend, hob jeden Tag eine neue Blüte, eine Hoffnung, ein frommer Glaube, eine jungfräuliche Weltanſicht, eine tiefe Kenntnis ihrer ſelbſt ſich aus dem Grunde ihres harmoniſchen Seelenlebens allmählig und natürlich empor. Sie ſaß zu meinen Füßen oben auf der höchſten Spitze des Mariaſprings, und ich erzählte ihr von der Welt draußen, von ihren Wundern und Wunden, den geheimen Schönheiten und den noch geheimeren Laſtern der großen Geſellſchaft, die ſie niemals kennen lernen wird — zu ihrem Heile! — Ich entfaltete vor dieſen blauen, begeiſtert auf mir ruhenden Augen das Buch der Geſchichte mit ſeinen blutgetünchten Blättern, weiter noch das der Natur, ich zeigte ihr das menſchliche Herz, wie es iſt, ich lehrte ſie ihre Pflichten kennen und ihre Rechte an das Leben und wog ihr mit unparteiiſchen Händen den reichen Segen vor, zu dem ſie der Herr berufen. Von dem Ringen der Leidenſchaft, von den tief-ſchmerzlichen Zerwürfniſſen der Zeit und des Lebens ſagte ich ihr gefliſſentlich nichts, ſie ſollte nur wie einen Bienenſchwarm Eu're große Welt von fern, dort hinter ihren Bergen, ſummen und weben hören; daß aber keiner Euerer Schmerzen ihren Stachel in dieſe reine Seele ſenkte, deß hatte ich gut Acht. Nicht einmal das Wort Liebe iſt zwiſchen uns genannt worden.

That ich auch ſo noch zu viel, noch mehr, als ich durfte? War es nicht meine Sendung, dieſe verirrte und verlorene Seele zu retten? Und konnte ich es hindern, daß das Geſchöpf ſich mit unſichtbaren Fäden an den Schöpfer hing, die — ich fühle das — um ſo weniger zerreißbar ſind, als ſie dieſelben aus ihrem innerſten Weſen ſpann und allein, ohne mein Entgegenkommen, mit überweiblicher Kraft an meine Seele heftete? Ich wiederhole Dir: ich liebe ſie nicht, meine Sinne ſchlafen ihr gegenüber. Sie iſt nicht ſchön, obwohl ich das nicht zum Beweiſe anführe, daß ich ſie nicht lieben könnte. Du weißt, ich verfluche die Schönheit des Weibes, und ich habe Grund dazu. Sie iſt ein Kind, ich bin ein Greis, wenn Du nach Ereigniſſen und Schmerzen rechneſt, auch an Jahren ein Mann, überreif. Außerdem ſteht mein Gelübde unverletzt und mahnend mir gegenüber, zwiſchen mir und dem Mädchen. Ich habe ſie noch nie berührt, ſeit dem Abend, daß ſie mir, der zum erſten Male in Knappentracht vor ihr ſtand, die Hand reichte. Doch, — einmal. Eines Abends, droben auf Mariaſpring. Ich hatte ihr erzählt, wie glücklich ſie ſein werde, wenn ſie an Haſens Seite des Weibes ſchönſten Beruf, den der Gattin und der Mutter, erfülle. Still, wie gewöhnlich, ſaß ſie zu meinen Füßen, die großen, immer ſeltſam ſchwimmenden und feucht ſtralenden Augen in den Schooß gewendet, ein Bild zitternder Ahnung, eine reine Lilie, in deren Kelch der erſte Thautropfen einer wonnevollen Verkündigung rieſelte. Mit einer unendlichen Rührung betrachtete ich die kleine, faſt zerbrechlich anzuſehende Geſtalt und legte, wahrlich! mit dem innigſten Vatergefühle, meine Finger ſegnend auf die blonden Lichter ihrer Locken, worin ſie einen kunſtloſen Kranz blauer Zyanen gewunden hatte. Langſam hob ſie die langen Wimper auf zu mir, ihr Auge tauchte wie ein Stern in den Fluten meiner Blicke unter, und, ehe ich es hindern oder nur gewahren konnte, drückte ſie die bebenden Lippen, wie zwei Roſenblätter weich und zart, auf meine zurückziehende Hand.

Eckart, dieſer Kuß ſchauerte bis in die zarteſten Nerven meines Lebens. Der Krampf der Leidenſchaft und der Begier hat dieſelben Finger oft umſpannt, manchmal hat ein ſchönerer Mund heiß wie ein glühendes Eiſen ſich auf ſie gepreßt, manchmal ein nackter Arm ſie auf das wollüſtig wogende Kiſſen eines entfeſſelten Buſens niedergezogen: und dennoch iſt kein früherer Eindruck jemals ſo fein und ſo innig durch das Geſlechte aller Adern und Sehnen geleitet worden von den äußerſten Spitzen der kaum angehauchten Hand bis an das erſtaunt ſtillſtehende Herz. Ich mußte mich abwenden, um ihr meine Aufregung zu verſtecken; traurig ſtand ſie vom Raſen auf, und wir gingen, ohne ein Wort zu wechſeln, heim.

Deßhalb mußt Du ſie nicht für eine Mignon nehmen, dieſes einfache, natürliche Kind. Das Gift der Sinnlichkeit ſchleicht nicht in dieſem unentweihten Leibe, und wäre eine gepreßte Inbrunſt in die Feſſeln jenes Mieders geſchnürt und eine wach-geküßte Begier, ſo würde das ganze Weſen des Mädchens im gewohnten Leben nicht ſo unbefangen, ſo kryſtallklar, ſo kindiſch-heiter zu einzelnen Stunden ſein. Ich kann ſie eben mit nichts erſchöpfend vergleichen, als mit der Natur ſelbſt; bald eine Mondnacht voll ahnungsreicher Dämmerung, bald ein klarer Sonnenmorgen mit tauſend muthwilligen Lichtern, aber immer einfach, ungeſchminkt, ganz ſie ſelbſt.

Am verwichenen Sonntag ſind wir drüben im Städtchen geweſen. Wir müſſen uns, ſagte Vater Braun, einmal ein rechtſchaffenes Plaiſir machen. Wir gingen deßhalb aus der Meſſe nicht unmittelbar wieder nach Mariaſtein, ſondern blieben im „Rothen Ochſen“ zu Mittag, namentlich als des Hauptdivertiſſements eines großen Schauſpiels harrend, das den Abend in der Scheune „zum rothen Ochſen“ von einer wandernden Geſellſchaft aufgeführt werden ſollte. Ich mußte mich, wollte ich nicht albern oder undankbar ſcheinen, der Partie mit-anſchließen. Eckart, fürwahr ein rechtſchaffenes Plaiſir für mich! Ich bin nicht mehr verwöhnt, was die Bedürfniſſe meines leiblichen Menſchen angeht, denn meine Wittwe hält mich ziemlich kurz. Aber der rothe Ochſe überſtieg denn doch meine Kräfte. Ein enges, niedriges Bürgerzimmer mit Menſchen, Hunden, Hühnern, Fliegen und Dünſten angefüllt; unter rauchenden Fuhrleuten, zechenden Knappen, ſchreienden Kindern, wir an einem ungedeckten Tiſche, ich an des Oberſteigers Seite, Haſe mit dem Mädchen uns gegenüber, Döreken vergnügt, die Männer laut und lärmend, ich — nach Kräften aufgeräumt. Bis dahin hatte ich niemals den Luxus und die Comforts des großen Lebens eigentlich ſchmerzlich vermißt, denn im Hauſe des Oberſteigers herrſcht nicht nur ein verhältnismäßiger Wohlſtand, ſondern auch, unter Dortchens Auſpizien, eine ländlich-einfache Zierlichkeit. In meiner Zelle konnte ich das mir Mögliche ſelber thun, und für alle Entbehrungen entſchädigte mich ein ſtolzes: Tu l' as voulu! Aber hier — Nein, es war kaum zum Ertragen!

Das Schauſpiel des Abends ſollte allem erſt die Krone aufſetzen. Ich ſchenke Dir die Beſchreibung; es war eine jener ſogenannt humoriſtiſchen Szenen, mit denen uns unſere Genre-Maler und die Schriftſteller der großen Welt bis zum Ueberdruß beläſtigen. Eine Bühne von drei Quadratfuß, auf Fäſſern aufgeſchlagen, verhangen mit einer alten Bettgardine; durch das Dach ſchien der Mond, um die fließenden Lichter drinnen zu beſchämen. Im Einklange damit das Orcheſter und das Publikum, welches, ſeit einer Stunde verſammelt, mit Bier und Tabak ſeinen artiſtiſchen Genüſſen einſtweilen den Weg bahnte. Du weißt, mir fehlte ehemals der Sinn für ein Gemälde aus niedrigſter Sphäre keinesweges; noch als Student bin ich ja mit Dir hinter dem tragbaren Puppentheater der Jahrmärkte hergerannt, von Herzen ergötzt, wenn aus dem gewürfelten Leinen-Ueberzug des Theaters als Piedeſtal dieſer naiven Melpomene unten zwei ſtarke, männliche Beine mit ungeheueren Hufeiſen hervorlugten. Allein, mochte es von der Beläſtigung des ganzen Tages herrühren oder von einem in meiner Stimmung nur zu erklärlichen Abſcheu vor dem Lärmenden und Lächerlichen, ich konnte dem Puppenſpiel, womit die Darſtellung eröffnet wurde, nicht einmal eine grobkomiſche Seite abgewinnen. Haſe, aus anderen Gründen, ſchien ähnlich zu fühlen, ſein Ernſt, ſeine Nüchternheit, ſeine unwandelbare Ruhe gefallen ſich in „Kindereien,“ wie er es nennt, nicht. Deſto fröhlicher war der Alte, ein ächt-kindliches Gemüth, das den Marionetten gern laut zugejauchzt hätte; mehr als einmal mußte er ſein kurzes Pfeifchen wieder anbrennen, weil es ihm in Theilnahme und Erwartung ausgegangen war. Dorothea ſchien im Anfang zufriedener und heiterer, als nachher; ich fürchte, ein Blick auf mich, dem ich zufällig begegnete, ſtörte ihr Vergnügen, oder ſie ſchämte ſich ihrer Luſtigkeit über Dinge, die mir kein Lächeln abzugewinnen vermochten. Sie wurde zerſtreut und verſank in Gedanken, die, wie die Augen klar verriethen, meilenweit von jenen Brettern und Puppen abſchweiften.

Die zweite Abtheilung des Schauſpiels bildete — Romeo und Juliet. Armer William! Du magſt Dich oft genug im Grabe umwenden, wenn man auf Hoftheatern Deinen Geiſt verſtümmelt und mishandelt, darum iſt es kein Wunder, daß an dieſem Abend Dein Rieſenſchatten nicht plötzlich unter den Erbärmlichen ſtand, die ihn herausforderten, und die elende Barracke, darin man Deinen gotteslaͤſterlichen Kultus beging, mit einem Streiche zertrümmerte! Dieſes Mal waren es — laut dem Zettel! — wirkliche Menſchen, welche das „rührende Schauſpiel mit zwei Mordthaten, einer Vergiftung und einer bengaliſchen Flamme zum Schluſſe“ darſtellten. O wie ſehnte ich mich wieder nach Marionetten! Wie ſchmerzte mich durch das Ohr hinein die tiefſte Seele, wenn ich jene ſelben Worte, denen ich ſo oft entzückt gelauſcht hatte in beſſeren Tagen, hier gedroſchen, zerriſſen, ausgeböhlt, geſchrieen, wahrhaft beſtialiſch wiederſand! Rafael vermochte mit einer Linie einen weinenden Engel in einen lachenden zu verwandeln; fürwahr, die Schauſpieler überboten ſeine Kunſt noch. Ich konnte es nicht länger ertragen; bei der Balkonſzene ſprang ich wüthend auf, brach mir durch die gedrängte und ſcheltende Menge einen Weg, ſtürzte aus der Thüre — mitten in die milde, laue, ſtille Mondnacht hinein, die wie ein erquickendes Bad meine Glieder anſpülte. Es war eine Romeo-Nacht, in ihrem Flüſtern glaubte ich von ferne Bellinis Melodieen zu hören, und in den einzelnen, lichtgrauen Wölkchen, die über die Sterne flogen, ſchwebten die Schatten der unſterblichen Tragödie zu Verona.

Allein auf- und nieder-wandelnd wartete ich geduldig das Ende der Affenſchande drinnen ab. Du magſt es meinetwegen thöricht nennen, daß ich mich über einen ſo natürlichen Umſtand erhitzen und ärgern konnte. Ich liebe unter allen Kunſtformen die Parodie, freie und unfreie, willkührliche und gezwungene, am wenigſten, jede Karrikatur ſtößt mich ab, und der Spaß wird mir ekelhaft-unfläthig, ſobald er mit ſeinen kecken Beinen den gefährlichen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen macht und jenes nothzüchtigend in ſeine gemeinen Arme zieht.

Der Ochſenwirth ließ uns in ſeinem „Korbwägelchen“ — ein Gefährte, wie ich in meinem Leben kein abenteuerlicheres beſtiegen und geſehen habe, — nach Hauſe fahren. Ein müdes, lahmes Thier, ſteinige Bergpfade, und der hölzerne Sitz, feſtgenagelt auf den beiden Achſen des Wagens, machten aus unſerer Rückkehr einen letzten Akt des Trauerſpiels. Der Oberſteiger fuhr; denn nur ihm hatte ſein „Gevatter“ das Pferd anvertrauen wollen, nicht uns jungem Volke. Haſe und ich hatten den Hauptſitz inne und mußten das Mädchen zwiſchen uns nehmen, damit ſie bei den ewigen Stößen und Schwankungen unſeres Phaëtons nicht einmal zu irgend einer Seite hinabgeſchleudert würde. Dorothea war ſehr ſtill. Man brauchte nicht erſt nach dem Eindrucke zu fragen, den die ſchönſte Offenbarung der Liebe, ſelbſt in dieſer unwürdigen Geſtalt, auf ihre Seele gemacht hatte. Es war das erſte Schauſpiel, das ſie ſah; ich erzählte ihr, wieviel tauſend Male ſchöner und herrlicher das alles ſei, wo die Kunſt ſelbſt, nicht das entartete Handwerk und die erbarmungswerthe Pfuſcherei das heilige Amt übernähme, den Dichter der Maſſe verſtändlich zu machen. Sie ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. „Das mag wohl wahr ſein, Herr Felix,“ ſagte ſie, „allein für uns arme, unwiſſende Leute iſt auch das ſchon ein Großes. Und ich meine, in der Liebe der zwei Unglücklichen und in ihrem Schickſale liege ſchon an und für ſich eine ſolche Herrlichkeit und Schönheit, daß die Lumpen der Komödianten ſie nicht verdecken können. Ach, wie werden mir die Worte ewig im Ohre klingen und tönen: Entweihet meine Hand verwegen Dich, o Heil'genbild — damit ſagte ſie, ohne alle Affektazion, die Worte Romeos von der Maskerade ziemlich vollſtändig und mit einem ſo reinen, bebenden Klang ihrer Stimme her, daß man wohl hörte, wie ſie dieſelben aus tiefſtem, verborgenſten Herzwinkel ſchöpfte, in den ſie, eine treibende Saat, niedergefallen waren. Mich überraſchte weniger die mechaniſche Fähigkeit, das Gedächtnis des Mädchens, denn gelegentlich hatte ſie mir ſchon früher ganze Lieder ihres Geſangbuches hergeſagt, als vielmehr die Empfindung, die ſie in den Vortrag zu legen verſtand, ohne ſich irgend eines Kunſtmittels bewußt zu ſein. Faſt erſchrak ich, wenn ich die Konſequenzen dieſes Abends verfolgte: ein Gemüth, ſo zur Schwärmerei geſtimmt und bei aller Naivetät und Natürlichkeit des Volkes ſo durch und durch ſentimental, mußte in eine ganz neue Phaſe eintreten, wenn es die Eindrücke der Shakſpeare'ſchen Liebespoëſie erſt ganz in ſich aufgenommen hatte. Nun konnte ihr Manches aus dem eigenen Innern klar werden, das beſſer niemals zur Erkenntnis gekommen wäre. Warum ein Licht in ihre Unbefangenheit werfen? Warum, wenn wirklich ſchon Zweifel und Zerwürfniſſe in ihr gährten, ſie zum Bewußtſein bringen? Warum durch dieſe Beſchränkung, durch die Idylle ihrer Exiſtenz die verklärten Bilder einer tragiſchen Leidenſchaft und eines übermenſchlichen Geſchickes ſchreiten laſſen?

Haſe that ſeiner Seits, was er vermochte, um die augenſcheinliche Wirkung zu paralyſiren. Als er mit der Waffe eines groben, herzloſen Spottes nichts ausrichtete, brach er in die offene Verwünſchung aus: „Hole der Teufel alle Komödianten mit ihren roth angeſtrichenen Backen und den ſeidenen Fetzen auf dem verhungerten Bauche! Sie bringen andere Chriſten nur auf ſchlechte Gedanken mit ihren Alfanzereien und verderben Einem ein ordentliches Vergnügen dafür, daß man ihnen noch obendrein ſeine Sparpfennige nachwirft!“ Dortchen hatte keine Antwort auf ſeine Schmähungen, als daß ſie weiter von ihm rückte. Ihre Locken flogen im Abendwinde dicht um meine Schläfe und mein Arm, den ich mit Haſens Hand verſchlingen mußte, um ihr eine Lehne zu bilden, fühlte die elektriſche Wärme der jungen Glieder in ſich überſtrömen.

Spät kamen wir heim und ſchieden in ſchlechtem Frieden. Haſe gab mir noch eine derbe Pille mit in meine Einſamkeit: „Es giebt, mein Herr Felix,“ ſagte er zu mir, als wir vor meiner Thüre ſtanden, „auch außer der Komödie Menſchen, die mit ihren Nächſten und Beſten Komödie ſpielen, ohne ihr Geſicht zu ſchminken und fremde Redensarten abzukanzeln. Nicht wahr, die muß man noch tiefer verachten, als Jene? Gute Nacht!“ Damit ging er barſch von mir, ohne meine Entgegnung abzuwarten.

Armer Haſe! Dein Stachel traf mich unverdient! Mit Dir, mit Deinem Mädchen, mit Deinem Glücke Komödie ſpielen? Wahrhaftig, nein, niemals!

Dem Manne folgt mein ganzes Mitleid. Er iſt hart und ungerecht gegen mich, und ich kann es nicht über mich gewinnen, ihm zu vergelten, wie ich nach dem weltlichen Begriffe von Ehre und Ehrenkränkung ſollte. Ich fühle nur eine Schuld gegen ihn, wenn auch keine gefliſſentliche. Ich bin zwiſchen ihn und ſein Ziel getreten in dem Augenblicke, da er die ſichere Hand ſchon frohlockend danach ausgeſtreckt hatte; nicht mein Wille, ſondern mein Schickſal durchkreuzt die einzige Neigung, die, eben darum um ſo feſter und tiefer, auf dem Grunde dieſes ſteinharten Gemüthes Wurzel gefaßt hat. Was kann ich dafür? Er iſt zum Unglück geboren, gleich mir. Erfülle er denn ſein Schickſal, wie ich es gethan habe!

Sonderbares Leben dieſes Menſchen! Ein großes, aber dunkles Unglück hängt über ihm, ohne Poëſie, ohne Abenteuer, ein trauriges, klein-bürgerliches Loos, ohne lärmende Freude, ohne beſtechenden Glanz, ohne tröſtliche Fernſicht. Sein Geiſt

iſt gebildeter, als dieſe Sphäre es vorausſetzt; er hat die Welt geſehen und an Fremden gelernt. Sein Wille ſteht unbeugſam, als wäre er in ſittlichem Kampfe, Bruſt an Bruſt mit dem Unglück, Stirn an Stirn gegen den Schmerz groß geworden. Sein Herz hat nicht Vater, nicht Mutter, nicht Freund, nicht Bruder lieb, nicht einmal ſich ſelber; es hängt nur an einem Faden mit der Außenwelt zuſammen, und ich muß dieſen Faden zerſchneiden. Er wird hernach einſam und fremd durch das Leben tappen und nicht einmal das romantiſche Gefühl ſeines Unglückes als ſüß-herben Troſt in ſich tragen, weil er kein Organ zu ſolcher Selbſtanſchauung beſitzt.

Menſch, Du haſt ein Recht mich zu haſſen, eine Pflicht ſogar. Warum tödteſt Du mich nicht?

Schicht!

IV.

Felix an Eckart.

Es iſt vorüber. Das Gewitter hat ſich entladen. Ich athme freier.

Zwiſchen meinem letzten Briefe und dem heutigen liegen ſechs volle Wochen. Ich bin krank geweſen, recht krank, ſagt mein alter Feldſcheer. Das aufgeregte, in ſeinen beſten Quellen vergiftete Blut hat ſich gewaltſame Wege gebrochen, ein wirres Traum- und Fieber-Leben iſt durch meine Stille gefahren, nun bin ich ſchwach und erlegen, und meine bleichen Wangen ſuchen die Stralen der Sonne, vor denen ich noch jüngſt in den Schooß der Erde mich verkroch. Aber ſtatt des ſchönen, ſchwellenden Geneſungs-Gefühles, das uns ſonſt nach einem ſchweren Siechthume feurig wie ein junger Wein in allen Adern rollt, ſchleicht nur eine bittere, faſt verzagende Wehmuth in mir, und wenn ich die erſten fallenden Blätter im Winde rauſchen höre oder, am Fenſter ſtehend, in geballte Sturmwolken, Boten eines nahen Winters, hinaufſtarre: ach, Eckart! dann mein' ich in der kaum geheilten Bruſt hundert neu aufgebrochene Wunden zu fühlen, und eine heiße Thräne ſtiehlt ſich in mein Auge: Warum fällſt Du nicht, wie ſie? Warum ziehſt Du nicht von dannen, wie ſie?

Deine Eliſabeth braucht ſich um mein Leben nicht zu ſorgen und zu härmen. Ich bin gerettet. Was langſam verſiegen ſoll, darf in keinem Erdſturze untergehen, und ein elendes Krankſein ſoll doch am Ende nicht mehr vermögen, als der Schmerz und die Verzweiflung? Nein, ich bin geſund, ich bin es!

Verdammt! Daß mein Leben wie ein ſchlechterfundener Roman ſich verwickeln und löſen muß! Der Held fällt in ein Bruſtfieber, oder ſein Darmkanal entzündet ſich, oder ein Gaul ſchlägt ihn vor die Stirne, damit die erſte Liebhaberin Gelegenheit bekommt, als barmherzige Schweſter aufzutreten und mit Pillen und Mixtur an dem Kiſſen zu ſtehen und zu ſchluchzen und zu beten, bis der Held gerührt wird, ſich aufrichtet, die hageren Arme ausſtreckt: Dein, auf ewig! Der Vorhang fällt! Nun, ſo lache doch, Eckart! Du ſiehſt ja, es iſt ein Luſtſpiel: „ſie kriegen ſich!“

Wenige Tage, nachdem meine letzten Zeilen an Dich den gewohnten Weg gegangen waren, überfiel es mich, zuerſt in der Grube. Halb ohnmächtig mußte ich heraus und auf mein Zimmer geſchafft werden, meine Wittwe heulte wie ein bezahltes Leichenweib, der Dorfbarbier ſchlug mir eine Ader auf, das heißt, er metzelte ſo lange in meinem Fleiſch umher, bis das Meſſer zufällig eine zerſchnitten, und Abends war die Novellen-Kataſtrophe im vollſten Gange: Bewußtloſigkeit, Viſionen, Irrereden, händeringende Frauensperſonen, und ein matt-erhelltes Krankengemach. Von dem zunächſt folgenden Zeitraume weiß ich eben nicht viel zu berichten: bald tobend, wie ein Wahnſinniger, bald ſtarrſüchtig auf meinen Strohſack hingeſtreckt empfing ich nur wie aus weiter Ferne, durch einen Nebel die Sinnen-Eindrücke der nächſten Umgebungen. Oft ſah ich eine weiße, weinende Geſtalt ſich über mich beugen, freundliche Hände wiſchten mir die ſchweren Todestropfen von der Stirne, und einmal, als der rothe Born meines Lebens wieder aus künſtlichen Quellen zornig ſprudelte und ziſchte, fühlte ich zweier Arme inniges Umfangen an der gequälten Bruſt, eine Stimme ſchrie, daß es grell und ſchmerzlich in meine Erſtarrung ſchnitt: „Felix, Felix! Du darfſt ja nicht ſterben!“ Dazwiſchen ging wieder das Bild eines alten, weißhaarigen Mannes, der mich bekümmert und kopfſchüttelnd anſah, und ein anderes Angeſicht, in dem Haß und Mitleid auf eine ſeltſame Art verſchwammen, meinem verhüllten Auge vorüber.

Die erſte Szene, die mein zurückkehrendes Bewußtſein wieder beſtimmt in ſich aufnahm, war eine ſo ſchreckliche, daß ich gern die ſatten Augen auf immer wieder geſchloſſen und mich in ewige Nacht zurückgeworfen hätte. In regungsloſer Ermattung lag ich da, unfähig ein Glied zu rühren, nur mit der Wimper zu zucken oder aus der ringenden Bruſt eine

Sylbe hervorzuſtoßen; aber ich ſah und hörte Alles, was an meinem Schmerzenslager vorging. Dorothea ſaß auf einem hölzernen Schemel in ſich gekauert zu den Füßen meines Bettes, Haſe ſtand vor ihr, ſeine eiſerne Hand hart auf ihre Schulter gelegt: Wird es Dir nun bald gefallen, knirſchte er, Deinen unſchicklichen Platz hier aufzugeben? Sie ſchüttelte langſam das Haupt. Du haſt gehört, fuhr Jener fort, was der Bader geſagt hat, alle Gefahr iſt vorüber, was willſt Du noch? Sie wies, in ihrem Schweigen verharrend, auf mich. Ich weiß es, warum Du bleibſt. Du liebſt ihn, Du wirſt zum Wortbrüchigen an mir, des Fants wegen, den ein böſer Engel hier in unſere Berge geführt hat. Ich wünſchte, er wäre mit ſeinem Pferde in den unterſten Abgrund unſerer Berge geſtürzt, als er aus ſeiner infamen Welt ſich hierher rettete. Daß jene Gläſer und Tropfen, die Deine Hand ihm reicht, zu Gift würden — Halt, rief ſie plötzlich dazwiſchen, Sie läſtern, Sie verſündigen ſich, möge Ihnen Gott verzeihen, was ich Ihnen verzeihe und jener Unglückliche auch, wüßte er, was um ihn vorgeht!

Eine tiefe Stille folgte auf dieſen Wortwechſel. Haſe ſtand erſchüttert da, die Arme untergeſchlagen, bleich und ſteinern, ein Bild der gewaltigſten, mühſam verhaltenen Aufregung. Das Mädchen hatte ſich zwiſchen ſeinen Haß und deſſen Ziel geworfen, als wollte der jungfräuliche Leib mein Schild werden, wenn Jener die Fauſt gegen mich erheben könnte. Er that es nicht, ſeine Stimme kämpfte mit Thränen, er ſuchte die verweigerte Hand der Verlorenen zu faſſen, indem er, weich und beſchwörend, wie ich ihn nie gehört hatte, auf ſie einredete. Döreken, ſtammelte er, warum kannſt Du nicht wiederum werden, wie Du warſt, bevor er es Dir angethan hatte? Froh, Deinen Geſpielen gut, mir treu, ein glückliches, ein ſeliges Kind! Kehre doch um, da es noch Zeit iſt; er verdirbt Dich, hüte Dich vor ihm. O Gott, o Gott, ſtöhnte das Mädchen, die Hände ringend, kann ich denn? Soll ich Ihnen lügen, Sie mit in mein Elend ziehen? Meine Pflicht gehört ja Ihnen, gebieten Sie über mich, nur fordern Sie das Unmögliche nicht! Er brach in lautes Weinen aus bei dieſen Worten, ſah ſie durch Thränen funkelnd an — ein Blick, wie ihn keine Farbe, kein Laut der Erde wiedergiebt, in dem eine unendliche Liebe und ein grimmiger Haß, die weichſte Reſignazion und der gebietendſte Zorn einander jagten — noch ein Moment, und er war verſchwunden. Die Thüre fiel klirrend hinter ihm in's Schloß.

Das Mädchen blieb allein bei mir zurück. Ich ſah, wie die feine, zierliche Geſtalt jäh in ſich zuſammenknickte, ſie fiel auf ihre Kniee und begrub das blaſſe, thränenloſe Antlitz in die Decke, die meine Glieder verhüllte. Eine lange Weile lag ſie ſo; dann hob ſie ſich vom Boden auf, ſtrich ſtöhnend die blonden Haare aus der Stirne und trat zu mir, mich leiſe am Arme ſchüttelnd. Ihre Hand reichte mir den Löffel mit der gewohnten Arzenei, ihre Finger richteten ſtark und liebreich mein Haupt empor, daß es an ihrem Buſen ruhete und von ſeinem fliegenden Athem heiß angeweht wurde. Und ich — ich — —

Eckart, ſtoß dieſes Blatt ſchaudernd von Dir, wirf es zu Boden, tritt es mit Füßen, fluche mir, Eckart, in Deiner Todesſtunde, wälze das Urtheil ewiger Verdammnis ſchwer wie einen Felſen auf meine Seele — ! —

Eckart, ich warf mich mit einer gewaltigen Anſtrengung zurück, und meine Rechte ſchleuderte den Arm des hilfreichen Engels weit von ſich.

Und nun keine Sylbe mehr! Ich kann nicht weiter. Meine Feder entſinkt der noch entkräfteten Hand — bis heute Abend.

*

Mein erſter Gang, als ich mich am Stabe wieder die ſchmale Treppe meiner Hütte hinabtaſten konnte, war in Haſe's Haus. Seine Mutter, ein widriges, altes Weib, das nur im Stolze auf ihren Sohn lebt und webt, empfing mich, wie Du leicht denken kannſt, nicht auf das Gütigſte und führte mich unter tauſend höhniſchen und biſſigen Bemerkungen in das Hinterſtübchen, welches „ihr Gottfried" bewohnte. Er ſaß, den Kopf auf beide Hände geſtützt, vor ſeinem Tiſche; am Fenſter ſtand der Oberſteiger und trommelte, abgewandt, auf die runden Scheiben. Es war ein Arbeitstag, und dennoch Beide nicht in der Grube! Bei dem Oberſteiger überraſchte mich dieß nicht ſo ſehr als bei Haſe; jener fährt nur bei außerordentlichen Gelegenheiten an oder um die Arbeit der Knappen zu beaufſichtigen, für Haſe, den dienſteifrigſten, war es aber ſicher das erſte Mal, daß er ſich ſeiner Obliegenheit entzog.

Klein-bürgerliche Trauerſpiele haben ein entſetzlich Peinliches; ich hatte das noch niemals ſo in der Nähe erfahren, zum Theil in mir ſelber, als an dieſem Tage. Wenn eine Leidenſchaft, wenn das Schickſal ſittlich große Menſchen oder exzentriſche Naturen einander feindſelig gegenüberſtellt, ſo giebt dieſer Kampf bei allem Schrecklichen, das er bietet, immer noch ein erhabenes, ein göttliches Schauſpiel. Es gemahnt mich wie eine Feuersbrunſt, ein Sturm auf See, ein Erdbeben, wie ein Streit der Elemente. Verläuft ſich in die laue, gemäßigte Zone der Geſellſchaft par excellence einmal ein tragiſches Ereignis, ſo hat über die Betheiligten der gute Ton und die noble Gewohnheit wenigſtens immer noch ſo viel Einfluß, um das Gemeine und Ekelhafte fernzuhalten. Melpomenes Dolch ſtumpft ſich ab, er verwundet um deßwillen nicht minder ſchmerzlich, allein er weicht doch nicht dem niedrigen Straßenprügel. Unter dem Ordensſtern und der diamantenen Stirnbinde muß auch die Leidenſchaft verſteckt werden: der Egoismus darf ſich nicht ganz nackt und bloß geben, und man ſpielt in erhabenen Phraſen mit einander Komödie, während die Parteien ſich freilich lieber in die Haare fielen. Bei dem „Ungebildeten" hört aller Zwang der Sitte, wie alle Erhabenheit des Gefühles auf; Neid, Eiferſucht, Geiz, Haß, Widerwille offenbaren ſich hier auf die ſchonungsloſeſte Weiſe und ſtatt eine tödtliche Wunde zu ſchlagen, bewerfen ſie den Verfolgten, Getroffenen ſo lange mit ihrem Koth, bis er das Feld räumt oder zuſammenſinkt, am Leben geſchlagen. Es iſt eine niedrige Beißerei unter Metzger-Hunden, wenn Du jenes mit einem Kampf zweier Löwen oder Tigerthiere vergleichen magſt.

Haſe's Mutter übernahm die erſte Rolle. Ich erſtaunte über die Beredſamkeit, welche die ſchmutzige Sibylle entfaltete, indem ſie bald den Oberſteiger, bald mich mit ihren Schmähungen überſchüttete, bald ihrem Sohne ſchluchzend zuredete, er möge ſich das einfältige Zeug nicht ſo zu Herzen nehmen, es gebe ja der Mädchen genug für einen Mann wie er, er könne mir es am rechten Ende mit Wucher wiederzahlen, und was dergleichen edle Gemeinplätze mehr waren. Wir Männer hielten uns, ihr gegenüber, ganz ſtill, ich beinahe betäubt und ſchwindelnd bei der furchtbaren, alle Mittel ungeſcheut und gierig handhabenden Leidenſchaft des Weibes. Als ſie erſchöpft inne hielt, ſtand Haſe langſam auf, führte ſie an die Thüre und ſagte mit Ruhe zu ihr: Mutter, nun hat Sie Zeit, daß Sie geht! Wenn ich Sie wieder brauche, werde ich zu Ihr hinunter-kommen! Er öffnete und ſchob die Widerſtrebende mit langſamer Gewalt hinaus.

Als ich hierauf das Wort nehmen wollte, winkte er mir zu ſchweigen. Ich weiß, was Sie ſagen wollen, ſprach er finſter zu mir. Sparen Sie Ihre dürftige Kraft; zwiſchen uns kann von einer Erklärung keine Rede ſein. Wäre ich ein vornehmer Herr wie Sie, ſo gingen wir mitſammen auf Mariaſpring und nähmen ein gut' Paar Terzerolen mit. Ein halb Pfund Blei in die Luft verpafft, zwei Zoll weniger von Ihrem oder von meinem Fleiſche, im glücklichſten Falle ein Todter, — dann wäre uns geholfen. Ich bin aber nur ein Lump von einem Bauern oder Taglöhner; für uns ſind die feinen Ehrenkämpfe nicht gemacht.

Ich ſteh' Ihnen, wo und wann Sie wollen, ſagte ich entrüſtet. Er: daß ich ein Narr wäre! Ich hab' mein Leb'tag noch ſo kein Ding losgebrannt, und Sie könnten in's Fäuſtchen lachen, wenn ich meine Haut gutwillig zu Markte trüge. Nein, Herr Felix! davon iſt keine Rede nicht. Wir müſſen es ſchon eine Weile mit einander aushalten, ohne uns die Hälſe zu brechen.

Hier drehte ſich der alte Braun um und blickte mit Augen voll Thränen uns Beide an. Gottfried, ſprach er mit gebrochener Stimme, heißt das wie ein Chriſt denken und reden, oder wie ein ehrlicher Bergmann? Schämſt Du Dich denn nicht in Deine verdorbene Seele hinein? Mir bricht und blutet ja das Herz bei dem Jammer auch genug; aber kann er denn was dafür oder dawider?

Du hätteſt die ehrwürdige Geſtalt ſehen ſollen, wie ſie, verſöhnend halb und halb gebietend, zwiſchen uns ſtand, wie die einfachen, frommen Worte ſo gar erhaben und groß in unſeren Streit herabfielen. O, ich wußte mich kaum zu laſſen vor Weh und vor Schaam, ich hätte in die Erde ſinken mögen, und wäre meine Kraft, die phyſiſche wie die moraliſche, nicht durch das lange Siechthum gebrochen geweſen, ich würde Hand an mich ſelbſt gelegt und mit einem Schnitt den Knoten gelöſt haben.

Tags zuvor, ſo errieth ich aus dem nun ruhiger fließenden Geſpräche, war Haſens Beſtallung zum Berggeſchworenen vom Kollegium endlich eingetroffen, zu gleicher Zeit der Konſens zu ſeiner Verehelichung. Er hatte die wichtigen Papiere gleich zu Dorothea getragen und um ein letztes, entſcheidendes Wort in Faſſung und Ruhe gebeten. Die Unglückliche, der nahen Wirklichkeit gegenübergeſtellt, hatte jetzt erſt das ſchreckliche Dilemma ihres Lebens in ganzem Umfange begriffen; Du erräthſt leicht, Freund, wie ſie es löſte. Ich kann die Ihrige niemals ſein, gab ſie dem Freier zur Antwort, umklammerte ſchluchzend des gebeugten Vaters Kniee und flüchtete, als ſie dort keine Aufnahme fand, auf ihr Kämmerlein. Haſe zerriß hohnlachend den Konſens, faltete ſein Reſcript zuſammen und ſchied auf Nimmerwiederkehr, von der Schwelle des gaſtlichen Hauſes. Der Alte blieb mit ſeinen Bekümmerniſſen allein zurück. Vielleicht wundert es Dich, daß er nicht mit einem ſtrengen Machtſpruche ſein

Mädchen zur Erfüllung des übereilten Gelübdes anhielt? Laß ihn auf dieſen Zweifel ſelber antworten in der Weiſe, wie er zu mir geſprochen, als wir am Abend des böſen Tages einen Gang auf die Höhe gemacht hatten: Sie iſt mein einziges Kind, ſagte er, mein Alles auf der Welt, ich habe ja nichts als ſie. Ich ſehe, wie ihr das Herz zerbricht, und vermag nichts für ſie zu thun, nicht einmal weinen kann ich mit ihr und darf ſie nicht in dieſe alten Arme nehmen, weil ich ja ihr zürnen und grollen muß. Aber zwingen kann ich ſie nicht; ſoll ich meiner Einzigen eigenhändig das Meſſer in die junge Bruſt ſtoßen? Nein, ſchlimmer: ſoll ich ſie langſam vor mir verſchmachten ſehen, weil ſie als Opfer eines vorzeitigen Verſprechens ſich an einen Anderen mit Leib und Seele verkauft hätte, als an den, welchen ſie nun einmal nach Gottes Fügung liebhat? Und dann, ich habe meinem Weib in die Hand verſprochen, auf ihrem Todtbette — Gott hab' die Gute ſelig! — unſer Kind nicht zu zwingen, und ſie ſanft zu halten, ſie gehen zu laſſen, wie es ihre ſeltſame Weiſe will! Davor bewahren mich ja alle Heiligen, daß ich an meiner eigenen

Frau zum Meineidigen würde und zum Mörder an meinem Döreken! Armes Döreken! Sie hat ja genug zu leiden und überall wenig' Freud' auf Erden genoſſen!

Der Alte ſchien mir ein Heiliger, während er ſo redete. Zwiſchen all' dem Tumult und der Verwirrung um ihn behielt er ſeine Ruhe, die tief und klar wie der Spiegel eines Sees das ehrwürdige Greiſen-Antlitz überfluthete. Der Schmerz hatte in dieſe kindliche Seele, ohne ſie zu verrücken oder zu beugen, einen Schwung und eine göttliche Erhabenheit gebracht, vor der unſere Leidenſchaften und Verirrungen unwillkührlich ſich verkrochen. Daß er es zu einer Vermittelung zwiſchen mir und dem Feinde bringen ſollte, war nicht wohl möglich: ſeine Einfachheit traf aber unbewußt den rechten Weg. Ihr Beide müßt, ſagte er, über Kurz oder Lang fort von hier: Deinetwegen, Haſe, ſchreib ich noch morgen an das Kollegium, Dir kann eine beſſere Placirung oder eine gleiche nicht entgehen, wenn ich es richtig in's Licht ſetze, und was den Felix angeht, ſo muß mir der, ſobald er ſich von ſeinem Gebreſte ordentlich erholt hat, hinaus, entweder zurück in ſeine Welt, oder, wenn er nicht will, in einen anderen Schacht, in ein Schiff über Meer, unter die Soldaten, wohin es ihm gefällt. Zuſammen bleiben könnt Ihr nicht, auch dem Mädchen iſt's nöthig, daß Ihr ihm Beide aus den Augen kommt. Dann mag es die Sache in Ruhe mit ſich überlegen, ein Jahr über das friſche Unglück hingehen laſſen, und hernach — wie Gott will!

Seine Zuverſicht, ſeine Mäßigung, die Klugheit, womit er dem leidenſchaftlichen Haſe noch eine entfernte Hoffnung zeigte, ſein ganzer ſittlicher Halt imponirte uns gewaltig. Mit Ueberraſchung und mit einer ungeſchminkten Ehrerbietung ſah ich an ihm empor; es war, als ob die Wirrſale und das Leid der nächſten Gegenwart den Mann vergrößert hätten und trügen. Haſe fügte ſich, ich, bei dem ganzen Handel in eine unglückliche Stellung gezwängt, war froh, daß eine fremde Hand mir Verworrenen, Irr-gewordenen einen Ausweg zeigte. Wir mußten ihm noch in ſeine Rechte verſprechen, keinerlei Feindſeligkeit gegen einander zu unternehmen, damit die böſe Welt — auch hier, hinter den Bergen, unter der Erde, dieß Geſpenſt der öffentlichen Meinung! — nicht noch mehr Stoff zu ihrem Gerede bekäme. Zum Schluſſe der Friedensverhandlungen wollte Braun, daß wir, Haſe und ich, uns die Rechte reichen ſollten. Jener gehorchte, ich trat zurück. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, einem Manne die Hand zu ſchütteln, der mich mit einem tödtlichen Haſſe verfolgen mußte, ohne daß ich ihm einen ſelbſtwilligen Grund dazu gab. Meine ganze Seele wandte ſich, krampfhaft zuſammengezogen, von der ſeinigen ab, nicht aus einer Erwiderung ſeiner Feindſchaft, nicht rachſüchtig und grollend, wahrlich nicht, denn ich mußte ihn ja beklagen und mich als die unſchuldige Urſache ſeines herben Verluſtes anſehen; aber ihm die Hand drücken, wie Dir, wie einem Freunde, meinetwegen nur wie einem Verſöhnten, einem Bekannten — nein, ich vermochte es nicht. Der Oberſteiger ſah mich ſtreng an, Haſe kalt; ich ſagte ihnen ruhig, wie ich in dem Augenblicke empfand, und Haſe entgegnete, mich mit einer ſonderbaren Bewunderung anblickend: Er hat Recht, und es iſt noch brav von ſo einem Hofmanne obendrein, daß er es mir vor die Stirne ſagt. Adieu denn, und ohne Händedruck!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Wir ſchieden, der Alte und ich. Er forderte mich auf, noch einen Abendgang mit ihm zu machen. Nach Hauſe triebe es ihn nicht, ſeufzte er, weil ihn ſein unglückliches Kind nicht, wie ſonſt, ſingend und ſpringend empfange. Jedes Wort des Mannes war ein Dolchſtich in meine zerknirſchte Seele, und wenn Haſe's Haß und offene Feindſeligkeit mich nicht hatten erſchüttern können, ſo fühlte ich dagegen, dieſem ächten und maßloſen Vaterſchmerze gegenüber, eine um ſo ſchmerzlichere Bewegung, als er mich ſein Unglück gar nicht entgelten ließ. Ich ſagte ihm das, mein ganzes, gequältes Gemüth goß ich vor ſeinem Blicke aus, ich erklärte ihm, daß ich ſein Kind nicht liebte, ich flehte ihn an, hart mit mir zu ſein; er erwiderte: Soll der Vater haſſen, was die Tochter liebt? Unnatürlich! Und zuletzt, was kannſt Du dafür, daß Dich mein Mädchen gern hat, ja was geht es Dich an?

Unſere Schritte hatten uns auf den Kirchweg geführt. Es war ſchon ziemlich ſpät Abends und die Landleute oder die Angehörigen der Knappen, die im Taglohn drüben gearbeitet hatten, kehrten heim, den Oberſteiger freundlich und mit einem zutraulichen Reſpekte grüßend. Als wir auf der Höhe angelangt waren, tauchte die Sonne gerade groß und glühend in den Schooß des dunklen Berges unter. Ein brennendes Licht flog in bunten Wolkenſtreifen über den blauen Himmel und ſtralte roth auf den kahlen, herbſtlich gefärbten Rücken des Gebirges. Drunten wieder die Tannen, von denen nur noch die Wipfel licht angehaucht ſchienen, und die zerſtreuten Hütten, unter ihnen das weiße, lachende Haus des Oberſteigers, in deſſen Fenſtern die Abendſonne grell und zitternd funkelte. Hinter dieſen Scheiben, in all' dem Glanz und Glaſt verblutete ein menſchliches Herz, und der es zerriſſen hatte, — o pfui über ihn! — der beſaß weder Kraft genug, es heilend, liebevoll in ſeine Arme zu nehmen, alles Andere, Fremde und Vergangene über ſein Glück vergeſſend, noch Schwachheit genug, durch ſeinen Tod ihm eine theu're Ruhe — gleichviel, welche? — zu erwerben!

Auf meinen Stab geſtützt, ſtarrte ich in das Gluth- und Duft-Meer hinab. Der Alte mahnte mich, mein Geſicht ſanft umwendend, an den Augenblick, da wir zuſammen von der entgegengeſetzten Seite gekommen waren und ich ihm meinen verderblichen Entſchluß zum erſten Male mitgetheilt hatte. Auch dabei ſtahl ſich kein Vorwurf in ſeine milden Worte, im Gegentheil, er redete begütigend und mit einer überzarten Schonung in mich hinein. Ich weiß nicht, wie es kommt, ſagte er, mein Herz ging Dir gleich am erſten Abend eine tüchtige Strecke entgegen; es muß eine Wahlverwandtſchaft geweſen ſein, wie das die gelehrten Phyſiker nennen. Siehſt Du, wie dazumalen der Geſchworene ſo garſtig gegen Dich war, das ärgerte mich in die tiefſte Seele hinein. Und, mag es ein Unrecht ſein, Dir das ſo einzugeſtehen, magſt Du es meinetwegen ſogar falſch auslegen, oft ſchon hat es mich bedünken wollen, als ob er mit ſeinem barſchen, feſten Weſen für mein Kind eben ſo wenig paſſen könne, als für mich. In mancher Stunde, wo ich Dich drunten ſo emſig hanthieren ſah, wie Einen der Beſten und Aelteſten vom Gewerke, oder in den ſchlafloſen Nächten Deiner Krankheit, wo mir ein zu ſpätes Licht aufging, wenn meines Mädchens Schluchzen und verhaltenes Weinen mich wach-hielt, da kamen mir wohl eine

Menge thörichter Gedanken, für die mich alten Mann der Herr jetzo ſo arg heimſucht.

Ich errieth, was er wollte. Ich wich ihm aus, — ach! ich durfte, ich konnte ihm ja nicht begegnen. Und, ſo gern ich niedergefallen wäre, jene väterliche Hand zu küſſen, jene milden Lippen um einen Segensſpruch für mein Leben anzurufen, ich fühlte ja die Feſſel an meiner Hand klirren, die mich abhielt. Stumm gingen wir zurück. Einmal unterbrach Braun das Schweigen, indem er mich feierlich bei der Hand faßte und in gehobenem Tone zu mir ſprach: Felix, wiederhole es mir noch einmal, hier unter freiem Himmel: Du haſt das Mädchen nicht lieb? Ich ſchüttelte mit dem Kopfe. Er fuhr fort: Du biſt ihretwegen nicht hier geblieben, wie ich an jenem Sonntag-Morgen befürchtete? Ach, und doch hat meine Ahnung ſich, und ſo raſch, erfüllt. Felix, kannſt Du ſie niemals lieb haben? Kannſt Du nicht?

Mir brach das Herz. Ich konnte nicht Nein ſagen, ich konnte ihm eben ſo wenig erklären, was zwiſchen mir und ſeinem Kinde ſtehen müßte, und wenn Gott ſelber unſere Seelen in Eins gegoſſen hätte. Ich drückte ſeine Hand an meine Bruſt und ſagte: Fragen Sie dieß da! Ich verſtehe es ſelbſt nicht mehr!

Schilt mich, Eckart, daß ich nicht Kraft genug hatte, mich ganz von dem Alten loszureißen und mein neues Daſein auf ewig mit dem dieſer einfachen Menſchen zu verknüpfen. Für die Welt, für Euch bin ich ja todt, ich begehe kein Verbrechen, wenn ich ein anderes Band ſchließe, da das frühere, und nicht von mir, zerriſſen worden iſt, ich vervollſtändige nur mein jetziges Leben und gebe ihm, was ihm fehlt, — Liebe. Niemals habe ich ſie in ſo wahrer Bedeutung, in ſo natürlicher Geſtalt an meinem Wege gefunden; ſoll ich nun gleichgiltig an ihr vorübergehen und in ihre ſehnlich ausgeſtreckte Hand das Almoſen eines kühlen Mitleids werfen, weil das Geſetz mich gefeſſelt hält? Ein Geſetz, das ich nicht mehr anerkenne, dem ich mich entzogen habe? Soll ich mir Pflichten gegen eine Geſellſchaft und Rückſichten auf die Vergangenheit aufbürden, wenn ich meiner Rechte mich freiwillig begab und gänzlich aus ihrem Verbande ſchied? Worauf warte ich denn noch im Leben? Ich bin kein Jüngling mehr, die Periode meines Strebens, manche Verirrung und mancher Genuß liegen hinter mir; es wird Zeit, zu dem Wahren und Natürlichen umzukehren und das Bleibende im Wechſel aufzuſuchen. Was kann mich beglücken, wenn es eine ſo großmüthige Liebe nicht im Stande iſt? Wo ſoll ich Hütten bauen, wenn nicht auf ſolchem Grunde? Alles Aeußerliche und Zufällige iſt ja von mir abgefallen, warum noch an ihm haften und in die neue Exiſtenz die geſprungenen Ringe einer alten Feſſel mit hinüberſchleppen?

Mit ſolchen Gedanken grüßte ich die aufgehenden Sterne. Vor meiner Thüre angelangt, wollte Braun ſcheiden. Ich bat ihn mir zu erlauben, daß ich ihn begleitete; eine ſchwere Schuld drückte mich: ich hatte ſeiner Tochter noch nicht gedankt für ihre Sorg' und Pflege, ſie noch nicht um Verzeihung gebeten für meine Härte, meinen unbegreiflichen Starrſinn. Der Alte wollte mich nicht hindern, wir gingen zuſammen. Wie mir das Herz ſchlug, je näher wir dem dunklen, ſchweigenden Hauſe kamen! Das Mädchen ſaß, ohne Licht, ohne Arbeit, in der Stube.

die Hände auf die Fensterbrüſtung gelehnt, und blickte in die Nacht hinaus. Wir begrüßten uns; der Vater hieß ſie Licht anzünden. Sie ging, und als ſie zurückkehrte, konnte ich das bleiche, vom Kampf und Schmerz der letzten Tage vergeiſtigte Antlitz nach Muße betrachten. Es kam mir zum erſten Male ſchön vor; es hatte ſich verändert, die Verhältniſſe waren edler, die Züge bedeutender geworden, der Reiz der Kindlichkeit, jener unbefangene, lebensfrohe Ausdruck, der, wie ein leiſer Schmelz auf dem Sammet des Pfirſichs, früher auf Stirn und Wangen geruht hatte, war nun gewichen, allein mit ihm auch die Schlacken des Gewöhnlichen, Leeren ausgeſchieden. Dieſes Auge hatte nun eine Geſchichte zu erzählen, dieſer Mund kannte einen Schmerz, über die lichte Stirn waren die Schatten des Kummers und der Leidenſchaft gegangen.

Dorothea war den Nachmittag beſchäftigt geweſen, die Denkmäler ihres Verhältniſſes zu Haſe zuſammenzuleſen, um ſie ihm zurückzugeben. Eine entſetzliche Sitte, deren grauſame Symbolik auch in dieſe Wüſte gedrungen iſt! Vielleicht, daß Habſucht und eine gemeine Berechnung eher den Grund dazu herleihen als Gefühls-Zartheit; man giebt ſich Geſchenke zurück, nicht weil man ſie nicht mehr tragen und beſitzen will, ſondern damit auf Seiten des Anderen kein Rechtsanſpruch mehr ſei, keine Forderung an Werth. Als ob eine Scheidung ſolcher Art noch dieſer herzzerreißenden Zeremonie bedürfte! Ich geſtehe, daß ich an jenem Abend den Doppelreif mit dem ſinnreichen Motto: „unis pour toujours“ („toujours“ hieß hier zween Jahre!) auch weit weggeſchleudert habe von meiner Hand. Mich verlangte es, ſein los zu werden; aber muß man denn nun gerade auswechſeln, bei Heller und Pfennig mit einander abrechnen? Pfui über die Seele, die bei einem ſolchen Bruch noch denken mag an Kleinlichkeiten und Aeußerlichkeiten!

Man darf das dem Mädchen nicht zur Laſt legen. Ihre Hand gehorchte nur der Sitte, als ſie aus den Truhen und Schränken die Gaben der unerwiderten Liebe ſammelte, zu einem Scheiterhaufen gewiſſer Maßen, worauf das Gedächtnis an eine große Lebensperiode verkohlen ſollte. Da ſtand es vor ihr, in einem geſlochtenen Korbe, das geweſene Glück! Bänder, Tücher, ein Mieder von grünem Sammet mit Goldbordirung, ein Paar weiße baumwollene Handſchuh, ſilberne Schuhſchnallen, Ohrgehänge, ein Collier von ſchlichten Korallen, — eine ganze Ausſtellung, denn Haſe ſuchte eine Ehre drin, recht freigebig zu ſein, mehr der Leute wegen, als um ſeinem Gefühl zu genügen, eben ſo wie ihm bei dem jetzigen Verluſte die Kränkung und der „Schimpf vor der Welt" ein Hauptärgernis abgaben. Er war in ſeiner Rückſendung noch eiliger geweſen, als ſie; ſeine Mutter hatte gleich nach unſerem Abſchied von ihm Dorthchens Geſchenke ihr wieder ausgeliefert, eine Tabakspfeife mit grünen Quaſten, ein geſtrickter Geldbeutel, eine Pudelmütze, ein Trinkglas mit der Inſchrift: „Glück auf!" — — —

Die beiden zerſtörten Tempel ſtanden friedlich neben einander, Schätze der Armuth, Denkmäler einer wenn nicht glücklichen doch ruhigen Zeit, Keime, die nicht zum Wachsthum gediehen waren, Kenotaphien ihrer Jugend und ſeiner Liebe. Soll ich noch beſchreiben, wie mich die wehmüthigen Trümmer rührten und das Bild des verblühenden Mädchens zwiſchen ihnen?

Sie hatte frei ihrem Kummer nachgehangen und ihrem Elend. Jetzt mußte ſie zu der Dienſtbarkeit des gewohnten Lebens zurückkehren, der Vater mahnte ſie an ſein Abendbrod, ihn fröſtelte, er wollte eingeheizt haben. Ach, das war mir das Zerſchneidendſte, ſie ſchattenähnlich umherwandeln und ihre niedrigen Pflichten üben ſehen, mit dem unendlichen Leid und dem Zentnergewicht im Herzen.

Ich blieb nicht lange. Mit ihr hatte ich eine kurze, unbequeme Unterhaltung, in der mich wenigſtens die Nähe des Vaters hemmte. Eine Stunde allein mit ihr würde uns Beiden wohl- und nothgethan haben; ſo vermochte ich nur ihr in abgeriſſenen Worten meinen Dank abzuſtatten und meine Theilnahme auszudrücken, ohne die tieferliegende Hauptſache berühren zu dürfen. Sie hielt an ſich und war wortkarg. Nach kurzem Verweilen ging ich heim. Vater Braun ſchüttelte mir herzlich die

Hand; Dorothea nickte mir ſtumm und ſchwer zu. Sie ſtand, als ich in der Thüre noch einmal umblickte, wiederum am Fenſter, die Augen hinausgewandt, die gefalteten Hände im Schooße.

V.

Felix an Eckart.

Du haſt mich ſonſt eines übertriebenen Verlangens nach Erlebniſſen und Empfindungen bezüchtigt, und Du hatteſt vielleicht Recht. Meine Seele dürſtete nach Eindrücken von Außen, nach innerem Wechſel. Jetzt — wie ganz anders! Jetzt iſt ſie überſchwemmt von Unerwartetem, jeder Tag wälzt ihr, wie eine Welle, eine neue Kataſtrophe zu, es gährt und gebiert drinnen und draußen eine Welt, und ich ſehne mich nun nach Beſchwichtigung, nach Gleichförmigkeit, nach Ruhe.

Haſe iſt todt. Da haſt Du das Ereignis in drei Worten, das die letzten Wochen mich und meine Nächſten bewältigt hat. Mein eigenes Leben, kaum gerettet, ſchwebte mit dem meiner Genoſſen in Gefahr. Ich habe dem Tode nah in das Antlitz geblickt, dem Tode in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt, einer empörten Naturkraft habe ich den Funken Lebens, der in mir noch glüht, in Sterbensangſt abgetrotzt, und mit einem koſtbaren Opfer, mit dem Daſein eines Fremden, iſt meine neue Friſt erkauft worden.

Fünf Wochen waren ſeit dem Bruche zwiſchen Haſe und Dorothea hingegangen; der Winter, in dieſem rauhen Himmelsſtriche zeitiger als anderwärts, hatte unſere Berge ſchon völlig eingeſchneit und über die Gräber, die Paläſte, die Schmerzen der Erde ſein weiches, weißes Leichentuch gebreitet. Mich dünkte zuweilen, ich ſei mit unter deſſen Zipfeln beſtattet; eine ſo kühle, tödtliche Ruhe hielt mein ganzes Weſen umfangen. Das Mädchen ſah ich ſelten, Haſe und den Oberſteiger nur im Dienſte, wie alle Knappen, ſonſt nichts als die vier nackten Wände meiner Klauſe und das alltägliche Geſicht der Wittwe. Jeden Morgen fuhr ich an und jeden Abend, während die Bergleute theils heimkehrten zu den Ihrigen, theils die romantiſchen

Spinnſtuben und das Wirthshaus drüben im Dorfe aufſuchten, ſchlich ich in mein ödes Gefängnis. Bald glimmte der Docht einer qualmenden Oellampe ungeſellig durch die Finſternis des Dorfes; ich ſaß dabei und ſtarrte bewegungslos in die fallenden Tropfen hinaus und lauſchte auf den Wind, der die ſchwachen Mauern des Hauſes ingrimmig ſchüttelte, und wühlte in qualvoller Selbſtbeſchauung alle die Wunden, alte und neue, noch einmal durch, ſo die Menſchen oder die eigene Hand mir geriſſen haben.

Langeweile kam nicht in meine Abendſtunden, wohl aber mit der Zeit eine gewiſſe Ruhe und Genügſamkeit, die frei von allem Bitteren und Erzwungenen, eher zur ſtumpfen Indifferenz neigend, wohlthätig, wie der Nebel draußen, auf mein Gedächtnis herabrollte.

Eines Morgens, heute ſind es vier Tage her, begaben wir uns gewohnter Maßen zur Grube. Es hatte Nachts heftig geregnet, der Schnee ſchmolz in weichen Maſſen unter unſeren Tritten und es lag ein ſo dicker, beklemmender Dunſt auf der Erde, daß wir kaum die Kaue unterſcheiden konnten, als wir ſchon dicht an ihrem Eingange ſtanden. Kinder, ſagte der Alte im Zechenhauſe, das iſt ein wahres Todtenwetter. Nehmt Euch in Acht, daß kein Unglück geſchieht. Unten iſt doch Alles in der Ordnung? Haſe bejahete. Er wäre froh, ſetzte er hinzu, von dem Fleck wegzukommen; drunten in der Erde ſei es ja heut' heller und wohnlicher als auf der Oberfläche. Wir fuhren an, Haſe zuletzt und gelangten ohne Anſtoß vor Ort.

Am weiteſten entfernt von der Hauptrichtung des Schachtes war der Gang, worin ich arbeitete; er lag dem Stollen zunächſt, der am Fuße des Berges mündete, nahe bei einer verlaſſenen Hütte, die ehedem wohl zum Aufbewahren der Werkzeuge gedient haben mochte, als man noch durch den Stollen, nicht durch den Schacht einfuhr. Gedankenlos gehe ich an meine einförmige Arbeit. Alles ringsum ſtill und ſchwarz und todt wie immer. Nur das Rauſchen der unterirdiſchen Waſſer ſchien mir anfangs ſtärker als ſonſt an die gegenüberliegenden Gänge zu pochen; jedoch hatte ich deß wenig Acht.

Eine Stunde mochte ich vor Ort gehauen haben, als ein furchtbares Getöſe mich aufjagt. In die

Höhe ſpringen, nach dem nächſten Gange eilen, der Gegend zu, woher das unterirdiſche Donnern ſcholl, war das Werk eines Augenblickes. Keine Beſchreibung der Szene! Sie wäre unmöglich! Der Schacht war, wie es die Kunſtſprache nennt, durchſchlächtig geworden, das heißt: die Waſſer hatten das mürbe, aufgewühlte Geſtein durchbrochen, alle Stützen und Dämme niedergeriſſen und wälzten ſich nun wie eine wüthende Springfluth in alle Winkel und Ecken unſeres Baus. Eine Ueberſchwemmung auf der Erdoberfläche iſt ein Spiel, der Leck eines Schiffes ein bloßes Theatermanoeuvre gegen einen ſolchen Durchbruch. Die Enge des Schachtes, die ewige Nacht drunten, die zu Füßen, zu Häupten, zu beiden Seiten zuſammenkrachenden Felſen, das Geächze der Maſchinen, an die eine verzweifelte Fauſt packt, wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, die erſtickende Luft, die aus tauſend unſichtbaren Mündungen herbeiſchießende, brüllende, dunkle, kalte, dunſtige Waſſermaſſe, und darüber, darin, darunter das Gekreiſch der Todesangſt aus zwanzig männlichen Kehlen, das Flimmern der Grubenlampen wie tanzende Irrlichter über einem Sumpfe, die

Flüche, das Gebet, die Läſterung, die menſchliche Noth und Schwäche inmitten zweier ſich vernichtender Elemente, von denen man nicht weiß, ob das Waſſer die Erde wegſpülen, oder die Erde das Waſſer verſchlingen will, — das Einzelne all' ſetze Dir in einer mitternächtigen Fieberſtunde zuſammen, hülle es ein in die Schleier einer undurchdringlichen Nacht und gieb ihm alle Schreckniſſe einer plötzlichen Vernichtung, gegen die keine Mittel und keine Waffen möglich ſind, das furchtbare Bewußtſein eines gewiſſen Todes, des Erſtickens, des Ertrinkens, des Zerſchmettert-ſeins. Verſuche das, Eckart, oder nein, verſuche es nicht; die Phantaſie möchte Dir nicht ausdauern, ſelbſt wenn ſie hinreicht, das Nachtſtück zu entwerfen!

Wie die Uebrigen ſich gerettet haben, weiß ich nicht. Mir entgegen wälzte ſich der Höllenfluß, ich ſah wie in einem Wirbel, daß einzelne der ſchwarzen Geſtalten die Fahrt zu erreichen ſuchten, andere dem Stollen zutaumelten, ob ſie dem dorthin ſich Bahn brechenden Strome voraneilen könnten. Ueber dem Gewirr ſchwebte plötzlich feſt und klar Haſens

Stimme: „An die Fahrt! Keiner aus dem Stollen! Das Waſſer ſchleudert Euch an die Felſen draußen! Grubenlichter hoch!“ Mechaniſches Gehorchen. „Gemeldet! Namen an!“ Verworrene Stimmen, einzelne ſchon von droben, Gerettete, aus allen Ecken ein Stöhnen Verwundeter. „Felix!“ — „Der iſt hinten im Gange.“ — „Hier bin ich.“ — „Her an die Fahrt, verdammte Schildkröte!“ — Mir ſtand das Waſſer ſchon bis hoch an die Bruſt, der Strom drohte jeden Augenblick mich fortzuſchwemmen, ich klammerte mich verzweifelnd an die Felsmaſſe, ſie wich und ſtürzte praſſelnd in die hoch über mir zuſammenſchlagende Welle. Eine Fauſt faßt mein Haar mit übermenſchlicher Gewalt und reißt mich herauf; ich tauche auf, der unbekannte Retter zieht und ſtößt mich einige Schritte vorwärts, ich fühle die Sproſſen der Fahrt unter meinen Füßen, ohne zu wiſſen, wie ich dahin gelangt bin, die Hand greift nach meiner Ferſe, als wollte ſie ſich nun an mir feſthalten, ich klimme angſtvoll weiter, fühle nichts mehr, ein Schrei hinter mir, das letzte Licht ſtürzt ziſchend in die Waſſer — dann Alles Nacht und Flutgebrauſe und Felſendonner.

Oben auf der dritt-letzten Fahrt begegnet mir der Oberſteiger. Menſchliche Stimmen klingen aus der Kaue herab, Seile und Kübel werden hinabgewunden mit Blitzes-Geſchwindigkeit, die Schläge der Schaufeln und Hacken von draußen tönen in den Aufruhr des Elementes, und mehr tadt als lebendig gelange ich endlich aus dem unterirdiſchen Grabe an das graue, kalte, naſſe Tageslicht zurück. Wehklagende Menſchen umſtehen mich; nach meinem Angeſicht hatten ſich eine Menge verzweifelter Blicke gerichtet, und als es nun auftauchte aus dem Dunkel, nur meines, nicht das eines noch vermißten Gatten oder Vaters oder Bruders, o da ſtürzten über mein gerettetes Haupt gräßliche Flüche herab, und wenig hätte gefehlt, ſo ſchleuderte die wahnſinnige Hand eines troſtloſen Schmerzes mich zurück in den Rachen des Todes, dem ich eben entſtieg, Keinem willkommen von den in fürchterlicher Spannung Harrenden, Keinem.

Da droben lagen wir nun, umringt von Jubel und Dank und Verwünſchung. Der Eine mit blutender Stirn, ein Anderer mit gebrochenem Arm, triefend, bleich, zitternd, ſchlotternd, zerriſſen, wehrlos.

ohne Beſinnung. Das ganze Dorf hatte ſich, von der Schreckensbothſchaft raſch alarmirt, ſchon geſammelt, man fragte, man ſchrie, man wollte retten, als es zu ſpät war. Troſtlos kam eben der Oberſteiger die Fahrt wieder herauf. „Gnade Gott den Brüdern, die noch drunten liegen! der Bau iſt ein See!“ Damit kniete er mit entblößtem Scheitel auf die Erde, Alle folgten ſeinem Beiſpiele, es entſtand eine minutenlange Stille, in der hundert Herzen hörbar pochten, und jedes in einem anderen Gefühle.

Neunzehn waren wir angefahren, elf kamen zurück, acht lagen alſo drunten. Eine entſetzliche Muſterung. Es fehlten Familienväter, deren Weiber ſich verzweifelnd die Bruſt zerfleiſchten, alte erprobte Bergleute, die dem Tode hundert Male entronnen waren, junge, lebensfrohe und hoffnungsvolle Burſchen, es fehlte — Haſe, — und ich war gerettet. Die der zerſtörten Bergwand zunächſt gearbeitet hatten, ſie mußte der Strom gleich im erſten Augenblicke faſſen, umwirbeln, an dem Stein zerſchmettern; die der Fahrt glücklicher Weiſe nicht fern waren, retteten ſich alsbald auf dieſer, ich, wie durch ein Wunder entkam ich, juſt aus dem entlegenſten Gang. Daß Haſe's Hand mich gefaßt, gehalten, geſtoßen hatte, raunte mir eine unheimliche Erinnerung zu, ich glaubte noch ſeine befehlende Stimme durch den Gräuel dröhnen zu hören, noch den eiſernen Griff ſeiner Hand in meinen triefenden Locken zu ſpüren. Ich ſtammelte es dem Oberſteiger zu. Er warf einen unendlich ausdrucksvollen Blick hinauf in den grauen, ſich langſam ausſchüttenden Himmel. Was Gott thut, das iſt wohlgethan, ſagte er und fügte nach einer langen Weile hinzu: Du biſt um einen ſchönen Preis erkauft, Felix; indeß möge das Dein Bewußtſein nicht belaſten, er that nicht mehr denn ſeine Schuldigkeit. Als Geſchworener durfte er die Grube nicht eher verlaſſen, bis der letzte Lebendige den Fuß auf der unterſten Fahrtſproſſe hatte. So will es unſer Dienſt.

Auf einen Befehl des Oberſteigers eilte hierauf, was noch eine Hand regen konnte, hin an die Mündung des Stollens. Himmel, welch' ein neuer Schauplatz der Verwüſtung! Trümmer, wohin mein irres Auge ſank, Wellen, Felsblöcke, Schutt und

Schmutz! Aus dem geborſtenen Schooße des Berges, durch den alten Stollen ſprudelte mit jedem Augenblicke ein neuer Waſſerguß, ſchwarz, ſchäumend, dunkle Erde und rothes Geſtein mit ſich wälzend, über die Flanken des Berges eine Bahn in die Schlucht hinabwühlend, wie ein Lavaſtrom aus dem aufgerüttelten Krater eines Vulkans. Und wir hörten von draußen deutlich, wie immer neue Maſſen an die mürbe Decke pochten, wie ein Stück nach dem anderen von der Mündung des Stollens wich, wie immer weiter und gähnender der ungeheuere Schlund ſich aufriß, immer wüthender und mächtiger die Welle daraus hervorheulte. Erſchüttert ließ der Oberſteiger die bewehrte Hand niederſinken. „Hier kann nur Gott helfen," ſtöhnte er, „ſo ein Entſetzen hab' ich in meinem langen Amte noch nicht erlebt!"

Lange ſuchte man mit Hacken und Spaten vergebens dem Waſſer eine geregelte Bahn anzuweiſen. Mehrere Stunden vergingen, ehe es einiger Maßen verlief. Der Abend dämmerte in die Thalſchlucht hinein, als durch Abfluß und Leitung der Welle, durch Hinwegräumung der Trümmer, durch Dämme und Graben eine Art von Ordnung und Stille — die eines verlaſſenen Schlachtfeldes, einer Brandſtätte, einer Windſtille nach dem Orkane, die Ruhe einer Wüſte mit einem Worte — wieder hergeſtellt wurde. Da erſt fand man einige Leichname der Unglücklichen, die das Waſſer am weiteſten ausgeſpieen hatte, zunächſt am Stollen den Körper Haſens. Seine Mutter war die Erſte, welche ihn entdeckte, zerſchellt, gebrochen, zerfetzt, auf den Fundamenten des kleinen Hauſes hängen geblieben, das am Eingange des Stollens geſtanden hatte. Dach, Gebälk, Wände, Pfoſten waren — Gott weiß, wohin? — geſchwemmt; eine Grundmauer ſtand noch, und daran kauerte der Todte, kaum kenntlich, ehe man ihn umgewendet, ſo hatte das Element ſeine Glieder verſtümmelt. Sein Geſicht war weniger verletzt, als der Schädel; die blauen eingekniffenen Lippen und die ſtarr aufgeriſſenen Augen mit einem unverwiſchlichen Ausdrucke von Trotz ſchienen grell aus dem fahlen, aufgeſchwemmten Leichen-Antlitz hervor und bildeten ſammt dem Häuflein zerſchmetterter Gebeine ein Ganzes, auf das der

Abend ſeine dunklen Schatten, einige Fackeln ihr dunkleres Licht warfen.

Weg mit dem Bilde! Und wie mit einem ſchneidenden Wehruf das unglückliche Weib ſich darauf warf ....

Eckart, ich habe entſetzliche Tage gelebt! Ich bin kein Schwächling, wenn es einem Schrecknis, einer Gefahr zu begegnen gilt, allein hier wankte meine geiſtige Kraft, ich war dem Wahnſinne nah. Dazu die ſtäte Wiederholung des Jammers mit jedem Morgen; ein ganzes Dorf war zerſtört, eine ganze Kette von Exiſtenzen zerſprengt worden. Von der Stadt und von den Dörfern her, berufen und unberufen, kamen Neugierige herbei, das Gericht vernahm die Zeugen, beſichtigte den Schaden und die Leichen, kramte ſein Dintenfaß und ſeine Akten auf dem Hochaltar des Todes aus, die Verwaiſten und Verlaſſenen wankten wie Schatten umher, und wir Gerettete, ohne Arbeit, ohne Freude am Leben, wagten es kaum, uns öffentlich zu zeigen, um durch unſere Geſtalt die allgemeine Trauer nicht zu verbittern. O, ich habe viel gelernt, entſetzlich viel in dieſen Tagen! Und in welcher Schule! Du weißt, wie ich den Tod gehaßt und gefürchtet habe, mit welch' fieberhaſtem Abſcheu ich vor ſeiner Nähe, vor dem ſtillen, kalten Marmorbild einer Leiche, vor Grüften und Särgen geflohen bin. Ich hatte bis dahin noch Niemanden ſterben ſehen. Glaube mir, das iſt eine bedeutende Phaſe im Leben. Das roſige Antlitz einer Geliebten zum erſten Male ahnungsreich und bebend anſtarren, und das verſteinerte, graue Geſicht eines Geſtorbenen! Welcher Abſtich!

Mich dünkt, nun ſei wieder ein Vorhang vor meinem Auge zerriſſen, ich habe wieder einen neuen Blick in die Werkſtätte der Natur geworfen, und zwar in jene dunkle, mit Schauder und Froſt Jeden anwehende Kammer, darin ſie ihre Gebilde zerſtört, plötzlich, mit einem tyranniſchen Streiche, oder langſam durch zerſetzendes Gift der Krankheit und des Elendes. Nun weiß ich, wie der Tod ausſieht. Ich habe ihm Stand halten müſſen, er hat mir ſeine Larve nah vor die zuckenden Wimpern gerückt, ſein Arm hat mich umkrallt und eine bewußtloſe Minute lang an ſeine Bruſt ohne Blut und ohne Herz gedrückt, der Hauch ſeines Mundes iſt erkältend in meine Adern, über meine Züge geſchlichen.

Ich kenne ihn nun. Aber wähne nicht, daß ich darum ihn weniger ſcheue!

Ein Engel hat an meiner Seite geſtanden, — Du weißt wer, — als ich, verzweifelnd an mir ſelbſt und an meinem Heile, untergehen zu müſſen glaubte. Dorothea ließ mich in all' dieſen Schreckniſſen eine kräftige Löſung unſerer Schickſale erkennen und goß über mein verwundetes Gemüth die Tröſtungen ihres frommen, weiblichen Sinnes. Meine eigene Saat trug mir ſchon die herrlichſten Früchte; eine Seele, die ich gebildet hatte, wurde meine Retterin. Und in der That, ſchilt es nicht Egoismus oder Härte, wenn ich an Haſens Ende eine milde Fügung und einen Fingerzeig zu erkennen glaube. Ein Tod iſt ja nicht das ſchlimmſte Mittel, wodurch Kämpfe geſchlichtet, Zerwürfniſſe verſöhnt, Wünſche zum rechten Ziele gelenkt werden mögen. Seine Erſcheinung iſt grell und erſchrecklich; deſto heilſamer oft ſeine Frucht. Ich ſelbſt, wie ſehr ich ihn fürchte und als Feind des Lebendigen fliehe, habe Stunden gehabt, in denen ich ihn als Freund willkommen geheißen haben würde, als Heiland. Ich beklage Haſe, ſeine Aufopferung, ſeine großherzige Pflichtmäßigkeit erhebt die Geſtalt des Gefallenen, für mich Gefallenen zur Höhe eines beſcheidenen, bürgerlichen Märtyrerthums, und dabei kann ich ihm die herrliche Weiſe, wie er ſeiner zerbrochenen und hoffnungsloſen Exiſtenz entrückt wurde, wahrhaft beneiden, ſei es auch nur, weil die äußere und innere Aufregung, in der ihn der Feind überfiel und bewältigte, ſchnell und kampflos über die böſe Stunde hinüberhilft, mit der wir vielleicht zu unſerer Zeit Wochen-lang ringen müſſen.

Du ſiehſt, mein Getreuer, daß ich gefliſſentlich alle guten und milden Seiten des ſchrecklichen Ereigniſſes aufſuche und mir zukehre, wenn es gleich, ſo oft ich es meinem Geiſte noch einmal vorführe, ſeine erſchütternde Wirkung niemals verfehlt. Auch hat eine ſchöne Erhebung für mich darin gelegen, daß ich bei dieſer Gelegenheit wieder einen tieferen Blick in die treuherzige Natürlichkeit meiner Umgebung geworfen und mein edles Gewerke in einem trefflichen Lichte geſehen habe. Ich will Dir nicht von der allgemeinen Trauer reden, von der übermenſchlichen Anſtrengung, womit die ſelbſt kaum dem Tode Entronnenen ihm auf's Neue Trotz boten, um ihre unglücklichen Kameraden zu retten; das Alles mag nichts eben Ungewöhnliches ſein, eine Feuersbrunſt, ein Schiffbruch bietet gleiche Beiſpiele. Allein in dem Kampfe ſelbſt mit dem entfeſſelten Element lag eine unbeſchreibliche Hohheit und Würde; das Bild der vereinigten Menſchenkraft, ſo winzig in ihrem Beginnen und troß alles Verluſtes doch durch Ausdauer ſiegreich, jene gewaltige Einheit, die, in tauſend gemeinſamen Gefahren ſchon erprobt, faſt maſchinenmäßig zuſammentritt und aus vielen nur einen Willen, eine Kraft bildet, die Hingabe des Einen an den Anderen, die brüderliche Geſinnung dieſer täglich unter Lebensgefahr und Naturſchrecknis an einander geketteten Menſchen: ſiehſt Du, Eckart, das hat etwas Erhebendes und Erhabenes für mich, an das ich im Vergleiche zu ähnlichen Bezügen in Euerer Geſellſchaft, nur mit Bewunderung und Freudigkeit gedenke.

Wenn der Tod in die geſchniegelten Kreiſe Eueres beruflichen oder geſelligen Lebens greift und Einen aus Euerer Mitte herauslangt, was geſchieht? Ueber dem Verluſt ſchlägt der morgende Tag gleichgiltig und kühl zuſammen, an die Stelle des zerbrochenen Rades wird in die Maſchine ein neues eingeſchoben, und nicht einmal ein momentanes Stocken zeigt von einem Vermißt-ſein, einem Bewußt-werden des Eingebüßten. Ihr legt dem Offizier ſeinen Degen auf den Sarg, dem Staatsbedienten ſeine Orden, dem Bürger ſein Werkzeug, eine lange Reihe ſchwarzgekleideter Männer oder, war es ein vornehmer Tod, ein Zug leerer Kutſchen folgt dem Sarge, und es iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß diejenigen, welche in Euerer gegliederten und bezifferten Stufenleiter unter dem Verblichenen ſtanden, mit aller Behaglichkeit daran denken, wie ſie morgen eine Sproſſe höher klimmen werden, während die von oben Herabſehenden nur auf eine bange und unbequeme Weiſe durch den Nachdrang ſich daran gemahnt fühlen, daß ihre Stunde nun auch bald ſchlagen müſſe! Ihr empfindet einander nicht als Menſchen, es ſei denn, daß die Familie oder eine innig-geiſtige Wahlverwandtſchaft — ſelten genug! — ihre unabweislichen Kreiſe um Euch ſchlingt; nein, Ihr geht nur als Beamtete neben einander her, und der Egoismus, in dem all' Euer Weſen verſteinert, ſchneidet Euch von der Außenwelt und ihren Intereſſen tyranniſch ab.

Ganz anders bei uns, bei Allen, die natürlich und Jeder in ſeiner Freiheit ungekränkt neben einander zu einem Ziele gehen, ſelbſt bei denen, die Euere Geſellſchaft als Unwürdige und Gefährliche ausſtößt. In einem Bagno iſt mehr perſönliche Freundſchaft, mehr natürlicher Gemeingeiſt, als in einem Regierungs-Collegium, in einem geiſtlichen oder weltlichen Tribunal. Soll ſich der Menſch als Menſchen erkennen und fühlen lernen und dadurch auch ſeine Nächſten wieder aus ſolchem Geſichtspunkte anſehen, ſo muß er, freiwillig oder gezwungen, aus dem Verbande Euerer Geſellſchaft abtreten.

Du würdeſt mir Recht geben, hätteſt Du den ungeheuchelten Schmerz dieſer Männer um ihre Todten geſehen, das Leid, in dem Dorf und Umgegend einhällig um ſie trauerten, das große, feierliche Leichenbegängnis, das einem Triumphzuge für die gefallenen Helden glich.

Geſtern früh haben wir ſie beſtattet. Eine unglaubliche Menſchenmenge fluthete um die acht Särge her. Aus der Provinzialhauptſtadt war ſchon Tags zuvor der Berghauptmann angekommen mit Mehreren ſeines Collegiums; alle Berg- und Hütten-Leute der Umgegend, die Bewohner des Landſtädtchens, Alt und Jung, Mann und Weib folgte, nicht eingeladen, nicht bezahlt, nicht durch Kutſcher vertreten, nicht mit fremden Gedanken hinter dem Trauerzuge wandelnd, nein voll Mitgefühl und innerlichſter Rührung.

Mich beengte die fremde Menſchen-Maſſe aus mehr als einem Grunde. Konnte nicht ein Auge darunter ſein, das mich ſchon früher geſehen hatte? Würde der Berghauptmann mich nicht mit Fragen und Zweifeln beläſtigen? Schwebte mein Geheimnis in Gefahr? O nein, meine Beſorgnis war unnöthig. Die Federfuchſerei und das amtliche Mistrauen iſt — Gott ſei Dank! — noch nicht unter die Erde gedrungen, weil es ſich auf derſelben ſo weit ausgebreitet hat. Der Oberſteiger mußte den Reſt ſeiner Knappſchaft vorſtellen; er rief mich aus dem Gliede heraus: Das iſt der Lehrhäuer Felix, Herr Hauptmann, ſagte er, der Burſche, von dem ich Ihnen geſagt und gemeldet habe. Der Hauptmann betrachtete mich mit Theilnahme. Du biſt krank geweſen, mein Sohn? — Lange, Herr Hauptmann. — Glaub's wohl, man ſieht Dir's an, armer Schelm! Sei fleißig, hol' das Verſäumte nach, werd' ein braver Bergmann! Er klopfte mich wohlwollend auf die Schulter. Die gefürchtete Minute war vorüber, und der Hauptmann hielt nun an uns Alle eine kurze, eindringliche Standrede, den Gefallenen ein freundliches Grabgeläute, uns ein Wort der Lebens-Ermuthigung und des Beifalls. Nur ein einziger „Berg-Auditor," ein Bürſchlein aus der Reſidenz mit einer grünen Brille auf einer weißen Naſe, lächelte zu den ſchlichten Worten des alten Bergoberſten und blinzelte mit einem geringſchätzigen Achſelzucken auf uns Knappen herab, ein Subjekt, Eckart, das mir die Hand geküßt haben würde, hätte es mich in meinem ehemaligen Rocke geſehen, eine Vogelſcheuche, dergleichen ich ſtundenlang im Vorzimmer des Miniſters ſtehen und warten ließ, ein Dintenkler in Uniform, ein Kürbiskopf auf einer Hopfenſtange, ſechs Fuß Arroganz und Albernheit, in ein königliches Patent gewickelt und irrthümlicher Weiſe für ein Menſchenkind gehalten.

Lächele meinetwegen! Du ſiehſt es meinen Bildern an, daß ich mich über das Ding geärgert habe, und ich hab's auch. Mein Stolz ſiedete auf, meine alte Leidenſchaftlichkeit. Alles ſo, ich will ſagen „romantiſch,“ Du mußt mich aber nicht falſch verſtehen, unter der Erde: Berghauptmann, Oberſteiger, Berggeſchwor'ner, Knappen, Häuer, ſogar in den Titeln eine Poëſie, die in Eueren Ober- und Geheimen-Menſchen längſt verloren gegangen iſt; der Berghauptmann eine ſtattliche, Ehrfurcht gebietende Geſtalt, unſer wackerer Braun neben ihm, die Knappen und Häuer alle in Feierkleidern. Und ſo eine Satire auf einen Menſchen will die Zähne gegen uns fletſchen und hochmüthig mit ſeinen verſchliſſenen Maulwurfs-Augen blinzeln!

Uebrigens darfſt Du Dich wegen meines Geheimniſſes nunmehr vollſtändig beruhigen. Du ſiehſt, unter der Erde fragt man nicht gleich nach Paß und Geburtsſchein. Zudem würde Dein Freundes-Auge, geſchweige ein fremdes, Mühe haben, in mir den Alten wieder zu erkennen. In neun Monaten bin ich ein anderer Menſch geworden, ich habe alſo die natürliche Zeit genau eingehalten. Ein ſtarker Bart verſteckt mich, die Bläſſe meines Geſichtes, der Einfluß der Sonne, der Erde, der Luft, jetzo auch des Waſſers, die Krankheit und die Arbeit vollenden die gänzliche Metamorphoſe. Mir kommt es vor, als wäre ich ſogar kleiner geworden; vielleicht, weil der Dienſt und die ungewohnte Beſchäftigung mir Rücken und Schenkel gedrückt haben. Endlich, man fragt und forſcht ja wohl nicht mehr nach mir, und in einem anderen Lande — Dank der politiſchen Proteus-Natur unſerer viellieben Heimath! — unter neuen Geſetzen, in einem von vorn angefangenen, unſcheinbaren Berufe bin ich bald genug für Euch, für die Welt geſtorben, verſchollen. Nicht einmal das, nur — vergeſſen, wie ein Poſten im Kriege, verjährt, wie eine Schneider-Rechnung!

Aber, ich wollte Dir ja von dem feierlichen Zuge erzählen. Du müßteſt Dir nur die wirklich geſchmackvolle Amtskleidung unſerer Vorgeſetzten, ſchwarz mit Sammt und Silber, und unſere Knappentracht recht lebendig ausmalen können, Jeder mit der Berg-Barte im Gürtel, einer Art kurzer Hellebarde mit einem zierlich ausgelegten Stiel, den wir Helm nennen. Wir tragen das ſtatt unſeres Gewehres bei Aufzügen zum Zierrath. Schlegel und Eiſen vor dem Barett und am Gürtel recht blank geputzt, die ſchwarzen Jacken knapp angezogen, Einer wie der Andere, und ſo ein ziemlich langer Zug, eitel dunkle Geſtalten, die durch den Duſt und Nebel wie ein rechtes Ehrengeleite des Todes feierlich hinſchwankten. Als wir oben auf die Höhe kamen, voran die Muſik von Klarinetten und Oboen, dann die acht Särge, abwechſelnd von uns jüngſten Knappen getragen, auf jedem Schlägel und Eiſen gekreuzt und eine mit Flor umhüllte Berg-Parte, dann die geſammte Knappſchaft, die Oberſten zuletzt, und hinter ihnen der unabſehbare Zug Leidtragender: da begrüßten uns vom Kirchdorfe her und antwortend aus der ganzen Nachbarſchaft die Glocken, und mit jedem Schritte ſchwoll lawinen-gleich das Gefolge von neuen Mitwallenden an.

Der Morgen war trübe und ſtill, ächtes Todtenwetter. Von den Bäumen tropfte der Nachtduft, — über der Erde hing ſchlaff und grau das Bahrtuch des Nebels, und die dunkle Linie, von Glockenklang und Leichenmuſik umwogt, ſchlängelte ſich langſam durch die mächtig zerrinnenden Schleier den Berg hinab. Auf dem Kirchhofe des Dorfes erwarteten die acht Gräber, brüderlich neben einander, ihre Opfer; die zähen, halbgefrorenen, halb feuchten Schollen, unter denen ſie bald auf ewig unſerem Auge verſchwinden ſollten, waren daneben aufgehäuft. Was vermag doch alles Gepränge, die Muſik, die Feſtzüge, die geiſtlichen Lobreden, der ganze Hofſtaat, womit man in der Welt den Tod zu umgeben pflegt? Laßt Euere Böller und Musketen über die geſchmückten Särge donnern, die Glocken ihre Leichenklage durch das ganze Land heulen, den Glauben ſein Kreuz und ſeine morſchen Hoffnungen über der ſchweigenden Scholle aufpflanzen, ſtellt Euere Geſtorbenen aus auf prächtigen Schmerzensbetten, ſchwarz ausgeſchlagen, von umflorten Kandelabern beleuchtet, feiert Eu're Seelenmetten, verſteckt unter jeder möglichen Illuſion das ſchreckliche Bild — es wird doch aus den bunten Fetzen das nackte Gerippe ſchauen, doch durch den Weihrauch der entſetzliche Duft des Moders und der Verweſung wehen, doch die Klage der verwaiſten Liebe, die Verzweiflung, die Jammerrufe der Verlaſſenheit Eu're Geſänge und Eu're Opfer übertäuben!

O ich kann es Dir nicht ſagen, mit welch' unnennbarem Schauer ich in die engen, ſchmutzigen Höhlen blickte, die dicht zu meinen Füßen gähnten. Es war ja ein vertrautes Element, das ſich mir aufthat, und dennoch däuchten mir die wenigen Fuße ſeiner Tiefe, der geringe Umfang ſo viel ſchrecklicher, als unſer ſchwärzeſter Schacht.

Wir hatten einen großen Kreis um die acht Schlafſtätten geſchloſſen. Es wurde geſungen: ich glaube, „Begrabt den Leib in ſeine Gruft.“ Siehſt Du, in den Paar dumpfen Worten liegt ja das ganze chriſtliche Leid und Weh des Sterbens! Begraben werden! Sprich, warum? warum hinabfallen in die dunkle unwirthbare Erde, wo kein Licht und keine Liebe Dich wieder findet? Verweſen, eine Speiſe dem ekelhaften Gewürm des Bodens, ein Dünger für den gemeinen Staub, den der Wind gleichgiltig nach allen Enden bläſt!

Gerade dieſes Element, das ſchwerſte, ſchwärzeſte, ſchweigſamſte von allen, unſer letztes Haus! Ich beneide den Matroſen, der leicht und frei in ſeine traute Welle ſinkt; wie eine Wiege giebt ſie ſich weich über ihm zuſammen, wenn das einfache Brett ſanft hinabgelaſſen worden iſt vom Bord des achtlos weiterziehenden Schiffes. Glücklicher noch, wer wie Deine Todten, heit'res Griechenvolk! in einer duftenden Rauchſäule kerzengerade, wie Opferdampf, in den freundlichen Himmel emporwirbelt. Oder warum nicht, wie ſich ein deutſcher Dichter gewünſcht hat, auf einem hohen Berge ausgeſetzt werden, dem indiſchen Büßer gleich, der ſtill auf ſeinen Gipfel hinaufſteigt, die müden Arme unterſchlägt und nun im Wind und Wetter, in Schnee und Thau droben verwittert, während die Bergſchwalbe unter ſeinen Schultern furchtlos anbaut und die Sänger des Frühlings auf dem erlöſten Haupte ihre Jungen ätzen!

Aber nein, wir ſind im Tode auch noch gebunden an die träge, todte Scholle, daran wir lebend genugſam kleben, um das Marmorbild einer ſchönen, ſtillen Leiche nageln wir einen engen, dumpfigen Kaſten, auf die Gefahr hin — o Entſetzen! — daß die ſtockende Bruſt wieder zu athmen beginnt und die erwachten Arme verzweifelnd an dem abſcheulichen Kerker rütteln!

Dieſe Gedanken durchrieſelten mich, während der Geiſtliche ſeine Litanei des Todes langſam über den Gräbern ableierte: der Mann Gottes riß nach beliebter Manier erſt alle Wunden des Verluſtes wollüſtig auf, um das Oel ſeiner chriſtlichen Salbung deſto tiefer hinein zu träufeln, von den ſtäten Gefahren unſeres Berufes ſprach er und von dem ſchönen Opfertod in demſelben, zitirte die ſeligen Geiſter, die nun ſchon von jenem Himmel auf uns herniederblickten, auch vom Wiederſehen und von dem profanen Vergeltungs-Syſtem jenſeits redete er allerlei verlorne Worte in den Nebel.

Endlich ſchloß er. „Amen.“ Und die Seile raſſelten, — Mützen ab! Da klang die erſte Scholle — o ein herzzerreißender Ton. Der Berghauptmann hatte ſie auf Haſens Sarg geworfen. „Glück auf,“ ſagte er dazu, und ſein Knie beugte ſich. „Die ſind nun zum letzten Male eingefahren,“ flüſterte ein alter Häuer neben mir, dem die hellen Thränen in den greiſen Bart rollten.

Zerſtreut gingen wir zurück. Ich konnte das Bild der Gräber nicht los werden; eins davon, raunte mir eine leiſe Stimme zu, eins davon war ja für mich beſtimmt, wäre er nicht ſtatt meiner hinabgeſprungen in die dunkle Kammer. Vielleicht, daß auch Einige meiner Kameraden Gleiches dachten; ich ſah, wie böſe Blicke von der Seite nach mir zuckten. Mich liebt man nicht, und Haſe war ein Abgott dieſer Menſchen. Auch Dorotheas Name wurde mit leiſen Schmähungen genannt; man ſagte ſich in's Ohr, er habe den Tod geſucht, um ihretwillen. Die Aermſte! Sie war nicht mitgegangen. Als wir am Hauſe vorüberſchritten, blickte ich verſtohlen hinauf, die Vorhänge ihrer Fenſter waren dicht herabgelaſſen; aber hinter dem einen glaubte ich ihre Geſtalt durchſchimmern zu ſehen.

Bei der Mutter des Geſchworenen wurde ein großes Leichenmahl gehalten. Sie nennen das mit dem abſcheulichen Namen: „Tröſter.“ Bier, Branntewein, Kuchen und Tabak, vom Mittag bis in die Nacht. Eine verhaßte Sitte. Ganz entziehen durfte ich mich nicht. Mit welchen Empfindungen ich theilnahm, mit welchen ihrer Seits die alte Frau den Feind, den Nebenbuhler, den Mörder ihres Verlorenen bewirthete, beſchreibe ich Dir nicht. Nach einer peinlichen Stunde entfernte ich mich, um meine Einſamkeit aufzuſuchen.

Abends ſchlich ich zu dem Mädchen.

VI.

Felix an Eckart.

Du wunderſt Dich, lange nichts von mir gehört zu haben? Deine Liebe ängſtigt ſich in vergeblichen Sorgen um mich? Eckart, was ſoll ich Dir ſagen? Ich bin ein ganz gewöhnlicher Menſch und Korreſpondent, ich ſchreibe Dir nicht, — „weil mir's gut geht!"

So ſind ſie alle!

Nun bin ich über ein Jahr in Mariaſtein. Mein Leben iſt vollſtändig geworden, Liebe, Heimath, Beruf geben ihm einen feſten Halt, einen ſicheren Zweck. Aus dieſen Kreiſen mag ich nicht einmal in Gedanken heraustreten, und daher kann es rühren, daß Du ſeit dem Winter keine Zeile von mir ſaheſt.

Meinetwegen glaube auch, ich hätte Dein Urtheil und Deine Moral gefürchtet. Nur für leichtſinnig ſollſt Du mich nicht halten, nicht denken, ich hätte in meiner jetzigen Exiſtenz mich nur eingeſponnen, um ſie gewaltſam wieder zu zerreißen, ſobald ſie ausgelebt und des Reizes der Neuheit entkleidet ſei. Früher habe ich ſelbſt nicht an die Wahrheit und Stätigkeit meiner Gefühls- oder Willens-Richtungen geglaubt; um ſo beſeligender iſt das Gefühl, in dem ich mich jetzt wiege: Du ſtehſt am Ziele; Deine Barke ruht im Hafen, kein Sturm kann ſie wieder hinauswerfen, ſie iſt gerettet. Ich gebe Dir eine vollgiltige Bürgſchaft für dieß Bewußtſein: ich kann ohne Schauder an dem Kirchhofe vorübergehen und mir denken, in dem Schatten der Weide, die Deiner Brüder Grab umflüſtert, wird einſt auch das Deinige liegen. Wahrlich, die Ausſöhnung mit dem Tode iſt der beſte, vielleicht der einzige Beweis, daß wir unſere Lebensaufgabe als erfüllt, unſer Herz für befriedigt anerkennen.

[illegible] Thor, der ich war, mit allerlei geſchraubten Empfindungen, mit Skrupeln und Beſorgniſſen, die nur gemacht waren, nur äußere Bezüge trafen, gegen eine Neigung kämpfen zu wollen, die jetzt den Schwerpunkt meines Lebens abgiebt. Mein Gewiſſen oder der kalt-raiſonnirende Verſtand thürmte Berge zwiſchen mir und einem mir wahlverwandten Weſen auf, allein die Anziehungskraft, die eine wahre Liebe, eine Leidenſchaft, nur ohne die unruhige und gewaltſame Erſcheinung einer ſolchen, beſitzt, führte ſie und mich trotz aller Hinderniſſe zuſammen.

Ja, Eckart, wir ſind nun Eins, Dorothea und ich. Du mußt aber an unſere Verbindung nicht die Maßſtäbe Deines Lebens, nicht Deine Erfahrungen und Anſichten legen; davor hält ſie nicht Stich. Glaube, daß eben ſo wenig nur Schwärmerei und wieder Schwärmerei der Grundzug oder das Motiv derſelben ſei. Du meinteſt einmal, das Bedürfnis zu lieben habe mich irre geführt und ſich einen Gegenſtand geſchaffen, faute de meilleure, wie ihn die Umgebungen eben darboten, ihm Vorzüge geliehen, die er nicht beſeſſen, und in mir Empfindungen erweckt, mehr durch eine ſelbſtthätige Anregung, als durch äußeren Impuls. Ich gab Dir damals ſtillſchweigend Recht. Allein Du wirſt Dich erinnern, meine vorigen Mittheilungen enthielten wenig von dem Märchen, geſliſſentlich ſtellte ich ſie in eine gewiſſe indifferente, objektive Ferne und zerriß. Du weißt, auf welche verletzende Weiſe einmal, alle Beziehung ſeiner zu mir, ſo lange eine Pflicht mir es nothwendig machte, ſie als Eigenthum eines Anderen anzuſehen. Mit Haſens Tod fiel dieſe Pflicht weg. Er räumte zwiſchen Dorothea und mir auf, ſein Geſpenſt hat niemals in unſerem Wege geſtanden, es iſt vielmehr, als ob das verſöhnende Licht des Todes ſeinen Schatten uns verklärte und ihn als den Mittler unſerer Liebe über uns ſchwebend zeigte.

Nenne mich nicht überſchwänglich. Ich bin es nicht. Wer ſo manche Phaſen der Liebe durchwandert hat, an ihren Täuſchungen und Verluſten verblutete, an ihren Genüſſen bis zur Ueberſättigung ſchwelgte, und noch mehr, wer gegen ſein eigenes Seelenleben und gegen ſeine Empfindung die mistrauiſche Waffe einer kritiſchen Selbſtüberwachung kehrte, der iſt wohl gegen die Ueberraſchungen und die Illuſionen einer ſpäten Neigung ſicher geſtellt. Aber die Wahrheit hat auch in der Liebe eine ſo durchdringende, allmächtige Gewalt, daß ihr nicht widerſtanden wird. In dem Augenblicke, wo Du —, entweder nach allmähligen Eindrücken, oder durch die blitzſchnelle Offenbarung eines jener heiligen Bekehrungs-Momente, deren jedes Leben zählt, — tief-inne wirſt, daß ein Herz Dich liebt, wahrhaft *liebt*, in dem Augenblicke giebſt Du Dich auch auf ewig an daſſelbe gefangen, gleichviel ob Du in alten Feſſeln, in verwelkten Träumen und Irrthümern noch beſtrickt biſt. Ich erkenne darin ein ewiges Naturgebot, über das keine Berufung: die wahre Liebe hat eine unwiderſtehliche Reziprozität, die unmittelbar wirkt, nenn' es magnetiſch, polariſch, elektriſch, wie Du willſt. Ein feſter Wille des Einen zieht den Anderen gewaltſam an, und in dem Vereinigungsprozeſſe zweier wahlverwandter Naturen wird alles Fremdartige, Störſame, Außerweſentliche ausgeſtoßen und zu Boden geſchlagen.

Freilich faſſe ich unter dieſem Geſichtspunkte nicht Euere kleinen, galanten Spiele der Neigung, nicht die Liebe in der Geſellſchaft mit ihren Wechſeln und Erſcheinungen der Minute; für ſie wird ein ſolches Naturgeſetz eben ſo wenig anwendbar ſein, als jedes andere. Emanzipirt, wie Ihr ſeid, von der Natur, ſteht Ihr auch nicht mehr unter ihren urthümlichen Satzungen. Ihr habt Euch, konform Eu'rer Umbildung und dem heutigen Zuſtande der Welt, aus ihren Stoffen und Bezügen eine eigene Liebe gebildet, eine beſondere Espèce von Herz, ein tragbares, bequemes Ding in Taſchenformat, das eine Dame in die Falten ihrer Aermel leicht verſtecken kann. Das ſetzt Ihr nun durch allerlei künſtliche Federn in Bewegung, und eine dieſer Federn beliebt es Euch „Liebe" zu nennen, weil ſie auf geſchlechtlichem Verhältniſſe läuft und wirkt. Ihr liebt in Euerer Art recht gut, recht warm, recht treu meinetwegen, — allein, armer Mann! glaube um deßwillen nicht, daß das eigentlich Liebe iſt, ſo wenig ihr Licht als ihr Schatten. Der Baron X wird ſich mit dem Grafen Y ſchießen, weil dieſer ſeiner Frau — Du weißt ſchon. Geſchieht das aus Eiferſucht? Setzt der Baron ſein koſtbar' Leben auf das Spiel, weil er die Baronin liebt? Gott bewahre, weil ſeine Ehre durch einen éclat vor der Welt gekränkt wurde, weil ihm die öffentliche Meinung die Waffe tyranniſch in die zitternde Hand drückte, nicht die Leidenſchaft, nicht die Eiferſucht, die an ſich auch ihre Größe und ihre Poëſie hat. Herr von Z. trägt ſeine Gemahlin auf den Händen, er iſt das Muſter eines zärtlichen Gatten, ein Anbeter noch über die Flitterwochen hinaus. Liebt er ſie? Gott behüte ſein Gehirn vor einer Liebe; ſeine Eitelkeit iſt geſchmeichelt, weil er die anerkannt ſchönſte Frau in der letzten Saiſon vorgeſtellt hat als die ſeinige; er ſchont ſie, er hätſchelt ſie, er vergöttert ſie, — nein, ſich in ihr. Er beklebt das Idol ſeiner Eigenliebe mit der Folie eines Glanzes, der nur auf ihn zurückſtrahlen muß.

Dankt Gott, daß es ſo iſt! Bittet ihn nicht, daß in Euere Kreiſe einmal eine wirkliche Liebe, eine große Leidenſchaft, eine gigantiſche Natur trete, Ihr würdet ihren Anblick eben ſo wenig ertragen können, als Semele den unverhüllten Zeus. Zuweilen fährt durch Euere Seelen eine Ahnung, in der Nähe fühlt Ihr wie im Traume das Schreiten und Weben einer unbekannten Kraft, Ihr erwacht, verwundert, daß Trümmer Euch umgeben, ein geſtörter Haushalt, ein Selbſtmord, ein vernichteter Ruf, ein Wahnſinn jagt Euch das Blut aus den Wangen; fallt nieder auf Euer Angeſicht:

es war die Liebe, ja die Liebe, die an Euch vorüberwandelte, die einen Strahl ihres himmliſchen Lichtes, der zum Blitze wird in Euerem Dunſtkreiſe, in ein Herz ſchleuderte, das ſich unglücklicher Weiſe in Euere Säle verirrte.

Zweifelſt Du, daß es wirklich eine ſolche Liebe gebe? Du läſterſt Gott, wenn Du es thuſt. Und glaube mir, ſie hat ihre Kriterien, daran die Auserwählten erkennen, daß ſie es iſt, nicht eine ihrer nachgepfuſchten, jämmerlichen Aſterbildungen, die ſich ihnen offenbaren will. Ich bin entzückt, trunken, voll des innigen Wahnes: ſie liebt Dich, heimgegangen von mancher Kokette, die mir jeden Kuß, jede Gunſt nach finanziellen Operationsplänen zumaß, aber der Wahn iſt zerronnen, wenn ich den Muth hatte, mein Herz zu fragen, ſtatt meine Sinne oder meine Eitelkeit. Das heilige Liebes-Bewußtſein, jene Gewißheit und Beſitzes-Freude der Seligen, womit Du in den Armen eines Weibes wie in einem Himmel ruhſt, das giebt nur eine rechte Liebe, eine wahre, eine natürliche. Es iſt eben ſo feſt und ſo klar, es lügt Dir eben ſo wenig, als die unbeſchreibliche Empfindung, mit der Du an einem Frühlings-Morgen Deines phyſiſchen Daſeins in jedem Pulsſchlage Deiner ſchwellenden Adern Dir bewußt wirſt. Es iſt eine neue Emanazion des Lebens, von der manche Menſchen in dem ihrigen nichts gewahren, eine beſondere Welt für ſich, unabhängig von der äußeren, zufälligen, ein zweites, potenzirtes Daſein, das von uns unbekannten Kräften getragen wird, mehr als Somnambulismus, als magnetiſcher Schlaf, aber wie dieſe ein Myſter der Natur, an dem Spötter und Ungläubige mit ihrem armſeligen Stolze ahnungslos vorüberrauſchen, während der Erleſene, des nahen Gottes voll, ſich niederwirft und im Staube anbetet.

Mir iſt ein ſolches Bewußtſein zum erſten Male aufgegangen in den Stunden des werdenden Wunders, in den Stunden, da Dorotheas Liebe mir offenbar wurde. Was lieben heißt, habe ich gewußt, nicht was das Geliebt-werden bedeutet. Mich hat vor Dorothea nur Eine geliebt, und ihre Neigung konnte nicht zu mir dringen, weil ihr Geiſt durch die Kraft derſelden umgeſtoßen und verwirrt wurde. Dorothea liebt mich, ſie iſt die Erſte, die Einzige, von der ich jenes Bewußtſein hinnehme wie einen neuen Glauben und ihre Liebe wie ein göttliches Gnadengeſchenk, obwohl ſie mir damit entgegenkam. Thut die Barmherzigkeit Gottes mit dem Wunder ihrer Liebe, mit der Welt-Erlöſung, nicht eben ſo?

Es bedurfte nur jenes Bewußtſeins, um mich auf den rechten Weg zu führen. Ich mußte ſie lieben. Ein Anderes und Weiteres ſah ich im Anfange nicht. Es war und iſt auch im Grunde gleichgiltig. Liebe, ſo aufgefaßt und behandelt, wie hier, tritt durch ſich ſelbſt nicht nur aus allen Schranken der Geſellſchaft, ſondern auch aus jeder Gerichtsbarkeit, bürgerlicher, ſittlicher, menſchlicher, heraus. Sie iſt ja ein erhöhtes Daſein, das der Moralität und des Rechtes nicht bedarf, um zu imponiren und ſich geltend zu machen, ſie giebt ſich ihre eigenen Geſetze und ſchafft ſich ſelbſt beliebig ihre rechte Form. Aber, dieſen hohen Geſichtspunkt ſogar fallen laſſen, kann ich nichts finden, was an der Verwirklichung einer äußeren Verbindung zwiſchen mir und Dorothea hinderte. Deine Stirn mag ſich immerhin umwölken, Freund, ich muß Dir dennoch gerade heraus erklären: durch jene alten Feſſeln, ſeien ſie noch ſo feſt geſchmiedet nach Eueren Begriffen, achte ich mich jetzt nicht mehr gebunden.

Erſchrick nicht! Von einer Heurath iſt hier zunächſt keine Rede, obwohl ich den Gedanken daran keineswegs abweiſen will. Unſere Liebe ſucht dieſe Form noch nicht; wird ſie ihr ein Bedürfnis, oder erheiſchen äußere Umſtände dieſelbe, ſo ſtehe ich keinen Augenblick an, ſie vor dem Altar die Meine zu nennen. Ich fürchte nicht, einen Meineid damit vor Gottes Thron zu wälzen; mein ehemaliges Gelübde iſt auf doppelte Weiſe von mir genommen, durch ihren Verrath, durch meine Flucht. Ich darf mich als abgeſchieden, als bürgerlich todt betrachten; eine neue Exiſtenz ſoll durch die Bedingungen und Hemmniſſe der alten nicht verwirrt werden, ich war frei und begebe mich dieſer Freiheit aus eigener, ſelbſtthätiger Wahl. Daß ich dabei Eu're Form, Euer Sakrament nicht als bindend anerkenne, glaube ich vor mir rechtfertigen zu können. Ein Gottesverächter bin ich nicht, kein Freigeiſt und neumodiſcher Philoſoph, allein über das Grab hinaus reichen ja jene Bande nicht, und ich bin begraben.

Deine Theilnahme fragt nach Begebenheiten? Du willſt — ähnlich der unbequemen Mehrzahl der großen „Leſer“ par excellence — Fakten haben, willſt wiſſen, durch welche Kataſtrophen die Liebe zum eigentlichen Durchbruch gekommen ſei? Siehſt Du, ich gerathe, einem ſolchen Verlangen gegenüber, in Verlegenheit; das hat ſich Alles ſo natürlich gemacht, ſo einfach-unſcheinbar, ſo nothwendig, daß es kaum an einem äußeren Faden aufzureihen und zu entwickeln iſt. Wie ein nach und nach erblühter Frühling ſtand es auf einmal reif und fertig da, und doch um deßwillen nicht minder überraſchend, nicht kärglicher beſeligend, weil es allmählig geworden war. Ich frage mich nicht mehr, warum ich dieſes Weib liebe, ſondern warum ich es nicht vom erſten

Augenblick an, da es über den Gartenzaun mir ſeinen ſchüchternen Gruß entbot, geliebt habe?

Die Winter-Monate ſind langſam über uns hingegangen. In ihnen entkeimte eben unſere Liebe zur Gegenſeitigkeit. Die Arbeit ſtand ſtill, weil in der Grube erſt die Folgen der Zerſtörung ausgeglichen werden mußten, ehe wir unſer Werk wieder beginnen konnten. So kam es, daß ich öfter als ſonſt Dorothea ſah; der Alte hatte mich lieb und mochte mich gern um ſich haben, ſie ging ſtill aus und ein, mich nicht weiter anregend, mich nicht zurückhaltend, ruhig wie immer. Wenn ich erzählte, hing ihr Auge mit einer ſtäten Aufmerkſamkeit an mir; ſchwieg ich, war ich verſtimmt oder der Vater mislauniſch, ſo ging ſie uns ſtill aus dem Wege, bis wir an uns gegenſeitig die Härten und Ecken unſerer Aergerniſſe abgerieben hatten. Es war etwas ſo ächt Weibliches, ſo Bewußtes in jeder Bewegung, das ganze Weſen, inneres und äußeres, ſtimmte ſo vollkommen und ſo ſchön überein, daß nichts Fremdes in ſie eindringen und auf ſie wirken konnte, das ſie nicht ſogleich auf ihre Weiſe aufgenommen und geſtaltet hätte.

Wie theuer, wie unentbehrlich ſie mir geworden war, fühlte ich erſt, als die Arbeiten „vor Ort" ihren Wiederanfang nahmen. Ihr Bild begleitete mich in die ſtumme, dunkle Einſamkeit meines Ganges, und bald war es mir zum Bedürfnis geworden, Morgens und Abends erſt einmal an ihrem Hauſe vorüberzugehen, wiewohl mein nächſter Weg mich anders führte, um, ehe ich auf den Fahrtſproſſen herniederſtieg unter die Erde, oder auf den Traumſproſſen eines frühen Schlafes hinauf in den Himmel, einen Blick in die blauen Augen meines Mädchens zu werfen. Und wenn ſie dann, die liebe, ſchlanke, biegſame Geſtalt, hinter den thauenden Scheiben ſtand, ihre weibliche Arbeit zur Hand, das Haupt ein wenig auf die Seite geneigt, oder ſingend über die enge Hausflur ſchritt, oder vom oberen Fenſter lächelnd in den froſtigen Morgen hinunternickte, ſiehſt Du, Eckart, da ward in meinem Herzen ein ſo unnennbar ſüßes Gefühl von Befriedigung und Erfüllung wach, daß ich getroſt, freudig, mit einer unbeſtimmten Hoffnung ſogar meine Straße hinſchritt. Ich hatte Döreken geſehen, nun konnte mir nichts Leides mehr am Tage begegnen. Döreken hatte mir gute Nacht geſagt, nun konnten meine Träume nur roſige ſein.

Lache mich aus, wenn Du das Herz dazu haſt. Ich erſchien mir ja ſelbſt in kühlen oder trüben Augenblicken, wo ich mich eigenſinnig und widerſpänſtig von der Lichtſeite meines Lebens abkehrte, albern genug: ein Kerl von dreißig Jahren ſchwärmt wie ein Jüngling, ein Lebensmüder für ein Kind, ein „Privilegirter“ für ein Landmädchen. Ich habe mich ſelber ſchätzen und bewundern lernen über dieſe Liebesfähigkeit. Wie oft ſchaltet Ihr mich einen Egoiſten, einen Träumer, einen ſtolzen, hochfahrenden Fantaſten! Nein, Eckart, ich bin es nicht. Ein Herz, was mit ſolchen Wund- und Brand-Mälern noch von einer unerſchöpflichen Lebens- und Liebesquelle ſo überfließen kann, das kann kein egoiſtiſches, kein verträumtes ſein. Mein Zutrauen zu mir, mein Muth für die Zukunft, meine moraliſche Kraft wuchs, je inniger ich des Segens meiner Liebe bewußt ward.

An einem Frühlingsmorgen — es war die Jahresfeier meiner Ankunft, ein Sonntag — brach die Knoſpe zuerſt auf und wagte ſehnend und verſchämt dem jungen Lichte die keuſche Bruſt zuzuwenden. Unter Gräbern geſchah es. Sie bepflanzte nach dem gemeinſchaftlichen Kirchgange Haſens Gruft mit Frühlingsblumen, der Alte ſaß im Wirthshaus, ich fand mich zu ihr. Der Kirchhof lag ſo ſtill und ſonnig da, die erſten grünen Zweige nickten auf die lenz-ſchwangere Todten-Erde hinab, und Dorothea ſtreute ihren heiligen Samen andächtig und in ſich gekehrt in die lockeren, duftenden Schollen. Da legte ich, leiſe herantretend, meinen Arm um ihren Leib. Heute vor einem Jahre, ſagte ich, ... —

Nein, Du ſollſt nichts von jener Minute wiſſen. Vergieb, mein Getreuer, nicht aus Mistrauen in Dich ſchweige ich, ſondern weil mich ſelbſt eine unerklärliche Scheu zurückhält, den Vorhang von dem Augenblicke hinwegzuziehen. Genug, wir fanden uns, Arm in Arm, wieder, und ihre Lippe flüſterte, dicht an mein Herz gepreßt: „O Du, — nun weiß ich es ja!“

Mein Wille war, es ſollte ſeit der allerheiligſten Minute nichts in unſeren gegenſeitigen Beziehungen geändert werden. Ich hatte nicht bedacht, daß bei aller Erhebung des Gefühles die Sinne immer menſchlich-wirkſam bleiben und ſich nicht ſo leicht gefangen geben an die Macht eines kühlen Vorſatzes, wenn das neue Leben der Liebe und des Mais auch ſie mit einem neuen Feuer tauft. Auch geſtaltete ſich in unſeren inneren Beziehungen manches auf eine mich ſehr überraſchende Weiſe. Du kannſt Dir Dorothea unmöglich nach Allem, was Du von ihr gehört haſt, wie eine Daphne im Strohhut und mit dem Rechen in der Hand denken. Ja, ſie iſt eine idylliſche Perſönlichkeit durch und durch, aber keine, wie ſie Geßner oder Voß oder Eberhard in zweifelhafte Hexameter einrahmen; willſt Du ein Litteraturgleichnis für ein ganz illitteräriſches Weſen, ſo nimm Göthe's gleichnamige Figur, an die ich zu tauſend Malen neben ihr gedacht habe, auch ehe ſie mir ſo nahe gerückt wurde. Sie beſitzt einen ſehr geſunden, klaren Verſtand, der aber von der derb-praktiſchen Richtung, worin er in ihrer Sphäre gewöhnlich verduftet, abgelenkt worden iſt durch eine angeborene Weichheit des Gefühles und ein beſchauliches, von den nächſten Umgebungen gern einwärts flüchtendes Gemüthsleben, welches der frühe Tod einer trefflichen Mutter, die Stille des väterlichen Hauſes und der ganzen Szene, und die wirklich rührende Liebe des Alten zu ihr noch mehr genährt und vergeiſtigt haben. Ich kam dieſem an tauſend geheimen Bedürfniſſen und unverſtandenen Wünſchen krankenden Gemüthe mit meiner Erfahrung und mit meiner Philoſophie des Herzens entgegen, und dieß ſtellte ſie in eine gewiſſe kindliche Abhängigkeit von mir, die ja auch unſeren übrigen Verhältniſſen nach nur natürlich war und von mir früher eher begünſtigt, als verwiſcht wurde. Jetzt iſt jede Spur eines ſolchen Verhältniſſes geſchwunden, nicht bloß, weil Dorotheas Geiſt mir ebenbürtig geworden iſt, ſondern vielmehr, weil ich als Liebender, als Geliebter ihr zu Füßen ſitze. Ich habe dieſes wunderbare Geheimnis der Natur hier auf's Neue belauſcht. Warum ſtellt es den Mann unter das Weib, ſobald eine Liebe beide verbindet, habe er auch ſonſt in jedem inneren und äußeren Vorzug des Lebens eine entſchiedene Erhabenheit über ſie? Klärchen kniet vor ihrem Helden, aber nur im Spiele; wo der Ernſt ihrer Liebe eintritt, beugt Egmont ſein Haupt vor ihr und bittet, daß ihm gegeben werde. Fauſt's Gelehrſamkeit läßt ſich nicht zu Gretchen herab, ſie erſcheint klein und flehend vor ihr, vor dem naiven, harmloſen, demüthigen Kinde. Und ſo überall. Sage mir, was iſt das?!

Du weißt nun Alles. Ich bin glücklich. Du kennſt meine Gegenwart, und meine Zukunft kann nur von ihr beſtimmt werden, wie ja auch meine Vergangenheit in ihr verſöhnt aufgeht. Deinem Sinne nach habe ich etwas Wichtiges und Weſentliches nicht erzählt, weil es eben für mich und für unſere Liebe nur ein Zufälliges iſt. Dennoch ſollſt Du es erfahren, damit Du ſpäter nicht meinſt, ich habe es Dir aus Schuldbewußtſein verſchwiegen. Dorothea iſt mein, ganz mein, — ſie hat mir nichts Höheres mehr zu gewähren, als was ſie bereits gab. Ihr brecht den Stab über eine ſolche Beziehung in der großen Welt auch nicht mehr: man zuckt die Achſeln, man lächelt, man drückt ein Auge zu. Zum Teufel, Eckart, davon iſt hier keine Rede. Meine Liebe ſoll mir ſein können, was ſie will, ohne daß irgend jemand ſcheel dazu ſehen darf. Wir lieben uns ja.

Vor wenig Wochen gab ſie ſich mir ganz hin, empfing ich ſie ganz, an einem Tage, der als äußere Anregung — pfui, daß man einer ſolchen immer noch gedenken muß! — das große Feſt der „Knappſchaft“ im Dorfe brachte. Ich geleitete ſie heim, wir beide waren heiter geſtimmt, auch unruhiger, als gewöhnlich. Der Vater folgte nicht gleich, errathe den Reſt.

Ich ſchreibe keinen galanten Roman; nimm es alſo nicht für ſinnliche Lüſternheit, wenn ich Dir geſtehe, daß mich noch niemals ein Weib mit dieſer Innigkeit, dieſer ſchmelzenden Hingabe umarmt hat, wie das Kind, wie Dorothea. Ihre Sinnlichkeit war der geſunde Duft einer naturgemäß erblühten Blume; er berauſchte und betäubte mich nicht, er verſetzte mich in einen bis dahin ungekannten Zuſtand des Genießens, der heiligſten Durchdringung geiſtigen und körperlichen Reizes. Ich verlangte nicht roh und ſtürmiſch, ſie wehrte nicht und gewährte nicht unweiblich; wir kamen uns eben ſo vollſtändig und gleichmäßig entgegen, daß die Körper nur demſelben Geſetze zu folgen ſchienen, wie die Seelen. Es war der erſte reine Koinzidenz-Punkt rein-ſinnlicher und tief-geiſtiger Neigung, den ich im Leben empfunden habe.

Nichts von unſerem Erwachen! Eine glühende Röthe, das Abendroth einer göttlich-ſchönen Stunde, brennt noch jetzt über meine Wangen, wenn ich daran gedenke; weder Schaam noch Begier entzündet ſie, nein, die dankbarſte, ſeligſte Liebe, welche in ihr ihre würdigſte Brautfackel lodern ſieht. Du irrſt, wollteſt Du Dorothea Dir verändert, durch eine ſolche Kataſtrophe umgeſchaffen denken. Wohl glühte ſie in ſüß-jungfräulicher Befangenheit, als ich ſie zum erſten Male ſeit unſerem letzten Begegnen wieder ſah; allein in dieſem Erglühen war kein peinlicher Funke von Reue, von gezierter Sprödſamkeit, von verlegenem Pathos. Weinend und ſtumm ruhete ſie eine lange Weile an meiner Bruſt; dann küßte ſie mich auf's Herz, richtete ſich langſam auf und ſagte, ihre Thränen abtrocknend, mit einem unbeſchreiblichen Blick aus ihren blauen Augen: Wem hätt' ich es denn anders geben dürfen, als Dir? Wir waren ja lange Eines!

Hätteſt Du ſie in dem Augenblicke geſehen, Du wäreſt wie ich dieſer Heldin der Liebe zu Füßen gefallen, um den Saum ihres Gewandes in Demuth mit Deinen Lippen zu ſtreifen. Soll ich Dir erſt verſichern, was ſie mir ſeit jener Stunde iſt? Und wie ich ſie niemals höher, heiliger gehalten habe, als jetzt?

Glaube mir, Eckart, einige Weiber wie dieſes ruinirten Eu're Geſellſchaft. Wo fändet Ihr noch ein Opfer, wie ſolches, und dabei eine ſo großartige Freudigkeit nach demſelben, die, weit entfernt, unweiblich und abſtoßend zu ſein, jenem erſt die rechte Weihe geben? Dieſes Herz, dieſe Seele, dieſes Leben ſind eitel Liebe für mich; ich gebiete despotiſch über ſie und liege dabei doch ſklaviſch in ihren ſanften Feſſeln. Sie würde mir niemals abſchlagen, was ſie mir einmal gewährt hat, wenn ich bäte; allein ich bitte eben nicht, weil mir eine heilige Scheu alle Wünſche und Sinnesneigungen gerade ſeit ihrer höchſten Erfüllung züchtig verſchleiert hält.

Zweifelſt Du noch an meiner Liebe, an meinem Glücke, an meiner Zukunft? Mann, gehe hin, umarme Deine treue Eliſabeth, drücke in die blonden Locken Deines Erſtgeborenen einen väterlichen Kuß, und dann erſt ſage: **Er hat doch Recht.** Ja, ich habe. Und jetzt verſtehe ich erſt, was Du ſagen wollteſt, wenn Du einſt, Deinen Knaben auf den Knieen, mit einem ſeltſamen Mitleiden in meinen Jubel hineinblickteſt, der damals vor einem falſchen Götzen ſeine Freudenfeuer abbrannte, und zu mir ſprachſt: **Das Beſte kennſt Du doch nicht!** Nein, mein Getreuer, ich kannte es nicht, allein ein guter Engel ließ mich es finden, ich weiß nun, was eine Zukunft in Liebe und Familie und ſeliger Beſchränkung bedeutet. Preiſe mich glücklich: o ich bin es ja, mehr, als Du zu begreifen vermagſt, mehr, als ich es jemals verdient, geahnt, geträumt habe!

Du hörſt nun lange nichts mehr von mir. Was ſollte ich Dir melden? Mein Leben kennſt Du ganz und gar, Du weißt ſeine Richtung und ſeinen Segen.

Neues kann mir hier nicht begegnen, alſo laß mich. Du haſt mich abermals verloren, abermals begraben. aber auf dem Hügel duften dunkle, flüſternde Roſen ihre heilige Gluth aus und Nachtigallen ſchlagen ſchluchzend lang-gezogene Lieder drein.

So verſinkt Dein Freund! Auf ewig! O lebe wohl! Lebe wohl!

(Zwei Tage ſpäter.)

VII

Felix an Dorothea.

Das ſchreibt mir Freundes-Hand: „Du biſt entdeckt, Dein Pferd hat Dich verrathen, es iſt hier erkannt und angehalten worden. Fliehe, und Gottes Engel über Dir!“ — Das, und weiter nichts. Und ich? — Dorothea ich gehorche. Mein Fluch brennt wieder, die Furien heften ſich an meine Ferſen, ich gehe. Ohne Dich geſehen, geküßt, geſegnet zu haben, gehe ich. Ich muß, um Dich nicht zu verlieren. Daß wir uns wiederfinden, weißt Du. Du glaubſt an mich, Du liebſt mich. Wir ſind ja Eines!

So weit die Bekenntniſſe — nicht einer ſchönen! — nur einer ſchwachen Seele.

Wie ſie ſind, habe ich Euch die Blätter in die Hand gelegt, friſch gebrochen vom Baume eines fremden Lebens, vom Thau der Leidenſchaft noch feucht. Die abgeſchwächte und verhüllende Ferne einer Erzählung ſollte für ſein Bild Euer Auge weder beſtechen, noch verdunkeln; er hat ſelbſt zu Euch geredet, damit meine Vermittelung nicht zwiſchen Euch und ihm ſtünde, meine unwillkührliche Theilnahme Euer Urthel nicht färbte.

Heute aber, in dem Augenblicke, da ich hinter dem dichten Vorhang heraustrete, der den Schriftſteller von ſeinem Publikum ſcheidet, um als dritte, als fremde Perſon ſeine Geſchichte fortzuſetzen, — anders, als er ſie vor Euch begonnen — heute beſchleicht mich eine bisher ungekannte Bangigkeit, ein der Wehmuth innig verwandtes Gefühl. Es ängſtigt mich nicht allein der Zwang, Euch aus der beſchränkten und ländlichen Szene, worin er auftrat, in eine ganz andere zu führen — ach! in eine, die ich ſelbſt nur ungern beſchreite, nur mit geheimem Widerwillen gegen jene vertauſche; nein, auch die bedenkliche Aufgabe, Euch rückwärts geleiten zu müſſen in eine längſt verklungene Zeit, die nur in einzelnen, unverſtändlichen Mistönen zu Euch gedrungen iſt, und dicht neben ein mit Liebe und Hingabe gemaltes Stillleben eine künſtliche Kompoſizion aus der Geſellſchaft, neben die romantiſch-düſteren Geſtalten einer unterirdiſchen Welt lauter alltägliche Figuren ſchieben zu ſollen; die iſt es beſonders, die mich befängt, mir die erſten Tritte auf dem neuen Wege ſchwierig macht, mich einige Augenblicke der Verſchnaufung an der Gränze zweier ungleicher Halbſcheide verweilen heißt.

Und vor allem Eines möchte ich mir von der Seele wälzen, ehe wir von dem Bilde eines Herzens übergehen zu den Abſchattungen einer Zeit, — Eines, was noch dem Vergangenen gilt und angehört. Wenn Ihr in den durchflogenen Blättern nur die aufgereizte und überſchwängliche Sprache der Fantaſterei, der Neuerung anerkannt habt, wenn die warmen und lebendigen Blutſtröme, damit ſie getränkt ſind, nur wie die Verſchwendungen oder die krankhaften Ausſprudelungen einer dichteriſch ſich ergehenden Natur Gnade vor Eueren Augen gefunden, wenn endlich dieſes ganze Herz mit ſeinen Verirrungen, Untreuen, Schwächen und Krämpfen Euch weiter nichts geworden und geweſen iſt, als ein Pendant zu den Europamüden, ein Nachzügler der Zerriſſenen, eine Affektazion oder ein Exerzizium der Schule, eine matte Kopie großer, fremdländiſcher Originale, kurz das Geſchöpf einer neumodigen Dicht- und Denk-Epoche, über deren aufdringliche Erſcheinung Euer Ueberdruß ſchon häufige Klage geführt hat: — dann, ja dann habe ich hier freilich nichts weiter zu ſagen, als daß ich Euch falſch bedeutete oder daß Ihr mich misverſtandet, nichts weiter zu bitten, als: Werft dieſes Buch, wie Ihr vielleicht ſchon lange gethan habt, unvollendet zu den übrigen, welche Ihr ungeleſen verdammt. Was hinter uns liegt, opfere ich Euch, und wir ſcheiden in Frieden!

Von den Bleibenden aber heiſche ich für die Folge eine Konzeſſion: — Ihr ſollt nicht am Ende ſagen: dort haſt Du geſchmeichelt, hier verzerrſt Du. Ihr ſollt das Herz beſitzen, Euere Erfahrung zu fragen, Euer Gewiſſen, Eueren Gott, er ſei und heiße, wie es Euch gefällt. Und dann geſtehet mit einem verheimlichten Erröthen: wir haben die Wahrheit des erſten Theiles läugnen wollen, allein die Wahrſcheinlichkeit des zweiten werden wir niemals läugnen können.

Zuletzt — Weil ich von nun an zu Euch rede, minder heiß, minder bewegt, minder nahe als Felix, weil das gleichmäßige Gewebe des Erzählers vielleicht in grellem Abſtiche ſteht gegen die glühenden und keck hingeworfenen Selbſtgemälde, von denen Ihr ſcheidet: deßwegen dürft Ihr mich keiner Vorliebe für die eine Hälfte meines Werkes bezüchtigen. Meine Sendung iſt, Euch beide Seiten des Januskopfes zu enthüllen, und ich erfülle ſie, ohne jene aufzuſchminken, dieſe zu durchrunzeln. Ein junges, ſtarkes, heißes Geſicht voll Leidenſchaft habt Ihr geſehen, und einen bewegten, ſich ſelber die Zügel weit ſchießen-laſſenden Geiſt, und ein dem Schickſale abgetrotztes, freies Leben, das aus den Felſen und Trümmern einer zerrütteten Exiſtenz urkräftig eine zweite Jugendblüte trieb. Wohlan! Nun ſollt Ihr auch dieſes zerrüttete Leben in ſeiner alten Herrlichkeit ſehen, die ſteinerne Meduſen-Larve, des Kopfes andere Hälfte, die nackt und ſtarr in die zur Wüſte gewordene Vergangenheit ſchaut. Tretet heran! Und wenn Ihr bis jetzt zweifelnd das Haupt gewiegt habt, ſo hütet Euch — der Schleier fällt! — daß nun Euer Herz entſetzt zurückbebe! —

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Des Verfaſſers Entfernung vom Druckorte haben nachſtehende Fehler veranlaßt, die man beim Leſen zu verbeſſern bittet.

Seite 14 Zeile 1 lies Iſis-Statue ſtatt Iſis-Natur.
= 28, = 8 = Einer ſtatt Keiner.
= 28, = 9 = den Verbrecher ſtatt dem Verbrecher.

Bei dem Verleger dieſes Buches iſt ferner erſchienen:

Wanderbuch
von
Dr. Franz Dingelſtedt.
Broch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Abafi
von
Nicolaus Jósika.
Aus dem Ungariſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen
von G. Treumund. 2 Bde. Elegant broch. 2 Thlr.

Die Intriguanten.
Roman
von
Fr. von Heyden.
2 Bde. Broch. 2 Thlr.

Agay-Han.
Nach dem Polniſchen d. A. K.
von Emil Brachvogel.
Broch. 1 Thlr.

Panonia.
Blumenleſe auf dem Felde der neueren ungariſchen Lyrik in
metriſchen Uebertragungen.

Weihgeſchenk
für Frauen und Jungfrauen.
Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Mit 1 Stahlſtich, elegant gebunden. 1 Thlr. 18 Gr.
Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter der Erde.

II.

Unter der Erde.

◆

Ein Denkmal für die Lebendigen.

Von

Franz Dingelſtedt.

II.

Warte nur! Balde
Ruheſt Du auch!

Leipzig,
Wilhelm Einhorn.
1840.

Sonſt!

I.

Die Salons und die erſte Geſellſchaft einer mittelmäßigen deutſchen Reſidenz zu ſchildern, iſt für den Schriftſteller wie für den Leſer ein gleich undankbarer Vorwurf. Die, welche über der Schneelinie der Geſellſchaft ſtehen, auf jenen Höhen, von denen die Hütten im Thale wie Nürnberger Tand und die gemeinen Beſchäftigungen der Menſchen wie Maſchinenwerk ausſehen, dieſe Glücklichen ſind in ihren kalten, klaren, ruhigen Regionen ſo eingewohnt, daß ſie ihnen die einzig mögliche Lebens-Sphäre däuchen. Wer die Sache aus der Froſchperſpektive betrachtet, ſchilt wohl und ſagt: Da droben geht alle Vegetazion und alles grüne Treiben aus, es iſt eine geiſt- und gemüthloſe, in Formen erſtarrende Welt, für die wir nicht paſſen. Arme Widerbeller! Und doch hat dieſe Welt den

Vorzug und das Recht der Realität vor Euch voraus, während Euere reformirenden Tendenzen und neuen Syſteme fromme Wünſche, dichteriſche Träume bleiben, für die Euere Angefeindeten noch ſchlimmere Namen haben!

Wie gleichförmig aber Gehalt und Ton, Geiſt und Form des geſelligen Lebens überall ſich kundgeben, ſo ſtehen dieſelben doch nicht ſo über allen Einfluß erhaben, nicht ſo feſt, daß eine ungewöhnliche Perſönlichkeit nicht aus ihrem Niveau hervorragen und auf ihre Bildung eine entſchiedene Wirkſamkeit ausüben könnte. Darum reden wir von tonangebenden Größen, von Solennitäten und Puiſſancen der Geſellſchaft, von Frauen und Männern, die Mode ſind oder ſich überlebt haben in der Saiſon. Die Salons haben ebenſogut ihre Götter und Götzen als die Tempel, ihre offenen und myſteriöſen Kulte, ihre Geſetze und Religionen. Wer niemals auf dem Piedeſtal einiger geſelliger Triumphe geſtanden und um ſich, von ihm beherrſcht und beſtimmt, ein glänzendes Leben ſeine Wellen hat ſchlagen ſehen, der kennt auch jene kleine, ſüße Eitelkeit nicht, mit der ein ſolches

Bewußtſein erfüllt. Jedes Herrſchen iſt ein angenehmes, ein berauſchendes Gefühl; der Offizier empfindet es vor der Front ſeiner Compagnie, der Profeſſor auf dem Katheder, der Dichter auf der Bühne, warum nicht auch der Stutzer, der, nachläſſig auf ein elegantes Kaminſims geſtützt, jene ſprühenden Nichts um ſich her ſchleudert, mit denen er, als Mann des Abends, die Konverſazion erleuchtet, und zwar ſo, daß alle Stralen auf ihn zurückfallen und ſein Bild in einer hellen Glorie darſtellen? —

In der Reſidenz, die oben eine mittelmäßige, eine deutſche genannt wurde, — Beiwörter, von denen eins überflüſſig ſcheinen dürfte, weil ſein Mangel den Sinn nicht änderte — hatte ſeit Mädchengedenken kein Mann ſo entſchieden und ſo dauernd auf der Höhe geſelliger Auktorität geſtanden, als Edmund Schaller, deſſen Herrſchaft nun ſchon mehr als eine Saiſon überwinterte. Warum? Das iſt leicht geſagt. Eine mächtige Hand führte ihn in die Welt ein, die des Miniſters von Althanns; der Ruf eines unerſchöpflichen Reichthums ging ihm voraus, und ſeine perſönliche Erſcheinung vollendete das, was man techniſch einen Erfolg nennt. Am erſten Abend gleich, als er im Hauſe des engliſchen Geſandten die Bretter ſeiner künftigen Thätigkeit betrat, ſtanden günſtige Geſtirne über ihm. Eine ungeheuere Langeweile bereitete ſeine Erſcheinung vor; die geſelligen Springfedern roſteten oder erlahmten vor Alter oder Ueberſpannung. Spiel, Muſik, Lektüre, Tanz ſind Mittel, die ſich leicht abnutzen, um ſo leichter, als ſie nicht von allen Faktoren der Geſellſchaft gleich gehandhabt und gleich empfangen werden. Tanzen namentlich gilt ja für ein antiquirtes, den tieferen Regionen abzulaſſendes Vergnügen; es iſt ſo wenig geiſtreich, ſich drehen, hüpfen und wandeln. Wie viel beſſer, in eine Niſche zurückgezogen, das Lorgnon am Auge, den Schein eines kalten, über ſolchen Intereſſen ſchwebenden Beobachters annehmen! Nun bilden ſich allmälig Gruppen und Partieen, der Hauptſtrom der Konverſazion zerrinnt in viele, geſondert verrieſelnde Wäſſerlein. Hohe Beamte haben die Uniform natürlich daheim laſſen müſſen; allein es geht ihnen, wie Herakles mit dem Gewande des Zentauren, ſie ziehen mit demſelben ihren beſten und oft ihren einzigen Menſchen aus, da dieſer mit der Uniform verwachſen iſt. Wenn ihnen nicht ein Spieltiſch oder eine verſchwiegen bequeme Ecke mit gefüllten Flaſchen entgegenkommt, ſo verſchwinden ſie, ſobald es thunlich ſcheint, um in ihre Akten und Cabinets zurückzukehren. Aus dem Geflüſter gedämpfter Stimmen, klappernder Taſſen und atlaſſener Schuhe auf dem gebohnten Parquet, über den Geſprächſchnitzeln, aus Politik, Tages-Chronik, Litteratur, Kunſt und Alltäglichkeit mühſelig zuſammengeleſen, erhebt ſich dann und wann eine Stimme. Der Hausherr führt einen Sänger vor vom Hoftheater, der begreiflicher Weiſe nur um deßwillen geladen wurde, daß er eine peinliche Pauſe ausfülle, der Sänger verbeugt ſich, ſingt, tritt zurück. Wieder eine Lücke. Der Hausherr zapft einen Hiſtorienmaler an, der bei der Akademie placirt iſt; der erzählt von Italien und Skandinavien, rezenſirt die Düſſeldorfer, ſchlägt Veit an's Kreuz, und man hört in einem graziös geſchloſſenen Kreiſe geduldig zu, bis die Dame, welche für den Winter gerade die geiſtreichſte iſt, den Künſtler mit ihren Naivetäten zum

Schweigen gebracht hat. Und abermals eine Lücke. Der Hausherr geht verzweifelnd von einem Baume zum andern und ſchüttelt, hier einen alten Kammerherrn, deſſen Anekdoten Ruf beſitzen, dort einen politiſchen Redner, dort eine Dame, die in lauter Calembourgs erwidert; es fallen allerlei Blätter und Früchte herunter, Stechäpfel, Holzäpfel, Gelläpfel; nach einer Weile ſtehen die Wipfel unwillig ſtill, wie in Gewitterſchwüle, und Alles ſeufzt: Ein mitleidiger Regen! Eine Neuigkeit! Oder die Wagen zur Heimfahrt!

Ein ſolcher Moment war es, in dem bei dem engliſchen Geſandten Edmund Schaller, eingeführt von dem Miniſter von Althanns, ſeine erſte Erſcheinung machte. Das ſpäte Anfahren erregte ſchon ein günſtiges Vorurtheil für den Kommenden; was konnte er nicht Alles mitbringen von draußen? Und wie nun die hohen Flügelthüren aufſprangen und neben der zierlich-würdigen Figur des Miniſters die hohe Apollo-Geſtalt eines jungen Fremden in den Saal trat, von allen Blicken begrüßt, ohne Brille und ohne Opernglas mit einem großen offenen Auge durch die glänzenden

Kreiſe ſtreifend, leicht ohne Affektazion, bequem ohne Nachläſſigkeit, impoſant ohne Anmaßung, frei ohne Zudringung, gefällig ohne Eleganz, ſchön, jedoch nicht ſo ſchön, um jeden inneren Vorzug des Mannes in Zweifel zu ſtellen: — als er ſo in den Saal trat, da hatte er ſchon die mächtigere Hälfte der Geſellſchaft, die weibliche, für ſich gewonnen, ein Cäſar im Frack und mit weißen Glacehandſchuhen.

Wer war, von wannen kam, wohin ging Cäſar? Lauter Fragen, die troß des guten Tones auf allen Geſichtern ſtereotypirt ſtanden. Der Miniſter hatte ihn dem Geſandten, dieſer ſeinen Gäſten als Freiherrn von Schallershauſen vorgeſtellt. Das war die Achilles-Ferſe des Ueberwinders. Man kannte die Familie, die reichſte des Nachbarſtaates, deren Adel aber nur wie eine friſche Tünche dünn und gleißend über dem bürgerlichen Namen hing, der überall noch hindurchlugte: Banquier Schaller. So hieß und das war noch der Vater Edmund's, und dieſer kokettirte damit, daß er die adeligen Zierraten gern von dem ehrlichen Namen ſeiner Altvodern abriß. Auf ſeiner Karte ſtand, das zierlichſte Facſimile einer kecken und feſten Handſchrift, in engliſcher Perlſchrift geſtochen: Edmund Schaller. Und weiter nichts. Es fragt ſich, wer eitler war, Vater oder Sohn? Jener, der hinter einem erkauften Wappenſchilde Goldwage und Bankzettel verſteckte, oder Dieſer, welcher hochmütig erklärte, er ſei in allen Gewohnheiten und Lebensanſichten ſo rein ariſtokratiſch geboren und gebildet, daß er des beſtätigenden Dokuments und eines neuen Namens nicht bedürfen wolle.

Es liegt eine wehmütige Konzeſſion in der Toleranz, welche die vornehme Geſellſchaft gegen ſolche neue Größen ausüben muß, das ſtillſchweigende Anerkenntnis einer anderen und ſtärkeren Macht, als der der Geburt und des Ahnenthums. Der feine Kammerherrenſchlüſſel und das beſcheidene Kreuz der Stiftsdame erröthet nicht mehr, wenn es die maſſiven Breloques eines nobilitirten Krämers, die ſchweren Ketten einer Banquierstochter neben oder gar über ſich geſetzt ſieht. Man hat Welt genug, ſich in das Unvermeidliche zu finden, mag es auch innerlich wehe thun und gegen die neuen Eindringlinge eine bittere, gemiſchte Verſtimmung hervorrufen.

Edmund hatte unter einer ſolchen nicht zu leiden. Es gefiel, daß er den Goldſchaum von ſeinem gediegenen Namen verächtlich wegblies, und weil er freiwillig eine Stufe niedriger ſtieg, als ſein Vater ſich emporgeſchwungen hatte, hob man ihn um ſo zuvorkommender und zarter wieder empor. Ihn adelt ſein Talent und ſeine Perſon, ſagte man, weil — ſonderbar genug! ſolche Vorzüge eine viel bereitwilligere Anerkennung finden, als gewichtige, klingende.

Viele Lebensanfänge und Verſuche lagen hinter Edmund, ſchon an jenem Abend, da er bei dem engliſchen Geſandten eintrat. Er war noch jung, und doch hatten bereits Gedanken und Plane die hohe, blanke Stirn gefurcht, Schmerzen und Verluſte — mehr am Glauben, als an reellem Beſitze — jene kleinen, giftigen Schlangen um den Mund ausgebrütet, die einem verſunkenen Paradies nachzucken. Aufgewachſen unter allen Bequemlichkeiten, mit denen der Luxus eines gewaltſam vornehmen Hauſes ſeinen Einzigen umgeben konnte, durch eine ſorgfältige Schule und auf weiten Reiſen gebildet, ſtand Edmund am Ende ſeiner jungen Jahre prüfend und wählend vor den verſchiedenen Wegen, welche das hohe Leben ſeiner Thätigkeit entgegenbot. Er verſuchte ſich als Soldat und diente als Volontair einer ausländiſchen Macht; ein kurzer Feldzug in einem fremden Erdtheile ſchmückte ſeine Wange mit einer leichten Narbe und ſein Knopfloch mit dem rothen Bändchen, das Edmund nie ohne Zorn betrachtete; ich danke es den Verpflichtungen gegen meinen Vater, ſagte er zähneknirſchend, nicht meinem Werthe, und damit wurde die ſeidene Schärpe des Offiziers wieder fortgeſchleudert. Er warf ſich auf Rechtspflege und Verwaltung mit der Haſt und dem Wirkens-Drange, welche ſein ganzes Weſen bezeichneten, und mit dem Erfolge, den ihm — nicht ſein Geiſt, ſondern ſein Geld und ſein Vater erwarben; überall fand er offene Thüren und gebahnte Pfade, man hob ihn, ehe er ſteigen wollte, und ſtatt ſeine Kraft in Anſpruch zu nehmen, brauchte man fremde zu ſeiner Förderung. Unwillig entfloh Edmund auch dieſen Kreiſen. Seine Seele fand keine Beſchäftigung, das Wiſſen, das er ſich erworben, drückte ihn wie ein unnützes Pfund, die Genüſſe und Vorzüge, in denen er geſchaukelt worden war, ekelten ihn an, ohne daß er Entſchiedenheit und Spannung genug beſeſſen hätte, ſie wegzuwerfen und ein neues, ſich ſelbſt zu dankendes Leben zu beginnen.

Edmund entdeckte eine Sphäre nicht, auf die er angewieſen, für die er begabt war: die einer freien Kunſtthätigkeit. Er wäre ein Dichter geworden oder ein Maler oder ein Tonkünſtler, hätte nicht das unſelige Dilettantenthum ihm den ernſten Beruf zu einer ſolchen Thätigkeit vertändelt und verſteckt. Seine Natur war eine tief poëtiſche, allein ſie zerſplitterte in der Geſellſchaft, auf die ihn ſeine Stellung anwies. Statt Lieder oder Dramen zu dichten, ſchrieb er Briefe, in denen die unerſchöpfte, durch keinen Kontraſt geweckte, in keinem zähen Material geübte Kraft ſich unnütz und geſtaltlos ausſtrömte, gab ſich an eine ohne Reſultate für ihn verrauſchende Konverſazion mit ſeinen beſten Erzeugniſſen hin, ſpannte Neigungen und Leidenſchaften ab in dem unwürdigen und monotonen Getriebe eines blos geſelligen Lebens. Dadurch wurde Edmund das, was

Frauen und Mädchen einen intereſſanten Mann nennen, ernſte Männer einen fähigen, etwas überſpannten Kopf, Grämliche einen Sonderling. Allen aber war ſeine Erſcheinung eine willkommene. Denn Alle nahmen in den Salons von ihm ein; er ſtreute mit vollen Händen unter ſie aus, ohne zu empfangen, regte ſich ſelbſt an, erhielt ſich durch eigenen Schwung in einem künſtlichen Taumel und wunderte ſich am Ende, wann er erſchöpft und verdrießlich in ſeine Zimmer heimkehrte, nach einem ſo lärmenden und lauten Abend ſo gar hohl und ſchaal einſchlafen zu müſſen. Am nächſten Morgen erneuerte ſich daſſelbe Spiel, und ſo lag, ohne Ziel und Wechſel, vor den Augen des jungen Mannes eine Perſpektive, in deren Glanz ſeine Freunde und ſeine Feinde nur mit Neid blickten, während ihn Froſt und Ekel an deren Oede und Unfruchtbarkeit durchſchauerte.

Die perſönliche Liebenswürdigkeit Edmund's litt unter ſolchen Verhältniſſen ſichtlich. Er hatte Launen, — welcher reiche Mann hätte ſie nicht? — und dieſe wurden in dem Maße unerträglicher, als ſie von Anderen getragen, von ihm ſelbſt eingeſtanden und empfunden wurden. Seine Feinde — welcher begabte Mann hätte ſie nicht? — ſchalten ihn unbeſcheiden oder hochmütig, und er war es, weil ihm im Bewußtſein ſeiner Erfolge jene ſoziale Beſcheidenheit, die nicht aus dem Niveau des Ganzen hervorſtechen will, abging. Gutwillige Freunde — welcher junge Mann hätte ſie nicht? — ſorgten ſich um ihn und ſeinen Spleen, und in der That, er war krank, der ſtolze, reiche, intereſſante, geſcheute Menſch, am innerſten Lebensmarke krank. Er hing nicht mit der Welt, nicht mit der Zeit real zuſammen; ihre größten Intereſſen exiſtirten kaum für ihn, ihre Kämpfe um Prinzipien und Reſultate rührten nicht an die goldene Indolenz ſeines Lebens. Er ſchwebte nur im Abſtrakten, der Schleier, der zwiſchen ihm und der Wirklichkeit hing und durch welchen alle Objekte der letzteren ihm anders gefärbt oder verrückt ſcheinen mußten, rollte mit jedem Tage, den er nur mit ſich und mit nichtsbedeutenden Umgebungen zubrachte, ſtäts verhüllender und trennender herab.

Der alte Freiherr von Schallershauſen ahnte, wenn er gleich den tieferen Entwickelungsprozeß einer ihm ganz heterogenen Natur nicht überall begreifen konnte, doch mit ſeinem väterlichen Gefühle ziemlich richtig, was in dem Sohne vorging, und glaubte wenigſtens zu errathen, was ihm noth ſei. Gewohnt, für ihn zu handeln, ſandte, er nach einer kurzen Beſprechung mit demſelben, ihn in die mittelmäßige deutſche Reſidenz, wo Edmund eine neue Bahn einſchlagen ſollte, die des Diplomaten. Als Attaché bei irgend einer Geſandtſchaft, ſo räſonnirte der Freiherr, hat er eine feine, ehrenvolle Beſchäftigung, gute Ausſichten wollen wir ihm ſchon eröffnen, eine anſtändige Verbindung bringt in ſein inneres Leben mehr Aplomb, und für den Reſt möge der liebe Gott ſorgen, der mich alten Mann ja an meinem Einzigen nicht das erſte Unglück meines Lebens wird erfahren laſſen.

II.

Die Augen, welche, unwillig nach konkreten Fakten ſpähend, dieſe erſten Blätter durchflogen haben, mögen ſich beruhigen; das Räſonnement und die allgemeine Darſtellung ſollen nicht ſo fortgehen. Es bedurfte nur, weil nicht jede That und jedes Leid aus dem Leben des Helden wiedergegeben werden konnte, eines genaueren Eingehens in ſeinen Karakter, wie ſich dieſer einmal entwickelt und geſtaltet hatte. Edmund mußte, weil wir ihm nicht auf jedem Schritte ſeines Weſens nachgehen konnten, auf einmal fertig hingeſtellt werden auf die Bühne. Nun ſollt ihr Ihn auf derſelben handeln ſehen — und dulden! —

Der Miniſter war ein guter, alter Mann und ein ſchlechter, alter Miniſter. Sein Hauptzweck war: es Allen recht zu machen; große Maxime für Schuhmachermeiſter, deſto kleinere für Staatslenker. Die politiſchen Grundſätze deſſelben gingen bequem in einen Fingerhut, und ſein Horizont reichte gerade ſo weit, als ihn die laufenden Handakten zogen. Die Worte: Schöpfungen, Neuerungen, Reformazion hatten einen häßlichen Klang in ſeinen Ohren, deſto ſüßer tönte ihm das „Exzellenz", womit ſein alter Name neuen Vorſpann erhalten hatte, ſeit er das Portefeuille ſeines allergnädigſten Herren beſaß. Daß er keinen Willen kannte als den des letzteren, keine Gebote, außer den zehn moſaiſchen und die ſeinigen, braucht nach ſolchen Vorausſchickungen nicht einmal erwähnt zu werden.

An ihn und an ſein Haus war Edmund zunächſt empfohlen. Herr von Althanns ſtand dem Reſſort des Auswärtigen vor; in ſeinem Bureau konnte alſo der junge Diplomat ſich am beſten die Sporen verdienen. Im Anfange ging Alles ganz glatt und glänzend. Der Novize der hohen Staatskunſt wohnte mit einer muſterhaften Aufmerkſamkeit den Konferenzen des diplomatiſchen Corps bei; ſeine Conduite bei der Vorſtellung an

Hofe war eine höchſt diſtinguirte, und der Herr hatte mit einem huldreichen Lächeln dem Miniſter geſagt: Ein netter Menſch, mit gnädigſtem Augenwink auf den Protégé deſſelben. Herr von Althanns war im Himmel. Jemanden eingeführt zu haben, der dem Herrn entſchieden wohlgefiel, von welchem die älteſten Diplomaten äußerten, er ſei ein hoffnungsvoller Mann und erinnere an die guten alten Zeiten zu Raſtadt oder gar zu Regensburg, der endlich in allen geſelligen Kreiſen binnen acht Tagen der erſte „Löwe" wurde — man bedenke! Welch' ein Succès für Herrn von Althanns!

Der Miniſter bewohnte ein verhältnißmäßig kleines Haus in einer der Vorſtädte. Es ging auch juſt nicht groß in dem kleinen Hauſe zu, denn Herr von Althanns liebte jene gediegene Einfachheit, die von der Ariſtokratie des Namens immer als eine Begleiterin beſten Geſchmackes und beſten Tones gerühmt wird, von der Ariſtokratie des Geldes aber als ganz etwas Anderes. Die Reichen in der Reſidenz ſpotteten darüber, wenn in den Soiréen des Herrn von Althanns das Silber immer erſt abgenommen und dann, in der Eile überputzt und anders arrangirt, den Gäſten abermals angeboten wurde. Sie hielten ſich auch darüber auf, daß der Miniſter nicht oft genug die Equipagen ändere, daß ſein Portier und ſein Läufer zum Verwechſeln einander ähnlich ſähen, und wie eine tief-verwundende, nur mit äußerſter Schonung einander mitgetheilte Bemerkung ging es unter den Damen zweiten Ranges von Ohr zu Ohr, daß die Tochter des Miniſters neulich auf drei Hofbällen zwei Kleider getragen habe, das eine nämlich zweimal, auf dem erſten und dritten, zum letzteren nur wenig im Ausſchnitt und an der Garnitur verändert. „Liebſter Gott,“ ſeufzte die Frau von Neudeck, „es geht doch nichts über das Maſſive.“ Ihr Mann war im letzten Kriege Lieferant geweſen, ihr Vater Gaſtwirth in einer fetten Zeit.

Hatte der Miniſter eine Tochter?

Aber, ich meine es Euch ja ſchon geſagt zu haben, daß er ſich Edmund's ſo entſchieden annahm, daß er ihn einführte . . .

Ja ſo! . . .

A

Reſpekt vor dieſer Tochter des Miniſters! Mindeſtens ſo viel, als er, der Vater, ſelbſt, der im zweiten Stocke ſeines Hauſes wohnte, während ſie die bel étage des Palaſtes inne hatte! Herr von Althanns war Wittwer; ſeine Tochter machte die Honneurs als donna della casa, eine andere war entfernt, in einem Stifte — geborgen.

Die, von welcher hier zunächſt die Rede ſein muß, iſt Wittwe. Eine Wittwe von zwei und zwanzig Jahren, eine Erſcheinung von jener imponirenden Gewalt, die die Britten ſchön „a striking beauty“ nennen, ein Leib, zur Liebe geſchaffen, durch Liebe gereift, keine Knospe mehr, eine glühende, vollkelchige Zentifolie, kein beſcheidener einzelner Reitz, ſondern eine bewußte Formvollendung, der alle Künſte der Toilette das ſchöne Relief gaben, das an ſich keinen oder einen widerwärtigen Eindruck macht, als Folie des rechten Steines aber dieſem ein unwiderſtehliches Feuer verleiht. Sie hieß Felizia. Ein hübſcher, ein treffender Name für dieſes Bild eines vornehmen, glänzenden, ſchönen Lebens, wenn es im Rahmen einer funkelnden Equipage oder eines reich dekorirten Ballſales plötzlich auftauchte, der Sonne gleich, auf den Wangen der Männer in brennendem Roth, auf denen der Frauen in einem bleichen Schrecken ſich ſtolz beſpiegelnd.

Ich möchte Euer Urtheil nicht gern für, noch weniger wider Felizia einnehmen. Seid Ihr ſinnlichen Eindrücken hold, ſo malt Euch ſelber in guter Stunde das Bild aus; nehmt braune, leichte Haare dazu und ein dunkles Kornblumenblau des Auges, für Hals und Schultern jene italiſchen Wellenlinien, darauf ſich der Dichter von Urbino allein verſteht, weit beſſer als Tizian oder Correggio; Hand und Fuß entlehnt von engliſchen Originalen. Eine Schönheit verrathe ich Euch noch, obwohl ſie hier am unrechten Orte war, weil ich einen beſondern Sinn dafür beſitze: Felizia's Oberlippe ſchien um ein winziges Stückchen zu ſchmal und bedeckte eine Reihe glänzender Zähne nicht genügend, ſo daß der Mund, wie die Fülle einer Roſe, immer üppig-offen dem Auge entgegenblühte. Ich weiß es wohl, ein ſolcher Typus gehört eigentlich nur in naive Geſichter, weil er etwas

Kindliches hat; hier hätte vielleicht eine feingeſchnittene, ſtrenge Lippe beſſer geſtanden, allein ändern läßt es ſich nun einmal nicht. Und — wer weiß? — vielleicht mußte dieſer ſpielende, freundliche Ausdruck die plaſtiſche und korrekte Strenge der übrigen Züge und Formen mit einer gewiſſen Milde und Lebendigkeit vermitteln, während das maleriſche Geſenktſein der Augenlieder, Schibolet des Wittwen- und Frauen-Reitzes für Kenner, einen ſentimentalen Schatten über die gebietendſten Stralen des großen Juno-Auges goß.

Felizia war alſo Wittwe und das im zweiundzwanzigſten Jahre. Man erkenne darin keinen Beweis gegen ihren Verſtand; ſie ſelbſt ſagte, wenn eine Freundin ſie über die frühe Verheurathung neckte, mit einem komiſchen Seufzer? „Was willſt Du, Liebe? Man iſt auch einmal jung geweſen, und das Herz hat ſeine Rechte!“ Ihr verſtorbener Gatte ſtand als Major bei der Garde; keineswegs eine reiche, eine glänzende Partie, zu welcher ſogar der Vater Felizia's ſo lange entſchieden „Nein“ geſagt hatte, als er es im Stande war, — er wohnte im zweiten Stocke, wißt! Ihr

— aber ein bildſchöner, blutjunger Mann von beſter Familie. Felizia heurathete ihn. Nach drei Jahren ſtarb er. Seine Kameraden ſagten, er habe den ſtrengen Dienſt nicht aushalten können.

Wenn der Schluß von einem äußeren Gedeihen auf eine glückliche Ehe ein richtiger iſt, ſo hatte Felizia äußerſt glücklich mit ihm gelebt. Sie war ſchöner geworden und hatte damit alle Hoffnungen ihrer Freundinnen und Geſpielinnen ſchlagend vernichtet. Auch ihr Karakter, ihre Lebensanſicht, ihre ganzen Tournüre hatte trotz der weichen und weiblichen Hingabe an einen ſehr geliebten Gatten, von der ſie oft zu einer vertrauten Kammerherrin weinte, noch an Feſtigkeit und ſicherem Auftritt gewonnen. Dem Sentiment, meinte ſie, ſei nun ſein Recht geſchehen; des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder. Sie beſaß mithin für deutſche Leſer und Leſerinnen jenen Hauptzauber nicht mehr, der in einem überſchwänglichen Gefühle, einer Noli-me-tangere-Zartheit, einer beſcheidenen, naiven, ſchüchternen Natur beruht. Felizia rückt aus dieſer Glorie der Thekla, Gretchen, Klärchen, Lotte, Luiſe, Mignon und wie die geliebten Heldinnen alle heißen mögen, leider heraus; wir haben in ihr eine Dame der höchſten Welt, eine klare beſonnene Frau, eine junge Wittwe.

Im Vorbeigehen geſagt: Was Felizia dabei verliert, gewinnen wir. Ich wenigſtens — und ſollte ich auch durch dieß Geſtändnis um hundert Sproſſen in dem Zutrauen meiner jüngſten Leſerinnen ſinken! — ich ziehe Frauen und Wittwen für geſellige Anſchauung entſchieden den Mädchen vor. Nicht als ob ich dabei an die monotone Prüderie und die beſchränkte, gezähmte, verkrüppelte Natur deutſcher Kleinſtädterinnen dächte, o nein! Aber ſelbſt den gebildetſten und vornehmſten Jungfrauen deutſcher Geſellſchaft klebt vermöge ihrer geſammten Stellung noch etwas von der Bonne an, ein Unreifes, eine Unſicherheit, ein Mangel an eigener Perſönlichkeit, die nur bei der Frau ſich entwickeln kann und bei der Wittwe am freiſten und ſelbſtſtändigſten zur Blüte gelangt. Jungfräuliche Räthſel ſind für die Liebe, nicht für die Geſellſchaft: was den Geliebten entzückt, kann den Partner bei Tanz und Spiel oder den Tiſchnachbar — entſchuldigen Sie, mein gnädiges Fräulein! — oft . . ein wenig . . langweilen. Ihre Schuld iſt es nicht, beileibe nicht; nur die einer verfehlten Erziehung und eines falſchen Beſtandes der Geſelligkeit.

Fragte man in der Reſidenz nach dem Rufe und Karakter Felizia's, ſo lauteten die Antworten wunderbar verſchieden. Gemeine Leute ſagten: Eine unbändig ſtolze Frau. Blöde Referendarien, die auf Hofbällen von ferne ſtanden und an ihre Bruſt ſchlugen, worauf kein Achſelband glänzte und kein Stern, ſeufzten: Ein Engel. Keckere Helden in Epaulette fliſterten, indem ſie mit einer unnachahmlichen Miene den Verſuch zu einem Knebelbarte in die Länge zogen: Hm, hm! Eine feine Kokette. Alte Herren fluchten: Auf Ehre, das liebenswürdigſte Weib in Europa, auf Ehre. Von allen Weibern ſprach laut nur eine Stimme, die gewichtigſte, Nanny, ihr Kammermädchen: Ja, ein bischen hitzig ſind die gnädige Frau und hochfahrend, aber gut bis auf's Blut und ein wahrer Schatz!

Leſer von Verſtand ſehen ein, daß nur auf das Urtheil letzter Inſtanz etwas zu geben iſt. Wenn eine vornehme Dame von ihrer Kammerfrau als gut gelobt und geliebt wird, dann iſt ſie es gewiß.

Wir wiſſen nun, woran wir mit Felizia ſind. Dabei befremdet uns nur Eins, ein ſcheinbar kleines Ereignis, in welchem nur Leute von Ton und guter Geſellſchaft etwas finden werden oder viel oder Alles. Edmund Schaller wurde, wie mehr bemerkt, häufig im Hauſe des Miniſters geſehen; er blieb zur Tafel dort, oft mit anderen Fremden, einige Male ſchon allein. Darüber können ſich nur Laien und Kaufmannsfrauen wundern, bei denen die Frage entſtand: Warum wollen denn Althanns auf einmal ein Haus machen? Er beſchäftigte ſich viel mit der Tochter des Miniſters; beide laſen, muſizirten, tanzten, jedoch nicht ſo ausſchließlich, ſo auffallend mit einander, daß die Geſellſchaft irgendwie eine Abſichtlichkeit hätte herausfühlen oder hineindeuteln können. Felizia war und blieb die Unbefangene, die inmitten aller Wandelſterne, welche ihre Bahnen um ſie zogen, Diplomaten, Kavaliere, Künſtler, Forſtjunker, Beamtete, allein feſt und ruhig-ſtralend ſtand. Sie zeichnete Edmund nicht aus, er ſuchte ſie nicht. Ueberhaupt wich ſeine Lethargie und Indifferenz nur langſam einem raſcheren und freudigeren Bewegen in den neuen Lebenskreiſen. Er tanzte gern und mit einer gewiſſen, kaum näher zu bezeichnenden Hingabe an die Seele dieſes Vergnügens, mit einer Innigkeit, einem Ernſt, die ſeltſam von dem geſchulten, aber kunſtloſen Figuriren der Uebrigen hervorſtach. Er hatte bald Ruf dafür bei den Damen, die ſich leiſe in's Ohr raunten, keiner umfaſſe ſo feſt, keiner ſchwebe in ſo lebendiger Verſchlingung mit der Tänzerin über das Parquet, als der „junge Freiherr", wie er in der Reſidenz hieß. Dennoch tanzte Edmund wenig und mit Wenigen, wie er überhaupt nicht liebte, in ſehr großen Geſellſchaftskreiſen aus ſich herauszugehen. Er war ſtill; „ſchwermüthig", ſagten die jungen Mädchen, und blickten um deſto verſtohlener nach ihm hin.

Eines Abends hatte er auf einem Balle eben mit Felizia getanzt und ſie nach beendigter Muſik auf ihren Platz zurückgeleitet, als eine ihm bislang unbekannte Dame leiſe auf Felizia zukam, von dieſer unbemerkt hinter ſie trat, ihr die Fingerſpitzen auf die Augen drückte und in's Ohr fliſterte: „Rathe!“ Felizia wendete ſich mit froher Ueberraſchung um, und die beiden Frauen begrüßten ſich mit ſo vieler Herzlichkeit, als es der feine Ton innerhalb eines Salons nur zuläßt. Eben aus dem Wagen geſtiegen, hörte Edmund, der zurückgetreten war, die Fremde ſagen, und wandte ſich, von Felizia herbeigerufen, wieder um. „Gehen Sie nicht fort, Herr Baron“, ſagte dieſe zu ihm, „ohne eine neue Bekanntſchaft gemacht zu haben. Du erlaubſt doch, Liebe? — Hier meine Schweſter, meine Emilie — Herr Schaller von Schallershauſen! Fremd ſind Sie ſich beide nicht mehr!“

Edmund verbeugte ſich angelegentlichſt und erfreut. Ein lebendiges Geſpräch war bald im Fluſſe, das nur von den neu anhebenden Tönen des nahen Orcheſters abgeriſſen wurde. Edmund bat das Fräulein um den Tanz; ſie dankte. „Meine Emilie, die kleine Nonne, tanzt nicht, ſeit ſie ihr proteſtantiſches Stiftskreuzchen trägt“, lächelte Felizia, und Edmund blickte fragend auf die Schweſter. „In der Thal", meinte dieſe, „es kommt mir vor, als ob dieſe Ordensdekorazion und mein ernſteres Gewand ſchlecht zu Euerer weiſſen Seide, Eu'ren Blumen und Bijoux paßte."

Edmund zog mit ſeinem Körbchen ab und — tanzte den Abend nicht mehr. Verwundert fragt ihn Felizia, als ſie eine geraume Weile drauf in der Colonne der Tänzer nicht weit von der Fenſterniſche zu ſtehen kam, wohin ſich Edmund zurückgezogen hatte: So müßig, noir fainéant? — Ein Gefallener meidet die Schranken, das iſt alte Ritterſitte, ſchöne Dame. — War der eine Schlag ſo hart? — Der Schlag nicht, aber die Hand, die ihn führte. — Sind Sie beleidigt, Herr von Schallershauſen? — Wie ſo, meine gnädige Frau? — Nun, ich denke, von Emilie? — Bewahre! Könnte ein Grundſatz mich beleidigen? — Und doch hat ſie Ihnen wehe gethan? — Ja! — Warum? — Weil ich gerade mit Ihrer Schweſter gern' einmal gewalzt hätte. — Ich frage wieder: Warum? — Sie weiß, was in meinem Sinne tanzen heißt. — Wer ſagt Ihnen das? — Ihr Auge und ihre Weigerung!

Felizia drehte ſich raſch herum, mit Heftigkeit und Geräuſch ihren Fächer entfaltend. Eine Secunde, und ſie flog im Arme des Gardeoffiziers davon. Ein langer Blick, forſchend, zornig, wehmüthig, verletzt, fiel auf den ſchlechten Diplomaten in der Niſche. Schaller begegnete demſelben nicht. Sein Auge ſuchte die, unvermerkt entſchwundene, ſchwarze Geſtalt des Stiftsfräuleins.

III.

Sechs Monate, und in allen guten Häuſern der mittelmäßigen deutſchen Reſidenz lagen, von einem rothſeidenen Bändlein zierlichſt umflochten, zwei goldgeränderte Karten. Keine Hand zerriß aber aus Neugier die zarte Hülle, denn Jedermann wußte ja doch, welche Namen auf den Blättern ſtanden, auf einem das zierliche Facſimile: Edmund Schaller, auf dem anderen: La Comtesse de Fellheim, née d'Althanns. Edmund und Felizia waren verlobt.

Was die Welt dazu ſagte und was die Aeltern des ſchönen Paares, braucht nicht eben auseinandergeſetzt zu werden. Althanns hat einen reichen Schwiegerſohn haben wollen, ſchrie der arme Pöbel, haben müſſen, ziſchelte der reiche. Unrecht hatten beide nicht; aber daß ſie Recht hatten, macht, dünkt mich, dem Miniſter in keiner Weiſe Schande.

Er war nicht reich, Repräſentazionskoſten nahmen ſeinen kargen Gehalt hinweg und erforderten noch mehr, er mußte Opfer bringen. Wen opfert man aber in ſolchen und ähnlichen Fällen lieber, als eine Tochter, wenn Einen der Himmel mit ſolchen Lämmlein geſegnet hat? Von Jephta und Agamemnon an hat mancher Papa ſein Kind dargebracht, ohne daß die Väter ſoviel Weſens daraus gemacht hätten wie jene, oder die Töchter wie weiland Jephta's, die, glaub' ich, vierzig Tage lang ihre Jungfrauſchaft beweinte. Gerechter Gott, die Thränen alle!

Zudem, Felizia wollte ja geopfert ſein, wie das Bauernmädchen in der Komödie ſpricht. Und nicht einem Moloch oder einer Artemis, nein! einem jungen, ſchönen, geiſtreichen, auch ſonſt reichen Manne, der auf dem Zenith ſeines geſelligen Ruhmes ſtand, welchen des Miniſters Hand an ſeinem Geburtsfeſte das Patent eines Legazionsſekretärs ſammt dem goldenen Kammerherrenſchlüſſel unter die Serviette geſteckt hatte. Konnte alſo eine Partie convenabler ſein, als dieſe? „Mein Sohn," ſchrieb der alte Ex-Banquier, „die Freudenthränen laufen mir über die Wangen, wann ich an Dich und an Dein Glück gedenke. Heute wirſt Du dreißig Jahre alt. Herr, will ich mit Abraham ausrufen" — (der gute Mann und ſchlechte Chriſt verwechſelt in der Eile einen Erzvater des alten Teſtamentes mit einem Hohenprieſter aus dem neuen) — „Herr, nun laſſe Deinen Diener in Frieden fahren! Habe ich Dir doch nun ein sort gemacht, das ja hoffentlich auch Deinen glänzendſten Anſprüchen genügen wird. Dir bleibt nun noch Eins zu thun: eine Verbindung mit einem Deines neuen Glanzes, Deiner Perſon und Deines Reichthumes gleichwürdigen Hauſe und Gegenſtande. Trügt mich nicht Alles, ſo iſt dieſer Gegenſtand bereits gefunden, und ich habe nur aus vollem Herzen meinen väterlichen Segen zu ſpenden. Am Uebrigen ſoll es auch nicht fehlen. Du wirſt nun ſelbſt ruhiger und geſetzter werden, Deine Wünſche werden ſich mehr auf das praktiſche Leben konzentriren, eine Ehe wird das ſicherſte Mittel ſein, Dich mit Deinen ewigen Idealen auszuſöhnen, kurz Dich ſo glücklich zu machen, als Du es verdienſt und als es Dir wünſcht — Dein treuer Vater." Und ſo weiter.

In der That: Edmund befand ſich, nicht bloß ſeit jenem Geburtstage, wo ihn das Füllhorn der glänzendſten Gaben überſtürzte, ſondern ſchon eine geraume Zeit vorher in dem glücklichen Zuſtande eines dauernden Rauſches, eines alle Sinne beſtrickenden Taumels. Er liebte. Wen? Konnte er Jemanden lieben, als Felizia? Nein, er liebte Felizia, er ſagte es ſich ſo oft vor, er ſchwor es ſich ſo oft, daß er es am Ende ſelbſt glaubte oder daß es wahr wurde. Iſt denn überhaupt zwiſchen Glauben und Wahrheit ein Unterſchied, wenn es einen Affekt gilt? Edmund liebte.

Daß er ein Träumer war, wißt Ihr. Sein Herz machte ſich ſelbſt ein Leben, wenn es in den Umgebungen keines vorfand. Seine Natur beſaß ein unerſättliches Liebes-Bedürfniß und ſein Karakter die entſprechende Fähigkeit, jedes Objekt dieſem Bedürfnis adäquat zu machen. Plumpe Menſchen werden das in ihrer Art interpretiren: alſo er lief jeder Schürze nach? Nein, das that Edmund nicht. Aber er hatte, auf ſeinen Fahrten und in ſeinen Beſtrebungen, oft geliebt, er mußte ein Mädchen, ein Weib beſitzen, an das ſeine ſchwankende, übervolle Seele in den Stunden ihrer Weihe, in ihren Schmerzen und Seligkeiten, ſich werfen konnte und ſprechen: Nimm mich auf! Er, der Alles beſaß, mußte immer nach dem Beſten ſuchen, nach Liebe, und wann er ſie gefunden zu haben meinte, ſtieß er ſie eigenſinnig wieder von ſich oder verlor ſie aus Mistrauen, aus Unmuth, aus Kälte, um wieder auf die Pilgerſchaft zu ziehen. Edmund liebte den Beſitz nicht, nur das Erringen. Ein gewöhnlicher Fehler. Die Frauen ſagen: ein männlicher.

Und noch Eins: Edmund war ſinnlich, aber nicht in der rohen und täppiſchen Bedeutung des Wortes — o ja nicht! — nur in jener eigenthümlichen, einem ſtillen Cultus nahe verwandten, ſchönen Sinnlichkeit, die zu ihrer Exiſtenz des Schönen bedarf. Daß Felizia ſchön war, iſt geſagt worden. Folglich liebte ſie Edmund ſchon um deßwillen.

Felizia aber?

Freunde! Nach der Liebe eines Weibes müßt Ihr mich niemals fragen. Als ich Euch die aufkeimende Eiferſucht Felizia's gegen die nur auf einen Augenblick vor Edmund erſchienene Schweſter zeigte, glaubtet Ihr, ſie liebe ihn. Daſſelbe that ich. Betrachte ich hingegen ihr Benehmen in folgender Zeit, ſo zweifle ich wiederum. Felizia war eine Dame von einem feinen, durchdringenden Verſtande, eine Kokette, ſagten ja die Stutzer der Reſidenz, und ſie hatten Recht, wenn ſie damit meinten, ſie habe ihrer ſchon einige Dutzend an der weißen Naſe umhergeführt. Sie wollte gefallen, wollte herrſchen, es iſt wahr, und als eine ſo ausgezeichnete Erſcheinung wie die Schaller's in ihren Bann trat, regte ſich allerdings dieſer Wunſch noch entſchiedener und dringender als gewöhnlich. Zugleich hatte ſie aber eingeſehen, daß Schaller himmelweit von ihren bisherigen Umgebungen verſchieden ſei und ganz anders behandelt werden wolle. (Ein fatales Wort: behandelt, das ich gern vermiede!) Hier genügten einige geſellige Aufmerkſamkeiten und Bevorzugungen nicht; ſeine männliche Eitelkeit wollte tiefer gefaßt und geſchüttelt ſein. Felizia beobachtete lange und ſcharf. Schaller's Träumerei, ſein Liebesbedürfnis, ſeine Sehnſucht mehr geliebt zu werden, als ſelbſt zu lieben, ſeine ganze, von frühen Verſtimmungen und Täuſchungen durchzitterte Natur wurde ein Studium dieſes genialen Weibes. Die Früchte des Studiums kennen wir: Edmund liebte ſie. Ob ihr Herz dieſem Hang entgegenkam, ob ihre Sinne ſie zu ihm zogen, ob endlich kluge Berechnung der äußeren Vorzüge? Das ſind Fragen, an deren Entſcheidung ich mich — noch! — nicht wage. Sie war mit ihm viel zu ſehr beſchäftigt geweſen, um in ſich ſelbſt einkehren, ſich fragen und prüfen zu können, geſetzt, ſie hätte dieß gewollt. Bei einer Frau, wie Felizia, muß ein ſolcher Wille in Zweifel gezogen werden, — wenn man nicht an dem ganzen Geſchlechte verzweifeln ſoll!

Edmund ſuchte ſeiner Seits eine endliche Beſchwichtigung innerer Kämpfe, einen Ziel- und Schwerpunkt in ſeinem Leben, auf deſſen Mittags-Höhe er ſich mit Ernſt angelangt ſah. Unabweisbare Bedürfniſſe kündigten ſich ihm an, er verlangte nach einem Eigenthum, einer Familie, ſeine Hand wollte auf dem heiligen Haupte eines Kindes ſeinen beſten Kranz niederlegen, ehe ſie im Tode erſtarren mußte. Träumer und Schwärmer wie er war, fühlte er dennoch, ſeinem Vater gegenüber, ſelbſt eine äußere Verpflichtung, ſich zu verbinden, und mit einem ungeahnten Gewicht drückte dieſe auf ſeine Seele nieder. Er hatte bei ſeinem Lieben und Küſſen nicht an Ehe gedacht; das Ernſte des Wortes und der Sache berührte ihn tief und wühlte in ſeinem Inneren Fragen und Wünſche auf, an die er bisher kaum gerührt hatte. Eine ſolche Stimmung mußte den Wirkungen Felizia's entgegenarbeiten; ſein Auge fiel natürlich auf die zunächſt, welche ihm zunächſt ſtand. In ihr fand er, wann er ſich ſein Geſuchtes analyſirte, Alles vereint: Schönheit, Talent, Geiſt, Bildung, Herz. Auch das letztere? Um ſo mehr, als er es überall vorauszuſetzen geneigt war. Die äußeren Vorzüge blieben dabei ſeiner Eitelkeit nichts weniger als gleichgiltig; ein glänzender Name und mächtige Konnexionen waren Dinge, welche der junge Diplomat wohl zu ſchätzen wußte, wie ſehr Poet er auch war. Zu einem Entſchluſſe gediehen aber ſeine Prüfungen noch lange nicht; er hegte in ſich nur mit geübter Virtuoſität eine Liebe zu Felizia, bei der er zunächſt an kein praktiſches Ende dachte, und ſuchte in ihren Schritten zu ſpüren, ob ſie ihn liebe, ob einen Anderen, ob überhaupt das Herz in jener ſchönen, raſch pochenden Bruſt in ſolchen Flammen glühen könne, wie er ſie als Erwiderung der ſeinigen heiſchte?

Nur einmal, noch ganz im Anbeginn ſeiner näheren Bekanntſchaft mit der Wittwe, trat das bleiche, ſtrenge Bild der Stiftsdame in dem einfachen Ordenskleide, den Stern einer anderen Welt auf der Bruſt, zwiſchen ihn und die glänzende Erſcheinung der Schweſter, an dem erwähnten Ballabend. Emilie verſchwand bald darauf wieder, und der Eindruck, den ein nur nach Sekunden zu zählendes Geſpräch, mehr noch ein Blick in die dunkle Tiefe eines ſeelenvollen Auges auf den Mann gemacht hatte, bleichte bald wieder an den wiederholten, durch Natur und durch Kunſt gleich begünſtigten Wirkungen der jüngeren Schweſter.

So war jenes Wiegenfeſt Edmund's herangekommen, das ſo glänzende Geſchenke für ihn mitbrachte. Der Miniſter hatte es ſich nicht nehmen laſſen, daſſelbe in ſeinem Hauſe mit einem Feſtmahle zu begehen unter wenigen, aber erleſenen Freunden des Gefeierten. Dieſer war ſtiller noch, als gewöhnlich. Mich dünkt, an Geburtstagen ſei das nur zu begreiflich. Warum machen wir uns künſtliche Kerbhölzer und ſchnitzen eine neue Schuld an den Tod mit jedem Jahre ein und feiern gar den Tag noch, da es geſchieht? Erſt gegen Ende der Tafel, als unter krachenden Pfropfen und aus überſtrömenden Kelchen das Wohl Edmund's getrunken ward, flogen die Wolken von ſeiner Stirn auseinander und mit einer innigen, ungetrübten Freude konnte er dem Miniſter, als er ſich erhoben, ſeinen Dank abſtatten. Sein Auge glühete. Der Miniſter bemerkte es wohl und ſchüttelte mit einer ſcheinbar aus der feinen Gleichgiltigkeit fallenden Treuherzigkeit und Liebe dem Aufgeregten die Hand; dabei zuckte einer ſeiner raſcheſten Blicke nach der Tochter hinüber, die ſich, unwillig erröthend, abwandte.

Der Kaffee wurde im Garten ſervirt. Es war ein heiterer, von Frühling und Duft und Gluth geſättigter Abend. Die Gäſte luſtwandelten vertraulich in den Gängen, über die Terraſſen, oder ſchaukelten ſich im Schatten behaglich kühler Grotten und Laubgezelte. Felizia's Arm ruhte noch in dem ihres Tiſchnachbaren, ohne daß ſie oder er es zu gewahren ſchienen, daß die übrigen Damen, unten angelangt, ihre Kavaliere bereits entlaſſen hatten. Sie gingen in einer Linden-Allée auf und ab, er ſchweigſam und dadurch unwiderſtehlich beredt, ſie mit einer angenommenen Redſeligkeit um ihn hergaukelnd. Trunken ſah Felix auf das Weib an ſeiner Seite herab; durch den leichten Flor ihres Aermels ſtrömte ein elektriſcher Guß nach dem anderen in ſein Blut über, und das Auge des Geblendeten verirrte ſich taumelnd in dem auf Hals und Bruſt herabwallenden Dunkel ihrer ſchönen, glänzenden Haare. Was iſt Ihnen? fragte ſie, als ein Druck auf ihren Arm ſie ſtehen bleiben hieß. — Sie reden mir zu viel. — Iſt das galant? — Nein ... Felizia, ich bin müde. Laſſen Sie uns ruhen! — Er bot ihr einen Seſſel von denen, die an dem unbelauſchten Ausgange des Lindenweges ſtanden, und warf ſich, noch ehe ſie denſelben eingenommen, mit Ungeſtüm auf einen zweiten, flehend das Auge zu ihr emporgerichtet. Seltſamer!

ſagte ſie langſam, ſenkte die Wimper und ſetzte ſich neben ihm nieder. Und darauf eine lange Stille.

Wiſſen Sie auch, hob Felizia auf's Neue an, daß Sie noch ein Geburtstagsgeſchenk zu Gut' haben, das meinige? — Er ſah fragend auf. — Droben bei den Fremden und unter den glänzenden Gaben Ihres Vaters und des meinigen durfte ich es Ihnen nicht überreichen, aber hier, nicht wahr, hier weiſt es der Freund von der Hand der Freundin nicht zurück? — Mit dieſen Worten zog Felizia aus dem Buſen ein kleines Portefeuille, in Seidenſtramin geſtickt, ungemein zierlich und elegant, das ſie auf beiden Händen mit einer komiſchen Ernſthaftigkeit dem Ueberraſchten entgegenhielt. — Aber, Felizia!.. — Nun, ſo nehmen Sie doch! Oder meinen Sie etwan, unſere vornehmen und verwöhnten Finger ſeien der Nadel nicht mehr mächtig, das vermöchten nur Ihre bürgerlichen Schönen und ſentimentalen Anbeterinnen zu erſchaffen?

Edmund drückte mit einer ſtummen Inbrunſt die kunſtfertigen Hände an ſeine Lippen und betrachtete die Deſſins. Ach, ſagte ſie muthwillig, laſſen Sie doch die dummen Arabesken und Schnörkeleien gut ſein! Hier, Herr Baron! mir in's Auge geſehen! Was kommt auf dieß erſte Blatt? Politiſche und diplomatiſche Noten? Ein Sonett auf den Mond? Spielſchulden? — Und lachend hielt ſie ihm den Silberſtift und die geöffneten Blätter hin. Nein, rief er, auf einmal von einem Gedanken ergriffen, aus, nein, nichts von allem dem! Aber, geben Sie mir! Er ſprang auf. Einige raſche Züge auf das Elfenbein-Papier, dann gab er es an ſie zurück. „Felizia, ich liebe Dich!“ leuchtete ihr, groß und keck hingeworfen, entgegen. Sie erbleichte, wurde darauf dunkelroth, ſchwieg eine lange Minute, während welcher er, die Arme auf die Lehne ihres Seſſels geſtützt, nahe vor ihr ſtand. Dann begann ſie, mit zitternder Stimme, wieder: Und ein Hauch, ein kleiner Finger verwiſcht es! Sie wollte mit der Linken über die Tafel fahren, Edmund aber hielt ſie gewaltſam feſt und ſagte: Vermöchteſt Du das? Du!?

Und nach einer langen Minute wiederum kniete der ſchöne Mann vor dem ſchönen Weibe, ihre Arme ruhten auf ſeinen Schultern, ſeine Lippen auf ihrer Bruſt, und die dunklen Locken ihres matt herniederhangenden Hauptes vermiſchten ſich mit ſeinen reichen, blonden Haaren.

O, es iſt eine ſo ſchöne, ſo heilige Stunde im Leben, wo zwei Herzen zum erſten Male an einanderſchlagen, zwei Lippen nur eine Flamme ſind, zwei Menſchen zum erſten, letzten und einzigen Male Götter werden! Warum muß ich nun, ſtatt mit Engelsköpfen und mit einer lichten Glorie das große Doppelbild einzufaſſen, ſtatt die Nachtigallen aus den Linden in den Vermählungsjubel ſchlagen zu laſſen und das Abendroth in entzückte Herzen zu gießen wie einen Lichtſtrom aus einer andern Welt, — warum muß ich Euch denn ſelber mit eigener, mein beſtes Werk zertrümmernder Hand den Schleier zerreißen und hinweiſen auf den alten, feinen Mann am Ende des Ganges mit dem rothen Ordensbande um das weiße Halstuch und einem glänzenden Stern auf einer linken Rippe? Er lächelt und reibt ſich die Hände, aber Alles unvermerkt, denn ſein eines Auge hat durch die Lindenzweige gelauſcht und jene Gruppe erſpäht, während das andere den Geheimen-Kammerrath bewachte, mit dem er eben in einem tiefen Zwiegeſpräche war, damit deſſen Brille nicht auch etwan — zu früh vor der Welt! — nach jener Seite ſtreife?! Und doch war jener alte, feine Mann kein anderer, als der Miniſter von Althanns, und unter ſeinem Stern ſollte ein Vaterherz ſchlagen für Die, welche in der dunkeln Laube in des Mannes Armen lag!

Felizia ſuchte ſich zuerſt aufzurichten. Schon ein betrübendes und erkältendes Zeichen, wenn das Weib früher auf die Erde zurückſinkt, als der Mann ſie dazu nöthigt! Aber ſie vermochte es nicht. Sie fühlte ihre Schulter feucht von ſeinen Thränen, konvulſiviſch ſchluchzend drückte er ſie feſter an ſich und ein verzehrendes Feuer ſprühte aus ſeiner Stirn in ihre Wangen, bis ſie ihm haſtig zuflüſterte: Um Gottes Willen, Edmund, erheben Sie ſich! wenn uns Jemand überraſchte!

Da plötzlich, ſtumm und ſchwer, gehorchte er. Das Büchlein, das zwiſchen ihnen niedergefallen war, raſch an ſich nehmend, ſchwang er ſich ohne ein Wort, einen Blick weiter an Felizia in das Gebüſch und war im Nu ihren erſtaunten Augen entſchwunden. Sie ſtarrte ihm nach, befremdet und erſchüttert, während ſie mechaniſch ihr Taſchentuch ſeine Thränen aufſaugen ließ. Dieſes Mal verſtand ſie ihn nicht, vielleicht zum erſten Male, gewiß da, wo ſie ihn am meiſten hätte verſtehen ſollen. Es ahnte ja ihre Seele nicht, welch' einen Vulkan ſie in ſeiner Leidenſchaft über ſich und ihn heraufbeſchworen hatte. Sie erſchrak bloß.

Der neue Legazionsſekretär, Kammerherr Baron Schaller von Schallershauſen kam den Abend nicht mehr zur Geſellſchaft zurück; ſein Kammerdiener brachte dem Miniſter die Entſchuldigung und meldete ſeinen Herrn zugleich auf morgen früh zu einer geheimen Konferenz. Die Exzellenz nickte, ſelbſtgefällig und zufrieden lächelnd.

IV.

Kein eigenthümlicheres Verhältnis innerhalb unſerer modernen Geſellſchaft, als das eines verlobten Paares! Schwärmende nennen die Brautzeit den Blütemonat des Lebens, die Poëſie der Liebe, die eigentlichen und einzigen Flitterwochen. Ich glaube, ſie haben — Unrecht. Die Sitte hat eine ſonderbare Miſchung von Zwang und Freiheit, namentlich in den mittleren Ständen, zur Grundlage jenes Verhältniſſes gemacht. Man heißt es nicht gut, wenn Liebende, ohne durch den Verlobungsring an einander gekettet zu ſein, vertraute Stunden, Zuſammenkünfte ohne Zeugen, treuen Briefwechſel, zärtliche Spaziergänge haben; dagegen iſt alles dieß ganz in der Ordnung, es wird ſogar zur Pflicht, ſobald das feierliche „Ja" vor der Familie gewechſelt wurde. Dieſelbe Mutter, welche ihr Töchterlein ſtreng vom Fenſter gehen hieß, ſobald der Liebhaber ſeine tägliche Promenade darunter antrat, ſchleicht gutmütig lächelnd aus dem Zimmer, um den Bräutigam eine ganze Stunde allein bei der Einzigen auf dem Sofa ſitzen zu laſſen. Es liegt ein ſchönes, ein edles Vertrauen in dieſer Sicherheit und Hingabe, aber eine Gefahr zugleich und eine Naivetät, von der bewußtere Völker, das italiäniſche z. B., längſt abgegangen ſind. In italiſchen Landſtädtchen dürfen Liebende ungeſtört mit einander koſen, Verlobte aber ſind durch faſt klöſterliche Strenge von einander geſchieden. Welche Anſicht iſt die zweckmäßigere?

Mich dünkt, der ganze Zuſtand ſei ein höchſt ſchwankender, vielleicht um deßwillen eben ſo geprieſen von Vielen. Kein ruhiger Genuß, kein Vollbeſitz; ſtatt deſſen ewiger Reitz, Hangen und Bangen, Hoffen und Harren. Manche Illuſion wird zerriſſen, weil die Liebenden erſt jetzt — zu ſpät oder zu früh! — einander ganz kennen lernen, wozu die geſelligen Verbindungen der Geſchlechter vorher, wahrlich! kein Mittel bieten. Auf zwei Seiten fühlt das Mädchen ſich angezogen und gefeſſelt, im älterlichen Hauſe und am Herzen des Geliebten; ſie wird deßwegen dort eher fremd, als ſie hier ſich anheimeln und feſtſiedeln konnte. Ein neues Leben voll Ahnung und Pflicht und Recht ringt in ihr mit den Erinnerungen des Vergangenen, und während der kindliche, unbewußte Schmelz der Jungfräulichkeit durch die Hingabe an Einen längſt von dem Kelche der Blume hinweggeblaſen wurde, hat derſelbe noch nicht Feſtigkeit genug, zu ſeinen neuen Funkzionen ſich vorzubereiten. Die Braut zeigt uns ein Doppelgeſicht, bald das kindliche, lächelnd rückwärts-gewandte, deſſen Augen in hilfloſer, unſchuldiger Befangenheit noch am Antlitze der Mutter hängen, bald das gereift-weibliche, von Küſſen und Thränen gefurchte, von Hoffnungen und verbotenen Wünſchen angehauchte und doch im vollen Segen der Gewißheit, im fröhlichen Genuſſe, im Frau- und Mutter-Stolze noch niemals verklärte.

Und nun ſetzt den Fall — ach! einen täglichen! — daß ein, bei aller Feſtigkeit, durch Wankelmuth des Mannes und des Weibes, durch widrige Verhältniſſe ſo oft gefährdetes Band zerreißt!

Denkt an das Mädchen dann, die genug verloren hat, um vielleicht niemals wieder zu finden, und nicht genug gewonnen, um in der Erinnerung allein leben zu können, die eine Exiſtenz freiwillig für eine neue aufgab, und der man dieſe nun plötzlich und gewaltſam unter den Füßen hinwegzieht, ehe ſie Zeit und Kraft und Beſinnung genug erlangt, in jene zurückzuflüchten!

Glaubt mir: Wer in die Häuſer unſerer guten Mittlklaſſe blickt, hinter die weißen, bürgerlichen Gardinen der Familienzimmer, ach! der findet eine Menge ſolcher halb-wach geküßter Blumen, die nun im Staube und im ſpärlichen Sonnenſtral verblichen und wehmütig einen letzten Tropfen aus beſſerer Zeit im Kelche verſückern laſſen! Keine Hand bricht ſie, denn man weiß ja nicht, ob ſie nicht zuvor geknickt waren, und die mütterliche, angſtvoll bebende, iſt auch nicht mehr im Stande, ſie zu der alten Friſche und Freudigkeit emporzuziehen. Ach, das ſind kümmerliche, ſchmerzlich-rührende Bilder einer im beſten Entfalten getödteten Natur...

Denkt Euch meinetwegen, dieſe Bemerkungen ſeien ein abgeriſſenes Blatt aus Edmund's Tagebuche. Edmund iſt ja Bräutigam. Für ihn paſſen ſie am nächſten, wenn für Niemanden anders.

Daß aber Edmund kein klein-bürgerlicher Bräutigam war, der ſonntäglich im Hauſe des werthen Schwiegerpapas in spe ſein Couvert vorfindet, in der Woche hingegen erſt nach Tiſch und zum Kaffee erſcheint, regelmäßig, wie ein Barbier, — nun, das verſteht ſich bei ſeiner Natur und bei den äußeren Verhältniſſen, in die er getreten war, von ſelbſt. Edmund war — Ihr wißt es! — kein Neuling mehr unter Frauen; er hatte Glück gemacht, mit der erſten Zeit der jungen Liebe, ſammt dem naiven Gefolge des Kandidaten-Stolzes, der ſich brüſtet, öffentlich eine Dame im Schleier am Arm führen zu dürfen und Viſiten mit ihr zu machen und Gratulazionen entgegen zu nehmen und mit ſelbſtgefälligem Erröthen zu ſagen: „Pfingſten über's Jahr, ſo Gott will, ſoll es losgehen" — damit war es bei ſeinem Glücke nichts. Solches Glück keimt nur in Landſtädtchen, wie Veilchen nur an der Hecke; aber es iſt ſehr ſüß, ſehr duftend, ſehr tief-tief-berauſchend. Edmund war auf ſeine Weiſe glücklich, vielleicht eine nur quantitativverſchiedene. Er flog mit ſeiner Verlobten im glänzenden Schwimmer durch die Straßen und freute ſich, das Geſpann zu bändigen, welches das ſchöne Weib ſtolz und feurig in's Weite reißen wollte. Er hob ſie zu Pferd und jagte mit ihr ſtundenlang im Waldesdickicht umher, die keuchenden Reitknechte unwillig hinter ſich laſſend. Er lag ihr zu Füßen daheim, im verſchwiegenen Cloſet, und tändelte mit ihrem Schooßhündlein, das eiferſüchtig zwiſchen die beiden Liebenden bellte, und las und zeichnete und ſang und plauderte und gähnte mit ihr.

Gähnte? — Warum nicht? Verlobte gähnen auch zuſammen; ich ſehe nicht ein, was darin Störendes liegen kann — es hat etwas Trauliches.

Immer aber in dieſem Beiſammenſein, trotz aller geſelliger Triumphe, die er in der allgemeinen Anbetung ſeiner „Future“ genoß, trotz der Zärtlichkeit und Aufmerkſamkeit, womit Felizia ihn umgab, fehlte dem Unerſättlichen etwas, um ſeinem Verhältnis zu ihr die rechte Weihe zu geben. Wußte er, was dieſes letzte Etwas war? So wenig, als ich es Euch werde klar machen können, wie tief ich es auch mit ihm empfinden kann. Nicht geiſtiger Reiz war es, denn Felizia war geiſtreich, witzig, vielſeitig gebildet, erfinderiſch leicht, bequem in der Konverſazion, obwohl ſie alle dieſe Tugenden mehr für die Geſellſchaft zu beſitzen ſchien, als für den Zukünftigen, mehr im Salon, als im Boudoir. Im letzteren war ſie, allein mit Edmund, träumeriſch ſtill, ſinnend, und doch nicht von jener unbeſchreiblichen Weiſe, die, wie Zauber einer Mondnacht, einer Arie von Beethoven, eines Liedes von Goethe, zum Mitgefühl zwingt. Oft rührte es Edmund kalt und hart in ſeinen Entzückungen an, daß ſie ihn nicht augenblicklich, nicht ganz verſtand, wenn er mit einem Blicke, einem Kuß in das innere Grübchen ihrer Hand, durch ein Wort ihr anders entgegenkam, als ſie erwiderte. Felizia war, wie geſagt, zärtlich und warm genug, keine ſparſame, ihre Liebkoſungen meſſende, berechnende Geliebte, und dennoch vermißte Edmund oft eine Poëſie der Sinnlichkeit in ihr, die ſeine Liebe in jeder Bewegung, in jeder Kniebeugung, in jeder Umſchlingung des Armes trug und veredelte. Einſtmals ſtürzte er, ganz aufgelöſt in Glut und Demuth und Seligkeit, zu ihren Knieen, umfaßte dieſelben innig und küßte ſie auf den Fuß, dem Felizia ſpielend ein geſticktes Schemelchen zur Folie gegeben hatte. Seiner Lippen Druck brannte wie Feuer durch das zarte Seidengewebe des Strumpfes auf ihre Haut, ſie zog erſchrocken den Fuß zurück und ſagte halblächelnd, indem ſie die herabwallenden blonden Haare ſeiner Stirne weich zurückſtrich: Wilder Menſch, was wollen Sie denn eigentlich? Edmund brach in Thränen aus und umfaßte ſie feſter, ſein Geſicht zu ihr emporhebend; ein ſanfter Blick aus ihren Augen ſchmolz in die ſeinigen über, er dehnte ſich entzückt empor, drückte ſein Antlitz und ſeine bebenden Lippen an ihre Schulter, ihre Bruſt feſt und ſah ſie, tief-flehend, an. Felizia ſchlug die Augen nieder; über ihre Wangen brannte etwas von jener tradizionellen Schamröthe, die bei den Weibern zum großen Theile nur Ahnung und Erwartung iſt, eine verfeinerte Art Inſtinktes, ſie neigte ſich, wie verwirrt und gewährend zurück, die langen Wimper fielen zu, ihr Leib zitterte, ihr Buſen flog unter ſeinen Händen, — aber gerade im Augenblicke, da ſie meinte, ihm am naheſten gekommen zu ſein, hatte ſie ihn verfehlt und verloren. Er ließ ſie langſam aus ſeinen Armen gleiten, ſtand auf und ſchellte dem Kammermädchen. Als Nanny kam, beſchäftigte er ſie im Zimmer eine Zeit lang und ſagte zu der verwunderten Gebieterin: Vous avez eu peur de moi? Soyez tranquille, je serai sage, ce que vous appelez sage, vous autres, Madame!

Felizia ſtarrte ihn befremdet an. Wäre Edmund, dem noch Thränen in den ſchönen Augen zerrannen, minder bewegt geweſen, ſo würde er bemerkt haben müſſen, daß auf Felizia's rothen Wangen und auf der ſpöttiſch zuckenden Unterlippe viel eher ein kleiner, weiblicher Verdruß, als eine kleine, weibliche Furcht zu leſen ſtand — für kühle Beobachter. Ihr kam die Störung offenbar ungelegen, und wir wollen ihr darum in unſerer klein-bürgerlichen Gewiſſenhaftigkeit nicht zürnen. Er, Edmund, hatte dieſelbe auch nicht aus einem ſolchen oder ähnlichen Motive veranlaßt; er glaubte nur, Felizia habe ihn geſcheut, habe ihm, vielleicht überraſcht und befangen, eine Hingabe und ein Sich-ſelbſt-vergeſſen bewieſen, die er nur von ihrem eigenen Willen ſich zart entgegengebracht wiſſen wollte. Edmund meinte ſchonen zu müſſen, Felizia begriff ſein „Warum?“ nicht.

So berührten ſich dieſe beiden ſchönen und begabten Naturen zwar an vielen tauſend Punkten, aber gerade in denen nicht, die ihnen beiden, dem Manne wenigſtens, am höchſten ſtanden. Er hatte eine Frau gefunden für ſeine Salons, ſein Haus, ſein Cabinet, ein geiſtreiches und ein ſchönes Weib, deſſen geſellige Talente, deſſen Tournüre, deſſen zärtliches Vertrauen ihn entzückten; allein er erwartete von einer rechten Liebe mehr, wie er ſich ſelbſt in ſchlafloſen Nächten kaum zu geſtehen wagte. Jene Tiefe der gegenſeitigen Neigung, jenes innige Verſtehen und Durchdringen zweier Naturen, das in beſonders erregten Momenten durch ein gleichzeitiges Aufblitzen deſſelben Wunſches, der nämlichen Leidenſchaft, einer gleichen Grille ſich den Geweihten und nur ihnen offenbart, kurz jene Myſterien der Liebe, die vermißte er tief-innigſt, und dieſes Vermiſſen war

Schuld, daß er wohl mit trunkenem Entzücken, an allen Sinnen ſchön- und tief-geſättigt, von Felizia heimkehren oder mit zärtlichſter Erwartung ihr entgegenfliegen konnte, daß er aber juſt im Vereine mit ihr immer noch ein trennendes Feld zwiſchen ſich und zwiſchen ihr empfand, eine Lücke, eine Verkühlung.

Die Liebe ſieht ſcharf, ſie ahnt noch ſchärfer. Was Edmund vermißte, ohne es analyſiren oder ſpezifiziren zu können, war allerdings nicht vorhanden bei Felizia, tiefe, unmittelbare, poëtiſche Neigung, Leidenſchaft, Bedürfnis, innerliches Leben und Weben im Weſen des Verlobten, ſelbſt in ſeinen Phantaſtereien und Verirrungen. Felizia liebte ihn, und nicht bloß wie eine Weltdame, oder gar wie eine Kokette zu lieben vermag. Seine Natur hatte die ihrige an vielen Stellen mit ſich fortgeriſſen und emporgetragen. Ohne ſeine Sonderlichkeiten und ſeine oft kindiſchen Einfälle zu verſtehen oder ſich groß darauf einzulaſſen, ahnte ſie, daß Edmund's Liebe und ihre Erweiſungen ganz andere ſeien und anders beurtheilt, anders erwidert werden wollten, als die Neigung ihres erſten Gatten.

Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, wann ſie leiſe ſich bekennen mußte: Du haſt ihn an dich gezogen, in dir iſt nur das befriedigende Gefühl der Kokette: er iſt dein, nicht das weibliche, ſelige Bewußtſein: ich bin ſein. Sie war in dieſen Augenblicken ſtrenger Selbſtprüfung unerbittlich gegen ſich, grauſam, erfinderiſch in Selbſtanklagen, übertrieben in Selbſtverdammungen; vielleicht, um ſich morgen und übermorgen wieder deſto mehr zu Gute zu halten. Dennoch war ſie auch nicht leichtſinnig oder liſtig genug, nur Komödie mit dem, auf ihre Art Geliebten zu ſpielen, ſich gewaltſam in ſeine Empfindungs-Weiſe hineinzuwerfen oder ihm ein erheucheltes Verſtändnis derſelben entgegenzutragen. Er iſt ein närriſcher Menſch, ſagte ſie lächelnd und liebevoll zu ſich ſelbſt, wenn ſie Abends hinter den grün-ſeidenen Gardinen eine Szene des Tages noch einmal auf ihrem Kopfkiſſen überträumte; man muß ihn nehmen, wie er iſt, ein Schwärmer, und ſich geben, wie Einen der liebe Gott nun einmal geſchaffen hat. Ich kann nicht mehr thun, als ihn in meiner Manier lieb haben. Ja, und das will ich auch. Gut' Nacht, Du Sonderling!

Damit entſchlief ſie. Schade um dieſes vollendete Weib, daß ſie, ſtatt ihrer eigenen, geſunden Natur überlaſſen zu bleiben und allſeitig auswachſen zu können, ſo früh ſchon für die beſtimmte Sphäre einer Weltdame gezogen, gebildet, geprägt wurde! Die ſchönen Edelſteine, die roh und feurig in dieſem lebendigen Geiſte begraben lagen, zerſplitterte man, ſchliff ſie, faßte ſie, polirte ſie, um den Glanz eines Luſtre's in ihnen ſich ſpiegeln zu laſſen, nicht Gottes ewige Sterne. Die ſtarken Arme und Schößlinge ihres Weſens ſchnitten egoiſtiſche Hände frühzeitig zu künſtlichen Kronen, Guirlanden, Lauben, um einen öden Geſellſchaftsgarten damit auszuzieren. Nun war ſie in ihrer Art vollkommen, eine Frau, die jeden Mann in den erſten Ehe-Wochen zum Gott und — zum Pantoffelhelden gemacht haben würde, aber nur einen — Edmund nicht. Edmund betete ſie an, er erhob ſich in dem Gefühl zu ihr immer höher und höher, je mehr er empfand, daß es eines innerlichen Aufſchwunges zur Erhaltung bedürfe, er überbot ſich ſelbſt, und doch blieb jene Leere, jenes Verlangen unbefriedigt in ihm zurück.

Vornehme Leute pflegen ihren Verlobungsſtand nicht ſehr auszudehnen, wie ſie überhaupt raſcher leben, als die Mittelklaſſe. Am Ende des Sommers wurde alſo mit einer edlen Stille und Einfachheit die Vermählung vollzogen, wozu Edmund's Vater mit väterlichen Glückwünſchen, fürſtlichen Hochzeitsgeſchenken und banquiersartigem Stolze herbeieilte. Nachher ſollte Edmund mit ſeiner jungen Gattin eine längere Reiſe antreten, während die Väter daheim mit gemeinſamen Mitteln für Beider Zukunft ſorgen würden.

Wohl ſagte Stadt und Land mit Recht, es gäbe keinen glücklicheren Menſchen in der weiten Gotteswelt, als den jungen, ſchönen, geſunden, vornehmen, klugen Mann, der mit der jungen, ſchönen, geſunden, vornehmen, geiſtreichen Frau aus der Kirche gefahren kam, ein glänzender Zug der eleganteſten Karroſſen, von denen aber die erſte, die des Ehepaares, alle andere weit überſtralte, durch den Inhalt, nicht durch äußern Glanz. Felizia war ſchöner als je; kein Auge entdeckte einen Mangel an dieſem vollendeten Bilde, — keines, als das des Gatten. Edmund ſaß bleich und ſtolz und groß und gerührt neben ihr, mit allem Schmucke ſeiner Jugend, ſeines Ordens, ſeines Schlüſſels, ſeines Geiſtes. Zunächſt folgten die Väter, dann eine kleine Reihe Gäſte, aber ſämmtlich auserleſen, unbeſtrittene Größen der Reſidenz, die höchſte Ariſtokratie.

Am Morgen nach dieſem großen Tage hielt ein vierſpänniger Reiſewagen, in jedem Nagel neu, an dem Thore des Hotels Althanns. Der Poſtillon ſtieß ſchon zum zweiten Male in's Horn, die Thiere ſchlugen unwillig mit ihren Hufen das Pflaſter. Oben im großen Saal gingen nach eben geendigtem Dejeuner der Miniſter und der Freiherr Arm in Arm ſpazieren. Im Nebenzimmer ſtanden die Neuvermählten, Felizia vor dem Trumeau eben beſchäftigt, die duftende Fülle ihrer Locken unter dem kleinen Reiſehütlein zu feſſeln, Edmund abgewandt am Fenſter, hinunterſtarrend auf den Wagen; Nanny, reiſefertig, trug den letzten Carton fort, und der Lakai hatte ſchon lange den breiten Wagentritt herabgelaſſen.

Endlich trat Felizia zu Edmund. Me voilà! ſagte ſie, ihn lächelnd zu ſich umwendend. Er küßte ihr den Handſchuh. So ſtille, Lieber? — Still' und bewegt. — Was haſt Du? — Felizia, fliſterte er heftig, nur mit Mühe die Gewalt der Stimme dämpfend, damit die Väter nebenan nichts hörten, Felizia, und wenn Du das Herz mir aus der Bruſt riſſeſt — ich könnte es Dir nicht ſagen. Dabei drückte er ihre Finger krampfhaft auf ſein Herz. — Edmund! — O nenne mich nicht undankbar, nicht lieblos, nicht hart; Felizia, hab' Nachſicht mit mir. Ich bin krank. Die Reiſe wird mich zerſtreuen, heilen, beſſern.

Sie ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe, legte ihren Arm in den ſeinigen und zog ihn fort, erſt zum Abſchiede, dann in den Wagen. Er rollte mit dem „überglücklichen“ Ehepaar von dannen. Gute Reiſe!

V.

Aber ſie ward es nicht, — nicht völlig wenigſtens und nicht in dem Grade, als alle äußeren Verhältniſſe zu bedingen ſchienen. Der Riß in Edmund's Seele war durch ſeine Vermählung nicht ausgefüllt worden; bei dem Bewußtſein, daß er Felizia liebe, und von ihr geliebt ſei, trübte und ſtörte ihn fortwährend die Bekümmernis, daß dieſe Liebe ſich niemals ganz begegnen werde. Und Eines, jenes Eine, was er vermißte am Trauungs-Tage, ſtellte ſich ihm immer fühlbarer heraus. Es war, wenn Ihr wollt, eine Kleinigkeit; das ärmſte Landmädchen brachte es ihrem Bräutigam zu, hier fehlte es aber, und eine Grübelei Edmund's, die nur ein Liebender ganz begreifen wird, legte, vielleicht gerade um deßwillen, einen übertriebenen Werth darauf: — ein Myrthenkranz.

Felizia war mit Seide und Juwelen, Spitzen und Blonden faſt erdrückt; allein das Symbol der Jungfräulichkeit, welches die Sitte der bräutlichen Wittwe verbietet, das einfache, grüne Reis däuchte Edmund köſtlicher als die Steine und Perlen, damit wetteifernde Hände ſeine Erwählte belaſtet hatten. Er meinte, um recht zu lieben und recht geliebt zu werden, müſſe ein Weib noch Niemanden erhört haben; ihr Beſtes und Einziges, was ſie nur Einem geben könne, ſolle dem gehören, den ſie liebe und der ſie, keinem Anderen. Das war es, was er am Morgen vor der Abreiſe nicht geſtehen wollte, eine Ungerechtigkeit meinetwegen, deren ſich aber der Mann, dem Weibe gegenüber, ſo oft ſchuldig macht. Er meint fordern zu können, was er ſelbſt nicht zu bieten im Stande iſt. Edmund nährte dieſen Eigenſinn faſt gefliſſentlich und hing ſeinem Verlangen nach, als ob er froh geweſen wäre, eine Seite, einen feſten Punkt zu haben, woran ſeine Unbehaglichkeit und Verſtimmung anzuknüpfen.

Heimgekehrt mit den Nachtigallen des nächſten Frühlings, empfing die Neuvermählten eine glänzende

Häuslichkeit. Der ci-devant Banquier hatte einen wahrhaft fürſtlichen Palaſt hingeſtellt, der, wie ein Feenſchloß, die erſehnte Herrſchaft ſchmeichelnd, leuchtend, überraſchend aufnahm. Da blieb kein Wunſch mehr übrig, das Auge ermüdete in dieſer Pracht, und vergebens marterte ſich das Gedächtniß des raffinirteſten Lebemannes, um irgenwo einen Mangel aufzuſpüren. Felizia klatſchte, glücklich wie ein Kind in der Chriſtnacht, einmal über das andere Mal aufjauchzend in die kleinen Hände und fiel dem großmüthigen Schöpfer dieſer Herrlichkeiten dankbar um den Hals. Wer war ſeliger als Papa Schaller, der, die Hände in den Seiten-Taſchen — noch eine fatale, nicht auszurottende Gewohnheit des alten Banquierthums! — in den Sälen, im Parke, in den Nebengebäuden ſeine Kinder umherführte? Edmund erwies ſich als den dankbarſten Sohn, den zärtlichſten Gatten; kein Auge konnte auf dem ſchönen, nur etwas ermatteten und gedrückten Antlitz die Spuren der inneren Kämpfe und Zerſtörniſſe leſen. Nur Abends ſpät, wenn ihn Felizia entlaſſen hatte, wenn er aufſeufzend in ſeinen einſamen Fauteuil zurückſank, das ſtolze, jäh zuſammenknickende Haupt in beiden Händen vergrabend, oder wenn das einſt ſo helle, funkelnde Auge zerſtreut, gedankenlos, erloſchen in die Nacht um ihn ſtarrte: nur dann hätte ein geübter Blick die Narben eines tiefen Seelenleidens, vielmehr die täglich friſch blutenden Wunden in ihm erkennen mögen.

Arbeit ſollte ihn entſchädigen, hinnehmen, heilen. Er ging rüſtig und mit beſtem Wollen an die ſeine. Allein, was hat der Legazionsſekretär einer kleinen deutſchen Macht in einer mittelmäßigen deutſchen Reſidenz, in vollem Friedenszuſtande groß zu thun? Dann und wann eine diplomatiſche Note, Anzeigen, Päſſe zur Viſa, Konferenzen, nur der Form wegen veranſtaltet, Berichte, wo nichts zu berichten iſt, Vorſtellungen, Akte am Hofe — ein Zirkel, den Edmund bald durchmeſſen hatte, den er nun täglich ausſchreiten mußte, immer hart an die Gränzen deſſelben anſtoßend. Konnte es ſehr lange dauern, bis er ermüdete? Wollen wir einen Stein auf ihn werfen darüber, daß er es that, während andere kleine Diplomaten überglücklich in derſelben Sphäre ſind und bleiben, mit der wichtigſten Miene über ihre Affaires reden, politiſche Orakel ausſchwitzen, antichambriren, den Claque in den Händen zerkneten und täglich daheim einen Schellenzug nach ihrem Geheimkopiſten abreißen, alles dieß ein ganzes Methuſalems-Alter hindurch, und mit immer ſteigender Selbſtgenugſamkeit?

Edmund beſaß nicht Kraft genug zu einer ſolchen Thätigkeit. Auch auf dieſer Seite bewährte ſich der alte Unſegen ſeines Treibens auf's Neue. Es dauerte kein halbes Jahr, ſo gerieth er mit Herrn von Althann's Excellenz ſchon in die verdrießlichſten Debatten. Höchſten Ortes hatte man Nachläſſigkeiten an dem jungen Diplomaten zu rügen gefunden: das eine Mal erſcheint er um fünf Minuten zu ſpät bei dem Lever des gnädigſten Herren, und ein anderes Mal verwirrt er durch ſeine rückſichtsloſe Geiſtes-Abweſenheit alle Anordnungen des Hofmarſchalls und Zeremonienmeiſters bei der Vorſtellung eines neuen Geſandten, indem er zwei Stellen zu hoch in der Reihe hinaufrückt und dadurch das ganze diplomatiſche Corps in ſtille Gährung verſetzt.

Herr von Althanns ſchüttelte das Haupt. Lieber Freund, ſagte er gebeugt und betrübt, ich weiß ja, daß es Kleinigkeiten ſind, aber eben darum! Thun Sie mir die Liebe!

Edmund gelobte Pünktlichkeit. Vierzehn Tage drauf viſirt er den Paß eines Menſchen, der von einer auswärtigen Behörde verfolgt wurde, arglos in's Ausland; der Vagabund lacht in's Fäuſtchen, und es giebt verdrießliche Auseinanderſetzungen mit der Geſandtſchaft. Herr von Althanns ſchüttelte ſtärker; Edmund gelobte wiederum.

Einen Monat ſpäter wird ein neuer Geſandter eingeführt und fährt nach ſeiner Vorſtellung an Hof bei dem übrigen diplomatiſchen Corps der Ordnung nach vor. Deſſen Glieder erwidern den Beſuch, wie Sitte und Pflicht, nur — Edmund nicht. Er hat es vergeſſen. Der Geſandte wundert ſich, wartet, erzürnt, grollt, ſendet nach allerlei Erkundigungen und Vermittelungen eine förmlich diplomatiſche Note und bittet um Aufklärung, ob der Affront ſeiner Perſon oder ſeinem Herrn und ſeinem Staate gelte. Edmund lacht, und dieſes Lachen empört Herrn von Althann's Excellenz.

Aber, mein Herr Baron, ſagt er in kirſchbrauner Entrüſtung, ſehen Sie denn nicht ein, daß Ihre Fahrläſſigkeit hier das größte Unglück anrichten konnte? Denken Sie doch nur um Gotteswillen an, wenn ein Krieg, eine Störung des ſchönen Gleichgewichtes durch Ihren Fehler, das Unglück zweier Nazionen vielleicht — Edmund war nicht bei Laune und lachte überlaut, was er ſonſt nicht gethan haben würde. Zwei Nazionen, Excellenz! Was Sie humoriſtiſch zu ſein belieben! Hier ein Kontingent von tauſend Mann, drüben achthundert im Felde! Menſchenblut, Wittwen- und Waiſen-Thränen, und Alles um eine Viſitenkarte! Herr von Althanns ſchüttelte äußerſt ſtark und ging beleidigt von dannen. Edmund gelobte wiederum, aber nicht ihm, ſondern ſich.

Felizia hatte die letzte Szene ganz mit angehört. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sofa und ließ ſich von Nanny eine Apfelſine ſchälen. Edmund trat, als ihn der Miniſter verlaſſen, zu ihr in's Zimmer, verſtimmt aber nicht unfreundlich. Sie zog ihn neben ſich in die Kiſſen und reichte ihm mit freundlichen Blicken die

Frucht, zierlich auf einem ſilbernen Teller auseinandergelegt, zur Theilung. Nanny wurde von ihr fortgeſchickt. Du haſt eine Szene gehabt, ſagte ſie, mit dem Vater? — So etwas der Art. — Ihr habt Unrecht, alle Beide. — Wie immer, vor Dir. — In Ernſt, Lieber, willſt Du den Poſten behalten, ſo füll' ihn aus. Nur kein Dementi geben, kein Ridicule, um Alles in der Welt nicht. — Thue ich das? — Du ſtehſt nahe daran, wenn Dein Betragen zeigt, daß du unzufrieden biſt mit Deiner Stellung. Laß das dem Pöbel! — Felizia, ich haſſe das Wort. — Ich die Sache. Genug davon! Willſt Du Deine Stellung nicht goutiren, oder vermagſt Du es nicht, mein Gott, wer hindert Dich, ſie abzuwerfen? — Der Gedanke, daß ein Mann immer eine feſte Thätigkeit haben muß, eine von mir theuer erkaufte Erfahrung. — Ein beſchränkter Mann — ja, ein Bürgerlicher — ja, ein Ehrgeiziger — wiederum ja. — Du nicht. — Warum ich nicht? — Soll ich Dir Schmeicheleien unter die hübſchen Augen ſagen? — Felizia! — Sie reichte ihm lachend ein Stück Apfelſine und ſchlug ihn auf den Mund, als er gegeſſen. Siehſt Du, ſagte ſie, ſich mit kindlicher Behaglichkeit in die Kiſſen zurücklehnend, wir haben es doch eigentlich recht gut. — Ein Seufzer zur Antwort. — Sei nicht undankbar gegen Gott! — Gegen Dich nicht! — Merci! Gefällt's Dir hier nicht mehr, ziehen wir von dannen. Wirf die albernen Geſchäfte weg, Dein Vater iſt ja reich genug, Falliments und Revoluzionen paſſiren nur in Romanen, Dein Beſitz iſt geſichert. Wir ziehen im Sommer nach Baden-Baden, ein reizender Aufenthalt. — Worin ich es vorigen Herbſt nicht einmal vier Wochen aushielt. — Weil Du Hypochonder warſt. Im Winter nach Paris, nach Wien, nach London, nach Neapel, nach Petersburg — Du disponirſt gut! Jedes Jahr eine neue Stazion. Werden wir ausreichen, bis die grauen Haare kommen? — Pfui, Unartiger, wer redet vor ſeiner Frau laut von grauen Haaren? Komm, küſſe meine braunen Locken zur Abbitte! — Scherzend warf ſie ihm das weiche, duftende Netz aufgelöſt um Augen und Lippen und drückte den Hingeriſſenen mit liebenswürdiger Unwiderſtehlichkeit an den Buſen. Schlaf' ein, böſes Kind! fliſterte ſie.

Und ſo, in den Zauber-Feſſeln ſeiner Armida, entſchlief Rinaldo allerdings auf Augenblicke, jedoch um immer wieder zu neuen Störniſſen, zu wiederholtem Zwieſpalt zu erwachen. Es war kein Monat nach dem letzten Ereigniß verfloſſen — der Miniſter wenigſtens nannte es ein ſolches! — als Edmund durch einen letzten und härteſten faux-pas dem Faſſe der fürſtlichen Gnade den Boden ausſtieß. Er fuhr in einem Hofkonzert, unfähig das Harren und Stehen auf der fürſtlichen Hausflur länger auszuhalten, einer ſehr hochſtehenden Dame, deren Equipage immer am oberſten Ende der wartenden ſtand, rückſichtslos vor. Das allgemeine Staunen, welches vom Oberhofmarſchall bis zum Portier herab ſämmtliche Hofleute durchrieſelte, als der junge Diplomat mit ſeiner hohnlächelnden Gattin ruhig in den herbeigewinkten Wagen ſtieg, während die mächtige Dame noch auf den ihrigen wartete, begreifen nur die Herrſchaften vom beſten Tone. Ebenſo, wie bei der nächſten Cour der Herr, ohne ein Wort zu verlieren, an Edmund vorüberrauſchte, und wie Herr von Althanns, in Verzweiflung ſeine ſchönen, ehrwürdig-weißen Haare ausraufend, im Geiſte ſchon des Portefeuilles beraubt, ſeinem aufgegebenen Eidam nun ſelber entrüſtet ſagte: Nun ertheile ich Ihnen den Rath, baldmöglichſt Ihre Entlaſſung bei Ihrem Hofe einzureichen. Nein, erwiderte Edmund in vollkommenem Gleichmuthe, nun gerade bleib' ich.

In die Zeit dieſer großen Kataſtrophe fiel noch eine andere, mindeſtens eben ſo bedeutende, der Juli des Jahres dreißig. Die neuen Ideen, Aernte der Kadmusſaat in Paris, ſchoſſen über Nacht in allen Köpfen auf, namentlich in den jugendlichen. Edmund, der von der todten, in Form und Zerimonie erſtarrten Diplomatie ſich längſt gern zur Politik hingewendet hätte, faßte mit einem gewohnten Feuereifer die Weltbegebenheiten jenes Jahres auf, zog gigantiſche Konſequenzen, baute in die Ruinen neue Syſteme und träumte von einer anderen Aera. Voll Schauder gewahrte Herr von Althanns die merkwürdige Richtung, welche ſein Schwiegerſohn einſchlug; es fing ihm an um deſſen Verſtand bange zu werden. Vorſichtig theilte er ſeine Beſorgniſſe der Tochter mit. „Quelle horreur!“ rief Felizia aus — „c'est impossible!“ Sie hielt einen ſolchen Fall für ein Ding der Unmöglichkeit. Ihr Gatte, ein Baron, ein reicher Mann — und ein Anhänger der neuen Grundſätze, ein Julliſeur, wie war das zuſammen zu reimen?! Felizia hatte ein ſtarres Glaubensbekenntnis in der Politik; in ihren Zimmern durften die Farben des Hauſes Orleans nicht einmal durch Zufall vorkommen, und ehe ſie auf einem Balle einem Anhänger des jungen Frankreichs die Hand gereicht hätte, würde ſie dieſelbe, wie ein weiblicher Scävola, haben heldenſinnig verkohlen laſſen. Nur keine Revoluzion bei ihr, außer im Kopfputz; keine Neuerung, bis auf die Façon der Aermel.

Vielleicht trugen dieſe Misverhältniſſe, im Keime kaum empfunden, doch dazu bei, die Linien im Hauſe des Freiherrn immer weiter und entſchiedener divergiren zu machen. Felizia gab ſich an einen regelloſen Lebensgenuß hin, Edmund vergrub ſich in ſeine Träumereien, der Miniſter erſchien nur noch ſelten in dem Hauſe, deſſen Sturz ihm nach den letzten Vorfällen an Hofe unvermeidlich däuchte. Unerfreulich war aber ein ſo hingehaltener und verkühlter Zuſtand einem Jeden, folglich mußte die Nachricht von der bevorſtehenden Ankunft der Stiftsdame, Felizia's Schweſter, allen Theilen gleich willkommen ſein. Ein neues Element im Leben und in der Geſellſchaft abſorbirt durch ſeinen Dazwiſchentritt oft unbewußt und unwillkührlich eine Menge krankhafter Stoffe. Zudem hielten beide Schweſtern einander ſehr werth, und Edmund, welcher Emilie zwar nur von dem einen Ballabend her, und aus einem, gelegentlich ſeiner Vermählung mit ihr gewechſelten Briefe kannte, ſah ihrer Ankunft mit frohen Erwartungen entgegen. Es war beſtimmt, ſie ſollte im freiherrlichen Hauſe wohnen, da der Miniſter ſeit Felizia's zweiter Verehelichung ſeinen Haushalt noch mehr eingeſchränkt hatte. Die eine Etage war ganz weggefallen; er lebte nun en garçon, ſagten boshafte Leute, und hätte ſeine Meubles vermiethet.

Emilie traf an einem Spätherbſt-Abend in der mittelmäßigen deutſchen Reſidenz ein, welche der unwandelbare Schauplatz unſerer Geſchichte iſt.

Sie hatte ſich aus ihrem Stift auf unbeſtimmte Zeit losgemacht und trat mit einem ſtill-wehmüthigem Gefühle aus ländlicher Zurückgezogenheit und Regelmäßigkeit in die bunte, rauſchende Welt zurück. Schon die Reiſe hatte das Herz des alternden Mädchens ſeltſam aufgeweicht und erſchüttert. In faſt klöſterlicher Abgeſchiedenheit ſeit Jahren ſich bewegend, fern dem Schauplatze einer glücklichen Kindheit, dem älterlichen Hauſe, dem Vaterlande ſelbſt, in einem Kreiſe gebildeter Frauen, die theils eine reiche Vergangenheit hinter ſich liegen ließen, als ſie in das Stift eintraten, theils ihre Anſprüche auf ein äußeres Leben ruhig aufgaben: in ſolchen Umgebungen hatte der Geiſt Emiliens wohl eine eigenthümliche Richtung nehmen und ſich den Intereſſen der Mädchen und Frauen in der großen Welt allmählich ganz entfremden müſſen. Emilie ſtand an der Gränze der Dreißig, ein bedenkliches Alter für Jungfrauen. Sie hatte noch niemals geliebt. Sie kannte überhaupt die Geſellſchaft ſammt den ſie bewegenden Affekten und Leidenſchaften mehr aus Büchern und aus fremder Anſchauung, denn aus ihrer eigenen Erinnerung. Kaum der Kinderſtube entwachſen, war ſie freilich, als älteſte Tochter eines edlen Hauſes, gleich auf Bällen und in guten Zirkeln erſchienen, allein, als ſie, zur Hälfte durch Familien-Arrangements, zur Hälfte durch den eigenen Willen beſtimmt, ihre Stelle in dem Fräuleinsſtifte einnahm, war der Eindruck von den verlaſſenen Herrlichkeiten ein ſo oberflächlicher und verwiſchte ſich ſo bald, daß Emilie ihre neue Exiſtenz wie ihre eigenthümliche und gewohnte Lebensſphäre betrachten lernte und an die ehemaligen Umgebungen nur wie an eine fata morgana, ein auf der Reiſe gehabtes Geſicht zurückdachte.

Nun trat ſie, einem Wunſche der Ihrigen folgend, zum erſten Male ſeit mehr als einem Jahrzehend, auf längere Zeit wieder auf die Szene ihrer frühen Jugendjahre zurück, in eine Welt, die ſie als verblüht begrüßen mußte, deren Formen ihr fremd geworden waren, wie ſie ihren Genüſſen und Schmerzen. Eine Nonne, die freiwillig oder vertrieben ihre Zelle verläßt, kann kaum fremder in die bewegte Fülle des Lebens blicken, als Emilie. Ihr war Alles neu, Alles ſeltſam, Alles weit und kühl. Während ſie an der Seite ihrer

Zofe, beſchützt von einem Jäger, welchen ihr Schwager ſammt ſeinem Reiſewagen ihr entgegengeſandt hatte, die nicht unbeträchtliche Strecke bis in die Reſidenz zurücklegte, hatte ſie Muße genug, ſich auf ihren Eintritt in dieſelbe vorzubereiten. Und doch wollten dieſe Vorbereitungen nicht recht von Statten gehen; ſie verlor ſich in dem Anſchau'n entblätterter Wälder, kahler Wieſen, leerer, von Wintersahnung durchfröſtelter Gründe, und das abſterbende Bild des Herbſtes ſchien ihr das wehmüthige Konterfei ihres eigenen, einſam und öde verwelkenden Lebens in tauſend Einzelnheiten zurückzuſpiegeln.

Zugleich mit den letzten Stralen einer ſchwachen Oktoberſonne zog ſie in die Vaterſtadt ein. Der Wagen rollte durch bekannte Gaſſen, an fremden Geſichtern vorüber, endlich über einen ſehr verſchönten und erweiterten Platz, auf das prächtigſte Gebäude an demſelben zu, und hielt am Portale des Hotels Schaller an. Die Domeſtiquen öffneten; ein Lakai meldete, die Herrſchaft ſei im Park, er werde ſie ſogleich von der Ankunft des gnädigen Fräuleins benachrichtigen. „Nicht doch, guter Freund!“ ſagte Emilie, „ich gehe, ſie ſelbſt aufzuſuchen; helfe Er einſtweilen meiner Kammerjungfer im Auspacken der Cartons.“ Damit ſchritt ſie durch das hohe Thor in den weitläuftigen mit Pracht und Geſchmack angelegten Garten.

Es war ein milder, für die vorgerückte Jahreszeit ungewöhnlich lauer Abend. Die Sonne glühte hell nieder hinter den Bergen, und ihre letzten Lichter brachen ſich flimmernd in den hohen Fenſtern der Gewächshäuſer. Ueber die ſandbeſtreuten Wege wehte der Herbſtwind fahles Laub in ſpielenden Wirbeln, dann zu Klumpen geballt, dann zerriſſen und hochaufflatternd, an den Pavillons zitterten die blauen Trauben aus dem Gerebe und den rothen Blättern ſchwer hervor, und in die melancholiſch vorüberrauſchenden Wellen eines kleinen Bächleins ſtürzten mit lautem Gepraſſel reife Kaſtanien, die der Wind von den niederhangenden Aeſten abgeſchüttelt und im Fall ihrer grünen ſtachlichten Hülle entkleidet hatte.

Emilie ſchritt in den verſchlungenen Gängen langſam fürbaß. Ihr war es lieb, ſich erſt ein wenig ſammeln zu können, ehe ſie ihre Verwandten begrüßen mußte, und ziellos vertiefte ſie ſich in das Irrgewinde der Wege, unter der Bäume und Gebüſche Schatten. Plötzlich, um eine Ecke biegend, ſah ſie die Geſuchten in geringer Entfernung vor ſich: Arm in Arm gingen die beiden Geſtalten dem Bache entlang, und es ſchien, als ob das Abendroth eine lichte Glorie um ihre Häupter gegoſſen hätte. Sie gewahrten die Nahende nicht gleich; Emilie konnte, ſelbſt unſichtbar, eine geraume Weile das Bild der zwei ſchönen, vereinten Menſchen vor ſich anſchauen. Die Augen gingen ihr über dabei, in Liebe und Rührung; o Gott, dachte ſie, und ein unbeſchreiblicher Blick aus den dunklen, tiefen Sternen derſelben flog zum Himmel empor, durch die durchſichtige Kuppel verſchlungener Aeſte — o Gott! wie glücklich müſſen ſie ſein! Laß ſie doch ſo, du guter Gott da droben, und gieb ihrem Leben Alles an Liebem und Süßem und Reichem und Stolzem, was meinem verſagt wurde, und möge es ausgehen wie ein ſolcher Herbſtabend, verklärt, warm, golden, ſelig!

Sie drückte bei dem frommen Abendgebete ihre beiden Hände feſt auf die linke Bruſt, und ein heiliger Friede ging durch die jungfräuliche Seele, wie Vespergeläute oder Aeolsharfenton. Noch ehe ſeine Schwingungen ausgezittert hatten, lag ſie weinend in den vereinten Armen ihrer Geſchwiſter, und die Lippen des ſchönen, großen, lieben Bruders küßten — den erſten Kuß eines Mannes! — auf ihren bebenden Mund.

VI.

Ein morgenländiſches Sprichwort ſagt: Siehe zu, daß, während ein Engel Dich küßt, der Teufel Dir nicht auf die Ferſe tritt.

Zu gleicher Zeit mit Emilie von Althanns kam in der Reſidenz ein noch weit höherer und merkwürdigerer Gaſt an: der Erbprinz des Landes, ſeit mehrjähriger Abweſenheit auf ſeines Vaters Geheiß heimgekehrt. Daß vor einem ſolchen Geſtirn alle kleineren Monde und Trabanten bleichen mußten, verſteht ſich am Rande; man braucht nur Prinz zu ſein, um einen ungeheueren Schatten zu werfen, nun gar ein Thronfolger! Prinz Viktor beſaß zum Ueberfluß auch noch perſönliche Eigenſchaften genug, um ſeinem Titel, ſeiner intereſſanten Stellung ein dauerndes Relief zu geben. Die

Sonne Italiens und Griechenlands hatten das männlich-edle Antlitz gebräunt, und zu den Orden, mit denen, anſtatt klaſſiſcher Geſchenke, fremde Höfe die ſtolzgewölbte Bruſt des hohen Reiſenden geſchmückt hatten, ſtanden in ſo anziehendem Widerſpruch die kleinen Fältlein und Schatten, die als Merkmale der ſeltſamſten Reiſeabenteuer Mund und Stirne eingenommen hatten.

Daß Edmund's Stern ſchon ſeit geraumer Weile in cadente domo ſtand, iſt erinnert worden. Mehr noch als die Zeit hatte ſeine Verehelichung bei den Frauen, ſeine Ungnade bei den Männern dazu beigetragen, die geſellige Alleinherrſchaft deſſelben zu erſchüttern und, weil er ſelbſt nichts oder wenig that, um ſie zu behaupten, ihn nach und nach ganz in die Stille und das Dunkel der großen Geſellſchaft zurücktreten zu laſſen. Edmund verſchmerzte den Verluſt leichter als ſeine Gemahlin, der es nicht genügte, einen unbeſtrittenen Rang, Sitz und Stimme gewiſſer Maßen im Kreiſe der Beſten zu haben, ſondern die gern noch für ihre Perſon eine Auszeichnung, ein apartes Intereſſe für Alle in Anſpruch nahm.

Als unmittelbar nach der Rückkehr des jungen Herrſchers die Winter-Saiſon ihren Anfang nahm, glänzender denn ſonſt, ihm zur Feier, gab er ſelbſt, der im Mittel- und Höhen-Punkte der vornehmen Welt ſtehende, ihr Gelegenheit, die eingebüßten Vortheile wieder zu erreichen und von neuen Triumphen herab ſchadenfroh und höhniſch auf die ihres Unterganges ſich ſchon getröſtende Schweſterſchaar niederzublicken. Kaum waren einige Soiréen an Hof und in den erſten Häuſern vorüber, und es galt bereits in der Stadt für ausgemacht, Prinz Viktor zeichne die Baroneſſe Schallershauſen vor den übrigen Schönheiten entſchieden aus. Auffallend, ſagten die Damen, verdienter Maßen, die Herren, welche nun ebenfalls wieder in ihre verlaſſenen Wandelbahnen um dieſe Sonne einlenkten, jedoch nur in ehrerbietigſter Ferne, mehr um dem Prinzen zur Folie zu dienen, als um eigener Zwecke willen.

Edmund ahnte die ihm bevorſtehende Ehre weder aus dem Antlitze ſeiner Gemahlin, obwohl daſſelbe ſtralender als ſonſt ſchien, noch aus der ihm zugewendeten, bevorzugenden Gunſt des Prinzen. Seine Blindheit erklärt ſich auf vielfache Weiſe:

Zunächſt war er in allerlei neuen Anſichten, Träumereien und Zukunftsplanen ſo befangen, daß ihm für die Verſchlingung der geſelligen Intereſſen kaum noch ein Blick blieb. Alsdann hatte ihm Felizia, noch vor der Schweſter Ankunft, ein Geſtändnis gemacht, das ihn entzückte, ihm eine neue Welt mit unbekannten Pflichten und Freuden öffnete, das ihrer erſten mütterlichen Hoffnungen. Endlich — aber nein, man ſollte dieſen letzten Grund nicht ſo unmittelbar neben den vorigen ſtellen, um auf ſeinen Karakter nicht ein falſches, ungünſtiges Licht zu werfen! Als ihm ſeine Gemahlin in einer Stunde ſeltener Einigkeit und Innigkeit ihre heilige Verkündigung in die Seele gefliſtert hatte, fühlte er ſich mit neuen und feſteren Banden als je zu ihr gezogen, an ihren Liebreiz' gefeſſelt. Knüpfte er doch an ihre Ahnungen in ſchweifender Einbildung gleich ein ganzes Gelände der ſüßeſten Bilder; Familienglück, Vater- und Mutter-Wonne, Sorge um den kleinen Weltbürger, ſelige Zurückgezogenheit an ſeiner Wiege, das Alles fügte ſich vor ſeinem trunkenen Auge zum ſchönſten Idyll zuſammen, in das er ſich hoffnungsvoll verlor. Felizia warf bald darauf die erſten Mistöne zwiſchen die Sphären-Harmonie, worin er ſchwelgte. Statt mit darauf-einzugehen — ſie vermochte es aber mit dem beſten Willen nicht! — ließ ſie ſich in ihren bisherigen Vergnügungen durchaus nicht irren. Sie that, als ſei nichts vorgefallen oder als ſtehe nichts bevor; ſie tanzte, obwohl Edmund in übertriebener Sorglichkeit ſie um das Gegentheil gebeten hatte, ſie fand in ihren geſelligen Kreiſen dieſelbe Befriedigung wie ehedem. Ihr Gatte erſtarrte faſt bei einer ſolchen Erfahrung. Nein, ſagte er unmuthig und tiefverletzt eines Abends zu ſich ſelbſt, als Felizia, ſchon erſchöpft, eben wieder am Arme des Erbprinzen zum Walzer antrat, nein, ein Weib, das von der ſchwerſten Kataſtrophe ihres Lebens ſo wenig ergriffen wird, das in der nahenden Erfüllung ihres ganzen heiligen Berufes, in den Nöthen und Entzückungen der werdenden Mutterwürde noch Sinn haben kann für ſolche Jämmerlichkeiten — —

Sein Zorn vermochte nicht auszuſprudeln. Ein ſanfter Druck auf ſeine Schulter riß ihn empor aus den finſteren Gedanken, die nicht in Worten, aber in den Runzeln ſeiner Brauen und in dem dunkelglühenden Auge ſich unverkennbar ausdrückten. Vor ihm ſtand Emilie; ihre Blicke ruhten feſt und mild in den ſeinigen, über das ernſte, in ſeinem gewohnten Ausdrucke ſogar ſtrenge Antlitz der Stiftsdame ging eine Welle leiſer, mitfühlender Rührung und ein tröſtlicher Liebes-Schimmer. Edmund, ſagte ſie, ſich zum Scherze zwingend, Sie haben mein letztes Angebinde, den geſtickten Pantoffel, ſchlecht gehandhabt. — Er zuckte die Achſeln, mit einer verdrießlichen Falte nach Felizia blickend. — Nicht dieß Geſicht, lieber Bruder, flüſterte ſie, ganz nahe zu ihm tretend. Sie wiſſen nicht, man beobachtet Sie genau. Glauben Sie mir, ich bin nicht im Stande Sie falſch zu verſtehen, allein Andere könnten es. — Wie ſo, Emilie? Darf ich um meine Frau nicht mehr beſorgt ſein, nicht mehr um meine beſten Hoffnungen? — Sie dürfen es; nur hüten Sie ſich, ſolche Sorge da zu zeigen, wo man leicht ein anderes Motiv erkennen möchte für Ihren Unmuth. — Aber welches iſt denn noch denkbar? Ich geſtehe, ich weiß nicht, wohin Sie zielen. — Möchten Sie es niemals verſtehen lernen! Mit dieſem Seufzer ſchritt Emilie von ihm weg; ihr Blick hatte ſeitwärts gerade in derſelben Sekunde noch einen leidenſchaftlichen Stral im Auge des Prinzen Viktor erhaſcht, welcher mit Felizia durch den Saal flog, ſie in ſich lächelnd, ſelbſtzufrieden und ſchön, wie eine Göttin der geflügelten Freude. Die Stiftsdame fühlte einen brennenden Schmerz unter ihrem Kreuze aufglimmen, und vermochte weder nach Felizia noch nach Edmund ihre Blicke zurückzuwenden. Sie trat in ein Nebenzimmer.

Während auf dieſe Weiſe an allen Enden neue Verwickelungen der Neigung und der Leidenſchaft in dem Kreiſe weniger Perſonen ſich entſpannen, rückte die Zeit in ihrem ewig gleichmäßigen Takte, den kein menſchlicher Drang beſchleunigt noch hemmt, über ihren Häuptern dahin. Edmund entfernte ſich faſt mit jedem Tage weiter von ſeiner Gemahlin; es war, als ahnte er, was in ihr vorging, als ſtieße ihre keimende Untreue, ſelbſt ehe er einen Gedanken daran hegen konnte, mechaniſch und unbewußt ihn von ihr zurück. Eben ſo unbewußt kam er Emilien entgegen: die zwei Seelen fanden ſich, wie zwei

Kinder deſſelben Landes mitten in einer Wüſte oder in fremdem Gewühl, und vermochten der innerlichen Nothwendigkeit ſich einander zu vereinigen nicht lange Widerſtand zu leiſten. Emilie beſaß, mit der Schweſter verglichen, wenig ſinnlichen Reiz; nur ihr Auge und die hohe, mit einer ungewöhnlichen Würde getragene Geſtalt zeichneten ſie aus. Ihr Geſicht hatte jene ſtrengen, faſt herben Formen angenommen, die ein regelmäßiger Zwang des Lebens aufzudrücken pflegt; auch lag bereits ein Schatten eines nahenden Herbſtes auf den weichen Wangen und über dem blaſſen, feſt geſchloſſenen Munde. Aus ſinnlicher Hingezogenheit konnte ſich alſo Edmund nicht zu ihr verirren; deſto mehr geiſtige Berührungspunkte bot ihnen ihr naher und täglicher Verkehr. Wenn in Edmund's Hauſe muſizirt oder geleſen wurde, ſo war es gewiß, daß immer an denſelben Stellen ein Ausruf, ein Wort, oft nur ein in derſelben Sekunde aufflammender Blitz des Auges die ſeltſame Uebereinſtimmung im Geſchmack und Urtheil Edmund's und Emiliens bezeugte. Auf ſolche Wahrnehmungen gründete ſich alsbald eine zarte Vertrautheit Beider; Edmund kam mit ſeinen Bekümmerniſſen, ſeinen Aufregungen zu Emilie, gewiß, bei ihr, keineswege&#115; ein treues Echo, aber doch ein tieſes Verſtändnis und häufig eine milde Vermittelung zu finden. Er gewöhnte ſich an ſie, um ſo mehr, als ſeine Gemahlin, theils noch immer an die Geſellſchaft hingegeben, theils daheim mit ihrem Zuſtande beſchäftigt, für ihn noch wenig Zeit und wenig Laune übrig zu haben ſchien. Ein Mal begegnete es ihm, daß er ſeine Frau mit dem Namen der Schweſter rief; beide waren zugegen, als es geſchah, und auf beide machte die ganz unbedeutende und gewöhnliche Verwechſelung einen ſehr verſchiedenen Eindruck. Felizia warf einen raſchen Blick auf den Gatten und auf die Schweſter; ſie — lächelte. Es liegt ihr Todes-Urtheil in dieſem Lächeln; ich weiß es wohl, und darum ſchrieb ich es zögernd nieder. Emilie wurde über Hals und Nacken bis hoch an die Stirne hinauf purpurroth und dann eben ſo raſch blaß; ihre Finger zitterten ſo ſichtlich, daß ſie die Filet-Nadel weglegen mußte. Der Mann blieb der allein Unbefangene. Sonderbarer Weiſe ſchien er weder etwas Merkwürdiges darin zu finden, wenn der Erbprinz ſich täglich nach dem Befinden ſeiner Gemahlin erkundigen ließ, noch es ſich zu verargen, wenn er eine frohe Nachricht eher zu Emilie trug, als zu Felizia. Sein Herz lag über das, was in ihm vorging, in einem ſo tieſen und bewußtloſen Schlummer, daß es auch von Außen keine Eindrücke mehr aufnahm.

Deſto weiter öffneten ſich Augen und — Mäuler der großen Welt. — Verzeihung für den widrigen Ausdruck an rechter Stelle! — Die Nachbaren wußten es recht gut, daß jedes Mal, wenn Edmund in eine Konferenz gefahren war, der Wagen ſeiner Frau in den Park rollte oder vor das Thor, ſelbſt bei einem Winter-Wetter, das ſonſt nicht zu Spazierfahrten einladen mochte. Anfangs begleitete Emilie die Schweſter, bald nur noch ein Kammermädchen. Frauen ſind ja frei. Im Park ritt zufällig gerade Prinz Viktor ſeine Morgenwege, und um ſein Thier zu gewöhnen, hielt er es immer dicht am Wagen, höflich und angelegentlich mit der Dame drinnen konverſirend. Was Emilie litt, als ſie einige Male dieſelbe Szene geſehen und ſelbſt eine undankbare Rolle darin übernommen hatte, läßt ſich nicht beſchreiben; ſie zog es vor von zwei gleich üblen Extremen das ihr am mindeſten fatale zu ergreifen: ſie ließ die Schweſter allein, verſchloß ſich in ihr Zimmer, weinte laut, wann Edmund heimkehrte und ihn Niemand empfing, ließ aber, ohne ihm eine Sylbe von ihren ſchmerzlichen Erfahrungen zu verrathen, nur an ſich den Zorn über ihre eigene Schwäche und über die Unwürdigkeit der Schweſter aus. Niemals hatte ſie mit dieſer eine Auseinanderſetzung; es widerſtand ihrem Gefühle beinahe eben ſo, bei ihr Moral zu predigen, als bei ihm die Anklägerin zu ſpielen. Nur den Vater machte ſie zeitig und in kindlicher Schonung aufmerkſam. Der Miniſter zuckte bekümmert ſeine Achſeln und — ſchwieg. Daß er ſich gefreut habe, eine neue Befeſtigung ſeiner Ausſichten auch für einen möglichen Regierungswechſel in der Gunſt des Erbprinzen für ſich und ſein Haus zu finden, wollen wir dem alten Manne nicht nachſagen. Er ſuchte in ſeinem

Staats- und Familien-Regiment die nämliche Maxime zu befolgen, es Allen recht zu machen.

Und wen von den Schuldigen ſchlagen wir Richter nun zuerſt an das Kreuz unſerer öffentlichen Meinung, unſerer ſittlichen Geſetze? Den Erbprinzen? Er that nicht mehr und nicht weniger, als — viele Prinzen, noch mehr Nicht-Prinzen auch thun. Edmund? Er liebte Emilie, aber hatte er Felizia geliebt? Emilie? Sie verrieth die Schweſter nicht, wahrlich nicht aus dem Grunde, daß ſie in ſich ein Unrecht gegen ſie fand, nein, ſie ſelbſt war ſich nicht klar in all' dem Gewirre und nur in einer fortwährenden, zitternden Bangigkeit. Felizia endlich? Ihr wißt nicht, welche Allmacht in der Anbetung eines Erbprinzen liegt. Ein König iſt nur eine Gegenwart, fertig und gewiß; ein Prinz legt uns eine räthſelhafte, große, ſüße Zukunft zu Füßen, und das gemeine Sprichwort von dem Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache hat ſich ja längſt als ein ordinäres, nur auf ordinäre Gemüther anwendbares bewährt.

VII.

Um die Wiege des Neugeborenen ſchimmerte ein letztes Abendroth des häuslichen Glückes für den Familien-Kreis, in deſſen Innerem bedenkliche Zeichen einer nahenden und ſchmerzlichen Löſung ſelbſt ſchon im Bewußtſein der Einzelnen ſich einſtellten. Es giebt Ereigniſſe, die mit unwiderſtehlicher Gewalt zerſtören und bauen, Empfindungen, vor denen jedes Raiſonnement und alle Politik, alle Form in Staub zerfällt. Die Geburt eines lieben, erſehnten Kindes iſt ein ſolches Ereignis; Vater- und Mutter-Gefühle ſind die mächtigſten ſolcher Empfindungen.

Im Monat Juni bezeichnete ein rother Strich im Kalender dieſes Ereignis. Nichts von des Vaters Sorg' und Entzücken, von der bleichen, ſchönen, hier ganz an die heilige Natur zurückgegebenen Mutter, nichts endlich von dem kleinen Weltbürger, der mit den blauen großen Augen des Vaters entſetzt und verwundert in das Anfangs gehaßte Licht ſtarrte! Ich zeige nur auf zwei Bilder: Die alte Excellenz, die, der gewöhnlichen Würde ganz entkleidet, ſich lächelnd über die geſtickten Kiſſen des ſchlummernden Säuglings beugt, — und Emilie. Sie kniete auf einem Tabouret an der Schweſter Schmerzenslager; bald preßte ſie die Hand derſelben inbrünſtig an Bruſt und Lippe, bald hing ihr dunkles, ſchönes Auge ſegnend über dem Kinde, und dann ſuchte ein Blick und eine geheime Thräne den Vater, und dann wieder verſank ſie in ſich, in ein Meer von leiſen, auf- und ab-wogenden Gedanken. Man glaubt nicht, wie groß und wie ehrwürdig eine junge Mutter der gereiften Jungfrau erſcheint, und wiederum, wie nirgends das bittere Gefühl eines verlorenen Lebens härter auf der einſam Verwelkenden laſtet, als an der Wiege eines Neugeborenen!

Ein kleiner Zwiſt warf vorübergehende Schatten in die laute Freude. Edmund wollte, daß

Felizia — gegen Sitte ihres Standes — ſelbſt ſtillte; ſie weigerte ſich deß. Du wirſt Dein Kind lieber gewinnen und Dein Kind Dich, eiferte er, Du beraubſt Dich eines unendlichen Vergnügens, ja der reinſten und höchſten und beſten Mutterwonne, wenn Du es nicht thuſt — Schwärmereien, entgegnete ſie leichthin und ſandte den Arzt, die ſchon beſtellte Amme zu holen. Edmund ergab ſich, aber verſtimmt, unzufrieden damit, daß er mißverſtanden oder gar nicht verſtanden worden war. Emilie fühlte wohl, was er meinte. Sie ſchwieg, vollen Herzens.

Die beiden Großväter ſollten dem kleinen Helden ihre Namen leihen, als plötzlich ein huldvolles, unmöglich zurückzuweiſendes Anerbieten einer höheren Pathenſchaft anlangte, — von Prinz Viktor. Edmund war ſelbſt in deſſen Palais beſchieden worden; er hatte eine lange Unterredung mit ihm gehabt und kam roth und vergnügt zu den Seinigen zurück. Von dem gnädigen Willen Seiner Hoheit, von ſeinen freien und humanen Anſichten, von Winken für eine unmöglich ſehr ferne Zukunft, wo Edmund eine ſeiner Talente und ſeines großen Strebens würdigere Wirkſamkeit finden müſſe: von allen dieſen Proben einer ungewöhnlichen Huld erzählte redſelig und begeiſtert der Heimgekehrte. Wie unendlich verſchieden waren die Empfindungen ſeiner Zuhörer! Der alte Miniſter drückte, ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder, ſeinen Eidam herzhaft an ſeine Orden. Baron, ſtammelte er, Sie haben ein eminentes, ein unverwüſtliches Glück! Felizia lag zwiſchen Beſchämung, Stolz und Spott kämpfend hinter den zugezogenen Gardinen, glücklicher Weiſe unſichtbar für die im Zimmer. Emilie ging hinaus, unvermögend lange Zeugin einer ſo ſchmerzlichen Szene zu bleiben. Ein edler, ein rechtlicher Mann, der, unſchuldig und unbewußt, ſeiner ärgſten Schande ſich rühmt! Verletzend genug!

Die Taufhandlung wurde lange hinausgeſchoben, weil der erlauchte Pathe in eigener Perſon im Hauſe Edmund's derſelben beiwohnen, natürlich alſo auch deſſen Herrin nicht abweſend wiſſen wollte. Mittler Weile fanden ſich um Felizia's Lager die Glieder der Familie in ſo traulichem Kreiſe wieder vereint, wie lange zuvor nicht der Fall geweſen war. Man kehrte zu den alten, lange vernachläſſigten Mitteln zurück, Emilie ſang, Edmund ſuchte ſeine Farben hervor und fing an zu portraitiren, es wurde geleſen, die alte Excellenz kam wohl nach ihren Sitzungen auch auf ein Stündchen herüber und erzählte Hof- und Staats-Geſchichtchen, daran ihr treues Gedächtnis unerſchöpflich war. Dazwiſchen trompetete hell und keck aus den Nebengemächern die Stimme des jungen Heiden, der noch nicht „Viktor“ war; die Amme mußte ihn ab- und zutragen, damit der Großvater ſehe, wie viel er ſeit einer Woche gewachſen ſei und die Tante ihn auf die rothe Stirne küſſe. Eine Idylle, mitten unter den vornehmſten Umgebungen! So läßt die Natur ihre dringlichſten Rechte von keiner Form und keiner Geſellſchaft ſich ſtreitig machen.

In einem ſo friedlichen Treiben ſtellte ſich unvermerkt die Unbefangenheit beſſerer Tage wieder her, die Verirrungen der Leidenſchaft verſteckten ſich tiefer und ſchienen abgethan, während in Wahrheit nur ein allgemeines Gefühl jedes individuelle bedeckt und gefangen hielt. Es bedurfte nur eines äußeren Anſtoßes, um dieſe wieder zu wecken. Der war bald gegeben. Edmund malte, trotz aller Widerrede Felizia's, ihr Portrait. Gerade ſo biſt Du mir am ſchönſten, ſagte er, mit Liebe auf ſein faſt vollendetes Werk blickend. Anderen auch, fügte Emilie hinzu, die ihm über die Schulter ſah. Und in der That, das noch etwas bleiche Antlitz, die Augen, in einer ſüßen Ermattung gedämpft, die Lippen von einem milderen Lächeln als ſonſt verklärt, gaben ein wahrhaftiges Madonnenbild mit dem modernen Heiligenſchein eines äußerſt eleganten Blondenhäubchens und das Ganze auf dem vortheilhaften Hintergrunde eines roth-ſeidenen, mit Schleifen und Spitzen reich garnirten Bettkiſſens.

Das Miniaturbild war vollendet und noch viele Morgenſtunden auszufüllen. Edmund begann ein zweites, das der Schwägerin. Armer Freund! Selbſtgetäuſchter! Jenes wäre nicht angefangen, hätte nicht die Luſt und der Drang zu dieſem tief im Hintergrunde Deiner verirrten, ſich ſcheu vor ſich ſelber verhüllenden Seele gelauert!

Man braucht nicht Künſtler zu ſein, um den merkwürdigen Eindruck zu begreifen, den ein geliebtes Antlitz auf uns macht, wenn das Auge alle ſeine Formen genau und ſinnend verfolgt, um ſie dem geiſtigen Auffaſſen und der das innere Bild unvollkommen, wenigſtens dem Bildner niemals treu genug abſpiegelnden Hand zu überliefern. Jede Minute webt eine neue Feſſel, mit jedem Blicke ſaugt man Umriß und Farbe, Geiſt und Ausdruck inniger auf, und wenn der letzte Strich geſchehen, möchte man wie Pygmalion die todte Kopie liebend und lebendig beſeelen.

Als Edmund die beiden vollendeten Portraits, einander ſo unähnlich und doch mit dem geheimen Stempel gleicher Abſtammung für den Kundigen bezeichnet, vor ſich liegen ſah, brütete er eine lange, bange Stunde über ihnen. Er that einen Blick in ſein Herz, vor dem ihm ſchauerte. Haſtig verſchloß er die beiden elfenbeinernen Tafeln in ſein Portefeuille. Hätte er ſein Herz auch ſo verſchließen können!

Wenige Tage darauf ließ ſich der Erbprinz ankündigen. Er beſtand darauf, nicht im Prunkzimmer empfangen und adorirt zu werden, ſondern als Glied der Familie im Allerheiligſten. Bin ich doch Ihr Gevattersmann, lächelte er gnädig zu dem

Baron, faßte ihn ſcherzend unter den Arm und drängte ihn in das Zimmer der ſchönen Pazientin. Sie war außer Bett. In einen Lehnſtuhl gegoſſen, das Kind auf dem Schooße, beide Hände auf deſſen keimenden Locken, umgeben von dienenden Frauen, deren Eine ihr die Haare flocht, die Andere mit dem Kleinen ſpielte, bot Felizia einen rührenden, einen erhabenen Anblick. Prinz Viktor blieb gefeſſelt eine Minute lang auf der Schwelle ſtehen, genau von Emilie beobachtet. Sie meinte, Reue und Beſchämung und ein edler Vorſatz zitterten durch die fürſtliche Seele. In Wahrheit war es nur eine vornehme Kenner-Freude an dem lieblichen Genrebilde und ein Reiz, der, ſtärker als je, zu dem verſchönerten Weibe hinzog. Verwirrt, von Roſen der Scham übergoſſen, wollte ſich Felizia erheben, allein der Prinz drückte ſie mit feiner Gewalt in die Kiſſen zurück, hob den aufſchreienden Knaben jubelnd in ſeinen Armen empor und legte ihn dann der Mutter wieder zart auf die Kniee. Er war unendlich liebenswürdig, mußte ſelbſt Emilie geſtehen, und ſchied erſt nach einer ganzen Stunde des ungezwungenſten Verkehrs. Aus ſeiner Hand glitt in die Wiege des Neugeborenen ein gefaltetes Papier, indem er ſich beurlaubte; die Amme brachte es, zitternd vor Reſpekt, und Felizia las — ein Offizierspatent für ihren ſechs Wochen alten Sohn.

Edmund hatte den Prinzen unterdeß bis zum Wagen geleitet. Sein Mund floß über vom Lobe Seiner Hoheit. Nur wundere dieſe Argloſigkeit eines weltklugen und geiſtreichen Mannes Niemanden zu ſehr! Daß er nicht eiferſüchtig wurde, was beweiſt denn das ſchlagender, als daß er nicht mehr liebte? Nicht, als ob in jeder Liebe Eiferſucht gedacht werden müſſe; nur iſt Eiferſucht eine Grimace ohne jene!

Am Abend deſſelben Tages ſollten Edmund von Neuem und noch entſchiedener die Augen über ſeine innern Zuſtände aufgehen. Der Theetiſch war an Felizia's Bett gerückt; Edmund und Emilie ſaßen an demſelben, ſie lag nieder, das Haupt auf den Arm geſtützt, und ließ ſich vorleſen. Ihre Wahl war auf einen ſentimentalen Stoff gefallen, Pope's Brief Abälard's an Heloiſen. Emilie hatte ihn geleſen; mit welchen Empfindungen ſie ſprach und er lauſchte, braucht nicht beſchrieben zu werden. Nachher war noch weiter die Rede von dem Gedichte, und Edmund erwähnte der ſchönen Uebertragung deſſelben durch Bürger. Eine Bitte ſeiner Gemahlin beſtimmte ihn, das Buch zu holen: ſie blätterte darin und ſtieß auf das berühmte „Als Molly ſich losreißen wollte.“ — Ach! eine Elegie! rief ſie aus. Höre, Edmund! das muß hübſch ſein. Bitte, lies. — Er kannte Situazion und Dichtung, ſtockte und weigerte ſich. — Aber, wie Du ſeltſam biſt! Thu' Deiner kranken Frau doch auch einmal 'was zu Willen! Ich bin nun heute für das empfindſame Genre portirt, und patriotiſch muß man auch ſein. Wir leſen nun ſeit vierzehn Tagen nichts als Franzoſen und Engländer, gerade, als ob wir noch zu Zeiten Friedrich's des Zweiten lebten und keine deutſche Litteratur exiſtirte. Komm, Eigenſinn! Lies hübſch! — Damit reichte ſie ihm das aufgeſchlagene Buch dar.

Er begann. Bald riß ihn die Leidenſchaftlichkeit der Worte hin, er vergaß den fremden Dichter und die fremde Veranlaſſung, ſein eigenes Herz flammte, flutete, flehte in den Reimen. Es irrte ihn nicht, daß Emilie plötzlich mit ihrem Seſſel in das Dunkel zurückrückte und den Lichtſchirm nach ihrer Seite vorſchob. Er las immer lauter, immer beſſer, bis zu den Zeilen gegen den Schluß:

Freier Strom ſei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!
Harmlos wallen ſeine Triebe
Wog' an Woge dann dahin.
Laß in ſeiner Kraft ihn brauſen —

Da brach ihm Kraft und Stimme. Auffahrend ſchleuderte er das Buch weit von ſich und ſtürzte hinaus. Felizia rief ihm erſchrocken nach; aber nach einer tiefen Pauſe ſich faſſend, ſprach ſie mit einem langen und ſpähenden Blick auf die Schweſter: Weißt Du, was das bedeuten kann? — Ich? Nein. — Sonderbar! — Er hat vielleicht den Knaben weinen hören und eilt, nach ihm zu ſehen. — Ich dachte gar: wären wir Alle ſo ruhig, als das Kind! — Sie ſchwieg wiederum ſtill. Dann, ſich aufrichtend, griff ſie nach dem Lichte und unter dem Vorwande, etwas auf dem Tiſche zu ſuchen, drehete ſie es ſo, daß ein greller und plötzlicher Schein der Schweſter Angeſicht traf.

Sie hatte genug geſehen.

Nach einer ziemlichen Pauſe, während deren die Schweſtern keine Sylbe mit einander wechſelten, trat der Entſlohene wieder in das Zimmer. Nun, Du Wildfang? — Entſchuldige, Beſte, wenn ich Dich erſchreckt habe; heftiges Naſenbluten — Leideſt Du wieder an dem alten Uebel? Seit einigen Tagen.

Mitten in einer peinlichen und abgeriſſenen Unterhaltung drückte Felizia, früher als gewöhnlich, ihren Wunſch nach Ruhe aus. Da, ſagte ſie, Edmund entlaſſend, nimm den wüſten Poëten mit; der wäre mir ein böſer Schlafgeſell. Uebrigens, ſetzte ſie langſam hinzu, haſt Du ihn ſchlecht vertreten oder ſchlecht verſtanden. Die Molly reißt ſich ja los, nicht der Dichter oder Liebhaber oder Geliebte. Meinſt Du nicht? — Gute Nacht!

VIII.

Prinz Viktor feierte die Wiedererſcheinung ſeiner Angebeteten zu Ende des Sommers mit einem großen Feſte auf ſeinem Landgut. Es ſollte etwas ganz Ungewöhnliches geben; zur Freiheit der Masken, welche alle aus dem Kreiſe des ländlichen Lebens genommen werden mußten, kam die größere einer durch enge Wände nicht gefeſſelten, von keinem gemalten Plafond gedrückten Geſellſchaft. Der weite Park des Prinzen mit ſeinen Bosquets, Gängen, Raſenplätzen, Hainen, Hügeln, Grotten diente ſtatt Salons. Bunte Lichter erhellten die weiten Räume, bis auf wenige, in deſto tieferem Dunkel geborgene Heiligthümer, Fackeln glimmerten in dem feenhaften Glanz der Muſchelhütten, einſame Alabaſterlampen ſchwebten an den Moostapeten der Eremitagen, papierene Laternen über und um die luſtigen Kiosks. Dazu ſprangen Brunnen und ſtiegen Raketen, verſteckte Muſikchöre, Hörner und Flöten namentlich, riefen in die Zaubernacht hinaus, und aus allen Blumenbeeten, aus den verſchloſſenen Gewächshäuſern, von den Feſtons, die Bäume und Pfeiler verſchlangen, ſtrömte ein heißer, betäubender, tropiſcher Duft, getragen auf den weichen Schwingen einer dunklen Auguſtnacht, durch dieſe Welt der Wunder. Und nun erſt als Staffage der elegante und fantaſtiſche Prunk der Gäſte: Hirtenmädchen mit ſilbernen Stäben, Gärtnerinnen, die ein Bouquet von Brillanten am Buſen funkeln ließen, Fiſcher mit goldgeſtickten Netzen, Jäger in Sammt und Seide. Alles wogte bunt durch einander. Auf dem tagbellen Bowling-Green ſchwebte eine Quadrille italiäniſcher Fiſcher nach den Klängen der Barkarole; in dem Gewächshauſe zechten alte Jäger, Gärtnerburſche ſchlenderten ſchäkernd mit ihren Dirnen Arm in Arm, durch die kniſternden Gänge des Parkes. Nichts erinnerte an die Etikette eines Hoffeſtes; ſelbſt die geſchminkte Natur einer fête champêtre des achtzehnten Jahrhunderts war glücklich vermieden. Es rannten keine gepuderten und bezopften Lakaien umher.

welche ſklaviſch den Landleuten ihre goldenen Präſentirteller boten; die Bedienung erſchien auch maskirt, kleine Bauern-Jungen, des Prinzen Pagen, reichten Fruchtteller dar, wo unter einfachem Weinlaube die köſtlichſten Konfekte aller Welttheile verſteckt waren, Milchmädchen goſſen aus ſteinernen Krügen alle nur denkbaren Erfriſchungen, und an den Springquellen ſchöpften Durſtige aus zierlichen hölzernen Bechern, Wein, Limonade, Mandelmilch, ſogar die perlenden Wellen des Epernay.

Das Entzücken der zahlreichen Gäſte kannte keine Gränzen und keinen Zwang. Der regierende Fürſt ſelbſt war noch nicht aus dem Bade zurück, ſeine Abweſenheit entfeſſelte alſo auch die gewiſſenhafteſten Hofleute. Des Prinzen Viktor wurde Niemand gewahr; der Eine wollte ihn als Jäger, der Andere als Fiſcher erkannt haben, dieſer Dame hatte er im chineſiſchen Häuschen, jener am Waſſerfall eine Artigkeit in's Ohr geflüſtert. Er war überall und nirgends, recht wie die ſchöpferiſche Gottheit aller dieſer Herrlichkeiten ſein mußte, ein allmächtiger Elfen-König, in allen Geſtalten um ſeine Blumen gaukelnd. Sein Kammerdiener war die proſaiſche Maſchine dieſer Zauber-

Effekte: er hielt einen Pavillon am dunkelſten Ende des Gartens verſchloſſen, dort waren ein Dutzend Coſtüme für den Unbeſtändigen bereit, und eine kleine Reihe verſchwiegener, mit orientaliſchem Luxus ausgeſtatteter Gemächer für ihn — und ſeine Nächſten.

Zwei weibliche Masken ſtachen wegen ihrer treuen Unzertrennlichkeit aus dem Gewirr und Gebrauſe der übrigen ſeltſam hervor: eine Fiſcherin und ein Schnittermädchen, die blanke, ſilberne Sichel auf der Achſel tragend. Wohin die Fiſcherin ihre ſchwebenden Schritte lenkte, überall folgte ihr, wie ein Schatten anzuſehen in dem dunklen Mieder mit ſchwarzem Unterkleid, die Andere, hängte ſich bald vertraulich plaudernd an ihren Arm, bald ſchritt ſie unſichtbar und ſchweigſam hinter ihr drein. Daß die Fiſcherin Felizia war und die Schnitterin ihre Schweſter, braucht nicht erſt geſagt zu werden.

Emilie fühlte das ganze Feſt wie mit Zentnerſchwere auf ihrer Bruſt liegen. Theils unklare Ahnungen, theils ziemlich richtige Schlüſſe machten es ihr bis zur Ueberzeugung gewiß, daß etwas Schreckliches und Entſcheidendes geſchehen werde, und um ſo angſtvoller berührte ſie Edmund's Sicherheit. Der ſtreifte in dem Gewande eines franzöſiſchen Bauern heiter und arglos in den Gängen umher, ließ ſich nirgends feſſeln, wollte Alles genießen. Die Schweſtern verloren ihn oft aus den Augen, und auf einmal kam er ihnen neckend wieder entgegen; ſein glücklicher Humor überraſchte ſelbſt Felizia.

Das Gedränge um ein plötzlich aufpraſſelndes Kunſtfeuerwerk riß die Schweſtern aus einander, und vergebens ſah ſich Felizia nach der ſchönen Fiſcherin mit ſilbernem Netze und dem goldgeflochtenen Körblein am Arme um. Sie war verſchwunden. Emilie konnte freilich nicht errathen, daß ſie eine Hülle abgeſtreift und nun, im Augenblick zu einem Blumenmädchen metamorphoſirt, nach einer ganz anderen Seite fortgeführt wurde, als ſie ſuchte. Unruhig vertiefte ſie ſich in die einſameren Partieen des Parkes; in jedem aufgeſtörten Paare, das neben ihr davonſchlich, fürchtete ſie den Prinzen und ihre Schweſter zu erkennen. Ihre Sorge ſtieg mit jeder Minute; rathlos und ermattet fiel ſie am Ende des Gartens auf einer dunklen Bank nieder, in Thränen ausbrechend über ihr Schickſal und das der Ihrigen.

Sie hatte Edmund's redlichen Kampf mit ſeiner Leidenſchaft ſo gut bemerkt, als dieſe ſelbſt, ſie konnte es ſich nicht mehr bergen, daß ſie ihn liebte und mußte ihn verrathen laſſen — von ihrer Schweſter, ihn, der ſeiner ehelichen Treue das Opfer einer tiefen und unglücklichen Neigung brachte, während die Gemahlin im Stande war, aus bloßer Eitelkeit und Weltluſt ſich von ihm zu verirren. Zu ſchwer laſtete das Bewußtſein aller dieſer Schmerzen und Uebel auf der vereinſamten Seele des Mädchens; ſie vermochte allein die ungeheu're Bürde nicht mehr zu tragen und fühlte, wie ihre Kraft ſtündlich zuſammenbrach. Entweder — oder! Ein Wort an Edmund über die Gefahr, worin ſeine Ehre ſchwebte, — oder eine ſchwache Stunde mit ihm, worin ſie an der gefallenen Schweſter freveln mußte! Eine ſchreckliche Alternative, und doch eine unvermeidliche!

In ſo finſteren Kämpfen blutete Emiliens Herz auch in dem Augenblicke, als ſie auf der Gartenbank am äußerſten Ende des Parkes ſich ermüdet und allein niedergelaſſen hatte. Ringsum herrſchte eine tiefe Ruhe, in die das Geräuſch und der ferne Jubel des Feſtes nur wie ein im Traum gehörtes Waſſer brauſte.

Die Vögel, aus dem belebteren Theil des Gartens hierher geflüchtet, ſchlüpften ſcheu in dem Gebüſche umher. In den Wipfeln der Bäume ſeufzte der Nachtwind, und zu Zeiten wehte er einen helleren Trompetenſtoß, einen einzelnen Funken von dort herüber.

Nicht lange hatte die Stiftsdame geſeſſen, als ein weißer Schimmer in dem nächſten Wege, das Kniſtern nahender Schritte und zwei gedämpfte Stimmen aus ihren Grübeleien ſie aufweckten. Erſchreckt fuhr ſie empor und, — geſchah es aus heimlicher Ahnung oder aus Furcht, hier allein erkannt zu werden? — ſie barg ſich hinter einem Baumſtamm, ängſtlich in das Bosquet gedrückt. Die Kommenden waren Felizia und der Prinz. Das Herz drohte der Schweſter zu brechen oder ſtill zu ſtehen. Ein Irrthum war nicht möglich; beide hatten die ſeidenen Masken abgenommen, ihre Sprache verrieth ſie unverkennbar. Felizia hatte ein weißes, einfaches Kleid mit idealiſchem Schnitt angezogen; eine Blumenguirlande im Haar und ein Körbchen mit Sträußern am Arme vollendeten die ausgeſucht ſimple Toilette. Der Prinz trug ein leichtes Jagdcoſtüme. Er zog nach wenigen

Worten ſeine Begleiterin bittend auf den Sitz, den Emilie eben verließ.

Wir wollen die leidenſchaftliche Szene nicht ſchildern, deren unwillkührliche Zeugin Emilie ſein mußte. Das Blut gerann ihr in den Adern bei den glühenden Betheuerungen, mit denen der Prinz die ſchwache Frau beſtürmte; das Ohr der Jungfrau ſchloß ſich beſchämt vor dem Flüſtern ſeiner Begier, zürnend vor dem ohnmächtigen Widerſtreben der Schweſter. Sollte ſie hervortreten, beide überraſchen, die Schweſter vernichten, den Prinzen reitzen? Sollte ſie entfliehen und das Aergſte geſchehen laſſen, unthätig für die Ehre eines argloſen, fernen, verrathenen Mannes — ach! eines Mannes, an dem ihre ganze Seele mit der keuſchen, heiligen Inbrunſt einer erſten, einzigen, unglücklichen Liebe hing?

Regungslos lauſchte ſie, keines Entſchluſſes mächtig. Der Prinz erſchöpfte ſich in Gelübden und Bitten, ſeine Lippen hafteten ſchon auf Händen und Armen der Wehrloſen, ſein Arm umklammerte eng und gebietend ihre ſchwindelnde Geſtalt. Gieb mir ein Zeichen Deiner Huld, hauchte er, ein Denkmal dieſer Stunde, ein Pfand für ſchönere, künftige! Und ſeine Finger ſtreckten ſich verlangend nach der Roſe aus, die Felizia am Gürtel trug. Nun hielt ſich die Lauſchende nicht länger. Behutſam ſchlüpfte ſie ſeitwärts durch das Gebüſch, kam dann mit abſichtlichem Geräuſche über den Weg näher und hörte noch, wie Felizia dem Prinzen zufliſterte: Um Gotteswillen! Verlaſſen Sie mich! Wenn Ihnen mein Leben lieb iſt, Hoheit, gehen Sie!

Der Prinz war verſchwunden, als Emilie bei der Bank wieder ankam. Felizia ſpielte die Schlafende. Entſetzt von ſo viel Verſtellungskunſt, blieb die Stiftsdame eine lange Minute vor ihr ſtehen. Da lag das reitzende, ſündige Geſchöpf, mit hochfliegendem Buſen, glühend, den Kopf mit den ſchönen, ſchlicht herabwallenden Haaren auf den nackten Arm gebettet, maleriſch ausgegoſſen und von den Falten des weißen Gewandes wie von lichten Wellen umkoſt, das Bild einer ruhenden Venus in der Nacht der Erwartung.

Kalt fiel Emiliens Hand auf ihre fiebernde Stirn. Sie fuhr auf. Erſchrick nicht, ſagte die Stiftsdame ſehr ernſt, ich bin es. — Du? Mein Gott, wo iſt Edmund? — Das frag' ich Dich. — Er geleitete mich hierher, verſprach wieder zu kommen, ich war des Getöſes müde, ich glaube, ich habe geſchlafen. — Wollte Gott! — Schweſter, was haſt Du? Du biſt ja ſo ernſt, ſo ſchwer? Es iſt doch nichts vorgefallen? — O nein, gar nichts. Ich habe nur zehen Minuten lang hinter jener Platane geſtanden und da war mir's, als hätte ich einen häßlichen, verruchten Traum. — Emilie, Du hätteſt ... — Alles geſehen und gehört, unglückſelige Frau!

Eine lange Stille folgte auf dieſe Erklärung. Vergebens ſuchte die Betroffene, Vernichtete ſich zu faſſen, wie Schwerter ſchnitten die wenigen Worte der Schweſter in ihre Seele. Dieſe brach erſchüttert in einen neuen Thränenſtrom aus. O mußteſt Du es dahin kommen laſſen, rief ſie ſchmerzlich, armes, beklagenswerthes Kind? Konnteſt Du einen Mann verrathen, der Alles für Dein Glück und Deine Ruhe thut, der ſorglos dem Vergnügen ſich hingiebt, während hier ... — Rede nur aus, ſagte Felizia bitter, ſich emporrichtend, als hätte ſie einen neuen Anhaltspunkt gefunden. Ich weiß ja, daß es Dir nur um dieſen Mann gilt, nicht um die Ruhe Deiner Schweſter. — Felizia! — Geh, Dir ſteht das Ueberwachen und Verfolgen übel an; Du darfſt keinen

Stein auf mich werfen! — Unglückliche, aber beklagen kann ich Dich. — Spare Dein Mitleid, fuhr, immer gereizter und ſich in beſtem Rechte wähnend, die Schweſter fort, ſpare es für Dich ſelber! Und Deine Sittenpredigten obendrein! Weil Du kälter biſt und vorſichtiger, als ich, weil eine Jugend ohne Roſen Dein Leben an Entſagung gewöhnt hat, deßwegen glaubſt Du Dich berechtigt, mich zu hofmeiſtern? — Felizia, dieſer Ton! — Ich bin frei und mündig, wie Du; ich weiß, was ich thue. Verklage mich bei dem Vater, wie Du ſchon verſuchteſt, eile ſelbſt zu dem Manne, den Du — Halt ein, bei dem Andenken an unſere verewigte Mutter ſei beſchworen, halt ein! — Nein, ich will nicht. Deine Kühnheit giebt mir meine Kraft zurück. Habe ich denn um Dich ſpionirt und geſchlichen? Habe ich Deine Geſpräche mit Edmund belauſcht, ſeine Blicke, Deine Thränen, ſein Stammeln an jenem Abend, Dein Erbleichen?! —

Emilie war verzweifelnd vor ihr in die Kniee geſunken. Tödte mich, wenn Du willſt, röchelte ſie, nur dieſe Worte nicht! Ziehe nicht an's Licht, was ich und er begraben halten! Sei barmherzig, ſei menſchlich!

Dieſe Stellung und die plötzliche Verwandlung der ganzen Situazion gaben der Frau von Welt ihre Kraft und Beſonnenheit wieder. Eben noch Richterin, jetzt ſelbſt eine Flehende! ſagte ſie langſam und gewichtig. Wie reimt ſich das zuſammen? Sie ſtand auf. Deine Schuld iſt es, fuhr ſie, anſcheinend kalt und ruhig, fort, daß die Sachen zu einem ſo verdrießlichen éclat gediehen ſind. Du haſt unſere Unbefangenheit über den Haufen geworfen und Dinge beleuchtet, die beſſer dunkel und verhüllt geblieben wären. Verantworte das vor Dir ſelber und handle, wie es Dir und Deinem frommen Gewiſſen recht dünkt!

Stolz, gehobenen Hauptes, mit ſicherem Fuße eilte ſie von dannen. Emilie blieb allein zurück. Ihre Thränen waren verſiegen gegangen. Zerſchmettert warf ſie ſich auf die Bank, die Hände krampfhaft gefalten, das Auge in die Nacht, in die ſchwarze, ſchweigſame Erde zu ihren Füßen ſtarrend.

Wie lange ſie ſo geſeſſen, wußte ſie nicht. Stimmen, Jubel, Muſik, Klang und Glanz drangen in jene dunkle Ecke, ohne daß ſie deſſen gewahrte, und verſtummten, verſchwanden, verſchwammen, ebenſo unvermerkt. Erſt als ein friſcherer Morgenwind in den Zweigen wühlte, als graue Streiflichter über den Himmel flogen, raffte ſie ſich taumelnd auf. Zu ihren Füßen lag, im thaufeuchten Sande, geknickt und welk, die Roſe, welche entweder Prinz Viktor oder Felizia in der Haſt ihrer Flucht verloren hatten. Sie ſtampfte verzweifelnd mit dem Fuße drauf; dann, von einem anderen Gedanken ergriffen, hob ſie die geſchändete Blume vom Boden auf und barg ſie an ihrer Bruſt. Sie iſt ja mein Bild, ihr Bild, unſer Aller Bild, ſtöhnte ſie.

Der ausgeſtorbene Garten drehte ſich mit ihr, die letzten Sterne ſchienen in raſchen Bahnen vom Himmel herabzuſchießen, der Bäume Wipfel über ihr zuſammenzubrechen. Zu ihrer Stimmung paßte die veränderte Umgebung vortrefflich. An den nackten Stämmen erloſchen die bunten Laternen, die qualmenden Lichter; halbverſengte und halbzerriſſene Kränze flatterten, wie Todtenkronen, an den Aeſten, auf dem zertretenen Raſen ſtoben die Ueberreſte bacchanaliſcher Luſt und Fetzen glänzender Gewänder umher. Statt fröhlicher und geputzter Gäſte taumelte hier und da durch die Gänge ein trunkener Diener, ein verſchlafener Page

Die Stiftsdame ſchritt achtlos über dieſen Schauplatz der Trümmer hinweg. Ihre Glieder ſchlotterten vor Kälte, aus den Haaren triefte der Thau des Morgens, deſſen erſte, fahle Stralen auf den blaſſen Wangen einen leichenähnlichen Widerſchein fanden. Verwundert, höhniſch, faſt unverſchämt betrachteten ſie die Lakaien. Alle Wagen waren fort, und nur mit Mühe ſchaffte ihr ein Kammerdiener des Prinzen ein unanſehnliches, zur Küche gehöriges Gefährte, worin ſie heimgeleitet wurde.

Um vier Uhr Morgens hielt das Cabriolet an Schaller's Hôtel. Die große Glocke ſcholl. Es währte lang, ehe der Portier öffnete. Noch einige qualvolle Minuten, und Emilie ſtand in ihrem Schlafzimmer, wo ſie entſeelt auf dem Bette niederfiel.

IX.

Früh am Morgen nach dieſer durchſchwärmten Nacht wurde Edmund von einem Rennen, Rufen und Thürſchlagen in ſeinem Hauſe erweckt, dergleichen ſonſt vor dem Erwachen der Gebieterin unerhört war. Noch ehe er ſeinem Kammerdiener geſchellt hatte, um ihn über den Grund dieſes befremdlichen Lärmens zu befragen, rauſchte Felizia, unter dem weiten Negligéemantel kaum angekleidet, in ſein Schlafzimmer. „Um Gotteswillen, Edmund! die Schweſter iſt ſehr krank geworden! Erſchrick nicht!“ rief ſie ihm athemlos zu. — Emilie? das wolle ja der Himmel verhüten! — Ach, ich komme eben aus ihrem Zimmer, ſie erkennt Niemanden; ein hitziges Fieber, ſagen die Aerzte, und der alte Hofrath ſchüttelt die Perrücke, daß Einem angſt und bange wird. — Aber wann kam ſie denn nach Haus? — Weiß ich es? — Du ſagteſt ja doch, ſie ſei mit dem Vater heimgefahren. — So glaubte ich, allein ich muß mich verſehen haben. — Voreilige! Wenn ihr nun dort ein Unglück paſſirt wäre! — Noch Vorwürfe von Dir? Mache ich mir nicht ſelbſt genug? Ich arme, hilfloſe Frau! Nach dem Vater habe ich geſchickt, der iſt ſchon in's Miniſterium gefahren. Ach Gott, wie wird das enden!?

Mittlerweile hatte ſich Edmund angekleidet und eilte mit ihr hinüber. Die Aerzte wollten zuerſt den Eintritt in das Krankenzimmer wehren, allein der Hausherr ſchob ſie ungeduldig bei Seite und ſtand in einem raſchen Schritte an der Seite des dicht und vorſichtig verhüllten Lagers. Ein heiliger Schauer durchrieſelte ihn, als ſeine Hand ſich ausſtreckte, um die Gardinen des jungfräulichen Tempels wegzuziehen, er vermochte es nicht, ſein Herz klopfte hörbar. Weinend lüftete die Kammerfrau die Vorhänge, und Edmund — bebte entſetzt zurück. Kaum erkannte er in der ſtarr und leblos Daliegenden die Schweſter, die heimlich Geliebte von geſtern. Die Hand des Todes ſchien über Nacht eiſig und ſchwer das Geſicht gefaßt, ſeine letzten Blüten abgeſchüttelt, ſeine Züge verwiſcht, ſeinen Ausdruck vernichtet zu haben. Eine brennende Röthe lag über Stirn und Wangen, das Auge ſtand weit offen, der Mund war zerriſſen, verſengt von der innerlich wüthenden Glut der Krankheit, der linke Arm, an dem der Arzt eine Ader geöffnet hatte, ruhte in ſeinem rothen Verbande lang ausgeſtreckt auf dem Deckbette.

Sprachlos, eine lange Minute, ohne Thräne, ohne Zittern, ohne Pulsſchlag, ſtand Edmund vor dem verwandelten Bilde. Er fühlte nicht, daß ſeine Frau erſchöpft und bitterlich weinend an ſeine Schulter ſank, er hörte die fliſternden Stimmen der Aerzte nicht, die ihn bereden wollten ſich zu entfernen, ſein Ohr ſog nur die ſchweren, ungleichen Athemzüge der Leidenden in ſich, und aus ſeiner Erſtarrung kam er erſt dann wieder zu ſich ſelbſt, als Felizia ihn halb gewaltſam aus dem Zimmer geleitet hatte.

In ſeine Seele fiel natürlich keine Ahnung deſſen, was ſich in der Nacht ereignet hatte. Um ſo ſchrecklicher zerſchmetterte dieß Räthſel alle ihre Kräfte. Willenlos ließ er ſich von Felizia in ſeine Gemächer begleiten, mechaniſch nahm er das Frühſtück mit ihr ein, und nicht einmal der Anblick ſeines Knaben, den die Amme ihm zum Morgengruß brachte, war im Stande, ihn aus ſeiner tiefen geiſtigen Ohnmacht aufzurütteln. Was Felizia bei dieſem Zuſtande litt, war mehr die Qual ihres Gewiſſens und die Wucht des Geheimniſſes, das ſie allein und die bewußtloſe Kranke beſaßen, als der Schmerz über die nun zur vollſten Gewißheit reifende Ueberzeugung, daß ihr Gemahl mit einer tiefen, unheilbaren Leidenſchaft an ihrer Schweſter hänge. Das ſeltſame Gemiſch von einem Reſte kindlicher Gutmütigkeit und reinen, offenen Sinnes und von dem durchtriebenen Karakter einer Weltdame machte ſich auch bei dieſer Gelegenheit in dem Weibe wieder geltend. Sie war nicht herzlos genug, alle Schuld von ſich zu wälzen und das Leid der Schweſter, des Gemahls ihrer eigenen Verirrung zuzuſchreiben; mehrere Male ſtand ſie im Begriff, ſich in Edmund's Arme zu werfen und ihm Alles, Alles zu beichten, — was ſie beichten konnte, ohne Jemanden arg zu kompromittiren. Einmal war dieſer Mittheilungs-Drang ſo heftig, ſo ſehr Bedürfnis, daß ſie ſich gewiß hätte hinreißen laſſen, wäre nicht in demſelben Moment die Equipage des — Erbprinzen, für ſie kenntlich an dem Klatſchen des Vorreiters und dem Rollen der Räder, unter den Fenſtern ihres Hôtels vorübergefahren. An dieſen Laut knüpfte ſich in Blitzes-Geſchwindigkeit eine ganze Kette von Konſequenzen; das Wort erſtarb auf der bereits geöffneten Lippe, und der gute Engel ihrer Seele wandte ſich weinend und überwunden ab.

Für das ganze Haus begann eine trübe, unheilvolle Marterwoche. Keines konnte ſich die Gefahr, worin ein geliebtes Haupt ſchwebte, bergen, und in jedem Herzen geſellte ſich dieſem Leid ein drückenderes Bewußtſein, das eigener Schuld gegen die Kranke und gegen Andere. Edmund lernte an ſeinem Schmerz ſeine Liebe ſchätzen und ermeſſen; dennoch glaubte er ſich Mannes genug, derſelben Meiſter zu bleiben. Mitten unter ſeinen Aengſten rang er alſo noch einen geiſtigen Kampf durch, den der Leidenſchaft und des Pflichtgefühls. Von den Kiſſen der Kranken, die ſeine Thränen, ſeine Lippen benetzt hatten, ſtürzte er zu den Füßen Felizia's, um die täglich erneute Schuld täglich zu büßen. Jede Kraft rieb ſich in ſolchen Laſten und Mühſalen auf, und die Nachtwachen an Emiliens Schmerzenslager vollendeten, was Gram und Reue übrig gelaſſen hatten, ganz zu zerſtören.

Der neunte Tag war von den Aerzten als entſcheidende Kriſe des hartnäckigen und heftigen Uebels bezeichnet worden. Bis dahin hatte Emilie faſt immer in bewußtloſem Zuſtande gelegen; ſie erkannte Niemanden von ihren Umgebungen, aus ihren wirren Fieber-Phantaſieen wurden nur unzuſammenhängende Laute und einzelne, abgeriſſene Wörter vernommen. Gegen jenen Termin, welchen die Kunſt der Natur geſetzt hatte, wurden die Aufregungen, das Irre-reden, die oft bis zur Tobſucht geſteigerten Ausbrüche eines Hirn und Blut und Nerven mit gleicher Wuth durchſchüttelnden Fiebers ſtets heftiger und anhaltender; es mußten ſchon äußere Gewaltsmittel angewandt werden, um die Kranke zu verhindern, aufzuſpringen und ihren Wärtern ſich zu entreißen. Dabei ſchien es, als ob mit dieſer wachſenden Gewalt der Krankheit auch die gefeſſelte, geiſtige Kraft ſich hebe; Emilie ſprach oft, freilich unverſtändlich, aber doch zuſammenhängend, mit den Umſtehenden, nannte die Namen ihres Schwagers, ihrer Schweſter, rief dem Kammermädchen, befahl ihr ſie anzukleiden, ſchwärmte von Tänzern, Lichtern, Muſikchören; man ſah, daß die Nacht der Erkrankung der Punkt war, um welchen das zerrüttete Selbſtbewußtſein ſich am erſten und vollſtändigſten wieder ſammelte. Felizia erbebte bei dieſen unvermeidbaren Ausbrüchen in tiefſter Bruſt. Die Schweſter hatte ſchon für ſie ganz vernehmlich geredet, indem ſie den Namen des Erbprinzen und andere Beziehungen auf das unſelige Ereignis mit in ihre Fieberträume verflocht; wie, wenn Edmund nun ein plötzliches oder allmähliches Mistrauen faßte? Wenn ihm die Kranke einmal Alles verrieth? Und dennoch war ſeine Anweſenheit unter keinem Vorwande zu verhindern. Sie mußte mit einer verzweifelten Reſignazion ſich in ihre Zukunft finden, die gewiſſer Maßen in die unzurechnungsfähigen Hände einer Irrſinnigen gegeben ward, und es beruhigte ſie nur Edmund's ſcheinbare Theilnahmloſigkeit an den Phantaſieen der Schweſter.

Der Hofrath hatte richtig gerechnet. Gegen die neunte Mitternacht ſtand die Krankheit auf ihrem entſetzlichen Zenith. Das Geſchrei der Unglücklichen gellte herzzerſchneidend durch die dunklen, verödeten

Gänge des Hauſes: ihm antwortete das Schluchzen der Mägde, die leiſen Schritte der rath- und hilflos ab- und zu-wandelnden Aerzte, der eintönige Takt des ſchwingenden Pendels, — alle jene kleinen, furchtbaren Laute eines verhangenen, matt beleuchteten Krankenzimmers, in deſſen Scheiben geſpenſtiſche Krallen zu greifen und mahnende Larven zu grinſen ſcheinen.

Gegen Anbruch der Nacht hatte ſich Edmund, der die letzte durchwacht, unvermögend, das erbarmenswerthe Schauſpiel länger zu ertragen, auf ſein Zimmer zurückgezogen, während der Miniſter und Felizia bei der Aufgegebenen zurückblieben. Ruſt mich, wenn es Zeit iſt, fliſterte er dem Hofrathe zu, und Dieſer entgegnete bewegt: Ich fürchte, es wird bald geſchehen. Zerſchlagen an allen Gliedern warf ſich Edmund, in Kleidern und wie er war, auf ſein Bett, nicht in der Hoffnung zu ſchlafen, nur um in einigen einſamen, dumpfen, verbrüteten Augenblicken ſeinen ungeheuren Schmerz verſchnaufen zu laſſen. Er hatte noch nicht lange gelegen, als Felizia an des Vaters Arm herübergeſchwankt kam. Es mochte neun Uhr ſein. Iſt es vorüber? ſchrie er ihnen entgegen. Der Miniſter ſchüttelte langſam ſein gebeugtes, weißes Haupt. Sie beſitzt eine Kraft, die die Aerzte ſelbſt erſtaunen macht, ſeufzte er; eben hat man mein armes Kind — gebunden. Edmund fuhr auf. Felizia ſchluchzte krampfhaft. Sie begreifen, ſetzte ihr Vater leiſe hinzu, daß das keine Szene für Ihre Gemahlin war, ich habe ſie mit Gewalt fortgezogen. Edmund nickte. Ihr verlaßt ſie, murmelte er in ſich, wohlan, nun iſt es an mir! Er bat den Miniſter, bei Felizia zurückzubleiben, und flog hinüber.

Schon im Vorzimmer gellten ihm die Worte entgegen: Laßt mich hinaus! Ich will zu ihm, ich will, ich muß! Barmherzigkeit! Edmund, Edmund! Er trat die innen verriegelte Thür mit einem Fußſtoß zuſammen. Laut und mit einer fürchterlichen Freude jauchzte die Wahnſinnige auf, als ſie ſeiner anſichtig wurde. Sie hatte ſich aus den Hüllen und Kiſſen emporgewälzt, in welche die Hände der Aerzte und der Wartefrauen ſie, die Einzige, vergeblich zurückzuzwängen ſuchten; eben warf ſie das ſeidene Tuch von ſich, womit ihr rechter Arm an die Bettſtelle gefeſſelt worden war. Beide Hände dem Eintretenden entgegenſtreckend, flehte ſie: Nimm mich zu Dir, Du Retter! Siehſt ja, daß ich nicht hinüber kann! Das Waſſer, die Fackeln, die Menſchen alle, und der Erbprinz! Hüt' Dich, Du Lieber, Lieber! Sie wollen Dich ermorden!

Ueberwältigt ſank ſie zurück, während Ermund an ihr Bette trat und ihre Hand ſanft in die ſeinige ſchloß. Sein Herz quoll über von unſäglicher Bitterkeit, ein Strom von Thränen überſchwemmte ſein Geſicht, und, alle Zeugen, alle Schreckniſſe der Umgebung, Himmel und Erde und ſich ſelbſt vergeſſend, rief er aus: Da bin ich ja, Emilie! Ich halte Dich ja! Sei ruhig, Du Engel meines Herzens. Sie ſind ja Alle, Alle fort, und wir allein!

Es war, als ob die Kranke bei dieſen Worten verſtändig und ſtill aufhorchte. In den Tiefen der eingeſunkenen Augen flackerte ein Licht auf, wie der Abglanz des nahen Himmels. Ja, ja! raunte ſie dem Niederknieenden leiſe zu, indem ihre Hand ſein Haupt näher an ſich zog, Ja, ja! So iſt's Recht! Alle fort! die Schweſter auch! Sie verräth Dich ja! Und der Mann mit dem furchtbaren Sterne, der Erbprinz, zu dem die Knechte alle Hoheit ſagen! Du biſt meine Hoheit, Edmund!

Der Arzt, der aufmerkſam allen Bewegungen der Kranken gefolgt war, trat diskret und beſcheiden einen Schritt zurück, um ihre Worte nicht hören zu müſſen. Laſſen Sie die Unglückliche gewähren, ſagte er leiſe zu dem ihn fragend anblickenden Edmund; helfen kann hier nur Einer, ſchaden — nichts!

Was die Irreredende dem begierig und mit immer größer aufflammenden Augen zuhörenden Geliebten beichtete, bewußtlos und in dieſer Bewußtloſigkeit zum erſten und letzten Male ſelig, gehört vor kein menſchliches Ohr. Nach Verlauf einer Viertelſtunde, worin ſie mit Edmund immer fliſternd, und in ſcheinbar kindlicher Ruhe, ſich beredet hatte, ſagte ſie etwas lauter: Siehſt Du, hier iſt die Roſe! Sie wollten ſie mir nehmen, ich hielt ſie aber gut verwahrt! Mit dieſen Worten zog ſie die zerknitterte, kaum noch kenntliche Blume aus einem Winkel ihres Lagers hervor und hielt ſie Edmund hin. Dieſer, der in einer furchtbaren Seelen-Aufregung ihre wirren Geſtändniſſe gehört, geſammelt,

— verſtanden hatte, griff haſtig nach der Roſe. Sie aber ſchleuderte ſie weit von ſich. Pfui! ſchrie ſie, ſie brennt wie hölliſches Feuer! Rühr' ſie nicht an!

Edmund erhob ſich und winkte dem Kammermädchen, das ihm heimlich die Roſe aufheben und zuſtecken mußte. Sein Auge war ſtarr, um ſeinen Mund zuckten drohende Falten, das ganze Antlitz des Mannes war umgewandelt. Stumm und mit verſchränkten Armen blickte er auf die Leidende hernieder, ſeine Gedanken ſchienen nicht mehr bei ihr allein zu ſein. Sie lag jetzo, ruhig wie ein Lamm, da; nur der heftig arbeitende Schlag ihrer Pulſe, das Fliegen der Bruſt kündeten einen letzten und mächtig gegen die Todesnacht ringenden Lebensfunken an. Ihr braunes Auge ſchloß ſich, die Lippen zitterten und verhauchten einen letzten Seufzer im Namen: Edmund, — dann war Alles ſtill, ſtarr, ſtumm.

Die Uhr ſchlug gerade zehn.

Hat ſie vollendet? fragte Edmund den Arzt, der ihre Hand ergriff. Er ſchüttelte. Ich hoffe, ſie erlebt den Morgen nicht, war die traurige Antwort. — Sie hoffen? — Herr Baron, dieſe

Natur iſt zerſtört, dieß Leben zertreten. Für ſie kein größeres Heil, als ein ſanfter Tod. Beten Sie, daß der Schlaf, in den ſie verfällt, ſie dem Bruder ſtill und ſchmerzlos in die kalten Arme legt.

Die Männer ſchüttelten ſich mit einem verſtändigenden Blick die Hände. Darauf ging Edmund, nach einem leiſen, langen Kuß auf die kalte, perlenbedeckte Stirn der Sterbenden, feſten Schrittes hinaus.

X.

„Fertig mit der Liebe!“ — So rief Ermund ſchmerzlich und im tiefſten Leben vernichtet aus, als er vor ſeinem dunklen verödeten Hauſe zu Roß ſtieg. Er hatte nach dem Abſchiede im Krankenzimmer ſich kaum die Zeit genommen, den Inhalt ſeiner Schatulle in Börſe und Taſchenbuch zu ſtürzen, einige Papiere zu vernichten, andere an ſich zu reißen, den Mantel umzuwerfen, und ſo eilte er fort, nachdem er ſelbſt ſein Pferd gezäumt und geſattelt hatte. Noch auf der Treppe kam ihm der Gedanke, umzukehren. Er ſchlich unſchlüſſig nach dem Zimmer ſeiner Gemahlin, lauſchte hinein, vermummt wie er war, und fand Felizia an der Wiege des Kindes ſitzen, eingeſchlafen. Der Miniſter war nicht mehr bei ihr; er mochte von der ſchlummernden Tochter zu der ſterbenden geeilt ſein!

Eine lange Weile ſtand Edmund, fertig zur Flucht und zum Tode, lauſchend in der halbgeöffneten Thür. Sollte er ſie wecken, wie mit den Poſaunentönen des jüngſten Tages, mit dem Vorhalt ihrer Schuld? Sollte er richtend vor ſie treten, ſich ſtreng und offen von ihr losmachen? Der Anblick des ſchlafenden Kindes entwaffnete ſeinen Zorn, und der Gedanke an die Verklärte drüben wandelte ihn in tiefe, tiefe Wehmuth. Er zog die Thür hinter ſich zu und ging, ohne Abſchied, von Niemandem bemerkt, von Niemandem begleitet. Der Hufſchlag ſeines Thieres verwehte in dem Seufzen der herbſtlichen Nacht. Sein letzter Blick hing an dem matten Scheine, der durch die grünen Rouleaux des Krankenzimmers brach. Dann — Ade! Ade auf ewig!

Der Weg durch die Stadt ſchüttelte in der Seele des Fliehenden böſe Vorſätze auf, welche das Bild der von ihm ſchon verloren gegebenen Geliebten nicht mehr zu bannen vermochte. Warum bei Nacht und Nebel entweichen, wie ein feiger Dieb? ſagte er zu ſich ſelbſt. Bin ich denn hier der Schuldige, oder ſie? Warum, da meine Liebe nicht mehr zu erfüllen iſt, nicht wenigſtens meiner Rache opfern?

Gegen ſie, gegen die Verklärte, hab' ich keine Pflicht, keine Rückſicht mehr: ſie iſt allen Mängeln und Schmerzen unſerer Erdennächte ſchon enthoben. Sie leidet alſo nicht, wenn ich ihn und die Mitſchuldige treffe mit gerechtem Zorne, und ich —

Edmund ſuchte, faſt künſtlich, ſich über Felizia's Untreue mehr zu entrüſten, als ſie ihm eigentlich zu Herzen ging. Ihr Fall, deſſen ganze Größe er ja nicht einmal zu beſtimmen wußte, den er überſchätzen und zu gering anſchlagen konnte, that ihm nicht wehe als Verrath an der Liebe, ſondern als Brandmal ſeiner Ehre. Sein Herz konnte ſich über die Verirrung eines Weibes ſchon beruhigen, das ſeit längerer Zeit kaum noch eine Stelle in demſelben einnahm, aber ſein männliches Bewußtſein, ſein Gefühl von ſozialer Ehre nicht. Den letzten Punkt faßte er immer ſchärfer in's Auge, und immer dringender erwachte dadurch ſein Bedürfnis, eine Rache für ſeine Schmach zu nehmen, wenn nicht an ihr, doch an dem Prinzen, dem Veranlaſſer, dem Urheber aller dieſer Verwickelungen, ehe er auf ewig von dieſer Stadt, dieſem Kreiſe, dieſer Lebensſphäre ſich losſagte. Daß Letzteres geſchehen müſſe, darüber blieb ihm kein Zweifel mehr; ſeit Emiliens Verluſt feſſelte ihn ja auch nicht das leiſeſte Band mehr an jene Menſchen, jene Räume. Sein Kind? — Eine hölliſche Stimme fliſterte ihm den abſcheulichſten Argwohn zu, er überbot ſich nun ſelbſt im grauſamen Urtheil über Felizia, er hielt ſie jeder Lüge, jeder Niedrigkeit fähig. Sein aufgeregter Geiſt, erfinderiſch in der Selbſtqual, führte ihm das ganze vergangene Jahr im Fluge noch einmal vor; er ſetzte zuſammen, erinnerte ſich an tauſend früher unverſtandene oder unbedeutende Vorfälle, an ſein Verhältnis zum Erbprinzen, an deſſen Gnade, an die beharrliche Verehrung, die er offen-kundig Felizien erwieſen, manche fremde Winke und hämiſche Seitenblicke wurden ihm nunmehr klar, und fluchend warf er ſein Thier herum, nach der Stadt einen letzten verwünſchenden Blitz aus den glühenden Augen zu ſchleudern. Ihm war es, als ſehe er ſein Haus und ſein Glück hinter ſich in jähen Flammen emporlodern, in jähem Sturze verſchüttet werden, als erkennte er erſt bei dem Schimmer der Brunſt den ganzen Umfang und alle einzelnen Schreckniſſe ſeiner Schande, ſeines Verluſtes.

Wüthend drückte er dem aufbäumenden Pferde beide Ferſen in die Flanken, und wie ein Pfeil, wie ein elekriſcher Funke aus Gewitterwolken fuhr das geängſtete Thier den Weg in die Stadt zurück. Ohne zu wiſſen und zu wollen riſſen Edmund's Hände die Zügel an ſich und lenkten; ſeine volle Beſinnung kam erſt zurück, als er ſich vor dem hell erleuchteten Palais des Erbprinzen wiederfand.

Es war Freitag, Nachts eilf Uhr oder wenig darüber. Der Prinz hatte, wie jedes Mal auf dieſen Tag, eine kleine Soirée, deren beſtändiges Mitglied Edmund ſeiner Zeit auch geweſen war. Unentſchloſſen ſchritt Edmund, der abgeſtiegen war, unter den hell und gaſtlich funkelnden Fenſtern auf und ab. Sein Haus ſteht glänzend und feſtlich da, knirſchte er in ſich, das meinige, durch ihn zerſtört, iſt eine Leichenkammer, eine Brandſtätte. Droben muſiziren ſie und tanzen und lachen, daheim —

Die Schildwachen am Palais weckten ihn aus ſeinem Selbſtgeſpräche, indem ſie ihn barſch ſeiner Wege gehen hießen. Hier iſt kein Wirthshaus, ſagte der eine Gardiſt, wo man ſeine Mähre mit nichts, dir nichts anbinden kann. — Guter Freund, entgegnete der nächtliche Beſuch, ich habe eine eilige Bothſchaft an Seine Hoheit auszurichten, eine Sache von der höchſten Importanz. Laß Er mich immerhin das Pferd einen Augenblick unter Seine Obhut ſtellen! Ich bin gleich wieder drunten. — Kamerad, den laß gehn! Das iſt ein Vornehmer, der mit dazu gehört. Er weiß Beſcheid und nennt uns Er. — So murmelte der zweite Gardiſt, während der Erſte Edmund geduldig das Pferd abnahm. Dieſer ſchellte an der Nebenpforte und wurde nach wenigen Minuten eingelaſſen. Daß er vorher beide Piſtolen aus dem Halfter zog und in ſeinem Mantel verbarg, hatte Keiner der zwei Wachſamen bemerkt.

Des Prinzen Kammerdiener machte zwar große Augen, als der ihm wohlbekannte Baron von Schallershauſen, im naſſen Reiſe-Mantel, geſtiefelt und geſpornt, verſtört, leichenblaß im Geſichte, ihm zumuthete, er möge Seine Hoheit nur auf eine Sekunde in das Cabinet herüberbitten, es gelte eine Angelegenheit von dringlichſtem Gewicht, die vor ſeiner, Edmund's, Abreiſe erledigt werden müſſe.

Indeß wagte die Livrée nicht zu widerſtreben, eben, weil ſie des Prinzen huldreiche Geſinnung für Schallershauſen kannte. Sie richtete achſelzuckend ihre Bothſchaft aus, und wirklich kam Prinz Viktor, nur von einem Adjutanten begleitet, nach wenig Augenblicken ſchon aus dem Flügel des Schloſſes, worin ſeine Salons lagen, in den gegenüberſtehenden geſchritten. Edmund erwartete ihn in ſeinem, des Prinzen, Arbeitscabinet, wohin er vom Kammerdiener gewieſen worden war. Sein Herz pochte fiebriſch, ſeine Finger umkrallten den Schaft der Piſtole, als er die glatten, raſchen, leiſe ſchlürfenden Schritte des Prinzen vernahm. Eilfertig trat derſelbe ein, verwundert auf Edmund blickend, der regungslos an einem Marmortiſchchen lehnte. Mein Gott, Baron, Sie reiſen? — In einer Viertelſtunde, Hoheit! — Was kann denn aber vorgefallen ſein? Welche Nachricht bringen Sie uns von Fräulein von Althanns? — Die beſte. Sie hat vollendet. — Schaller! iſt's möglich? Ich beklage Sie und Ihr Haus von ganzem Herzen! Wie nimmt ſich die Frau Baronin bei dem Schmerze? Iſt ſie ruhig? Wie leid ſie mir thut! — Hoheit ſind zu gnädig. Ich kam aber nicht, um dieſe Hiobspoſt in den Wohnſitz der Freude zu bringen, mein unterthänigſtes Geſuch an Ew. Hoheit iſt minder trübſeliger Art. — Nun? — Hoheit haben wohl die Gnade ſich dieſer Blume zu entſinnen? Sie war Ihnen am Tage Ihres Hoffeſtes entfallen, aber nicht verloren, ich beeile mich, ſie Ew. Hoheit zu eigenen gnädigen Händen wieder zu überliefern. — Schaller! Ich weiß nicht . . In der That, Ihr Auftritt, . . . dieſe ganze Szene . . — Zu der Hoheit zwei Zeugen mitzubringen geruhen! — Der Prinz winkte dem Kammerdiener ſich zu entfernen. Der Adjutant blieb und trat entſchloſſen einen Schritt näher. Wenn mein gnädigſter Herr mir nicht befiehlt zu gehen, ſo kenne ich meine Stelle am beſten, ſagte er, die Hand am Degengriffe. — Schaller blieb ruhig, als er ſagte: Ich ſcheue Ihre Gegenwart nicht, Herr Major! Sie ſind ein Mann von Ehre; dieſelbe kann mir alſo nur willkommen ſein! Sie begreifen, mein Prinz! daß wie die Sachen ſtehen, Sie mir eine Erklärung ſchuldig ſind .. — Wir begreifen nicht, mein Herr, wie Sie ſich unterfangen, uns eine ſolche in ſolcher Geſtalt und an dieſem

Orte abtrotzen zu wollen. Ein Griff an jene Klingel, ein Wink, und hundert Hände ſind bereit, um den Aufdringlichen und Unverſchämten aus einem Hauſe zu befördern, worin er ſich ſo wenig zu benehmen weiß. — Hoheit, Sie häufen — Schweigen Sie, gehen Sie! Halten Sie es meiner Rückſicht für Ihre Familie und Ihr gegenwärtiges Leid zu Gute, wenn ich nicht mit Ihnen verfahre, wie ich ſollte und könnte. Kommen Sie! —

Mit dieſem Worte wollte der Prinz ſammt dem Adjutanten ſich entfernen, allein Schaller vertrat ihnen entſchieden und mit einer furchtbaren Kälte den Weg. Der erſte Schritt, den Sie aus dem Zimmer thun, geht über meine Leiche, ſagte er, indem er beide Piſtolen geſpannt hervorzog. Fahren ſie nicht zurück, Prinz, nicht Sie, mein Herr Major; Sie ſind beide ſicher! Zu einem Meuchelmorde läßt ſich dieſe Hand nicht herab. Sie, mein Prinz, raubten mir meine Ehre, ſchlagen Sie mir die Genugthuung ab, die Sie, abgeſehen von allen Verhältniſſen und Unterſchieden, mir ſchuldig ſind, ſo nehmen Sie mir das Leben. — Unſinniger, verlangen Sie, daß Seine Hoheit mit Ihnen ſich ſchlage? Hier ſtehe ich, nehmen Sie an mir … — Halt, mein Herr Major, gebot Edmund. Mit Ihnen habe ich nichts, ſparen Sie Ihren voreiligen Muth für eigene Bedürfniſſe. — Ruhig, rief der Prinz, der mittlerweile einmal im Zimmer auf- und abgegangen war, kein Zank in meiner Nähe! Sie wollen Satisfakzion? fragte er Schaller feſt und mit fürſtlichem Anſtande. — Ich will. — Wohlan, mein Herr! Ich brauchte ſie Ihnen nicht zu geben; nach den Geſetzen meines Standes und meines Hauſes frevle ich ſogar, wenn ich es thue. — War die Frau Ihrer hochfürſtlichen Liebe ebenbürtig, wird es der Mann hoffentlich auch Ihrer fürſtlichen Ehre ſein, knirſchte Schaller. — Sie ſind ein … Der Prinz verſchluckte ein hartes, unprinzliches Wort. — Ich könnte, fuhr er gemeſſen fort, einen Galanterie-Degen zur Hälfte aus ſeiner friedlichen Scheide ziehen und mich gegen Sie verneigen; das wäre eine Genugthuung, wie ſie ſonſt ein Fürſt ſeinen Unterthanen gab und geben konnte. — Im Jahrhundert der Courtoiſie, ja; allein hier handelt es ſich nicht um ein galantes Spiel, nicht um eine Oſtentazion, ſondern um ein vernichtetes Leben. —

Prinz Viktor ſtand eine Weile, nachdenkend und wie es ſchien bewegt, am Fenſter, den Rücken dem Feinde und dem auf jede Bewegung deſſelben aufmerkſamen Diener zugewandt. Dann drehete er ſich zu Schaller um: Sie reiſen? — Sobald Hoheit ... — Still davon! Wohin? — Mein Geheimnis. — Herr Baron! — Ich habe nicht die Ehre, in Dero Dienſten zu ſtehen, mein Prinz, ich reiſe, wann und wohin und wie ich will. — Wann kehren Sie zurück? — Hierher, niemals. — Menſch! Und Ihr Haus, Ihre Familie? — Laſſe ich unter ſo mächtigem Schutze, daß ... — Keinen Hohn in dieſer Minute, oder bei meinem Worte ich vergeſſe mich und Sie! Genügt Ihnen mein Verſprechen, daß ich Ihnen heute in ſechs Monaten zu **** ſtehen will? — Hoheit! — Sie erlauben Sich hoffentlich keinen Zweifel an meiner Ehre und an meinem fürſtlichen Worte? Ja, ich will Ihnen Genugthuung geben, will zu Ihnen hinabſteigen, weil ... Genug! Meine Gründe bin ich Ihnen nicht ſchuldig. Nur das: eine Rückſicht auf Sie iſt nicht darunter. — Und meine Flucht? — Iſt mein Geheimniß und das meines Adjutanten. Unſer Wort, daß Sie ungefährdet reiſen. Und nun, auf Wiederſehen! Eine ſtolze Verbeugung, und er war in der langen Reihe der Gemächer entſchwunden. Edmund ſtarrte ihm betroffen nach. Des Prinzen Benehmen hatte ſeinen Eindruck nicht verfehlt; ohne ſeinen Durſt nach Rache gefühlt zu haben, mußte er, mit einem Gefühle der Beſchämung obendrein, von dannen gehen. Der Kammerdiener geleitete ihn argwöhniſch hinab, und nach einigen Augenblicken befand er ſich wieder zu Roß, einſam, auf ſeiner nächtlichen Straße.

Die Geſellſchaft in den Salons des Prinzen Viktor ging an jenem Freitag zeitiger als ſonſt aus einander. Gegen Mitternacht hatte ſich der Prinz ſchon zurückgezogen. Hoheit klagten über Migraine, ſagte der mit Fragen beſtürmte Adjutant und fuhr ſehr bleich und nachdenklich nach Hauſe.

XI.

Wohin flüchtet aber eine Seele, wenn ſie von aller Liebe und allem Leben verlaſſen wurde, wenn kein mütterliches Herz voll Treue und Geduld ſie an ſich nimmt, wenn ihr endlich das kalte Aſyl einer Kirche oder die ſtumme Szenerie der Natur nicht genügen, wohin anders, als in Deinen Schatten, heilige, geſchmähte Freundſchaft? So tritt ein Wanderer, wenn ein Gewitter aufzieht, ſorglich unter einen Baum und birgt ſich unter ſeinen Zweigen und ſtarrt angſtvoll in die ſtürzenden Güſſe und das Grauen der Wolken hinein. —

.... Und warum ſollte ich's denn verſchweigen, warum dürfte ich, der ich in thauenden Lenznächten, verwaiſt und ſehnend, dieſe Blätter ſchreibe, nicht eines unter ihnen für meinen Verlorenen und für mich behalten, es Deinem Andenken widmen, ferner, treuer, freundlicher Genoſſe, Dir, mein Julius?! Du halfſt mir treulich alle Duodez-Miſéren meines Lebens tragen, an Deiner Hand ging ich ſicher und unbekümmert durch den Staub, den Schmutz der Crapüle, — nun biſt Du fort .. — ..

Glücklicher Weiſe hatte Edmund auch einen Freund in ſeinem Eckart, der, räumlich weit von ihm getrennt, in allen Wechſeln des Lebens ihm nahe geblieben war. Zu ihm trug ihn auf geheimen, nächtlichen Pfaden ſein Roß, und als er eines Abends, ſchon mehrere Tagereiſen von ſeinem Golgatha geſchieden, an der niederen Hütte des armen, einfachen Mannes abſprang, als eine junge, hübſche Frau, von dem ſeltenen Hufſchlage an's Fenſter gelockt, den Gatten von ſeinen Akten abrief, als der nun jubelnd die enge Treppe hinabſtürzte, — „Du biſt's!!“ — Ich, alter Freund! — da fühlte ſich Edmund nicht mehr verwaiſt, nicht mehr allein, ſein Auge fand an der Bruſt des Freundes, an ſeines von dem ſpäten Gaſte geweckten Kindes Wiege die erſten Thränen.

Dumpf und trübe ſchlichen die Wintermonate für Edmund hin. Wohl kam aus den Zeitungen ihm dann und wann eine Kunde aus dem verlaſſenen Kreiſe, aber nicht die mit Haſt und Angſt geſuchte Anzeige von Emiliens Tode. Sollte ſie gerettet ſein, die ſchreckliche Nacht überlebt haben? Wie erging es Felizia? Wie dem Vater, wie dem über des Sohnes Verſchwinden gewiß tödtlich beunruhigten alten Freiherren?

Eckart, in deſſen treues Herz Edmund ſeinen ganzen Kummer ausgeſchüttet hatte, wirkte nicht ſo kräftig auf ſeinen Willen und ſeine geiſtige Geneſung ein, als es Beiden gut geweſen wäre. Er gehörte zu jenen hingebenden, mehr rezeptiven Naturen, welche niemals ein bedeutendes Gewicht für Andere erlangen können, wenn es gilt, zum Handeln, zum Nothwendigen zu beſtimmen. Vergebens ſtellte er dem Freunde das Unräthliche, ſelbſt Gewiſſenloſe eines ſo plötzlichen Ausſcheidens aus allen Pflichten vor, vergebens mahnte er zur Sühne, wenigſtens zu einem Worte der Beruhigung an den Vater. Edmund wollte für alle mögliche Nachforſchungen verſchwunden, wollte bürgerlich todt ſein, und das kleine, geborgene Städtlein, worin ſein Eckart lebte, bot hierzu den gelegenſten Schlupfwinkel. So vorſichtig war er, daß trotz ſeiner Begier, von den Verlaſſenen eine Nachricht zu haben, weder ſeine Hand, noch die des Freundes unmittelbar oder mittelbar nach einer ſolchen ſich ausſtrecken durfte. Es ging, es kam kein Brief. Das Pferd wurde verſteckt, der Mann desgleichen in einem Hinterſtüblein der bürgerlichen Wohnung, und in größter Einförmigkeit, nur für ſeine freundlichen Wirthe ſichtbar, verträumte Edmund die bange Friſt bis zu dem vom Erbprinzen beſtimmten Termin.

Wird er kommen? Wird er ausbleiben? Wird er gar Häſcher ſenden? Das waren Fragen, mit denen die zur entſcheidenden Reiſe ſich rüſtenden Freunde noch unterwegs ſich gegenſeitig verſuchten. Eckart zweifelte an des Gegners Erſcheinen, Edmund glaubte feſt daran. Ihm war es nur räthſelhaft und widrig, daß Prinz Viktor ſeiner Rache ein ſo ſpätes Ziel geſteckt hatte, allein Eckart bemerkte ihm in ſeiner trockenen und natürlich-verſtändigen Weiſe, ein Fürſt möge wohl längere Zeit zur Beſtellung ſeines Hauſes brauchen, als ein Heidelberger Student.

Eingetroffen am Orte der Zuſammenkunft, fanden ſie unter fremdem Namen, ohne Gefolge, ohne irgend ein Merkmal ihres Standes, den Prinzen und ſeinen Adjutanten, nur von einem Kammerdiener und einem Arzte begleitet, bereits vor. Es war in den erſten Tagen des April, daß der Zweikampf unter den gewohnten Formen, nahe bei der Stadt, unbelauſcht und wie unter völlig gleichſtehenden Perſonen, ſtattfand. Der Prinz trat, eben ſo fern von aller komödienhaften Bravour als von Hoffahrt und Ueberhebung, gefaßt ſeinem Feinde entgegen. Lange ruhte Ermund's Blick auf der ſchönen, lebens-vollen Geſtalt, welche ſich trotzig der dunklen Mündung ſeiner Waffe bot. Alles Vergangene ſtand mit dieſem Bilde wieder lebhaft vor ſeiner Seele, nur der Haß und der grimmige Rachedurſt wollten nicht wieder in dieſelbe einkehren. Sein Auge verdunkelte ſich, ſeine Rechte ſank matt herab; ich ſchieße nicht, ſtammelte er. — Nicht? fragte Prinz Vittor. Und warum nicht? — Ich vermag es nicht. — Alſo kamen Sie blos zu einer Rührſzene her, und Ihr erhabener Zorn zerfloß wie Nebel vor der Gewalt des Augenblickes? — Hoheit, ich fühle ganz die Würde Ihres Benehmens — Ohne Zeremonien, mein Herr, wenn ich bitten darf, und ohne übel angewandte Generoſität. Als Feinde, Mann gegen Mann, ſtehen wir uns gegenüber. Sie ſchießen, nicht in die blaue Luft, nicht in den hohlen Weidenbaum dorten, oder wie es ſonſt in Romanen Brauch iſt, ſondern auf meine Bruſt. Und ſehen Sie wohl zu, daß Sie nicht fehlen! Von mir haben Sie keine Schonung zu erwarten. — Edmund biß ſich auf die Lippen. Der Hahn ſeiner Piſtole knackte. Ein Knall, Dampf, Stille. Der Prinz wankte, hielt ſich mit gewaltſamer Aufrüttelung auf den Füßen und warf in einem Nu ſeine Piſtole aus der rechten Hand in die linke. Der rechte Arm hing ſchlaff von der Schulter herab, Blut träufelte aus dem Kleide auf die Manchette, und entſetzt ſprangen der Arzt und der Major herzu. Zurück, heiſchte ihnen der Prinz entgegen. Seine Linke hob mit ſichtlicher Anſtrengung das Gewehr, er drückte ab, die Kugel ſauſte keine Linie breit an Edmund's rechtem Schlaf vorüber. Mit einer Verwünſchung warf der Prinz ſeine Waffe von ſich und ſank, vom Schmerz der Wunde gezwungen, in des herbeiſtürzenden Kammerdieners Arm. Während der Arzt und der Major um ihn beſchäftigt waren, den Aermel abzutrennen und die tief in den Oberarm gehende Wunde zu unterſuchen, wollte Edmund mit dem Freunde auch herbeitreten. Mein Herr, ſagte mit zuſammengebiſſenen Zähnen der Prinz zu jenem, Sie haben hier nichts mehr zu ſuchen. Geben Sie, retten Sie ſich, ſo lange es Zeit iſt! Nur bis jetzt ſchützte Sie, Ihre Flucht und Ihre Verborgenheit, mein fürſtliches Ehrenwort, nur bis jetzt! — Eine Frage denn, und ich gehe! — Keine! Eine Antwort auf alle, ehe Sie dieſelben ausſprechen: Ich haſſe Sie, wie ich Felizia liebe. Ja, Sie ſollen es hören und wiſſen, ich liebe ſie, und ich verabſcheue, ich haſſe Sie als ihren Peiniger! Hätten Sie meinen Arm nicht wehrlos gemacht, ſo würde die treuloſe Kugel an Ihnen ein verdientes Richteramt vollzogen haben. — Schmerz und Erſchöpfung hinderten ihn, weiter zu reden. Er fiel ohnmächtig zurück, während die Marterwerkzeuge des Arztes in der blutigen Wunde wühlten. Edmund ſtarrte, von namenloſen Qualen zerriſſen, in die rinnenden, rothen Tropfen und auf die marmorbleiche Stirn ſeines Opfers. Geben Sie mir, flehte er die Helfer des Prinzen an, nur einen Troſt mit auf meinen harten Weg: Iſt dieſe Wunde tödtlich, gefährlich? — Der Doktor ſchüttelte ein kaltes, ſtummes Nein. — Und, fuhr er, an den Adjutanten gewendet, fort mit zitternder, ſtockender

Stimme: Und, Fräulein von Althanns? — Sie lebt, war die bittere Antwort, ja ſie lebt, aber ſie iſt — wahnſinnig geworden.

Mit einem lauten Wehruf ſtürzte Edmund von dem Schauplatz der blutigen Szene fort, und langſamen Schrittes folgte ihm ſein treuer Freund.

Einſt!

„Daß wir uns wiederfinden, weißt Du. Du glaubſt an mich, Du liebſt mich. Wir ſind ja Eines!“

So lauteten die Worte, welche Dorothea zehn Mal am Tage, hundert Mal in ſchweigender, aufhorchſamer Nacht ſich vorſagte; die letzten, welche ihr der Entflohene gelaſſen. Als ſie das kleine, räthſelhafte Papier, worin er ihr ſeine plötzliche Verſchwindung anzeigte, zum tauſendſten geküßt und geherzt und mit Thränen genetzt hatte, ſchloß ſie es in die ſtille Truhe, zu ſeinen Perlen. Dorothea war ruhig, gelaſſen, feſt. Wenn der Alte mit einem heimlichen Kopfſchütteln ſie betrachtete, wenn ſie ihn Abends vor der Thür überraſchte, wie er ſeine Pfeife hatte ausgehen laſſen und wortlos in die Luft ſtarrte, dann legte ſie ihm wohl leiſe die Hand auf die Schulter und ſagte: Vater, was fehlt Euch denn nur? — Ach, liebes Kind, ſagte er, Du kennſt die Menſchen nicht. — Aber ich kenne den Felix.

Seine Sorge und ſeine Zweifel wurden an der Zuverſicht des Mädchens zu Schanden. Freilich, das konnte der Oberſteiger nicht ſehen, noch hören, wie ſie Nachts auf ſchlafloſen Kiſſen ſich wälzte, wie ihre Gebete nur Fragen wurden: Wann kommt er wieder? oder: Was treibt ihn fort? oder: Weß iſt ſeine Seele ſchuldig, daß es die meinige nicht geduldig auf ſich nähme? — O Abgrund aller Gottſeligkeit und Liebe, in welcher der Egoismus verſinkt wie ein Geſpenſt des Nebels!

Ein Tag nach dem andern ging dahin, einer ſtäts länger als der andere, nicht dem ſehnſüchtigen Mädchen allein, ſondern auch in Wirklichkeit. Schon wallte das Korn in hohen, grünen Wogen um die einſame Kirchgängerin, und in den dunklen Tannen des Mariaſteins verſtummte eine Nachtigall nach der andern. Auch in Dörekens Seele ward es immer einſylbiger und ſtummer; nun wich ſie dem Vater aus, damit er nicht forſchend und bekümmert auf ihre bleichenden Wangen blickte. Ihr Glaube wankte nicht, und nicht ihre Liebe — wohl aber die dritte im heiligen, dreieinigen Bunde, die Hoffnung.

Es war eines ſchwülen Sommermittages, daß Dorothea ſpinnend auf ihrer engen Hausflur ſaß. Der Vater war mit eingefahren. Ein Junge aus der Nachbarſchaft kömmt plötzlich hereingeſprungen mit der Bothſchaft: Jungfer Oberſteigerin, es ſein Fremde im Dorf. — Erſchreckt fährt Döreken auf, der Faden zerreißt ihr. — Eben angefahren, ein ganzer Wagen voll. — Warum meldeſt Du mir das, Dietrich? So fragt ſie, indem ihr das Herzklopfen faſt die Stimme erdrückt. — Nun, damit Sie ſich ein bischen mit dem vornehmen Volke abgiebt: die Mutter verſteht ſich ſo nicht darauf, und bei uns haben ſie geſucht und geexaminirt, der Henker weiß was. —

Döreken warf in Haſt ein Tuch über ihr grauleinenes Kleidchen, zog die Hausthüre hinter ſich zu und ſtellte den Kehrbeſen, umgedreht, davor. In dieſen Hütten bedarf es keines Vorlegeſchloſſes, keiner Hausmeiſter. Jenes einfache Symbol zeigt den Vorübergehenden an: es iſt Niemand daheim.

Du brauchſt mit Pochen und Rufen Dich nicht abzumühen.

Eine elegante Equipage, ſtaubbedeckt, hielt vor einem der kleinen Häuſer von Mariaſtein. Die Herrſchaften waren ausgeſtiegen, und während der Poſtillon ſeine abgehetzten, auf den ſteinigen und bahnloſen Gebirgswegen ſchier umgeſunkenen Pferde tränkte, ſaß vor der Hütte ein Frauenzimmer, anſcheinend die Dienerin, und pflegte ein hübſches, ſchreiendes Knäblein mit friſcher Milch. Die Gebieterin, eine hohe Dame, in Trauer gekleidet, und ein dicker, ſchon ältlicher Herr waren in lebhafter, ziemlich erfolgloſer Unterhaltung mit der Eigenthümerin des kleinen Hauſes begriffen. Was ſonſt an Einwohnerſchaft in dem Oertlein ſtack, zumal an junger, war natürlich auch verſammelt und ſchloß in neugieriger Scheu einen Kreis um die Gruppe. Ein Fremder war in Mariaſtein noch mehr eine Erſcheinung, als eine **Prima Donna** in Wien, weil das Bergwerk nicht zu denen gehörte, die an den Zuſpruch vieler Reiſenden gewöhnt ſind.

Dietrich's Mutter rief erfreut der nahenden Dorothea entgegen: Nun, das iſt doch ein wahres

Glück, daß Sie kommt, Jungfer Döreken! Sie kann den Herrſchaften am erſten dienen. Sie war ja gut bekannt mit dem Häuer, der ja jüngſt fortgegangen iſt, kein Menſch weiß wohin, und den ſie hier Felix genannt haben. Die Herrſchaften ſagen aber, er hätte nicht ſo geheißen.

Döreken erbleichte und erglühte wechſelsweiſe, wie die Blicke der Fremden prüfend auf ihr ruhten. Namentlich ſenkte ſie furchtſam die Wimper vor dem ſtrengen, bleichen, großen Frauenbilde in ſchwarzem Schleier. Dieſe heftete die Augen lange und, wie es wenigſtens dem zitternden Mädchen ſchien, mit einem giftigen Mistrauen auf ſie; es wurden zwiſchen dem Herrn und der Dame einige Worte gewechſelt in einer Sprache, welche Dorothea nicht verſtand.

Der Herr wandte ſich zuerſt mit einer direkten, recht höflich eingekleideten Frage an ſie. Sie ſollte ſagen, wann Felix weggegangen ſei, welchen Weg er eingeſchlagen habe, was ſie überhaupt von ſeinem hieſigen Aufenthalte wiſſen und mittheilen könne. Die Unglückliche war in einer tödtlichen Verlegenheit. Die Fremden ſchienen ihr ſo wohl bereits unterrichtet, daß ein gänzliches Läugnen ihrer Seits unnütz und unmöglich geweſen ſein würde. Aber was nun geſtehen, ohne gegen das Intereſſe des fernen, unbekannten, geliebten Freundes zu handeln, ohne ihm in den Augen der Fragenden zu ſchaden, ohne ſich zu kompromittiren, ohne vielleicht eine Hoffnung auf ſeine Wiederkunft zu zerſtören durch das, was ſie ſagte? Alle dieſe Rückſichten fühlte der einfache, richtige Verſtand Dorothea's nur zu gut heraus, und daneben belaſtete ſie eine unnennbare, mit jedem Augenblick längeren Betrachtens geſteigerte Angſt vor der ſchwarzen Dame, deren ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben wußte. In welchem Verhältnis ſtand ſie, ſtand der alte vornehme Herr zu Felix? Die glühenden Krallen der Eiferſucht faßten zum erſten Mal das arme jungfräuliche Gemüth: es zog ſich krampfhaft in ſich ſelbſt zuſammen und fühlte, daß ſein tiefſtes und innigſtes Leben den Todesſtoß aus den Augen der fremden Frau empfangen habe.

Sie antwortete auf die Frage des alten, anſcheinend ſehr bekümmerten Herren ſchlicht und der Wahrheit gemäß, wie Felix vor länger als einem Jahre in Mariaſtein angekommen, bei ihrem Vater, dem Oberſteiger in Dienſt gegangen, unlängſt aber auf einmal verſchwunden ſei, ohne daß ſie oder ihres Wiſſens irgend Jemand im Orte über das Ziel ſeiner Reiſe Auskunft geben könnte. — Du kannteſt ihn alſo? fragte die Dame ſcharf und langſam. — Ja, Madame. — War er freundlich gegen Dich, heiter, zufrieden? — Aber, Liebſte, ſagte der Fremde, darüber wird Ihnen das arme, unſchuldige Kind ſchwerlich eine Auskunft geben können. Sie hörten es ja auch im nächſten Orte und hier von dieſer guten Frau ſchon, daß er ſehr ſtill und zurückgezogen gelebt habe. — Es giebt Störungen in dieſer Zurückgezogenheit, bemerkte die Dame bitter, die ſich ein Mann nur zu gern gefallen laſſen mag, und dazu kann die Mamſell da wohl gehört haben. — Dorothea erglühete im Purpur der tiefſten Scham und des Zornes. Ich weiß nicht, was die Dame mit ihren ſpitzen Worten eigentlich will, ſagte ſie, allein mich dünkt, kränken brauche ich mich nicht von ihr zu laſſen, wenn das ihre Abſicht ſein kann. — Nicht doch, mein Kind! nicht böſe ſein, beſänftigte ſie der Alte. Sie denkt ja an ſo etwas nicht. Wir hörten nur in dem Orte jenſeits Euerer Berge. Du und Dein Vater wäret am meiſten mit dem Manne zuſammengekommen. Siehſt Du, warum es Dir verſchweigen? Du ſcheinſt mir eine gute, freundliche Dirne zu ſein. Der Felix, wie Ihr ihn nennt, iſt mein Sohn, und wenn Du nun etwas weißt, was dazu dienen kann, einen troſtloſen Vater und eine — Silence, Monsieur! je vous en prie, unterbrach ihn die Dame; je ne veux pas, devant ces bonnes gens-là, avoir l'air d'une femme courante aprés son mari. — Ja, wollte ich ſagen, einen troſtloſen Vater und eine treue Schweſter auf ſeine Spur zu bringen, ſo wirſt Du aus eigenem Pflichtgefühle gegen Deinen Vater, der ein gar braver Mann ſein ſoll, ſchon uns gern zu Willen ſein. Uebrigens wird es Dir auch nicht zum Schaden gereichen. So ſchloß, mit ſeinen für unwiderſtehlich gehaltenen Goldſtücken in den beiden unſterblichen Seitentaſchen klimpernd, der alte Freiherr.

Schweigend, mit gefaltenen Händen, hatte Döreken ihn angehört. Felix' Vater, Felix' Schweſter! O, es hätte das gerührte, weiche Mädchen ja ihm zu Füßen fallen mögen und ihr um den Hals, um ihr ſtillſchweigendes Unrecht wieder gut zu machen. Nein, ein Vater, eine Schweſter konnten ja nur aus beſter Abſicht nach dem Verlorenen fragen. Ihr übervolles Herz wallte über; ſchon ſtand ſie im Begriff, den Fremden zuzurufen: Ja, ich kannte ihn, und er liebte mich, und wir waren ſelig hier in unſerer Einöde, und — ſeid getroſt, Ihr Trauernden! — er wird wiederkommen. Gewiß, o gewiß! Daheim in meinem Geſangbuche liegt ja das heilige Blättlein ſeiner Verheißung, das er ſelbſt mit ſeinen lieben Händen geſchrieben, mit ſeinem letzten Kuſſe beſiegelt hat!

Aber der Freiherr, im Beſtreben, es recht gut zu machen, verdarb Alles und ſchnitt dem warm aufquellenden Vertrauen Weg und Sprache ab. Als er das verlegene Schweigen Dorothea's gewahrte, meinte er, ſie ſei im Beſitze des rechten und ganzen Geheimniſſes, und wenn Verſprechungen nicht ausreichten, ihr daſſelbe zu entwinden, müſſe eine imponirende Drohung verſucht werden. Bedenke wohl, fügte er in dieſer ſchiefen und vornehmen Anſicht gewichtig hinzu, vor wem Du ſtehſt, und daß, wenn Du uns nicht gutwillig

Antwort giebſt, die Gerichte Mittel finden werden, Dich dazu zu nöthigen.

Da empörte ſich in des Landmädchens Seele Stolz und ein ſtarkes Selbſtbewußtſein, vielleicht zum erſten Male, ſeit ſie denken konnte. Zum Reden zwingen? ſagte ſie. Das iſt wohl nur ein Scherz von dem Herrn geweſen. Was hätten denn auch die Gerichte mit Felix und ſeiner Abreiſe zu ſchaffen? — Mehr, als Du vielleicht denkſt, murmelte die Fremde dazwiſchen. — O nein, entgegnete, ſtralender Zuverſicht voll, die in dem Abweſenden ſich gekränkt Fühlende. Da können Sie als Schweſter ruhig ſchlafen. Hier hat Felix nichts gethan, was ihm eine Verfolgung von der Obrigkeit zuziehen könnte. Hier nicht, und auch wohl nirgends. — Du ſcheinſt Deiner Sache ſehr gewiß zu ſein, ſagte mit einem ſonderbaren Ausdrucke in Ton und Blick die Dame, bei deren Worten Döreken überraſcht die Augen niederſchlug.

Genug des Zeitverluſtes und der unnützen Worte, ſprach der Freiherr misvergnügt dazwiſchen. Wenn Du uns nichts weiter ſagen kannſt oder ſagen willſt, als was Du bereits gethan und was freilich nichts mehr und nichts weniger iſt, als das drüben ſchon Vernommene, ſo habe nur die Gefälligkeit, uns zu Deinem Vater zu geleiten. — Der iſt im Schacht, mein lieber Herr! — Nun, ſo rufe ihn heraus, oder bringe mich hinunter! Hier kann doch unmöglich lange unſeres Bleibens ſein.

Damit reichte er ſeiner Schwiegertochter den Arm, und beide folgten dem ſinnend vor ihnen her ſchreitenden Mädchen. Dieſes verſtand nichts von dem franzöſiſch geführten Geſpräch hinter ihr, aber dennoch wußte ſie aus ihrer Bangigkeit und aus tauſend anderen Kleinigkeiten, daß von ihr die Rede ſei, und daß das Geſpräch nichts Angenehmes für ſie enthalte.

Vor dem Hauſe der Wittwe, welche Felix aufgenommen hatte, blieb ſie ſtehen. Das iſt, ſagte ſie, umgewendet, ſeine Wohnung geweſen, und als ihre Augen hinaufflogen an die kleinen Fenſter, und weder ſein liebes Antlitz noch eine ſeiner Blumen ihren ſtillen Gruß erwiderte, füllte ſich die glänzende Tiefe ihrer klaren, blauen Sterne mit einer beißenden Thräne, die ſie wehmüthig zerdrückte.

„Montons!“ ſagte Felizia zu dem Freiherrn, und bald ſtanden ſie in den verwaiſten Räumen, deren Schwelle Dorothea kaum zu überſchreiten wagte, eben ſo ſehr aus Zartgefühl, um die Empfindungen der Fremden und deren Ausdruck nicht zu ſtören, als aus eigener Ueberwältigung. Seit Felix' Krankheit hatte ſie dieſes Heiligthum nicht mehr betreten.

Die Wittwe erklärte mit einer furchtbaren Beredſamkeit, nur unterbrochen von ihrem Schluchzen, alle Details der engen, unfreundlichen Zelle, welche Felizia bei ihrem Eintritt nur den Ausruf: Fi, quelle horreur! hatte entreißen können. Hier aß er zu Nacht, ſeufzte die gute Wittib, wenn ich ihm 'was brachte, und da ſtand ſein rechtſchaffenes, reinliches Bette. Du lieber Gott, jetzo ſchlafe ich ſelber ſammt meinen zwei Büblein drin, und den Strohſack hat meine älteſte Tochter. Ja, wir haben ſchöne Tage mit einander gehabt, das weiß Gott, und es war eigentlich ſchlecht, ja grundſchlecht von dem Manne, daß er auf einmal rappeliſch wurde und davonging.

Felizia ſtarrte, ohne auf ihr Geſchwätz zu achten, nur die niedrige Decke, die nackten Wände, die ſchmalen, bleigefaßten Fenſter, die grob-hölzernen Stühle an. Mais, c'est impossible! rief ſie einmal über das andere Mal aus, während der Freiherr in den Kaſten und Kiſten nach einem Lebenszeichen des Verlorenen ſuchte. Die Frau mußte Alles aufreißen; es fand ſich aber nichts, als ein weißlederner Reithandſchuh in der Tiefe des altmodigen Kleiderſchrankes. Er wurde an einem innen ausgeprägten Wappen für das Eigenthum des Geſuchten erkannt, vom Freiherrn aber, da ja über die Identität des Felix und des Edmund kein Zweifel mehr obwaltete, als unnütz weggeworfen.

Ach! was des Vaters Hand verſchmähte, raffte, als die Fremden von der Wittib hinunterkomplimentirt wurden, die Liebe als eine theure Beute, als eine heimliche Reliquie ſcheu und haſtig an ſich. Ihrem Auge galt der prunkende Namenszug und die ſiebenzackige Krone im Handſchuh nichts; das hatte ein anderes Denkmal des Fernen erſpäht, nämlich in einer der kleinen Fenſterſcheiben ihren eigenen Namen, ſüß und zärtlich verkürzt: Dörcken. Da ſtanden, mit einem Feuerſtein kunſtvoll eingeriſſen, die Züge und waren eingefaßt mit einem Kranz von Roſen. Er hat es geſchrieben, flüſterte ſie, und ihre Lippen hauchten leiſe, leiſe das kühle Glas an, worauf die Hand, vielleicht auch in ſehnlicher Dämmerſtunde, der Mund des Geliebten geruht hatte.

Schwindelnd klimmte ſie die enge Stiege ihres Himmels wieder hinab, hinter den gleichgiltig forteilenden Fremden drein. Sie barg ihren Raub an der Bruſt und lächelte ſeelenvergnügt in ſich. Ein frommer, ſchöner Liebesglaube ſagt: Wenn Du den Handſchuh — aber wohl zu merken, den linken — Deines Liebſten immer bei Dir trägſt, kann ſein Herze nicht von Dir laſſen, ſelbſt wenn es möchte. Und — o Wunder! — war denn das nicht juſt der linke? Sie überzeugte ſich noch einmal davon und drückte ihn dann mit ſchwärmeriſch-ſpielender Inbrunſt noch feſter an das keuſche, treue, große Herz, auf deſſen weißer, wogender Hülle die innere Fläche des geſchmeidigen Leders ruhete.

Angekommen am Schachte rief Dorothea ihren Vater durch das gewohnte Zeichen einer Glocke, die hinunterging, herauf. Bis der alte Gnome dem finſteren Schlunde ſeiner unterirdiſchen Welt entſtieg, ſtanden droben die Fremden und ſein Mädchen wortkarg und in wechſelſeitiger Mißſtimmung zuſammen. Die Kammerfrau mit dem ſchönen Kinde war auch nachgekommen. Zu ihr geſellte ſich Dorothea, belobte den Knaben, fragte ſchüchtern die wie eine vornehme Mamſell ſich geberdende Zofe und war froh, ein Mittel gefunden zu haben, um den Blicken und Stirnfalten der hohen Frau zu entweichen.

Es dauerte nicht gar lange, bis der Oberſteiger in ſeiner Werktracht aus der Kaue trat und ſich dem Freiherren als der Verlangte vorſtellte. Mit ihm wiederholte ſich im Ganzen die Szene, wie ſie Dorothea jüngſt geſehen hatte; des forſchenden und ausweichenden Redens, der Verlegenheit und Verſteckung wollte kein Ende werden. Braun hatte deß balde ſatt, wie er in ſich murmelte. Gleich Anfangs ſetzte er, trotzig und verletzt, daß es ihm der vornehme Mann nicht heißen wollte, ungeheißen ſein ſittig gezogenes Barett wieder auf und wandelte, — zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben in einer diplomatiſchen Verhandlung beſtrickt, — unruhig mit den wenig willkommenen Fragern an der Berghütte auf und ab.

Ein plötzlicher Wehruf im Rücken derſelben zerriß das Geſpräch. Erſchrocken, in einem Sprunge, war Braun in der Kaue, woraus er ſcholl. Die Stimme ſeines Kindes!

Er kam zur rechten Sekunde ... Dorothea taumelte entſetzt auf die gähnende Mündung des Schachtes zu, ihre Hände ſchienen das ſchützende Geländer wegrütteln, der zarte Leib in gewaltigem Schwunge hinüber-, hinunterfliegen zu wollen, — da erfaßte ſie ſein Arm noch an dem grauen leinenen Hauskleidchen und raffte ſie zurück vom Tode, dem ſie — ob willenlos, ob vorſätzlich? — in die offene Nacht entgegenſchwankte. In ſeiner Umfaſſung brach ſie, bleich und bewußtlos, zuſammen.

Der Freiherr und Felizia kamen verwundert heran und fragten das erſchrockene Kammermädchen nach dem Grunde des Auftrittes, den ſie nicht begriffen. Aber, mein Gott, ſtammelte Nanny halblaut, indem ſie das Kind auf den Arm nahm, wir plauderten mit einander, die junge Perſon da und ich, ſie ſchmeichelte dem Kleinen, herzte und küßte ihn, quäſtionnirte mich dann ſo über den Vater und über gnädige Frau — Unbeſonnene, rief Felizia dazwiſchen — Ach, ich wußte ja nicht und weiß noch nicht, warum ich dem unſchuldigen Landmädel ein Geheimnis draus machen ſollte. Ich erzählte ihr in meiner Dummheit, die Geſchichte, wie der Herr Baron, den ſie hier Felix genannt haben, die gnädige Frau verlaſſen haben, und wie das Kind ſein einzig Söhnlein ſei —

Nun errathe ich, ſagte Braun mit tiefer Stimme, und vollende. Er kniete neben ſeiner Tochter, die er behutſam auf eine hölzerne Bank in der Kaue gebettet hatte, und wuſch ihr Stirn und Hände mit Regenwaſſer, und hauchte in das ſtarre, kalte Geſicht ſeiner Einzigen. Nämlich, Felix und ſie hatten ſich lieb, und er betrog ſie, wie er Euch betrogen.

Heftig fuhr der Freiherr auf den kecken Ankläger ſeines Sohnes los. Alter, rief er aus, Ihr vergeßt Euch und uns! — O nein, mein Herr, leider nein, leider niemals! Sein Sie ganz ruhig;

wenn hier Jemand ein Recht zu lärmen hat, bin ich es, aus doppeltem Grunde. Ich bin hier zu Hauſe, und dort —

Der Alte konnte nicht ausreden. Er wies mit der Hand nur vorwurfsvoll auf das Bild ſeines Kindes. Felizia war mit einem gezogenen: Eh bien, mon père, zu dem noch immer ohnmächtigen Mädchen getreten. Mit raſcher Hand warf ſie den Schleier zurück, und ein langer, funkelnder Blick ſtreifte die zu ihren Füßen geknickte Lilie. Sie winkte hierauf Nanny mit dem Knaben fort und begann, unter heftigen Geſtikulazionen auf den Oberſteiger und Dorothea deutend, ein franzöſiſches Geſpräch mit dem Freiherren. Braun hörte, ohne zu verſtehen, geduldig zu; als aber die Wimper an dem geſchloſſenen Auge ſeines Kindes zum erſten Male wieder zuckte, als ſeine Finger den rückkehrenden Schlag ihrer Pulſe bebend nachzitterten, da erhob er ſich und trat, gebietend, er, der an das Dienen Gewöhnte, zwiſchen die beiden Wortwechſelnden. Genug nun, ſagte er, übergenug! Sie ſollen den Schlaf meines Mädchens und ihr Erwachen nicht fürder ſtören. Wir haben uns nichts mehr zu ſagen, Sie wiſſen nun Alles, was Sie zu wiſſen begehrten, ſogar noch mehr. Ich — — Er brach ab. Der Freiherr wollte ſich weigern, zu gehen. — Im Schacht, donnerte der Alte, erkenne ich keinen über mir, als meinen Hauptmann; ich dulde keinen Fremden, und wär' es der König ſelber. Hier iſt mein Reich! Hinaus! — Seine Hand zeigte geballt auf die Thür der Kaue.

Nicht ſo, entgegnete begütigend der Freiherr, nicht ſo! Laßt uns in Frieden ſcheiden, ſo weit es möglich iſt. — O ja, in Frieden, ſagte Braun gebrochen vor ſich hin, in Frieden. Einen Augenblick ſpäter, und ich konnte die zerſchmetterten Gebeine meines Mädchens aus jener Finſternis, von den Sproſſen meiner Fahrt, von den Zacken meiner Felſen, von meinem täglichen Berufswege zuſammenleſen. — Erſchüttert von der gräßlichen Vorſtellung warf er ſich auf's Neue neben Dorothea nieder und verbarg ſein Antlitz in dem Gewande der Erwachenden, ſeine Thränen in ihrem Schooße.

Unvermögend, noch eine Sylbe aus ihm zu gewinnen, von dem Abgewendeten heftig und wiederholt hinweggewinkt, mußten endlich Felizia und der Freiherr ſich wohl zum Gehen entſchließen. Sie gingen. Der letzte Blick der Schleierloſen belauſchte noch den erſten aus den matten, erloſchenen Augen der allmälig und in hartem Kampfe zum Leben wieder-erwachenden Nebenbuhlerin. Sie gingen.

Drinnen in der Kaue nun eine tiefe Stille. Und wie Dorothea ſich langſam in des Vaters Armen aufrichtet, wirr um ſich blickt, die naſſen, blonden, verwelkten Locken aus der Stirne ſtreicht, bebend und angſtvoll, in Frage, Zweifel, Schmerz und Liebe die trockenen Lippen öffnet, — wie der Oberſteiger hinzeigt auf das dunkle, zu ihrer Seite gähnende Grab, ſein Kind mit unendlichem Uebermaß des Harms und der Zärtlichkeit anſchauend, — wie ſie endlich, das Vergangene ſammelnd, aufſchreit, ſich an des Vaters Bruſt birgt und nicht ſehen, nicht hören will —

Nichts davon! Eine Stille nur, eine tiefe Stille in der Kaue!

Wie lange darnach iſt einerlei, da nahete dem Dorfe Mariaſtein ein Wandersmann auf wunden Füßen, die dem voranflammenden Blicke ſeines Auges nicht zu folgen vermochten. In dem Städtlein dießſeits der Berge machte er, nothgedrungen, eine letzte Raſt. Die Gaſtſtube zum rothen Ochſen nahm ihn freundlich auf, nicht ſo der dicke Wirth. Der maß mit einem argwöhniſchen Seitenblick den beſtäubten, ziemlich abgeriſſenen Fremdling, und als er das Glas Doppelbier vor ihn auf den Tiſch geſetzt, ſagte er, die Arme in die Seite ſtemmend: Mich dünkt, Landsmann, wir hätten uns mehr geſehen. — Wohl möglich, ich komme öfters des Weges. — Und, mit Erlaubnis zu fragen, war't Ihr nicht ſonſten drüben in Mariaſtein? — So ab und zu, wenn ich Geſchäfte hatte mit dem Oberſteiger. — So, ſo, ich dachte, aber der Menſch kann ſich irren. Wohl bekomm's Euch!

Damit eilte der rothe Ochſe brummend zu ſeinen übrigen Gäſten. Felix blieb allein auf der hölzernen Bank am Ofen ſitzen. Die Sommerfliegen fielen in ſeinen Trunk, und er achtete deß nicht. Seine Seele ſchwamm in vielen Gedanken, ſchwoll in Hoffnung und Ahnen, ſchwebte im Gedächtnis vergangener Tage.

Wo er bislang umhergeſchleudert ward, in welche Schlupfwinkel er ſich barg vor den Späherblicken ſeiner Freunde, verſchlägt nichts. Er kam nach jahrelangem Irren heim; wenigſtens nannte ſein Herz den Marieſchacht und die dunklen Tannen und ſeines Mädchens lichte Augen mit dem ſüßen Heimaths-Namen.

Seine Stimme zitterte, als er ſeiner Seits nun den Wirth mit ſcheuen Fragen herzklopfend antaſtete. Wie kommt's doch, ſagte er, daß Euer Haus heuer ſo leer iſt? Kein Mann vom Bergwerke drüben; und ſonſt drängte ſich's ja hier jeden Abend von Häuern und Knappen. — Da kann ich dienen, antwortete finſter der Beleidigte. Seit der alte Braun, mein ehrlicher Gevatter, nicht mehr im Amte iſt — Um Gotteswillen! Er lebt nicht mehr!? — Doch, aber Gott erbarm' ſich eines ſolchen Lebens und verzeihe denen, ſo es ihm gemacht haben. Er dankte ab, als er ſein Mädchen zu Grabe getragen. — Felix fiel zuſammen und bedeckte ſein Geſicht ſtöhnend mit den Händen. Lange ſaß er ſo.

Dann zahlte er ſeine Zeche und ging. Ich verwette, ſagte der Stadtbarbier, meine Becken gegen ein altes Kaffeeſchälchen, wenn Ihr nicht Recht hattet. Das iſt kein Anderer als der Felix. Der Wirth ſah dem Davongehenden durch die Schiebfenſter nach. Er geht auf den Kirchweg zu, bekräftigte er. Ja, lauf' Du nur, Vagabund! Deinem Richter entläufſt Du doch nicht!

Wie Felix athemlos an der niederen Mauer ſtand, welche die Lebendigen von den Todten ſcheidet, das heißt die Haſt und die Leidenſchaft und den Irrthum und die Sünde und die Lüge und den Schmerz von der Ruhe, wie ſein Auge nun unter den Trauerweiden über Haſe's und der mit ihm Geopferten Gräbern ſuchte, bis an die Pforte der kleinen Kapelle, da erfüllte ſich in wenig' Augenblicken ſein Schickſal, ſeine Schuld, ſeine Buße.

Erſt nach einem langen Umherblicken fand er, unweit von dem Orte, worauf er ſelber ſtand, zur Seite, hart an der Mauer, was er wollte. Ein Grab, verwachſen, eingezäunt, mit Blumen, die im Abendwinde nickten: zu Häupten ein ſchwarzes Kreuz mit einer Tafel. Sein Auge erkannte die Inſchrift:

Anna Dorothea Braunin. Geboren 11 November 18.., geſtorben 3 April 18.., und darüber das Kunſtwerk des ländlichen Todtenmalers, eine in der Mitte des Stengels gebrochene Blume, aus deren geſenktem Kelche ein Schmetterling, plump genug, aufflatterte.

An dem Kreuze ſtand, auf ſeinen Stock geſtützt, gebückt, entblößten Scheitels, deſſen weiße Locken ſich leiſe in der Luſt wiegten, Vater Braun, den gekrümmten Rücken der Mauer und dem Manne an derſelben zugewendet.

Ein Sprung, und Felix war drüben, bei ihm, bei ihr.

?

Wir ſtehen am Ziele: — **Unter der Erde!** — Und ich wollte nicht, daß kindiſch-begehrliche Hände, welche gewohnt ſind, den Schleier der Erzählung am Ende in ſeine erſten Fäden zu zerzupfen, weiter hinter den Vorhang taſteten, den ich langſam vor Eueren Augen herabrollen ließ. Wenn Ihr mich fragt: „Und was wurde nun aus Felix-Edmund? Und wie tröſtete ſich Felizia? Und wann löſte der Tod die Binde des Irrſinnes von Emiliens Haupte?" — ich weiß Euch nichts zu entgegnen, gar nichts.

Felix lebt noch. Vielleicht, daß Ihr ſelber einmal auf ihn trefft. Wann Ihr in heiliger Mitternacht auf dem Decke eines durch die funkelnden Wellen rauſchenden Seglers ſteht, über

Euch den Himmel einer fremden Zone mit fremden Sternen, unter und um Euch nichts als Nacht und Waſſer, und wann, ſtumm und verdroſſen, zu Eueren Füßen ein Mann kauert, dem Nacht und Waſſer und Stern und Fremde nichts bedeuten, der nicht ſchlafen mag und nicht wachen kann: das iſt Felix. Oder Ihr betrachtet als neugierige Reiſende einen Katarrhakt in den letzten Einöden der neuen Welt; unter zerriſſenen Felſen und überhangenden Baumknorren entdeckt Euer Glas eine Hütte, dem täglichen Tode in den Rachen gebaut und dennoch unverſehrt: das iſt ſein Aſyl. Erſchrocken deutet Euer Finger auf das ſichtlich ſchwankende Gebälk, und der Führer entgegnet auf Euere Frage, wer da wohne, ein gleichgiltiges: don't know. Es iſt Felix, der vergeſſene, von Leben und Tod vergeſſene Felix.

Ich hätte ja mit leichter Mühe jene plumpe, nur das äußerliche Gefühl ausſöhnende Gerechtigkeit des Dichters an ihm üben können; ein Selbſtmord, oder der ſtrafende Arm weltlicher

Gerichte konnten, was er verbrochen, an ihm büßen. Allein ich zog es vor, der Wahrheit treu zu bleiben, wahrlich nicht in dem Wahne, ſie ſei in dieſem Falle minder ſtreng und ſchrecklich, als jene, die Poëſie, zu ſein pflegt. Oder weiß Jemand ein herberes Ende auszuſinnen, als das des gehetzten Hirſchen, der, vom Pfeile tödtlich und doch nicht zum Tode getroffen, in ein finſteres Dickicht bricht, wohin der Schall ſuchender Hifthörner, der Hunde Witterung und des Menſchen Auge niemals dringt, der mit dem Edelgeweih ſtöhnend in die kühle Walderde ſich einbohren möchte und ſein Blut mählig verrinnen läßt, bis er ein Grab gefunden hat, das Niemand wieder findet?

Sei es, daß Leſende mit einem ſolchen Ende ſich unzufrieden erklären. Ich wälze die Schuld von mir. Nicht ich dichtete und erfand ſo ungeſchickt, nein, das Leben, die Geſellſchaft wirft uns jene unauflösbaren Mißklänge roh und höhnend vor die Füße und ſpottet aller der Mittel, mit denen Kunſt und Glaube und Philoſophie und Geſchichte, menſchliches Wiſſen und menſchliches Wollen das Unbegreifliche zu erklären, das Unheilbare zu vertuſchen gedenken. Für ſolche Wunden, die Melpomene mit dem ſtumpfen Dolche geriſſen, giebt es nur einen Balſam: die Scholle, für ſolche Zerwürfniſſe nur eine Verſöhnung: den Tod. Ob jenſeits derſelben die grauſam zerſchnittenen, verworrenen Fäden wieder angeknüpft und glücklicher verſchlungen werden? — Ob dießſeits eine Zeit kommen wird, die Räthſel, Opfer und Wehen unmöglich macht, wie ſie die jetzige ſo häufig bietet? Das iſt eben das große, ungeduldige Fragezeichen, welches aus den im tiefſten Bewegen ſchmerzlich und gefährlich aufgewühlten Strömungen der Gegenwart ſich vorwurfsvoll und verlangend aufbäumt.

Der Glaube hofft, der Verſtand fordert, und wenn Ihr das eigene Gefühl fragt, ſo bejaht es. Ich möchte in dieſes letzte Blatt eine weiße Roſe, gebrochen von Dorothea's Grabe, legen können für Jeden, der da zweifelt. Er würde inne werden, daß es eine Verſöhnung giebt, die nicht von der Erde ſtammet und nicht auf der Erde wahr wird, wenn er in der geknickten, ihr letztes Leben in Duft und Licht hinſtrömenden Blume ein Bild des Menſchen-Opfers wiederfände, das fallen mußte, um auch einen Theil von jenen großen Wirrſalen und Kämpfen abzutragen, aus denen der Zeitgeiſt eine heilige Weltſchuld — eine felix culpa — für einen neuen Meſſias, eine neue Aera zuſammenträgt.

Daß ich keinen Roman im Sinne Vieler ſchrieb, kein Drama aus meinem gegebenen Stoffe künſtlich ſchürzte und löſte, kein Gedicht als goldenen Rahmen um die zerrinnenden Schatten ſchlang, das fühle ich ſelbſt am Beſten, wenn es Inhalt und Form auch nicht ſo beſtimmt ausſprächen. Nicht um dem Urtheile derer ſchlau zuvorzukommen, die kühl und ſtreng vor den Thoren der Dichterſtadt zu Gerichte ſitzen, werde es hier von mir eingeſtanden, ſondern nur um den Leſer noch einmal auf den richtigen Standpunkt zu ſtellen, von wo er einen geſammelten Rückblick auf mein Werk verſuchen möge. Wahrſcheinlich würde eine fähigere Hand die glühende und ſpröde Maſſe in eine willkommenere Kunſtform gezwängt haben; die meinige vermochte es nicht, und darum wurde, was ich geben wollte, kein gegliedertes Gebäu, keine fertige Statue, kein abgerundetes Bild, ſondern eben nur ein aus zerriſſenen Blöcken gethürmtes Denkmal, eines für die Lebendigen der Jetztzeit und für ihre glücklicheren Epigonen. So kann es auch nur gerechtfertigt werden, wenn ich, ſchier häufiger und deutlicher, als es Maß und Gebot der Kunſt zuläßt, des eigenen Namens Züge und Spuren auf das graue Geſtein grub. Und alſo ſtehe es denn, meinen Gefallenen und ihrer Zeit ein Kenotaph, an deſſen Hieroglyphen der Vorüberpilgernde ſinnend einen Augenblick verweilt, während ſpätere Geſchlechter aus ihnen eine Karakteriſtik des Vergangenen zuſammenleſen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Dru[illegible] in Leipzig.

Druckfehler.

Dingelſtedt's Unter der Erde. I.

Seite 29 Z. 12 lies Smum ſt. Sturm.
= 44 = 14 = Erzſpuren = Erdſpuren.
= 48 = 16 = poëtiſch = prüdiſch.
= 49 = 11 ſtreiche das Komma nach verzweifelt.
= 62 = 10 lies Friedenshütten ſt. Friedens=Götter.

Band II.

Seite 4 Z. 3 lies Sommitäten ſt. Sollennitäten.
= 33 = 4 = ähnlichen = hnlichen.
= 51 = 15 = verſickern = verſückern.
= 54 = 4 nach erfinderiſch ein Komma.

Sieben

Friedliche Erzählungen

von

Franz Dingelſtedt.

Erſter Band.

Verlag von Adolph Krabbe
Stuttgart.

1844.

BIL [illegible] ECA
[illegible]
[illegible] S.

Deutſche Nächte in Paris

Molken-Kuren

Der Schmied von Antwerpen

Der letzte Walzer

Deutſche Nächte in Paris.

⁂

Wenn Einer aus der Barriere der Märtyrer hinausgeht, links, dem Wege nach, der zum Montmartre führt mit ſeinen Steingruben und Windmühlen und Telegraphenflügeln: da kann er vor einem kleinen, niedrigen, faſt verdächtig ausſehenden Hauſe ſtehen bleiben, ſo er nämlich müde iſt und hungert oder dürſtet. Das Geſicht des Hauſes iſt ganz hellgrün angeſtrichen, wie eine Jünglingshoffnung, aber die Augen, die Fenſter, thränen vom Rauche der Erfahrung, und der Giebel ſenkt ſich wie ein altes Menſchenhaupt kahl und grau der Erde zu. An der Stirn ſind zwei Worte angeſchrieben, welche die ganze Front einnehmen: ſie heißen:

CAFÉ DE L'EXILÉ.

Das iſt, nicht wahr, ein ſonderliches Zuſammentreffen, wenn die Herberge des Verbannten dicht am Thore der Märtyrer liegt? Ihre niederen Pforten ſind immer offen, und doch ihre Schwellen ſelten überſchritten; drinnen ſieht es ſo düſter aus, ſo wenig einladend, ſchmutzig beinahe und arm, und der Wirth, ein alter Pole, der eine Mütze aus Schafsfellen aufſetzt, wenn ſeine Tochter Feuer im Kamin anmacht, liegt oft ſtundenlang im Fenſter und raucht ſchlechten Tabak und flucht ſchlechtes Franzöſiſch.

Wer von den Boulevarts kommt, aus den Läden des Palais-Royal oder aus den Cabinets des Rocher de Cancal, dem würde nicht zuzumuthen ſein, daß er im Café des Verbannten einkehrte. Aber die Steinhauer vom Montmartre und die Arbeiter der Vorſtadt und die Sandfuhrmänner und die Beſenbinder trinken Abends auf der Hausflur, plaudern vor der Thüre, ſpielen mit Kartenkönigen und mit anderen, wenn ſie nicht mehr nüchtern ſind. Exilirte ſind nicht drunter, lauter gute Kinder von Frankreich, der Stiefmutter für ſie.

Der Zufall hat es gewollt, daß unter ſie drei Deutſche ſich einmal verirrten. Sie kamen vom Berge herunter, wo ſie nach Oſten geſehen hatten, und ein Gewitter überraſchte ihre Heimkehr. Die Wirthstochter mochte es merken, daß ſie fremd waren und weder Steinhauer, noch Holzfäger, darum ſchloß ſie den Gäſten das Zimmer im erſten Stockwerke auf, ein freundliches Zimmer mit ſechs — ſchiefhängenden — Fenſtern, davon zwei auf Montmartre, zwei auf Paris und vier in die beiden Nachbarshöfe gingen. Unter dem Spiegel hatte der Pole einen Kosciusko in Steindruck aufgehängt, und über dem Kamin ſeine Tochter den Roſenkranz, womit ſie in die Meſſe ging. Eine Mahnung an die Heimath und an den Himmel muß gut thun unter dem Dache des Verbannten. Die drei Deutſchen betrachteten das Bild, den Kranz, die Stadt und am Ende ſich ſelber, dann ſetzten ſie ſich nieder und zündeten ſtill ihr Abendopfer an, die Pfeife. Durch das Fenſter drangen letzte Glockentöne und letzte Sonnenlichter, roth und voll, in das Schweigen des kleinen Gemaches.

Von dieſen drei Deutſchen muß Euch mehr geſagt werden, ehe denn Ihr weiter leſet. Nicht eben, wie ſie heißen, denn was iſt ein Name — im Hauſe des Verbannten? Auch nicht, woher ſie ſind; Ihr ſprecht jetzt überall ſo viel von Deutſchlands Einheit, daß es gleichviel iſt, ob der Eine ein Württemberger und der Andere ein Sachſe war, ſie wußten es vielleicht ſelbſt nicht recht mehr, und nur das Eine konnten ſie immer nicht vergeſſen, daß ſie Deutſche. Als ſolche hatten ſie einander erkannt und gefunden oben auf der Spitze des Montmartre, weit weg von dem Brauſen der großen, fremden, kalten Stadt, die zu ihren Füßen lag wie ein verſteinertes Meer. Damals war Frühling in der Welt, überall Frühling, nur nicht in Paris. Denn die Strahlen der neuen Sonne und das Blau des erlösten Himmels können niemals den Weg recht finden über die Mauern und in die hohen, engen Gaſſen hinein, und wenn auch im Boulevart oder im Palais-Royal ein grünes Baumauge ſich ſchüchtern aufthut, ſo fällt gleich der Staub darüber her und der Wind, und ſeine Lider ſinken wieder welk und verbrannt zuſammen. Und von dem fröhlichen Getümmel des Mai's anderwärts, von allem Geräuſch und Geſchmetter dringt auch nicht eine Stimme durch, das Wagenraſſeln und das Menſchenrennen verſchlingt ſie alle. Wer eine Nachtigall hören will, eine freie, wer nach einem friſchen Luftzuge lechzt, der muß hinaus, ſo weit ihn ſeine Flügel tragen. Und Ihr wißt, die Flügel im Mai tragen ſehr weit.

Der Montmartre hat auf dem einen Abhange, von Paris geſehen, links drei oder vier Windmühlen. Dieſen nahe, begegneten ſich die Deutſchen zum erſten Male. Der Eine von ihnen lag im jungen Graſe und ſah in die Wolkenſpiele und in das Sauſen der großen Flügel der Mühle hinauf, während der Zweite rechts herkam vom Telegraphen und der Dritte aus dem Thalwege. Sie waren eine ziemliche Weile beiſammen, ohne ein Wort zu wechſeln, denn es kannte Keiner den Anderen, und in einer Stadt wie Paris werden ſich auch die Nächſten fremd, die Wohnenden auf einem Gange und die Speiſenden an demſelben Tiſche. Da ſtimmte Derjenige, welcher herauf kam, ein Liedchen an, das war ein deutſches Wort und eine deutſche Weiſe, und nun hatten ſie ſich plötzlich gefunden und verſtändigt, in kurzer Zeit für eine lange Dauer. Deswegen traten ſie auch, als Abends das große Gewitter von Oſten her über ſie kam, zuſammen in das Café de l'Exilé, und der Eine ſagte noch, da ſie den ſteinigen Abhang herunter eilten: „Meint Ihr nicht, daß unſere Landsleute noch ſchneller gelaufen ſind, als ſie damals die Kuppeln da drunten ſchimmern ſahen und neben ſich die eroberten, die verſtummten Kanonen des Feindes?“

Tief bis in die Nacht hinein blieb das Kleeblatt ſitzen. Es donnerte und blitzte draußen prächtig, ein raſcher Regen goß aus dem dunklen Gewölke herunter an die klirrenden Fenſter und auf ſpäte, haſtige Menſchen; danach ward es immer ſtiller und ſtiller, ſtill, wie es in Paris niemals iſt; eine Laterne drunten, ein Stern droben wurde nach dem anderen angeſteckt, und als Mitternacht voll war, kam hinter dem ſcharf gezogenen, ſchwarzen Bergrücken ein Mond heraufgegangen, ein zerbrochener freilich und ein blaſſer. Wie ſein bekanntes, träumeriſches Geſicht aus den grauen Wolkenwimpern, halb verſteckt, herüberſchaute, da faßten ſich die drei Deutſchen bei den Händen, und der Eine wies ſchweigend auf das liebe Licht, und der Zweite nickte ſchweigend, und der Dritte ſprach ſo vor ſich hin, auch gleichſam ſchweigend: „Den ſendet uns Deutſchland.“

Das mag nun geſetzten und müßigen Leuten, welche eben zu Mittag gegeſſen haben und im Lehnſtuhl ſich dehnen, über die Maßen empfindſam vorkommen. Sie ſollen erſt auch einmal auswandern, für eine lange, lange Friſt, und Abends nicht wiſſen, wohin ſie ihren Kahlkopf legen, und Morgens fragen, wo werden wir heute für drei Sous Kaſtanien kaufen und für fünf Sous ein Weißbrödlein? Sie ſollen, Jahre hindurch, kein deutſches Weib küſſen und in keinem deutſchen Bett ſchlafen mit vernünftigen Kiſſen und reputirlichen Federdecken. Dann mögen ſie wieder kommen und wieder urtheilen.

Ihr müßt es nämlich wiſſen: Jene drei Deutſchen waren ſehr arme Menſchen geweſen, als ſie über den Rhein gingen. Sie reisten nicht mit der Malleposte, ſie brachten keine Wechſel mit, keine Empfehlungen an vornehme Häuſer, keine Creditbriefe. Nein, mit leeren Taſchen und mit vollen Herzen ſtanden ſie an der Barriere des Throns ſtill und ſchlugen beſchämt und eitel mit dem Schnupftuche den Staub der Straße von ihren Schuhen; ſie zogen ſogar den Gurt feſter an, damit Niemand ſehen ſolle, wie müde und wie hungrig ſie waren. Es kannte ſie keine Seele, es verſtand ſie kein Ohr, es antwortete ihnen keine Lippe. Und ſo taſteten ſie, die lange Vorſtadt des heiligen Antonius hinein, immer fort, und blickten an den Häuſern hinauf, und ſtießen an viele geſchäftige und ärgerliche Leute an. Die wußten alle, wohin ein Jedes ging und was ein Jedes wollte; aber die drei Deutſchen wußten nichts, als daß ſie ſehr verlaſſen und ſehr unglücklich waren, und des ungeachtet freuten ſie ſich in ihrem Gemüthe und jauchzeten auf, als ſie von der Vincenner Höhe die runde Kuppel des Pantheon ſahen, wie ſie tief aufgeſeufzt hatten auf der Rheinbrücke, da Kehl und die badenſche Seite hinter ihnen lag und der fremde Zöllner ſie hochfahrend fragte: „Vous n'avez rien à déclarer?“ Er ſah ihnen an, daß ſie keine Contrebande führten, denn ſie führten gar nichts als ein Ränzel, worin nicht einmal ein Paß war, geſchweige denn ein feines Spitzenhemd oder eine ſeidene Weſte. Das, was auf der rechten Seite als Contrebande galt, und weswegen ſie weggegangen waren, das konnten ſie auf der linken dreiſt ſagen und führen. Darum ſeufzeten ſie auch auf, als der Strom erſt überſchritten war, und jauchzeten auf, wie die neue, große, freie Stadt vor ihnen lag.

Es ſoll natürlich nicht Jedes und Alles erzählt werden, was den drei Deutſchen begegnet iſt von dem Augenblicke an, da ſie, Keiner mit dem Anderen, rathlos und verlegen an den großen, ſteinernen Säulen der Thronbarriere ſtanden, bis zu der Stunde auf dem Märterberge, wo ſie ſich erkannten und zuſammenfanden. Nur, was ſie einander ſo geſprächsweiſe und vertraulich mittheilten, das erſte Mal in der Frühlings- und Gewitternacht, und hernach viele und liebe Male an derſelben Stelle, nur das mag Euch einen müßigen Abend vertreiben. Die Drei ſagten ſich, wie und warum ſie herüber gekommen und was ihnen zuerſt und zumeiſt ſich ereignet hatte. Sie tauſchten ihre Einzel-Leben aus gegen ein Geſammt-Leben, wie Freunde thun ſollen, wie ſie nirgends inniger thun und hingebender, als in der Fremde. Ihr wißt aber, daß jedes Leben, und ſei es auch das kleinſte, einen großen Sinn hat, ein heiliges Räthſel, das nicht Derjenige löst, welcher es lebt, ſondern wer es ſieht und hört und fühlt. Und oft liegen die reichſten und gewaltigſten Exiſtenzen in den engſten Kreiſen, in einer

Krippe, in einem Kerker, in der Hütte. Groſe und gleißende Hülſen bergen ſelten den beſten Kern, und die edle Perle klemmt ſich in eine graue, winzige Muſchel, während die gemeine Auſter, die der Gondoliere von Venedig Morgens hinunterſchlingt, zwei tellergroße Schalen um ihre fade, breite Ungeſtalt wirft.

Der zuerſt ſeine Geſchichte ausgeben mußte, gleichſam das Grundcapital zu dem Geſellſchaftsvermögen, den nannten die drei Freunde unter ſich den Travaller. Er war auch der Sanfteſte von ihnen, ein blöder, blonder Menſch, in jedem Zuge deutſch geweſen und deutſch geblieben, ſtieß mit der Zunge ein Bischen an und erröthete, wenn er ſeinen eigenen Namen ausſprach. Seine Profeſſion hieß er den Buchhandel. Als Commis hatte er in einem deutſchen Bundesſtaate ein Verlagsartikelchen ſeines Herrn Prinzipals, ein kleines, ſchändliches Buch, in die Welt gebracht, wie es ihm geboten worden. Er reiste damit umher und theilte aus an ſeine Adreſſen, ohne ſich viel um den Inhalt zu ſorgen oder um die Folgen ſeiner Sendung. Im Vorbeigehen: die Buchhändler haben oft einen ordentlichen Ekel vor dem Gedruckten, gerade wie die Zuckerbäcker vor dem Gezuckerten und Gebackenen. Später fand es ſich zufällig, daß das kleine, ſchändliche Buch einen großen, ſchändlichen Hochverrath enthielt. Eine kluge Hand hatte Gift in Cryſtall gegoſſen, und weil man das Gift nicht ſtrafen kann, es ſei denn, man ſtrafe ſich mit, ſtrafte man den Cryſtall. Der blöde, blonde Commis wurde feſtgehalten und verhört ....

Und ſo weiter.

Das Ende iſt bekannt, wie das Ende eines Luſtſpiels oder Aeſops Moral. Der Herr Prinzipal ſchreibt ſich heuer Hofbuchhändler und der Commis ging flüchtig.

Das war der Cravaller. Ein Menſch, der keinem Kinde ein Leides that. Denn er war ſelbſt eines, ein Kind nämlich.

Der Andere hieß: der Diplomat. Er behauptete, die Zeichen des Telegraphen auf Montmartre zu verſtehen, und erzählte, wenn das geheimnißvolle, ſpinnenbeinige, unheimliche Thier da droben arbeitete, ſeinen zwei Geſellen immer Wunderdinge. Dieſe trafen zufällig nie ein, und wenn in den Zeitungen die Geburt eines Prinzen zu leſen war, wo er Empörung und Miniſterkriſis geleſen hatte, wenn ihn die Beiden darüber auslachten, ſchlug er auf den Tiſch, daß die Taſſen hüpften, und ſchwur, die Zeitungen lögen, der Director irrte ſich, die Welt hätte Unrecht und er Recht, der Diplomat. Er war ein großer Mann mit einem dunkeln, tiefliegenden Auge, dem der Cravaller nicht gern begegnen mochte, wenn es blitzte; auch trug er einen unordentlichen, wild wuchernden Bart, wie es im Lande Frankreich Sitte ſein ſoll, und fluchte in allen Sprachen, lebendigen und todten. Dabei hieß er der Diplomat, und ſtand immer an dem Fenſter, welches als Obſervatorium für den Telegraphen diente, während der Dritte am anderen die Windmühlen beobachtete. „Wißt Ihr was," ſagte Letzterer eines Tages zu dem Diplomaten, „ich verſtehe dieſe Flügel beſſer, als Ihr jene Arme." Dazu lächelte der Cravaller, und der Diplomat ſchüttelte hochmüthig mit dem Simſonskopfe.

Wer war denn der Dritte, welcher die Schwingungen und Kreiſungen der Windmühle verſtand? Der war es, welcher am Tage der erſten Begegnung im jungen Graſe gelegen hatte und geſungen und in den Lenzhimmel hinaufgeſtarrt. Sie hatten ihn unter ſich den Poeten getauft. Vielleicht dem Gegenſatze nach, wie die zwei anderen Namen, vielleicht auch nicht. Gewiß iſt, daß er in Frankreich einen Reim ſuchte, welchen er daheim nicht gefunden hatte.

Rathet nur nicht, welchen? Denn das Rathen iſt gefährlich, wie ihm das Suchen gefährlich geworden war.

Cravaller, Diplomat, Poet gaben ſich nun alle acht Tage einen Feierabend, und zwar auf Freitag, den die Anhänger des Propheten als Sonntag feiern, den wir auch ſo halten ſollten, und wäre es nur dem Namen zu Gefallen. Um ſechs Uhr Abends hatte jeder ſein Werk gethan, der Cravaller auf der Leiter geſtanden, Bücher gezeichnet, Krebſe verpackt, Facturen geſchrieben, der Diplomat in einer Mädchenſchule Deutſch gelehrt, und der Poet Straßen durchlaufen, Zeitungen und Straßen. Dann zogen ſie einen guten Rock an, der Diplomat ſogar einen braunen rundgeſchnittenen Frack und gelbe Glacéhände, und eilten, von drei entgegengeſetzten Seiten, einem Ziele zu, dem Café de l'Exilé unter dem Montmartre. Dort war ſchon ein Mahl für ſie bereit, ein Mahl, das der Eine mit einem fortwährenden Fluchen und Murren, der Zweite mit lächelnder Zufriedenheit und der Dritte ſo gut wie gar nicht verzehrte, wobei aber ein Sauerkraut mit Würſtchen niemals fehlen durfte. Nach dem Kaffee ging es bergan, bergab, waldein, waldaus, und wenn die Sonne, die hohe Sommerſonne, ganz nahe über dem Rande des Horizonts hing, wurde erſt an Umkehr und Rückweg gedacht. Das Café de l'Exilé rauchte dann den ſtumm Wandelnden wieder gaſtlich entgegen, und die Tochter des Polen, die eine fürchterliche Paſſion für den Cravaller empfangen hatte, ſah aus der Thüre heraus, ob der Blonde noch nicht wiederkäme? Oben war das Zimmer geöffnet und geſchmückt, und wenn die Deutſchen eintraten, trat auch die Kleine mit dem Punſchnapf hinterdrein, der Alte mit Licht und Fidibus. Zeitungen waren verboten. Dagegen mußte alle vier Wochen in einer Extraſitzung mitgebracht werden: erſtens Seitens des Diplomaten, welcher ſich mächtiger Verbindungen in der Heimath rühmte, eine Flaſche ächter Rheinwein; zweitens von dem Cravaller, deſſen Haus literäriſchen und andern Schmuggel trieb, ein Halbdutzend ächter Hamburger Cigarren; endlich drittens durch den Poeten — ? —

Poeten bringen Nichts, das iſt bekannt. Dieſer zog höchſtens dann und wann ein Lied aus dem Sacke, nicht ſo milde, wie der Rheinwein, nicht ſo ſtark, wie die Cigarren, aber gleich deutſch. Das laſen ſie, das ſangen ſie, und wenn ſie Nachts, oder auch Morgens früh, an der Kirche Notre Dame de Lorette auseinander gingen, Jeglicher ſeiner Zelle zu, gab der Poet dem Diplomaten eine wunderhübſche Abſchrift von ſeinem Gedicht, mit Goldſchnitt, und dem Cravaller das Original mit allerlei Strichen und Krikel-Krakel am Rande. Die guten Seelen! Sie nahmen das Blatt ſo dankbar hin, als hätte er ihnen wahr und wahrhaftig was erwidert für den feinen Tropfen und den feinen Duft, ſo er empfangen.

Das ſind nun die Deutſchen Nächte in Paris. Sterne daraus, Blüthen, Thauperlen fielen auf dieſe Blätter und die folgenden. Der ſie ſammelte, weiß kaum, ob die Heimath ihn verſtehen wird und ihm Dank wiſſen, wenn er ſie hinüberflattern läßt. Er thut nur, was er muß. Denn wann es Herbſt wird, fallen die Blätter ab. Und ihm iſt es Herbſt geworden, ſchon lange, lange, lange. Glücklich die Bäume, in denen noch ein Ahnen und Hoffen des nächſten Frühlings rieſelt, während der Winter ſchon ihre Wipfel ſchüttelt und ihre Zweige abreißt. Glücklich auch die, welche mit ihren niedergeworfenen und zerſtreuten Blättern eine liebe Schwelle bedecken können oder wenigſtens ein liebes Grab. Dem iſt es nicht ſo wohl geworden, von dem dieſe ſtammen.

. . . . . und Ihr könnt es mir gerne glauben, — ſo fuhr der Cravaller an ſeinem Erzählungstage fort, — ich war der ſündlichen, unchriſtlichen Verzweiflung in jener Schreckenszeit oft nahe genug. Einmal, der liebe Herrgott mag es mir verzeihen, als ich ſo ganz und gar unglücklich, im innerſten Herzen verlaſſen, und ſo, daß ich den bitteren Hunger vor lauter Seelenangſt nicht mehr ſpürte, an der Seine hinauf- und hinunterlief, trat mir an der Sanct Michaelsbrücke das bekannte, einſtöckige, graue Todtenhaus entgegen, wie eine Herberge. Die Morgue mein' ich. Ich konnte dem Gelüſte nicht widerſtehen, hineinzutreten. Da waren, wie immer, einige Gäſte in dem verſchloſſenen Fremdenzimmer, rechts der Thüre, ſtille, zufriedene

Leute, auch ein junges, ſchönes Weibsbild drunter, dem ſie die langen, naſſen Haare mitleidig über den verſchwollenen Buſen geſtreut hatten.

Freunde, ich verſchweige Euch meine Schande nicht. Ja, ich malte mir das mit einem kitzeligen Grauſen innerlichſt aus, wenn mein Leib hingeſtreckt läge auf dieſem harten Lager, mein Kopf gebettet auf dem blanken Meſſingpfühl, mein Rock, der einzige und letzte, an dem Krappen droben zum Trocknen aufgehängt. Kein Auge würde mich erkennen, dacht' ich, von allen denen, die neugierig oder angſtvoll durch die vergitterten Fenſter ſtarren, — ich ſchüttelte mich mit beiden Armen, um nur aus dem gräßlichen Gedankenduſel herauszuſpringen und wieder an mein wirkliches Elend glauben zu können. Mit einem Satze war ich draußen.

Guter Gott! Sie machen hier mit den Todten ſo viele Umſtände; wenn ihre Gaſtfreiheit und ihre ſorgliche Barmherzigkeit nur ein Weniges an die noch Lebendigen ſich kehren wollte!

Ich ging, den letzten Sonnenblicken entgegen, immer an der Seine entlang, weit, weit über die Invalidenbrücke hinaus. Als ich an das Marsfeld gekommen war, wurde es dunkel. Die Dämmerung, ſollt Ihr wiſſen, macht mich weich und gut, wenn ich am lauten harten Tage ſchlecht geweſen bin. Und nun meinte ich in dem Nachtwinde, der in den Blättern flüſterte, die Stimme meiner ſeligen Mutter zu hören, die mich einſchläfern wollte, und der Sand, welcher auf dem weiten Plane zu allerlei abenteuerlichen Geſtalten zuſammengefegt und umhergewirbelt ward, nahm den Schatten einer lieben, guten Schweſter an, die, ſelber arm und hülflos genug, mir zu meiner Flucht aus Deutſchland noch ihre letzten Pfennige und einen thränenfeuchten Brief geſandt hatte. Da wurde ich meiner Schlechtigkeit ſo recht inne, ich ſchämte mich, lehnte mich an einen Baum, und weinte mich herzeſatt.

— Hier ſchlug der Diplomat heftig auf den Tiſch und ſchrie: „Daß Euch ein Donnerwetter, Cravaller! Macht, daß Ihr vom Flecke kommt! Das iſt ja eitel weinerliches Zeug, und ganz natürlich obendrein: wenn der Kerl ſich nicht ſatt gefreſſen hat, muß er ſich ſatt flennen! Paſchol!“ —

— Auf dem Heimwege blieb ich auf dem Quai Voltaire, bei einem jener tragbaren Bücherkräme ſtehen, die Ihr kennt. Aus alter Gewohnheit ergriff ich eins und das andere von den Werken, blätterte, las, guckte nach Verlag und Bogenzahl. Es war Niemand mehr an dem Laden, außer mir. Die Verkäuferin kam zu mir heran, fragte mich, was mir gefällig ſei; und pries ihre Artikel, zehn Bände Rouſſeau, wovon achte fehlten, einen Corneille ohne Titelblatt, eine Biographie Napoleons mit Studentennoten und Dintenflecken, lauter Raritäten aus letzter Hand. Das Weib war mir recht zuthunlich und freundlich, obwohl ich nichts erſtehen konnte. Ein Wort gab das andere, ich half ihr beim Einpacken, und ſie merkte bald, daß ſie es mit Einem vom Handwerk zu ſchaffen hatte. Ich begleitete ſie heim, ſie lud mich ein, mitzugehen, ihr Souper zu theilen, das in der gewärmten, zweiten Auflage des Dejeuners beſtand, in dünnem Kaffee nämlich, und als ich Abſchied nahm, waren wir, trotz meines ſchlechten Parlirens, ſchon recht gute Freunde geworden. Anderen Tages ſuchte ich ſie wieder auf, das einzige bekannte Geſicht, welches ich hatte; und weil ſie binnen Kurzem merken mochte, wie es mit mir ſtand, und weil ich am Rande ſchwebte meines Geldbeutels, meines Dachkämmerleins in der Vorſtadt und meiner Hoffnung, ſo vertrugen wir uns alsbald dahin, daß ich zu ihr ziehen, ihre Bücher führen und ihr im Verkaufe zur Hand gehen ſollte. Das Buchführen war eben ſo leicht gemacht, als das Hinüberziehen zu ihr: ſie führte keine Bücher und ich zog ohne Sack und Pack. Schwieriger das Verkaufen. Aber Noth lehrt beten, warum nicht franzöſiſch ſprechen? Freilich, das Gebet, welches die Noth lehrt, iſt in der Regel gerade eben ſo viel werth, als das Franzöſiſch, welches ich von ihr lernte.

Indeß, es ging. Die erſten vier Wochen hielten wir, Madame Riçaiſe und ihr Chef des Commis, wie ſie mich den Leuten vorſtellte, zuſammen feil. Darauf war ich ſchon im Stande, dem Geſchäfte allein obzuliegen, das heißt, mich am Quai zu ſonnen, und wenn ein Voltigeur kam, ihm ſechs neue Lieder anzubieten, Bertrands Abſchied dabei, und aufzupaſſen, daß die Gaſſenjungen mir das ganze Lager nicht mit einem Stoße in's Waſſer oder in den Koth ſchleuderten. Ein ungeheurer Beruf, ſonderlich für Einen, der in der erſten Handlung Deutſchlands gelernt und unter lauter Geſammtausgaben von Klaſſikern groß gewachſen war. Nach einem Monate löſten wir uns ſchon ab, die Principalin und ich. Der zu Hauſe bleibende Theil hatte die ſüße Verpflichtung, Morgens für das Kind zu ſorgen, und Nachmittags auf das Geſchäft auszugehen, alte Skarteken aufſtöbern, den Gewürzkrämern entreißen, den Studenten zu möglichſt niedrigem Preiſe abpreſſen. Ich kann ſagen, daß ich in dieſer Friſt die höchſten Regionen von Paris kennen gelernt und von der Vogelperſpective mancher Manſarde im lateiniſchen Stadtviertel philoſophiſch auf das Treiben der Menſchheit herabgeſchaut habe.

Im dritten Monate ereignete ſich die große Kataſtrophe, welche mich aus dieſen engen Verhältniſſen in meine jetzige Behaglichkeit und Wohlhabenheit verſetzte. —

— Es muß, der Gewiſſenhaftigkeit halber, raſch eingeſchaltet werden, daß der Diplomat dieſe mit Selbſtgefühl ausgeſprochenen Worte des Travallers mit einem hämiſchen und überlegenen Lächeln begleitete, gleichſam als wolle er fragen: wie hoch beläuft ſich denn Eure Behaglichkeit und Wohlhabenheit per annum? Der Travaller ließ ſich aber nicht irre machen, noch unterbrechen; er ſchlug, wie der Zöllner, ſtolz an ſeine Bruſt, im Bewußtſeyn, daß er 300, ſage dreihundert Francs monatliches Gehalt zog. —

Eines Morgens führte mich das Geſchäft zu einem großen und bekannten Buchhändler der Hauptſtadt, von dem die Principalin den großen und bekannten Reſt eines großen und bekannten Werkes von einem großen und bekannten Schriftſteller käuflich an ſich zu bringen gedachte. Zwei ſtarke Octavbände, welche im erſten halben Jahr ſechszehn Francs gekoſtet hatten, dann, unbeſchadet ihres Inhalts, in einen Duodezband zu fünf Francs zuſammengedrängt wurden, und nun in unſere Hände, Stück für Stück zehn Sous, übergingen, noch ganz neu, vollſtändig und ſogar vollzählig. Während des Handelsabſchluſſes gerieth ich mit dem Seelenverkäufer in einen Zwieſprach über allerlei Materien des Geſchäftes, Detail und Gros. Er führte mich in ſeinem Lager umher, und mir ging bei dem wohlbekannten Dufte des Druckpapiers ordentlich die Seele wieder auf; zum erſten Male ſeit vielen Tagen ſah ich von der Leiter herab in die Herrlichkeiten meiner Welt, meines verlorenen Paradieſes hinein, in Fächer mit Inſchriften, in Zimmer voll Ballen, in Hauptbücher voll Ziffern, in Repoſituren mit einer regelmäßigen Correſpondenz. Das war Alles ſo reich, ſo licht, ſo ſchön, und die Bücher ſchimmerten, eben brochirt und rochen ganz friſch, wie neuer Kuchen, oder wie erſte Baumblüthe, während in unſerem Kram Alles nach Corporalstabak ſtank oder noch ſchlimmerem Garçonkäſe. Wahrhaftig, wenn in dem Augenblicke Satanas auf die Sproſſe der Leiter neben mich getreten wäre und hätte mir in's Ohr geraunt: „Alles dieſes ſoll dein ſein, ſo du niederfallen willſt und mich anbeten,“ ich glaube, ich hätte meinen Katechismus vergeſſen und meine Retterin aus tauſend Nöthen obendrein, Madame Niçaiſe nämlich.

Satanas ließ nicht auf ſich warten. Wie niemals im Leben: man denkt an ihn, und ſchon iſt er da, ſteht hinter Einem und grinst lächelnd über die Schulter. In dieſer Hinſicht iſt jeder Menſch ein kleiner Fauſt.

weil er den Teufel, ſo gut wie der, beſchwören kann; aber nur die Wenigſten ſind große Luther, welche ihm ein Dintenfaß zwiſchen die Hörner ſchmeißen. Mir erſchien er nicht als brüllender Löwe, was überhaupt eine abgenutzte und unbrauchbare Maskirung für ihn iſt, ſondern als der Buchhändler. Er machte mir Anträge, ob ich mich ihm nicht verſchreiben wollte, nur erſt auf ein Jährlein, um es mit einander zu probiren; wir würden uns ſchon vertragen, denn ich wäre ein ganz charmanter Burſche und verſtände mehr vom Buchhandel, als zehn franzöſiſche Commis zuſammen genommen. Nun iſt es allerdings nicht zu läugnen, und hat ſich es mir auch durch eine lange Erfahrung beſtätigt, daß in Frankreich ein ganz eigener Weg in dieſem ſchönen und herrlichen Berufe eingeſchlagen wird. Seht, Ihr Herren, der deutſche Buchhandel...

— Allein hier fiel der Poet, ſonſt ganz ſtill und aufmerkſam, dem Erzählenden in die Rede. Er faßte ſanft deſſen Hand und bat: „Wenn Ihr mich lieb habt, nichts vom deutſchen Buchhandel; ich kriege mein Heimweh, wenn ich daran gedenke.“

.... weil Ihr nichts davon verſteht, weil Ihr, wie alle Schriftſteller und wie alles Geſinde, auf Euere Herrſchaft räſonnirt (Der Cravaller erhitzte ſich und mußte erſt einen ſtarken Zug aus dem Punſchglaſe wagen, ehe er wieder anknüpfte.) Wie ich nach den Erbietungen des großen Handelsmanns heimgelangt bin, weiß ich noch heutiger Stunde nicht. Mein Kopf brannte, das Geſchäft, deſſentwegen ich gekommen war, blieb liegen und ich ſtürzte athemlos zu Madame Niçaiſe auf dem Quai Voltaire. Die nächſten Scenen zu ſchildern, wäre ein vergebliches Verſuchen. Tage lang kämpften Satanas und die Principalin, Luſt und Pflicht, Ehrbegier und Dankbarkeit in mir, und wenn nicht Madame Niçaiſe — —

— Aber nein, dieſen Umſtand muß ich Euch verſchweigen; es könnte ſonſt ſcheinen, als redete die Eitelkeit aus mir. —

— Der Diplomat lächelte fein. In ſeiner Qualität hatte er aus dem einen Worte ſchon die ganze Sache errathen. Er ſah den Cravaller ſcharf und boshaft an, bis dieſer über die Ohren dunkelroth wurde und ſeine Augen, die blauen, blöden, beſcheiden niederſchlug. „Wie alt war denn Madame Niçaiſe?“ ſo fragte der Diplomat.

— Wie kommt Ihr darauf?

— „Nun, ich meine nur ſo.“

— Vielleicht ein' vierzig Jahre.

— „Nicht mehr? Und unverheirathet?“

Ihr habt ja gehört, ſie hätte ein Kind, ein kleines, ungezogenes Kind, das mich immer affreux Allemand nannte, wann ich ihm in den „Contes pour ma fille" die erſten Elemente des Leſens beibrachte.

— „Das iſt noch keine Antwort auf meine Frage. War ſie Wittwe?"

— Laßt mich zufrieden mit Euren ſpitzfindigen Kreuz- und Querzügen. Ich ſage Euch nur, ein Umſtand verhinderte mehr als alles Uebrige den Sieg der Principalin über Satanas. Welcher kann gleichgültig ſein. —

— „Ich weiß ſchon," fiel der Diplomat nochmals ein, „ſo eine kleine Joſeph-Scene. Cravaller! Ihr habt ein ſtupendes Glück bei den Weibern. Ihr könntet den Don Juan ſpielen, und die Zerline zum Exempel gleich hier im Hauſe finden, das arme ſchwarze Polenmädel, dem Ihr mit Eurer blonden Perrücke und dem Johannes-Geſichtchen aus Milch und Blut auch ſchon den Kopf verdreht habt." —

Der Cravaller ſchüttelte den Vorwurf und den Spott mit gleichem Schweigen von ſich und berichtete weiter, wie folgt:

War Madame Riçaiſe zu Anfang freundlich gegen mich geweſen, ſo wurde ſie nun erſt das rechte Gegentheil. Es regnete Schimpfreden und Vorhalte aller Art über mich: l'ingrat, le mauvais sujet, le monstre, ſo nannte ſie mich bei Anderen, mir ſelber gönnte man keinen Blick und kein Wort mehr. Ich hätte niemals geglaubt, daß in einer höflichen Pariſerin ſo ein Fond von Grobheit ſtecken könnte. Allein ihre Härte und ihr ſich rückhaltslos bloßgebender Egoismus halfen mir über Bedenklichkeiten hinweg, die ich vielleicht nicht überwunden hätte, wenn ſie mild und gut geblieben wäre. Noch einen Monat hielt ich bei ihr aus, und dann wurde übergeſiedelt in das große, volle, reiche Lager, von der Brüſtung des Quais an das Comptoir, aus den Schiebladen zu zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Centimes und höher, aber nur bis zu drei Francs, an Hauptbücher in Folio, worin die Summa manchen Abend mit vier Ziffern ſich ſchrieb."

„Von dieſem Tage an war ich nun über den Kampf um die Nothdurft des Lebens, Gottlob, glücklich hinaus. Ich arbeitete mich ſchnell empor, machte Bekanntſchaften unter Fremden und Landsleuten, trieb einen ſtandesgemäßen und geziemenden Aufwand. Statt daß ich ſonſt mit der Principalin und dem Kinde aus einer Schüſſel gegeſſen hatte, ſpeiste ich jetzt ſchon täglich in der Penſion der Paſſage Choiſeul, unter reputirlichen Leuten meines Schlages, das Couvert zu dreißig Sous, Brod und Waſſer à discrétion. Auf Sonntage oder an hohen Feſten, wenn ein Brief meiner Schweſter gekommen war, erlaubte ich mir ein Diner mit vier Schüſſeln im Palais Royal, feſter Preis zwei Francs fünfzig, und eine halbe Taſſe im Café Frascati, wo eine Menge Deutſche ſaßen, welche die Heimath ſchlecht machten, und ſich ihren Mokka mit Bitterkeiten gegen den lieben grünen Rhein verſüßten. Zuweilen beſuchte ich auch das Leſecabinet in der Gallerie Montpenſier des Palais, um die Zeitungen meiner Vaterſtadt zu naſchen. Guter Gott! war das eine Freude, wenn ich nach einigem Harren und Suchen nun das wohlbekannte Blatt fand mit ſeinem ſcheußlich-grauen Papier und ſeinen ſtumpfen Lettern! Wie eilten meine Augen durch das Labyrinth der politiſchen Nachrichten in das Allerheiligſte der Inſerate; und wie klopfte mir das Herz, wenn ich da einen alten Namen wiederfand, einen Freund der Kindertage, der ſich verheirathet hatte, das Aufgebot eines Hauſes, das ich, der bloßen Nummer nach, hätte zeichnen wollen, die Ankündigung eines Schützenfeſtes, eines Maskenballes, einer verbotenen Kirchweih!

Ja, Kinder, wir lächeln heute darüber und über das ganze Weh, das ganze Wohl der erſten Tage in der Fremde. Nun die große Wunde geſchloſſen iſt und vernarbt, nun wir ſtill entſagt haben, die Hügel und Haine je wiederzuſehen, wo wir Soldaten ſpielten, nun der Baum unſeres Lebens eine neue Wurzel gefaßt hat in dem Boden, welcher nicht der ſeinige iſt, nun können wir lächeln, daß in der erſten Zeit noch jeder Hauch von drüben, jede Luft ſeine kranken Wipfel ſchmerzlichſt ſchüttelte, und die trockenen Schollen an ſeinem Fuße auflockerte. Es iſt gut, daß dieſe Zeit vorüber iſt, ſehr gut; aber Ihr gebt mir doch recht, wenn ich ſage: ſie war ſchön, gar ſchön. Jetzt blutet das Herz nicht mehr, wenn wir den Finger auf die ehemals wunde, weiche Stelle legen; aber dafür iſt es auch hart geworden und ſtarr, und gibt kaum einen Klang mehr, wenn eine Mahnung der Heimath daran klopft. —

Der Sprechende verſtummete. Eine lange Weile war es ſtill um ihn, dann klirrten die Gläſer an einander, drei an der Zahl, und die Hände faßten ſich, drückten ſich, hielten ſich, auch drei an der Zahl. Es flog, nach dem alten, ſinnigen Volksworte, ein Engel durch das Haus des Verbannten, der Engel mit den Zügen der Heimath. Und als ſein Fittig die Stirn des Poeten berührte, deſſen unter den Freunden, welcher noch die kürzeſte Zeit in der Fremde war, da fiel ſein Haupt ſchwer auf die ſchwere Bruſt hernieder, und aus den Augen zitterte ihm eine Thräne, von den Lippen ein Name, eines Weibes Name.

* * *

Der Cravaller ſprang in die allgemeine Rührung mit gleichen Füßen hinein, um ſie zu zerreißen. Er ſetzte ſeine Geſchichte fort:

Nun wißt Ihr fernerweit, was geſchrieben ſteht: Der Menſch lebt nicht vom Brod allein. Und wenn ich Euch getreulich berichtet habe, wie ich mein leibliches Ich errettete und behielt, ſo iſt es nicht minder billig, daß Ihr auch von dem Anderen, dem Ich des Geiſtes und der Wahrheit, das Eurige erfahret.

Je mehr ich mich in meiner neuen Lage herausmachte, deſto tiefer empfand ich, daß mir immer noch was fehlte, nicht Geld und Gut, ſondern — gerade herausgeſagt — ein Herz. Ich bin Zeit meines Lebens kein Weiberfeind geweſen, aber noch weniger ein Weiberheld. Einem ſchönen Auge gegenüber befällt mich eine noch größere Blödigkeit, als anderwärts. Und gar dieſen funkelnden, gebieteriſchen Augen der Franzöſinnen! Sie zogen mich magnetiſch an, die fremden Frauen und Mädchen, und manchen lieben freien Sonntag bin ich ihnen nachgegangen, wie der Schiffer ſeinem Sterne. Ich folgte einem hübſchen Geſichtchen die ganze Länge des elyſäiſchen Feldes hin, um zu ſehen, wie am Triumphbogen ein beſtellter Liebhaber darauf wartete und mit ihr davon lief. Zuweilen ſchien mir's, als wenn in dieſem oder jenem Omnibus, auf den

Boulevarts und wo ich überhaupt mit Weibsleuten zuſammentraf, ein freundlicher Blick mir ermuthigend entgegenkäme, aber ich vermochte es nicht über mich, die Fremde anzureden, noch dazu in einer Sprache, welche ich nicht wie meine eigene beherrſchte. Und ſo blieb's dabei.

Ein halbes Jahr lang habe ich mich mit Krieges- und Eroberungsplänen umhergeſchlagen. Da fügte es ſich, daß ich in meinem Penſionat die Bekanntſchaft eines Studenten aus Lyon machte, der neben mir ſaß. Dieſer nahm ſich meiner bereitwillig an. Er führte mich erſt in ſeine Ecole de Médecine ein und in das anatomiſche Cabinet, wo er mich alle Leichen und Präparate ſehen ließ. Sehr unterrichtend unſtreitig, aber es gefiel mir eben nicht. Dann nahm er mich mit in das Winterprado, auf die Griſettenbälle, und zeigte mir da wiederum eine Menge lebendiger Leichen, was mir ungleich mehr zuſagte. Auch ſchien mein Lyonnaiſer hier viel beſſer zu Haus, als dort.

Daß ich's kurz mache — denn ich ſehe doch, Ihr lacht mich aus, und ich ſchäme mich umſonſt — in drei Monaten hatte ich ein allerliebſtes Kind erobert, eine Griſette erſter Klaſſe, mit dem bekannten Regenſchirm-Manöver. Dieſes zuthunliche, freundliche Geſchöpf hielt ich wie ein Kanarienvögelchen auf meiner kleinen

Zelle; ich ſparte mir am Munde ab den Zucker, womit ich es fütterte, und ſie durfte nicht einmal mehr auf Arbeit ausgehen, weil ich ſie allein beſitzen wollte, ganz allein. Um ſich zu beſchäftigen, übernahm ſie nur die Sorge für meinen kleinen Haushalt in Wäſche, Küche und Keller, was es bei einem armen Garçon eben zu thun geben mag. Ich war glücklich, wie ein Zaunkönig im Neſte; ich ging kaum noch aus, es ſei denn mit meinem Schatz in ein Vorſtadt-Theater oder zum Reſtaurant, ſie zu regaliren, und in meinen vier Wänden ſah ich Niemanden, als ſie und den Freund, welchem ich dies Paradies verdankte, den Mediziner von Lyon. Morgens, wenn ich auf das Comptoir mußte, freute ich mich immer ſchon zuvor auf den Abend, wann ich wieder heim eilte und ſie mir auf der Schwelle in die Arme flog.

Eines Abends jedoch — etwa ein Vierteljahr ſeit unſerer erſten Begegnung — flog ſie mir nicht in die Arme, als ich auch, und recht müde obendrein, von einem großen Rechnungsabſchluß, in mein Dachzimmerlein hinaufkletterte. Der Portier ſagte mir, Madame ſei ausgegangen mit dem jungen Herrn, der häufig zu uns käme. Nichts Arges ahnend, ſchließe ich auf und trete ein. Das Zimmerlein ſah recht artig aus, aufgeräumt wie ein Käſtchen. Meine Kleider waren weggehängt, die Schiebladen alle fein verſchloſſen, und ſogar unſere paar Taſſen, Kannen und Töpfchen vom Kaminſimſe geſchafft. Erſtaunt ſehe ich mich um. Ich öffne einen Auszug der Commode, um ein Taſchentuch zu nehmen, ſiehe da, er war leer, der drunter ebenſo, der drüber deſſelbigengleichen. Ich reiße den Kleiderſchrank auf, worin mein Frack und ihr Sonntagsfähnchen einträchtiglich beiſammen hingen; ſiehe da, der war auch leer. Geſtern hatte ſie ſich noch emſig mit meinen Habſeligkeiten gequält, Knöpfe angeſetzt, Strümpfe geſtopft, Tücher geſäumt, und heute war Alles mitgenommen, Alles, aber auch Alles. Nur das Geld nicht. Wir ſchrieben den zwei und zwanzigſten, und es war nichts mehr in dem kleinen Perlenbeutel, der, ein Geſchenk meiner Schweſter, allmonatlich meine Schätze aufnahm und ausgab. Gott ſei Dank, der Beutel war nicht fort, er lag, wie eine bittere Verhöhnung, leer und wehmüthig mitten in dem großen, leeren Kaſten, und als ich ihn ſo betrachtete, fielen mir, ich weiß nicht wie, Leſſings Worte ein: „Perlen bedeuten Thränen.“ Gewiß, meine Schweſter hatte Thränen geweint auf dieſe Perlen, denn ſie ſchenkte mir die Stickerei, als ich zum erſten Male vom Vaterhauſe ſchied, ach, und auch zum letzten Male. Das Bild meiner Schweſter ſtand plötzlich im Zwielichte des Abends vor mir und verdrängte den Schatten der Unwürdigen, welche mich an dieſer Stelle verrathen hatte. Aller Zorn löſte ſich in Wehmuth bei mir auf, es quoll mir warm empor in Bruſt und Auge, und ich ſank, die lieben Perlen, gleichſam wie die lieben Hände, welche ſie an einander gereiht, an Lippe und Stirn drückend, unter heißen, wohlthuenden Thränen auf einen Stuhl.

Was anfangen? So fragte ich mich, als ich nach einer langen, langen Nacht nicht erwachte, ſondern aufſtand. Geſchlafen hatte ich nicht. Mir war das Bett verhaßt, wo ich liegen mußte, die Dachſtube ekelte mich an, ſie, die geſtern noch ein Himmel war, und mein eigener Leib kam mir entheiligt vor durch die ſündige Gemeinſchaft mit einer verworfenen Dirne. Der Verluſt, den ſie mir bereitete, obſchon für mich ein harter, ſchmerzte mich nicht; aber der ſchwarze Undank für ſo viele warme Liebe, die kalte Betrügerei gegen meine argloſe, volle Zuverſicht. Den Diebſtahl anzeigen? Ich gab mich dadurch ſelbſt preis, dünkte mir, dem Gelächter und der Verachtung. Noch wußte ich nicht, wie häufig ſolche Händel den Gerichten vorkommen. Schweigen und dulden? Ja, aber ausziehen, auf der Stelle hinweg aus dieſen Räumen, welche mich an meine Schmach und an mein Glück mahnten.

Geſagt, gethan. Eine Bitte bei meinem Prinzipal verſchaffte mir den erforderlichen Vorſchuß und als Zugabe eine moraliſche Lection, deren mein zerknirſchtes Gemüth wahrlich nicht bedurfte. Noch an demſelben Tage fand ich ein anderes Quartier und neue Garderobe, wenige Wochen darauf — Dank meinem heiteren Sinne — auch meine Ruhe wieder.“

.... „Und Ihr habt,“ fragte der Poet, „weder die falſche Geliebte noch den falſcheren Freund ſeit jenem Augenblicke mehr geſehen?“

— Doch einmal, im Gedränge eines Volksfeſtes, aber nur von Weitem. Der Student von Lyon hatte ein buntſeidenes Halstuch um, welches ich ſehr genau für das ehedem meinige erkannte.

— „Und nun, was machtet Ihr?“

— Ei, ich ging ihnen aus dem Wege, weil ich zu bemerken glaubte, daß auch ſie meiner anſichtig geworden wären und ſich zu verbergen ſuchten.

— „Gottes Segen auf Euer Herz! Aber Ihr ſeid zu ſanftmüthig für dieſe Welt!“

.... Mag's doch, wenn ich mich im Rechten dabei fühle .... Seit der bitteren Erfahrung von damals habe ich Jahre lang die Weiber geflohen wie das Feuer. Und doch ſollte ich noch eine machen, eine ſchmerzlichere als dieſe, aber eine, an die ich mit Wonne zurückdenke, und die Ihr auch hören ſollt, ſo Ihr noch Geduld und Luſt beſitzt.

— „Und Punſch,“ fügte der Diplomat hinzu, das Glas leerend und füllend.

— Ihr kennt das Café d'Orléans im Palais-Royal? Dorthin hatte ich mich eine geraume Zeit lang gewöhnt, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Mein Platz war am Fenſter, mit dem Blick auf den hellen, ſchönen Garten und die bis Mitternacht belebten Galerieen des Palais. Ein unbeſchreiblich hübſcher Seh- und Traumwinkel. Die Laternen rund im Gevierte, das Mondenlicht auf den Raſenplätzen, die plätſchernden Brunnen, die ſäuſelnden Bäume: das lag drunten vor mir wie ein Feentraum, und durch die geöffneten Flügel klang verſchwommenes Gehen und Reden, allerlei Geräuſch und allerlei Duft und Hauch herauf. Im Eſtaminet raſſelten indeſſen die Domino-Knochen, Garçons liefen mit vollen Kannen und mit leeren Taſſen wider einander, und eine Menge müßiger Leute räkelten auf den kleinen rothen Schemelchen oder in den Divans umher. Dazwiſchen ſaß ich nun ganz allein, in meinem Gott vergnügt, und rauchte meine erſte Cigarre, meine zweite, auch wohl meine dritte, ſo immer in Gedanken weg, vielmehr ohne Gedanken. Und das war eben das Beſte dabei.

Es ſollte anders kommen. Gewiß ſchon Wochen lang hatte ich das Café beſucht, ohne nur an die Dame des Comtoirs zu denken. Ich lüpfte, wenn ich eintrat und an ihrem Zahltiſche vorüberging, als höflicher Menſch den Hut, und es fiel nicht einmal ein zufälliger Blick auf ſie. Wie ich ſaß in meiner Fenſterecke, wendete ich ihr den Rücken zu. Eines Abends ſehe ich im Spiegel mir gegenüber, wie durch einen Zauber in dieſer Secunde aufgetaucht, ein wahrhaft ſchönes Frauengeſicht, ganz blaß, durch das Glas und das Halblicht des Zimmers vielleicht noch duftiger und leichter. Ich ſage Euch, ein Rafaeliſcher Engelskopf, der aus Wolken herniederblickte.

— „Aus Tabakswolken, verſteht ſich.“

— Scherzt nicht, Diplomat, damit Ihr es nicht binnen Wenigem bereut. Ordentlich erſchrocken drehe ich mich um, mein Auge begegnet dem ihren, ſie wird, eben noch eine weiße Roſe, plötzlich zur dunkelrothen, und ihre Hand läßt ein Bund Löffel, welche ſie hielt, klirrend zur Erde fallen. Ich fahre auf meinem Sitze wieder nach der anderen Seite und verſuche, wie vorhin, in den Garten zu ſehen. Es ging nicht. Das blaſſe Antlitz hatte mir's angethan. Mein Blick blieb auf den Spiegel geheftet, und die Cigarre erloſch wenigſtens ſechs Male.

Von jener Stund' an habe ich, drei volle Monate lang, mit meinem Spiegelbilde den heimlichſten, heiligſten, unbewußteſten Geiſterverkehr gepflogen. Jeden Abend, Schlag ſieben, kroch ich die ſchmale, gußeiſerne Treppe aus dem Parterre-Salon in das Eſtaminet hinauf, meine Traum- und Himmelsleiter. Oben ging ich, wie ſonſt, mit einem ſtillen Gruß an dem Mädchen vorbei. Mein Platz war immer bereitet. „Versez au dix,“ rief es, ſobald ich mich niedergelaſſen, und ſchon ſtand auch die Taſſe und die Cigarrenſchale vor mir. Dann, mit einem langſamen, zaudernden Vergnügen, wahrhaftig ich darf ſagen, mit leiſem Wolluſt-Schauer und in zitternder Andacht, ſchlug ich die Augen empor und in das Glas hinein. Da ſaß ſie. Ein kleines Spitzenhäubchen umgab wie ein Rahmen, wie eine Glorie vielmehr die reine Stirn, das ſchmale, blaſſe Geſicht und die weichen, einfach geſcheitelten Haare. Sie trug nur dunkle Kleider, die Bruſt und Schultern züchtig-verhüllten, und ſelten ſah ich ein Lächeln durch die rührenden Züge, um die ſchmalen, geſchloſſenen Lippen gleiten. Ihr Amt beſchickte ſie mit Beſonnenheit und Würde, und wer ihr nahe kam, Gäſte und Kellner, ſchien, gleichſam in einen Zauberkreis gezogen, ſachter aufzutreten, minder laut zu ſprechen. Das Alles beobachtete ich in meinem Spiegel. Ob mein Auge dem ihrigen begegnete, ob ſie meine Beſchaulichkeit ahnte und empfand, ich wußte es nicht und wollte es nicht wiſſen. Ich hatte noch kein Wort mit ihr gewechſelt, und um die Welt wäre ich nicht im Stande geweſen, beim Weggehen, ſo wie es Viele thaten, mit ihr zu rechnen. Beim Kommen und beim Scheiden ein Neigen des Hauptes von ihrer Seite, von der meinigen ein Compliment: darauf beſchränkte ſich unſer Verhältniß, und nie hat mich das innigſte und nächſte, mit ihr ſelbſt ſpäter, wieder ſo rein und ſo voll glücklich gemacht.

Es ereignete ſich, wohl ein Vierteljahr nach unſerem erſten Finden, eine Scene, die mit einem Schlage die Pforten unſerer Seele aufſchloß, eine im Stillen und im Dunkeln gereifte Knoſpe zur Blüthe ſprengte. Bis dahin ſchliefen unſere Herzen wie zwei Kinder neben einander, in nächſter Ferne, in fernſter Nähe. Obgleich ich niemals eine Silbe, ja nicht einmal einen Blick des Einverſtändniſſes mit ihr getauſcht hatte, wäre ich doch darauf geſtorben, daß ſie es wußte, wie lieb ſie mir war. Und ſo fühlte auch ich von ihr und mit ihr und in ihr. Dieſe Scene der Erklärung ward herbeigeführt durch einen rohen trunkenen Geſellen, welcher das Mädchen in dem Comtoir mit ſeinen Zärtlichkeiten mißhandeln wollte. Ich kann Euch nicht ſagen, wie Alles verging, auch war es das Werk nur einer Minute. Als ich, immer in meinem Spiegel, bemerkte, daß eine freche Hand ſich nach der ihrigen ausſtreckte und ſogar ihre Wangen berührte, war es nicht anders, als ob ein Nebel über das Glas ränne und alle Bilder in demſelben auseinander flößen. Ich ſprang auf und drehete mich um, da hatten aber ſchon vier Arme den Menſchen gefaßt, und vier andere warfen ihn die enge Treppe hinunter. Es mag für die drunten hübſch ausgeſehen haben, wie der ſchwere Körper die ſchmalen Stufen ſo raſch herabgeraſſelt kam, und ſie begriffen auch gleich, um was es ſich handelte. Ein Kellner unten nahm ihn in Empfang und ſchickte ihn weiter in's Freie. Die Meſſingthür flog klirrend hinter ihm zu. Ich hörte entfernt noch ſein Schelten und ſein Fluchen.

Lieben Freunde, daß Ihr es nicht weiter ſagt! Er ſchalt und er fluchte deutſch, fertig deutſch, vollendet deutſch, national-deutſch!

Als ich, wie geſagt, nach einer Minute dieſes Zwiſchenſpieles, wieder in den Spiegel ſah, — da wußte ich es, da wußte ich es. Ihr Blick war geſenkt, ihre Wange brannte, ihre Hand zitterte ſichtlich, und da ſie das Auge aufſchlug, — o Gott, mit einem Strahle der frommen, beſchämten Unſchuld, die um Vergebung fleht für eine Schuld, die nicht die ihrige, mit einem Strahle der ſüßeſten Bangigkeit und der zarteſten Bitte, wie es niemals wieder mir geſchienen hat und nirgends zuvor, — ja, da ließ ich meine Stirn in die hohle Hand ſinken, und durch mein offenes Herz zogen klingend und jubilirend die Engel ſeiner ſchönſten Stunde.

Deſſelbigen Abends redeten wir zum erſten Male mit einander, viel und wenig. Einige Tage darauf gingen wir, Arm in Arm, im Tuilerien-Garten. Nun war ſie mein. So oft ihre Pflicht und die meinige es geſtatteten, freilich ſelten genug, fanden wir uns an drittem Orte; es war Sommer, ach, wohl ein herrlichſter und reichſter Sommer für mich, und an ihrer Hand wanderte ich durch alle die reizenden Idyllen, mit denen das große Drama eingefaßt iſt. Jedes Dorf um Paris, jeder Garten, jeder grüne Hügel, jeder lachende Fleck am Seine-Ufer war unſerer Liebe, unſeres Glückes ein treuer Zeuge. Freunde, ſolch' eine Zeit gibt es nur einmal in jedem Leben, nur einmal auf der ganzen Erde gibt es ſolch' einen Engel. Ich hebe die Hand vor Euch auf zum Schwure: ſie war rein wie Keine mehr, rein geblieben in dieſem Wirbel der Verführung, in dieſem Pfuhl des Sittenverderbens. O ich kann es Euch nicht ſagen, welches Weib ich in ihr beſeſſen habe, beſeſſen und — verloren.

Der Herbſt kam. Die Blätter fielen ab, unſer Glück blühete fort. Der Winter kam. Der Himmel umwölkte ſich, unſere Liebe blieb blau und klar und ſonnig-heiter. Der Frühling kam. Die Knoſpen ſchoßen, — ach! und im Mark und im Saft unſeres Bundes ſchoß und trieb ein gefährlicher Keim: die Eiferſucht. Nicht bei mir. Ich hätte mein Leben auf ihre Treue gebaut. Aber ſie wollte ahnen oder empfinden, ich ſei kalt geworden, ich genüge mir nicht mehr in ihren Armen, ich ſuche vornehme Geſellſchaft und eine vortheilhafte Verbindung. Gott weiß es, daß ſie mir Unrecht that, und noch mehr wehe als Unrecht. Falſche Freunde hatten ihr in's Ohr geraunt, mein Prinzipal wolle mir ſeine Tochter zur Frau geben und mich in das Geſchäft aufnehmen. Sie meinte darin eine Zukunft für mich zu ſehen, der nur ſie im Wege ſtünde, und dies Bedenken, zu ihren anderen Beſorgniſſen geſellt, verknöcherte in ihr zu einer ſtets wachſenden Krankheit, gegen welche alle meine Liebe und meine Treue nichts vermochten. Das Unglück wollte, daß ich für das Geſchäft eine Reiſe nach England antreten mußte. Am Vorabend derſelben goß ich vor ihr meine ganze lautere und warme Seele noch einmal aus, ich beſchwor ſie auf den Knieen, ſich und mir zu vertrauen, ich erinnerte ſie an die erſte, ſelige Zeit unſerer Liebe.

Sie drückte mich, weinend wie ein Kind, an ihre Bruſt, und ich ging.

Als ich nach ſechswöchentlicher Abweſenheit wiederkehrte, war natürlich mein erſter Gang in die Galerie d'Orleans. Mein Gott! wenn ich heute noch daran denke, mit welchen Empfindungen ich die Treppe hinauf eilte, wie meine Kniee ſchwankten, meine Augen flimmerten, mein Herz bis zum Ueberwallen klopfte! Ich trete ein — und an dem Comtoir ſitzt eine fremde Geſtalt, ein dickes, altes Weib. Wie mir zu Sinne wurde, brauche ich Euch nicht zu ſagen; ich mußte mich, um nicht umzuſtürzen, am Geländer der Treppe halten. Der Garçon begrüßte mich wie einen alten Kunden des Hauſes. Mechaniſch ließ ich mich von ihm an mein Tiſchlein geleiten, und ehe ich noch gefragt, erzählte er mir mit einem halb pfiffigen, halb mitleidigen Geſichte, indem er Kaffee einſchenkte, daß Mademoiſelle abgereiſt ſei, ſchon vor vierzehn Tagen. „Elle a tant pleuré, Monsieur, la pauvre fille. Mais prenez vous un petit verre?“ das ſagte er. Ich antwortete nichts, ich nahm nichts, ich zahlte nichts. Ich ſtürzte heim, denn ich war noch nicht in meiner Wohnung geweſen, und mein Portier übergibt mir einen Brief. Von ihr, von ihr!

Wiſſet: ſie war abgereiſt, nach Montpellier zu einer Tante. Sie ſchrieb mir das, ſie fügte hinzu, ich ſolle ſie nicht unglücklich machen und mich nicht, ich ſolle bleiben und thun, was ich thun müſſe. Mit ihr wäre es vorüber.

Nichts von meiner Zerſchmetterung. Ich wollte ihr nachfliegen, und ich konnte nicht. Die eherne Pflicht hielt mich zurück. Dagegen jagte ich ihr ein Blatt nach, worauf ich meinen ganzen Zorn und meine ganze Liebe geworfen hatte. Keine Antwort. Ich ſchrieb zum zweiten Male, ich bat, ich weinte. Keine Antwort. Ich ſchrieb zum dritten und ſandte ihr einen Ring, den ich aus London für ſie mitgebracht, einen Ring mit meinem Namen und dem ihrigen. Das Etui kam uneröffnet zurück. Darauf ward ich's müde, meine Natur erlag wie ich. Ich fiel in eine lange, ſchwere Krankheit. Und, Freunde, wie ich ſo beſinnungslos, ſchwankend zwiſchen Tod und Leben, in Kampf und Krampf auf meinem Schmerzenslager mich wälze, da erſcheint mir durch den Nebel ſcheußlicher Spuckbilder und Viſionen, wie ehemals im Spiegel, eine Geſtalt, die ich erkenne; eine Stimme dringt durch den Lärm des Fiebers an mein Ohr, bei welcher ich hoch empor fahre aus meinen Kiſſen. Die Aerzte ſchleudern mich zurück, man bindet mir Arm und Fuß; alle Kraft erliſcht in mir, alles Blut ſtockt: Freunde knieen zu

Füßen des Sterbebettes und beten, und zu Häupten weint die bekannte Stimme, und auf meiner Stirn fühle ich neben dem kalten Schweiße des Todes eine heiße Thräne. Ja, ſie war es, Freunde, ſie war es. Die große Strecke hatte ſie allein und im Fluge zurückgelegt, als ihr durch eine Freundin, die den Auftrag hatte, über mich zu wachen, die Nachricht von meiner Gefahr zukam. Nun bettet ſie ſich zu mir, ſie ſchläft auf dem Teppich vor meinem Lager, ſie verläßt mich nicht eine Stunde lang, ſie wird mein Lebens-Engel, um wieder zu verſchwinden, ſobald ich geneſen bin. Zum Bewußtſein zurückgekehrt, erkenne ich ſie, ich errathe, was vergegangen iſt, ich drücke ihre helfende und heilende Hand unter tauſend Thränen an meine Lippe, und eine Stunde lang kehrt das alte Glück und der alte Frieden zwiſchen uns zurück.

Später nahm ich auf ihrem Geſichte mit Entſetzen Spuren einer ſeltſamen Veränderung wahr. Der ſanfte Strahl ihrer Blicke war zu einem wilden Feuer erlodert, die Ruhe der edlen Züge zerſtört, der Mund verzerrt. Ich dringe in ſie, mir zu erklären, was mit ihr vorgegangen ſei. Nach langem Weigern erzählt ſie mir, ſie habe ſich für ein Theater in der Provinz anwerben laſſen. „Du biſt,“ ſprach ſie mit klangloſer, bebender Stimme, „du biſt und bleibſt nun doch einmal verloren für mich, und darum will ich das Leben von einer anderen Seite auffaſſen; Ehrgeiz und Eitelkeit ſollen meine Leidenſchaften werden, genießen will ich. Die Franzöſin iſt in mir erwacht." Vergebens beſchwöre ich ſie, abzulaſſen von einem ſo fürchterlichen Wege. Die ehemaligen Scenen wiederholen ſich unter uns. Ich laſſe am Ende das Wort „Heirath" fallen, da ſpringt ſie wüthend auf, wirft mir einen Blick zu, den ich niemals, niemals vergeſſen werde, und fragt: ob ich ihre Liebe für einen feigen Egoismus nehme, ihre Opfer für eine burgerliche Speculation. „Du verſtehſt mich nicht," ſetzt ſie ſehr ernſt hinzu, „und vielleicht haſt du mich nie verſtanden." Tags drauf war ſie abgereist.

Der Arzt, den ich um ihren Zuſtand, wie um den meinigen befragte, drang in mich, aus Pflicht für mich und für ſie in den Schwächen der Geneſung ein ſo aufreibendes und gefährdendes Verhältniß nicht gewaltſam fortzuſetzen. „Laſſen Sie," rieth er, „dieſe excentriſche Natur ihre Bahn auswandeln; ich fürchte, ſie ſteht bald am Ziele."

Sein Wort wurde raſch erfüllt. Zwei Jahre lang konnte ich in den Zeitungen die Unglückliche verfolgen, welche von Stufe zu Stufe die ſchlüpfrige und ſchwindelnde Leiter ihres neuen Lebens hinaneilte. Sie feierte

Triumphe, aber zwiſchen den Zeugen derſelben, zwiſchen den Reihen der Journale, glaubte ich das vergeudete Herzblut eines groſen verirrten Weibes ſtrömen zu ſehen. Alle unmittelbare Verbindung zwiſchen ihr und mir war zerriſſen, bis mir, — vergangenen Monat ſind es zwei Jahre geworden, — ein Couvert, von fremder Hand adreſſirt, aus Marſeille zukam. Ich reiße es auf, denn ich wußte, es war von ihr; es ſtanden auf dem Innern des Umſchlages, von ihrer Schrift, nur verzogen und wie zitternd, die paar Worte: „Tu avais raison toi.“ Ich packte ein, ich eilte nach Marſeille, — — — — — —

Drei Tage noch, und ſie ſtarb, verſöhnt und verklärt, in meinen Armen.

* * *

Hier ſchwieg der Cravaller ſtill. Der Poet deſſelbigen gleichen. Und der Diplomat ſagte, mit der Hand über die Augen fahrend: „Zwei Griſetten, nichts mehr; aber es iſt doch ſchön.“

Des Diplomaten Geſchichte wird ſchwer ſo wieder zu geben ſein, wie ſie von ihm kam. Er ſprach, wie er ging, ſehr raſch, ſehr haſtig, oft abgebrochen; und mit langen Pauſen. Den Zwei, die ihn anhörten, mußte er den Rücken kehren, anders that er's nicht. Sie ſaßen, wie immer, an dem runden Tiſch in der Mitte, er vor dem Kamin, in dem das erſte Feuer des Winters glimmte. Wind und Regen ſchlugen als paſſende Begleitung gegen die Fenſter, alle Augenblicke wirbelte eine Rauchwolke durch das Gemach, welche den Erzählenden nöthigte, aufzuſtehen, ſich zu unterbrechen und einige Gänge auf und nieder zu machen. Der Travaller flüſterte dem Poeten mehr als einmal zu, es ſei ihm unheimlich. Aber der ſchüttelte mit dem Kopfe, den er auf ſeine beiden Arme gelegt hatte und dieſe auf den Tiſch.

So begann der Diplomat:

— Ich bin, Ihr wißt das noch nicht, armer Leute Kind. Das iſt mein erſter Kummer im Leben geweſen, mein einziger. Die Armuth iſt ein Glück für Einen, der arm iſt, ich meine am Geiſte, wie das Evangelium ſpricht. Menſchen mit lebhafter Einbildungskraft ſind immer Menſchen von vielen Bedürfniſſen. Ich habe vor Wuth geheult, wenn ich in die abgelegten Röcke und Hoſen eines älteren Bruders hineinwachſen mußte, ſtatt neues und feines Tuch zu tragen. Der Junge, der in der Schule dicht unter mir ſaß, ſaß im Leben über mir, weit, weit. Ein dummer Schlingel. Er ſchrieb meine Arbeiten ab und beſchwerte ſich hernach bei dem Rector, ich ſtänke nach Käſe, er könne es nicht bei mir aushalten. Seine Aeltern waren die einzigen Reichen im Orte. Und ihr Haus lag dem, worin wir zur Miethe wohnten, Vater, Mutter und neun Kinder in zwei Kammern, gerade gegenüber. Dieſe Ironie des Zufalls, welche ich vielleicht empfand, ich allein unter Allen, hat mich hart gemacht, bitter, ſchlecht und eitel. Alle Woche hatte Eins von uns Geſchwiſtern die Aufgabe, die Kleider und Schuhe der ganzen Familie zu reinigen. Mein Vater, als alter Militar, hielt ſtreng auf Proprete, wie er's hieß. Wie viel Thränen habe ich in die Stiefelwichſe geweint! Mit welchem Grimm hieb ich auf die Lumpen meiner Brüder los, bis meine Mutter aus der Thüre trat und mir zurief: „Junge, biſt du geſcheit? Du ſchlägſt ja alle Wolle vor der Zeit herunter!“ Lieber Gott! Wolle! Ich habe mein Tags nur Faden geſehen. Die Wolle trug der Alte immer rein ab. An uns Kinder kam die nicht. Das Jüngſte ging wie in Seide oder Spinnwebe.

Ich mußte ſtudiren. Nicht weil ich Talent hatte. Das ahnte keine Seele in mir, außer ich ſelbſt, doppelt unglücklich dadurch. Nein, nur um der Familie eher eine Stütze werden zu können. Was wie eine Laſt von Kindesbeinen an auf mich drückte, ſollte ich noch ſtützen. Der Vater bettelte bei ſeinen Vorgeſetzten ein Stipendium für mich. Ich ſelbſt wurde an den reichen Mann gegenüber abgeſchickt, um Reiſegeld zu holen. Sein Sohn fuhr eben auch in die Fremde ab, in eigenem Wagen, mit zwei Bedienten und einem Informator. Zehn Thaler bekam ich. Die Univerſität war vier und dreißig Meilen von uns. Nun rechnet nach! Aber einen Thaler forderte mir die Mutter erſt noch ab für meine Schweſter, die confirmirt wurde.

Als Student rang ich noch verzweifelter mit dem täglichen Leben. Entbehrungen, wo Faule ſich in

Genüſſen wälzten. Sklavendienſte für Brod und Hemd, wann Fleißige der Wiſſenſchaft opferten. Im vierten Semeſter wurde ich relegirt. Warum? Ein Menſch hatte mich im Colleg inſultirt, wegen meines abgeriſſenen Rockes. Ich nahm mir Genugthuung durch eine Ohrfeige. Denn die Koſten eines Duells hätte ich nicht beſtreiten können. Nun nach Haus! Mein Vater wies mir die Thüre. Ich habe ihn nicht wieder geſehen, und Keinen von den Meinigen, Keinen.

Gleichviel, wie und wann es mir gelang, mich aus dem gröbſten Koth heraus zu arbeiten. Ich laſſe da eine Lücke im Leben, an die ich ſelbſt nicht gern zurückdenke. Ein Abgrund, nicht eine Lücke. Hätte ich nicht eine eherne Natur, ich wäre untergegangen, oder — hinabgeſprungen. Ich hatte was gelernt, wahrhaftig ich hatte. Und mit meinen ſechs oder ſieben Sprachen, mit meinem Wiſſensſchatz in Geſchichte und Weltweisheit und Gottesgelahrheit, habe ich gehungert, gedürſtet, gefroren. Seht her! Dieſe Arme trugen Laſten, ruderten Kähne, ſchoben Karren. Sie haben mich erhalten, nicht der Kopf.“ —

— „Da irrt Ihr,“ ſagt der Poet dumpf und unwillig. „Euer Arm wäre nicht ſtark geweſen, wenn es der Kopf nicht war; er wäre noch ſtärker geweſen, wenn das Herz nicht gar zu ſchwach.“

— Ihr habt gut reden, Poet! Ihr wißt es nicht mehr, aber ich weiß es noch, ich habe Euch gleich erkannt und nur das Maul gehalten bis heute. Wir haben uns ſchon einmal geſehen, damals, in meiner ſchwarzen Periode.

— „Wie das? wo das?“

— Ihr fuhrt in Hamburg auf dem Alſter-Baſſin ſpazieren. Ihr und ein ſchönes Weib. Ihr lagt zu ihren Füßen, und ſchriebt in ein ſaffianenes Brieftäſchlein, während ſie zur Guitarre ſang. Lauter Luſt und Liebe und Poeſie. Der Himmel mußte Euch ſehr blau ſein. Mir war er grau. Denn ich ſtand am Ruder und keuchte und ſchwitzte. In dieſe Rechte drücktet Ihr beim Ausſteigen eine Silbermünze, die wie Feuer darin brannte. O, wie habe ich Euch damals gehaßt und verachtet und beneidet!

.... Aber der Poet war ſchon lange aufgeſprungen und preßte den Freund ſchweigend und bebend in die Arme, während der Cravaller mit rührender Güte ſeine Hände ſtreichelte. Der Erzählende fuhr unter ihren Liebkoſungen ruhig fort:

Närriſche Kerls! Ich ſage ja das nicht, um zu prahlen. Mein vergangenes Elend iſt kein Antiſthenes-Mantel für mich. Nein, ich tauſche es nicht einmal mit dem anderen Elend um, das mir geworden wäre, wenn ich ruhig meinen Weg fortwandelte, wie ſo viele Andere. Dann ſtünde ich jetzt ſonntäglich auf der Kanzel, ſäße auf einem feinen Dorfe meilenweit von aller Civiliſation, zöge Kinder und Bohnen groß — So bin ich — ich ſelbſt! Mein Leben verzehrt ſich wie jeder Tag deſſelben: raſch, bewegt, groß, ſchön. Ich bin frei, Freunde, frei wie der Vogel in der Luft!

— „Vogelfrei!“ warf der Poet wiederum dazwiſchen und ließ den Kopf ſinken.

— Mag's doch! Ich bin geworden, was ich werden konnte. Glücklich wäre ich doch nicht, nirgends, niemals. Es gibt Menſchen und Zeiten, welche dieſe Aufgabe nicht löſen können, glücklich zu ſein, und wieder andere, denen ſie wie eine reife Frucht von ſelbſt in den Schooß fällt. Genug das!

Von Paris machte ich mir trotz aller Enttäuſchungen und Erfahrungen in der Welt immer noch die überſchwänglichſten Ideen. Ich meinte, da hingen die Exiſtenzen wie Maskenanzüge fertig und zur Auswahl, man dürfe nur zugreifen. Bei aller Härte bin ich ein Joſeph geblieben mein Lebelang oder ein Jacob, will ſagen, ein Träumer. An eine unbekannte Stadt, an ein fernes Gebirge knüpfte ich die wunderſamſten und ausgelaſſenſten Hoffnungen. In jener ſollte mich ein Fürſt, ein Miniſter, ein Großer finden, und ich hinter dieſem eine Hütte und ein Herz, Frieden, Raſt, Glück, Liebe und ſo weiter. Ihr kennt das. Kam ich hin, ſo war's ein Berg wie alle Berge, eine Stadt wie alle Städte. Und mit mir blieb es beim Alten. Nur Paris, Paris. Das mußte einſchlagen. Ich hatte ein Empfehlungsſchreiben, ein einziges, an eine vornehme Frau. Dies war mein Schlüſſel zu dem Paradies, Damit kam ich in gute Geſellſchaft, in die Welt der Herzoginnen und Marquiſen. Ich brauchte als Fremder nur intereſſant und einſam hinter einer ſeidenen Gardine zu ſtehen, um mein Glück zu machen. Winke mit dem Fächer, Billets-doux auf Roſablättern mit der Grafenkrone, verſtohlene Fahrten in Vierſpännern auf ein Landhaus mit Marmorſäulen und Myrtengebüſch, — mein Schloß war fertig. Schade nur, daß es in Spanien ſtand, ſtatt in Frankreich!

Mit ſolchen Gedanken langte ich nach Paris. Dreimal war ich bei der Dame, an welche mein Begleitſchreiben lautete. Das erſte Mal war Madame noch auf dem Lande. Das zweite Mal empfing Madame nicht. Wohl zu merken, jedes Mal koſtete mich zwanzig Sous für einen Wagen und vier Sous für den Stiefelputzer; ein Opfer, wofür ich drei Mittage faſten mußte. Bei dem dritten Beſuche ward ich angenommen. Ein herrlicher Saal voll Herren und Damen.

Alle hatten weiße Handſchuhe an, ich ſchwarze. Darüber erröthete ich. Die Frau vom Hauſe empfing den Brief aus meinen ſchwarzen Handſchuhen, las kaum die erſten Zeilen durch, ſprach zehn Worte mit mir, lobte meinen Accent und fügte mit einer holdſeligen Neigung des Hauptes hinzu: „Wenn ich dem Herren in etwas nützlich ſein könnte, würde es mir ein Vergnügen ſein.“ Ich verſtand und packte mich, von Niemanden bemerkt, als von den Domeſtiken, die mich im Vorzimmer auslächelten.

— „Und die Dame?“

Ich habe ſie nicht wieder geſehen in den erſten zwei Jahren meines Pariſer Aufenthalts. Hernach begegnete ſie mir in einem Salon, ſie erkannte mich weil ich Mode war, ſie bejammerte es entſetzlich, damals meine Adreſſe verloren zu haben, aber ſie hatte ſie gar nicht verlangt und nie erhalten.

Nun war es mit meiner großen Carriere in Paris aus. Ich fing klein an, zog in eine Vorſtadt, ſieben Stiegen hoch, und zeichnete Muſter, ſchrieb Rechnungen, ſäumte ſogar Sacktücher für die Frau, bei welcher ich wohnte. Ein Zufall führt mich in ein Banquierhaus, deſſen Chef ein Deutſcher. Bald darauf ward ich Hauslehrer bei ſeinen zwei Kindern, alſo ein geborgener, ein gemachter Mann.

Der Banquier war ſeiner Zeit nach Paris gekommen, wie ich. Nur hatte er auf ſeiner Schulter ein Bündel Kleider mitgebracht, freilich nicht zum Tragen für ſich, ſondern zum Verkaufen an Andere. Jetzt machte er ein Haus, hielt ſechs Pferde, zwölf Hunde, zwanzig Leute, mich und die Bonne und die Haushälterin eingerechnet. Ich aß mit dieſen Beiden und mit drei Commis des Bureaus, alten Inventarſtücken der Firma. Recht luſtig ſind wir geweſen in unſerem Speiſeſaal unter der Erde, eine Treppe tief. Luſtiger als die erſte Etage. Auch ſpeisten wir, Dank der Haushälterin, eben ſo gut wie dieſe, noch beſſer ſogar, weil einige Stunden vorher. Alle Monate bekam ich ein Billet in die große Oper, wenn es Winter war, und im Sommer Urlaub auf das Land. Natürlich konnte mich die Frau vom Hauſe nicht mitnehmen in ihre Loge, nein, ich ging nur in's Parterre: aber das verhinderte nicht, daß meine Augen mehr an der erſten Galerie hingen, als auf den Brettern. Dort war meine Welt. Schöne Weiber mit nackten Schultern und feurigen Blicken, blaſſe Geſichter voll Ueberdruß und Verlangen, voll Reiz und Ermüdung. Und Diamanten und Sammet und Seide, dunkle, duftende Haare, weiße, duftende Hände. Soll mich Gott ſtrafen, aber ich fühlte, daß droben meine Stelle war, nicht drunten, wo ſich ein grober Rock an mir rieb und ſchmutzige Finger eine verſchimmelte Apfelſine unappetitlich zerriſſen. Dort ſaßen eine ganze Menge erbärmlicher Kerls, Strohmänner ohne Saft und Kraft, mit den goldenen Stockknöpfen aus Verlegenheit an den Lippen ſpielend, ſtatt die ſchönen Weiber nebenan zu unterhalten, ſtatt heiße Worte in dieſe offenen Ohren zu liſpeln und die freiwallenden Buſen ängſtlich klopfen zu machen.

Das iſt mir immer in meiner eigenen Natur ein Widerſpruch geweſen: Niemals habe ich eine Befangenheit geſpürt, ein unbeholfenes, linkiſches Weſen, ein Stammeln und Trippeln, wenn ich unter recht vornehmen, fremden Leuten war. Dies mußte ſo ſein, däuchte mir. Ich fühlte mich behaglich im erotiſchen Duft des Boudoirs, unter dem Lichtmeer des Salons. War ich dann wieder auf meine Zelle zurückgekehrt, ſo drückten mich die vier engen, kahlen, dunklen Wände mehr als jemals. Gott! mit welchen Empfindungen, wie voll und wie gepreßt das Herz, bin ich nach ſolchen Abenden auf mein niederes Lager geſunken! Ich lag auf dem Roſte des Laurentius und briet an dem langſamen, prickelnden Feuer maßloſer Eitelkeit, unerſättlichen Genußdurſtes, wüthender Gier nach Größe und Fülle des Lebens. Und wieder gab es Momente, wo daſſelbe Gefühl wie empfindſam und zärtlich in mir aufſchauerte. Ich hätte jede dieſer ſchönen, leichten, geſchmückten Geſtalten anbeten mögen, wenn ſie der Engel geworden wäre, der mich aus meiner Niedrigkeit zu ſich emportrüge. So Manche verlangte ja wohl nach Liebe, ſo mancher Blick ſtarrte verlaſſen, ſuchend, träumend in's Weite, ſo manche Bruſt hob ſich unter ſtillen Seufzern. Ach, in nächſter Nähe ſchlug ein junges Herz, das Euch Alles, Alles, Alles gegeben hätte, wenn Ihr es erkannt und geliebt!

Mein Troſt war ein liebes Töchterlein des Banquiers, meine Schülerin. Sein Sohn verſprach wenig. Er redete, zur Verzweiflung der Mutter, ein gräßliches Deutſch, das halb an Jeruſalem und halb an Frankfurt mahnte. In den kleinen Kopf ging nichts, weil er ſchon voll war von den Ziffern des künftigen Beſitzes. Ganz das Gegentheil ſeine Schweſter, ein Kind mit dem ſchönſten Lockenhaupte, das ich je geſehen, und mit tiefblauen Augen, woraus ein Himmel von Güte und Unſchuld ſtrahlte. Die Kleine hatte mich ſehr lieb. Ich lehrte ihr Klavier. Als ſie mit den kurzen, niedlichen Fingerchen das erſte Mal die Scala geläufig und correct ſpielte, vergoß der Banquier Freudenthränen, und ſeine Frau ſchenkte mir einen Ring. Es waren nette Leute. Ohne das Mädchen hätte ich aber doch nicht bei ihnen ausgehalten. Dieſes zählte ſechs Jahre. Da mußte der Alte ſchon mit ihr glänzen, es hielt ihn nicht mehr. Er gab muſikaliſche Soiréen, der Sammelplatz der beſten Geſellſchaft in Paris, den ſogar das Faubourg St. Germain nicht verſchmähete. In einer ſolchen wollte er ſein Kind ſpielen laſſen. Ich weigerte mich, ich rieth ab, ich bat. Umſonſt. Der Mann hatte Recht. „Was wollen Sie?“ ſagte er, „die Menſchen gähnen mir in meinen beſten Zirkeln, die Italiener ſind abgenützt, die Virtuoſen ziehen nimmer. Ein neuer Reiz, eine Erfindung. In meinem Hauſe, Sie verſtehen!“ Das arme Kind weinte. Die Bonne verſprach ihm eine neue Puppe. Endlich ſagte es: „Ja, aber nur, wenn der Herr Candidat bei mir iſt.“

So kam ich in den Salon. Bisher hatte ich mit der Bonne nur durch die Fenſter gelugt, die Kutſchen anfahren ſehen, die Atlaskleider ausſteigen. Er war ein großer Entſcheidungstag für mich. Ich ſtand in einem Winkel, ganz Auge und ganz Ohr, nur nicht für Muſik. Die Hausfrau gab mir ein Zeichen. Darauf holte ich meinen kleinen Engel. Ich trug ihn an's Piano. Alle Welt ſtaunte, was da werden ſollte; ich hörte, wie man ſich fragte: Wer iſt dieſer Herr? Das Kind ſetzte ſich auf ein eigenes Schemelchen, weil ihm die Stühle zu niedrig waren. „Vous verrez,“ ſagte der Banquier. „Vous entendrez,“ erwiderte die Banquierin. Beiden ſtand der Angſtſchweiß vor der Stirne. Mir nicht, dem Kinde auch nicht. Es ſah die fremde Menge an, dann mich, und lächelte. Ich küßte es auf die Stirn. Nun hub es an. Erſt allgemeine Stille, dann Beifallsſturm, ein unendlicher Erfolg. Das Kind wurde auf das Klavier geſtellt, damit alle Welt das Wunder ſehen konnte; es ging von Arm zu Arm, Herzoginnen wiegten es auf den Knieen, Fürſtinnen wühlten in dem ſchönen Haare. Ich ſtand von fern und ſchlug an meine Bruſt. Aber mein kleiner Engel ward ſcheu und weinte nach mir. Ich drängte mich zu ihm…

— Plötzlich ſprang der Diplomat auf. Die Freunde hörten, wie ſeine Stimme zitterte, ſahen, wie ſeine Bruſt ſich krampfhaft hob. Er war in einer furchtbaren Aufregung. Sich gewaltſam faſſend, ſagte er:

Sehet, die Stunde iſt allgegenwärtig. Hier auf dieſem Flecke ſtand das Kind, und neben ihm kniete ein Weib, — o Gott, welch' ein Weib! — das küßte ihm die hellen Thränen aus den Augen, und das ſagte, aber mit welchem Ausdrucke, mit welcher Stimme: „Armes Kind!“

Nur zwei Worte. Sie dachte, es hört, oder es verſteht ſie Keines, weil ſie in einer Sprache herausgeſtoßen werden, welche in den Pariſer Salons nicht einheimiſch iſt. Ich kannte ſie aber, und weil ich mit einem Blicke auf das Weib gleich wußte, was in ihr war, gab ich ihr in derſelben Sprache zurück. Auch nur zwei Worte. „Reiche Mutter!“ ſagte ich. Und während die Kleine ſchmeichelnd zu mir empor langt, richtet ſich die Dame langſam von den Knieen auf, ſieht mich groß, erſchrocken und unglücklich an, und flieht in die Menge zurück.

Das that nichts. Wir hatten uns gefunden. Das wußte ich. Mit einem Blicke, mit zwei Worten.

Ich will Euch nicht ſagen, wer ſie war, nicht einmal woher. Ich darf nicht. Ihr kennt mich. Ich habe nur einmal im Leben geliebt. Es war unmöglich, meinem Weſen nach, und es iſt es noch, daß ich mehr als einmal lieben konnte. Und wiederum: Ihr kennt mich. Alſo ahnt Ihr auch, wie ich geliebt habe.

Sie war es.

Nun laßt mir einen Augenblick Ruhe! Das Reden greift mich an. —

Ihr Mann war Geſandter. Diplomat alſo. Nun wißt Ihr, warum Euer Spitzname mich Anfangs ſo hart und ſo ſchmerzlich traf. Ich fand darin eine ungeheure Erinnerung, einen Hohn, welchen das Schickſal durch Freundes Mund ausſprach. Laßt nur, das iſt längſt überwunden.

Es iſt nicht nöthig, daß ich Euch ſage, wie noch an jenem Abend die Frau mich aufſuchte. Sie hatte ſich ſelbſt wiedergefunden, die Dame von Welt. Mit einigen Complimenten über mein Lehrtalent, mit Fragen der Neugier und Redensarten der Herkömmlichkeit wollte ſie ſich von mir loswinden, den erſten Augenblick unſeres Erkennens und Begegnens ungeſchehen machen. Aber ich hielt dieſe ſtolze, ſpröde Natur feſt an ihrem großen Geheimniß, das mir ein unbewachtes Wort entſchleiert hatte. Ihr Herz hatte offen vor mir gelegen und aus einer tiefen Wunde geblutet: es konnte ſich mir nicht mehr zuſchließen; es war vorüber.

Wenige Tage nach der Soirée erhielt ich ein Billet von dem Geſandten, welches mich in ſein Hotel beſchied. Wir hatten eine kurze Unterredung mit einander, worin er mir ſagte, ſeine Frau habe mich empfohlen, und wenn ich Luſt hätte, meine gegenwärtige Lage zu verlaſſen, wäre er nicht abgeneigt, mich als Privat-Secretair anzunehmen, er bedürfe eines treuen und feſten Mannes, der meine Sprachkenntniſſe beſäße, und, fügte er ſchmeichelnd hinzu, das gewinnende Aeußere, welches für mich einnähme. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Die Frau wurde nicht ſichtbar. Als ich über den großen Hof des Geſandtſchaftshotels ging, glaubte ich oben, im erſten Stocke, eine Geſtalt wie die ihrige hinter der Gardine zu ſehen. Ein Lichtſchimmer blinkte durch verhüllte Fenſter. Es war dunkel und ſtill. Eine Stunde lang ſtand ich in der Einfahrt. Welche Stunde! Darauf kam der Wagen. Ich wartete, bis ſie eingeſtiegen war. Sie lag, weit zurückgelegt, in den weißen Kiſſen. Der Mann neben ihr gähnte.

Mich fror. Ich ſtürzte nach Haus und begrub die brennenden Augen in dem blonden Lockenhaare meines kleinen, ſüßen Kindes.

Bald darnach war ich im Hauſe des Grafen eingewohnt. Ich bin drei Jahre darin geweſen. Soll ich Euch dieſe drei Jahre ſchildern? Jeder Tag war ein Himmel, jede Nacht eine Hölle. Oder umgekehrt. Ich zehrte mich auf, ich ſchwand zum Schatten, mein Spiegel erſchrack vor meinem eigenen Bilde. Und gebt mir heute eine Stunde nur wieder, o nur eine, eine kurze Stunde, ich werfe mein Leben dafür hin, dieſſeits und jenſeits, wenn es Noth thut.

Freunde! Ich hatte gewähnt, in der Einſamkeit lodere die Leidenſchaft am heißeſten, freſſe der Schmerz am tiefſten, nage am ſchärfſten Reue oder Begier. Es iſt nicht wahr. Ich hatte gewähnt, ein einfaches, treues und frommes Herz liebe am lebendigſten, und in der Stille reife das ſchönſte Glück verbundener Menſchen. Es iſt nicht wahr. Wo Diamanten blitzen, wo Seidenſchleppen rauſchen, wo die Sitte am höchſten und am hellſten glänzt: da lauert die Leidenſchaft aus den Draperien vergoldeter Prunkgemächer, da ziſcht die Eiferſucht aus den Blumen und Edelſteinen der höchſten Stirnen, der ſtolzeſten Buſen, da winkt die verbotene Luſt mit dem perlmutternen Fächer, da glüht die heimliche Sünde aus hundert Augen, aus tauſend Kerzen. Der Salon iſt ein fürchterliches Schlachtfeld der Paſſionen, eine Schädelſtätte, eine Wüſte, wenn ihn ein kaltes Urtheil und ſtrenge Sittlichkeit betrachtet. Mir wurde er ein Paradies. Ach, ein ewig verlorenes.

Das Haus des Grafen war, wie begreiflich, eines der erſten in ganz Paris. Er machte einen Aufwand, welcher der Würde ſeines Monarchen entſprach. In ſeinen Geſellſchaften verſammelte ſich, was in irgend einer Weiſe ausgezeichnet war oder ſchien, der Adel der Geburt, des Talents und des Beſitzes. Ich ſtand alſo im Mittelpunkte aller Kreiſe, in die ich ſonſt nur von ferne geſehen hatte. Die Gräfin führte mich ſelbſt dahin. Nicht als ein Untergeordneter und Dienſtbarer, nein, wie ein Glied des Hauſes wurde ich von ihr und ihrem Manne, ſonach auch von den Uebrigen, betrachtet und behandelt. Meine muſikaliſchen Gaben mußte ich geltend machen, meine Sprachfertigkeit, mein Vorleſertalent; Schritt vor Schritt leitete mich eine weiſe und mächtige Hand die große Ehrentreppe zum Allerheiligſten hinauf, und mit jeder Stufe wurde mir gezeigt, wie lächerlich, wie klein, wie weſenlos dies ganze Treiben ſei, und als ich oben ſtand, für einige Zeit der Mann des Tages und der Mode, da lag das früher gelobte Land ſo tief und ſo weit unter mir, daß ich mit Beſchämung und mit Lächeln an den Weg zurückdachte. Ich drückte die Hand meiner Führerin erſchüttert an's Herz, und ſie ſagte zu mir ſchwer und bedeutend: „Nicht wahr, mein Freund, nun kehren wir um und zu uns ſelbſt zurück?"

Die Gräfin iſt das merkwürdigſte Weib, welches in einer reichen und langen Erfahrung mir vorgekommen iſt. Ohne blaſirt zu ſein, verachtete ſie die ganze Umgebung, die große, glänzende Scene ihres Lebens aus vollſtem und ſtolzeſtem Herzen. Sie kannte Alles, ſie hatte Alles durchgelebt und ausgelebt, hinter jede Couliſſe geblickt, in jede Falte, in jeden Abgrund. Statt daß ein gewöhnliches Herz unter ſolchen Studien erkaltet und zuſammenſchrumpft, war das ihre nur wärmer und weicher geworden, freilich nach innen gewendet und immer verhüllt. Sie war bis zur Reizbarkeit empfindſam, und war bis zum Hochmuthe. Niemals habe ich ein Auge geſehen, welches die verſchiedenſten und grellſten Empfindungen ſo raſch und ſo voll ausdrücken, ſo mächtig und ſo hoch zurückdrängen konnte. Wenn ſie es in ſtillen mitternächtigen Stunden mit dem wärmſten Strahl der Liebe und der Hingabe auf mir ruhen ließ, o dann hätt ich darauf geſchworen, das unſchuldigſte und einfältigſte Kind einer ländlichen Hütte in meinen Armen zu halten. Und wieder, wenn im Salon ein Seitenblick des Spotts, ein Wink des bitterſten Hohnes, ein Blitz der Verachtung verſtohlen zu mir herüberzuckte, um mir wieder eine Dummheit oder eine Schlechtigkeit in der Nähe anzudeuten, ſo war in dieſem blaſſen, ſcharfgezeichneten Geſicht, in dieſen dunklen Augen auch die leiſeſte Flamme eines weiblichen Gefühles erloſchen, und es ſchauerte mich aus den Wellen ihrer ſchönen Marmorbruſt eine Todeskälte an, vor der mein innerſtes Selbſt erſchrack.

Man ſagt, in aller Liebe ſei die Täuſchung, der Wahn, der fromme Glaube das Beſte. Mir iſt dieſes Glück nicht geworden. Gerade die Hand der Liebe zerriß mir alle Schleier und Nebel der Illuſion und führte mich durch ein Labyrinth von Skepſis, durch lauter Verneinungen, zu ſich ſelbſt und zu mir zurück. Der Weg war lang, die Schule hart. Aber das Ziel und die Lehre deswegen auch doppelt hoch und tauſendfach ſüß, reich und ewig. Ich genas von meinem Ehrgeize. Denn überall, wo ich den Sammt und die Seide der Ehre früher geſehen hatte, ſah ich jetzt das ſchmutzige Unterfutter der Kriecherei und der Selbſtverläugnung. Ich genas von meiner Genußſucht, weil ich an dem reinen, funkelnden Golde des Reichthums den Roſt des ekelhaften Geizes, den Schweiß ägyptiſcher Dienſtbarkeit unterſcheiden lernte. Eine Binde nach der anderen fiel von meinem Haupte. Iſis entſchleierte ſich mir langſam und feierlich. Jedoch ſtarb ich nicht zu ihren Füßen, ſondern ich erwachte an ihrer Bruſt, klar, reſignirt auf Vieles, von allem Schwindel und allem Taumel frei, abgekühlt für die Welt und darum deſto wärmer im innerſten Leben, nicht mehr berauſcht und noch nicht nüchtern, nur geſund in allen Dingen.

Glaubt mir: es iſt eine Mähre, wenn es heißt, die Iſis ſei von Stein. Sie erſcheint uns nur ſo, durch ihre ſieben Hüllen geſehen. Ihr Herz iſt Glut und ihr Blick Licht für den Geweiheten.

Ich muß Euch über einen Punkt aufklären, ſo widerſtrebend ich es auch thue. Den Grafen meine ich. Er war ein guter Menſch und ein ſchlechter Diplomat. Damit wißt Ihr eigentlich Alles. Ich that ſein Werk für ihn, wenn es eines war. Durch dieſe Finger liefen manches Mal die Fäden, welche das große Puppenſpiel zogen und lenkten. Seine Frau ſtudirte ihm die Reden ein, welche ich entworfen hatte. Brauche ich Euch zu ſagen, daß ſie dieſen Mann nicht liebte, niemals geliebt hatte? Es war eine Verbindung, wie ſie in jenen Ständen gewöhnlich geſchloſſen wird. Sie ſprach ſelten und ungern von ihrem Verhältniß zu ihm. Nur das ärgerte ſie, daß er Diplomat war. „Er ſchreibt mir das Geſicht vor,“ ſagte ſie, „welches ich machen muß. Iſt an dem Hofe dort der Himmel klar, ſo darf ich lächeln, ſteht ſein Herrſcher mit dem hieſigen ſchlecht, ſo bin ich nicht zu Hauſe für Andere und langweile mich in meinem Cabinet für mich.“ Ein einziges Mal habe ich ſie über ihre perſönlichen und nächſten Beziehungen zu ihm gehört. Ich danke den Sternen, daß es das erſte und letzte Mal war. In welcher fürchterlichen Aufregung warf ſie ſich an dem Tage an meinen Hals! Ich fürchtete, ſie in meinen Armen ſterben zu ſehen, wie ſie ſchluchzend und krampfhaft ausrief: „Nein, ſeinen Namen will ich nicht mehr hören, nicht mehr führen. Sein Name widert mich an. Er macht ihn zum Geſpötte der Welt. Und ich ſoll um Liebkoſungen bei ihm betteln, die er an meine Modiſtin wegwirft? Ich ſoll ihm Alles, Alles geopfert haben, damit die Weiber mit Fingern auf mich weiſen und die Männer mich impertinent und gierig angrinſen?!“

Das waren Auftritte, Freunde, die ich nicht von meinem inneren Geſichte verbannen kann, und ſtreute ich auch die Aſche eines ganzen Lebens darüber. Ich habe in die Häuſer und in die Herzen der Menſchen geſehen, an welchen das Volk wie zu einer privilegirten Claſſe emporſtaunt, und ich ſchwöre es Euch zu, dieſe Häuſer werden ſo gewiß fallen, bald fallen, als dieſe Herzen ſchon lange, lange gefallen ſind. Sie glauben das nicht, ſie läugnen es, ſie wollen nicht ſehen nnd nicht hören: laßt ſie fühlen!

Es war im dritten Jahre meines Aufenthalts bei dem Grafen, daß ſich aus kleinen und wenig bedeutenden Veranlaſſungen ein Zerwürfniß zwiſchen ſeinem Hofe und dem dieſſeitigen entwickelte. Wir ſaßen eines Morgens am Frühſtück, der Graf ſchon angekleidet für die bevorſtehende große Morgencour, als ein Cabinetscourier mit eiligſten Depeſchen gemeldet wurde. Dieſe brachten entſcheidende Verhaltungsregeln für den Geſandten, er ſollte mit dem Hofe brechen, offen und gewaltſam, jedoch nicht bis zum äußerſten Extreme. Inſonderheit wurde ihm aufgegeben, bei der nächſten Cour mit Eclat zu Hauſe zu bleiben, ohne einen ernſten Vorwand zu ſuchen. Des Grafen Noth und Verlegenheit brauche ich nicht zu ſchildern; er ſah bereits ſeine eilige Abberufung und einen fürchterlichen Völkerkrieg voraus. Wie ein Kind nahm ſich der arme Menſch; wir mußten für ihn denken und handeln, während ihm der Kammerdiener die Gala-Uniform wieder auszog. Seine Beſorgniſſe rechtfertigten ſich in der That, wenn auch nicht in dem Grade, wie er ſie hegte. Das Wegbleiben des Grafen vom Hofe wurde wie eine ſchwere Majeſtätsverletzung geahndet. Unſer Hotel, früher das Aſyl guter Geſellſchaft, ward gemieden wie ein Lazareth. Und obendrein durfte der Graf ſich nicht darin abſchließen, er mußte öffentlich erſcheinen, im Theater, auf den Promenaden, um überall zu ſehen wie man ihm gefliſſentlich auswich, gröblich den Rücken kehrte. Die Gräfin litt getreulich mit ihm. Für ein Weib iſt das wahrlich ein Leiden zu nennen. Sie trug es, wie der Mann es hätte tragen ſollen. In der damaligen, wirklich peinlichen und nicht gefahrloſen Lage habe ich, wie in einer Feuer- und Waſſerprobe, ihren Charakter, ihren Muth erſt als bewährt, als über die gewöhnliche Weiber-Philoſophie erhaben, kennen und anbeten gelernt. Sie, die früher Geſuchte, Umringte, Gefeierte, ſah ſich verlaſſen, wohin ſie kam; ihr Mund, ſonſt ein Orakel, fand keine Ohren mehr, ihre Loge in der großen Oper, das Ziel aller Lorgnons und aller

Wünſche noch vor wenigen Tagen, war eine Einöde geworden, ihr Salon eine Wüſtenei, worin nur einige Nachzügler, einige Malcontente, einige Nullmenſchen, wie Strauße oder Kameele umhertrieben. Und wenn das Weib in der Welt ſtundenlange Demüthigungen und Kränkungen getragen hatte, ſo wartete ihrer daheim noch das härteſte aller Schauſpiele: der Mann mit ſeinen Schwächen und Launen, und mit ſeinem erbarmungswerthen Zorne, ſeiner rathloſen Verzweiflung. Nach ſolchen Marterragen flüchtete ſie erſchöpft zu mir: ich hatte das ſüße Glück, dieſen faſt gebrochenen Stolz aufrichten, dieſes edle, kranke Herz wieder in ſich ſelbſt zurückführen zu dürfen. Nur bei mir konnte ſie ohne Zwang und ohne Scheu weinen, ſich erleichtern und erniedern. Und, es iſt wahr, ſie weinte damals oft. Das Weib behauptete zuletzt ſeine Rechte. „Nur abreiſen," flehte ſie; allein die Pflicht verbot es. „Auf das Land denn!" Nein, lautete die Antwort, es wird ausgehalten, ſo lange es uns gut dünkt. Und nicht einmal das Haus war ihr und ihm eine Freiſtätte, weil die ausdrücklichſten Befehle kamen, ſich oft und frei öffentlich zu zeigen.

Denke ich jetzt an jene Zeit, ſo erſcheint mir ihr Leid ein kleines, ich kann darüber lachen. Ihr gegenüber vermochte ich es nicht. Auch wenn ich ſie nicht ſo gränzenlos geliebt hätte, würde ich mit ihr gezürnt und getrauert haben. So miſchte ſich bei uns Zorn, Liebe und Trauer immer zuſammen, eines im anderen ſtärker oder auch ſchwächer. Und ich kann ſagen, wir ſind uns niemals eigentlich näher geweſen, als in jenen Wochen.

Ein Abend derſelben gab uns, wonach im Stillen ſie und ich lange geſehnt hatten, ein wirkliches Unglück ſtatt einer ſtäten Quälerei. Das Gewitter entlud ſich, freilich nicht auf der Seite, wo es aufgeſtiegen war. Ich gehe raſch über die Kataſtrophe hinweg. Ihr ahnt ſie. Den Grafen hatte ein Zufall in das Geheimniß gezogen, welches ihm wie der Welt ſchuldiger erſcheinen konnte, als es war. Er führte darauf erſt einen entſetzlichen Auftritt mit der Gräfin herbei, dann einen empörenden mit mir. Er war froh, eine Gelegenheit zu haben, ſeine aus anderen Quellen entſprungene Leidenſchaft gegen uns ausſprudeln zu laſſen. Ich verließ das Haus noch in derſelben Nacht. Das Schrecklichſte bei dieſem Schritte war, daß das Gerücht, welches ſeinen wahren Grund nicht errathen konnte, ihn meiner Feigheit und Treuloſigkeit zuſchrieb. Nun hat den Geſandten auch der letzte Freund verlaſſen, hieß es, und die Schadenfrohen frohlockten, während mir die Seele aus tauſend Wunden blutete.

Ich dachte mit dem Grafen eine ernſte und ehrenhafte Erklärung zu haben. Wir wechſelten mehrere Briefe. Von ihr keine Kunde, keine Zeile. Endlich am Vorabend des Tages, der den Grafen und mich einander gegenüber ſtellen ſollte, empfange ich ein Blatt von ihr, das letzte Zeichen ihres Lebens, welches ich bewahre, das allerletzte. Sie ſchrieb mir: „Ich folge Dir. Wenn Du fliehſt, in die Welt; wenn Du fällſt, aus der Welt. Ewig die Deine.“

Da iſt das Blatt....

....Aber ſie folgte nicht, ich floh nicht, ich fiel nicht. Angekommen am Orte der Beſtimmung, werde ich nach einigen Minuten des Harrens von bewaffneten Leuten umringt, geſtellt und abgeführt. Man macht mir den Proceß, wie Einem, der diplomatiſche Noten veruntreut, telegraphiſche Mittheilungen verrathen hat. Ihr kennt die Art und Weiſe ſolcher Verhandlungen noch nicht, die furchtbare Heimlichkeit in unſeren Tagen des Rechts, in einem Lande der Oeffentlichkeit. Ich verſchwand für die Welt, die Welt für mich.

Aus jahrelanger Haft, aus dem Schweigen des Kerkers ſteige ich wie aus dem Grabe wieder empor. Mein Haar iſt gebleicht, mein Scheitel kahl geworden. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr, geſchweige die Menſchen. Nach und nach zu mir gekommen, frage ich nach dem Grafen. Er iſt verſchwunden. Ich eile ihm nach in ſeine Heimath; man weist mich an den Gränzen zurück, man droht, wenn ich es wage einzudringen, man zieht Steckbriefe hervor und nennt ein Land, ein fernes, fremdes und doch wohlbekanntes Land, bei deſſen Namen mein Blut gerinnt. Ich ſtürze zurück, um nicht aus einem Gefängniß in eine Gruft zu fallen, ich ſuche, ich ſpähe, ich forſche mit dem Verlangen der Rache und der Sehnſucht der Liebe; es iſt Alles umſonſt. Im Innern eines ungeheueren Reiches iſt er mir verloren gegangen, an dem ich mein Unglück blutig heimſuchen wollte. Und ſie mit ihm, Gott weiß in welchen Schmerzen, Schmerzen um mich und durch mich. Ich habe nichts wieder von Beiden vernommen. —

Nun habt Ihr den Schlüſſel zu meinem Leben, zu meiner Heftigkeit, zu meinem Zorn, zu meinem Ingrimm. Nach jener Zeit habe ich nicht mehr gelebt. Auch wollte ich nicht. Ich verſenkte das Vergangene wie einen Hort in meine Bruſt, und darüber rauſchte der ſeichte, laute Strom der täglichen Woge gleichgiltig und mißfarbig fort. Ihr ſeid die Erſten, welche ich in ſeine blauen Räthſel hinunter blicken laſſe; die Erſten, die Letzten, die Einzigen. Was jetzt noch an mir iſt, ein früh alt und ſtumpf gewordener Menſch, der nichts will und nichts ſoll in der Welt, — ſeht, es verlohnt ſich der Mühe nicht, darüber noch zu reden und zu klagen.

Füllt mir die Gläſer! Und wollte der Himmel, es wäre ein Tropfen der alten Lethe, welchen wir hinunter ſtürzen! Auf Vergeſſen, Freunde, auf ewiges Vergeſſen! —

Der dritte Freitag kam, nur der Poet nicht, welcher erzählen ſollte. Er hatte den zwei Anderen, dem Travaller und demjenigen, welcher nicht mehr Diplomat geheißen ward, durch die kleine Polin ein Brieflein zuſtellen laſſen, darin ſtand:

— Geht allein heute und trinkt allein und ſeid allein fröhlich! Die Geſchichte des Poeten bleibt er Euch ſchuldig; denn ſeine Geſchichte iſt noch nicht fertig. Es wird ein Frei-Tag kommen, welcher ihr den rechten Schluß macht. Und dann kommt auch er wieder, Euer Poet! —

Molken-Kuren.

∴

„Sagten Sie nicht was?“

— Ich? Keine Silbe! —

„Aber Sie, Baron?“

— — Ich gähnte blos laut. —

„Das können wir Alle. Allons donc: ein neues Plaiſir, ein Geſellſchafts-Spiel für Kurgäſte! Andere Menſchen denken blos laut, wir gähnen laut. Allgemeine Gähnfreiheit. Und zwar à tempo. Der Graf hat das Commando!“

— Brava! —

„Braviſſima!!“

— Eins, zwei, drei!!! —

Und ein ungeheueres Gähnen, mit obligatem Gelächter, erfüllte die Lüfte.

„Ich finde," bemerkte der Graf und zündete ſich ſeine Cigarre auf's Neue an, „ich finde, daß die Molke unſeren Lungen ſchon ungeheuere Dienſte gethan hat. Wir gähnen unſer Uniſono ſo laut, daß mancher deutſche Hofopernchor ſich ein Muſter an uns nehmen könnte!"

— Und daß unſere Nachbaren, die Eſelein im Stalle, alsbald einfallen werden.

„Eigentlich, meine Herren," ſagte der Graf wiederum, „iſt es eine Sünd' und Schande, daß ein Halbdutzend Leute unſeres Schlages nicht einmal für ein Paar Wochen das ſchlechte Wetter des lieben HerrGotts in gutes zu verwandeln wiſſen. Wofür haben wir denn Geiſt und Gaben? . ."

— Esprit pour quatre, unterbrach der Baron, unſer ſechſe. —

„. . Ah bah, keine ſchlechten Witze! Da laſſen wir die Damen im Molkenſaale ſitzen" . . .

— Sammt ihrem Strickſtrumpfe! —

„. . . . laſſen das Billard im Rauchzimmer ſtehen" . . .

— Sammt den Biergäſten aus Tegernſee, Schlierſee, Achenſee und anderen ſchönen Gegenden! —

„. . . und laſſen die Zeitungen im Leſecabinet liegen" . . .

— Pfui Teufel, Zeitungen! Graf, es iſt weit mit uns gekommen, daß Sie an Zeitungen erinnern.

dürfen. O Landbote, o Landbötin, o Ausland, o Inland! Donnerwetter, meine Herrn, ich ſtimme dafür, daß Kreuth ein langweiliges Neſt iſt. **Aux voix, Messieurs!** —

Der Baron ſchlug auf den Tiſch, daß die Kaffeetaſſen erſchreckt zuſammenfuhren. Seine Freunde lachten ihn aus.

— Mir ſchwante dergleichen was, fuhr er fort, da ich hereinreiste. Mein Doctor verordnet mir eine Luftkur. **Bon.** In München fing ſie vorbereitungsweiſe damit an, daß ich ſammt fünf anderen Individuen in einen drei Fuß breiten und drei Fuß langen und drei Fuß hohen, bref in einen dreiquadratfüßigen Eilwagen, **ça veut dire** Weilwagen geſperrt werde. **Ajoutez:** erſtens eine Hitze von ein und zwanzig Réaumur, zweitens ein **Maquignon** aus Mecklenburg, allein drei Schuh breit, neben mir, **ou plutôt** auf mir, und drittens mir gegenüber, **ou plutôt** über mir eine hektiſche Putzmacherin aus Neu-Ulm. Schachteln, lebendige und todte, ungerechnet, ditto eine Säugamme, für den alten Engländer **expressément** verſchrieben, der ſeine Gaismolke nach neuer Methode mit ein Drittel Eſelsmilch und ein Drittel Menſchenmilch vermiſcht trinkt. **O horrible, horrible, most horrible!**

Der Baron ſchüttelte ſich.

„Was will das bedeuten,“ erwiderte der Aſſeſſor, „im Vergleich zu meinem Elende? Denken Sie ſich, Verehrteſte, daß ich mit einer Berliner Jüdin von Magdeburg bis Kreuth tête-à-tête gereiſt bin, Tag und Nacht, und daß ſie, Tag und Nacht, jeden Maulwurfshaufen als das „Hochjebirje“ emphatiſch begrüßte, und bei jeder Baracke am Weg den Conducteur fragte, ob das Kreuth wäre, und bei jedem Klee-, Bohnen- und Wicken-Feld die lange Naſe aus dem Orient wie ein junges Füllen emporreckte, um mir die Augen auszuſtoßen und nach Verſchrift des „Hausarztes“ die „Jebirgsluft“ ordentlich wirken zu laſſen.“

— En voilà une, lachte der Baron. —

Der Graf meinte: „Mit allem dem kommen wir um nichts weiter. Da ſind wir einmal. Da bleiben müſſen wir einmal. Alſo: einen Entſchluß gefaßt. Amüſiren wir uns. Trotz Regen und Kälte, trotz Kräuterſaft und Molke, trotz Doctor und Apotheker: amüſiren wir uns. Es lebe Herr Hampelmann; er amüſirte ſich doch!“

— Vive Hampelmann, quand même! —

— Viva, viva! —

— Eljen! —

— Hampelmann for ever!

Die jungen Männer, ſechs bis acht etwan an der

Zahl, erreichten ihren Zweck; ſie amüſirten ſich. Glückliche Jugend, genügſame, ſchöne, ſelbſtzufriedene Zeit! Von dem grauen Himmel goß es in Strömen hernieder, wie nur ein Landregen im Hochgebirge zu gießen vermag. So dunkel und ſchwer war die Luft, daß vom Blauberge auch nicht ein Stein ſich zeigte. Die Fahne auf dem grünen Wieſenplan vor dem großen Badehauſe hing trübſelig, mit verwaſchenen Farben, an der hohen Stange herab. Auf das leinene Dach des Balkons, wo die Vergnüglinge ihren kurwidrigen Nachmittagskaffee ſammt kurwidrigeren Cigarren in kurwidrigſter Langweile einnahmen, klatſchten die Tropfen wie der natürlichſte Waſſerfall. In dem Hotel ſelbſt alles wie ausgeſtorben: die Damen ſtrickten, plauderten, federballten im Molkenſaal, Kranke und Alte ſchliefen, Kinder und Hunde krochen froſtig in ein warmes Küchenwinkelchen. Es war eben eine Stunde, wie ſie nur in Kreuth erlebt werden kann.

„Ich möchte wiſſen,“ begann nach einer kurzen Weile Einer der Amüſanten mit leiſerer Stimme wieder, „wie es unſer Solitaire drüben anfängt; mir ſcheint, der impertinente Menſch ennuyirt ſich niemals.“ Zu dieſen Worten winkte er mit den Augen an ein kleines Tiſchchen hinüber, wo, ein Paar Schritte von der Gruppe entfernt, ein Mann allein hinter ſeiner

Kaffeetaſſe und einem Buche ſaß, die Füße bequem und nachläßig auf einem zweiten Stuhl ausgeſtreckt. Er nahm an nichts Theil von allem, was um ihn vorging; freilich ging auch nichts vor. Sein Auge, gewöhnlich auf die Blätter des Romans geheftet, flog dann und wann nur auf einen Blick in das Gewölk und in den Nebel empor; übrigens ein dunkles, großes Auge, nur lang beſchattet und faſt immer halb geſchloſſen.

„Fragen wir ihn," hieß es am runden Tiſche.

— Mauvais genre, tadelte der Baron, das Abſondern und Abſchließen. Wozu das? Herr von Reſau! Wer iſt Herr von Reſau? Wollen wir was Apartes haben, die wir doch auch was Apartes ſind? Par exemple! Freiheit und Gleichgiltigkeit: das iſt wenigſtens meine Maxime, verſteht ſich nur im Bade. —

„Ebendeswegen, Baron! Freiheit und Gleichheit! Laſſen wir ihm die ſeine!"

— A d'autres, mon cher comte! Ich frag' halt. Eine höfliche Frage, damit kommt man durch die ganze Welt; ſagte mein ſeliger Hofmeiſter, der der höflichſte Menſch von der Welt war und nie weiter kam als von meines Vaters Schloß in meines Onkels Pfarrhaus. A propos, — rief er dann an das kleine Tiſchlein, ſich halb umdrehend, hinüber, — à propos, Baron Reſau, wir reden ſo eben darüber, ob Sie ſich wirklich niemals langweilen, comme nous autres gens du monde? —

Der Unterbrochene ſah halb lächelnd auf; ein Lächeln, welches die ſchönſten Zähne unter dem ſchönſten dunklen Schnurrbart zeigte und einen im regelmäßigen Ausdruck ſtrengen, beinahe unfreundlichen Mund angenehm entwölkte. Er antwortete in dieſem Lächeln: „Nein, Herr von Dahlen, niemals.“

— Und warum nicht, s'il vous plait? —

„Weil ich immer allein bin.“ Das Auge ſchloß ſich wieder halb, um den Mund zuckten die alten Falten zuſammen.

— Impertinent! —

So murrte der Baron Dahlen vor ſich hin; er hätte es lauter geſagt oder mehr hinzugeſetzt, wenn ihn nicht ein Blick des Grafen zurückgehalten. Letzterer, um keine verdrüßliche Scene aufkommen zu laſſen, fragte weiter: „Darf man wiſſen, wer im Augenblicke Ihre Einſamkeit mit Ihnen theilt, Herr von Reſau?“ —

„Ich leſe die Molkenkur von Ulrich Hegner.“ —

„Iſt das gut?“ —

— Connais pas. —

„Ein altes Buch ſchon, dünkt mich?“ —

„Und ein ſehr einfaches, Herr Graf, nach der neuen Weiſe des Urtheils und des Geſchmacks.“ —

„Kommt nicht ein hypochondrer Oberſt drin vor und eine Mésalliance?“ So fragte der Aſſeſſor. —

„Allerdings, wenn Sie eine Heirath aus Liebe Mésalliance nennen, weil der Mann eines Predigers Sohn war und das Mädchen ein Fräulein von.“ —

„Damals,“ kritiſirte der Aſſeſſor weiter, der, im Vorübergehen bemerkt, von bürgerlichem Stande war, „damals hatten es die Autoren gut. Mit einem Bändlein mittelmäßiger Gedichte rangirten ſie zu den deutſchen Claſſikern. Eine ſchale, alltägliche Erfindung, biſſel Sentiment dazu, viel Moral, ſehr viel Moral, puff! der Roman war fertig. Keine Idee von Paſſion; nichts Erhabenes, nichts Abgründliches; keine Erſchütterung, nur eine Unterhaltung, wenn's hoch kommt, für junge Mädel. Mich wundert, wie Sie dergleichen noch leſen mögen, da Sie die geſammte Literatur, alt und neu, und nicht blos oberflächlich zu kennen ſcheinen, Herr von Reſau?“ —

„Ebendeswegen, Herr Aſſeſſor, ebendeswegen. Sie haben Recht: von Paſſion hat mein alter, ehrlicher Schweizer keine Idee. Es iſt, wie ich dem Grafen Letten ſagte, eine ganz einfache Geſchichte, ganz einfach erzählt: ein Tag in den Alpen, klar, kühl, geſund.“ —

— Beitrag zur Molkenkur alſo? —

„Warum nicht, Herr Baron?“ —

— Molkenkur leſen, Molkenkur machen. Je vous la souhaite bonne et heureuse. Sie müſſen einen famöſen Magen haben. —

„Und eine recht ſchwache Bruſt. Das Reden greift mich an. Verzeihung, meine Herren!“

Mit einem verbindlichen Neigen des Hauptes kehrte der Leſer zu ſeinem Buche zurück. In ſeiner ganzen Weiſe lag etwas ſo durchaus Unbefangenes, Beſtimmtes, Ruhiges, ſo gar nichts von Zwang und Anſpruch, daß Niemand von ſeinem Zurücktreten aus der angeſponnenen Unterhaltung ſich verletzt fühlen konnte. Der Baron Dahlen ſelbſt hatte ſchon einmal, halb im Scherz und halb im Ernſt, über ihn geſagt: Ce diable d'homme, s'il n'était pas tout-à-fait comme il faut, il faudrait lui montrer comme il faut être avec des gens comme il faut. Beharrlich war, wie von dem Désennuyés-Clubb auf der Terraſſe, Neſan während ſeines ganzen Aufenthalts von der Geſellſchaft entfernt geblieben; eine Haltung, welche in Kreuth ſchwierig, kaum möglich, jeden Falles auffallend iſt. Die Molkengäſte ſind durch die Hausordnung und durch örtliche Verhältniſſe auf dieſelben Stunden, in dieſelben Räume gewieſen; ein gemeinſames Wohnhaus, gemeinſame Mahlzeiten, gemeinſame Kurmittel machen Eine große Familie aus Fremden und Bekannten, welche die Gebirgsſchlucht noch entſchiedener gegen Außen abſchließt. Da liegt, mitten im bairiſchen Hochlande drin, dies moderne Kloſter oder Phalanſtère oder engliſche Country-seat; heraus kann Niemand, bei ſchlechtem Wetter doppelt nicht, ſich hervorthun wieder Niemand, weder durch Geld noch durch Rang, ſich abſondern endlich nur, wer es gewaltſam verſucht und feſt durchführt.

So Reſau.

Schon ſeit mehreren Wochen anweſend, blieb er der für die Saiſon geſammelten Geſellſchaft fortwährend ein Fremder. Wer iſt denn der blaſſe Mann von Nro. 61? hieß es. — Kein Beſcheid als der äußerſt dürftige des Gaſtbuches: Karl Anton von Reſau, Gutsbeſitzer aus Sachſen. — Ein Fabrikant aus dem Voigtlande wollte die Familie kennen und machte ſich als Landsmann an den Unnahbaren; höflich aber kalt ward ihm begegnet. — Die Damen, gewöhnlich der Kreuther Geſellſchaft Mehrzahl, fanden den Schweigſamen zuerſt intereſſant, da das nichts frommte, affektirt, und endlich da das nichts ſchadete, langweilig. Sie wollten nur wiſſen, ob er verheirathet ſei. — Ich wette, Wittwer, ſagte eine junge Edeldame aus Franken, und es gefällt mir von ihm, daß er um eine gewiß geliebte Frau ſo tief und ſo treu trauert. — Ach nein, meine Beſte, eher unglücklicher Anbeter, lispelte eine Wittwe, das coeur incompris der Geſellſchaft und ein Stücklein von einem Blauſtrumpf. — Vous n'y êtes pas, Mesdames, entſchied der Baron, er iſt Bräutigam; daher ſeine Trauer. Connu. Das könnte mir ſogar eine unheilbare Melancholie geben.

Was ſorgen ſich doch die Menſchen um Einen, der nicht iſt wie ſie? Suchet ſie auf, und ihr werdet nicht finden; fliehet ſie, und ihr werdet geſucht ſein. Die Geſellſchaft hat die Richtung des Jahrhunderts angenommen: ſie nivelliſirt. Reſau ragte als einzelner, ſtarrer Fels in die Höhe; ſein Auge, wenn es ſprach, ſprach aus, daß dieſer Fels ein Vulkan, aber ein ausgebrannter. Auch war er ernſtlich leidend, wie der Arzt verſicherte, nicht blos Dilettant. Er brauchte ſeine Kur gewiſſenhaft. Das erſte Morgengeläute, früh um ſechs Uhr, ein ewiges crève-coeur für den Baron, traf ihn ſchon mit dem Glas in der Hand in der Trinkhalle. Nach der Molkenſtunde ging er gewiſſenhaft ſpazieren, dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen. Er frühſtückte auf ſeinem Zimmer, ſpeiste nie zu Nacht und ſaß an der Mittagstafel neben einer alten Dame, welche taub war, ſo daß ſeine Unterhaltung ſich auf die Muſik beſchränkte. Seine einzige Unregelmäßigkeit, deren er ſich vor dem Arzte ſelbſt anklagte, beſtand in häufigen Nachtwachen. Späte

Gäſte hatten in ſeinem Zimmer noch Licht bemerkt, wenn das ganze Haus ſchon in tiefem Schatten des Schlafes lag.

Derſelbe Regentag, welcher die jungen Löwen der Kreuther Welt ſo grimmig gemacht hatte, ging in einem ſchönen, ſtillen, blauen Abend an den Bergen nieder. Vom Sonnenlicht gelockt, verließen die gefangenen Bienen ihre Zellen, eine nach der anderen, und ſchwärmten auf dem grünen Plateau und in den Sandwegen nächſt dem Hotel luſtdürſtend und ſtrahlenfroh umher: kranke, ſchwache Geſtalten zum Theil und bleiche Geſichter, auf welche die furchtbare Krankheit mehr oder minder deutlich ihre ſchrecklichen und doch ſchönen Züge geſchrieben. Die Muſik ſpielte auf vor dem Hauſe und weckte den Widerhall der ernſten, großen Berge mit ihren heiteren Weiſen. Aus den Wäldern hauchte ein friſcher Lebens-Athem, Harz- und Laubduft, vermiſcht mit dem ſchöpferiſchen Brodem der erquickten Erde, über die geſunden Blumen des Gebirgs und über kranke Menſchen aus der Ebene.

Baron Dahlen, wie gewöhnlich umgeben von einem Häuflein junger Männer, ſtand abermals auf dem in eine Terraſſe verwandelten Balkon und kritiſirte Natur und Geſellſchaft, was gerade an dem beweglichen Auge ihm vorüberſtreifte. Graf Letten, der Einzige, mit dem Reſau zuweilen verkehrte, ging mit Letzterem hin und her vor dem Hauſe.

Plötzlich öffnete ſich die Hauptthüre und es trat eine Dame heraus, welche den Kreis der Männer durchſchritt, die ſteinernen Stufen hinabſtieg und geradeaus in den nächſten, dem Walde gegenüber zuführenden Fußpfad lenkte. „Eine Fremde," ſcholl es um ſie her, hinter ihr drein. Die Lorgnetten flogen heraus: Wer iſt ſie? — Woher kommt ſie? — Kennt ſie Jemand? — Lauter Fragen, keine Antwort. — Mit dem Eilwagen kann ſie nicht gekommen ſein, verſicherte Einer der Herrn; er war leer, wie wir alle vom Fenſter des Speiſezimmers zu Jedermänniglichs Verzweiflung bemerkt haben. — Mit Extrapoſt denn? — Eben ſo wenig, es iſt heute keine herein. — Per Jäckel alſo. — Das heißt im Argot von Bad-Kreuth mit dem Münchener Stellwagen. — Alle Geſichter verlängerten ſich, die Lorgnetten fielen maleriſch auf das Gilet zurück: Per Jäckel alſo! — Nichts Geſcheites. — Am Ende gar eine Freigäſtin. — Tout au plus eine Landrichters-Wittwe aus der Umgegend. — Pas si vite, Messieurs, ſagte der Baron, die Fremde aufmerkſam verfolgend mit dem Glaſe. Très-bien chaussée, très-bien gantée; une mise tout-à-fait simple et distinguée; je vous dis, que c'est une femme du monde. — Ou femme artiste, erwiderte ein Dritter, der mit Reſau inzwiſchen herbeigetretene Graf Letten. — Ou malheureuse femme, ſchloß Jener, Reſau, langſam und mit Nachdruck. — Voilà encore de vos idées romanesques, lachte Dahlen. Eine Unglückliche. Comme si ça était une qualité! — Non pas pour les passeports, mais pour les coeurs.

Die Fremde ging, ohne rechts oder links, rückwärts oder aufwärts zu blicken, ihres Weges gerade vor ſich hin. Ahnte ſie, wie es das Weib, auch ohne Aug' und Ohr zu brauchen, im Stande iſt, daß ſie der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit war? Die Herren von der Terraſſe beobachteten ſie fortwährend, um in ihrer Erſcheinung beſondere Kennzeichen, Jeglicher zum Beweiſe für ſeine Vermuthung, zu erſpähen und anzugeben. Eine herrliche Geſtalt, darüber waren alle einig; auffallend ſchönes Haar von aſchblonder Farbe, in zwei reichen Flechten aufgeſteckt am Hinterkopfe, um ſo bemerklicher, als es der Hut, am Arme getragen, nicht verſteckte; ein ſchwarzes Kleid und eine Mantille von gleichem Stoffe; Fuß und Hand, wie Dahlen ſcharfſichtig bemerkt hatte, ſehr hübſch von Natur und hübſcher noch in der bekleidenden Kunſt. Die Neugier ſteigerte ſich mit jedem Schritte, den die Fremde weiter ſetzte. Man rief Lorenz herbei, den Leib- und Hof-Zwerg, des Bades komiſche Figur, eigentlich ein tragiſches Denkmal, wenn auch nicht in koloſſalen Verhältniſſen, vom Verfalle menſchlicher Größe, maßen er vom Vorzimmer eines weiland bairiſchen Fürſten ſich bis in die Küche eines Badeortes herabgedient. Lorenz, wer iſt die ſchwarze Dame? — Kann nicht aufwarten, Herr Graf, erwiderte mit ſchnarrender Stimme das vierzigjährige Kindlein, indem er die elegante Morgenmütze, — „Sie ſollen ihn nicht haben“ ſteht um den Rand gedruckt, — von dem kleinen Schädel riß. — Woher kam ſie? Wann traf ſie ein? Und wie? — Heute Nachmittag, mit dem Jäckel, während die Herren im Billard Poule ſpielten und mich mit der Queue im Gang umherjagten. — Animal, und davon meldeſt du nichts? Gleich nach dem Fremdenbuch! — Es ward gebracht; der letzte Name lautete: Madame Fiſcher. Stand: leere Rubrik. Wohnort: Berlin. — O Gott, ſchon wieder eine Berlinerin; meine armen Ohren, wehklagte der Aſſeſſor. — Madame Fiſcher, wiederholte der Baron Dahlen. Mais ce n'est pas un nom, c'est un masque ça. —

Drüben auf dem grünen Plateau, unmittelbar der

Terraſſe gegenüber, hatte ſich unterdeſſen die Fremde niedergelaſſen. Es ſteht als Mittelpunkt des Bowling-Green ein Baum dort, und drum herum eine runde Bank. Sie ſaß, das Geſicht der Abendſonne zugewendet. Und welch ein Geſicht! riefen alle Gläſer aus. Zwei Damen entfernten ſich, als ſie herankam, und gingen weiter. Halte das Niemand für eine Unart: die Fremde war ja eben eine Fremde, die zwei Damen aber vom bekannteſten und reinſten Landadel aus der Umgegend, und Kreuth ein Bad, wo geſellige Freiheit und Gleichheit herrſcht. Soll da ein Fräulein nicht aufſtehen und davonlaufen dürfen, damit ſie nicht, auf einer und derſelben Bank mit einer Unbekannten, in derſelben Sonne Strahl, in deſſelben Baumes Schatten ſich etwan compromittire?

Der Baron Dahlen, welcher nicht eine Minute ſeine Lorgnette von der Fremden abgewendet, ſagte zu ſeinen Nachbaren: Messieurs, c'est quelque chose d'extraordinaire; en fiez-vous à moi. Je propose une chasse, une découverte, une expédition. — A la chasse, wiederholte es, en avant, en route! — Sie zwei nehmen den Weg links, ich mit dem Grafen gehe rechts um das Plateau. In der Mitte treffen wir uns, das heißt treffen wir ſie. Und wer coupirt ihr den Rückzug, falls ſie etwan in's Haus retiriren wollte? Ah, c'est votre affaire, M. de Resau. — Ich danke, Herr Baron, antwortete dieſer ernſt und trocken; für mich keine Rolle in Ihrem Luſtſpiel, bitt' ich. — Ma foi, c'est vrai; elle est malheureuse femme. Je n'y pensais pas. — Der Baron lachte und zog den Grafen Letten am Arme fort; der Aſſeſſor mit einem Vierten bog links ein, dem Angriffsplane gemäß. Reſau ſchlug verſtimmt und geärgert einen Seitenpfad ein, der in den Wald und auf einen mit einem hohen hölzernen Kreuze bezeichneten Hügel, den erſten Abſatz des Hohlenſteins, leitet. Dort angekommen, — es ſind nur wenige in Fels und Raſen gefügte Stufen bis hinauf, — warf er ſich auf die feuchte Bank. Unwillkürlich kehrte ſein Auge zu der Unbekannten zurück. War es eine geheime Sympathie für eine Einſame, in welcher er auf den erſten Blick eine „Unglückliche" geahnt haben wollte, oder zog ihn vielmehr der Aerger an dem leichtfertigen, wenn auch nicht übel gemeinten Spiele der gelangweilten Cavaliere zu dem ſchutzloſen Weibe hin, das vielleicht durch ihre Zudringlichkeiten geſtört und beängſtigt wurde? Er ſah von ſeiner Höhe herab, wie die zwei Paare ihren Kreislauf immer enger um ſie beſchrieben; da ſie nur wenige Schritte von ihr entfernt waren, ſprang ſie plötzlich von der Bank auf, eilte queer durch das naſſe Gras und durch Gebüſch den

Berg hinan und ſtand in wenig Minuten vor ihm. Sonderbar, dachte Reſau. Er fing an irre zu werden an ſeiner erſten Vermuthung; ein ſo auffallendes Benehmen zeigte entweder vom ſchlechter Erziehung oder von — etwas noch Schlechterem. So mochten es die jungen Parforcejäger nehmem; ſie folgten ſporenſtreichs, luſtig, lachend und winkend, der friſchen Spur ihres Wildes. Und dies, im Bilde zu bleiben, blickte wie ein Reh mit großen, erſchrockenen Augen, mit hochrothen Wangen, mit ſichtlich klopfender Bruſt auf, als der geſuchte Schlupfwinkel am Fuße des Kreuzes auch ſchon, von einem Verfolger vermeintlich, beſetzt war. Reſau begegnete finſter ihrem Blicke. Er rührte ſich nicht von der Stelle; zwei Schritte von ihm ſtand die Unbekannte, den Arm ermüdet auf die Lehne der Bank geſtützt, und die andere Hand auf dem vom Steigen und vor Bangigkeit ſchlagenden Herzen.

In einem Ru war auch die kleine Treiberbande oben. Il a été plus heureux que nous, rief Dahlen von Weitem ſchon. — Alice und Robert am Kreuze, ſo der Aſſeſſor. — Allons, voyons Bertram.

Es folgte ein Auftritt, der in ſeinem raſchen Verlaufe ſchwer zu ſchildern ſein wird. Dahlen, der Erſte am Ziele, näherte ſich der Fremden mit einer leichten, aber höflichen Verneigung. Madame, ſagte er, je prends la liberté de vous prévenir … — Monsieur, war die zitternde Antwort, je ne sais pas, … je n'ai pas l'honneur, .. je ne parle pas le Français, brach ſie haſtig ab. — Tant mieux. So darf ich Ihnen wohl in gutem Deutſch ſagen, daß Sie als neuer Gaſt Ihre Kur mit einem ſo reſoluten Bergſteigen ſehr gefährden. — Wenn gnädige Frau überhaupt die Kur hier brauchen wollen, ſetzte, halb fragend, der Aſſeſſor hinzu. — Die Herren hielten die Fremde eingeſchloſſen, Graf Letten am weiteſten zurückſtehend. Reſau verließ ſeinen Platz nicht; ſein Blut kochte. — Ich glaube, meine Herren, ſetzte die Geängſtigte hinzu, indem ſie gewaltſam nach Faſſung rang, ich glaube, daß dieſes Niemanden intereſſirt, Niemanden angeht. — Der Schluß war feſt, ſogar hart; ſie warf den Kopf dazu haſtig zurück, verhüllte ihn mit Hut und Schleier und wollte durch die Herrn hindurchbrechen. — Pardon, Madame, fuhr Baron Dahlen unerbittlich fort, aber in einem Kurort ſteht höfliche Anſprache einem Jeden zu, ſo denke ich und ſo denkt alle Welt. — Ich bitte Sie, mich nie wieder mit einer ſolchen zu erſchrecken, mich frei zu laſſen, mich ruhig zu laſſen, ach Sie wiſſen nicht, … — Ne lâchez pas, flüſterte der Baron, den der Widerſtand reizte, und der auch ſeine Gewandtheit vor ſeinen Begleitern zeigen wollte, dieſen zu, ne lâchez pas. — Et je vous dis moi, que vous lâcherez toute de suite, ſo ſchrie auf einmal Reſau, auffahrend und zwiſchen die kleine Gruppe tretend. — Hein, fragte der Baron, zornig umblickend. — Graf Letten wollte begütigend ſich in's Mittel legen, es war zu ſpät. Eine längſt und immer empfundene wechſelſeitige Antipathie der beiden Männer ſprudelte gewaltig bei dieſem Anlaſſe empor, nach welchem vielleicht alle zwei insgeheim nur geſucht hatten. — Ich wiederhole, daß Sie dieſe Dame ſofort gehen laſſen werden, wohin und wie ſie will, ohne ſie weiter zu beläſtigen und zu verfolgen. — Regardez donc le chevalier sans peur et avec reproches. — Ja, die mache ich Ihnen vor Allen, Herr von Dahlen, und acceptire die Ritterſchaft, ſofern Madame es geſtattet, in jedem Sinne; verſtehen Sie, meine Herrn, in jedem! — Nous ne sommes pas si difficiles à comprendre, ziſchte der Baron, soit donc entre nous deux. — Soit! — Die Fremde war in Thränen ausgebrochen und drohte umzuſinken: Reſau bot ihr ſeinen Arm, und ſie ſchwankte, auf dieſen geſtützt, an allen Gliedern zitternd, die Stufen hinab. Graf Letten eilte nach, um wo möglich noch zu beſchwichtigen, während der Baron mit den zwei Uebrigen ſich auf dem Waldwege verlor. Reſau geleitete, ohne ein Wort mit ihr zu wechſeln, ſeine Dame bis an die Terraſſe und verabſchiedete ſich mit einem ſtummen, kalten Gruß.

Am folgenden Morgen erzählte es ſich die geſammte Bad-Geſellſchaft beim Molkenfrühtrunk als öffentliches Geheimniß, der Solitaire ſchlüge ſich auf der öſterreichiſchen Gränze mit Baron Dahlen für die Fremde, welche er geſtern Abend am Arm nach Hauſe geführt hätte. Der Amtsarzt von Tegernſee war noch in der Nacht herbeigerufen worden, weil der Arzt des Bades ſeine regelmäßigen Verpflichtungen um eine ſo geſetzwidrige Veranlaſſung nicht aufgeben wollte, ſolches auch um ſo weniger durfte, als eben die Fremde nicht gefahrlos erkrankt war und ſeinen ganzen Beiſtand in Anſpruch nahm. Die Geſchichte ging wie ein Lauffeuer durch alle Ohren, über alle Lippen; in der ganzen Saiſon fing keine Molkenſtunde ſo früh und ſo verordnungsmäßig an und ſchloß ſo ſpät, unter ſo kurwidrig aufgeregten Geſprächen, Erkundigungen, Vermuthungen. Die Handelnden in dem kleinen Schauſpiel ſtiegen in der öffentlichen Theilnahme noch raſcher, als das am Thore des Kurſaales angebrachte Barometer von Leo

Baccano, das wetteifernd mit der Windfahne einen heiteren Tag für ein dunkles Beginnen verkündigte. Der Solitaire ward wieder ſo intereſſant als in der erſten Zeit ſeiner Erſcheinung, nur das wollte keine Seele glauben, daß auch er die Unbekannte zuvor nie geſehen, nie geſprochen hätte, nicht einmal oben am Kreuze, wiewohl das Graf Letten hoch und theuer verſicherte. Den Baron Dahlen beklagten die Damen am meiſten, nicht blos weil er offenbar Unrecht hatte in dem ganzen Handel, ſondern auch weil er der Unterhaltendſte von allen Herrn geweſen, und ſo witzig, nein und ſo poſſierlich, ach und ſo ganz bon genre, mit ſeinem halbdeutſchen und halbfranzöſiſchen Gewälſch. Und die Fremde? Der weibliche Theil ſprach ihr Todesurtheil von vorne herein: Wehe über die Abenteu'rerin, welche unſere ganze friedliche Geſelligkeit mit einem Male zerſtört. Die Männer ſchwuren ſich dagegen ganz ſachte in's Ohr, ſie ſei ſchön wie ein Engel. Beſtätigte es doch ſelbſt der Doctor. Unparteiiſch in der Sache blieben nur die Kranken: ſie ärgerten ſich über den Skandal in einem königlich bairiſchen Kurort, und ſchlürften huſtend, grämlich und verdroſſen ihre warme Gaismolke.

Der Zweikampf ſollte im Achenthale ſtattfinden, in einer Schlucht, wo das bairiſche Blau- und -Weiß friedfertig neben Oeſterreichs Schwarz-und-Gelb ſteht. Zwei Wagen fuhren mit Tagesanbruch hinaus: in dem einen Reſau, Graf Letten, ſein Sekundant, und der Arzt; im anderen der Baron Dahlen, der Aſſeſſor, welcher ihm ſecundiren wollte, und ein neutrales, aber auf alle Fälle vortreffliches Frühſtück.

So waren ſie Morgens um vier Uhr fortgezogen, und ſo kamen ſie Abends um zehn Uhr zurück: –

Einer fehlte ganz und gar: – –

Nämlich das Frühſtück.

Einer lag rücklings im Wagen: – – –

Nämlich der Aſſeſſor, complett betrunken.

Der Baron trug, äußerſt maleriſch, den linken Arm in einer ſchwarz-ſeidenen Schleife, lachte überlaut, vielleicht ein bischen gezwungen, und gelobte einmal über das andere, ſeinem Feinde ewige Freundſchaft. Dieſer ſaß neben ihm, ernſt und ruhig wie immer. Der Arzt überwachte den Aſſeſſor, und Graf Letten, froh, daß Alles ſo gut abgegangen, leiſtete den verſöhnten Todtſchlägern freundliche Geſellſchaft.

Als die beiden Kutſchen in nächtlich verſchwiegenem Dunkel möglichſt geräuſchlos an der kleinen Terraſſe auffuhren, ſtürzten mehr Köpfe, denn je zuvor in Kreuth beiſammen waren geſehen worden, aus den noch vollzählig beleuchteten Fenſtern, und noch einmal ſo viele Füße die tönenden Treppen herab. Die Köpfe waren weiblichen Geſchlechts, alſo Nachthäubchen von aller möglichen Hauptſtadt-Eleganz im Bade; die Füße männlichen Geſchlechtes, das heißt ungeheuere Waſſerſtiefeln mit Geſundheits-Sohlen aus Korkholz, wie ſie ein Faſhionable von Kreuth im Sommer daſelbſt nie entbehren kann. Zuerſt hob man einen Körper aus dem Wagen, leblos und ſteif. C'est Dahlen, je vois d'ici ses beaux cheveux bruns, ſchrie die Comteſſe im erſten Stock. — Non c'est Resau, je le reconnais à la taille; antwortete eine Stiftsdame im zweiten. — Ni l'un, ni l'autre, lachte Dahlen's Stimme hell hinauf, et mille grâces du compliment. — Der Aſſeſſor war nämlich was man ſagt unverſchämt blond und wenigſtens einen Schuh kürzer und zehn Zoll dicker als Reſau. Lorenz mußte auf allgemeines Verlangen die Gruppe beleuchten. Welche Freude, welches Lob, welcher Dank! Die Helden entzogen ſich allem, indem ſie auf ihre Zimmer eilten, und hinter einem unruhigen Tag fiel der Vorhang einer ſtillen, ſternenklaren Nacht, weithinflackernd über das ſchwarze Thal im Gebirge und das große, ſteinerne, ſchlafender Menſchen volle Haus. Die Bäume rauſchten im nahen Walde und die lauten Waſſer; über den Hohlenſtein herauf ſtieg ein blaſſer, anfangender Mond und warf blaue Lichter in die tiefen Schatten.

Nur ein Fenſter im Hauſe, eine Manſarde des zweiten Stockes, blieb hell; hinter dieſem Fenſter ängſtete ſich ein einſames Herz, während alle übrigen ſchlafen gegangen waren trotz Schmerz und Plage, und ein fieberheißes Auge weinte dort auf den kühlen fremden Pfühl . . . .

. . . .

Tags darauf reiſte Baron Dahlen ab, nicht in aller Frühe, nicht in aller Stille, ſondern an hellem, vollem Mittag. Que voulez-vous, ſagte er zu Reſau in ſeiner bekannten Weiſe. Ihr Aderlaß hat mein Blut raſcher verdünnt und abgekühlt, als die langweilige Molke es im Stande ſein würde. Et puis, Sie mögen mich für einen leichtſinnigen Burſchen halten, Reſau, ich ſehe aber doch ein, que je me suis mal conduit dans cette affaire, très-mal même. Ich hatte Unrecht. Donc je m'en vais. Adieu, et sans rancune, n'est-ce pas? —

Die verſöhnten Gegner ſchieden mit herzlichem Händedrucke. Oft trifft es ſich ſo im Leben, daß nach einer blutigen Erklärung zwei Männer-Seelen ſich ebenſo nahe kommen, als ſie früher aus einander ſtanden; oft reißt Kugel oder Degen freilich die Kluft [illegible] noch weiter. Neſau mußte der offenen, ehrlichen, gutmüthigen Natur Dahlens, die vielleicht nur im Zwange und in der Oberflächlichkeit ſeines Alltagtreibens verrückt oder bedeckt war, Gerechtigkeit widerfahren laſſen; er that es, aufrichtig und innerlichſt. Auch von ihm ward wohl erwartet, daß er reiste. Die Sitte der Welt will gleich jener ihres bretternen Kleinbildes, daß nach einem glänzenden Auftritt die Schauſpieler in der Couliſſe verſchwinden; dann bricht Beifall und Lärm um ſo lauter los im gleichgiltigen Zuſchauerhaufen. Neſau hatte nicht auf Applaus, auf Abgang geſpielt; er blieb. Was kümmerte ſeine Abgezogenheit, ſein fertiges und einſames Ich das Geräuſch der paar Menſchen rund um? Er hatte ſich früher an ſie nicht gekehrt, weshalb jetzt? Verfolgung fürchtete er keine vom Geſetze; wo kein Ankläger iſt, da auch kein Richter, und zudem, es ſcheut die weltliche Obrigkeit, abſonderlich in einem Bade, alles Aufſehen. Ihn hielt, was ihn rief: Sorge um ſeine Geſundheit.

Anders die Fremde. Wie die ganze kleine Begebenheit alsbald von kleineren verdrängt und über tägliches Nichts vergeſſen ward, ſo verſchwand auch ſie, kaum aufgetaucht, in wenig Tagen für die öffentliche Aufmerkſamkeit in ihrem Krankenzimmer. Nur ſie vermochte nicht zu vergeſſen, was überall vergeſſen war.

Sie fühlte Pflicht und Bedürfniß zu geben, aber auch Bedürfniß und Pflicht, ihrem Ritter zu danken. So trat denn der Badearzt eines Morgens, vielleicht eine Woche ſpäter als der Zweikampf, an Reſau mit den Worten: Madame Fiſcher iſt ſo weit von ihrem Schreck hergeſtellt, daß ich ihre Abreiſe geſtatten darf; ſie wünſcht nur, Ihnen, Herr von Reſau, vorher ein Wort des Abſchiedes zu ſagen. — „Melden Sie," war die Erwiderung, „an Madame Fiſcher meine beſten Grüße, und mir würd' es lieber ſein, in ihr an eine Unbekannte zu denken, als eine Bekannte zu vergeſſen." Der Arzt ſchüttelte den Kopf, während Reſau, ein Buch in der Taſche, ſeinen gewohnten Morgenweg auf den Hohlenſtein antrat.

Der Schlangenpfad, in bequemer und ſanfter Steigung durch Wald und Geſtrüppe gebrochen, führt auf dieſem Berge zu einem ſchönen Ruhepunkte für Auge und Fuß. Alpenroſen blühen unter demſelben, eine Tanne umſpielt und überſchattet ihn von Oben. Rechts baut ſich amphitheatraliſch, in wilder, großartiger Unordnung, das Hochgebirge waldig und felſig auf, den Blick zu ſtarrer Ruhe zwingend, links dämmert eine Ahnung der fernen Ebene dem ſchweifenden entgegen aus dem zerriſſenen Bette des Waldbaches und den mit dem Horizonte ſanft verſchwimmenden Silberlinien des

Tegernſees. Es ſitzt ſich ſchön auf dieſer ſchönen Stelle, ſchön zu zwei, Arm in Arm und Herz am Herzen; ſchöner noch allein mit einer großen Erinnerung in der Seele und einer großen Sehnſucht.

Da Reſau, eines langen Raſtens droben müde, ſich anſchicken wollte zur Rückkehr, trat ihm aus dem Laube eine weibliche Geſtalt entgegen, die er mit kurzſichtigem Auge nicht gleich erkannte. Es war die Fremde, welche von drunten heraufgeſtiegen kam. Der Pfad iſt ſchmal und geſtattet kein Ausweichen, weil er der einzige. So ſtanden ſich die zwei Menſchen denn gegenüber. Sie brach ein verlegenes Schweigen, indem ſie verlegen begann: „Der Zufall gibt mir, was Ihr Wille verweigerte, Herr Baron.“ — Nicht mein Wille, Madame, nur die Furcht, durch meinen Anblick ſchmerzliche, wenigſtens peinliche Erinnerungen in Ihnen zu wecken. — „Und wenn ich dieſe ſuchte, Herr Baron?“ — So würden Sie Kreuth nicht verlaſſen, Madame. — „Muß ich nicht?“ — Ich erwidere mit einem Gemeinplatz: der Menſch muß nie müſſen. — Die Unbekannte lächelte bitter; ſie hatte ſich auf die Bank niedergelaſſen, und Reſau war faſt unwillkürlich dahin zurückgefolgt. Mit dem Auge auf das enge Thal zu Füßen winkend, auf die Gebäude von Bad-Kreuth, welche ſammt Park und Garten wie in einem Plane gezeichnet winzig und hell vor ihnen lagen, ſprach die Dame: „Welcher Frieden hier und welche Stille!“ Sie legte die Hand dazu auf's Herz, als ſähe es drinnen nicht ſo aus. — Ja, entgegnete Reſau, Todesfrieden, Grabesſtille. Ich höre aus dieſen Schluchten und Hainen immer nur die Seufzer, das bange, ſchwere Athmen der Unglücklichen, welche hier Geneſung ſuchten und nicht einmal die ewige Ruhe fanden. Kreuth hat keinen Friedhof, es ſoll wohl ausſehen, als könne hier Niemand ſterben. Armer Wahn, trügeriſche, eitle Vorſpiegelung! —

Die Fremde faltete die Hände im Schoos: ihr Auge füllte ſich mit Thränen, und ſie hauchte leiſe vor ſich hin: „Keine Ruhe! Auch hier nicht!“ — Reſau wollte aufbrechen; als merkte ſie es, ſprach ſie, ſich emporreißend aus ihren Gedanken: „Herr Baron, ich möchte nicht, daß wir ſchieden, ich ohne Ihnen gedankt zu haben, Sie ohne zu wiſſen, daß Sie ihr Leben und das eines anderen Edelmannes nicht um einer Abenteurerin willen ausſetzten.“ — Madame! — „Nicht doch, der Schein iſt gegen mich; ich fühle das. Ein Weib allein.... Ich bitte Sie herzlichſt, gönnen Sie mir eine halbe Stunde.“ — Sie rückte auf der Bank zur Seite; ohne Wink und ohne Bitte verſtand Reſau die Einladung. Er ſaß neben ihr; ſeine Theilnahme ward wider Willen erregt, Verdacht und Kälte niedergeſchlagen durch das durchaus feine, edle, anziehende Weſen der Dame.

„Haben Sie in der Welt gehört von — —?“ So fragte ſie darauf, tief ausholend, und nannte einen in den Tagblättern und Jahrbüchern des Theaters lange Zeit gefeierten Namen, der jetzo, wie alle Sterne dieſes Himmels, ein früh untergegangener iſt. — Wie ſollt' ich nicht, Madame? Eine ſo bekannte Größe der heiligen Tanzkunſt! So erwiderte Reſau, nicht ohne neuen Anflug von Mißtrauen halb, und halb von erwartender Neugier. — „Dieſe Größe ſitzt neben Ihnen, Herr von Reſau!“ — Madame! — Der Mann ſprang auf und betrachtete ſeine Nachbarin überraſcht, beinahe erſchrocken. — „Ich bitte,“ fuhr dieſelbe fort, „bleiben Sie, hören Sie mich aus! Denken Sie, wir ſeien uns vor Jahren im Foyer irgend einer großen Oper, hinter den Couliſſen, im Salon einer Frau von So und So begegnet, und wir träfen uns hier in Wildniß und Einſamkeit wieder. Es iſt einer von den zweifelhafteſten Vortheilen jedes öffentlichen Namens, daß er auch ſeinen Träger zur — öffentlichen Perſon macht. Wir Frauen von der Bühne inſonderheit ſind ja den Herren von Welt, von Geburt, von Stand immer bekannt. Thun wir wie alte Bekannte, Baron Reſau!“ —

In der That, Madame, ich habe ein Recht dazu: mir ward das Glück, Sie vor ſechs Jahren etwa in Berlin zu bewundern. — „Sehen Sie, jetzt ſind wir gleich im Zuge: Sie finden der Tänzerin gegenüber den Baron wieder, die galanten Worte, die Komplimente, — ach! und doch iſt es nicht das, was ich ſuche. In dem Zeitpunkte, woran Sie erinnern, ſtand mein Ruf im Zenith. Von da ging es bergab. Davon haben Sie keinen Begriff; gehen wir darüber hinweg.“

„Vor nunmehr fünf Jahren langte ich in einer kleinen deutſchen Reſidenz an, wohin mich die Vermählungsfeſte des Erbprinzen gezogen hatten. Die Stadt gefiel mir, ich gefiel der Stadt. Wie ich Ihnen ſagte: mein Stern war im Sinken, und ſo mußte ich mich noch glücklich ſchätzen, ihn zur rechten Zeit aus der luſtigen, glänzenden Kometenwanderſchaft in einen Fixſternhimmel herabzuziehen. Deutſch geſagt: ich unterzeichnete einen Contract auf zehn Jahre, mit Penſion, und ſo weiter, und ſo weiter. Gott Lob und Dank, daß die kleinen deutſchen Hoftheater uns großen deutſchen Künſtlern noch zur rechten Zeit als Kranken- und Greiſen-Häuſer offen ſtehen!“

Es war eine Kälte und eine Bitterkeit in Wort und Ton der Erzählenden, welche ihren Zuhörer eiſig durchſchauerte. Er lauſchte in einer Art von dumpfer Verzauberung, und ſein zuckendes Auge, ſeine zuſammengeballte Hand, Zeichen innerſter Aufregung, auf welche die Redende, ganz in ſich verſunken, freilich nicht achtete, verriethen, daß ihre Geſchichte nicht blos im eigenen Herzen, ſondern auch in dem ſeinigen, eine alte Wunde gewaltſam aufriß. Sie fuhr fort:

„Unglücklicher Weiſe verrechneten ſich die großen Herrn der kleinen Reſidenz in ihrer neuen Solotänzerin. Sie hatten nicht allein auf Unterhaltung von der Bühne herunter durch mich gezählt, ſondern mehr noch auf kleine Soupers, auf große Liebſchaften, auf parties fines im Boudoir, auf Geſchenke, auf Abenteuer, auf alle die Wunder, mit denen eine kleinſtädtiſche Einbildungskraft reicher ſelbſt als eine großſtädtiſche Wirklichkeit die Intérieurs des Theaters ausſchmückt. Unglücklicher Weiſe hatte ich die Marotte tugendhaft zu ſein, tugendhaft zu bleiben, tugendhaft im Ballett! — Wenden Sie ſich nicht weg von mir, Baron; es iſt wahr, ich ſpringe vielleicht mit zu vieler Leichtfertigkeit über alle Regeln einer guten Geſellſchaft und eines Zwiegeſprächs unter vier fremden Augen hinweg, aber Verzeihung dafür: Springen iſt ja mein Handwerk! — Ich lebte mit meinem alten Vater und mit einer jüngeren Schweſter ſehr bürgerlich und zurückgezogen. Anfangs ward ich dafür ungemein belobt und allgemein beliebt, bald darauf — überſehen und nicht mehr beachtet. Sie wiſſen, wie die Welt der Bühne gegenüber ſteht, wie ſie denkt und urtheilt über Alles, was ihr angehört. Erhalten wir unſern Ruf unberührt und unbefleckt, ſo wird das mit kopfſchüttelndem Zweifel als feine Verſtellung begrinst; man kann keine Anekdoten über uns erzählen, und darum erfindet man ſie. Bald erliſcht auch dies Intereſſe, und dann muß unſere Kunſt entgelten, was unſere Perſönlichkeit verſchuldete, weil ſie nichts verſchulden wollte. Umgekehrt aber: wir laſſen einem vielleicht leidenſchaftlichen Naturell die Zügel ſchießen, — das meine war es nie, ſonſt, — — und dafür werden wir von der Geſellſchaft verketzert, ausgeſtoßen und verachtet, von derſelben Geſellſchaft, welche ſich ſelbſt unſere Sünden, nur weit geſchickter und weit geheimer ausgeübt, erlaubt: In jedem Falle alſo ſind wir für ſie — verlorene Kinder. So oder ſo.“

„Ich wußte das, denn mein Auge iſt klar und meine Erfahrung rein. Deshalb beſchränkte ich mich auf mein Haus und auf die Bretter. Der einzige Mann, welcher mir von dieſen in jenes folgen durfte, war ein junger Graf von guter, ſehr alter Familie. Namen thun nichts zur Sache: alſo ſtill davon. Es war ein braver, edler Menſch, aber ſchwach, ach ſehr ſchwach. Ich glaube, daß er mich lieb hatte, und eine Zeitlang meinte ich ſogar, ich erwidere dieſe Neigung. Es muß nicht ſo geweſen ſein; könnte ich ſonſt ſo ruhig und ſo kühl jetzt darüber reden? Sein Verhältniß zu mir, eben eines jener erfundenen, wurde bald ein öffentliches Geheimniß. Dies zwang mich, die ich keine Tugendheldin bin, aber ein ordentliches, wohl erzogenes Mädchen, dem Grafen durch meinen Vater das Haus zu verbieten. Kein Theatercoup, und doch von ſolcher Wirkung: ich hätte das vorausſehen und verhindern müſſen. Wenn er ſich früher nur flüchtig und freundlich für mich intereſſirte, faßte er ſeiner Ueberzeugung nach nun eine heftige Leidenſchaft für mich. Schwache Männer gefallen ſich in ſtarken Affekten. Er verfolgte mich: vergebens. Er bat, er flehete, er drohte, ſich und mich quälend; umſonſt. Ich liebte ihn nicht. So oft ich ihm das ſagte, er glaubte nicht daran, er ſchrieb mir allzeit das Gegentheil. Endlich hielt er beim Vater um mich an. Der Eclat, der Skandal, der Eſclandre war fertig: die deutſche Sprache hat dafür kein Wort. Ein Erb-Graf und eine Solotänzerin. Rührte mich das Opfer oder meines Vaters ſchneeweißes Haar? Beſtach mich die glänzende Ausſicht in ſeine Zukunft, oder die trübe in die meinige? Es folgt hier mein größter, mein unverzeihlicher Fehler, der, welchen die Welt am eheſten verzeiht: ich ſagte ja, und der Graf verlobte ſich öffentlich mit mir.“

Baron Reſau erhob ſich hier und ſchlug die Hände vor dem Geſicht zuſammen. Seine Augen ſchwammen in Thränen: — Thränen, die nicht dem Mitleid floßen, nur eigenem Leid. Die Erzählende wußte das nicht; ſie reichte ihm dankbar und gerührt die Rechte und zog ihn an ihre Seite zurück. „Nicht ſo, mein Ritter,“ ſprach ſie lächelnd zu ihm; „Blut für Ihre Dame, aber keine Zähre. Ich bin mit meinem trübſeligen Märlein gleich zu Ende.“

Das Aufſehen, welches unſere Verlobungskarten in der Stadt machten, beſchreibt ſich ſo ſchwer, als es leicht ſich begreift. Die erſte Folge unſerer Entſchließung war, daß wir beide quittirten, der Graf die Armee, ich das Ballett. Wir opferten einander was man eine Carrière nennt, ich eine gemachte, er eine geöffnete. Opfer machen niemals glücklich. Als der Rauſch meines Verlobten verflogen war, als die Briefe, die Beſuche der Verwandten, das achſelzuckende Glückwünſchen der Kameraden, das zweideutige Lächeln der hochadeligen Frauen und Fräulein ihren Anfang und Fortgang nahmen, als es ſich darum handelte, zu handeln, ſtatt zu wollen, da erſchrack das Herz des Grafen, ein edles Herz, wie geſagt, aber ein ſchwaches. Ich fühlte wie es an dem meinigen bebte und zuckte, wenn Abends die Wagen nach Hofe oder in einen diplomatiſchen Zirkel unter meinen zitternden Fenſtern hinrollten. Der alte Graf kam nicht dem Sohne zu Hilfe, wie es ſeine Abſicht war, ſondern mir; an dem Zwang erſtarkte ſein Wille, das Verbot reizte ihn. Er fühlte, daß er ſich eilen müſſe, vielleicht ſchon, daß er ſich übereilt habe. Aber ſein Wort war ihm heilig, vielleicht ſogar ſeine Liebe. Nur ſo lange, als es Förmlichkeiten nöthig machten, ſollte mit der Vollziehung unſeres Ehebündniſſes gewartet werden: in einem halben Jahre wurde der Graf mündig und damit Herr ſeines mütterlichen Vermögens und ſeines Willens. Meinen Bitten Folge leiſtend ging er für dieſe kurze Friſt auf Reiſen und kam erſt wenige Wochen vor dem feſtgeſetzten Zeitpunkte heim zu mir, die ich in heiterer Ruhe, beſchäftigt mit den Vorbereitungen für unſere Zukunft, auf ihn wartete. Ich gewann ihn lieb indeſſen, beinahe wenigſtens; ich weiß nicht, ob aus Dankbarkeit, ob aus Erwartung. Er kehrte zurück, bleich, angegriffen, leidend. Seine Briefe waren wie er treu und herzlich; aber auf den Zügen der Schrift konnte ich nicht wie auf denen ſeines Antlitzes den leiſen Nebel reuevoller, kleinmüthiger, verzichtender

Entſagung leſen. Jch errieth ihn, und gab ihm ſein Wort zurück; er erzürnte ſich und beſtellte das Aufgebot. Die Stadt, welche heimlich einen ganz anderen Ausgang unſerer Verbindung geweiſſagt und gewünſcht hatte, als der Graf auf Reiſen ging, erſtaunte und entſetzte ſich über ſeine Rückkehr und ſeine Entſchloſſenheit. Auch ſie kehrte nun zu ſich zurück und entſchloß ſich. Da wir, nur im allerengſten Kreiſe, einige Beſuche des Anſtandes und der Nothwendigkeit geben wollten, fanden wir verſagte Thüren. Tant mieux, knirſchte der Graf und biß ſich auf die Lippen, daß ſie bluteten, und lächelte, daß mir die Augen übergingen. Jch ſtellte ihm beim Nachhauſefahren noch einmal alles oft Geſprochene, oft Gehörte vor, im grellſten Lichte, ich bat um meine Freiheit, ich weinte für die ſeinige, — ebenfalls ein ſtarker Fehler, einem ſo ſchwachen Manne gegenüber; — aber er warf ſich in die Ecke des Coupés und ſagte dumpf: Je veux et tu dois. Eigentlich fühlte er, daß es umgekehrt zwiſchen uns ſtund.“

„Daß ich es kurz mache; an dem Tage vor unſerer Trauung empfing der Graf noch einen Beſuch, ich habe nicht gewiß erfahren können, ob von einer Schweſter, die an einen entfernt wohnenden mediatiſirten Fürſten vermählt war, ob von ſeinem ehemaligen Regimentschef. Beider Equipagen waren vor ſeinem Hotel, das ſchon ganz zu meiner Aufnahme hergerichtet ſtand, lange Zeit haltend geſehen worden. In der Abenddämmerung kam er zu mir herüber, ruhig und ernſt, wie ich mit innigem Entzücken wahrnahm, küßte mich ſanft zur Guten-Nacht und ging, um noch allerlei zu beſchicken für den morgenden Tag. Kaum grauete dieſer, — es war ein ſpäter, nebliger Herbſttag, — ſo weckte mich aus einem kurzen, thränenſchweren Traume das verzweifelte Angſtgeſchrei meiner Schweſter. Sie warf ſich über mein Bett, mit gerungenen Händen, und ſchleuderte mir einen großen Brief auf das Herz:" —

„Der Graf hatte ſich in der Nacht um drei Uhr todt geſchoſſen."

„Wir müſſen ihn umtaufen," ſagte Graf Letten zu einigen Damen, mit welchen er im Wäldchen Kaffe trank, „der Name Solitaire paßt nicht mehr für ihn." — Es hieß ja, die Perſon ſollte oder wollte abreiſen? — „Reſau beſtimmte ſie zu bleiben." — Sagen Sie, Graf, iſt denn der Mann toll genug an ein ernſtes Verhältniß mit der Perſon zu denken? — „Toll genug oder zu vernünftig, meine Gnädige; wer mag das in einem ſtarken Geiſte ſcheiden? Uebrigens iſt die Fremde charmante, auf Ehre charmante. Ich begegnete ihr ein paar Male im Molkenſaal, auf Spaziergängen, im Hausflur....“ — Natürlich immer tête-à-tête mit Baron Reſau? — Fi, quelle horreur! — ...„Wir wechſelten einige Worte mit einander, und ich verſichere Ihnen, meine Damen, daß dieſe ungeſchminkte Anmuth, dieſe liebenswürdige Einfachheit in Haltung, Gang, Sprache, Manieren auch auf mich außerordentlichen Eindruck machen würde, gäb' ich mich an ſie hin.“ — Mir iſt immer, als hätt' ich die Perſon ſchon einmal wo geſehen, meinte Eine der Damen, und zwar nicht in der Welt, ſondern auf der Bühne. — Sehr möglich; ich finde ſelbſt, ihre Tournüre hat ſo einen gewiſſen theatraliſchen Tic, ſo was Keckes, Freies. — „Sehr natürlich ſogar, meine Beſte, indem mir Reſau geſtern mitgetheilt hat, ſie ſei Solotänzerin an verſchiedenen großen Theatern geweſen.“ — Une danseuse! — Voilà donc le mot d'Enigme! — Oh la grande dame! — Und ich muß porte-à-porte mit ihr wohnen? Nein, da ſoll doch heut' meine Jungfer herüberlogirt werden! —

Der Graf verließ lächelnd den Kreis der fortſchmälenden Gräfinnen und Freifrauen. Er ſchlenderte zu den ſieben Hütten und begegnete unterwegs Reſau, welcher mit der Fremden ſchon von einem frühen

Spaziergange zurückkam: „Ihr Incognito iſt verrathen, Mademoiſelle,“ ſagte er im Vorübergehen; „ich konnte mir die kleine Genugthuung nicht verwehren, in unſere ſtille Geſellſchaft eine neue Neuigkeit und eine große Größe einzuführen. Sie werden Mirakel ſehen.“ Damit ging er.

„Laſſen wir ſie,“ war Nefau's Entgegnung, „am Ende hat er Recht gehabt. Sie ſind mir noch den Schluß Ihrer Geſchichte ſchuldig, liebſte Freundin. Ich mochte ſeit jener unvergeßlichen Minute auf dem Hohlenſtein weder mich noch ſie daran erinnern. Jetzt ſind wir wohl beide ruhig genug?“ — „Der Schluß iſt kurz und bündig; da wird nicht viel mehr zu beichten ſein. Von dem Briefe, welchen mir meine Schweſter an dem Unglücksmorgen überreichte, durchflog ich nur zehn Zeilen und wußte alles Uebrige. Wie ich in meine Kleider kam, begreif' ich heute noch nicht; ich beſinne mich nur noch ganz deutlich, daß; als ich an dem Brautgewand vorübertaumelte, — es war ein Geſchenk des Grafen und hing ſchon fix und fertig über meinem Stuhle, — daß es mir da ſchien, als gewahrte ich Blutflecken, große, ſchreiende Blutflecken auf dem weißen Atlas und über die Spitzen-Garnituren. Ich ſtürzte in des Grafen Wohnung. Im Vorzimmer begegnete mir die Fürſtin, ſeine Schweſter. Ein furchtbarer Augenblick. Sie war ſchon in voller Trauer. Thränenlos, blaß, hager ſtand ſie vor mir. Mademoiſelle, rief ſie. Ich: Madame. Weiter nichts. Sie wies mit ausgeſtreckten Arm auf die Thür des Schreckengemachs: Ihr Werk. — Oder das Ihrige. — Sie rauſchte hinaus, ich ſchwankte hinein. Ach, erlaſſen Sie mir die ſchauerlichen Details des folgenden Auftrittes, obwohl ſie noch alle, alle, alle vor meinem inneren Auge ſtehen, bis auf die geronnenen Blutſpuren auf den Teppichen und auf Kiſſen und Vorhang ſeines Bettes, auf die herniedergebrannten verkohlten Kerzen, welche ihm zu dem kläglichen Briefe an mich und zu der kläglichen That geleuchtet hatten. Keine Hand dachte daran ſie zu löſchen, oder die Piſtole wegzuſchaffen, welche vor dem Nachttiſch am Boden lag. Auch durfte nichts berührt werden, bevor die Gerichtsperſonen alles durchmuſtert und niedergeſchrieben. Sie waren ſchon vollzählig in dem kalten, graulichdüſtern Schlafzimmer verſammelt. Gerade als ich eintrat, riß Einer von ihnen die Gardine am Fenſter zurück, ſo daß ein blaſſes Licht auf die im Bette ausgeſtreckte Leiche fiel. Ihr rechter Arm hing herab, als wäre der ſtarren Hand eben das Mordgewehr entfallen, in der Linken fand ſich ein Medaillon mit meinem Portrait. O mein Gott, ich ſehe das noch alles, wie ich Sie jetzt ſehe; ſogar das Loch, welches die Kugel in das Hemd geriſſen, und die kleinen Brandſpuren des Pulvers im Buſenſtreif. Der Kammerdiener des Grafen führte mich weinend und wehklagend hinaus, nachdem mir der Gerichtsactuarius den Brief, — ich hielt ihn noch immer in meiner bewußtloſen Hand, — abgenommen hatte. Er gehörte zum Thatbefund und zu den Acten, in welche eine vidimirte Abſchrift genommen werden mußte; erſt nach drei Tagen erhielt ich ihn zurück und las ihn aus."

„Anderthalb Jahre ſind ſeit dem Selbſtmord des Grafen ungefähr verſtrichen. In dieſem kurzen Zeitraum habe ich meinen unglücklichen alten Vater begraben und meine Schweſter glücklich verheirathet. Nun ſtehe ich, wie Sie mich gefunden haben, Herr von Reſau, allein und einſam in der Welt." — „Stehen, wie ich ſtehe, allein und einſam," erwiderte dieſer nachdenklich und in ſich verſunken. „Kommen Sie, liebe Freundin, erholen wir uns von Ihrer Geſchichte. Sie iſt traurig, oder mehr und weniger als traurig. Ich vergelte Ihr Zutrauen, ſobald es an der Zeit iſt. Und mir ahnt, es wird bald ſein. Für jetzt Guten-Morgen. An der Tafel ſehen wir uns wieder."

Von Bad-Kreuth eine halbe Stunde entfernt liegt das Dorf gleiches Namens, an der Straße von München in's Tyrol; ein maleriſch zerſtreutes, an Fels und Wald geworfenes Bergdorf mit einer beſonders hübſchen Kirche, deren weißer, grau zugeſpitzter Thurm auf dem dunklen Grunde der ernſten Landſchaft vortrefflich abſticht. Um die Kirche zieht ſich nach alter Sitte, die nicht geſundheitspolizeilich, aber ſinnig und poetiſch iſt, der Friedhof, mit wenig einheimiſchen und mehr ausländiſchen Gäſten. Hieher werden die Kreuther Fremdlinge beſtattet, wenn ihnen die Molke zur ewigen Lethe ward. So kommt es, daß unter den meiſt im höchſten Alter verſtorbenen Bauern, Hirten und Aelplern der Umgegend auch allerlei fremdes Volk ſich zur Ruhe legt, bunt durch einander, Mann und Frau, Gering und Vornehm. Auf einem dieſer Gaſtgräber, das einen Doktor der Rechtsgelehrſamkeit aus Leipzig herbergt, ſteht unter der von ſeiner Wittwe ihm gewidmeten Inſchrift das einfache Wort: „Er liebte und ward geliebt."

„Das iſt mehr," meinte Reſau, der mit ſeiner Fremden an dieſe ſeine Lieblingsſtätte eine Wallfahrt gemacht, „das iſt mehr, als von den meiſten Menſchen geſagt werden kann. Lieben und Geliebt-werden! Jedes für ſich iſt ſelten genug! Nun gar Beides zumal!

Dem da drunten mag es wohl geweſen ſein in der Welt!“ —

— Der Stein iſt geduldig, nicht blos das Papier, erwiderte ſeine Gefährtin; und von allen geduldigen der geduldigſte ein Leichenſtein. —

„Zweifeln Sie an aller Liebe?“

— Beinahe.

„Und fühlt ſich Ihr Herz wohl in ſolchem Zweifel?“

— So wohl wie meine Bruſt in dem ſcharfen Gebirgswinde, der aus dem Thale herausbläſt: es friert.

„Ich erwärme, ich heile Sie. Geben Sie mir Ihren Arm: wir gehen über das Jägerhaus drüben an dem Waldſaume entlang nach Haus. Da haben wir Ueberwind, und ich erzähle Ihnen eine Geſchichte von der Liebe, welche Sie leugnen.“

— Ihre Geſchichte, Freund?

„Die meinige. Sie werden ſich wundern, wie ſie der Ihren gleicht: ein Spiegelbild und wiederum ein Gegenſatz. Dann begreifen Sie auch, warum Ihre Worte ſo tief in meine Seele ſchnitten. So groß iſt, ſehen Sie, unſere Lebens-Verwandtſchaft, daß ich Ihnen Zug für Zug faſt zurückwerfen kann. Haben Sie je gehört von — —?“

— Nicht nur von ihr, beſſer ſie ſelbſt. Sie ſang in der italieniſchen Oper zu London in derſelben Saiſon, da ich dort tanzte. Wir haben oft mit einander, Hand in Hand, hinter den Couliſſen geſtanden.

„So laſſen Sie mich dieſe Hand küſſen, küſſen und wieder küſſen. Sie ruhete in derjenigen, die mich zum Menſchen machte. Ich war Diplomat, aber Diplomat s'il en fut. Ein Attaché von vier und zwanzig Jahren, der, auf der Stirne das Siegel der Unüberwindlichkeit und über der leeren Bruſt ein erſtes, ſchamrothes Ordensbändchen, in den Salon unter die Damen tritt, mit Cavalieren ſeines Standes über Pferde und Jagd und Opern ſpricht und durch geheime Berichte an ſeinen Hof, die keine menſchliche Seele liest, am Heile der Welt ſich bethätigt. Dieſe Leere, dieſe Unfruchtbarkeit, dieſe Nichtsbedeutung und Alles-gelten-Wollung: Sie haben keine Idee davon. Fügen Sie hinzu: ein verhältnißmäßig geringes Einkommen und große Paſſionen, Spiel, Frauen, Moden, und Sie werden begreifen, daß ich nach einer dreijährigen diplomatiſchen Laufbahn mich vis-à-vis de rien fand. Ich ward abberufen, zum Schreck meiner Gläubiger, mir zum Troſt. In meiner neuen Reſidenz lernte ich hinter den Couliſſen diejenige kennen, von der ich Ihnen nichts weiter zu ſagen brauche, weil Sie ſelbſt ſie gekannt haben.“

— Eine große Künſtlerin.

„Sagen Sie: ein großes Weib. Sie war es. Ich verliebte mich prima viſta in ſie, weil das zum guten Tone gehörte, zur Tagesfaçon. Sie lachte mich aus wie alle Uebrigen; ihr Verhältniß zu einem Offizier, einem leidenſchaftlichen aber wüſten Menſchen, entzog ſie uns anderen Bewerbern. Mich piquirte das; in meiner Eitelkeit glaubte ich den Cäſar ſpielen zu können und wie er über Antonius zu ſiegen, um die ſchöne Cleopatra entweder zu umarmen oder noch großartiger zu verſchmähen. Der Offizier, ein tüchtiger Degen, verſtand meine Nebenbuhlerſchaft übel, weil er ſich im Beſitze, alſo im guten Rechte wußte: wir ſchlugen uns, er fiel von meiner Hand.“

— Ein Mord durch Sie!

„Die Welt nennt das anders und ſtraft anders. Dreivierteljahr Feſtung, und die Sache war abgethan. Meinen Poſten hatt' ich freilich verloren. Desungeachtet kehrte ich in dieſelbe Reſidenz, kehrte zu ihr zurück. Sie ſang noch, aber ohne Liebhaber. Das Feld war frei. Ich näherte mich, Anfangs, ich geſteh' es, ohne große Hoffnung. Ihr Begünſtigter war durch mich ihr geraubt worden, ſie mußte mich haſſen. Aber inſtinctmäßig kannte ich die ſonderbare Seele des Weibes genug, um zu wiſſen, daß von dieſem Haß zur Liebe ein Weg möglich ſein müſſe. Ich fand ihn: nach ein paar Monden voll prächtiger Qual, voll Reiz und Kampf, war ſie mein. Himmel, wie hat das Weib mein innerſtes Weſen mir umgewandelt und erzogen! Da mußte alles Eitle, Unmännliche, Kleinliche hinaus, und die tief in meine Natur gelegten Keime großer, edler Neigungen, ſtolzer Erhebung und freudigen Emporſtrebens entwickelte ſie wie in Treibhaus-Gluth durch ihre erotiſche, mächtige, freie Liebe."

„Wenn ich jemals im Leben glücklich war, ſo war ich's in jener Zeit. Es fügte ſich, daß zu derſelben das Dérangement meiner äußeren Verhältniſſe ſeinen höchſten oder tiefſten Punkt erreicht hatte. Mein Vermögensantheil als jüngerer Sohn einer Familie mit Majoratsrecht war lange verzehrt, jede Hilfsquelle verſiegt. Meine Geliebte erfuhr es, als es nicht mehr zu verbergen ſtand. Am folgenden Morgen brachte ſie mir eine namhafte Summe in Papieren und Wechſel; ſie hatte ihren Schmuck verkauft, auf ihr Haus geliehen, ihr Capital mobile gemacht: alles binnen vier und zwanzig Stunden. Es war ihr ganzes Hab' und Gut, und ſie verſtand ſich obendrein nicht ſehr auf's Sparen. Damit rangirte ſie mich. Ein paar Tauſende blieben übrig, und das genügt, ſagte ſie, als Anfang einer neuen Exiſtenz. Du biſt ein Mann geworden, Gott Lob und Dank durch mich geworden. Du mußt nimmer müßig gehen, wie ein Knabe. Was Diplomatie, was Staatsdienſt, was Soldatenſpiel; kauf' oder pachte Dir ein Gütchen, wirthſchafte auf Deiner Scholle, ſchaffe! Das iſt in unſerer Zeit die einzige Aufgabe für Jemand, der nicht Künſtler iſt und doch etwas werden will. — Und Du? fragte ich, in Thränen aufgelöſt, zu ihren Füßen; und Dich ſoll ich verlaſſen? — Wer redet davon, entgegnete ſie, ich gehe mit; mein Vaterland iſt überall, wo Du biſt und meine Kunſt. — Sie löſte mit neuen Opfern ein vortheilhaftes Engagement und ging nach Dresden, weil ich in Sachſen mich niederließ. Wann es ihre Zeit verſtattete, kam ſie heraus zu mir, half, rieth, befahl, tröſtete mich, ſtärkte mich, liebte mich, — o Gottes Segen auf ihr Herz." —

— Schlägt es noch?

„Würd' ich dann und ſo neben Ihnen gehen?" So antwortete Reſau auf die Unterbrechung und drückte den Arm ſeiner Begleiterin ſanft an ſeine Bruſt. Er fuhr fort:

„Familiengeſchicke änderten um jene Zeit mein Leben. Mein älterer Bruder ſtarb, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, ſein Majorat fiel alſo an mich. Auf die erſte Nachricht von dieſer Wendung gleich zu Roß und gen Dresden. Nun war es Zeit zur Vergeltung. Sie ſang an dem Abend die Königin der

Nacht. Gerade als ſie die große Arie vollendet hatte, kam ich an, ſtürzte in ihre Garderobe, ihr zu Füßen. Nun biſt Du mein, ſtöhnte ich, wie ich es will. — Anton, war ich das nicht längſt? — Nicht wie Du verdienſt; aber höre nur! — Mit fliegendem Athem erzählte ich ihr mein Geſchick, ſie lauſchte ſtill, das Haupt geſenkt, Thränen rollten auf die geſtickten Sternlein des ſchwarzen Schleiers, und mit den Worten „Nach der Oper, bei mir“ eilte ſie hinaus.“

„Bisher war eine Vermählung mit ihr für mich eine Unmöglichkeit geweſen; ich vermochte ihr kein Loos zu bieten, das meines Namens und zugleich des Opfers ihrer Laufbahn würdig geweſen wäre. Jetzt war ich im Stande, ſie um ihre Hand zu bitten, ihr zu vergelten, ſie ſo glücklich zu machen, wie ich ſie liebte. Sie — ſchlug aus. Ich erſtarrte. Sind Dir die armſeligen Bretter und Lumpen Deiner Bühne mehr als ich? — Sie ſind mir viel, die Du ungerecht ſchmäheſt, aber Du biſt mir mehr. — Nun denn! — Nun denn und ebendeswegen: ich bin eine Geliebte für Dich, aber keine Frau. Du biſt Edelmann, ich Schauſpielerin. Dein Name iſt ein alter, geachteter, welcher Dich beſonders in der jetzigen Complication verpflichtet; mein Ruf iſt nicht einmal ein zweideutiger, wie es die Welt nennt, weil ich niemals, gleich ihr, beſſer ſcheinen wollte als ich bin. Deine Söhne würden im Cadettenhaus über die Jugendfehler ihrer Mutter unter ihren Kameraden erröthen, Deine Töchter im Stift ihnen nachweinen. Es geht nicht, Anton. — Es ſoll, es muß, es wird. — Eine ganze Nacht lang wand ich mich vor ihr, ich drohete, mich zu ermorden, auszuwandern, ſelbſt Schauſpieler zu werden; ſie müſſe mein Weib ſein, ich hätte es vor Gott geſchworen. — Sie riß ſich mit überquellenden Augen aus meinen ſie verzweifelt umklammernden Armen und flehete nur um acht Tage Friſt, während deren ich ruhig gehen ſolle, wohin mich meine Pflicht rufe, die neuen Familienverhältniſſe zu ordnen. Ich gehorche. Nach einer Woche kehr' ich zurück: — da bringt ſie mir einen Trauſchein entgegen. Sie hatte ſich mit einem Mitgliede der Kapelle verheirathet, unter der Bedingung, daß derſelbe zeitlebens keine anderen Anſprüche an ſie machen würde, als auf eine contractmäßig ſtipulirte jährliche Rente. Die Ehe war unter allen Formen vollzogen, rechtsgiltig, unauflöslich, weil beide Katholiken waren. Nichts von meiner Verzweiflung, meinem Zorn, meiner Raſerei. Sie küßte mir unter einem Strome von Thränen die Hände: Es mußte ſein, wimmerte ſie, und ich that nur meine Pflicht, damit Du die Deine thueſt."

„Ein Jahr noch lebten wir, geſchieden in Liebe, und in Freundſchaft vereinigt, mit einander; aber es war ein verſtimmtes, verſchrobenes, verpfuſchtes Leben. Dann fing ſie an zu kränkeln; ihre Bruſt, überreizt und angegriffen durch die Anſtrengungen einer ziemlich dauernden Bühnenwirkſamkeit, widerſtand dem geheimen Kummer nicht. Sie wollte ſich emporreiſſen, auf ein anderes Theater flüchten, in ein fremdes Land, aber ihre Kraft war gebrochen. Wiederholte Blutſtürze ſetzten ihr hart zu, und als das Eis eines langen, ſtrengen Winters ſchmolz, als die Bäume auf der Brühl'ſchen Terraſſe grünes, junges Laub anſetzten, ſtarb ſie verſöhnt und verklärt in meinen Armen. Ihr letzter Seufzer war: „Nicht, Anton, ich hatte dich doch lieb?“ — —

Dieſe Geſchichte erzählte Reſau der Fremden, während ſie immer am Bache hinauf, in das Bad zurückkehrten. Es war ein hübſcher Abend geworden, und der Blauberg ſchimmerte in ſchönen, bunten Lichtern. Der Waſſerfall an der Sägemühle im vorderen Langenauthale rauſchte, von Regengüſſen geſchwellt, hoch auf und ſprühete den beiden Wanderern durch die Büſche lockend entgegen. Sie ſetzten ſich nieder daran, beide noch unter den Eindrücken des eben Gehörten und Geſprochenen. Endlich brach ſie das lange Schweigen mit der Frage: „Und welche Antwort gaben Sie Ihrer Geliebten mit in jene Welt?"

— Sie hörte ſie nicht mehr; ich küßte ihre Augen zu.

„Aber Sie, würden Sie ſelbſt auf ihren Grabſtein geſchrieben haben, wie die Frau auf den ihres Gatten dort auf dem kleinen Gottesacker: Sie liebte und ward geliebt" — ?! —

— Ich verſtehe Sie nicht.

„Halten Sie ihr Opfer für Liebe? Ein Opfer, mit dem ſie Ihr Herz brach und Ihren Stammbaum ſtützte? Ein Opfer, welches nur wie die Lichtſeite von dem dunklen Selbſtmord in meinem Leben ausſieht?! Vorurtheil hier, Vorurtheil da! Und die Liebe iſt in beiden Fällen kleiner als ſie!"

— Bei dem ewigen Gott, Mädchen, von Ihnen zum erſten Male höre ich dieſes Urtheil und dieſe Sprache! Es ſchlummerte wohl in mir, aber es kam vor der lauten Bewunderung aller Welt über die große That nicht zum Bewußtſein.

„O über dieſe Welt mit ihrem Bewundern, ihrem

Verketzern! Ihre Geliebte ſtellte Sie minder hoch, als die Welt und gehorchte ihr mehr als Ihnen; darum bewunderte ſie alle Welt, die ſich nur in ihrem Thun geſchmeichelt ſah. Den Grafen beklagte ſie, denn er fiel in ihrem Dienſte, und mich" ....

— Und Dich ſtieß ſie aus, armes, ſüßes, liebes Weſen, ſtieß Dich aus, damit Du in meine rettenden Arme ſänkeſt, mir zum endlichen Glück und Dir!"

Reſau faßte die Hand ſeiner erſchreckten Freundin und zog ſie innig an ſich.

„Um Gotteswillen, Reſau, was thun Sie? Laſſen Sie mich!"

— Auf Erden nimmermehr!

„Wollen Sie" (ihre Stimme verſagte unter heißen Thränen und lautem Schluchzen) „daß die Welt ſage, ich hätte an Ihnen begangen, was Jene nicht gewagt, und Sie für mich gethan, was Jener nicht vermocht?"

— Welt, Welt, und wieder Welt! Welt nun auch auf Ihren Lippen. Wie ſprachen Sie denn eben noch: Vorurtheil hier, Vorurtheil da!? —

„Aber die Liebe größer als ſie!!"

Sie flüſterte es an ſeinem Herzen und ſchloß ihn feſt, beglückt und beglückend, in ihre Arme. Der

Waſſerfall jauchzte Segenswünſche zu ihrem Bund, und ferne, von Dorf Kreuth herüber, klang der zwei kleinen Kirchenglocken verſchwiſtertes, vermähltes Abend-Geläute: Sie lieben und ſie werden geliebt. —

◆

Der Schmied von Antwerpen.

* * *

„Mutter,“ ſagte er und ſchlug auf den Tiſch, daß die irdenen Teller erſchrocken aufhüpften, „Mutter, wenn ich ihn da hätte, ſeht, ſo wollte ich ihn aufſpießen, ihm die Haut abziehen, ihn verzehren mit Stumpf und Stiel!“ — „Verzeihe Dir Gott die Sünde! aber er hat ja keinen Stiel, und mit Haut und Haar kannſt Du ihn auch nicht verzehren, denn er trägt eine Perücke!“

Des jungen Mannes Zorn begnügte ſich inzwiſchen auch damit, Alles, was dem Feinde in figura zugedacht war, in natura auszuführen an dem Stockfiſch mit Erdäpfeln, welcher vor ihm ſtand. Den ſpießte er auf, dem zog er die Haut ab, den verſchlang er mit Stumpf und Stiel. Die Alte ihm gegenüber ſah ihm mit andächtig gefalteten Händen zu, und als nichts auf Teller und Schüſſel mehr übrig war, als ein Chaos von Schalen und Gräten, ſagte ſie, den Tiſch mit ihrer Schürze ſorgfältig abwiſchend, damit der Sohn die abgeſchabten Aermel des Sammtrocks nicht noch mehr abſchabe: „Nun erzähle, Rafael, aber hübſch in der Ordnung, nicht ſo wüſt, ſo verworren, wie du pflegſt.“

Der junge Mann ſprang auf, rannte mit ſechs Schritten durch das Kämmerlein, ballte die Fäuſte, warf grollende Blicke an die Stubendecke, kurz er betrug ſich, wie eine rechtſchaffene Verzweiflung ſich eben betragen muß. „Heute Morgen,“ ſo begann er mit hohler Stimme, „als ich von Eurem Kaffee weg (beiläufig geſagt, er war matt, Mutter, noch matter als gewöhnlich, und wenig geeignet, eine Phantaſie zu inſpiriren), als ich von dieſem matten Kaffee weg in die Loge eilte, denkt Euch mein Entſetzen, das Entſetzen meiner Freunde, die mir auf dem Hofe ſchon händeringend entgegen kamen, weil der Pedell ihnen erzählt hatte, und mir wiederholte, Seine Geſtrengen, der Herr Bürgermeiſter wolle uns kein weibliches Modell geſtatten; es ginge gegen die Sittlichkeit und den Anſtand, ſoll er geäußert haben. Ich bitt' Euch, Mutter, Sittlichkeit in der Kunſt, Anſtand in einem Atelier! Wie abgeſchmackt, wie durchaus altmodiſch!“

Die Mutter ſchüttelte den Kopf und entgegnete ſeufzend: „Ich weiß denn doch nicht, ob Seine Geſtrengen hiebei ſo ganz im Unrecht; mir iſt der Verkehr mit den Weibsbildern unter dem jungen Malervolke immerdar anſtößig geweſen, und wenn ich meinen Rafael nicht ſo genau kennte …“ — „Laßt das, Mutter, Ihr verſteht das nicht. Unmuthig und ergrimmt traten wir nach langem Hin- und Widerreden an unſere Staffeleien; die Thüre hinter uns wurde verſchloſſen, und da ſtanden wir vor unſern Cartons, ohne Stimmung, ohne Anregung, alle fünf obendrein, wie wir einander lachend geſtanden, ſo gut wie nüchternen Magens. Ei, Mutter, in ſolch' einer Lage, ohne Modell, mag der Henker ein Maler ſein, aber ich nicht. Ich wünſchte Pinſel, Palette, den Bürgermeiſter und mich ſelbſt, ich glaube ſogar die ganze heilige Kunſt zum Teufel, ſo zornig war ich.“ — „Zu ſpät, zu ſpät! Meine Worte, Sohn, meine Worte! Wie oft hab' ich daſſelbe geſagt, als es noch Zeit war? Damals wollteſt du nicht hören; jetzt mußt du fühlen: das alte Sprüchwort!“

Rafael warf ſich maleriſch in einen Seſſel, welcher, ſo effectvoll und anmuthig dieſe Bewegung auch ausgeführt ward, dennoch bedenklich dazu krachte. „Das Talent,“ ſo murmelte er in ſeinen geiſtreichen Bart hinein, „das Talent geht überall und zu allen Zeiten erſt durch eine Schule von Kämpfen und Widerwärtigkeiten zur Meiſterſchaft. Es mag Dir, mein großer Ahnherr und mein Vorbild, ungefähr eben ſo zu Muthe geweſen ſeyn, wie mir in dieſem Augenblicke, als du, göttlicher Gedanken voll, an dem gemeinen Ambos ſtandeſt und mit kräftigem Hammerſchlage aus dem glühenden Eiſen vor Dir, aus dem glühenden Herzen in Dir ſprühende Funken lockteſt. O Quintin Meſſis!"

Die Mutter ſchlich während dieſes poetiſchen Selbſtgeſprächs unzufrieden und in ſich gekehrt in dem kleinen Gemache umher, hier ſäubernd, dort aufräumend, was der Genius des Sohnes genial verunreinigt und zerſtört hatte. So oft ihr Auge auf eine der vielen, mit Kohle auf die weiße Wand geſtrichenen Geſtalten und Gruppen fiel, konnte ſie ſich eines unwilligen, unzufriedenen Blickes auf den artiſtiſchen Sohn nicht enthalten; dieſer aber ſaß, in ſich verſunken und kopfhängend da, ohne ſich um das Treiben der Mutter weiter zu kümmern. Erſt nach einer langen Pauſe hob er wiederum an: „Ihr wißt noch nicht Alles, Mutter. Hört mich zu Ende. Nicht genug, daß uns das weibliche Modell verſagt wurde, paſſirte uns auch mit dem männlichen, das zum Heiligen ſtehen ſollte, heute ein neues Malheur. Es ſchlug eilf, es ſchlug zwölf, kein

Modell ließ ſich ſehen; wir kritzelten Fratzen und Carricaturen auf die Leinwand, Jaen und Peter balgten ſich im Saale umher, keiner that etwas Ordentliches, weil wir Alle auf das Modell warteten. Um ein Uhr tritt der Pedell zu uns herein und meldet, es ſei unten, aber in einem nichts weniger als heiligen Zuſtande. Herein mit ihm! hieß es; nein, hinunter zu ihm, meinten Andere. Wir ſtürzen fort, die Treppen hinab, und richtig: auf der unterſten Stufe liegt das Modell, aber betrunken, Mutter, betrunken, ſag' ich Euch, wie ein deutſcher Student. Ihn aufpacken, Jaen unter einem Arm, ich unter dem andern, ihn hinaufzerren, auf das Poſtament ſtellen, war das Werk einer halben Stunde. Der Kerl ſchlug mit Händen und Füßen aus, fluchte und ſchnitt die abſcheulichſten Geſichter. Keine Minute lang hielt er ſtill: ſollt' er ſitzen, fiel er der Länge nach auf die Erde, ſollt' er ſtehen, brach er in den Knieen zuſammen. Mitten in den Lärm — der fehlte juſt noch — trat zu unſerem Entſetzen Niemand anders als der Herr Bürgermeiſter, runzelte die Stirn wie ein Bürgermeiſter von Michel Angelo, und hielt eine Rede, eine Rede, Mutter, ſo ſchlecht, daß ſie alle Tage könnte gedruckt werden. Erſt ſchalt er auf das Modell, und als dieſes mit Grobheiten replicirte, mußte es der Pedell zur Thüre hinaus werfen. Dann kam er an uns, ſprach von jugendlichem Leichtſinn, von Entweihung des Kunſttempels, was weiß ich, wovon ſonſt noch, und zum Schluſſe ſchickte er uns hinter unſerm Modell drein, mit dem Bedeuten, ſo wir uns nicht bald beſſerten, und ernſtlich an's Werk gingen, würde er die Loge ſchließen laſſen."

„Herr Gott im Himmel! und Dein ſchöner Carton und Dein Reiſeſtipendium! Aber Rafael, das iſt ja nicht möglich, da müßt' es ja keine Gerechtigkeit mehr geben im Himmel und auf Erden!" — „Glaubt an mich, Mutter, und an mein Talent! Sind wir nicht Nachkommen des großen Quintin Meſſis? Seid nur ruhig und haltet für heute Abend den Reſt des Stockfiſches bereit; jetzt gehe ich zu Reginen hinüber; behüt' Euch Gott, Mutter!"

Aber ſchön war er, als er ſo den Ryke Hoek entlang und hernach am Plantin Kaci hinunterſchritt, ſo ſchön, daß die Dienſtmägde auf der Gaſſe ſtehen blieben und die breiten vlämiſchen Geſichter neugierig nach ihm umkehrten Von Michel Angelo hatte er die hohe, gewölbte, ernſte Stirn, von van Dyk den heitern, hellen Blick des Auges, von Murillo der Wangen dunkeln Schmelz, von Gerard Dowe des Mundes Lächeln; ſein Antlitz war eine Zuſammenſtellung von Studien, nach den Köpfen aller großer Meiſter gemalt. Und der Bart erſt, der Bart, der dunkle Rahmen um das lichtvolle Porträt, eine wahre Vereinigung der ſämmtlichen Kunſtſchulen, vom älteſten Italien bis zum jüngſten Frankreich! Es liegt etwas Tiefes und Bedeutſames in dieſen wild und wirr durch einander wachſenden Schnurr-, Zwickel-, Wangen-, Hals- und Kinnbärten, und wie der alte Simſon dem tiefſinnigen orientaliſchen Mythos zufolge alle Kraft in den Haaren des Hauptes hatte, ſo ſteckt bei unſerer jungen Künſtlergeneration, bei Dichtern, Malern und Muſikern, alles Talent in den Haaren des Geſichts. Schickt nach Rom, nach Paris, nach Brüſſel, nach München, nach Düſſeldorf einen abſoluten Barbier, und Ihr werdet bald ſtatt große Künſtler gewöhnliche Menſchenkinder, glatt und zufrieden, unter Euch umherwandeln ſehen.

Antwerpen gegenüber, von der Stadt getrennt durch die breit und majeſtätiſch dahinrollende Schelde, liegen ein paar zerſtreute Häuſer und Gehöfte, dicht an das linke Ufer des Stromes geworfen. Man heißt ſie zuſammen la Tête de Flandres; der Anfang einer großen und kecken Idee, welche gleich ſo vielen ihrer Schweſtern ſchon in der Wiege ſtarb und nur durch die leere, ſtehen gebliebene Hülſe eine Spur ihres Daſeins zurückließ. Napoleon wollte hier, ſo erzählen die Niederländer, eine eigene Stadt anlegen, der ältern gegenüber eine gefährliche Nebenbuhlerin. Sie iſt kaum der Erde entwachſen, allein deſſen ungeachtet verfällt und verödet die Stadt da drüben von Tage zu Tage mehr. Zwiſchen Antwerpen und der Téte de Flandres geht allſtündlich zweimal ein kleines Dampfboot, eine bequeme Verbindung für Menſchen und Waaren. Dieſes Weges zog Rafael gar oft im Tage, einem ſchönen Ziel entgegen, unzufrieden, es auf ſo gemeine, unromantiſche Weiſe zu erreichen. „Wie viel lieber,“ ſagte er oft zu Reginen, „wie viel lieber käme ich zu Dir geſchwommen, gleichwie Leander kam zu ſeiner Hero! Aber auf dieſem Dampfſchiffe, unter Laſtträgern und Viehtreibern! Es geht mir ja alle Poeſie verloren.“

Regine war die Tochter des Hufſchmieds, welcher unweit der Schelde nicht nur ſeine Werkſtätte für die des Weges ziehenden Roſſe, ſondern auch Einkehr für die Fuhrleute ſelbſt, einen friſchen Trunk und Heu für den Umſpann bereit hielt. Sein Haus führte das Schild: „In het Vligende Peerd,“ und über der Inſchrift war ein Kunſtwerk angebracht, das kein Roſſelenker ohne Stolz und Vergnügen, der Meiſter aber niemals ohne ſchamvolles und peinliches Erröthen betrachtete. Die Liebe hatte das Selbſtbewußtſein des Künſtlers überwunden, und obwohl Rafael nichts Anderes malte, als Hiſtorie, nicht einmal Porträts und Lieblingsjagdhunde, ſo war er doch ſchwach genug geweſen, auf Reginens Bitten dem Meiſter Hufſchmied das Schild für ſeine Herberge anzufertigen, ein aufſteigendes Flügelpferd, von dem Regine behauptete, es gleiche dem Geliebten, und welches der Geliebte Reginen allezeit als das ſchwerſte Opfer ſeiner Liebe hoch anrechnete.

Meiſter van der Keerk war ein kurzer, dicker, vlämiſcher Alter, eine von jenen Figuren, dergleichen Jedermann von Teniers Bildern her kennt. Er ſelbſt wußte von dieſen Bildern ſo wenig etwas, als von der Kunſt überhaupt; er ſchlug Werkeltags mit dem Hammer auf ſein Eiſen, und Sonntags mit der Fauſt auf den Tiſch, wenn ihm nicht als beſſerer Gegenſtand ſeine Frau oder ſein Töchterlein gerade unter die Finger kam. Dafür ſtand und ging in dem Hauſe zum fliegenden Pferde auch Alles ordentlich und vortrefflich. Zehn Meilen in der Runde bekam man nirgends ein feſteres Hufeiſen, ein friſcheres Bier, eine weichere Streu, was man nun eben bedurfte. Mevrouw van der Keerk war eine ſtolze, vlämiſche Schönheit von ſechs

Fuß im Umfang, welche in Rüſtigkeit und Lebendigkeit ihre Fünfzig noch wenig verrieth; übrigens eine brave Frau, welche keinem Kinde etwas zu Leide that, auch Niemand in der Welt haßte, als den Maler Rafael. „Der Pinſel,“ ſagte ſie, „der Farbenklekſer, der Malerſtock! Dem Mädel läuft er nach und konterfeit die Mutter, daß es eine Schand iſt, mit einem Unterkinn, wie ein Kropf, und mit tauſend Falten, wie ein altes Pergament. Ich frag' Euch, Herr Nachbar, ſeh' ich ſo aus?“

Regine wich in ihren Anſichten über Kunſt und Künſtler bedeutend von der älterlichen ab. Bei den jungen Dirnen von Antwerpen — und ſie war der hübſcheſten eine, auch wohl angeſehen als einziges Töchterlein des Meiſters van der Keerk — bei den Tänzen der Kirchweih und den Schifferſpielen iſt nun einmal unter der männlichen Jugend nichts geſuchter und nichts beliebter, als die Maler mit ihren hübſchen Bärten, mit ihren dunkeln Augen, mit ihren blaſſen Geſichtern, mit ihren ſo ganz beſondern und fremdartig anzuſchauenden Sammtröcken. Es gehört zum guten Ton unter den Bürgermädchen von Antwerpen, einen Maler zum Anbeter zu haben, ein Conterfei des eigenen Geſichts wo möglich auf der groſſen Ausſtellung zu wiſſen, wenn nicht gar auf einem unſterblichen

Kirchenbilde. In dieſe zarten und weichgeſtimmten Seelen rettet oder verirrt ſich noch der aus dem induſtriellen Treiben der Zeit eingeſchüchtert hinwegflüchtende Kunſtſinn.

Wenn Du von Antwerpen hörſt, ſchöne Leſerin, nicht wahr, ſo denkſt Du an eine ſtolze, engſtraßige, hoch gegiebelte, myſtiſch dunkle, romantiſche Stadt des Mittelalters; auf dem Marktplatz und vor dem Dom luſtwandeln Männlein in Sammtbarett und Spitzenkrauſe neben Fräulein in hochbauſchigen Reifröcken und wehenden Hauptſchleiern. Ich bitte Dich, laß dieſen Traum für meine wahrhaftige Geſchichte fahren und denke Dir als deren Schauplatz Antwerpen, wie es iſt, nicht wie es war, das moderne, belgiſche, franzöſirte Antwerpen, beſſer Anvers, nicht das alte, freie, vlämiſche Haupt der Niederlande. Sonach wirſt Du mir glauben, daß der Bürgermeiſter dieſer Stadt nicht jenen alten ſtattlichen Figuren des Paul Peter Rubens glich, welche, die Linke auf den Schwertknauf geſtützt, die Rechte trotzig auf die Hüfte geſtemmt, mit ihren rothen, kräftigen, wetterharten Geſichtern nach zwei Jahrhunderten Dich herausfordernd und ehrfurchtgebietend anſchauen. Der Bürgermeiſter von Antwerpen war vielmehr, wie alle große Männer der neuen Zeit, von Napoleon bis Paſcha Ibrahim, ein kleiner Mann, ein feiner Mann, welcher einen ſchwarzen Frack trug und ein rothes Bändchen an dieſem ſchwarzen Frack, der franzöſiſch parlirte und belgiſch regierte, trotz Einem. Seines ſtrengen Sinnes für Sittlichkeit iſt ſchon durch Rafael Erwähnung geſchehen. Jedoch war die Malerkunſt nicht die einzige, darin er denſelben bethätigte, vielmehr beſtund er auch mit ihrer leichtfertigen Schweſter Terpſichore desfalls einen harten Kampf. Ihm hat es die Stadt Antwerpen zu danken, ihm allein, daß ihr Schauſpielhaus nicht, wie gottloſe Neuerer wollten, durchaus mit Gas beleuchtet wird. „Denn," ſagt er, „iſt es nicht Anſtoß genug, ſchon bei unſern ehrwürdigen Oellampen die nackten Beine dieſer Tänzerinnen und ihre halsbrechenden Stellungen anzuſchauen? Was ſollte nun aus unſerer Jugend beiderlei Geſchlechtes werden, wollten wir derlei Scandale bis in das kleinſte Detail hinein, ſo zu ſagen an's volle Tageslicht, das heißt Gaslicht ſtellen? Quod non, bei meinen Lebzeiten nimmermehr! Veto. Dixi."

Unter dem Conſulate dieſes Mannes, welcher in Einer Perſon die Vorzüge des Mäcenas und des Cato zu verbinden wußte, pflegte in Antwerpen alle drei

Jahre eine Concurrenz der jungen Maler in der ſogenannten Loge veranſtaltet zu werden. Der Preis war ein aus den Stiftungen der Stadt zuſammengeſetztes, nicht unanſehnliches Reiſeſtipendium, die Aufgabe eine beſtimmte, für alle Bewerber dieſelbe. Dieſe mußten ſchon früh Morgens in der Loge ſich einfinden, zur Verhütung alles Unterſchleifs, bei ſtreng verriegelten Thüren arbeiten, ohne weitere Mittel, als die nächſt nothwendigen, und ſo mehrere Wochen lang täglich bis in den Abend hinein nach ihrem goldenen Ziele rennen. Rafael — ſo haben wir geſehen — war unter den diesjährigen Bewerbern; Rafael, eine der ſtolzeſten Hoffnungen der jungen vlämiſchen Malerſchule; ein Talent, das ſeinen Freunden und ihm ſelbſt um ſo zweifelloſer ſchien, als es eigentlich durch nichts ſich bewieſen hatte. Sein Pinſelſtrich war ungleich weniger keck, als ſeine Zunge, die Zeichnung ſeiner Gemälde bei Weitem nicht ſo vortheilhaft, als die ſeiner eigenen Perſon. Einer armen Wittwe Kind, hatte er dennoch von Jugend auf jene entſchiedene Abneigung vor jedem ernſten Studium und den verachtenden Widerwillen gegen das gemeine Handwerk gezeigt, wodurch ſich heuer unverkennbar das Genie ankündigt. Der ſchwachen Mutter, welche an dem Einzigen hing mit blinder Liebe, war ſo leicht jede Erlaubniß und jede Vergünſtigung abzutrotzen, und ſomit hatte Rafael unter täglichen Opfern von ihrer Seite ſeine künſtleriſche Laufbahn begonnen und fortgeſetzt. Auf derſelben begegnete er bei zufälliger Veranlaſſung der ſchönen Regine, und wie in jeder Künſtlernatur — Rafael ſagte ſelbſt ſo — die Liebe einen entſcheidenden Wendepunkt abgibt, ſo war auch für ihn des Mädchens Erſcheinung und das bald zwiſchen Beiden angeſponnene Verſtändniß ſolch' ein entſcheidender Wendepunkt. Statt früher wenig, that er jetzund gar nichts mehr; ſein Tagewerk war ein ewiges Schelde-Hinüber, Schelde-Herüber, ſeine Gemälde alle in einer oder der andern Weiſe Schatten der Geliebten.

So mißfällig anfangs Vater van der Keerk und ſeine Frau der Tochter Verkehr mit dem jungen Künſtler anſahen, ließen ſie doch nach ſolcher Leute Art die Sache nach und nach gehen, wie ſie eben wollte und konnte. An Heirath kein Gedanke: das war des Meiſters erſtes und letztes Wort, dem Mädchen und dem Werber gegenüber. Das Laufen und das Lieben duldeten die Alten vielleicht nur, weil ſie einſahen, daß ſie es nicht hindern konnten und daß ihr Verbot nur reizen würde, ſtatt zu heilen. „Kommt Zeit, kommt Rath," ſagte die Mutter, „und daß inzwiſchen dem Mädel nichts Leides geſchieht, dafür ſteht mir ihre

Natur und meine Erziehung. Jugend will austoben.“ Verſtändige Grundſätze für eine Hufſchmiedsgattin, zu denen der Hufſchmied lachte, daß ihm das dicke Bäuchlein ſchwabbelte. „Gelt, Babette,“ ſo ſchmunzelte er, „wir zwei haben auch getobt — haben wir nicht? Und was für ein fürtreffliches Ehepaar wir machen!“

Der Liebenden letzte Hoffnung beruhte auf dem Concurs. Darüber, daß Rafael ſiegen und mit dem Preiſe die Bedingungen und Anfänge einer neuen Exiſtenz gewinnen würde, darüber kam ihr, kam ihm nicht der leiſeſte Zweifel Alle Zeichen ſtanden günſtig. „Der Himmel ſelbſt,“ meinte Rafael, „welcher uns bisher verfolgt, kommt nunmehr augenſcheinlich uns entgegen.“ Der Vorwurf des Gemäldes war: die Flucht nach Aegypten. „Gerade als hätte ich ihn ausgeſucht!“ jubelte Rafel. Eine alte und große Lieblingsidee ſollte und konnte in ſeiner Behandlung dieſer Aufgabe zur Reiſe kommen. Er componirte ſein Bild, er erfand ſogar für den nothwendigen Fall, daß es Aufſehen in der Kunſtwelt machen werde, einen eigenen Namen dafür, verſteht ſich, einen italieniſchen: Madonna dei Maniscalchi. „Dieſes Werk,“ ſo lautete es in ſeinen Selbſtgeſprächen weiter, „wird nicht nur meinen Namen, mein Talent auf ewige Zeiten an den ihnen gebührenden Platz ſtellen, ſondern es wird auch für mich perſönlich alle ungünſtigen Lebensverhältniſſe ausgleichen, den Hufſchmied verſöhnen, die Hufſchmiedin und ſelbſt Reginen, bedürfte es deſſen noch, unauflöslich an mich ketten. Ich werde ſie Alle in dieſem Bilde anbringen und verewigen, ſo daß es ſpäter, in undenklichen Zeiten, vielleicht einmal eine ähnliche Bedeutung gewinnen möchte, wie Rubens große Schöpfung in St. Jacob. Neben dem Namen, welchen ich ihm gab, wird es die Welt vielleicht „die Familie Rafaels van Yk nennen.“

So hieß er nämlich, unſer junger Held; und gewiß nicht mit Unrecht fand er in dieſem ſeinem Familien-Namen einen abſonderlich verheißungsreichen Fingerzeig des Himmels. Setzt ein D davor, und Ihr habt den größten Maler des Porträts, denjenigen, welcher allein und zuerſt es verſtand, ein Menſchengeſicht und eine Menſchengeſtalt in unbegreiflicher Wahrheit und Lebendigkeit auf der todten Leinwand feſtzuhalten. Setzt ein E, und Ihr habt den Schöpfer der Hiſtorienmalerei, habt den großen, einfältigen, erhabenen van Eyk. Bedurfte es für unſern Rafael van Yk einer weitern Zeugenſchaft für ſeine Sendung?

Unläugbar, daß er berufen war, das moderne Porträt mit der alten Hiſtorie zu vermitteln, und damit in ihm auch der zufällige Unterſchied aller Schulen verſöhnt und ausgeglichen aufgehe, nahm er anſtatt des gewöhnlichen, ihm von der Mutter Unverſtand gegebenen Taufnamens Henrich, vielmehr den größten Italiener zum Pathen und nannte ſich Rafael van N. „Ich werde,“ ſo ſchwur er oft, wenn er mit den Freunden zuſammen in der Rubensſchenke ſaß und Löwener Bier trank, „ich werde der Nachwelt zeigen, daß unſere Alma Mater, Antwerpen, nicht umſonſt ſo lange ausgeruht, nachdem ſie Quintin Meſſis uns geboren, und Peter Paul, vor dem wir Alle knien, und Teniers, Segher, Crayer, Floris, Brill, in unſerer Kunſt die Tüchtigſten und Größten. Anch' io son' pittore!“ Um es zu beweiſen, that er einen mächtigen Zug aus dem zinnernen Kruge und ſtrich mit der unſterblichen Hand durch die maleriſch nachträufelnden Bärte.

Schleichen wir, ſtatt die Liebe unter dem Dache des fliegenden Pferdes zu belauſchen, lieber hinter dem Geweihten her in die heilige Werkſtätte der Kunſt. Einen Blick nur, einen raſchen, verſtohlenen, über die

Schulter des vor ſeiner Schöpfung brütenden Meiſters! Da ſieht der Carton, fix und fertig, mit Kohle ſogar der große Name ſchon darunter geſchrieben: **Madonna dei Maniscalchi**, und in einer Ecke, auf der Wand des Zeltes, wie beſcheiden und doch wie groß, das Malerzeichen des Künſtlers, dem Liebenden abgeborgt, ein kleines Flügelpferd.

Fürwahr, eine ſinnige Compoſition! Die Mitte des Bildes nahm jenes in der heiligen Geſchichte von jeher eben ſo privilegirte, als mit Unrecht von der profanen unverſtändigen Welt proſcribirte Thier ein, der Eſel. Während das göttliche Kind aus einem Tragkörblein auf dem Rücken deſſelben gar anmuthig vorſah und die Arme jauchzend 'gen Himmel ſtreckte, kehrte ſein Saumthier den Kopf nachdenklich um, gegen den Meiſter Schmied zu, welcher den linken Hinterfuß mit der einen Hand faſſend, mit der andern das Hufeiſen daran hielt, womit er den Huf, der das Heil der Welt durch die Wüſte tragen ſollte, neu beſchuhete. Maria ſaß ſeitwärts, wie ausruhend von dem mühſeligen Wege, unter einem Palmbaume, neben ihr ſtand Joſeph. In der linken Ecke des Bildes erhob ſich, unter mächtigen Bäumen ausgeſpannt, das Zelt, welches des Hufſchmieds Werkſtätte vorſtellte; zwei Geſellen arbeiteten am Feuer, damit, um allen möglichen

Anſprüchen zu genügen, auch der moderne Lichteffect dem Bilde nicht abgehe. In der offenen Thüre des Zeltes ſah man eine weibliche Figur, augenſcheinlich des Hufſchmieds Ehehälfte. Rechts hielt das Gleichgewicht zu der Baum- und Zelt-Gruppe ein Wegweiſer von coloſſaler Dimenſion, deſſen einer Arm die Inſchrift: „Nach Paläſtina,“ der zweite: „Nach Aegypten“ führte. Unter dieſem Pfoſten, deſſen naive Aufrichtung inmitten der Wüſte ein außerordentlich friſches Künſtlerbewußtſein beurkundet, hatte ſich ein junger Mann in's fette Oaſengras geſtreckt, auf ſeinen Knieen ein Blatt Papier, in ſeiner Hand ein Crayon, unter ſeinem Haupte ein Reiſebündel; die Augen deſſelben hafteten mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke auf Mariens Geſtalt. Des Bildes Ferne theilten Wüſtenöde und Wüſtenhimmel, welche in fahler, großartiger Eintönigkeit und in unbeſtimmten Umriſſen ineinander ſchwammen. Perſpectiviſch etwelche Pyramiden und Kameele, Schönheiten, die ſich auf Bildern ebenſo vortrefflich ausnehmen als in Gedichten.

Gefliſſentlich haben wir bei der Schilderung dieſes Bildes länger uns verweilt, nicht ſowohl, um einer böswilligen Kritik Stoff und Veranlaſſung zu geben, ihr Amt zu pflegen, ſondern vielmehr aus wahrem Intereſſe an einer eben ſo originell, als naiv entworſenen Schöpfung. Gewöhnliche Menſchen und gewöhnliche Maler (wenn es letztere anders gibt) finden vielleicht die Idee einer Hufſchmiede inmitten der Wüſte barok, widerwärtig, unnatürlich; uns erſcheint ſie wie die glücklichſte Natürlichkeit ſelbſt, und einerſeits als eine originelle Abweichung von der gewöhnlichen Auffaſſungsweiſe deſſelben Vorwurfes, andererſeits als eine geniale Rückkehr zu der kindlichen und einfältigen Conception der Alten. Rafael, ſeiner Idee und ſeines Werkes ganz voll, ließ ſich auch in der Ausführung durch unverſtändigen Tadel und böswilligen Spott ſeiner Mitſtrebenden nicht irre machen, weil er nur zu richtig ihre ungünſtigen Urtheile und dreiſten Neckereien einem ſchlecht verhehlten Neide zuſchrieb. Die Aufgabe ſeines Lebens dachte er in dieſem Bilde zu löſen, Alles hineinlegend, Alles darin anbringend, Alles dadurch erreichend, was ihm auf Erden lieb und theuer. Es braucht kaum erwähnt zu werden, wer als Urbild zu der lieblich beſchatteten und lieblich beleuchteten Mutter Gottes dem jungen Meiſter erſchienen war und fortwährend vorſchwebte. Auch der Hufſchmied und die Hufſchmiedin gaben ſich gewiſſermaßen von ſelbſt, und daß der Reiſende unter dem Wegweiſer Niemand anders war, als der Künſtler, erräth ebenfalls ein Jeder.

Das waren Rafaels ſchönſte und beſte Stunden, wenn er, vor dem Carton und vor der bereits halb untermalten Leinwand ſtehend, ſeines Werkes Früchte im Geiſte ſchwelgend ſchon genoß, derweil die kundige, raſche Hand doch kaum die erſten Blüthen ſchuf. Eines Morgens inſonderheit — geweihte Seelen wiſſen, daß zu manchen Stunden mehr, an manchen Tagen weniger des Gottes Gunſt dem Lieblinge der Grazien oder der Muſen lächelt — eines Morgens ſteigerte ſich der Drang der Hervorbringung und die ſichere Kunſtfertigkeit ſo merklich, daß der entzückte Künſtler mit jedem Pinſelſtrich ſeinem Ziele um eine Meile näher zu kommen vermeinte. „Ich bin im Himmel!“ ſo rief er den Genoſſen zu, die wie gewöhnlich ihr leichtfertiges Spiel und ihre tollen Späſſe um ihn trieben, mit einander ſich balgten, ſich im Saale umherjagten und Turnier hielten, die Malerſtöcke als Lanzen und die Palette als Schild benutzend. „Ich bin im Himmel!“ und ſo war er: ſeine Seele ſchwamm ganz in den leichten und lichten Tönen des morgenländiſchen Himmels, die er aus dem wolkenloſen Innern heraus vergnügt und glücklich über die geliebte Schöpfung goß. So war es ihm noch nie gelungen; die Hand flog dem Geiſte, der Geiſt flog der Hand voran. Wehe nur, daß, wie ſo oft im Leben, an dieſem heitern Himmel ungeſehen Gewitterwolken aufſtiegen. Die

Leinwand war ſeucht, wie des Künſtlers begeiſtertes Auge, die Farbe friſch, der Duft ganz und gar köſtlich getroffen, da — ſtößt eine unſanfte Fauſt, oder war es ein ungeſchickter Fuß, an die Staffelei, das Gebäude ſtürzt, der Himmel liegt im Staub, und Ikaros, der arme Ikaros, begraben unter ſeinen Trümmern.

„Sie haben es aus Neid gethan, aus bloßem, blaſſem Neid!“ — „Die Abſcheulichen!“ — „Und gerade derſelbe war es, welcher immerfort mit ſeinen Neckereien meine Stimmung ſtörte.“ — „O ich kenne den langen, hagern, häßlichen Menſchen, den Paul; aber er ſoll mir nur einmal wieder kommen, mich zum Tanz aufzuziehen auf der Kirchweih! wart, den will ich heimſenden, den Heimtücker, den Neidhart!“ — „Und ich ſage Dir, wie war ich ſo im Zuge, niemals zuvor, nie werd ich's ſein; ſolch einen Himmel macht man nicht alle Tage.“ — „Ich glaub's ſchon, Du Aermſter!“

Zwiſchen wem dieſer traurige Zwieſprach ſtatt fand, wir brauchen es dem ſcharfſichtigen Leſer kaum noch ausdrücklich zu bemerken. Die Liebenden hatten ſich, wie es oftmals geſchah, natürlich immer zufällig, am

Quintin Meſſis-~~Brünnlein~~ unfern dem Dome gefunden. Es war ein heiterer, lauer Sommerabend, wie zur Liebe gemacht, wie zur Freude geſchaffen; in den Zweigen der Bäume auf dem Domplatze hüpfte und zwitſcherte die Liebe, und unter den Zweigen wandelte und koste ſie. Unter all' den glücklichen Menſchen und Thieren, warum mußte denn nur das eine Pärlein ſo unglücklich und ſo kummervoll einherſchleichen! Rafael hatte den Arm, ſtatt um den Leib ſeines Mädchens, um die harten, kalten Eiſenſtäbe des Gitterwerks geſchlungen, welches angeblich ein Meiſterſtück des in einen Apelles verwandelten Cyklopen, von den Antwerpenern gar hoch in Ehren gehalten wird. Das Auge des jungen Mannes ſtarrte mit einem unheimlichen Ausdruck der Verzweiflung über den Rand des verfallenen Gemäuers in die Tiefe des Brunnens hinunter. Zur Beruhigung der mitleidigen Leſerin ſei es indeß geſagt, dieſe Tiefe war nichts weniger, als eine bodenloſe, der Brunnen vielmehr ſchon ſeit geraumer Zeit ausgetrocknet und verſchüttet.

Gleich traurig, wie die Nachrichten, welche Rafael der gefühlvollen Freundin brachte, war die Botſchaft, die ihm aus ihrem Munde zurückkam. Im fliegenden Pferde hatte es ſeit ein paar Tagen bedrohliche Auftritte gegeben zwiſchen Aeltern und Tochter. Eine

Perſon und ein Ereigniß waren in den kleinen Familienkreis getreten, alle Fäden deſſelben zu einer gewaltſamen Cataſtrophe verwickelnd. Eines wohlhabenden Webers Sohn aus Gent, mit Vater van der Keerk weitläuftig verwandt, der einſt auf ſeiner Wanderſchaft einige Tage im fliegenden Pferde raſtete, war inzwiſchen heimgekehrt und anſäßiger Meiſter geworden. Der meldete ſich nun ganz unverhofft mit einem Brieflein wichtigen Inhalts, Reginen eben ſo unwillkommen, als ihren Eltern erwünſcht und erfreulich. Er warb kurz und gut, nach ehrlicher Bürgerſitte, um das holde Bäslein, das, ſchrieb er ſehr galant, in alle ſeine Zettel und Muſter heimlich ſich verwebte, von jener Stunde an, als er zum erſten Male ihr Bildniß geſehen an den grünen Ufern der Schelde.

Die Partie ſtand in jeder Hinſicht gleich: Willem, ein munterer Burſche, von Geſtalt nicht übel, dabei im Weſen treuherzig und verläßig, war guter Leute Kind und hatte ſich beſcheiden, wie's dem Anfänger ziemt, in ſeiner ſchönen Vaterſtadt ein Häuslein gegründet, das bald ein Haus zu werden verhieß. Trat nun ein tüchtiges und braves Weib hinein und brachte in die ſtattlichen, glänzend gebohnten Nußbaumſchränke ihr Gezeug und ihr Geſchirr, auch wohl für böſe Tage einen goldenen Spar- und Mutterpfennig mit, wie denn bei Reginen van der Keerk ſich Alles das recht hübſch zuſammen fand — ei nun, ſo gab das ja eine Ehe, worüber die Engel im Himmel jubilirten und die Hebammen auf der Erde. So ward dem Mädchen denn auch vorgeſtellt, in Güte und in Ernſt, und ſie hatte, ſtatt Gründe, zur Erwiderung nur Thränen; eine ſchwache Waffe, welche auf die Dauer der Aeltern Zorn und deren vernünftigen Plane fern zu halten kaum im Stande war. Sie wehrte ſich, ſo gut ſie konnte, ſie bat, ſie flehte, ſie ſchwur, mit Keinem glücklich werden zu können, als mit ihrem Rafael; Dinge, die ſchon oft geſchworen ſind unter dieſem Himmel, ohne daß er ſpäter über den Meineid wäre zuſammen gebrochen. Und eben ſo oft ſind jene Mahnungen, Vorwürfe und Scheltworte, vom hochtragiſchen Fluche herab bis hinauf zu dem nicht minder tragiſchen Stockprügel, auf dieſer Erde ſchon gebraucht worden, wie ſie auf die bekümmerte und bedrängte Erbin des fliegenden Pferdes herabfielen. Lange, ſo geſtand ſie ihrem Freunde ſchluchzend hinter der vorgehaltenen Schürze, lange vermochte ſie dem Unwetter nicht mehr Stand zu halten, ihr Muth war gebeugt, ihre Kraft ſchier gebrochen. Hier kann nur Einer helfen, ſo lautete das traurige Endreſultat eines langen, ſchmerzenden Diſcurſes, nicht der Zufall, denn die

Liebenden waren zu fromm, um an ihn zu glauben, nicht Gott, denn ſie waren nicht fromm genug, auf ihn zu hoffen, ſondern — der Bürgermeiſter als hohes Haupt des Schiedsgerichtes.

Ueber die unglückliche Liebe am Quintin Meſſisbrünnlein werfen wir, gleich der Nacht, die ſtill und ſternenreich über Stadt und Strom heraufdämmerte, des Geheimniſſes und der Zurückgezogenheit zarten Schleier.

„Sein oder Nichtſein!“ Schade, daß der fette Dänenprinz dem ſchlanken Künſtler von der Schelde dieſes ſchöne Selbſtgeſpräch, gleichwie ſo manchen andern Gedanken, hämiſcherweiſe vorweggenommen. Daſſelbe paßte ſo recht in die Situation des einſamen Jünglings, welcher ungefähr vierzehn Tage nach der zuletzt geſchilderten Scene haſtigen Schrittes, verſtörten Blickes aus dem Ryke Hoek hinwegſtürzte. Der Ryke Hoek, falls die ſchöne Leſerin nicht vlämiſch verſtände, le Coin riche — das Franzöſiſche verſteht ſie als Deutſche gewiß, wenn ſie auch Thusnelde heißt — der Ryke Hoek heißt, wie ſo mancher Menſch und ſo mancher Ort in der Welt, nur durch eine unbewußte

Ironie der „reiche Winkel.“ In der That aber gehört er zu dem ärmſten Viertel der Stadt Antwerpen, und die wenigen niedern, baufälligen Hütten, ſo er enthält, vermögen nur Phantaſie oder Satyre, zwei näher verwandte Schweſtern, als man denkt, in Paläſte zu verwandeln. Aus einem derſelben ſtürzte, wie ſchon geſagt, bleich und verſtört, Rafael van Yk, während ſeine Mutter, im Dachkämmerlein droben allein zurückgeblieben, ihm vergebens ihre Thränen nachſchickte und Beſchwörungen.

Es war ein prächtiger, in glühenden Tönen und Farben zitternder Spätſommerabend. Die lange Zeile der Quais hinab fluthete neben der glänzenden Waſſerwoge die glänzende Woge geputzter Menſchen. Die Canäle, die Baſſins, die Häfen der allmächtigen Handelsſtadt, reich genug, der Schiffe wenigſtens ein Tauſend zu faſſen, prunkten mit hundert flatternden Wimpeln und mit dem Gewirr von Tauen, Stangen, Rudern, Maſten, das, wie ein Spinnweb anzuſchauen, am goldenen Himmel und über dem blauen Waſſer der Landſchaft hing. Blind für ſo viel Schönes, taub für der Matroſen luſtigen Abendgeſang, fühllos für die Blicke aus holden Augen, die ihn nach ſeinem Kummer fragten, eilte der einſame Wandler an der Schelde hinauf, nicht in gewohnter Richtung ſeines

Weges ziehend, ſondern den Rücken gekehrt der Tète de Flandres, wie allem Lieben und allem Leben. Wo die letzten Häuſer der Vorſtadt, zerſtreuten Schafen der Heerde gleich, am Ufer ſich verlieren, da blieb er ſtehen, warf ſich an die Weiden, dem Strome nah, und blickte hinunter in die Tiefe, die minder tief als ſeine Qual, kühl und lockend vor ihm dahin rauſchte. Schlecht paßte zu der finſtern Stimmung das feſttägliche Gewand, das noch vom Morgen her den Veränderten ſchmückte. Fühlte er's oder keimte ein noch entſetzlicherer Gedanke in ſeinem Hirn? Genug, er warf den Frack ab, beugte ſich weit über und —

Die Würfel waren gefallen. Am Morgen hatte das hohe Schiedsgericht in der Loge ſeine öffentliche ſolenne Sitzung gehalten. Obenan im Lehnſtuhl der Bürgermeiſter im vollen Staat, mit Orden, Schärp' und Epauletten; rings um die Tafel, ernſten Richtern der Unterwelt nicht unähnlich in ihren ſchwarzen Feſtkleidern, die Schöppen und Räthe der Stadt ſammt den Profeſſoren der Academie; hinter den Schranken die Harrenden, die Kämpfenden und die Zuſchauenden; auf der Gallerie umher ſchmucke Frauen und ſtattliche Männer. Auf fünf Staffeleien ſtanden, Aller Blicken ausgeſetzt, die ſtummen Helden des Tages, die noch nicht trockenen, Oel und Firniß duftenden Gemälde, jedoch ohne den beſtechenden Schmuck der Rahmen, auf ihren eigenen Werth nur angewieſen. Um die zwölfte Stunde verkündigte eine zierliche Rede, gehalten durch den Secretarius der Academie, einen wohlbeleibten, bruſtkräftigen Schöngeiſt, des hehren Tages Bedeutung in den Annalen vaterländiſcher Kunſt. Sobald der Redner geſchloſſen, wurden ſeine aufmerkſamen Zuhörer durch einen Trompetenſtoß geweckt. Der Bürgermeiſter beſtieg in eigener Perſon die Tribüne, las zuerſt das Protokoll und ſchritt alsdann zur Verkündigung des ſorgfältig ausgearbeiteten Urtheils. O der klopfenden Herzen drunten, der glühenden Augen droben!

Poſaunen des Weltgerichts hätten Rafael nicht ärger ſchrecken können, als der Trompetenſtoß, der nach gewohnter Weiſe des Siegers Namen in alle vier Winde ſchmetterte. Denn dieſer Name — fiat justitia, et vivat mundus! — Dieſer Name war ja nicht der ſeinige. Und doppelter Schmerz, doppelte Kränkung, von allen Möglichkeiten, außer der ihm bereits zur Gewißheit gewordenen, trat die unmöglichſte gerade in kränkender, in vernichtender Wirklichkeit vor ihn hin. Der Sieger war, der Sieger hieß Paul Adam Notker, und ſchöne Lippen nannten feiernd dieſen Namen, und ſchöne Hände klatſchten, duftende Tücher wehten dem Gefeierten zu, und der Bürgermeiſter höchſt eigenhändig überreichte ihm das beſiegelte Diplom und drückte einen väterlichen Kuß auf die durch ſolche Berührung der Unſterblichkeit geweihte Stirn. Das Alles nicht ihm, das Alles ſeinem Feinde, jenem ſelben leichtſinnigen, langen, hagern Paul, der ſeine Staffelei im tollen Uebermuth, wohl im heimlichen Neide umgeſtoßen!

Noch blieb eine Hoffnung: die mention honorable, der zweite Preis, ſchon eine Unendlichkeit tiefer, aber immer eine Sproße auf der Leiter zum Glücke. Auch ſie brach unter den ſchwindelnden Füßen des gänzlich und rettungslos aus ſeinen Himmeln Geworfenen. Auch die mention honorable fiel, ſtatt auf ihn, auf einen Andern. Sein Bild — Vaterliebe ſieht ſcharf — es war ſogar die Zielſcheibe höhniſcher Blicke, ziſchelnder Bemerkungen, kaum verhaltenen Gelächters. Da zog des Jünglings tiefgekränkte Bruſt krampfhaft und tödtlich ſich zuſammen; ein Gefühl unſäglicher Bitterkeit, ein Gefühl des Menſchenhaſſes, wenn nicht der Menſchenverachtung, nahm ſeine ganze Seele ein. Zugleich aber hob der innere Stolz und des Künſtlers freudiges Bewußtſein mit letzter Kraft die furchtbar zerbrochenen Schwingen groß und aufſtrebend wieder empor. „Sie ſind dein nicht werth, ſie verſtehen dich nicht, ſo können ſie dich auch nicht richten!“ ſo ſagte er ſich voll erhabenen Troſtes. Ein vergleichender Blick auf ſein Werk und das der zwei Gekrönten gab dieſem Troſt die rechte Kraft, die ſelige Gewißheit. Gemeine Schöpfungen waren es, ohne Eigenthümlichkeit in der Erfindung: ein paar Geſtalten nur, eine hundertmal dageweſene Gruppe, vielleicht richtiger gezeichnet, ſorgfältiger ausgeführt, als er zu thun pflegte; allein wann kehrte das Genie ſich an Regel, an Form, an Ordnung, an Schule? Wann aber fand das Genie vor der Welt und unter den Menſchen jemals ſeinen Platz?

Alles um ſich vergeſſend, den Bürgermeiſter, die Loge, die Menſchen, nur des Gedankens an ſich voll, brach Rafael, bevor die Feier noch geendet war, zum Erſtaunen der Verſammlung durch die gedrängten Reihen und eilte hinaus in's Freie. Es war hoher, heller Mittag; ſenkrecht brannte die Sonne in den leeren Straßen auf ſeinen brennenden Scheitel, und alle Leute, meinte er, welche des Weges gingen, ſahen ihn nicht blos an, ſondern durch. Er flüchtete heim. Aber als er nun in die niedere Stube trat, als ſeine Mutter freudig, zitternd, haſtig ihm entgegen ſchwankte, als die ganze gewohnte enge Häuslichkeit den aufgerüttelten Rieſengeiſt wieder umfing, als gar bei einem Blicke aus dem Manſardenfenſterlein hinaus drüben der Plantin Kaei, die Schelde, die Tête de Flandres mit ihren Mahnungen ihm höhniſch entgegenleuchteten: da knickte die mühſelig behauptete Faſſung und Schnellkraft ſeiner Seele mit einem Male um ſo jäher wieder zuſammen. Ohne auf der Mutter Troſt und der Mutter Klage zu hören, faßte er, was unter ſeine Hände fiel von dem Geräthe des verhaßten Berufes, beſinnungslos zuſammen und ſchleuderte es auf die Straße hinunter unter die bald verſammelte hoffnungsvolle Schuljugend Antwerpens. Im Ryke Heek regnete es, trotz dem heitern Septemberhimmel, Pinſel, Paletten, Farbentöpfe, Oelgläſer, Leinwand, Gypsmodelle, ein buntes Chaos durcheinander. Und als nun nichts mehr übrig war, zu zerſtören, als er den Kalk ſelbſt mit den Nägeln von den Wänden geriſſen, weil ihn Figuren und Skizzen befleckten, als ſeine Hände vergebens ein letztes Object des Zorns und der Wuth in allen Winkeln ſuchten — die Mutter, der Bitten und der Thränen müde, durch des Sohnes Wahnſinn ſelbſt angeſteckt, warf ſich wie eine Löwin vor ihre bedrohten Schüſſeln und Kannen — da ſuchte der tobende Herkules zum zweiten Male das Weite, eilte wiederum hinaus, den Quai entlang, am Waſſer hinauf, in's Waſſer hinein — —

Wir wiſſen das Uebrige.

Der Ertrinkende, ſo ſagt ein altes Sprichwort, hält ſich an einem Strohhalm; warum nicht auch der ſich Ertränkende? Der Selbſtmord will, wie jedes andere Verbrechen, gelernt ſeyn und geübt. Wie mancher Hals zog ſich wohl ſchon zur rechten Zeit aus der gar künſtlich geſchlungenen Todesſchleife künſtlich wieder zurück! Wie manche Hand ſetzte den ſchon geſpannten Hahn bedächtig wieder in Ruhe, ehe er ſein Sterblied ausgekräht!

Als die mitleidige, kühl überlegende Welle den jungen Todescandidaten wieder in die Höhe hob, als er mechaniſch die Augen öffnete, die Arme rührte, ſiehe, da lag die Welt ſo hell und ſo warm vor ſeinem umflorten Blicke, da kam ihm wie ein Himmelsglöcklein die Glocke des oben nach der Tête de Flandres hinüber fahrenden Dämpfers von Weitem ſo tröſtlich entgegen, daß er, ohne es zu wiſſen beinahe, mit allen Leibes- und Seelenkräften in daſſelbe Leben verzweifelnd wieder zurückſtrebte, aus dem er eben verzweifelnd hatte entfliehen wollen. Rafael iſt ein guter Schwimmer, die Schelde ein gutes Waſſer. Ihre Strömung hatte den Sinkenden bereits eine Strecke weit dem Ziele zugetrieben, und er ſelbſt brauchte dieſem Winke des Himmels mit Händen und Füßen nur ein Weniges nachzukommen. Ohne Rock, wie er war, ſchwamm es ſich obendrein ganz bequem und leicht, und das Waſſer war ſommerlich lau und klar. Einige Minuten der Angſt, des Kampfes, des Ringens, und er landete, ſtatt am Ufer des Styx, am Ufer der Schelde, und zwar am linken, eine geringe Strecke oberhalb des wohlbekannten, vielgeliebten, gaſtlich herüber ſtrahlenden Gehöftes zum fliegenden Pferde. Triefend von Haar, Bart und Gewand, wie ein dem Meer entſtiegener Neptunus, ſtand er eine Weile, ſich ſchüttelnd und in der Sonnenwärme dehnend da. Alsdann, ohne der ihm begegnenden, verwundert auf den naſſen Spaziergänger blickenden Land- und Schiffsleute zu achten, rannte er eilenden Fußes dem Ufer entlang, dem Ziel ſeiner Wünſche entgegen.

Im fliegenden Pferde ſpielte eben die letzte Scene des kleinen häuslichen Dramas. Die Familie war beiſammen, Vater, Mutter und Tochter, der Rath ſchon gehalten, der Beſchluß ſchon gefaßt. Auf dem Tiſche ſtand ein brennendes Licht, woran Vater van der Keerk eben den verhängnißvollen Brief zu verſiegeln im Begriff ſtand. Regine wagte es nicht mehr, ihm in den gehobenen Arm zu fallen; ſie kannte den Vater, einmal entſchloſſen, ließ er ſich durch nichts mehr von ſeinem Willen abbringen. So blieben der Aermſten nur die Thränen des Kummers und der Entſagung, worein die halb erzürnte, halb mitleidige Mutter ihre milden Troſtesworte miſchte. Plötzlich öffnet ſich die Thüre. Auf der Schwelle, triefend vom Kopf bis zum Fuß, erſcheint — in der That die ſonderbarſte Erſcheinungsweiſe für einen Brautwerber — Rafael van Yk. „Der fehlte uns noch!“ ſprach die Mutter halblaut, während der Vater ihm entgegenrief: „Heut zum letzten Male, daß Ihr es wißt!“ und Regine unter Schluchzen und Seufzen nichts als den Namen Rafael zu ſtammeln vermochte. „Nicht Rafael,“ erwiederte in dumpfem Tone der naſſe Geliebte, „nicht Rafael, ſondern Henrich! Jener liegt im Waſſer ſammt Pinſel, Palette und Farbe, dieſer kommt zu Euch, Meiſter van der Keerk, nicht um Eure Tochter zu bitten, ſondern zunächſt um trockene Kleider und dann um ein Schurzfell.“

Es bedurfte geraumer Zeit, ehe der Jüngling ſich verſtändlich machen konnte; er begann ſeine Erzählung von dem traurigen Reſultate des heutigen Schiedsgerichtes, und ging über deſſen Folgen, inſonderheit über den Waſſerfall in beſcheidener Kürze hinweg. Regine war die einzige, deren zarte Seele ihn errieth und verſtand; mit einem Schrei des Entſetzens warf ſie ſich an die Bruſt des ſchon dem Tode geweihten, ihr gewiſſermaßen zum zweiten Male geborenen Freundes. Auch der Vater ſchaute verwundert, halb und halb gerührt, den tröpfelnden Schwiegerſohn an und fragte: „Alſo habt Ihr ernſtlich die Schmiererei ſatt und den Müßiggang und wellet in Fleiß und in Ehren ein tüchtiger Handwerksmann werden?“ — „So mir Gott helfe, das will ich, Meiſter, und nehmt Ihr mich zu Eurem Lehrling, ſo weiß ich auch, daß ich es kann. Dieſe Arme ſehen ſich freilich ſchwach an“ (in der That, die naſſe Gewandung ließ ihnen nichts weniger als vortheilhaft); „aber noch vermögen ſie den Hammer ſtatt des Pinſels zu führen, und in Jahr und Tag will ich aus einem ſchlechten Maler ein guter Eiſenſchmied werden, ſo wahr als mein großer Ahnherr Quintin Meſſis binnen Jahr und Tag aus einem ſchlechten Hufſchmied ein guter Maler ward.“

Während die Alte nach Mutter- und Weibes-Art kopfſchüttelnd nach trockener Wäſche ging für den aus dem Bade der Wiedergeburt glücklich Erſtandenen, ſchritt der Hufſchmied gedankenvoll, die kurzen Arme auf dem Schurzfell gekreuzt, in dem kleinen Gemache auf und nieder. Heftige Zweifel, ſo ſah man, arbeiteten unter der berußten Stirne. Seine Tochter ſtand von ferne, und da ſie den Vater kannte, winkte ſie dem Geliebten, nur ſtille zu ſein, nicht zu ſtören. Eine lange feierliche Pauſe lag über der kleinen Gruppe bewegter Menſchen, nur unterbrochen durch die ängſtlichen, ahnungsvoll fliegenden Athemzüge des Mädchens und durch des Jünglings zärtliche Blicke auf ſie. Mit einem Male trat der Hufſchmied an den Tiſch, ergriff den fix und fertig da liegenden, an Mynheer Willem in Gent adreſſirten Brief und hielt ihn über das Licht, daß er in einer jähen Flamme raſch aufloderte und eben ſo raſch in ein Häuflein Aſche verkohlte. Jubelnd klatſchte Regine in die kleinen Hände; aber der Vater, den Zeigefinger drohend nach ihr emporgehoben, ſagte, durch eine Thräne der Rührung lächelnd: „Dem Einen nehmen, heißt noch nicht dem Andern geben.“ Da ſtürzten die beiden Liebenden ihm an die Bruſt, und er, ſich ihrer Liebkoſungen mit Mühe erwehrend, die allerdings bei Rafael-Henrich bedenklich waren von wegen der Näſſe, murmelte: „Nun, nun, wenn er das erſte Hufeiſen gemacht und aufgelegt hat, ſo wollen wir ſehen, was zu thun iſt.“

In demſelben Augenblicke trat die Mutter van der Keerk, den runden Arm voll Weißzeug und Kleider, wieder ein. Sie errieth mit weiblichem Scharfblick, wie die Sachen hier ſtanden, und weit entfernt, mit der plötzlichen Aenderung zufrieden zu ſein, — denn ſie ſchätzte den Weber Willem eben ſo ſehr, als ſie dem Maler gram war, nicht blos wegen des Unterkinns, ſondern, pflegte ſie zu ſagen, weil er nichts Warmes im Leibe hat und nichts Weißes drauf, — hütete ſie ſich deſſen ungeachtet wohl, gegen den hausherrlichen Willen direct und offen Krieg anzufangen; ſie kannte ihren Alten. Als aber der vom Himmel gefallene, richtiger aus dem Waſſer geſtiegene Lehrling davon ging, um in die trockenen Kleider ſeines Meiſters zu ſchlüpfen, welche ihm eben ſo viel zu kurz als zu weit waren, da fing Madame van der Keerk an, ihre Batterien zu demaskiren und ſtillen Proteſt einzulegen, ſo gegen den alten Lehrling, wie gegen den neuen Eidam. Ihr Gatte, den der raſche Entſchluß des Jünglings und ſeine Begeiſterung für das Schmiedehandwerk wohl zu ſchnell beſtochen hatten, begann unter den Vorſtellungen ſeines Weibes nachdenklich und zweifelſam mit dem dicken Köpflein zu wackeln, und mit dieſem wankte trotz Reginens Bitten und Beſchwörungen das junge Glück der Liebe auf das Bedenklichſte.

Ein Zufall, wie ſo oft im Leben, trat auch hier verſöhnend und begütigend in's Mittel. Dieſer Zufall erſchien in Geſtalt von Rafaels Mutter, welche mit fliegendem Haar todtenblaß und verzweifelt über die Schwelle ſtürzte: „Mein Sohn, o mein armer Sohn!“ war Alles, was die troſtloſe Wittib hervorbrachte. Dazu hielt ſie den entſeelten Frack ihres Einzigen händeringend in die Höhe und jammerte, dieß ſei das Einzige, was ihr von ihm geblieben. Zum Reden gebracht, erzählte ſie ſodann, wie ſie, Rafaël nach, die Quais hinauf, an die Schelde gerannt ſei, ſeine ſchreckliche Abſicht vermuthend. „Ich kam zu ſpät,“ ſchluchzte ſie, „denn meine alten Beine vermochten ſeinen verzweifelten Entſchluß nicht einzuholen. Drüben, nicht weit von der Citadelle, fand ich am Ufer, auf einen Weidenſtrunk geworfen, dieſen Joſephsrock. Ach, ich kannte ihn nur zu wohl! Hatte ich doch ſelbſt heute Morgen das Loch am Aermel geflickt und mein letztes ſeidenes Halstuch als Futter unter die Schöße genäht, weil er ſagte, es ginge nicht anders.“

Der Kummer der alten Frau und der Gedanke, daß ihre Härte einen Menſchen in den Tod getrieben, wirkten zu mächtig auf den Hufſchmied und ſeine geſtrenge Ehehälfte, als daß ſie länger ungerührt und hartherzig hätten bleiben können. Vater van der Keerk winkte Frau und Tochter zu, nur einen Augenblick zu ſchweigen, er ſelbſt ſchlich mit einem bedeutſamen Lächeln hinaus. Bald darauf kam er zurück, die Thüre in der Hand behaltend. — „Liebe Nachbarin,“ ſagt er, „ich kann Euch Euern Rafael freilich nicht wieder aus der Schelde heraufholen, aber einſtweilen nehmt da den Henrich dafür und mein Mädel dazu, wenn's Euch recht iſt.“

Und auf ging die Pforte und auf der Schwelle ſtand, ein ſauberes Schurzfell vor, den Hammer in der Rechten, der umgekehrte Quintin Meſſis. Und wie nun die Mutter weinend vor Freude und vor Kummer an ſeinen Hals flog von der einen Seite, und von der andern das Mädchen, wie Meiſter van der Keerk ſich ſchmunzelnd die dicken Hände rieb und mit freudeſtrahlenden Augen auf die Umſchlungenen blickte, wie Frau Babette mit dem Schürzenzipfel an die überquellenden Augen heimlich fuhr — darüber, liebe Leſerin, laſſen wir ſtill und langſam unſern Vorhang niedergehen.

Aber, liebe Leſerin, wenn Du einmal auf Deinen Fahrten in die berühmte Kauf- und Handelsſtadt Antwerpen kommſt und es iſt, was Gott verhüte, an Deinem Reiſewagen eine Kleinigkeit zerbrochen, die Achſe etwa, oder die Deichſel, oder wenn du von der Citadelle herab, ſtatt auf des Unteroffiziers beredte Schilderung von des Generals Chaſſé Heldenthaten zu horchen, vielmehr herniederblickſt, auf die blühenden Ufer der Schelde und die rothwangige **Tête de Flandres**, ei ſo laß Dich die Viertelſtunde Zeit nicht reuen und fahre auf dem Dampfſchiffe hinüber unmittelbar vor die wohlbekannte Thür des fliegenden Pferdes. Unter ſeinen Schwingen hauſt jetzt, angeſehen im ganzen Lande für einen der erſten Künſtler ſeines Zeitalters, Meiſter Henrich van Yl mit fünf Geſellen, und, was mehr ſagen will, mit fünf Kindern. Der alte van der Keerk hat vom Geſchäft ſich ganz zurückgezogen und ſieht, ſein Pfeifchen voll Behaglichkeit rauchend, dem wackern Treiben des Eidams ſtolz und vergnügt zu. Babette vergaß längſt ihren Schützling, den Weber von Gent, wie dieſer ſein Mühmchen; die beiden Frauen, Frau van der Keerk und Frau van Yl, ſind froh und zufrieden, nicht nur mit ihrem einzigen Kinde jede, ſondern auch beide mit einer Schaar blondlockiger Enkel und Enkelinnen ſo ungeſtört zuſammen zu leben. Die Glücklichſten aber des kleinen Kreiſes ſind, wie ſich von ſelbſt verſteht, Regine und Henrich, den ſie allein noch immer Rafael nennt. Ihr zu Liebe hat er vom Maler nicht nur den ſchmucken Bart und für hohe Sonn- und Feſttage den genialen Sammtrock beibehalten müſſen, ſondern auch zu ganz beſonderem Zweck Staffelei, Leinwand, Pinſel und Palette neu angekauft, ſtatt der am Tage des furchtbaren Gerichtes vernichteten. Jedes Kind muß er, um den Familienkreis ſein vollſtändig zu erhalten, in Lebensgröße porträtiren. Rafael hat ſeinen Entſchluß, ſo verſichert er wenigſtens den oft zu ihm herüber ziehenden alten Geſellen von der Loge, niemals bereut. „Was wollt Ihr?“ pflegt er zu ſagen, „vor dreihundert Jahren mußte man ein großer Künſtler ſein, um ein tüchtiges Weib zu gewinnen, und heute ein kleiner Handwerker. Die Zeiten ändern ſich und meine Schuld iſt's nicht. Dazu, es fragt ſich noch, welche Metamorphoſe die ſchwierigere iſt, diejenige meines großen Anherrn Quintin Meſſis, oder die meinige?“ Bei dieſen Worten zeigt er triumphirend auf die ehemals ſo feinen und zarten, jetzt durch den Ruß geſchwärzten, durch den Hammerſtiel ſchwielig gewordenen Hände und lacht, daß die weißen Zähne hell und luſtig aus dem dunkeln Bart und dem gebräunten Geſichte hervorleuchten.

Das große Doppelheiligthum der vereinigten Familien van der Keerk und van Yk, welches allen Freunden des Hauſes und diſtinguirten Fremden gewieſen wird, iſt ein Bild in ſtattlichen Dimenſionen, umgeben von einem koſtbaren Goldrahmen und an der Wand des beſten Zimmers droben im erſten Stock aufgehängt. Darunter ſteht Madonna dei Maniscalchi, und darüber hängt ein maſſives, blankes, tadelloſes Hufeiſen, beide Meiſterſtücke deſſelben Künſtlers. Und wie Natur in ſeltſamen Spielen oftmals ſich gefällt, ſo muß es juſt ſich fügen, daß in dem erſten Kinderpaar — es waren

Zwillinge, zwei muntere Buben — des Vaters doppeltes Talent vereinzelt und geſondert wiederum emporblüht: Andres greift immerdar zu kindiſcher Kurzweil nach dem Pinſel, wenn Bruder Jürgen mit den kleinen Fingern den ſchweren Schmiedhammer zu heben trachtet. Andres iſt des Großvaters Liebling und Pathe. Gibt es noch eine Gerechtigkeit in der Welt und in Antwerpen, ſo wird, nach Meiſter van Yks, gefällt es Gott, ſpätſeligem Hintritt, zu dem Hexameter, der als Grabſchrift auf ſeinen großen Ahnherrn an der innern Thüre der Kathedrale ſteht, noch ein Pentameter kommen, ſo daß das Diſtichon vollſtändig alſo lautet:

Connubialis amor de mulcibre fecit Apellem;
Fabrum ab Apelle facit connubialis amor.

* * *

Der letzte Walzer.

⁂

„Mag ſie die Menſchen eben ſo milde finden, als den Himmel!“ So ſeufzte der alte Mann und blickte, die Hände in Rührung gefalten, bald auf das an ſeiner Seite im Wagen ſchlafende Mädchen, bald in die voll Abendroth und herbſtlicher Wehmuth ausgebreitete Gegend, in welche ſie hineinfuhren.

Es war ein hübſches Bild, und wer es vom Wege aus ſo mit anſah, die Steinbauer auf der Landſtraße, die mit wundem Fuß und mit geſundem Sinn vorüberhinkenden Handwerksburſchen, Bäuerinnen, volle und leere Körbe auf dem Kopfe, der ſagte wohl bei ſich: „Die haben es lang gut in ihrer nagelneuen Kutſche; das Weibsbild ſchläft und kommt doch vom Flecke, das Mannsbild macht erſt ein Geſicht, als hätt' er's Wunder wie ſauer. Vornehme Leute nicht allwege glückliche Leute. Und Gott geſegne mir meine Niedrigkeit. Amen!"

Das Mädchen lag wie ein müdes Kind auf Schulter und Bruſt des Mannes ſo hingekauert. Ihr blondes Haar floß über ſeinen Rock und ließ, einer Mohnblume im Sommerkorn vergleichbar, durch das zerſtreute, lichte Geflecht ein rothes Band in dem einen Knopfloche wahrnehmen. Es mußte ein Offizier ſein, ſchon der Schnurrbart bewies es, in England eine viel ungewöhnlichere Zier am Manne, als bei uns, und zu der Zeit zumal nur ein Prärogativ des Heldenſtandes. Sein Bedienter ſagte es auch Jedem, der es hören wollte, die ganze Reiſe entlang, daß er die Ehre habe, den Sir Thomas Warden, einen der Waterloo-Blutzeugen, in das Land ſeiner Väter, das ſchöne, luſtige Alt-England heimzugeleiten. — „Und das blaſſe Kind neben ihm?" forſchten dann die neugierigen Mägde vom Hauſe weiter. Unſere Nichte, daß Ihr's wißt, Miß Jenny, ein Engel, den Gott behüte.

Auf die Art waren die drei Menſchen herübergekommen vom Feſtlande, und ihre Fahrt näherte ſich dem Ziele, Wardenhouſe, einer jener in Baum- und Wieſengrün hingeworfenen, ſtillen, traulichen, reichen und doch beſcheidenen Villen, wie nur die Country ſie aufzuſuchen und auszurüſten verſteht. Die weißen Mauern ſchimmerten ſchon von ferne gaſtlich und einladend durch das im Winde zitternde Farbenſpiel des Herbſtes: in den hohen Fenſtern ſpiegelte ſich die Abendſonne, und der Ton der Glocke trug hundert wehmüthige Erinnerungen an das ſtärker klopfende Herz des heimkehrenden Kriegers. Er weckte ſeine Nachbarin mit einem ſanften Kuß auf die Stirne und indem er auf das Dach, auf ſeines Hauſes Dach, das lang erſehnte, mit bebendem Finger hinwies, flüſterte er, an Wange und Ohr der Erwachenden ſanft gebeugt: „Deine neue Heimath und meine alte, — Du liebe Jenny!“ Sie ſtrich ſich die Haare und den Schlaf aus den Augen, lächelte durch Thränen, und ihre einzige Antwort war, daß ſie ſich feſter in ſeine Arme ſchmiegte und ſeine umfaſſende, ſtützende Hand an die ſchönen Lippen zog. Friede und Liebe ſchwebten mit ihrem ſtrahlenden Glanze um die zwei, dem Ziele ſo Nahen, Friede und Liebe, aber kein Glück. O nein; jener Glanz ſtand nur wie ein ſpäter Regenbogen über kaum verrauſchten Wettern, und des Mädchens Geſicht, ſo unendlich hold es war, ſo bleich war es auch, ſo reich an Schmerzen, und ſelbſt im ernſten Auge des Mannes funkelte neben der Freude des Wiederſehens ein ſorglicher Kummer, zwei Seelen in einer Thräne

Wenn er hätte ſehen können, wer auf ſie harrte, welche Herzen, welche Stimmungen, welche Erwartungen! Es iſt doch gut, daß die Sehnſucht nicht ſo allwiſſend iſt, wie der Schmerz. Oft genug ſtürmen die Gedanken einem Wandernden voraus in die Heimat und meinen, unterwegs begegnen ihnen Treue und Luſt als Boten zum Willkommen ausgeſandt von den Zurückgebliebenen. Laßt die Täuſchung, laßt ſie. Schlimm genug, wenn ſie an der Wirklichkeit zerrinnt; früh genug. Manches Herz, das wir warm verlaſſen, ſchlug uns verkühlt, verkohlt wieder entgegen und zwiſchen einem letzten Kuß und einem erſten, — du lieber Gott, es liegen wohl nicht bloß Jahre in der Kluft, ſondern auch Herzen, gebrochene Eide, verletzte Treue; ausgebrannte Schlacken, die von ehemaliger Glut Rede geben und von zerſtörten edlen Metallen.

Wardenhouſe hat einen artigen Balkon, dem Weiher zugekehrt und dem Park. Dort ſaßen, des angekündigten Herren dieſer Räume gewärtig, ſeine Frau und zwei Töchter, Lady Warden, Miß Sarah, Miß Anne. Die Mutter hielt einen entfalteten Brief im Schooße, Sarah blickte verdrießlich, Anne kindlich drein und Keine ſprach. Eine Windſtille, welcher Gewitter vorangingen und nachfolgten. „Wenn nur,“ hob die Lady an, „wenigſtens ein Wort drin ſtünde, weſſen man ſich zu verſehen hat! Aber Euer Vater iſt immer beſonders geweſen, und wird es bleiben. Eine Fremde in's Haus, mir nichts, dir nichts." — „Iſt ſie denn nicht unſere Muhme," ſchaltete Anne ſchüchtern und begütigend ein. — „Muhme hin, Muhme her," meinte die Mutter, „ein verwöhntes Kind iſt ſie, mit tauſend romantiſchen Grillen im Kopf." — „Ein Blauſtrumpf am Ende," fiel Sarah heftig dazwiſchen. — „Oder gar hübſch," neckte die Schweſter. — Die Lady fuhr fort: „Jenny iſt die einzige Tochter der Schweſter Eures Vaters, die er vor allen Gliedern ſeiner Familie geliebt hat. Sie verheirathete ſich gegen ſeinen Willen, worüber ich nicht eben ungehalten war. Es entfernte ſie von uns. Wir hörten wenig von ihr oder gar nichts. Jenny's Geburt, ihres Gemahls Ableben und kürzlich ihre Wiedervermählung: das ſind die drei einzigen Punkte aus ihrer Geſchichte, die an uns heranreichten. Nun hat Sir Thomas alle ſeine Affection von der ganz und für immer verlorenen Schweſter auf ihre Tochter übertragen. Er führt ſie uns zu, weil ſie heimatlos in der Welt daſteht, ſagt er. Mein Gott, geht das uns mehr an, als ihre Mutter? Wenn dieſe nicht mit ihr auszuhalten vermochte, ſollen wir es? Und ſogleich herab mit ihr, wie vom Himmel in unſer Haus gefallen." — „Ein Engel alſo doch, liebe Mutter." — „Ja, ein gefallener."

Die zwei Schweſtern, Sarah und Anne, charakteriſiren ſich in den zwei Worten. Wenn aber die Lady im Verlaufe des Geſprächs auf die Frage nach dem Alter der erwarteten Fremden mit „neunzehn“ antwortete und Sarah unwillkührlich ein „erſt,“ Anne ein „ſchon“ als Echo darauf nachrief, ſo wiſſen wir auch, ſelbſt wenn wir den harten, bittern Ton der einen Stimme und die andere, weiche, kindliche daneben nicht vernehmen, daß Sarah neunundzwanzig, Anne fünfzehn zählte. Iſt das nicht genug, um ein Mädchen zu kennen, nicht zu viel?

Lady Warden klagte noch ein Breiteres: „Warum er mir nicht wenigſtens die Zeit gönnt nachzudenken, zu antworten, einzurichten?“ Aber ihre Töchter ſchienen ſie kaum mehr zu hören. Jedes in ſeine eigene Gedanken verſunken, ſaß die kleine Gruppe da, dicht neben einander und doch weit von einander entfernt, die Geſtalten mild angeſchienen vom Abendroth, und doch die Herzen grau und kalt. Der Alte hatte wohl Urſache, für ſeine Reiſegefährtin den Himmel auf die Erde herabzuwünſchen. Es dunkelte bereits, als ein Schuß an der Gränze des Parks das Zeichen der Ankunft gab. Lichter irrten durch die Büſche, auf dem Sande des Hauptweges raſſelten Wagenräder, Stimmen riefen: eine Minute noch, und der gerettete, der heimgekehrte Held herzte ſich mit Weib und Kind. Er vergaß, — o wunderlicher Gegenſatz in der menſchlichen Natur! — er vergaß, daß er noch Jemanden mitgebracht zu dieſer Stunde, er küßte nur ſeine Tochter, während dieſe und ihre Mutter weniger ihn im Auge hatten, den Monden lang Entfernten, ihren Theuerſten, als die völlig Fremde.

Jenny ſtand abſeits im Dunkel. Ihr Herz zog ſich zuſammen, ſo allein, ſo ganz verlaſſen, indeß Andere ſich wiederfanden und an einander drückten. „Armes, armes Kind,“ ſagte Sir Thomas, ſie in ſeine Arme und in den Kreis ſeiner Lieben ziehend. Das Licht einer Fackel fiel grell auf vier weibliche Geſichter. Zwei erbleichten, denn es ward ihnen klar, daß hier eine wahre und ächte Schönheit unter ſie trat. Zwei erglühten, vor Verlegenheit und vor Wehmuth Jenny, und die kleine Anne vor ſchweſterlicher Luſt an der plötzlich lieb gewonnenen Fremden. Sir Thomas umſchloß ſie alle. „So für immer,“ war Alles, was er zu ſtammeln im Stande war. Mein armer Baronet, wußteſt Du auch, was Du wünſchteſt?

Die Blätter fielen von den Bäumen auf die Wege des Parks und wirbelten im Herbſtwinde umher. Dichte

Nebel lagen auf Wardenhouſe, dichte Verſtimmungen auf ſeinen Bewohnern. Zwei Monate waren vergangen, eine Friſt, worin Vertrauen und Liebe wohl Herzen an einander zu ziehen vermögen und aus einem Gaſt im Hauſe ein Familienglied zu machen. Jenny blieb und hieß aber für die Frauen noch fortwährend die Fremde. Lady Warden, eine Dame von der Welt, ſtreng im Urtheil, ſelbſtiſch in Abſichten und Anſichten, ſchonungslos und ſcharf, am meiſten da, wo Troſt und Milde von Nöthen, erblickte in der blaſſen, ſtillen, einſam unter Allen fortwandelnden Nichte nur eine gefährliche Nebenbuhlerin für die ältere ihrer Töchter, deren Herbſt nun auch drohend heranbrach. Daß Jenny um keinen der wenigen Männer, welche ſich Abends um den Theetiſch der Damen zu verſammeln pflegten, Landjunker aus der Nachbarſchaft, Fuchsjäger und Pferderenner, auch mit dem leiſeſten Intereſſe ſich kümmerte, daß ſie ſichtlich mit Pein und mit Zwang jeder Annäherung auswich, entſchuldigte ſie weder bei der Mutter noch bei der Tochter. Sie war ja doch da; ſie ſtand mit ihrer ſchlanken, ausdrucksvollen Geſtalt, die ſchattenähnlich oder wie ein höheres Weſen über die Teppiche dahinglitt, neben der langen, eckigen Figur von Miß Sarah, welcher man die abſichtliche Theilnahme an Allem in jeder Bewegung anſah, als ein unbewußter Vergleich, deſſen Entſcheidung keinen Augenblick lang zweifelhaft bleiben konnte. Anne, auf jener glücklichen Gränze zwiſchen Kindlichkeit und Jungfräulichkeit, fühlte ſich von ganzem, guten Herzen zu der Couſine hingezogen und dennoch wiederum von ihr entfernt durch die ſcheue, ehrfurchtsvolle Befangenheit, womit argloſe, unerfahrene Jugend vor einem unbekannten, großen Leid in Anderen zurücktritt. Oberſt Warden hatte als Haupt einer aus ſo mannigfaltigen Intereſſen zuſammengeſetzten Familie eine ſchwierige Stellung. Er mußte auf allen Punkten den Hausfrieden aufrecht erhalten und ſein eigenes Vatergefühl ſtärken, um nicht in eine zu häufig durchblickende Vorliebe für die Verwandte, für ſeiner Schweſter Tochter, denen ſeiner Ehefrau gegenüber zu verfallen. Jenny riß magnetiſch Alles an ſich heran, um ſo unwiderſtehlicher, als ſie gefliſſentlich Alles von ſich abwehren wollte. Sie gab ſich Mühe, gleichgiltig und unliebenswürdig zu ſein und alle ihr zugedachten Huldigungen auf ihre Muhmen anzuweiſen, aber es half nichts: der Platz an ihrer Seite, am Tiſch, im Salon war der allzeit belagerte, und ſo geſchickt Sarah ſang, malte, tanzte, ſo geiſtreich ſie plauderte, die Männer ſchlichen doch mit froſtiger Höflichkeit an ihr vorüber, der ſtolzen, kalten, ſpröden Fremden nach. Gerade dies, das

Ungeſuchte eines Triumphes, den ſie verfolgte, verbitterte ihre Stimmung noch tiefer gegen die Rivalin. Sie rechnete der Mutter unter heißen Thränen vor, daß Jenny in den Monaten ihres Aufenthaltes in Wardenhouſe ſchon mehr Heirathsanträge abgewieſen hätte, als ihr jemals zu London und in der Country gemacht worden wären. „Worauf ſie nur warten mag?“ zweifelte die Mutter. — „Auf einen Prinzen, ſcheint es.“ — „Ach, vielleicht auf etwas ganz Anderes,“ ſeufzte die kleine Anne mit einem Anflug von Rührung auf dem runden rothen Apfelgeſichtchen. — „Nun freilich was ſie bis jetzt refüſirt hat,“ kommentirte Sarah weiter, „waren keine brillante Partieen: der Doctor und der Capitän!“ — „Ich weiß nicht, was du willſt, mein Kind,“ ſo ſchalt die Mutter, „zwei Männer von gutem Auskommen, von Stand und Ehren, und ſie ohne Vermögen, ohne Namen beinahe! Wahrhaftig, Ihr jungen Mädchen fangt an, in Eurer Wahl ſo difficile zu werden, daß es kein Wunder iſt, wenn Ihr am Ende ſitzen bleibt.“ Ein ſtechender Seitenblick auf das erbleichende Geſicht Sarahs rückte dieſer die bittere Erinnerung nahe, daß auch ſie einmal ihre Zeit der Körbe gehabt, deren einer einen alten, podagriſchen Landedelmann und der zweite einen franzöſiſchen Marquis ohne Marquiſat heimleitete.

Jenny's Eroberungen, der Doctor und der Capitän, waren in der That keine glänzenden geweſen. Jener, der Hausarzt auf Wardenhouſe, verliebte ſich regelmäßig in alle Patienten weiblichen Geſchlechtes, welche ſich zu ihm verirrten. Die gemeinnützige Chronik von Dattlington, dem Landſtädtchen fünf Meilen von Wardenhouſe, wußte von zweiundfünfzig Bewerbungen und eben ſo vielen Weigerungen, welche Doctor Banks in ſeiner zehnjährigen Praxis durchexperimentirt hatte, die Epiſoden ungerechnet, wo er einmal einer Ehefrau zu Füßen ſtürzte, während der Mann in's Zimmer trat, und ein anderes Mal eine junge Wittwe von den Rötheln kurirte, um ihr durch ſeine haſtige Erklärung Nervenzufälle zu machen. Er behandelte kaum drei Tage lang Jenny an einem rheumatiſchen Fieber, als er auch ſchon mit den zierlich gefalteten Pulvern ein zierlich gefaltetes Billet in ihre Hände ſpielte. Jenny las und lächelte ſchmerzlich. Als Abends der ewige Bräutigam ohne Braut kam, den Puls zu fühlen und Antwort zu holen, ſagte ihm Miß Anne unter tauſend Thränen, Miß Jenny ſei viel kränker als geſtern und wolle den Doctor nicht wieder ſehen. — „Nicht wieder?“ — „Nie wieder!“ — „Sehr wohl, ich verſtehe.“ — Er ritt heim, ſchrieb an Lady Warden einen herzzerreißenden Brief und dankte ab.

Capitän Milnes, den Jenny noch ängſtlicher als alle übrigen vermied, bei deſſen Schlacht- und Kriegsgeſchichten am Kamin ſie oftmals, wie von Schlagflüſſen einer furchtbaren Erinnerung getroffen, zuſammenſchauderte, aufſprang und hinwegeilte; hatte trotz ſolcher unverkennbaren Abneigung ihr dennoch ſeinen Namen, Ruhm und Reichthum zu Füßen gelegt. Jenny's Antwort war ſo beſtimmt, daß auch er auf immer von dannen zog. „Sie wird uns," murrte Sarah, „noch Alles, was unterhält, von Wardenhouſe verjagen und es zur Wüſte machen." — Hätte ſie gekonnt und gedurft vielleicht — o vielleicht. Sie ſuchte ja keine Stelle im Park lieber auf, als die verlaſſenſte und düſterſte. Ein Bach, der durch Baumdickicht und Gebüſch zum Weiher ſchlich, diente ihr zum Faden. Sie verfolgte ihn bis weit, weit hinauf in den Wald, und wo eine uralte graue Eiche ihre Aeſte über das dunkle Waſſer ſtreckte, da wiegte ſie wohl ſich ſtundenlang in den verflochtenen Aeſten und ſah die Blätter, eines nach dem andern welk und müde in die Welle taumeln und die Wolken, ſchwer und ſchwarz, droben hinjagen, und dann dachte ſie: „Ich wie jene, er wie dieſe . . . . Es iſt Alles hin." —

Nicht wahr: die Welt ſollte nicht hart ſein mit ſolchen Herzen!? Es kommt wohl oftmals vor, daß uns in der Geſellſchaft eine Geſtalt begegnet, die nicht dahin zu gehören ſcheint, in den glänzenden Saal, unter Kerzen und Blumen, die wie abweſend, zerſtreut, unfreiwillig in dem Gedränge umherwandert, eine einſame Niſche ſuchend, einen verſchwiegenen Fauteuil. Und da ſind wir gleich mit dem Spott, mit der Herzloſigkeit, mit dem Unglauben fertig, ein Fächer rauſcht es dem andern zu, eine Lorgnette winkt es der andern hinüber: „Sieh doch den, wie empfindſam; er will ſich intereſſant machen," oder: „Es iſt zum Todtlachen; die Gräfin affectirt wieder einmal ihr gebrochenes Herz." O gemach doch, gemach, meine Damen, gemach, meine Herrn! Stecken Sie die gelockten Köpfe weniger nah zuſammen, wiſpern Sie minder leiſe Ihre franzöſiſchen Floskeln, höhnen Sie zwanglos und laut Ihr Opfer, es gewahrt deſſen nicht, es leidet ſo viel daß das Wenige, was Ihr Witz hinzuthut, auf der ſchwankenden Wage ſeines Inneren kein Härchen auflegt.

So ging Jenny, in ſich gekehrt und gefaßt, ihren Weg fort. Keine Thräne im Auge, kein Wort der Klage verrieth einem Andern daß ſie nur auf Dornen wandelte und über alle Roſen, welche man ihr ſtreuen wollte, wehmuthsvoll hinwegſchritt. Sie beſaß die Kraft, für ſich zu tragen und ſich in ſich zurückzuziehen; aber freilich die größere ſich zu überwinden, aus ſich herauszugeben, über den Tod im Herzen das rauſchende Seidengewand weltlicher Luſt zu werfen, nein, die beſaß ſie nicht. Alles Aeußere kümmerte ſie nicht, obwohl ſie ihm nirgends auswich. Sie erſchien in Geſellſchaft, allein ſie redete nicht. Sie kleidete ſich reich und ſchön, jedoch ohne Plan und ohne Wahl. Sie war ſechs Wochen in Wardenhouſe geweſen, ohne daß eine Seele wußte, daß ſie ſang, wie wenige Engländerinnen ſingen, und zeichnete, wie nur Engländerinnen zeichnen. Ein Zufall verrieth es. Niemals ungefällig, niemals unzufrieden, niemals heiter, niemals glücklich: ſo ertrug ſie, neben dem ſtillen, ewigen Schmerz in der Bruſt, auch noch das zeitliche Leid, welches die ſchlecht verhüllte Liebloſigkeit Sarah's und ihrer Mutter auf ſie warfen, und wollten ſie Unmuth und Ungeduld in deren Gegenwart einmal überraſchen, ſo flüchtete ſie in des Oheims Arme, an Annes treue Kinderſeele, am liebſten auf ihr Zimmer, indem ſie ſich tröſtlich zuflüſterte: „Es währt ja nicht lange!“

Der Monat November, ſonſt eine trübe und langwierige Epoche in dem Kreislaufe des geſelligen Jahres, für den Spleen der Engländer ſogar eine lebensgefährliche und kritiſche Kataſtrophe, kam über Wardenhouſe mit einem ganzen Gefolge erwünſchter Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten. In Dattlington war die große Wahl für das Parlament; aller Lärm, aller Reiz, alle Eile, alles Gedränge, was eine Landſtadt ſo anziehend findet, weil ſie es nur ſelten ſieht und genießt, reichten auch bis Wardenhouſe hinüber. Fremde kamen und gingen, der Park und das Drawing-Room belebten ſich mit neuen Figuren, Neuigkeiten und Wintermoden wurden eingeführt, umhergetragen, beſprochen und bekrittelt. Auf dem Zenith ſtand die geſellige Winterſonne, als der Vielbeſprochene, Vielerſehnte, Vielbeobachtete erſchien, Lord Darby, der Tory-Candidat für Dattlington, ein Mann von dreißig Jahren etwa, der in jedem einzelnen, vergangenen und zukünftigen, eben ſo viel tauſend Pfund zu verzehren hatte. Ein gewichtiger Mann: dreißig Jahr, dreißigtauſend Pfund, Mitglied des Hauſes, und unverheirathet. Ei, wer verargt es den Damen von Wardenhouſe, wenn ſie bei ſeinem Auftritt in eine ganz neue Bewegung geriethen, wenn Sarah täglich eine Stunde länger vor der Toilette zubrachte, und trotz der empfindlichen Kälte bei offenem Fenſter zur Harfe ſang? Der Lord ging indeſſen unten auf der Terraſſe mit Lady Warden auf und nieder, und dieſe ermangelte nicht, mit einem ſanften Druck auf ſeinen ſtützenden Arm ihm lächelnd zuzuraunen: „Hat ſie nicht eine ſüße Stimme, das liebe Kind? Ich ſag' es nicht, weil es meines iſt. Verhüte Gott ſolche Mutterthorheit. Nein, wir ſind vernünftige Aeltern. Sind wir nicht, Sir Thomas, mein Lieber?“ Sir Thomas zuckte mit den Achſeln, und Lord Darby erwiederte in ſeinem trockenſten Tone: „Ich fürchte nur, ſie wird ſich erkälten.“ Da war an eine Erwärmung in ihm noch nicht zu denken. Ueber den männlichen Egoismus! Die arme Sarah hatte ſich die Arme ſchon froſtblau geſpielt und die Finger krebsroth, und jedesmal, daß ſie Anne, die am Fenſter poſtirt ward, fragte: „Sieht er herauf?“ verſteckte dieſe ein Lächeln in der Gardine und rief leiſe ermuthigend zurück: „Noch nicht, Schweſter, ſpiele nur fort!“

Aber iſt es nicht ſonderbar, aus welchen Farben das geſellige Leben die Bilder ſeiner Helden zuſammenreibt? Dieſer einfache, kurze, ernſte Menſch, ohne Charakter in ſeinen Geſichtszügen, ohne Geſchmack im Anzuge, ohne Glanz in der Rede, war dennoch mehr als der Gegenſtand einer bloßen Aufmerkſamkeit in Wardenhouſe. Die Wahrheit iſt, daß in der unſcheinbaren Schale ein nicht gewöhnlicher Kern lag. Lord Darby hatte wenig Charakter in ſeiner Erſcheinung, deſto mehr in ſeinem Weſen. Er war ehrlich, offen und gerade, ein guter und ſcharfer Beobachter, weil er ſchlecht oder gar nicht ſprach, ein Gemüth von vieler Zartheit, trotz der faſt ſchroffen und abgeriſſenen Weiſe ſeines Ausdruckes, ein Gentleman im echten, alten, guten Sinne. Mancher Salonsheld, bewandert in der Kunſt, eine weiße Kravatte und einen gelben Handſchuh ſonder Fehl und Falte zu tragen und um ein leeres Hirn einen künſtlichen, parfumirten Lockenbau zu werfen, wie eine künſtliche, parfumirte Phraſe um einen leeren Gedanken, manche Einabendsfliege, die in ſchwirrenden Kreiſen um die Flamme des Kamins und der Aſtrallampe ſpielte, ſchrumpfte unwillkührlich in einem Winkel zuſammen, ſobald Lord Darby an den Tiſch trat mit ſeinen kurzen, ſteifen Grüßen und ſeinen ſeltenen, von oben herab ſo nachläßig in das Geſpräch geworfenen Worten.

Ob Lady Warden Unrecht hatte, wenn ſie bemerkte, daß Jenny mit größerer Theilnahme, als ihr bisher abzugewinnen geweſen, dem Lord zuhörte, ſogar antwortete und folgte? Sarah verzweifelte bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, auch dieſen letzten und größten Treffer an die Couſine verlieren zu müſſen. Anne hingegen bemerkte mit Vergnügen jede Annäherung unter den beiden, ihrem kindlichen Herzen unbewußt lieb gewordenen Menſchen. Ihre natürliche Zartheit wehrte es ihr, die Zwiſchenträgerin zu ſpielen, aber in manchen Augenblicken brach das Gefühl ihrer Bewunderung und Hoffnung in ein naives Wort aus. Einmal, als von Paris, von Erinnerungen an die Saiſon dort viel die Rede geweſen, als Jenny ſich wider alle Gewohnheit warm geſprochen und Darby warm gehört hatte, ſprang die Kleine auf, drehte das Geſicht der Couſine an das Licht und rief mit einem Kuß auf ihre Stirne: „Nein, wie ſchön ſie iſt! Seht doch nur, wie unvergleichlich ſchön, meine theure Jenny, unſere Jenny!“ — Sarah ließ mit einem nicht zu unterdrückenden Geräuſch den Löffel ihrer Theetaſſe auf den Tiſch fallen. Lord Darby erhob ſich, wie um etwas zu ſagen, brach aber plötzlich ab und verließ das Zimmer. Eine unheimliche Stille blieb hinter ihm zurück. Die Frauen waren allein. Jenny ſtarrte in die Glut des Kamins, und ihre gefalteten Hände ruhten ſanft auf dem Haupte Anne's.

Zu Ehren des Lords wurde, einige Wochen nach ſeiner Ankunft, ein großer Ball in Wardenhouſe veranſtaltet; ein Ball für ihn, welcher die neumodige Abneigung der Männer vor dem Tanze, den Abſcheu vor aller profeſſionirten Galanterie bis zum Uebermaß theilte. Die Gäſte, mit Sorgfalt gewählt, ſollten in

Phantaſie-Coſtümen, aber ohne Maske, erſcheinen. Dies war, wie kaum bemerkt zu werden braucht, eine ſcharfſinnige Erfindung von Miß Sarah, die mit ihrem magiſchen Sibyllenanzuge Wunder zu thun meinte, Wunder — am Steine. Ihr Spiegel und ihre Mutter verſicherten ihr um die Wette, ſie müſſe ihren Zweck erreichen. Nicht ſo ſchön wie die Andere, ſo riefen ihr Beide zu, — die Andere war immer nur die Eine, Jenny, — aber unendlich pikanter. „Und das Pikante iſt ja heuer mehr als das Schöne,“ ſetzte die Lady hinzu. — „Meinen Sie, liebe Mutter?“ ſo fragte Anne, die mit ihrem ſpaniſchen Haarnetze beſchäftigt war. — „Schweig, Kleine, Du verſtehſt das nicht!“ —

Die glänzende Reihe der Zimmer war bereits geöffnet. Licht und Duft durchſtrömte ſie in verſchwommenen Wellen, und einzelne Klänge vom Orcheſter herab geſellten ſich lockend zu ihnen. Phantaſie-Coſtüme ohne Phantaſie wandelten hin und wieder, ein Gaſt erſchien nach dem andern, ein Tanz fing an, ein zweiter folgte, wo war er? wo war ſie? Sarah ſaß auf den glühenden Nadeln der Eiferſucht, und die Mutter blickte Dolche der Mahnung auf die Tochter, beide unter den Blumen ihrer pflichtmäßigen Liebenswürdigkeit als die Damen des Hauſes begraben. Alſo wo? — Im Empfangzimmer nicht, denn er ſchauderte vor dem Gedanken, als der Ehrengaſt des Abends Parade paſſiren zu müſſen, im Tanzſaale nicht, — nicht im Speiſeſaale, — Sarah ſchritt immer weiter, — auch nicht bei den ernſten, ſtillen Schachſpielern in der Bibliothek, aber — — endlich — — —

An die Bibliothek ſtieß ein kleines Gemach, halb Boudoir, halb Antichambre. Auf der Cauſeuſe darin ſaßen Darby und Jenny, in ſo eifrigem Geſpräch, in ſo abziehender und abgezogener Beſchäftigung mit einander, in ſo vertraulicher Abgeſchiedenheit und Nähe, daß ſie nicht einmal den rauſchenden Flügelſchlag ihres böſen Engels, die durch die Thüre kniſternden, ſibylliniſchen Gewänder vernahmen. Sarah verweilte eine Minute lang auf der Schwelle, ganz Auge und ganz Ohr, obwohl was ſie zu ſehen und zu hören wähnte, ihr Tod war. Ihre Maske paßte wunderbar in die Situation. Sibylliniſche Blicke!

Meinen Sie nicht auch ſo: wenn ein Blick tödten könnte, fiele in jeder Soirée wenigſtens eine Mordthat vor?

Hinter der Sibylle ſtand die kleine Caſtilianerin. Sie war auf ahnenden Sohlen nachgeſchlichen. Eine Thräne des Mitleids und der Freude in dem ſchönen Auge, legte ſie die Rechte ſanft auf Sarah's Schulter und ſprach mit leiſer Innigkeit: „Liebe Schweſter, ſtöre nicht, zu hindern vermagſt Du ja doch nicht mehr!“

So wahr iſt es, daß in der Liebe nicht, niemals, nirgends ein Schatten von Neid, von Egoismus, von Mißgunſt liegt. Dieſe zwei Mädchen ſtanden da nebeneinander vor einer glücklichen Nebenbuhlerin, und die den Mann wahr und wahrhaftig lieb hatte, Anne, ſie gönnte ihn und ſie ließ ihn derjenigen, welche er nun einmal ſuchen und finden wollte; die ihn aber nur aus Abſicht, aus Eitelkeit, aus Berechnung begehrte, die ſtürzte wie eine Furie zwiſchen ihn und zwiſchen ſie, die warnende Hand der Schweſter heftig abſchüttelnd. Wie eine Furie, nicht des Tartarus, ſondern des Salons, mit ſeichtem Lächeln, mit zuſammengekniffenen Lippen, mit lügneriſchen Augen.

„Ah, Mylord läßt ſich ſuchen, ſcheint es.“

— „Und finden, Miß Warden.“

Sie tanzen doch, Darby, nicht wahr?“

— „Wenn dieſe Dame mir das Vergnügen machen will.“ Dabei ſtand er auf, ſich gegen Jenny tief verneigend. Dieſe ſtammelte eine Entſchuldigung. „Dann kaum,“ ſetzte er kalt und ſchroff hinzu, jedoch nur für Jenny vernehmbar. Sie nahm an, um ihn der Couſine nicht länger zu entziehen.

Armes Mädchen! An ſeiner Hand kehrte ſie in den Tanzſaal zurück Sie fühlte und wußte, daß ſie bei ihrer Verwandtin ſchon wieder ein Gegenſtand der Eiferſucht und des Sarkasmus geworden war, des Lords halber. Dies Bewußtſein ward dadurch nur noch geſchärft und verbittert, daß eine heimliche, mit tauſend Schmerzen nicht zu ſchweigende Stimme in ihrer Bruſt für den Lord redete. Sie wollte, um ſich und — nicht untreu zu werden, ganz von dem Balle entfernt bleiben, da fielen aber wieder die kränkenden Stichworte: Affectation und Sentimentalität. So erſchien ſie denn. Wie ſie auf ihrer einſamen Zelle das weiße Kleid anlegte, ein weites, wallendes Kleid nach antikem oder idealem Style, die dunklen Haare frei darauf herabwallen laſſend, als einzige Zier nur eine Roſe am Gürtel, o da ſchlug ihr Herz in Angſt und Qual gegen dies Sinnbild der Freude und des Lebens in Luſt und Liebe. Sie wollte den Schleier wieder abreißen, ſie warf ſich weinend, die feſttäglich Geputzte, in nächtigen Thränen auf ihr Lager und ſtöhnte: „Nein, dies iſt eine Sünde, eine Selbſtqual, — ich kann nicht, — er weiß ja, ob ich zu vergeſſen im Stande bin!“

Und doch war ſie gegangen. Und mehr noch: ſie hatte mit tiefer ängſtlicher Theilnahme dem Lord zugehört, der von ſeinen Reiſen im Orient hier erzählte, von arabiſchen Zauberern, welche Todte und Abweſende zu beſchwören verſtehen, welche Träume bannen, Träume ſchaffen, Träume deuten ... O Gott, Zeit und Stunde und Ort und der Sprecher ſelbſt waren vergeſſen, Jenny ſelbſt war nur eine Träumende und ein Traum, bis ſie der ſcharfe Blick und die ſcharfe Stimme ihrer Couſine weckte. Schwindelnd betrat ſie an des Lords Arm den Tanzſaal. Sie hörte, wie er ihr ſagte: „Es iſt ein Walzer, nicht eine Quadrille," ſie verſuchte es, ſich noch loszumachen, ſie ſtammelte: „O ſo entſchuldigen Sie wohl, meine Couſine Sarah walzt vortrefflich," aber ſchon hatte ſeine Rechte ihre Geſtalt umfaßt, die Geigen im Orcheſter holten aus, ſie flog, die Erſte im Reigen, dahin.

So fliegt eine Taube. Ein Schwung auf. Was hat ſie? Sie taumelt zurück, ſie fällt. Der Pfeil dort aus dem Gebüſch! Getroffen, und tödtlich!

Es war nur ein Walzer.

Aber ein Walzer iſt viel, unendlich viel. Weißt Du, was in dieſen heiteren, glänzenden Weiſen liegt, welche Tiefe der Leidenſchaftlichkeit, welcher davonreißende Wirbel, welcher allmächtige Zauber? „Wie manches Herz iſt ſchon verſunken in dieſem Strudel, wie manche Unſchuld ſchon gebrochen von dieſem Sturme, wie manches Glück ſchon verkohlt in dieſem

Scheiterhaufen! Das ſchmelzende Trio wiegt ſich wie Nachtigallenlaute über ihren Gräbern… Vorüber, o vorüber!

Jenny ſchwebte nur einige Schritte den Saal entlang, bis aus dem Piano der Introduction ein Forte des Dreivierteltaktes aufblitzte, ein Trompetenſtoß an ihre entſchlafene, eingelullte Erinnerung, ein Blitz durch die ſchwüle, ferne Gewitternacht ihrer Schmerzen. Sie wankte in des Tänzers Arm, ihr Fuß ſtrauchelte, ihre Lippe hauchte in ſein Ohr: „Laſſen Sie mich: ich muß gehen, ich muß!“ Als ſie aus dem Saale geführt wurde, ſchon halb beſinnungslos, flüſterte ſie nur noch vor ſich hin: „Der letzte Walzer! der letzte!“

So gelangte ſie auf ihr Zimmer; Niemand bei ihr, als Anne und das Kammermädchen. Sie fiel auf ihr Bett, die Augen ſchließend, das Ohr verſtopfend. Es half nichts. Die Zauberer, wovon Darby ihr erzählt, er ſelbſt, einige der fantaſtiſchen Geſtalten und Gruppen von dem Balle, ach! und wohlbekannte, geliebte Schatten aus anderer Zeit ſchwammen vor ihrem inneren Blicke nebelhaft in einander. Die Muſik des Walzers drang herauf, klar, verſtändlich, unabweislich, und in den Klängen des Horns und der Flöte weinten ſie alte Gedanken an, und aus dem Gewirre und Geſchlürfe von Fußtritten unter ihr hörte ſie, die Treppe herauf ein wüſtes Gepolter. Sie ſchrie laut auf, ſie begrub ihr Geſicht in den Kiſſen. Die Thüre öffnet ſich. Sir Thomas ſtürzt herein, beſorgt und angſtvoll; er findet ſein liebes Mädchen ſchon in den fürchterlichen Anfängen eines hitzigen Fiebers; ſie erkennt ihn nicht mehr, ſo wenig als den, welcher auf der Schwelle ſtehen bleibt, die Hände ſchmerzlich vor die Stirn geſchlagen und einen letzten Blick voll unendlicher Liebe auf ihr verzerrtes Antlitz werfend.

In der Sylveſternacht ſaß Jenny allein auf ihrem Zimmer, verſenkt in einen jener Lehnſtühle, die wie kleine Häuſer einen Menſchen ganz und gar beherbergen können. Die Flamme des Kamins ſpielte in ſtreifenden Lichtern über das Geſicht der noch nicht Geneſenen, welches an Weiße wetteiferte mit den ihr Haupt ſtützenden Kiſſen und ihrem allen Gliedern zu weit gewordenen Negligée. Schmerzvolle Tage waren über dieſe Wangen hingegangen, fibernde Nächte hatten die Blüthenfülle dieſer Schultern und Arme abgeſchüttelt, der Sturm körperlicher und geiſtiger Krankheit, dieſe ſchlanke Geſtalt geknickt. Aber in gleichem Maaße, wie das äußere Leben erloſch, ſchien das innere wieder aufzuflackern. In ihrem Auge blitzte ein Strahl von Freude und von Luſt, um die noch blaſſen Lippen flog der roſige Anhauch eines Lächelns, wie Frühlingsſtrahlen um welke Blumen, und ihre Marmorſtirn leuchtete von faſt überirdiſchem Glanze, der Verklärung eines nahen Himmels entgegen.

Es war neun Uhr Abends. Unten in den Geſellſchaftszimmern von Wardenhouſe verſammelten ſich ſchon, treu der engliſchen Sitte, die Gäſte und Freunde der Familie, um die letzte Nacht eines Jahres, die Brücke über eine große und dunkle Lebenskluft, heiter zu überſchreiten. Jenny verließ ihre Zelle noch nicht, aber ſie hatte darauf beſtanden, daß nicht nur die gewohnte Sylveſterfeier, trotz ihrer Krankheit, ſtattfinden ſollte, ſondern daß man ſie auch ganz und gar ſich ſelbſt überließe, ohne Sorge und Frage um ſie. Sonderbare Träume gaukelten durch dieſe Einſamkeit eines gebrochenen Herzens. Denn es kennt der Schmerz eine Gränze und eine Höhe, wo er mit den Frühlingsregionen der Freude in halber Bewußtloſigkeit zuſammenſtößt. Die kalte, kundige Beobachtung heißt ſolchen Zuſtand Wahnſinn oder Trübſinn. Und doch iſt er nur eine leiſe Ausheilung der Wunde, eine Hoffnung auf Geneſen im Tode, ein Spiegelbild grüner Oaſen inmitten der Wüſte, oder eine Fata-Morgana, welche dem im Sturme ſinkenden Schiffe die helle Küſte der auf ewig verlorenen Heimath vorzeichnet!

Lange ſaß ſie da, ſtumm und regungslos. Auf einmal erhob ſie ſich aus ihrem Kiſſen, wankte, den Leuchter in zitternder Hand, durch das Gemach und öffnete einen kleinen, zierlichen Wandſchrein, aus dem funkelnde Steine und Geſchmeide, ein vergrabener Schatz im Bergesdunkel, der erſtaunten Kerze entgegenſpielten. Sie nahm die Ketten und Gehänge, die Ringe und Bänder einzeln heraus aus den ſammtenen Hüllen und breitete ſie, wie ein ſpielendes Kind ſeine Weihnachtsbeſcheerung, über den Tiſch. Der Spiegel ſtand daneben, lockend und geheimnißreich. Ihr eigenes Bild ſah ſie daraus an, blaß, aber ruhig. Noch eine Minute, und ſie flocht die rollenden Perlenſchnüre durch das Haar, warf die Juwelen um Schulter und Nacken, feſſelte den Arm in köſtlichen Spangen. Geſchmückt, — eine Braut oder eine Leiche! Das weiße Gewand paßte zu beidem und zu dem noch weißern Angeſicht. Jenny lächelte und nickte ſich entgegen. Ihre Rechte hob den Leuchter hoch auf, daß der nächtliche Strahl bebend herabglitt über die blendenden Kleinode und die bleichen Züge.

Ein leiſes Pochen an der Thüre unterbrach die ſeltſame Feier. Es ward nicht gehört. Da öffnete ſich's, und Anne lauſchte herein, mehr erſchrocken als erſtaunt zurückfahrend vor dem abenteuerlichen Traumgebilde.

„Tritt näher, Kind," ſagte Jenny, „und ſcheue Dich nicht! — Oder meinſt Du auch, wie die Anderen die Muhme ſei irre geworden? O nein, o nein! Niemals war ich hellſichtiger, als jetzt. So hart hat mich der Herr nicht geſtraft. Glaube mir, ſeine Gnade iſt mir nahe, näher als jemals."

Anne trat ſchüchtern herzu. Ihre Freundin fuhr fort: „Du wunderſt Dich, mich geſchmückt zu ſehen? Siehſt Du, hier trage ich dieſe Dinge zum erſten Male und zum letzten. Morgen ſind ſie Dein, ein Erbtheil, ein Andenken für Deine Lieb' und Treue. Nur dies läſſeſt Du mir, das nehme ich mit hinüber." Sie zog ein Medaillon aus den Falten ihres Kleides und küßte es. — „Jenny," weinte Anne, „welche Gedanken! und wie betrübſt Du mich!" — „Nein, Herz, das will ich nicht, das nicht. Komm, ſetze Dich her zu mir. Du haſt noch eine halbe Stunde für mich, nicht ſo? Nur keine Thräne! Du mußt heiter Dich meiner erinnern, nicht traurig, ſo oft Du dieſen Schmuck anlegſt. Du mußt an mich denken, wie an Deine launiſche Freundin, die ihre Steine und ihre Geheimniſſe — ach beide ſchwer und koſtbar genug! — vor aller Welt verborgen hielt, nur vor Dir nicht. Ich gab Dir jene, Du ſollſt auch dieſe haben!“

Anne, athemlos vor Furcht und Schauer, ohne Freude an dem köſtlichen Geſchenk, voll ahnungsreicher und ſchmerzlich begieriger Theilnahme an dem, was ſie hören ſollte, Anne gehorchte. Sie ließ ſich neben der Couſine nieder, und dieſe erzählte:

— — „Es mag Dir ſonderbar vorkommen und beinahe wahnwitzig, daß ich Dich ſo plötzlich in Begebenheiten und Erfahrungen hineinziehe, die ich bisher ſtreng vor Dir und vor aller Welt verbarg; vielleicht eben ſo ſonderbar, als daß ich Lord Darby ausſchlug, einen vortrefflichen Mann, der einer Sterbenden noch ſeine edle Hand bieten wollte, einen Mann für Dich, meine Anne, ſo hoffe ich und ſo will ich. Aber ich war von jeher ſonderbar, verſchloſſen, launiſch, von dem Tage meiner Geburt an. In dieſer Stunde aber iſt mir, als müßte ich reden. Ich darf nicht von Dir gehen, mißverſtanden und ungekannt von Dir, die Du ſo lieb mit mir geweſen biſt, ſo treu, ſo geduldig. Und — weine nicht, Du Gute, — ich werde gehen, mit Gottes Hülfe raſch und leicht und bald.

Du kennſt die Geſchichten von der erſten Heirath meiner Mutter, aber ſie ſelbſt haſt Du, däucht mich, niemals geſehen. Wenn ich frei über ihren Charakter urtheile, ſo geſchieht es nur, der Himmel iſt mein Zeuge, um meinen eigenen zu erklaren. Sie verließ mit meinem Vater ihre Familie und ihr Vaterland. Er ſtarb früh, ſie blieb, mit einem artigen Vermögen, Wittwe. Ich ward von ihr erzogen in Eitelkeit und Aeußerlichkeit, um von ihr als ihr Schmuck, ihr Beſitztheil umhergewieſen zu werden, ſobald ihre eigene Jugend und Schönheit abwelkten. Laß mich nicht ſtreng und bitter ſein: ich habe Dir genug geſagt, um die Grundſätze zu erklären, nach welchen man mich bildete und lenkte. Aber Gott hatte mir ein Gemüth gegeben, worauf ihr Syſtem nicht paßte, alſo auch nicht wirkte. Ich liebte niemals die heitere, weltliche, nur nach Außen gekehrte Seite des Lebens, das mich umgab. Paris war mir ſogar verhaßt, als die Hauptſtadt eines ſolchen Lebens. Neigungen und Wünſche ſagten mir eher als Erfahrung, daß es etwas Anderes noch geben müſſe, als Promenaden und Soiréen, Ausſtellungen im Tuileriengarten und in der italieniſchen Oper. In dieſem ewigen Zirkel umhergeführt zu werden, ſobald ich die Schulbücher abgelegt und den Tanzmeiſter entlaſſen hatte, bis zu dem Ideale meiner Mutter, mich als Gräfin oder als Marquiſe in dem Faubourg St. Germain inſtallirt zu ſehen: es ſchien mir eine unerträgliche Exiſtenz, ein über allen Ausdruck unwürdiges, nichtswürdiges Ziel. So war es denn begreiflich, daß ich demſelben trotz aller Mühe meiner Mutter nicht um ein Haar breit näher rückte. Ich blieb kalt, abſtoßend, ekel, finſter, und ſtatt eine Dame von Welt und Ton zu werden, eine geſuchte Tänzerin, eine gefeierte Schwätzerin im Salon, wurd' ich überſehen, zurückgeſetzt, vergeſſen und verlaſſen, wo ich mich zeigen mußte. Sie umſchwärmten die Mutter und ließen die Tochter ſitzen. Und das war es, was ich wollte.

Wir hatten, ſie und ich, eine lange, unbequeme Weile neben einander gelebt, in ſchlechtem Frieden und Verſtändniß, ich mit jedem Monat ernſter und einſamer, ſie täglich leichter, geſelliger, herzloſer. Zuletzt gab ſie mich hoffnungslos auf, ich durfte von Bällen und Soiréen entfernt bleiben, allein daheim mit einem Buche oder an meinem Piano. Anfangs ließ man mir dieſe Freiheit nur widerſtrebend; ich hieß ein albernes Mädchen, ein Sonderling, eine Mißgeburt, und ſo die ganze Tonleiter des Aergers und der gekränkten Muttereitelkeit hindurch. Später änderte ſich der Krieg in Stillſchweigen. Der Bruch war geſchehen: ſie ſtund jenſeits, ich dieſſeits; ſie ſo glücklich, als ein Weib ohne Gedanken in der Welt ſein kann, ich ſo glücklich, als ein Weib in Gedanken und ohne Welt, das heißt: wir beide unglücklich!

Dann kam eine Zeit .... Nein, Anne, dann kam die Zeit, die einzige, wahre, ächte Zeit, neben der alle andere nur wie Traum und Schlaf in den Abgrund des Vergeſſenen ſinkt. O ich ſcheue mich beinahe davon zu reden, und ich kann nicht genug davon reden. Auf dem allergewöhnlichſten, alltäglichſten Wege, im Hauſe einer Landsmännin, bei einem ſteifen, kalten Mittagsmahle, begegnete ich ihm ....

Einen Augenblick nur der Ruhe, mein Kind!

— Siehſt Du, Du weißt in Deiner Unbefangenheit nicht, und Gott gebe, daß Du niemals es lerneſt, was es bedeutet, ein ruheloſes, unbefriedigtes, hoffendes und verzweifelndes Herz in ſich verſchloſſen umherzutragen, ein Herz, an dem Jedermann zupft und zerrt, ſtößt, treibt, reißt, kurz ein Mädchenherz, wie das meine – und dann auf einmal einen Schirm und Schutz zu finden, Jemanden, der dieß Herz verſteht, der an uns denkt, für uns denkt, in unſere wachen Träume eingeht, der unſeretwillen Kälte, Vernachläßigung und Härte trägt, der uns liebt mit einem Worte, uns unſerer ſelbſt willen. Und er war nicht blos ein Liebhaber, ſondern auch ein Freund, nicht blos ein Freund, er war ein Mann, Anne, ein ganzer Mann, ſo tapfer als zart, ſo ſchön als gut, ſo ſtark als hingebend ....

Er war Soldat, Anne, und ein Engländer. Ja, kein Land, als unſeres, beſitzt ſolche Söhne, und dieſes nur Einen ſolchen. Ich ſpreche in dieſer Nacht über ihn, ohne Schmerz, ohne Klage, mit Freude und mit Stolz. Es gab Stunden, wo der Klang ſeines Namens — erinnere Dich, wie Capitän Milnes hier war und uns am Kamin von Krieg und Tod erzählte! — mich mit Todeskälte und Todesſchauer überrieſelte. Das iſt vorüber. Ich denke mit Ruhe an ihn, ich bin ſtolz, ein ſolches Herz gefunden und geliebt zu haben, ich danke dem Herrn auf meinen Knieen für dieſen überreichen Segen an Schmerz und an Wonne, den er durch ihn auf mein Leben ſchüttete, und ich weiß, daß, wo er iſt, es einen Platz für mich gibt an ſeiner Seite!

Lange, lange währte es, ehe meine Mutter davon hören wollte. Als ſie wahrnahm, daß ich ſtandhaft ſei und meine Neigung — ich kann Dir nicht ſagen, wie ſie wuchs, aber es war nicht eines Tages Werk — nicht aufgeben werde, wollte ſie noch immer nicht ihn mit Artigkeit und Güte empfangen. Sie hatte ja ihr Leben daran geſetzt, ihre Tochter zur Gräfin zu machen. Er trug ihre Launen, als ob er ſie nicht merkte, er, wie ein Adler ſcharfſichtig und zart verletzbar wie eine

Taube. Wenn ich ihn mir vorſtelle, wie er ein ſcharfes Wort, einen ſchiefen Blick, eine höhniſche Bemerkung hinnahm, Mißhandlungen und Herabſetzungen, unter denen ſein männliches Herz aufbäumte, gleich dem Roſſe unter rohem Peitſchenſchlag, und wie er, das ſanfte Auge auf mich gerichtet und dann auf die Erde, als ſchäme er ſich ihrer Härte und ſeines Duldens vor mir, allen Stolz bezwang und alle Leidenſchaft niedertrat — — O Gott, das iſt nun längſt, längſt vorüber, und doch muß ich das Gedächtniß an dieſe Tage mit hinüber nehmen in die Ewigkeit, liebe, ſchöne, glückliche Tage unter ihnen, an denen wir zwei, er und ich, uns ſelbſt überlaſſen blieben, wo er neben mir ſaß, ſtundenlang mir verlas und meinem einfachen Liede zuhorchte, als wäre er nicht ein Held, ſondern ein Kind, und meine Launen beſchwichtigte, als ſei ich eben ſo ein Kind, wo wir friedlich mit einander ſpielten und träumten, von der Zukunft plauderten, bunte Luft- und Feenſchlöſſer baueten! O Anne, meine theure Anne, lächle mit mir und über mich: aber es gab und es gibt ſeines Gleichen nicht mehr auf Erden. Ich fühlte das nicht blos damals, ich weiß es jetzo, da ich andere Männer geſehen und ſie mit ihm gemeſſen habe.

Wir ſollten endlich unſere Verbindung vollziehen, in die ſich meine Mutter, wohl oder übel, wie in eine unabänderliche Thatſache fand. Da veränderte ein Tag die ganze Welt und mein kleines Geſchick, mein ſtilles Glück mit. Bonaparte war von Elba zurückgekehrt und gelandet. Harry ward zu ſeinem Regimente gezogen. O dieſer erſte Abſchied! Ich wußte, ja, ich wußte es, als ich ihn in dieſen Armen hielt, als ich an ſeiner Schulter lehnte, daß meine Hoffnungen für immer zerſtört waren! und daß wir nimmermehr ſo uns halten und umfaſſen würden. Indeſſen trug ich's und hielt mich aufrecht, ſo lange er zugegen war; aber ich ſank — o, wie ich ſank! — als ich ſeinen Federbuſch zum letzten Male um die Ecke flattern ſah und ſeines Thieres Hufſchlag fern, fern in der morgenſtillen Gaſſe verſcholl. Und meine Mutter, auch ſie hatte angefangen, ihn zu lieben, der unwiderſtehlich liebenswerth war, — zeigte ihre Theilnahme und ihre Angſt durch Zorn und Aufreizung. Sie ſchalt über meine Verzweiflung. „Ein rechtes Soldatenweib biſt Du,“ rief ſie mir in meinem Jammer herab. Ach, konnte ich dafür, daß in meinem Blute keine Heldenader lief!

Noch einmal, Gott Lob und Dank dafür, ſahen wir uns. Es war in Brüſſel, unmittelbar vor der Schlacht von Waterloo. Wir befanden uns zuſammen auf dem Balle, als die gräßliche Todesbotſchaft kam. Ich meine, ich hatte ihn niemals ſo lieb, als damals, ich genoß ſeine Nähe nie ſo innig und ſo tief, als in den wenigen Abendſtunden, die wir mit einander zubrachten. Jedes Wort, jeder Blick ſind mir noch gegenwärtig. Wir tanzten zuſammen, und jener Walzer, — weißt Du noch, Anne? — deſſen bloßer Klang mich neulich tödtete, in dem Arm eines Andern tödtete, jener Walzer war unſer letzter, unſer letztes Beiſammenſein, das an ſeinem Todtenbette und auf ſeinem Grabe ausgenommen. Wie dieſe Trennung verlief, ich weiß es, bei dem Allmächtigen, nicht zu ſagen. Die Eile, und die Haſt, und der Drang, und der Sturz; Himmel, welch' eine Nacht! In die Melodieen des letzten Walzers ſchmetterten ſchon die Trompeten der Braunſchweiger Huſaren, die unter dem Fenſter vorüberritten, Ordonanzen brachen in den Saal, in die Reigen der Tänzer trat der Todesengel, ſeine Opfer zu ſuchen, Uniformen ſtoben nach allen Seiten, Zucht und Geſetz und Form ward vergeſſen, und wie ich klammerten ſich hundert verzweifelte Frauen an ihr davon eilendes Liebſtes feſt, das, der Nacht und dem Sterben entgegen, ſich aus unſern Armen riß. Aber dieſe entſetzenvolle Scene hielt den Geiſt durch Aufregung und leidenſchaftlichen Rauſch oben, damit er der Furcht nicht erliege. Ich küßte ihn wild und ſtark, um nicht weinen zu müſſen und ihm das ſchwere Herz und den ſchweren Weg nicht ſchwerer zu machen. Er hatte Thränen für mich, ich nicht. Er ging, — es war mir wie ein Traum, — und Traum ſchienen mir auch die nächſten Tage. Ich hörte die Donner des Schlachtfeldes, in deren Mitte ich ihn wußte, meine Fenſterſcheiben zitterten und klirrten von der Erſchütterung. Athemlos wartete ich auf verſprochene Nachrichten von ihm, und ſie blieben aus. Mir ſchien es, als wolle die Zeit nicht vorübergehen und doch ging und kam ſie in demſelben Schritte wie ſonſt, das tägliche Leben ließ ſich von meiner Seelenmarter nicht irren und ſtören in ſeinen Gewöhnungen. Jedes Geflüſter auf den Gaſſen raffte ich gierig auf, drängte mich an fremde, wilde Menſchen um Kunde, um Hoffnung, um Troſt, und wenn aus ihren verwirrten Reden nur ein Funken glomm von Rettung und von Sieg für ſie, für mich, flammte mein Herz freudig empor, ach! nur um im nächſten Momente um ſo düſterer ſich einzuäſchern in ſeinen Kummer.

Es war der Abend nach dem Schlachttage, der neunzehnte Juni. Ich ſaß allein auf meiner Stube, nun ſchon gewiß, daß das Schlimmſte eingetroffen ſei; denn lebte er, würde er mir eine Zeile, ein Wort geſendet haben. Halb ſchlafend, halb ſtumpfſinnig brütete ich in dem dunkeln Winkel nächſt dem Kamine vor mich hin, drei Nächte lang war kein Schlummer über mein heißes Auge gekommen. Plötzlich höre ich das Raſſeln eines Wagens auf dem Pflaſter. Ich fühlte in mir, daß dieſe Räder zu mir rollten. Langſam ſtand ich auf und ſchritt an's Fenſter, ohne zu öffnen. Ich glaube, ich betete. Ein leiſes Pochen an der Pforte, dann das dumpfe, vermiſchte Geräuſch von Fußtritten, erſt auf der Hausflur, drauf die Treppe hinan; eine Stimme zwiſchen durch, welche Befehle gab. Ich heftete meine Augen auf die Thüre meines Zimmers, in der Erwartung, daß ſie ſich aufthun werde. Aber die Füße ſtampften daran vorbei, und ich hörte einen Menſchen ſagen: „Er weiß nicht, wo er iſt." — So lebte er alſo! Lebte! Und unter unſerm Dache! Ich ſprang auf von dem Bette, worauf ich mich geworfen, und mit übernatürlicher und unbekannter Kraft mich ſelbſt überwindend, ſchlich ich leiſe hinaus, hinauf in die Kammer, wohin ſie ihn getragen. Ein Schwindel, ein Schlag faßte mich auf der Schwelle, jedoch noch einmal raffte ich Leib und Seele zuſammen und trat in das Zimmer.

Der Anblick, den ich hatte! O Barmherzigkeit des Himmels, das konnte er ſein! — Dieſe zermalmte, blaſſe, blutige —

Ich ſaß an ſeinem Lager, die ganze Nacht hindurch, ſeine Handl in der meinigen. Ich trocknete ſeine Stirne, worauf des Todes große Tropfen perlten, ich feuchtete ſeine verbrannten Lippen. Er nannte mich einmal bei meinem Namen. Und wenn jener furchtbare Krampf und Kampf über ihn kam, worin Leben und Tod ſich trennen und einen, ſo merkte ich es gleich, denn alsdann zog er ſeine Finger hinweg, damit ſie nicht unwillkürlich mich drückten, mir wehe thäten. Meine Mutter war in heftigen Nervenanfällen weggeführt worden.

„Als der graue, frühe Sommermorgen in das Gemach drang und bei ſeinem Scheine das Nachtlicht einen röthlichen, ſchwachen Schimmer annahm, fühlte ich, daß ſeine Hand kalt wurde in der meinigen und dichterer Schweiß um ſeine Schläfe quoll; er ſchliefe ein, dacht' ich. Thörin, die ich war! Ich hoffte bis auf das Letzte! O ja, er entſchlief! Aber es war der Schlaf des Todes!" — —

Die Erzählende ſchwieg eine lange Minute, erſchöpft durch die Heftigkeit, womit ſie geredet hatte. Eine Todesſtille ſchauerte auch jetzo durch dieſes Gemach. Anne's Thränen floßen ſo warm und ſo reich, daß ſie nichts zu erwiedern vermochte. Jenny ſchloß darauf ſchwächer und immer ſchwächer werdend: „Das Uebrige iſt Dir bekannt, wie meine Mutter, vier Wochen, nachdem wir ihn begraben hatten, einen ruſſiſchen Offizier zu ihrem zweiten Gemahl erwählte, der jung genug war, um ihr Sohn ſein zu können. Sie ging nach Petersburg und ließ mich in Paris zurück, mit der Weiſung, ich könne mich ja in eine Penſion geben. Du weißt auch, durch welch' glückliche Fügung mein guter Oheim mich wieder fand, und Du magſt nun beurtheilen, wie meine Stimmung und mein Gefühl waren, ſeit ich unter Euch weile. Ich auf Worte der Liebe und des Verlangens horchen, während mein Herz um einen Todten trauerte! Das einzige Mal, daß eine Regung von Wohlgefallen und Zufriedenheit in mir aufkeimen wollte, eine Untreue an ihm, o wie ſchwer hab' ich es büßen müſſen, wie hart hat er mich an ſich gemahnt durch jene unvergeßlichen Scheideklänge! Du erinnerſt Dich, Anne, des Abends, als Sarah den Lord und mich in dem kleinen, grünen Zimmer aufſuchte? Ich lauſchte ihm damals zu, obgleich meine Gedanken bei einem Andern waren. Er ſprach von der Möglichkeit eines Zaubers über Träume. O Gott, mein Schmerz war ſo groß, daß er abergläubiſch wurde. Du mußt wiſſen, daß ich lang mich geſehnt und gehärmt, in mancher ſchlafloſen Nacht es in heißen Thränen vom Himmel erfleht hatte, er möge mir ihn noch einmal zeigen. Aber mein Gebet blieb unerfüllt. Bis letzte Nacht. Da iſt er mir erſchienen und hat mich mit den lieben, hellen Augen angeblickt, und mit der lieben, leiſen Stimme mir ein Verſprechen in die Bruſt geliſpelt ... Und ſieh Du, darum bin ich ſo ruhig, ſo feſt, ſo glückes- und freudevoll; darum habe ich mit Dir über ihn reden können. Glaubſt Du, ich wär' es im Stande geweſen, wenn ich ihn nicht geſehen hätte?

Und nun, mein Mädchen, trockne Deine Augen, Du mußt hinuntergehen: gewiß, Du mußt, ſonſt wird meine Tante ungehalten. Ich habe Dir das Alles ja nicht erzählt, Dich traurig zu machen, ſondern mich ſelbſt zu tröſten, zu erleichtern. Wenn ich nicht mehr bin, denke Du an mich in Heiterkeit und in Hoffnung. Und ſage Lord Darby, daß ich ihm Dich ſende. Genug ſo, übergenug. Ich kann nicht weiter, das Geſpräch hat mich ermüdet. Geh, Du Gute, und überlaſſe mich eine Weile mir ſelbſt. Gute Nacht, Anne, der Himmel ſegne Dich und gebe Dir ein glückliches Neujahr!"

Gegen Mitternacht, als im Salon die Punſchbowle dampfte und alle Gläſer auf den Klang der Glocke warteten, um mit ihrem Klang einzufallen und das alte Jahr zu Grabe, das neue in die Wiege zu läuten, gegen Mitternacht ſtahl ſich Anne, das treue

Kind, aus dem Kreiſe der Ihrigen hinweg, auf Jenny's Zimmer. Sie horchte eine Zeitlang am Schlüſſelloch. Alles ſtill. Nicht einmal die kleine Stutzuhr auf dem Kamine ging, welche Jenny, ein Geſchenk von ihm, ſo hoch hielt, daß ſie eigenhändig, ſelbſt in den Tagen der Krankheit, ſie aufzog. Sie mußte es vergeſſen haben, die Uhr ſtand und ſchwieg. Behutſam drückte Anne die Pforte auf. Da ſaß Jenny noch an ihrem Armſtuhl, gerade wie ſie Anne vor ein Paar Stunden verlaſſen, nur ſtill, unbeweglich, ſcheinbar entſchlummert. Ihr Kammermädchen hatte ſie weggeſchickt mit dem Befehle, erſt nach Mitternacht wiederzukommen; ſie feierte in der Küche mit der geſammten Hausdienerſchaft das neue Jahr. Auf den Fußſpitzen ſchlich Anne an die Schläferin heran, ſich über ſie beugend — — —

Aber ſie weckte ſie nicht mehr. Die Müde war zur Ruhe gegangen, einſam, raſch, ſanft. Ein Lächeln auf dem ſtillen Antlitz ſagte: Mein Traum hat nicht gelogen. In ihrer Hand — und ſo ward ſie begraben — das Medaillon, auf einer Seite das Miniaturbild eines jungen Offiziers enthaltend, ein Geſicht voll Geiſt, Güte und Schönheit, auf der andern zwei in einander geflochtene Haarlocken und ein welkes Myrthenblatt. Am Rande ſtand: Harry Spencer an Jenny Herbert.“

◆

6 Sieben

Friedliche Erzählungen

von

Franz Dingelstedt.

Zweiter Band.

Verlag von Adolph Krabbe.
Stuttgart.

1844.

Das Mädchen von Helgoland
Ein reicher Poet [illegible]
Ein armer Poet

Das Mädchen von Helgoland.

⁂

Um ſechs Uhr Morgens ertönte das erſte Zeichen der Schiffsglocke. Ein reiner, voller Sommertag, es war der 13. Juli 18 . . ., lag ſchon auf dem Meeresſpiegel, der fern hinausglänzte in tauſend und aber tauſend Streiflichtern. Das wunderbare Eiland hob ſich ſchroff und dunkel daraus empor, mit ſeinen rothen Felſen und ſeinem blendend weißen Dünenſand eher anzuſchauen wie ein ungeheurer Rieſenbau, als wie ein natürliches Gebilde. Am Strande der Inſel lebte und webte es trotz der frühen Stunde bereits von allerlei Geſtalten. Gewiſſenhafte Badegäſte drängten, weil das hohe Waſſer ſchon merklich herankam, zur Ueberfahrt auf die Dünen, ihr heilſames und frommes Morgenopfer dem Meere darzubringen. Fiſchersleute kehrten heim von ihren nächtlichen Beutezügen, ſchwere zappelnde Netze über der Schulter, mit nackten Beinen rüſtig herſchreitend über den glimmernden Sand. Am meiſten und am unnöthigſten ſputeten ſich die Paſſagiere der „Henriette," denen das Geläute galt. Die Henriette dachte noch gar nicht daran, abzufahren; ihr Schlot rauchte kaum, ihre Räder ruhten noch unbeweglich unter den großen grünen Kaſten. Die Matroſen gingen müßig auf dem blanken Deck ſpazieren; ſie machten ſich luſtig über die ängſtlichen, fürſichtigen Männlein und Fräulein, welche nicht eilig genug in die kleinen, ſchaukelnden Boote ſpringen konnten, um ja zu rechter Zeit an Bord zu ſteigen.

Ein vielgewanderter und vielerfahrener Mann, wußte ich, daß ſo entſetzliche Haſt hier nicht von Nöthen. Ich ſaß mit meinem Reiſegefährten unten am Strande vor dem Pavillon, den der treffende Witz der Helgoländer „Trichter" genannt hat. Schön-Riekchen ſervirte uns den letzten Kaffee. Sie war ſchon munter, das liebe Kind, ſchon geputzt ſogar; der rothe Rock, das vaterländiſche Ehrengewand, ſchloß ihr ſchmuck und voll um die Hüften, und das Köpfchen war, ſtatt mit dem ſtrengen, dunklen Holdſkaldook, wie ihn die getreueſten Töchter der Inſel tragen, von einem bunten, leicht und loſe geknüpften Seidentüchlein kokett umflattert. Armes

Riekchen! Wir hatten für Deine Reize und Deine dienſtfertige Freundlichkeit geringen Sinn. Der Eine ſchrieb in ſein Taſchenbuch, Reiſe-Notizen zu einſtigen Journal-Artikeln, und der Andere ſtarrte wehmüthig den Falm hinan, über die ſchöne Inſeltreppe weg, in das Oberland. Dieſer Andere, leider Gottes, war ich ſelbſt. Da droben am Falm hatten wir gewohnt, lange, liebe, träge Tage hindurch. Neben dem Häuslein unſeres braven Wirths ragte ein ſtolzes, plattes, neumodiges Dach in die blaue Luft; unter dem Dache zwei verhüllte Fenſter, blinkend im Sonnenſtrahl, hinter den Fenſtern zwei verhüllte Augen, — ach, ſie ſchliefen noch. Und dieß war es eben, daß ich gehen ſollte, ohne zum Abſchied einmal, ein letztes Mal in dieſe Augen geblickt zu haben, und daß es nun vorüber, ganz und gar vorüber mit dieſer ſchönen Meeres-Liebe, und Meeres-Stille, und Meeres-Poeſie. Drei Wochen! nicht wahr, es iſt ein kurzer Raum, nicht mehr als eine Spanne Zeit? Aber es kann ein ganzer Himmel darin liegen. Morgens hinüber auf die Düne, hinein in's Waſſer; drüben lag ſie, dicht vor mir, die luftige Apotheke der Inſel, wieder eine kleine Inſel für ſich, ein eigenes Stück Leben, und eben ſchwankte der volle Kahn hinan, und die Reihe der grünen Badekarren ſetzte ſich in Bewegung, die nahenden Gäſte aufzunehmen.

Nach dem Bade ein raſcher Gang, am Strand entlang. Dort begegnete ich ihr täglich, dort gingen mir ihre geliebten Augen auf. Wir ſuchten Muſcheln zuſammen, Steine, Seeſterne, Krabben und Spinnen, vor denen ſie ſich ſehr fürchtete. Herr Gott, wie ſchön war das Mädchen, wenn ſie ſo neben mir dahin ſchritt über den weißen, weichen, feuchten Sand, die langen Haare, noch naß von der Welle, hinunterfallend über die herrliche Geſtalt und vom friſchen Meerwind leiſe durchflattert! Die Ebbe zögerte, wenn ſie am Strande war, und die Fluth drängte raſcher; jede Woge wollte den Fuß ihr küſſen, oder den Saum des blauen Mantels.

Mein Gefährte ſtieß mich an. „Ihr träumt wieder,“ lachte er, „und wir werden die „Jette“ richtig abfahren ſehen.“ — „Meinetwegen fahr' ſie zum Henker!“ — „So, und unſer Paſſagier-Geld mit und die Koffer und mein guter Hut!?“ — „Ach, Ihr habt Recht. Aber, laßt uns da bleiben.“ — „Und mein Journal? Und Euer Amt?“ — Die zweite Glocke ſcholl. „Da hört Ihr's!“ Er bezahlte Riekchen, er küßte ſie obendrein, vielleicht um der gemeinſamen Reiſekaſſe ein Trinkgeld zu ſparen, und fort zog er mich Sträubenden in das Boot hinein. So mögen die Schatten in Charons Nachen geſeſſen und gefahren ſein, den Blick voll letzter, irdiſcher Thränen auf das vielliebe Leben und auf die ſonnige Erde zurückgewandt. Mein Blick hing an den zwei Fenſtern mit aller Schärfe, aller Angſt, aller Inbrunſt, welche die ſcheidende Seele dem Sinn läßt. Bei Gott, das eine war offen. — „Doctor, Euer Glas.“ — Er reichte mir's lächelnd. Richtig. Die Rouleaux aufgezogen, der eine Flügel weit geöffnet. „Sie iſt auf.“ — „Auf und davon,“ höhnte er. — „Pfui, Doctor!“ — „Aber, Menſch, macht Euch denn die Liebe blind? Seht Ihr denn nicht, daß ſie drüben im Boot ſitzt, das eben nach der Düne abſtößt? Da ſind die zwei blauen Mäntel; ſie und ihre Schweſter, ſie, Euere Herzallerliebſte, die Euch um Euer bischen Verſtand gebracht hat, und ihre Schweſter, mit der ich gutmüthiger Kerl den Elephanten für Euch zwei geſpielt habe.“ — Ich hörte ſein Geplauder nicht. Das Glas am Auge ſtarrte ich dem Boote nach. Eben ſchießt es an unſerem vorüber, keine dreißig Schritte weit. Die Wege kreuzen ſich, ſie nach der Düne, wir zur Henriette. Sie war es. Gütige Göttin, ſie ſelbſt! der grüne Schleier, der blaue Mantel! Und, — nein, ich irrte mich nicht! — aus dem Mantel heraus wehete ein weißes Tuch, nach mir herüber. Ihr Abſchiedsgruß! Ich ſprang auf, ich hätte unſeren Kahn um ein Haar umgeſtürzt, ich ſchwang mich auf die Bank, ich winkte, ich wehete, ich — weinte hinüber. „Adieu, Emilie, Adieu!“ —

Thor, der ich war. Ueber der Waſſerfläche verſcholl mein Ruf. Eine Minute, und der pfeilſchnell dahin gleitende Kahn hatte uns an Bord gebracht. Der Doctor führte mich Taumelnden die Treppe hinauf. „Nun iſt ſie fort," redete er in mich hinein. „Seid kein Eſel, lieber Freund. Das Waſſer iſt ein ſchlechter Schall-Leiter. Alſo kann ſie Euch auch nicht mehr hören. Laßt's gut ſein, ſteckt Euch eine Cigarre in's Geſicht, und wollt Ihr durchaus Kindereien machen, ſo macht ein Abſchiedsgedicht und gebt's mir für mein Journal. Ich will's ausnahmsweiſe aufnehmen, Euch zu Liebe, und Ihr mögt der Geliebten ein Exemplar zuſchicken." Er hatte gut reden; ich war taub für ihn. Wenn ich daran dachte, daß ich ſie nun heute nicht ſehen ſollte, weder in der Bindfaden-Allee, noch im Converſations-Hauſe, wo obendrein am Abend Ball gegeben ward, daß ein Anderer, der verwünſchte Profeſſor aus Halle, oder gar der elegante Hamburger Kaufmannsjüngling ſie an den Leuchtthurm geleitete, auf Saathorn zum Sonnenuntergang, zum Meeresleuchten, — — Nein, es iſt unerträglich. Ich hätte aufſchreien mögen, in's Waſſer ſtürzen, in den glühenden Dampfkeſſel hinabſpringen. Gottlob, ich ſchrie nicht, ich ſtürzte nicht, ich ſprang nicht. Die menſchliche Kraft erträgt das am leichteſten, was ihr im erſten Augenblick das Unerträglichſte däucht. Ich habe Emilien nicht nur an jenem verhängnißvollen Tage, am 23. Juli . ., nicht wiedergeſehen, ſondern überhaupt nicht, nie mehr, nirgends. Und ich lebe doch noch. Und ſie erſt! — Verheirathet, ſeit Jahr und Tag! —

Der Doctor zankte ſich mit Capitän Spliedt, dem Führer der Henriette. „Sie müſſen,“ behauptete er, „die Leute nicht um ſechs Uhr beſtellen, wenn Sie erſt um acht Uhr abfahren“ — „Aber, entſchuldigen Sie, eben ſchlägt es ſieben, mein Herr.“ — „Mein Herr, wiſſen Sie, was das heißt, um fünf Uhr aufſtehen, ohne daß es nöthig iſt? Wiſſen Sie, wie viel Sie dem Gelehrten an ſeinem Leben ſchaden, wenn Sie ihn um den ihm ſo unentbehrlichen Morgenſchlaf bringen? Ich werde in meinem Journal einen Artikel gegen Sie loslaſſen. Einſtweilen aber beſorgen Sie uns eine Flaſche Portwein, gegen die Seekrankheit. Drei Gläſer. Dieſer Herr wird mit uns trinken.“ Er wies auf mich. Der Capitän lachte und ſtieß mit dem Doctor an, ich mochte nicht, mir war's zu früh. „Ihr werdet ſeekrank werden, oder vielmehr, Ihr ſeyd es ſchon,“ ſpottete mein Freund. Unterdeſſen läutete es zum dritten Male. Gelärm und Geſchrei auf dem Deck. Der Steuermann eilte an das Ruder, der Capitän ergriff das Sprachrohr und ließ ſein Commandowort erſchallen: „Langſam ab!“ Die ſchwere Maſchine keuchte, der Kiel fing an ſich ſchäumend und ſprühend zu drehen, und ein allgemeines „Endlich“ entfuhr den ungeduldigen Paſſagieren. Plötzlich tönte von der Uferſeite her noch ein Schifferruf; wir ſahen vom Deck aus, wie ein verſpätetes Boot mit aller möglichen Kraft auf uns zuſteuerte. Es wurde gewinkt und geſcholten: „Halt, um Gotteswillen, halt!“ Der Capitän flucht. „Frauenzimmer, ich wette darauf,“ ſagte der Doctor; „laſſen Sie uns zufahren.“ Nichts deſto weniger wurde ein Stillſtand befohlen. Herr Spliedt wollte, der lieben Concurrenz wegen, die ſpäten Paſſagiere eher ſeiner „Henriette“ gönnen, als dem „Patrioten,“ auf den er gewaltig räſonnirte. Der Kahn kam heran und legte bei. Lauter Kinder von Helgoland, derbe, ſtarke Fiſcher und Schiffer, eine Menge Frauen; es ſchien, als ſey das halbe Eiland zur Auswanderung gerüſtet. Allein, nur ein junges Weib, ein bildhübſches Mädchen von drei, vier Jahren auf dem Arm, wollte die Schiffstreppe hinan. Allgemeine Thränen, Umarmungen, Scheideworte feſſelten und geleiteten ſie. Die Scene zog mich an; Schmerz und Schmerz werden ſo leicht bekannt und befreundet, wenn ſie ſich auf ödem Lebenswege begegnen. Ein Greis, unſtreitig des Weibes Vater, küßte Tochter und Enkel, ſtumm, aber tiefbewegt und bleich. Die Männer ſchüttelten ihr die Hand, die Weiber reichten ſchluchzend das Gepäck herauf, Körbe, Kiſten und Käſten, ſogar Betten und Decken, alſo Zurath zu einer weiten Fahrt. Jetzt trat das junge Weib über den Rand des Bootes. Sie wollte den Schiffern Geld reichen. „Nicht von Dir,“ ſcholl es, „wo denkſt Du hin, Käthchen?“ — „Glückliche Reiſe!“ — Sie kam herauf, ihr Kind im Arme, das ſie mit Zähren überſchwemmte. „Mit Gott,“ ſtammelte ſie, auf die Bank ſinkend, und ihre Hand winkte über den Rand des Schiffes ein letztes Lebewohl den Ihrigen drunten. Die Ruderer hoben die breiten Stangen unter lautem Hurrah. — Seemanns-Gruß! — Unſer Dämpfer ſetzte wieder an, ſeine Räder ſchlugen gleichzeitig mit den Rudern des Bootes in's Waſſer, und die Trennung war vollbracht; das kleine Schiff lenkte heimwärts, tanzend auf den Wellenſtößen der Henriette, und das große Schiff lenkte in die Fremde hinaus. Die arme Frau blickte in das Meer, ſtatt zurück auf Helgoland. Ihre Freunde harrten vergeblich auf ein letztes Flattern des Tuches, ſie brauchte es, ihre Wangen und des Kindes Antlitz zu trocknen.

Ich fragte den Capitän nach der Helgoländerin. Daß ſie eine ſolche war, und zwar eine ächte und treue, dafür zeugte der rothe Rock mit gelbem Saum und der ſchwarze Holdſkaldook, der mit ſeinen breiten, ſeidenen Rändern das edle Geſicht faſt ganz verſteckte. Meiſter Spliedt wußte wenig von ihr. Sie war ihm den Abend zuvor gemeldet worden. Katharina Young hieß ſie, Peter Klaſſens Tochter aus dem Unterlande, ging nach Hamburg und weiter. Das war ihm genug, meiner Theilnahme jedoch zu wenig. Ich hielt mich in ihrer Nähe; ohne plump und unzart in die allmählig auszitternden Schmerzen dieſer verlaſſenen Seele hineinzufallen, beſchäftigte ich mich um ſie, und ſpielte mit dem Kinde, das in unſchuldiger Heiterkeit auf dem Deck umhertrippelte. Sie ſah uns, durch Thränen lächelnd, zu. Ihr Auge wandte ſich dann und wann auf die Heimaths-Inſel zurück, welche noch ſo nahe und doch ſo ferne ſchon, ſo unerreichbar und ſo ſichtbar, hinter uns lag. Die Henriette ging raſch und ſicher ihre naſſe Straße. Der Himmel war ohne Wolken, die See faſt ohne Wellen. Demungeachtet, als wir kaum eine halbe Stunde ſchwammen, verſchwand hie und da manch' theures Haupt aus der Reiſegeſellſchaft. Die furchtbaren Waſchbecken wurden ſchweigend und bedeutſam auf dem Schiffe ausgeſtellt. Zärtliche Gruppen bildeten ſich und improviſirte Lagerſtätten. Die ganze Scene einer Seefahrt, immer dieſelbe und dennoch immer eine neue, mit allen ihren Lächerlichkeiten und Häßlichkeiten, geſtaltete ſich von Minute zu Minute bunter, voller, launiger. Die junge Reiſende ſchien von den Wirkungen des Meeres nichts zu verſpüren, war ſie doch auch eine Tochter deſſelben. Ich wünſchte ihr Glück dazu. „Ja,“ ſeufzte ſie, „wäre ich gegen Alles in der Welt ſo gleichgiltig, als gegen die See! Die thut mir nichts. Sie ſollen wiſſen, ich kenne ſie von Kindesbeinen an.“ Das Geſpräch war dergeſtalt angeknüpft und ſpann ſich ohne Zwang und Haſt weiter, von Zeit zu Zeit durch ihr Kind unterbrochen, das nach meiner Uhrkette griff oder nach dem Arbeitsbeutel der Mutter. Wir wurden in ein paar Stunden ſo befreundet mit einander, als kennten wir uns ſeit Jahren. Die Herzen ſtehen im Leben nie weiter offen, als wenn eben ein großes Leid durch ſie hingegangen iſt. Sie erzählte mir, ich erzählte ihr, wir tauſchten unſere Jugend mit einander, ſie eine im Schiff und am Strande verlebte, ich ein Binnenlands- und Einſiedler-Leben. Beide frei von der Gefahr der Seekrankheit, konnten wir uns recht traulich und beſchaulich an einander hingeben, das Kind freundlich und vermittelnd zwiſchen uns. Der Doctor ſtrich mit ſeinem Portwein und ſeinen Cigarren alle Augenblicke an mir vorbei. Er neckte mich; mochte er doch. „Das iſt vernünftig gehandelt,“ ſagte er, „und in gutem homöopathiſchem Style. Similia similibus curantur. Ein Liebesſchmerz raſch durch einen zweiten. Das lob' ich mir.“ Ich ließ ihn gewähren, bis er — ſeekrank wurde, trotz dem Portwein. Er ſchnitt mir ein klägliches Geſicht zu und ſchwankte die Treppe hinab, in die Unterwelt, gnädig bedeckt mit Nacht und mit Grauen.

Als wir, an der berühmten rothen Tonne vorüber, — ſie bezeichnet die Mündung der Elbe, alſo Anfang oder Ende der See und der Seekrankheit, — gen Kurhaven hinauffuhren, kannte ich ſchon die Geſchichte und das Leben des Mädchens von Helgoland. Blankeneſe gegenüber, jenen reizenden Ufern der Elbe, die, wie die letzte Poeſie, wie der Schwanengeſang des ſchönen deutſchen Stromes uns anſchauen, vertraute ich ihr mein Lieben und Leiden, für das ſie weibliche Tröſtungen und Hoffnungen fand. Wir ſchieden bei der Landung in Hamburg, damals meinte ich für immer. Sie zog noch deſſelbigen Abends weſtwärts, weit, weit in die See hinaus, ſogar in die neue Welt, ich hingegen in eine alte, ſehr alte, tief landeinwärts, über viele Berge, in eine kleine, dunkle Stadt. Aber das Leben, welches Schach ſpielt mit den Menſchenfiguren, — ein Spiel, das nur dem Unkundigen in regelloſer und zufälliger Bewegung zu verlaufen ſcheint, während es dem beſtimmteſten Maß und Geſetz gehorcht, — das Leben hat uns wieder zuſammen geführt, die Helgoländerin und mich, auf einem ganz anderen Felde, und mir das Ende ihrer damals begonnenen Geſchichte in die Hände geworfen. So geb' ich ſie denn, wie ich ſie empfangen, abgeriſſen und loſe, kein abenteuerliches, wirres Gebilde voll Blut und Grauen, kein Nacht- und Schlachtſtück, ach nein! nur ein ſtilles Herzens-Gemälde, dem aber die Schatten eines innigen Leides nicht fehlen, ſo wenig, als die Schlaglichter des kurzen Glückes. Jedes Menſchenleben iſt eine Novelle, ein Roman, eine Poeſie. Nur wenige finden freundliche Hörer und Leſer, meint es der Schreibende da auch noch ſo gut. Mag es dieſem Fragmente beſſer ergehen, nicht des Schreibenden wegen, ſondern der Sache ſelbſt.

Helgoland theilt ſich, wie bekannt, in Oberland und Unterland, jenes die Felſenregion, dieſes die Sand- und Dünen-Gegend. Beide hängen zuſammen durch das luſtige, kühn und ſtattlich um die Inſel geſchlungene Gürtelband der großen Treppe. Oben, auf der Zinne des rothen Geſteines, hat ſich die moderne Zeit, die Civiliſation, das Badeweſen, niedergelaſſen; dort ſtehen die Häuſer für die Fremden, ſchmuck und blank, beinahe mit zu viel Luxus ausgeſtattet für das arme, enge Eiland. Unten, dem Meere unmittelbar nahe, ſitzen die verdrängten, aus einem Winkel in den andern flüchtenden Söhne Helga's, Fiſcher und Schiffer, in kleinen, räucherigen Hütten, deren Schwelle die herantoſende Fluth mit Seegras und mit Muſchelgeröll zierlich ausgeſchmückt. Zwiſchen dieſen Hütten, den Wohnungen des natürlichſten Friedens und genügſamer Abgeſchiedenheit, ſtand auch die des alten Klaſſen, hart an der ſteil herabfallenden Weſtküſte der Inſel, durch eine grün übermooste Plankenwand geſchützt gegen allzuheftigen Wogendrang. Klaſſen war ein Glied jener berühmten Lootſen-Geſellſchaft, die auf Helgoland eine förmliche Schule gebildet hat und geſetzlich organiſirt iſt. Sein Name gehörte, wie der der Siemens, Mohr, Franz und Andern, zu den alten, ſeit Jahr und Tag auf dieſem Felſen eingebürgerten Größen. Vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel hatte er ſich fortgeerbt, ſammt dem Hauſe, ſammt dem großen Ruderboot, ſammt dem Wetterhut und namentlich ſammt dem heiligen Erbſtück der Familie, ein ungeheures Fernrohr, mit Fiſchhaut überzogen, eben ſo ſcharf wie das Auge, das hindurchlugte, eben ſo ſtark wie der Arm, welcher es hielt. Das war aber auch ſo ziemlich der ganze Reichthum der Familie. Was ſonſt, in unſeren Städten und auf dem flachen platten

Lande, das Menſchenherz erfreut, Gold und Goldeswerth in Kaſten und Kiſten, Silbergeräth auf funkelnden Schaugerüſten, Leinwand in den verriegelten Schränken, reicher Staat für den armen, gebrechlichen Leib, — es gilt nicht viel oder gar nichts auf dem kleinen Inſellande, das, abgeſchnitten von allen Verbindungen, auf ſich ſelbſt beſchränkt und angewieſen, nichts bedarf, als was es erzeugt, und nichts wünſcht, als was es bedarf. Der Peter Klaſſen paſſirte noch für einen wohlhabenden Mann. Beſaß er nicht ein Haus und drei oder vier Bote, — das Zugvieh dieſer Meernomaden, — eines ſogar mit einem ſtattlichen Segel? Schlief nicht jedes ſeiner Kinder, deren er ſechs hatte, fünf Söhne und ein Töchterlein, in einem eigenen Bett allein? Freilich kein Himmelbett mit Vorhängen und Teppichen, auf Stufen geſtellt wie ein Thron, groß wie ein Haus für ſich, ei, wo hätten die denn Platz gefunden in der Hütte? Nein, es waren nur Verſchläge, in die Wand hineingebaut, unter der Treppe verſteckt, Betten, gleich denen des Seemanns auf ſeinem Schiffe, und nur Vater und Tochter hatten, jener zur Auszeichnung, dieſe der guten Sitte halber, ein blau und weiß gewürfeltes Zeuch vor die ihrigen gezogen. Es mußte ſich gut ruhen unter dem niedern Dache, hinter der groben Leinwand, auf den harten

Säcken voll Seegras; nicht ſo. meine verwöhnte Dame der Stadt, mein junger parfümirter Stutzer? Lächelt nur! Rudert einmal zwölf Stunden lang mit beiden Armen, ziehet und werfet das ſchwere Netz, tappt im Flugſand umher, laſſet Euch durchſpühlen vom Waſſer, durchbrauſen vom Sturm, durchglühen von der Sonne, — und Ihr werdet ſchlafen trotz den fünf Söhnen von Peter Klaſſen! Oder, ſeid unſchuldig und ohne Falſch, von keinem ſinnlichen Wunſche berückt, von keinem Neid, keiner Hoffahrt, keiner Sündenluſt, — und Ihr werdet wiederum ſchlafen ſo feſt und ſo ſüß, als Katharina ſchlief über der Koje ihres alten Vaters.

Katharina hieß in Helgoland ſchön. Und das will viel ſagen. Weil die Natur dem öden Felſen den Schmuck grüner Bäume und duftiger Blumen nicht gewährt, ſchenkt ſie ihm ſchöne Frauen und Jungfrauen in anmuthigſter Verſchwendung. Die feine Durchſichtigkeit der Haut, — des Haares feuchtgoldener Schimmer, — die meerlichte oder himmelblaue Tiefe der Augen, — des Halſes, der Arme, der Schultern ſchneeweiße Fülle, — und die ſchlanke, gaukelnde Geſtalt: ſie mahnen in Helgas Töchtern an ihre Mutter, die See. Wenn Du ſie Sonntags umherſchweifen ſiehſt auf der Düne, über die Felſen hinweg, ſich verſammeln in plaudernden Gruppen an der Treppe, am

Falm, vor dem Converſationshauſe, durch deſſen hellerleuchtete Fenſter der Ennui der guten Geſellſchaft herausgähnt, oder gar zum Tanze eilen im „rothen Waſſer“: ſo wirſt Du meinen, eine Schaar Oceaniden zu ſehen, Töchter des alten Nereus, romantiſche Nixen und Waſſerfeien, dergeſtalt tadellos und hold ſind dieſe Erſcheinungen. Freilich, ihr Frühling iſt kurz, wie der aller Gebirgsflora. Sie welken bald, die ſchönen Helgoländerinnen. Wirft das Clima ſie frühzeitig um mit ſeinen winterlichen Stürmen und Sommerſonnenbränden, oder beugt die harte Arbeit, die auf ihnen liegt, das Tragen und Schleppen, trepp auf trepp ab, ihren Rücken und ihr leichtes Haupt? Wenige Jahre nur, und aus dem lieblichſten Mädchen iſt eine dicke, geſetzte Frau geworden mit verwitterten Zügen und mit geknicktem Reiz; die Nereide hat ſich in eine Oreade verwandelt, ſie gleicht dem harten dunklen Stein, nicht mehr der klaren, aufhüpfenden Welle.

Von Peter Klaſſens Tochter war dieſer Herbſt noch fern und dieſe ſchmerzliche Metamorphoſe. Sie ſtand im Mai ihrer Tage und ihrer Schönheit; des Vaters Augapfel, der Brüder Stolz, aller Burſchen Freude und Luſt, und doch dabei ſeit der Mutter zeitigem Tode des kleinen Hauſes Stütze und Regiment, wurde ſie, und das mit Recht, von ihren Geſpielinnen als die glücklichſte Dirne weit und breit. – Göre heißt es dort – geprieſen, vielleicht im Stillen auch beneidet. Ihr Leben war wie ihre Hütte, ſtill, beſchränkt, friedlich; ihr Herz wie der ſommerliche Himmel darüber heiter und hell; ihre Seele wie das Meer davor, von freundlichen Träumen leiſe bewegt und gewiegt. Armes Leben! Armes Herz! Arme Seele! Das Gewitter zog ſich bald zuſammen, welches die Hütte erſchüttern, den Himmel trüben, das Meer aufwühlen ſollte in ſeinen ungeahnten Abgründen.

Es war ein trüber Vorwintertag des Jahres 18.. Käthchen ſaß daheim am flackernden Heerde und ſah nach dem Mittagsmahl der kleinen Familie, zugleich das große Netz geſchickt ausbeſſernd, damit keine Minute verloren ſei. Die Brüder waren aus auf den Fiſchfang, Peter Klaſſen im Oberlande auf dem Falm. Da hocken ſie fortwährend, die Lootſenbrüder, wie Möwen um den Felſen flatternd, wie beuteſpähende, blutwitternde Geier. Die ſennigen Arme geſtützt auf die Brüſtung längs dem äußerſten Klippenrande, ſtarren ſie hinaus auf die See, in die Wellen und in die Wolken. Sie ſehen, was kein menſchliches Auge ſieht. Das fernſte Segel, den Sturm im erſten Keime, den umſpringenden Wind im feinſten Zuge. Wenig reden ſie unter einander; ein Fingerzeig genügt. Noch vor der Speiſeſtunde kam Peter Klaſſen an jenem Tage heim. „Mädchen," ſagte er, „iſt Alles parat, das Korkboot, die Nothſegel, die Waſſerröcke?" — „Alles, Vater." — „Auf die Nacht gibt's Arbeit." — „Meint Ihr?" — „Ich weiß." — „Wenn nur die Jungen zur rechten Zeit da ſind." — „Werden ſchon." — Das Alles wurde ſo ruhig geſprochen, als wäre von einer abendlichen Luſtparthie die Rede. Die Schweſter ſorgte um die Brüder, nicht etwa, daß ſie in das Wetter geriethen, nein, nur daß ſie ſich verſpäten möchten und nicht eintreffen, um Theil zu nehmen an der Gefahr. Der Vater lachte über die Söhne, die ſich ſputen mußten, dem heranziehenden Tode zu entrinnen mit allen Segeln, allen Rudern, allen Leibes- und Seelen-Kräften. Es iſt ein hartes Geſchlecht, das auf dem Eiland ſitzt.

Das Mittagsmahl war bald verzehrt, Pökelfleiſch, Stockfiſch und wenige Kartoffeln nach dem täglichen Küchenzettel. Der Alte hatte keine Ruhe. Zwanzig Mal ſtand er auf und blickte aus dem niederen Fenſter, obwohl er nichts ſah, als eine Handbreit grauen Himmels und die verſchimmelte Plankenwand, durch deren ächzende Fugen die Welle ihren zornig herausgeſprudelten Geifer ſchäumte. Den letzten Biſſen noch im Munde, faßte der alte Lootſe nach dem Fernrohr.

„Halt Dich fertig, Gere,“ ſagte er. Und mit raſchen Schritten klimmte er wieder die Treppe hinan auf den Falm. Um vier Uhr kamen die Brüder, ſchon durchnäßt bis auf die Haut, eilig, verdrießlich, unwirſch; ſie hatten nichts gefangen, weil das Wetter ſie heimtrieb. Raſch ſtürzten ſie ein Paar Gläſer Grog hinunter, dann gings dem Alten nach. Katharina blieb einſam in der Hütte wie gewöhnlich.

Der Abend kam, mit ihm der Sturm. Die ganze Inſel belebte ſich. Wie ein Meeresungeheuer erwacht ſie nur mit dem Meere. Die Leuchtthürme flammten auf, gleich Sonnen in der Nacht. Die Glocken riefen die Lootſen zuſammen. Boote wurden auf den Strand gezogen und Boote flott gemacht. Die Weiber verrammelten alle Fenſter und ſetzten ſich dafür ruhig auf die Schwelle, das Geſicht dem heranziehenden Schreckniß kühn entgegengekehrt. Furcht im Sturm kennen dieſe Menſchen nicht, nur Luſt am Sturm; und wenn die Welle über die Gibel ihrer Hütten ſpritzt, und wenn die höchſten Klippen gepeitſcht werden von Wind und Woge, — der Gibel zittert, die Klippe ſeufzt, aber dieſe Menſchen zittern nicht und ſeufzen nicht. Käthchens Brüder ſtürzten jubelnd herein. Trockene Wämmſer forderten ſie und Grog. „Habt Ihr was?“ fragte das Mädchen. — „Na, ich meine. — Eine

Brigg will der Alte ſchon in der Dämmerung geſehen haben, weſtnordweſtlich. — Die kommt uns. — Ich ſage Euch, (ſo der Jüngſte) es iſt nichts, der Alte irrt ſich, er verliert das Geſicht ſchon." — Ein derber Schlag in's Genick belohnte ſeine Pietät. Peter war ſelbſt da. „Halt's Maul, zieh Dich an. Das Korkboot heraus. Es iſt eine Brigg. Werde einen Amerikaner noch von einem Seehund unterſcheiden können, Du Laffe!" Haſt und Getümmel überall. Dazwiſchen plötzlich ein Nothſchuß, noch weit weg, gen Weſten hin, jenſeits der Dünen. Noch Einer! — „Hurrah!" — Hinaus brachen ſie Alle, der Vater voran, die fünf Jungen hintendrein. So ſpringt ein Rudel Wölfe vom Lager in der ſicheren Waldeshöhle auf, wenn fern das ängſtliche Gewieher eines verirrten Pferdes, einer müden Rehkuh klägliches Geblök ertönt.

Katharina ſchloß die Pforte hinter ihnen und trat an's Fenſterlein, die Hände über der Bruſt fromm gefaltet, die blauen Augen vertrauensvoll und innig hinausgewandt in die Nacht.

Ihr laſet der Stürme ſchon genug. Demungeachtet wißt Ihr nicht, was das Wort bedeutet, wenn Ihr niemals, ſei es von ſicherem Strande oder vom ſchwankenden Verdeck aus, an den Boden Euch anklammernd, zagſam und überwältigt, hinausgeblickt habt in dies Chaos aller Elemente, in dieſe Geiſter-Schlacht, in dieſen Titanen-Kampf. Da treibt ein Schiff — iſt es eins, oder nur ein Kiel noch, ein Wrack? — auf den ſtürzenden Bergen, auf den ſteigenden Abgründen der Welle, jetzt küßt ſein Maſt den Schaum, jetzt zerreißt der Sturm ſeine Segel wie Papierblätter, jetzt zerbricht die Welle ſein Ruder wie einen Strohhalm. Und dazwiſchen das Geächze des Holzes, das Geknarr der Taue, das Geraſſel des Eiſens, und dann und wann ein falber Aufblitz, ein dumpfer Knall, und ein Geheul in das Sprachrohr. Gnade Gott, wem menſchliche Gnade nichts mehr frommen kann.

Ein paar Faden noch von der Weſtküſte der Dünen tanzte der Amerikaner den Todesreigen mit der furchtbaren Windsbraut. Es war eine Brigg; nein, ſie war es geweſen blos. Ein Maſt ſchwamm, wer weiß wo, auf dem Meere umher; der zweite ragte noch ein elender, zerbröckelter Stumpf, an den der Capitän ſich ſelbſt und auf ſeine Bruſt die Laterne feſtgeſchnürt hatte. Von Willen und Richtung keine Spur mehr in dieſer Maſchine. Sie trieb dahin. Die Matroſen ſangen, tranken, ſprangen; Reiſende beteten in der großen Kajüte ihr letztes Seufzerlein. Nur der erſte Steuermann und der Capitän hielten feſt auf ihrem Poſten. „Wie weit, Dick?“ rief jener in's Sprachrohr. — „Anderthalb Faden, Herr, und wir laufen an!“ — „Wie viel Waſſer noch?“ — „Das Senkblei iſt zerriſſen; helf Gott!“ — Der Capitän commandirte: „Feuer!“ — Ein neuer Nothſchuß. Wieder einer. Ein dritter. — Halt, Antwort! — Es kracht, nochmals. — „Rettung, Rettung, Rettung!“ — Oder eine Hoffnung doch. Die Weiber ſpringen auf von ihren wunden Knieen, die Männer greifen wieder an die Taue, ein Schiffsjunge klettert hinan, wo ehemals ein Maſtkorb geweſen war, an den Splittern des Baumes ſich Arme und Beine zerfleiſchend: „Lootſen ſind es. — Es ſind die Helgoländer. — Gelobt ſei Gott!“ —

Sie ſchwimmen heran. Gleich Nußſchalen tanzen die Boote von Korkholz auf der See, jeder Bewegung gehorſam, leicht beladen und leicht beweglich. Sechs zählt man ihrer. Im vorderſten ſitzt am Steuerruder Andreas Siemens, der Lootſenmeiſter. Er gibt das Heft ſeines Schiffleins an den jungen Klaſſen ab und ergreift, da er ſich nahe genug ſieht, das Sprachrohr. Er und der Capitän halten einen Dialog. Gerechter Himmel! — nur einmal wird er ſo gehalten in der Welt, trotz aller Rührdramen und Schauerromane, beide Angeſicht gegen Angeſicht, beide dem Tode gegenüber, zwiſchen Himmel und Meer hin- und hergeworfen. „Hülfe um Gotteswillen!“ ſtöhnt es vom Schiffe. — „Wer ſeid Ihr?“ — „Brigg Fortuna, von New-York, Capitän Darbley.“ — „Cargo?“ — „Zucker roh, Tabak.“ — „Werth?“ — „Zwanzigtauſend, verſichert.“ — „Paſſagiere?“ — „Fünf und zwanzig.“ — „Gut, wir kommen.“ — Eine Pauſe entſteht, welche Pauſe! — Wie viele Herzen klopfen todesbang und lebensfroh an die Rippen jener Menſchenkörper und jenes Schiffes! Die Lootſen drängen mit unbegreiflicher Kraft, mit göttlichem Muth und Geſchick, an die Brigg heran, die unſtät umher geſchleudert wird. Jeder ihrer Augenblicke iſt eine Heldenthat. Auf einmal fragt der Capitän wieder: „Lootſen, wo ſind wir?“ — „Nah Helgoland; dreiviertel Klafter noch, und Ihr werdet auf unſere Düne getrieben.“ — „Wie viel an Euch?“ — „Fünftauſend Mark Banko.“ — Ein Angſtruf des Capitäns: „Seid menſchlich, ich kann nicht.“ — „Fünftauſend Mark Banko.“ — „Dreitauſend!“ — „Fünftauſend Mark Banko.“ —

Noch eine Weile währte der fürchterliche Markt. Der Amerikaner kannte ſein Recht und ſeine Pflicht; er wußte, wie weit er gehen durfte, und nicht einen Zoll ging er weiter. Die Lootſen wendeten ihre Schiffe und ſteuerten zurück; ſie wollten ihr Leben ſelbſt tariren. Auf der Brigg, als die Sprachröhre verſtummten, entſtand ein entſetzlicher Auflauf; die Paſſagiere droheten, den Capitän über Bord zu werfen, als er die Unterhandlung abbrach; ſeine Matroſen ſtürzten mit gezückten Meſſern auf ihn ein. „Gebt, was Ihr wollt, Ihr ſelbſt,“ ſchrie der Verzweifelnde, „ich kann nur geben, was ich habe, oder mein Leben!“ Ein Mann entriß ihm das Sprachrohr. Es rief, mit der Lärmkanone vereint, hinter den Inſulanern her. Dieſe kehrten auf der Stelle um. „Nehmt fünftauſend Mark,“ ſo ſcholl es von der Brigg. — „Nein, Herr, jetzt gilt's das Doppelte,“ entgegnete Andres Siemens. — Geſchrei und Verwünſchung antworteten ihm. Er blieb ruhig, ſeine Leute lachten. Die Nacht war voll und ſchwarz hereingebrochen, und fernher glimmte ſchon der Leuchthurm der Düne und ihr weißgrauer Nebelſtreif. Der Wind ſprang um, es blies ſchärfer aus Weſt. Peter Klaſſen gewahrt es zuerſt. Er ſteht auf in ſeinem Boote und ſchreit es in ſeiner Landesſprache dem Siemens zu. Frohlockend drehen ſich alle Lootſenkähne von der Brigg ab, der Düne entgegen. Das Sprachrohr ſchallt hinter ihnen her: „Zehntauſend Mark, — zwölftauſend Mark, — fünfzehntauſend Mark!“ — Umſonſt. Siemens ruft zurück: „Jetzt ſeid Ihr uns mit ſammt dem Schiff und allem Cargo verfallen. Der Weſtwind wirft Euch in einer halben Stunde auf unſere Düne.“

Er ſucht das Weite mit ſeiner Schaar. Die Ruderſchläge verhallen, die Laternen gehen unter, ach! Die letzten Segens- und Hoffnungs-Sterne der Unglücklichen trüben. Wir werfen über ihre dunklen Todesſtunden den Schleier des verhüllenden und ſchonungsvollen Mitleids.

Als der Morgen über Helgoland und dem weiten Meere heraufdämmerte, war es geſchehen. Trümmer bedeckten den weißen Sand der Düne, Planken, Bretter, Pfähle, Stangen, Ballen, Kiſten, Stricke, — und die entſetzlichſten darunter, menſchliche Leichen. Was das Meer herangeſpült hatte, riß es im nächſten Augenblicke auch wieder hinweg. Da waren denn die Helgoländer geſchäftig zu retten und zu bergen, wie Raben um das gefallene Thier ſchwärmten ſie in ihren kleinen dunklen Booten um den Wrack der Fortuna, welcher tief in dem gefährlichen Uferſande drin ſaß. Die ganze Nacht hindurch hatten ſie auf der Lauer gelegen, Andres Siemens, Peter Klaſſen und die Uebrigen.

Nun gab es Arbeit vollauf, nicht nur für den heutigen Tag, nein, für eine Woche mindeſtens. Die Weiber waren mit Lebensmitteln heraufbeordert worden; ſie mußten Zelt und Heerd aufſchlagen auf den Dünen, und die Inſel ſchien wie verlaſſen und ausgeſtorben.

Katharina war ebenfalls mit herübergekommen. Sie ſchritt über das dem ſchrecklichſten Schlachtfelde vergleichbare Feld, das den Ihrigen nur ein Erntefeld ſchien. Ihr ſchauerte, obwohl ſie ſich der menſchlichen Regung in ſich wunderte und beinahe ſchämte. Vor ſich hinwandelnd, um nach dem Vater und nach den Brüdern zu ſuchen, gerieth ſie unbemerkt in die ſandige Hügelkette, welche als Rückgrat gewiſſer Maſſen den weichen, langgeſtreckten Leib der Düne durchſchneidet. Das rothe Röcklein aufgeſchürzt, watet ſie durch den fußtiefen Sand und das hohe, ſtarre Schilfgras fort. Auf einmal wird ſie erſchreckt durch ein leiſes Aechzen zur Seite. Sie eilt darauf hin, ſie beugt ſich herab, ſie erblickt —

Einen Mann, in dem Sande liegend, den ſein Blut roth gefärbt hat. Der rechte Arm mußte ihm gebrochen oder hart gequetſcht ſein, er hing wie ein geknickter Zweig am Rumpfe herab. Sein Geſicht todtenbleich, mit halbgebrochenen Augen und mit feuchtwirrem Haare, wurde von dem grauen Morgenlichte unheimlich angeleuchtet. Die Kleidung ſchlotterte zerriſſen und triefend naß um den Körper, der vielleicht in wenigen Minuten eine Leiche war. Nur ein ſchwaches Röcheln verrieth das noch ringende Leben. Katharina warf ſich erſchüttert neben dem Schiffbrüchigen nieder, ſie faßte mit ihrer Hand nach der ſeinigen, die im Todeskampfe ſich in den Sand feſtwühlte und an das Gras klammerte, wie an ein letztes, ſchwaches Lebensfädlein. Der Puls klopfte noch, aber wie ſchwach! Des Mädchens Geſchrei rief die Anderen herbei, zumeiſt Weiber und Kinder, welche rathlos, in verzagendem Mitleid, den Sterbenden umſtanden. Katharina, damit nicht zufrieden, wollte helfen, ſo lange und wo es möglich war. Raſch entſchloſſen zog ſie einige der Ihrigen an ſich; es ward ein kurzer Rath gehalten, und darauf beluden ſich vier ſtarke, derbe Helgastöchter mit der Bürde des fremden Körpers und trugen ihn, Katharina ſein Haupt in ihrem Schooße haltend, den Hügel hinab nach der allgemeinen Feuer- und Lagerſtätte.

Dem Trauerzuge begegnete unten ein zweiter. „Da bringen ſie Einen," riefen die Schiffer am Strande, und die Weiber vom Hügel herab: „Und wir einen Anderen." Jener war kein Fremder, den ein paar Schiffer eben aus dem Kahne huben, vorſichtig und behutſam. Alles lief um ihn zuſammen.

„Herr Gott, der Jürge Klaſſens,“ hieß es. Katharina hatte einen Unbekannten gerettet, indeſſen ihr Bruder, der Aelteſte und Tüchtigſte, ſich tödtlich verletzte bei der Zerſtörung des Wrackes. Zwei ſeiner Brüder geleiteten ihn; der Vater und die beiden Anderen konnten nicht abkommen. „Sagt nur der Göre,“ hatte Peter Klaſſens ihnen anbefohlen, „ſie ſoll gleich mit dem Jungen hinüber, nach Haus und zum Doctor.“ — „So will ich,“ ſprach Katharina, ſtill, gefaßt und blaß. „Schafft mir einen Kahn!“ Der Bruder wurde hineingetragen, dann, trotz Geſchrei und Zank, der Fremde. „Ich hab' ihn gefunden,“ behauptete das Mädchen,“ und was geht es Euch an, wenn ich ihn berge?“ Ihre Brüder wollten nicht. Da faßte ſie ſelbſt das Ruder, ein paar willige Burſchen ſprangen nach, und hinüber, von der Düne auf die Inſel, ſchwankte mit ſeiner traurigen Laſt das Boot, Katharina zwiſchen den beiden todtwunden Männern ſitzend.

Es folgte ein harter, banger Winter auf den Tag, an welchem die Einwohner von Helgoland einen ſo furchtbaren Gebrauch von ihrem alten Strandrechte gemacht hatten. In der böſen Jahreszeit iſt die Inſel überhaupt ein ſchlimmer Aufenthalt. Die fremden Zugvögel ſind von dannen geflogen und haben die leeren Neſter zurückgelaſſen; der Trichter am Strande, die Pavillons, das Converſationshaus, die Prachtwohnungen am Falm ſtehen öde, mit verrammelten Laden und verhangenen Fenſtern. Kein Schiff fährt des Weges vorüber; die Gewäſſer von Helgoland ſind im Sommer gefürchtet von allen Seemännern, der vielen verborgenen Klippen und Sandbänke wegen, geſchweige denn im Winter, wo faſt ununterbrochen ein dichter, grauer Nebelſchleier um die Felſen und über der troſtloſen Meereswüſte hängt. Die Helgoländer ſitzen unmuthig und faul in ihren Hütten, plagen ihre Weiber, trinken und fluchen, und nur wenn ein Rudel verirrter Robben oder ein Schwarm nordiſcher Vögel, Eidergänſe und andere, ſich zufällig einmal zu ihnen verlieren, haben ſie einen guten Tag, Fang und Jagd, wie ſie's lieben. Die alten Lootſen unterrichten den jungen Nachwuchs, wahrlich nicht in ſehr humaner Methode; es regnet Prügel und Stöße, und fängt's ein ungelehriger Zögling auf der gefährlichen Probefahrt gar zu linkiſch an, ſo wirft ihn der Meiſter kurz und gut über Bord und heißt ihn durch die ſturmbewegten Wellen hinſchwimmen, woher er gekommen.

Nirgends ging es ſtiller und trauriger zu, als unter Peter Klaſſens eingeſchneitem Dache. Er erſchien nur ſelten noch auf dem Falm bei ſeinen alten Genoſſen, ſeine Söhne und ſein Mädchen nie mehr im rothen Waſſer zu den feſtlichen Sonntagstänzen. Sein Haus war hart heimgeſucht. Zwei Krankenbetten ſtanden darin, das des Fremden und des Sohnes. Katharina hatte es gegen den ungaſtlichen und geizigen Sinn der Brüder durchgeſetzt, daß Peter den Schiffbrüchigen bei ſich aufnahm, beherbergte und pflegte. Sie räumte ihm das eigene Lager und flüchtete in einen dunklen, ſchmalen Winkel des Bodens. Da betete ſie oftmals in ſtiller Nacht, wenn das Gewimmer des Schmerzes und das Gezänke der Rohheit um ſie verſtummt war, wenn der Wind die Schindeln und Sparren über ihrem einſamen Haupte ſchüttelte und das Meer in langen, feierlichen Wogen an die zitternde Schwelle pochte, ſie betete zu Gott um Kraft für ſich, um Milde für ihre Geſunden, um Geneſung für ihre Kranken. Ihr Bruder Jürge war ſchwer verletzt am Hinterkopf; ein fallender Balken hatte ihn getroffen, und es mußten täglich neue Splitter aus der bedenklichen Wunde gezogen werden. Der ſtarke Mann lag bewußtlos, wenige Hoffnung gebend zum Aufkommen. Minder gefährlich war des Fremden Zuſtand. Der Armbruch würde für ſich leicht, wenn auch langſam geheilt ſein, allein die

Schreckensnacht hatte auf die zarte Natur des jungen Menſchen eine ſo fürchterliche Geſammtwirkung hervorgebracht, ſie dergeſtalt entkräftet und zerrüttet, daß der täglich ab- und zugehende Arzt auch ihn niemals ohne verzagendes Kopfſchütteln verließ. Peter ſah dumpf und reſignirt drein in ſein verſtörtes Hausweſen; er ließ das Mädchen gewähren. Sie war die Einzige, welche Muth und Vertrauen nicht verlor. Ihre Sorge und Pflege theilte ſie gewiſſenhaft zwiſchen den zwei Bedürfenden, und obendrein lag ihr auch noch die Wirthſchaft ob für das Ganze, ſo klein es nun war. Der Arzt betrachtete mit ſtummer Bewunderung dies ſchwache Weib, faſt noch ein Kind ihrem Alter nach. Sie trug und leiſtete Uebermenſchliches. Daß ihre Kraft darunter zuſammenbrach, daß das helle Strahlen ihrer Aeuglein erloſch und der jungfräuliche Schimmer der Wange von heimlichen Thränen, von Nachtwachen und Tagesfrohndienſten gebleicht ward, wollte ſie nicht gewahren und nicht eingeſtehen. Ihr frommer Sinn erkannte in der Schickung Gottes eine Buße, ihr auferlegt für die Sünde Anderer bei jenem Schiffbruch.

Der Fremdling kehrte zuerſt in das Bewußtſein und in ein ſchwach aufglimmendes Leben zurück. Das Fieber und die Krankheit in ihm waren bezwungen;

der Reſt, die Heilung des zerbrochenen Gliedes, konnte nun ruhiger von Statten gehen. Neugier und feindſelige Mißgunſt drängten ſich gleich um das Lager des Geretteten, hätte nicht Katharina wie ein Schutzengel über ihm gewacht und gewaltet. Standhaft ließ ſie den Vater und die Brüder nicht an ihn herankommen. „Er iſt mein Fund," war ihr letztes Wort, „und mir ſollt Ihr ihn laſſen!" Wohl mußte der Leidende deſſen inne werden, je klarer durch die Dämmerungen der Ohnmacht und des Siechthumes ſein Auge, das leibliche und das geiſtige, wieder hervorbrach. Katharina war der lichte Punkt, um welchen ſich die ſchwachen und vereinzelten Strahlen ſeines Bewußtſeins ſammelten; ihrem Blicke begegnete der ſeine, voll Dankbarkeit, Rührung und Ergebenheit, ihre Geſtalt ſchwebte ihm vor im Wachen und im Träumen. Er kannte ſie nicht, wie ſie ihn nicht kannte. Getrennt von aller Welt, auf der ſchwankenden Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit, begegneten ſich dieſe beiden Seelen. Bald war das Geheimniß unter ihnen gelöſt. Eines Abends, als Vater und Brüder aus waren, Niemand in der Hütte, als Katharina mit ihren zwei Pfleglingen, — die Hangelampe flimmerte ſchwach, und hinter dem warmen Ofen pickte die kleine Wanduhr, — richtete ſich der Fremde in ſeinen Kiſſen auf. Er hatte geſchlafen, lange und erquickend. Leiſe zog er die blauweiße Gardine an den Ringen zurück: Sein Auge ſpähete in dem kleinen Zimmer umher. Drüben, ſeinem Schmerzenslager gegenüber, ſchlummerte der Leidensgefährte, unruhig und ſchwer; ſeine Athemzüge röchelten grauſig durch die Stille. In der Mitte des Gemachs, auf einem alten Lehnſtuhle, aus Meergras geflochten, ſaß oder lehnte der Engel dieſes Tempels, Katharina. Auch ſie war, von Ermüdung bewältigt, in leiſen Schlaf geſunken. Die fleißigen Hände waren in den Schoos gefallen, die eine noch den Medicinlöffel feſthaltend, in rührender Pflichttreue. Das Geſicht, weit zurückgebogen, wurde von der Lampe magiſch verklärt. Die Haare, entfeſſelt, und von ihrer eigenen Schwere herabgezogen, floßen lang und weich den Rücken herab, die ganze ſchöne Geſtalt züchtig einhüllend. Athemlos, die Finger der geſunden Hand feſt auf das wogende Herz gedrückt, ſog der Fremde dies wunderbar ſüße Bild in tiefen Zügen ein. Ein neues Leben rollte wie Feuer durch ſeine Adern, ſeine Stirn war frei, leicht ſein Haupt, er fühlte ſich geneſen. Sachte, wie ein Schatten, glitt er aus ſeinem Bett heraus, und ſchritt mit wankenden Füßen auf die geliebte Schläferin zu. Er kniete nieder vor ihr. Seines Thuns und Wollens nicht mehr mächtig, umſchloß er die hingeſunkene Geſtalt ſanft mit ſeiner Linken, und drückte die heißen Lippen auf ihre Hand. Katharina erwachte. Sie ſchrie erſchrocken auf, als ſie den, zu ihren Füßen knieenden Mann erblickte, und raſch erhob ſie ſich aus dem Seſſel. „Um Gotteswillen, was beginnt Ihr?“ ſprach ſie mit gepreßter Stimme. — „Ich danke meinem Engel,“ entgegnete er leiſe und innig, ſeinen Mund feſter auf die entzogene Hand des Mädchens heftend. Ach, dieſe Hand, nur an Dienſtbarkeit und Gehorſam gewöhnt, war noch niemals geküßt worden, und als die erſte Flamme der Huldigung und der Zärtlichkeit auf dem reinen, unberührten Altar der Jungfräulichkeit emporloderte, rieſelten ſüße, heilige Schauer über das erwachende Herz. „Nein, nicht ſo,“ bat ſie unter erſtickten Thränen, „Ihr thut Euch wehe, ach! und mir auch!“ Sie richtete ihn auf, leitete ihn zurück auf ſein Lager, und ſetzte ſich ſchweigend vor ihm nieder. Eine lange Pauſe bebte durch das Gemach. Dann aber begann der Fremde von Neuem; er erzählte, anhaltend und zuſammenhängend, ſo daß an ſeiner vollen Geneſung kein Zweifel mehr übrig blieb, er ſprach von ſich, von ſeiner Heimath, von ſeinem Schickſal, er brach von Neuem aus in eine begeiſterte Dankbarkeit für ſeine Retterin, in tauſend Schwüre und Gelübde, und als, einige Stunden darauf, der

Alte mit ſeinen Jungen heimkehrte, war der Fremde für Katharinen kein Fremder mehr. Sie wußte von ihm, ſie kannte ihn, und noch mehr, ſie liebte ihn, was ſie ſelbſt wußte und nicht kannte. Sie hatte ihn wohl ſchon lange geliebt, vielleicht von dem Augenblicke an, als er bleich und blutig, ein erbarmenswerthes Bild, im Sande zu ihren Füßen lag. Und je mehr ſie für ihn that, je mehr ſie für ihn litt, deſto mehr liebte ſie ihn. Was liebt ein edles Herz inniger und zarter als das, dem es wohlthut?

James Young ſtammte aus New-York, eines reichen und angeſehenen Kaufherren einziger Sohn. In Geſchäften ſeines Vaters hatte er die Reiſe nach Europa unternommen. Die Brigg Fortuna ſollte ihn und einen großen Theil ſeiner beweglichen Habe nach Hamburg führen. An den Dünen von Helgoland litt ſie grauſamen Schiffbruch. James wird, wie alle ſeine Unglücksgefährten, während der zertrümmerte Kiel im Sande aufläuft, weit hinausgeſchleudert in die See und in den Sturm. Ein rüſtiger Schwimmer, kämpft er mit dem Muthe der Verzweiflung, mit der Ausdauer der Todesangſt gegen Wind und Welle, bis ihm an einem Felſenriff der rechte Arm zerſchmettert wird. Beſinnungslos und ohnmächtig ſinkt er unter, aber ein neuer Waſſerſchwall faßt den Körper und wirft ihn an das nahe Ufer, an die Dünen. Wie lang er gelegen, weiß er nicht. Die Kälte der Nacht und der brennende Schmerz in dem zerſchellten Knochen bringen ihn zu ſich. Er kriecht in dem tiefen Sande, inſtinctmäßig, von dem Geſtade des Meeres fort, ſchleppt ſich den Hügel hinan und fällt auf's Neue zuſammen in dem ſcharfen, ſtruppigen Riedgras. Dort fand ihn Katharina an jenem Morgen.

So weit des Schiffbrüchigen Geſchichte. Wie die des Geretteten und Geneſenen verlief, braucht das denn weitläufig entwickelt und dargeſtellt zu werden? Raſch war auf der Inſel das Gerücht herum: der Fremde, den die Katharina Klaſſen geborgen hat, iſt ein Amerikaner, ein New-Yorker, ein reicher Kaufmanns-Sohn. Es dauerte nicht lange, bis hinzugefügt wurde: Und er zieht ſich mit der Göre umher. „Na," ſagten die Dirnen „die hat ein Glück." — „Ja," meinten die Burſchen, „wenn er ſie nicht ſitzen läßt." Solche Worte und ähnliche fielen auch, wenn Peter Klaſſen und ſeine Söhne in der Nähe waren, dann gerade am ſtachlichſten. Sie trugen nicht dazu bei, die Einigkeit und den Frieden in dem Hauſe herzuſtellen. Zumal grämten ſich die Männer darüber, daß es mit Jürge ſo langſam vorwärts ging; die Wunde wollte ſich nicht ſchließen, der Kranke litt unſäglich, und, was das

Schlimmſte war, ſein Verſtand ſchien gar nicht wieder zu kommen. Er kannte Niemanden, er lallte mehr, als er ſprach, und das Auge nahm einen Ausdruck von Stumpfheit und Starrſinn an, der den Arzt ſelbſt entſetzte. Peter härmte ſich um ſeinen Erſtgeborenen, ſeine Brüder ſchalten und tobten. „Das Mädchen verſäumt ihn," behaupteten die rohen Geſellen, „ihrem Burſchen zu Liebe; der Amerikaner hat uns alles Unheil über die Schwelle gebracht, hätten wir ihn und ſeine verwünſchte Fortuna nie geſehen!" Katharina hatte nur Thränen gegen ſolche Vorwürfe und ihr Bewußtſein als ſtolzen Troſt. Auch glitten die Anklagen, die Verdächtigungen, die Geſchwätze der kleinen Welt an ihrem Innern ab, wie Waſſertropfen an einem klaren, glatten Spiegel. Sie trug eine erſte Liebe im Herzen. Was kümmerte ſie da das Uebrige, Aeußerliche, Fremde?

Der Winter zog vorüber. James war geneſen. Sein Arm warf die ſchwarze Binde ab, und, wenn auch geſchwächt noch, konnte er ſich doch rühren und war ſtark genug, einen Brief nach New-York abzufaſſen, einen langen, lieben Brief, voll Betheuerungen und Bitten an Vater Young. Peter Klaſſen hätte nun wohl gerne geſehen, wenn der Fremde ſein Haus geräumt. Allein Geld beſaß er nicht, Papiere zu ſeiner Legitimation auch nicht, er hatte nur das nackte

Leben aus dem Schiffbruch gerettet. Wollte er auch in eines der Gaſthäuſer auf Helgoland ziehen oder nach Hamburg ſchreiben, um raſche Hülfe, ja ſo ſtand zu erwarten, daß man ihm erwiderte: Beweiſe erſt die Wahrheit deſſen, was Du ſagſt; da könnte leicht Jeder aus dem Waſſer kommen und uns was auf den Hals lügen. Alles das fühlte der junge Mann ſehr wohl; ihm war es eine kränkende und drückende Empfindung, einem alten Lootſenmann zur Laſt zu liegen, ſcheele Blicke und harte Worte hinnehmen zu müſſen, und immer nur mit Vertröſtungen und Verſicherungen zahlen zu können. Willig, bot er ſich zur Hülfe und zu Dienſten an, als die gute Jahreszeit allmählig wieder heraufkam, aber ſie lachten ihn aus, die Klaſſens, wenn er mit dem ſchwachen Arm ein Ruder führen wollte, und ſeine Hand, die feine, weiße, zarte, nur an die Feder gewöhnt, erwies ſich äußerſt ungeſchickt zu jeder harten Arbeit. Dem geliebten Mädchen im Hauſe zur Seite ſtehen, zur Hand gehen? Nein, ſein Stolz ſträubte ſich dagegen. Ein Mann und — Waſſer tragen! Ein freier Amerikaner und — Holz ſpalten! Ein reicher Kaufherr und — Fiſche dörren! O Pfui! Katharina erglühete vor Zorn und Widerwillen, wenn er nur mit einer Sylbe, mit der leiſeſten Anſpielung nur, auf ſolche Gedanken und Anerbietungen kam.

Sie arbeitete doppelt und dreifach, um nur den Geliebten frei und würdig zu erhalten. Zum Glücke für ſie und zur großen Erleichterung erhob ſich der kranke Bruder auch nach und nach wieder, nicht geheilt freilich, geſchweige denn geneſen. Seine Sinne blieben fortwährend gefangen und umhüllt. Wie ein Geſpenſt ſchlich er in der Hütte umher, die Stirne weiß umwunden und umwickelt, die Hand auf einen Stab geſtützt, vor der Zeit gealtert und gebückt. Die Nachbarskinder fürchteten ſich vor „dem tollen Jürgen,“ ſeine Brüder ſelbſt wichen aus. Er kannte keinen Menſchen, Vater und Schweſter nicht einmal. Nur gegen den Fremden, gleich als ob ſich Alles wider ihn empörte, zeigte er einen entſchiedenen Haß. James, der ſich mit ſo vieler Bereitwilligkeit an ſeine Pflege drängte, der ihn hinausführen wollte an den milden und wohlthätigen Strahl der neuen Sonne, er durfte nicht in des Kranken Nähe kommen, ſonſt fuhr dieſer wild empor und gegen ihn an. Alles das traf zuſammen, um das Loos des armen Verſchlagenen zu verbittern. Hätte er Katharina nicht gehabt und ihre Liebe, er würde von dem Saathorn herunter, wo er oft ſaß, den Blick ſehnſüchtig über das blaue Meer gerichtet, der fernen Heimath zu, in die Wellen geſprungen ſein, dem Leid ein Ende zu machen. Aber die Liebe hielt ihn aufrecht und die Hoffnung, — ewige, ſchöne, ſanfte Stützen jedes Gefallenen! Er zählte halb bang, halb freudig die Tage, bis ſein Brief in New-York angekommen ſein mußte, und bis des Vaters Antwort eintreffen konnte. Dieſe Tage wurden immer länger, wärmer, ſommerlicher. Der Frühling ſchien mit goldenen Lichtern an die kahlen Felſenſtirnen des Eilands; ſchon zogen einzelne, eilige Gäſte von fern herbei, und des Meeres Rand ſchimmerte von Segeln, von kommenden und gehenden. Wie in die Natur kehrte auch in das Menſchenherz der Lenz zurück. James und Katharina feierten Stunden, in welchen ſie die Erde vergaßen und ſich im Himmel wähnten. Dieſe Stunden ſchlugen ihnen, wenn der Vater und die Söhne hinaus waren auf den Fiſchfang, zur täglichen Arbeit am Strande, und wann Jürge ſchlafend in der Sonne lag oder in ſeinem Bette. Dann ſchritten die Liebenden, Hand in Hand, aus der dumpfen Hütte hinweg, in das Oberland hinauf, wandelten um die rothe Kante der Inſel und freueten ſich über das ſchöne helle Meer, das unabſehbar vor ihnen ſich ausdehnte, mit dem Himmel verſchwimmend; — ein Bild ihrer Zukunft, dachten die Glücklichen. James war wieder ganz geſund und ſtark geworden; das tägliche Seebad und die reine, prächtige Luft vollendeten, was die Liebe begonnen, ſeine Heilung. Sein Mädchen ſah ihn trunken an, wenn er ſo ſchmuck und ſo heiter vor ihr ſtand, in der Tracht ihrer Brüder, der Burſchen ihres Landes. Sie empfand ihn ganz ihr eigen, ihr hingegeben, und ſich ganz ſein; nichts könne zwiſchen ſie treten, dachte ſie, zwiſchen zwei ewig vereinte Herzen.

Armes Kind! Du ſelbſt trugeſt in reiner Hand den Blitz herbei, der Euer junges Glück zerſtören ſollte, ein Blitz aus heiterem Maihimmel! „Der Brief, der Brief!“ ſo rief ſie athemlos eines Morgens dem vom Bade heimkehrenden Freunde zu und hielt ihm die wichtigen Blätter hoch entgegen. Er erbleichte, wie in ſchwerer Ahnung. Stumm wog er die leichte Laſt auf zitternden Fingern, ſtarr blickte er das Siegel an, das, blutroth und feſt wie ein geſchloſſener Schickſalsmund, ihn anſchauerte. Katharina ſah verwundert auf. „Was iſt das?“ rief ſie aus. Aber ſchon war er hinweggeeilt, weit von ihr, auf die entlegenſte Felſenſpitze der Inſel. Dort ſank er nieder in das Gras. Er ſtreckte die Arme betend gen Himmel, er weinte empor in die blaue, laue Luft, er lallte Katharina's Namen, und dann —

Das Siegel war erbrochen!

Mißtraue den Lippen, auf denen der Honig zu dick aufgetragen iſt; ihr Kuß ſchmeckt wie Galle nach! Mißtraue den Briefen, deren Eingang eitel Zärtlichkeit und Liebe ſpricht; ihr Schluß trifft um ſo härter! —

Miſter Young war ein Amerikaner und ein Kaufmann. Das ſagt Alles. Er pries ſich unendlich glücklich, daß der verloren- und todtgeglaubte Sohn, ſeines Herzens Freude (— und ſeiner Firma Fortſetzung; ſtand hier zwiſchen den Zeilen —) wunderbar gerettet ſey und erhalten. Den Segen des Himmels beſchwor er hernieder auf die theueren Menſchen, welchen er den Erſtgebornen verdanke. „Aber,“ fuhr er in einem neuen Abſatze fort, und hier wurde die Handſchrift viel feſter und geläufiger, „aber was Dein mir beſchriebenes Verhältniß zu Katharina Klaſſen auf Helgoland angeht, ſo bin ich der zuverſichtlichen Ueberzeugung, daß Du ſelbſt bei geſunder Stimmung und ordentlicher Beſonnenheit wirſt erkannt haben, wie unhaltbar daſſelbe iſt, wie unmöglich deſſen Fortſetzung. Es macht Deinem Herzen alle Ehre, daß es an Deine Lebensretterin ſich ſo zärtlich und erkenntlich anſchloß. Auch glaube ich gern alles Gute und Liebe, ſo Du, in ſehr überſpannten Ausdrucksweiſen, mir von ihr mittheilſt. Du wirſt gewiß ſchon bei Empfang Dieſes kühler und vernünftiger geſtimmt ſeyn, und der Erfahrung Deines Vaters

Recht geben, welcher Dir mit Vergnügen einen jugendlichen Traum, eine kleine Herzens-Affaire nachſieht, obgleich er ſelbſt an derlei Dinge niemals ſeine Zeit und ſeine Kraft vergeudet hat. Nein, mein theurer James, belohne die guten Leute, inſonderheit das Mädchen, ſo reichlich, als es ihr Verdienſt um Dich und unſeres Hauſes Name erheiſcht. Ich lege Dir zu dem Ende Creditbriefe, auf unbeſchränkte Summen, an unſeren Correſpondenten in Hamburg bei. Ziehe, ſo viel Du bedarfſt und magſt, alsdann aber ſäume nicht länger, zurückzukehren, wo Vater und Mutter Dich ſehnſüchtigſt erwarten, und wo auch das Geſchäft Deine Anweſenheit dringend nothwendig macht. Gott ſegne Dich, mein Sohn. Dein treuer Vater, Henry Young."

So der Kuß voll Galle, ſo der Schluß voll Härte. Nein, am Rande verkroch ſich noch, ganz unkaufmänniſch, ein Poſtſcriptum. Derlei Nachzügler ſind allzeit gefährlicher, als die Hauptarmee ſelbſt. In ganz kleinen, feinen Buchſtaben ſtand da zu leſen: „Erinnere Dich, daß die Gewährung Deines übereilten Wunſches hinſichtlich ehelicher Verbindung mit der Katharina Klaſſen auf Helgoland meinerſeits ſchon deßwegen eine Unmöglichkeit iſt, als ich im Einverſtändniß mit Miſtreß Young bereits über Deine Zukunft ſo gut wie verfügt habe. Du kennſt ja die kleine Sophy O'Neal, Deine

Spielkameradin, meines alten Freundes O'Neal in Philadelphia Tochter? Ein allerliebſtes Mädchen, gebildet, viel Religion, viel Sitte. Das Haus (O'Neal und Flaherty) iſt Dir hinlänglich reputirt. Die Partie ſteht gleich, für beide Theile äußerſt vortheilhaft. Außerdem kann unſer Haus, beſonders ſeit dem beträchtlichen Verluſt gelegentlich Deines Schiffbruches, das Haus O'Neal und Flaherty nicht mehr entbehren. Du verſtehſt mich, mein guter Sohn. Wie ſagt die Schrift: Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlergehe und Du lange lebeſt auf Erden. Betrachte Dich alſo von dem Augenblicke an, daß Du dieß lieſeſt, als „disengaged there, and as engaged here.“

Dieß die letzten Worte des väterlichen Briefes, welchem ein noch längerer, von der Mutter, einlag, das nämliche Thema, nur in gefühlvollſter Molltonart behandelnd. Lange ſaß, lange las James, ohne zu leſen, ohne zu wiſſen, was er geleſen, wo er geſeſſen. Die Sonne brannte ſenkrecht auf ſeinem Scheitel, er fühlte es nicht. Die Schatten fielen länger und länger, er gewahrte es nicht. Der Mond ging im Weſten auf, groß und lächelnd, und ſeine Strahlen bauten eine zitternde Silberbrücke über das unendliche Meer in den unendlichen Himmel. James ſaß noch immer auf der Klippe. Plötzlich berührt eine Hand ſeine Schulter.

Er fährt empor. Katharina ſteht vor ihm. „Mein Freund,“ ſagt ſie ſanft, „was haſt Du, wo bleibſt Du?“ Keine Antwort. — „James,“ fährt ſie fort, „kennſt Du Deine Katharina nicht mehr?“ Da fällt er laut ſchluchzend in ihre Arme und preßt ſie heftig an das Herz, welches brechen wollte. Ein Stern ſchoß im Weſten herab von ſeiner Höhe. Es war der Stern ihrer Liebe und ihres Glückes, der in den Wellen erloſch.

Selbander ſchritten die beiden Menſchen dem Geſtade entlang. Er erzählte Katharinen Alles, Alles, Alles. Nicht einen Tropfen Wermuth aus dem Kelch, den er geleert, erließ er ihr, ſie mußte ihn auskoſten, wie er. Des Mannes Liebe iſt egoiſtiſch. Katharina hörte ihn ſchweigend an. Endlich begann ſie: „Du biſt frei; handle, wie Du willſt.“ Nicht eine Sylbe weiter. Raſch entriß ſie ſich ſeiner Hand und eilte von dannen. —

James war kein böſer Menſch, beileibe nicht; auch weder undankbar und gefühllos; nur ſchwach war er, über die Maßen ſchwach. Es gibt keine gefährlichere Liebe, als die eines ſchwachen Mannes. Was das Weib ſtärkt, ſchwächt den Mann. Unfähig, im Drang und Kampf des erſten Augenblickes einen Entſchluß zu faſſen, ſchob er ſeine ganze Zukunft reſignirend von ſich weg, und warf ſich, um jeder Kraftanſtrengung und jedes Schmerzes nur einſtweilen überhoben zu ſein, in die Gegenwart hin. Er verſuchte, den Brief zu vergeſſen, zu ignoriren, er bat die Geliebte, den Ihrigen nichts von deſſen Ankunft zu ſagen, er lebte fort, wie immer. Katharina begriff ihn zuerſt nicht, dann ſah ſie mit dem klaren, ſcharfen Blick des Weibes nur zu tief in den ſeichten Grund dieſer unmännlichen Seele. Sie ſchloß die Augen, um ſich nicht ihrer Liebe ſchämen zu müſſen.

Mittlerweile ſommerte es auf Helgoland. Die Gäſte ſtrömten von allen Weltgegenden herbei, Strand und Düne belebten ſich, die Gaſthäuſer wurden voll, auf den Klippen plapperte es in allen Zungen durcheinander, engliſch, franzöſiſch, deutſch. James gerieth durch Zufälligkeiten in die Geſellſchaft und die Saiſon hinein; die Inſel iſt ſo klein, daß der Einzelne nicht einzeln bleiben kann, wenn er auch möchte. Er war ſeltener bei Katharina. Seit langer Zeit dem Reize einer ſogenannten guten Unterhaltung und dem Verkehr mit der Welt im franzöſiſchen Sinne entfremdet, fand er Gefallen daran, wie an etwas Neuem. Heimlich tauchten auch wohl ſtille Vergleichungen in ihm auf zwiſchen dieſer oder jener Miß und zwiſchen Katharina, zwiſchen der hübſchen Banquierstochter aus Hamburg, die ſo viele geſchmackvolle Negligées auf der Promenade trug, und zwiſchen dem armen Lootſenkinde, welches nur zwei Röcke beſaß, beide roth obendrein. James ward einſylbiger und kürzer, wie es Katharina ſchon lange geworden. Sein Schickſal und ſeine Perſönlichkeit machten Aufſehen in der Geſellſchaft, die ſich aufmerkſam und zuvorkommend an ihn ſchloß; man bot ihm Mittel an, Hülfe in Rath und That. Er acceptirte. Er ließ ſich auf ſeinen Brief hin Geld von Hamburg ſenden, er beſchenkte Klaſſen, Katharina, ihre Brüder, er kleidete ſich um, — „ſeinem Stande gemäß,“ — ach! — und immer fremder, immer ferner trat er dem Mädchen gegenüber. Sie that nichts, ſich zu nähern, nichts, ihn zurückzuziehen, ſie that gar nichts. Sie litt nur, — unendlich! — Wohl gab es Stunden, wo James auf einmal wieder verändert erſchien, wo er an Katharina's Bruſt flüchtete und mit heiligen Eiden gelobte, ſeinem Vater die Einwilligung zu ihrem Bündniß abzuringen, oder ſich von ihm und von der Heimath entſchieden loszuſagen. „Ich will hier bleiben,“ rief er begeiſtert aus, „bei Dir iſt meine Stelle, mein Vaterland, mein Himmel. Wir wollen eine Hütte bauen, oben am Falm. Ich werde Schiffer werden, Fiſcher, Lootſe, ein Mann wie Dein Vater, wie Deine Brüder!“ Katharina lächelte ſchmerzlich. Sie wußte, wie raſch und wie ſpurlos ſolche Entſchlüſſe, die keine waren, ſondern nur träumeriſche Seifenblaſen und Dunſtwolken, vorüber glitten. Ihr Leben, fühlte ſie, war vernichtet.

„Juni, Juli, Auguſt; mir iſt nichts mehr bewußt.“ So heißt ein alter höhniſcher Kalender-Reim, oder ganz:

Januar, Februar, März —
Du biſt mein liebes Herz,
April und Mai —
Ich bin Dir treu
Juni, Juli, Auguſt —
Mir iſt nichts mehr bewußt.
September, October, November, December —
Gottlob, daß ich mich nicht verplempert!

Ende Auguſt alſo war es. Da trat eines Tages Peter Klaſſen zornig und bleich vor ſeine Tochter hin: „Weißt Du es denn ſchon?“ fragte er ſie. — „Was, Vater?“ — „Daß er fort will??“ — „Wer?!“ — „Nun, wer anders, als Dein Amerikaner?“ — „Um Gottes willen, Vater, was ſprecht Ihr da?“ — „Was wahr iſt, nichts drunter, nichts drüber.“ — Die Brüder polterten zur Thüre herein, dieſelbe Neuigkeit auf den Lippen. Er hat ſich, meldeten ſie, heimlich wollen überſetzen laſſen, verwichene Nacht, an das Hamburger Dampfſchiff. Dem Klaas Docken bot er zwanzig Mark, dem Hans Neeling gar fünfzig. So ein Schuft! Bei Nacht und Nebel! Wie die Katze vom Taubenhauſe;

„Ich ſchlag' ihm das Hirn ein," tobte der Jüngſte, und griff nach dem breiten Ruder, das an der Wand hing. Jürge, der Kranke, ſaß im Lehnſtuhl und grinſte in den Lärm hinein. Mitten in dieſe Scene fiel, der ſie veranlaßt, James Young. Katharina bebte ihm entgegen: „Sage Du ſelbſt, von Dir will ich es hören; Du haſt fliehen wollen? Du von mir? und heimlich?" Er ſtand wie vom Blitze getroffen; alles Blut wich aus der geiſterbleichen Wange, ſeine Knie ſchlotterten. Vergeblich müheten ſich die blaſſen Lippen, eine Phraſe der Entſchuldigung zu ſtammeln. Eine tiefe Stille ſchauerte durch die Hütte. Peter Klaſſen unterbrach ſie zuerſt: „Ihr habt," ſagte er kalt und feſt, „die Göre in der Leute Mäuler gebracht, nun bringt ſie auch wieder heraus. Entweder Ihr heirathet ſie morgen am Tage, und verlaßt ſammt ihr übermorgen, dieſe Schwelle. Oder, — Ihr kennt mich und dieſe vier Burſchen hier. Auf Helgoland iſt das keine Mode, mit den Töchtern ſchäkern und die Väter betrügen. Werdet nun fertig mit einander!" Er winkte den Söhnen und ging mit ihnen, James und Katharina zurücklaſſend.

Statt die ſchmerzlich peinlichen Auftritte zwiſchen ihnen, das Geheimniß zweier unglücklichen Herzen zu belauſchen und darzuſtellen, ſei hier vielmehr zur Erklärung eingeſchaltet, daß die Inſel Helgoland ſolcher

Geſchichten ſchon manche geſehen hat. Es wohnt ein ſteinreicher Engländer dort, dem es ebenſo erging, wie dem Amerikaner; insgleichen ein deutſcher Baron. Sie haben ſich in ihr Schickſal und in ihre Weiber gefunden, und vielleicht ſind ſie dabei glücklicher geworden, trotz dem rothen Felſen und dem rothen Rocke, als wenn ſie in London eine faſhionable Lady oder in Flachſenfingen eine deutſche Kleinſtädterin heimgeführt hätten. Novellen dichtet die Liebe in Helgoland nicht, ſondern nur Romane mit einem reſpectablen Schluß. Don Juan wäre auf dem kleinen Eilande ſchlecht weggekommen, oder beſſer geſagt, gar nicht. Eine rührende Einigkeit umſchlingt, namentlich dem Fremdling gegenüber, alle Kinder dieſes zauberhaften Inſelreiches. Entrinnen kann ihnen Niemand, ſo wenig ein Schuldner als ein Anbeter. Die Schiffe vermögen nicht zu landen wegen des flachen, verſandeten Strandes, und ſo bleibt die einzige Verbindung mit der Außenwelt nur möglich durch die Boote der Helgoländer ſelbſt. Dieſe nehmen aber keine Seele auf, von der ſie nicht wiſſen, daß ſie frei und ſchuldlos von dannen zieht. Waren alſo auch die jungen Lootſen und Schiffsmänner gewaltig aufgebracht gegen ihr ſchönes Käthchen, die ihnen den Amerikaner ſchnöde und ſpröde vorzog, ſo ließ ſich doch kein Ruder und kein Arm ſeiner Flucht, ſelbſt um den ungeheuerſten Lohn nicht, ſobald dieſe Flucht Eine der Ihrigen mit Schmerz und mit Schmach bedrohete. Wie Alles unter den paar hundert Menſchen, zuſammengedrängt auf den keine Viertelmeile breiten Raum, gleich bekannt und beſprochen iſt, ſo verbreitete ſich auch die Kunde von des Amerikaners ſchlechten Abſichten im Nu. Nicht ohne Schadenfreude wurde ſie dem alten Peter noch warm in das Haus gebracht. Er ſchloß die Falle zu; die Maus war gefangen.

Mit der Nothwendigkeit kam dem jungen Mann auch der Muth und die Entſchloſſenheit zurück. Andere mußten nur für ihn handeln, ſein ſchwaches Herz in fremden ſich wieder- und zurechtfinden. Er verſöhnte das tief und tödtlich verletzte Gemüth ſeines Mädchens durch tauſend Schwüre, er zeigte eine ſo entzückte Bereitwilligkeit, dem Vater zu gehorchen, daß ſie trotz ihrem ſtolzen Widerſtreben und Sträuben ſich beſchwichtigen ließ. Was glaubte die Liebe nicht, was hoffte ſie nicht? Außerdem, Peter Klaſſen erlaubte ihr nicht viele Bedenken und zarte Rückſichten; die Romantik der Gefühle war ihm fremd, wie ein Blumenfrühling dem ſtarren Felſen ſeiner Inſel. Er räſonnirte kurz und gut: „Er muß Dich heirathen, oder er ſtirbt von meinen Händen. In beiden Fällen ſiehe zu, wie Du fertig wirſt, ob mit ihm, oder ohne ihn. Du haſt gewollt, als ich Dir verbot; wolle nun auch, wo ich befehle. Ich weiß, was meine Ehre heißt, und was Deine. Ich ſag' es, Peter Klaſſen.“ Dagegen war kein Ankommen. Am folgenden Morgen wurden James Young und Katharina Klaſſen in dem Kirchlein auf Helgoland getraut, und am Abende darauf waren ſie ſchon in Hamburg gelandet.

Von ihrer Ueberfahrt nach New-York, von dem Empfange in Miſter Youngs Hauſe, welche Augen Miſtriß Young machte, der unerwarteten Schwiegertochter gegenüber, und wie Miſter Young ſchalt, drohete, fluchte, immer im Andenken an das Haus O'Neal und Flaherty: von allen dieſen ſchönen und natürlichen Dingen nicht ein Wort. Der Zorn der Aeltern erreichte ſeinen Zenith, als im Laufe der Zeit der Sohn ihnen berichtete, wie es mit dem Schiffbruche der Fortuna ſich eigentlich ereignet habe; ſie haßten in der Fremden nun nicht blos die Zerſtörerin eines vortheilhaften Familien-Arrangements, ſondern auch eine Räuberin an ihrem Gut und Vermögen. Gehörte ſie denn nicht zu den Barbaren, welche das Strandrecht in ſo unchriſtliche Anwendung brachten? Daß ſie James gerettet, geſchützt, geheilt, ſeinetwegen mit dem Vater und mit den Brüdern ſich tödtlich entzweit, mit ihm und für ihn die Heimath verlaſſen hatte, — daß ſie ihn *liebte* — — Arme Katharina! Es ward vergeſſen. Nein, es galt hier nicht einmal etwas. Warſt Du denn nicht in Amerika? Nicht bei Miſter Young, der reichſten Handelsherren Einem im reichen New-York?!

Gewohnheit überwindet Alles. So ſagt man wohl. Was bei dieſem Ueberwinden aber erſt in uns überwunden werden muß, bedenkt man das auch? Miſter und Miſtreß Young gewohnten ſich an die Schwiegertochter, wie an eine Nothwendigkeit. Katharina gewöhnte ſich an die neuen Aeltern, an die neue Heimath, an die neue Welt, wie an eine Unmöglichkeit, das heißt, ſie gewöhnte ſich gar nicht, ſo wenig an die ſeidenen Gewänder, die ſie ſtatt des rothen Rockes von Helgoland anlegen mußte, als an das große, ſteinerne, kalte Haus, worin ſie von ihrem Dachkämmerlein träumte, von dem Boden voll getrockneter Fiſche, von dem Plätzlein am Strande, wo ſie Wäſche aufhing. James war der Glücklichſte, weil er, als der Schwächſte, ſich am Leichteſten gewöhnte. Der Glücklichſte ſein, iſt nicht einerlei mit glücklich ſein. Viel fehlte daran. Auch an ihm nagte etwas, wie geheime Reue, wie frühe Sättigung, wie krankhafter Lebensüberdruß. Seine Natur erlag ſolchen ſtäten Angriffen, er ſiechte viel, ſo jung er war. Der einzige Troſt und die einzige Freude dem ganzen Hauſe, wuchs ein Töchterlein dem jungen Ehepaar empor, Fanny geheißen, ein liebes, engelſchönes Kind. Da es drei Jahre zählte, vermochte die Mutter nicht länger, den Bitten des erweichten Vaters drüben und ihrem eigenen, heftig mahnenden Heimweh zu widerſtehen: ſie mußte nach Helgoland hinüber, ihr Kind zeigen, wo möglich (ſo ſprach es tief und leiſe in ihrer wunden Bruſt), wo möglich ſterben in dem engen Gemach, wo er ſterbend gelegen. Zagſam und zweifelnd vertraute ſie erſt dem Gemahl, dann den Aeltern ihren Wunſch; aber ſie wunderte ſich nicht wenig, ſie grämte ſich beinahe, als er ſo leicht gewährt wurde. Man rüſtete ſie reichlich zur Reiſe aus, gab ihr eine Magd zum Schutze mit und hieß ſie in Gottes Namen ziehen. James geleitete ſie an Bord des Dampfſchiffes, das ſie nach Europa führen ſollte; als ſie ihm zum Abſchiede noch einmal nachwinken wollte, war er verſchwunden, und ſie flog weinend dahin, ihr lächelndes Kind auf dem Schooſe.

Ihre Fahrt war glücklich, glücklicher noch ihr Weilen. Vier Wochen freilich nur hatte ihr der Gatte erlaubt, doch ſie genügten, ſie mit dem alternden Vater auszuſöhnen, das Grab des erlösten Bruders Jürge aufzuſuchen, jede Stätte fromm zu grüßen, wo ſie ein Kind geweſen war, ehe ſie ihn kannte, den immer und ewig, treu und warm Geliebten. Ihr Herz ging ihr auf, als ſie den rothen Rock und den ſchwarzen Holdſkaldook, in ſicherer Trube geborgen, wieder auspacken konnte, wieder anlegen, wieder am engen Familienheerde ſtehen und auf der großen Treppe und auf den weißen Dünen. Wie eine weiche Mutterbruſt nahm der ſtarre Felſen die heimgekehrte Tochter auf, wie Mutterſegen umwehete ſie der erquickende Hauch der See. Die geknickte Blume ihres ſchönen Hauptes richtete ſich neu empor, und in ihrer Seele ſchloſſen ſich ſanft und wohlthätig alle Wunden, alte und neue.

Der 23. Juli war der Gränzſtein dieſer unendlich reichen Zeit. Sie ſchied, mit der Ueberzeugung, den Vater und das Vaterland zum letzten Male gegrüßt zu haben. Mit dieſem ſchweren Schmerz im Buſen, ging ſie der Fremde, welche ihr keine Heimath werden wollte, und der Zukunft, die keinen Erſatz für die Vergangenheit verhieß, gefaßt und ſtill entgegen. „Ich wandle die Wege meiner Pflicht,“ das waren ihre letzten Worte, da wir, ſie und ich, am Baumhauſe zu Hamburg uns trennten, „und da iſt Gott überall und alle Zeit mit mir! Sei er es auch mit Ihnen, mein

Freund!“ Ich küßte ihre Hand mit Ehrfurcht und ihres Kindes Locken mit zärtlicher Rührung. Ein Gruß noch, ein Wink, ein Blick, — und ſie war verſchwunden.

Zwei Jahre zogen vorüber; ein Hauch nur der Ewigkeit, und doch, wie kann er den Menſchen umherwirbeln, ein welkes Blatt im Herbſtwinde! Auch mich Unſtäten hatten ſie gefaßt und von Scholle zu Scholle geworfen, über Berg und Thal, über Ströme und Meer, dieſe zwei kurzen Jahre. Ich raſtete und überwinterte in Paris. Eines Abends ſchritt ich, aus der großen Oper heimkommend, die Boulevarts entlang. Carlotta Griſi hatte getanzt in der „Giſelle,“ wie nur Carlotta tanzen kann und nur in dieſem poetiſcheſten aller neuen, unpoetiſchen Ballette. Mein Herz war voll, nicht von der fremden Tänzerin ſowohl als von dem, was ſie geſprungen. Die Decoration des erſten Actes trug mit täuſchender Treue an die Ufer des Rheines, des geliebten deutſchen Fluſſes; Winzer und Winzerinnen führten den ländlichen Reigen auf, Piſtolenſchüſſe knallten, grüne Römer blinkten; — o Gott, mir war eine ſelige Sekunde lang, als ſtünde ich auf Johannisberg, vor Rüdesheim, in Bingen zur Zeit des ſchönſten Feſtes, das nur der ſchönſte aller Erdenſtriche, der Rheingau, feiert. Die Bezauberung endete mit dem letzten Geigenſtrich. Der Vorhang fiel, ich ſchlich aus dem Hauſe voll Pracht und Schimmer hinaus in die froſtige, naßkalte Novembernacht. Trotz der ſpäten Stunde, webte und lebte es noch auf der langen Reihe der Boulevards; Wagen raſſelten, die Laternen glimmten in unabſehbarer Perſpective wie rothe Feuerfunken durch die Nebel, Fußgänger aller Art ſtrichen plaudernd und lachend, ſeufzend und bettelnd, auf den breiten Asphalt-Trottoirs vorüber, Karren mit Orangen, Tragöfen mit Kaſtanien, Blechkannen voll Limonade wurden ausgeläutet und ausgeſchrien. Meine Seele war nicht bei dieſem Lärm, nicht unter den tageshellen Gaslichtern der Kaffeehäuſer und Reſtaurationen, nicht unter den nachtdunkeln und herbſtlichkahlen Aeſten der Bäume, ſie war daheim, daheim, in einem verlorenen Paradieſe, bei geliebten Todten.

Wo es abgeht, vom Boulevart Mont-Martre in die Straße deſſelben Namens, blieb ich raſtend eine Minute ſtehen. Ich wartete auf den Omnibus, der mich nach Hauſe bringen ſollte, eine tüchtige Stunde Weges, jenſeits der Seine, für ſechs ganze Sous. Eine Frau ging, an der Hand ein Kind führend, an der Ecke bei mir vorüber. Sie ſprach deutſch. Allein nicht das war es, was meine Aufmerkſamkeit erregte; der Ton der Mutterſprache traf mich ſo häufig in der remden Stadt, daß er kaum noch überraſchte. Nein, die Stimme klang mir bekannt an. Lauſchend folgte ich einige Schritte. Das Weib ließ ihr Kind Verſe aufſagen, deutſche Verſe. Die jungen Lippen flüſterten bange und ſtockend:

„Befiehl Du Deine Wege
Und Alles, was Dich kränkt,
Der treuen Vaterpflege . . . .“

Hier unterbrach ſich das Mägdlein. „Mutter,“ ſagte ſie, „der Vater iſt ja todt, ſprichſt Du?“ — „Mein Kind, dieſer Vater ſtirbt nie. Sage nur weiter auf.“ —

„Deſſ', der den Erdkreis lenkt —

„Nein, Mutter, mich hungert ſo, und es friert mich, da hab' ich's vergeſſen.“ — Die Frau zuckte zuſammen; dumpf und mehr in ſich hinein als zu der Kleinen, ſchloß ſie die fromme Strophe unſeres vielliebten Paul Gerhard:

„Er, der den Wolk' und Winden
Verzeichnet ihre Bahn,
Er wird auch Wege finden,
Die Dein Fuß wandeln kann.“

Aber des Kindes Fuß ſtrauchelte in demſelben Augenblick. Ein Vorübereilender hatte es unſanft berührt, es glitt auf dem ſchlüpfrigen Steine aus und fiel. Der Franzoſe kehrte ſich höflich um; er und ich, wir bückten uns zu derſelben Zeit, das weinende Mädchen aufzuheben. Die Mutter dankte, ich ſah ihr näher in die Augen, mein Gedächtniß ging mir auf, — es war die Helgoländerin, Katharina Young, Katharina Klaſſen war es. Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens entfuhr mir, dann ihr Name. Sie ſtutzte. Ein Wort von mir, eine Erinnerung, und wir hatten uns wiedererkannt, wiedergefunden. Ich that, als bemerkte ich die Veränderung ihrer Züge ſo wenig als die ihrer Erſcheinung; aber es ſchnitt mir wie tauſend Meſſer in das Herz, wenn ich das dünne Fähnlein heimlich anſah, womit ſie ſich geputzt hatte, und dabei an Fanny's Worte dachte: „Mutter, mich hungert ſo, und es friert mich."

Was mußte hier vorgegangen ſeyn?

Einfach nur Folgendes, was ſie mir nicht lange verſchwieg: Katharina war Wittwe, James ſchon vor einem Jahre geſtorben. Sie hatte es nach ſeinem Tode nicht mehr im Hauſe Youngs ausgehalten. Die Schwiegerältern, welche nicht undeutlich zu verſtehen gaben, daß ſie den Verluſt ihres Einzigen ihr, dem Kummer um die Verbindung mit ihr und den Nachwehen des Schiffbruches zuſchrieben, legten ihrer Abſicht, New-York zu verlaſſen und auf Helgoland zurückzukehren, gar wenig in den Weg. Katharina wußte von ihren Rechten nichts; ſie kannte nur Pflichten. So geſchah es, daß ſie, ganz allein ſtehend, ohne Rath und ohne

Hülfe in der ganz fremden Welt, von New-York abzog, ohne ihr Verhältniß zu Miſter Young förmlich geordnet zu haben. Sie nahm mit, was an beweglicher Habe ihr eigen war, und außerdem einen Wechſel auf ſechstauſend Franken, auf ein Pariſer Haus geſtellt. „Die gleiche Summa,“ verſicherte Miſter Young ſehr edelmüthig, „werden Sie alle Semeſter bei unſerem Correſpondenten in Hamburg auf uns entnehmen, laut oder ohne Bericht. Wir wollen nicht, daß es unſerer Enkelin in irgend etwas mangele. Erziehen Sie ſie in der Furcht Gottes, in Zucht und in Ehren. Wenn Fanny ihr vierzehntes Jahr wird zurückgelegt haben, will ich, daß ſie zu uns zurückkehre.“ — „Natürlich mit Ihnen,“ fügte Miſtreß Young hinzu. Katharina neigte gehorſam das Haupt und ſchied. Sie landete im Havre. Von da begab ſie ſich nach Paris, ihren Wechſel zu realiſiren. Sie meldet ſich in dem großen Comptoir, man weiſt ſie von einem Gitterfenſter an das andere, von einem Pult an den anderen, bis ihr zuletzt ein grimmiger Menſch, hinter Büchern und Geldrollen hervor, zuſchnauzt, nachdem er das kleine Blatt lange durch ſeine Brille angeſtarrt: „Kann nicht gezahlt werden, fehlt ja die Signatur.“ Katharina weiß nicht, was das heißt: ſie fragt und forſcht ängſtlich, da wirft der Grimmige das Gitter vor ſeinem Käfige zu, murrt etwas von escroquerie zwiſchen den Zahnen und entfernt ſich, einen blanken Haufen Fünffrankenſtücke mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit durch die krummen Finger der Rechten rollen laſſend.

Hatte Miſter Young ſich einen großen Geſchäftsfehler zu Schulden kommen laſſen, er, der große Geſchäftsmann, oder nur einen kleinen Betrug, an ſeines Sohnes Weib und Kind? Katharina glaubte jenes, ich — nun, ich glaube ſchon ſeit geraumer Zeit gar nichts mehr. Wahrheit und traurige Wahrheit blieb es, daß ſie in Paris ſaß, in der Stadt von einer Million Menſchen, ohne einen Einzigen von dieſer Million zu kennen, entblößt von allen Mitteln der Exiſtenz, krank am Leibe, kränker noch am Herzen. Sie erholt ſich Raths bei ihrer Wirthin, einer erfahrenen, gutmüthigen Frau. Die weiſt ſie an den amerikaniſchen Conſul, weil ſie doch aus New-York eigentlich ſtamme, der weiſt ſie an den engliſchen Conſul, weil ſie nicht aus New-York, ſondern doch aus Helgoland eigentlich ſtamme, und der engliſche Conſul weiſt ſie erſt ab, und dann zum Teufel. Katharina weinte und ſchloß ihr Kind an's Herz, dem ſie Paul Gerhards Lied auf der langen Seefahrt beigebracht hatte. Sie ſchrieb an Miſter Young in New-York und an Peter Klaſſen in Helgoland. Aber New-York iſt ſehr weit von Paris, und es kam keine Antwort von da. Von Helgoland dagegen kam binnen wenig Tagen ihr eigener Brief zurück, auf deſſen Rückſeite ein Wort ſtand: todt. Katharina ſtürzte mit dem Brief hinaus. Der Pont-Neuf war nahe; ſie ſtand an der ſteinernen Baluſtrade der Rieſenbrücke, zu Füßen des guten Königs Heinrich, ihr Auge ſtarrte gierig in die graugelbe Tiefe, ihr Fuß zuckte, da faßte ſie eine kleine Hand am Rocke, und Fanny, welche der Mutter nachgelaufen war, lallte, durch Thränen lächelnd, mit kindlicher Angſt und Liebe zu ihr empor blickend: „Mutter, befiehl Du Deine Wege und Alles, was Dich kränkt, der treuen Vaterpflege deſſ', der den Erdkreis lenkt!“ Das Kind verſtand nicht, was es ſagte: aber die Mutter verſtand es.

„Halten Sie ein,“ rief ich aus. „Sein Sie ruhig, arme, liebe Freundin; Sie ſind gerettet.“

Nahe dem Boulevart der Italiener, der großen Oper ſchräg gegenüber, ſteht das Café Lepelletier, ein beliebtes und ſehr bequemes Haus, ſo recht im Mittelpunkte des eigentlichen Paris gelegen, wie gemacht für Rendezvous, Dominopartien und Verdauungsſtündlein. Im Hofe vor der Thüre winkt eine Bronce-Statue der Göttin Flora, welche im Sommer Blumen auf dem Kopf trägt und im Winter ein Gaslicht. Dort, unter Flora's Schutze, im Erdgeſchoße, in kleinen, lauſchigen Zimmern, auf rothen Divans verſammeln ſich Abends nach Tiſche, oder auch nach dem Schauſpiel, deutſche Landsleute in guter Anzahl, Gäſte am fremden Herd, die aber noch Alle, Alle an der Heimath hangen mit reuiger Liebe und ſehnſuchtsvoller Hoffnung. Da wird deutſch geſprochen, deutſch gelacht, deutſch geraucht, oft auch deutſch geträumt und zuweilen deutſch getrunken und deutſch geſungen. Franzoſen verlieren ſich nicht viele hieher, durchaus nicht aus Abneigung gegen das deutſche Häuflein, nein, nur in einer ſtillſchweigenden Conceſſion. Wohin Du blickſt, nur blonde Haare, blaue Augen, altgermaniſche Rothbärte, wohin Du hörſt, deutſche Worte in Scherz und Ernſt, wohin Du fühlſt, deutſche Herzen, die dem Deinen freundlich entgegen ſchlagen. In das Café Lepelletier führte ich die Helgoländerin, ſie einſtweilen der Obhut der Dame vom Hauſe übergebend. Ich trat in das Gaſtzimmer. „Guten Abend," ſcholl es aus dem Rauche auf mich zu, und von einer andern Seite: „Ei, du kommſt ſpät heute!" — „Ich komme auch nicht allein," entgegnete ich, „ich bringe eine Landsmännin mit." — Wo denn, wen denn? — Iſt ſie hübſch?" — „Iſt ſie jung?" — „Sie iſt unglücklich, Freunde!" — Dieſes Wort verfehlt ſeinen Weg an dieſe Gemüther nie. Ich erzählte, kurz, hart, mit fliegendem Athem, mit gerötheter Stirn. Schweigend hörten mich Alle an. Als ich geſchloſſen, ſprangen Einige auf, meinen Schützling zu holen, und der Aelteſte unſeres kleinen Kreiſes ſprach ernſt und laut: „Du haſt Recht, der Frau muß geholfen werden.“

Im Triumphe führten wir die dankbar und innig Weinende nach ihrer beſcheidenen Zufluchtsſtätte; ich trug Fanny, meine alte Freundin vom Dampfſchiff her, die mich nicht erkannte und doch lieb hatte, die kleinen Aermlein feſt um meinen Hals klammernd. Es ward, noch in dieſer Nacht, für das Nächſte und Nothwendigſte geſorgt, und acht Tage darauf befand ſie ſich ſchon auf dem Wege nach Havre de Grace, von wo ein Dampfſchiff in kurzer Zeit ſie nach Hamburg und auf ihr heimiſches Inſelland führte. Dorthin verlangte ſie, nach dem Grabe des Vaters, an deſſen Seite ſie auch das ihre bald zu finden hoffte. Guter Gott, viel konnten wir nicht für ſie thun, viel ihr nicht geben; wir waren Alle insgeſammt ſelber arm, vom Tage in den Tag lebend, von unſerer Hände oder unſerer Köpfe Arbeit! Aber wir ſchafften ſie, wohin ſie wollte, und ſie ſchrieb mir gleich nach ihrer Ankunft, ſo dankbar und ſo treu, daß ſie nun geborgen ſei, im Hafen gelandet, den ſie nicht wieder verlaſſen werde, daß ihre

Brüder ſie freundlich angenommen haben, und der Gouverneur ihr Recht vertreten wolle, dem Miſter Young gegenüber. Unten an dem Briefe ſtand, in langen, unregelmäßigen Zügen, von des Kindes Hand in der der Mutter gemalt: „Fanny grüßt ihren liebſten Bruder!“

Das iſt das Letzte, was ich von dem Mädchen von Helgoland weiß und beſitze. Tag und Nacht ſind ſeitdem oft wieder an mir vorbeigegangen, Städte, länder und Menſchen mit ihnen, ſie nicht. Lebt ſie noch? Blieb ſie auf dem rothen Felſen ſitzen? Kehrte ſie nach Amerika zurück? Fand ſie, was ſie am ſehnlichſten ſuchte? Nun, dann mögen dieſe Blätter mit dem Herbſtlaub über ihr Grab lauſchen, und Friede ihrem Andenken! —

◆

Ein reicher Poet.

Kein dankbareres Publikum in der ganzen Welt für deutſche Schriftſteller, als deutſche Nähterinnen! Welcher Abſtich von der revolutionären und malcontenten Pariſer Griſette bis zu der conſervativen, idylliſchen Natur einer Nadel-Künſtlerin in unſeren Reſidenz-, Haupt- und Provinzial-Städten! Wir reden nicht von der vornehmen Marchande de modes, die mit dem franzöſiſchen Ladenſchilde ſchon eine Tinte franzöſiſchen Charakters angenommen hat; weil ſie vom Baume der Erkenntniß, „Bildung“ geheißen, koſtete, macht ſie nun einen Unterſchied und ſpricht von Cramer, Spieß, Leibrock oder Hildebrandt nur mit Naſenrümpfen. Sie lieſt nicht mehr, ſie blättert, in Journalen, Almanachen, Büchern, ſie ſpricht mit von der Weiber Emanzipation und empfindet Sympathien für Georges Sand, welchen ſie in der miſerabelſten Ueberſetzung mühſam durchſchwärmte; bei ihr wird der Genuß von der Kritik ſchon paralyſirt. Ebenſo ſchämt ſie ſich im Parterre jeder Thräne und jedes Lächelns. Gewiß ſagt ſie dem Poſtſecretär, deſſen Galanterie ſie hinein und herausbegleitete, zum Schluſſe ziemlich mißvergnügt: „Auch wieder eine alte Piece!“ Ihr können es die Dichter und die Schauſpieler eben ſo wenig recht machen, als die Liebhaber. Sie hat ihren Lohn dahin.

Jungfer Joſephine Blüthgen gehörte nicht zu der pretentiöſen und vornehmen Modiſtinnen-Klaſſe, von deren literäriſchem Geſchmack wir eben eine Skizze lieferten. Sie war bürgerliche Damenkleider-Macherin, nähte in und außer Haus, auf Beſtellung und nach Tagelöhnung, bügelte auch feines Weißzeug, welches die verſeiften Hände ihrer Mutter — ohne Pottaſche! — redlich ausgewaſchen hatten, und wohnte ſammt dieſer, wie eine beſcheidene Parterre-Affiche meldete, im dritten Stock, Vorſtadt St. Urſula, Nro. 229. vorne heraus.

Die großen chriſtlichen Feſttage ſind bekanntlich für Schneider, Schuhmacher und Traiteurs wahre Höllentage. Wie lauft es, noch unter dem erſten Läuten, auf allen Gaſſen! Hier ein Lehrjunge mit einem Paar lackirter Stiefeln, die dem Herrn doch auf jeden Fall zu klein ſind, dort ein Meiſter, den ſauber in Steifleinen eingeſchlagenen Paletot unter dem Arm; hier ein Friſeur, der heißer iſt als ſein heißeſtes Eiſen, dort eine Büglerin, aus deren Henkelkorbe eine viel weißere Halskrauſe hervorragt, denn aus dem in ſichtlicher Haſt umgeworfenen Buſentuche. Arme Gequälte! Ihr tragt auf Euren müden Schultern die Laſt des Sabbathvergnügens der Uebrigen, und dieſe zanken obendrein, wenn Ihr an einer Ecke einen Augenblick anhaltet, um den Komödienzettel zu leſen oder mit der vorbeirennenden Kollegenſchaft ein flüchtiges Geſpräch anzuknüpfen. Freilich iſt es wahr, die Nachmittage entſchädigen Euch reichlich, ein Jegliches nach ſeinem Sinne.

Ihrer Seits ſaß Jungfer Blüthgen am zweiten Oſtertage ſeelenvergnügt an dem einzigen Fenſterlein ihrer Stube. Der Arbeits-Morgen war glücklich überſtanden, Nadel und Bügeleiſen feierten, und die trotz dem ſtählernen Fingerhut baß zerſtochenen Hände gingen nicht mehr auf Leinwand oder Seide ſpazieren, ſondern viel weicher, — auf Lumpen. Zubereitete Lumpen natürlich, oder Druckpapier. Zwiſchen ihr und der Mutter ſtand das Kaffeetiſchchen, das zu ſeiner gewöhnlichen Bürde heute noch vier ſtattliche Streifen Feſtkuchen tragen mußte, und während die Brille der Alten ſammt dem nickenden Haupte, alle Minuten lang tiefer in das Geſangbuch herabſank, flogen die unbewaffneten und doch gefährlicheren Augen der Tochter ſtäts eifriger durch die Zeilen des Octavbandes, den ſie neben ihre noch halb gefüllte Taſſe gelegt hatte.

Das war eine Leſerin comme il faut; man ſah es auf den erſten Blick. Ungeachtet ihres ängſtlich klopfenden Herzens und fiebernder Neugier geſtattete ſie ſich niemals, im Leſen erſt auf das letzte Blatt zu ſchielen, ob ſie ſich kriegen oder nicht. Auch überſchlug ſie keine Zeile, ausgenommen hochſtens die Betrachtungen und die Moral, und wenn zwei Seiten von der Buchbinder-Preſſe her noch heimtückiſch an einander klebten, machte ſie jedesmal den Finger ordentlich unwillig naß, um ſie raſcher von einander zu reißen! Es war ihr ſogar paſſirt, daß ſie bei dieſer Operation ein Blatt halb geopfert, welches Unglück der Bibliothekar bei Rückgabe des Werkes zum Glück überſah. Heil dem Romanſchreiber, der unter ihre Hände gerieth! Dreimal Heil dem Bühnendichter, deſſen Stück, — gewöhnlich waren es Familien-Dramen, — dieſe milden, leicht überfließenden Augen zu Mitrichtern hatte! Wie zornig blickte ſie um ſich, die ſeltene Theatergängerin, wenn ein roher Geſell auf der Galerie durch Geſchwätz oder Geſpött ſie ſtörte! Solche Andacht fand man vor Jahren nur in den Kirchen, jetzt höchſtens noch in einem dunklen Logen- oder Parterre-Winkel. Der Zeitgeiſt ändert ſich.

Wer es nicht glaubt, betrachte nur die beiden Leſerinnen, Frau Blüthgen und ihre Tochter. Während Jene mit den ſchmalen, welken Lippen langſam vor ſich hinflüſternd das ſchöne, alte Oſter- und Auferſtehungs-Lied: „Jeſus lebt, mit ihm auch ich," durchbuchſtabirte und zwiſchen jeder Strophe ein Schlücklein Zichorien hinunterſchlürfte, ward in der Taſſe der Jungfer Joſephine das letzte, alſo ſüßeſte Tröpfchen ſchier kalt und vergeſſen vor dem ſüßeren Honig — oder Gift — den ſie mit den Augen aus den Blättern und Blüthen des Octavbandes zog. Sie hatte das Glück gehabt, das Neueſte ihres Lieblings-Schriftſtellers nach vielfältiger Anfrage am Feſtſonnabend endlich wirklich zu erhaſchen: „Sonntags-Novellen, von Carlo Farniente. Erſter Band." An dem zergriffenen Leder-Rücken konnte man ſchon deutlich abnehmen, wie geſucht dieſer Schatz war, und daß nicht alle Leſer die gedruckte, innen aufgeklebte Warnungstafel gehörig reſpectirten, welche der Leihbibliothekar am Eingange ſeiner Paradiesgärtlein ausſtellte: „Wer mir Bücher beſchmutzt oder Blätter herausreißt, erſetzt ſie. Uebrigens iſt meine Anſtalt täglich geoffnet, von ſieben Uhr Morgens bis ſieben Uhr

Abends, und koſtet der Band 1 Xr. pro Tag. Abonnements-Bedingungen für in- und auswärtige Leſer im Geſchäfts-Locale. Unbekannte hinterlegen ein Pfand gegen Schein. Chriſtian Seufferlein, Buch- und Kunſthändler, am Taubenſchlage Nro. 211. A.“

Der Nachmittags-Gottesdienſt hatte ſchon lange ausgeläutet, als Mutter Blüthgen, welcher die, techniſch „Naſenklemmer“ genannte, Brille längſt gänzlich entglitten war, aus ihrer unbequemen Sieſta auffuhr. Sie rieb ſich die Augen und ſah ihr kindliches Gegenüber verwundert unter einem nachzügelnden Gähnen an. „Dacht' ich's doch,“ eiferte ſie dann laut,“ daß die einfältige Dirne noch immer über ihrer Schartecke ſitzen würde, ſtatt das Kaffeegeſchirr abzuräumen und für ihren Anzug zu ſorgen. Und, wahrhaftig! da hat ſie einen ganzen Reſt des theuren Trankes ſtehen laſſen, als ob es Waſchwaſſer wäre!“ — Sepherl, ſo nannte ſie die Mutter zu größerer häuslicher Bequemlichkeit, wandte die blauen Augen von ihrem Freunde ab und begegnete mit einem begütigenden Lächeln: „Ich hab' ihn nur kalt werden laſſen wollen, Mutter; Ihr wißt ja, kalter Kaffee macht ſchön, und Euch wär' es doch gewiß recht, wenn Ihr auf Euere alten Tage noch eine ſchöne Tochter kriegtet.“ — „Bete zu Gott, daß er Dich geſund und gut erhält, das iſt die Hauptſache. Mit der Schönheit langt man heuer nimmer aus, und ſie vergeht, wie die Blumen des Feldes, ſagt der Prediger.“ Mit dieſen Worten hatte die Alte ſich erhoben und wahrſcheinlich um ihr Kind vor den gefährlichen Wirkungen des verkühlten Mokka-Mohrrüben-Extractes zu bewahren, ſelbſt den Reſt ausgetrunken. Während ſie nun eigenhändig — denn ſonſt, meinte ſie, geſchähe es doch nicht — Kanne und Taſſen ſpülte und letztere als Vaſen, jene als Karyatide auf das untere Geſimms eines offenen Wandſchrankes ſtellte, war Joſephine bereits wieder zu ihrem Buche zurückgekehrt, weil ſie nur das Ende der einen rührenden Geſchichte noch ausleſen wollte. „Ihr glaubt nicht, Mutter, wie hübſch das iſt, ein blinder Vater und eine Tochter, die ihn mit ihrer Harfe ernährt, kommen drin vor, und ein junger Liebhaber, und ein arger Kammerrath, welcher der Unſchuld der Sängerin nachſtellt.“ — „Das iſt,“ warf die herbe Kritik der Mutter dazwiſchen, „ſicherlich wieder eine von den Verführer-Geſchichten, die der Kerl mit dem wälſchen Namen ſchreibt. Wie nur ſolches Zeug gedruckt werden mag, und wie es die Obrigkeit unter ehrliche Leute kommen läßt! Wenn ich noch an den Gräuel denke, den Du mir vorlaſeſt, als ich vergangenen Winter die Gicht in den Beinen hatte, ſchaudert mir die Haut. Ging doch, Gott verzeih mir die Sünde, daß ich ſo was vor meinem Kinde wiederholen muß, ein leibhaftiger Ehebruch in dem Dings da vor ſich und ein Chriſten-Mord obendrein.“ — „Aber Alles,“ vertheidigte die Tochter, „ſo zart und ſo lieblich.“ — „Ein Mord lieblich, ein Ehebruch zart! Nun höre mir Eins die verlorene Creatur! Haben es Dir denn die Bücher des wälſchen Hexenmeiſters in ganzem Ernſte angethan?“ — „Mutter, er iſt ja ein Deutſcher, er ſchreibt deutſche Bücher.“ — „Hat aber einen fremdländiſchen Namen, und ſo ſchreibt ſich kein honetter Mann bei uns nicht. Wie heißt er doch?“ — „Carlo Farniente.“ — Sepherl erröthete, als ſie die zwei Worte ausſprach, und obwohl ſie den, wer weiß wie viele Male geleſenen, gehörten, genannten Namen auswendig kannte, ruhete ihr Auge mit einem halb verlegenen, halb zärtlichen Ausdrucke auf dem Titel, welcher ſeine Züge in gothiſchen Lettern groß und geſchmackvoll aufwies. Die Mutter bemerkte Sepherls Erröthen nicht: ſie ſtand gerade abgewandt am Schranke und ſagte: indem ſie den Milchgießer abtrocknete: „Carlo! Das iſt auch nichts Anderes als Karl; ſoll nur vornehmer klingen und nach was ausſehen. Karl iſt ein guter chriſtlicher Taufname; meiner ſeligen Schweſter ihr Aelteſtes hieß auch Karl. Warum pfuſcht der Mann an ſo einem alten guten Namen herum und macht ihm ein heidniſches Schwänzchen?" — „Vielleicht heißt er wirklich ſo, Mutter." — „Thorheit, Du närriſches Mädel! Wie kann hier ordentlicher-Leute Kind auf Karlos getauft werden? Das Zeug ſchreibt ja kein gewiſſenhafter Prediger in kein Kirchenbuch nicht. Alsdann weißt Du und haſt es mir neulich aus dem Tageblättchen ſelbſt vorgeleſen, daß man dem wahren ehelichen Namen des Bücherſchreibers nachſpürt." — Joſephine warf der Mutter einen unwilligen Blick zu. Einmal ſo unſanft in ihrer Beſchäftigung geſtört, mochte ſie zweifeln, den rechten Weg in das entweihte und geläſterte Heiligthum ſo bald wieder zu finden. Deshalb legte ſie als Zeichen ihr ſeidenes Läppchen in ihr Buch und ſchloß es mit einem milden Drucke. Sie wollte gleichſam, die ſchmale, weiche Hand, durch eine unempfundene Liebkoſung dem ſtummen Freund das Leid vergelten, das ihm unverdient widerfuhr. „Ihr drückt Euch wieder einmal recht ſeltſam aus, Mutter, ſo ſagte ſie aufſtehend mit verletztem Tone, „als ob er ein Räuber und Mörder wäre, dem die Polizei nachſpürte." — „Nun," meinte die hartnäckige Literatur-Verächterin, „wer von ſolchen Abſcheulichkeiten denken, dichten und ſchreiben kann, der iſt auch im Stande, ſie ebenſo zu begehen. Dein Herr Karlos oder Karl, der über einen Ehebruch und eine Entführungshiſtorie ſo hübſche Worte machen kann, daß leichtgläubige Dirnen, wie Du, noch über das Buch heulen können, anſtatt es in's Feuer zu ſchmeißen, der dürfte mir einmal nicht über die Schwelle. Dazu wäre mir Deine Ehre und meine Ruhe noch viel zu lieb."

Jungfer Blüthgen ſah verſtört und erſchrocken nach der Thüre. Wenn er nun, dachte ſie, der beſchworene Schatten des hart beleidigten Dichters, auf einmal daſtünde! Ihr Herz klopfte unter dem Mouſſelin-Tuche ſo heftig bei dieſer träumeriſchen Vorſtellung, daß ſie ſich mit der einen Hand am Fenſter halten mußte. Gezwungen lächelnd ſagte ſie nach einer Pauſe: „Damit, Mutter, braucht Ihr keine Noth und Eile zu haben. Er, und dieſe arme niedere Hütte! Und daß eher ein Freund nach ihm ſucht als ein feindlicher Späher, geht ja aus den Worten der Aufforderung ganz deutlich hervor." Sie griff in ihren Nähekorb und langte unter Läppchen von allen Farben und allen Stoffen, unter Band, Zwirn, Wachs und Nadelbüchſe ein ſchmales, verknittertes Stück Papier heraus, das ſie entfaltete und der Zweiflerin, wenigſtens zum zehnten Male, verlas. Daſſelbe lautete:

„Der Verfaſſer des in Nro. 121. dieſer Blätter veröffentlichten Gedichtes, Dieſſeits und Jenſeits betitelt, und pſeudonym mit Carlo Farniente unterzeichnet, wird hierdurch aufgefordert, ſeinen Namen und ſeine Adreſſe auf hieſigem Polizeibureau baldgefälligſt abzugeben. Auch wer ſonſt über ſeine Perſon oder ſeine Verhältniſſe eine genügende und beglaubigte Auskunft ertheilen kann, hat auf den Dank und im Falle des Verlangens auf eine Belohnung von dem Anfragenden zu rechnen."

Joſephine ſchlug ihr Fragment des Tageblättchens ſorgſam wieder zuſammen und barg es in dem alten Schlupfwinkel, der bei Schneidern die Hölle heißt, bei Nähterinnen aber galanter wohl Fegefeuer getauft werden könnte. „Es iſt mir doch gerade," ſo ſprach ſie mehr in ſich gekehrt, als zu der Mutter, „als ob ich ihn kennen müßte." — „Und Du hätteſt nicht übel Luſt, ihn anzugeben und Dir die Belohnung zu verdienen?" So ſpöttelte Frau Blüthgen. — „Pfui, wie könnt Ihr ſo etwas ausſprechen oder nur meinen? Nein, iſt ſein Name ein Geheimniß, und wüßt' ich's, o ich wollt' es heiliger bewahren, als mein liebſtes Kleinod, und nur mich ſelber ſollte der Gedanke freuen, daß ich wüßte, welche Geſtalt als Schöpfer hinter dem Vorhang jener lieblichen Dichtungen walte und ſchwebe." „Ich bitt' mir's aus," ſo brach auf dieſe ſanften Reden die Mutter los, „ich bitt' mir's aus, Jungfer Superklug. Nun hab' ich juſt genug von Ihrem Romankram und

Ihrer Gelehrtthuerei. Den Augenblick legſt Du das Buch weg und ziehſt Dich an. Es iſt gewiß ſchon drei vorüber und alle Welt längſt im engliſchen Garten. Am Ende wäreſt Du im Stande, den ganzen lieben Feſttag hier auf Deinem Stuhle zu verfaſeln, Deinen Romanmacher im Kopfe und ſein Geſchreibſel auf dem Schooſe."

Sepherl ſeufzte tief auf. Die Mutter hatte ihren Geſchmack und den verſtohlenen aber vergeblichen Wunſch des jungfräulichen Herzens errathen. Ja, daheimbleiben, wo möglich mit ihm allein! Oder auch hinaus, aber wieder mit ihm, ſein Buch im Arbeitsbeutel, und dann in einen ſtill-grünen Winkel des Parks, wohin nur Finkenſchlag, Wellengerieſel und Baumliſpeln drang, nicht Muſik und Geſchrei und Geſtampfe der feſttäglichen Luſt, die ihr profan vorkam ihrem geträumten Genuſſe gegenüber.

Aber Sepherl war eine gehorſame Tochter. Als ſie ſah, daß es der Alten Ernſt war, und daß ſie bereits die Haube mit den ellenlangen Bändern ſchmunzelnd aus der Schachtel nahm, faßte ſie ſich in das Unvermeidliche und trat entſagend vor den Spiegel, um die Morgens wegen vieler Arbeit aufgeſchobene Toilette zu vollenden. Sie hatte das Halstuch ſchon abgeworfen, da ſchien ihr etwas einzufallen; tief erglühend bis über den Nacken und Buſen hin, eilte ſie an's Fenſter zurück, um die kleinen Vorhänge raſch niederzulaſſen. Und als die züchtige Verhüllung geſchehen war, ſchlich ein furchtſamer Blick, geſchwind und zuckend wie ein Blitz aus Wolken, hinter demſelben hervor, hinaus, hinüber — Jungfer Blüthgen, wohin dieſer Blick?

In einer Idylle muß es bekanntlich lauter ehrliche Menſchen geben. Wir laſſen alſo, Leſer und Verfaſſer der gegenwärtigen, den Blick unangetaſtet an ſeine Adreſſe gelangen. Schnurſtracks den Fenſtern der Blüthgenſchen Familie gegenüber war ein anderes, dem ihrigen ſehr nahe verwandtes Manſarden-Zimmerlein, das „ein einzelner junger Herr“ bewohnte. Für mehr war es auch in der That kaum beſtimmt, und es fügte ſich wohl, daß ſelbſt dieſer eine Inſaſſe nicht immer den rechten Raum in demſelben fand. Mutter Blüthgen hatte den ſtillen Nachbar anfangs gewaltig belobt und herausgeſtrichen, aber bei längerem Beiſammenſein — denn die Vorſtadt St. Urſula war an dieſer Stelle ſo eng, daß man ſich über die Straße hin die Hand hätte reichen können — entwickelte derſelbe eine Eigenſchaft, welche der guten Wittwe im höchſten Grade zuwider war. Allnächtig, wenn der Wächter unten die zwölfte Stunde gerufen hatte, erhob ſich nämlich in der Manſarde des „ſtillen“ Nachbars ein räthſelhafter Rumor: Geſang, lautes und heftiges Reden durch einander, jedoch nur einer einzigen Stimme, ſtarke Schritte wie die eines haſtig Auf- und Abwandelnden, zu Zeiten ſogar wilde Läufe auf einer mit geringem Geſchick behandelten Violine weckten die Frau aus ihrem beſten und früheſten Schlafe. Wittwen haben obendrein einen ſehr leiſen; wenigſtens ſagt man es. Zuerſt hielt es Frau Blüthgen für Fieberphantaſien und bedauerte den armen verlaſſenen Kranken; hernach, als die regelmäßige Wiederkehr des Spektakels ſie ebenſowohl als die geſunde Farbe des Störenfrieds von dem Ungrund ihrer Beſorgniß überzeugte, wünſchte ſie den tollen Muſikanten ungenirt zum Teufel, endlich nach einem halb ſchlafloſen Vierteljahre gewöhnte ſie ſich an ſein Treiben, wie ſich der Menſch an Alles gewöhnt, an Mühlengeklapper und Ehemanns-Schnarchen ſogar. Sie ſchlief nun wie ehedem, und das einzige Reſultat war, daß ſie den Nachbar einen tollen Kerl nannte mit eben ſo viel oder eben ſo wenig Recht, wie ſie ihn ſonſt einen ſtillen Menſchen geheißen und beifällig beaugenſcheinigt hatte.

Umgekehrt Jungfer Joſephine. Erſt als die Serenaden Nachts ihren Anfang und Fortgang nahmen, beachtete ſie den neuen Nachbar. Sein Aeußeres mißfiel ihr nicht, weil es in keiner Weiſe blendend und herausfordernd war. Ein kleines, blaſſes Geſicht mit blöden Augen, die kaum einen Blick an ihr Fenſterlein zu richten wagten, und eine entſprechend zarte Geſtalt; die Kleidung nachläßig bis zum Aermlichen und nur in einem Punkte, den ſie mit Kennerurtheil zu würdigen wußte, muſterhaft, in der Leibwäſche nämlich. So ſtellte ſich der junge Mann dar. Ein armes Studentchen, dachte Joſephine, oder ein Kopiſt. Im erſten Monat avancirte er zum Maler, weil ſie eine Staffelei im Zimmer bemerkte, im zweiten, wo die Nachtmuſiken anhoben, zum Muſiker, im dritten hatte ſie heraus, daß er Dichter ſein müſſe, ja Dichter und Schriftſteller.

Warum? Erſtens weil er des Morgens bis gegen zehn Uhr ſchlief, zweitens weil ſeine Wirthin gegen Wittwe Blüthgen Klage geführt über unſaldirt gebliebene Rechnungen und einen großen Tintenfleck auf der Diele, drittens weil Joſephine eines ſchönen Mondabends Zeugin geweſen war, wie der Nachbar einem prächtig ſchlagenden Sproſſer, den er erſt gekauft, geäßt und gehegt hatte, die Freiheit ſchenkte.

Wie nichts in der Welt ohne Wechſelwirkung bleibt, ſo auch nicht die treue und geheime Beobachtung, mit welcher Joſephine ihr Gegenüber ſtudirte. In dem Jahre, welches er nun da drüben ſaß, von ihr nur durch einige Spannen Luftraumes getrennt, hatte ſich ohne ein Wort der Einleitung ein ſtillſchweigendes Verhältniß unter Beiden gebildet. Oft begegneten ſie einander auf ihren ſeltenen Gängen. Wenn Joſephine Abends ſpät noch ein Ballkleid in die Stadt tragen mußte, war es ihr ein Troſt und eine Freude, den Schatten des Nachbars hinter ihr hergleiten zu ſehen an den Häuſer- und Garten-Mauern. Und ihm färbte eine verrätheriſche Glut die blaſſe, feine Wange, ſo oft er Sonntags im engliſchen Garten, in der Au, auf dem Kirchwege die wohlbekannte Geſtalt an ſich vorüber gehen ließ. Er grüßte nicht, ſie ſchlug die Augen nieder, und dennoch war es Beiden, als hätten ſie einander die Hände geſchüttelt. Sein erſter Blick, wenn er um eilf Uhr Mittags die Rouleaux ſeines Fenſters aufzog, flog hinüber, wo ſeit vier Stunden wenigſtens auf dem gewohnten Platze die Nähterin ſaß, und wenn ſie Abends ihre Blumen begoſſen — ſechs beſcheidene Töpfchen mit jammervollen Geraniums-Strünken und einem verkümmerten Heliotrop, — wenn ſie endlich die ſchildplattene Uhr unter dem Spiegel vorſichtig aufgezogen hatte, ſchielte ſie, ehe ſie ſich entkleidete, noch einmal nach dem milden, freundlichen Schein ſeiner Studirlampe hinüber. Weckten ſie dann Nachts ſeine Geigenſtriche, ſo fühlte ſie ſich gar nicht erzürnt und aufgebracht deswegen, und es ärgerte ſie nur, daß trotz der Stille der Nacht das geſchloſſene Fenſter keines ſeiner überlaut rezitirten Worte an ihr Kopfkiſſen dringen ließ. Aufſtehen, öffnen, hinüberlauſchen — wie gern hätte ſie es gethan, allein neben ihr ſchlief die Mutter, über die ſie hinſteigen mußte, und Mütter haben, ſo ſagt man ebenfalls, einen leiſen Schlaf, zumal wenn ſie eine ausgewachſene Tochter an ihrer Seite träumen und glühen laſſen.

Wittwe Blüthgen war an dem bewußten Feſttage mit Joſephine kaum aus ihrer Hausthüre getreten, ſo erſchien auf der Schwelle der ſeinigen auch der Nachbar. Die beiden Frauen waren ſonntäglich geputzt, obgleich die Nähterin, der Sitte ihres Standes treuer als viele Schweſtern, noch immer die kleine Haube trug, wodurch die Bürgermädchen von den Honoratioren-Töchtern ſich unterſcheiden. Der Nachbar ging einen Tag wie alle in ſeinem beſcheidenen Röcklein einher, und Kleiderkundige hätten können darüber uneinig werden, ob ſein Filz mehr von den Handſchuhen abgegriffen, oder dieſe mehr durch jenen beſchmutzt wären.

Auch ſein Geſicht zeigte keine auffallende Sabbaths-Farbe; auf dem war alle Tage Sonntag, eine gemüthliche Ruhe nämlich und ein träumendes Behagen zu leſen, und wenn jetzt die Augen nicht wie gewöhnlich am Boden hafteten, nicht mit dem Ausdrucke der Scham, ſondern nur in tiefer Gleichgiltigkeit gegen alles Aeußere, ſo kam das lediglich daher, daß ſie dem Wege der vorauswandelnden Frauen folgen mußten, um den ihrigen zu finden.

Er ſchlenderte langſam hinter ihnen drein. Sein Vergnügen war, die ſchlanke Taille der Nähterin zu bewundern, und wie in natürlicher Anmuth ihr Gang in den Hüften ſich wiegte und harmoniſch forttrug. Ein Stutzer würde, hätte er ſie ſo geſehen, haſtig hinterher geeilt ſein, um ſich eine Täuſchung zu holen. Denn — geſtehen wir es nur, ſo leid es uns auch thut, nicht ein Urbild weiblicher Schönheit in unſerer Heldin aufſtellen zu können, — Jungfer Blüthgen paſſirte von vorne angeſehen vor dem Richterſtuhle einer ſtrengen Critik kaum noch für hübſch. Ihr Mai mußte längſt vorüber ſein, und wenn ſchon die reinen und einfachen Züge des Geſichtes, wenn namentlich das ausdrucksvolle Auge von mehr Geiſt und von feinerem Gefühl zeugten, als man dem Kleide nach ihr zutrauen durfte, ſo hatten doch Sorge und Arbeit ihre

Spuren auf demſelben zurückgelaſſen. Die Ränder des Augenlides waren leiſe geröthet, ob vom Nähen oder vom Leſen bei Licht, ſtand dahin, und dies trug, namentlich wenn eine gefällige Phantaſie Thränen und Liebeskummer aus dieſer Röthe herauslas, viel dazu bei, den elegiſchen Character der ganzen Erſcheinung zu vollenden. Auch hielt ſie in Wahrheit den Kopf ein wenig gebeugt, ſei es, daß ihr Handwerk ſo ſchwer auf ſie drückte, oder daß körperliche Schwäche die Stirn mit dem braunen, ſchlichten Haar und die faſt ſchon abwelkenden Wangen der Erde entgegen neigte.

Ob der Nachbar dieſe ſcharfſichtigen Bemerkungen hervorbrachte, als er, wie bemeldet worden, hinter den beiden Frauen drein ging? Wir glauben es kaum. Sein Auge wenigſtens verrieth nichts von ihnen. Er hatte beide Hände vergnügt und behaglich in die Rocktaſchen geborgen und zog in Frieden ſeines Weges oder vielmehr des der Vorauswandelnden. An der Ecke der Kaltmantelſtraße ereignete ſich aber eine merkwürdige Begebenheit, über welche wir eben ſo wenig hinauskönnen, als der ſtille Nachbar. Mutter Blüthgen blieb nämlich bei einer guten Freundin — Niemand hat deren mehr, als eine arme, alte Frau, um doch etwas haben zu können! — gefällig ſtehen und erkundigte ſich bei ihr nach den Fleiſch- und Wecke-Taxen der letzten Polizeiſeſſion, der Mann der Freundin war nämlich Marktmeiſtergehülfe. Joſephine mußte als gute Tochter mitſtehen bleiben, und wie ſehr ſich auch Schritt und Tritt des Nachbarn mit jeder Minute verlangſamten, ſo war es doch am Ende nicht mehr zu vermeiden, daß er an ihnen vorüber ging. Er that es. Daß Joſephine erröthete, eher noch als er an ihnen war, daß er erröthete, nachdem er vorüber, nun das ſind Dinge, welche ſich von ſelber verſtehen. Allein wohin nun? Sein Leitſtern war verſchwunden, ungewiß irrte er auf dem Trottoir umher, zurückſchielend, vorwärtsſchleichend. Wenn einer Ameiſe ein Stücklein Holz in den Weg gelegt wird, kann ſie ſich nicht verlegener und ungeſchickter geberden, als der Nachbar. Wäre er ein gelernter flaneur geweſen, — wir groben Deutſchen nennen das Pflaſtertreter, — er hätte ja nur an den freilich verſchloſſenen Kramladen ſich aufpflanzen können, mit dem Stockknopf am Mund, die Lorgnette kunſtgerecht zwiſchen Stirn- und Backen-Knochen eingeklemmt, eine Arie aus Donizetti murmelnd. Aber leider verſtund er dieſe Kunſt ſo wenig als manche andere. Seine Unſchlüſſigkeit ſteigerte ſich bis zur Verzweiflung, dieſe zum Muthe, — Uebergänge, die auf der pſychologiſchen Stufenleiter nicht allzuweit auseinanderliegen. Um mehr Courage und

Faſſung auszudrücken, knöpfte er ſein Röcklein bis an den Hals zu, drehte ſich ſtumpf um und war mit drei Rieſenſchritten — mehr und kleinere hätte er auch vor eitel Befangenheit nicht machen können, — bei der noch plaudernden Gruppe an der Ecke der Kaltmantelſtraße. Sepherl ſah ihn umkehren und auf ſie zukommen; ſie erſchrack ſo heftig über dieß Unternehmen, daß ihr Arbeitsbeutel ihren Händen entglitt und auf das Steinpflaſter fiel. Der Stubenſchlüſſel, der darin war, klapperte vernehmlich. Für einen Weltmann die ſchönſte Gelegenheit von der Welt, für eine Weltfrau ſogar ein geſuchtes Ohngefähr, ein mit den Haaren herbeigeriſſener Zufall! Aber die Nähterin kannte die Koketterie nur aus den Kleidermuſtern ihrer Kunden und aus den geheimen Vorſchriften, welche dieſe ihr beim Maßnehmen noch nachträglich in's Ohr flüſterten. Und der Nachbar ſeinerſeits kannte die Galanterie nur in Büchern, obendrein in ſolchen, die er ausdachte. Statt den Arbeitsbeutel aufzuheben, mit einer graziöſen Verbeugung zurückzugeben, und eine raſche Bekanntſchaft aus ſeinen Seidenquäſtlein einzufädeln, trat er vielmehr noch in blinder Haſt derb und zutäppiſch darauf und pulveriſirte den inwendig verborgenen Feſtkuchen in ſeine urſprünglichen Hauptbeſtandtheile, Roggen-Mehl und Waizenkleien.

Nun ſtand er da, wie angenagelt, den rechten Fuß noch immer auf dem Schlachtopfer ſeiner Ungeſchicklichkeit. Joſephine machte eine Bewegung ihn aufzuheben und faßte dabei an ſeinen Stiefel, er bückte ſich, — wieder eine Gelegenheit, die Hand der Hand begegnen zu laſſen, und wieder nichts. Erglühend ſchnellten Beide wieder in die Höhe, ſie den geretteten Arbeitsbeutel am Bändel aufzerrend. Ihre Mutter ſah ihn verwundert an, und erſt jetzt ſchien er ſich zu beſinnen, was er eigentlich doch gewollt. „Sie entſchuldigen gütigſt,“ ſtammelte er, „aber könnten Sie mir nicht ſagen, wo hier der Weg in den engliſchen Garten geht?“ Wittwe Blüthgen maß ihn mit einem verblüfften, nach und nach in Unwillen übergehenden Geſichte. „Nur als der Naſe nach,“ ſo entgegnete ſie kurz und ſchnippiſch, „und wenn ſie an einen großen Kaſtanienbaum ſtößt, den laſſen Sie links liegen und gehen in den grün angeſtrichenen Thorweg rechts, da können Sie nicht fehlen.“ Sie machte einen höhniſchen Knix und ſah ihre Freundin triumphirend von der Seite an, während ſich Joſephine beſchämt abkehrte. Der Nachbar zog ſein Hütlein tief ab, ſchwenkte es bis zur Erde und ſchlich mit den Worten davon: „O ich bitte recht ſehr, o ich danke recht ſehr!“ — „Weiß nicht, was dem tollen Kerl einfällt,“ ſo ſagte die

Wittwe hinter ihm her, „als ob er den Weg nicht allein finden könnte; bin ihm doch ſelber ſchon manchmal in den Anlagen begegnet.“ Ihre Tochter ſchwieg; ſie revidirte im Arbeitsbeutel insgeheim den angerichteten Schaden.

Dort flog er hin, wie leicht, wie fröhlich, wie unbändig, der fein Beſchiedene! Kaum daß er in ſeiner Freude dem dicken Pelzhändler aus dem Wege ging, welcher mit Frau und Kindern daherſtolzirt kam, kenntlich daran, daß letztere — trotz der Pfingſtwärme, alle was Haariges an ſich trugen, auf der Mütze, am Kragen und an den Schuhen. Der Nachbar war außer ſich und ungemein zufrieden mit ſeiner Kühnheit und ihren Erfolgen. „Nun kenne ich ſie doch wenigſtens,“ ſo jubelte er in ſich hinein, „und das Schwierigſte iſt glücklich überſtanden!“

Deſſelbigen Abends — denn leider können wir nicht alle Erlebniſſe des reichen Pfingſtfeſtes aufzählen — erhub ſich in der Wohnung des Nachbars wieder der mitternächtige Skandal, nur ſtärker und räthſelhafter noch als zuvor. Natürlich. Er mußte ja neben ſeinem dichteriſchen Enthuſiasmus noch den des glücklichen, zum erſten Male glücklichen Liebhabers austoben. Sein angefangenes Trauerſpiel und die Geige, alſo Dicht- und Tonkunſt, genügten ihm daher zur Entäußerung ſolcher Fülle und ſolches Dranges nicht mehr, er nahm zu einer dritten Kunſt ſeine Zuflucht, walzte in der Dachſtube umher, daß Fenſter und Dielen zitterten, und daß ein Stuhl nach dem andern ächzend in einen Winkel flog. Wie mochte der Jungfer Blüthgen drüben im Düſtern das Herz klopfen, als ſie des Hexen-Sabbaths gewahr wurde! Erwachte doch ſelbſt die Mutter und gelobte mit einem theuren Eide, mit früheſtem Morgen den argen Trunkenbold bei dem Polizeiamte zu belangen. „Das wollen wir doch ſehen,“ eiferte ſie, „ob es erlaubt iſt, ehrliche Leute bei nachtſchlafender Zeit in ihrem ſauer verdienten bischen Schlaf ſo zu verinjuriiren.“ Und ſie legte ſich auf die andere Seite, um ruhig wieder fortzuſchnarchen.

Indeß ſollte es drüben nicht lange dauern mit der Herrlichkeit. Es wurde ſtark an die Thüre des Poeten-Zimmerchens gepocht, und als der Poltergeiſt in ſeinem Treiben dies nicht gewahr ward, öffnete ſich jene plötzlich, und auf der Schwelle erſchien ein Phantom, das ſelbſt einen ruhigeren Beobachter hätte in Furcht ſetzen mögen. Eine lange weiße Geſtalt, auf dem Kopfe eine ſpitze Zipfelmütze, einen dicken wollenen

Shawl um den Hals geknotet, in weißer Piquejacke und ditto Inexpreſſibles, dazu in einer Hand eine fürchterliche Hetzpeitſche, in der andern eine Wachskerze, die auf die furchtbare Geſtalt ein furchtbares Licht fallen ließ — —

— Hier bekommt die Idylle einen ſchauerlichen Character, und ich rathe nervenſchwachen Leſerinnen näher an einen vielleicht eben zur Hand befindlichen männlichen Troſt, ſei er nun Gatte, Bruder oder Freund, anzurücken . . . .

Der Nachbar und das Geſpenſt ſtanden einander einen Augenblick lang mit Erſtaunen und Schreck gegenüber. Jener faßte ſich zuerſt wieder, und wenn das bei ſeiner ſonſtigen Blödigkeit unglaublich ſcheinen dürfte, der beſinne ſich, daß manche Menſchen, namentlich Dichter, ſofern ſie auch Menſchen ſind, nur Abends oder Nachts Muth äußern, wie das Katzengeſchlecht unter den Thieren zu dieſer Zeit vorzugsweiſe ſcharf ſieht.

„Iſt es Ihnen vielleicht gefällig, näher zu treten?“ So ſagte feſt und vernehmlich der Nachbar.

„Sie ſind alſo der Gentleman, der in dieſem Zimmer wohnen thut?“ fragte, in gebrochenem Deutſch, das Geſpenſt zurück.

„Zu dienen, mein Herr.“

„Und Sie allein, ganz allein vollführen den entſetzlichen Lärm, vor dem das ganze Haus nicht ein Auge ſchließen kann?“

„Zu dienen, mein Herr.“

„Mein Herr, ich habe die verwünſchte Ehre, Ihr Hausgenoſſe zu ſein. Ein Stockwerk unter Ihnen wohne ich. Wiſſen Sie, was das heißt, mein Herr, unter Ihnen? Unter Ihnen!“

„Dann ſind Sie alſo der Wohlthäter, der mich jeden Morgen mit Hundegeheul und Hörnerklang aus meinen Träumen weckt? Wiſſen Sie, was das heißt, mein Herr, über Ihnen wohnen? Wiſſen Sie es?“

„Sir, mein Hund heult, nicht ich. Und wenn er heult, ſo geſchieht es, weil ich ihn prügle. Und wenn ich ihn prügle, ſo geſchieht es, damit er ſich an das Waldhorn gewöhnt und die erſten Anfangsgründe der Jagddreſſur ſpielend lernt. Aber Sie, mein Herr“ —

„Gemach,“ unterbrach der Poet den entrüſteten Hausgenoſſen. „Gemach, wenn ich bitten darf. Es iſt mir ſehr erfreulich, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, und ich bin beſchämt darüber, daß Sie an Höflichkeit über mir ſind, obgleich Sie doch unter mir wohnen. Aber geliebt es Ihnen nicht, näher zu treten? Sie werden mir nicht zumuthen, einen ſo ehrenwerthen Beſuch auf der Schwelle zu laſſen. Mit Erlaubniß, Sir!“

Höflich nahm er ihm die Wachskerze und die Peitſche aus der Hand, blies jene aus, ſetzte beide weg und lud den Fremden mit einer feinen Handbewegung auf das ſechs Spannen lange Sopha ein, das ſich vor ſeinem nächtlichen Tanze in einen fernen Winkel des Dachzimmerleins verkrochen zu haben ſchien. Der Fremde ließ ſich, überraſcht von der ungewöhnlichen und ſehr entſchiedenen Weiſe, womit er ſich empfangen ſah, auf die verſchabten Kiſſen geleiten und blickte immer noch ganz erſtaunt in den neuen und engen Räumen umher.

„Und hier in dieſer kleinen Cajüte machen Sie den unendlichen Lärm? Sie, Sir, Sie ganz allein?“ Das waren die erſten Worte, die er nach einer Pauſe gegenſeitiger Betrachtung wieder an den ſtill neben ihm ſitzenden Hausgenoſſen richtete.

„Sind Sie vielleicht gekommen, mir zu helfen, ſo ſoll es mir deſto angenehmer ſein,“ erwiderte lachend der Gefragte. „Sehen Sie, mein Herr, die Stühle ſind zum Lärmen doch nur eine erbärmliche Geſellſchaft, die Bücher obendrein und die Flaſchen noch mehr. Das wehrt ſich nicht, das fliegt gleich in eine Ecke und kracht und zerbricht. Ein handfeſter Mann wäre mir lieber. Hätten Sie nicht Luſt, werther Herr?“ Er ſtellte ſich luſtig dem erſtaunt Daſitzenden gegenüber.

„Hören Sie mich,“ ſagte dieſer, „und laſſen Sie einmal Ihre tollen Geſchichten ſein. Ich heiße Rattiſon, Edward Rattiſon, gebürtig aus Kork in Irland, Captain außer Dienſt, ſeit drei Tagen in dieſem Hauſe, ſeit einigen Jahren in Deutſchland mit Halfpay, Sir.“

„Erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Und was verſchafft mir die ſpäte Ehre, Miſter Rattiſon?“

„Sir, ich bin ein alter, mürber Knabe, habe was mitgemacht in der alten und neuen Welt, verlange nun auch meine Ruhe. London war mir zu geräuſchvoll, das ganze Land ſammt den Provinzen und Inſeln desgleichen. Auch hat das alte England keine gute Forelle aufzuweiſen, und Sie ſollen wiſſen, mein Herr, daß ich ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Forelle bin. Von England wandte ich mich nach Frankreich, Sir; das Volk aber ſchwatzte mir zu viel, in drei Wochen hatt' ich Ohrenzwang. Daß ich's kurz mache, aus Spanien vertrieben mich die Mönche, aus Italien die Flöhe, aus Griechenland die bairiſchen Bierbrauereien. Zuletzt kam ich nach Deutſchland, ganz zuletzt, ſchon beinah verzweifelt.“ —

— „Deutſchland dankt Ihnen, Miſter Rattiſon.“ —

— „Nicht Urſache, Sir. Ich blieb nur, weil ich nirgends mehr anzukommen wußte. Lang hab' ich in allen achtunddreißig Haupt- und Reſidenzſtädten umhergeſucht, ohne eine Stätte zu finden, wo ich mein

Haupt niederlegen konnte. Hier waren mir zu viel, dort zu wenig Engländer, aus Frankfurt jagten mich die Juden fort, aus Berlin die Pietiſten."

„Entſchuldigen Sie, aber Ihrem Schickſale nach hätte ich Sie ſelbſt für einen Juden gehalten, den ewigen nämlich." — „Verzeihen Sie, Sir, ich bin nur Katholik. Well, von allen deutſchen Städten konnte ich nur in dieſer wohnen, von allen Straßen dieſer Stadt nur in der Vorſtadt St. Urſula, und — lachen Sie nicht, Sir, — von allen Häuſern nur in dieſem. Jedermann hat ſeine kleinen Eigenheiten, ich auch."

„Indeed, Sir?"

„Nur hier fand ich ein Schlafzimmer nach Oſten gelegen, ein Kamin, das nicht raucht, Parkettboden ohne Aſtlöcher, Fenſter ohne Zug, Tapeten, die meinen armen angegriffenen Augen gut thun, kurz Alles. Mit zwanzig Schritten bin ich an einem Waſſer, das köſtliche Forellen führt, mit dreißig in einem Leſe-Cabinet, wo nicht geraucht und nicht geſprochen wird, mit fünfzig auf dem Markte, um mir meine jungen Gemüſe ſelbſt einzukaufen, o Sir, ich war zum erſten und einzigen Male glücklich in der Welt, in dieſem erſten und einzigen Hauſe!"

Miſter Nattiſon heulte, daß ihn der Bock ſtieß. Immer noch verwundert, aber nicht ohne einen Ausdruck bereitwilliger Theilnahme ſah ihn der Hausgenoſſe an, welcher nun erſt zu errathen anfing, wohin der nächtliche Beſuch zielte. Nach minutenlangem Schluchzen hub der Letztere wiederum an:

„Zwei Tage lang im Himmel, es war zu viel für mich armen alten Mann. Zwar weckte mich Nachts um zwölf Uhr Ihr vermaledeiter Lärm, allein ich denke, das geht vorüber, es werden, mit Ihrer Erlaubniß, Sir, junge Drunkards ſein. Heute erzählt mir das Hausmädchen, daß ſolches Treiben nicht Ausnahme ſei, ſondern Regel, und daß Sie der Urheber. Ich ſtaune, zweifle, warte. — Richtig, Sie fangen von Neuem an, und da bin ich nun!"

„Mein Herr," erwiderte der Poet, indem er zutraulich ſeine Hand auf die weiße Piquejacke legte, „ich habe Sie pflichtſchuldigſt ausreden laſſen, vergönnen Sie mir nun ein Gleiches. Ich bin Poet, mein Herr, ein deutſcher Poet. Als ſolcher habe ich kein Recht, keine Freude, kein Glück in der Welt, als thun und laſſen zu können, was mir eben behagt. Mein Geſchmack iſt es nun, Nachts zu lärmen, Tags zu ſchlafen, wie es der Ihrige iſt, Hunde zu dreſſiren und Forellen zu angeln. Ich gehe nicht auf die Straße, nicht in Ihr Zimmer, nicht einmal auf den Gang, ich bleibe in dieſen elenden vier Wänden, allein als Britte kennen

Sie das Sprichwort gewiß, mein Herr: my house is my castle, darnach handle ich. Und ſomit Baſta!"

Er ſtand entſchloſſen und mit einer Art von Stolz auf, wurde aber von ſeinem Gaſte ängſtlichſt in das enge Canapee zurückgezogen. „Machen wir," ſo bat Captain Rattiſon eindringend, „die Sache in Güte und Frieden unter uns aus, mein guter Sir, Sie ſehen, ich könnte die Gerichte zu meinem Schutze aufrufen."

— „Halt, mein Herr, wenn ich bitten darf. Verklage ich denn Sie, daß Ihr Hund von Morgens ſieben Uhr an heult, Ihr Waldhorn zwei Glockenſtunden lang mich quält? Verklage ich den Kupferſchmied hier neben an, weil er auf ſeine Keſſel und auf mein Trommelfell alltäglich unbarmherzigſt loshämmert? Nein, mit den Gerichten kommen Sie bei uns nicht weit, da ſparen Sie alle Verſuche. Auch bin ich ja nicht ohne Abſicht hieher gezogen in ein abgelegenes Viertel, wo nur arme, tolerante Leute wohnen. Ja, wären Sie ein Miniſter, mein Herr, oder eine Kupplerin, oder ein Hofbankier, o ich würde mich wohl hüten, alsdann Ihren heiligen Schlaf zu gefährden, aber ſo — — Geſtehen Sie, was würden Sie, ein Fremder, ohne Kenntniß unſerer Geſetze und Formen, ohne Empfehlung und Verbindung, auf dem Schneckenwege des Rechts gegen mich erreichen?"

Der Engländer nickte ingrimmig und ſah ſeinen Feind mit ſtarren Zornblicken an. „Und wenn ich nun,“ murmelte er endlich, „einen näheren und kürzeren einſchlüge, denn der Gewalt?“

Ein ruhiges Gelächter war die ganze Entgegnung. „Mein theurer Miſter Nattiſon,“ ſagte der Poet in ſeliger Gemüthsverfaſſung, indem er langſam die Hände rieb. „Sie waren ein brittiſcher Captain, ich nur ein deutſcher Student, Ihre anſehnliche Körperlänge ſticht vortheilhaft gegen mich ab, zudem haben Sie Werkzeuge mitgebracht,“ — er deutete auf die weggeworfene Hetzpeitſche — „deren Sinn ich leider zu ſpät errathe. Wollen Sie es nicht auf einen Verſuch ankommen laſſen?“

Miſter Nattiſon ſtand heftig auf und machte einen Gang durch das Dachkämmerlein, allerdings eine Unternehmung, die leicht und ſchwer zu bewerkſtelligen, wie man es nimmt, leicht, weil man mit vier Schritten an der Welt Ende war, ſchwer, weil auf dem Erdboden eine liebe Menge Bücher, Papiere, Stuhlbeine, Weſten, Weingläſer, Kleiderbürſten und Blumenſcherben umhergeſtreut waren. Der Zerſtörer dieſer friedlichen Welt ſaß unſchuldig und in ſich gekehrt, wie Marius auf den Trümmern von Karthago, mitten in dem Chaos drin, und ſeine Gutmüthigkeit ging ſogar ſoweit, daß er den nächtlichen Ueberfaller freundſchaftlichſt warnte, ſich an den ſchief herabdräuenden Balken und Sparren des Dachſtuhles keine Beule zu ſtoßen. Zwiſchen Aerger und Gelächter ſchwankend, trat der Spaziergänger wieder auf ihn zu und fragte: „Herr, iſt denn mit Ihnen kein vernünftiges Wort, kein acceptabler Vorſchlag möglich?“

„Laſſen Sie hören!“

„Haben Sie keine Bedürfniſſe, keine Wünſche, keine Mängel, denen ich abhelfen könnte, verſteht ſich unter der Bedingung, daß Sie dagegen die nächtlichen Tumulte einſtellten?“

„Bedürfniſſe? — Nein. Wünſche? — O ja. Ich möchte mein Trauerſpiel auf allen deutſchen Theatern auspfeifen hören, um von ſeinem Werthe deſto feſter überzeugt zu ſein.“

„Ich pfeife mit, Sir, ich pfeife entſetzlich mit.“

„Ferner, ich möchte,“ — Aber der zweite Wunſch des Poeten fiel von den lächelnden Lippen zurück auf das Herz, und jene ſchloſſen ſich, in Scherz und Ausgelaſſenheit auf einmal wehmuthsvoll und ſtill, über einem ſeligen Geheimniß.

„Ich bin,“ ſagte der Engländer weiter, „nicht reich. Aber ich wäre im Stande, eine namhafte Summe zu opfern, um Sie aus dem Hauſe zu ſchaffen. Ich gebe Ihnen eine jährige Miethe, und Sie lärmen an einem andern Ende der Stadt. Ihnen kann es ja gleich ſein, wo Sie die Leute toll machen.“

„Meinen Sie?“ fragte der Nachbar zurück und, noch voll von den naheliegenden Gedanken des zweiten Wunſches, mit einem dolmetſchenden Blick auf die Fenſter der Nachbarin, fügte er hinzu: „Sie, Miſter Rattiſon, ſind nicht reich, ich bin ſogar arm, blutarm, allein Sie könnten mir Ihren Halfpay bieten, ganz und gar, ich änderte meine Wohnung nicht. Nicht gegen St. James-Palaſt, nicht gegen die Tuilerien dieſe Dachſtube!“ Er legte die Hand wie betheuernd oder begeiſtert auf's Herz. Plötzlich ſchien ihm eine neue Wendung des Verhältniſſes, eine Möglichkeit, eine Hoffnung aufzutauchen, und raſch wandte er ſich zu dem Captain, der ſchon verzweifelnd an Aufbruch und abermalige Flucht dachte. „Mein Herr,“ ſtammelte er mit tieferer Bewegung, als die barocke Situation rechtfertigen mochte, „mein Herr, wie viel geben Sie? Ja, ich verkaufe meine Freiheit, meine poetiſche Raſerei, mein potenzirtes und beſſeres Selbſt, ich verkaufe es an Sie. O wenn Sie wüßten, warum! Gleichviel das, bieten Sie!“

— „Eine Jahresmiethe, wie geſagt.“

„Lächerlich.“

„Funfzig Pfund.“

„Nicht um das Doppelte.“

„Herr, ſind Sie toll?“

„Nein, Herr, aber es handelt ſich hier um eine zwiefache Exiſtenz, um die Ihrige und die meinige.“

„Verdammt, daß er Recht hat,“ knirſchte der Käufer, während der Verkäufer in hoher Aufregung vor ihm auf- und niederlief, gleichſam als wolle er, um jenen zu ſteigern, ſein altes Spiel von Neuem beginnen. Fluchend hielt ſich Rattiſon die Ohren zu, als die Geige von der Wand geriſſen und kläglichſt behandelt wurde, als hier ein Stuhl krachte, dort eine Flaſche klirrte. „Noch iſt es mein Eigenthum,“ ſchrie der wie wahnſinnig umhertobende Poet dazwiſchen, „noch iſt es, bieten Sie, Sir, oder ich zertrümmere Alles, Sie und mich mit.“

Wohl eine Stunde lang hatte der ſeltſamſte aller Sklavenmärkte gewährt, als beide Parteien endlich Handels einig wurden. Top — top, ſo klang es hüben und drüben, und ein dröhnendes Doppelgelächter beſtätigte den unerhörten Vertrag. „Tauſend Pfund,“ ſchrie Miſter Rattiſon, „tauſend Pfund! Ich bin ein ruinirter Mann, aber es ſchadet nichts, ich habe doch meine Ruhe. Nun will ich ein Jahr lang keine Forelle fangen, keinen Jagdhund kaufen, keine Schnepfe ſchießen, dann iſt Alles eingebracht. Eine Minute, Sir, und ich hole das Geld, indeſſen ſetzen Sie den Contract auf. Alles ſchriftlich, Alles feſt, Alles auf den Buchſtaben!“ Und hinaus und hinunter ſtürzte er, während ſein Hausgenoſſe nachdenklich allein zurückblieb und ſich an den Schreibtiſch warf, um wohl zum erſten Male im Leben an derſelben Stelle einen Kaufpact zu entwerfen, wo er ſonſt nur Verſe an die Nachbarin und Träume und Reime niedergeſchrieben. Seine Finger zitterten, wie ſie über den großen, weißen Foliobogen liefen, und als er geendet, lehnte er ermattet ſich zurück: „Ich habe meine Seele dem Böſen verſchrieben!“ ſtammelte ſein Mund, und er begrub das beſchämte Antlitz kummervoll in den Händen.

Eine ſchlechtere Nacht, und zwar aus ſolchen Gründen, hat noch niemals ein Poet durchfiebert, als der ſo plötzlich und ſo wunderbar reich gewordene. Reich! — Ihm däuchte es wenigſtens, dem mit der Welt und ihrem goldenen Kalbe unbekannten, ein unerſchöpflicher Reichthum: eintauſend Pfund Sterling, und ein ſo ſchlechter Rechenmeiſter er auch war, redigirte er doch die ſchöne Zahl mehr denn einmal in alle ihm geläufigen deutſchen Münzſorten, wo möglich und am liebſten in die allerkleinſten, damit die Ziffer deſto mächtiger klänge. Spät und mit Mühe ſchlief er ein, er, den ſonſt nach dem lauten und fröhlichen Beſuche der Muſe der Gott mit den Mohnkörnern ſo leicht überwältigt hatte; früh und mit wüſter Stirn erwachte er, um zum erſten Male die Wahrheit „Morgenſtunde hat Gold im Munde“ an ſich zu erproben. Im erſten Augenblick, da er in dem niedrigen und dunkeln Verſchlage ſich unſicher umſah, welcher ihm als Schlafgemach diente, war er nicht abgeneigt, die Begebenheit des geſtrigen Abends für einen neckiſchen Traum zu halten, und, ſonderbar genug, es ſchlug ſein Herz ordentlich erleichtert und wohlgemuth bei dem Gedanken: Du biſt jetzt noch gerade ſo ein armer Teufel, als vor vier und zwanzig Stunden, nur dichteriſche Phantaſie hat Dir einen Streich geſpielt. Ein Griff unter das zerknitterte Kopfkiſſen überführte ihn eines Anderen, da lagen die gewichtigen Papiere, wo ſonſt nur ein mit Bleifeder gekritzeltes Liedchen, ein flüchtiger Einfall vor dem Einſchlafen geborgen geweſen waren. Mit habgieriger Freude zählte er ſeinen Schatz auf's Neue durch, und bei jedem Gulden-Hundert flog ein glühender, zuverſichtlicher Blick in die Nachbarſchaft. Und dennoch, er mußte ſich das geſtehen, als er beim Ankleiden vor Zerſtreuung und Kopfſchmerz kaum den

Weg in die engen Unausſprechlichen finden konnte, dennoch hatte er auf keinem Mahnbrief, keinem Wechſel jemals ſchlechter geruht, als auf ſeinem „Capital.“ — Capital! — Was für ein Ausdruck für einen Poeten!

Seine Verſtimmung zu vollenden, mußte das freundliche Gegenüber, dem ſchon ſo mancher einladende Gruß hinüber geſtrahlt hatte, unſichtbar ſein, wahrſcheinlich frühzeitig zur Arbeit außer Haus gegangen. Nur Mutter Blüthgen ſaß, mit der Brille auf der Naſe, am Eckfenſterlein und ſortirte Linſen. „Das kann ſie auch in Zukunft bleiben laſſen,“ murmelte geringſchätzig der reiche Poet in ſich hinein, „Hülſenfrüchte ſollen nun nicht auf meinen Tiſch kommen, für Leute von ſitzender Lebensart iſt das ein gefährliches Gericht.“

Ein Gang durch den engliſchen Garten ſollte ſeinen Schläfen Kühlung und Friſche, ſeiner Seele die ſchmerzlich vermißte Elaſticität und Heiterkeit zurückgeben. Es ſchlug erſt neun Uhr, als er den Hut aufſetzte; zu dem entſcheidenden Beſuche drüben war es ohnehin noch zu früh, und er wollte, um ihn abzuſtatten, erſt Jungfer Joſephine daheim wiſſen. Auf dem Gange hörte er Miſter Nattiſons Horn- und Hunde-Geheul. Wie ein Blutvergießer eilte er an des Seelenverkäufers Thüre vorüber, getrieben von der heimlichen Beſorgniß, dieſer könne ihm ſeinen Beſitz wieder abjagen wollen. Die

Brieftaſche, worin die Scheine ſteckten, kam nicht aus ſeiner Hand, dieſe nicht aus der Rocktaſche; denn Niemand iſt ängſtlicher in der Aufbewahrung des Geldes, zumal des papiernen, als derjenige, zu dem ſich daſſelbe am ſeltenſten verirrt.

Draußen ſah dem Poeten der Morgen ſo klar und ſo muthig entgegen, daß er ſich ſeiner unbehaglichen und aufgeregten Seele beinahe ſchämte. Aber vergebens beſchwor er an ſeine Schultern die alten Schwingen, worauf er ſonſt ſo luſtig und jubelnd, mit den Lerchen um die Wette, ſich der Sonne und dem lächelnden Blau des Himmels entgegen geſtürzt hatte; ein fremdes, ſtörſames Gewicht hing ihm wie Blei an, und wie er ſich auch mühete in Liebes- und Lebenshoffnungen allen Zwang und alles Mißfällige zu erſticken, es gelang ihm nicht. Der weite, ſchöne Garten, in deſſen Gebüſchen der Thau der Nacht funkelte, aus deſſen Blumen-Beeten und Baum-Gruppen ein würziger Duft aufathmete, kam ihm öde und todt vor. Der Reichthum hatte ſeine Phantaſie vergiftet, daß er in den Thautropfen nur Edelſteine blitzen ſah; beſitzen hätte er Alles mögen, den Garten, die Pavillons, das fürſtliche Luſtſchloß, den Park, er, für deſſen Genügſamkeit ſonſt das Anſchauen ſchon ein ausgeſuchtes, nicht oft gegönntes Vergnügen war.

Zerworſen mit ſich ſelber und verdrießlich wandelte er in ſeine Vorſtadt zurück. Gegen eilf Uhr Mittags präſentirte er ſich bei Mutter Blüthgen, die er huſtend und blaſend am Heerde fand. Klopfenden Herzens hatte er die ſchmale Stiege, ſeine Himmelsleiter, erklimmt, aber nicht blos die ſüße Bangigkeit der Liebe umflorte ihm das helle Auge, nein, wie durch einen Zauberſpruch war der dunkle, blöde Nachtfalter in einen Schmetterling umgewandelt, der ſich im Bewußtſein ſeiner Vorzüge ganz wohlgefällig an das Tageslicht wagte, und nur das Neue ſeiner Situation hinderte ihn einigermaßen. Es braucht nicht gemeldet zu werden, mit welcher Ueberraſchung die Wittwe den unerklärlichen Beſuch aufnahm. Zuerſt entſchloſſen, ihn an der Treppe abzufertigen, beſann ſie ſich eines Beſſeren, als ſie die langen Einleitungsworte des Poeten für die Beſtellung irgend einer Arbeit hielt; ſie öffnete ihm die Thüre, hieß ihn niederſitzen, nicht ohne den Stuhl mit ihrer Schürze vorher ſorgfältig abzuwiſchen, wie die Frauen ihres Standes immer thun, und wußte nicht, wie ſie ihr Erſtaunen manierlich genug einkleiden und äußern ſollte, als ſtatt des gehofften Kunden ein unverhoffter Schwiegerſohn ſich aus dem fremden Heimſucher entwickelte. Der reiche Poet hatte ſo viel Lebensklugheit beſeſſen, von ſeinen beiden Qualitäten erſt jene, die reale, geltend zu machen, und dieſe, die ideale, nur ſo gelegentlich als Fragment nachzuliefern. Als Document ſeiner Verſicherungen langte er Hand und Brieftaſche, zum erſten Male, ſeit er ſeine Schwelle überſchritten, aus der Taſche und ſchüttete vor der entſetzten Schwiegermama in spe ſein papierenes Kröſusthum mit vielem Anſtande aus. Dieſe wußte in den ganzen Fall ſich noch immer nicht recht zu finden, es fehlte ihr an Welt, und jede nur einigermaßen vornehmere Mutter würde alsbald ſich anders genommen haben, als unſere gute Waſchfrau. Sie ſtammelte von Ehre und Vergnügen, ſtöhnte dazwiſchen, daß man ſich ja aber noch gar nicht kenne, daß gut Ding Weile haben müſſe, und lief vom Fenſter nach der Thüre und von der Thüre nach dem Fenſter, immerfort ſcheltend auf das unſchuldige Ausbleiben ihrer Sepherl. „Hätten Sie ſich doch wenigſtens mit ihr erſt verſtändigt,“ ſo lamentirte ſie, „damit man nur ein Bischen wüßte, wie man daran iſt.“ — „Darüber darf ich Sie beruhigen,“ lächelte der reiche Poet, „ſie weiß es, daß ich ſie liebe, ſie weiß es gewiß.“ Die Wittwe ſtutzte und ſah den kecken Behaupter mißtrauiſch an, und als dieſer ſich nicht irre machen ließ, ging es in ihren Schmähungen hart über die ungerathene Dirne her, welche hinter dem Rücken ihrer alten Mutter Liebeshändel anzettele.

Mit dem Glockenſchlag zwölf trat Joſephine endlich, das Nähkörbchen am Arm, in die Stube. Ei, wie fuhr ſie zuſammen, als ſie den ungeahnten Dritten auf ihrem alten Plätzchen inſtallirt ſah, wie ſtürzte ihr die Mutter, hochroth im Geſicht, mit lauten Vorwürfen und leiſen Winken hingegen, wie lächelnd und wie ſelig ſtund der reiche Poet inmitten der zwei Weiber, eine Hand vergnüglich auf ſeinen Mammon geſtützt. Es währte lange, bis man ſich verſtändigte, . . .

. . . .

. . . .

— — Leider! leider! hat hier ein gewiſſenloſer Setzer vier Blätter Manuſcript vom Tenakel herunter verloren. Und boshaft genug, er behauptete noch, als die Störniß gemeldet ward, es habe gar nichts auf ſich, weil auf den acht Seiten doch nichts Anderes geſtanden, als was auf ſchon tauſend anderen zu leſen ſei, und von Leſern feinen Tones ohnehin immer überſchlagen werde, nämlich Liebeserklärungen und zärtliches Geſalbader. Der Schreiber kann nichts für die Lücke und muß es ſeinen ſchönen Leſerinnen in Demuth überlaſſen, ob ſie dieſelbe mündlich von ihm ergänzt wünſchen, oder ob ſie am Ende dem böſen Setzer noch Dank wiſſen für ſeine Nachläßigkeit. — —

„Und nun ſehen Sie doch," ſo lächelte der Nachbar, „nun ſehen Sie doch, Frau Nachbarin, daß ich Recht hatte mit meiner Behauptung: Sie wußte es, ſie wußte es ſchon längſt, daß ich ſie liebte.“ Joſephine erröthete und ließ dem unternehmenden Manne mit abgewandtem Geſicht die feinen Finger, welche er an Bruſt und Lippen drückte. Wittwe Blüthgen ſchüttelte mit dem Kopfe und ſeufzte: „Wie Gott will,“ während in Joſephinens Augen ſelige Thränen perlten.

Der reiche Poet hatte ſich von der Frau Nachbarin nicht zu Tiſche halten laſſen. Vielleicht trieb ihn die Furcht vor den Linſen fort, die er leſen geſehen, vielleicht wollte er den überraſchten Frauen, was er ſelbſt bedurfte, auch gönnen, Raſt und Einſamkeit zur Aufnahme der letzten gewaltigen Eindrücke. Außerdem hatte Joſephine, gewiſſenhaft, wie ſie war, darauf beſtanden, um zwei noch einmal an ihr Tagewerk zurückzukehren und eine übernommene Verpflichtung löſen zu dürfen. Von Morgen früh an, das mußte ſie dem ungeſtüm fordernden Liebhaber verſprechen, ſollte ihre fleißige und kunſtfertige Rechte nur ihm gehören und ſtatt in fremdem Dienſte ſich zu ermüden, nur ihm ſein Leben mit reichen Freude- und Friedens-

Arabesken ausſticken. „Deine nächſte Arbeit ſei Dein Brautkleid," ſo flüſterte er ihr noch an der Treppe in's Ohr und küßte in zärtlichem Taumel die Wange, die ſich bei ſeinen Worten erbleichend und erglühend an ſeiner Bruſt verſtecken wollte.

Ueberſchwänglich glücklich, auf das Süßeſte berauſcht, ging er ſeines Weges dahin. Um welchen Preis er ſein Glück und ſeinen Rauſch erkauft, das hatte er eben ſowohl vergeſſen, als den Preis ſelbſt; im Augenblick war er wieder ganz Poet, ganz Liebe. Braut und Schwiegermutter — wie ſchwoll ihm das Herz bei den neuen Namen und Titeln, die ja auch auf ihn eine neue Lebenswürde zurückfallen ließen — ſie hatten nicht einmal darnach gefragt, woher denn der plötzliche Ueberfluß gekommen ſei, wie ſollte er noch an die dunkle Quelle eines ſo reichen Stromes denken?

Liebe zehrt bekanntlich. Der Poet empfand es, als er gegen zwei Uhr faſt mechaniſch an der Thüre ſeines gewohnten Speiſehauſes ſtand. Erſt drin bei der Suppe fiel es ihm ein, daß er außer ſeiner Brieftaſche kein Geld bei ſich trüge; er wühlte in allen Taſchen, da — in der Weſte fand ſich noch ein Silbergroſchen. Wie nun? Sollte er ſich eine Güte thun, heute, an ſeinem Glücks- und Ehrentage? Eine Flaſche Alten, auf Joſephinens Geſundheit? Aber dann hätte er ja wechſeln, hätte ſein Capital angreifen müſſen.... Nein, um die Welt nicht, lieber hungern. Er zahlte ſeine Suppe mit dem Silbergroſchen, benützte die Erlaubniß des „pain à discrétion“ zum großen Mißbehagen der Garköchin auf eine unverantwortlich ausſchweifende Art und ſtand nach zehn Minuten hungrig vom Tiſche auf, er, der ſonſt ſeine letzten Pfennige mit leichtſinnigem Vergnügen an eine Lieblings-Omelette verſchwendet hatte, er, der heute eine Summe von ſiebentauſend Thalern in der unſcheinbaren und verſchwiegenen Rocktaſche gefangen hielt. So wahr, ſo fürchterlich wahr iſt es, daß der Reichthum ein Zwillingsbruder des Geizes.

Raſch und in wechſelnder Gemüthsſtimmung verging den Menſchen, welche der geſtrige Abend noch ſo friedlich und einander ſo fern gehalten hatte, der heutige Nachmittag. Der Poet baute Luftſchlöſſer, und wenn ſchon jede Maurerarbeit die Zeit unvergleichlich geſchwind verzehrt, ſo thut es dieſe luftige und träumende doch vergleichsweiſe bei Weitem am meiſten. Captain Rattiſon angelte, halb vergnügt, daß er einer ruhigen Nacht ſchon jetzt entgegen gähnen konnte, halb ärgerlich über die Entbehrungen, wie er es nannte, die er ſich nun auferlegen ſollte, um die ausgefallene Summe ſeiner Jahres-Revenuen möglichſt bald wieder zu erſetzen:

Wittwe Blüthgen ſaß daheim und weinte und rechnete und zählte der Tochter Strümpfe und Hemden nach und dachte an ihren ſeligen Mann und an ihre ungeborene Enkelein; ſie war unter Allen die geſchäftigſte, beſchickte auch deßhalb am wenigſten. Joſephine hatte das beſte Theil erwählt. Gebannt an eine fremde, gleichgültige Beſchäftigung, konnte ſie den inneren Stimmen freundlich Gehör geben, ohne ſich äußerlich von ihnen reizen und irren zu laſſen. Der Hohl- oder Platt-Saum, den ſie an jenem Nachmittage nähete, verrieth in ſeiner tadelloſen Correctheit und Sauberkeit auch nicht durch einen Stich, daß die Hand, welche ihn ausgeführt, eine gefeſſelte ſei, noch dazu eine erſt ſeit wenig Minuten und wie feſt gefeſſelte. Erſt als es Feierabend ſchlug und die nimmerſatte Hausfrau als Opus supererogativum, als Zugabe zum Arbeits-Penſum, auch noch ein Ballkleid für die älteſte Tochter gebügelt haben wollte, riß der geduldigen Nähterin ſchier die Ruhe, und ſie eilte mit heißen und flüchtigen Strichen über den koſtbaren Stoff unvorſichtig hin, mit peinlicher Sehnſucht des Geliebten gedenkend, den ſie daheim ihrer harrend wußte.

Und welch' ein Abend folgte dem getrennten, in Traum und Wahn hingehaltenen Nachmittage! Wie ſtaunten die armen Nachbaren, ganz St. Urſula hin, als der reichgewordene Poet mit dem gewonnenen Mädchen am Arme ſicher und ſiegesfroh dahinſchritt! Auf Beider Wangen glühete eine neue Roſe, die des Stolzes, neben der alten der Verſchämtheit, und Mutter Blüthgen, die hütend und leitend voraufwandelte, verfehlte nicht, rechts hinauf- und hinabzuſchauen, links hinauf- und hinabzugrüßen, damit ſie ihres Triumphes vor Fremden auch recht inne würde. Die Armuth thut ſo gerne ſtolz und groß als der Reichthum, noch lieber ſogar.

Der Dichter gelangte erſt heim, als der Nachtwächter zehn Uhr abrief. Sein Haus lag ſchon in Dunkel und Schlaf da. Nachdem er, wie viele Male dürfte ſchwer geweſen ſein zu zählen, von den beiden Frauen ſich verabſchiedet, zuletzt noch oben zum Fenſter hinaus, ſtreckte er ſich in unſäglichem Vergnügen in dem alten Lehnſtuhle aus, der ſein pythiſcher Dreifuß war. „Es iſt recht gut,“ flüſterte er für ſich, die Hände reibend, „daß ich den alten Spektakel habe abſchwören und einſtellen müſſen; wie viel ſinniger und inniger wird ſich's in aller Ruhe dichten und trachten laſſen?“ Erſt aber ſchloß er ſeinen Schatz behutſam in die unterſte Lade der baufälligen Commode, wo er ihn unter Strümpfen und Hemden unſcheinbar bettete.

Während er, die Feder in der einen Hand, und in der anderen die Stirn, vor einem großen weißen Blatt in Wehen daſitzt, wagen wir einen Blick, natürlich nur einen idylliſchen, in das verhüllte Gegenüber des Blüthenſchen Familientempels. Die Wittwe ſchlummerte bereits, wie feſt und wie ſüß, das begreifen nur die Mütter, welche eine ſchon aufgegebene Tochter auf einmal an den Mann gebracht wiſſen. Sepherl lag deſto ſchlafloſer neben ihr; mit jedem Athemzuge wartete ſie auf den vertrauten und liebgewordenen Lärm des Nachbars, welchen ihr dieſer auf ihre Frage ausweichend und verwirrt erklärt hatte. Es kam aber nichts. Der Nachbar war und blieb ſtill; nichts zu hören, als der einförmige Schlag der großen Taſchenuhr, die in ihrem ſchildkrötenen Kerker, dicht über dem Bette, unermüdlich auf- und abging. „Warum muſicirt, warum declamirt, warum jubilirt er nicht? Kann er einſchlafen, wo mir vor Aufregung und Glück und Freude alle Pulſe ſchlagen? Bin ich ihm keine Stunde poetiſchen Taumels werth?“ So fragte ſich, im Innerſten unzufrieden und unangenehm überraſcht, die Braut. Gute Sepherl, Du würdeſt gerechter geweſen ſein, hätte Dein blaues Auge den blaſſen, ſtillen Mann ſitzen ſehen, wie er ſichtlich zwangvoll und unbehaglich über dem noch immer weißen Bogen brütete, der Henne ähnlich auf einem harten, nicht zu erwärmenden

Windei. Die Feder war der Rechten entſunken, beide Hände hatten ſich krampfhaft geballt, und die Finger begannen jenes mechaniſche, unſtäte Spiel, wodurch ſich ein innerer Drang bei äußerer Ohnmacht verſtändlich zu machen trachtet. In ihm ein ganzer Vulkan von Leidenſchaften, Gefühlen, Gedanken, ein Meer von Verſen, Reimen, Strophen — und das Alles gebannt und gefeit, als dürfe es nicht herausbrechen oder könnte es nicht! Zehnmal angeſetzt, zehnmal wieder aufgehört!

Unmuthig ſprang er nach einer Stunde des Kampfes auf und beſann ſich erſt im Springen, daß er ja nicht ſpringen dürfte. Artikel drei des verhängnißvollen Seelenverkaufes verpönte mit dürren und unerbittlichen Worten jede dem Ohr irgendwie auffällige oder wahrnehmbare Bewegung, werde ſie nun mit den Gliedmaßen auf natürlichem oder durch künſtliche Werkzeuge auf mittelbarem und künſtlichem Wege hervorgebracht. Todt, geiſtig und körperlich todt von zehn Uhr an! Und das hatte er mit ſeiner Unterſchrift geloben und beſiegeln müſſen! Die beſſere und eigentlich einzig wahre Seite ſeines Lebens, die Nachtſeite, er hatte ſie verkauft, wie Schlemihl ſeinen Schatten, Fauſt ſeine Seele!

Niedergeſchlagen ſuchte er das einſame, harte, dunkle Lager. Aber kaum war das Licht erloſchen, ſo ging die Marter von Neuem und verdoppelt an. Sonſt — wie leicht und wie ſüß war er eingeſchlafen, einen letzten Reim auf lächelnden Lippen, ſeiner poetiſchen Bürde los und ledig, von einem Traum in den andern eingewiegt! Heut lag es ihm zentnerſchwer auf der Bruſt, nicht die unſchuldige Steppdecke, die er mit einem heftigen, aber leiſen Fußtritt von ſich ſtieß, nicht die dumpfe Gefängnißluft ſeines engen Kämmerleins, nein, die unerſchöpfte poetiſche Stimmung, der ungeſtillte Drang, der verhöhnte Beruf.

Nach und nach, als immer kein Schlaf ſeine heißen Augenlider erlöſen wollte, vielmehr die Fluth der inneren Bewegung ſtets unwiderſtehlicher über ihm zuſammenſchlug, fing er an, jeſuitiſche Auslegungen des Vertrags mit Miſter Rattiſon zu verſuchen. „Ich ſtöre ihn ja nicht,“ murmelte er, „wenn ich leiſe und nur zu meinem Vergnügen auf der weichen, verſchwiegenen Bettdecke trommele.“ Es geſchah, ach! und mit welchem Behagen! Die Arme ſchlugen vortreffliche Wirbel, die Lippe miſchte ſich unwillkührlich mit in das verlockende Spiel, indem ſie allerlei Liebes- und Haſſes-Gedanken im Takte von ſich gab. Als dieſer Ausweg ſo vollſtändig glückte, ſtand der reiche Poet ſelig lächelnd vom Lager auf, machte ſich Licht, fuhr in die leiſeſten

Filzſocken, die er beſaß, und ſchwebte in der Stube umher, zum Fenſter hinüber winkend, zum Stockwerk hinunter drohend. Zufällig, aber wahrhaftig nur zufällig, kam er mit dem Ellenbogen an die Geige, welche verlaſſen und vergeſſen an der Wand hing; ſie gab bei der unſanften Berührung einen klagenden und vorwurfsvollen Seufzer von ſich. „Armes Ding,“ ſagte er mitleidig und nahm ſie vom Nagel herab und ſtreichelte ihr den ſchlanken Hals und fiedelte mit dem alten treuen Bogen über die Saiten, erſt einen halben Fuß von ihnen entfernt, dann näher, immer näher, — —

Mit einem Male fuhr ein geller Fortiſſimo-Strich über alle vier Saiten zugleich. Das Meer hatte die Dämme zerbrochen, der Vulkan den Krater geſprengt. Und nun alle Fenſter auf, im Walzer über Tiſche und Stühle, gelacht, geredet, geſungen, allerlei tolle Variationen auf das tolle Thema:

„Liebchen druben, Teufel drunter,
„Der Poet iſt wieder munter!“

Lauter und entſetzlicher war ſeit Menſchengedenken in der Vorſtadt St. Urſula nicht gelärmt worden. Nicht nur Mutter Blüthgen erwachte, ſondern auch die ſämmtliche Nachbarſchaft, aus allen Löchern, Fenſtern und Läden ſtreckten ſich Nachtmützen, männliche und weibliche, ſchalten und drobeten Stimmen, weibliche und männliche. Nur zwei Perſonen weckte der „ſtille“ Nachbar nicht. Miſter Nattiſon und Serberl, ſie ſchliefen nämlich noch gar nicht, und zwar aus ganz entgegengeſetztem Grunde, Jener vor Freude, daß der alte Lärm aufgehört habe, dieſe vor Kummer und Unruhe, daß er nicht wieder anfangen wolle.

Der reiche Poet ſtand am Fenſter und lachte, daß ihm die Augen übergingen, eine maleriſche Figur, wie ihm der eine Filzpantoffel im Tanze entfallen war, und wie der Nachtwind klaſſiſche Faltenwürfe in ſeinem unausſprechlichen Negligée verſuchte, und wie er mit den bloßen Armen ſo luſtige und luſtige Sprünge machte. Aber überlaut wurde ſein Gelächter, gewagt ſein Freudenſprung, als ſich, wie geſtern, faſt um dieſelbe Stunde, ſeine Stubenthür öffnete und Miſter Nattiſons weiße Geiſtererſcheinung, dräuend und ſchäumend, auf der Schwelle aufſtieg. Eine lange Weile hielten die beiden Männer einander gegenüber aus, griechiſchen Ringern nicht ungeſchickt zu vergleichen, die vor dem Fauſtkampfe einander mit herausfordernden und höhniſchen Blicken meſſen. „Sir!“ So ſtammelte mehrere Male hinter einander der Captain, ehe er zuſammenhängender Rede mächtig wurde, „Sir .... Sir ... Sie haben Ihr Wort nicht gehalten, Sie ſind ein miſerabler Menſch, Sir, den ich todtſchlagen werde, Sir!“ Der Poet ſprang in wahnwitzigem Vergnügen bis an die Decke: „Engländer!“ rief er, „Engländer, Du biſt ein Prachtkerl, ich muß Dich umarmen. Nun ſo komm doch, ſo tanz' doch, ſo ſing' doch, Du ſteifer, alter, mürriſcher, engliſcher Bock!“

Er hatte ihn mit Gewalt an beiden Armen ergriffen, einige Male im Wirbel mit ſich umhergezogen und warf ihn nun in die Sopha-Ecke, daß es bedenklich krachte, ob in des Sopha's oder in des Engliſhmans Rippen, bleibt unentſchieden. Aber gutmüthig und in kindiſcher Laune ſtürzte er ſich neben ihn, hielt ihm den ſcheltenden Mund zu und bat: „Nicht böſe ſein, Engländerchen, nicht räſonniren. Siehſt Du, ich bin ja ſo froh, daß ich Dein verdammtes Geld nun wieder loswerde und Dein ſteifleinenes Geſicht obendrein, ich habe gejubelt wie ein Kind am heiligen Chriſtabend; Engländer, habt Ihr iemals einen köſtlicheren Lärm über Eurem kahlen Kopfe gehört?“ Er mußte ſich die Seiten halten, um nicht zu berſten und ſchnappte athemlos nach Luft und Ruhe.

Captain Nattiſon ward es in ſeiner Nähe eng und unheimlich; ihm ſchien es ganz außer Zweifel, daß der junge Mann über Nacht den Verſtand verloren habe, doch wohl über den plötzlich erlangten Reichthum, und der Zorn, worin er gekommen, ging über in eine ſehr gerechtfertigte Beſorgniß für ſeine eigene Perſon in der Gewalt eines Tollen und in ein frommes Mitleid mit dem armen Burſchen, den er ſcheu von der Seite anblinzte. Je mehr aber der reiche Poet zu ſich ſelber kam und zu allerlei wenigſtens halb-vernünftigen Exclamationen, deſto gröber und zorniger wurde ſeiner Seits der Dritte. Er pochte auf das gewichtige Blatt, welches er vorſichtig aus der Nachtjacke langte: „Herr, Sie müſſen ruhig ſein, Sie ſollen es und Sie werden es!“ Dem Poeten ſchwoll der Kamm bei ſolchen Inſolenzen; heftig riß er ſeine Lade auf, wühlte in den Strümpfen und Hemden, fand die Brieftaſche und ſchleuderte den Mammon mit einem derben Fluche vor die Füße des erſtaunten Nachbarn. „Da haben Sie Ihr verfluchtes Sünden- und Lumpengeld,“ ſchrie er, „womit Sie mir die Ruhe meiner Nächte und das Glück meines Lebens abſchachern wollten. Ich will die Judas-Silberlinge nicht, die obendrein nicht einmal ſchweres, ächtes, klingendes Metall ſind, ſondern Teufels-Erfindung, armſeliges Papier, Scheidemünze eines unpoetiſchen Zeitalters. Gehen Sie mit Ihrem Bettel zum Henker, oder wohin es Ihnen ſonſt beliebt, ich habe meine Geige, meine Lieder, meine Freiheit, mein nächtliches Ich wieder. Adieu, mein Herr, Adieu, wenn ich bitten darf. Oder tanzen wir noch eins mitſammen?“

Der Captain ſprang heftig auf und nahm die Papiere an ſich. „Gut,“ entgegnete er, vor Wuth lallend, „gut, Sir, recht gut. Ja, ich nehme dieß Geld, Ihr Eigenthum, nicht um es zu behalten, ſondern nur, um es nicht in den Händen eines Unſinnigen zu laſſen, der im Stande wäre, es auf die Gaſſe zu ſchleudern. Aber morgen mit dem Früheſten deponire ich's bei hieſigen Gerichten und dringe auf Vollziehung dieſes Contraktes. Mit Wort und Unterſchrift, mein Herr, ſpielt man eben ſo wenig, als mit Captain Rattiſon!“

Damit ſtampfte er hinaus und der Poet — der erreiche, der wieder arme, wieder freie, wieder glückliche, der wieder-Poet rief ihm noch mit ſchallendem Gelächter nach: „Wohlgeſprochen, Captain, und wohlgethan! Sehen Sie doch zu, wer Ihnen dieſe Unterſchrift vor Gericht erkennt und honorirt! Gute Nacht, Miſter Rattiſon, gute Nacht!“

Ohne zu ahnen, welche Veränderung über Nacht mit dem „ſtillen“ Nachbar vorgegangen war, und wie dieſelbe auch auf ihr Schickſal rückwirken müſſe, erwachten Mutter und Tochter am anderen Morgen ſpäter als gewöhnlich und faſt verdrießlich. Sonſt hatte Jene mit gutmüthiger Emſigkeit den Caffee gekocht und ſervirt, während dieſe zu ihren frühen Geſchäfts-Ausgängen Toilette machte. Um ſechs Uhr ſchieden ſie von einander: „Adieu, Mutter“ — „Gott behüt’ Dich, Sepherl,“ in aller Einigkeit und Liebe. Anders heute. Erſt um ſieben Uhr ſchlug Joſephine, welche lange nach Mitternacht noch auf den Lärm von drüben gewartet hatte, und nur dann beruhigt entſchlummerte, als dieſer wie ein alter Freund ſie luſtig begrüßte, erſt um ſieben Uhr alſo ſchlug Joſephine die blauen Aeuglein auf. Die Mutter war von ihrer Seite ſchon verſchwunden, ſie ſaß, die Hände läßig im Schooſe, in der Stube und ließ das erſte und liebſte Morgenſchälchen unerhörter, unverantwortlicher Weiſe vor ſich kalt werden. Schon das gab eine Verſtimmung und Unbehaglichkeit zwiſchen Beiden, daß ſie nicht wie bisher gleichzeitig erwacht, aufgeſtanden, angekleidet waren, und als nun Joſephine, ſtatt auszugehen an ihr Tagewerk, ſich der Mutter gegenüber ſetzte, auch nicht eben mit dem holdſeligſten Lächeln, überraſchte das Neue und Ungewohnte dieſes Zuſtandes die beiden einfachen Seelen dergeſtalt, daß ſie faſt im ſelben Augenblicke anfingen — zu weinen. Frauen weinen immer, wenn ſie nichts zu thun haben, eine Thräne iſt bei ihnen in der Regel nur ein Erſatz für eine Strickmaſche.

„Ich weiß nicht,“ ſchluchzte die Mutter nach einer Weile hinter der gedruckten Schürze heraus, „ich weiß nicht, ob allen reichen Leuten ſo miſerabel zu Sinne iſt, als uns, aber dann möge ſie doch Gott in Gnaden tröſten!“ — „Ach, Mutter, das Geld kümmert mich am wenigſten, aber was meint Ihr denn, ob wir auch glücklich mit einander ſein werden, er ein ſo geſcheidter und ſtudirter Mann, und ich ein einfältiges Mädchen?“ — „Nun das fehlte auch noch, daß Du Einem mit ſo albernen Fragen in die Quere kämeſt! Ihr werdet ſchon mit einander fertig werden, in der lieben Ehe gewöhnt man ſich an einander, wie — Gott verzeih mir die ſchwere Sünde! — zwo Oechslein, die unter demſelben Joche ackern und ziehen müſſen. Aber das Einzige möcht' ich nur wiſſen, wo der junge Firlefanz auf einmal zu dem vielen Gelde gekommen iſt?“ — „Nun, Ihr denkt doch nicht etwan, er hätt' es geſtohlen?“

Die Wittwe ſchalt ihr Mädchen tapfer aus über ſo gotteslästerliche Redensarten, ſie machte ihrer Beklemmung Luft durch derbe Strafpredigten, Joſephine durch immer neue Thränengüſſe. Brautthränen ſind Regenſchauer, auf die hundert Male im Leben der Winter im heiligen Eheſtande folgt, und zehn Male nur der Sonnenſchein und des Friedens ſiebenfarbiger Triumphbogen.

Daneben ärgerte und ängſtete ſich Jungfer Blüthgen auch darüber, daß noch immer — und es ging doch ſchon tapfer auf neun — die Neubaur und die Fenſter drüben hart geſchloſſen blieben. Am erſten Morgen nach ſolch' einer Begebenheit, dachte ſie, brauchte er auch juſt nicht zu ſchlafen, wie ein Murmelthier, während ich armes, weichherziges Ding ihm zu Gefallen, Nachts kein Auge ſchließe und Morgens mir beide mit Thränen verderbe. Daß ſie bis ſieben Uhr in den lieben Tag hineingeſchlafen hatte, berechnete ſie in der Aufwallung nicht. Wenn ein Mädchen einmal ſeine ſechs Stunden honetter Nachtruhe nicht gehabt hat, heißt es gleich: Ach, die üble Nacht! Nicht eine Minute Ruhe! Kein Wunder, daß man vor Kopfwehe und Migräne kaum die Augen aufſchlagen kann.

Aber am entſchiedenſten und grellſten gingen die Anſichten der beiden Frauen aus einander, als es ſich nun unter ihnen um einen feſten Zukunfts- und Lebens-Plan handelte. Mutter Blüthgen entfaltete hier einen ganz epiſchen Hang und Charakter, ſie wollte in's Hohe und Breite hinaus, während Joſephine der idylliſchen Natur ihres Weſens treu anhänglich blieb. Wenn es ihr nachgegangen wäre, ſo zog das Kleblatt auf ein Dörflein, wo möglich am Rheine gelegen, kaufte mit einem Theile des „vielen" Geldes Haus, Hof und

Garten, ſo niedlich das Alles eben zu haben war, und wirthſchaftete in aller Genügſamkeit und Beſchränktheit unter ſich. Die Mutter wollte im Gegentheil in eine noch größere Stadt ziehen und irgend ein Geſchäft anfangen. „Was meinſt Du denn, unerfahrene Trine," ſchmälte ſie, „wie weit wir mit den Paar tauſend Gulden langen, wenn wir nur zehren und nicht vermehren? Nein; ein kleiner Kramladen oder eine Gartenwirthſchaft mit Kegelbahn und Schießſtand; ich beſorge Küche und Keller, Du die Gäſte, Dein Mann kann ſich in einem ſtillen Hinterſtübchen mit ſeinen Büchern abgeben, ſo viel er mag."

Dein Mann!.... wie trieb das Wort alles Blut in Sepherls ſeine Wangen! Und ordentlich entrüſtet war ſie bei der unzarten Vorſtellung, daß er, der Dichter, in einem unwürdigen Winkel ſeines Hauſes das Zelt mit der Stiftshütte ſeiner heiligen Kunſt aufſchlagen ſollte, während rohe Geſellen unter ihm Kegel ſchöben, und daß ſie, eines Dichters Liebe und Frau, Handwerksburſchen ein Seidel Bier oder Dienſtmägden ein Bund Schwefelhölzer verabreichen werden. „Nein, Mutter," rief ſie, haſtig aufſpringend, „dazu gebe ich meine Einſtimmung nicht, nun und nimmermehr nicht." — „Um die wird man ſich auch groß kümmern; wenn ich es mit Deinem Manne ausmache, wirſt Du ſchon beigeben.“ – „Aber iſt es nicht grundfalſch von Euch, daß Ihr Eurem einzigen Kinde nicht einmal im Leben zu Willen ſein wollt? Und am Ende, wem anders habt Ihr das „viele“ Geld zu danken, als mir? Wäre der „ſtille“ Nachbar wohl zu Euch herübergekommen, wenn ich ihn nicht angezogen hätte?“

Wer weiß, wie lange der Streit noch gedauert und wie tief er zwei ſonſt ſo einige und friedſame Herzen von einander geriſſen haben würde, wenn ihn nicht ein Klopfen an der Thür unterbrochen? Joſephine fuhr zuſammen und zitterte wie ein Eſpenlaub; „da iſt er,“ liſpelte ſie, während die Mutter ihr haſtig zuwinkte, ſtille zu ſein, die Augen zu trocknen und die Nachthaube abzuſetzen. Der reiche Poet mußte ungeduldig noch einmal pochen, ehe ein Herein von den Lippen der Mutter ihm ſeinen Himmel öffnete. Da war er.

Verlegen und gebückt führte er ſich ein: „Guten Morgen, liebwerthe Frau Nachbarin, ich wünſche Ihnen wohl geruht zu haben, und meinem lieben Joſephinchen deſſelbigen Gleichen.“ Die Frauen dankten, es wurde ein Stuhl gereicht, der Poet ſprach vom ſchönen Morgen, die Mutter von der ſchlechten Nacht. Joſephine von gar nichts, und nach einer kurzen peinlichen Weile war wieder Alles ſtill. „Still und bewegt.“ Denn dem Dichter merkten es die Weiber an, daß er etwas auf dem Herzen habe, eher eine Bürde als eine Freude, und er nahm ſeiner Seits an ſeinem blauen Bräutigams-Firmament in Sepherls Augen allerlei Wölklein, Schatten und Sturmboten wahr. Er faßte ſich aber — als Mann! — zuerſt ein Herz, und ſeine Donnerbotſchaft in einen gezwungenen Scherz einkleidend, begann er nicht ohne Zaudern und Stocken: „Was meinen aber nun die lieben Nachbarinnen, wenn ich Ihnen als große Neuigkeit, ſo ganz im Vorbeigehen, ergebenſt mittheile, daß ich eigentlich und zufällig, wie ſoll ich ſagen, in der letzten Nacht, jedoch ohne mein Verſchulden, um mein Bischen Hab' und Gut gekommen bin?“ Die letzten Worte polterte er hart und raſch heraus, gleichſam um ſich und den Frauen zu imponiren. Dieſe fuhren bei der noch für Scherz hingenommenen Nachricht doch alles Ernſtes zuſammen. „Ei, ei, Herr Nachbar,“ meinte Mutter Blüthgen, „das iſt mir ein ſchlechter Spaß, und man ſoll den Teufel, mit Reſpect zu ſagen, niemals an die Wand malen.“ — „Ebendeßwegen, juſt ebendeßwegen. Ich bin erfreut, daß Sie die Sache gleich von einer ſo richtigen Seite faſſen. Ja, ich habe den Teufel erſt an die Wand gemalt, und als er mir nun wirklich erſchien, konnte ich ſein nicht anders los und ledig werden, als indem ich ihm, wie Doctor Martin Luther einſtens ſein Dintenfaß, ſo meinen Mammon an den Kopf ſchleuderte. Sehen Sie, hier iſt das leere Neſt, der Vogel ausgeflogen, nicht einmal ein Federchen mehr darin!" Er öffnete ſeine Brieftaſche und ſchüttelte ſie vor den Frauen aus; es fiel nichts zur Erde, als ein Papier, das er erröthend wieder verbarg: eine unbezahlte Monatsrechnung für häusliche Auslagen.

Wittwe Blüthgen und Tochter ſahen den ehemals reichen Poeten mit ungewiſſen Blicken noch immer zweifelnd an, aber es gibt ein gutes Zeugniß für den inneren, ächten Kern ihrer Naturen, daß ſie nicht unmuthig und erkaltet ſich flugs von ihm abwendeten, nein, im Gegentheil, er ſchien ihrem Intereſſe und ihrem Herzen nur augenblicklich näher gerückt zu ſein, als er nichts mehr zu ſein verſicherte, als der arme, ſtille Nachbar. Joſephine legte die rechte Hand auf die linke Bruſt, ihr war es, als ob mit dem fatalen, ungewohnten Gelde ordentlich eine Centnerlaſt dort weggewälzt ſei, und ſie hatte den Geliebten nie ſo zutraulich-ermuthigend, nie ſo treu-hingegeben angeblickt, als da ſie ihn wiederum auf einer Stufe und Stelle mit ſich anſehen durfte. Ihre Mutter drang auf eine ordentliche Geſchichtserzählung, ſie hielt ſich gern an das Poſitive, ganz nach Weiber- und Wittwen-Art; allein der ci-devant reiche Poet beſchwichtigte ſie lächelnd mit den Worten: „Warum denn, wenn es eingeſchlagen hat, noch lange fragen, woher der Blitz kam, ſtatt zu retten, was rettbar iſt? Nehmen wir an, liebſte Frau Nachbarin und Schwiegermama in spe, ich hätte das Geld vorgeſtern von einer Couſine aus New-York geerbt, und geſtern wäre es mir von einem Vetter aus Brandenburg salva venia geſtohlen worden. Oder lieber, wir haben Alle geträumt, Sie mit mir, ich mit Ihnen, und heute wachen wir eben ſo auf, als wir geſtern eingeſchlafen, arme, ſtille, aber treue Nachbarsleute!" Joſephine reichte ihm treuherzig und mit freudeſtrahlenden Augen ihre Hand, die Mutter hingegen ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe, und auf ihrer Stirn ſtiegen dunkle Wetterwolken dräuend empor. Sie war nicht unzart und ſchmutzig genug, dem Werber um ihre Tochter geradezu merken zu laſſen, wie er nur im Vertrauen auf ſein „Capital" hätte angenommen werden können, auch ſchien ihr derſelbe wirklich, abgeſehen von ſeiner geldpapierenen Folie, perſönlich angenehm und werth geworden zu ſein. Nur trat vor ihre practiſche Erfahrung und richtig kühle Lebensanſicht ſofort als Ueberzeugung hin, daß es nun mit dem Heirathsplane aus ſei, rein aus. Ein armer Poet, und eine arme Näherin! Das war ja rein unmöglich.

So ſchonend als ſie es vermochte, deutete ſie es den beiden Liebenden an. Dennoch ſchlug wie ein Wetterſtrahl dieſer mütterliche Wille in ihr keimendes Glück ein, um ſo treffender, als allerdings demſelben in ſeiner begründeten und wirklichen Schärfe nichts Haltbares entgegengeſetzt werden konnte. Daran hatte in ſeiner Naivetät der Nachbar noch nicht einmal gedacht, daß mit dem Gelde nun auch die Braut für ihn verloren gehen müſſe. Betroffen, rathlos, kummervoll ſah er in ſeines Mädchens überquellende Augen, doch da leuchtete ihm, aus dem Nebel der Verzagung und aus Schmerzensfluthen, der Treue Stern verheißend entgegen. „Nein,“ ſagte ſie muthig und durch Zähren lächelnd, „nein, Mutter, ſo könnt Ihr es nicht meinen, daß ein zufälliger Verluſt, ein äußerlicher, nun auch einen inneren mit herbeiführen müſſe. Arm ſind wir nun wieder, leider Gottes, aber ſollen wir darum auch elend ſein, oder,“ fügte ſie leiſe und mit kindlicher Scheu hinzu, „elend oder — ſchlecht? O nein, Mutter, nein, nein!“ Ihr Arm zog den Freund näher an ſich heran, und ſie drückte dem Entzückten ſtark, zuverſichtlich, entſchloſſen, beide Hände. — „Das Mädchen ſpricht, wie ſie es verſteht,“ ſchalt die Mutter. „Ihr junges Volk wißt viel davon, was zum Leben und Sterben noththut.“ — „Liebe vor Allem, Liebe, Mutter, und wieder Liebe,“ rief Joſephine begeiſtert aus. „Haben wir es denn nicht ſelber an uns erfahren? Wir waren einig, zufrieden, glücklich, ſo lange ich jeden Morgen an meine Arbeit ging und Ihr an die Eurige. Und haben wir nicht heute, heute zum erſten und letzten Male, mit einander gemault und geſchmollt, weil wir uns über das viele Geld nicht vertragen konnten? Nun, ſo dankt doch Gott, daß es fort iſt!" Sie lachte luſtig und zog Mutter und Freund mit in ihre erleichterte, froh-begnügte Stimmung hinein. „Ihr ſollt ſehen, es geht uns beſſer und glücklicher, als Ihr denkt. Er ſchafft mit der Feder, Ihr mit der Seife, ich mit der Nadel, — ei, es müßte doch mit unrechten Dingen in der Welt zugehen, wenn wir drei vernünftigen Perſonen da nicht mit einander auskommen wollten. Und der alte Herrgott lebt ja auch noch droben!"

Jubelnd und dankbar umſchlang der Poet ſein heldenmüthiges Mädchen, und Bruſt an Bruſt ſtanden ſie, unter den weinenden Augen der Mutter, die Segen und Furcht und Glück und Zorn zugleich ausdrücken ſollten, eine lange Weile in enger, lautloſer Umhalſung. Da ſchreckte ein neues Poltern auf der Stiege und ein neues Pochen ſie auf. Ein Mann mit rothem Kragen und dreieckigem Hute ſchielte zur Thüre hinein. „Ich ſuche," ſagte eine grobe Stimme, „den Herrn von da drüben, drei Treppen hoch, und man hat mich im

Hauſe hierher beſchieden. Da ſind Sie ja wohl, und hier habe ich eine Ladung für Sie vor hochpreisliches Stadtgericht.“ -- Der Poet erbleichte, die Frauen mit. In der Mutter ſtieg eine entſetzliche Ahnung auf: wenn nun die Tochter mit ihren Gott verſuchenden Worten Recht gehabt? Wenn er das Geld — — geſtohlen — — O pfui, doch. Nein, er trat ja ſo ruhig dem Diener der Gerechtigkeit gegenüber und verſprach, nachdem er die als eilig bezeichnete Vorladung flüchtig überleſen, ſo heiteren Auges alsbald vor ſeiner Obrigkeit zu erſcheinen -- nein, er war unſchuldig, ganz beſtimmt unſchuldig. Mit dieſem Troſte und der Zuſicherung, bald mit guter Botſchaft wieder daheim ſein zu wollen, ſchied der Poet. „Sie kommen,“ rief ihm die Mutter noch auf der Treppe nach, „doch zum Eſſen wieder, wir haben die Ehre?“ — „Gern, liebe Frau Nachbarin, ich wußte ſo nicht, wohin heute. Mein letzter Heller ging geſtern drauf.“ — „Gott, Gott,“ ſeufzte die Mutter, „und das will einen Ehemann, einen Familien-Vater abgeben. Geſtern ein Capitaliſt, heute ein Bettelmann! Und immer wohlgemuth, immer friſch oben auf! Hat ſeiner Armuth nicht einmal ein Hehl oder eine Schande vor den Menſchen! Gott tröſte mir mein armes Kind! Aber wer einen Poeten heirathet, könnte eben ſo gut in der Lotterie einen Mann ſpielen!“

Hätte der Poet zu der neumodigen Literatur der Frondeurs und der Malcontenten gehort, er würde minder ruhig der räthſelhaften Ladung der heiligen Vehme gefolgt ſein. Civilgefängniß, Unterſuchungshaft, Feſtung — geheime Verbindungen, Majeſtätsbeleidigungen, Lobreden auf Gutenberg, Satyren auf ein neues Uhlanen-Regiment .... In ſolchen Phantaſie-Schreckbildern und Vermuthungen würde er ſich umhergetrieben haben, um den Grund ſeiner „Berufung“ und ſeine eigene Staatsgefährlichkeit zu enträthſeln, im Hintergrunde immer an Munkatſch, den Spielberg, Spandau, Königſtein, Ehrenbreitſtein, Hohenasberg, Spangenberg denkend. Er ſchritt aber in ruhiger Einfalt und mit dem heiterſten Gewiſſen hinter dem von Zeit zu Zeit ſich discret umſchauenden Diener der weltlichen Obrigkeit her. „Um eines Liedes willen oder für eine harmloſe Sonntags-Novelle iſt noch Niemand in der Welt gerädert worden,“ ſagte er wohlgemuth zu ſich ſelbſt, und Luther kann nicht mit größerer Freudigkeit in den Fürſtenſaal zu Worms getreten ſein als er, durch eine Gaſſe von Polizeibeamten, Juden und Hökerweibern hindurch, endlich in das geheime Sitzungs-Zimmer des Stadtgerichtes ſchritt.

Ein einziger Mann befand ſich in dem hohen Saale, der in ſeiner ganzen Länge von einem grün behangenen

Tiſche durchſchnitten wurde. Ganze Berge von Acten waren in offenen Wandſchränken und Repoſituren aufgeſchichtet, andere lagen auf der Erde umher; auf dem Tiſche wechſelten ungeheure Dintenfäſſer mit rieſigen Streuſandbüchſen anmuthig ab, Federn, Bindfaden und Papierſcheere gaben dem Enſemble eine reizende Künſtler-Unordnung. Weitere Meubles als einen Lehnſtuhl für den „Mann“ hatte der Saal nicht, wenn man nicht einen ſtattlichen Spucknapf und ein Räucherpfännchen, beide in der Nähe des Ofens geſchmackvoll angebracht, zum Ameublement zählen will.

In das alſo beſchriebene Gemach wurde der Poet von dem Gerichtsdiener gewieſen. Dieſer machte gleichzeitig einige Verſuche, dem „Manne“ ſeine und des Vorgeladenen Anweſenheit zu erkennen zu geben, indem er ſich, — aber reſpectvollſt! — räuſperte, zog ſich jedoch zurück, als der „Mann“ von ſeinem Actenſtoße nicht aufblickte, den Poeten ihm allein gegenüber laſſend. Ein langes und tiefes Schweigen lag über dem Zimmer, nur unterbrochen durch das Summen einer Schmeißfliege, die auch gewiß „aus Verſehen“ in demſelben gefangen ſaß, und durch das Tanzen der gigantiſchen Schreibfeder des „Mannes“ auf dem vor ihm ausgebreiteten Bogen. Der Poet glaubte nicht ſtören zu dürfen, er wartete, — zumal, da er es leicht abwarten konnte, — und betrachtete einſtweilen das artige Wirbeln und Drehen des feinen Actenſtaubes in einem dünnen, ſchrägen Sonnenſtrahl, der ſich in dieß Gemach verirrte. Eine gute Viertelſtunde ſtand er da, von einem Beine auf das andere tretend, zuletzt in einem Anfalle von Courage ſogar mit einem Fuße ſcharrend und hüſtelnd, der „Mann“ ſah nicht auf. Aber er nahm aus einer neben ihm offen aufgepflanzten Tabatière, ohne im Schreiben nur einen Augenblick inne zu halten, eine Priſe, und bald darauf erſchütterte ein gewaltthätiges Nieſen die unheimliche Stille. Der Poet fuhr entſetzt zuſammen, ſagte jedoch ſehr laut und entſchieden, um ſich Muth zu machen: „Wohl bekomm's Ihnen!“ Auf dieſe Worte blickte der „Mann“ empor und ihn an. „Wer ſind Sie? Was wollen Sie? Wie kommen Sie hieher?“ Dieſe drei Fragen ſtürzten auf einmal aus dem Munde des Mannes. „Entſchuldigen Sie,“ entgegnete Inquiſit, „ich komme nicht hierher, ich bin ſchon eine geraume Weile da, auf Vorladung eines Menſchen, der mir dieſen gedruckten Zettel inſinuirte.“ Er trat auf den grünen Tiſch zu und legte dem Inquirenten — denn nunmehr hatte ſich das ganze Verhältniß, durch die Unhöflichkeit des Richters und die Artigkeit des Beklagten, bereits als wirklich und richtig hingeſtellt — ſeine Ladung vor. Dieſer ſtand zuvorkommender, als es möglich ſchien, auf, nachdem er dieſelbe mit einem flüchtigen Blicke überlaufen. „Verzeihen Sie, wenn ich habe warten laſſen," ſagte er, „ein wichtiger und verwickelter Fall zerſtreute mich gerade." Dann in einem Stoße Handacten wühlend, fügte er hinzu: „Haben Sie dieſes Papier geſchrieben und irgendwie unterzeichnet?" Dabei überreichte er dem Poeten einen Bogen, worauf dieſer zuſammenfahrend ſeinen nächtlichen Pact mit Miſter Rattiſon wieder erkannte. „Allergings," ſtammelte er. — „Hatten Sie ein Recht," ſo der Inquirent weiter, „hatten Sie ein Recht, ſich bei Ihrer Unterſchrift dieſes pſeudonymen Schriftſteller-Namens zu bedienen?" — „Mich dünkt, das gerechteſte von der Welt, ich führe ihn ſeit vielen Jahren." — „Wie, mein Herr, Sie ſelbſt ſind ... Sie wären .... Aber dann verziehen Sie nur eine Minute lang!"

Mit dieſen abgebrochenen Sätzen war der Mann aus ſeinem Lehnſtuhle aufgeſprungen und durch eine Seitenthüre verſchwunden, welche bisher der Poet noch gar nicht wahrgenommen hatte. Dieſer blieb alſo, verwundert und beſtürzt, ſeine Seelenverkaufs-Urkunde in der Hand, allein zurück. Seine nächſte Beſorgniß war: „nun wird der Groß-Inquiſitor wieder kommen, mit Captain Rattiſon in der weißen Nachtmütze," anders konnte er ſich denſelben unmöglich denken, weil er ihn niemals anders geſehen, — „und ich werde zur Vollziehung meines unſeligen Contractes angehalten werden. O verhängnißvolle Nacht!“ Ein Gedanke an Flucht durchzuckte ſeine Seele, ſchon hatte er einen kühnen Schritt der Thüre zu gewagt, allein draußen auf dem Gange hörte er Stimmen und Tritte, darunter die ſeines Begleiters und Wegweiſers. Entrinnen konnte er nicht, ſomit wappnete er ſich nach beſten Kräften mit Muth oder mit dem, was in mangelnden Fällen ſo oft ſtatt deſſelben dienen muß, mit Grobheit und Starrſinn.

Es währte nicht lange, ſo öffnete ſich die Seitenthüre, und der Inquirent führte unter vielen Bücklingen einen Mann herein, der nichts weniger war als Mr. Nattiſon in der Nachtmütze, vielmehr ein hoher, würdevoll ausſehender Mann in feinem Morgen-Anzug. Aus dem Gilet hervor ragte ein rothes Ordens-Bändchen, das um die weiße Cravatte gar vortheilhaft und vornehm ließ, vor dem Poeten aber in ſeinem Aerger nicht bemerkt oder in ſeiner Unſchuld nicht erkannt wurde für das, was es war.

„Da iſt er,“ ſagte halblaut der Richter zu dem Fremden, indem er mit einer unterthänigen Handbewegung auf den jungen Inculpaten wies. Der Fremde ging theilnehmend und aufmerkſam dieſem einige Schritte entgegen und fragte: „Sie ſind alſo der unter dem Namen Carlo Farniente bekannte Schriftſteller?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Poet barſch, „ob Sie ein Recht haben, darnach zu fragen, aber wenigſtens habe ich keinen Grund, es zu läugnen, wenn es denn doch einmal bekannt iſt.“

„Junger Menſch,“ fiel erſchrocken der Richter ein; ſehen Sie denn nicht, wer die Gnade hat, mit Ihnen zu reden?“

Der Fremde lachelte und winkte ihm: „Laſſen Sie das, mein lieber Herr Director. Ich liebe dieſe Poeten ſo, natürlich, ungenirt, licentia poetica. Ein Recht,“ ſo fuhr er hierauf zu dem Dichter fort, „ein Recht zu fragen, beſitze ich allerdings nicht, wohl aber ein Intereſſe, das Intereſſe an Ihrer Perſon und an Ihren Werken.“ Hölzerne Verbeugung von Seiten des mit jedem Augenblicke übellauniſcheren Poeten. „Sie haben das Gedicht, Dieſſeits und Jenſeits betitelt, verfaßt?“ fragte der Fremde weiter. — „Zu dienen, mein Herr!“ — „Daſſelbe, welches im Tageblatte hieſiger Stadt veröffentlicht wurde?“ — „Vielleicht. Von mir gelangte es nicht an dieſe Stelle; wohl möglich, daß es der Nachdruck dahin beförderte. Wir Schriftſteller ſind ja die Einzigen, welche in dieſen und ähnlichen Räumen,“

er ſah bitter lächelnd um ſich," nur als Beklagte, nicht als Kläger und Verfolger unſeres guten Eigenthumsrechtes zu erſcheinen pflegen." — Der Richter wollte wiederum mit einer Warnung einfallen, wurde aber von dem weiter fragenden Fremden, welchem dieſe Art der Unterhaltung zu gefallen ſchien, daran verhindert. „So ſahen Sie alſo auch wohl den in demſelben Blatte ergangenen Aufruf an den Verfaſſer, ſeinen wahren Namen zu nennen, nicht?" — „Mein Herr, ich ſehe niemals ein Tageblatt." — „Und wären Sie nicht geneigt, dieſem theilnehmenden Verlangen, wenn es ſich mündlich vor Ihnen wiederholt, ein freundliches Genüge zu leiſten?" — „Kommt darauf an, wer das Verlangen ſtellt."

Der Poet ſah an der großen, Ehrfurcht gebietenden und, ſo ſchien es wenigſtens, Ehrfurcht gewohnten Geſtalt empor. Er begegnete einem milden Lächeln auf des Fremden Lippen und einem Auge, das voll wahrhaftem Mitgefühl auf ihm ruhete. „Ein Freund," ſagte der Fremde zu ihm, ſeine Hand auf die Schulter des hartnäckig Schweigſamen legend, „ein Freund Ihrer Muſe."

Allein in dieſem Augenblicke, als ungeachtet ſo gütigen Zuredens, der Inquiſit noch immer keine Luſt zu tragen ſchien, ihm Folge zu leiſten, riß dem Inquirenten die Geduld. „Halten zu hohen Gnaden, Durchlaucht" ſagte der Richter aus ſeinem beſcheiden gewahrten Hintergrunde hervortretend, „nun kann ich Dero Herablaſſung und dieſes Mannes unbegreifliche Verblendung nicht mehr mit anſehen. Ich muß reden, es drückt mir das Herz ab, Jemanden in meiner Gegenwart ſo reſpectwidrig vor Ew. Durchlaucht Antlitz ſtehen zu ſehen. Junger Mann," fügte er mit gehobenem Tone hinzu, während die Durchlaucht ſich nicht ohne Humor abwendete, „junger Mann, erfahren Sie denn, daß Sie vor Seiner Durchlaucht dem Prinzen Albert zu erſcheinen die ungekannte Ehre haben." — Der Poet fuhr zuſammen, verbeugte ſich tief und wagte einen ſchüchternen Blick auf den Prinzen, der gutmüthig wieder herangekommen war. „Ich will wetten," ſagte dieſer, „daß unſer dichteriſcher Freund noch nicht recht weiß, was er aus mir machen ſoll. Die Hand auf's Herz, wiſſen Sie, wer das iſt: Prinz Albert, und woher?" — Erröthend bis zur dunkelſten Glut mußte der im Gothaiſchen genealogiſchen Taſchenbuch ſchlechter als in dem Taſchenbuche für Liebe und Freundſchaft bewanderte Poet eine Verneinung ſtammeln. Dieſe naive Unwiſſenheit gab dem Prinzen ſeine gute Laune völlig wieder, während der Richter händeringend im Zimmer auf- und niederlief, einmal über das andere

Mal ausrufend: „Iſt denn ſo etwas erhört? Iſt es denn nur menſchenmöglich? Kennt ſeiner allergnädigſten Landesmutter leibeigenen Herrn Bruder nicht?" In peinlichſter Verlegenheit ſtand der Ignorant zwiſchen dem laut auflachenden Prinzen und dem deſperaten Rechtsmanne. „Gehen Sie, Herr Stadtdirector, geben Sie ſich zufrieden," ſagte Jener endlich zu Dieſem. „Einige Minuten mit dieſem Sonderling hier werden hinreichen, uns zu verſtändigen. Darf ich über Ihr Local verfügen?" — „Durchlaucht," ſtotterte der Richter, „ſo viel Gnade" .... Er wollte nach Stühlen und Teppichen ſchellen, die Actenſtöße vom Tiſche werfen und die Dintenfäſſer, allein der Prinz verbat ſich jede Unbequemlichkeit und zog, während unter hundert Verbeugungen rücklings und langſam der Director in der Seitenthüre verſchwand, den jungen, noch immer ſtumm und ſtarr daſtehenden Poeten leutſelig in die große Fenſterniſche.

Eine ſtundenlange und angelegentliche Converſation zwiſchen den Beiden wollen wir nicht in ihren Einzelnheiten verfolgen. Wo Fürſten reden, hört alle Idylle auf.

Prinz Albert, den wir wie einen dramatiſchen Maſchinen-Gott zum letzten Acte unſeres Stückes aus der Erde ſteigen oder vom Himmel herabfallen laſſen müſſen, Prinz Albert war ein leidenſchaftlicher Gönner „literariſcher Perſonen und Zuſtände“ wie die Neumodigen ſagen. Es mag unwahrſcheinlich klingen: er war für Poeten und Künſtler vortirt, wie Andere ſeines Standes für Pferde, Gemälde, Soldaten, Blumen. Daß Prinz Albert reich war, braucht nicht bemerkt zu werden; nicht etwan, als ob alle Prinzen des neunzehnten Jahrhunderts es wären, aber: würden wir ihn zum Schluſſe einer Idylle brauchen können, wenn er es nicht geweſen? Im Theokritos und Virgilius, in Desmoutiers und Geßner regnet es noch ganz natürlich, Waſſer und — Dreck, um das in der Idylle hinſchmachtende Land zu erquicken, bei uns muß ein Jupiters-Guß, ein goldener, fallen, um Alles zu einem ſeligen Ende zu leiten, denn unſere Idylle ſpielt ja in neueſten Tagen.

Die Reſidenz des Prinzen war arm an einheimiſchen Talenten. Und doch war er lange auf der Jagd nach einem ſolchen, mit mehr Emſigkeit vielleicht, als andere hohe Herren nach einem Sechszehnender birſchen. Er hätte gern einen Hofpoeten gehabt, wie die Prinzen voriger Jahrhunderte einen Hofheiducken oder Hofnarren, der Rarität halber. Eine Fährte im „Tageblatte“ zog ihn gewaltig an: eben das Gedicht von Carlo Farniente „Dieſſeits und Jenſeits“ überſchrieben. Das verſprach ja Alles, was er brauchte und ſuchte, nicht nur die Gabe einer leichten und gefälligen Verſification, ſondern auch die ungleich ſelt'nere einer unverdächtigen, nationalen Geſinnung. Es war eine jener zahlreichen oder zahlloſen Paraphraſen des gefeierten Rheinliedes, worin die Dieſſeitigen gewaltig herausgeſtrichen wurden und den Jenſeitigen eine dräuende Fauſt — leider nur in der Rocktaſche! — ſich patriotiſch ballte. Das Gedicht machte Effect, der Leib-Muſikus ſetzte es in Muſik, der Organiſt an der Stadtkirche deßgleichen, endlich auch der Stabstrompeter; es wurde ein Wettkampf, an die olympiſchen Spiele erinnernd, angeſtellt, unter ihren Compoſitionen, wo der Chor, aus Musketieren, Currende-Knaben und Waiſen-Schülern beſtehend, die Geſangparthien executirte, und aus welchem der Stabstrompeter als Sieger hervorging. Der glückliche Dichter erfuhr von dem glänzenden Erfolge ſeines Werkes nichts, er lebte nach Poeten-Weiſe mehr im Himmel, als im Stadtgeträtſch. Aber wie große und hochherzige Fürſten Deutſchlands dem Urheber des Urliedes ſilberne Becher und goldene Medaillen verehrten, da meinte Prinz Albert, im Herzen nicht minder groß, nur im Budget, ſeiner Seits auch nicht zurückbleiben zu dürfen. Daher die Aufforderung im Tageblättchen. Warum ſie ihres Zweckes verfehlte, wiſſen wir: Carlo Farniente las die locale Literatur nicht, weniger aus Stolz, als aus poetiſcher Sorgloſigkeit, und die Redaction mußte bekennen, daß ſie das Epoche machende Lied nur „entlehnt" habe.

Durch die Unterhaltung in der Fenſterniſche überzeugte ſich der Fürſt gründlichſt, daß er ſeine Laterne auslöſchen konnte: der Mann war gefunden. Ein ruhiger, argloſer, gemüthlich-kindlicher Mann, dem es gleichviel war, ob die Landſtände für oder wider die freie Preſſe votirten, wenn er nur ſeinen Verleger fand, ein Mann, der erröthete und ſtammelte und die Augen niederſchlug und an ſeinen Knöpfen drehete, wenn ihm eine irdiſche Majeſtät von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber ſtund, ein Mann, der wenig Bedürfniß hatte, viel Geduld, kurz ein Mann wie geſchaffen zum Hofpoeten.

Dennoch rückte erſt allmählig und vorſichtig der Prinz mit ſeinen Plänen heraus. War der Poet anfangs ſchon beſtürzt und verlegen geworden, nicht ohne dadurch dem Prinzen eine unwillkührliche und darum tiefer eindringende Schmeichelei zu machen, wie fuhr er erſt jetzt freudig entſetzt, kaum ſeinen Ohren trauend, zuſammen, als ihm von fern die Ausſicht gezeigt wurde, in der Nähe der Majeſtät, welche ihn geblendet hatte, hoch oben auf den Höhen der Menſchheit ſeine Dichterhütte bauen zu dürfen. Alle Neujahr ein Gedicht an den regierenden Herrn, auf die Geburtstage deſſelben und höchſtſeiner Gemahlin ein paſſender Theaterprolog, Aufſicht über die Schloßbibliothek und zu Zeiten ein Stündlein Lectüre vor Prinz Albert, auch wohl ein collegium aestheticum für deſſen älteſten Knaben, wenn er erſt einen erzielt hätte, und die Obliegenheit, ihm ſelbſt, dem Prinzen, die Federn zu ſchneiden — das war ja das ganze Regiſter ſeiner Pflichten, in gar keinem Verhältniß zu den Rechten, als nämlich: 1) Dreihundert Gulden Gehalt jährlich, in monatlichen Raten, abzüglich der Hofdiener-Wittwen-Kaſſen-Beiträge, des Perſonal-Schoſſes, der Licht- und Feuer-Abgabe, 2) im Sommer, welcher dort in der Regel drei Monate dauert, freie Wohnung in des Prinzen Landhaus, jedoch mit Ausſchluß etwaniger kleiner Familie — Nota bene: Eine Frau hielt ſich muthig und ſtandhaft der Dichter aus — 3) für den Fall zehnjähriger Dienſtzeit der Charakter als „Hofrath“ . . . .

Hier ſchwindelte der Poet. „Herr Hofrath!“ Ihm war es, als riefen ihm hundert Poſaunen den koſtlichen Titel unaufhörlich zu, er wußte nicht, ſollte er lachen oder weinen vor Freude, der „Herr Hofrath“ in zehnjähriger Hoffnung.

Nach einer Stunde der bangſten und freudigſten, der demüthigſten und ſtolzeſten im dunklen Dichterleben, war Alles erreicht und fertig. „Und nun,“ ſo ſchloß mit einem huldreichen Lächeln Prinz Albert, „damit uns der poetiſche Proteus nicht wiederum entwiſche. Ihren wahren Namen, den wir, ſonderbar genug, in unſerer ganzen Verhandlung noch gar nicht von Ihnen verlangt haben.“ — Der Poet ſtockte. — „Er iſt,“ ſagte er, „nichts weniger als dichteriſch, weßhalb ich ihn auch habe überſetzen und aufpoliren laſſen müſſen. Carlo Farniente, der Name iſt mir ſo viel geläufiger und lieber geworden, wäre es denn nicht möglich, daß Ew. Durchlaucht Gnade mich in demſelben beließen und vielmehr erſt beſtätigten?“ — „Nein, mein Freund, wir lieben falſche Namen nicht,“ war des Prinzen trockene Antwort. Der Poet ſtockte wiederum, endlich ſagte er kaum hörbar:

„Carl Faulſtich.“

Das paßt nicht in eine Idylle, namentlich nicht an den rührenden und allſeits glücklichen Schluß, daß Prinz Albert bei dem allerdings etwas proſaiſch ausſehenden Namen ſeines neuen Hofpoeten ſichtlich ſtutzig wurde, leicht erröthete und genau nach den Lebensverhältniſſen, namentlich nach der Mutter und nach dem Geburtsjahre des Poeten forſchte. Gerührt von ſo vieler Theilnahme, mit reichem Segen überſchüttet, faſt trunken von allem Neuen, Künftigen und Geweſenen, ſchwankte der Dichter mehr heim in St. Urſula, als er ging. Sein erſter Weg — „Zu der Frau Hofräthin?“ — Nicht doch, ſchöne Leſerin. Sein erſter Weg in ſein Dachkämmerlein. Dort fiel er auf den Knieen nieder, dicht am Fenſter, die treuen, überfließenden Augen hinüber in ein Paar anderer, ängſtlicher und harrender, gerichtet und hinauf in das ſchmale, helle, warme Fleckchen Blau, das als Himmel für die hohen, dunklen Häuſer gelten mußte. Dann packte er ein, ein Geſchäft, das keine volle Stunde Zeit erforderte, lud ſein Felleiſen auf die Schulter, ſtürzte die Treppe hinab und, ohne anzupochen, in das Zimmer Captain Nattiſons, welcher eben ſeinem Hühnerhunde das Apportiren und Sitzen beibrachte. Mit einem Strome von Thränen fiel er dem verwunderten und ärgerlichen Britten um den ſteifen Hals. „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber ſiehe da, Gott hat Alles gut gemacht,“ ſo ſchluchzte er mit Joſeph in Aegypten, und vergebens ſtrebte Miſter Nattiſon die Umarmung des Tollen von ſeinem Halſe abzuſchütteln. Erſt als er drohete, den Hund hetzen zu wollen, ließ ihn der Hofpoet los und ſich zu Erklärungen herab. Captain Rattiſon war aber das Alles ſehr gleichgiltig, daß er durch ſeine Klage bei Hochpreislichem Stadtgerichte das ganze Glück des Dichters ſollte begründet haben, und nur als er hörte und an dem Ränzlein merkte, Jener wolle wirklich ausziehen, und er ſei des nächtlichen Störers, nicht aber ſeiner Banknoten quitt, erſt da fing das brittiſche Herz an mitzuklopfen, und er erwiederte die Umarmungen, bis der Hühnerhund bellend und verſtändig zwiſchen die beiden unverſtändigen, jauchzenden, umſchlungenen Menſchenkinder fuhr.

Drüben bei der Wittwe Blüthgen wartete man nun ſeit zwei, drei, vier Stunden immer vergebens auf den Gaſt. Die Mutter jammerte laut, weil die Linſen kalt würden, — „wahrhaftig, ein ganz ſteifer Papp ſind ſie ſchon,“ ſagte ſie ingrimmig, — und die Tochter jammerte leiſe, als ſie den vergeßlichen, nachläßigen, undankbaren Mann heimkommen ſah, aber nicht zu ihr, ſein Zimmer ausräumen, die Thür hinter ſich zuſchließen, aber noch nicht zu ihr, bei dem fremden Menſchen umherſpringen, mit der Wirthin parterre ſcherzen und ſchäkern, aber immer nicht zu ihr. O Männer, Männer, Männer! Ihr liebendes Herz durchflog in einem Augenblick alle Staffeln der Gefühlsleiter, welche abwärts in den Höllengrund troſtloſer Verzweiflung führen, um im nächſten Augenblick eben ſo raſch aufwärts in den Himmel voll Seligkeit zu klimmen. Er hat eine Schlechtigkeit begangen, — er liebt Dich nicht mehr, — er will entfliehen ....

Da öffnete ſich die Stubenthür, und ſtrahlend, weinend, groß, ſtill, lauter Liebe und Freude, trat er herein, warf ſein Ränzlein auf die Erde und ſich mit einem Sprunge in Joſephinens verzeihende Arme.

Und wie er nun hier erſt erzählte, welcher Engel ihm auf dem Lebenswege begegnet ſei in Geſtalt eines Prinzen mit einem Kreuz am Halſe, wie die Frauen ihm zuhorchten, anfangs ungläubig zitternd und haſtig, dann vor Rührung, wie er hier endlich, umgekehrt wie bei dem Fürſten, mit einem lächelnden Blick auf das Bändlein „Sonntags-Novellen,“ das ſein ſcharfſichtiges Vaterauge längſt ſchon in Joſephinens Nähkörbchen entdeckt hatte, das Geheimniß ſeines Doppel-Namens verrieth, und aus der häßlichen Puppe: „Karl Faulſtich“ ein glänzender, gekannter und geliebter Tagfalter „Carlo Farniente“ ausſchlüpfte, wie ſein Mädchen bewundernd, hingebend, faſt zagſam zu ihm emporblickte, eine Semele zum unverhüllten Zeus, — ach, warum ſoll denn das die Idylle noch haarklein berichten, während die Linſen immer kälter und ſteifer werden, und eine

Thräne nach der anderen aus Mutter Blüthgens Augen in die vergeſſene Suppenſchüſſel träufelt?

So verlaſſen wir die Lieben: Um den engen runden Tiſch, der heut' zum erſten Male ein Kleeblatt von zinnernen Tellern trug. Und die Tochter ſeufzt aus tiefſter, luſtmüder Bruſt: „O großer Gott, wie ſelig werden wir ſein!“ Und der Dichter jubelt: „Ja, und meine Freiheit hab' ich wieder, und alle Nacht kann ich dichten und trachten, denn im fürſtlichen Garten, ſiehſt Du, hört es keine Seele.“

Aber Mutter Blüthgen lächelte ſchalkhaft, während ſie die Bratwurſt zerlegte und dem Hofrath und Schwiegerſohn in spe das ſaftigſte Stücklein aufdrang. „Damit,“ meinte ſie, mit dem Lärmen nämlich um Mitternacht, „damit hat es gute Wege; ſein Sie nur erſt einmal verheirathet!“

◆

Ein armer Poet.

⁂

„Wie glücklich ſolche Menſchenkinder nicht ſein!" So rief Niklas, der Gärtner, gähnend aus und ruhte die fleißigen, halb-nackten Arme eine Weile auf der Harke. Sein Auge winkte neidiſch auf den offenen Gartenſaal hinüber, der am Ende der Linden-Allee ſeine breite, glänzende Fronte mit den hohen Bogenfenſtern ausſtreckte. Dort drinnen tranken die „glücklichen Menſchenkinder", ein Dutzend vielleicht an der Zahl, Männlein und Fräulein, Kaffee und ſpielten Billard und aßen Eis. Der unglückliche Niklas mußte dagegen den Sand auf dem ſtattlichen Hauptwege des Parks glatt ſtriegeln, und ſein Freund, der Kutſcher, an den die Seligſprechung adreſſirt war, hielt draußen, vor der hohen, eiſernen Thüre, zwei ungeduldige Rappen im Zügel. Die

Rappen hieben mit den Hufen auf das Pflaſter, der Kutſcher mit der Peitſche zwiſchen ihre unruhigen Ohren. Der Welt Lauf! Eins auf das Andere! Und — Gott auf Alle!

Der Kutſcher, würdevoll und ernſt, wie ſeines Gleichen ſind, wenn ſie einen ſchwarzen Knebelbart und zwei ſchwärzere Gäule beſitzen, der Kutſcher ſchwieg eine Minute. Dann lehnte er mit einer eben ſo unbeſchreiblichen als unnachahmlichen Grazie ſeitwärts über den hohen Bock und murrte mitleidig zu Niklas herab: „Wie Ihr es verſieht, Gärtner!“

Im Gartenſaal klang Gelächter weiblicher Stimmen, die Bälle klapperten, der Lakai mit ſeinen Taſſen und Bechern ging ab und zu, und auf einem Seitenwege trug ein Kamerad ſilberne Schüſſeln und leere Champagnerflaſchen aus dem Pavillon in's Haus. Vermuthlich hatte die Geſellſchaft im Pavillon geſpeiſt.

„Unſer Einer“, fuhr der Kutſcher fort, eigentlich aber ohne fortzufahren, „Unſer Einer kommt nun doch näher mit der Herrſchaft zuſammen als Ihr. Man hat denn auch ſeine Augen und Ohren am richtigen Flecke, und wenn ich den Herrn und die Frau ſo kutſchiren thue, ſeht Ihr, ſo gelangt immer ein kleines Wörtchen, ein Seufzerlein aus dem Wagen drin, auf den Bock haußen. Hui, Niklas, wie ſagt der Kaplan: Es iſt nicht Alles Gold, was gleißt.“

Niklas rückte neugierig näher; ſeine Harke fiel in den Sand. „Wie iſt denn das zu verſtehen, Kutſcher," fragte er. Aber der Kutſcher zuckte vielſagend mit den Achſeln, ſchlug ſich auf's Maul, die Rappen um die Hinterbeine, und ſchwieg. Der unerſchrockene Gärtner ließ ſich aber nicht ſo abfertigen, er hub von Neuem an: „Wenn ich nur wüßte, wo der Herr das Heidengeld alle hernehmen mag? Hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mit dem bloßen elendiglichen Büchermachens ſo viel verdient wird! Und das Gelaufe all', das Beſuchen, das Rennen! Alle Stunde ein Fremder! Neulich, ſtellt Euch vor, war ein Menſch aus Nordamerika da, um den Herrn zu ſehen, und vergangenen Johannis, als der Fürſt droben im Rheingau reiſte, kam er nicht herunter und machte Speranzien und Komplimente, mehr als wie den Grafen und den Baronen allen, unſerem Herrn, dem ſimplen Mann ohne Titel und ohne Platz? Iſt das eine komiſche Welt heut' zu Tage?"

Der Kutſcher ſchnitt ein Geſicht. „Des Brot ich eſſe, des Lied ich ſinge," ſagte er ſcharf und ingrimmig. „Ich habe bei Fürſten und Grafen gedient, mit ſechſen vom Bocke gefahren zu Wien, in Berlin zu drei hinten aufgeſtanden; aber ich will ein ſchlechter Kerl ſein, wenn meine zwei Schwarzen hier und dieſe Kaleſche ohne

Wappen und Firlefanz mir nicht eben ſo viel Plaiſir machen, als ſonſt das fürſtliche Jägerbandelier und die Livrei mit den Grafenknöpfen. Wenn ich durch die Stadt fahre, da ſolltet Ihr ſehen, wie die Hüte rechts und links fliegen, wie ſich das Volk anſtößt: da iſt er, dort kömmt er, da geht er hin, und wie der Portier am Theater die Flügelthüren aufreißt, wenn der ſimple Mann, wie Ihr ſagt, an der Freitreppe anraſſelt!"

Er ſchnalzte mit der Zunge und mit der Peitſche. Die Letztere ſchlug in der Luft einen kunſtvollen „Georg Rex" in einem Zuge, wie er ſonſt auf den hannöverſchen Dreigroſchenſtücken ſtund. Der gereiſte Kutſcher hatte auch in Hannover gedient.

„Nu, Jeder hat ſeine eigene Reputation," erwiderte Niklas nicht ohne Gift. „Mich wurmt es juſt, daß ich ſolchen Leuten gehorchen muß. Man iſt doch auch nicht hinter'm Zaune jung 'worden. Ich hätte es gerad' ſo weit bringen können, als der Herr, hätte mich mein Vater ſeliger auf die Schule geſchickt ſtatt in den Baumgarten. Und die Frau, daß Gott erbarm'! Alle Welt weiß ja, wes Geiſtes Kind ſie iſt, und die Lene hat mir noch jüngſt geſagt, ihr Alter, der jetzunder ſo dicke thut und uns auf dem Felle ſitzt, ſei mit Federmeſſern hauſiren gegangen, drüben bei den kolleriſchen Engeländern."

„Daß Du ſchwarz würdeſt, alte Weiberzunge,“ donnerte der Kutſcher und warf ſich auf dem Phaëton-Throne um.

Gleichzeitig ging im Gartenſaale die Geſellſchaft auseinander. Es fuhren von der entgegengeſetzten Seite, wo das Hauptgebäude lag, drei Wagen vor, welche die Gäſte abholten, und kurz darauf kamen die Allee herab der Herr und die Frau geſchritten, Arm in Arm, ihnen zur Seite ein kurzer, dicker, alter Mann, hinten drein ein Bedienter mit Tuch und Mantel. Niklas griff geſchwind wieder zu ſeiner Harke, der Kutſcher fuhr hart am Thore an.

Die drei Perſonen ſtanden einen Augenblick ſtill und ließen ſich von den Domeſtiken betrachten, nicht behorchen, denn ihr Geſpräch wurde engliſch geführt. „Sie gehen nicht mit, Vater,“ ſagte die Dame. „Nein, meine Theure, ich habe noch zu thun, meine Orangen müſſen begoſſen werden.“ So ſagte der ältliche Mann, drückte alsdann, ſtumm und mit nicht allzugroßer Wärme dem Schwiegerſohne die Hand und verſchwand in einem Bosquet, nachdem er dem Gärtner durch einen Wink befohlen hatte, zu folgen. Mittlerweile öffnete der Bediente Schlag und Tritt der Kaleſche, die Dame ſtieg mit einem Abſchiedsgruß an den Vater hinein, der Herr ihr nach, langſam. „Wohin, Auguſt?“ fragte ſie deutſch, als der Kutſcher umblickte. — „Mir gleich, Liebe.“ — „Nun denn, dem Waſſer entlang, über die kleine Brücke, durch's Wäldchen heim.“

Die Rappen zogen an, dorthin flog die Kaleſche. Der Bediente machte den Thorweg hinter ihr zu, räkelte ſich einen Augenblick und ſchlich in's Haus.

* * *

Der Abend, in welchen das Ehepaar hineinfuhr, war ſo ſchön, daß ihn ein Enthuſiaſt aus der Mark wenigſtens „auf Ehre jöttlich!“ genannt haben würde. Ueber der untergehenden Sonne hing groß und ernſt ein prachtvolles Gewitter. Durch ſeine Schatten flogen roſige Lichter bis hoch in den Himmel hinauf, und jede Wolke hatte einen goldenen Saum. Fern an den Gebirgen ging ein Strom hin, der Strom war der Rhein: und in der Ebene rannte ihm ein kleines Wäſſerlein durch Buſch und Wieſe freudetrunken entgegen. An dieſem Wäſſerlein hinab rollte, über weiche Wege, faſt ohne Laut, die offene Kaleſche, und alle Heumähder, an denen ſie vorüber flog, grüßten ehrerbietig, und ein ſingender Handwerksburſche lief mit hingehaltenem Hute eine Weile lang nebenher. Die Dame warf ihm ein Silberſtück zu. „Auguſt,“ ſagte ſie, „hörſt Du denn nicht, der Burſche ſingt ein Wanderlied von Dir!“

Auguſt lächelte und horchte eine Sekunde auf, dann verſank er wieder in ſeine Zeitungen. Er las im Wagen. Seine Frau ſaß neben ihm und ſah mit verſchwimmenden Augen in die Gegend hinaus, ein feines, bleiches Geſicht unter dem grünen Sonnenſchirm, und eine zarte Geſtalt, nur loſe von einer ſeidenen Sommer-Mantille umflattert.

Bei einer Wendung der Straße legte ſie die Hand ſanft auf des Mannes Arm. „Wie ſchön!" flüſterte ſie und wies mit dem kleinen Finger in die Glut des Weſtens hinein, die unter dem Wolkengebirge und über dem wirklichen wie ein Feuerſtrom dahinfloß. Der Abend läutete an den Feierglocken aller Kirchen und aller Herzen, über die Fluren zitterte es wie ein feuchter Hauch der Andacht, ein langſam ausſchwingender Klang der Wehmuth. Auguſt richtete ſich hoch in ſeinem Sitze auf. Die Abendſonne und das Gewitter ſpiegelten ſich in ſeinem Auge, ſein Antlitz war wie die Gegend ringsum „ſtill und bewegt", — eine Weile lang; dann ward es wieder kalt und blaß, eine heimliche Ermüdung rieſelte darüber hin, und er nickte bloß, matt lächelnd, ſeiner Freundin zu.

Im Wäldchen, wodurch der Heimweg führte, war große Geſellſchaft. Das Wirthshaus am Saume deſſelben bildete den Sammelpunkt für die feine Welt aus der Umgebung; Fremde kamen auch viele hinzu. Es wurde ſaure Kuhmilch genoſſen und ſüße, heilige Natur. Auf einer Bank ſaß eine engliſche Familie, welche das Thema „wonderful“ geiſtreich variirte. Die Mama fing an: „how wonderful!“ und tippte ihre Tochter auf die Schulter. Dieſe zeichnete einen ſchlechten Kirchthurm noch ſchlechter in ihr Album: „quite wonderful!“ repetirte ſie und ſtieß den Vater an: „wonderful indeed“ ſchloß derſelbe und gähnte durch ſein Fernglas. Daneben Franzoſen, welche mit „superbe“ und „délicieux“ abwechſelten — —

Mitten unter ihnen hielt die Kaleſche ſtill. Die Dame wollte ausſteigen. Auguſt half ihr und hatte ſelbſt kaum den Fuß zur Erde geſetzt, als er ſich von einer Schaar Freunde umringt ſah. Da wurde vorgeſtellt und verbeugt, verbeugt und vorgeſtellt.

„Wie unendlich glücklich ſchätze ich mich, einen ſo berühmten Mann von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben,“ ſagte ein reiſender Schullehrer, der vom Philologenverein in ſein Pädagogium heimkehrte. Und eine junge Wittwe forſchte: „Womit werden Sie uns denn das nächſte Mal erfreuen, Roman oder Drama, lieber Doctor?“ Und ein noch jüngerer Lieutenant betheuerte, daß er kein ſchöneres Talent kenne, als die Dichtkunſt, und es müſſe ein ganz famoſes Gefühl ſein, Verſe zu machen.

„O ja,“ entgegnete Auguſt, „und niemals empfindet ſich der Reiz dieſer Gabe tiefer, als wenn ſie von geiſtreichen Männern anerkannt wird.“

„Bitte recht ſehr,“ riefen Alle zugleich, der Schullehrer, der Lieutenant, ſogar die Wittwe, die auch ein halber Mann war.

Auguſt ſuchte mit den Augen ſeine Frau. Sie tändelte, zur Erde gekauert, mit einem blondlockigen Kinde, das mit beiden Aermchen ihren Hals umklammerte. Er wandte ſich ab von dem Bilde, in ſeinem Herzen wallte es ſiedend-heiß auf und zentner-ſchwer, — warum? — Sie hatten keine Kinder.

Nach halbſtündiger Raſt eilten die Beiden wieder von dannen. Ein Gewitterſchauer hatte ſich ſchon zerriſſen in lauter Sprühregen und rauſchte träufelnd auf die Erde hernieder. Wald und Gras funkelten in zahlloſen Perlen, und unten am Weiher riefen regenfrohe Fröſche. Der Kutſcher wollte den Wagen zudecken, aber ſeine Herrſchaft verbot es. Ihm wie ihr thaten die kühlen, tröſtlichen Tropfen wohl. Es war, als richtete ſich ſein Haupt, wie das einer Lilie erſtarkt unter ihnen empor, und die Frau ließ ſich ſogar ihr blondes ſchönes Haar vom Nachtwind und vom Sprühregen luſtig küſſen.

Sie kamen heim, als es ſchon vollends dunkel war im Park. In früher Stunde trennten ſie ſich. Aber die Frau hörte, wie Auguſt in ſeinem Zimmer noch lange auf und niederſchritt, lange nach Mitternacht. Am anderen Morgen, als ſie ihn im Bade wußte, ſchlich ſie hinüber; auf ſeinem Nachttiſch lag ein Blatt, friſch beſchrieben, daneben der Crayon. Sie durchflog das Gedicht mit den Augen, die Hand, in der ſie es hielt, zitterte heftig, und ſtill weinend ſchwankte ſie aus dem Gemache, nachdem ſie Blatt und Stift wieder an ihre Stelle gelegt hatte.

* * *

Was ſtand auf dem Blatt, in dem Gedichte, daß es Evelinen ſo erſchütterte? Nur ein Bruchſtück aus ihrer eigenen und ihres Mannes Geſchichte. Es war die Scherbe eines zerbrochenen Spiegels (— oder Herzens! —) darin ſie ihr Bild und ſeines erblickte. Wer ihr über die Schultern ſehen will, leſe die folgenden Blätter durch. Liest er ſie auch nicht, wie ſie geſchrieben wurden, was thut's weiter?

Dies die Geſchichte.

In Birmingham wohnte ein Meſſerſchmied, der täglich von Morgens ſechs bis Abends ſechs Uhr in ſeiner Werkſtatt ſaß, Klingen ſchliff, Hefte ſtempelte, Blasbälge trat, Stahl glühte. Ein kleiner, rühriger Mann, Claypole geheißen. Der Meſſerſchmied hatte eine Tochter, Evelina, und viele, viele Fabriken, Commanditen, Spedizionaire und Commiſſionaire, in England und auf dem Feſtlande, in der alten, wie in der neuen Welt. Seine Firma war eine univerſelle.

Dreiundfünfzig Jahre ſtand ſie, feſt, unwandelbar, reſpectirt, wo man Kaufmannsbücher führt und Kaufmannswechſel ſchreibt. Claypole's Meſſer waren eben ſo weltbekannt und weltverbreitet, als Liebig's Streichfeuerzeuge, und die Einwohner von Birmingham nahmen den Hut ab, wenn man nur ſeinen Namen nannte. Da, eines ſchönen Morgens, trat ſein Oberbuchhalter aus dem Comptoir in die Fabrik, worin Mr. Claypole hämmerte, ſchwarz von Ruß und mit einem runden, vergnügten Bäuchlein, worauf ein fetter Lederſchurz glänzte. „Mr. Claypole,“ ſagte er, das Hauptbuch vorlegend, „die Zahl iſt voll.“ Und Mr. Claypole band ſeine Schürze ab, wuſch und rieb ſich die Hände, rechnete nach, ſchmunzelnd, ſtrahlend, ſelig — ja, die Zahl war voll: er war ein Millionair. „Zwölftauſend Pfund Sterling Revenüen,“ ſagte der Kaſſirer, ſchlug die Bilance zu und ging.

Acht Tage drauf war die Fabrik verkauft, mit allen Handlungshäuſern Rechnungsabſchluß gemacht, und Mr.

Claypole ſaß neben ſeiner Tochter Evelina im Reiſewagen. Er war nun ein Gentleman aus einem Meſſerſchmied geworden, trug auf unauslöſchlich-ſchwarzen, kurzen, dicken Fingern, hellgelbe, lange, feine Glacéhandſchuhe, und gähnte alle Tage, ſtatt daß er früher nur Sonntags gegähnt hatte. Er nannte das: ſein Leben genießen, — ein vierundſechzigjähriges nämlich.

Frankreich, Italien und die Schweiz waren durchflogen. In München ſetzte ſich Mr. Claypole zur Ruhe. „Hier iſt gut ſein," ſagt er, als er aus Zacherls Bierkeller heimkam, „hier laſſet uns Hütten bauen." Und man bauete. Natürlich. Nach England zurück konnte und wollte er nicht; was iſt in England ein Mann mit zwölftauſend Pfund Revenüen, wenn er ihnen nicht einen Herzogstitel oder mindeſtens eine Lordſchaft vorſpannen darf? In Deutſchland dagegen — o in Deutſchland! —

Evelina war damals achtzehn Sommer alt. Welches Aufſehen machte ſie nicht, die blonde, vornehm-blaſſe, intereſſante Miß, die reichſte Erbin im ganzen Lande, die glänzendſte Partie! Man ſoll doch ein wohlhabendes Mädchen nie beneiden, ein reiches immer bedauern. Dem Ueberfluſſe im Schoos ſitzen ermüdet ſchon an ſich. Dazu nun Bettler aller Art an ſeiner Thüre verſammelt ſehen, Glücksritter, Abenteurer, ſich in ſechs Sprachen, und in allen ſechs gleich abgeſchmackt, den Hof machen laſſen müſſen, und einen alten, ungebildeten, bauerſtolzen Vater über ſich erkennen — arme Evelina!

Woran hätte das weiche, liebe-bedürftige Herz der Jungfrau ſich anlehnen ſollen, als es aus den Träumen ſeiner Kindheit nun aufwachte und andere Seufzer als die um eine zerbrochene Puppe die keimende Bruſt ſchwellten? Ihre Mutter hatte ſie nie gekannt, ihren Vater kannte ſie zu früh. Sie mußte oft für ihn und über ihn erröthen, wenn aus der übergoldeten Scheide des Particuliers die alte, roſtige Klinge des Meſſerfabricanten verrätheriſch hervorlugte; ihr lag es ob, das glänzende Haus, welches der eitle Mann machte, würdig aufrecht zu erhalten, ſie repräſentirte nach Außen und regierte im Innern, als die Seele eines ſtarken, unbehilflichen, anſpruchvollen Leibes. Eine nach der andern welkten darum vorzeitig die Blüten jugendlicher Unbefangenheit und märchenhafter Hingabe an das Leben ab; Evelina ward ſtolz, eigenſinnig, vor Allem — mißtrauiſch. Ein Krebsſchaden, der verborgen in allen reichen Mädchen ſitzt, wie der Wurm in den vollſten und lockendſten Aepfeln.

Ihr Leben in München iſt leicht beſchrieben: Morgens eine Stunde am Frühſtück, zwei Stunden neben langweiligen Lehrern am Klavier, an der Harfe, an der Staffelei, zwei Stunden Toilette, dann wieder ein Frühſtück, und wieder ein Lehrer, und Beſuche, und Diner, und Theater, und Konzert, und Soiréen.... In der glänzenden Schale klemmte ſich das Gemüth des Mädchens täglich ſchmerzlicher, am Ende krampfhaft zuſammen, wie eine Perle in der Muſchel. Je krankender, deſto köſtlicher. Die Taucher blieben denn auch nicht aus. Da wollte ein junger Fabrikant eine Pottaſcheſiederei anlegen — ei, dachte er, die Clappole wäre keine übele Partie. Dort bedurfte ein altes, altes Haus einer neuen Stütze, maſſiv und ſolid — nun, ſagte die Frau Gräſin zu ihrem Herrn Sohne, dem jungen Herrn Grafen, die Clappole wäre keine übele Partie. Ein Maler portraitirte ſie, um das Original ſammt der Kopie zu behalten, ein Bierbrauer brachte ihr Ständchen mit der Liedertafel, ein italieniſcher Marcheſe las Petrarca's Sonette. O Gott, o Gott! Wie zog ſich vor den häßlichen Polypenarmen die bange, einſame Perle ſchauernd und ſchamhaft in ſich zurück!

Evelina war klug, wie die meiſten Weiber ihres Volkes. Sie verſtand es, eine heitere und lebhafte Hülle um die Verſtimmungen ihres Lebens zu werfen, in Spott und in Scherz kleidete ſie die Männer-Verachtung, die mälig in ihr reifte, in Gleichgiltigkeit und allzeit-frohe Laune das unbeſchäftigte, leere, ſehnſüchtigwunde Heimweh einer dem Himmel entſproſſenen, gen Himmel ſtrebenden Seele. Witz und Satire ſind viel, ſind gut in einem Theedanſant, vortrefflich in einer Theaterloge; aber wenn nun Nachts das Kammermädchen ihr den goldenen und den ſteinernen Schmuck vom Haupte, vom Halſe, vom Herzen nahm, — eine Laſt, die dennoch aufrecht hält! — ach, wie knickte da das Haupt hernieder, wie öde, wie heiß, wie ſchwer klopfte da das entfeſſelte, das erwachte Herz gegen das treue, ſchweigſame Schlafgewand!

Alle Freitag empfing Mr. Claypole, der Meſſerſchmied aus Birmingham, die Notabilitäten der deutſchen Königsſtadt. Seine Salons öffneten ſich jedem Namen von Klang, dem ehernen der Geburtsprivilegien, dem ſilbernen des Reichthums, dem goldenen des Talents. Dort ſahen Auguſt und Evelina ſich zum erſten Male.

Auguſt — — der andere Name des Dichters bleibe ungenannt, er war ſeiner Zeit ein großer und gefeierter, jetzt — vergeſſen.

Könnte ich ſtatt der einfachen Erzählung einen Roman ſchreiben, wollte ich es: ich würde in dem Begegnen dieſer zwei Herzen ein ſchönes Stück Menſchengeſchichte enthüllen. Auguſt liebte Evelinen. Des Geldes wegen? — O nein! Wenn ein Poet Geld machen will, er hat es um billigeren Preis, als um ſeine Liebe; er darf ja ſeine Gabe nur — vermiethen, nur wuchern mit ſeinem Pfunde, wie jeder Jude. Aber ihn zog das tiefe Räthſel dieſer weiblichen Natur an, in welcher er etwas ganz anderes ahnte, als ſeine — Nebenbuhler. Evelina zeichnete ihn vor keinem aus; das Mißtrauen gegen Alle berührte auch den Einzelnen, vielleicht um ſo ſchärfer, als eine geheime Stimme gegen daſſelbe ankämpfte. Suchen und Verſtecken, Entgegeneilen und Ausweichen, Verſtehen und Mißdeuten, Lachen und Weinen: — wer nennt ſie, die ewigen, ſtets alten, ſtets neuen Kontraſte, durch welche Liebe ihre Kinder an das Ziel führt, — oder in die Irre? Auguſt verlor zu bald die Faſſung und den Faden; denn er liebte zum erſten Male, und er liebte als Dichter. Es war ein grauer, verdrießlicher Novembermorgen, als er über die Schwelle von Evelina's Zimmer trat mit dem Gelübde auf der blaſſen, bebenden Lippe: „Zum letzten Male!“ Er hatte ein warmes Wort gewagt, die keuſche und edle Flamme ſeines jungfräulichen Mannes-Herzens war auf Stirn und Wange und aus dem freien, offenen Dichter-Auge ihr hell entgegen geſchlagen, aber Evelina warf ſich lächelnd in ihren Fauteuil zurück und fragte nach der nächſten Oper. Auguſt ſchwieg, trat an das Fenſter, ging. Erſt als die Thüre hinter ihm zuſiel, fand Evelina die Thränen, nach welchen ſein Schmerz vergeblich gerungen hatte.

Innen zerriſſen und zerſtört, blieb das Verhältniß Beider auf der Oberfläche klar, friedlich und freundlich; im Gegentheile, je tiefer ſein Herz ſich ausblutete, deſto beredter wurde ſein Mund. Evelina ſchauerte vor ſeinem Scherze, wie ſie einſt ſeinen Ernſt hinweggelacht.

Drei Wochen nach der Scheidung vereinigte ſie ein Ball bei dem ſardiniſchen Geſandten. Es war ein Sonntag. Evelina wurde zum Tanze aufgefordert von einem jungen Edelmanne, den ſie unlängſt mit einem ſehr energiſch geflochtenen Körblein in das baufällige Schloß ſeiner unſchätzbaren Ahnen heimgeſchickt hatte. Gerade um dieſes ſtattkundige Geheimniß öffentlich zu widerlegen, bat ſie der Baron um einen Walzer. Sie dankte, ohne viele Worte, wie ſie es gewohnt war und wie man ſie verwöhnt hatte. Eine Stunde darauf flog Auguſt mit ihr über den funkelnden Parquetboden dahin. Der Baron bemühte ſich zornig zu werden, um in der geringen Beleidigung Rache zu nehmen für die große, unvergeßliche. Es gab eine ärgerliche Scene. Evelina konnte mit einer Sylbe dieſelbe beendigen, wenn ſie den wahren Grund ihrer Weigerung ausgeſprochen hätte. Ihrer engliſchen Sabbathsſtrenge getreu, nahm ſie vor Mitternacht keinen Tanz an; ſo wie aber die Uhr auf

Zwölfe wies, war ihr ein jeder willkommen. So befriedigend für ihn, ſo rechtfertigend für ſie dieſe Auskunft geweſen wäre, beliebte es ihr doch nicht, ſie zu geben. Sie zog die ſchmale, engliſche Lippe ſcharf in die Höhe, ſchleuderte dem Baron eine Antwort zu, die außerordentlich deutſch war, und wandte ihm den Rücken. Natürlich, daß eine ſolche Behandlung das Aergerniß erſt recht vervollſtändigte; der Baron ſchalt, ſo laut und ſo derb es der gute Ton eben zuließ, über eine ſchlechte Erziehung und meinte, in Deutſchland hießen ſolche Manieren — bäuriſche. Vielleicht weil er nicht Unrecht hatte, oder weil die Chevalerie des neunzehnten Jahrhunderts am liebſten Ballhandſchuhe als Fehdezeichen benutzt, genug: Auguſt nahm ſich ſeiner Partnerin an, und die Sache endigte, wie es ſich von ſelbſt verſteht.

Verzeihung, daß ein Piſtolenſchuß in eine ſtille Novelle hineinknallt! Es iſt der erſte und der letzte, obendrein ein harmloſer. Ein Blutegel hätte dieſelben Dienſte gethan.

Ein Dichter hat eine andere Courage, wie die Uebrigen. Seine Ehre beſteht weder darin, Pulver riechen zu können — im Manoeuvre, noch ſich ſtoiſch die Epidermis ſchlitzen zu laſſen auf der burſchikoſen Menſur. Auguſt hatte in ſeinem Leben noch kein Terzerol abgedrückt, doch ſtellte er ſich feſt und ernſt der

Waffe des Barons gegenüber. Dieſe traf, nachdem die ſeinige gefehlt. Er fühlte ſein Blut warm und feucht aus der rechten Seite tropfen, ſeine Weſte färbte ſich, er ſank um.

— — —

Als der Verwundete, unter den Händen des Arztes ſich aufrichtend, den rothen Quell ſeines Lebens in den ſtillen, kalten Schnee rieſeln ſah: ging in ſeinem Herzen ein Myſterium, eine Verwandlung, ein Wunder vor. Es war ihm, als ob die Liebe zu Evelinen leiſe, leiſe aus den durch die Kugel des Gegners geöffneten Pforten ſeiner Bruſt hinausſchliche. Nicht weil er eine große Gefahr — eigentlich doch ihretwegen! — überſtanden hatte und einem kleinen Schmerz entgegen ging, liebt doch ein edles Herz immer nur inniger das, wofür es leidet. Aber, dachte er, mit welcher Seligkeit hätte ich den letzten Tropfen für ſie dahingegeben, wenn ſie mich liebte, wenn überhaupt — oder wenn einen Anderen. Sie liebt nicht, ſie kann nicht lieben. Ermüdet und beſinnungslos ſchloß er die Augen, während des Doktors Werkzeuge in ſeiner Wunde wühlten. Er empfand eine tiefere, als die im Fleiſche. Ach, und eine, die nicht ausbluten konnte, die keine verbindende und heilende Hand fand.

Das Duell hatte keine ernſthaften Folgen. Auguſt war leicht verwundet, eine minder reizbare Konſtitution als die ſeinige würde den Streifſchuß kaum geachtet haben. Unangenehmer war, daß das Gerücht und die Gerechtigkeit — welches das ſtrengſte von beiden? — Kunde von dem Vorfall nahm. Beide Duellanten wurden auf ſechs Wochen — beſeitigt.

Evelina erfuhr begreiflicher Weiſe zuerſt, was ſie auch zuerſt anging. Ein Mädchen von deutſchem Schlage würde ihrem Ritter unendlich dankbar geweſen ſein, um ſo mehr, als er ja ſein Blut um ſie geopfert hatte, nicht blos ſein Pulver. Auf ſie machte der Zweikampf nur einen ungünſtigen Eindruck: man denkt in dieſem Punkte jenſeits des Kanals anders als dieſſeits. Sich im Mittelpunkt des Tagesgeſpräches wiſſen und ihren Namen auf den Lippen aller Bierbrüder und Kaffeeſchweſtern, war ihr ein widriger Gedanke, den ſie dadurch überpochte, daß ſie gefliſſentlich auch nicht einen Tag lang demſelben Einfluß auf ihr Benehmen geſtattete. Sie erſchien wie früher im Theater, in der Geſellſchaft, auf der Gaſſe.

Nirgends Auguſt ... Dieſe Empfindung war es hauptſächlich, die unbewußt und unwillkührlich in ihr durchdrang. Sonſt begegnete ſie ihm täglich. Seine Nähe hatte in mancher Soirée tröſtlich und freundlich auf ſie gewirkt, und in der Theaterloge glaubte ſie in jedem Zwiſchenakte das Thürlein knarren zu hören, ihn eintreten zu ſehen. Sie wagte es ſich nicht zu geſtehen, daß ſeine Entfernung eine Oede um ſie und in ihr zurückgelaſſen, welche ſie in manchem Augenblicke innig durchſchauerte. Sie wehrte ſich noch gegen eine Neigung, wie gegen ein Neues und Fremdes, welchem die jungfräuliche Natur in heimlicher Ahnung widerſtrebt, um es hernach deſto tiefer und voller in ſich aufzunehmen.

Mit den Nachtigallen des Frühjahres kehrte denn der Verwundete, der Gefangene zurück. „Wie intereſſant muß er ausſehen,“ riefen die Judenweiber, die ihn blaß, mit ungeſchorenem Barte, noch ein wenig nach der rechten Seite gebückt oder gar mit dem Arm in der Schlinge ſich dachten. Statt deſſen ſtrich ein unveränderter Menſch, raſirt und gleichgiltig, in den Arkaden an ihnen vorbei, ſich weder gewaltſam der allgemeinen Aufmerkſamkeit aufdrängend, noch kokett hinter die Rouleaux ſeiner Dichterzelle verſteckt. Auguſt hatte auf dem Lande gelebt und ein Schauſpiel vollendet, deſſen Aufführung vorbereitet wurde. Seine Kunſt nahm ihn, ſchien es, entſchieden hin. Von einer Probe weg eilte er eines Mittags, kurz nach ſeiner Ankunft, zu Claypole. Das Wiederſehen war gezwungen und froſtig. Die einzige laute und dankbare Perſon war der Meſſerſchmied. Ihn kitzelte der Gedanke, daß ſeiner Tochter zu Liebe ein berühmter Dichter ſein koſtbares Leben gewagt hatte.

Das Stück ging wirklich bald über die Bühne, es gefiel über die Maßen. Der Verfaſſer wurde gerufen und erſchien mit einer kurzen, ſtummen Verbeugung. Als man eine wohlgeſetzte Rede von ihm erwartete, fiel auf ſeinen Wink die Gardine, und das Publikum ging auseinander. Sein Auge hatte keinen Blick für Claypole's Loge gehabt. Und doch ſtand da, an allen Gliedern heimlich zitternd, die weißen Handſchuhe feſt in einander gefaltet, ein Mädchen, das an ſeinem heutigen Triumphe trunkenen Antheil nahm, — Evelina. Sie that ſich Unrecht, wenn ſie es nur für Eitelkeit der Freundin hielt, was in dieſem reichen und großen Moment in ihrer linken Bruſt ſo ungeſtüm klopfte. Ein Herz vergißt und verräth ſich am eheſten in der Freude oder in der Trauer mit dem Geliebten, weil das ihm ein fremdes Element iſt, worin es ſich vor ſich ſelbſt noch verbergen und täuſchen kann.

Am folgenden Morgen erhielt Auguſt einen ſchönen, vollen Lorbeerkranz aus Evelina's Händen, die ihn ſelbſt gewunden hatten. Er betrachtete ihn einen Augenblick mit tiefer Bewegung, die aber nicht der Geberin galt, ſondern dem Symbol, dann ſetzte er ihn auf eine Büſte Goethe's, die auf ſeinem Schreibtiſche ſtand.

* * *

Der Baron, welcher Auguſt zur Ader gelaſſen hatte, beſaß eine Schweſter, ein kleines, gutmüthiges, empfindſames Mädchen, die ſich Evelinens Freundin nannte, weil ſie bei den Bemühungen ihres Bruders um dieſelbe ihr näher gekommen war, als viele übrige. Schweſter Marianne ſchwärmte erklärt für Auguſt, ſeit er durch ihren Bruder ſo „gelitten“ hatte. Sie meinte ihm das durch verdoppelte Holdſeligkeit vergüten zu müſſen, und wo immer die zwei ſich begegneten, hing ſie ſich mit Begierde und mit kindlicher Offenheit an den Dichter. Dieſer duldete ſie zuerſt blos, hernach gefiel ſie ihm, er ließ ſie gewähren, er plauderte gern mit ihr. Jedes Wort von ſeinen Lippen war der Kleinen ein Fund und ein Schatz, den ſie in mittheilſamem Drange Evelinen wieder zutrug. Evelina wollte nur aus Artigkeit zuhören, um dem Kinde nicht wehe zu thun; daß der Gegenſtand ihrer Unterhaltungen ſie dieſelben zuerſt zulaſſen, dann aufſuchen ließ, hielt ſie für eine inwendige Unmöglichkeit. Eines Abends kam Marianne athemlos zu ihr. „Evelina,“ ſtammelte ſie, „ich muß

Ihnen etwas geſtehen. Schon lange drückt es mir das Herz ab .... Ich zweifelte, ich kämpfte, nun vermag ich es nicht länger — wiſſen Sie denn, ich liebe ihn — ihn —!“

Es war ein Glück, daß der Lichtſchirm ſo ſtand, daß Marianne das Geſicht ihrer Freundin nicht ſehen konnte. Eine tiefe Bläſſe goß ſich über daſſelbe; eine ganze Fluth bitterer und ſüßer Empfindungen wallte in ihr empor, als würde mit dem fremden Geſtändniß auch das ihre mit ausgeſprochen und eine alte, ſorgſam gehegte Schranke nun mit einem Male niedergeworfen. „So ſieht alſo ein Mädchen aus, welches liebt und ihre Liebe eingeſteht,“ ſagte Evelina für ſich und betrachtete, in Mitleid und Eiferſucht getheilt, das arme, glühende, verwirrte, ſtammelnde Kind. Allein Herrin ihrer Bewegungen, faßte ſie mit Güte die brennende Hand Mariannens und ſchloß ſie in die ihrigen — die letzteren waren eiskalt. Die vereinigten zuckten heftig auseinander, als hätte der ſchnell empfundene Kontraſt ſie zerriſſen.

Evelina ſuchte, ehe ſie rieth oder beſchwichtigte, egoiſtiſch erſt mehr zu erfahren. Sie forſchte, ob Auguſt — — aber hier verſagte ihr die Lippe den Dienſt. Sie verſtummte. Marianne errieth, was ſie fragen wollte. „Ach,“ fuhr ſie in ihrer Beichte fort, „oft iſt mir wohl, als wenn auch er tiefer für mich empfände, als bloße Freundſchaft pflegt.“ Jedes Wort war ein Dolchſtoß in Evelina's Wunde. Ihr' eigener Schmerz, den ſie jetzt zum erſten Male als wirklich empfand und ſich eingeſtand, machte ſie grauſam gegen den fremden. „Prüfen Sie ihn und ſich genau,“ ſtammelte ſie heftig, „ehe Sie eine ſo unſichere und zweifelhafte Annahme ausſprechen.“ Marianne erſchrack. Es klang ein Etwas in der Stimme der Engländerin, das ſie niemals vernommen hatte, als ſei eine neue Quelle ihrer Sprache geöffnet. Aber das Mißtrauen und die Vorſicht, welche ihr anempfohlen wurden, unterdrückten das einmal flüſſig gewordene Geſtändniß nicht. „Neulich,“ fuhr ſie, von Minute zu Minute, beredter werdend, fort, „als ich bei Regierungspräſidenten die Arie geſungen hatte, ſah er mich mit einem ſo ſeltſamen Blicke an, daß ich nicht wußte, wohin ich mit den Augen vor ſeinen großen Dichterflammen flüchten ſollte. Aus Ihrer letzten Soirée geleitete er mich heim und küßte mir, an meiner Thüre, zum erſten Male, ſeit wir uns kennen, die Hand. Ach Gott, Ihnen darf ich es ja ſagen, Sie ſind ja auch ein Mädchen: um's Leben gern hätte ich ihm die Wangen beide und den Mund gereicht, ſeine Lippen zu küſſen, die die Grazien geweiht haben!“

Evelina ſchalt ſich in einen moraliſchen Zorn hinein, welcher die kleine Enthuſiaſtin abkühlen ſollte und nur den entgegengeſetzten Erfolg hatte. „Nein,“ rief ſie begeiſtert aus, „ſein Sie ſtreng und zurückgehalten und kalt, ſo viel Sie wollen! Ein deutſches Mädchen fühlt anders, als Ihr ſpröden Inſulanerinnen. O, und kennten Sie nur das berauſchende Gefühl, von einem Dichter geliebt zu werden, einen Dichter über Alles zu lieben!“ Marianne wollte ſich im Affekt an den Hals der Freundin werfen, dieſe aber ſtand raſch auf und eilte an's Fenſter. Die Stirne drückte ſie haſtig an die kalten Scheiben, ihre Finger griffen krampfhaft in die Frangen des Vorhangs, kaum vermochte ſie ſich aufrecht zu halten; die kleine Sünderin eilte ihr nach. „Nicht böſe ſein,“ bat ſie ſchmeichelnd und liebkoſend, „nicht böſe ſein, meine gute, liebe Evelina, meine Schweſter! Sehen Sie, Sie ſollen Alles wiſſen: Hier auf dem Herzen trage ich ein Blatt, das ſeine Hand geſchrieben, worauf ſein Auge geruht, das ſein Athem geſtreift hat. Da iſt es!“ Und ſie reichte Evelinen ein zuſammengefaltetes Papier hin, das Manuſcript eines Liedes, von Auguſt gedichtet, von Auguſt hingeworfen. Als ſeine Schriftzüge das Auge Evelina's trafen, glaubte ſie ihn ſelbſt zu ſehen; das Gefühl ſeiner Nähe, das Andenken an ſo manche ſtille Stunde mit ihm, an ſeine Liebe und an ihre Verblendung, überwältigte ſie allmächtig, das Eis brach, lautſchluchzend ſtürzte ſie nun der verwunderten Freundin in die Arme und drückte das feine, in Thränen ſchwimmende, fiebriſch zuckende Antlitz feſt auf ihre Schulter.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre. Mr. Claypole trat ein, an ſeiner Hand — Auguſt. Die beiden Männer fuhren vor der unerwarteten Scene überraſcht zurück. Auguſt faßte ſich zuerſt wieder und zog mit den Worten: „Wir ſtören die Damen,“ Evelina's Vater hinaus.

Ob er das kleine, entfaltete Blättchen bemerkt und erkannt hatte, das Evelina's Hand entfallen war, und, ſehr merklich beleuchtet, auf dem Teppich zu ihren Füßen lag? Dichter haben ein gutes Auge, — namentlich für ihre Manuſcripte

---

In jeder männlichen Liebe gibt es zwei Stadien, zwei Phaſen, welche gleichzeitig oft, häufiger noch nach einander durchlebt werden: Lieben — und Sich-lieben-laſſen. Es fragt ſich, worin der Mann am liebenswertheſten erſcheine, am glücklichſten iſt er jedenfalls im Sich-lieben-laſſen.

Bei gewöhnlichen Seelen bildet die Hochzeit die Gränze dieſer beiden Stadien. Dieſſeits des Traualtars liebt der Mann und — gehorcht, jenſeits läßt er ſich lieben und agirt den Hausherrn. Der Rentereiſchreiber, welcher acht Tage vor der Hochzeit ſeine Frau Schwiegermama in spe noch ganz höflich fragt, ob es auch erlaubt ſei, eine Cigarre zum Nachmittagskaffee „vor den Damen“ zu rauchen, derſelbe muthet acht Tage nach der Hochzeit ſeiner Frau zu, daß ſie ihm ſelbſt die Pfeife ſtopft und herbeiholt, ſtreckt ſich wie ein Paſcha mit einem Roßſchweif auf dem ledernen Sopha aus und ſieht ſeine „Gattin“ vor ſich ruhig Strümpfe ſtopfen und Syrup in die Taſſen tröpfeln.

Anders bei poetiſchen Gemüthern. Sie ſind viel weicher und hingebender im Lieben-laſſen als in der eigentlichen, ſo zu ſagen aktiven Liebe. Was ihnen entgegen gebracht wird, berührt ſie inniger, als was ſie aus ſich ſelbſt erzeugen. Die Dankbarkeit iſt die zarte Grundlage, worauf ihr ganzes Weſen eine andere Geſtalt und Richtung nimmt.

Als Auguſt mit Evelinen verlobt war — dies geſchah wenige Wochen nach der zuletzt geſchilderten Scene, in Folge einer langen und geheimen Unterredung zwiſchen ihm und Mr. Claypole — trat er in die zweite Phaſe entſchieden hinüber: er ließ ſich lieben. Und wie glücklich war er dabei! Wie überraſchte ihn die zärtliche Bräutlichkeit, der Schmelz der Scham und der Freude, das Morgenroth eines neuen, ungeahnten Tages auf Evelina's Stirn und Wangen! Wie trunken ſtarrte er in den reich und weit vor ihm aufgeſchloſſenen Schatz von Liebe hinab, den die Bruſt des Mädchens geborgen hatte, wie ein Meer ſeine Perlen und ſeine Steine! Dabei vergaß er eine Kleinigkeit: daß er ſelbſt Evelinen nicht mehr liebte. Er vergaß, oder er wußte es noch nicht. Denn als Vater Claypole hart und plump genug ihm mit dem Anerbieten entgegenpolterte: „Das Mädchen liebt Sie, wollen Sie mein Eidam werden?“ da verſchlang ſich in Auguſt's Seele der gewaltige Eindruck dieſer Neuigkeit ſo mit den Erinnerungen an Ehemals, an ſeine ſtille Liebe und ſeine Entſagung, da wachten die zu Grabe getragenen Hoffnungen und Wünſche ſo tumultuariſch in ihm auf, daß er über ſeinen augenblicklichen Zuſtand ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben vermochte. Er flog zu Evelina's Füßen, an ihr Herz, an ihre Lippen. Der Bräutigamsjubel ſtieg ihm zu Kopf wie Champagnerrauſch, und in die neue, wonnevolle Perſpective, die ihm das Leben öffnete, verſank ſein träumendes Auge ſo gänzlich, daß es für die Gegenwart oder die nächſte Vergangenheit keinen Blick übrig behielt.

Iſt es doch immer alſo: jeder neue Zuſtand, jeder Gewinn, jeder Verluſt, Glück und Unglück, Alles nimmt die weiche, weibliche Seele des Dichters auf einmal und ganz hin, und der Reiz, in ein Unbekanntes hineinzuleben, bisher ungeahnte Eindrücke auf ſich wirken zu laſſen, verſchleiert bei ihm die Ueberlegung, ob das Neue denn beſſer als das Alte?

Auguſt hatte noch nie mit einem Weibe in einem ernſten und engen Verhältniß geſtanden. Einſam war er aufgewachſen, einſam unter den Menſchen fortgegangen. Nun ließ ihn plötzlich ein gebildetes, reiches und feines Mädchen an ihrem Leben theilnehmen und theilte das ſeinige: er fühlte ſeine Exiſtenz, ſein Talent, ſein Glück, ſo zu ſagen, doppelt. Jeden Gedanken, jede Empfindung, jede Freude, jede Klage: er wußte, wohin er ſie tragen ſollte, um ein Echo dafür zu finden, und in den einem Dichterleben ſo eigenthümlichen Dämmerſtunden einer wehmüthigen, ziel- und grundloſen Verſtimmung brauchte er nur zu ſeiner Geliebten zu flüchten, um an ſich ſelbſt auf's Neue glauben zu können. Oft wenn er Morgens erwachte, däuchte ihm Alles ein Traum, eine dichteriſche Erfindung, ein Roman, den er ſchriebe, nicht lebte, und in Ueberſchwänglichkeit rief er wohl, das Auge auf Evelina's Portrait über ſeinem Bette gerichtet, aus: „O

Gott, iſt es denn möglich, noch glücklicher zu ſein? Und wenn nicht, ſo gib mir den Muth, jetzt zu ſterben!“

Er ſtarb nicht. Vielmehr reisten die drei, Claypole und das Brautpaar, noch im Sommer nach der Schweiz und nach Italien ab. Die Münchner meinten, ſie wollten dem Aufſehen, welches die raſche Verlobung machte, ausweichen. Um eine ſolche Rückſicht zu nehmen, hätten ihrer nicht eine Engländerin, ein Meſſerſchmied und ein Dichter ſein müſſen!

Gleichzeitig ging Marianne, die Aermſte, welche ſich viel damit wußte, daß ihr Friſeur jeden Morgen auf Ehre betheuerte, wie mager und blaß die gnädige Baroneſſe würde, ſie ging nach Ingolſtadt zu einer alten Tante. Ein Vierteljahr drauf zirkulirte die offizielle Nachricht ihrer Verlobung mit einem Genie-Offizier. O die weibliche Rache iſt ſchrecklich, — aber ſüß! Und hier beſaß ſie die ſonſt heftigen Affecten nicht nachzurühmende Kraft ſtark und blühend zu machen. Marianne wurde rund und friſch, wie nie zuvor. Jetzt hat ſie drei wackere Kinder und iſt „Majorsgattin“ laut einer Kurliſte aus Kiſſingen, wo ihr Gemahl gegen Embonpoint und Magenbeſchwerden badet. Indeß Auguſt —

Ein verlobtes Paar ſollte immer drei Monate mitſamen auf Reiſen gehen. Der Wagen iſt eine Vorſchule für das Haus, wie ſie nicht beſſer gedacht werden kann, und ein Menſch, mit dem man täglich zwölf Stunden lang und länger in dem engen Raum weniger Quadratſchuhe, auf ſchlechten Wegen, in ärmlichen Wirthshäuſern auskommt, dem darf man getroſt auch für das Ehebett und auf dem Lebenswege die Hand reichen. Unſere Sitte kehrt das freilich gebieteriſch um. Bei uns zu Lande reiſen junge Eheleute, um ſich eine neue Häuslichkeit zu verleiden und die Flittermonate zu Flitterwochen zu beſchneiden.

Am glücklichſten unter dem fahrenden Menſchen-Kleeblatt war Evelina. Sie lernte jetzt erſt Mariannens Worte recht verſtehen und beherzigen: „Kennten Sie nur das berauſchende Gefühl, von einem Dichter geliebt zu werden, einen Dichter über Alles zu lieben!“ Sie hatte den doppelten Vorzug, durch die Augen ihres Freundes zu ſehen und in der morgenröthlichen Beleuchtung einer ſpäten, erſten, glücklichen Liebe. Natur, Kunſt und Leben gewannen eine andere Bedeutung für ſie, und mit Verwunderung über ſich ſelbſt ſaß ſie jetzt an Auguſt's Hand oft ſtundenlang in einer Ruine, vor einer Alpenhütte, bei einem Gemälde, wo ſie vor wenigen Jahren mit Vater Clappole und dem beredten Cicerone gleichgiltig vorüber gegangen war.

O eine erſte Liebe iſt ſo ſchön, ſo unendlich ſchön!

Zumal wenn, wie hier, an ihre Flügel nicht gleich die bleiernen Gewichte der Zukunft gehängt werden, welche den über aller Sorge und Erdennoth ſchwebenden Paradiesvogel vor der Zeit in den Staub zurückziehen. Dieſe zwei Menſchen waren reich und jung und ſchön; die Entzückungen ihrer Herzen empfingen durch Geiſt und Poeſie ihre letzte und höchſte Weihe, und über ihrem Glücke hing noch der weiche Duft zarter Illuſionen, kindlicher Unwiſſenheiten, lächelnder Hoffnungen. Für ſie gab es keinen Himmel mehr, denn die Erde war mehr als er. Und als ſie Abends im Golf von Neapel, geſchaukelt von einem leichten Fiſchernachen, die Abendröthe vor ſich, über ſich und in den Wellen unter ſich, ſo langſam dahin trieben vor dem Winde, Guitarrenklang und Liebesgeflüſter hinter dem kleinen Segel verhallend, Meer und Vulkan und Stadt und Hafen, die ſonſt ſo lärmenden, ſabbathlich ſtill und leiſe dunkelnd, — —

Ach, warum erfüllteſt du damals ſeinen Wunſch nicht und ließeſt das Schiff der Glücklichen zum Charons-Nachen werden und die langen Wellen-Schwingungen zu kurzen Sturmes-Wogen, welche zwei Leichen, noch umſchlungen im ſeligen Tode und das Lächeln der Engel auf der blaſſen, im Kuſſe erſtarrten Lippe, im weichen Sande begruben? Warum nicht? Nicht wahr, weil dein Blitz, aus heiterem Himmel dräuend, ſchon über ihren ſchuldloſen Häuptern hing, weil deine Hand aus der leuchtenden Furche, welche der Kahn im Waſſer riß, über den Rand hinübergriff zwiſchen ihre verſchmelzenen Herzen, kalt und tödtlich und zermalmend?!

Im September war die Hochzeit. Mr. Claypole hatte ſich bis dahin muſterhaft-ſchwiegerväterlich betragen und mit meſſerſchmiedlicher Munifizenz den Heerd der Neuvermählten eingerichtet. Nun, meinte er im Stillen, müſſe Auguſt ſich auch mit Ernſt daran geben und was Ordentliches vor ſich bringen. Der Alte ſchätzte wie alle durch ihrer Hände Arbeit reich gewordenen Menſchen mehr den Verdienſt als das Verdienſt. Er wollte nicht fünfzig Jahre lang im Schweiße ſeines fetten Angeſichtes, in Ruß und Feuer gehämmert haben, um nun die Früchte ſeiner Thätigkeit einem jungen Faullenzer verſchwenderiſch in den Schoos zu ſchütten. „Ein Mann muß arbeiten,“ das war ſein Lieblings-Grundſatz, deſſen Werth er erſt dann recht zu begreifen anfing, als er ihn nicht mehr auf ſich ſelbſt anwandte.

Zu allererſt behielt er ſeine Gedanken weislich für ſich, der gute Mr. Claypole. Denn bei allem Uebergewichte, das er ſich in materieller Hinſicht über ſeinem Eidam fühlte, konnte er einer gewiſſen Scheu vor ihm nicht Herr werden. Dieß erbitterte ihn ſelbſt, und er nahm ſich lange vor, bei Gelegenheit ſein Herz einmal zu erleichtern. „Er lebt von meinem Gelde,“ murrte er bei ſich, „und macht ein Geſicht dazu, als ob ich es ihm noch danken müßte, daß er es mir um Gotteswillen abnähme und unter die Leute brächte.“

Evelina und Auguſt hatten geſonderten Haushalt angefangen; die junge Frau verlangte es ſo, und ihr Mann wußte es ihr herzlichſt Dank. Mr. Clappole kam aber begreiflicher Weiſe täglich zuzuſehen wie es ginge, wo es fehlte mit Rath und That zu helfen. So oft er kam, fand er ſeine Kinder entweder beiſammen, Hand in Hand, oder jedes allein, die Hände im Schoos. Auguſt las nicht und ſchrieb nicht, — das Glück des Far-niente, welches nur Poeten verſtehen, ließ er in vollem Guſſe über ſich herabſtrömen. Als ihn ſein Schwiegervater wieder einmal ſo gefunden hatte, behaglich auf dem Divan ausgeſtreckt, das Hündchen ſeiner Frau neben ſich, dem er ſanftmüthig hinter den Ohren kraute, da machte ſich des Meſſerſchmieds Unzufriedenheit zum erſten Male Luft. Gegen Auguſt? — Gott bewahre, wo nähme ein Meſſerſchmied die Stirne her, um einem Dichter den Text zu leſen? — Nein, er ließ ein Wörtlein bei Evelinen fallen, welches das Zartgefühl derſelben auch ungeſäumt auffaßte. Es gab eine Erörterung zwiſchen Vater und Tochter, wobei kein Theil gewann. Letztere vertheidigte natürlich ihren Mann; waren ſie doch erſt vier Wochen verheirathet. Aber ſie konnte nicht hindern, daß Clappole's Vorſtellungen in einem verſteckten Winkel ihres Herzens heimlichen Anklang fanden. „Ein Mann, der nicht arbeitet,“ ſo hatte er höchſt verſtändig räſonnirt, „der ſich nicht an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt, wird ein launiger, übelnehmiſcher, kränklicher Mann. Denk' an mich, meine Theure! — Und erinnere Dich doch nur an unſere Autoren! Wo haben denn dieſe die Zeit zu ſo deutſchen Schwärmereien und deutſchen Träumereien?! Sir Walter Scott ſchafft jedes Jahr ſeine drei Bände, ſo ſicher, wie meine Fabrik ihre drei Millionen Meſſer; das wird überſetzt, in den Reviews angezeigt, geleſen, und der Verfaſſer ſtreicht ſein Geld ein, während er ſchon auf ein neues Fabrikat ſinnt. Byron gibt „complete works“ heraus, das muß ihm eine hübſche Summe eintragen, meinſt Du nicht? Wordsworth iſt poet laureate, und zieht dafür ſein Fixum, wie ein Invalide ſein half-pay. Wo iſt denn da bei Deinem Manne eine Spur davon? Nein, er ſoll ſich auch etwas verſuchen in der Welt ſoll nach einer Stellung im Staate trachten, wozu ich ihm ja gern die Mittel biete, und ſich nicht ſo bequem in das Bett legen, was fremde Hände für ihn gemacht haben."

Claypole's Philoſophie wird Freunde finden; der Alte hat vollkommen Recht, nicht wahr, meine Herren Angeſtellten, nach Stand und Würden Hochzuehrende, Hochachtbare, Hochgeſchätzte? ... Nur ein Wort, Mr. Claypole! Meinen Sie, ein Dichter arbeite wie ein Meſſerſchmied, tagtäglich und immer, mit dem Hammer, das heißt, der Feder in der Hand? Ihre Aermel waren aufgekrämpelt, Ihre Hände ſchwarz, Ihr Bäuchlein mit einer Vulkansſchürze angethan, Ihre Lunge aufgeblähet wie ein neuer Blaſebalg, damit Jeder männiglich ſagen konnte: „Nun ſehe mir Eines den fleißigen Mr. Claypole, den erſten Meſſerſchmied aus Birmingham und in aller Umgegend!" Aber ein Dichter arbeitet oft und gerade dann am beſten, wann er am trägſten ſcheint.

Und Mr. Claypole! Sie hatten drei und fünfzig Jahre lang Meſſer gemacht, Klingen und Stiele, auf jedem das Fabrikzeichen Ihres werthen und geachteten Namens, ohne daß Sie anders müde wurden, als Abends auf Ihren kurzen dicken Beinchen oder an Ihren langen dünnen Aermlein Meinen Sie, Verſe ſchweißten ſich ſo flink wie Stahl und der Geiſt ſtemple ſeine Gedanken allzeit feſt und leicht wie Sie Ihre Eiſenplatten?

O Gott! Ich rathe doch einem Jeden, Mr. Claypole zu werden und nicht Auguſt. Das Meſſerſchmieden iſt eine harte Profeſſion, aber das Dichten eine noch härtere. Nun, dafür bringt dieſe auch weniger ein —

Es war bei einem dreiköpfigen Familien-Diner, wo Mr. Claypole, weil er Auguſt bei vortrefflicher Laune wußte, es wagte, ſeine Anſichten ſo unter dem Tranchiren ſehr ſpaßhaft, ſchlau und verſteckt transpiriren zu laſſen. Auguſt würde ihn in ſeiner Argloſigkeit nicht einmal verſtanden haben, wenn er nicht einen erſchrockenen, zornigen, vorwurfsvollen Blick erhaſcht hätte, welchen Evelina dem verlegen werdenden Vater zuwarf. Mehr bedurfte es bei der zart organiſirten Dichter-Seele nicht, um auf ein Mal zu begreifen, warum es ſich hier handelte. Der Biſſen quoll ihm im Munde, alles Blut trat von dem entſetzten Herzen zurück in Stirn und Wangen, und indem er die Serviette haſtig weglegte, ſtürzte er, eine halbe Entſchuldigung ſtammelnd, zur Thür hinaus.

Acht Tage ſpäter war all' der koſtbare Hausrath, womit der Meſſerſchmied das junge Ehepaar umgeben hatte, verkauft, und dieſes auf einer Umſiedelung begriffen. Vergebens alle reumüthigen Betheuerungen und Gegenpredigten Claypole's, Auguſt zog von München fort. Seine Frau liebte ihn zu unumſchränkt, ihr Stolz ſpiegelte ſich zu befriedigt in dem ſeinen, der bei dieſer Gelegenheit ſo hell und herriſch emporloderte, als daß ſie ſeinem Entſchluſſe ſich ernſtlich hätte widerſetzen ſollen. Das Ehepaar reiſte ab.

Nun fing Auguſt ſeine Meſſerfabrik an. Bis in die ſpäten Mitternächte ſtand er am Pult, der erſte Morgenſtrahl fand ihn an derſelben Stelle. Seine Frau war verwöhnt, er vielleicht nicht minder. Ach, und es iſt manche Zeile, mancher Reim nöthig, ehe ein Menſchen-Paar ſeine ganze, breite, behagliche Exiſtenz auf ſo luftige Stützen gründen kann. Evelina erſtarrte vor ſolcher Härte im Charakter des weichen, träumenden Poeten. „Für Deinen Luxus," ſagte er ihr kalt und feſt, „mag der Vater ſorgen, für Dein Bedürfniß muß ich es. Für meine Perſon nicht ein Shilling mehr von ihm, nicht ein Penny, nicht ein Farthing."

Daß der Strahl ſeines Auges in den grauen Schatten der Studirlampe mälig verloſch, daß die Gluth und der Kampf des innern Schaffens ſeine Bruſt aushöhlte und ſein Mark verdorren machte: er merkte es nicht, oder er wollte es nicht merken. Aber er nahm die eigene Veränderung auf dem Antlitz Evelinen's wahr, wenn ſie, verweint und blaß, ihm entgegentrat und, ſelbſt zu ſtolz um zu klagen und zu bitten, lieber ſich mit als Opfer in den Abgrund ſeines gereizten Stolzes ſtürzte.

Jahre gingen und kamen. Sie ſind nicht geſchwinder, wenn das Glück ſie beflügelt, nicht langſamer, wenn das Unglück auf ihnen laſtet. Bald hier, bald dort ſchlug Auguſt ſein leicht bewegliches Dichterzelt auf, von unſtäter Haſt getrieben. Er mußte im Wechſel der Umgebung Reiz und Auffriſchung ſuchen, wollte er nicht dem inneren Sturm und der äußeren Nothwendigkeit überwunden erliegen. Aber immer höher und belohnender ſchoß aus der dunkeln Scholle, welche ſeine Arbeit unabläſſig durchfurchte, der Lorbeer ſeines Dichterruhmes empor. Schade, daß es keine Palme war.

Die literariſche Laufbahn iſt das Gegentheil von einem Berge, obwohl ſie oft unter dem Parnaß verſinnlicht wird. Je höher ſie ſteigt, deſto reicher und fruchtbarer die Vegetation. Buchhändler drängen ſich um den fertig gewordenen Ruhm, während ſie dem werdenden ſcheu und ängſtlich aus dem Wege gingen. Eine Saat, für die ſonſt mit Mühe nur ein Feld gefunden wurde, trägt nun, überraſchend und wiederholt, ihre goldene Frucht. Es geht eben, wie es der Alte ſo ſchön und ſo treffend ausgeführt hat: „Was man in der Jugend wünſcht, das hat man im Alter die Fülle.“ Ach, ein ſchweres Wort, wer es recht durchkoſten und hinunterſchlucken muß!

Auguſt war dreiunddreißig Jahre alt, als er die Feder müde und ſeufzend aus der Hand legte. Zehn Jahre Arbeit hatten ihm ein freundliches Haus und ein Gärtlein daran gebaut; nun konnte er ruhen. Seine nächſte Aufgabe hielt er für erfüllt, zu zeigen, daß der Arm, welcher ſich nicht nach einem reichen Mädchen ausgeſtreckt hatte, ſondern der es nur aufnahm, als es ſich hineinflüchtete, auch ſtark genug war, ſie ohne fremde Hilfe weich und ſicher durch das Leben zu geleiten. Nun ſträubte er ſich nicht mehr gegen eine oft verſuchte, niemals durchgeführte Ausſöhnung mit dem Schwiegervater. Evelina führte die beiden Männer einander zu. Und wie der Meſſerſchmied nun erſchrocken vor dem früh-alternden, gebückten Mann zurückfuhr, wie er in den Trümmern des blaſſen Geſichts mühſelig die Erinnerungen an die ſchöne Brautfahrt zuſammenſuchte, die bewegliche Heiterkeit der Jugend und den gebrochenen Stolz des Dichters, wie der harte, alte Engländer — wohl zum erſten Male ſeit ſeiner Geburt in Thränen aufgelöſt — über die welke Hand ſeines Eidams ſich hinbeugte, um ſeine bekümmerte Stirn darauf zu verbergen: da hielt es die Frau nicht länger aus, ihr Herz brach mitten durch zwiſchen Vater und Mann, die ſie beide geopfert hatten, und beide in Liebe, ſie ſchwankte aus dem Gemache langſam hinaus, fiel in ihrem Schlafzimmer auf dem Betſchemel nieder und ſchrie mit wundgerungenen Händen zu dem Herr-Gott droben: „Nun Du das gethan haſt an mir und an ihnen, thue auch mehr! Laſſe mich den Jammer nicht länger mit anſehen! Gib mir den Tod und — ein Kind! Aber beides zugleich! Und bald! Damit ich mir Eins nicht ſelber nehme!"

Der Herr-Gott droben hörte ſie nicht.

Es wurde von Mr. Claypole hierauf ein prächtiges Landgut gekauft und prächtig eingerichtet. In einem Seitenthale des Rheins gelegeh, einer großen Stadt nicht allzufern, verſehen mit allen Bequemlichkeiten, die ein engliſcher Meſſerſchmied ausdenken und ein deutſcher Poet genießen mag, nahm es nicht nur die kleine Familie wie ein wahres Eden auf, ſondern es wurde auch für größere Kreiſe ein erwünſchter Mittelpunkt und ein Ziel vielen, vielen Gäſten, die entweder gern einen berühmten Dichter oder eine berühmte Küche, vielleicht beides gleich gern kennen lernen wollten. Auguſt's Ruf wuchs in's Erſtaunliche. Eine leiſe Ironie, wie ſie das Schickſal oft durch ein Menſchenleben zieht als einen rothen Faden, woran es den ſpielenden Schmetterling allzeit gebunden und wund erhält. Alles wahr, was Niklas, der Gärtner, und ſein Freund der Kutſcher ſich erzählt hatten: es kamen Fürſten und Grafen, den Dichter zu grüßen, er fuhr mit ſeiner ſchönen Frau in einem ſchönen Wagen, er trank Champagner, ſo viel er beliebte, und von den Terraſſen ſeines Hauſes blickte er auf Wieſen und Wipfel, die alle ſein waren, — ſein — ſein!

Desungeachtet nicht glücklich? Warum bluteten denn ſeine Scherze alle, wenn man ſie genau betrachtete? Alle Bücher, die er ſchrieb, warum waren ſie nichts als Herbſtblätter, roth und gelb, die der ermattete und ſterbensmüde Baum wehmüthig und doch in fröhlicher Verſchwendung von ſich ſchüttelte, damit er nur recht bald kahl und fahl daſtünde, und der Winter ſeine weiche, weiße Leichendecke ſchonend über die erſtarrten Zweige breitete?

Jeder Mann iſt ein Egoiſt. So ſagen alle diejenigen Weiber, — die keinen bekommen haben. Ein Dichter iſt aber ein doppelter Egoiſt, wie auch von

Männern bereitwillig eingeräumt wird, und er liebt Niemanden, als ſich ſelbſt, ſich dafür auch bis zur Selbſtvergötterung.

So wußten es ſcharfſichtige Hausfreunde ſchon längſt, daß Auguſt Evelinen niemals geliebt hatte, gewiß wenigſtens jetzo nicht mehr liebte. Wie kalt, wie gemeſſen, wie matt er neben ihr ſtand! „Die nimmt ein Ende, wie Charlotte Stieglitz," ſagten die Leute kopfſchüttelnd. War dem ſo? Wie ſah es hinter den Couliſſen des glänzenden Hauſes aus?

Ach, ich weiß es nicht, und vielleicht, daß diejenigen, welche drinnen waren, es noch weniger wußten.

Es gibt in der Welt keine eiferſüchtigeren Geliebten als die — Muſen. Eine Stunde in dem Arm einer Fremden laſſen ſie ihre Freunde durch wochenlanges Schmollen und Grollen büßen. Wer ihnen angehört, ſollte ſich nicht anders feſſeln. Denn in ihrem Dienſte verſchwendet ſich ein ſo warmes und reiches Gefühl, daß für Braut und Frau oft nur ein Abhub und ein Nachhall übrig bleiben.

Das ſagt die Welt, die kühle, ſplitterrichtende, oberflächliche, und ſie fügt hinzu, daß Dichter flatterhaft ſind und indiskret. Sie lügt. Ein Dichterherz — das Bild iſt alt — gleicht einer zartbeſaiteten Harfe. Der leiſeſte Windſtoß ſchüttelt die Korden, oft klingen ſie ſogar, ohne daß eine merkliche äußere Gewalt ſie angerührt hätte, wenigſtens keine ſolche, die für Jedermann wahrnehmbar. Wenn ein Mädchen meint, es könne auf der Harfe ſpielen, wie auf der Drehorgel, wenn ein Weib ſie ſtündlich ſchlägt und trommelt, wie ihr Fortepiano, wenn Eiferſucht und verlangſame Eitelkeit auf ſie einſtürmen, wenn das Mißtrauen und die unedle Gleichgiltigkeit an ihrem Metall zupft, — ach ja! dann verſtimmt ſich die Harfe leicht für immerdar. Ihr wäre dann beſſer, ſie würde zerbrochen. —

Aber Evelina hatte ja Harfe gelernt... Eben deswegen verſtand ſie dieſe am wenigſten.

Ich ſtehe am Ziele. Nur eine kleine Strecke habe ich meine freundlichen Leſer und Leſerinnen noch zu führen, — es iſt ja nicht weit bis an ein Menſchen-Grab.

Dieſes lag unten am Fuße der Terraſſe, wo Auguſt am liebſten und am längſten zu weilen pflegte, verſteckt von ſäuſelnden Birken und Weiden. Es trägt weiter nichts als einen weißen Marmorſtein, darauf ſeinen Namen und die von Evelina gegebene Zuſchrift: „Eines deutſchen Dichters erſte und letzte Ruheſtätte." Da ſchlaft er, — und gute Nacht!

Es hatten alſo die weiſen Pſychologen doch unrecht gehabt, wenn ſie Evelinen einen tragiſchen Tod prophezeiten. Die weibliche Kraft hielt Stand; denn ſie iſt größer als die dichteriſche. Evelina hat ſich nicht wieder vermählt. Statt eines ſteinernen Trauergenius bewacht ſie das Mal eines Mannes, der zehn Jahre lang der ihrige hieß, der es vielleicht nur eben ſo viele Monden war.

Ueber Auguſt's Tod ging eine laute Klage und eine leiſe Verläumdung durch alles Land. Des Morgens, hieß es, als der Bediente kam, ſeinen Herrn zu wecken und anzukleiden, fand er ihn nicht in ſeinem Schlafgemache. Er ruft... Keine Antwort. Böſes ahnend, öffnet er das nächſte Zimmer, die Bibliothek. Auch dort Niemand. Er geht weiter, — und an der Thüre ſeiner Dichterzelle, lang ausgeſtreckt, ſtarr, blaß, liegt der, welchen er ſuchte. In ſeiner Hand hielt er einen verwelkten Lorbeerkranz, den die blauen Todtenfinger feſt umklammerten. Kannteſt Du ihn, Evelina? — Herbeigeholte Aerzte bemerkten mit Hippokrates-Blicken die kleinen Splitter einer gläſernen Phiole auf dem Teppich zerſtreut. Sie winkten ſich bedeutſam zu; der Aelteſte ſagte: „Hm, hm!" der Jüngſte: „So, ſo!“ und nach einer ſtundenlangen Konſultazion nannten beide mit rührender Einigkeit den Tod einen Nervenſchlag.

Das Geheimniß ſchlummert mit ihm unter dem weißen Marmor.

[illegible] [illegible]IECA
V
[illegible] [illegible]SIS.

Werke aus dem Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart:

Reiſe des Baron von Taubenheim in den Orient.

Daguerreotypen.

Aufgenommen während einer Reiſe in den Orient in den Jahren 1840 und 1841.

von

F. W. Hackländer.

Zwei Bände in 8. 56 Druckbogen Velinpapier. Eleg. broſchirt. Preis 5 Rthlr. oder 8 fl.

Lieder der Zeit.

Mit Anhang: Pia vota für Deutſchland.

8. Velinpap. Eleg. geb. 1 fl. 24 kr. rhein. od. 21 gr.

Vier Könige.

Bilder aus dem Soldatenleben
von
F. W. Hackländer.
Mit Federzeichnungen von Th. Hoffmann.
8. Velinpapier. Eleg. geheftet 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Theater-Roman.

Von
August Lewald.
Mit 14 Federzeichnungen von E. Hochdanz.
5 Bände. Velinpapier. Eleg. geheftet.
8 Thlr. 18 gr. oder 15 fl.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde
von
Berthold Auerbach.
2 Bde. Velinpap. eleg. brosch. 3 Rthlr.
oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Karl Immermann.

Blätter der Erinnerung an ihn.

Herausgegeben
von

Ferdinand Freiligrath.

Mit Immermann's Bildniß in Stahlſtich nach einer
Zeichnung von C. F. Leſſing.
Velinpapier. Carton. 1 Thlr. 12 gr.
oder 2 fl. 36 kr.

Aus dem Leben
Friedrichs des Großen
von
Auguſt Lewald.

I. Theil: **Katte.** — II. Theil: **Rheinsberg.**
Feinſtes Velinpapier. Eleg. broſch. 3 Thlr. 12 gr.
oder 6 fl. rhein.

Für Alt und Jung!

Mährchen

von

F. W. Hackländer.

Der Prinzeſſin Marie von Würtemberg K. H. gewidmet.

Mit ſechs Original-Stahlſtichen

von

J. B. Zwecker.

Elegant gebunden 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. rhein.

Inhalt:

Schloß Schweigern.
Das Zwergenneſt.
Von der Prinzeſſin Morgana.
Das Geſicht im Mond.
Der Zauberkrug.
Weihnachtsmährchen.

Dingelſtedt's Gedichte.

Gedichte

von

Franz Dingelſtedt.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Heimath.

1838 – 1841

Seite

Erſte Lieder: Träumte einſt von hohen Dingen . . . 1
Schiffahrt . . . 3
Die Weſer . . . 5
Vom Jahrmarkt . . . 9
Die Spinne . . . 12
Blumen . . . 14
Die Bäume des Lebens . . . 20
Meiner Mutter . . . 24
Erſte Liebe: 1. Ich möchte wohl die Schildwach ſeyn . . . 29
2. Ich ſaß im ſtillen Erkerlein . . . 31
3. Sie ſchaute mir in's Aug' hinein . . . 33
4. In ihrem weichen Arm zu liegen . . . 34
5. Ich wollte dichten in ihrem Arm . . . 35
6. Ich weiß nicht, ſoll ich dich dem Mond vergleichen . . . 36
7. Nun, da dein Auge von uns ſcheidet . . . 38
8. Verſtecke dich nur heute nicht . . . 40
9. Von den Sternen will ich lernen . . . 41
10. Fenſter zu, Gardine nieder . . . 43

Seite
Erſte Leiden: 1. Sonne rief der Roſe 47
2. Es winkt mir des Berges duftiger Arm 48
3. Hier hab' ich ſo manches liebe Mal 49
4. „Die Wolken ziehen ſchwarz und hoch 51
5. Sieh ihn auf den Wolken ziehen 52
6. Ich habe zur letzten guten Nacht 53
7. Lieber, warum hülleſt du 54
8. Es jubeln die Gäſte beim Hochzeitsmahl 55
Vaterländiſche Dichtungen: Reveille 58
Auf dem Friedrichs-Platz 61
Ständchen dem Ständehauſe 65
Eine Sage 70
Ein Märchen 74
In der Au 82
Auf dem Königsplatz 86
Das Geſpenſt der Kattenburg 90
Oſterwort 97
Die Brüder Grimm 104
Auf Schomburgs Tod 109
Ferien: So grüß ich denn die heimathlichen Schollen 114
Am Grabe Chamiſſos 122
Vor weil. St. Schütze's Haus 125
Immergrün 129
Rheinfahrt 137
Helgoland 1—6 143
Zum Gutenbergsfeſt in Mainz 155
Ex Ponto 165

S.
Dämmer-Stunden 1. O Dämm'rung, du verhüllte und verklärte 171
2. Des Abends, als ich ſtill bin eingezogen 174
3. Sagt an: Wie heißt die gräßlichſte Harpye 177
4. Ein Büchlein blau und golden eingebunden 180
5. Die Welt iſt eng und nimmer weit geworden 182
6. Und wieder haſt du einen Tag verloren 184
7. Den Tag verwünſch' ich und die ſchwarze Stunde 187
Scheide-Wege 190

Wanderſchaft.

1841 – 1842

Neue Münſterſage 199
Rhein-Lied 204
Blau-Weiß-Roth 206
Im Haus der Invaliden 210
Die Flüchtlinge 215
Zwei ſpaniſche Romanzen 227
Die Jakobsleiter 236
Place Vendome 240
An den Mond 243
Chriſt-Nacht 246
Place de la Concorde 252
Quai St. Michel 255
Jardin des Plantes 259
Père Lachaiſe 263
Mailied, Mailied 269

S.

Marine von Cherbourg 274
Themſefahrt 281
An Sir Robert Peel 285
Poets-Corner Weſtminſter 290
Proſtitution 294
Mein Herz iſt im Hochland 300
Greenwich-Hoſpital 303
Ein Roman. I. Prolog 307
II. Sie heißen es auf Engliſch Rout 312
III. Wenn du geliebt haſt, weißt du, was es heißt 315
IV. Sie war ein Weib, was ſag' ich denn von ihr 317
V. Schön war ſie, meine Bayadere 320
VI. Auf dem Morgengang, Hydepark entlang 323
VII. Kam dir wohl im vollen Saal 325
VIII. Hangen und Bangen, Hoffen und Harren 328
IX. Wie lieb' ich es, wenn ich, im Wagen 331
X. Sage mir, du Tochter einer heißen 334
XI. Kind, wolle mich nicht quälen 336
XII. Viel beſchrieenes Myſter der Liebe 339
XIII. Mitten in einer heißen Nacht 342
XIV. Ich bin ſo müde; laß an deiner Seite 345
XV. Früh Morgens, wenn ich mit wankendem Knie 347
XVI. Der Sommer glüht in gold'nen Aehren 350
XVII. Durch die Luke graut der Tag 353
XVIII. Verſchwunden iſt ſie ſammt dem Strand 355
XIX. Ich war ein Thor, daß ich ſie ließ 357
XX. Epilog 361

Rückkehr.

1842 – 1845

Seite
Neuer Frühling. 1. Im Sommer Albions, am Themſeſtrande 367
2. Ich bin dir nah, du ahnſt es nimmer 370
3. Einen Gang in der Nacht hab' ich geſtern gemacht 373
4. Es ſchauert mich aus deinen Blicken 375
5. Schon hüllet deine ſtille Zelle 378
6. Die Könige der Erde ſchmücken 381
7. Schwebe, blaues Auge, ſchwebe 384
8. Du biſt noch vor dem Tage wach 386
9. Ein Tag noch meines kurzen Glückes 388
10. Mir iſt als müßteſt du empfinden 390
An der Maas 393
Der Löwe von Waterloo 396
Die Körner-Eiche 398
Dombauſtein 403
Heimkehr 415
Fortſchritt 417
Forſtpolizei 419
Zugvögel 421
Viſion 425
Troſt 427
Unter Platens Büſte 432
Sonette. 1. Ein kleines Eiland gönnet mir in Güte 433
2. So lang ich denke, tracht' ich nun nach Frieden 434
3. Eh' wollt' ich, daß die Zunge mir verdorrte 435

Seite
4. Verkehrte Wege leitet mich die Liebe 436
5. Was ſind denn dieſe hohen Spiegelwände 437
6. Ein kindiſches und doch ein ſchönes Treiben 438
7. Die Liebe mag beredt ſich gerne zeigen 439
8. Du liebſt es dich in wildem Tanz zu drehen 440
9. Unmöglich! Ach, die Liebe war es nimmer 441
10. Wenn einſt der Wind aus dem Sonetten-Kranze 442
11. Wie lieb' ich dieſe Winterabend-Träume 443
12. Ein and'rer Jacob ſteig' ich unverdroſſen 444
13. Dein Leben, reich und herrlich anzuſchauen 445
14. Nein, lieber ſtumm vor Zorn und Schmerz vergehen 446
15. Ich habe nie ein wirklich Glück empfunden 447
16. Ich raffe den Sonetten-Kranz zuſammen 448
17. Beſänftigt iſt das ſtürmiſche Gelüſte 449
18. Sie wollen gleich dem aufgejagten Wilde 450
19. Erſtünde aus dem Grab geweſ'ner Tage 451
20. Was frommte mir es, wenn es nun gelänge 452
21. Die Luft iſt lind, der Wind iſt lau geworden 453
22. Ich fühle wohl, daß ich mit jedem Liede 454
Verſtändlich für Viele 455
Unterwegs 459
Wiederſehen 463
Dem Kronprinzen von Württemberg 467
Apriltag 472
Zu Schillers Standbild in Stuttgart 480
Vor Schwanthalers Goethe 485

Heimath.

1838 — 1841.

Erſte Lieder.

Träumte einſt von hohen Dingen
Und von Ehren auf der Erden,
Wollt' den Doctorhut erringen
Oder gar Profeſſor werden.

Plötzlich kamen da die Muſen
Auf den leichten Götterfüßen,
Schloſſen mich an ihren Buſen
Und berauſchten mich mit Küſſen.

Und da hab' ich unterdeſſen
Vor dem Singen, vor dem Lieben
Den Profeſſor ganz vergeſſen
Und bin ein Poet geblieben.

Immer ſinken meine Hände
Zu den goldnen Saiten nieder,
Und ſtatt dicker Foliobände
Schreib' ich lauter kleine Lieder.

Armer Sänger, ſel'ger Sänger,
Deine Träume ſind zerronnen:
Auf die Erde hoff' nicht länger,
Wenn den Himmel du gewonnen!

Schifffahrt.

Drei Schifflein treibt auf blauem Plan
Das Leben auf und ab;
Erſt führt's dieſelben hoch hinan,
Dann abwärts bis in's Grab,
Und in die Kiele bunt geſchmückt
Wird einmal jeder Menſch gedrückt.

Das erſte der drei Schifflein iſt
Nur wenig Spannen lang,
Darin auch du gefahren biſt
Bei and'rer Leute Sang;
Das ſchaukelt ſich in ſtiller Flut,
Man liegt darin gewaltig gut.

Das zweite hat für zweie Raum,
Du wirſt mich ſchon verſtehn!
Verhüllt von der Gardine Saum,
Umkost von lindem Wehn,
So treibt's dahin auf hoher Flut,
Man liegt darin gewaltig gut.

Das dritt' iſt nur für einen Mann
Ein ſchmaler, ſchwarzer Schrein;
Das ſieht ſich freilich traurig an,
Allein — du mußt hinein;
Das geht dann unter in der Flut,
Am End' liegt man auch darin gut!

5

Die Weſer.

Ich kenne einen deutſchen Strom,
Der iſt mir werth und lieb vor allen,
Umwölbt von ernſter Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen:
Den hat nicht wie den großen Rhein
Der Alpe dunkler Geiſt beſchworen.
Er ward aus friedlichem Verein
Verwandter Ströme ſtill geboren.

So taucht die Weſer kindlich auf,
Von Hügeln traulich eingeſchloſſen,
Und kommt in träumeriſchem Lauf,
Durch Reben nicht, durch Korn gefloſſen:

So windet ſie mit treuem Fuß
Zum deutſchen Meere ſich hernieder
Und ſpiegelt mit geſchwätzigem Gruß
Der Ufer ſanften Frieden wieder.

Doch hat ſie in der Zeiten Flug
Auch manche große Mär' erfahren.
Und die beſcheidene Woge trug
Viel Herrliches zu fernen Jahren:
Sie ſah in ihrer Wälder Schooß
Des Adlers Siegerflügel wanken
Und vor urdeutſcher Arme Stoß
Der ewigen Roma Säulen ſchwanken.

Und als mit feſter Eiſenhand
Held Karl den deutſchen Scepter führte,
Da war es wo im Weſerland
Sich manche Stimme mächtig rührte.

Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Geſtaden
Und ſah der Frankenroſſe Huf
Sich in den nordiſchen Wellen baden.

So meldet ſie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und ſieht dabei des Lebens Baum
Stets friſch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöſter, Schlöſſer, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Glut,
Der Thürme und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felſenthor,
Durch immer wechſelnde Gefilde
Strömt ſie die Wellen leicht hervor
Wie dichteriſche Traumgebilde:

In ihren Tiefen klar und rein
Hörſt du es ſeltſam wehn und rauſchen
Und kannſt bei ſtillem Abendſchein
Der Nixe Wanderlied belauſchen.

Vom Jahrmarkt.

Da zieht nun Jeder ſeine Straß'
Nach Haus mit ſchwerem Tritt:
Der nimmt ſich dies und Jener das
Vom Jahrmarkt ſorglich mit:
Dem Kind ein Band, dem Schatz ein Tuch,
Wie's Einer juſt beſtimmt,
Die Liebe giebt ja leicht genug,
Wenn nur die Liebe nimmt.

Die Köpfe ſchwer, die Beutel leer,
Des ſeltnen Tages ſatt,
So wandeln ſie die Kreuz und Quer
Wohl aus der ſchönen Stadt:

Und Jedem giebt recht ungeſtört
Die Hoffnung das Geleit,
Daß ſich ein Herz, das ihm gehört,
Der Gab' und Rückkehr freut.

Nun geht der Dichter auch nach Haus,
Weil's alle Andern thun,
Die Lichter löſchen langſam aus,
Und leer die Buden ruhn.
Es folget Niemand ſeinem Tritt,
Wer könnte mit ihm ſeyn?
Und Niemand bringt er etwas mit,
Weil er ſo ganz allein.

Sein harrt daheim kein liebes Kind
Nicht Mutter und nicht Frau,
Denn einſam iſt's, wo Dichter ſind,
Die Wände öd' und grau.

Und trägt er ja in ſeiner Bruſt
Vom Jahrmarkt etwas heim,
So iſt's ein Lied, nur ihm zur Luſt,
Mit manchem raren Reim.

Und damit ſpielt er ſtill-vergnügt
Wie alle Kinder thun,
Wann längſt der Markt im Schatten liegt,
Die Menſchen lange ruhn,
Bis daß der Mond um Mitternacht
Aus dunklen Wolken glimmt
Und dann ſein letztes Liedchen ſacht
Im erſten Traum verſchwimmt.

Die Spinne.

Lebe, Spinne, lebe,
Hefte, ziehe, webe,
Spinne frei und friſch!
Will dich ja nicht ſtören,
Will dem Beſen wehren
Und dem Flederwiſch.

Denn ich weiß: das Spinnen,
Träumen, Dichten, Sinnen
Thut ſo wohl der Bruſt:
Hab' ſchon oft geſonnen,
Oft mich eingeſponnen
Ganz nach Herzensluſt.

Laß uns denn mit Spinnen
Unſer Theil gewinnen,
Jedes ſein für ſich:
Du ſollſt nach Verlangen
Deine Fliegen fangen,
Meine Grillen ich.

Blumen.

Als des Jahres Abend-Sterne,
Wenn Natur zu Rüſte geht,
Grüß' ich dich vor allen gerne,
Du mein liebes Aſternbeet!

Flehend mit gebrochnen Blicken
Sagen deine Kinder mir:
Mann, du darfſt uns ja nicht pflücken,
Denn wir ſind die letzten hier!

Da ſteht ſie, fern von froher Schaar,
Sich ſelbſt mit ſtiller Duldung tragend,
Die ſchönen Augen niederſchlagend
Und aufgelöſt das grüne Haar.

O Paſſiflora, ſchönes Bild,
Wie gleicheſt du dem Dichterherzen,
Aus deſſen liederreichen Schmerzen
Der fremden Menſchen Freude quillt!

„Herr Gevatter, habt ihr drüben
Die Kartoffeln ſchon geſehn?
Und die dicken Runkelrüben,
Die auf meinem Acker ſtehn?

Blumen läßt der Herrgott blühen
Ueberall auf Wieſ' und Feld;
Aber ſolche Wunder ziehen
Kann allein die Künſtlerwelt.

Blumen mag's zum Luxus geben,
Ohne Blumen lebt man wohl,
Aber ſprecht, wie mögt ihr leben
Ohne guten Blumenkohl?“

Roſe ſtand ſo dicht daneben,
Daß ſie jedes Wort vernahm,
Und der Dichter ſah ſie beben,
Hoch erglüht vor Zorn und Scham.

Sie ſtund in tiefem Träumen
Und ſah die Myrthe an:
„Nicht lange wirſt du ſäumen,
Du lieber, ferner Mann,
Dann ſchlingſt du durch die Locken
Solch eine Krone mir
Und führſt beim Klang der Glocken
Mich heim, von mir zu dir.

Dann lebet wohl, ihr Träume
Der Kindheit unſchuldsvoll,
Ihr heimathlichen Räume,
Dann lebt auf ewig wohl!

Die alten Stimmen ſchweigen,
Ein neues Seyn bricht an,
Und ich bin ganz dein eigen,
Du lieber fremder Mann!“

Sie ſtand ſich tiefer neigend
Zum grünen Myrthenbaum,
Der aber wiegte ſchweigend
Sein Haupt zu ihrem Traum.
Und eine Thräne ſtürzte
Zur Myrthe niederwärts;
Was dieſe Thräne würzte,
War's Freude, war es Schmerz?

„Was hat ſie dir denn anvertraut,
Das holde Mädchen dort?
Sie hat ſo lang auf dich geſchaut
Und ſprach ein leiſes Wort.

Dann hat ſie dich zum Abſchied noch
In deinen Kelch geküßt:
O was ihr klugen Blumen doch
Für ſüße Dinge wißt!

Und war es denn ein leichter Kuß
Wie man die Schweſter küßt?
War's nicht vielmehr ein heißer Gruß
An ihn, der ferne iſt?"

Die kleine Blume ſah mich an
Und ſprach geheimnißvoll:
„Biſt du denn auch der rechte Mann,
An den es kommen ſoll?

O Blum'- und Mädchen-Heimlichkeit,
O ſüß verſtohl'nes Wort:
Sie flüſterte: bald iſt es Zeit,
Und ging erröthend fort."

„Und bin ich nicht der rechte Mann,
An den es kommen muß,
So nehm' ich doch mit Dank es an,
Den Gruß und auch den Kuß.“

Ich beugte mich mit trunknem Sinn
Zum Blumenmund hinab
Und pflückte raſch den Kuß darin,
Den ihr das Mädchen gab.

Die Bäume des Lebens.

Weihnachtlied

Chriſt ward geboren, und ſein Stern
Durchbricht der Mitternächte Dunkel:
Aus allen Fenſtern nah und fern
Strahlt bunter Kerzen ein Gefunkel,
Die Tannenzweige tragen ſchwer
An goldner Frucht der Heſperiden,
Und Kinder tanzen rund umher
Und rings iſt alles Freude, Frieden.

Fürwahr, das iſt der ſchönſte Baum,
Der letzte aus dem Garten Eden,
Sind ſeine Aepfel gleich voll Schaum
Und ſeine Nüſſe hohl für Jeden:

Durch ſeine Nadeln ziſcht noch nicht
Der leidigen Erkenntniß Schlange,
Die Unſchuld ſeine Früchte bricht,
Nicht Leidenſchaft in blindem Drange.

Wie weit von dieſem niedren Reis
Bis zu der Freiheit hohem Stamme,
Dem nackten, voller Blut und Schweiß,
Dem Städte glühn als Opferflamme?
Vom frohbewegten Reigenkranz,
Den Kindheit um den erſten ſchlinget,
Wie weit bis zum Mänadentanz,
Der wild ein Volk um dieſen ſchwinget?

Dem Mann grünt eine Doppelwahl:
Der Lorbeer rechts und links die Myrthe,
Der eine, daß mit blankem Stahl
Zum Kampf er ſeine Lenden gürte,

Die andre, daß im engſten Raum
Er ſeinen Heerd erbau' und wahre;
So ſchwankt er zwiſchen That und Traum,
Und unterdeſſen fliehn die Jahre.

Hat er die Myrthe ſich erwählt,
So reizt ihn fremden Lorbeers Blüthe,
Und wenn er ſich um dieſen quält,
Lockt jener Schatten ſein Gemüthe;
Wohin er greift, ein Tantalus
Wird er ſich immerdar erſcheinen,
Vor Gier verſchmachtend im Genuß,
Zu Allem recht, nur nicht zum Seinen.

Getroſt! Zuſammen führt zuletzt
Der Scheideweg die Herkuleſſe,
Ein Ziel iſt allen vorgeſetzt,
Ein Baum: die dunkele Cypreſſe! —

In ihrem Schatten ſchläft ſich's wohl,
Und alle werden drin begraben,
Gleichviel welch Reis ſie zum Symbol
Des Lebens einſt erkoren haben!

Meiner Mutter.

Zu ihrem letzten Geburtstage

Da ſchwingt ſich über Thal und Hügel
Ein herbſtlich Blatt hinauf zu dir
Und bringt dir auf des Windes Flügel
Den ſchönſten, wärmſten Gruß von mir.
Der ſoll ſich denen eng vereinen,
Die heute feiernd dich umwehn,
Daß du und alle Lieben meinen
Mich ſelbſt in ihrem Kreis zu ſehn.

Und daß es doch ein Hymnus wäre
Von tauſend Stimmen voll und mild,
Ein Blumenkranz wie für Altäre,
Ein Licht wie vor ein Heiligenbild!

Daß Töne in den Saiten ſchliefen
Wie Orgelklang und Sturmesmacht
Und jubelnd dir entgegenriefen,
Wie treu dein Sohn an dich gedacht!

O wenn mir ſchon ein Lied gelungen,
Das aus den jungen Saiten bricht,
Wenn einſt mein Sang mit Feuerzungen
An gleichgeſtimmte Herzen ſpricht:
Es war, es iſt ja deine Seele,
Die, Mutter, ſich in mir erſchließt,
Bald weinend ſingt wie Philomele,
Bald adlergleich gen Himmel ſchießt!

Wer lehrte mich durch Frühlings-Auen
Mit Frühlings-Sinn hindurchzugehn,
Die Wunder der Natur zu ſchauen
Und ihre Träume zu verſtehn?

Wer zog die ſchwankenden Geſtalten
Der Knabenbruſt zum lichten Tag
Und hieß zur Blüthe ſich entfalten,
Was keimend und gebunden lag?

Und wenn ich bang durch's Leben irrte,
Das früh zu dunkeln ſchon begann,
Wenn ſich mein Geiſt, der leicht verwirrte,
Mit düſtrer Träumerei umſpann,
So führteſt du mit frommer Liebe
Mich in ein freundliches Aſyl,
So fand der Blick, der thränen-trübe,
In deinem Aug' ein tröſtlich Ziel.

Wohl mit der Sehnſucht Bettelworte
An manche Thüre klopft' ich an,
Doch ward dem Wandrer keine Pforte,
Kein Herz dem Herzen aufgethan:

Wenn Andre kalt mich aufgegeben
Und meinen Liebesdurſt verhöhnt,
Haſt du mich mit dem kargen Leben,
Mich mit mir ſelber ausgeſöhnt.

Und wie du ſtets mit Mutterſorgen
Den kranken Liebling treu beſchirmt,
Wenn durch der Jugend grauen Morgen
Des Todes Schreckenshauch geſtürmt:
So haſt du auch mit ſtarkem Schilde
Den innren Feind mir abgewehrt
Und mich mit heiliger Frauen-Milde
Des Lebens Liebe neu gelehrt.

Ach, daß ein Gott mir Macht gegeben,
Nun dir als Schutzgeiſt nah zu ſein,
Wie wollt' ich deinen Weg durchs Leben
Mit Frucht und Blüthe reich beſtreun.

Wie ſorgſam würd' ich das entfernen,
Was dich gedrückt auf trüber Bahn,
Wie trüg' ich zu den ewigen Sternen
Auf Ruhmesflügeln dich hinan!

Statt deſſen nimm mit alter Güte
Zum reichſten Feſt den ärmſten Gruß,
Als wär' er eine friſche Blüthe,
Auf deine Hand ein langer Kuß!
Fürwahr, der Gottes-Liederſegen
Wird heute erſt mir werth und lieb,
Weil er auf meiner Mutter Wegen
Ein ſpätes Blümchen feiernd trieb!

Erſte Liebe.

1.

Ich möchte wohl die Schildwach ſein,
Die jenes Haus bewacht,
Um unter Liebchens Fenſterlein
Zu ſchildern Tag und Nacht.

Dann ſäh' ich ſie gleich Morgens früh,
Wenn ſich ihr Vorhang regt.
Und ſpät am Abend ſeh' ich ſie,
Wenn ſie ſich niederlegt.

Des Tages ſchreit' in ſtillem Lauf
Ich unten hin und her;
Sie ſchaut herab, ich ſchau' hinauf,
Was braucht die Schildwach mehr?

Doch kommt ſie ſittſamlich einher
Und tritt aus ihrem Haus,
So präſentir' ich das Gewehr
Und rufe Wache 'raus.

Und wann es ſchneit und wann es ſtürmt,
Dann deck' ich mich in Ruh,
Vom Schilderhauſe traut beſchirmt,
Mit meinem Mantel zu.

Dann freu' ich mich am Sonnenſchein,
Daran mir's nie gebricht,
Bei Tag aus ihren Aeugelein,
Zu Nacht aus ihrem Licht.

So halt' ich ſie in ſteter Hut,
Sie kann in Frieden ruhn,
Und wer ihr was zu Leide thut,
Der hat's mit mir zu thun.

Kommt gar ein lüſterner Geſell'
Dem Haus und ihr zu nah,
Den arretir' ich auf der Stell'
Und ſchreie: Halt! Wer da?

Bei Gott, die Schildwach möcht' ich ſeyn,
Die jenes Haus bewacht,
Um unter Liebchens Fenſterlein
Zu ſchildern Tag und Nacht!

2.

Ich ſaß im ſtillen Erkerlein
Begnügt zu ihren Knieen,
Sah ihre Augen licht und rein
Gleich Sternen ob mir ziehen
Und fühlte ihres Athems Wehn
So warm um meine Wangen,
Daß ohne Worte, ohne Flehn,
Ich ſchier in Luſt vergangen.

Was wollt' ich, was bedurft' ich mehr,
Als jene liebe Stelle?
Der Schwarm von Menſchen rund umher,
Muſik und Kerzenhelle,
Die ganze andre arme Welt
War weg und war vergeſſen,
Als wir ſelbander treu-geſellt
Am Fenſterlein geſeſſen.

Und wie wir uns ſo ganz genung,
So ganz vereinzelt ſchienen,
In traulich-halber Dämmerung
Verſteckt von den Gardinen:
Da plötzlich kam mir doch ein Flehn,
Ach! nimmer zu erfüllen,
Der Vorhang möchte niedergehn
Und ewig uns verhüllen!

3.

Sie ſchaute mir in's Aug' hinein
Und ſprach: Was glänzt und glüht dadrein?
— Ei kennſt du denn dein Angeſicht
Und deine eig'nen Züge nicht?
Die glühen, die glänzen,
Ein Bild in Rahmens Gränzen!

Sie legte die Hand auf's Herze mein
Und ſprach: Was klingt und klopft dadrein?
— Da ſchlummern Lieder klein und groß
Wie Kindlein in keuſchem Mutterſchooß,
Die ringen, die dringen,
Zu dir emporzuklingen!

4.

In ihrem weichen Arm zu liegen
Hat mir mein ſüßes Kind erlaubt,
Auf ihrem Buſen darf ich wiegen
Das müde traumbelad'ne Haupt:
Da ruh' ich ohne mich zu regen,
Von ihren Blicken überreicht,
Und lauſche ihren Herzensſchlägen
Und ſchaukle mich ſo lind, ſo leicht.

So ſchwimmt ein Kahn auf Waſſerwogen,
Ein herrenloſer, hin und her,
Hoch über ihm des Himmels Bogen,
Tief unter ihm das tiefe Meer;
Er weiß von keinem Stehen-Bleiben
Von keinem Ziel und Halt nicht mehr:
Er möchte immer weiter treiben,
So weit, ſo weit wie's ewige Meer.

5.

Ich wollte dichten in ihrem Arm, —
Daß Gott erbarm'!
Küßt mir die tolle ſpielende Dirne
Alle Gedanken raſch von der Stirne,
Alle Reime friſch vom Munde:
Dichterſtunde!

Ich wollte ſterben in ihrem Arm, —
Daß Gott erbarm'!
Schon lag ich geſtreckt wie auf der Bahre,
Da fährt ſie mir neckend durch die Haare
Und küßt mich lebendig mit rothem Munde:
Todesſtunde!

Ich wollte leben in ihrem Arm, —
Daß Gott erbarm'!
Ich umſchlinge ſie ſtark wie ein ganzer Mann,
Da ſchaut ſie mich tief und flehend an
Und weint, bis daß ich beſiegt mich wende:
Seliges Ende!

6.

Ich weiß nicht, ſoll ich dich dem Mond vergleichen,
Der aus den Liebes-Augen ſanft-verweint
Auf mich herniederblickt und Friedens-Zeichen
Behaglich in die wilde Seele ſcheint?

Biſt du nicht eh'r, vom Himmel hoch geſendet,
Als Sonne meinem Horizont gegeben,
Die, weil ihr Strahl das blöde Auge blendet,
Die Bruſt durchflammt mit heißem Liebe-Leben?

Verwechſelt däucht mir aller Dinge Lage,
Seit mir dein Bildniß aufgegangen iſt:
Du biſt mein Mond am hellen Sommertage,
Wie du der Winternächte Sonne biſt.

Mein Thun und Treiben im profanen Lichte
Mit deinem Frieden fülleſt du es ganz,
Und meine Nächte, lebende Gedichte,
Tauchſt du in heißer Träume Glut und Glanz.

Mond meiner Tage, meiner Nächte Sonne,
Hoch über mir geh' deinen Strahlenlauf:
Es wogt zu dir mein Herz in Weh und Wonne
Wie Flut und Ebbe ſtrahlendurſtig auf!

7.

Nun, da dein Auge von uns ſcheidet,
Geht auch der Frühling außer Land:
Für dich hat er ſich grün gekleidet,
Jetzt wieder in ſein grau Gewand.
Was ſoll ein Weſt, der dich nicht fächelt,
Die Blume, die dein Fuß nicht tritt?
Nur dir hat er zu früh gelächelt,
Du ziehſt, und er zieht weiter mit.

Schon ſeh' ich euch von dannen jagen,
Gefolgt von einem ganzen Chor:
Zephire ſchwärmen um den Wagen,
Und Schmetterlinge reiten vor:
Du aber ſchwebſt auf goldner Wolke
An ſeiner Rechten ſtolz dahin
Und winkſt dem muntern Elfenvolke
Den Abſchied zu als Königin.

O weich' nicht ganz von unſ'rer Erde,
Gehört ihr ſchon dein Bild nicht an:
Verwandle deine braven Pferde
Nicht plötzlich in ein Feengeſpann!
Nimm Lenz und Licht und Luſt und Liebe,
Nimm's mit, wenn du es uns vertreibſt:
Hier frommt es nicht, wenn es auch bliebe,
Hier bleibt es nicht, weil du nicht bleibſt!

So dich und ihn zumal vermiſſen,
Bei Gott, das iſt ein ſchlimmer Tag!
Da ſteh' ich traurig und zerriſſen
Und ſtarre eurem Zuge nach!
Ein Blick, ein Gruß! Jetzt muß er ſchwinden,
Dort bei dem dürren Pappelbaum!
Ade; dies welke Blatt den Winden!
Ade, geliebter Frühlingstraum!

8.

Verſtecke dich nur heute nicht,
Wenn ich des Weges geh';
Du liebes Frauen-Angeſicht
Nur heut' verſtecke dich mir nicht,
Daß ich noch eins dich ſeh'!

Am Erkerfenſter wohlbekannt
Ein Weilchen bleibe ſtehn,
Und grüße mit der weißen Hand,
Die blauen Aeuglein abgewandt,
Und laß dein Tüchlein wehn!

Denn noch ein letztes Grüßen dein
Empfing' ich gar zu gern;
Das ſollte in die Welt hinein
Mein beſter Reiſe-Engel ſeyn,
Geſandt von Gott dem Herrn!

9

Von den Sternen will ich lernen,
Die am Winterhimmel ſtehn,
Die im Nahen und im Fernen
Friedlich um einander gehn:
Wie ſie kommen, wie ſie kreiſen,
Nie getrennt und nie vereint,
Wie ſo ganz in ewigen Gleiſen
All ihr Sein befangen ſcheint.

Daß ich ſo dich lieben lernte,
Friedlich nah und friedlich fern,
Du Geliebte, du Entfernte,
Meines Lebens ſchöner Stern!
Jeder Sinn nach dir gerichtet,
Jeder Blick in dich verſenkt,
Alles Herz von dir gelichtet,
Aller Lauf durch dich gelenkt!

Doch kometengleich getrieben
Raſtlos auf- und ab-gejagt,
Braust mein ungeläutert Lieben
Wie die Windsbraut durch die Nacht,
Bis es, irrend gleich dem Blitze,
In mein Herz zurückgekehrt,
Sich in ſeiner eig'nen Hitze
Unbefriedigt ſelbſt verzehrt.

10.

Fenſter zu, Gardine nieder,
Stille Alles, Alles Nacht.
Drunten wandl' ich hin und wieder:
Ob ſie ſchlummert? Ob ſie wacht?
Dort ihr Kämmerlein, wie traulich
Und wie ſorglich aufgeräumt,
Hier die Liebe, die beſchaulich
Von der Stätte droben träumt'

Sieht das Lager, welches einſam
In beſchirmter Ecke ſteht,
Von der Unſchuld und gemeinſam
Von verbot'nem Wunſch umwebt.

Sieht das Kiſſen, das geſchmeidig
Die gelockte Scheitel wiegt,
Und wie ſich die Decke freudig-
Zitternd um die Glieder ſchmiegt.

Sieht im Schlafe hingegoſſen
Jenen Leib, ſo ſüß gebaut,
Jene Aeuglein feſt geſchloſſen,
Die ſo klar am Tag geſchaut,
Sieht die Tücher und die Bänder,
Die ſie züchtig von ſich warf,
Und das reichſte der Gewänder,
Das auch Nachts ihr bleiben darf.

Dunkle Kammer, einſam Bette,
Wo ein Mädchen träumend ruht,
Menſchliche und heilige Stätte,
Kühl und doch voll tiefer Glut,

Steh' in jungfräulichem Frieden,
Eines Engels enges Zelt,
Streng von aller Welt geſchieden,
In dir ſelber eine Welt!

Aber aller Träume ſüß'ſter
Fülle dich mit ſeinem Duft,
Schweb' in heimlichem Geflüſter
Gaukelnd durch die laue Luft,
Halte mild die Bruſt umfächelt,
Die ſich ſeufzend hebt und dehnt,
Geb' ihr, die im Schlafe lächelt,
Das, wonach ihr Herz ſich ſehnt.

Fenſter zu, Gardine nieder,
Stille Alles, Alles Nacht!
Nur noch einmal hin und wieder:
Ob ſie ſchlummert? Ob ſie wacht?

46

O der Liebe zweier Herzen,
Die nur träumend glücklich iſt,
Die getrennter Tage Schmerzen
In getrennter Nacht vergißt!

Erſte Leiden.

1.

Sonne rief der Roſe,
Rief mit Blick und Wort:
Als die Roſe keimte,
Ging die Sonne fort.

Liebchen rief dem Herzen,
Rief mit Wort und Blick:
Als das Herz ihr folgte,
Zog ſie ſich zurück.

Roſe mußte welken
Und das Herz mit ihr:
Liebchen, meine Sonne,
Gott vergebe dir!

2.

Es winkt mir des Berges duftiger Arm
Noch einmal, noch einmal zurück,
Mich feſſeln die Weſte lockend und warm
Und der Sonne freundlicher Blick.

Ach, halt mich nicht auf, du rauſchender Wald,
Du Sonne, du ſanftes Wehn,
Sah doch die Geliebte lächelnd und kalt
Mich fort in die Fremde gehn!

3.

Hier hab' ich ſo manches liebe Mal
Mit meiner Laute geſeſſen,
Hinunter blickend in's weite Thal,
Mein ſelbſt und der Welt vergeſſen.

Und um mich klang es ſo froh und ſo hehr,
Und über mir tagt' es ſo helle,
Und unten brauste das ferne Wehr
Und der Weſer blitzende Welle.

Wie liebender Sang aus geliebtem Mund,
So flüſtert es rings durch die Bäume,
Und aus des Thales offenem Grund
Begrüßten mich nickende Träume.

Da ſitz' ich auf's Neue und ſpähe umher
Und lauſche hinauf und hernieder,
Die holden Weiſen rauſchen nicht mehr,
Die Träume kehren nicht wieder.

Die ſüßen Bilder wie weit, wie weit,
Wie ſchwer der Himmel, wie trübe!
Fahr wohl, fahr wohl, du ſelige Zeit,
Fahr wohl, du närriſche Liebe!

Die Wolken ziehen ſchwarz und hoch,
Matt blinken einzelne Sterne:
Wacht wohl mein liebes Mädchen noch,
Mein Mädchen in der Ferne?

Es ſingt der Wind ſein Wiegenlied
Und ſchlägt an Fenſter und Bäume:
Ob ſie wohl herüber zu mir ſieht,
Verſenkt in liebende Träume?

Die Woge ſchläft, die Welt iſt ſtill,
Die Nacht hat den Tag vertrieben:
Mein heißes Herz nicht ſchlafen will,
Es kann nur weinen und lieben.

5.

Sieh ihn auf den Wolken ziehen
Stürmiſch-ſchnell und ſchwarz geballt,
Hör' ihn ſeufzen in den Eichen,
Raſchelnd durch die Blätter ſchleichen,
Brauſen durch den bangen Wald!

Letzte Blume ſchmückt die Erde,
Letzte Sonne wärmt ſie mild,
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeß'ne Traube,
Und die Waſſer ſtrömen wild.

Raſch ein letztes Lied geſungen,
Eh' das Leben ganz entwich,
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter alles kalt verſchlungen
Lieder, Blumen, Herbſt und mich!

6

Ich habe zur letzten guten Nacht
Dein liebes Bild gekußt,
Da war mir, als hätte der Mund gelacht,
Das Auge mich freundlich begrüßt.

Die Züge lebten in warmem Glanz,
Durchhaucht von athmendem Wehn,
Du warſt es ſelbſt, du warſt es ganz,
Als ſey ein Wunder geſchehn.

Da hab' ich zur letzten guten Nacht
Noch einmal dein Bild gekußt;
Mir iſt, als hätteſt du gelacht
Und als ob ich weinen mußt'!

7.

Lieber, warum hülleſt du
Froſtig dich im Mantel zu?
Warſt doch einſt ſo lebenswarm
Als du lagſt in meinem Arm.
Blühteſt einſt ſo roſenroth,
Jetzo biſt du bleich und todt?

Seit du mich verlaſſen haſt,
Hat mich böſer Froſt gefaßt:
Nur noch einmal ſchau mich an,
Wie du einſt ſo oft gethan,
Dann, mein Liebchen roſenroth,
Frier ich mich getroſt zu Tod.

Es jubeln die Gäſte beim Hochzeitsmahl,
Trompeten erſchallen laut,
Es gleist der Saal, es kreist der Pokal,
Und der Bräutigam küßt die Braut.

Der Sänger ſitzt in dem bunten Schwarm,
So ernſt und ſo leichenweiß,
Die treue Zither hält er im Arm
Und ſinget der Liebe Preis.

Und als des Feſtes Königin hold
Ihm kredenzt den funkelnden Wein,
Da fällt in ſeinen Becher von Gold
Eine giftige Thräne hinein.

Und als er mit gierig ſchlürfender Haſt
Den goldenen Becher geleert,
Da hat er im Saal nicht Ruh noch Raſt
Von brennendem Weh verzehrt.

Wie ein Sturmwind treibt es ihn alſobald
Aus dem feſtlich ſchimmernden Haus
Hinaus in den dunkel ſchauernden Wald,
In die froſtige Nacht hinaus.

Der Nordwind wühlet durch ſein Haar,
Die Bäume ſtarren ihn an,
Und droben leuchtet der Mond ſo klar,
Wie einſt ihr Auge gethan.

Fern donnert der Waſſer mächtiger Schwall,
Fern brandet das nächtliche Meer,
Und die Wellen, die Wolken, die Wetter all
Sie jagen hinter ihm her.

Und durch den Sturm verfolgt ihn grell
Eine grinſende Stimme, die ſpricht:
Entlaufe mir nur, du toller Geſell
Dir ſelber entläufſt du nicht!

Reveille.

Nun genug der ſtillen Nächte, nun genug der ſtillen Lieder!
Streckt euch, ihr verträumten Verſe, dehnt zu Maß und Kraft die Glieder!
Seht durch die Gardine ſchimmert ſchon der Morgen in's Gemach:
Nun iſt's Zeit, du Siebenſchläfer: blinder Heſſe, werde wach!

Fei're nicht in kleinen Freuden, nicht in eignen Liebesſchmerzen,
Dich und deine Dichtkunſt ziehe groß am Zeit- und Volkes-Herzen.
Mit des Liedes Heertrompete, mit des Reimes Trommelſchlag
Wecke, was in dir und Andren ſchon zu lange ſchlafend lag!

Horch, es raſſelt die Reveille auf den Märkten, durch die Gaſſen:
Wollt Ihr Euch vom vollen Morgen in den Federn faben laſſen?
Wacht der Wiederhall im Steine, eh' das Menſchenherz erwacht?
Draußen Tag und friſche Regung, hier allein noch ſtumme Nacht!

Wirble, Lied, vor den Paläſten, vor Kanzleien und Kaſernen,
Daß der Garde bunte Trommler erſt von dir das Handwerk lernen;
Schmettre, Jerichopoſaune, bis die letzte Schranke fällt,
Die das kleine Heſſenländchen ſcheidet von der großen Welt.

Nur an einer Stelle dämpfe ſich dein Ton zu dumpfer Trauer:
Einen Leichenmarſch beginne an bekannter Kerkermauer.

Und vor jenem Erkerfenſter, blumenreich und ſonnenhell,
Dort aus ſüßer Angewöhnung ſchlag zum letzten Mal Appell!

Wo das Spiel des Krieges Mode und ſolenne Wachtparade,
Billig iſt's, daß auch der Dichter da ſein Heer zur Muſterung lade:
Ha! wie funkeln ſeine Waffen in dem rothen Strahl der Früh'
Und wie ſtolz, wie ſchmuck das Häuflein! Achtung, es paſſirt Revue!

Auf dem Friedrichs-Platz.

Blicke nicht ſo ernſt hernieder, ſtehe nicht ſo ſtreng und bleich,
Marmorſchatten eines Fürſten, theil' mit mir dein nächtlich Reich;
Oeffne die erſtarrten Ohren, einſt der Gnaden reiche Pforte,
Und vernimm mit gütigen Sinnen eines Enkel-Dichters Worte!

Traun, ich hab' dich oft bedauert, wenn dein Bild ſo einſam ſtand,
Während einſt ein Kranz von Schmeichlern dich ſchmarotzeriſch umwand,
Wenn dein Haupt, das kronenloſe, trauernd in die Nebel ragte
Und der Wind zu deinen Füßen Staub und Schnee zuſammenjagte.

Ein gefang'ner Löw' im Gitter ſteheſt du verlaſſen da,
Nur der Fremde liest noch lächelnd: Friderico Patria.
Ob dem Scheitel flattern Raben, wo die Grazien regierten,
Spinnen weben um die Hände, welche Schwert und Scepter führten.

Aber du mit leeren Augen, ſtolz vom Steingewand umwallt,
Blickſt hernieder auf die Menſchlein, ewig jung und ewig alt.
Auf die Stutzer, ſo vergnüglich dir zu Füßen promeniren,
Auf Rekruten, ſo ſich ſchwitzend dort zu Helden exerziren,

Nieder in die nackten Straßen jener ſtillen, ſchönen Stadt,
Die ein Hauch aus deinem Munde zaubergleich erſchaffen hat,
Auf das Viertel wo ſich vornehm Adel und Milizen ſpreizen,
Wenn die Bürger dir im Rücken ſelbſt mit Raum und Helle geizen

Weißt du noch wie deine Heſſen einſt für dich geſtorben ſind
Und wie jenſeits der Atlantis ſchläft manch' braves Landeskind?
Weißt du, wie hier ſieben Jahre jenes Völklein dominirte,
Das, als Gaſt von dir verhätſchelt, deinem Namen tief hofirte?

Blut- und Sünden-Geld, wo blieb es? Fremde Kunſt, wohin zerſtreut?
Wo die Grazien und Muſen, die ſich deiner Gunſt gefreut?
Jene Welt, die du gebildet, reich und groß, ſie liegt zerſplittert,
Und wie du ſind ihre Trümmer in Alltäglichkeit verwittert.

Wende dich vom Muſentempel immerhin verachtend ab,
Steht er doch verwaist, verſchloſſen, deiner Aera prächtig Grab,
Schau von deiner öden Höhe ſuchend in die öde Runde:
Alle Kunſt in deinen Landen ſtarb mit dir zu ſelber Stunde

Letzter Landgraf, dreh' verzweifelnd dich im Grab, im Bilde um!
Deine Zeiten ſind verſchollen, deine Völker trauern ſtumm,
Und der Zukunft banger Seher, des Vergang'nen ernſter Richter,
Weilt bei deinem todten Bilde lebend-todt ein Heſſen-Dichter.

Ständchen dem Ständehauſe.

Grüß dich Gott, du viel-geſchmähtes, viel-belobtes Ständehaus,
Dich und die, ſo rechten Geiſtes in dir gehen ein und aus,
Grüß dich Gott mit deiner Schnirkel-Schnörkel- und Pilaſter-Pracht,
Ständehaus, du nicht zum Staate, ſondern für den Staat gemacht.

Hätte ich dich müſſen bauen, du der Heſſen Ständehaus,
Schauteſt du vielleicht nicht beſſer, doch gewiß ganz anders aus:
Denn ein Dichter baut mit Worten, leicht und luſtig, hoch geſtreckt,
Dafür dichtet ſteif und ſteinern mancher Meiſter Architekt.

Erſtlich hätt' ich wohl dein Antlitz vor dem Volke nicht verſteckt,
Nicht den theuern Haufen Steine ſchlau mit Grünem zugedeckt;
Denn ein Ständehaus ſoll ſtehen hell und hoch ob allem Land,
Wie zu Rom das Capitolium, wie die Burg auf Zion ſtand.

Auch die Kuppeln, Urnen, Säulen, Ecken hätt' ich mir geſpart;
Denn Ein Styl, ſo drin wie draußen, das iſt Landtags beſte Art;
Aber Ständer ſtark und ſtattlich gäb' ich dir, vier ganze Reih'n,
Zum Gedächtniß, daß die Stände unſ'res Staates Ständer ſey'n.

Sieh, ſo viele dunkle Kammern hätt' ich dir nicht zugedacht,
Weil der Deutſch' aus vielen Kammern ſelten was Geſcheites macht;

Aber eine Sitzungs-Halle ſchlug ich auf recht licht und frei,
Daß darinnen auch in Wahrheit ächter deutſcher Land-Tag ſey.

Sieh, das ſchmucke Licht von oben gönnt' ich dir wahrhaftig auch,
Wenn es ſchon im guten Heſſen nur bei Dachgemächern Brauch:
Aber Licht von allen Seiten ſoll damit vereinigt ſeyn,
Denn nur ſo kommt gleiche Helle in den gleichen Raum hinein.

Sieh, am Dach ſo viele Spitzen hätt' ich auch nicht ausgehängt,
Dran das Haus penibel-kletternd ſich zum Nachbar-Giebel drängt:
Aber unten, tief und ſteinern, wäre mir gelegt der Grund,
Höhe kommt ſchon mit den Jahren, wo die Tiefe ſein geſund.

Sieh, des Saales Wand und Decke hätt' ich künſtlich ſo gebaut,
Daß man deutlich alles drinnen höre, wie man deutlich ſchaut:
Aber jetzt iſt's ein Parliren, wirrer als im Parlament,
Daß kein Menſch des And'ren Worte, kaum die eignen recht erkennt.

Sieh, mit ſo viel Waſſerfarbe hätt' ich drin nicht aufgeputzt,
Anders ſey das Haus des Landtags wie ein Landhaus zugeſtutzt;
Aber vaterländiſche Bilder, aber Büſten ſollten ſtehen
Und aus ihren hohen Niſchen mahnend in die Zukunft ſehen.

Endlich, ſo viel Thor' und Thüren hätt' ich nimmer angewandt,
Daß nicht gleich für jeden Thoren eine Hinterthür zur Hand:

Aber Eine Rieſenpforte, jedem offen, jedem gleich,
Wie die eine weite Thüre in das weite Himmelreich.

Und darüber ſollte ſtehen, daß es Jeder leſen müßt',
Keine Inſchrift voller Deutung, nicht ein Spruch von Jeſu-Chriſt;
Nein, ich hätt' in Ellen-Lettern groß und golden angebracht:
Haus des Janus, zu im Frieden, und im Kriege aufgemacht!

Eine Sage.

Altheſſiſch.

Im Scharfenſtein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufſchlag und wie Schwerterklang tief innen hörſt du's beben:
Das rauſcht ſo dumpf, das klirrt ſo ſchwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg ſich kreiſend hebt und aufthut aller Orten.

Dann ſtürzen aus der Kluft heraus viel reiſige Geſellen,
Die ſich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen ſtellen,
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde
Und um den Führer ſammelt ſich das dunkle Heer geſchwinde

Fort brauſen ſie in's bange Thal, daß helle Funken ſpringen,
Sie tummeln ſich, ſie hetzen ſich auf Sturm- und Wolken-Schwingen
In's Vaterland! Zum Widerſtand! Die Stunde hat geſchlagen
Und wenn's uns heute nicht gelingt, wir wollen's nimmer wagen!

Der Scharfenſtein der kennt die Mähr aus alten Römertagen:
Da ward an ſeinem ſteilen Fuß die große Schlacht geſchlagen
Da that die Scholle purpurroth an heißem Blut ſich trinken
Und Romas Adler ſieggewohnt in deutſchem Staub verſinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeſchoſſen,
Vom Feind und Felſen allerſeit die Römer eingeſchloſſen:
Wie flogen da die Hiebe nicht, wie ſtürzten die Cohorten,
Gleich Aehren unter Sichelſchnitt, geſenkten und verdorrten!

Da warf ſich in der höchſten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator ſtolz zu Roß hernieder auf die Erde:
So rette du, du beſter Gott, du größter, uns vor Schande,
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in dieſem Sklavenlande!

Und ihm zur Rechten donnert's laut; es blitzt aus Jovis Brauen,
Im Nu zerſpaltet ſich der Berg entſetzlich anzuſchauen,
Verſchlungen iſt ſo Freund wie Feind in dunklen Felſenriſſen,
Und drüber ſieht man ſtarr und ſtumm den Scharfenſtein ſich ſchließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müſſen aus der deutſchen Gruft die Wälſchen ſich erheben,
Den Weg nach Süden ziehen ſie, ein langes Heer von Leichen,
Sie ziehn und ziehn und können nie des Zuges Ziel erreichen.

Beim erſten Hahnenſchrei im Dorf da eilt von allen Enden
Der Zug zuruck zum Scharfenſtein und ruttelt an den Wänden:
Der Berg geht auf wie dazumal in Feuer und in Flammen
Und thut ſich ob dem letzten Mann ganz todtenſtill zuſammen.

Ein Mährchen.

Neuheſſiſch

Letzte Nacht hat ſich's begeben, wie geheime Sagen bringen,
Daß im Wilhelmshöher Berge ward gehört ein wüſtes Klingen,
Ein Geräuſch von Rieſenſchritten, drunter laut geſtöhnt die Erde,
Und ein banges Wehn und Drängen in des Waldes grüner Heerde.

Weil's Walpurgis nicht geweſen noch Advent für die Geſpenſter
Hat ein Weiblein ſacht und ſchüchtern aufgemacht ihr Kammerfenſter
Zuzuſehn warum denn eben in der Jänner-Nacht da draußen
Mit Geſchnaube und Gepolter ungebet'ne Gäſte hauſen.

Doch der Kreuze ſchlug ſie dreie und zurück in's warme Bette
Zog's die ſchlotternd-kalten Glieder an der Furcht gewaltiger Kette,
Als das Weib durch Sturm und Dunkel auf verſchneiten Berges-Pfaden
Schreiten ſah den großen Chriſtoph, mit der Keule Wucht beladen.

Ganz leibhaftig wie er droben auf der ſtolzen Pyramide,
Seit die Menſchen denken können, ſtand, der herrliche Alzide,
Niederſchauend von den luftigen, wind-umbrauſten Winterwarten
Auf das Thal zu ſeinen Füßen wie auf einen bunten Garten.

Freilich, eine ſchlechte Schildwacht hat der Recke dort geſtanden:
Was da wollte, ließ er kommen, ließ er gehn in ſeinen Landen,

Rief nicht an und gab nicht Rede, ob man ihn franzöſiſch taufte
Oder für den alten Herren ſeine Dienſte neu erkaufte.

Lehnend auf der ehernen Keule, rings umwogt von grauen Wettern,
Fühlt' er fremde Zwerge täglich auf dem Rieſenleibe klettern,
Hörte blaſen die Tritonen, ſah die Waſſer ſchäumend ſpritzen
Und blieb ſtumm und unbekümmert ſtehn auf ſeiner Feſte Spitzen.

Endlich einmal hat's im Herzen tief gewurmt dem Götterhelden,
Daß von alten Werken einzig ſeiner Chronik Bücher melden:
In den Fäuſten ſtach es, brannt es, ſeine Keule hupfte munter,
Und in drei gewaltigen Sätzen ſchwang er ſich in's Thal hinunter.

Alſo, daß die Lindenbäume der Allee wie Halme krachten,
Daß die blinden Heſſen drunten clairvoyant vom Schlaf erwachten,
Daß ſogar ein Leibgardiſte, was ſeit Chriſto nicht geſchehen,
Schier ſein „Wer da!?“ ganz vergeſſen, als er ihn bar kommen ſehen.

An der Stadt verſchloſſne Thore klopft der Held in wildem Grimme:
„Ich will Arbeit, Arbeit gebt mir,“ alſo fleht die Donnerſtimme,
Bis des Raths getreue Väter ſich bei Nacht geſchwind verſammeln,
Um dem thatendurſtigen Rieſen ein Beſcheidchen zuzuſtammeln.

„Keine Hyder mehr zu tödten? Keinen Eber zu erlegen?
Lauern nicht nemäiſche Löwen auf den habichtswalder Wegen?

Kämpfen mit zerſchnitt'nen Brüſten nicht der Chatten wilde Töchter
Siegreich gleich den Amazonen wider Eu're beſten Fechter?"

Tief beſtürzt verharr'n die Väter, da die Frage ſie vernommen,
Bis dem Jüngſten unter ihnen ein Gedanke beigekommen:
Laßt ihn ziehn mit Paß und Karte, räth er flüſternd den Kollegen,
Daß er ſelbſt ſich Arbeit ſuche in der Stadt und auf den Wegen.

Und am Morgen ging der Recke, ſuchend nach der wilden Hyder,
Und am Abend kam der Recke zornig und ermüdet wieder:
Keine Hyder war zu finden, aber Kröten zur Genüge,
Kreuzbezeichnet, giftgeſchwollen, dunkel-ſchleichend wie die Lüge.

Und zum andern ging der Recke, nach dem Hirſch, dem Eber ſuchend,
Und am Abend kam der Recke unmuthsvoll zurück und fluchend:
Denn in den verheerten Forſten war er ſeit dem frühen Morgen
Einem Häslein nur begegnet, unſchuldsvoll im Schnee verborgen.

Und zum dritten ging der Recke ſuchen nach den Amazonen,
Und zum dritten kam der Recke wieder ohne Siegeskronen;
Denn im Land die Frauen waren ſammt und ſonders Fräulein worden
Und ſtatt Amazonen gab es Mäßigkeits- und Waſſer-Orden.

Da zum letzten ging der Recke, einen Löwen aufzuſpüren;
Und der Löwen fand er viele, prangend über Wirthshausthüren.

Züngelnd auf Acciſe-Poſten, auf Papier mit Stempel-Tatzen,
Ausgeprägt auf Heſſengroſchen, die da heißen Strebekatzen.

Drauf entfährt ein hoch Gelübde, eins beim Styx, der Rieſenkehle:
Gebt mir Arbeit, ſchreit er drohend, eh' ich mir ſie ſelbſt erwähle!
Und mit Zittern und mit Zagen ſeufzt der Jüngſte unter dieſen:
Leiſt' uns denn den Dienſt, denſelben, den Augias du erwieſen!

Und am Morgen ging der Recke ſuchen auf gewohnte Weiſe,
Aber erſt nach fünfzig Tagen kehrt' er heim von ſeiner Reiſe.
Herr, ſo ſprach er kleinen Muthes, wollt Euch Jemand Andres dingen,
So viel Miſt, wie ich gefunden, kann auch Herkules nicht zwingen.

Und die Väter ſtehn gerettet. Denn der Rieſe mit der Keule
Flieht beſchämt, geſenkten Hauptes, mit laut klagendem Geheule;
Flugs in drei gewaltigen Sätzen ſteigt er auf die Pyramide,
Daß im Thal und auf den Höhen wiederum der alte Friede.

Unſer Weiblein ſieht frohlockend, als der Morgen eben helle,
Ihren großen Chriſtoph wieder droben an der rechten Stelle;
Ja, ſie meint, es ſey ihr alles wohl ein böſer Traum geweſen,
Maßen ſie ſich Nachts aus Schmieder's Götterlehr' in Schlaf geleſen.

In der Au.

Euch begrüß' ich, Steingebilde, Pförtner dieſer Zauberhallen,
Laßt durch euer Frühlings-Märchen den entzückten Sänger wallen,
Froh der Stille, die ſich labend wie ein Sabbath rings verbreitet
Und gleich Paradieſes-Strömen durch die durſtige Seele gleitet.

Dort wie ſchön, wo Silberwellen um ein blumig Eiland ſpühlen,
Wo durch dunkle Tannenwipfel Aeolinen-Klänge wühlen,
Wo die Weiden furchtſam ſtrebend in den Weiher niederhangen
Und geſtreckte Buchenſtämme ſäulengleich den Schritt umfangen.

Dort wie ſchön, wo grüne Bänke zur Idyllen-Ruhe laden,
Wenn zwei Menſchen ſich begegnen, ſtaunend, auf verſchlung'nen Pfaden,
Wo durch heiliges Wüſtenſchweigen der Faſanen Schreie gellen,
Und die Schwäne, ſtolz und friedlich, ſteuern durch die blauen Wellen.

Nur zu Zeiten hör ich plötzlich ſtampfen in den grünen Gängen,
Einen Reuter blankgewaffnet ſeh' ich raſch vorüberſprengen,
Wie durch der Sahara Steppen, Traumgeſicht der Wanderſeele,
Staubumweht ein Berber hinſchießt auf harttrabendem Kamele.

Und in ſandbeſtreuten Wegen unter ſich'rem Waldesdüſter
Wandelt dort ein liebend Pärlein in vertraulichem Geflüſter.

Sachte, ſachte, daß die Bäume, daß die Vögel nicht erwachen
Und die Fiſchlein, ſo im Teiche goldig ihre Sprünge machen!

Alſo durch des Frühlings Hochamt, das die ſtille Au bereitet,
Lieb' ich es allein zu wandeln, eh' der Tag zu Ende ſchreitet,
Kindlich fromm, wenn durch die Haare das Gebet des Abends ſäuſelt
Und ſich um mein Haupt behaglich der Cigarre Weihrauch kräuſelt.

Alle Vögel, die da ſingen, haben mir ein Lied zu ſagen,
Alle Zweige, wind=geſchüttelt, wollen mir ein Leides klagen,
Alle Wellen kommen grüßend, küſſend zu mir hergeſtoſſen,
Und der blaue Himmel hält mich wie ein Vaterarm umſchloſſen.

Spät erſt, wann vom Abendrothe nur die höchſten Pappeln glühen,
Muß ich, ſatt des Wundervollen und beſchwichtigt heimwärts ziehen:
Haſt ja alles dort gefunden, ſag' ich mir im Scheiden immer,
Alles, bis auf Eines: — Menſchen! — und, Gottlob, die ſuchſt du nimmer!

Auf dem Königsplatz.

Schlafen rings in dumpfer Stille ſonder Licht und Wiederhall
Jene hohen Häuſerreihen und darin die Menſchen all.
Dann betret' ich euch, ihr Steine, deren Herz Natur belebt,
Daß ihr meiner ſpäten Stimme die vermißte Antwort gebt.

Horch: da drunten braust und brodelt's wie ein unterirdiſcher Bach,
Gellend, ſchwellend, hallend, ſchallend ruft es meinem Rufe nach.
Siebenmal in weitem Kreiſe ſpaltet ſich ein lautes Wort,
Und die Nacht auf ſchwarzem Flügel weht es in die Ferne fort.

Wunder, daß die Kieſel leben, wo das Leben Kieſel ward,
Daß der Stein gleich Hofmanns-Ohren duldſam alles aufbewahrt,
Daß der Stein gleich Hofmanns-Lippen alles treulich wiederſummt
Und mit ſeiner eigenen Weisheit dann und wann dazwiſchenbrummt!

Ja, erzähle aus der Tiefe deine nächtige Wundermär
Jenen Leuten, die gelaſſen ſchreiten dieſes Weges her,
Raun' es in die tauben Ohren, was du ſchweigend hier erlauſcht,
Was wie Frühlingsdonnerwetter zündend durch die Seelen rauſcht.

Sprich von einem Kaiſerbilde, das allmächtig einſt hier ſtand,
Deſſen Namen unvertilgbar ſtrahlt aus übertünchter Wand,

Von dem Brunnen ſprich, der kühlend dort aus deinem Grunde ſprang,
Von dem Poſthorn, das dich weckend alle Stunde hier erklang.

Sprich, wie jene Herrn-Paläſte ſich urplötzlich umgedreht
Gleich dem Hahn auf ihrem Dache, wann der Wind wo anders weht,
Wie das Bild, das Bild des Kaiſers, jüngſt ein ſtaubumkrochener Gott,
Frecher Fäuſte Spielwerk wurde und ſein Name Bubenſpott.

Haſt du treuer ſie behalten, jener Tage fremden Klang,
Welcher wechſelnd, Weſt und Oſten, tönte dieſen Platz entlang?
Gieb zurück der ſieben Jahre wankelmüthig Loſungswort
Rechts Jerome, und links der Kurfürſt: Franzmann hier Koſacke dort

Schüttle dich, du hartes Pflaſter, und erklinge ſiebenfach:
Einen Seufzer, Echo, ſtöhne ſtill der Weltgeſchichte nach:
Du biſt todt. Auf dieſen Steinchen, kunſtgerecht und buntgefügt,
Wird mit Hökerweiberkörben und mit Schiebekarrn gepflügt.

Doch ob alles um uns ſchweige, ich und du wir ſind nicht ſtumm;
Denn ein Tag muß endlich kommen, wann die lange Nacht herum,
Und wo Steine Ohren haben, fällt's vielleicht den Steinen ein,
Daß auch reden kann zu rechter Zeit ein rechter Pflaſterſtein.

Das Geſpenſt der Kattenburg.

Nächtlich, wann die eilfte Stunde vom Martinithurme ſchallt,
Wandelt durch die Burg der Katten eine lange Spukgeſtalt.
Grau von Haar, gebückten Ganges, ſchlotternd mit den langen Händen,
Angethan mit einem Rieſen-Paar Gamaſchen um die Lenden.

Durch der Neſſeln Urwaldsdichte tappt ſie, „Ein und zwanzig Zwei.“
Taſtet an den nackten Pfeilern durch der Höfe Wüſtenei,
Bis ſie an der Kellerpforte ſich geſpenſtig niederkauert
Und mit ihren ſpitzen Nägeln emſiglich im Sande mauert.

Drauf aus altem Schuttgerölle grabt der Geiſt in ſtiller Haſt
Ein geliebtes ſüßes Etwas, das er ſanft am Zipfel faßt,
Das er küßt mit welken Lippen, das er an den Buſen drucket,
Und womit er Freude-zitternd endlich ſeinen Schädel ſchmücket.

Wißt ihr, was der Geiſt, der irre, hinten trägt an ſeinem Schopf,
Seht ihr's wehn im Mondenſcheine? Kennt ihr das? das iſt — ein Zopf.
Iſt ein Zopf wie wenig Zöpfe, dick und ſtrotzend, ſtreng gemeſſen,
Fettgewichſt und glattgewickelt, daß kein Härlein drin vergeſſen.

Und der Zopf voll ſtolzen Schwunges tanzt um den entzückten Geiſt,
Wenn in wirbelſchnellem Dreher er die Pfeiler rund umkreiſt.

Und der Zopf voll ſanfter Anmuth hängt am Rucken lang hernieder,
Wenn der Geiſt auf mooſigem Steine ausgeſtreckt die müden Glieder.

Du mein Zopf, ſo ruft er jubelnd, noch vom Wiederſehn berauſcht,
Als er zärtlich Blick und Küſſe mit dem ſchwarzen ausgetauſcht,
Du mein Zopf, dich hab' ich wieder, meines Hauptes beſte Zierde,
Marſchallsſtab für Heſſens Helden, Ehrenſäule ihrer Würde.

Alſo, wie du heut mir lächelſt, ſchlank von Wuchs und zierlich krumm,
Streifteſt du vor langen Jahren in der Welt um mich herum,
Folgteſt mir zu heißem Streite an Amerikas Geſtade
Und gabſt treulich mir Geleite bei der großen Wachtparade.

O der Pracht, wenn ſteif und ſtattlich, in gemeß'nem Gänſeſchritt
Unſer Heer vorüberſchwankte, und die Zöpfe ſchwankten mit:
All' ein Leib, wie zu erkennen an der Hinterköpfe Einheit,
All' ein Geiſt, wie an des Puders makelloſer Jungfern-Reinheit!

Weh', daß ich den Tag geſehen, da der Mode frevler Fluch
Gleich dem Bliz aus blauem Himmel in des Heeres Zöpfe ſchlug,
Da die Scheere blank und ziſchend unſer Simſonstheil beſchnitten,
Da wir unter eig'nen Händen Abälard'ſchen Schimpf erlitten!

Ja, ſie ſchmähten unbeſonnen, was ihr Blödſinn nicht verſtand:
Freie Zeit und freie Mode, hieß es durch das ganze Land

Ach! und mancher aus der Mitte ehrvergeß'ner Kriegeshorden
Iſt an ſeinem Zopf freiwillig damals Abſalom geworden.

Aber ich, mit ſtillen Thränen that ich was mein Herr befahl;
Noch zur Stunde ſchmerzt die Wunde vom verruchten Weiberſtahl,
Und die Leiche, die geliebte, trug ich ſtill an dieſe Stätte,
Würdig, daß in ihrem Schooße ſie den Hort verſchwiegen bette.

Arme Spötter, die gepredigt gegen alte Zeit und Zopf,
Sind denn beſſer eure Tage, die mit kahlem Schopf und Kopf?
Gebt doch Zeugniß hier in dieſen Höfen, hier in dieſen Hallen,
Die, von Zöpfen kühn begonnen, unter Schöpfen früh zerfallen!

Preiſt mir die modernen Helden, eure Krieger kurzgeſchößt,
Deren Wachtparaden-Schnurrbart jedes Naß herunterſtößt,
Leichtbeſchuht, zum ſchnellen Laufen, mit geſtutzten Sklavenhaaren
Sind ſie nimmer Mavors Söhne, wie wir's mit den Zöpfen waren!

Wo die Zucht und Mannes-Ordnung, wo der kindliche Reſpekt,
Wenn der Rohrſtock des Sergeanten die Rekruten nicht mehr deckt?
Wo der Maßſtab von Soldaten-Tauglichkeit und rechtem Muthe,
Wenn der Zopf nicht mehr wie ſonſten inn'rer Schätze Wünſchelruthe?

Wie der Zopf, ſo auch der Burſche: bei dem rechten voll und ſtraff,
Bei dem ſchlechten wie von Mäuſen angefreſſen, dürr und ſchlaff.

Bei dem rechten kühn ſich ſchwenkend und im Bogen aufwärts ſteigend,
Wie der Schweif des Schäferhundes bei dem ſchlechten niederzeigend.

Ach, die ihr verblendet ſchmähet, ſie iſt hin die gute Zeit:
Von dem Zopf und von dem Stocke habt ihr euer Heer befreit,
Doch des hüte heut und fürder der Soldaten ſich ein Jeder,
Daß ihr Zopf und Stock nicht werde die verfluchte Gänſefeder! —

Murmelnd hat's der Geiſt geſprochen, als vom Martinsthurm herab
Das beliebte Wächterhörnlein zwölf geſchwinde Stöße gab:
Darauf fährt er ſtumm zuſammen, küßt den Zopf zum letzten Male
Und verſinkt im Trümmerhaufen bei des Mondes fahlem Strahle.

Oſterwort.

Im Schloßhof zu Marburg

1850

Droben ſtand ich, wo inmitten eines Meers von Duft und Blüthen
Grau und groß das Schloß emporſteigt, Philipps alte Stadt zu hüten:
Rings zu Füßen dehnte lachend ſich das traute Thal der Lahn,
Und mit erſten Maienblicken ſchaute draus der Lenz mich an.

Geiſter einer frohen Jugend tauchten aus dem heitern Grunde:
War's nicht da? — Und hier! — Und drüben … ſcholl's von der Genoſſen Munde:
Ein Erinnern ſtill und innig ging wie Sonntagsglockenklang
Durch die Seelen lang Getrennter, die ein neues Band umſchlang.

Plötzlich rührt an meine Schulter eines Freundes ſcheuer Finger:
„Dort am Gitter,“ ſpricht er leiſe, deutend auf den innern Zwinger: —
Und zwei Augen groß und glühend, und ein Antlitz bleich, entſtellt,
Starrten dort aus dem Gemäuer nieder in die ſchöne Welt.

Herr des Himmels! — Stille, ſtille! Weck' ihn nicht aus ſeinen Träumen!
Ach vielleicht, daß juſt dies Auge, ſchweifend ob den grünen Bäumen,
Ob der Berge blauen Häuptern ſeinen Weg zur Heimath fand,
Spottend jener Thürm' und Quadern, in der Gletſcher freies Land! —

Du erkennſt ihn? — Ihn erkennen?! Kann ein Heſſe ſein vergeſſen?
Sah ich nicht, wie er gebietend an der Veſten Tiſch geſeſſen,

Wie er Blitze warf und Donner, wann er zürnend ſich erhob,
Wie vor ſeines Mundes Hauche Liſt und Macht in Spreu zerſtob?

Sah ich nicht in Gips gegoſſen dieſe ſelben bleichen Züge,
Dieſen Mund der Ueberredung, dieſes Auge ſonder Lüge,
Dieſe ſtolze Stirn mit Lorbeer und mit Eichenlaub geſchmückt,
Und am Fuß: „Silveſter Jordan“ groß und prahlend ausgedruckt?

Stand ich nicht im Chor des Volkes, das mit blankgezog'nen Schwertern,
Das mit Fahnen und Trommeten grüßte ſeinen Heimgekehrten?
O der Wandlung: Wenig Jahre, und ein ſolches Wiederſehen!
Freunde, kommt! Mich fröſtelt: laßt uns, Frühlings müde, heimwärts gehen!

Doch wohin ich ſchritt und blickte, uberall derſelbe Schatten,
Das Gedächtniß an die Zeiten, ſo ihn einſt gehoben hatten,
Ihn, den Sohn der fremden Erde, mitten in die ſtolzen Reih'n,
Welche Gott berief Apoſtel ſeinem deutſchen Volk zu ſeyn!

Seine Hand, die nun gebundene, ſchrieb die neue Offenbarung,
Kämpfte für des Geiſtes Freiheit, fur des heiligen Rechtes Wahrung,
Legte zu dem Bau des Tempels ſtark und freudig ihren Stein,
Und nun wir darinnen wohnen, muß der Meiſter draußen ſeyn!

Und ſein Mund, der nun verſtummte, wie er ſprach und ſcholl, begeiſtert
Von dem Drang des Augenblickes, den der Menſch nicht immer meiſtert.

Ja, und wenn er ſich vergeſſen, wenn er mehr geſagt als Pflicht:
Der Strom, der nicht überſprudelt, wäre ja der Jordan nicht!

Kamſt du darum, heilig' Waſſer, von den Bergen hergequollen,
Tränkten darum deine Wellen unſre unwirthbaren Schollen,
Daß das Land dich ſtumm verſchlinge, dir ein frühes Grabmal ſey?
Nein, o nein! Getroſt! Es taget, Harrender, auch dir ein Mai!

Herr und Fürſt des ſchönen Landes, das der Frühling neu umfangen,
Sey wie er ein milder König, decke zu, was da vergangen,
Spreng' mit einem Wink der Gnade den und andre Kerker auf,
Gieb dem freien Sohn der Alpen wieder ſeinen freien Lauf!

Herr, dem an des Thrones Stufen treue Bürger freudig
huldigen,
Kleine Fehler, ſo geſchehen, laß die große Zeit entſchuldigen:
Sieh, ſchon büßen nah' und ferne Viele ihr verjährtes Leid,
Neig' dein Scepter, Friedrich Wilhelm, zu erlöſendem
Beſcheid!

Ach, daß deines Volks ein Dichter ſich in deinen Glanz
gewagt hat,
Daß, was Andre ſchweigſam flehen, er voll Ehrfurcht laut
geklagt hat,
Herr, verzeih's! Ein Dichter fühlt es, was es heißt: gefangen ſeyn,
Mehr als Andre. Ja, gefangen, und vergeſſen, und
allein! —

Und dir hinter deinen Gittern, Mann der Zeit, ein letztes
Grüßen!
Trüg' ein Weſt, ein Noahs Täublein tröſtlich dir dieß
Blatt zu Füßen.

Grün und duftend, Pfand des Lenzes, ſchmück' es deiner Zelle Wand,
Und aus todten Zügen faſſe warm dich eine Freundeshand!

Die Brüder Grimm

1840

Wie heißt das Licht, zu dem in dunklen Nächten
Der Schiffer aus dem Kampf der Woge fleht,
Der Doppelſtern, der plötzlich in Gefechten
Verheißend ob bedrängten Häuptern ſteht,
Das Brüderpaar, das leitend zu der Rechten
Verirrter Wanderer am Abgrund geht?
Dort blinkt es ja von blauen Himmelsfluren
Das heilige Zwillingsbild der Dioskuren.

So ſtanden ſie: aus einem Schooß geboren
Und an derſelben Muſe Bruſt geſäugt,
Zu einem Ziel in Wort und That verſchworen
Von einem Lorbeer freundlich überzweigt.

Von uns vereint beſeſſen und verloren,
Zweimal begehrt und niemals feſt erreicht,
Aus einem Guß zwei blanke Erzfiguren
Auf Thongeſtell, — die Heſſen-Dioskuren.

Und wie in deutſcher Vorzeit Waldes-Düſter
Aufklärend ihre Hand und lichtend drang,
Wie ſie der Sprache reichen Hort aus wüſter
Und räthſelhafter Trümmer Chaos zwang,
Wie ſelbſt des Märchens kindliches Geflüſter
Willfährig ihrem Geiſt entgegenklang:
Das künden in unſterblich weiten Spuren
Die Strahlen unſrer deutſchen Dioskuren.

Sie bleichten nicht, als rings in Finſterniſſen
Für ſie umwölkt der fremde Himmel war;
Was um ſie auch zerſtoben und zerriſſen,
Ihr Schimmer blieb unwandelbar und klar;

Männer im Thun, nicht Männer blos im Wiſſen
So boten ſie die Stirne der Gefahr,
Treu jenem Eid, den ſie gemeinſam ſchwuren,
Furchtlos und frei wie rechte Dioskuren.

Und als ſie heim zum andren Mal gekommen,
Opfer der Redlichkeit zum Vaterheerd,
Wie haſt du, banges Land, ſie aufgenommen,
Sie, deine Beſten, beſter Ehre werth?
An den bewachten Thoren ſchambeklommen
Erlauſchteſt du und ſchwiegſt in dich gekehrt,
Weil ſie gleich Flüchtigen vorüberfuhren,
Die Heldenbrüder, deine Dioskuren.

Nun klage nicht, wenn ſie auf's Neue gehen,
Du haſt's gewollt, dir waren ſie zu groß.
Den Baum entſprießen und nicht wipfeln ſehen
Iſt ja dein altes, oft gebüßtes Loos.

Und wieder wird in deiner Chronik ſtehen
Es gab ſich ſeiner ſchönſten Zierde blos,
Ein Firmament, den Widdern, den Arkturen,
Den Krebſen recht, doch nicht den Dioskuren.

Ja dort, wohin ſie Königs-Wort berufen,
Erhaben über Furcht und böſen Schein,
Verſammelt ſich um eines Thrones Stufen
Die neue Zeit in dichten, lichten Reih'n,
Und was ſie hier geſtört und einzeln ſchufen,
Dort wird's erkannt, dort wird's vollendet ſeyn.
Denn öſtlich blaut ein Himmel, feſt, azuren
Und weit, ein Vaterland der Dioskuren.

So zieht in Frieden! Schütz' Euch allerwegen
Des neuen Herrn verheißungsreiche Hand,
Und wirket mit am bang-erſehnten Segen
Der Freiheit für der Geiſter heilig' Land!

Wir blicken ſtill Euch nach, Euch ſtill entgegen,
Wenn unſ'rem Himmel Euer Stern gleich ſchwand,
Und unſer Gruß zieht von den dunklen Fluren
Treu-freundlich nach den fernen Dioskuren.

Auf Schomburgs Tod.

1841

Ein letztes Reis aus unſ'ren Frühlingstagen
Entblättert fällt es, ſaftlos und zerbrochen;
Es konnte keine goldne Frucht mehr tragen,
In ſeine Blüthen war der Wurm gekrochen;
Da beugt' es müde ſich zur Erde nieder,
Der Tod war milder, als die Menſchen ſind,
Er löst' es ab, nun grünt es nimmer wieder,
Und weintet Ihr auch Eure Augen blind.

Was will die Thräne, wo ein Held geſtorben?
Habt Ihr für ihn nur flüchtiges Bedauern?
Iſt Alles, was er unter Euch erworben,
Ein ſtilles Grab in Euren ſtillen Mauern?

Ja, ſelbſt die Thräne mußtet Ihr verſtecken,
Die um ihn rann, weil ſie Verbrechen war,
Und ſtatt mit Lorbeern kühn ihn zuzudecken,
Schlangt Ihr Cypreſſenkraut um Sarg und Haar.

Bald iſt ſie voll, die Zahl der großen Todten,
Der Märtyrer im Grab und im Gefängniß;
Es kehren heim die edlen Freiheitsboten,
Geſandt und abgerufen vom Verhängniß.
Verderbt und ſterbt, im Süden und im Norden,
Zieht und entflieht! Was wollt Ihr auch noch hier?
Das Pantheon iſt Mauſoleum worden,
Und an den Sarkophagen — weinen wir.

Ach! hart und höhniſch fielen Eu're Looſe,
Und einen bitt'ren Kelch habt Ihr getrunken.
Ihr ſahet Kanaan von fern wie Moſe,
Und als Ihr nah'tet, war's in Nacht verſunken

Ihr träumtet einen Frühling, eh' es Zeit war,
Und Eure Hand griff ſchon das junge Laub,
Und da der Mai von Neuem eingeſchneit war,
Da wälzten Muth und Hoffnung ſich im Staub.

Du haſt's erprobt, Mann mit dem Eiſenherzen,
Denn ſo wie du, ſo litt und kämpfte Keiner:
Sie ſengten dich im Feuer aller Schmerzen,
Du wardſt nur kräftiger darin und reiner,
Du ſtandeſt feſt, jedoch dein Herz ging brechen,
Mit Gift gefüllt bis an den höchſten Rand,
Und ſterbend hatteſt du ein Recht zu ſprechen:
„Ich hinterlaſſe Euch kein Vaterland.“

Ihr braucht ihm keine Nänie anzuſtimmen,
Auch dürft Ihr nicht — Erröthet und verſtummt! —
Durch Deutſchland ſeht die Leichenfackel glimmen,
Die feig und kühl ſich unter Euch vermummt:

In banger Eile habt Ihr ihn beſtattet,
Scheu wandelt Ihr um ſeinen Hügel um,
Ihr ahnt: die Weide, die ſein Grab beſchattet,
Beſchattet auch der Heſſen letzten Ruhm!

Geht nur vorüber — Eure dürren Bahnen,
Die Arme laß im Schooß, geſenkt die Ohren:
Ein Dichterwort muß wieder daran mahnen,
Das einzig freie, wen Ihr jetzt verloren.
Blickt her! Mit keckem Saitengriffe reiß' ich
Die Wunden alle auf, Euch aus dem Schlaf:
Kennt Ihr die Sonne noch von Ein- und Dreißig?
Seyd Ihr dieſelben, die ihr Schimmer traf?

Ihr ſeyd's nicht mehr! Ich hätt' es wiſſen ſollen,
Die Zeit hat Euch und Beſſ're abgekühlt.
Warum mit Euch und mit der Zeit auch grollen?
Seyd Ihr doch arm, viel ärmer als Ihr fühlt!

Genug! Wenn heimwärts flüchtet erſt der Aar,
Dann iſt es Zeit, daß auch die Lerche ſchweigt.
Und du, leb' wohl! Die einſt ſo ſchwer dir war,
Die Erde ſey dir jetzo doppelt leicht!

Ferien.

So grüß' ich denn die heimathlichen Schollen
Zum letzten Mal auf viele Wochen lang;
Die Roſſe ziehen an, die Räder rollen,
Laut in die Ferne jauchzt des Poſthorns Klang.
Gottlob, Gottlob! In dieſe grünen Kiſſen,
In grünen Frühlingstraum, laßt mich verſinken
Und, brütend ob der Seele Finſterniſſen,
Den Hauch der Freiheit vollen Zuges trinken!

Wohin des Wegs? Ihr mögt's den Krämer fragen
Der „meſſentlich" in ſeiner Bude handelt;
Glück auf, dürft Ihr dem ſchwarzen Knappen ſagen
Der früh am Tag zu dunklen Stollen wandelt.

Mich lüſtet nicht zu ſchaffen, zu gewinnen,
Ich hab' kein Ziel als das: mich ſelbſt betäuben,
Mich treibt es raſtlos, zwecklos nur von binnen,
Im Wirbelwind der Welt emporzuſtäuben.

Dort hinter mir weht Moderluft des Kerkers,
Schlafloſer Nächte, Tage voller Träume!
Wie kalt die Wände waren meines Erkers,
Wie finſter des verwaisten Zimmers Räume!
Dort nächtlich glimmte unter todten Bänden
Durch tiefe Schatten meiner Lampe Docht,
Oft bis mit den gebieteriſchen Händen
Der Morgen an die Fenſter mir gepocht!

Treib' deine Thiere, daß wir raſcher fliehen,
Mir iſt, als ſetzte ein Geſpenſt mir nach,
Um mich gewaltſam wieder heimzuziehen
In einen Bann, den kaum die Seele brach.

Fort, Schwager, fort! Es dürſtet mich nach Freiheit
Hoch ſchwillt die Bruſt von Hoffen und von Ahnen
Leb wohl, du Land dienſtbarer Einerleiheit,
Welt, nimm mich auf in deine weiten Bahnen!

Sieh, ſchon ein Dorf und fromme Glockentöne,
Daß ich den Sonntag-Morgen nicht vergeſſe!
Dank für den Gruß, du ſchmucke Bauernſchöne,
Und gute Andacht deiner frühen Meſſe!
Wie lang iſt's her, daß ich nicht eingeſchlafen,
Den Abendſegen auf der müden Lippe,
Und daß ich mit den and'ren frommen Schafen
In Eine Hürde zog, an Eine Krippe?

Am Schieber dort noch eine ſpäte Dirne,
Sie blinzt verſtohlen durch die runden Scheiben
Ich leſe klar den Wunſch auf ihrer Stirne:
Wer ſo wie der umher ſich könnte treiben!

Geh, ſtrahl du ruhig deine blonden Flechten,
Steh Mittags an dem ſchwarzberußten Heerde,
Am Brunnen ſchäk're Abends mit den Knechten,
Sey glücklich, Kind, auf deiner Scholle Erde!

O Reiz der Heimath, der Beſchränkung Segen,
Begnügte Zeit lebendiger Idylle!
Auch mich hat einſt auf längſt verlor'nen Wegen
Ein Paradies gehegt in engſter Stille;
Den Lorbeer pflanzt' ich und die grüne Myrthe,
Auf Früchte hoffend, in des Gärtleins Mitten,
Thor, der ich war! — Der Einen Wurzel dürrte,
Dem Andern ward die Krone abgeſchnitten.

Vorbei, vorbei! Es frommt nicht viel zu träumen
Von dem, was war. Den Augenblick genieße!
Wer mag, wo volle Becher überſchäumen
Noch zögern, daß der würz'ge Giſcht zerfließe?

An der Erinn'rung Hefetrank zu ſchlürfen
Iſt Narrethei. Tyrannin ſey die Stunde!
Wer leben will, der muß auch leben dürfen
Und buhlen mit der flüchtigen Sekunde.

Und doch wann Abends läng're Schatten fallen,
Wann heim zum Neſt die müden Schwalben eilen,
Wann Lichter blinken aus den Fenſtern allen
Und vor den Thüren ſtille Menſchen weilen:
Ach, dann beſchleicht — ſo früh' ſchon! — mich im Düſtern
Ein tief' Gefühl wie Heimweh, Sehnſucht, Reue,
Und jedes Blatt im Walde hör' ich flüſtern:
Es giebt noch and're Götter als das Neue.

Begehr' ich mir ein Vaterland wie Jene,
Ein Leben, feſtgebannt an Flur und Scholle?
O nein! Mich reizt das Wechſelſpiel der Scene,
Die beſte Heimath dünkt die Welt, die volle:

Doch in der Welt, der ewig unbeſchränkten,
Ein Herz beſitzen, nur ein einz'ges, reines,
In dem ſich Wunſch und Weh verſöhnt ertränkten:
Das nenn' ich Vaterland, das wäre meines!

Dort würd ich raſten, wenn, des Wanderns müde,
Vergeblich heim die ſatte Seele ſtrebte,
Dort, wenn zu ſchwer die Wahrheit mich belüde,
Und wenn zu leicht die Dichtung mir entſchwebte:
Mein ganzes Weſen, einem Hort vergleichbar,
Würf' ich in dieſes Herzens warme Flut,
Befriedigt, daß es, Allen unerreichbar,
Todt und lebendig in dem einen ruht.

Wo klopft dies Herz? Wo unter allen Tauſenden,
Die da in Zeit und Raum zuſammenſchlagen,
Daran der Wagen mit den achtlos brauſenden
Rädern mich zwingt unſtät vorbeizujagen?

Vielleicht, daß es auf heißgeweintem Pfühle
In Traum und Glut, gleich mir, umſonſt ſich dehnt,
Vielleicht, daß es aus glänzendem Gewühle
In meine Einſamkeit herüberſehnt!

Ach! daß ein Herz trotz aller Erden-Kleinheit
Sich niemals zu dem wahlverwandten findet!
Daß zweier Seelen gleichgeſtimmte Einheit
Nicht auch zwei Leben ineinander bindet!
Wir ziehen ſuchend, kreuz und quer, die Straßen,
Ein Heer von Pilgern, ſonder Glück und Frieden,
Und möchten wir uns faſſen, niederlaſſen,
So klingt das Poſthorn, und es heißt: „Geſchieden!“

Blaſ, Schwager, blaſ! Ruf du es in den Morgen
Schmetternd hinaus, gieb Töne meiner Frage!
Wo hat das Herz, das meine, ſich geborgen?
Wo Ziel und Ende meiner Wandertage?

Rings Alles ſtill' Weh, nur im Laube rauſcht es
Am Felſen neckt ein Echo hell und heiter,
Und zitternd ſchweigt mein Herz und horchend lauſcht es.
Rings Alles ſtill . . Nur weiter, Schwager, weiter!

Am Grabe Chamiſſos.

1838

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den eng beſchränkten Port,
Darein der Weltumſegler ſich gerettet!
Ihr zeigt auf eine dürre Scholle dort,
Wo heut das erſte Herbſtlaub niederregnet:
Dort ruht er, ſagt mir Euer Trauerwort.
O ſey, du heilig Dichtergrab geſegnet:
Du birgſt ihn, dem mein Geiſt viel tauſendmal,
Mein ſterblich Auge nimmermehr begegnet!
Ich ſah ihn nie; an ſeiner Blicke Strahl
Hat meine Kraft ſich nicht entzünden ſollen;
Er ſtand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.

Doch in der Bruſt, in der Begeiſtrungs-vollen
    Trag' ich ſein Bild wohl tiefer und getreuer
    Als ſie's in Wort und Farbe malen wollen.
Ich ſeh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
    Die lichte Stirn, die Brauen ſtolz geſchweift,
    Und ſtreng der Mund, als ſeyen Worte theuer.
So ſteht er da, die Locken weiß bereift,
    Und in den Flocken, die die Jahre ſenden,
    Den Lorbeerkranz, zu vollem Grün gereift.
Er ſelbſt ein Fels mit ſcheitelrechten Wänden,
    Salas y Gomez, ragt er aus der Flut,
    Von Wellendrang umbraust an allen Enden.
Doch in dem Steine ſchlägt ein Herz voll Glut,
    Ein Herz, das hält die ganze Welt umſchlungen,
    Dran wie an Vaterbruſt die Menſchheit ruht.
Wer hat ihr Leid ſo laut wie du geſungen
    Und wer wie du gen wild' und zahme Horden
    In ihrem Dienſt ſein Dichterſchwert geſchwungen?
Ein Fremdling warſt du unſerem deutſchen Norden,
    In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
    Und wer iſt heimiſcher als du ihm worden?

Nun ſchläfſt du in der fremden Erde ſchon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.
Drauf ſoll gekreuzt ſein Pilgerſtecken liegen
Und unſer Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug zu kämpfen und zu ſiegen.
Wir aber ſtehen klagend rings umher,
Denn gönnen wir ihm die verdiente Raſt,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.
O Zeit der Noth! Es ſtürzen Stamm und Aſt,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefallenes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.
Die Wolken haben dräuend ſich geballt,
Von Sturmesfurchen iſt der See gekräuſelt:
Bald hörſt du nur den Herbſtwind welcher kalt
Durch kahle Forſten, über Stoppeln ſäuſelt.

Vor weiland St. Schütze's Haus.

1839

Die Pforte zu, die Schaltern feſt verſchlagen,
Ein Haus des Todes, wie ich's mir gedacht!
Kein Herr mehr drinnen? Er ward fortgetragen,
Er ging nicht aus, er kehrt nicht heim zu Nacht.
Dort ſeine Bäume treiben neue Sproſſen
Und harren ihrer Sänger leichtbeſchwingt:
Sie ahnen nicht, daß, wann ſie aufgeſchloſſen,
Der heiterſte der Frühlings-Sanggenoſſen
Nicht mehr in ihrer grünen Wölbung ſingt.

Der Schütze ſtarb. Still wie er ſtets geweſen,
Wie ſeine Muſe leicht entſchlief er dort;
Im Sterben noch gedacht' er an Geneſen,
Tod war ihm Feind, gehäſſig ſelbſt das Wort.

Ach, armer Freund, was frommte dir dein Glaube?
Der Tod iſt ſtreng, das Leben falſch und feig:
Es zog auch dich der unerbittlich Taube
Mit ſtarrer Fauſt zum andren Menſchenſtaube,
Den Mann des Scherzes in ſein ernſtes Reich.

Sey dir die Erde leicht, die heilige Erde,
Wo deines Volkes liebſte Särge ſtehn!
Mich aber laß von dem verwaisten Heerde,
Wo du gewohnt, von dannen fürbaß gehn.
Mich lüſtet nicht in jener Stadt zu weilen,
Sie mahnt mich ſelber wie ein Sarkophag,
Würgengel ſeh' ich durch die Gaſſen eilen
Und Wunden ſchlagen, deren Brand zu heilen
Die kühle Gegenwart nicht mehr vermag.

Die Nacht bricht ein. Aus ihren Nebelſchauern
Wer weiß welch neue Thräne niedertropft?
Schau, Schatten ſchleichen längs den öden Mauern,
Von Haus zu Haus huſcht es und lauſcht und klopft

Vielleicht, wenn mit verwachtem Aug' der Morgen
Vom Berge blickt, iſt's wiederum geſchehn,
Daß Einer in ſein Leichentuch geborgen,
Um den die Andern thränend und in Sorgen
Als um den Träger beſſerer Zeiten ſtehn.

Dort ruhen ſie: Zwei in der Fürſtenhalle,
Selbſt Fürſten, ob aus niedrem Reis entſtammt;
Bei ihnen Der, um deſſen Thron ſie alle,
Die hellſten Lichter ſeines Geiſts, geflammt.
Nur wenig Häupter noch aus jenen Tagen
Stehn aufrecht da, vom Alter eingeſchneit,
Wie Pyramiden aus dem Flugſand ragen,
Um dem Vorübergehenden zu ſagen:
Hier herrſchte weiland eine andere Zeit!

Und jetzo? — Bilder überall und Büſten,
Mit leerem Hirn, die Lippen ſtumm und bleich,
Die Augen ſtolz, als ob die Todten wüßten,
Wie arm wir Lebenden und ſie wie reich.

Weh, armes Zion, unſere hohe Veſte,
Auch du wirſt Schutt, wie alles Irdiſche;
Auf, ſammle deines Ruhmes karge Reſte
Und weine, einſt der Mütter größt' und beſte,
Um deine Todten, deutſche Niobe!

Immergrün.

In den Ruinen der Burg Naſſau

1839.

Biſt du nicht ſchon an lauen Sommertagen
Im Trümmer einer Burg wie jetzt geſeſſen,
Die ſchönen Hände ſtill in eins geſchlagen,
Das Haupt umweht von flüſternden Cypreſſen?
Und ſiehſt du wohl, wie dort die grauen Steine
Natur mit zartem Immergrün umſtrickt,
Das tröſtlich mit dem grünen Blätter-Scheine
Aus Schuttgeröll, von dunklen Felſen blickt?

Weißt du, was dieſes nied're Kraut bedeutet,
Und wo entſproſſen ſeine erſten Ranken?
Komm her! Weil dort die Veſperglocke läutet,
Und heim in's Dorf die Erntewagen ſchwanken,

Derweil' erzähl' ich dir, mein Lieb, die Sage
Vom erſten Immergrün, ſo gut ich kann.
Rück' näher nur auf deinem Sitz und ſchlage
Den Arm um mich und höre fein mich an!

Siehſt du, als einſt vor alten, alten Zeiten
Das Schwert die erſte feſte Burg erſtürmte,
Als Flammen loderten von allen Seiten,
Und blutgefärbt der Krieg ſein Opfer thürmte,
Da trafen ſich inmitten der Ruinen,
Verhüllten Aug's, der Liebe Genius
Und gegenüber ihm, mit ſtolzen Mienen
Der Haß, auf Trümmern ſeinen ehernen Fuß.

Sie ſtritten noch, der Menſchheit Engel beide
Für Rettung jener, dieſer für Zerſtörung:
Vergeblich flehte aus dem großen Leide
Die Liebe auf gen Himmel um Erhörung.

Stets weiter drang der Haß auf blutigen Pfaden
Bis alles Leben rings erſtorben war,
Und bis die Liebe, ſchwach und ſchmerzbeladen
Zuſammenbrach an Todes Hochaltar.

Schwarz flatterte von den gebroch'nen Mauern
Des Haſſes Fahne über Schutt und Leichen,
Er ſtand als Herr gebietend in den Schauern,
Und überwältigt wollte Liebe weichen,
Als ob den Beiden eine milde Helle
Urplötzlich durch die Nebelſchleier brach:
Die Hoffnung war es, die zur Trauerſtelle
Herniederſchwebte und mit Wehmuth ſprach:

„Du haſt geſiegt, der Friede iſt entflohen,
„Das Reich iſt dein, Vergangenes nicht zu ändern.
„Blick' um dich! Zähle die gefräßigen Lohen,
„Die Säulen Rauchs in den zerſtampften Ländern!

„Steck' ein dein Schwert, es hat genug getrunken,
„Du ſtehſt am Ziel, nun laſſe deinen Hohn!
„Was lebte, iſt in Aſch' und Staub geſunken,
„Und jene Trümmer ſind dein Werk, dein Thron.

„Du aber, ſanfter Genius der Erde,
„Erhebe dich, auf daß wir heimwärts gehen!
„Sieh mich nicht an mit klagender Geberde,
„Nur was geſchehen mußte, iſt geſchehen.
„Und deine Thränen, die hinabgefloſſen
„In dieſes Blut, auf jenen morſchen Stein,
„Sie ſeyen nicht umſonſt von dir vergoſſen,
„Und ihr Gedächtniß werde mein und dein.“

Sie ſprach's, die Hoffnung, und mit ihrem Stabe
Berührte ſie die Trümmer in der Runde.
Ein Nu, da ſproßte aus dem friſchen Grabe
Ein friſches Leben, noch zur ſelben Stunde.

Es ſpannen grüne Ranken ihr Getriebe
Eng um die Stätte, ſo der Haß zertrat.
Und leiſe ſang die Hoffnung zu der Liebe:
„Sieh dort die Ernte deiner heil'gen Saat!“

Von einem Stein zum and'ren zog die Pflanze,
Als hätte ſie Zerriſſenes neu verbunden,
Verſöhnlich mit der Blätter heit'rem Kranze
Bedeckte ſie des Schwerts, des Feuers Wunden.
Das Wunder ward im Augenblick vollendet,
Was kaum erſtarb, ſchien friſch emporzublüh'n,
Und Liebe ſprach, zur Hoffnung hingewendet:
„Dank für dein Blatt! Es heiße: Immergrün!“

„So ſey's,“ entgegnet mit der Silberſtimme
Die Hoffnung, die Gefährtin mit ſich ziehend,
Indeß der Haß, in machtlos-trotzigem Grimme
In's Thal entfloh, er Sieger und doch fliehend!

Und jene blickten von den ſel'gen Höhen,
Die ihre Flugel wiederum erreicht,
Hernieder auf die Flur, wo es geſchehen,
Die nicht mehr einer Schädelſtätte gleicht.

Seit jenem Tag erblüh'n die heil'gen Blätter,
Entſtanden aus der Liebe Mutterthränen,
All-überall, wo Menſchenwuth und Wetter
Das Leben tödtlich zu verletzen wähnen.
Den Stamm, den Stein, die rohe Kraft zerbrochen,
Hält Immergrün mit ſeinem Troſt umwebt,
Aus jedem Spalt verheißend aufgekrochen,
Zu kahlen Wipfeln treu emporgeſtrebt.

Kein Winter raubt den Blättern ihre Farben,
Kein Sturm zerknickt der Ranke zähe Schlingen,
Wann Grun und Roth im Walde längſt erſtarben,
Siehſt du ſie friſch durch Schnee und Moder dringen.

Sie bieten keine Frucht, kein wirklich Leben,
Sie hüllen mild nur das erloſch'ne ein,
Und kann ihr Stamm dir keine Wahrheit geben
So giebt er dir, was er vermag, den Schein.

Brich dir, mein Kind, ein Blatt von jener Ranke,
Und laß uns geh'n! Verhallt ſind ſchon die Glocken.
Auch deinem Sänger drücke du zum Danke
Ein Zweiglein in die winddurchwehten Locken.
Ich hab' genug an dieſem ſchönen Zeichen,
Nach einem Lorbeer ſteht der Sinn mir nicht,
Wenn nur, der treuen Pflanze zu vergleichen,
Mich deine Liebe — immer grün! — umflicht.

Und endlich, willſt du, wie die Mädchen pflegen,
Aus meiner Mähr ein ernſtes Wort behalten,
So ſey die Poeſie dir meinetwegen
Der Pflanze Bild in allerlei Geſtalten.

Sie ſpinnt, ſie ſchlingt, ſie klammert an die Wahrheit
Sich ſchmiegſam an — O reiß' ihr Grün nicht ab!
Verhüllt es doch mit ſeiner friſchen Klarheit —
Du weißt das nicht! — nur Wunden, Schutt und Grab!

Rheinfahrt.

1840.

Die du ſtolz und wellenmächtig meerwärts fliegſt auf raſchen Bahnen,
Warum ſchweigen deine Böller, warum feiern deine Fahnen,
Warum ſchmücken keine Flaggen dieſen Maſt, kein Kranz die Raa?
Trägſt doch einen König heute, Königin Victoria!

Wüßten ſie, die Ahnungsloſen, die auf deinen Borden wandern,
Wer unſcheinbar und beſcheiden ſich geborgen bei den Andern,
O ſie drängten, o ſie wogten grüßend um den Einen hin,
Wie Arion einſt die Schiffer grüßten mit beſchämtem Sinn.

Ich, ein Herold dieſes Königs, will's zuerſt den Felſen ſagen,
Mag der Lurlei treues Echo dann den Namen weiter tragen,
Mag er tönen durch die Berge, in den Wäldern, längs dem Rhein: —
Ludwig Uhland! Dieſer Name ſoll ein mächt'ger Zauber ſeyn!

Sieh, ſchon glänzt es abendröthlich von den grauen Ritterſteinen,
Durch die herbſtgefärbten Zweige geht ein frühlingsgleiches Scheinen,
Düfte haucht herab die Rebe, und mit bruderlichem Gruß
Rauſcht zum deutſchen Lieblingsdichter auf der deutſche Lieblingsfluß.

Dieſe Welt aus Gluth und Trümmer, neubelebt in ſeiner Laute,
Wie ſie, aus dem Schlaf erwachend, fromm auf den Beſchwörer ſchaute!

Hirtenknaben von den Bergen, Winzerinnen fern im Thal,
Troubadours auf hohen Söllern: Lieder Uhlands überall!

Raum gegeben, Paſſagiere! Ruck' den Hut, du ſtolzer Britte!
Nimm ihn feiernd, deutſche Jugend, deinen Minſtrel in die Mitte,
Und ein Wort, von ſeinen beſten, und ein Hoch und ein Geſang
Miſche ſich zu ſeinem Preiſe in der grünen Römer Klang!

Freude, daß ich ihn erkannte, daß des Geiſtes ächter Stempel
Mir von ſeiner Stirn geleuchtet wie ein Strahl aus einem Tempel,
Daß ich auf den kargen Lippen doch die holden Spuren fand,
Die der Muſe Kuß gelaſſen und der Charitinnen Hand!

Meiſter, mit verſchränkten Armen, ſinnend, laß mich vor dir ſtehen,
Laß den Jünger dir begeiſtert in das Dichter-Auge ſehen,
Sey nicht ſtolz, nicht ſtreng, nicht ſpröde! Ach, wenn du geſchieden biſt,
Weiß ich nicht, ob mir vergönnt ein zweiter Tag wie dieſer iſt.

Freie Kunſt haſt du entboten rings in allen deutſchen Reichen,
Und nur Ohnmacht ſperrt ſich peinlich ab in Schulen und in Zeichen;
Ob die Schwaben dein ſich rühmen, ob der Norden uns gebar,
Junges Deutſchland oder altes, kümm're das der Krittler Schaar!

Wer als Dichter ſich empfindet iſt verwandt mit allen Dichtern,
Beugt ſich fromm vor jedem Meiſter, aber nie vor Splitterrichtern,

Und zu dir in Demuth ſpricht er, deines Königthums bewußt:
Hefte der Berufung heil'ges Kreuz, o Herr, mir auf die Bruſt!

Dieſe Hand, die allgewaltig deine goldnen Saiten rührte,
Die gewalt'ger noch die ſcharfe Wehr des Männerwortes führte,
Lege ſie auf's Herz mir, Meiſter, das dir hoch entgegen ſchlägt,
Fühle, ob's den wahren Funken, ob die Afterflamme trägt?

Ja, und wenn der nächſten Zukunft bange Räthſel ſich erfüllen,
Daß, aus Oſt und Weſt geſtiegen, Wetter unſer Land umhüllen,
Wenn nach draußen voll Gefährde, innerlich voll Zwiſt und Noth,
Wie dein Morgen, ſo dein Abend neue Stürme niederdroht:

Dann, den Heldenkranz im Haare und das Schwert in hoher Rechte
Tritt, ein Greis, vor unſre Glieder, führ uns, Uhland, zum Gefechte!
Deutſches Recht und deutſche Freiheit! Hör, wir wiſſen noch das Wort,
Und wo Lanzen nöthig werden, ſchleudern wir die Federn fort.

Oder, ſo nach wohlverdienter Ruhe deinem Leib geluſtet,
Leg in unſrem Zelt dich nieder, deine Jünger ſtehn gerüſtet!
Furchtlos neig' dein ſieggekröntes Haupt, o Meiſter! Gute Nacht!
Schlumm're unter Mohn und Lorbeer, deine Jünger halten Wacht!

Helgoland.

1850.

1.

Das weiß ich nicht, wie es gekommen,
Daß dir mein Herz auf einmal gut,
Als wir zuſammen ſind geſchwommen
Am Bord des Schiffs durch Dampf und Flut.

Du ſaßeſt friſch und unerſchrocken,
Weißt du es noch? — an Deckes Rand,
Vom Regen troffen deine Locken,
Im Sturme wehte dein Gewand.

Sie löſchten deines Auges Strahlen
Nicht aus, die Wange ward nicht bleich,
Und um den Mund zu vielen Malen
Spielte ein Lächeln anmuthreich.

So war's. Ein Bild der Frauenmilde
Doch ſtark und herrlich ſtandeſt du;
Dein Loblied ſang der Sturm, der wilde,
Dem wildern Meere jauchzend zu.

Sie küßten dir mit kecken Zungen
Den Fuß, des Mantels blauen Saum,
Sie neigten dir ſich wie bezwungen
Und krönten dich mit weißem Schaum.

So ſchwebte wogen-hochgetragen,
Von Giſcht umtost, vom Wind gekost,
Die Göttin auf dem Muſchelwagen,
Im öden Meer der Augen Troſt.

Und: Heil dir, Wellenſchaum-Geborene,
Erſcholl es huldigend um ſie hin,
Heil dir, du freie, du erkorene,
Du ächte Schönheits-Königin!

2.

Die Mähr vom Feu'r des heiligen Elm
Iſt nicht zur Kurzweil blos erdacht
Es leuchtet um des Schiffes Helm
Und ſchmückt den Maſt zu mancher Nacht.

Die Möve ſchießt dann ſcheu vorbei,
Der Schiffer grüßt es ehrfurchtsvoll,
Er fragt, und ſchlägt der Kreuze drei,
Ob Sturm, ob Stille werden ſoll?

Am lichten Tage ſeh' ich ja
Sanct Elmens Flamme ſelber klar:
Sie lodert mir, ganz warm und nah,
Aus dieſem lieben Augenpaar.

Und tief von ihrem Glanz durchglüht
Beug' ich vor ihrer Macht das Knie:
Wohin mein Schiff auch fürder zieht
O ſtünde ſtets am Steuer ſie!

3.

Wär' ich der Wind, ich wollte pochen
An deiner Karre grüne Thür;
Wär' ich die Well', ich käm' gekrochen
Und rieſe leis: Herfür, herfür!

Wär' ich der Wind, ich ſpielt' erquicklich
Mit deines Haares dunklem Saum;
Wär' ich die Well', ich küßte ſchicklich
Dir Hand und Fuß, du fühlteſt's kaum.

Wär' ich der Wind, ich ſäng' erbaulich
Dir deiner Schönheit Ruhm und Preis;
Wär' ich die Well', ich gäb' beſchaulich
Dein Bild dir wieder marmorweiß.

Wär ich der Wind, ich weht' und rauſchte
Dir lauter Lieb' in's offne Ohr;
Wär' ich die Well', ich ſtünd' und lauſchte
An deiner Lippen Roſenthor.

Wär' ich die Well', ich tauchte mälig
Dich unter in mein feuchtes Haus;
Wär' ich der Wind, ich hauchte ſelig
Ob dir den letzten Seufzer aus!

1.

Hier will ich wandeln, bis ſie naht,
Auf die meine Seele harrt,
In der Allee, wo früh und ſpat
Des Seilers Rädlein knarrt.

Iſt Liebe denn nicht auch ein Seil,
Ob's Hanf, ob Seide flicht?
Da kommt ſie! . . . Noch nicht . . . Alleweil!?
Nein, leider wieder nicht!

Ach Meiſter Seiler, ſag' Er mir,
Wie Er es fänget an,
Daß Er ſo ruhig für und für
Da gehn und drehen kann?

Betracht' Er ſich 'mal meine Eil,
Mein Ungedulds-Geſicht!
Da kommt ſie! ... Noch nicht ... Alleweil!?
Nein, leider wieder nicht!

Ach, Meiſter Seiler, ſpinn' Er ſchnell
Ein Netzlein ſtark und fein,
Daß ich mir fange auf der Stell
Ein holdes Vögelein.

Solche Vögelein die fängt man nicht,
Die lockt man ſchlau in's Haus,
Zu mir der ſchlimme Seiler ſpricht
Und geht und lacht mich aus.

5.

Meine Sonne ſind deine Aeugelein
Mein Leuchtthurm iſt dein Licht;
So lang die nicht erloſchen ſeyn,
Kenn' ich kein Dunkel nicht.

Wir ſtanden heut' am Felſenwall
Und ſahen niedergehn
Der Sonne feuerrothen Ball
Auf fernen Meereshöh'n.

Die and'ren Leute freuten ſich
Der abenddunklen Pracht,
Doch mehr wie And're freut' ich mich,
Mir war's ja noch nicht Nacht.

Denn vor mir ſtunden Sonn' und Tag
In deinem Aug' zumal,
Und glühend wie die Welle lag
Mein Herz in ihrem Strahl.

Nun iſt auch meine Sonne fort,
Und ſuchend blicken wir,
Die Andren auf den Leuchtthurm dort,
Ich auf dein Fenſter hier.

Doch Beide ſind noch ſchwarz und leer,
In keinem winkt ein Schein,
Und ſeufzend irr' ich wie das Meer
Tief in die Nacht hinein.

6.

Es kam die Flut, als mir dein Bildniß
Im Herzen aufgegangen war,
Wie plötzlich in der Waſſer Wildniß
Der Mond ſich ſpiegelt wunderbar.

Das war die Flut, als die Gedanken
An dich ſtets höher mich gefaßt,
Daß ich in ſelig-trunk'nem Schwanken
Erlag der ungewöhnten Laſt.

Das war die Flut, als dir allſtündlich
Ein neues Lied entgegenquoll,
Wie mir im Herzen unergründlich
Das Mark und Blut des Lebens ſchwoll

Die Ebbe kommt, nun unerweichbar
Das Schickſal mich von dannen treibt,
Und, ach! ſtets weniger erreichbar
Der Mond, dein Bild, dahintenbleibt.

Das iſt die Ebbe, wann erbleichend
Mein Antlitz dich zum Letzten ſieht
Und alle Liebe, ſchmerzlich weichend,
Hinab in's tiefſte Herz mir flieht.

Gehſt du nun ſpäter am Geſtade
Früh-Morgens den gewohnten Lauf,
So lies auf deinem weichen Pfade,
Was dir die Flut zurück ließ, auf.

Sind Muſcheln nur und glatte Steine
Und Perlen, die wie Thränen ſehn:
Auf allen muß Ein Bild, das deine,
Ein Name, dein geliebter, ſtehn!

Zum Gutenbergsfeſt in Mainz.

1840

Mogunzia! Dir ſey mein Gruß entboten
Und deinem Strom mit ſeiner deutſchen Flur
Und deinem Dom mit ſeinen großen Todten!
Geweihte Stätte, wo dem Troubadour
In Abenddämmerung ſein Mädchen lauſchte,
Wenn er in leichtem Kahn vorüberfuhr:
Und welches Maſten-Dickicht drunten rauſchte,
Als Nord und Süd ſich traf in deinem Hafen
Und ihre Schätze frei die Hanſe tauſchte!
O Niobe, ſieh deine Kinder ſchlafen,
Nicht aufgeweckt von Trommel und Kanone
Noch vom Gekeuch moderner Pyroſkaphen.

Nur heute rege dich! Denn deinem Sohne,
Dem größten, den dein reicher Schooß getragen,
Wird heut' geflochten ſeine Jubelkrone;
Und rings, ſo weit die Rieſenarme ragen
Des Baumes, der aus deinem Grund entſproſſen
Siehſt du erneuet deine Glorie tagen.
Jedoch der Schatten ſelbſt, aus Erz gegoſſen,
Der dort herniederſchaut in das Gedränge,
Das dicht um ſeine Füße ſich geſchloſſen,
Vernimmt er nicht die feierlichen Klänge?
Sind ſeine Augenhöhlen von Metall
Blind für des Feſtes luſtiges Gepränge?
Nein, auch das Erz hat ſeinen Widerhall,
Der Memnonsſäule gleich im Wüſtenſande,
Die früh begrüßt der Sonne Feuerball.
Nachts, wenn an Mondes zartem Silberbande,
Die Wellen hüpfend durch die Berge laufen,
Und ſich die Stadt ſchlaftrunken ſtreckt am Strande,
Wenn ausgeflutet hat der laute Haufen,
Und in den Gaſſen rings, ein wirrer Troß
Die fremden Gäſte ihren Rauſch verſchnaufen,

Dann regt er ſich der eherne Koloß,
Als wollt' er ſprengen jene knappe Hülle,
Darein ihn allzuſtreng der Künſtler ſchloß.
So richtet ſich mit tönendem Gebrülle
Der Leu empor an ſeines Käfigs Gittern
Und ſtöhnt aus des gefang'nen Herzens Fülle.
Dann ſiehſt du, wie des Domes Thürme zittern
Und tief erbeben ſeine rothen Quadern,
Wie angerührt von Gottes Ungewittern.
Blick hin! Es ſchwellen jener Stirne Adern,
Die Bruſt beginnt von Seufzern ſich zu blähen,
Der ſtarre Mund zu tadeln und zu hadern:
„Zwittergeſchlecht von Rieſen und Pygmäen,
Das eig'ne Blöße deckt durch fremde Reſte
Und inn're Nüchternheit durch Jubiläen!
Was frommen der Erinn'rung Todtenfeſte,
Was die Beſchwörungen gewaltiger Manen,
Wenn Euch das Leben ſelbſt gebricht, das Beſte?
Der Mann allein iſt würdig großer Ahnen,
Der wagt auf ihre Schulter ſich zu heben,
Kühn auszuſchreiten kühn gebroch'ne Bahnen.

Im Stein, im Monumente weilt kein Leben.
Und beß'rer Lohn als plappernde Verehrung
Sey Euren Todten ein lebendig Streben.
Was thatet Ihr mit jener Geiſteswehrung,
So ich Euch lieh, ein Licht den ewig Blinden,
In roher Fauſt die Fackel der Verheerung?
Ihr prahlet und poſaunt nach allen Winden,
Es ſey die Zeit des Werdens, die der Kämpfe,
Davon die Enkel Frucht und Sieg erſt finden:
Doch was Ihr Kraft heißt, ſind nur Ohnmachts-Krämpfe,
Des warmen Lebens letzte Aeußerungen,
Ziellos verpufft in dumpfe Kohlendämpfe.
Den Geiſt hat die Materie verſchlungen,
Und Ihr, Schamloſe, rühmet Euch zu ſiegen,
Sobald ein neuer Geiſtesmord gelungen?
Auf Eiſenſchienen ſchachernd weiter fliegen,
Von Markt zu Markt, die Hände in den Taſchen,
Den Menſchen nach Prozent und Actie wiegen,
Nach eines Namens falbem Schimmer haſchen,
Mehr Schein als Seyn, ſich ſelbſt und Allen lügen,
Nichts wiſſen und an jedem Wiſſen naſchen

Erkennt Ihr Euer Bild in ſolchen Zügen?
Ihr lächelt: Nein. Ihr ſucht in eitlem Frieden
Euch ſelber ſtets, nie Andern zu genügen.
Blödſichtig Volk von ſpinnenden Alziden,
Wie magſt du wähnen, eine Welt zu gründen
Sey dir und deiner Zwitterzeit beſchieden?
Bankrott an Glauben, reich in Wahn und Sünden,
Ichſüchtig, überlebt an Form und Sitte,
Verkohltes Holz, du wollteſt, du entzünden?
Ha, brüſtet Euch, daß ſtolz aus Eurer Mitte
Das Bäumlein der Erkenntniß ſich erſtreckt,
Daß Ihr die Früchte brecht mit keckem Schnitte:
Ihr habt ihn ausgehöhlt, ihn abgeleckt,
Und nagend an den Wurzeln, an der Rinde,
Preist Ihr als Honig was wie Wermuth ſchmeckt.
Ihr wißt. Von Euren Augen fiel die Binde,
Das Zeichen herrſcht nicht mehr und das Symbol,
Ein freier Mann, Ihr ſagt's, entwuchs dem Kinde.
Was iſt ein Kreuz? Der Zweifel ſchilt es hohl,
Die Krone tauft er einen goldnen Reifen,
Ihr wägt, Ihr prüft, Ihr trennt genau und wohl,

Und ſeyd Ihr matt vom Prüfen und Begreifen
So werft Ihr's hin. Nichts, ſchallt's aus vollem Munde,
Ein Trug, ein Pöbelwahn, ein Nebelſtreifen.
Gemach, gemach! Mit Trümmern in der Runde
Seyd Ihr umſtreut, und wo Ihr ſteht, die Stelle,
Vielleicht verſinkt ſie unter Euch zur Stunde.
Grabt Ihr doch täglich tiefer nach der Quelle,
Und dumpf indeß zu Euern Füßen wühlt
Stets höher auf, ſtets weiter um die Welle.
Ihr raſtet nicht, bis ſie Euch fortgeſpült,
Und bis der Weltbrand, den Ihr frech entfacht,
Vernichtend ſich in einer Weltflut kühlt!" —
So jenes Bild. Sein Wort durchheult die Nacht
Wie ein Orkan: es ſchwindeln wildberauſcht
Die Sterne droben, und der Boden kracht.
Ein Dichter aber, der ihm lang gelauſcht,
Der Zeit, die Jener ſchmähete, ein Sohn,
Hat grollend noch ein Wort mit ihm getauſcht
Was ſchleuderſt du herunter deinen Hohn
Auf ein Jahrhundert, das du nie begriffen,
Das keinem gleicht von allen, die da floh'n?

Sey's, daß wir auf des Zweifels Felſenriffen
Uns leck gerannt und innerlichſt zerſpalten
In's Weite ziehn auf todesfrohen Schiffen:
Wir folgen doch des Geiſtes Sturmgewalten,
Am Steuer ſteht als Lootſe der Gedanke,
Und Freiheit heißt der Pol, auf den wir halten.
Uns kümmert nicht, ob das Geweſene wanke,
Uns kümmert nicht, ob rings im Schutt und Staube
Zuſammenbricht jedwede alte Schranke.
Denn unſer heil'ger Geiſt iſt keine Taube,
Verſöhnlich ſchattend mit den weichen Flügeln,
Im Mund ein Blatt von welkem Friedenslaube;
Ein Adler iſt's, der los von allen Zügeln
Zur Sonne ſchießt, nicht mehr von ihr geblendet,
Um auszuruhn auf ihren letzten Hügeln.
Ihr Heiland wurde jeder Zeit geſendet,
Ein eigener, und ihr ein Ziel gegeben,
Nach dem ſie ringt, ob ganz, ob halb vollendet.
Ihr ſchriebt in Münſtern nieder Euer Leben
In Stahl und Eiſen gingen Die gerüſtet,
Ein Thron, ein Kreuz war eines Andern Streben.

Uns aber hat nach neuer Frucht gelüſtet
  Und andre ſind die Waffen, ſind die Thaten
  Als jene, darin deine Zeit ſich brüſtet.
Verlaſſen ſtehn die heimiſchen Penaten,
  Die Scholle heißt uns nicht mehr Vaterland,
  Und ſtatt nach Herrſchern zählen wir nach Staaten.
Ein ſchneidend Schwert liegt blank in unſ'rer Hand,
  Die ſchärfſte Wehr, die je ein Held geſchwungen,
  Das Wort, das die Idee ſich frei erfand.
Du ſelber biſt ein Mann der Neuerungen:
  Der ächte Demiurg ward deine Preſſe,
  Die einz'ge Macht, von keiner Macht bezwungen.
Hörſt du ſie hämmern, die Dämonen-Eſſe,
  Und wie es drinnen pocht auf den Geſchoſſen,
  Den Keulen der modernen Herkuleſſe?
Wähnſt du, vergeblich ſey das Blut gefloſſen
  Von Tauſenden, die für ihr Zion ſtarben,
  Eh' ſie den Honig Kanaans genoſſen?
Zähl' auf den Stirnen des Gedankens Narben
  Und tiefer als von Schwertſtreich, jene Wunden,
  Die roth getränkt des Banners Siegesfarben!

Krank iſt die Zeit; doch glaub's, ſie muß geſunden
Nicht Alter lallt aus ihren ſchweren Wehen,
Nein, Jugend, ſo an Altes noch gebunden.
Einſt zog's die Väter, die wir nicht verſtehen,
Nach Oſten hin, zu Salems frommen Zinnen,
Und wo auf Golgatha die Kreuze ſtehen:
Wohlan, auch uns iſt etwas zu gewinnen,
Ein heilig Grab, das man uns weggenommen,
Und der Meſſias ſchläft, die Freiheit, drinnen.
Wie ſie ſind wir berufen, ſind gekommen,
Des Herren Krieger, doch in neuen Zeichen,
Und unſ're Oriflamme iſt entglommen.
Ob wir an's Land, an das gelobte, reichen,
Ob auf dem Zuge unſ're Beſten ſterben?
Wir wiſſen's nicht, nur, daß wir nimmer weichen.
Uns ſchickt das Feld nicht, das wir friedlich erben,
Wir wandern aus, ein neues zu entdecken,
Das unſer iſt und bleibt, weil wir's erwerben.
Siehſt du es wimmeln auf den weiten Strecken,
Am Strand von Fahnen, auf dem Meer von Segeln,
Und alſo fort bis in die fernſten Ecken?

Hoch druber ſchwebt die Schaar von Sturmesvogeln,
    Sich an die Taue klammernd, an den Maſt:
    Das ſind Gedanken, ledig aller Regeln,
Gedanken, ja! die du beflügelt haſt,
    Daß ſie erweckend um die Welt ſich ſchwingen,
    Hinflatternd ſonder Widerſtand und Raſt.
Hohl geht die See; ſie wird uns nicht verſchlingen,
    Und thäte ſie's, die Vögel ziehen weiter
    Um die Idee unſterblich fortzubringen.
Ade, du Vaterhimmel, blau und heiter!
    Ade, Geliebte, dort auf hohem Söller!
    Gott will es! Drum heran, Ihr Brüder-Streiter!
Vom Ufer donnern nach die Abſchieds-Böller!

Ex Ponto.

An Wolf Grafen von Baudiſſin.

Ὁρᾶτε δεσμώτην με.

AESCH. PROM.

Ein Jahr! Und noch die Kette nicht zerbrochen,
Geſchmiedet noch an der Galeere Maſten!
Ein Schmetterling, vom Nadelſchaft durchſtochen,
Unwillig zuckend im Inſekten-Kaſten!
Sprich, wundert's dich, daß vom zerriſſnen Flügel
Den letzten Farbenſtaub der Falter ſchüttelt,
Und daß mit einem Blick auf freie Hügel
Der Sklav' an ſeinen Eiſen grimmig rüttelt?

Du lächelſt. Säh'ſt du jeden Morgen willig
Und zürnend doch am alten Strang mich keuchen,
Fürwahr, es ſollte meine Klage billig,
Mein Durſt nach Freiheit dir natürlich däuchen.

Daß Zelte ſich verkehrt in Tabernakel,
Zum Schwert ein Hirtenſtab, deß giebt's Exempel;
Doch ewig dürres Holz verbleibt mein Bakel,
Und meine Quarta wird kein Muſentempel.

Wie laſtet dieſer Proſa Centnerwucht,
Ein Aetna, auf dem ſtöhnenden Giganten!
Was frommt es, daß er ſie zu brechen ſucht?
Sein Haupt nur bricht er an den ſcharfen Kanten.
Er kann blos, in der Ohnmacht noch gewaltig,
Durch Fels und Schutt aufröcheln ſeinen Hauch,
Der, eine Feuerſäule, ungeſtaltig
In's Land hinwirbelt, ſchwarz von Glut und Rauch!

Mich ſchläfert, Mann. Das Schwerſte der Verbannung
Aus dem bewegten Kreis des vollen Lebens,
Ich fühl's, iſt jene tödtliche Entmannung,
Die ſchleichend nagt an Sehn' und Mark des Strebens.

Nicht daß uns äußrer Zwang ſo ganz zertrete,
Nein, daß wir ſelbſt verroſten mit den Ketten,
Das iſt's, warum ich täglich, ſtündlich bete:
Herr, woll' uns aus Aegyptenland erretten!

Du tröſte nicht! Wer ſo wie du genoſſen,
Der flüchtet wohl in eine Kloſterzelle
Und blickt, vom Wechſel ſelber ausgeſchloſſen,
Hernieder auf die Ebb' und Flut der Welle;
Den Staub des Weges bläst er von den Schuhen
Und träumet am Kamin von ſeinen Reiſen,
Behaglich ſchaffend in den vollen Truhen
Und eingewiegt zur ſanften Ruh des Weiſen.

Nicht ſo wer nie der Freiheit Reiz gekoſtet,
Wie hoch ſein Herz ihr auch entgegenklopft,
Wem unberührt das Schwert im Winkel roſtet,
Weil draußen Krieg aus friſchen Wunden tropft.

Er hört die Trommel gehn und wehn die Fahnen,
Sieht Schlechtere, denn er, zum Kampf gezogen,
Und all ſein Thun bleibt nur ein müſſig Ahnen,
Um ſeine Zukunft iſt er grob betrogen.

Entſchädigt ihn, daß er auf graue Wände
Die Bilder des entfernten Lebens ſtreicht
Daß Phantaſie ein Schwert in ſeine Hände,
An ſeine Schultern Dädals-Schwingen reicht?
O Freund, du weißt es ja: nur heißer brennt
Die Wunde, die wir ſelber bluten ſehen,
Der Knecht, der knirſchend ſich zum Knecht bekennt,
Wird drum gebeugter nur im Joche gehen.

Ach, ſtündeſt du mit mild-gereiftem Sinne
Mir rath- und liebe-reich wie jüngſt zur Seite
Und wieſeſt mir von deiner Tempel-Zinne
Die Thäler all und Berge in der Weite

Und ſchwichtigteſt mit einem Friedens-Worte
Den inn'ren Zwiſt, wenn er mir überſchäumte,
Und zeigteſt ſanft ermuthigend die Pforte,
An der ſich's herrlich von Erlöſung träumte!

Du kamſt, du gingſt: ſo grüßt uns in der Wüſte
Ein Wandersmann und läßt ſich bei uns nieder,
Erzählt uns von der fernen Meeresküſte,
Bringt aus der Welt gar wunderbare Lieder;
Wir horchen auf, an ſeinen Lippen hangend,
Vergeſſen uns und unſre Wüſtenei
Und gehen fröhlich ſchlafen, nur verlangend,
Daß er am Morgen wieder bei uns ſey.

Da wachen wir an trübem Wintertag
Noch einmal auf, und ſieh, der Mann verſchwand!
Zog er davon? Wir ſehen zitternd nach,
Leer iſt der Ort, wo ſeine Hütte ſtand.

Vergebens, daß wir rufen, ſuchen, ſchauen.
Ja, er verließ uns wie er einſt gekommen.
Wir ſind allein und fühlen ach! mit Grauen,
Was er uns gab, erſt da er's uns genommen.

Die alte Steppe faßt uns gähnend wieder,
Heut doppelt leer, ſeit er ſie jüngſt erheitert.
Der Himmel drückt, ein Grabgewölb, hernieder,
Heut doppelt ſchwer, weil er ihn nicht erweitert.
Wir ſchleichen fort, und eine bange Zähre
Benetzt den Platz, wo er ſein Roß gezäumt;
Wenn ſeine Spur im Wüſtenſand nicht wäre,
Wir wüßten kaum, ob wir nicht blos geträumt!

Dämmer-Stunden.

Tristissima noctis imago!

OVID. TRIST.

1.

O Dämm'rung, du verhüllte und verklärte,
Du meiner Träume freundlicher Geſährte,
Was nahſt du wiederum auf leiſen Füßen,
Um mutter-mild mein einſam Herz zu grüßen?

Vorüber zieh, o ſel'ge Zwielicht-Stunde
Zu glücklicheren Menſchen in der Runde;
Wo ſich zwei Liebende im Arme halten,
Um die laß weben deines Schleiers Falten!

Mir frommt er nicht. Du kannſt nicht Todte wecken,
Nicht ebnen der Verbannung öde Strecken,
Du mahnſt mich nur an das, was ich beſeſſen,
Und grauſam lehrſt du denken ſtatt vergeſſen.

Wohl liebt' ich dich, als mit verſchwieg'nen Mienen
Du in's Gemach der Theuerſten geſchienen,
Als du ihr Bild und meines im Vereine
Umwebt mit einem ſüßen Heiligenſcheine.

Und immerdar, wann deine Sternenhelle,
Mich ſonſt beſucht in trauter Dichterzelle,
Hieß ich, ein Kind in Freud' und Leid beklommen,
Du liebſte aller Stunden, dich willkommen.

Jetzt aber fühl' ich nach der Nacht, der langen,
Der vollen, tiefen Nacht ein ſehnlich Bangen.
In ihre Schatten drängt es mich zu ſtürzen,
Um ein verhaßtes Leben bald zu kürzen.

Denn Nachts entweichen ſie, die Alltagsmühen
Die ſtündlich, gleich begeifernden Harpyen,
Auf meine Seele gierig niederſinken
Und meines beſten Blutes voll ſich trinken.

Dann ſtockt das Rad, ich zähle an den Schlägen
Des Herzens nicht die Stunden mehr, die trägen.
Ich weiß nicht daß ich bin, indeß am Tage
Ich mich bewußtlos mit Bewußtem plage.

So komm, o Nacht, zieh ein des Mondes Hörner,
Hoch über mich geuß deine Schlummerkörner,
Sey ganze Nacht und zeig in deiner Wildniß
Mir nur ein einziges, des Todes, Bildniß.

2

Des Abends, als ich ſtill bin eingezogen
In meiner neuen Heimath Trauerorte,
Da wölbte ſich ein lichter Regenbogen
Hoch über ihm wie eine Ehrenpforte.

Von einem Berge ſchlug er ſich zum andern,
Und drüber ſtand die Inſchrift ausgebreitet:
Kehr' ein, ſo du ermüdet biſt vom Wandern,
Durch dieſes Thor, das dich zum Frieden leitet!

Und Engel ſtiegen auf den bunten Schienen
Hinauf, hinab in wimmelndem Beſchicken
Und lüfteten die dunkelen Gardinen
Des Himmels, um mir lächelnd zuzunicken

Die Sonne aber, eh ſie ſcheiden wollte,
Beſchien noch einmal ihre liebe Erde
Und ſchmückte reich mit flammend rothem Golde
Die Thürm' im Thal und am Gebirg die Heerde.

Und jede Zähre, die der Wald am Tage
Geweint, noch glänzend an den gelben Büſchen,
War ſie bemüht, damit ihr Kind nicht klage,
Mit mütterlichen Strahlen abzuwiſchen.

Wie hauchte da durch die bewegten Wipfel
An meinem Pfad ein tönendes Willkommen,
Wie kamen ſelbſt vom ſtolzen Bergesgipfel
Als Grüße leichte Wölklein angeſchwommen!

Wie ſchwoll mein Herz, wie ſtrebten meine Augen,
Noch Thränen-ſchwer, dem Duft und Glanz entgegen:
Nimm hin die letzten! Magſt du auf ſie ſaugen,
Die ich geweint der ſchnöden Menſchen wegen!

Sie ließen mich, wie ſie mich heut' empfangen,
Die Dichter=Feinde, ewiglich die gleichen:
Du, heilige Natur, biſt mit mir 'gangen,
Und wieder kommſt du mir die Hand zu reichen.

Ja, öffne ſie, die lichte Friedenspforte,
Ich ziehe ein, von manchem Wahn geneſen.
Mit dir nicht fremder dieſem kleinen Orte,
Als ich's mit dir der großen Welt geweſen!

3.

Sagt an: Wie heißt die gräßlichſte Harpye
Von allen, die in's Haus des Dichters dringen,
Die Abends ſpät und täglich in der Frühe
Sein Brod beſudeln, ſeinen Wein verſchlingen?

Der Vampyrn ärgſter, die an voller Quelle
Des Lebens ſein vergiftet' Herzblut ſchlürfen?
Die Furie, die von des Tempels Schwelle
Ihn in die Wüſte jagt mit Schlangenwürfen?

Doch nein, aus alten Bildern nicht und Liedern,
Vom Pöbel müßt Ihr Wort und Namen borgen:
Es ſind — merkt auf! — die bitteren, die niedern,
Die eklen, die gemeinen „Nahrungs-Sorgen.“

Du Dichter-Fluch und -Bann und -Joch und -Kette,
Wer zählt die Geiſter, ſo an dir verdarben?
Die edlen Leiber, die im Lazarethe,
Auf Kerkerſtroh, auf fremdem Dünger ſtarben?

O wär' ich arm, wie dieſer Hirtenknabe,
Der nackt und bloß vor ſeinen Schafen ſchreitet,
Wie jenes Kind, das von des Vaters Grabe
Die Hände bettelnd mir entgegenbreitet!

Sie fühlen nicht ſich elend und verlaſſen
Und ihnen dünkt ihr Kittel nicht zerriſſen,
So wenig, die ſchon in der Wiege praſſen,
Die Könige der Erde reich ſich wiſſen.

Doch wer im Traum mit Göttern ſich berauſchte
Und unter Bettlern, Bettler ſelbſt, erwachte,
Wer ſeine Lumpen um den Purpur tauſchte,
Womit er geſtern Staat im Liede machte,

Und wer die Flügel, die gen Himmel tragen,
Fortſchleifen muß im Staub und Koth der Gaſſe,
Ja, der iſt arm, mehr als es Worte ſagen,
Er weiß es, ſchweigt und grollt und ſtirbt im Haſſe.

Gott, lehr' mich enden, wann die Zeit erfüllt iſt,
Bevor der Saft verſiegen geht im Stamme;
Eh' ſie vom Rauch der Erdennoth verhüllt iſt,
In mir erſticke deine Dichterflamme!

Ich mag die Greiſenhand nicht an ihr wärmen,
Am Sparherd kargend mit den letzten Funken,
Und ſtatt ſich todt zu hungern, todt zu härmen,
Sey ſie auf einmal in die Nacht verſunken!

4.

Ein Büchlein blau und golden eingebunden,
An deſſen Stirn geſchrieben ſtand: Gedichte
Kam jüngſt in müſſiglichen Abendſtunden
Von Ungefähr mir wieder zu Geſichte.

Ein ſüßes Duften ſtieg aus ſeinen Blättern,
Verwelkte Blumen lagen drin als Zeichen,
Wie Schatten grüßten mich die blaſſen Lettern
Und ſtrebten klimmend mir an's Herz zu reichen.

So, wann der Vater Abends heimgekommen
Von heißer Jagd, von einer weiten Reiſe,
Wird er von ſeinen Kindlein aufgenommen,
Wie ich in meiner jungen Lieder Kreiſe.

Ich aber kannte kaum die Meinen wieder,
So hatte ſie die Zeit mir umgeſtaltet:
Beſchnitten waren meine kühnſten Lieder,
Und über Nacht die friſcheſten veraltet.

Und als ich tiefbekümmert und erſchrocken
Die Zitternden um ihr Geſchick befragte,
Da huben ſie wie bange Todtenglocken
Die Stimmen auf, und ſo das erſte klagte:

Ein Rieſe, da du fort warſt, iſt gekommen,
Um auszurenken unſre ſchlanken Glieder:
Ein jegliches hat er beim Schopf genommen
Und hart geworfen auf die Erde nieder.

Du biſt zu laut, und du zu unbeſcheiden,
Und du zu ſcharf, und du zu kindiſch-hitzig,
So ſprach er und begann an uns zu ſchneiden
Mit ſeiner Scheere ach! ſo blank, ſo ſpitzig.

Und lauter weinten ſie, die nichts verſchuldet,
Die Lieder, bis ich rief in heiligem Feuer:
Ihr habt für mich, für euch hab' ich geduldet,
Und doppelt ſind wir drum uns treu und theuer!

5.

Die Welt iſt eng und nimmer weit geworden,
Seit Jeder geht auf ſeinen eig'nen Wegen,
Es kommt der Süden künſtlich wohl dem Norden,
Doch nicht der Menſch dem Menſchen mehr entgegen.

Wie wagt es doch in ſolcher Zeit ein Dichter
Hinauszutreten in den lauten Haufen
Und, abgeſchätzt durch kühle Splitterrichter,
Auf großem Sklavenmarkt ſich zu verkaufen?

Er zündet an ſein kleines Opferfeuer,
So gut er kann, um ſeinem Gott zu dienen,
Allein wer ſieht's? Der Rauch verwirbelt heuer
Im Kohlendampf allmächtiger Maſchinen.

Er klagt ſein ſtilles Leid, allein wer hört es?
Und wenn er hört, wem dringt es noch zu Herzen?
Die paar in ihrem Gott Vergnügten ſtört es,
Und der Zerriß'ne zehrt an eig'nen Schmerzen.

Vertrauend flüchtet er zu ſeines Gleichen,
An ihrer Kraft will er die ſeine proben,
Doch die, ſtatt ihm zum Gruß die Hand zu reichen,
Beſchnüffeln ihn von unten und von oben.

O jammervolles Alter der Entzweiung,
Int'reſſe-loſe Zeiten der Int'reſſen,
Beglückt, wer fern von jeglicher Parteiung
Euch hinter ſeinen Bergen darf vergeſſen!

Zwar lebt er nicht, doch ſtirbt er auch nicht täglich,
Ein Opfer dem gekränkten Selbſtgefühle;
Ja, durch die Welt wird uns die Wüſt' erträglich,
Wird das Exil verwandelt zum Aſyle.

6.

Und wieder haſt du einen Tag verloren,
Den einmal nur die karge Zeit dir lieh,
Ein Thor biſt du gegangen mit den Thoren,
So faul, ſo hohl, ſo abgeſchmackt wie ſie.
Geſchwatzt, gelacht, gegeſſen und getrunken:
Verdammtes Einerlei, von Reu' vergällt!
Was bin ich Beſſ'res als der matte Funken,
Der ziellos juſt von jenem Sterne fällt?

Raſch noch ein Lied! Und ſey es gleich der Stimme
Des Nachtwinds um ein ausgeſtorb'nes Haus,
Wie mir's gegeben wird in meinem Grimme,
So ſtoß' ich's grimmig in die Welt hinaus!

Geh du wie ich und bettle vor den Thüren
Um Liebe, bis dir wer ein Obdach beut:
Wer was gewinnen will, der muß ſich rühren.
Hinaus, verhaßte Spätgeburt von heut!

Verwöhntes Kind, ſchon kommſt du flehend wieder
Und ſchmiegſt dich zitternd an die Kniee mir?
Ich glaub' es, armes Ding! Die alten Lieder,
O denen ward ein ſchön'res Loos als dir!
Ich wußte gleich, wohin ich alle ſchickte,
Wo das geringſte hoch-willkommen war;
Wie bebte ſie, wenn ſie das Blatt erblickte,
Wie durch die Zeilen flog ihr Augenpaar!

Das iſt vorbei. Dort darfſt du nimmer pochen,
Sie weist dich fort, die jenen Heimath gab;
Das ſchwarze Siegel wird nicht aufgebrochen,
Sie kennt die Hand und kehrt ſich weinend ab.

Und wollt' ich dich durchräuchern und zerſtechen,
Als kämſt du aus verpeſtetem Revier,
Sie würde doch mit Abſcheu zu dir ſprechen:
Verfluchter, hebe dich hinweg von mir!

Nein, rings ſo weit die Nacht die Flügel breitet,
Iſt keine Heimath, keine, die dir winkt:
Du biſt ein Blatt, das auf dem Strome gleitet,
Ein Reis, das ſchwach im Sturme niederſinkt.
Auf deiner Stirne glüht des Fluches Stempel,
Und Furien gruben ihre Nägel drauf,
Du taugſt nur mir; wer hing' in ſeinem Tempel
Gern eine fremde Dornenkrone auf?

So bleibe denn, ein Zeug' in meinem Jammer,
Ein Hiobsſohn ſey deinem Vater treu,
Geleite ihn zu ſeiner öden Kammer,
Ruh' aus mit ihm, erwach' am Morgen neu!

Verloren, wie der Tag, der dich geboren,
Wer weiß, was über Nacht dein Schickſal iſt,
Und ob du nicht, zum Schlafgeſell erkoren,
Mein letztes Kind, mein Leichenwärter biſt?

7.

Den Tag verwünſch' ich und die ſchwarze Stunde
Da mir das erſte Lied im Herzen keimte,
Da ich entzückt mit jungfräulichem Munde
Zum frühſten Male Lieb' auf Triebe reimte.

O gift'ger Rauſch, der in dem Knabenherzen
Zu jener Stunde überquellend ſchäumte,
Weil auf der Stufenleiter ſeiner Schmerzen
Es einen Himmel zu erklimmen träumte!

Du biſt verraucht, wach bin ich und ernüchtert
Vom Auge fällt die roſenfarbne Binde,
Die Wahrheit hat die Dichtung eingeſchüchtert
Und ſtrahlt ſo beißend, daß ich ſchier erblinde.

Was dient ihr einem undankbaren Gotte,
Ihr Alle, die ihr euch Poeten ſcheltet?
Ahnt ihr denn nicht, daß er der Welt zum Spotte
Mit einer Dornenkrone euch vergeltet?

Ihr ſchleicht umher, in ewigem Traum befangen,
Weil um euch alles wacht, erwirbt, genießet,
Gelockt von Früchten, die zu hoch euch hangen,
Von einem Quell umrauſcht, der euch nicht fließet.

Und wenn die Andern, ſtattliche Geſellen,
Des blauen Montags ſich zuſammen freuen,
So ſucht ihr brütend dunkle Waldesſtellen
Und ſcheut die Menſchen gleich wie ſie euch ſcheuen.

O fliehet nur, den Stachel tief im Buſen,
Zu groß und doch zu klein, den großen Haufen.
In jedem Waſſer ſeht ihr die Meduſen
Und werdet allen, nur nicht euch entlaufen!

Ihr tragt ein Neſſushemd, ein feingewebtes,
Die böſe Gift von eurem Muſenweibe.
Je mehr ihr rennt, um deſto feſter klebt es
Durch Schweiß und Blut an dem gehetzten Leibe.

Brich, edles Dichterwild, aus allen Gleiſen
Und fern entfleuch von deiner Treiber Netzen.
Verſuch's das ſchlimme Hemd herabzureißen,
Dein letztes Lied,'das iſt ſein letzter Fetzen!

Scheide-Wege.

Fare thee well, and if for ever,
Still for ever, fare thee well!
BYRON.

„Der Abend graut, dein Tag beginnt zu ſinken.
Leb' wohl! Zeit iſt's zu gehen für uns beide!“
So ſprichſt du leiſe, deine Hände winken
Und deine Augen, daß ich jählings ſcheide.
Ich aber ſtehe ſtill am Kreuz der Wege
Und glaub' es nicht und kann es nimmer faſſen,
Bis ich den Finger in die Mahle lege,
Die mir dein Ring im Fleiſch zurückgelaſſen.

Ja, nimm auch den. Ich darf ſie nicht mehr tragen
Und mag die Schlange nicht bei mir bewahren;
Verbrenne ſie, laß ſie zu Staub zerſchlagen,
Die goldne Ewigkeit von zweien Jahren.

Nimm hin, und daß dein Nehmen nie dich reue,
Wie — ach ſo früh! — Dein Geben dich gereute!
Mit ihm verlobt' ich einſt mich deiner Treue,
Mit ihm verlob' ich dich der Freiheit heute!

O wähne nicht, daß ich im Zorne ſchiede,
Weil Thränen dieſe Blätter überſchwemmen;
In meiner Bruſt iſt Friede, tiefer Friede,
Wenn Seufzer auch die wogende beklemmen.
Ich ahnt' es längſt, ich hätte lernen ſollen,
Wie ſich's im Leben einſam geht und ruht.
Du haſt's gewollt, du kannſt nur Gutes wollen,
Du haſt's gekonnt, und doppelt heiß' ich's gut.

Daß ich dich täuſchte, nein, du wirſt's nicht ſagen,
Nur das nicht, ſage ſonſt, was dir gefalle!
Kehr' in dich, wag' dein Innerſtes zu fragen,
Mein iſt die Schuld, doch iſt ſie es nicht alle!

Ein Wurm hat immer in dem Baum geſeſſen,
Der geifernd durch der Blüthen Fülle kroch;
Nun hat der Wurm des Baumes Mark zerfreſſen,
Und dieſer fällt: was wundern wir uns noch?

Du liebteſt mich. Verkannt hab' ich es nimmer:
Du liebſt mich noch und willſt es nur verſchweigen.
Ich liebte dich, ich liebe dich noch immer,
Ich will dir ſcheidend dieſe Liebe zeigen.
Denn brechen ſoll, nicht allgemach vermodern,
Das Band, für eine Ewigkeit geſchürzt,
Und himmelhoch der Scheiterhaufen lodern,
Der über unſrem Bund zuſammenſtürzt.

Du haſt ein Recht, dich von mir loszumachen,
Nicht weil ich dich, weil ich mich ſelbſt betrogen.
Man wirft ſein Glück nicht gern in einen Rachen,
Der ziel- und haltlos treibt auf weiten Wogen:

So treib' auch ich und ſeh's mit offnen Augen
Und ſchließe ſie, um weiter nichts zu ſehen.
O ſchilt mich nicht! Die nicht zu Lootſen taugen,
Sie ſollten freilich nicht am Steuer ſtehen!

Wir ſcheiden, nicht mit Fluch, und nicht mit Segen,
Nein! ſtumm und ſtarr, auf Nimmerwiederſehen.
Mich laſſe einſam ziehn auf dunklen Wegen,
Du bleib' im Dunkel einſam drüben ſtehen.
Für dich kein Glück! Du wirſt nie wieder lieben,
Und könnteſt du, haſt du nie mich geliebt.
Für mich kein Glück! Weil dem, den du vertrieben,
Die Erde fürder keine Heimath giebt.

Ach, daß es ſo, nicht anders enden müßte,
Wer hätte mir's geſagt zu jener Stunde,
Da ich am erſten deine Lippen küßte
Und deine Mutter weinend ſtand im Bunde?

Doch ja, ſie ſind ja damals ſchon gekommen
Und haben warnend dir in's Ohr geraunt:
Bei Dichterliebe iſt kein rechtes Frommen,
Weil Dichter flüchtig ſind und ſchlimm gelaunt.

Beſchuldigt mich, nur meine Muſe nimmer;
Sie that dir nichts, ich ſchwör's zu jenen Sternen!
Mit dir verſchwiſtert wandelte ſie immer,
Ihr Zwei gleich theuer mir im Nah'n und Fernen.
Deß mag der Aberwitz den Dichter zeihen,
Er kenne nicht getreuer Liebe Glück;
Sein heißes Herz, wohl kann er ganz es weihen,
Doch unverſtanden, nimmt er's ſtolz zurück.

Ich klage nicht um das, was du genommen,
Und will, was du zerſtörſt, nicht neu begründen;
Der Veſta Feuer, wenn es ausgeglommen,
Vermag ein Blitz nur wieder zu entzünden.

Ich weine nicht um die verlor'nen Jahre,
Nicht um die Jugend, die du mir geraubt,
Nur darum wein' ich, daß du, ewig Wahre,
Zum erſten Mal dir ſelbſt nicht mehr geglaubt!

Doch was du thuſt, und thäteſt du's mit Schmerzen,
Vollbringſt du nur in einer höh'ren Sendung.
Die Hand, die mich verſtieß von deinem Herzen,
Gab mir, dem Dichter, des Berufs Vollendung.
Sie löste ihn von ſeinen letzten Banden,
Sie nahm ihm Heimath, Ziel und Vaterhaus:
Hab', Schickſal, Dank! Du wurdeſt recht verſtanden:
Nur frei und einſam reiſt der Dichter aus!

Und nun, die Arme dorthin ausgeſtreckt,
Wo du mir und die Sonne weggegangen,
Steh' ich allein, vom Grau'n der Nacht bedeckt,
Die letzte Thräne auf den bleichen Wangen.

Fahr wohl, fahr wohl! Ich ſcheide ſonder Grollen,
Für mich beut meine Muſe dir die Hand,
Und tröſtlich wölbt ſie zwiſchen thränenvollen
Entfernungen ihr ſiebenfarbig' Band.

Wanderſchaft.

1841 — 1842.

Neue Münſter-Sage.

Zu Straßburg auf dem Münſter
Stand jüngſt ein Wandersmann,
Der blickte ſtumm und finſter
Das alte Bauwerk an.

Ihn freut es nicht zu leſen
Die Namen auf dem Stein,
Zu ſehen die Vogeſen,
Den Schwarzwald und den Rhein.

Es konnte auch der Glocken
Auftönendes Metall
Aus ſeiner Bruſt nicht locken
Den alten Widerhall.

Sein ſtarres Auge hatte
Ein and'res, eig'nes Ziel:
Auf einer Thurmes-Platte
Das Telegraphenſpiel.

Da lag im Sonnenſcheine
Das widrige Inſekt,
Die Flügel, Floſſen, Beine
Und Hörner ausgeſtreckt.

Es zappelte im Winde
Und zuckte hin und her,
Bald langſam, bald geſchwinde,
In's Kreuz und in die Quer.

An ſeinen wälſchen Zeichen
Der Blick des Wand'rers hing,
Der Mücke zu vergleichen,
Die ſich im Netz verfing.

O wär' ich eine Wolke,
So ſprach er vor ſich hin
Ich würde dieſem Volke
Sein Spielzeug bald entziehn!

O wär' ich ein Gewitter
Mit Donner und mit Blitz,
Ich ſchlüg' trotz Stang' und Gitter
In ihren faulen Witz!

Trophäe des Jahrhunderts,
Das durch das meine bricht!
Verketzert's und bewundert's,
Nur läugnet's länger nicht!

Es kriecht gleich einer Spinne
Um dieſes heilige Haus,
Es nagt an Grund und Zinne
Zumal gleich einer Maus

Es fliegt gleich einem Drachen
Den Rhein entlang durch's Land
Und wirft die alten Nachen
Zertrümmert auf den Sand.

Schon flattern ſeine Fahnen
Siegreich auf dieſem Dom,
Auf Dampf- und Eiſen-Bahnen,
Auf Straße und auf Strom.

Verklungen Sang und Sage,
Verſchlungen Ruh' und Ruhm,
Am Ende ſeiner Tage
Sogar das Chriſtenthum!

Er ſprach es. Schwindelnd lehnte
Sein Haupt an dem Altan.
Den letzten Dichter gähnte
Drunten der Abgrund an

Da warf er ſeine Lieder,
Warf ſein ergrautes Haar,
Warf ſeinen Kranz hernieder,
Wie welk das Alles war!

Zu Straßburg auf dem Münſter
Stand er, entblößt und kahl
Und ſtarr und ſtumm und finſter,
Sein eigen Todtenmahl.

Rhein-Lied.

Der Handwerksburſch ſingt

Auf der Brucken zu Kehl
Steh ich ſtill, ja, ſteh ich ſtill.
Weiß ſelbſt nit meiner Seel
Was ich will, ja, was ich will.

Ob vorwärts, ob zurück,
Und wo mag's beſſer ſeyn?
Und wo liegt denn das Glück?
Ach im Rhein mitten drein!

Der Rhein der hat's gut,
Hab' ich oftmals gedacht,
Der geht mit kaltem Blut
Alle Tag fort, alle Nacht.

Ueber Stein, über Stock
Läuft er lachend drauf los,
Spiegelt rechts einen blauen Rock,
Spiegelt links eine rothe Hos.

Und der Rock und die Hos
Seyn mir beide zu ſchlecht,
Und der Deutſch' und der Franzos
Mir iſt keiner nit recht.

Am liebſten bleib' ich hier
Auf der Brucken gleich ſtehn
Und wünſch', es thät mir
Wie Loths Weib geſchehn.

Meine liebe Madame Loth,
Mit ihr iſt's halt nichts;
An Säulen hat's nit Noth,
Doch an Salz, ja, gebricht's!

Blau-Weiß-Roth.

Gruß dir, du heiliges Symbol,
Du buntes Blatt am Freiheitsbaume!
Wie manches Auge ruhte wohl
Schon froh auf dieſem Fahnenſaume;
Wie manches Haupt, dankbar entblößt,
Die weiche, heit're Seide fühlte;
Wie mancher Mißlaut ſich gelöst
Im Dreiklang dieſer Farben fühlte!

Gaſtlicher Heerd der Völker, fromm
Und freudig küß' ich deine Schwelle;
Von hier aus in die Nacht entglomm
Dem Scheiternden die Leuchtthurms-Helle.

Hier loderte die Opferglut
Verſchwenderiſch, um deren Kohle
Der Menſchheit Waiſen ſtets geruht,
Hiſpanier, Römer, Britte, Pole.

Du wieſeſt Keinen noch zurück,
Der flehend ankam und vertrieben,
Auf deſſen Stirn das Mißgeſchick,
Die Schuld, der Kummer ſtand geſchrieben.
Wer eintrat in dein volles Haus
Das Wort auf banger Lippe „Rette!“
Du warfſt ihn niemals kalt hinaus
In der Verfolger Bayonette.

Auf jener Brücke, jenem Fluß
Schwankt oft zu mitternächt'ger Weile
Des Flüchtlings Boot, des Flüchtlings Fuß
In Todeshaſt, in Geiſtereile.

Nur eine Welle noch, ein Brett —
Mann, ſpute dich! — Es iſt gelungen:
Am Grenzſtein ſteigt ſein Dankgebet
In morgenrothe Dämmerungen.

O Gott! Auch manches deutſche Kind
Saß alſo hier auf dieſen Steinen,
Und die es mußten, Deutſchland, ſind
Die Schlecht'ſten nicht von allen Deinen.
Sieh her: da ſtehen ſie verbannt
Und weinend an dem fremden Thore,
Rückwärts den treuen Blick gewandt
Von einer fremden Tricolore.

Daheim, wo deutſcher Himmel blaut
Auf des Gewitters Wolken-Narben,
Steht wohl ein Bogen aufgebaut
Aus ſiebzig-ſieben Landesfarben.

Warum, du einig-deutſches Land,
Ward er nicht längſt zum Friedensbogen,
Durch den die Kinder, Hand in Hand,
Verſöhnt zur Mutter heimgezogen?

Im Haus der Invaliden.

Er ſaß, mit dem Bivac-Mantel bedeckt,
Sein hölzernes Bein vor ſich ausgeſtreckt,
Auf der Bank, am großen Kamin;
Er las in der Zeitung; verdrießlich, ſtumm,
Schlug er ein Blatt nach dem andern um,
Dann murmelt' er vor ſich hin:
„Heute wie geſtern, morgen wie heut',
Tag täglich, klag-kläglich wiedergekäut
Die Mähr' vom ewigen Frieden!
Da ſchlag' doch ein heiliges Wetter hinein,
Gelähmt, gefangen, begraben zu ſeyn
Im Haus der Invaliden!

O Frankreich, du gelobtes Land,
Gegeben in der Philiſter Hand,
Verendeſt du früh oder ſpat;
Neue Namen und Menſchen rings umher,
Doch nirgends keine Kraft nicht mehr,
Kein Mann, kein Arm, keine That.
Sie tragen für dich weder Froſt noch Glut,
Sie können nur Tinte verſpritzen ſtatt Blut,
Statt Schwerter nur Ränke ſchmieden.
Auf, jage die Schächer zum Tempel hinaus,
Sie gehören, nicht wir in dieſes Haus,
In's Haus der Invaliden!

Zum Teufel das Wort und der Gänſekiel,
Die Krämerwaag', das Soldatenſpiel,
Das Geſchreibſel und das Geſchrei!
Wo littet und ſtrittet und kriegtet ihr denn,
Wo warbet und ſtarbet und ſiegtet ihr denn,
Wo war't ihr und wann mit dabei?

Ihr lerntet beim Ofen das A-B-C,
Als wir an der Moskwa ſchlugen im Schnee,
Und eh' zwölf Jahre ſchieden,
Da ſaßt ihr zum Dank fein heil und warm
In der Kammer, und wir, daß Gott ſich erbarm'!
Im Haus der Invaliden!

Kamerad vom Sechsten, her deine Hand!
Komm, kehre mich um nach jener Wand,
Daß ich Ihn, meinen Kaiſer ſeh'.
Den drüben mit ſeinem Boutiquen-Geſicht,
Verzeih' mir's der Himmel, ich mag ihn nicht,
Sein Anblick thut mir weh.
Ich gönn' ihm die Krone alle Weil',
Ich wünſch' ihm droben ewiges Heil
Und ein ſeliges Ende hienieden;
Hat uns ja auch, der brave Mann,
Der Bürgerkönig, bene gethan,
Im Haus der Invaliden!

Gegrüßt, gegrüßt viel tauſend Mal,
Mein Kaiſer, mein Feldherr, mein General,
Am liebſten Vater genannt!
Ja, du biſt es, aber du biſt es nicht recht,
Der Maler, der Pfuſcher, traf dich ſchlecht,
Er hat dich ja nimmer gekannt.
Wohl traf er das Hütlein, klein und ſpitz,
Doch wo das Auge von Auſterlitz,
Wo die Stirne von den Pyramiden?
Nein, malt Ihn noch eins, doch malt Ihn ſo,
Wie zu Fontainebleau, wie zu Waterloo,
Im Haus der Invaliden!"

Der Alte ſchwieg. Das Haupt geſenkt,
Die grauen Wimper Thränen-getränkt,
Saß er im ſtillen Gemach;
Dann hinkt' er fort, die Treppen hinab,
In den Dom hinüber, an's Kaiſergrab,
Und knieete nieder und ſprach

„Herr Gott, wer hätte das damals gedacht,
Mein Kaiſer, als wir in der Judas-Nacht
Am Bord des Bellerophon ſchieden,
Daß ich dich — und ſo! — müßte wiederſehn,
Unter einem Dach mit dir ſchlafen gehn,
Im Haus der Invaliden!“

Die Flüchtlinge.

Es ſind der Männer Fünf bis Sechs
Um einen Tiſch geſeſſen:
Darauf ſteht Wein, ein ſchlecht' Gewächs,
Und Salz und Brod zum Eſſen;
Die alte Uhr auf dem Kamin
Pickt leiſe ihre Weiſe;
Die Männer ſtarren vor ſich hin,
Bis Einer ſpricht im Kreiſe:

Wann große Herrn beiſammen ſeyn
Der Welt Heil zu berathen,
So reden ſie vom Zollverein,
Von Pfaffen und Soldaten.

Von ihrem Reich, von ihrem Ruhm,
Von Fahnen und von Ahnen,
Von alt' und neuem Königthum,
Von treuen Unterthanen.

Wohlan! Die wir beiſammen ſind,
Wir Bettler von den Straßen,
Ein Häuflein Spreu, vom Schickſalswind
Auf Einen Miſt geblaſen:
Kommt! Reden wir heut' frank und frei,
Wie ſie, von unſ'rem Lande,
Von unſ'rer Herrſcher Tyrannei,
Von unſ'rer Völker Schande!

Ich als der Aelt'ſte fange an.
Lob ruf' ich dem Regenten
Sammt ſeinen Cortes lobeſan,
Sammt Ayuntamienten!

So ruf' ich hier, ſo rief ich einſt
Am Ebro und Duero,
So ruf' ich wo du mir erſcheinſt:
Lob dir, o Eſpartero!

Mein Vater ein Guerilla war
Vom Land der Navarreſen,
Ihr könnet ihn und ſeine Schaar
Im Buch der Helden leſen:
Guerilla ward wie er der Sohn
Und zog, wie er gezogen,
Navarra durch und Aragon
Mit Büchſe und mit Bogen.

Bei Nava ſchlug die letzte Schlacht,
Wo meine Flinte knatterte,
Wo früh am Tag, ſpät in der Nacht
Die Kreuzesfahne flatterte;

Sie ſank, als wir verfolgt und wund,
Gleich Hirſchen, die ſie hetzten,
Den Fuß von unſ'rem heil'gen Grund
Auf fremde Scholle ſetzten.

Ewig verdammt die Nacht der Flucht!
Ich werde nie vergeſſen,
Wie durch die Pyrenäenſchlucht
Wir ſtürzten wie beſeſſen:
Tod hinter uns und vor uns Tod,
Und Tod im eig'nen Buſen,
Als uns das fränkiſche Morgenroth
Beſchien in fränkiſchen Bluſen.

Für mich giebt's kein Hiſpanien mehr.
Hiſpanien iſt geſtorben,
Und ſeine Waiſen ziehn umher,
Enterbt, verderbt, verdorben;

Zum Spott ward meiner Väter Gott,
Mein König ward zum Spotte,
Hiſpanien ſich ſelbſt zum Spott,
Zum Spott der Fremden Rotte.

Seht: wie in meiner Hand erliſcht
Das Feuer der Cigarre,
Wird ausgelöſcht, wird weggewiſcht
Der Name von Navarre;
Was überbleibt, ich ſchleudr' es fort,
Verächtlich, dieſe Aſche:
Komm, Franzmann hier, komm, Britte dort,
Kommt, ſteckt ſie in die Taſche!

Er ſchwieg. Sein Nachbar nahm das Glas
Und rief mit bitt'rem Hohne:
Dir ſey's gebracht, Czar Nicolas,
Heil dir und deinem Sohne!

Was ſcheert mich Volk und Vaterland?
Der Teufel ſoll ſie holen!
Ich bin ein Jud', wie Euch bekannt,
Aus Dünaburg in Polen.

Gott's Wunder! Schwur ich denn nicht mit,
Sang mit den Lagienka?
Zuletzt was war's, wofür ich ſtritt
Und fiel bei Oſtrolenka?
Ein Kartenſpiel, ein Kegelſpiel
Zu ſchoflem Zeitvertreibe:
Mir blieben blos zwei Stich' zu viel,
Drei Kugeln blos im Leibe.

Drauf focht ich mich von Ort zu Ort,
Den Bettelſack zur Rechten,
Von Warſchau bis nach Frankreich fort,
Das war das beſte Fechten!

O Deutſchland, du gelobtes Land!
Was gab's da für Fourrage,
Und Speis und Trank und allerhand
Schöne Reden voll Courage!

Nun ruh' ich aus auf Lorbeer-Stroh,
Mit leerem Hirn und Beutel,
Ja, weiſer Melech Salomo,
Es iſt halt Alles eitel!
Mich ſcheert die ganze Welt nichts mehr,
Auch nicht Czar Nicolai.
Dein Knecht bin ich, dein Ahasver,
Jehovah-Adonai!

Er ſprach's und ſtrich den naſſen Bart
Und kreuzte ſeine Lenden,
Spie aus und ſchlug nach Jüden-Art
Die Bruſt mit beiden Händen:

Indeß der dritte Mann beginnt
Die Mähr vom Türkenkriege:
Er ſtammt aus Griechenland, Korinth
Die Wiege ſeiner Siege.

Und was das für ein Ende nahm,
Erzählt er den Vereinten,
Wie alles ſo ganz anders kam,
Als die Hellenen meinten,
Wie er gen Bayern naſeweis
Auf Hydra conſpirirte, .
Bis daß ihn Othon Baſileus
In Gnaden exilirte.

Der Vierte wußte, ein Lombard,
Erbauliche Geſchichten,
Wie er daheim gehätſchelt ward —
Auf Spielberg! — zu berichten;

Der Fünft', ein ächtes Kind der Schweiz,
Sprach vom Savoyerzuge,
Von Romarino's Schmutz und Geiz,
Vom Propagandentruge.

So wirbelte durch das Gemach
Auf blauer Tabakswolke
Das Bild von mancher großen Schmach,
Von manchem großen Volke;
Schon dämmerte die Mitternacht
Im Hauſe der Verbannten,
Noch ward geflucht, gezecht, gelacht,
Und alle Herzen brannten.

Nur Einer ſtill geblieben war
Am Eck: ein blaſſer Junge,
Mit blondem deutſchem Lockenhaar,
Mit blöder deutſcher Zunge.

Was thateſt du denn, kleiner Mann,
Belächeln ihn die Andern,
Daß du ſo früh in Acht und Bann,
In's Elend mußteſt wandern?

„Ich ſprach einmal ein freies Wort
„In Sachen der Tſcherkeſſen;
„Da jagten ſie von Haus mich fort,
„Nachdem ich lang geſeſſen.“
So ſtammelt Jener, roth und bleich
Vor Scham, vor Gram, vor Schrecken,
Und ein Gelächter donnergleich
Schlägt an des Zimmers Decken.

Fürwahr, der weiß noch mehr als wir,
Schrei'n Alle auf im Chore:
Nur dir die Dornenkrone, dir
Der Eſſigſchwamm am Rohre!

Komm, Deutſcher, nimm dein Glas zur Hand
Und thue wie wir thaten:
Ruf Zeter auf dein Vaterland,
Das Land, das dich verrathen!

Ein wüſtes Toben. Drinnen ſtand
Der Jüngling auf vom Sitze,
Im ſanften Antlitz Sonnenbrand,
Im blauen Auge Blitze.
Er ſtieß das Glas hinweg, er warf
Die Scherben an die Wände,
Und ſo erhob er hoch und ſcharf
Die Stimme und die Hände:

Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß ſolches je geſchehe!
Nein! Wer mit deutſcher Zunge ſpricht,
Ruft Deutſchland niemals Wehe!

Und wenn ich ſie, die mich verſtieß,
Nie wiederſehen werde,
Mein letzt' Gebet und Wort bleibt dies:
Gott ſchütz' die deutſche Erde!

Er rief's. Und Herz und Stimme brach
In lang verhalt'nem Weinen.
Ein Engel ging durch das Gemach,
Die ſechs Verbannten meinen.
Es ſchlägt die Uhr auf dem Kamin
Zwölf kurze, heiſere Schläge;
Die Männer ſtehen auf und ziehn
Ein Jeder ſeiner Wege.

Zwei ſpaniſche Romanzen.

I.

Paris 7 Oktober 1841

Zu Paris im Opernhauſe
Der geliebten Italiener
Sitzt die Königin Chriſtine
Hinter ihr ſitzt Senor Munoz.

Ihre Arme lehnt ſie läſſig
Auf die rothe Logenbrüſtung,
Und es wallt der volle Buſen
Stolz aus ſpaniſcher Mantille.

Hals und Hände, Bruſt und Achſeln
Glänzen hell von edlen Steinen,
Und aus rabenſchwarzem Haare
Funkeln dunkelrothe Roſen.

Aber heller glänzt als Steine,
Dunkler als die Roſen funkelt
Königin Chriſtinas Auge,
Heimiſchem Veſuv vergleichbar.

Und das heiße Blut Neapels,
Unter Andaluſiens Himmel
Ausgegohren, fiebert ſtürmiſch
Durch die aufgeregten Adern.

Königin Chriſtine, hörſt du
Weiter nichts als ſüße Triller,
Als Kadenzen von Rubini,
Dich an tiefſter Nerve kitzelnd?

Heulet durch Roſſinis Weiſen,
Durch die liebe-weichen Flöten
Nicht ein Schrei aus Todesnöthen
Plötzlich an's erſtarrte Ohr dir?

Flintenſalven, Kolbenſtöße,
Ein Duett von Mädchen-Stimmen,
Und ein Chor Soldaten ſpielen
Dir ein Opern-Intermezzo.

Lauſche, Mutter! Königin, lauſche!
Deine Kinder ſind's, die rufen,
Deine zwei verwaisten Töchter
Und dein Volk, das mehr verwaiste.

Glänzen nun die Diamanten
Nicht wie Thränen dir am Buſen,
Steine auch von reinſtem Waſſer,
Aus der Todesangſt gebrochen?

Funkeln dir im Haar die Roſen
Nicht wie blutig-rothe Tropfen,
Aus dem Herzen der Getreuen
Auf ein falſches Haupt geträufelt?

Königin Chriſtine lächelt,
Ihre Hände klatſchen Bravo,
Und ein Seitenblick voll Inbrunſt
Streift begehrlich Senor Munoz.

Gleich der Tulpe, die der Weſtwind
Wolluſtvoll bewegt und ſchaukelt,
Schaukelt ſich ihr Haupt im Takte
Ueppig auf den üppigen Schultern.

Als der Vorhang niederrauſchte,
Fuhr ſie frohen Muths nach Hauſe,
In Champagner und im Kuſſe
Ihrer Seele Durſt zu löſchen

Spät am Morgen erſt entſchlief ſie
In den Armen ihres Ritters,
Von Neapel und Rubini
Träumend in der Rue Courcelles.

2.

Madrid 8 Oktober 1841

Trauernd tief ſaß Don Diego,
Wohl war Keiner je ſo traurig,
Keiner auch mit beſſ'rem Rechte,
Nicht einmal des Cid Erzeuger.

Der verlor doch nur die Ehre,
Später reich zurückerſtattet
Durch den Sohn und Weimars großen
Conſiſtorialpoeten.

Doch der andre Don Diego
Saß des theuren Siegs verluſtig
Und des dreimal theuren Lebens
Zu Madrid in ſichrem Kerker.

Draußen vor dem Thor der Sonne
Wird er morgen früh erſchoſſen,
Er, das hohe Opfer einer
Niedrigen Palaſt-Intrigue.

Keine Hoffnung blieb dem Armen,
Keiner Rettung frommes Wunder,
Weder von der heiligen Jungfrau
Noch von Frau Chriſtinen ſelber.

Sterben gilt es, klagt er bitter,
In der Jahre Blüthe ſterben;
Nun ſo ſey es denn geſtorben,
Wie es ziemet dem Hidalgo!

Ja, zum Tod wie zur Parade
Will ich gehn im Waffenſchmucke,
Angethan mit allen Orden
Und auf meinem Babieca.

Alſo ſprechend kauert müde
Don Diego auf der Pritſche,
Faſt ſich freuend auf des Schauſpiels
Blutiges, doch ſchönes Ende.

Da umſpielt ein magiſch Leuchten
Modrige Gefängnißmauern,
Und den Schlummernden umweben
Unverſtandne Troſtesworte.

Eine blonde Jungfrau neigt ſich,
In den Armen eine Laute,
Grünen Lorbeer in den Haaren
Auf das Bett des Pſeudo-Egmont.

Aus dem kalten Land gen Norden
Kam ſie hergeſchwebt die Jungfrau,
Aus dem Lande, das die Gothen
Einſt nach Spanien geſendet.

Die blauäugigen Barbaren,
Welche Allah und die Mauren
Vom Guadalquivir vertrieben
Und den Alkazar zerſtörten.

Don Diego, Don Diego,
Spricht die gothiſche Geſandtin,
Schlummre ſanft und ſtirb entſchloſſen,
Kühl von meinem Kranz umſchattet.

Was dein eignes Land verſagte,
Spendet das gerechte Deutſchland,
Dieſe Don Quixotes-Walhalla,
Stets für fremden Ruhm begeiſtert.

Und daß deinem dunklen Grabe
Ritter-Zier und Spiel nicht mangle,
Soll ein Paar von meinen beſten
Jüngern dort die Lanze brechen.

Don Diego, Don Diego,
Kommt es dir gleich vor wie ſpaniſch,
Iſt es dennoch ächt germaniſch
Dieſes Stiergefecht am Grabe!

Die Jakobsleiter.

An Jakob Venedey zu ſeinem Geburtstage.

Auf fremder Erde ſchlief ein Wandersmann
Vor ſeinem Wiegenfeſt die heil'ge Nacht.
Des Traumes Engel ſah ihn gütig an
Und nahete auf ſeiner Wolke ſacht
Und hauchte leiſe auf des Müden Schläfe,
Als ob ein heimiſch' Frühlingswehn ſie träfe.

Vom Stern der Liebe, der am Himmel groß
Und zitternd wie ein Mutterauge ſtund,
Fiel eine luft'ge Leiter, Sproß an Sproß
Hernieder auf der fremden Erde Grund.
Bekannte Schatten klommen hehr und heiter
Herauf, herunter dieſe ſchwanke Leiter.

Zu oberſt ein ehrwürdig Greiſenbild,
Dann einer Schweſter freundliche Geſtalt,
Und weit zurück ein Mädchen, kindlich-mild,
Das weiße Kleid von blondem Haar umwallt,
Ein Kruzifix in ſeinen kleinen Händen
Und um die Stirne grüne Kranzes-Enden.

Da lächelte der Schlafende. Es flog
Hell durch ſein Angeſicht wie Mondenſchein:
Die ſchwergepreßte Bruſt erhob ſich hoch
Und ſog den Nachtduft tief und dürſtend ein,
Die Rechte ſelbſt ließ ab vom nahen Schwerte
Und griff in's Bild hinein, das viel-begehrte.

Mein armer Freund, ſiehſt du die Nebel nicht,
Die langſam um die theu'ren Schatten zieh'n?
Schlaf' wieder ein! Die Jakobsleiter bricht,
Das Zauberlicht erliſcht, wie es erſchien,
Und gift'ge Schwaden dampfen aus den Schollen,
Die deinen Traum zu früh verhüllen wollen.

Das iſt der Streit, den dein Verhängniß ſtritt,
Das iſt die Schlacht, die dir das Leben ſchlug,
Das iſt das Leid, das deine Seele litt,
Das iſt die Kette, die dein Knöchel trug:
Sie können auch im Traum nicht von dir laſſen
Und klirren auf, von Neuem dich zu faſſen.

Nein doch! Zurück! Der Engel ruft's und winkt,
Verſöhnung blinkt aus ſeines Auges Strahl:
Es ſchweigt der Kampf, der wirre Nebel ſinkt,
Die Feſſel ſpringt, Gottlob, zum letzten Mal,
Frei biſt du, frei, und alle deine Lieben
Sie ſind dir treu, ſie ſind dir nah geblieben.

Erkennſt du, was durch jene Bäume blitzt?
Ja, ſieh und glaube: Drüben fließt der Rhein,
Dort ſteht der Dom von Cöln, am Thore ſitzt
Dein alter Vater, geh', er harret dein,
Und wirf dich weinend hin zu ſeinen Füßen,
Und grüße, die den Heimgekehrten grüßen.

Dein iſt die Zukunft, ſchallt es laut und weit
Wie Glockenklang durch dieſe Frühlingsnacht,
Die du gehofft, die freie deutſche Zeit,
Gott hat ſie ſelbſt zur Wirklichkeit gemacht.
Nun dürfen wieder du und alle Deinen
Daheim am eig'nen Herd ſich freundlich einen.

Und löst ſich auch die Leiter auf in Duft,
Verſchwinden deine Engel allzumal,
Sobald der Hahn, ein früher Franzmann, ruft,
Sobald im Oſten glüht ein fremder Strahl:
Mehr war es als ein Traum, was du geſehen:
Steh' auf, einſt wird auch dieſes auferſtehen!

Place Vendome.

Die Sonne ſinkt. Ihr letzter Strahl
Fließt breit, ein glühender Strom,
Ueber Zinnen und Dächer ohne Zahl
Auf die Säule am Platz Vendome.

Und wie von der Kuppel das Bild ſo hell,
So ſtolz herniederſchaut,
Erwacht in dem hohlen Erzgeſtell
Ein Memnons-Abendlaut.

Ei, klingt das doch wie heimiſches Wort,
Wie deutſcher Soldaten Fluch:
Rühren ſich nicht die Figuren dort,
Webt und lebt nicht der todte Zug?

Sie klimmen herunter, ſie klimmen hinauf,
Dazwiſchen dumpfes Geſchrei:
„Reißt ihn herab von der Säule Knauf,
Macht euch von der Säule frei!"

Je greller das Licht aus Weſten flammt,
Je tiefer die Sonne neigt,
So ſchneller drängt ſich insgeſammt
Die Schaar und ſtürmt und ſteigt.

„Verlaſſene wir, Verrathene wir,
Vergeſſene alle Zeit!
Unſere Brüder waren als Sieger hier,
Was haben uns die nicht befreit?!"

Und wilder entbrennt die geſpenſtiſche Schlacht,
Das Mahl erbebt und erglüht;
Da ſtirbt die Sonne: graue Nacht
Die Rieſenſtadt überzieht

In das Dunkel reckt ſich ſtarr und feſt
Die eherne Säule empor,
Und droben, die Arm' in einander gepreßt,
Steht das Bild, ſo ſtill wie zuvor!

Ertön' unter ſeinem Fußtritt ſchwer,
Ja, töne nur, ſtöhne nur, deutſches Erz!
Niemand verſteht dich, Niemand umher,
Als ein deutſches Dichterherz!

An den Mond.

Fandeſt du den Weg zu mir,
Freundlicher Geſelle?
Suchſt mich in der Fremde hier,
Hier auf öder Zelle?

Ueber Dächer gleiteſt du
Wolken durch und Scheiben,
Sieheſt meinem Treiben zu,
Treiben oder Schreiben.

Ja, wir ſind dieſelben noch
Die wir ſtets geweſen,
Können wir im Antlitz doch
Jetzt wie einſt uns leſen.

Tröſtliche Verheißung blinkt
Deins mir heute wieder,
Und mein Aug' in Thränen trinkt
Sie geſättigt nieder.

Ach, ich war ſo ganz allein,
Ich mit meinem Reime,
Nun in deinem lieben Schein
Fühl' ich mich daheime.

Hier die Menſchen ahnen nicht,
Was der Mond bedeutet,
Was aus ſeinem blauen Licht
Blinkt und klingt und läutet.

Achtlos läßt die welſche Stadt
Deinen heil'gen Schimmer;
Weil ſie Gaslaternen hat,
Braucht ſie dich ja nimmer.

Nein, herein! Herein zu mir!
Lieber, Trauter, Alter!
Sieh, das Fenſter öffn' ich dir
Und die hohe Schalter.

Nun erzähl' mir deine Mähr',
Von der Heimath eine:
Kommſt du doch von Oſten her,
Kommſt von meinem Rheine!

Wehe, du verhülleſt dich?
Mond, was ſoll das ſagen?
Ach, ich weiß ſchon. Schweig nur. Ich
Will nicht weiter fragen.

Zieh' in Frieden . . . Gute Nacht!
Wolle nicht mehr ſäumen!
Haſt das Herz mir ſchwer gemacht,
Schwer von deutſchen Träumen!

Chriſt-Nacht.

Die Stunde ſchlägt. Jetzt eben zündet man
Das erſte Licht am Weihnachtsbäumchen an:
Schon duftet es nach Wachs und Tannengrün.
Die Thüren öffnen ſich, die Fenſter glühn,
Weil draußen, die beſchneiten Straßen hin,
Verhüllte Beter in die Veſper ziehn;
Dazu Muſik vom Kirchthurm und Geläute,
O Gott, o Gott! Es iſt ja Chriſt-Nacht heute!

Wie? Träum' ich, wach' ich? Iſt das nicht Paris?
Dort liegt der Cirque, die Boulevards ſind dies.
Ach ja, zu meiner Seite ſchwirrt und ſchwärmt
Ein fremdes Volk, und fremde Sprache lärmt.

Und fremder Himmel wölbt ſich über mir.
Ich bin allein, verlaſſen bin ich hier,
Und Niemand kommt mich freundlich zu geleiten
Als Schattenbilder aus vergang'nen Zeiten.

Heut' zwanzig Jahr! Damals war ich ein Kind —
Glücklich die Wenigen, die's ewig ſind, —
Ich hatt ein Vaterhaus, zwar eng und klein,
Doch kehrte ſtets der heil'ge Chriſt drin ein,
Und mit der Schweſter harrt' ich froh und bang
In dunkler Kammer, bis die Schelle klang,
Bis meine Mutter, juſt um dieſe Stunde
Hinein uns winkte an die Tafelrunde.

Und ſieh, auf meinem Teller, — lächelt nur,
In Moos verſteckt lag eine Taſchenuhr,
Mein Chriſtgeſchenk, ſammt einem ſeid'nen Band,
Das prächtig auf der Sonntagsweſte ſtand;

Der Vater ließ mich das Getriebe ſehn.
Er zog ſie auf, ſo, ſprach er, mußt du drehn.
Ich aber ſchrie vor Freude, ſprang und blickte
Sie trunken an und horchte, wie ſie pickte.

Die Uhr war gut. Ich trug ſie lang, ſie ſchlug
Der ſchönen Stunden wahrlich mir genug,
Auch manche wohl, die ohne Zweck verdarb,
Und eine, ach! da meine Mutter ſtarb;
Doch als nach manchem lieben luſt'gen Jahr
Erſt meine Jugend ausgeſchlagen war,
Da ſtand ſie ſtill, die Uhr. Seltſame Grille!
Herz, warum ſtandeſt du wie ſie nicht ſtille?

Vorbei, vorbei! Das iſt ja noch Paris,
Dort das Palais Royal, der Louvre dies:
Ach ja, zu meiner Seite ſchwirrt und ſchwärmt
Ein fremdes Volk, und fremde Sprache lärmt.

Und fremder Himmel wölbt ſich über mir,
Ich bin allein, verlaſſen bin ich hier,
Und Niemand kommt mich freundlich zu geleiten
Als Schattenbilder aus vergang'nen Zeiten.

Fünf Jahre heut'! Das war der ſchönſte Chriſt,
Der je auf Erden mir erſchienen iſt:
Da ward ſie mein, ſie, die ich liebte, mein,
Da ſchwuren wir auf ewig eins zu ſeyn,
Und als ich ſie, und als ſie mich umfing,
Gab ſie mir weinend einen goldnen Ring:
Der Ring zerbrach gleich dem, was wir verſprochen
Herz, warum biſt du nicht wie er zerbrochen?

Und heute nichts? Kein Denkmal dieſer Nacht?
Gar nichts für mich von all der fremden Pracht?
Dort blitzen ja in kerzenhellem Schrein
Uhren die Meng' und Ring und Edelſtein.

Und Liebe wählt, und Liebe nimmt und giebt.
Freilich, ich habe Keines, das mich liebt,
Und mit dem Glauben, der ihn einſt gefunden,
Iſt auch der Chriſt, das Wunderkind, verſchwunden.

Nun denn, ſo denk' ich mein, wenn Niemand denkt,
Ich ſchenke mir, wenn keine Hand mir ſchenkt:
Hier dieſer Eichenſtock um fünfzehn Sous,
Der ſey's! Den wirft der Chriſt mir heuer zu!
Ein Wanderſtab, ob einſt ein Bettelſtab?
Gleichviel, hält er nur aus bis an das Grab,
Und bricht er, dann verzichtend will ich ſprechen:
Herz, nun iſt's Zeit, nun darfſt auch du zerbrechen!

Vorbei, vorbei! Und immer noch Paris,
Dort fließt die Seine, der Pont-Neuf iſt dies,
Ich ſteh' am Quai, auf meinen Stab gelehnt:
Wie ſich die Stadt in's Unermeſſene dehnt!

Rings Licht an Licht, hinunter und hinauf,
Und Haus an Haus, entlang des Stromes Lauf!
In Nacht und Nebel welche Rieſen-Maſſen,
Welch nimmermüdes Toſen in den Gaſſen!

Mir ſchwindelt. Drunten nur iſt Ruh und Raſt,
Wo, von Gemäuer ſchwärzlich eingefaßt,
Das Waſſer ſeines dunklen Weges ſchleicht.
Ich ſtarr' hinab, da wird die Bruſt mir leicht.
Es löst ſich lind des Auges wehe Glut,
Wie Sternenlicht, geſpiegelt in der Flut,
Laut wein' ich auf: hab' Dank, du ſtille Seine,
Und nimm ſie mit, des Heimathloſen Thräne!

Place de la Concorde.

„Sage mir, mon bon ami, was haben
Dieſe ſchönen Brunnen zu bedeuten
Mit den nackten, waſſerſpeienden Knaben
Und den fiſchgeſchwänzten Frauensleuten?“

Kind, es ſpringt hier deßhalb die Fontaine,
Daß ſie Königsblut vom Pflaſter waſche,
Oder auch als überflüſſige Thräne
Auf die längſt verwehte Königs-Aſche.

„Und was will, mon bon ami, da droben
Jener ſtolze Siegesbogen ſagen,
Deſſen weiße Schultern faſt bis oben
In den blauen Frankreichs-Himmel ragen?“

Kind, durch dieſen ſchickt die liebe Sonne,
Eh' ſie geht, dem Invaliden-Dome
Einen Abſchiedsblick und der Colonne,
Weißt du, drüben auf der Place-Vendome.

„Mir gefällt der Obelisk am Beſten
Mit den bunten, dummen, wälſchen Lettern:
Da hinauf muß bei den Julifeſten
Zur Beluſtigung das Volk wohl klettern?“

Kind, das iſt ein Denkmal alten Ruhmes,
Unſer'n Zeiten fremd wie unſ'ren Zonen,
Eine Mumie des Königthumes
Der Bourbonen oder Pharaonen.

„Aber jenes Haus, das neue, leere,
Und das and're drüben an der Seine?“
Links wohnt die politiſche Hetäre,
Rechts die Büßerin Sainte Madeleine.

„Und dort hinter uns?“ Die Tuilerien.
„Ei, das ſchmucke Dach! Die vielen Fenſter!“
Drinnen aber wenig Licht; es ziehen,
Sagt man, Schatten um dort und Geſpenſter.

„Pfui, der ganze Platz ein Todtenacker?!“
Ja, ſo iſt es. Flüchten wir, Mathilde, —
Drüben harrt ſchon Charon, der Fiacre, —
In die elyſäiſchen Gefilde!

Quai St. Michel.

O du gold'ne franzöſiſche Sonne,
O du blauer franzöſiſcher Himmel!
Iſt das ein Wohlſeyn, eine Wonne,
Ein Gewirr, ein Gewühl, ein Gewimmel!

Die auf der Straße wandern und wallen,
Die am Strome lungern und liegen,
Sind ſie plötzlich vom Himmel gefallen,
Plötzlich aus dem Waſſer geſtiegen?

Welch' ein neues Geſchlecht der Männer,
Kräftig, bärtig, mit braunen Stirnen!
Und, abſonderlich für den Kenner,
Welche pikanten, verbrannten Dirnen!

Sieh hier ſtecken die wahren Franzoſen,
Weder in Zeitungen noch in Büchern,
Hier in zerlumpten Blouſen und Hoſen,
Unter verſchliſſenen Seidentüchern.

Laß der erſten und zweiten Kammer
Ihre grauen, flauen Köpfe,
Laß den akademiſchen Jammer
Und die grün-gewickelten Zöpfe.

Hierher geh', wenn du Weltenſchmerz haſt,
Sperr' das Maul auf, die Augen, die Ohren,
Und dann ſchreib', ſo du noch das Herz haſt,
Heim nach Berlin: „Dieß Land iſt verloren!“

Könnteſt du nur durch ein Zauberſprüchel
Einmal, der ganzen Welt zum Ergötzen,
Unſeren lieben deutſchen Michel
Frei in Saint-Michel überſetzen!

Er, der wäre wohl tödtlich erſchrocken,
Wenn in die langen Gensdarmen-Naſen
Gamins, hinter dem Ohr kaum trocken,
Ihre ſchlechten Cigarren blaſen;

Wenn die Wäſcherinnen homeriſch
Drunten ſich prügeln mit ihren Mangeln,
Und die Kinder des Volkes herriſch
In des Königs Gewäſſer angeln;

Wenn ſich am lichten Tage preßfrei
Drängen und drücken Student und Griſette,
Wenn der „Pöbel" trink- und eßfrei
Lauft und rauft um Coco und Galette.

Iſt das ein Jubel und eine Freude,
Iſt das ein Trubel, ein Wiegen und Wogen:
Menſchen und Thiere, Strom und Gebäude
Werden mit in den Reigen gezogen.

Wie die hiſtoriſchen Häuſergeſtalten
Lächeln und lugen durch Fugen und Fenſter,
Dieſe beinernen, ſteinernen, kalten,
Alten Revolutions-Geſpenſter!

Ganz Paris bewegt ſich und regt ſich,
Grüßt ſich, bedankt ſich, küßt ſich, zankt ſich,
Bummelt, baumelt, tummelt, taumelt,
Und ich falle ſchwindelnd zu Boden.

Jardin des Plantes.

Wo der Löwe brüllt und der grimmige Bär,
Da ſchreit' ich kalt vorbei.
Mich rührt die gefallene Größe nicht mehr,
Nicht gefeſſelter Könige Schrei.
Und wie der Adler im Käfig krächzt,
Das Gefieder ſträubend voll Wuth,
Ich lache ſein, weil er nach Blut nur lechzt,
Unſchuldigem Taubenblut.

Wo wie ein Stutzer ſteif und ſteil
Die Giraff' um ſich ſelber ſich dreht,
Wo die Affen gaukeln auf ſchwankem Seil,
Wo der Büffel luſtwandeln geht,

Wo das Kameel auf wulſtigem Knie
Wiederkäuet Heu und Stroh,
Auch dort, auch bei ihnen weil' ich nie,
Denn ich ſehe das — anderswo.

Wo das Böcklein über die bretterne Wand
Broſamen naſcht und Gras,
Daſſelbe, das neulich aus ihrer Hand
Und daneben aus meiner fraß,
Wo die Ceder Libanon-Mährchen rauſcht
Und Küſſe das Myrthenlaub,
Wo Liebe liſpelt und Liebe lauſcht,
O vorbei daran, ſtumm und taub!

Wo der Schwan auf ſchweigendem Weiher ſchwimmt,
Klaſſiſcher Dichter Symbol,
Stolz und groß, ſtill und beſtimmt,
Da, minutenlang, weil' ich wohl:

Aber dann nur weiter! Den ruhigen See
Haben ſie uns nicht vererbt,
Der Dichterflügel blendenden Schnee
Hat Dichterherzblut gefärbt!

Wo die Möve, vom Meer in die Pfütze geſetzt,
Beſchämt ſich im Schilfe verſteckt,
Und zornig den ſpitzigen Schnabel wetzt
Und das funkelnde Auge bedeckt:
Da iſt mein Theil, da iſt meine Luſt,
Sey, Schweſter Möve, gegrüßt:
Dein heiſerer Schrei zerreißt mir die Bruſt,
Als ob ich mitſchreien müßt'!

Und brach man dir klüglich die Flügel entzwei,
Du ſchlägſt mit dem ſchwachen Stumpf
Die trägen Gewäſſer ſtark und frei,
Sturm, rufſt du, Sturm im Sumpf!

Recht ſo! Peitſche ſie, Wellen gleich,
Ueberſchwemme die Schollen umher,
Und, fällt die Nacht auf den elenden Teich,
Träume von deinem Meer!

Père Lachaiſe

Halt! Drüben iſt's! An dieſem lieben Grabe,
Dem einzigen bekannten, will ich ruhn,
Daſelbſt, wo jüngſt ich noch geruhet habe,
Damals mit ihr, allein und einſam nun:
Allein wie Der, der drunten liegt, gebettet
Bei fremden Leuten und in fremden Sand,
Zu dem ich oftmals mich heraufgerettet,
Wie in ein Stück vom fernen Vaterland.

Sieh, welche dir ein deutſches Mädchen ſtreute,
Die Blumen ſind verwelkt ſchon, ſind verdorrt:
Es ſpielt der Wind mit ihren Reſten heute
Und wirbelt ſie, wie Liebesträume, fort.

Die Hand des Lebens gönnt dem Leichenſteine
Dies Opfer einer ſchönen Seele nicht:
Vergieb denn, armer Freund, wenn auch die meine
Ein Blatt aus doppelt theu'rem Kranz ſich bricht!

Tief durch die Seele fröſtelt mir ein Schauer,
Ein winterlicher Hauch im wärmſten Mai:
Wie öde hier, ſo nah der Kirchhofs-Mauer,
Dies Grab wie leer, wie kahl, o Gott, wie frei!
Rings blühen Gärten auf aus dürren Herzen,
Aus grauen Mumien goldner Titel Pracht,
Nur er hat es zu keinen Wallrath-Kerzen,
Zu keinem Lorbeer, keinem Mahl gebracht.

Warum dem todten Leu gerad' ein Gitter,
Der jedes, da er lebte, niedertrat?
Warum für ihn zwei fromm-gekreuzte Splitter,
Der nie geglaubt, der ſtets gezweifelt hat?

Der ſchweren Bruſt noch eine ſchwere Platte,
Ein kalter Name auf das kalte Grab?
Weh', daß der Tod ihm nichts zu geben hatte,
Als was das zähe Leben ſchon ihm gab!

So lohnt ſie, der wir uns geſchworen haben,
So krönt, nein doch, ſo höhnt ſie unſ'ren Stolz.
Die letzten und die beſten ihrer Gaben:
Ein Stein, ein Name und ein Marterholz.
Und kein Vergißmeinnicht für ihn zu bitten,
Kein Röslein, funkelnd in der Liebe Thau,
Und nirgends eine Spur von Kindertritten
Oder von Thränen einer treuen Frau!

O eine Handvoll nur von dieſer Erde
Auf jedes weiche, heiße Jünglingsherz,
Ein Häuflein Aſche von verkohltem Heerde
In der Begeiſt'rung flammenſprüh'ndes Erz!

Entſage hier, wer geht auf unſ'ren Wegen,
Nicht ſeinem Ziel, ach! aber ſeinem Glück:
Im Tod allein, ruft mir dies Grab entgegen,
Allein im Leben, geb' ich ihm zurück!

Dazu, wie ſchluchzend kommt, wie langgezogen
Ein Nachtigallenlied herbeigeweht,
Vom Thal herauf, wo ſich in weißen Bogen
Die Straße durch den Wald gen Deutſchland dreht!
Mitleidig wirft ein Paar von ſeinen Tönen
Der reiche Frühling auf die arme Gruft,
Den Schläfer drinnen lächelnd zu verſöhnen,
Zu überhauchen mit der Liebe Duft!

Wie wohl das thut! Ja, wenn ſie alle weichen,
Du bleibſt uns treu, du, unſer Bruder Mai!
Alljährlich mit den Auferſtehungszeichen
Wallſt du, Propheten-gleich, an uns vorbei.

An unſ'ren Todten, ſo im engen Schragen
Verzichtend auf das enge Leben, ruhn,
An uns Lebend'gen, die ihr Kreuz noch tragen,
Die leiden wollen, — leiden, bis ſie — thun!

Wenn Todte träumen, ſende dieſem Todten
Hinab den reichſten Traum, den weichſten Troſt,
Die ſchnellſten deiner Freud'- und Freiheits-Boten,
Den hellſten Strahl, den ſchärfſten Hauch von Oſt!
Und ſag' ihm, der ſo lange ſchmerzlich harrte,
Der eine Nacht, wie Keiner mehr durchwacht,
Der noch gebroch'nen Auges oſtwärts ſtarrte,
O ſag' ihm nicht, daß dort noch immer Nacht!

Nein, jener Lenze herrlichſten und beſten,
Vor dem die deinen bleiche Schatten ſind,
Nach dem er ausgeſpäht gen Oſt und Weſten,
Bald hoffend, bald verzweifelnd, wie ein Kind,

Den Völker-Lenz, den Freiheits-Mai der Erde
Geuß über dieſen Schlummernden herab,
Und wirf ihn, mild mit tröſtlicher Geberde
Als fromme Lüge auf das heil'ge Grab!

Mailied, Maileid.

Das ſind die alten Mond- und Frühlings-Nächte,
Die laue Luft, das Grün und Weiß der Bäume:
O wer mit ihnen mir auch wieder brächte
Die lauen Liedlein, die vielgrünen Räume,
Den inn'ren Duft, womit in andren Zeiten
Ein erſtes Veilchen meine Bruſt durchdrang,
Den leichten Flügel, der in Himmelsweiten
Sich mit der Schweſter-Lerche ſchmetternd ſchwang!

Bin ich denn alt, alt über Nacht geworden,
Und kann mein Puls kein volles Glück mehr klopfen?
In mir kein Echo jenen Lenzakkorden,
Und von des Jahres Flut mir nicht ein Tropfen?

Ach, oder wäre dieſer Mai kein wahrer,
Weil ihn die deutſche Nachtigall nicht grüßte,
Und ſchien der Mond mir damals wirklich klarer,
Als ich ſein Bild in blauen Augen küßte?

Sieh doch: durch dieſer Brücken ſtolze Schwingung,
Von Kuppeln und Paläſten eingefaßt,
Zieht hell und raſch in ſchimmernder Verſchlingung
Der Strom hinunter ſonder Ruh und Raſt:
In ſeine Wellen fallen weiße Lichter,
Aus ſeinen Wellen lallen leiſe Klänge,
Sieh doch und horche! Werde wieder Dichter
Und wecke die entſchlafenen Geſänge!

Ob es nun Seine heißt, ob Rhein, ob Elbe,
Das Waſſer drunten: rauſchen ſie nicht alle,
Der fremde wie der deutſche Fluß, dieſelbe
Die eine Sprache in gleich mildem Falle?

Die Wolke, welche ſonſt nur Liebe träumte,
Sie ballt ſich jetzo blitzgedankenſchwanger,
Und jene Ferne, einſt die lichtgeſäumte,
Da liegt ſie, fahl und ſchal, ein Todtenanger!

O wehe, wenn du von des Frühlings Blättern
Den zarten Schmelz der Kindlichkeit entfernſt,
Wenn du das Leben erſt aus fremden Lettern
Statt aus den Zügen deines Mädchens lernſt!
Du ſollſt, ein Blinder, blinde Wege gehen,
Und der Natur geheimnißreichen Schleier,
Zerreiß ihn nie, laß fromm ihn niederwehen
Um deines Glaubens ſabbathſtille Feier!

Zerſtört' ich ſelbſt des Heiligthumes Wände
Wohin ich ehmals opfern ging und beten,
Und legt' ich tempelſchänderiſche Hände
An den Altar begeiſterter Poeten?

Nein, dreimal Nein! Ich wälze dieſe Sünde
Hinweg von mir, es fühlt mein Herz ſich rein:
Wenn Andre anders wären, o ich ſtünde
Auch anders hier, nicht kalt und nicht allein!

Geſtrebt hab' ich ſo hoch ein Jüngling ſtrebte,
So warm geliebt, wie nur der Dichter kann,
Und wenn es Traum war, Irrthum, was ich lebte,
Bei Gott, ich lebt' es als ein ganzer Mann!
Und nun auf meiner Tage Mittagshöhe,
Nun ich den Stab bald müde niederlege,
Wie kommt es, daß ich arm und einſam ſtehe,
An keinem Ziel, faſt, wahrlich, ohne Wege?

Der Lenz vergeht, und ſeine Blüthen werden
Für alle Welt zu Früchten oder Garben;
Es zählt der Bauer Aecker durch und Heerden,
Der Krämer Gold, der Krieger ſtolze Narben.

Der Dichter aber, wann ſein Herbſt gekommen,
Wenn er nicht ernten möchte, nein, nur ruhn,
An fremder Thür dann hört er ſchambeklommen
Das alte Wort: Einſt ſangſt du, tanze nun!

Aus welker Seele Frühlingslieder ſchreiben,
Für kühle Herzen einen warmen Reim?
Pfui doch! Ich wollt' es möchte Winter bleiben,
Der Mai im Himmel, der Poet daheim!
Fort an's Kamin! Wir taugen nicht zuſammen,
Mit mir iſt's und dem „Wonne-Mond“ vorbei;
Bei todten Kohlen oder rothen Flammen
Träum' ich vielleicht von einem Dichter-Mai!

Marine von Cherbourg.

. . Reges in ipsos
Imperium est . . .

HORATIUS.

Auf dem Meere lag das Abendroth
Und auf ſandigem Dünenhügel;
Hin glitt mit flinkem Segel mein Boot,
Die Möve mit flinkerem Flügel.

Als das letzte Leuchten erloſchen war,
Als die Schiffe den Nachtgruß tauſchten,
Glomm es auf in den Wellen wunderbar,
Siedende Stimmen rauſchten.

Das ſind die Nixen, hab' ich gedacht,
Die gefährlichen Waſſerweiber,
Ich freute mich ſchon auf die warme Nacht,
Auf die kühlen, die köſtlichen Leiber.

Weit über des Kahnes Rand gebeugt
Blickt' ich aus in das helle Grauen,
Doch ſchwebten ſie noch zu fern, noch zu feucht,
Die viel-erſehnten Frauen.

Und da mir's näher ſchwamm, o weh!
Erkannt' ich zwei Greiſengeſtalten,
Auf dem Haupte des Alters triefenden Schnee,
Um die Schuppen purpurene Falten.

Sie trugen ein Jeglicher hell im Haar
Von gediegenem Gold einen Reifen,
Das war es, was von Weitem ſo klar
Aufſchien wie Mondlichtsſtreifen.

Die Alten tauchten im Waſſer umher,
Tief unten bald, bald hoch oben,
Ueber ſie ſpritzte das grüne Meer,
Und mein Boot ward im Schaum gehoben.

Drauf nahmen ſie die Kronen zumal
Von den Stirnen in ihre Finger,
Sie ließen ſie glitzern im eigenen Strahl,
Die glatten, glänzenden Dinger.

Sie ſpielten damit, wie Kinder thun,
Wie Könige thaten zu Zeiten,
Sie ließen die Spitzen im Waſſer ruhn,
Im Giſcht die Perlen gleiten.

„Dies Krönlein,“ ſang der Eine zuletzt,
„Hab' ich einſt König Jakob genommen
Und mir auf den kahlen Schopf geſetzt,
Wohl mög' es uns beiden bekommen!

Herüber floh er von Engelland,
Geſtürzt von der Väter Throne:
Ei, meint' ich, was ſoll am franzöſiſchen Strand
Die britiſche Inſel-Krone?

Er ſieht ja die weißen Felſen nicht mehr,
Nicht den Tower geſchwärzt von Kohlen:
Für den Flüchtling iſt die Krone zu ſchwer,
Und gerettet heißt nicht geſtohlen."

Und die beiden Alten lachten im Chor
Und peitſchten die Flut mit den Schwänzen,
Sie reckten die grauen Köpfe empor,
Sie ließen die Reife glänzen.

Der Andere ſang: „Da im wärmſten Auguſt
Herr König Karolus der Zehnte
Vom ſchönen Frankreich hat fortgemußt
Und am Bord des Great-Britain lehnte,

Drüben am Ufer ſtunden noch
Bayonette und Bärenmützen,
Die treuen Lilien weheten hoch,
Und konnte ihn Alles nicht ſchützen,

Da ſchlüpfte von dem bedroh'ten Haupt
Der gefährliche Reiſen hernieder;
Ich hab' ihn nicht mehr wie — ein And'rer geraubt,
Ich fand nur und brachte nicht wieder."

Und die beiden Alten lachten im Chor
Und peitſchten die Flut mit den Schwänzen,
Sie reckten die grauen Köpfe empor,
Sie ließen die Reiſe glänzen.

„Ihr Könige," ſangen ſie endlich zu zwei,
„Wenn ihr auf dem Meere fahret,
So hütet euch doch vor allerlei,
Daß ihr Purpur und Krone bewahret.

Das Meer iſt eiferſüchtig ſehr
Auf ſeine Perlen, auf ſeine Schnecken,
Drum, ſchifft ihr zu Küſten über's Meer,
Mögt ihr Purpur und Krone verſtecken.

Purpur und Krone ſind Uebergewicht
Und Ballaſt in Charons Nachen;
Das Erdvolk drückt es, das Meervolk nicht,
Weil wir es zum Spielzeug machen."

Und die beiden Alten lachten noch eins,
Dann ſchwiegen ſie, ſchwebten, ſchwammen;
Die Reiflein verſchwanden, ſterbenden Scheins,
Die Welle ſchlug drüber zuſammen.

Still ward es, dunkel ward es umher,
Himmel und Waſſer eine Wüſte,
Ich ſah von meinen Greiſen nichts mehr,
Sah nirgends keine Küſte.

Mein Fiſcherkahn fuhr träumend dahin
Wie durch der Ewigkeit Wogen:
Wohl mocht' er die nämliche Furche ziehn,
So der Könige Schiffe gezogen.

Themſefahrt.

»Quia tu spoliasti gentes multas, spoliabunt te omnes.« HABACUC. 2, 8.

Nun thu' dich auf, mein deutſches Herz,
Nun iſt die Welt der Wunder dein,
Nun ſtürm' durch Brücken hin von Erz,
Durch Brücken hin aus Quaderſtein.

Erhebe ſtolz dich in die Luft,
Wie Thürm' und Segel rings umher,
Verlier' dich wie im Mährchenduft
Im Kohlendampf, im Nebelmeer.

Hier auf dem Strome fleucht ein Schiff,
Tief drunter zeucht und keucht ein Roß,
Hoch drüber, ohne Roſſe, pfiff
Ein ſchwarzer, ſchwerer Wagentroß.

Und mitten in der Rieſenſtadt
Winkt plötzlich ein Idyll dir zu,
Ein grüner Park, ein grünes Blatt,
Ein Schäflein, eine bunte Kuh.

Ja, Wunder fern und Wunder nah,
Du gehſt, du ſtehſt recht mitten drin:
Links liegt der alte Tower, da
Saint-Paul, der Kirchen Königin.

Dort unten flammt das Feuermahl,
Wie ein Komet durch Wolken bricht,
Im Dock da flaggen ohne Zahl
Die Maſten, thurmhoch, waldesdicht.

Mein Herz, mein dummes, deutſches Herz,
Was thuſt du denn, ſtatt auf, dich zu?
Wo Schiff' und Brücken ſind von Erz,
Sind's auch die Menſchen, ſey's auch du!

Hier, ſtatt des Gottes, den du ehrſt,
Herrſcht einer, dem du fluchſt: das Geld;
Wenn du ihr erſter Krämer wärſt,
So wäreſt du ihr erſter Held.

Hier ſtiehlt kein Menſch, allein hier raubt
Nach dem Geſetze Volk und Land:
Dem Rinderdieb ein Strick um's Haupt,
Dem Länderdieb um's Knie ein Band.

Und alles, was du weit und breit
Erblickſt an Pracht und Herrlichkeit,
Geſammelt iſt's aus fremder Zeit,
Aus fremder Zone weit und breit.

Und alles das warum? wozu?
Wie lange noch? — Herz laß es ſeyn:
Dein Gott hält eben Mittagsruh,
Stör' du ſie nicht mit Träumerei'n!

Kaſſandra klagt um Priams Fall,
Und Troja lebt in Jubilo!
Karthago, wo dein Hannibal?
Und ach, wo Rom? wo Scipio!?

An Sir Robert Peel.

Herr Miniſter, weil Ihr eben
Müßig und bei Laune ſeyd,
Wollet mir ein Stündlein geben
Nur Gehör und nicht Beſcheid.

Hören macht Euch nie verlegen,
Denn Ihr hörtet ja genug,
Selten ſpracht Ihr was dagegen,
Immer wie ein ſchlechtes Buch.

Seyd Ihr, — weit umhergekommen
In der Welt nach allem Schein, —
Niemals noch hinaufgeſchwommen
Unſeren freien deutſchen Rhein?

Engliſch war das Boot natürlich,
Engliſch auch der Steuermann,
Und der Deutſche, wie gebührlich,
Wedelte Euch Engliſch an.

Nun, da wißt Ihr: unweit Bingen,
Wo die Waſſer wüſt und wild
Sich zum Binger Loch verſchlingen, —
Eu'res Unterhauſes Bild, —

Beinah' mitten drin im Rheine,
Hart bedroht von Flut und Sturm,
Steht ein alter Haufen Steine,
Weltberühmt als Mäuſethurm.

Hatto baute dieſe Mauern,
Erzbiſchof von Gottes Zorn,
Der — merkt auf' — den lieben Bauern
Theuerte das liebe Korn.

Der die Flehenden mitſammen
In die Scheuern werfen ließ
Und hohnlachend ſich in Flammen
Sättigen und wärmen hieß.

Doch aus Feu'r und Scheuer ſprangen,
Wunder! welche Thiere 'raus:
Millionen Mäuſe drangen
Ueber Nacht in's Biſchofshaus.

Nagten mit an Hattos Mahle,
Nippten mit an Hattos Wein,
Trieben ihn vom Fürſtenſaale
Ueber, auf und in den Rhein.

Ohne Floß und ohne Schiffe
Setzten ſie dem Flüchtling nach,
Folgten ihm mit gellem Pfiffe
In das Inſelthurmgemach.

Fraßen ſich durch Stein' und Ständer,
Durch der Knechte bange Reih'n,
Durch die Biſchofsprachtgewänder
In den Biſchofsleib hinein.

Hui, wie ihre Aeuglein glänzen,
Da verzweifelnd ſeines bricht,
Wie das Netz von ſchwarzen Schwänzen
Natterähnlich ihn umflicht!

Wie die Hungerbäuchlein ſchwellen,
Von des ſeinen Fett gemäſt!
Wie des Rheines grüne Wellen
Beifall rauſchen zu dem Feſt!

Das, Herr Premier-Miniſter,
Und noch mehr, wenn Ihr's verſteht,
Spricht der Thurm, der grau und düſter
Bingen nah, im Rheine ſteht.

Freilich iſt's nur eine Sage,
Und ein aufgeklärter Mann
Hört, wie Ihr thut, heut zu Tage
Lächelnd ſolche Märlein an.

Alles dies geſchah vor Jahren,
Alles dies iſt lange her:
Ruhig könnt Ihr weiter ſahren,
Auch das Loch thut Euch nichts mehr.

Poets-Corner Weſtminſter.

Kein Byron da? Ein Dichterwinkel
Altenglands, und kein Byron da!
Gott ſegne deinen Pfaffendünkel,
Ruhm-mäklende Britannia!
Nicht wahr, die Bibel, Kreuz und Glauben
Feil bieten ſammt Herrn Jeſu Chriſt,
Sie wollten ihn hier nicht erlauben,
Die Männer Gott's den Atheiſt?

Das Unglück, daß der edle Dichter
Nun nicht im Haus der Gnaden ruht
Bei verſeſchmiedendem Gelichter
Und bei erlaubtem Mittelgut!

Der Afterdichtkunſt eitle Sklaven,
Vom Reim, doch nie vom Gott beſeelt,
Sie prunken hier mit Kenotaphen,
Und Er, der Gottes-Trunkne, fehlt!

Wo Prieſter näſeln ihre Meſſen,
Im weihrauchdumpfen, düſt'ren Haus,
Mit Recht wird Byron da vergeſſen,
Stoßt Den vom Aron auch hinaus!
Geſchah's noch nicht, daß ſich der Recke,
Wie Zeus auf der Akropolis,
Erhob und des Gewölbes Decke
Mit ſtolzem Rieſenhaupt zerſtieß?

Altenglands Dichter-Dioskuren
Sind fremd nur ihrem Vaterland;
Die großen, göttlichen Naturen,
Wie paſſen ſie zu Kram und Tand?

Die feine Lady rümpft die Naſe
Zu Shakſpeares Witz, zu Byrons Weh
Und thut ſich gütlich mit der Phraſe
Der zahmen Sängerlein vom See!

Komet, aus Nordens Nebelhimmel
Und engem Sund emporgetaucht,
Wie brausteſt du durch das Gewimmel
Bemeß'ner Sterne glut-durchhaucht!
Weit zogeſt du die Flammenpfade
Und irr in alle Welt hinein,
Bis fern, an klaſſiſchem Geſtade,
Im theuren Süden ſtarb der Schein!

Und nun im Tode noch kein Frieden,
Sein Schatten ſelbſt noch wandern muß!
Barbaren halten den Alziden
In ſcheuer Haft und in Verſchluß!

Was braucht's ein Denkmal, was ein Bildniß?
Behaltet Eures, ſeins ſeht an!
Es ſteht ſo herrlich in der Wildniß
Des Byron-Parkes: Don Juan!

Proſtitution.

Qui sine peccato est vestrüm, primus
in illam lapidem mittat!

JOH. EV.

Sollſt leben, thu Beſcheid! — Nicht einen Tropfen mehr.
Ei was, du darfſt nicht fort; da kommen Würfel her
Und Grog und Porter und Cigarren.
Du, halt' ihn doch! — Laßt mich! — Nur eine Pinte
Ale! —
Nein! — Geh' zum Teufel denn! Pfui über das Kameel!
Schmeißt ihn zum Tempel 'naus, den Narren! —

Er taumelte hinweg, er ſchritt den Strand entlang.
Wie gläſern war ſein Blick, wie ſchlotterig ſein Gang,
Sein Kopf wie wüſt von dem Gelage!

Er faßte nach der Uhr: ſie ſteht, dreiviertel drei;
Doch dämmert's ſchon um ihn, die Nacht iſt ſchier vorbei,
Verzweifelnd ringt ſie mit dem Tage.

Es rieſelt ihm eiskalt durch Mark und durch Gebein.
Ein feiner Regen fällt, mit fahlem Zwitterſchein
Glimmt durch den Nebel die Laterne.
Die Straßen weit und breit ſtehn öde, grau und leer,
Ein Wächter ſchläft am Eck, wie Hohn von ferne her
Schallt das Gelächter der Taverne.

Und wie er ſo vom Strand hinauf gen Regentſtreet
Am großen Opernhaus des Wegs vorüberzieht,
Da tritt's ihn an, aus jenen Säulen.
Er fährt zurück: Wer da? — Ein Weib, wenn's Euch gefällt. —
Weg, Mädchen, weg! — Umſonſt: ſie faßt, ſie hält
Ihn feſt am Arm mit lautem Heulen.

Er reißt ſich zornig los, ſie, wankend, folgt ihm nach,
Er hört, dicht hinter ſich, ihr fürchterliches Ach,
Fühlt ſie am Mantel krampfhaft zerren.
Sie klammert ſeine Hand an ihre nackte Bruſt:
O kommt! Aus Mitleid kommt! Aus Pflicht, wenn nicht aus Luſt!
Ich hatte heut' noch keinen Herren!

Verdammt ſey … Noch ein Wort, ein Stoß, und dann ein Tritt,
Gleich hart, und er iſt frei. Sie kann nicht weiter mit,
Gefallen liegt ſie auf dem Pflaſter.
Er aber eilte fort, der fernen Wohnung zu,
Ernüchtert und erwacht: ſein Rauſch entfloh im Nu,
Ein Laſter vor dem and'ren Laſter.

Auf einmal, gleich als hätt' er ein Geſpenſt geſehn,
Blieb er, das Haupt geſenkt, auf ſeinem Wege ſtehn,
Die Fäuſte ballend vor der Stirne.

Ein Blitzſtrahl durch ſein Hirn: Was that ich, rief er aus
Und lachte bitter auf aus tiefſtem Seelengraus,
Bin ich was and'res als die Dirne?!

O unglückſelig' Weib! Sie bietet zum Genuß
Feil den entweihten Leib, ihr Lächeln, ihren Kuß
Verkauft ſie an den Erſten Beſten.
Ich — — buhle mit dem Geiſt! O unglückſel'ger Mann!
Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an,
Von ſeinem Abhub mich zu mäſten!

Wie? Ekelt's nicht auch ſie, wenn ihr in roher Brunſt
Ein Trunkenbold abtrotzt des Weibes höchſte Gunſt?
Doch muß ſie heiter ſeyn, muß lachen:
Er wühlt wie ein Despot im allgeheimſten Reiz,
Kargt an dem Blutgeld noch und feilſcht mit Krämergeiz:
Ei was, du ſollſt mehr Späſſe machen!

Geworben wenn wir rein, begehrt ſo lang wir jung,
Und Augenblicks darauf in ſtumpfer Sättigung
Geſchmäht, verſtoßen, preisgegeben,
Mit unſ'rem beſten Seyn der Menge blosgeſtellt,
Ein warnend' Beiſpiel für die Frommen dieſer Welt:
Ei, Schweſter, welch' ein luſtig' Leben!

Ein und derſelbe Fluch, der auf uns beiden brennt,
Auf deine Schönheit ſchlug, es ſchlug auf mein Talent
Das Handwerk ſeinen Sklavenſtempel.
Ich armer Dichter hier, du arme Dirne dort,
Wo ſteht denn doch das Wort, das inhaltſchwere Wort
Von einem umgeſtürzten Tempel?! —

Er ſchwieg, er kehrte um. Noch lag ſie unverruckt,
In Ohnmacht, Trunkenheit und Schlaf, das Haupt gebuckt
Auf des Theaters Marmorſchwelle.
Erdfahl war ihr Geſicht, die Zuge hart und alt,
Das Auge wie erſtarrt; auf ihre Nachtgeſtalt
Fiel grell des Tages erſte Helle.

Sie träumt, vielleicht von einſt — Er weckte ſie gelind:
Steh' auf, begann er ſanft, dein Bett iſt kalt, mein Kind,
Und kälter noch die Morgennebel.
Sie fuhr empor und ſah mit wildem Blick ihn an:
Geh' fort, ſo murrte ſie, du biſt ja auch ein Mann,
Geh' fort und meld' es dem Conſtable.

Er ging, doch nicht allein. Das Glück kennt Recht und Pflicht,
Das Glück verdammt und ſtraft, das Unglück kann das nicht,
Das Unglück kann nur ſich erbarmen.
Werft immer Euren Stein! — In ihrem Kämmerlein
Schwelgten und ſchliefen ſie, tief in den Tag hinein,
Ein Elend in des and'ren Armen.

Mein Herz iſt im Hochland.

Wahrhaftig, ein ächter Hochlands-Sohn!
Wie freut's mich, dich lebend zu ſehn!
Gerad' ſo ſah ich als Knabe ſchon
In meiner Fibel dich ſtehn!

Der gewürfelte Plaid, wie ſchmuck, wie nett,
Wie romantiſch umgethan!
Auf dem Haupte wie keck das blaue Barett
Mit der Diſtel von Wales daran!

Und das nackende Bein, wie es leibt und lebt
Darin iſt noch Kraft, noch Kern!
„Lieber Herr, wenn Ihr eine Hoſe mir gebt
Ich trage ſie herze-gern.“

Wo kommſt du her? Vom Gebirge weit,
Vom Tyne, von Edinburg?
„Lieber Herr, ich brannte vor kurzer Zeit
Aus dem Londoner Spinnhaus durch.“

Doch ſtehn noch die Berge von Nebeln umgraut,
Noch im Moore das einſame Dorf?
„Lieber Herr, im Berg werden Kohlen gebaut,
Und im Moor für die Armen Torf.“

Und zieht Euer Boot, die Küſten entlang,
Noch hinaus in Raub und Gefahr?
„Gott verdamme die See! Unſer Häringsfang
Wird ſchlechter von Jahr zu Jahr.“

Und ſingt Ihr den Burns, und lest Ihr den Scott,
Und den Vater Oſſian?
„Leſen und Singen! Du lieber Gott!
Eſſen und Trinken, das ſtund' uns an.“

Eu're großen Clans, ſprich, leben ſie noch
Die Namen voll Ruhm und Glanz?
Und führen nächtlich am klaſſiſchen Loch
Die Jungfern vom See ihren Tanz?

„Aus dem großen Clan ward ein kleiner Baron,
Schwer genug auf unſ'rem Genick;
Die Jungfern vom See geh'n auf Tagelohn
In ſeine wollene Strumpffabrik.“

Da floh ich erzürnt. Der Hochländer jagt
Mir nach bis an meine Thür:
„Lieber Herr, Ihr habt mich ſo viel gefragt,
Nun ſchenkt mir auch etwas dafür!“

Greenwich-Hoſpital.

Altengland hoch! England für immer!
Ein Volk, wie keins mehr, rief ich aus:
Für Greiſ' und Krüppel baut's Paläſte,
Für ſein geſundes Kind kein Haus!

Wir ſchritten, Höfe, Gänge, Säle
Und Hallen durch, dem Führer nach,
Bis daß er ſtehn blieb, nah der Treppe,
Vor einem bretternen Verſchlag.

Ihr habt, ſo ſprach der Mann voll Würde,
Hier viel in kurzer Zeit geſehn;
Nun ſeht noch Eines, ein Jahrhundert,
Der Navy Englands Aelteſten.

Wir traten ein, gebückt und ſchweigend:
Ein enges, dumpfes Kämmerlein,
Wie eine Koje ſchmal und ſteigend,
Voll Theergeruch, voll Dämmerſchein.

Kein Bett, nur eine Hangematte,
Und nackte Planken rund umher,
Auf dem Geſims ein Krug, ein Fernrohr,
Das zweite blind, der erſte leer.

Bill, ſchrie der Führer; keine Antwort,
Als nur ein Stöhnen kurz und dumpf;
Ganz unten aus den Decken zuckte
Ein Wollſtrumpf und ein Eichenſtumpf.

Noch einmal: Bill. Und vor uns tauchte
Empor ein alter Negerkopf,
Einäugig, offenmäulig, zahnlos,
Mit grauem Bart, mit grauem Schopf.

So ſtiert und grinſt er auf uns nieder,
Aus ſeinem Pfühl träg' aufgerafft,
Und ſpritzt geſchickt vor unſ're Füße
Den edlen, braunen Tabaksſaft.

Die Dam' an meinem Arme rümpfte
Ihr engliſch Näschen ſpitz und fein;
Ein And'rer, voll Courage, ſchimpfte,
Das mocht' ein deutſcher Landsmann ſeyn.

Der Führer aber griff zum Abſchied
Des Negers breite, graue Hand,
Und ſprach, als er die Thür geſchloſſen
Und neben uns im Gange ſtand:

Ein garſtig Neſt, ein garſt'ger Vogel!
Ich ſeh', daß beides Euch mißfällt;
Doch wiſſet: Eh' er drinnen ruhte,
Umflog er ſiebenmal die Welt.

Er war mit Nelſon bei Trafalgar,
Mit Codrington bei Navarin;
Kommt, Gentlemen, laßt uns beſcheiden
Vor Maſter Bill die Hüte zieh'n!

Ein Roman.

I.

Wenn du die Leidenſchaft willſt kennen lernen,
Mußt du dich nur nicht aus der Welt entfernen.

Such' ſie nicht auf in friedlicher Idylle,
In ſtrohgedeckter und begnügter Stille;

Auch nicht, wo durch die Ehe fromm verbunden
Zwei kalte Herzen chriſtlich ſich gefunden;

Nicht, wo ein Jüngling ſich am Bache härmt,
Und wo ein Mägdlein mit den Sternen ſchwärmt;

Nicht, wo Herrn Werthers Blut um Lotten fließt,
Indeß Frau Lotte Thränen blos vergießt.

Glaub' mir, und magſt du's auch in Büchern leſen,
Wenn dieſes Liebe war, ſie iſt geweſen.

Sie wechſelt, gleich wie Alles in der Welt:
Sonſt Haus und Hütte, jetzt Palaſt und Zelt.

Da ſuche ſie, im feſtlich-vollen Saale,
Bei Spiel und Tanz, an feierlichem Mahle.

Dort, eingeſchnürt in Form und Zwang und Sitte,
Thront ſie wie Banquos Geiſt in ihrer Mitte:

Wo bei dem Sonnenglanz von hundert Lüſtern
Nächtliche Wünſche durch einander flüſtern,

Wo unter Sammt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames off'ne Eiterbeulen ſitzen.

Wo zwiſchen ächte Perlen und Juwelen
Zuweilen ſich noch ächt're Thränen ſtehlen.

Wo Haß und Mordluſt mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüſte fallen,

Wo an des Männerherzens Ordenſterne
Die Eiferſucht anpocht in ſcheuer Ferne,

Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich ſchleichen,

Wo Fächer reden, wenn die Lippen ſchweigen,
Wo ſtatt der Uhr die Augen Stunden zeigen,

Wo ſich die Füße drücken ſtatt der Hände,
Wo — doch wer fände hier ein Ziel, ein Ende?

Ich habe viel gelebt in dieſer Welt,
Die dem allein, der ſie nicht kennt, mißfällt.

Sie iſt, glaub mir, nicht beſſer und nicht ſchlechter,
Denn ihre tugendſamen Maulverächter.

Auch ſie hat Poeſie und Heroismus,
Ihr Märterthum und ihren Fanatismus.

Wie manchen Abend bin ich unbefangen
Und kalt durch ihre Wunder hingegangen!

Ich ſah, ich hört', ich lernte viel indeſſen;
Ich gäbe viel drum, könnt' ich viel vergeſſen.

An Eines nur gedenk' ich oft und gerne
Trotz aller Zeiten-, aller Raumes-Ferne.

Und dies, das immerdar bei mir geblieben,
Hab' ich zuletzt auf dieſes Blatt geſchrieben.

Das leg' ich in mein Wanderbuch, ein Blatt,
Ein Roſenblatt, das Duft und Farbe hat.

Ihr mögt dazu nun weinen oder lachen,
Geſtrenge Mienen oder milde machen:

Gleichviel! Was kann der Dichter für ſein Weſen?
Er giebt, was er gelebt hat. Ihr — mögt leſen!

II.

Sie heißen es auf Engliſch Rout:
Ein unerquickliches Gedränge,
Wo man ſtatt Menſchen Leute ſchaut
Und niemals Worte hört, nur Klänge.

Ich lag, ein müder Mann, allein
In einer fernen Fenſterniſche,
Mein Auge floh vom Kerzenſchein
Hinweg in der Aprilnacht Friſche.

Mein Ohr, nicht von dem Lärm geſtört,
Der durch die weiten Säle rauſchte,
War in mich ſelbſt zurückgekehrt,
Wo es auf inn're Stimmen lauſchte.

Da ſah ich durch des Vorhangs Saum,
Den ich um mich herabgelaſſen,
In meinen Heimathsdichtertraum
Zwei kleine, weiße Handſchuh faſſen.

Und ein olivenbraun Geſicht
Mit kalten, ſtrengen, ſchönen Zügen,
Kaum angeſtrahlt vom Kerzenlicht,
Sich leiſe zu mir niederbiegen.

Ich fuhr empor, ſie fuhr zurück,
Genüber ſtanden wir uns beide,
Getrennt von Allen, Blick in Blick,
Verhüllt von der Gardine Seide.

War ſie das Vöglein oder ich,
Sie oder ich die Klapperſchlange?
Ich weiß nicht. Der Moment verſtrich,
Wir blieben ſo, noch lange, lange.

Und zwiſchen uns kein Gruß, kein Wort,
Nicht eine einzige Geberde:
Langſam und ſchweigend ging ſie fort,
So ſtreift ein Traum des Nachts die Erde.

Drauf fragt' ich leicht und obenhin:
Herr, kanntet Ihr die braune Dame?
Ein Weib von unſ'ren Kolonie'n,
Hieß es, ein fremder Inſel-Name.

Mein Auge flog durch das Gewühl
Ihr nach, ſchon war ſie faſt verſchwunden,
Da ſah ſie um, wie ſtolz, wie kühl,
Und doch — Wir hatten uns gefunden.

Ich ſank auf meinem alten Sitz
Nachdenklich und erſtaunt zuſammen:
In Nacht verzuckt der Doppelblitz,
Doch Flammen hier, und drüben Flammen!

III.

Wenn du geliebt haſt, weißt du was es heißt
Ein Tanz, ein Walzer zwiſchen Mann und Weib:
Wie da im Leibe untergeht der Geiſt,
Und wie zum Geiſt beflügelt wird der Leib.

Sie flog, von mir umſchlungen, durch den Schwarm,
Leicht wie ein Falter unter Bienen fliegt,
Wie eine Blume lag ſie mir im Arm,
Die ſich im Abendwinde wiegt und ſchmiegt.

Sie bebt' in meinem Blick, in meiner Hand
Wie eine Taube unter dem Vampir.
Es floß und flatterte das Florgewand
Nur wie ein Nebel zwiſchen ihr und mir.

Zuletzt, da wir, ermattet, athemlos,
Umfaßt noch, in der Tanzcolonne ſtehn,
Naht ihr ein Mann, nicht doch, ein Schatten blos,
Den ich ſchon oftmals hinter ihr geſehn.

Auf ihre Schultern legt er das Geſicht
Und liſpelt kalt in das erhitzte Ohr:
Hört ſie es, was er ſpricht? Hört ſie es nicht?
Sie ſchweigt, ſie ſeufzt, ſie zittert wie ein Rohr.

Drauf tritt ſie, — o wie ſchwankt der ſchmale Fuß! —
Von mir zurück: Verzeiht, wir gehn nach Haus.
Der Schatten war ihr Mann. Er will, ſie muß.
An ſeinem Arme wankt ſie ſtill hinaus.

Von weitem ſieht ſie in den vollen Saal
Zurück mit einem Blick, vor dem mir graut.
Er wirft ihr juſt den Mantel um, den Shawl
Und lächelt ſanft. Sie gehn. Ich lache laut.

IV.

Sie war ein Weib, — was ſag' ich denn von ihr,
Nicht Unrecht ihr zu thun und mir nicht weh? —
Ein Weib wie ich ein Mann; verſtimmt, gleich mir,
Und ſatt und kalt und müde: Eis zu Schnee.

Blaſirtheit, Weltſchmerz! Ja, ſo nennt Ihr's wohl
Und treibt damit aus Mode Spott und Spiel.
Ahnt Ihr, wie dem zu Muth iſt, welchem hohl
Und morſch ſein Leben über'm Kopf zerfiel?

Der, des Genuſſes wie der Arbeit ſatt,
Mit jedem Wahn auch jedes Reizes bar,
Zu nichts mehr Kraft, an nichts mehr Freude hat,
Dem nur zu mühſam oft das Sterben war?

O Gott, wenn Ihr's im eig'nen Buſen fühlt,
Wie lau, wie faul, wie ſumpfig, wie verbunzt
Der Quell des Lebens auf- und nieder-ſpühlt,
Mechaniſch, eine lahme Waſſerkunſt,

Wenn an Euch ſelbſt das letzte Blatt verweht,
Die letzte Blüthe taub und ſchaal verdorrt,
Und doch der Stamm, anſtatt zu ſtürzen, ſteht,
Dann ſcherzt Ihr, dann nicht mehr mit jenem Wort.

So trafen wir uns, ich und ſie, noch oft,
Gleichgültig vor der Welt und kaum bekannt,
Doch innen, raſcher als ich je gehofft,
Als ſie geglaubt, ſeelen- und wahl-verwandt.

Wir tauſchten dann und wann ein fremdes Wort,
Fluchtig und nichtig, wie die Sitte will,
Doch unſ're Augen ſprachen immer fort,
Und unſre Herzen ſchwiegen nimmer ſtill.

Es war kein Bund, wie ihn die Jugend ſchließt
Vertrauensvoll, in froher Zuverſicht,
Wo gleich der Mund von Schwüren überfließt,
Von Grab und Tod und Ewigkeiten ſpricht.

Wir klammerten uns, ob aus Zeitvertreib,
Ob aus Verzweiflung, an einander an,
Sie ein verlor'nes, neugebor'nes Weib,
Ich ein verlor'ner, neugebor'ner Mann.

Und als in Ennui und Unnatur
Wir wieder einmal einen Rout durchwacht,
Als ich allein mit ihr nach Hauſe fuhr, ...
Ein Schleier über jene Frühlingsnacht!

V.

Schön war ſie, meine Bayadere,
Schön wie die Nacht, nicht wie der Tag,
Wenn ſie, im Auge eine Zähre,
An meiner Bruſt gewährend lag:
Und doch: war ſchöner denn nicht Jene,
Die, göttlicher Verehrung werth,
Im Auge eine and're Thräne,
Sich zürnend von mir abgekehrt?

Wir küßten uns in wildem Rauſche,
Die Luſt durchſchwelgend bis zum Schmerz,
Im Seelen- und im Körper-Tauſche
Verwechſelt wogte Herz an Herz;

Doch warum dacht' ich denn daneben
An damals, als ich keuſch und feſt
Den reinen Mund zuerſt im Leben
Auf eine reine Hand gepreßt?

Ich ſchwelgte tief in ihren Armen,
Von Froſt geſchüttelt und von Glut,
Doch niemals konnt' ich ſo erwarmen,
Nie floß ſo leicht, ſo ſanft mein Blut,
Als einſt zur Zeit der erſten Weihe,
Da, wünſchelos und reuelos,
Mein Haupt, das frohe, friſche, freie,
Entſchlummerte in ihrem Schooß.

Mein war ſie, mein, nicht in dem Sinne,
Den einmal nur das Herz begreift,
Bevor die jugendliche Minne
Ihr Flügelkleid hat abgeſtreift.

In and'rem Sinn war ſie die Meine,
Ein Sinn, vor dem das Herz erſchrickt,
Sobald es wehmuthsvoll in ſeine
Verlor'nen Paradieſe blickt.

Doch ſoll ich ihr's darum nicht danken,
Was ſie, die Arme, für mich that,
Sie, die ſich ohne Form und Schranken
Mir ganz und gar gegeben hat?
Komm, hin iſt hin! Laß uns nicht klagen,
Die alte Zeit holt ſich nicht ein:
Wir wollen's mit der neuen wagen,
Auf unſ're Weiſe glücklich ſeyn!

VI

Auf dem Morgengang, Hydepark entlang,
Begegneten wir uns geſtern:
Sie erſchien hoch zu Roß, voran einem Troß
Von Amazonen-Schweſtern.

Die Zügel verhängt kam ſie angeſprengt,
Herunter den grünen Hügel:
Wie ſaß ſie ſo leicht, ſo lieblich geneigt,
Und wie feſt doch in Sattel und Bügel!

Wie ſtand ihr ſo gut der männliche Hut,
Das dunkle Gewand voll Falten:
In die Büſche hoch ihr Schleier flog,
Hinterher die Mähnen wallten.

Phantaſtiſches Bild, ſo fremd und ſo wild,
Zwiſchen Erde ſchwebend und Himmel:
Die dunkle Geſtalt, weit und dunkel umwallt,
Auf dem bäumenden, ſchäumenden Schimmel!

Da ſie mich erblickt, griff er aus geſchickt,
Gehorſam ihrem Rufe:
Kies und Funken und Staub und wirbelndes Laub
Um die tönenden, dröhnenden Hufe!

So flog ſie vorbei, ſtolz, fröhlich und frei
In das morgenlichte Gehege:
Ich ſchämte mich faſt, daß ich auf ſie gepaßt,
Wie ein Bettelmann am Wege.

Ich ſtarrte ihr nach, bis ſie allgemach
Verſchwunden war zwiſchen den Bäumen.
Dann ſchlich ich heim, auf Papier und im Reim
Meine Mähre mir aufzuzäumen

VII.

Kam dir wohl im vollen Saal
Bei dem Glanz der Girandolen
Nie das nächtliche Gelüſte:
Wenn ich auf der Stell' einmal
Flüchtig, innig und verſtohlen,
Den geliebten Buſen küßte!?
Sollſt du's mit dem Tode büßen,
Küſſen mußt du, du mußt küſſen!

Als ich jüngſt gedankenlos
Lehnte hinter ihrem Seſſel,
Wie galante Ritter pflegen,
Blühend ſtieg und blank und blos

Aus des Kleids gefälliger Feſſel
Mir die ſchöne Bruſt entgegen: —
Kam der tolle Wunſch mir eben,
Wie vom Satan eingegeben.

Kurz drauf, wie gerufen, glitt
Ihr das Tuch vom Schooß, ſie bückte
Sich danach, es aufzuheben:
Hurtig bückt' ich ſelbſt mich mit,
Und auf ihren Buſen drückte
Sich mein Mund mit keckem Beben:
Alſo hatt' ich meinen Willen,
Wie ein Kind, für mich, im Stillen.

Zornig ſah ſie und erſchreckt
Erſt mit halbem Auge nieder,
Ob der Frevel auch zu ſchauen,
Aber, da ſie nichts entdeckt,

Sprach ſie leiſ' und lachte wieder,
Deutend auf die nächſten Frauen:
Wär' ich nun ſo weiß wie jene,
Gäb' es eine hübſche Scene!

Item, zog ich die Moral,
Schön und herrlich zu betrachten
Iſt ein weißer Frauenbuſen:
Doch daneben manches Mal
Ganz und gar nicht zu verachten
Iſt ein brauner Frauenbuſen.
Sprach's und that mit einem Kuſſe
Auf die braune Achſel Buße.

VIII.

Hangen und Bangen, Hoffen und Harren,
Schwärmen und Härmen, Sehnen und Thränen,
Alles was ſonſt die Verliebten und Narren
Ihren „Himmel auf Erden" wähnen:

Nun, Gottlob, das kümmert uns nimmer,
Drüber hinaus ſind wir lange ſchon,
Sie als vernünftiges Frauenzimmer,
Ich als vernünftige Mannsperſon.

Mach' ich ihr Verſe, ſie kann ſie nicht leſen,
Seufz' ich auf hochdeutſch, ſie kann's nicht verſtehen:
Wär' ich nur immer ſo glücklich geweſen,
Manche Dummheit wär' nimmer geſchehen.

Unſ're verehrten Mutterſprachen
Sind ſich zwei völlig fremde Damen.
Will ſie mir 'mal ein Vergnügen machen,
Spricht ſie, natürlich falſch, meinen Namen.

Und ſo begegnen ſich unſere Zungen
Allzeit nur auf neutralem Boden,
Falls ſie der Kuß nicht zum Schweigen gezwungen,
Stets die bequemſte der Sprachmethoden.

Nur zuweilen in nächtlicher Stunde,
Wann ſie an meinem Herzen trauert,
Bricht eine Stimme aus ihrem Munde,
Die mir die Seele verſtändlich durchſchauert.

Aehnlich, ſo ſagt ſie, erhebt ſich plötzlich
Durch des Löwengebrülles Pauſe,
Unbegreiflich, wild, entſetzlich,
Eine Stimme bei ihr zu Hauſe.

Laut und lang und ſcharf und ſchrille
Schallt ein Geheul, ein Geächz, ein Gewinſel,
Durch die mitternächtige Stille
Ueber die ganze, große Inſel:

Daß die Zimmetwälder ſelber
Zittern gleich erſchrockenen Halmen,
Daß ſich die Elephantenkälber
Furchtſam ducken unter den Palmen.

Niemand ahnt, von wannen die Stimme
Klingt in der Nacht, und was ſie bedeutet,
Ob ſie im Kummer, oder im Grimme,
Ob aus dem Meer, ob vom Himmel läutet.

Herz, du geliebtes, wildes, heißes,
Glaube du mir, daß ich dich verſtehe,
Was dein Naturlaut will, ich weiß es,
Kenn ich doch dein ewiges Wehe.

Weine dich aus und klag' und ſtöhne,
Such' dir ein Echo in meiner Bruſt;
Freue dich, daß die Deine noch töne,
Meine hat längſt verſtummen gemußt.

IX.

Wie lieb' ich es, wenn ich, im Wagen
Allein, ihr Halstuch umgeſchlagen,
Im Mund die glimmende Cigarre,
Auf meine ſpäte Freundin harre.

Es träumt ſich hübſch in dieſen Kiſſen,
Die auch von ihren Träumen wiſſen.
Hübſch ſchaukelt ſich's auf dieſen Federn
In Seidenpolſtern, Juchtenledern.

Zuweilen weht, vom Wind getragen,
Muſik herunter in den Wagen,
Zuweilen hau'n der Rappen Hufe
Auf des Palaſtes breite Stufe.

Und wenn ſie kommt, ſchon auf der Treppe
Erkenn' ich an der Haſt die Schleppe,
Die Stimme, die, noch fern der Schwelle,
Wegſchickt der Fackeln falſche Helle.

Den Tritt herab! Mit einem Satze
Mir an den Hals, die Tigerkatze!
Den Mantel fort! Mit ſüßem Zwange
Mir um den Leib, die Königsſchlange!

Wie glüh'n vom Tanz ihr Stirn und Backen,
Wie marmorähnlich perlt ihr Nacken,
Wie fliegt ihr Athem, wie im Dunkeln
Die weißen Augen auf mir funkeln!

So durch der Straßen lichte Zeile
Hinauf, hinab mit Windeseile;
So in die Nacht, die mondenhelle,
Hinein, hinaus mit Zauberſchnelle!

Wahrhaftig, mir iſt oft zu Sinn,
Als führ' ich durch ein Mährchen hin;
Sie ſelbſt, in Thränen und in Scherzen,
Liegt mir, ein Räthſel, auf dem Herzen.

X.

Sage mir, du Tochter einer heißen
Zone, meine wilde Wüſtenſchöne,
Meinſt du noch, es liebten alle Weißen
Minder heiß als deines Landes Söhne?

Wie der Tropenwind aus deinem Süden
Strich mein Kuß durch deine Blumenglieder,
Und ſchon ſinken ſie, die liebesmüden,
Ueberwältigt und verſchmachtend nieder.

Komm, daß meine Thräne ſie erquicke,
Daß mein Hauch in ihre Gluten blaſe,
Daß ich ihnen Thau und Kühlung ſchicke,
Wie ein Baum, ein Quell in der Oaſe.

Doppelt, ſiehſt du, iſt des Nordens Liebe
Und wie keine and're ſtark und tüchtig:
Was ſie heute beugt in wildem Triebe,
Hebt ſie morgen wieder mild und züchtig.

Eu're Männer können nur begehren,
Mägde ſeyd Ihr, wo ſie Herren ſcheinen,
Während wir uns ſelbſt im Weibe ehren
Und an ihrem Herzen kindlich weinen.

XI.

Kind, wolle mich nicht quälen
Mit altem Quark und Tand:
Was ſoll ich dir erzählen
Von meinem Vaterland?

Die deutſchen Frau'n und Mädchen,
Die deutſchen großen Herrn,
Die deutſchen kleinen Städtchen:
Ich denk' daran nicht gern.

Sie treiben's wie ihr alle,
Sie treiben's ſo wie hier,
Die Feinen auf dem Balle,
Die Gemeinen bei dem Bier.

Sie lügen, ſie krakelen,
Sie haſſen bis auf's Blut,
Zum Morden oder Stehlen
Fehlt ihnen nur der Muth.

Sie brennen innewendig
Vor eitel Sündenluſt,
Doch tragen ſie verſtändig
Kein Spiegelchen auf der Bruſt.

Sie möchten gern und wagen's nicht,
Das heißt dann Recht und Pflicht;
Die denken können ſagen's nicht,
Die Meiſten denken nicht.

Das alles liegt ſchon lange
Weit hinter mir zum Glück,
Ich hange und ich bange
Auch nie danach zurück.

Sprich du von deiner Küſte,
Von deinem blauen Meer,
Von deiner gelben Wüſte:
O wer da drüben wär'!

Ich wünſchte, wir zwei beide
Wir ſäßen dort zu Haus,
Du zögſt dein Kleid von Seide,
Den ſchwarzen Frack ich aus.

Wir ſchliefen alle Tage,
Wir liebten alle Nacht:
Was ſich der Menſch für Plage
Und ach! wofür ſich macht!

Komm, reich' mir deine Hände,
Und geh's wie Gott gefällt!
Am Beſten hätt's ein Ende
Mit uns und mit der Welt!

XII.

Vielbeſchrieenes Myſter der Liebe,
Räthſelbild voll lächerlicher Tiefe!
Meinſt du wirklich, unauflösbar bliebe
Dieſe längſt gelöste Hieroglyphe?

Sind es denn nicht ſtets dieſelben Züge,
Bald der Länge nach und bald der Quere,
Drum herum das Bischen bunte Lüge,
Drin die alte Lehre oder Leere?!

Wenn du, überſättigt von Genüſſen,
Einem neuen dich entgegendrängteſt,
Und berauſcht von eines Weibes Küſſen
Sie begehrlich in die Arme zwängteſt,

Wußteſt du zuvor, ſie kann nichts geben,
Als was andre Weiber ſchon dir gaben,
Was von ihr, trotz ihrem Widerſtreben,
Andre Männer wohl empfangen haben.

Und wozu nun ſo viel Glutverſchwendung,
Und warum die himmelhohen Flammen?
Fallen ſie nicht bei derſelben Wendung
Immerdar in Aſche kalt zuſammen?

Nimm das Ding nicht höher und nicht tiefer,
Als es werth iſt. Ja doch, brich die Blume,
Aber kleb' nicht wie ein Ungeziefer
In des Kelchs geſprengtem Heiligthume!

Nur vorher kein Sehnen und kein Bangen,
Hinterdrein kein Gram und keine Reue;
Immer neu iſt nichts als das Verlangen,
Die Erfüllung einmal nur das Neue.

Oder, willſt du alte Luſt neu würzen,
So verſuch's, von der Erfahrung Zinne
Jählings, blind, kopfüber dich zu ſtürzen
In das aufgewühlte Meer der Sinne.

Das allein giebt Leben und Verjüngung,
Wenn die Wellen hoch zuſammenſchlagen
Und in unauflöslicher Umſchlingung
Zwei entſeelte Körper ſtrandwärts tragen.

XIII.

Mitten in einer heißen Nacht
Bin ich an ihrer Seit' erwacht
Mit einem wunderbaren Grauen.
Ich hob mich auf, ich ſah nach ihr:
Starr, leblos lag ſie neben mir,
Schier wie ein Erzbild anzuſchauen.

Sie ſchlief, die Glieder lind gelöſt,
Von Decken und Gewand entblößt,
Die Arme ſchlaff herab im Schooße;
Des Augenſternes weißen Glanz
Schloß das geſchlitzte Lid nicht ganz;
So ſcheint durch Knoſpengrün die Roſe

Und aus dem Haar, das dicht und reich,
Dem Blatt der Tropenpflanze gleich,
Herniederfloß bis auf die Hüfte,
Und aus des Munds halb offnem Kelch
Und aus des Buſens Wogen welch'
Betäubend-heiße, fremde Düfte!

So, dacht' ich, ſchläft daheim bei ihr
In wilder Höhl' ein wildes Thier,
Das Löwenweibchen, die Hyäne:
Sie träumt von Beute: ſchau', ſie ſtreckt
Die Branken aus, die Zunge leckt
Stachlicht und heiß die ſpitzen Zähne!

Lang ſaß ich, über ſie gebeugt,
Das Auge von Begierde-feucht
Und doch umflort von inn'rem Schrecken:
Da fiel daraus ein Tropfen warm
Und ſchwer auf ihren nackten Arm,
Das Bild aus Bronce aufzuwecken.

Sie war zur rechten Zeit erwacht.
Die Sommernacht ſo ganz gemacht
Zum Lieben oder auch — zum Morden.
In tiefſter Seele fühlt' ich was,
Als ſey aus Liebe plötzlich Haß,
Mordluſt aus Liebesluſt geworden.

Verwundert ſtarrte ſie mich an:
Aus meinen Augen brach und rann
Und ſtürzte ein Gewitterſchauer.
Sie warf ſich bang an meine Bruſt.
. . . .
. . . .

XIV.

Ich bin ſo müde: laß an deiner Seite
Mich nur ein Stündlein ruhn, ich bitte dich!
Wach' du bei mir, die dunklen Arme breite
Wie Palmenblätter ſchattend über mich!

Und nahet mir ein böſer Traum, ſo fächle
Mir deine Hand die Mücke von der Stirn;
Mild und verſöhnend wie das Mondlicht lächle
Dein Auge in mein brennend-heißes Hirn.

Sey ſtill! Ich bin nicht krank, und meinen Kummer
Du kannſt ihn jetzt nicht, kannſt ihn nie verſtehn;
Doch wirſt du ruhig ſeyn, haſt du im Schlummer
Mich ſelbſt beruhigt neben dir geſehn

So gute Nacht! Nur ſchlafen, ſchlafen, ſchlafen!
Du weck' mich, wann es Zeit iſt, daß ich geh'!
Der arme Schiffer! Heute noch im Hafen,
Und morgen auf und morgen in der See!

XV.

Früh Morgens, wenn ich mit wankendem Knie
Berauſcht und taumelnd von ihr entflieh',
Aus dem Hinterpförtchen entlaſſen:
Umfangen, ſtatt warmer Arme, mich bald
Ein grauer Garten, ein grauer Wald,
Und Weſtends ſchlafende Gaſſen.

Das iſt noch ein Weg wohl ſtundenweit,
Durch die tiefe, tönende Einſamkeit,
Kein Menſch, kein Wagen zu ſehen:
Auch lieb' ich es mit dem heißen Geſicht
Der friſchen Luft, dem friſchen Licht
Aufwachend entgegenzugehen.

Es ſchallt und hallt auf dem Pflaſter von Stein
Mein Schritt, als käme noch wer hinterdrein,
An der Mauer huſchen Geſpenſter.
Die Häuſer ſtehen ſo leer, ſo ſchwer,
Kein Vögelchen regt ſich, kein Buſch im Square,
Kein Licht durch verhangene Fenſter.

An einem Kirchhof muß ich vorbei
Mit Gräbern fremd und mancherlei,
Gelegen im mittelſten Leben:
An der Straße die ſchwarzen Kreuze ſtehn,
Die Todtenkränze im Winde wehn,
Die Bänder ſchweben und beben.

Da geſchieht's mir, — ich weiß, es iſt nur ein Wahn,
Doch packt er mit eiſigen Fäuſten mich an,
Daß vorübergleitend ich meine:
Es ſitze auf jenem weißen Stein
Mein liebes, ſeliges Mütterlein
Und blicke mich an und weine.

Wie warnend winkt mir die welke Hand,
„Hinweg,“ aus dem webenden Leichengewand,
Ihr im Auge glaub' ich zu leſen:
Mit der weichen Stimme, die längſt verſtummt,
Der Frühhauch mir in die Ohren ſummt:
Ach, Franz, wo biſt du geweſen?!

Es durchrieſelt mich kalt, es durchrieſelt mich heiß,
Ich nahe, die Schläfe gebadet in Schweiß,
Herzklopfend der Kirchhofsſchwelle;
Dann verſchwindet der Schatten, gewaltſam muß
Losreißen ſich der gefeſſelte Fuß
Und enteilt dann mit doppelter Schnelle.

So komm' ich in Graus und Schauer nach Haus,
Da ſieht' es ſo wüſt, ſo unheimlich aus,
Fremd grüßen mich meine Gemächer;
Ich taſte nach Waſſer, ich tappe nach Licht,
Ich werf' mich auf's Bett; gerade bricht
Das Morgenroth über die Dächer.

XVI.

Der Sommer glüht in gold'nen Aehren,
Und Zeit iſt's, hohe Zeit zur Flucht.
Nicht Monden, Tage nur wird's währen,
So ſchwillt im Laub die reife Frucht.

Zu ſpät, zu weit für unſ're Liebe
Iſt ſolche Friſt; ſie ſey ein Blatt,
Das einen Lenz in freiem Triebe
Doch keinen Herbſt zu leben hat.

Der Winter ſoll es nicht verwehen,
Sein Grün nicht bleichen, ſeine Glut:
Wir wollen lieber frei geſtehen:
Es iſt genug und es iſt gut.

Ein Thor, wer auch die Hefen ſchlürfte,
Weil er den Becher ausgeleert;
Wir wären, wenn's ſo enden durfte,
Eines des And'ren nimmer werth.

Laß uns in Güte ziehn, in Frieden,
Noch können wir's, doch nicht mehr lang,
Durch unſ'ren Willen eh'r geſchieden,
Als durch Ermüdung oder Zwang.

Ein Traum, ſo denk', hat uns verbunden,
Er flieht, der Morgen taucht empor;
Du haſt, was du gewollt, gefunden:
Ruhe, und ich wie ſtets verlor.

Und weine nicht und zag' und grolle,
Wie and'rer Weiber Sitte iſt,
Sey bis zuletzt die Liebevolle,
Die du zuerſt geweſen biſt.

Geleite mich zu jenem Boote,
Das ſegelfertig drunten liegt,
Das mit dem nächſten Morgenrothe
Nach Oſten, meiner Heimath, fliegt.

An Bord ſey unſ'rem Liebesbunde
Das Todtenopfer dargebracht:
Dort Hand in Hand, und Mund an Munde,
Und Herz auf Herz noch eine Nacht!

Hoch über uns des Himmels Bogen,
Tief unter uns das ew'ge Meer!
O ſtürzten wir in ſeine Wogen
Und er zertrümmert drüberher!

XVII.

Durch die Luke graut der Tag
In das nied're Schiffsgemach,
Werde wach!
Horch: ſchon ziſcht und dampft der Schlot,
Zweimal ſchon rief dein Pilot:
Zieh mit Gott!

Reich' die Hand zum Scheidegruß,
Auf den dunklen, ſüßen Fuß
Noch ein Kuß!
Sieh mich ſtark, den Schwachen, an:
Wenn zum Weib ich werden kann,
Sey du Mann!

Los der Kahn, im Augenblick
Trägt er dich an's Land zurück
Und mein Glück.
Bitte, mit dem Tüchlein weh',
Bis ich dich zum Letzten seh',
Dein Ade!

Ich gen Oſt und du gen Weſt,
Doch wer weiß wie nah der Reſt?
Herz, halt' feſt!
Schau, die See geht dumpf und hohl,
Gutes Omen und Symbol:
Lebe wohl!

XVIII.

Verſchwunden iſt ſie ſammt dem Strand
Und ſammt dem Land, wo ich ſie fand;
Es dehnt ſich vor mir grau und ſchwer
Das weite, wilde, wüſte Meer.

Hinein, mein Schiff, in deinen Kampf,
Dich treiben Sturm und Flut und Dampf;
Hinein in deinen Kampf, mein Herz,
Treibt dich auch nichts als nur ein Schmerz!

Und wo ich lande, wie und wann,
Bei Gott, es ficht mich nimmer an;
Gehüllt in meinen Mantel ſtreck'
Ich ſtarr mich nieder auf's Verdeck.

Mag über mich der Weſtwind wehn,
Mag über mich die Welle gehn;
Vielleicht, daß er mein Weinen kühlt,
Daß ſie mein Herzleid von mir ſpühlt.

O wär' die Thräne nur ſo groß,
Daß ich verſänk' in ihren Schooß:
O wär' das Herzleid nur ſo ſchwer,
Daß es mich niederriß in's Meer!

Verwünſchte See- und Lebens-Fahrt,
Wozu ſie mich noch wahrt und ſpart?
Die And'ren brechen. Ich allein
Kann nicht einmal mehr ſeekrank ſeyn.

XIX.

Ich war ein Thor, daß ich ſie ließ,
Daß ich ſie zornig von mir ſtieß,
Da ſie mich flehentlich umklammerte
Und „Bleibe“ mir zu Füßen jammerte.

Wenn uns der Zufall auch vereint,
Sie hat's doch treu mit mir gemeint,
Zuletzt im Ernſt, zuerſt im Spiele,
Nicht umgekehrt, wie ſchon ſo viele.

Und war's ein Traum, den wir geträumt,
Was hab' ich nicht im Schlaf geſäumt,
Warum nicht den entzückungsvollen
Zum Ende ſchlafen, träumen wollen?

Das aber iſt mein altes Loos,
Daß blindlings und erbarmungslos
Ich in die eig'nen Freuden greife
Und ſie als Blüthen niederſtreife.

Sie liebte mich, das holde Weib,
Mein war ſie, ganz, an Seel' und Leib,
Es war in Glut und Blut der Sinne
Getauft, gehärtet unſ're Minne.

Sie hat nicht, wie die And'ren oft,
Auf mich gerechnet und gehofft,
Sie liebte mich um meinetwillen,
Und nicht um Weiber-Zweck' und Grillen.

So dunkel wie ihr Antlitz war,
So hell ihr Herz, ſo treu, ſo klar
Es deckten ihre braunen Züge
Wohl manchen Fehl, doch keine Lüge.

Du liebes, ſüßes, gutes Kind,
Nun erſt, da wir geſchieden ſind,
Auf ewig, wie wir uns geſchworen,
Nun weiß ich erſt was ich verloren.

Nun fahr' ich einſam wie zuvor,
Ein müder, abgehetzter Thor,
Wie ein Komet durch zahme Sterne,
Ziellos und raſtlos in die Ferne.

Und manche Nacht, die ohne Kuß
Ich nun allein durchwachen muß,
Weint auf mein fremdes Ruhekiſſen
Die Sehnſucht oder das Gewiſſen.

O du, wo du auch weilſt und biſt,
Was auch dein Loos geworden iſt,
Erſcheine mir, zu Troſt und Strafe,
Ein einzig' Mal im Traum, im Schlafe!

Laß mich mit wolluſtvollem Grau'n
Die theu'ren Züge wiederſchau'n,
Das holde Aug', das langgeſchlitzte,
Das mir ſo oft entgegenblitzte,

Die Marmorſtirn, der Wangen Sammt,
Worauf ſo mancher Kuß geflammt,
Der dunklen Glieder Pracht und Fülle,
Die mein war ſonder Zwang und Hülle!

Dann weiß ich, daß du mir vergiebſt,
Daß du mein denkeſt, mich noch liebſt,
Dann kann ich mit dem theu'ren Schatten,
Selig im Traum, noch eins mich gatten!

XX.

Der Himmel weiß, wie ich nach Amſterdam
Und wie zu Amſterdam in's Treibhaus kam.

War viel Beſuch von Herrn und Damen da,
Der ſich das fremde, bunte Kraut beſah.

Und eine Glut, ein Dunſt, ein Duft, ein Schrei'n,
Franzöſch und Deutſch, die Pflanzen gar Latein.

Zufällig ſtreift' mir ein Gewächs die Hand,
Das, fern den übrigen, im Winkel ſtand.

Da ich's berühre, quillt mir ein Geruch
Entgegen wie aus einem Leichentuch.

Mir ſchwindelt. Wie ein Schlag, ich weiß nicht wie,
Gemahnt es mich an ſie, an ſie, an ſie —

Bei Gott, ſo war's! Ich kenn' die Staude nicht;
Der Gärtnerburſche, den ich frage, ſpricht:

„Lotos Communis; kommt von Hindoſtan,
Ward im April geſetzt und ging nicht an.“

Todt war ſie, todt. Aus Kelch und Blättern ſchon
Der fremde, ſchöne, heiße Geiſt entflohn.

Ich beugte wie auf ein geliebtes Grab
Auf die verlaß'ne Scherbe mich hinab.

Mein Auge weinte in das fahle Laub
So bang, ſo ſchwer wie in geliebten Staub

Und meine Lippe küßte abgewandt
Das Blatt wie eine liebe Leichenhand

Verwundert ſah'n die Anderen auf mich,
Sie ziſchelten, ſie winkten unter ſich.

Mir ſchien's, als hätten ſie mich ausgelacht;
Sie wußten viel, was ich gethan, gedacht!

Rückkehr.

1842 — 1845.

Neuer Frühling.

I.

Im Sommer Albions, am Themſeſtrande,
Sey viel gegrüßt, du deutſche Philomele,
Zugvöglein flatternd über alle Lande,
Die Flügel leicht und immer rein die Kehle.

Den Frühling deiner zauberſüßen Lieder,
Wo Quellen rieſeln unter grünen Buchen,
Wo duftberauſcht im blüthenweißen Flieder
Nachtwehn und Sternenlicht einander ſuchen,

Den deutſchen Frühling, reich an Luſt und Liebe,
Laß aus der vollen Bruſt herniederſchäumen
In dieſes Land, wo nebelfeucht und trübe
Die Wälder nur von fernem Frühling träumen.

Ja, wir vergaßen den erſtarrten Norden,
Es war ein Heimaths-Wahn, der uns umgaukelte,
Als dein Geſang auf ſchmeichelnden Akkorden
Entzückte Herzen auf und nieder ſchaukelte.

Und nun du ſcheideſt, ſo wie du gekommen
Mit Sang und Klang, nun müſſen wir empfinden:
Der Lenz iſt hin, der Traum ward uns benommen,
Verweht von deines Schiffes Heimfahrtwinden.

Zieh hin, du Liebſte aller Nachtigallen,
Von treuen Wünſchen freundlich heimgeleitet,
Und laß dein Lied dort wiederum erſchallen,
Wo du zuerſt die Schwingen ausgebreitet!

Du ſangeſt in Italiens Myrthenwäldern,
Und Lorbeern hat dir deutſches Land getragen;
Nun nimm die Roſe zu von Englands Feldern,
Die Roſe, Englands Bild aus alten Tagen.

Roſe und Nachtigall, weißt du, ſind Schweſtern,
Die dich als Schweſter feierlich erkennen:
Du ſollteſt ruhn in lauter Roſenneſtern
Und jedes Nachtigallenlied dich nennen!

2.

Ich bin dir nah, du ahnſt es nimmer,
Am Gitter unten halt' ich Wacht,
Und vom Balkon winkt lichter Schimmer
Verheißungsreich in meine Nacht;
Und dann und wann auf günſtigen Schwingen
Der Abendluft mir zugeweht,
Hör' ich wie ein entferntes Klingen
Melodiſch durch die Stille geht.

Sind's deine Finger, ſo die Saiten
Berühren in geſchicktem Spiel,
Die träumend durch die Taſten gleiten,
Gar holde Wand'rer ohne Ziel?

O wie beneid' ich's deiner Seele,
Daß ſie in Tönen reist und ruht
Und in den Klang aus kundiger Kehle
Ausſtrömt was wohl und wehe thut.

Es heißt, ein eigner Himmelsfrieden
Wohnt in Muſik, in Sang und Klang,
Und Herzen, die die Welt geſchieden,
Und Herzen, die die Welt verſchlang,
Sie finden ſich und andere wieder,
Wenn ſie des Tones Welle wiegt,
Und wenn die Weiſe ſanfter Lieder
Sich an die friſche Wunde ſchmiegt.

Weh, daß ich nur in todten Zeichen,
Und die ich einſam niederſchrieb,
In Tönen nicht, die Deinen gleichen,
Dir ſagen kann: Ich hab' dich lieb!

Nun mag in jene fernen Stimmen,
Die du erweckt haſt am Klavier,
Mein Lied als Echo fern verſchwimmen
Als Mahnung oder Gruß von mir.

Ja, meine Seele möcht' ich hauchen
In deiner Stimme flüſſig Gold,
Empor aus deinen Tönen tauchen,
So oft dich ihre Flut umrollt:
Wie ſich Akkord' umſchlungen küſſen,
So küßt umſchlingend dich mein Geiſt
Und ſtirbt als Seufzer dir zu Füßen,
Wann deine Hand ihn ſchweigen heißt!

3.

Einen Gang in der Nacht hab' ich geſtern gemacht,
Mein ſtürmiſches Herz zu geſchweigen,
Ueber Stock und Stein, Feld aus Wald ein,
Auf einſam dunkelen Steigen.

Was mich ſchmerzt und quält, ich hab' es erzählt
Den Sternen, den Bäumen ſo heiter;
Sie thaten wie du, ſie lauſchten mir zu,
Und rauſchten und ſchienen weiter.

Vor deinem Haus da ruhte ich aus,
Weil ermüdet die Kniee mir brachen;
Es kannte mich nicht: kein Laut, kein Licht
Mir freundlich entgegenſprachen.

Ein Blick auf das Dach, wo dein Schlafgemach
Und dein heiliges Haupt drunter ruhten;
Der Schwelle ein Gruß, die vielleicht dein Fuß
Berührte vor wenig Minuten.

Dann wieder hinaus, nicht heim, nicht nach Haus,
In die Weite nur, nur in die Ferne;
Der Wald lag und ſchlief im Laube tief,
Es ſchliefen in Wolken die Sterne.

Mein Herz war ſo voll, daß es überquoll
Und freudig ließ ich's quellen;
Roth färbte ſein Blut wie Abendglut
Des Liedes kryſtallene Wellen.

Nun riesle zu ihr, nun grüße ſie mir,
Nun ſpiegle wie immer ihr Bildniß;
Fließ und ergieß dich in's Paradies,
Du ſtille Quelle der Wildniß!

4.

Es ſchauert mich aus deinen Blicken
Oft heimlich an, wie ew'ger Froſt;
Nie gab ein Wink, ein ſanftes Nicken,
Ein Wort von dir mir Muth und Troſt.
Kalt warſt du, du biſt kalt geblieben,
Als ich erglüht vor dir gekniet,
Und doch muß ich, ich muß dich lieben,
Weil mein Geſchick an dich mich zieht.

Nur ſage mir, ob nie ein Funken
Von Mitgefühl in dir erglimmt,
Ob deine Seele wehmuthtrunken
Niemals in Thränen thaut und ſchwimmt?

Was braucht es um das Eis zu ſchmelzen,
Wenn nicht der wärmſten Bitte Glut,
Was um die Felſen fortzuwälzen,
Darunter deine Neigung ruht?

O ſieh, es ſchließt mein ganzes Leben
Vor dir ſich auf, mein beſtes Seyn:
Um dich zu werben und zu ſtreben,
Dir eine letzte Kraft zu weih'n,
Das iſt mein Wahn, mein Plan, mein Hoffen,
Dran klammr' ich mich verzweifelt an:
Zerbricht auch der, ſo ſeh' ich offen
Den Abgrund vor mir aufgethan.

Stoß nicht hinab, wer ſich vertrauend
Und flehend ſchmiegt an deine Hand,
Wer, in der Fremde dich erſchauend,
Heimath und Jugend wiederfand!

Gieb, daß nicht dieſer Traum, wie alle
Vor ihm, in Nüchternheit zerfließt.
Errette mich vor meinem Falle,
So du ein guter Engel biſt!

5.

Schon hüllet deine ſtille Zelle
Der Abend ein in ſeine Schauer,
Der Mond in feuchten Silberflor:
Da blickt zu deines Fenſters Helle
Hoch über die gewaltige Mauer
Ein ſehnend Auge noch empor.

Kein Licht mehr in dem weiten Baue
Als deins aus wohlbekannten Scheiben,
Das letzte unter hohem Dach;
Gerad wie droben durch das graue
Gewölke im Vorübertreiben
Ein irrend Sternlein eben brach.

Und ſieh, der rüſtigſte der Klimmer,
Der ſchnellſte wagt hinaufzuklettern,
Dem Scheine nach, an dem Geſtein;
Er ſieht bei trautem Lampenſchimmer
Dich ſinnend in den Noten blättern
Und ſinnender in Träumerei'n.

Weckt er dich nicht? Horch, durch die Pforte,
Die feſtverſchloſſene, dringt ein Wehen
Und facht dir kühl die Stirne an;
Es klingt durch's Schlüſſelloch wie Worte
Die, nur für Geiſter zu verſtehen,
Sich deinem Ohre koſend nahn.

Noch träumſt du fort, als dir zur Rechten
Es kniſtert in des Divans Seide,
Wie wenn ſich's zu dir ſetzen will;
Ein Hauch durch deine dunklen Flechten,
Ein Kuß auf deine Hände beide,
Ein ſanft Umfahn: dann Alles ſtill.

Nein, ſchreck' nicht auf aus deinen Kiſſen,
Als ob es wirklich dich berühre,
Beſchwicht'ge dich, du Bange, doch!
Der Vorhang iſt noch nicht zerriſſen,
Sieh nach, verriegelt blieb die Thüre,
Noch ſteht die Mauer ellenhoch.

Laß kniſtern, flüſtern, lauſchen, rauſchen,
Was nur im Traume ſich erhoben,
Schlag ruhig um in deinem Buch!
Ich will nicht länger ſtehn und lauſchen:
Dir gute Nacht, du Liebe, droben,
Die meine hier iſt ſchlecht genug!

6.

Die Könige der Erde ſchmücken
Mit edlem Stein dir Bruſt und Hand,
In deine dunklen Haare drücken
Sie manchen hellen Diamant,
Indeß das Volk, das arme, gute,
Dir Blumen oder Weihrauch ſtreut
Und ſich mit heitrem Sonntagsmuthe
An dir erhebt, an dir erfreut.

Dein Dichter iſt nicht Volk noch König,
Und Brillianten ſingt er blos.
Selbſt Roſen wachſen ihm nur wenig,
Die wenigen nie dornenlos;

Doch bringt er gern aus vollen Händen,
Was immer nur ſein Gott ihm gab
Und ſchüttet, ſelig im Verſchwenden,
Stündlich ein neues Lied herab.

Und etwas liegt in dieſen Liedern,
Was allem übrigen gebrach,
Was dir ein König zu erwidern,
Ein Volk zu bieten nie vermag:
Die Liebe iſts, die allgewaltig,
Die reich aus armer Gabe ſpricht;
Durch ihre Weih' wird vielgeſtaltig
Bald Stein, bald Blume das Gedicht.

Wie Perlen wirft er zärtlich ſpielend
Um deinen Hals den kleinen Kranz,
An jeder eine Thräne fühlend
Und inniger Wehmuth Schmelz und Glanz;

Wie Roſen ſtreut auf deinen Stegen
Er aus ſein Lied und ſein Gebet,
Zufrieden, wenn dein Fuß deßwegen
Nur um ein bischen weicher geht.

7.

Schwebe, blaues Auge, ſchwebe
Unabwendbar ob dem meinen,
Einen Frühling wirk' und webe
Rings um mich in lichtem Scheinen!

Klinge, ſüße Stimme, klinge
An mein Herz im Tongewimmel,
Trag' auf deiner Engelſchwinge
Mich Verwandelten gen Himmel!

Jüngſt noch Nacht und Winter war es,
Nun iſt's plötzlich Tag geworden,
Tag und Mai, ein wunderbares
Seyn in Strahlen und Akkorden.

Ueberall ein Hoffnungsſchiller,
Ein verheißend Frühlingswetter,
Blüthenwellen, Lerchentriller,
Nachtigallen-Luſtgeſchmetter!

Laß, o laß ihn nicht vergehen,
Dieſen letzten Lenz der Erde,
Bis ich ſeine Blumen ſehen,
Seine Früchte brechen werde!

Du biſt noch vor dem Tage wach,
Der Morgenſtern im Schlafgemach,
Die frühe Kerze funkelt.
Indeß hält Dämmerung und Ruh'
Alle Fenſter, alle Augen zu,
Das große Haus verdunkelt.

Schon irret deine weiße Hand,
Umwallt von weißem Nachtgewand,
Von Taſte flink zu Taſte,
Wie ſich ein Vögelein erſchwingt,
Den Frühlingsmorgen munter ſingt
Und ſpringt von Aſt zu Aſte.

Mich hat die Liebe aufgeſcheucht
Vom Lager einſam, thränenfeucht,
Und aus zerwühlten Kiſſen:
Nun wandr' ich hier im Zwielichtſchein,
Beſeligt, dich und mich allein
Erwacht und auf zu wiſſen.

Ich ſchreite lang die Kreuz und Quer
Vor deinem Fenſter hin und her,
Vor der verſchloß'nen Pforte;
Ich ſchreibe, und du ahnſt es nicht,
Zu deinen Füßen mein Gedicht,
Zu deinem Sang die Worte.

Und wann der letzte Ton verweht,
Und wann dein Licht erlöſchen geht,
Vom grauen Tag vertrieben,
Dann ſchleich' ich ſachte mich nach Haus
Und ſchlaf' den öden Morgen aus
Und träume dich zu lieben.

9.

Ein Tag noch meines kurzen Glückes,
Dann ziehſt du über's Meer,
Dann ſtarr' ich einſam, trüben Blickes,
Weit hinter dir wohl her.

Mein Schmerz wie eine Wolke gleitet
Schwarz über dich von fern;
Doch drüber meine Treu geleitet
Dich allzeit wie ein Stern.

Und meinen Namen will ich ſagen
Dem Wind, bis er ihn nennt,
Und jedes Lüftchen ſoll dich fragen,
Ob ihn dein Ohr noch kennt.

Und hoch auf den gigantiſchen Hügeln
Soll, mild nun oder wild,
Die Woge dir mein Bildniß ſpiegeln.
Ach wohl ein düſtres Bild!

Und biſt du erſt an's Land gegangen,
An's deutſche Vaterland,
So werd' ich wieder dich empfangen,
Der erſte dort am Strand,

Und nimmer wieder von dir laſſen
Und immer mit dir ziehn,
Strom auf, Berg ab, durch Städt' und Gaſſen.
Bis heim in's liebe Wien.

Sieh, hier bin ich ſchon reiſefertig,
Sieh, dort bin ich ſchon da:
Glaub' mir, ich bin allgegenwärtig
Doch dir allein ſtets nah'!

10.

Mir iſt, als müßteſt du empfinden,
Wie oft ich dein, wie treu gedacht,
Als ſpräch' zu dir mit lauen Winden
Statt meiner jede Sommernacht,
Als läſeſt du in jedem Sterne
Mein Grüßen ſtill und ſehnſuchtsvoll;
Ich weiß ja nicht, wie deine Ferne
Ich anders jetzt erreichen ſoll.

Es wälzt das Meer ſchon ſeine Wogen
Die blauen, zwiſchen dir und mir.
Du biſt zur Heimath fortgezogen,
Ich ſteh' noch in der Fremde hier.

Und über's Waſſer, durch die Steppen,
Führt keine Brücke mich, kein Steg,
Hoch über meiner Klage ſchleppen
Sich bange Tage langſam weg.

Vielleicht daß du mich längſt vergeſſen,
Vielleicht daß du mich nie erkannt,
Vielleicht daß Andern unterdeſſen
Dein Blick ſich huldvoll zugewandt?
Ich weiß es nicht; von Stund' zu Stunde
In Zweifeln irr' ich ſcheu umher,
Von dir kein Troſt und keine Kunde,
Für mich kein Bote über's Meer!

Und doch den Grund ſoll nichts mir rauben,
Den Ankergrund im Sturmgebiet,
An meine Liebe will ich glauben,
Die dich magnetiſch an mich zieht.

Du mußt ſie fühlen, mußt ſie ahnen,
Mein Bild muß dir vor Augen ſtehn,
Und ſo, trotz früh-zerrißnen Bahnen,
Weiß ich, daß wir uns wiederſehn!

An der Maas.

Ich hab' als Studio einen Freund gehabt:
Ein wack'rer Burſche, munter, reich begabt,
Der Alma Mater ſchönſte Blume;
Er war mein Liebling in dem ganzen Corps.
Darum auch der, den ich zuerſt verlor
Im leidigen Philiſterthume.

Lang hört' ich nichts von ihm. Nach Jahren dann
Traf ich ihn wieder. Himmel, welch ein Mann
Ward aus dem Jungen unterdeſſen!
Ein feiſter Kahlkopf, der 'ne Brille trug,
Whiſt ſpielte, Tabak ſchnupfte — nun genug:
Ein Landpaſtor — ! — Und in Kurheſſen — !!

Mein armer Fritz, du fielſt mir heute ein,
Als ſie mir ſagten: Sieh, das iſt der Rhein.
Dein Rhein ... Wer das für möglich hielte!
Derſelbe Rhein, der durch die Alpe brach,
Der an der Lurlei dunklem Buſen lag,
Der mit den ſieben Brüdern ſpielte!

O Ironie des Lebens! Menſch und Fluß:
Ein frühes Wollen und ein ſpätes Muß,
Dazwiſchen etwas Dichten, Trachten;
Und Alles für Mynheers Blaufärberei,
Mynheers Viehweide oder Gerberei,
Mynheers Treckſchuyten oder Yachten!

Wo ſind die Burgen, die er einſt beſpült,
Die Felſen, ſo die junge Kraft durchwühlt,
Wo ſeines Ufers Rebenſäume?
Rings Alles Grau in Grau, rings Alles Sand,
Der einz'ge Schmuck im aufgeſchwemmten Land
Windmühlen oder Weidenbäume!

Mein armer Rhein, du biſt wie ein Poet,
Der brauſend durch die grüne Jugend geht
Und ſeines Volkes Frühling ſpiegelt,
Bis ihm zuletzt, weit von der Heimath, weit,
Die fremde Scholle fremder Dienſtbarkeit
Den liederreichen Mund verſiegelt!

War's ſeine Schuld, daß er das Land verließ?
Des Landes Schuld, daß es ihn von ſich ſtieß?
Des Schickſals Schuld, das beide trennte?
Warum begrub er nicht ſich in der Schlucht
Der Gletſcher oder brach in wilder Flucht
Zum Meer, dem freien Elemente?!

Komm, Freund, ich ſchmoll' und grolle nicht mit dir,
Ich nicht. Demſelben Looſe folgen wir
Und ſchütteln lächelnd uns die Hände.
Ich ſchlend're noch ein Stündlein mit dir fort
Und ſeufze in dein Ohr das leiſe Wort:
Ich wollt', auch ich wär' ſchon am Ende.

Der Löwe von Waterloo.

Belle Alliance, du ſchönes Wort!
Wie ſchleichſt du durch die Zeiten fort,
Verkrüppelt und verdorben!
Was frommt die heilige Allianz
Von Friedrich Wilhelm und von Franz?
Sie ſind alle zwei geſtorben!

Belle Alliance, du freier Platz!
Hier hielten die Löwen Kampf und Hatz,
Und als der Große gefallen,
Da ſetzten die Kleinen froh und ſchnell
Sein Fell auf ein hohes, hohles Geſtell
Mit ſtumpfen Zähnen und Krallen!

Belle Alliance, du grüner Plan!
Siehſt dich gar ſo friedlich an,
So todtenacker-artig;
Es lieget auch in deinem Grund
So manche Hoffnung todt und wund,
So manche Verheißung ſchartig!

Belle Alliance, du fruchtbar' Feld!
Von unſ'rer Väter Schwert beſtellt,
Gedüngt mit ihrem Blute!
Wie freu'n ſich die dankbaren Kindlein wohl,
Daß du Wicken trägſt und Grummet und Kohl,
Tauſend Köpfe auf eine Ruthe!

Belle Alliance, du berühmtes Haus!
Mir ſchien, Bonaparte guckte 'raus
Und lächelte mit Bedeutung,
Und neben mir in der Eilpoſt ſaß
Der alte Marſchall Vorwärts und las
Die geſtrige Köllner Zeitung!

Die Körner-Eiche.

„Abend wird's, des Tages Stimmen ſchweigen,
Röther ſtrahlt der Sonne letztes Glühn,
Und hier ſitz' ich unter deinen Zweigen,
Und mein Herz" — iſt weder voll noch kühn!
Nein, wenn jetzt ſein Geiſt herabzuſteigen
Käme, ſpräch' ich in der Blätter Grün:
Deutſcher Sänger, glücklichſter vor allen,
Deine Eiche ſteht, du biſt gefallen!

Schwert und Leier! Warſt du nicht der Letzte,
Der mit beiden, der für beide ſtritt?
Deſſen Fahnen Feindesſchwert zerfetzte,
Nicht des Cenſors feiger Scheerenſchnitt,

Der an wahrer That ſich noch ergetzte,
Der an wahrem Leid wahrhaftig litt,
Der, was ſie berauſcht erſt vorgeſungen,
Tod und Leben, frei mit ihm errungen?

Nun iſt ſie gelöst die ſchöne Einheit,
Gleich dem Eichenkranz um Leier und Schwert;
Des erſehnten Friedens Allgemeinheit
Hat die Rollen künſtlich umgekehrt,
Roſt ſtatt Blut der Klinge blanke Reinheit,
Spaß und Spott der Saiten Gold verzehrt.
Ach! und beide dienen nachgerade,
Schwert und Leier, nur zur Wachtparade.

Knaben, deren Fauſt, die ungeſchickte,
Zum Effekt die Reſonanz zerbrach,
Knaben, denen blos das buntgeſtickte
Portepee am Griff in's Auge ſtach

Schleudern nun hochweiſe Interdikte,
Hohn und Schmach den großen Zeiten nach,
Die da waren, was die unſ'ren ſcheinen,
Die da handelten, wenn wir verneinen.

Armer Körner! Deines Grabes Erde,
Noch von Braut- und Schweſter-Thränen naß,
Feuchten ſie mit krittelnder Geberde
Wieder auf aus ihrem Tintefaß,
Und: daß er genannt als Dichter werde,
Dazu, heißt's, gebricht ihm dies und das,
Körner iſt recht à propos geſtorben,
Eh' der Lorbeer welk, den er erworben.

Dichterleben, wie kein zweites blühte,
Dichtertod, wie ihn kein And'rer fand:
Ein Gewitter, deſſen Blitz verſprühte,
Als die Wolke noch am höchſten ſtand.

Deſſen Küſſen heiß entgegenglühte
Das verbrannte, ſanges-durſt'ge Land;
O wie neid' ich euch und dieſen Todten,
Dem das Schickſal euch zumal geboten!

Dort das Holz, vielleicht dieſelben Tannen,
Deren Nacht den Wunden kühl umfing,
Jenes Feld, worauf vor ſeinen Mannen,
Hoch zu Roß, er in die Feinde ging,
Dieſer Hügel endlich, wenig' Spannen,
Eingehägt in einen Mauerring,
Und darauf ein Kreuz und eine Eiche;
Für die Dichter- und die Helden-Leiche!

Freut mich denn die ſinnende Minute,
Die ich hier, vom Wege ab, verweilt?
Nein, ach nein! Von meinem Zweifelmuthe
Hat auch dieſes Grab mich nicht geheilt.

Marſch, ſo klingt es: Marſch! Mit kaltem Blute
Durch die Welt, die eilende, geeilt!
Trage, klage, aber wage nimmer!
Fort das Schwert! Die alte Leier immer!

Dombauſtein.

Lapidem quem reprobaverunt aedificantes
hic factus est in caput anguli

PSALM.

Die Sage geht, in manchem alten Steine,
In Schutt und Trümmer ſitzt ein Geiſt vermauert,
Der Nachts, wie wenn ein Kind erbärmlich weine,
Sein Loos in ſchlechten Verſen laut betrauert.
Ein Wand'rer geht vorbei im Mondenſcheine
Und bleibt erſchrocken ſtehn am Zaun und lauert
Und ſchlägt ein Kreuz, daß er die arme Seele
Zu baldiger Erlöſung Gott befehle.

Wenn dieſer Stein, den ich zu der Genoſſen
Vereintem Werk mit müden Händen trage,
Dem großen Neubau erſt iſt angeſchloſſen
Und eingefügt in winkelrechte Lage,

Dann mag wohl ſeyn, daß ſchmerzlich und verdroſſen
Aus ihm heraustönt ſolche Geiſterklage,
Und daß mitunter quer durch ſeine Quader
Roth aufquillt eine warme Zornesader.

Die aufgeklärte Race jener Zeiten
Wird wenig, weiß ich, auf dies Wunder achten;
Ich ſehe ſie dem Stein vorüberſchreiten,
Thurm, Schiff und Kreuz ſich durch das Glas betrachten,
Ausmeſſen dieſe Längen, jene Breiten,
Kurz, alles machen, wie's die Väter machten,
Die lieben Väter, die — dann längſt begraben —
Auf Aktien den Dom vollendet haben.

Nur, käm' ein Dichter noch des Wegs gezogen,
Verſteht ſich, nur von eig'nen Droſchken-Pferden,
Dem dürfte wohl, genüber dieſem Bogen
Und dieſem Stein, ſeltſam zu Muthe werden.

Steig aus, mein Freund, und neige hochgewogen
Dein Herz, und haſt du keins, dein Ohr zur Erden;
Komm, laſſe dir eins predigen vom Steine,
Viel beſſer ſo, denn umgekehrt, ich meine!

Ich war dereinſt, was du jetzt biſt, — ſo ſpricht er, —
Und du wirſt werden, was ich bin geworden;
In der Naturgeſchichte ſtehen Dichter
Und Steine als zwei nah-verwandte Orden.
Ein fruchtbar' Lieblingsfeld für Splitterrichter,
Für Juden- und Mineralogen-Horden.
Mich warfen ſie zum Genus „Feuerſtein“
Und ſchlugen auch recht wacker auf mich ein.

Drauf, als ich anfing, Funken auszuſprühen,
Entſatzten ſich die Männlein mit den Brillen.
Sie waren kalt, was braucht' ich denn zu glühen,
Seit wann erglüht ein Stein um Gottes willen?

Da hatt'ſt du ſollen ſehen ihre Muhen,
Um meine Brunſt im Stillen ſtill zu ſtillen,
Und ſehen, wie ſie mit geſchwinden Fußen
Furſichtiglich mich in den Winkel ſtießen.

Und ohne Bild: Du hatteſt ſehen ſollen,
Wie wir durch jene fruhe Zeit gegangen,
Tief in der Bruſt ein unheilbares Grollen
Und Fieberglut auf den verwachten Wangen,
Wie wir ein leichtes Lied aus uberrollen,
Gepreßten Herzen in die Winde ſangen,
Wie wir uns ſelbſt verheerten und verzehrten
Und täglich uns lebendig ſterben lehrten.

Im Schatten von altklaſſiſchen Koloſſen
Die groß und ehern auf dem Markte ſtanden
Sind wir als Unkraut wild emporgeſchoſſen
Von keinem Strahl, von keinem Thau gefunden

Es pflegte Niemand unſ'rer jungen Sproſſen
Nicht im Geſunden und auch nicht im Wunden,
Und Alles, was geſchah, war, daß zuweilen
Man uns beſchnitt an unſ'ren beſten Theilen.

Du kennſt das nicht. Vor zwei- dreihundert Jahren
Gab's noch ein Inſtitut, das hieß Cenſur.
Was wir von dem ein Leben lang befahren,
Nun, danach frag' die glattſten Steinlein nur:
Das war der Wolf in unſ'ren Lämmerſchaaren,
Freilich ein Wolf ſelbſt in der Lämmerſchur.
Der Hemmſchuh war's am Streit- und Sieges-Wagen,
Die Bagnokette, ſo wir all' getragen.

Und nicht genug, daß Jeder wie ein Knecht
Zeitlebens fremdem Willen ſich bequemte,
Ringsum ſaß noch ein ſterbliches Geſchlecht,
Saß unſer Volk, das uns geſtreng verfehmte

Ein Volk, dem alles ſchlecht und alles recht,
Das, ſelber lahm, auch ſeine Dichter lähmte,
Das, ſelbſt in tauſend Lumperei'n zerriſſen,
Von uns „Zerriſſenen“ nichts wollte wiſſen.

So, wie ein Häuflein irrer Epigonen,
Sind wir umher in allem Land gezogen,
Verwieſen von den deutſchen Fürſtenthronen,
In deutſchen Hütten öfter noch betrogen;
Wir konnten nicht daheim in Frieden wohnen
Und auch nicht ſtürmen durch der Fremde Wogen,
Und ſtets und überall ſind wir dem Volke
Entrückt geblieben, gleich in einer Wolke.

Dich lohnt, Poet, die Liebe holder Frauen,
Wir waren nur ein and'rer Pariaſtand;
Dich tragen Freiheit, Frohſinn und Vertrauen,
Uns band die Noth den Fuß, der Haß die Hand;

Wir zählten acht und dreißig deutſche Gauen,
Du liebſt ein einig-deutſches Vaterland:
Du biſt ein Dichter und du giltſt ein Dichter,
Wir waren's auch, doch uns ſchalt man Gelichter.

Fürwahr, der Kieſel könnte Thränen weinen,
Denkt er an das, was der Poet gelitten,
Blut müßte ſchwitzen aus den dunklen Steinen
Und Rächer ſpringen aus der Pfeiler Mitten:
Und doch! Vorbei mit mir und mit den Meinen,
Ihr habt es ja, was wir zum Theil erſtritten,
Es darf ſich, was im Träumen wir begonnen,
Am Licht der Wirklichkeit vollendet ſonnen.

Sieh, damals lagen dieſe ſtolzen Hallen,
Worin jetzt deutſche Dichtergräber prunken,
Jahrhunderte hindurch in Staub zerfallen,
Unfertig noch und wiederum verſunken.

Ein großer Aſchenhaufe ſchien es allen,
Da plötzlich glomm empor ein letzter Funken,
Die Zeit blies an, er wuchs zum Glutgewimmel
Und heuer ſteigt der Opferrauch gen Himmel.

Ja doch, ſie bauten aus den Wundertempel,
Nur welchem Gotte wußten ſie noch nicht;
Für ſie war's ein Additions-Exempel,
Nicht heißer Glaubensdrang, noch fromme Pflicht,
Auf jedes Steinchen prägten ſie den Stempel
Der Eitelkeit, die von ſich ſelbſt blos ſpricht.
Und ſtündlich ſah'n wir winzige Pygmäen
Sich auf den alten Rieſentrümmern blähen.

Euch iſt es, einer ſtarken Zeit, gelungen,
Daß Ihr der Iſis Räthſel habt enthüllt:
Der Stein iſt nun mit Wort und Geiſt durchdrungen,
Des unbekannten Gottes Dienſt erfüllt.

Und Alles, was wir ſchon in fremden Zungen
Geſtallt, vom blinden Pöbel überbrüllt,
Euch ward es Fleiſch, Beſitz, Genuß und Wahrheit,
Nun unſer Nebel ſank, ſteht Ihr in Klarheit.

Sey's drum! Ich will der Enkel Glück nicht neiden,
Es ſproß ja mit aus meinem Samenkerne;
Und hatten wir im Leben viel zu leiden,
So ließen wir für Euch das Handeln gerne.
Wir blickten, deutſche Kinder, fein beſcheiden
Aus nachſtem Grau in ſonnenlichte Ferne
Und ſtifteten ſchon hohe Siegesmahle,
Da noch die Feldſchlacht ſchwanken that im Thale.

Noch ſtanden, ſcharf umkreiſt von Schleier-Eulen,
Baſtill und Pyramide zu zertrümmern,
Noch lagen Rieſen-Wächter mit den Keulen
Vor des gefeiten Geiſtes Heiligthümern.

Wir ließen ſie, um deutſche Hermanns-Säulen
Und teutſchere Walhallen uns zu kümmern,
Und wenn man uns dafür den Nacken ſtreichelte,
Wie jauchzte da die Menge, die geſchmeichelte!

Ich bin betrübt durch ihre grobe Freude,
Durch ihren Wahn bin ich enttäuſcht gegangen;
Wohl liebt' ich auch das deutſche Domgebäude,
Nur anders, als es Jene angefangen,
Und daß ein Volk die erſte Kraft vergeude
An Kirchenfenſtern und an Glockenſtangen,
Sein jüngſtes Leben mitten in Ruinen,
Ach! das iſt mir beweinenswerth erſchienen!

Ich ſchwieg wie immer. Still bin ich gekommen
Mit meinem Stein auf weiten, fremden Wegen;
Ich wollt' ihn eben, gleich den and'ren Frommen,
Zu Dienſt des Meiſters auf den Werkplatz legen,

Da hieß es rauh: Der wird nicht angenommen,
In ſeiner Art war niemals Gottes Segen:
Man ſtieß ihn fort in eine ſtille Ecke,
Tief in's Geſtrüpp der nächſten beſten Hecke.

Dort fand ihn eines Tags ein Junggeſelle,
Der wälzte ihn zurück in Arbeitshitze,
Er hieb ihn zu, er ſchmierte mit der Kelle
Brav Kalk darüber, daß er feſter ſitze:
„Was nicht zum Giebel taugt, taugt wohl zur Schwelle,“
Sprach er und lachte zu dem herben Witze,
„Ich will ihn hier an's Hinterpförtlein ſchmeißen,
Dem Teufel in den Weg als Satans-Eiſen.“

Nun liegt er da, dem ärmſten der Poeten
Ein armes, ein poetiſches Gefängniß;
Beide von platten Füßen plattgetreten,
Beide bedrängt von ſpitzer Kniee Drängniß.

O wollt für ſie ein frommes Ave beten
Und für ihr eng-verbrüdertes Verhängniß
Auf daß der Gute — oder auch der Böſe!
Dichter und Steine baldiglichſt erlöſe!

Heimkehr.

Wie weiland der verlor'ne Sohn, ſo dachten
Die Herren, käm' ich heim als Jammerbote,
Dann wollten ſie zween fette Kälber ſchlachten
Und backen ſieben ungeſäuerte Brote.

Ich ſollte fromm an ihrer Schwelle kauern,
Daß ihre Hunde meine Schwären leckten,
Und mit der off'nen Hand am Markte lauern,
Bis ſie hinein den Bettelpfenning ſteckten.

Sie hätten dann mit Selbſtgefühl geſprochen:
„So geht's den Kraftgenies doch in der Fremde;
Dem hab' ich auch mein Stücklein Brot gebrochen,
Und meine Frau gab ihm ein gutes Hemde!“

Nun ich im ganzen Rock zurückgekommen
Und nichts verlange, ſchelten ſie mich Prahler:
Sein Hochmuth, heißt es, hat noch zugenommen,
Trägt er nicht Tuch, die Elle zu fünf Thaler?

Zerriſſen wär's nicht recht; ganz iſt's noch minder;
Fürwahr, es iſt zum Weinen oder Lachen!
Das ſchwerſte Ding für Menſch und Menſchenkinder
Bleibt doch, es allen Leuten recht zu machen!

Fortſchritt.

Verändert ſoll ich Alles wiederfinden?
So ſagt mir doch, wo ich das Neu' entdecke?
Doch ja: Ihr pflanztet Kirſchen ſtatt der Linden
Und bautet ein Gefängniß in der Ecke.

Der Tabakſpinner iſt bankrott geworden,
Sein Sohn ging unter engliſche Bereiter,
Der Kommandant erhielt den Maulwurfs-Orden,
Mit Schnauze, ohne Schwänzchen — ... Und ſo weiter!

O Fortſchritt der Kultur zu Rieſenzielen!
O welthiſtoriſche Zeitgeiſts-Veränderungen!
O Erderſchütt'rung, drin Kramläden fielen!
O Kommandantenbruſtmaulwurfsbebänderungen!

Eins kann ich Euch zu Eu'rem Troſte ſagen,
Ihr Weiber freut Euch, wenn Ihr es erfahret:
Gealtert hab' Ihr nicht ſeit jenen Tagen,
Ihr könnt nicht älter werden, als Ihr waret!

Forſtpolizei.

Im Wiener Walde ging ich jüngſt ſpazieren,
Nachſinnend einem deutſchen Leichencarmen;
Da ſah ich mir vorübertransportiren
Einen Gefangenen von zwei Gensdarmen.

Was hat der Mann, ſo fragt' ich ſie, verbrochen? —
Baumfrevel, Herr! Seht dort die junge Eiche;
Dem Stamm hat er die Wurzeln abgeſtochen,
Die Krone umgehauen; Bubenſtreiche! —

Und ſeine Strafe? — Fünfzehn Jahre Eiſen,
Prügel zum Willkomm, und zum Abſchied Prügel.
Vergnügten Abend, Herr! — Und weiter reißen
Sie ihn am Strick und ihren Gaul am Zügel.

Gemächlich ſchritt ich nach und ſtillen Geiſtes,
Ein Verslein aus der Bibel vor den Ohren:
„Wenn das am grünen Holz geſchicht,“ ſo heißt es, . .
Und weiter weiß ich's nicht, ich hab's verloren.

Baum-Frevel giebt es. Ob auch — Menſchen-Frevel? —
Für dieſen welche Strafe? Wo der Rächer? —
Mich fror. Im Weſten floß wie Feu'r und Schwefel
Das Abendroth auf Neu-Gomorrhas Dächer.

Zugvögel.

Ihr meint, ich neide jene Wanderſchaaren,
Die über heimathloſem Haupte ziehen,
Weil meine Blicke, die erſt heiter waren,
Getrübt mit ihnen durch die Wolken fliehen?

Ob denn von allen, ſo da droben treiben,
Nicht Einer ſchmerzvoll ſcheidet und gezwungen,
Dem's lieber wär' im alten Neſt zu bleiben,
Wo er geborgen ſaß und ſeine Jungen?

Und auf der Reiſe durch die fremden Gaſſen,
Ob da nicht Manchem die Gedanken kommen
An jenes Dach, das er zuletzt verlaſſen,
Und an den Weiher, drin er erſt geſchwommen?

Sie heißt ja nicht der eig'ne Wille fliehen,
Natur iſt ihnen zum Geſetz geworden,
Daß mit dem Herbſte ſie gen Süden ziehen
Und mit dem Frühjahr wiederum gen Norden.

Gebot und Zwang, wohin ich auch mich wende,
Hoch herrſcht ein Sturm, und tiefer herrſcht ein Stürmlein,
Gebunden ſind die Flügel wie die Hände,
Kein Menſch iſt frei, kein Vogel iſt's, kein Würmlein!

Glück auf die Reiſe und ein leichtes Herze
Euch Seglern dort und immer gute Winde,
Und daß, wann ihr uns wiederkehrt im März,
Sein altes Neſt ein Jeder wiederfinde!

So grüß' ich laut hinauf in eu're Wolke,
Ich, euer Bruder, alle nach der Reihe:
Zugvögel giebt's auch bei dem Dichtervolke,
Und ſo wie ihr ſind's lauter vogelfreie!

Viſion.

Es geht ein Schattenbild durch meine Nächte,
Ein bleiches Mädchen, gramgebeugt und hager,
Das Haupt umwallt von blondem Haargeflechte,
Geſenkten Blickes tritt ſie an mein Lager.

Wer rief dich her? Die ſtrengen Lippen ſchweigen,
Ihr Auge ſtarrt mich glühend an und trocken,
Erſt ſcheint ſie ſtumm ſich gegen mich zu neigen,
Dann ſchüttelt ſie die aufgelösten Locken.

Und plötzlich netzen Thränen ihre Wangen,
Sie ſchluchzet laut, die weißen Brüſte wallen,
Die Arme öffnet ſie mich zu umfangen
Und läßt ſie matt und ſchmerzlich wieder fallen.

Um meine Ohren klingt ein ſchneidend „Wehe,“
Sekundenlang, dann ein erſtorb'nes Flüſtern.
Und ſchreck' ich aus den Kiſſen in die Höhe,
So hör' ich deutlich die Gardine kniſtern.

Am Boden gleitet's hin, wie Frauenſchritte,
Die Dielen knarren ſacht, das Nachtlicht zittert,
Und fern dem Bett, in meines Zimmers Mitte,
Verhallt der Ton, das Schattenbild zerflittert.

Ein Traum? — O nein, o nein! Hier auf dem Pfühle
Lag ihre Hand, ihr Arm, den ich geſehen,
Um meine Stirne ſchauert noch die Kühle
Aus ihrem Mund, von des Gewandes Wehen!

Was willſt du mir mit deinem marmorblaſſen,
Verweinten Antlitz, mit dem Geiſterblicke?
Du kannſt nicht ſagen, daß ich dich verlaſſen,
Du gabſt dich mir und in mir dem Geſchicke.

Du kannſt nicht klagen, daß ich dich vergeſſen,
Sieh' her, in meines Herzens off'ne Wunden:
So viele Stunden, als ich dich beſeſſen,
So viele Narben werden drin gefunden.

Ich fürchte dich und dein Gedächtniß nimmer,
Ich will dich nicht verläugnen, noch verſtoßen:
Nur meine Nächte ſtöre mir nicht immer,
Du weißt, ich bette ja mich nie auf Roſen.

Verlangſt du Opfer für vergang'ne Tage,
Für die zerbroch'nen Götter Sühnaltäre?
Sie brennen dir in lauter Liedes-Klage,
Sie bluten, ach! in mancher ſtillen Zähre!

Du biſt gerächt, wenn ich an dir geſündigt,
Mein guter Engel iſt mit dir geſchieden,
Erfüllt an mir, was ich dir einſt verkündigt:
Im Tode nur iſt Treu', im Tode Frieden.

Laß ab, laß ab! Zur Ruhe ſey beſchworen,
Du theu'rer Schemen, Schreckniß meiner Nächte!
Dort tritt der Morgen aus den gold'nen Thoren:
O daß er dir und mir das Rechte brächte!

Troſt.

Wohl möcht' ich ſcheidend einmal Luſt und Friede
In vollem Klang an Eu're Seelen hauchen,
Verſöhnend und verſöhnt im Schwanenliede,
In des Vergeſſens Waldnacht untertauchen.

Doch ſagt mir erſt, wo ich den Frieden finde?
Wo Ihr, die Ihr ihn lobt und liebt, ihn fandet?
Ich ſteuerte nach ihm in alle Winde,
An ſeiner Küſte bin ich nie gelandet.

So nah' als möglich drängt' ich mich den Thronen
Der Welt und ſah, es ſchwitzen und es bluten
So gut geſalbte Häupter unter Kronen,
Wie Sklaven unter Ketten oder Ruthen.

Drauf ſchritt ich in der Armuth dunkle Hütte,
Wohin ein Wahn den Frieden hat geborgen,
Da ſchlief auf einer Laub- und Halmen-Schütte
Der Stumpfſinn Arm in Arm mit Erdenſorgen.

Ich wandelte die „goldne“ Mittelſtraße,
„In's ſtille Haus,“ „zum heil'gen Heerd der Bürger:“
An ihrem Tiſche ſaß der Neid, der blaſſe,
Und eitler Knechtſinn, jener Doppelwürger.

Es fraß die nimmerſatte Sucht zu ſcheinen
Die Kraft zu ſeyn im Größten und im Kleinſten,
Die Feinen traten höhniſch die Gemeinen,
Und die Gemeinen höhniſcher die Gemeinſten.

Such' dir ein freies Land jenſeits dem Rheine,
So meint' ich drauf und pilgerte zur Seine.
Zwar fand ich Vieles dort, nur nicht das Eine
Wir ſind noch nicht frei, nicht mehr ſind es Jene

Such dir ein freies Land jenſeits dem Meere
Und bin nach Albion kehrte ſich mein Steuer:
Doch wenn auch noch ſo reich der Krämer wäre,
Das Eine, Freiheit, bleibt ihm ſtets zu theuer.

Zuletzt, des Suchens ſatt und ſatt der Täuſchung,
Kehr' ich zurück in mich . . . Hab' ich gefunden?
Wenn Frieden gleich iſt ew'ger Selbſtzerfleiſchung,
Die raſtlos wühlt in alt' und neuen Wunden!

Nun, ich bekenn' es, ſteh' ich wohl am Ende:
Es will der Fuß zum Wandern nimmer taugen.
Entſagend ſenk' ich meine müden Hände,
Verzagend ſchließ' ich meine müden Augen.

Des Alten Troſt: Eins ſchickt ſich nicht für Alle,
Iſt noch das Einzige, was mich erquicket.
Wir ſind nun eben in dem böſen Falle,
Daß Glück und Frieden ſich für uns nicht ſchicket.

Jedweder Zeit wird ihre eig'ne Sendung,
Sie kann nicht drüber, kann nicht drunter ſchreiten,
Die unſ're heißt nun einmal nicht Vollendung,
Sie heißt: Zerſtören, Kämpfen, Vorbereiten.

Ob auch die beſte Kraft ſich dran vergeude,
Ob hohe, tiefe Häupter ſich erſchöpfen:
Es hält nicht mehr, das alternde Gebäude,
Zuſammen fällt es über unſ'ren Köpfen.

Dann wird auch wohl die Kerkerwand zerſchmettert,
Drein wir verzweifelnd unſ're Nägel gruben:
Auf ihren Schutt, auf unſ're Leichen klettert
Das ſiegreiche Geſchlecht von unſ'ren Buben.

Ein hartes Loos, ein herbes iſt es freilich,
So nur zu leben, um gelebt zu haben,
Und Schmerz und Grimm und Unmuth ſchon verzeihlich,
Die vor der Zeit ihr eigen Grab ſich graben.

Doch liegt ein Glück, ein Stolz auch darin wieder,
Das kleine, kurze Selbſt zu überhüpfen,
Und, ſcheinbar abgeriſſ'ne Kettenglieder,
Uns ahnend an den Weltgeiſt anzuknüpfen.

Doch liegt darin auch wieder ein Gelüſte,
Die Luſt des Märtyrers und des Propheten:
Kommt, Freunde, kommt: Wir zieh'n in eine Wüſte,
Der Freiheit letzte — gebe Gott! — Asceten!

Unter Platens Büſte.

Leicht fehlt ein Wand'rer ſeines Wegs, noch eher
Ein Dichter ſeiner Zeit und ſeiner Stätte:
Was wäre Der, wenn er geſungen hätte
Zu Florenz, an dem Hof der Mediceer!

So hieß er nur ein kalter Formendreher,
Der Marmormenſch mit ſeiner edlen Glätte,
Und ſchwand im Dunſtkreis unſ'rer kleinen Städte,
Ein trunkener auf zehn betrunk'ne Seher.

Die einz'ge Heimath, die er je beſeſſen,
Iſt jenes frühe Grab, das weit entfernte,
In den geliebten Lorbeern und Cypreſſen.

Und kaum erblühet ihm als ſpäte Ernte
Im trägen Deutſchland, raſch nur im Vergeſſen,
Der Jugend Dank, die dichten von ihm lernte!

Sonette.

I.

Ein kleines Eiland gönnet mir in Güte,
Den Wellen und dem Sturme abgezwungen,
Damit ich drauf in Friedens=Dämmerungen
Das Paradies verſchwieg'ner Liebe hüte.

Ach, ſchon ſo manche ſtille Herzens=Blüthe,
So manches Lied, mißrathen und gelungen,
Hat der empörte Strom der Zeit verſchlungen,
Und immer ärmer werd' ich im Gemüthe.

Ich weiß, dies Eiland auch kann nicht beſtehen,
Und wie es aufgetaucht, ſo wird es eben
Im Waſſer über Nacht verſinken gehen.

Dann ſollt ihr wieder mich im Strudel ſtreben,
Mich mit den Brüdern wieder rudern ſehen
Und mit dem Strome ſtreiten um mein Leben.

2.

So lang ich denke, tracht' ich nun nach Frieden;
Je mehr ich über wilde Waſſerwogen,
Durch Berg und Thal ihm ſuchend nachgezogen,
Je mehr hat er mich Suchenden gemieden.

Sein Trugbild war mir dann und wann beſchieden
Zu Troſt und Hohn, ein ſiebenfarb'ner Bogen,
Auf das Gewitter meiner Zeit gelogen,
Das Ende droben, der Beginn hienieden.

Da geheſt du mir auf, du Bild der Gnaden,
Und führſt aus labyrinthiſchem Gewinde
Mich in mich ſelbſt zurück auf ſanften Pfaden.

Nun zieh' ich, vor den Augen eine Binde
Und in der Hand der Liebe rothen Faden,
Dem Frieden nach, gewiß daß ich ihn finde.

3.

Eh' wollt' ich, daß die Zunge mir verdorrte,
Als daß ſie je von Liebe zu dir ſpräche;
Bevor ein Blick verkünde meine Schwäche,
Auf ewig ſchließe ſich des Auges Pforte!

Ich trag' in mir den heiligſten der Horte;
Verrath an ihm? Nein, daß mein Tod ihn räche!
Hoch drüber ſoll mit glatter Oberfläche
Die Welle rauſchen, meines Liedes Worte.

Sogar dein Bild, geſchützt durch eig'nen Schimmer,
Steht über mir in ſeinem Edelſchreine,
Und ſelbſt mein Traum berührt es frevelnd nimmer.

Nur daß ich vor ihm kniee, bete, weine,
Geſtatte das, du Namenloſe, immer
Und ſey in dieſem einen Sinn die Meine!

4.

Verkehrte Wege leitet mich die Liebe
Und ſetzt, was ſonſt zum Anfang ſteht, am Schluſſe:
Ich kehre ſchon zum Blick zurück vom Kuſſe,
Schon zur Entſagung von geſtilltem Triebe.

Auch weiß ich nicht, welch Ziel ihr übrig bliebe
Nach aller Sättigung zum Ueberdruſſe,
Wenn ſie in geiſtig-ſinnlichem Genuſſe
Nicht immer rückwärts ihren Kreis beſchriebe.

Daß ſpäte Reue nur auch wiederbrächte
Die frühe Glut, in Dunſt und Rauch verlodert,
Die Kraft verträumter Tage, heißer Nächte!

Ein ganzes Herz iſt was die Liebe fodert,
Und ach! zu ſpät erkenn' ich, daß die ächte
Allzeit in Einer Bruſt entſteht und modert.

5.

Was ſind denn dieſe hohen Spiegelwände,
Von hundertfachem Kerzenglanz durchflittert,
Was anders als ein Käfig reich umgittert,
Als einer Rebe hölzernes Gerände?

Dein Auge täuſchte, wenn es nicht empfände,
Daß jede freie Ranke dort verwittert,
Wenn in dem Blick, der oft in Thränen zittert,
Kein dunkles Ahnen und Verlangen ſtände!

Erſchiene doch in Traumgeſichtes-Helle
Dir einmal, ſo viel reicher oder ärmer
Als dein Salon, die traute Dichter-Zelle!

Da knieet, außen kälter, innen wärmer,
Dein Bild bekränzend auf verhüllter Schwelle,
Ein ſtill beglückter, ſtill entzückter Schwärmer!

6.

Ein kindiſches und doch ein ſchönes Treiben:
Zu ſchreiben überall den einen Namen,
In Schnee und Erz, in Baſt und Kreſſe-Samen,
Und mit dem Diamant in Fenſterſcheiben!

Ich darf allein nicht nennen und nicht ſchreiben
Den Namen meiner Dame aller Damen,
Und meine Kunſt verherrlicht blos den Rahmen,
Indeß umſchleiert ſtets das Bild muß bleiben.

Da wagt' ich denn der ſieben Laute Segen,
Zu Trotz dem harten Zwang und dem Verluſte,
In eines Reimes Wiederhall zu legen.

Nun tönt er, den ich ſtreng verſchweigen mußte,
Ein Echo aus der Grotte, dem entgegen,
Der recht zu rufen, recht zu lauſchen wußte.

7.

Die Liebe mag beredt ſich gerne zeigen,
Beredt in guten und in ſchlimmen Tagen:
In Jubel überſtrömt ſie, ſtrömt in Klagen,
Um nur, ſo lang ſie küſſet, ſtillzuſchweigen.

Doch meinem Liebesdienſt um dich iſt eigen,
Daß ihm die leichten Worte leicht verſagen,
So daß ich oftmals deinen ſinn'gen Fragen
Begegnen muß mit ſtumm verleg'nem Neigen.

Der Mund, der ſich an andere verſchwendet,
Warum wird ſeine gold'ne Kunſt zu Schanden,
Sobald dein Ohr ſich huldreich zu ihm wendet?

Nicht wahr, du haſt ſein Schweigen mehr verſtanden,
Als ſeine Rede, wenn ſie ſtammelnd endet:
Du weißt, ihn hält ein volles Herz in Banden!

8.

Du liebſt es dich in wildem Tanz zu drehen,
Umſchwärmt von bunten oder ſchwarzen Gecken,
Die deine ſchöne Hand wetteifernd lecken,
Doch nie dein Herz, dein ſchönes Herz verſtehen.

Ich mag indeß im Saal traumwandelnd gehen,
In dunkler Niſche ſchweigſam mich verſtecken,
Und wenn mich laute Hornfanfaren wecken
Im Fluge dich vorübergaukeln ſehen.

Unew'ge Scheidung, der ſich Gott erbarme!
Was reißeſt du in deines Jubels Wogen
Mich nicht empor mit weißem Nymphen-Arme?

Warum hab' ich nicht, kräftig und verwogen,
Dich lieber aus dem eitlen Schwall und Schwarme
In meine Einſamkeit herabgezogen?

11.

Unmöglich! Ach, die Liebe war es nimmer,
Es war der Haß, der dieſes Wort erdachte:
Die Liebe war's, die immer möglich machte,
Was aller Welt unmöglich ſchien für immer.

Fragt drum Leander, den beherzten Schwimmer,
Fragt Eginhard, der ſeines Kaiſers lachte,
Als ihn Schön-Emma auf den Schultern ſachte
Wegtrug durch falſchen Schnee und Mondenſchimmer.

Erſt ſeit die Liebe aus der Welt verſchwunden,
Verſchwinden auch die Zeichen und die Wunder,
Und nun wird ſelbſt das Mögliche unmöglich.

Noth thät', es würd' ein neues Wort erfunden
Und neue Lieb'! Der Teufel hol' den Plunder:
Nicht mal ein Reim iſt auf unmöglich möglich!

10.

Wenn einſt der Wind aus dem Sonetten-Kranze
In deine Hände weht der Blätter eines,
Ob du den Spiegel deines holden Scheines
Dann wohl erkennen wirſt in ihrem Glanze?

Da iſt kein Schritt verkehrt im Strophentanze,
Unkeuſch kein Reim, gemein der Bilder keines,
Weil um ein reines, hohes Bild, um deines,
Sich ſchlingt und reiht das anmuthvolle Ganze.

Ich wäre glücklich, dürft' ich niederſtreuen
Den Strauß, ſo daß er dir zu Füßen fiele,
Und wollte ſein ein milder Blick ſich freuen.

So dient er leider mir allein zum Spiele
Und muß, gleich Blumen, ſo die Sonne ſcheuen,
Entfliehn, wohin er ſtrebt, von ſeinem Ziele.

11.

Wie lieb' ich dieſe Winterabend-Träume,
Die um dein Licht ihr Flügelſpiel entfalten,
Die ahnungsreich mit Tönen und Geſtalten
Bevölkern, wo du weilſt, die hohen Räume.

Bald klimmen ſie hinauf die nackten Bäume
Und ſchau'n von da neugierig in dein Walten,
Bald lauſchen ſie an deiner Thüre Spalten
Und lugen um des Vorhangs Purpur-Säume.

Doch taucht ein Kopf mit wohlbekannten Locken,
Ein wohlbekannter Schatten, ſchwach umriſſen,
Am Fenſter auf: ſo flüchten ſie erſchrocken.

Ich fühle dann, als ſchlüg' mich das Gewiſſen,
Den Fuß am Grund, das Blut im Herzen ſtocken,
Und berge mich in tief'ren Finſterniſſen.

12.

Ein and'rer Jacob ſteig' ich unverdroſſen
Hinauf die Licht- und Luft-gewebte Leiter,
Mit jeder Nacht um ſieben Träume weiter,
Mit jeglichem Sonett um vierzehn Sproſſen.

Die Engel haben ſchon ſich angeſchloſſen
Der Himmelfahrt als Boten und Begleiter,
Ihr alle ähnlich, hold wie ſie und heiter,
Wie ſie von Glanz und Glorie umfloſſen.

Und blick' ich abwärts, wo ich hergekommen,
So liegt tief unten die verlor'ne Erde,
Zuſammt dem Rückweg ganz in Nacht verſchwommen.

Und blick' ich auf mit flehender Geberde
Zum Ziele auf, dann ſeufz' ich ſtill-beklommen:
Wie weit! Wie weit! Weh, wenn ich müde werde!

13

Dein Leben, reich und herrlich anzuſchauen,
Und doch wie keines, gleicht dem hohen Meere:
Auf ſeiner Fläche eine große Leere,
In ſeiner Tiefe manches Abgrunds Grauen.

Vermöchteſt du dem Freunde zu vertrauen,
Er ließe drüber in demant'ner Schwere,
Beſät mit Sterne=gleichem Liederheere,
Der Liebe Himmel weit und offen blauen.

Doch See und Himmel ſind ſich ewig ferne,
Und jene bricht an öden Felsgeſtaden
Verſchwendend ihrer Muſcheln edle Kerne;

Indeſſen dieſer, Wunſch= und Gram=beladen,
Ziellos herabſtürzt ſeine beſten Sterne,
In Nacht erloſchen und in Nebelſchwaden!

14

Nein, lieber ſtumm vor Zorn und Schmerz vergehen,
Als aufgeputzt am Leib, im Geiſt zerſchlagen,
In folterndem Verlangen und Verzagen,
So ſtundenlang an deiner Seite ſtehen!

Ich fühle deines Athems Wärme wehen,
Seh' deine Augen dicht vor meinen tagen,
Und darf den Blick in ihren Glanz nicht wagen,
In's nahe Ohr kein flüſternd Liebesflehen!

O ſey beſchworen, ſey es auf den Knieen:
Wenn ich die Kraft zu fliehen nie beſeſſen,
Beſitze du ſie dich zurückzuziehen:

Was Pflicht und Sitte heiſcht, das wolle meſſen
Und ſtreng auf deine kühle Höhe fliehen,
Damit ich könne, was ich muß: vergeſſen!

15.

Ich habe nie ein wirklich Glück empfunden,
Wie oft es Feinde mir auch neiden mochten:
In jedem Kranz, vom Schickſal mir geflochten,
Fühl' ich die Dornen nur, die mich verwunden.

So waren immer meine beſten Stunden
Vergällt von Launen, die im Finſt'ren kochten,
Von Schwächen, die den Willen unterjochten,
Von Reu' und Schmerz um das, was längſt geſchwunden.

Nun muß es ſich zum Ende ſeltſam fügen,
Nachdem mir Wahrheit nie genügen konnte,
Daß mir ein Wahn, ein Spiel, ein Traum genügen.

Die Tages-Sonne, die mich niemals ſonnte,
Iſt wohl hinab; doch ihre Strahlen lügen
Ein ſchön'res Abendroth am Horizonte.

16.

Ich rafſte den Sonetten-Kranz zuſammen
Und nahte mich dem lodernden Kamine:
Daß nie ein Blatt des Tages Licht beſchiene,
Zum Feuertode wollt' ich ſie verdammen.

Geliebte Blumen, die vom Frühling ſtammen,
Bald nur noch eine kohlende Ruine!
Verwelkter Strauß, dein kurzes Leben diene
Als Nahrung jenen Opfer-frohen Flammen!

Schon zuckte meine Hand, die allzuraſche,
Ich ſah die Blätter ſich geduldig neigen,
Das Feuer züngeln, daß es ſie erhaſche;

Da klang es über mir durch Grabes-Schweigen:
Verbrenne! Doch es wird aus ihrer Aſche
Verjüngt der Phönix deiner Liebe ſteigen!

17.

Beſänftigt iſt das ſtürmiſche Gelüſte,
Das ſonſt auf hoher See dahingeflogen,
Das oft mein ſchwankes Boot hinabgezogen
An der Sirene felſenharte Brüſte.

Ich wäre thöricht, wenn nicht längſt ich wüßte,
Wie ich geplündert ward und wie betrogen,
Und wenn mich nicht hinweg aus Wind und Wogen
Verlangte ſehnlichſt nach der grünen Küſte.

Soll nun das Schickſal mich ſo höhniſch ſtrafen
Und für der Irrfahrt wüſte Abenteuer
Mich ſcheitern laſſen, nah dem ſchönen Hafen?

Nein, liſch nicht aus, du letztes Rettungsfeuer,
Geliebtes Auge, leuchte deinem Sklaven,
Geliebte Hand, ſey meines Wrackes Steuer!

18.

Sie wollen gleich dem aufgejagten Wilde
Mich durch die finſt'ren Zeitungslöcher hetzen,
Mich fangen in Verläumder-Garn und Netzen,
Die Meiſter unſ'rer ſchwarzen Schützengilde.

Doch ſoll in mein umhägtes Luſtgefilde
Ihr roher Fuß ſich nun und nimmer ſetzen,
Und wenn ſie fern die ſtumpfen Waffen wetzen,
So deck' ich mich mit einem guten Schilde.

Dein Bild und die Gewißheit dich zu lieben,
Ein Hochgefühl, das mir kein Feind erniedert,
Das iſt mein Schild, aus laut'rem Gold getrieben.

Dran müſſen, die gemeiner Haß befiedert,
Die Pfeile all' zerſplittern und zerſtieben,
Von eines Lieds metallnem Klang erwidert.

19.

Erſtünde aus dem Grab geweſ'ner Tage
Die erſte Jugend mir noch einmal wieder,
So flöße reicher wohl der Born der Lieder,
Melodiſcher erklänge meine Klage.

Daſſelbe Liebesleid, das ich jetzt trage,
Es ſchlägt die Kraft mir unwillkürlich nieder,
Trug mich einſt auf elaſtiſchem Gefieder,
So hoch wie heute nimmer ich mich wage.

Nicht daß die Locken vor der Zeit zu bleichen,
Die Pulſe träger ſchon zu gehn beginnen,
Iſt meines Alterns mir ein bitter' Zeichen.

Viel tiefer fühl' ich ſeine Macht nach innen,
Seit Liebesſchmerz erſtarrt ſtatt zu erweichen,
Seit ſpärlicher durch ihn die Reime rinnen.

20.

Was frommte mir es, wenn es nun gelänge
Den neuen Strom in's alte Bett zu zwingen
Und ſtilles Ebenmaß zurückzubringen
In meiner Liebe wogendes Gedränge?

Nein, flutet nur, ihr zärtlichen Geſänge,
Und mögt ihr alles Land umher verſchlingen,
Indeß ich auf des Wohllauts weichen Schwingen
Mich wiege über dem Gefäll der Klänge.

Zu früh nur wird die holde Quelle ſtocken,
Und wann die Ueberſchwemmungen verliefen,
Liegt bald die Scholle wieder hart und trocken.

Doch prangen dann auf den getränkten Tiefen,
Des Auges Freude, tauſend Blumenglocken,
Die, nicht geweckt, vielleicht noch lange ſchliefen.

21.

Die Luft iſt lind, der Wind iſt lau geworden,
Sie fächeln wie dein Athem mir die Wangen;
Wie deine himmelblauen Augen prangen
Die Himmel, blau gen Süden und gen Norden.

Und wie die Welle von des Weihers Borden,
Wo ſie vom Eis verzaubert feſtgehangen,
So reißt das Lied aus ſchweigendem Befangen
Sich los und ſchwingt in ungedämpften Korden.

Mißgönnſt du, meine hohe, ferne Roſe,
Dem früheſten der Frühlingsſchmetterlinge
Sein keckes Spiel, ſein flatterndes Gekoſe?

Ach, bis zu dir trägt niemals ſeine Schwinge,
Und bald verſtrickt an ſeinem Fuß das loſe,
Vergeß'ne Fädlein ſich zur alten Schlinge!

22.

Ich fühle wohl, daß ich mit jedem Liede,
Womit ich dein geliebtes Bildniß ſchmücke,
Den Pfeil mir tiefer in die Wunde drücke
Und feſter meine ſüße Feſſel ſchmiede.

Doch wenn ich nun verzweifelt mich entſchiede
Und bräche Pfeil und Feſſel raſch in Stücke,
So wär' die Freiheit weder mir zum Glücke,
Noch blüh'te mir aus jähem Tod der Friede.

Zwar reißt der Held voll trotziger Verachtung
Den Pfeil aus ſeiner Bruſt und ſieht in Fluten
Das Leben fliehn mit ſtolzer Selbſtbetrachtung.

Doch ſchöner will's den Liebenden gemuthen,
In duldender und zärtlicher Verſchmachtung
Langſam und tropfenweiſe zu verbluten.

Verſtändlich für Viele.

> Here is a sigh to those who love me,
> And a sigh to those who hate,
> And whatever sky is above me,
> Here is a heart for every fate.
>
> BYRON.

Sie wollen mir den Glauben ſtehlen,
Den Glauben an mein beſſ'res Ich,
Sie möchten, die gemeinen Seelen,
Daß ich wie ſie im Staube ſchlich:
Verläumdung nagt, die blinde Natter
Giftig an meinem beſten Mark,
Und Neid, ihr Nachbar und Gevatter,
Beſchmutzt mein Haus mit Koth und Quark.

Das Murren, Muſtern, Meiſtern, Mäkeln,
Wie hab' ich es zum Tode ſatt!
Wie Blatt-Laus mich und Fliege ekeln,
Die edles Blut gemäſtet hat!

Lebendig ſeyn und doch begraben,
Verdammt ſey ſolch ein Zwitterloos,
Ein Fraß der Schaben oder Schwaben,
Ein Mahl voll Schimmel, Roſt und Moos.

Ihr habt gut tröſten und beſchwichtigen,
Ihr Freunde von der großen Welt:
Wohl wahr, daß unter kraftlos-nichtigen
Biſſen die Eiche niemals fällt,
Und wahr, daß nur in ihren Kronen
Der Wind ſich ſchaukelt und der Sturm,
Wenn ſicher auf dem Boden wohnen
Der Spatz, der Maulwurf und der Wurm.

Doch wie, wenn nun der Baum im Kerne
Die tiefe Wunde ſelber fühlt?
Wenn ſchwül wie aus Gewitter-Ferne
In ihm des Todes Ahnung wühlt?

Wie wenn er einſam und verlaſſen
Der tauben Luft ſein Leiden klagt,
Statt Bruderſtämme zu umfaſſen,
Nur fremdes Dickicht überragt?

Und kommen Stunden, wo im Laube
Ein wehmuthvolles Säuſeln irrt,
Wo der Erinn'rung ſanfte Taube
So ſehnlich um Verlor'nes girrt:
Ach dann durchrieſelt leiſes Beben
Den Baum, es thaut und fröſtelt ihn,
Und ſeine müden Wipfel ſtreben
Zur mütterlichen Erde hin.

Nein! Hoch das Haupt, das ſturmgewohnte!
Sey ruhig, Herz, und ſey beherzt!
Blick' in den Himmel, der dich lohnte,
Nicht auf die Scholle, die dich ſchmerzt!

Sie ſollen nicht den Spaß erleben,
Gebeugt dich, dich beſiegt zu ſehn.
Auch krank ſollſt du die Aeſte heben,
Und gilt's zu ſterben, ſtirb im Stehn!

Unterwegs.

Da ſteht es ja wieder mein Dichterzelt,
So recht: Ein Mann, Ein Gemach;
Statt auf Säulen auf Schreibfedern geſtellt,
Ein Blatt Papier ſein Dach.
Ob der Wind es verweht, der Regen zerbricht,
Wie lang es haftet und hält,
Den drinnen Ruhenden kümmert das nicht,
Er ſpricht: Wie's Gott gefällt!

Sechs Schritte lang, drei Schritte breit,
Nur Ein Fenſter, doch nicht nach vorn,
Das einzige Möbel der Zierlichkeit
Ein Tintefaß von Horn.

Ei was! Das werf' ich zum Anfang gleich
An die friſchgetünchte Wand,
So hab' ich die Karte vom deutſchen Reich
Doch immer hübſch zur Hand.

Herr Gott, in dieſem engen Raum
Was wartet denn alles mein?
Auf dem fremden Bett wie mancher Traum
Soll ausgeträumet ſeyn?
Und dort am Pult wie manche Nacht
Verbracht in Froſt und Glut,
In Wonnen und in Wehen verwacht?
Nur drauf! Immer wohlgemuth!

Der Herbſt iſt da, der Winter nicht weit,
Schon bläst es recht kühl und ſcharf;
Dem Himmel dankt, wer in ſolcher Zeit
Nicht ſuchen und wandern darf.

Eben flogen trüb' und ſchwer
Noch ein Paar Zugvögel vorbei;
Ade, ihr Brüder, ich ziehe nicht mehr.
Es heißt ja, der Menſch iſt frei.

◆

Eins fehlt noch, eh' ich zum erſten Mal
Hier wohnen und ſchlafen geh',
Eins, das ich gern im Frührothſtrahl
Und im Mondſchein bei mir ſeh',
Mir immer nah, mir immer fern,
Ein Schatten und doch mein Licht,
Meine Sonne, mein Mond, mein ſüßer Stern,
Dich ſeh' ich, dich hab' ich noch nicht.

Dort über das Bett gehört dies Bild,
Wo es überall hängen gemußt,
Gegen böſe Träume ein guter Schild
Hoch über der wehrloſen Bruſt.

Für die Blicke der Sehnſucht früh und ſpät,
Für die Küſſe der Liebe ein Ziel,
Ein Altar für jedwedes Gebet,
Ach ſo wenig und doch ſo viel!

Nun erſt iſt's fertig, das Dichterzelt,
Nun erſt mein Heerd und mein Haus;
Ei ſieh doch, wie hat es ſich aufgehellt,
Wie freundlich nimmt es ſich aus!
Du fehlteſt mir noch, du fehlteſt mir nur,
Und der erſte Tag ward vollbracht:
Die Lampe erliſcht, zwölf ſchlägt's auf der Uhr,
Gute Nacht, mein Herz, gute Nacht!

Wiederſehen.

Du biſt's! Kein Wahn, kein Traum, daß ich dich halte,
Daß deine Arme feſt mich an dich preſſen!
In's Auge blick' ich dir, es iſt das alte,
Mit ſeinen tiefen Strahlen unvergeſſen!
So ruhe du wie einſt in beſſ'ren Tagen,
Von meiner Thräne ſelt'nem Thau beträuft,
Ein Schifflein, das, vom Sturme lang verſchlagen,
Endlich in ſeinen rechten Hafen läuft!

Nein, rede nicht! Was könnten wir uns ſagen,
Das nicht ein Kuß viel inniger verkündete?
Verſunken ſey im Wiederſehn dein Klagen,
Im Schmerz die Luſt, einander treu verbündete!

Blick' auch nicht auf und lies in meinen Zügen
Nicht mühſam ein verlor'nes Bild zuſammen:
Fühl' dieſes Herz! Sein Pulsſchlag kann nicht lügen,
Da drinnen lodern noch die alten Flammen!

Du ſpähſt nach Narben, ſo die Jahre ſchnitten,
Nach Furchen, von der Leidenſchaft gegraben?
Frag' mich nicht aus! Was ich gelebt, gelitten,
Seit wir zum Letzten uns umſchlungen haben,
Es ſey verweht vom Hauche deines Mundes,
Ein Schatten, den dein Sonnenblick durchblitzt,
Und auf der Aſche des zerſtörten Bundes
Sieh wie der Phönix eines ew'gen ſitzt!

Zieh' ſie nicht fort, wenn ich ſie krampfhaft drücke,
Die Hand: du weißt, wie lang ich ſie entbehrt!
Geuß über mich, verſchwenderiſch im Glücke,
Der Küſſe Füllhorn, das ſich nimmer leert!

Hinweg, Gedächtniß deſſen was geweſen,
Nacht ſey wie einſt, dein Auge nur mein Stern,
Und drinnen ſteh' mit Flammenſchrift zu leſen:
Du mein, ich dein, und alles andre fern!

Und wie ich ſo, von deinem Arm umfangen,
In trunkner Selbſtvergeſſenheit mich ſchaukle,
Da plötzlich iſt's, als ob mit zweifels=bangen
Bethörungen ein Dämon mich umgaukle;
Weh' mir, daß ich die Schlange wieder höre,
Sie ziſcht hervor aus roſigen Gewinden:
Wie, wenn ich dich zum zweiten Mal verlöre,
Zum letzten, um dich nimmermehr zu finden?

Nein, ſchließe feſter mich an deinen Buſen,
Aſyl des Zweifels, der mich kalt durchſchauert,
Komm, birg mich vor dem Antlitz der Meduſen,
Das aus des Glückes hellſtem Spiegel lauert!

O du biſt mein, um ewig mein zu bleiben,
Auf unſ'rem Bunde ſchwebt ein Doppelſegen,
Hier ruh' ich, und kein Gott ſoll mich vertreiben:
Welch ſüße Raſt! Und ach nach welchen Wegen!

Dem Kronprinzen von Württemberg

Am Vorabend Seiner Abreiſe nach Italien geſprochen in der Geſellſchaft zur Glocke

Silentium! Noch einmal füllt die Becher,
Füllt ſie mit Feuertrank bis an den Rand;
Gönnt mir ein Wort als Eures Kreiſes Sprecher
Und reiht Euch rings, die Glöcklein in der Hand!
Denkt Euch, Ihr ſteht der heimiſchen Provinzen
Vertreter hier, jedweder Mann ein Land,
Und ſo ein deutſches Hoch dem deutſchen Prinzen,
Der wandern geht an einen fremden Strand!

Ein Lebewohl Ihm, der vom Königsthrone
Herab in unſ're bunte Mitte ſtieg,
Vor dem die „Glocke“ mit dem freien Tone,
Das freie Lied des Dichters niemals ſchwieg,

Der, ſelbſt beſeelt von dem was uns beſeelte,
Zu Sang und Klang die volle Bruſt erſchloß,
Der nirgends wo die Jugend froh war fehlte,
Und den kein Ernſt vertrieb, kein Scherz verdroß!

Du pilgerſt, Prinz, zu dem erſehnten Süden,
In Goethe's Land, das keinen Winter kennt,
Indeſſen wir, Stuttgarts Europa-Müden,
Verharren in dem alten Element;
Du ſiehſt, wie Aetna und Veſuv Dir dampfen,
Wie Iſchia aus blauer Woge taucht,
Indeß wir mit dem Filzpantoffel ſtampfen
Und hinter'm Ofen unſ're Pfeife raucht.

Zieh hin, und was die Erde Schönſtes bietet,
Es ſey, ein ganzer Himmel, Dir gewährt;
Wenn nur Dein Herz als deutſches ſich behütet,
Als deutſches in der Fremde ſich verklärt!

O das verſprich, nicht uns und nicht im Spaſſe,
Dir ſelbſt gelobe das in heiligem Ernſt:
An's Ziel führt durch die Heimath nur die Straße,
O ſorge, daß Du dieſe nie verlernſt!

Kennſt Du im Paradies die alte Schlange,
Dieſelbe, ſo die Hohenſtaufen ſtach,
Die manches deutſche Fürſtenherz auf lange,
Die deutſche Kaiſer=Eich' auf immer brach?
Sie ſey Dir fern, der Erbfeind deutſcher Jugend,
Und wie die Fremde auch im Kern Dich reiſt,
Des hüte Dich, daß ſie den Schmelz der Jugend,
Dein ſchönſtes Blüthenthum, nicht von Dir ſtreift!

Drum wenn die alt' und neuen Wunderdinge
In Wälſchland, wenn die Stadt am Tiberſtrom,
Der große Prieſter mit dem Fiſcherringe,
Der Vatikan, die Meſſ' in Peters Dom,

Wenn ſie Dein Herz, das reizbare, berücken,
So birg es hinter einen ehernen Schild,
Auf den umſonſt die römiſchen Pfeile zücken:
Des deutſchen Königs, Deines Vaters, Bild!

Und wenn Sirenenſtimmen der Verführung
Dein Ohr verlocken, wenn Du, rings umgarnt
Von ſüßem Netz, in jugendlicher Rührung
Erliegen gehſt, durch keinen Geiſt gewarnt:
Dann ſchaue durch verwirrendes Gewimmel
Des fremden Volks, aus Nebel, Glut und Wahn,
So blau, ſo klar, ſo hold wie deutſcher Himmel,
Dich flehend Deiner Schweſter Auge an!

Und nun genug, und nur noch eine Bitte,
Die letzte, eh Du unſrem Blick entſchwebſt:
Es trifft ſich wohl, wann Du zu luſtigem Ritte
Mit den Genoſſen Dich zu Roſſe hebſt,

Wann Du umwebt von Capris lauen Lüften
Dahinfliegſt, ohne Ziel und ohne Halt,
Daß dann im Walde, aus Gebirges Klüften,
Vom Weg ein — Glöcklein Dir entgegenſchallt.

Dann halte, Prinz, dann ſieh an Meereskanten
Der Maulthiertreiber Zug vorüberziehn,
Dann grüß wie einen ſchwäbiſchen Bekannten,
Wie einen Glockenmann den Vetturin!
Und um Dir recht der Glocken Ton zu deuten,
So hallen ſie in Deinem Herzen nach:
Die Freunde ſind's, die mir in Stuttgart läuten,
Sie denken mein, wie einſt am Abſchiedstag.

Apriltag.

Nordwärts zieht die Wanderſchwalbe, wann es wieder Lenz geworden:
Alſo zieht mit jedem neuen Frühling auch mein Lied gen Norden,
Flüchtend aus dem milden Süden, — ach! er ward mir ja erſt lieb, —
In den ernſten kühlen Norden, der mir immer theuer blieb.

Schon zwar wandelt ſich's am Neckar, unter Roſen, unter Reben,
Wärmer als bei uns, in Schwaben glüht der Himmel, blüht das Leben.

Und dies ſchöne Land empfing mich Flücht'gen wie ein Paradies:
Warum lieb' ich dennoch wärmer jenes, das mich kalt verſtieß?

Immerdar von Rückkehr träum' ich, von verwehrtem Wiederſehen,
Wie verpflanzter Bäume Wurzeln ſtets zum alten Boden ſtehen,
Wie des Schiffes Herz, der Kompaß, immerdar nach Norden weiſt,
Wenn auch ſüdlich wehn die Winde, wie die Well' auch treibt und kreiſt.

Oftmals wenn am ſpäten Abend ich hinaus die Schritte lenke,
Wenn ich ſinnend meine Augen in die Nebel Stuttgarts ſenke,

Steht das Bild der fernen Heimath plötzlich ſchimmernd vor mir da,
Eine Spiegelung der Sehnſucht, eine Fata Morgana.

Dort in zwanzigfacher Windung, durch Weſtphalens alte Pforte,
Wandert meine liebe Weſer ihren Weg wie ſonſt zum Porte,
Lauter nur, denn wo ſie ehmals Böck' und Bullen blos gewiegt,
Schau, wie heut' in weiter Schwingung der moderne Dämpfer fliegt!

In dem Winkelchen dahinten, Vaterhaus, ſey deine Schwelle
Fromm gegrüßt, und du vor allen, grün umrankte Fenſterhelle,
Funkelnd aus derſelben Kammer, wo ich in verbotner Nacht,
Furchtſam, trunken, überglücklich, meinen erſten Vers gemacht.

Auch des Vaters graue Haare ſeh' ich durch die Ladenritzen
Und zwei liebe fremde Brüder, die um meine Lampe ſitzen:
Nur der Mutter ſchönes Auge ſtrahlt den Armen nimmermehr,
Ueber ihrem Grabe rauſchte nun ſchon mancher Herbſt einher.

Um die Ecke dort — Vorüber, nur das eine Mal vorüber,
Klopft die Bruſt gleich ungeſtümer, wird der trübe Blick gleich trüber!
Friede über dieſem Dache und mit Den darunter ſey, —
Ungeahnt, ein böſer Schatten, glitt der Wandersmann vorbei!

Weiter! Weißt ja noch die Wege! Horch, ſchon hallen deine Schritte
Ueber menſchenleere Plätze, durch verwaiſter Häuſer Mitte.

Eingetaucht in Mondenſchimmer und in leiſen Kohlenduft
Strecken die Paläſte Kaſſels ſich geſpenſtiſch in die Luft.

Ja, hier war's! Um dieſe Säulen flattern noch im Dämmerlichte
Nächtlich gleich verirrten Seelen meine Träume und Gedichte,
Ueber jene Brücke rollte einſt mein Wagen froh herein,
Ach, und auf derſelben Brücke floh ich weinend und allein.

Stätte meiner frühen Leiden, Schauplatz meiner erſten Kriege,
Grabmal eines ſüßen Friedens, eines herben Ruhmes Wiege,
Ha! ich weiß nicht, ſoll dir fluchen, ſoll dich ſegnen dein Prophet,
Daß er hier als dein Verbannter, hier als dein Verkannter ſteht?

Vaterland! Als Hekatombe brannten meine beſten Jahre,
Dir ein unwillkomm'nes Opfer, hier auf deinem Hochaltare,
Und was war es, das zum Danke deine Hand dem Prieſter gab?
War's ein Lorbeer? Eine Palme? Nein, ein nackter Wanderſtab!

Wenn du ſtritteſt, hab' ich treulich allzeit nicht mit dir geſtritten?
Was du litteſt, hab' ich's immer nicht noch mehr wie du gelitten?
Deiner Schmach mein Schmerz als Echo, deinem Leid als Troſt mein Lied,
Von dem Morgen, da ich ankam, bis zur Nacht in der ich ſchied!

Eitler Wahn, durch Trommelwirbel und profane Pickelpfeifen
Mit der Zeit betäubter Stimme und mit Reimen durchzugreifen!

Eitler Wahn, aus dürrer Scholle, welche brach ſchon lange lag
Zu beſchwören eines Dichters Ernte, eines Dichters Tag!

O des jämmerlichen Neides, der mein grünes Werk begeifert,
O des Argwohns, der auf jedem Schritte ſcheel mit mir geeifert,
O des Hohns, der tauſendzüngig in die off'nen Wunden ſchnitt,
Als gebeugt und überwunden ich in die Verbannung ſchritt!

Nimmer werd' ich deiner Schrecken, bitteres Exil, vergeſſen,
Noch der Flucht, in der ich Deutſchland ziel- und ruhelos durchmeſſen,
Ein Mazeppa, feſtgebunden auf dem wilden Muſenroß,
Wie gefräßige Wölfe heulend hinter mir der Sorgen Troß.

Ach! wie oft in Sturm und Brandung ſehnend rief ich nach dem Hafen,
Nach dem Heerde, nach dem Herzen, dran ich endlich durfte ſchlafen,
Nach dem Stern, der durch den Nebel juſt zur rechten Stunde bricht, —
So wie dort, zur rechten Stunde, durch den Nebel bricht das Licht!

Ja, das Licht! Von dem Vergang'nen wie von böſem Traum befangen,
Bin ich ſo durch Nacht und Nebel fremde Straßen fortgegangen,
Bis ich erſt am eignen Hauſe müd' und irr mich wiederfand:
Auf der Schwelle reichte lächelnd mir mein Weib die treue Hand.

Zu Schillers Standbild in Stuttgart.

An Thorwaldſen, vor ſeinem Tode.

Altmeiſter Steinmetz aus dem Norden,
Moderner Phidias ohn' Athen,
Auf deſſen Mantel dreißig Orden
Als deutſche Bundesſterne ſtehn,
Herab von deinem Marmorthrone,
Vor meine Schranken, mein Gericht,
Sieh' einem deutſchen Muſenſohne
In's königliche Angeſicht!

Sag' an, wer dir die Macht verliehen
In deine Werkſtatt, an dein Maß
Ein göttliches Geſchlecht zu ziehen,
Das deinem Meißel niemals ſaß?

Was ſpannſt du enge, dunkle Rahmen
Um Helden, die in Frieden ruhn,
Und ſtempelſt mit den beſten Namen
Des deutſchen Volks dein fremdes Thun?

Die Menſchen machſt du zu Koloſſen?
Nein, den Giganten nur zum Zwerg!
Deß zeugt dies Bild in Erz gegoſſen,
Und deß zu Mainz der Gutenberg.
Der erſte Drucker ſolch ein Schlucker,
Ein ſteifer, kalter, armer Wicht!?
Der erſte Dichter ſolch ein Mucker,
Ein blödes Dunkelmanns-Geſicht?!

Wie? dieſer Kopf- und Nackenhänger,
Der wie ein Säulenheiliger ſteht,
Wär' meines Volkes Lieblingsſänger,
Der deutſchen Jugend Urpoet?

Wo denn auf dieſer Stirn ein Schimmer
Von ſeinen Göttern Griechenlands,
Der Freude roſtges Geflimmer,
Der Ideale gold'ner Glanz?

Das jener Schiller, der als Poſa
Kühn um Gedankenfreiheit bat,
Der alle Form und alle Proſa
Als Räuber Moor mit Füßen trat,
Der ſelbſt als alter Geiger Miller
Von Stolz und Recht und Ehre ſpricht?
Nein! Das iſt der Chirurgus Schiller,
Schiller der Dichter iſt das nicht!

* * *

Fremd blieb, o Däne, dir ſein Weſen,
Sein Geiſt, o Künſtler, dir zu hoch;
Nur Eines haſt du recht geleſen
Von ihm: den Pegaſus im Joch.

Gieb noch ein Oechslein zu der Gruppe,
Stell's vor die Herzogsſchule noch,
So haben wir die graue Puppe,
Woraus der Schmetterling entkroch.

Was gilt die Gleichheit mir der Züge,
Die jedes kleine Bildchen weist?
Wir wollten keine Lebenslüge,
Nicht ſeinen Schatten, — ſeinen Geiſt.
Was kümmern mich die Relieſſe,
Die ſchönen Falten auf und ab?
Den Geiſt, wenn du ein Geiſt biſt, treffe!
Der todte Leib gehört dem Grab.

Nein, bilde du den Alexander
Und ſeine Siegeszüge nach
Und die Apoſtel mit einander
Und Grazien für das Schlafgemach.

Sey wechſelnd Däne und Hellene,
Antik und neu, Heid' oder Chriſt:
Ich ſag's, ein deutſcher Dichter, Däne,
Daß du nicht deutſch, nicht Dichter biſt.

Ha! Schlimm genug, daß wir Lebendigen
Krumm wie dein Schiller ſtehn und gehn,
Daß wir, nachgebend dem Nothwendigen,
Statt in die Welt zur Erde ſehn:
Den Todten war's nicht ſo beſchieden,
Und, fremder Mann, du weißt es nicht,
Daß ach! mit ihrer Größ' hienieden
Auch unſ're letzte Größe bricht!

Vor Schwanthalers Goethe

in der Stadt-Allee zu Frankfurt am Main

Κτῆμα εἰς ἀεί!

THUCYD.

Da bin ich, Du mein Herr und Meiſter,
Ein vielgeprüfter, vielgereister,
Ein müder, ſatter Wandersmann,
Und abermals bei Deinem Bilde,
Dem Schild der deutſchen Dichtergilde,
Um Troſt und Labſal ſprech' ich an.

Wie einſt ſo blickſt Du heute wieder
Ermuthigend auf mich hernieder,
Ein heller Stern ins dunkle Thal,
Und liebend ſchlingt ſich mein Gedanke
Die ſchutzbedürftige Epheuranke,
Empor zu Deinem ehernen Mahl.

In jedem Wechſel der Geſtalten
Erkenn' ich Dich, den Ewig-Alten,
Den Ewig-Jungen, immerdar:
In Stein gehaun, in Erz gegoſſen,
Von Haß umflort, von Lieb' umfloſſen,
Du bleibeſt Du unwandelbar!

Drum flieht zu Dir, ſtatt zu Lebendigen,
Den Ueber- oder Unverſtändigen,
Zu Dir hin flüchtet mein Vertraun;
Bewegt durch Sturm und Wellenſtöße,
Will ich auf Deine Felſen-Größe
Mein ſchwankend Häuslein neu erbaun.

Erhör', was ich als Jünger flehe:
O Meiſter, gieb mir wo ich ſtehe,
Mich reißt hinweg der Woge Spiel!
Hier liegt vor Dir mein ganzes Leben,
Ein ehrliches, ein ernſtes Streben,
Und, Meiſter, doch kein Lohn, kein Ziel!

Durchſchaue Du mit klarem Blicke,
Die Flut und Ebbe der Geſchicke,
Das Auf und Ab in meinem Lauf;
Der Seele innerlichſte Tiefen,
Der Bruſt geheime Hieroglyphen,
Sieh, Alles ſchließ' ich vor Dir auf!

O lies, erforſche, prüfe, ſichte,
Gerechter als die Menſchen richte,
Gieb Wahrheit mir für Neid und Spott.
Du findeſt Irrthum, kein Verbrechen,
Dein Mund wird nicht mich ſchuldig ſprechen.
Denn menſchlich fühlt und denkt ein Gott.

Nicht wahr, ich habe nie verrathen,
In Worten nicht, und nicht in Thaten,
Den freien Geiſt, die freie Kunſt?
Nie drückt' ich auf die reinen Stirnen
Das Brandmal ekler Gaſſendirnen,
Den Schmutz der rohen Pöbelgunſt'?

Mit inbrunſtvoller Selbſtkaſteiung
Nach Frieden rang ich, nach Befreiung,
Nach Wahrheit, rang nach Recht und Licht;
Ich war ein Streiter für das Neue,
Ein Mann der Zeit in Ehr' und Treue,
Allein ihr Gladiator nicht!

Du zeugteſt mir gar manche Wunde,
So manche zweifelbittre Stunde,
Viel heiße Nächte ohne Schlaf;
Vor Deinem Bild hab' ich geblutet,
Wenn unverdient und unvermuthet
Des Argwohns Giftgeſchoß mich traf.

Erhaben über ſolche Kämpfe,
Lehr' mich, wie ich ein Feuer dämpfe,
Das jedes Schaffen unterwühlt,
Wie ſich in Deinem reinen Aether
Der Drang des Augenblickes ſtäter
Und dauernder zur Kraft verkühlt.

Zu jener Kraft, die unbeirret
Durch das was um ſie ſchweift und ſchwirret,
Die eig'ne Bahn geht ſtolz und ſtill,
Und die mit makelloſen Händen
Ein ewig Werk der Kunſt vollenden,
Keins des Moments beginnen will!

So ſey im Handeln Du mein Muſter,
Und ſey es auch, Du Selbſtbewußter,
Im Dulden und im Widerſtehn:
Nach Deiner Art laß mich entbehren
Des Tages zweifelhafte Ehren
Und ſeinen Tadel überſehn.

Wie haben ſie auch Dich geſcholten,
Wie hat für ſpröd' und kalt gegolten,
Der warm iſt wie das Sonnenlicht!
Sie wollten ja auch Dich verketzern,
Der Chor von Schreiern und von Schwatzern,
Du liebteſt Volk und Freiheit nicht!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

O hehres Bild, nie zu erreichen,
Den Trieb von ferne Dir zu gleichen,
Den edlen Trieb vergönne mir!
Zum zweiten Mal ein Neugeborener,
Mein Herr und Meiſter, mein Erkorener,
Getroſt und ſtark geh ich von Dir.

Sieh, Dir zu Füßen leg' ich nieder
Als Feſtgeſchenk mein Buch der Lieder,
Beſtrahlt von Deiner Augen Glanz:
Der Jugend und des Frühlings Blätter,
Eh' ſie verwehn in Wind und Wetter,
Vereint zu einem grünen Kranz!

Stillſtehend auf der ernſten Gränze,
Mit Blumen aus vergang'nem Lenze
Weih' ich Dein neues Denkmal ein.
Daß einſt mein Sommer Garben böte
Und Frucht mein Herbſt: Altvater Goethe,
Sie würden Dein wohl werther ſeyn!

Nacht und Morgen.

Neue Zeit-Gedichte

von

Franz Dingelſtedt.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart

Nacht und Morgen.

Der Wächter, der die Nacht geſungen,
Die lange deutſche Winter-Nacht,
Hat ſich in Morgen-Dämmerungen
Als Tages-Herold aufgemacht:
Mit ſeiner letzten Lieder Klängen
Begrüßt er laut das junge Licht,
Das aus den Schleiern und Verhängen
Der Dunkelheit gewaltig bricht.

Ja doch: Das Licht! — In blut'ger Röthe
Von allen Bergen kam's empor,
Statt von friedſamer Hirtenflöte
Empfangen vom Drommeten-Chor;
Am Himmel ſtand er, hell und glänzend,
Der Tag, den wir noch fern geglaubt,
Mit friſcher Roſen Zier bekränzend
Das thaugeſalbte Siegerhaupt.

Wenn nun auf kampf-zertret'nen Matten
Zuweilen auch ſein Glanz erbleicht,
Weil ein vertrieb'ner Wolken-Schatten
Noch einmal kühl vorüberſtreicht,
Wenn in Kalender-Finſterniſſen
Die Sonne kurz verſchwinden geht:
Das irrt und ſchreckt uns nicht! Wir wiſſen,
Daß Tag, der Tag am Himmel ſteht!

So werd' es auch für deine Sänger,
Du deutſche Erde, voller Tag,
Daß Keiner ſich im Dunkeln länger
Abſchließen und verbergen mag,
Daß jede Kraft und jedes Streben
Dem großen Ganzen ſich vereint,
Daß mitten in der Zeit, im Leben,
Im Volk verjüngt die Kunſt erſcheint!

Der Staat hat ſeine Form zerbrochen:
Wann brichſt du deine, freie Kunſt?
Verlaß, in die du dich verkrochen,
Die Stubenluft, den Nebeldunſt;
Dein zu Beſitz und zu Geſtaltung
Harrt reicher Stoff und goldner Ruhm:
Drum auf, in freudiger Entfaltung,
Du neugebor'nes Dichterthum!

Uns freilich, die wir, traumbefangen
Und nachtumhüllt, die Händ' im Schooß,
Euch Glücklichen vorausgegangen,
Uns fiel ein minder ſüßes Loos:
Im Dunkel Euch die Wege bahnen,
Mit unſ'rem Leib die Brücke bau'n;
Zum Lohne dann und wann ein Ahnen
Und Hoffen, — nie erfülltes Schau'n!

Sei's drum! Auch dieſe Zwielicht-Sendung
Wird endlich nicht verloren ſein:
Sie ſteht am Ziel in raſcher Wendung,
Tritt erſt der volle Morgen ein.
Die Stimmen aus der Nacht verklingen,
Sogar die frühe Lerche ſchweigt,
Wann hoch am Tag auf mächt'gen Schwingen
Der Adler ſelbſt zur Sonne ſteigt!

Inhalt.

Seite

Letzte Nachtwachen.

Niederländiſches Seeſtück. I—XX. . . . . . 3—22

Niederländiſches Nachtſtück 23

Tagebuch aus Kreuth. 1—4 32

Der Schwabenſtamm 41

Zwei Blätter aus Baden-Baden 44

I. Das Mädchen aus der Fremde 44

II. Nachſchrift 46

Nachtwächter als Hofpoet.

Prolog im Haustheater des Kronprinzen 51

Seite
Prolog zu einem Dilettanten-Concert 55
Theater-Rede beim Empfang der Kronprinzeſſin . . . 63
Theater-Rede vor einem Armen-Concert 71
Theater-Rede an Schiller's Geburtstag 76
Theater-Rede vor Richard Wagner's „Lohengrin" . . . 81

Tages-Anbruch.

Märzveilchen 89
Literariſche Todtenklage 90
Auferſtehung 94
An Sylveſter Jordan 95
Dem Erzherzog-Reichsverweſer, zur Wahl 99

Erſter Reichstag.

Fresken in der Paulskirche. Erſte Hälfte 107
1. Vorhalle 107
2. Deutſche Einheit 108
3. Emancipation 108
4. Vierte Bitte 108
5. Intra et extra muros 109
6. Damaskus 109
7. Bauchrednerei 109
8. Tel s'éclipse etc. 110
9. Tribunicia potestas 110
10. Wohnungsveränderung 110
11. Neues Wechſelrecht 111
12. Zeitungskorreſpondenten 112
13. Reichsverweſer 112

Seite
14. Gallus Gallinaceus 112
15. Fringilla 113
16. Anser communis 113
17. „Psittace, dux volucrum“ etc. 113
18. Vermiculus 114
19. Camelus 114
20. Gefrorene Blumen 114
21. Non ex quovis Ligno(vsky) fit etc 115
22. Wirth 116
23. Jordan 116
24. Derſelbe (ſpäter.) 116
25. Venedey 117
26. Caglioſtro der Zweite 117
27. Leo Rugiens 118
28. Gaſtrolle Radetzky's 118
29. Die achtundzwanzig Württemberger 118
30. „Si tacuisses“ etc. 119
31. „Fort mit Schaden!“ 119
32. „Ausgetreten“ (worden?) 119
33. Laube 120
34. Der Verfaſſer der Ines de Caſtro 120
35. Der Aſperg, perſpektiviſch 121
36. „Qualis artifex pereo!“ 121
37. „Vae victis!“ 121
38. Zeitungsſchreiber 122
39. Reichstagszeitung 122

Seite
40. Auguſt von Rochau 122
41. Robert Heller 123
42. Piepmeyer for ever! 123
Fresken in der Paulskirche. Zweite Hälfte 124
43. Vorhalle 124
44. Mignon als Volks-Kammer-Sängerin 125
45. Deutſche Einheit, noch einmal 127
46. Weiter nichts? 127
47. Offener Brief 127
48. Monolog des Reichsadlers 128
49. Pour la bonne bouche 130
50. „Alle Titel ohne Amt ſind aufgehoben“ . . . 130
51. Veſtatempel ohne Veſtalin 134
52. Canon 135
53. Das Facit der Rechnung 135
54. Berlin 136
55. Berlin, noch einmal 136
56. Berlin, zum dritten Male 137
57. Berlin, zum letzten Male 137
58. Berlin, zum allerletzten Male 138
59. „Nehmt ein Exempel d'ran!“ 140
60. All's well that ends well 141
61. Argumentum ad hominem 141
62. Variante 141
63. Paulskirche und Reithaus 142
64. Nachſchrift 142

Seite

Licht und Schatten.

Zwei öſterreichiſche Tage . . . 148

I. 6. Auguſt 1848 . . . 148

II. 6. Oktober 1848 . . . 152

Dem Erzherzog-Reichsverweſer, zum Abſchied . . . 156

Zwei Gräber . . . 162

Geiſter der Paulskirche . . . 165

Tempora mutantur . . . 173

I. 1841—1848 . . . 173

II. 1848—1495 . . . 176

Schwäbiſches Schattenſpiel . . . 179

1. Bannerſpruch . . . 179

2. Ständchen den Ständen . . . 184

3. Der Feldwächter und die Spitzmaus . . . 190

4. Römer und Becher . . . 195

„Verthierte Söldlinge" . . . 206

„Vive l'Empereur!" . . . 206

„To be or not to be?" . . . 208

Märztage, Märzklage . . . 209

Die große Glocke von Erfurt . . . 211

1. Suſanna . . . 211

2. Erſter und zweiter Reichstag . . . 212

3. Volks- und Staatenhaus . . . 212

4. Symbolik . . . 213

5. Methode . . . 213

6. Erwiderung . . . 213

Seite

7. Bahnhof-Clubb 213
8. Schlehdorn-Clubb 214
9. Talma's Epigonen 214
10. Ein edles Paar 215
11. „Deviſen des Mittelalters." 215
12. Dem Vorſitzenden 215
13. Aux Enblockheadistes 216
Chriſtnacht 217

Letzte Nachtwachen.

Niederländiſches Seeſtück.

Scheveningen 1845.

I.

Ein heißer Tag, — Windſtille, — Sonnenbrand!
Sogar des Meeres Pulsſchlag ſcheint zu ſtocken:
Kraftlos verſiegt die träge Fluth im Sand
Und läßt des Strandes öde Fläche trocken.
Auf Erd' und Himmel laſtet ſchwer wie Blei
Verdroßnes Schweigen: keine Welle kräuſelt
Bewegt und frei
Den Spiegel von Metall, kein Lüftchen ſäuſelt,
Kein Segel, keine Möve ſchießt vorbei.
Sieſta hält die Welt: im Mittags-Hafen
Iſt ſie, beſiegt vom Mittag, eingeſchlafen.

II.

Ermüdet hab' auch ich mich hingeſtreckt
So hoch wie möglich auf dem Kamm der Dünen,
Wo mich des Kirchthurms Schattenſtreif bedeckt,
Den Fuß im Sand, die heiße Stirn im Grünen.
Ich wurde wenig heut vom Bad erfriſcht;
So mag des Schlummers Welle denn mich kühlen,
Die ſanft verwiſcht
Des Tages Laſt und Luſt, des Sommer-ſchwülen;
Bis die Beſinnung allgemach erliſcht,
Und bis des Traumes Kahn, ein leichter Schwimmer,
Aus Sonnengluth entführt in Mondenſchimmer.

III.

Den Vogel auf dem Thurm ſeh' ich zuletzt
Mit irrem Blick, verſchwimmend ſchon im Weiten.
Sie haben einen Hahn hinaufgeſetzt,
Ironiſch Sinnbild aller Wachſamkeiten!
Du armer Hahn, du ſehnſt dich auch nach Ruh,
Die Flügel läſſeſt du ermattet hangen:
So ſchlaf auch du!
Die Dämmrung, da du krähteſt, iſt vergangen,
Du wehſt uns heute keinen Wind mehr zu.
Mach dir's bequem auf unbequemem Sitze,
Der Tag iſt lang und drückend ſeine Hitze.

IV.

Tiefſchlummernd ſchon vernahm ich wie der Hahn
Nach Hahnen-Weiſe zornig mir erwiderte;
Er funkelte mich ſtolz von droben an
Und hob das Haupt, das feuerroth befiederte.
Streitluſtig ſind die Hähne, wie ihr wißt,
Und ſtark von Schnabel, Flügel, Kralle, Sporen;
Der ſchlimmſte iſt
Der Hahn, der auf den Kirchen ward geboren,
Der droben hielt ſeit Jahren ſein Geniſt.
Schon floß viel Blut, viel Federn ſind geſtoben
Bei dieſer Hahnenkämpfe wildem Toben.

V.

Ich weiß die Zeit, — ſo hub er trotzig an,
Der Hahn, — da ich die halbe Welt regierte,
Da mein Geſchrei manch heiße Schlacht gewann,
Mein Kamm faſt mehr als Helm und Krone zierte.
Bin ich es doch, der den Vernichtungskrieg
Begonnen mit dem Nachtgeſchlecht der Käuze;
Mein war der Sieg,
Sie fielen überwunden von dem Kreuze,
Das triumphirend ich für ſie beſtieg.
Sie krächzten Nacht, wir krähten Zwielichts-Grauen,
Doch gaben wir's für vollen Tag zu ſchauen.

VI.

Es war für uns die rechte Helden-Zeit,
Die nur die Welt, doch nicht wir ſelbſt vergeſſen;
Wie ſind wir da ſo ſtattlich und ſo breit,
So feſt auf unſrem Kirchendach geſeſſen!
Wir zogen tapfer fort zum wilden Straus
Und fanden ſtets die ſichre Höhe wieder;
Auf Feindes Haus
Als rothe Hähne fielen wir hernieder,
Und praſſelnd ſchlug die lichte Flamme draus.
Gedenkt an Dordrecht, niederländ'ſche Hähne!
Den dreißig Jahren eine deutſche Thräne!

VII.

Beſchützten uns nicht jetzt die großen Herrn,
Beim Volke wären lange wir verloren;
Doch Jene ſehn die Blitzableiter gern,
Die manch Gewitter, manchen Schlag beſchworen.
Dazu iſt noch der Hahn der Kirche gut,
Daß er Paläſte ſchirmt im Donnerwetter:
In treuer Hut
Bewacht er alle Höhen als Erretter
Und zieht auf ſich feindlicher Wolken Gluth.
Er ſelbſt iſt nichts, blos Mittel noch zum Zwecke:
Zum zahmen Hof-Hahn ward der Glaubens-Recke!

VIII.

Gott weiß, was er noch alles ſonſt gekräht,
Wär' nicht im Thurm das Glockenſpiel erklungen.
Ich wachte auf. Es war ſchon ziemlich ſpät,
Ein Lüftchen unterdeß emporgeſprungen.
Ich ſchüttle lachend Schlaf und Traum von mir
Und ſchreite meine Lagerſtatt hinunter: —
Die Wandlung hier!
Mit einem Mal iſt Strand und Düne munter,
Die Fluth erreicht die Fiſcherbrücke ſchier;
Im Meere Wellenſchlag, am Himmel Wölkchen,
In Dorf und Bad ein bunt-gemiſchtes Völkchen!

IX.

Vom erſten Hauch des Windes aufgebläht
Entfaltet auch die Mühle ihre Flügel;
Dort lehrt ſie mit geſpreizter Majeſtät
Den ſchwanken Bau in ſandiges Gehügel.
Mit feiner Kunſt verleimt iſt jedes Brett,
Verbunden alle Latten, Sparren, Klappen,
Mit Farben nett
Verziert die leinenen, papiernen Lappen;
Doch iſt's und bleibt's ein hölzernes Skelett,
Und, hohl wie Knochen, raſſeln, ſchwirren, ſpringen,
Des Windes Spielzeug, jene Rieſenſchwingen.

X.

Der Müller lugt vom Dach herab in's Land,
Den weißen Kopf bedeckt mit weißer Mütze;
Er prüft den Wind, die Wolken mit Verſtand
Und ſchaut, wie jedes Lüftchen er benütze.
Ein kluger Mann, ein feines Angeſicht
Mit ſpitzer Naſe, mit verſchwieg'nen Falten!
Ja, irr' ich nicht,
So ſah ich ſchon wo anders dieſen Alten,
Wo man franzöſiſch, und nicht plattdeutſch ſpricht.
Dort ging er wohl mit Stern und Band von Seide, —
Gleichviel: Windmüller ſind ſie alle beide!

XI.

Windmüllerei iſt die durchlaucht'ge Kunſt,
Die einſt berühmte, welche Staaten-künſtelt,
Die jeden Luftzug, jeder Wolke Dunſt
Mit ihrem eig'nen blauen Dunſt verdünſtelt,
Die meint zu drehen und doch wird gedreht
Mit der Bewegung lächerlicher Miene,
Die ſtille ſteht
Als hölzerne, papierene Maſchine,
Sobald kein friſcher Hauch von draußen weht.
Gottlob, auch ihre Zeit iſt längſt am Ende,
Wie ſie ſich auch nach allen Winden wende.

XII.

Ja doch, der Hahn der Kirche ſteht verwaist
Und läßt ſich von profanen Vögeln ſpotten;
Das morſche Rad der Staatskunſtmühle kreist
Nur noch als Ziel von Tages-Don Quixoten.
Ein andres Sinnbild ſteht in voller Kraft;
Sieh hin, es ſteuert eben in die Weite:
Hoch aufgerafft
Die Segel, guten Wind von rechter Seite,
Die Taue ſtraff, die eben noch erſchlafft.
Es iſt ein Schiff; hochmüthig grüßt die Fahne
Herab zur Mühle und hinauf zum Hahne.

XIII.

Erkenne dein Schiboleth, neue Welt,
Die Macht, die alle früheren bezwungen!
Dort zieht es hin, von dem Gewinn geſchwellt,
Der zu erringen iſt, und der errungen.
So zieht, die Hände in den Taſchen drin,
Sein Bäuchlein ſchleppend durch der Straßen Mitten,
Zur Börſe hin
Der Handelsherr mit Triumphator-Schritten
Und rechnet unterwegs geſchickt im Sinn,
Wie viel der letzte Sieg ihm eingetragen,
Und was er für die nächſte Schlacht darf wagen.

XIV.

Ein Bild der Zeit iſt jenes weite Meer,
Von Schiffen wimmelnd, die zum Fiſchzug eilen:
Sie überſtürzen ſich die Kreuz und Queer,
Um mit dem Nächſten nicht den Fang zu theilen.
So hat Ein Trieb die ganze Welt erfaßt:
Der Fanatismus des Beſitzes heißt er;
In wilder Haſt
Entflammt, zerſtört, durchrüttelt er die Geiſter
Und läßt auch im Genuſſe keine Raſt.
Er träumt von Hungersnoth auf vollem Speicher
Und rechnet: Ich bin reich, doch der iſt reicher.

XV.

Symbole wechſeln: aber ferne ſei
Das unſre vor den alten anzupreiſen;
Was will des Glaubens wilde Schwärmerei
Vor des Erwerbens hitz'gem Fieber heißen?
Der hat das heut'ge Meiſterſtück vollbracht,
Der, was er anrührt, flugs in Gold verwandelt;
Denn Gold iſt Macht.
Im Cabinet wird nur en gros gehandelt,
Die Politik ſteht bei der Bank in Pacht.
Das Gold beherrſcht Ideen, Kräfte, Rechte!
Wo der Probirſtein, ob dies Gold das ächte?

XVI.

Der Tag erbleicht. Ein böſer Abend droht,
Von fern umwölkte ſich des Himmels Veſte.
Die Woge ſchäumt, der Glanz der Blitze loht,
Sturm künden, Sturm, die losgelaſſenen Weſte.
Es ſtürzt ſich brüllend auf das Land herein
Der Gott des Meers mit hoch-gebäumten Roſſen;
Ein fahler Schein
Iſt rings wie Todesahnung ausgegoſſen,
Die Lüfte ſtöhnen und die Möven ſchrei'n.
Unheimlich grollt es aus den Wolken nieder,
Unheimlich grollt die finſtre Welle wieder.

XVII.

Alarm im Dorf! Aus allen Hütten ſtürzt
Ein bleiches Volk hinweg in nächtliches Grauen.
Der Holzſchuh klappt. Vermummt und aufgeſchürzt
Zum Strande rennen mit Geheul die Frauen.
Die Schiffe, die das Weite kaum geſucht,
Sie taumeln heim, verfolgt, zerſtreut, zerriſſen,
In wilder Flucht,
Im Todeskampf mit Sturm und Finſterniſſen,
Noch zitternd in der ſchwer erreichten Bucht;
Die Mühle? — Hui, dort ſtiegt ſie toll im Sturme
Herum, das Hähnlein ſchwankt mitſammt dem Thurme!

XVIII.

Da plötzlich geht ein Licht im Leuchtthurm auf,
Das einzige auf weiter, dunkler Küſte.
Statt der verlornen Sterne dient ſein Knauf,
Der ſehnſuchtsvoll und dankbarlich begrüßte.
Wie klar, wie ſicher dieſe milde Gluth,
Die keine Nacht verſchlingt, kein Sturm zernichtet!
Wie wohl ſie thut!
Wie alles Blick und Steuer nach ihr richtet
Am wüſten Strand, auf unwegſamer Fluth!
Die andern Zeichen wurden all zu Schanden.
Die rechte Probe hat nur eins beſtanden.

XIX.

Der Leuchtthurm iſt die freie Wiſſenſchaft,
Die über dem gebund'nen Glauben waltet,
Iſt ein Talent voll ſchöpferiſcher Kraft,
Das aus ſich ſelbſt die Welt und ſich geſtaltet.
Niemals erloſchen, niemals fehlten ſie,
So lange ihr unſterblich Feuer rauchte;
Sie logen nie,
Als wenn gemeine Abſicht ſie mißbrauchte,
Wenn ſich ein Irrlicht ihren Namen lieh,
Wenn plumpe Argliſt ſie auf Klippen ſtellte,
An denen, leicht getäuſcht, ein Schiff zerſchellte.

XX.

O lodre fort, Prometheus-Flamme du,
Erobert vom Olymp, doch nicht geſtohlen;
Ich ſehe deinem Lichte freudig zu,
Das nicht entzünden kann und nicht verkohlen.
Es ſpiegelt ſich, ich fühl's, in meiner Bruſt;
Denn drinnen glüht ihm ein verwandter Funken,
Und ſelbſtbewußt,
Vom Meer und ſeinen großen Geiſtern trunken,
Ruf' ich es in den Sturm hinaus mit Luſt:
Gewitt're, wilde Nacht! Dort iſt mein Hafen,
Der Leuchtthurm brennt: Ich kann in Frieden ſchlafen!

Niederländiſches Nachtſtück.

Scheveningen 1845.

Das war ein Wetter heute Nacht, als käm' heran der jüngſte Tag!
Gott danke, wer im ſichern Bett, in Federn weich geborgen lag;
Zwar ſchlief er nicht, doch hört' er nur, gleich wie in einem wüſten Traum,
Am Laden rütteln den Orkan und ſauſen durch den Eſchenbaum.

Am Strande ſammelt ſich das Volk. Drei Pinken werden noch vermißt;
Der Himmel ſey mit Jedermann, der auf dem Meer geweſen iſt.

Zu fiſchen zog er Abends aus, und Morgens war's mit ihm vorbei,
Es hielt in dieſer Nacht der Tod die große Meiſter-Fiſcherei.

Und jetzt wie ſtille! Spiegelglatt das Meer, der Himmel blau und klar;
Läg' nicht der Trümmerhaufe da, es hielt kein Menſch die Nacht für wahr!
An einer Stelle nur im Dorf, da tobt der Sturm noch heute fort:
Beſuche, wer's ertragen kann, das Haus im Armenviertel dort.

Drin wohnte oben unterm Dach ein Mädchen viele Monden ſchon,
Für ſich, verlaſſen und verarmt, von aller Nachbarſchaft gefloh'n:

Mit Fingern weiſt das Dorf auf ſie und ziſcht ſich in die Ohren: Du,
Die ſchlechte Jeintge hat ein Kind und keinen Vater nicht dazu.

Es iſt die alte Leier bloß: Sie diente vorig Jahr im Haag,
Wo dazumalen die Schwadron von Königs Leibhuſaren lag:
Nun, die Schwadron zog heuer ab, da ging der laute Jammer los,
Und Jeintge kam zurück in's Dorf: es iſt die alte Leier bloß.

Sie ſchwieg, denn Niemand fragte ſie; ſie trug, und Niemand half dem Weib,
Auf ihrem Kopf des Tages Laſt, das Kind der Nacht in ihrem Leib;
Bis daß die Zeit vollendet war, bis ihr Erlöſungsſtündlein ſchlug:
Das war heut Nacht, da fühlte ſie, daß ſie es nimmerweiter trug.

Sie rafft von ihrem Bett ſich auf, durch Drang und Weh'n emporgeſchreckt:
Zur Düne rennt ſie grades Wegs, die grauer Nebel weit bedeckt,
Ihr Haar durchwühlt, ihr Kleid der Wind, der Regen peitſcht ihr das Geſicht,
Der Holzſchuh bleibt zurück im Sand: ſie merkt es nicht, ſie merkt es nicht.

Und wie ſie endlich droben ſteht, entgegen brüllt ihr Fluth und Wind
Ein ſchauerliches Wiegenlied für das noch ungeborne Kind;
Die Wellen ſtürzen weg von ihr, die Wolken rennen ſcheu vorbei,
Durch Nacht und Sturm wie Meſſerſchnitt ertönt ihr Noth- und Hülfe-Schrei.

„Herr Gott, ich leg's in deine Hand, ich will mein Kind nicht morden, nein!
Herr Gott, ich looſe nur mit dir, du ſelber ſollſt Entſcheider ſeyn;

Und gibſt du mir ein Töchterlein, ſo laß ich's leben, — Hilf, Herr Gott, —
So wie die Mutter, ſo das Kind, zum Leide ſich, zu Andrer Spott

Doch iſt's ein Knabe, dann geſchieht's! Er ſterbe, eh' er morden kann!
Mit dieſer Sohle noch als Wurm zertret ich ſelbſt die Schlange dann!
Er darf nicht leben, Herr Gott, nein! Auf daß er wie ſein Vater nicht
Einſt einem armen Ding das Herz und dann den Stab des Henkers bricht!"

Sie ruft es. Kreiſend ſinkt ſie hin. Ein Augenblick, ſo iſt's gethan.
Vor Schreck verſtummt ſogar der Sturm, das Meer hält ſeinen Athem an.

Es ſträubt entſetzt das grüne Haar des Hügels ſich, die Möwe ſchießt
Vom Neſtlein auf, wo ſie geſchützt und warm die junge Brut umſchließt.

Ein ſchwacher Schrei, ein raſcher Griff: geworfen iſt das Todesloos.
Es war ein Knabe. Kaum entwand er ſich dem wunden Mutterſchooß,
So ward vollbracht die dunkle That, und mit des Wahnſinns hurt'ger Hand
Der kleine Leichnam eingeſcharrt im Dünengras, im Dünenſand.

Und nun hinweg, und nun hinab. Der Sturm iſt wieder aufgewacht,
Er jagt die flücht'ge Mörderin wie einen Schatten durch die Nacht.

Anklagend heult die Wog' ihr nach, am Strande ächzt ein Kinderſchrei,
Durch Wolkenfluchten ſchlüpft der Mond, ein Kinderangeſicht, vorbei.

Sie ſtürzt nach Haus und auf ihr Bett, die Kiſſen wirft ſie über ſich,
Doch ſieht ſie an der Wand das Kind, es ſeufzt im Stroh ſo jämmerlich,
Und wenn der Wind an's Fenſter pocht, ſo meint ſie, — daß ſich Gott erbarm', —
Es lange durch das Glas herein, der kleine, kalte, blaue Arm.

Kaum dämmert heute früh der Tag, ſo dämmert auch Verdacht, Verrath;
Vom Haus zur Düne führt ein Weg mit blut'gen Spuren auf die That,

Und auf der Gaſſe ſchaart ſich ſchon das Volk und murrt wie Meergebraus:
Herunter mit dem ſchlechten Weib! Die Kindesmörderin heraus.

Wo eine friſche Leiche liegt, da ſind die Raben auch nicht weit:
Schon um die zehnte Stunde kam vom Haag die hohe Obrigkeit.
„In Königs Namen auf die Thür!“ Da lag ſie, ſchlank und matt und bleich.
Und von dem Kinde nichts zu ſehn. Das Protokoll war fertig gleich.

Um eilf Uhr, da die ſchöne Welt im Sonnenſcheine aufgewacht,
Da ging im Dorf und im Hotel herum die dunkle Mähr' der Nacht,

Allein mit Anſtand und diskret, damit der Schrecken ja nicht ſchad'
Den Nerven einer gnäd'gen Frau und ſo der Renommée vom Bad.

Aus Prag der ſchönen Gräfin hat's der Badedoctor referirt,
Als ſie nach ihrem Déjeuner am Strande auf und abſpaziert;
Sie weiß nicht, wie das möglich iſt, und ihres Mutterwerths bewußt,
Schließt ſie das jüngſte Gräflein feſt und zärtlich an die edle Bruſt.

Tagebuch aus Kreuth.

1846.

1.

Sey mir gegrüßt, Gebirgs- und Waldes-Einſamkeit,
Entfernt von aller Welt, von aller Welt befreit!

Wie friedlich liegſt du da, ein ſtilles Inſelland
Im Meer, wohin den Weg kein fremdes Schiff erfand;

Von wilder Wanderluſt noch nicht emporgeſchreckt,
Von leidiger Cultur und Mode nicht beleckt.

O wehe friſch mich an, du Athem der Natur,
Von jener Gipfel Schnee, aus dieſer grünen Flur.

Durchleuchte mich, wenn längſt der Tag erloſch im Thal,
So wie den Blauberg dort, du ſpäter Sonnenſtrahl.

Orakel rauſche mir die wetterfrohe Fichte
Und weck' in meiner Bruſt das Echo der Gedichte.

Es härte ſich mein Herz, das weiche Dichterherz
Am Herzen des Gebirgs von Urgranit zu Erz.

Und ſprudelnd, ungehemmt, in felſenfeſtem Takt
Entſpringe draus mein Lied, gleich jenem Katarrhakt.

Daß aber nie ein Laut von draußen her mich ſtöre,
Daß an Verlaſſenes kein mahnend Wort ich höre,

Daß nie ein Schattenbild der Welt hier an mich trete,
Verwandle ſich mir flugs der Molkentrank zur Lethe!

2.

Im Walde ſchreit' ich hin auf wild verwachſnen Wegen,
Dem dunklen Geiſt der Nacht und des Gebirgs entgegen.

Ringsum kein Laut, als dann und wann des Spechtes Hämmern,
Ein Axtſchlag, ein Geblök von Gaiſen oder Lämmern.

Des fernen Meilers Rauch, der Nebel aus den Schlünden,
Dampft, dick vermiſcht, empor und ballt ſich in den Gründen.

Und langſam rollt und ſchwer und ſternenlos und bleiern
Die Dämmerung herab mit kühlen, grauen Schleiern. —

So wandl' ich einſam fort, den Fuß von dunklen Ranken
Umſtrickt, und das Gemüth von dunkleren Gedanken.

Ihr Räthſel der Natur, die ihr mich rings umdüſtert,
Löst euch die Stimme auf, die dort im Laube flüſtert?

Wer wagt es, Urgebirg, mit deinem Geiſt zu ringen
Und ſein Geheimniß ihm gewaltig abzuzwingen?

Wer hält ſich auf dem Rand, dem ſchmalen, wo die beiden
Abgründe, — Frömmelei und Zweifel, — ſchroff ſich ſcheiden?

Verſuch's im Glauben dich inbrünſtig zu verſenken:
Bevor du glauben lernſt, verlernſt du leicht das Denken.

Verſuch's mit ſich'rer Hand den Zweifel feſtzuhalten:
Du kannſt ſo gut als ihn den Nebel dort geſtalten.

Und zwiſchen beiden durch führt nur Ein Weg uns alle;
Das Maulthier findet ihn, das Pferd geräth zu Falle! —

Ich kannte ſolch ein Pferd: ein Muſenroß, beflügelt,
Geſpornt von keinem Fuß, durch keine Fauſt gezügelt;

Ein edles Vollblut-Roß, das der Atlantis Wogen,
Und das ihr Spiegelbild, die Pußte, frei durchzogen,

Das ſtolz von Ziel zu Ziel, von Sieg zu neuen Siegen
Gerannt und jede Höh' in heißem Flug erſtiegen.

Auf jenem ſchmalen Rand, da blieb es ſchwindelnd ſtehen
Und — fiel!! ... Aufſchrieen wir, die ſolchen Fall geſehen! —

Mein Lenau, armer Freund! Dringt keines Sternes Helle
In deiner Seele Nacht, in deine Kerkerzelle?

Erſcheint kein Engel dir, kein Bote mehr der Gnade,
Der aus dem Labyrinth dich führt auf ſanftem Pfade? —

Daß eine Stunde nur, und wär' es ſeine letzte,
Mit wunderthät'gem Thau das kranke Auge netzte!

Daß nur Ein Strahl des Tags das brechende noch träfe
Ein Hauch des Morgenwinds die heißen Seherſchläfe!

O Himmel, nimm ihn nicht in einer dunklen Wolke
Dem er die Leuchte war, dem Volke, ſeinem Volke!

Laß ihn von fern nicht bloß, einmal nur laß im Nahen
Ihn ſehn das Canaan, das ſeine Lieder ſahen!

Laß im gelobten Land ihn ruhen, den Propheten,
Von unſrem Dank bedeckt und unſeren Gebeten!

3.

Der dieſe Mühle treibt, iſt's nicht derſelbe Bach,
Der droben durch's Gebirg in wildem Falle brach?

Wie hat der Burſch ſich hoch romantiſch überſtürzt
Und — ach! zu welchem Ziel — den Weg ſich abgekürzt!

Welch Toſen, welch Gebraus, welch Donnern in der Luft,
Welch ungeſtüme Kraft, in Schaum und Giſcht verpufft!

Damals ertrug er nicht die allerkleinſte Laſt,
Er brach ſie ſtark entzwei, ſobald er ſie erfaßt.

Er dachte frei zu ſeyn, frei ſeine Bahn zu ziehn,
Durch freie Berge durch, zum freien Meere hin.

Doch kaum trat er heraus, herab in's platte Land,
Als ſchon der freie Mann den rechten Meiſter fand.

Dort hat der Brücke Joch ihn ſteinern feſtgepackt,
Hier ſchlägt zu ſeinem Gang das Mühlenrad den Takt.

Nun ſchleicht er zahm vorbei, wie ruhig, ach! wie klein,
Des Müllers treuer Knecht, Grauſchimmels Brüderlein.

Geduld nur, junger Held! Du wirſt noch mehr „benutzt,“
Wenn ihr Gemüs nur erſt die Köchin in dir putzt.

Wenn deine Welle, klar und ungetrübt bisher,
Den Wäſcherinnen dient, den Färbern und ſo mehr,

Wenn in der Stadt ..... doch nein, zum Waſſerfall zurück,
Zu Traum und Poeſie, zu Jugend, Freiheit, Glück!

Die meiſten Bäche ſind — wie nennt man's eben? — praktiſch;
Nur eine kleine Zahl war einmal katarrhaktiſch!

1.

Heil, Amalthea! Heil, fürtreſſlichſte der Ziegen,
An deren Buſen wir modernen Zeuſe liegen!

Die Heerde klimmt am Fels mit fröhlichem Gemecker
Und nagt ihn ſpringend ab, wie ſauber, ſchau, wie lecker!

Spät Abends kehrt ſie heim, mit Milch gefüllt die Euter,
Mit edler Quinteſſenz der allerbeſten Kräuter.

Früh Morgens ſchlürfen wir aus dieſen Wunderſäften
Ein Seidel oder zwei, ein ganzes Maß von Kräften.

Wobei nur Eines mich gefährlich will bedünken:
Ob mit der Ziegenmilch wir nicht zum Bock uns trinken?

Bekanntlich nimmt die Milch Karakter an vom Futter,
Das Kälbchen von der Kuh, der Säugling von der Mutter.

Wie, wenn am Ende wir mit Ziegenmilch und Molke
Einſaugten auch den Geiſt von Pans gehörntem Volke?

Zeus werden, thut's nicht mehr; wir bleiben Menſchen, leider,
Und gehn vielleicht noch heim, halb Don Juan, halb Schneider!?

Der Schwaben-Stamm.

(Als im Schloßgarten zu Stuttgart der erſte Baum gefällt wurde im Wege der neuen Eiſenbahn.)

Ihr hörtet doch von jener Eiche
In Heſſen, die mit kühnem Streiche
Ein Fulder Mönch dereinſt gefällt,
Mit der zuſammenbrach im Staube
Der grüne Thor- und Freia-Glaube,
Die düſtre deutſche Götterwelt?

Seht hier die zweite Odins-Eiche!
Schon drohet mit dem Todesſtreiche
Die Axt dem alten Schwabenſtamm;
Mitfühlend klagt ein leiſes Beben
Durch das Geländ erſchreck'ner Reben
Und von der Hügel nacktem Kamm!

Die Zeit iſt's, die ihr Opfer fordert:
Dort jenes rothe Fähnlein lodert
Empor, ihr Kriegs- und Siegs-Signal:
Sie will ihr Netz von Eiſenwegen
Auch hier um dumpfe Schollen legen
Und brauſen durch das enge Thal.

Verzweifelnd klammern ſich die Loden
An ihren Aſt, in ihren Boden
Der Wurzeln knorriges Geſlecht:
Es duckt ſich feſt und immer feſter
In ſeine aufgeſtörten Neſter
Ein zähes, ſtörr'ges Waldgeſchlecht.

Umſonſt! Schon taumelt aus der Krone
Herab von ſeinem morſchen Throne
Der alte Phönix Schwabengeiſt:
Und hoch ob ſeinem Horſte droben,
Von vollem Morgenroth umwoben,
Die Vögelſchaar der Zukunft kreist.

Hurrah! Da ſtürzt zur Erde nieder,
In deſſen Laub ſo ſüße Lieder
Romantik und Idylle ſang;
Er ſtürzt, von dem im Abenddämmer
Das metaphyſiſche Gehämmer
Des Spechtes ſcharf und ſchallend klang!

Hurrah! Zur Erde, Odins-Eiche!
Auf deine große, grüne Leiche
Mit eh'rnem Fuße tritt die Zeit:
Ihr Athem ſchnaubt, der freie, friſche,
Durch dieſe Berge, dieſe Büſche,
Ein Drache, welcher Flammen ſpeit.

Es glüht der Dampf, es ſprüht das Feuer:
Uraltes Fabelungeheuer,
Dein Sieger naht in raſchem Lauf;
Trag den zerſtörten Horſt zuſammen,
Wirf ihn und dich in jene Flammen
Und ſteig verjüngt zum Himmel auf.

Zwei Blätter aus Baden-Baden.

I.

Das Mädchen aus der Fremde.

1847.

In einem Haus im Schwarzwaldthale
Erſchien mit jedem jungen Jahr
Beim erſten Frühlingsſonnenſtrahle
Ein Mädchen ſchön und wunderbar.

Es war im Schwarzwald nicht gedrechſelt,
Es kam, man wußt' es, aus Paris;
Allein ganz Baden war verwechſelt,
Wenn es ſich ſehn und drehen ließ.

Belagert rings war ſeine Nähe,
Und alle Beutel wurden weit,
Doch der Croupier aus ſeiner Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Es riß Kronthaler mit und Gulden,
Geprägt in einem andern Land,
Beſtimmt zur Zahlung alter Schulden,
Für armer Kindlein leere Hand,

Und rupfte jedem eine Feder,
Dem Gold und jenem Silber aus;
Der Jüngling und der Greis, ein Jeder
Ging rattenkahl vom Rad nach Haus.

Gleich waren alle vor dem Rädchen,
Wie's nur der Fortſchritt wünſchen kann;
Es räderte durch Städt' und Städtchen
Und fing am liebſten unten an!

II.

Nachſchrift.

1849.

Dumme deutſche Reichs-Regierung,
Die es einſt ſich beigehn laſſen,
In die nobele Hantbierung
Meines Mädchens kühn zu faſſen!

Mit dem Spiel ein Spiel zu ſpielen,
Hieß verderblich hazardiren;
Gagern, Mohl und Schmerling fielen,
Doch Chabert und Blanc floriren.

Schwarz-Roth-Gold, der neue Dreiklang,
Ach, wie früh ward er zu Schanden!
Rouge et Noir, der alte Zweiklang,
Hat die Probe groß beſtanden!

Rolle, Rad, in unſren Lenzen
Luſtig fort; du haſt gewonnen:
Dreißig deutſche Reſidenzen
Dienen deiner Bahn als Sonnen!

Du Planet und dieſe Fixſtern',
Sie der Text, und du das Motto!
Gott geſegne ſolchen Glücksſtern,
Gott erhalte Spiel und Lotto!!

Nachtwächter als Hofpoet.

Prolog

zu Eröffnung des Haustheaters des Kronprinzen.

1845.

Willkommen heißt Euch an des Hauſes Schwelle
Nach altem Brauch, Ihr Herren, der Prolog.
Er kündigt einen Faſtnachtsſchwank Euch an,
Obgleich der Aſchermittwoch ſchon vorüber,
Obgleich aus Winters Eis und ſtarrer Maske
Verheißungsreich mit ſeinen blauen Augen
Und naſſen Locken lauſcht der Knabe Frühling.
Was thut's? Wir ziehn als Faſchings Epigonen, —
Er ſelber ließ ſich dürftig bei uns ſehen, —
Auf Thespis Karren jubelnd bei Euch ein
Und bau'n, indeß politiſche Debatte

Und lauter Kampf anſchwellend uns umbrauſt,
In Räumen des geliebten Königsſohnes.
Gleichwie auf einer abgeſchiednen Inſel,
Dem Phantaſus, dem Momus eine Hütte.

Herein nun, ſonder Scheu und üble Laune,
Herein, wer an der Jugend Werk ſich freut,
Wer nicht im Aktenſtaub ſo ganz vergilbte,
Im Waffendienſte ſo verroſtete,
In weicher Hofluft endlich ſo verdumpfte,
Daß ihn kein Scherz mehr weckt und mehr erquickt!
O gönnt ihn uns, vergönnet ihn Euch ſelbſt!
Beſorgt auch nicht, daß mit des Jünglings Würde,
Der einſt die Krone dieſes Landes trägt,
Daß mit der Sendung ſeiner Freund' und Diener
Das leichte Gaukelſpiel ſich ſchlecht vertrage,
Worin ſie heut' verkleidet ſich ergehen!
Ihr klagtet über jene Oede, welche
Auf dieſer Stadt geſelligem Leben liegt,
Erſtickend jeder friſchen Regung Trieb:

Ihr kennt vergangene und beſſre Tage,
Kennt andre Städte, wo es anders iſt,
Und ſeufzt im Stillen: Wär' es ſo auch hier!
Doch fand ſich ſchon ein Fuß und eine Hand,
Vom leiſen Wunſch zur lauten That zu ſchreiten?
Und liegt nicht brach bei uns ſo manche Kraft,
Die, recht benützt, wohl noch was Rechtes ſchafft?

So laſſet uns dem edlen Haupte danken,
Das, für den goldnen Reif vorherbeſtimmt,
Es nicht verſchmäht den grünen Kranz zu tragen,
Mit welchem die geſellige Luſt ſich ſchmückt.
Wie manches Blatt entfiel dem Kranze ſchon
Im Laufe eines tief verſchneiten Winters,
Da uns ſein Wort, das gaſtlich unbeſchränkte,
Verſammelte in hoher Königsburg,
Den Zwang der Etikette muthig brechend!
Gedenken wir in doppelter Bewegung
Der heit'ren Zeit und ihres hohen Führers,
Da beide nun — auf Wiederſehn! — verſchwinden,

Und dieſes Feſt vielleicht das letzte iſt,
Worin wir vor dem Abſchied uns begegnen.
Er kommt zurück, er kommt, und nicht allein:
Beglückend und beglückt dann windet er
In unſern Kranz die beſte, vollſte Blume,
Die ſchon zu lange ſeinem Reiz gefehlt:
Der Frauen holde Macht, die ſanft und ſittig
Den freien Männerſcherz mit Roſen zügelt
Und aus dem ungebund'nen Spiel, wie heute
Noch eines regellos vor Euch erſcheint,
Den Flüchtling in das holde Maß zurückführt.

Und nun, damit die Vorred' länger nicht
Und ſchlechter ſey, Ihr Herrn, als Eure Nachred',
Verſchwinde von der Bühne der Prolog.
Muſik, noch einmal ſchmettre deine Lieder,
Noch einmal, Vorhang, rolle raſch hernieder:
Bei Genoveven ſehen wir uns wieder!

Prolog

zu einer von Dilettanten veranſtalteten Wohlthätigkeits-Akademie.

Am 2 Februar 1846

Ich führ' Euch fort aus dieſes Saales Räumen
In's Freie, fort von Hornung in Auguſt:
Die Sonne glüht, des Kornfelds Wogen ſchäumen,
Zur Garbe reift der Aehren goldne Luſt,
Es ſchwillt die Frucht in reichbelaubten Bäumen,
Die Traube an des Berges heiter Bruſt,
Und üppig ſtrotzt, zerſprengend jede Hülle,
Des Jahres mütterliche Segensfülle.

Da ſchleicht im Staub des Wegs mit müden Füßen,
Auf ſeinen Stab gebückt, ein Wandersmann.
O ſchämt Euch nicht, von weitem ihn zu grüßen,
Seht immerhin das blaſſe Antlitz an:

Der Mann iſt arm! Was kann das Wort verſüßen?
Sagt, welcher Zauber löst des Wortes Bann?
Der Mann iſt arm! Wer ahnt in Glück und Ehre
Des fürchterlichen Wortes ganze Schwere?

„Den Acker drüben,“ alſo ſpricht er bitter,
„Hat dieſe Hand im letzten Lenz beſtellt.
Nun reift ſein Korn, doch nur für fremde Schnitter,
Mir bleibt die Leſe auf dem Stoppelfeld;
Vom Wald, den ich gepflanzt, bleibt mir ein Splitter, . . .
Was weiter? Iſt es nicht der Lauf der Welt?
Ich bin ein Stiefkind meiner Mutter Erde,
Geboren für Entbehrung und Beſchwerde!“

„Wenn in den Hütten, in den Herzen allen
Rings um mich her die laute Freude klingt,
Wenn die Raketen durch den Weinberg knallen,
Der Erntetanz ſich um die Linde ſchlingt:

Dann muß ich heimathlos die Straße wallen,
Der Gabe harrend, die ein Zufall bringt,
Und einſam zieh'n an allem Glück vorüber,
Das Herz nur ſchwerer noch, das Auge trüber."

So iſt's. Denn er iſt arm. Wollt Ihr ihn ſehen,
Denſelben Mann, wenn gar der Winter kam,
In Sturm und Schnee vor Eurem Fenſter ſtehen,
Die Wange bleich vor Gram und roth vor Scham?
Nein, heißt ihn nicht von Eurer Schwelle gehen,
Bevor er einen Labetrunk ſich nahm,
Bevor er ſich gewärmt an Eurem Feuer;
Ihr wißt es nicht, doch er: das Holz iſt theuer!

Sieh doch, der Lüſtre ſtrahlt in Eurem Saale,
Die Flamme loht im marmornen Kamin,
Es kreiſen um die Tafel die Pokale,
Zum Walzer locken ſüße Melodien —

Halt ein! Nur einen Blick, zum letzten Male
Noch einen Blick auf jenen Schatten hin:
Dort ſteht er wieder, draußen vor der Pforte;
Denn er iſt arm! Erbebt vor dieſem Worte! —

Die Zeit erſcheint, das Leben in Contraſten,
Wenn auch des Friedens Trugbild ſie verſteckt:
Hier alle Luſt, und drüben alle Laſten,
Hier Ueberdruß, wo dort der Mangel ſchreckt,
Hier Feſt an Feſt, und drüben ſtetes Faſten, —
So iſt die Welt vom Gegenſatz bedeckt,
Und jedem Kranz, der heitre Stirnen ſchmücket,
Entſpricht die Dornenkron', die Arme drücket.

O ſchaut Euch um! Laßt Eures Wagens Rollen
Nicht übertäuben eines Bettlers Fleh'n;
Mit Hand und Herz, mit den erbarmungsvollen,
Sollt Ihr der Armuth mild entgegen geh'n

Und ihr den Troſt, die raſche Hülfe zollen,
Die ſie bedarf in ihren ew'gen Weh'n,
Noch eh' ſie ſelbſt, verzweifelnd aufgeſchüttelt,
An Eures Hauſes goldnen Thüren rüttelt.

Die Habſucht nagt, das Streben zu beſitzen,
Ein Krebs der Seele, an der Gegenwart,
Und mit den Steinen, die am Herzen blitzen,
Wird oft das Herz nicht edel, aber hart;
Behütet es, daß unter Sammt und Spitzen
Es endlich nicht zum Diamant erſtarrt,
Den keiner Thräne friſcher Thau befeuchtet,
Der ſtatt zu wärmen, nur unfruchtbar leuchtet.

Deßwegen ja ſeyd Ihr im Sonnenſcheine
Auf der Geſellſchaft Höhen hingeſtellt,
Daß unter Euch das Niedre und Gemeine
Wie Nebel von der Alpe Haupt zerfällt.

Daß Ihr begreift in ſeiner innern Reine
Den Geiſt der Menſchheit und den Gang der Welt,
Daß Ihr erkennen lernet, wägen, ſichten,
Was Euch gehört an Rechten und an Pflichten.

Euch ward das Amt, nicht Andre ſtolz zu höhnen,
Weil weicher Ihr denn ſie gebettet ſeyd,
Nein, des Geſchickes Zwieſpalt auszuſöhnen
Und zu vergleichen ſeinen Widerſtreit,
Verſchwenderiſch das Leben zu verſchönen,
Zu lindern fremde Noth und fremdes Leid:
Das iſt an Euch der Liebe hohe Sendung,
Das Eures Weſens, Eures Werths Vollendung.

Ihr kennt die Liebe. Sagt nicht dieſe Stelle,
Nicht dieſe Stunde, was Ihr fühlt und meint?
Ja doch, wir ſteh'n an ihres Tempels Schwelle,
Es iſt ihr Glanz, der aufuns niederſcheint.

Und wo Ihr ſonſt bei heitrer Kerzenhelle
Zu Spiel und Tanz geſellig Euch vereint,
Da brennt heut ihre Flamme am Altare,
Der Noth erbaut und einem harten Jahre.

Auf zum Altare! Freunde, ſonder Zagen!
Eröffnet ſei der Opfer holder Kreis;
Kein Lorbeer iſt, um welchen wir es wagen,
Nein, eine Garbe dieſes Abends Preis.
Und wer in ſeiner Bruſt aus guten Tagen
Ein Fünklein von Talent begraben weiß,
Der fach' es an, daß an der Glut der Brände
Die Armuth wärme die erſtarrten Hände.

Und Ihr, Verehrte, geht mit ſtrengem Krittel
Bei Dilettanten heut' nicht in's Gericht:
Wer ſchlüge unter Blüthen mit dem Knittel,
Wenn Armuth dieſer Blüthen Früchte bricht?

Gewiß, hier heiliget der Zweck die Mittel,
Und wenn die Kunſt für unſer Werk nicht ſpricht,
So ſprech' ein altes Wort für unſre Gaben:
Nur Schelme geben mehr als was ſie haben.

Theater-Rede

bei Empfang der Kronprinzeſſin von Württemberg, vor Auber's Feen-See.

Am 27. September 1846.

Eh' die Muſik, der bunten Tänze Spiel
Den ernſtren Sinn der Hörenden entführt,
Vergönnt dem Wort, dem ſchlichten, ungeſchmückten,
Euch an des Hauſes Pforte zu empfangen,
Das heute wiederum zum Tempel wird
Des ſeltenſten, des einz'gen Doppelfeſtes.
Und dieſes Wort, es kann nur eines ſeyn,
Ein Widerhall des allgemeinen Rufes,
Der durch die Grenzen unſres Landes geht,
Ein Echo jener hohen Freudenbotſchaft.

Die unſern Herbſt in Frühling hat verwandelt,
Die, wie's in Mährchen wohl geſchrieben ſteht,
Den grünen Wald zur Stadt zu wandern zwang.
Willkommen, lautet dieſe Freudenbotſchaft,
Wie Meergeräuſch durch unſre Städte brauſend,
Durch ſtille Dörfer wie ein Jubelſturm;
Willkommen, lautet auch das treue Echo,
Das in dem Umkreis dieſes Saals verhallt.
Willkommen, Lenz im Herbſte, hoch willkommen!
Willkommen, ſchönſte Blume in dem Kranze,
Der unſres Königs Wiegenfeſt umſchlingt!
Willkommen, grüner hochzeitlicher Strauß
Auf Württembergs geliebtem Fürſten-Haus! —

Ja — ſey willkommen! — Nicht wie eine Fremde,
Nicht wie ein hoher, ein verehrter Gaſt,
Nicht wie die allgerühmte Kaiſertochter:
Sie grüßen wir in deinem Bild nicht mehr!
Sobald du an des theuern Gatten Hand
Getreten wareſt in den Bann der Liebe,

Der magiſch Fürſt und Volk bei uns umzieht,
Warſt Du die Unſre, und als Landeskind,
So weit die ſchwarz und rothen Banner wehen,
Begrüßte Dich das hochbeglückte Volk.
Es warb mit ſeinem königlichen Jüngling
Um Deine Liebe, es ward Dein, wie er,
Es hält Dich feſt, ſein holdes Eigenthum,
Auf ew'ge Zeit gewonnen ſeiner Treue,
Und jetzt auf Dein gebenedeites Haupt
Vertrauensvoll die Hoffnung ſeiner Zukunft! —
Denn alſo will es württemberger Brauch,
So hat es unſer König uns gelehrt,
Daß nicht wie anderwärts der Thron getrennt iſt,
Durch eh'rne Schranken von dem Haus des Bürgers;
Nein, was den einen immerhin bewegt
In Leid und Freud', erſchüttert auch das andre
Und zittert nach bis in die fernſte Hütte.
Tief wurzelt in dem vaterländ'ſchen Boden
Sein Fürſtenſtamm, der weithin-ſchattende,
Und Land und Volk ſind eng mit ihm verwachſen;

Ein Blatt, das fällt, iſt Allen abgeſtorben,
Ein neues Reis wird Allen neu erworben.

Drum ſchau umher, o Fürſtin, und erkenne
In allen Blicken, die auf Dich ſich richten,
Nachtfaltern gleich umflatternd Deinen Glanz,
Nur einen Strahl, den Strahl des Glücks, der Liebe!
Erlauſche aus den tauſend Jubelſtimmen,
Die hoch zum Himmel deinen Namen tragen,
Dem Ohre nur, doch nicht dem Herzen fremd,
Nur einen Klang, den reinen des Vertrauens!
Die treue Liebe, die gefäll'ge Sorgfalt,
Die allgemein begeiſterte Verehrung,
Die dich daheim entließ, mit Kummerthränen
Dem Schiff nachſtarrend bis auf's hohe Meer,
Du findeſt, Deiner harrend, hier ſie wieder,
Mit Thränen auch, allein mit Freudenthränen,
Vom Kranz der Hoheit, der Dich nächſt umgibt,
Bis in die nied're, Dir verborg'ne Ferne.
Lies die Gewißheit im bewegten Antlitz

Des edlen Königs, unſres allgeliebten,
Im milden Auge Deiner neuen Mutter,
Im freudetrunk'nen des entzückten Gatten
Und in der Schweſtern heit'rer Zärtlichkeit,
Die Dich umſteh'n, um das Verlaſſene,
Ach, das Verlor'ne tröſtlich zu erſetzen.
Und wenn dein Blick ſich jemals rückwärts wendet,
In ſtiller Sehnſucht wolkengleich getrübt,
Wenn unſre Mauern, unſre Rebenhügel
Zu eng ſich um gewohnte Größe drängen,
So denke, daß ein wahrhaft hoher Sinn
Nach äußerm Maß ſein Leben nicht beſtimmt;
Empfinde mit dem Hochgefühl des Weibes
In eigner Bruſt und an des Gatten Hand:
„Wo Du beglückſt, biſt Du im Vaterland!“

Empfand nicht alſo einſt die hohe Frau,
In deren Spuren Du verheißungsreich
Einhertrittſt, Deine Muhme, unſre Mutter?
Aus ihrem unverwelklichen Gedächtniß

Erblüh'n die Blumen, welche Dir geſtreut ſind;
Und Thränen banger Noth, von ihr getrocknet,
Und Thränen heißen Dankes, ihr gefloſſen,
Sie glänzen als der reinſte Himmelsthau
In Deinem Myrthenkranz, als edle Perlen
In Deiner Marmorſtirne Diadem!
Wie ſie biſt Du gen Norden aufgegangen,
Und faſt wie ſie in wolkenvoller Zeit:
O ſey, was Katharina uns geweſen,
Kein Nordlicht, nein, der freundliche Polarſtern,
Nach dem ſich die verirrte Armuth richtet!

Nun Eines noch: Im Heiligthum der Kunſt,
Da braucht's für Dich kein letztes: Sey willkommen!
Hier biſt Du längſt, hier fühlſt Du Dich zu Haus.
Du bringſt ja zu der Macht und zu der Schönheit
Zwiefacher Weihe noch die dritte mit:
Des Geiſtes hohenprieſterliche Weihe,
Mit der Natur nur ihre Lieblingshäupter,
Wie mit dem beſten Salbungsöl, beträuft.

Die Kunſt der Töne, die Du ſchaffend übſt,
Die Poeſie ſind nie Dir fremd geweſen;
Sey Du nur ihnen hold und gut auch hier,
Wenn ſie mit ihren wechſelnden Geſtalten
Auf dieſen Brettern bunt vorüberzieh'n,
Und höre in der Sprache, die ſie reden,
Der deutſchen Sprache, gern dieſelbe wieder,
Die Deiner Kindheit Wiegenlieder ſang,
Die in Palermo bräutlich um Dich warb,
Die jüngſt zum Abſchied weinend Dich geſegnet
Von Deiner kaiſerlichen Mutter Lippe,
Sie, Deine Liebes- Deine Mutterſprache!

Nun weg den Ernſt! Das heitre Spiel beginne,
Schon fühl' ich Geiſter-Athem mich umwehn;
Ein leiſer Nebel rieſelt um die Sinne,
Es naht, es naht das Wunderreich der Feen!
Auf, über deine Zaubermacht, Muſik,
Beflügle, Tanz, die irdiſchen Geſtalten,
Laß, Malerei, vor dem getäuſchten Blick

Sich eine ganze Mährchenwelt entfalten.
Und wenn Ihr Antwort fordert auf die Frage:
„Warum ein ſolches Spiel an ſolchem Tage?“
So wollt hinauf in Eure Mitte ſehen:
Dort thront die Wahrheit, wie das Mährchen hier
Und ſo, in ſinnigem Tauſche, widmen wir
Den Feen-See der Königin der Feen.

Theater-Rede

vor einem Armen-Konzert

Den 2 März 1847

In dieſer Zeit des Kampfes und der Gährung,
Die, arm an Thaten, an Tendenzen reich,
Die Welt der Geiſter wunderbar bewegt
Und hundertfält'ge Gegenſätze häuft,
Thut mehr denn je das Eine noth, die Liebe,
Um noch den Schein des Friedens feſtzuhalten,
Der gleich dem Regenbogen über Wettern
Vermittelnd eine bunte Brücke baut.
Ein Nachtſtück liegt, wohin der Blick ſich wendet,
In dunkeln Farben vor uns ausgebreitet,
Und die Natur ſogar ſcheint irrgeworden
In dem gewöhnten Wechſelgang des Jahres,
Bedeutungsvoll dies Nachtſtück abzuſpiegeln.

Denn ſo wie draußen mit dem letzten Schnee
Die erſte Sonne matt und ſieglos ringt,
Wie tief in des erſehnten Frühlings Nähe
Der Nordwind ſchneidet und der ſtarre Froſt,
Wie unbezwinglich auf der müden Erde
Ihr alter Feind, der Winter, diesmal laſtet:
So laſtet, ach! mit ungleich härtrer Wucht,
Vergeblich abgewendet und beſchworen,
Auf tauſend Herzen noch die alte Sorge,
Auf tauſend Hütten noch die alte Noth.
Weit über unſrer deutſchen Heimath Grenzen,
Vom grünen Irland bis zur weißen Alpe,
Bis in das Innre des verwöhnten Südens
Erſtreckt ſich jenes winterliche Bahrtuch,
Worunter unſrer Hoffnung karge Saat
Und die Geſchicke dunkler Zukunft ſchlummern.
Es iſt ein tiefes allgemeines Leid,
An dem das Mark der Gegenwart erkrankt,
Und wohl vergleichbar jenen großen Plagen,
Worunter unſre Väter einſt geblutet:

Dem Brand des Krieges und dem Fluch der Peſt:
Nicht ſchlimmer ſind die Wunden, die ſie ſchlugen,
Würgengel Gottes mit dem Flammenſchwert,
Als dieſe, die das Nachtgeſpenſt des Hungers
Mit ſeinen kalten Knochenfingern gräbt.
Sie klafft und gähnt zum weiten Abgrund auf,
Der zwiſchen Menſch und Menſch ſich ſchrecklich öffnet
Und beide Seiten zu verſchlingen droht.
Was frommt's, die Blumen ſchöner Redensarten
In dieſes Abgrunds Nacht hinabzuwerfen,
Und fielen ſie aus noch ſo ſtolzer Höhe?
Was frommt's, in ſich'rer Selbſtbeſchwichtigung
Das Auge, das entſetzte Ohr zu ſchließen,
Und gleichſam nur im Traum die Hand zu öffnen?
Was endlich frommt es, über jener Kluft
Ein luftiges Syſtem emporzukünſteln,
Ein Kartenhaus auf einem offnen Grab?
Die Phraſe heilt ein ſolches Leid nicht mehr,
Ein ſocher Abgrund trägt noch kein Syſtem!
Die Menſchheit ſiecht, die Menſchheit ſteht im Kriege

Und laut ertönt ihr Ruf: „Freiwillige vor!“
Und ſiehe da: ſie nahn, ein ganzer Zug,
Gemiſcht aus allen Ständen, allen Altern,
Der Liebe Opfergabe hoch im Arm,
Verſchieden wohl nach ihrer Spende Maß,
Doch alleſammt von Einem Geiſt durchflammt.
Der Reiche theilt, der Hohe ſteigt hernieder,
Es weitet ſich im allgemeinen Drang
Der großen Sorge auch das engſte Herz,
Und wo Natur mit dem Nothwend'gen kargt,
Verſchwendet Liebe ihren Ueberfluß.

Darf in der ſchönen Schaar der Hohenprieſter,
Die den Altar der Menſchheit fromm umringen,
Die Kunſt, des Himmels Abgeſandte, fehlen?
Und wenn ſie nichts beſitzt, als nur ſich ſelbſt,
Wenn ſie nur Blumen bringt und keine Früchte,
Wird minder ſie deshalb willkommen ſeyn?
Sind doch der Kunſt getreue Freunde da,

Bereit, die Blumen flugs in Frucht zu wandeln,
Den Ton in Gold, ein Dichten in ein Handeln!
An ſie ein herzliches: Willkomm, zum Gruß,
Ein dankendes: Vergelt es Gott! zum Schluß.

Theater-Rede

an Schiller's Geburtstag, vor der Braut von Meſſina.

1847.

Faſt ein Jahrhundert iſt dahin gegangen,
Seit in der heutigen Novembernacht
Ein Stern aus unſrer Heimath aufgeſtiegen,
Deß gold'ner Glanz nun lange ſchon die Erde
Und deſſen Namen die Geſchichte füllt.
Er flammte aus den grünen Rebenhügeln
Des Neckars, aus den Mauern dieſer Stadt
Mit zuckendem Kometenlicht empor
Und ſchleuderte in die erſtaunte Welt
Die erſten Funken eines wilden Geiſtes,
Der, ſelbſt entzündet, zu entzünden drohte.

Wie hätte der Titan im Himmelſturm
Die mütterlich-beſorgte Hand der Heimath
Auf ſeinem zukunft-ſchwangern Haupt ertragen
Und ſich gefügt in ſchmerzliche Beſchränkung? —
Dort ſteh'n ſie noch: er floh aus jenen Thoren
Und ſchien für uns verſchwunden, ſchien verloren.

Wir haben bitter eine Schuld gebüßt,
Die nicht die unſre war. Denn da der Stern,
Zurückgekehrt zum ewigen Geſetze,
In's holde Maaß der Schönheit und der Kunſt,
Durch ferne Himmel freie Kreiſe zog
Und höher, immer höher aufwärts flog;
Da jedes Herz in ſeinem Strahl entbrannte,
Da ihn Europa laut als Pol erkannte,
Und das Jahrhundert, ſeines Lichtes trunken,
Sich vor ihm neigte; ach, da er verſunken —
Zu früh! — in fremder Fürſten Sarkophagen:
Da ſtimmten wir in ihre Todtenklagen
Beſchämt und ſtolz mit ein und durften ſagen,

Wie Weimar: Er war unſer! Ja, er war!
Wir bauten ihm die Wiege, ihr die Bahr'!

Und jene Schuld, ward ſie nicht auch geſühnt?
Erhebt ſich nicht inmitten unſrer Stadt,
Die den zurückgekehrten Lieblingsſohn
Wie einen Triumphator huld'gend grüßte,
Sein Standbild, groß und ewig, gleich wie er?
Hält unſer Stamm in brünſtiger Verehrung
Nicht feſt an ihm, ihn feſt auf ſeiner Höhe.
Wenn ein Vandalenhäuflein der Kritik
Schon hier und da in thörichter Verblendung
An ſeinem Namen rütteln will und nagen?
Nein, er iſt unſer, wie er's war und ſeyn wird,
Ein heiliges Gemeingut deutſchen Volkes,
Doch dreimal werth und eigen ſeinen Schwaben,
Die ihn geſchenkt, und nicht verloren haben!

Wenn aber jede Hütte, jedes Herz
Bei uns alltäglich ſein Gedächtniß feiert

Und ſeiner Werke treuen Dienſt begeht.
Wie ſollt' es nicht, und heute gar, dies Haus?
Das Schauſpielhaus am Wiegenfeſt des Vaters,
Um den es weint, noch immer ein verwaistes,
Das Erbe und Vermächtniß ſeines Geiſtes?
Und wie vermögen wir den großen Tag
Zu ſeinen Ehren würdiger zu feiern,
Als wiederum mit ihm, durch ſeine Schöpfung?

So ſey vor andern du heraufbeſchworen
Aus reichem Kreis, ſeltſame Nachtgeſtalt,
Von claſſiſchen Gewändern weit umwallt
Und der Romantik grünen Kranz im Haar,
Du Dichter-Räthſel, ſchwer und wunderbar!
In dir begegnen ſich auf ſcharfer Mitte
Der Grieche Sophokles, Shakeſpeare der Britte;
Vermittelnd aber über beiden kreist,
Im Bund der Dritte, Schillers deutſcher Geiſt.
Braut von Meſſina, tiefer Seelen-Spiegel
Von ſeinem Antlitz, brich des Grabes Siegel!

Braut von Meſſina, hohes Kunſtgebilde,
Erſcheine uns in ganzer Kraft und Milde!
Braut von Meſſina, fort die Todesſchleier
Steh auf zu Schillers Wiegenfeſt und Feier!

Theater-Rede

vor Richard Wagners „Lohengrin“

nach dem Herderfeſt am Goethetage (28. Auguſt 1850) aufgeführt auf der Hofbühne zu Weimar.

Bevor euch mit vereintem Flügelſchlage
Muſik und Sage zauberhaft bewegt
Und aus der Gegenwart in ferne Tage,
In König Arthus Tafelrunde trägt,
Vergönnt, daß, nur als Herold vor dem Feſte,
Der Dichter grüße dieſes Hauſes Gäſte,
Und laßt ihn von geſchmückten Tempelſtufen
Ein ſchlicht: Willkommen, Euch entgegenrufen.

Ja, ſeyd willkommen auf dem ſelt'nen Gipfel,
Wohin die heut'ge Feier uns geſtellt:
Welch weiter Blick auf ſang-durchrauſchte Wipfel,
Auf goldne Felder, Licht- und Ruhm-erhellt!

Thüringer Land, du deutſcher Dichtkunſt Wiege,
Gekrönt in dreimal wiederholtem Siege,
Wie biſt du ſchön in deinem grünen Kranze,
Wie groß in dieſes Abends vollem Glanze!

Hoch ſchimmert über deiner Berge Zinne
Ein dreifach Sternbild der Vergangenheit:
Die Wartburg tönt vom ſüßen Lied der Minne,
Von Landgraf Herrmanns heißem Sängerſtreit;
Aus Herzog Wilhelms fruchtbarlichem Orden
Erklingt dein Lob in preiſenden Akkorden,
Und neu erſteht, ein Zeuge dieſer Stunde,
Karl Auguſts wunderbare Tafelrunde.

Da nahen ſie in feierlichem Zuge:
Des Dichterfürſten hehre Majeſtät,
Der Sänger mit dem idealen Fluge,
Der Hoheprieſter der Humanität.

Der Freund antiker Grazien und Camönen,
Und mitten drin der Schöpfer dieſer ſchönen
Und reichen Welt, der aus der kleinen Raute
Von Weimar Deutſchlands ew'gen Lorbeer baute!

Sie waren unſer, alle dieſe Sterne,
Die einſt mit ihrem Licht die Erd' erfüllt;
Hier ſtanden ſie vereinigt, eh' die Ferne
Des Grabes ſie zerriſſen und verhüllt.
Im Monument mag Schwaben oder Franken
Den todten Helden ſpät und reuig danken:
Wir haben die lebendigen beſeſſen
Und nimmermehr verſtoßen, noch vergeſſen!

Und ſiehe da: den wir zuerſt verloren,
Zuerſt von allen in die Gruft verſenkt,
Der wurde jüngſt uns wiederum geboren,
Zum zweitenmal in eh'rnem Bild geſchenkt.

Er kommt zurück. O käme mit ihm wieder
Die goldne Zeit der Minn'- und Meiſterlieder,
Das reine Alter menſchlicher Ideen,
Die wir ſo tief durch ihn erfaßt geſehen!

Ein frommer Wunſch! — Wer kann mit Moſis Stecken
Im dürren Stein, im ſonnverbrannten Thal
Den Wunderborn der Poeſie erwecken
Und des Genies urkräft'gen Himmelsſtrahl? —
Es ſank das Sternbild, das ſo hell geſchienen,
Der König Arthus ſammt den Paladinen;
Wir aber ſuchen, die zu ſpät Geborenen,
Den heil'gen Gral, den räthſelhaft Verlorenen!

Das können wir! — Der Geiſt, der zeugt und zündet,
Mag fehlen; nicht die Liebe, die gebiert,
Die ſich empfänglich jenem Geiſt verbündet
Und mit den Gaben ſeiner Größe ziert.

So pflanzen wir den Keim und Trieb des Schönen
Von unſern Vätern fort zu unſern Söhnen,
Und ehren, nicht durch ſklaviſches Gedächtniß,
Nein, in lebend'ger Pflege ihr Vermächtniß!

Das, Weimar, ſey dein Amt und deine Sendung,
Daß du in ſolchem Dienſt die Hände rührſt
Und deine Ueberlief'rung zur Vollendung,
Den Schatz zu Tag, an's Ziel das Streben führſt;
Vor andern werde du der treue Hüter
Des deutſchen Grals, bewahre ſeine Güter,
Und pflege in dem alten Heiligthume
Der Kunſt geheimnißvolle Wunderblume.

Dann wirſt du, was du warſt zu Goethe's Zeiten,
Auch heute ſeyn in gleich bewegter Zeit:
Aſyl dem Flüchtling, Tempel dem Geweihten,
Hafen und Eiland in der Woge Streit:

Als Alma Mater wird dich Deutſchland ſegnen
Und gern auf deiner Schwelle ſich begegnen,
In deinem würdevoll-beſcheidnen Frieden
In ſich geſammelt, von der Welt geſchieden.

Das walte Gott! — Nun, Gegenwart, verſchwinde!
Zukunft, vor der Vergangenheit entflieh!
Erſcheine mit der Doppelprieſterbinde,
Romant'ſche Tonkunſt, Sagenpoeſie!
Herauf an's Licht, du wunderlicher Falter
Der Nacht, entführ' uns in dein Mittelalter,
Und laß hoch über dem zerriſſ'nen Leben
Des Grals, des Geiſts, des Friedens Taube ſchweben!

Tages-Anbruch.

Märzveilchen.

1848.

Das erſte Veilchen dieſes Jahres ſtand
Auf Pere-La-Chaiſe, an eines Grabes Rand.

Dort hat es in der Nacht des dritten März
Getrieben Börnes Staub, — nein, Börnes Herz.

Es war ſein Frühlinggruß an's Vaterland,
Zu deſſen ſpätem Frühling heimgeſandt.

Literariſche Todtenklage.

1848

Seht, da liegt er auf dem Sopha,
Wagrecht liegt er da,
So wie ſonſt, wenn er die Nova
Aus Paris durchſah!

Doch, wo iſt die Kraft der Fäuſte,
Wo des Griffels Blitz,
Der noch jüngſt im fremden Geiſte
Traf den beſten Witz?

Wo die Augen falkenhelle,
Die der Freiheit Spur
Folgten in der trüben Welle
Neuſter Lit'ratur?

Dieſe Finger, die gewaltig
Wütheten im Druck,
In Journälern hundertſpaltig,
Im Vignetten-Schmuck?

Dieſe Rechte, die da immer
Nahm und niemals gab?
Seht, die Rechte hebt ſich nimmer,
Seht, ſie hängt herab!

Wohl ihm, er iſt hingegangen,
Wo kein Druck mehr iſt,
Wo nur ſolche Blätter prangen,
Die kein Cenſor lieſt,

Wo die Welt von „ſchlechter" Preſſe,
Von der Kammern Streit
Und vom Hochverraths-Prozeſſe
Völlig iſt befreit.

Drunten nun die Blätter ſtreicht er,
Ließ uns hier zurück,
Daß wir, tauſend Centner leichter,
Feiern unſer Glück.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Todtenklag'!
Alles ſey mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag!

Gebt, den Leichnam zu umwickeln
Sanft und ſäuberlich,
Jene Unzahl von Artikeln,
Die der Edle ſtrich.

Auch die Scheere, ſcharf geſchliffen,
Die des Denkers Kopf
Raſch mit drei geſchickten Griffen
Leerte bis zum Zopf.

Röthel auch, ſich ſelbſt zu ſtreichen,
Gebt dem großen Mann,
Daß er droben thu' desgleichen,
Wie er hier gethan!

Auferſtehung.

(Leider, keine Geiſterſtimme!)

1850

Wie haſt du dich getäuſcht, vorlauter Knabe,
Als du ſammt ein'gen andern böſen Jungen
Um meinen Katafalk herumgeſprungen
Mit trauerflor-verhülltem Narrenſtabe!

Ihr dummen Teufel wähntet mich im Grabe,
Indeß ich nur in Götterdämmerungen
Scheintodt geruht, doch bald mich neu erſchwungen,
In ſchön'rer Form kraftvoll verjünget habe.

Denn, zeitgemäßen Fortſchritts treu befliſſen,
Bin ich mit einem Poſthorn jetzt verſehen,
Wogegen Scheer' und Rothſtift weggeſchmiſſen.

Naturam furcâ, ſoll geſchrieben ſtehen
Bei dem Horaz; du mußt zu leſen wiſſen
Und in: Censuram furcâ es verdrehen!

An Sylveſter Jordan.

Den 20. März 1848.

Sieben Jahre, — iſt's nicht alſo? — oder wenig drüber ſchwanden,
Daß ich mit dem Saitenſpiele ſchon einmal vor dir geſtanden;*
Damals ſang ich als der Erſte deine Schmach, und ſang allein:
Laß mich heut im Chor der Ehren deiner Freunde Letzten ſeyn!

Zürneſt du der trüben Mahnung? Sieh, dein Blondel naht ſich wieder,
Aber, ſo wie du, verwandelt: auf der Lippe Siegeslieder
Und im Auge Freudenthränen, ruft zum zweitenmal er aus:
„O der Wandlung!" Sonſt ein Kerker, — jetzt das deutſche Bundeshaus!

---

* Vergl. „Oſterwort im Schloßhof zu Marburg" Gedichte S. 97.

Was mein Flehen nicht vermocht hat, — und wo ſprangen ehrne Pforten
Seit dem alten Orpheus-Mährchen wiederum vor Dichter-Worten? —
Das gelingt dem Flügelſchlage einer mährchenhaften Zeit,
Welche Kerkermeiſter feſſelt und Gefangene befreit.

Ja, du ſtehſt auf alter Höhe! Hinter dir, in Nacht verſunken,
Steht der bitt're Kelch der Knechtſchaft, den du tropfenweis getrunken,
Liegen Tage, Monden, Jahre, ach! voll namenloſer Qual,
Friſche Gräber mitten drunter, friſche Narben ohne Zahl.

Jenes Märterthums ein Zeichen wahr' ich in dem theuren Blatte,
Das, von deiner Hand beſchrieben, dein Tyrann verſiegelt hatte;
Weißt du noch? Von ihm geſtempelt und vergilbt im Aktenſtaub,
Zeugt es mit beredter Zunge den an dir verübten Raub!

Aber nein! Nicht rückwärts blicken, nicht auf das, was ſonſt geweſen!
Sieben magre Jahre waren, wie wir in Aegypten leſen:
Sey es drum! Sie ſind vorüber, und die fetten heben an:
Du warſt krank, du biſt geneſen, warſt ein Greis und biſt ein Mann!

Jordan, deine Dämme brechen, deine Schleuſen, alle, alle;
Ströme nun des Weges wieder, gleich wie einſt, in freiem Falle,
Tränk mit lang verſagter Labung rings umher das dürre Land,
Bring ihm keine neue Sündfluth, doch noch minder alten Sand!

Du, der Letzte im Kalender alten Styles, mein Sylveſter,
Oeffne nun des Jahres Kreislauf, ſey der Tage erſter, beſter;
Du, ein Fremdling meiner Heimath, bleib ihr treu, verlaß ſie nie, —
Haſt du doch ſo viel gelitten für die Mutter und — durch ſie!

Neue Stürme werden kommen, toſen wird die wilde Brandung,
Denn wir ſind entfernt noch alle vom erſehnten Ziel der Landung,
Stehe feſt am Steuer, Lootſe, durch die Klippen führ das Schiff,
Welches dich an Bord vertrauend in der Schreckensſtunde rief!

Freundes-Gruß aus weiter Ferne deinen roth und weißen Fahnen,
Die mich, froh im Winde flatternd, an vergangne Jugend mahnen!
Halte mir ſie ſtets in Ehren, ſchirme Flaggenſtab und Maſt;
'ſ iſt ein wacker Volk, die Heſſen, das du zu geleiten haſt!

Und wenn einſt auf offnem Meere unſre Curſe ſich begegnen,
O die Stunde will im Herzen ich als hochbeglückte ſegnen:
Gehn wir doch dieſelbe Richtung, führt dein Schiff doch wie mein Boot,
Ueber zwei verſchiednen Wimpeln Einen großen: Schwarz-Gold-Roth!

Dem Erzherzog Reichsverweſer.

Bei der Nachricht ſeiner Wahl

Durch die deutſchen Gauen ſchallt es von der Donau bis zur Weſer:
Hoch das alte Reich, und dreimal hoch der neue Reichsverweſer!
Was der Taunus ausgerufen: dieſer iſt der rechte Mann,
Klingt zurück von allen Bergen: Heil dem Erzherzog Johann!

Name guter Vorbedeutung! War's nicht ein Johannes weiland,
Welcher predigend vorausging dem erſehnten Welten-Heiland?
Der im Sturme von Lepanto ſeine Wimpel ſiegen ſah,
War es nicht, der kühne Feldherr, auch ein Juan d'Auſtria?

Sey gegrüßt aus jeder Hütte, ſey gegrüßt von allen Thronen!
Fahnen flattern, Glocken läuten, luſtig donnern die Kanonen,
Seltne Freudenthränen perlen, leichter ſchlägt das volle Herz:
Denn das Heer fand ſeinen Herzog, und die Form der Zeit ihr Erz!

Komm herab von deiner Alpen ſchneebedeckter Rieſenkuppe,
Tauſche mit dem Fürſtenmantel die bequeme graue Juppe,
Steig empor zu höh'rem Fluge, ſag der Felſenburg Tirol
Und dem jungen Horſt von Schänna, deutſcher Adler, Lebewohl

Ja, das Schickſal übt Vergeltung! Den einſt von des Thrones Stufen,
Einſt aus ſeines Lagers Mitte Neid und Argwohn abgerufen,
Den die alte Zeit verbannte: dieſen hat die neue Zeit,
Hat des freien Volks Vertrauen heut zum Führer eingeweiht.

Aus dem Schatten ſeiner Wälder holen ſie im Feierzuge,
Ihn auf jene Römer=Höhe, ihren Cincinnat vom Pfluge,

Und die Krone, die zerbrochen auf dem Haupt des Bruders Franz,
Fügt in ſeiner Hand ſich wieder neu und zu erneutem Glanz.

Komm, Erzherzog, ohne Säumen! Laß daheim dich nimmer halten,
Laß des Geiſts gewalt'ge Flammen, ſeinen Fluß laß nicht erkalten;
Dich erküren wir zum Meiſter! Sorge, daß der Guß gelingt,
Daß die Maſſen nicht vergähren, daß die ſpröde Form nicht ſpringt!

Und wenn dir die fremden Zungen — Wälſche, Slaven oder Tſchechen —
Warnend, ſchmeichelnd in die Ohren: „Hanſel, bleibe bei uns," ſprechen,
Dann, Erzherzog, ruf noch einmal, wie vor Jahren ſchon am Rhein:
Nein! Kein Oeſterreich, kein Preußen! Deutſchland, Deutſchland ſoll es ſeyn!

Sieh, ein Volk, wie keins auf Erden, es bedarf und wartet deiner;
So wie du von ihm geſtellt biſt, ſtand noch ſeiner Fürſten keiner,
Eine Zeit, wie nie geweſen, fordert dich mit lautem Ton:
Zeig dich als des Volkes Vater, als der Zeit getreuen Sohn!

Darf ein Dichter an die Sage deines kaiſerlichen Ahnen,
An den letzten Ritter Deutſchlands, dich an unſern Max gemahnen,
Wie, auf heißer Jagd verſtiegen, von der ſchlimmen Martinswand
Den Verlorenen herabzog eines Landmanns treue Hand?

Du biſt der Tiroler Bauer, Kaiſer iſt das Volk geworden;
Schwindelnd ſteht es auf der Klippe, Wetter drohn von Süd und Norden,
Ihm zu Füßen braust entfeſſelt die empörte Leidenſchaft,
Links und rechts auf wüſtem Abgrund ſchwebt die Lüge nebelhaft.

Führ uns auf die feſte Höhe, droben die im Freiheitsſtrahle,
Führ uns die gebahnten Wege in des Friedens grüne Thale,
An der Zukunft gold'ne Ziele führ uns von der Martinswand:
Max, dein Kaiſer, ruft! Tiroler Hans, gib ihm die treue Hand!

Erſter Reichstag.

Freſken in der Paulskirche.

Erſte Hälfte.

1. Vorhalle.

Das Sprichwort: Narrenhände
Beſchmieren Tiſch und Wände,
Hat ſich, wie die Erfahrung lehrt,
In Kirchen allermeiſt bewährt.

So mag's auch von Sanct-Pauli heißen:
Indeſſen Deutſchlands ſieben Weiſen
In ſeinen Wänden debattirt,
Hat ſie ein Narre angeſchmiert.

2. Deutſche Einheit.

Sämmtliche Stämme vereint, welch undurchdringlicher Urwald!
Schad' nur, daß man den Wald noch vor den Bäumen nicht ſieht.

---

3. Emancipation.

Namentlich Juda's Stamm, der duftend ſchmarotzeriſch ausſchlägt,
Macht mit erotiſcher Pracht ſich vor den übrigen breit.

---

4. Vierte Bitte.

Unſer reichstägliches Brot, langmüthiges Volk, gib uns heute;
Salz, wenn auch attiſches nicht, gibt die Debatte dazu.

5. Intra et extra muros.

Gründlich ergründen ſie drin des Volks zu begründendes Grundrecht;
Draußen indeß grundſchlecht wird es dem Volke zu Muth.

6. Damaskus.

Mancher monarchiſche Saul ſitzt unter den Säulen der Paulskirch',
Den demokratiſches Licht ſicher zum Paulus bekehrt.

7. Bauchrednerei.

(Ventre = Centre.)

Herrlich erweiſt ſich auch hier die natürliche Centrifugalkraft:
Spricht ein Centriloquiſt, laufen die Hörer davon.

8. Tel s'éclipse au premier qui brille au second.

Die zu Krähwinkel geglänzt, die Sterne verſchwinden in Frankfurt;
Ach! und der Himmel iſt dort dunkel, wahrhaftig, genug.

9. Tribunicia potestas.

(Der Präſident an die Tribünen.)

Zu ſchweigen ſeyd ihr fein gebeten,
Damit ich meines Amts nicht walte;
Wozu wird denn das Volk vertreten,
Als daß es ſelbſt die Mäuler halte?

10. Wohnungsveränderung.

Ihr Verſer Frankforts nimmer wißt,
Wo Eure Juddegaß jetz iſt:

Ihr meint wohl: Drunne bei der Zeit?
Behüt' es! die is alleweil
Auf Sancti Pauli Galerie;
Da mauſchelt und da ſchachert ſie,
Notirt, wie ſonſt die Metalliques,
Die Monarchie, die Republik,
Und hält ein klein Conto-corrent
Für's große deutſche Parlament.

11. Neues Wechſelrecht.

Emancipirt ſtets fort! Es verwechſelt ſich nur die Methode:
Früher beſchnitten ſie ſich, jetzo beſchneiden ſie euch;
Ehmals nannten ſie ſelbſt ſich des heiligen römiſchen Reiches
Kammerknechte, zu Reichskammerherrn macht ihr ſie heut'.

12. Zeitungs-Korreſpondenten.

In's Unendliche wächſt ſchon die Zahl pauliniſcher Briefe:
Doch apokryphiſche ſind freilich die meiſten davon.

13. Reichsverweſer.

Nomen et omen habet! Doch ſchrecke der doppelte Sinn nicht:
Aus der Verweſung ſteigt blühendes Leben empor.

14 Gallus Gallinaceus.

Gagere nicht zu laut, eilegende Henne von Deutſchland;
Merk' dir, was über dem Rhein krähte der galliſche Hahn!

15. Fringilla.

An heißem Sommernachmittag
Erquickt gar ſehr ein Finkenſchlag;
Hätt' er in Hecken und in Hagen
Doch unermüdet fortgeſchlagen!

16. Anser communis.

Eine Martins-Gans macht nur als gebratene Eindruck;
Schnatternd errettet ſie jetzt kein Capitolium mehr.

17. Psittace dux volucrum, dominae facunda voluptas.

Herr Hartmann iſt das ſchönſte Thier
Im ganzen Parlament;
Der Papagai gefiel' auch mir,
Wenn er nur ſchweigen könnt'!

18. Vermiculus.

Das Würmle krümmt ſich nun ſchon lange
Und wird doch nimmermehr zur Schlange!

19. Camelus.

Urgermaniſches Volk, wohl hältſt du den Hecker mit Recht hoch:
Schuf doch unläugbar dich Mutter Natur zum Kameel.

20. Gefrorene Blumen. *

Herr Winter ſprach mit ſüßem Ton:
„Herr Blum iſt mein geliebter Sohn.“
O Blum', welch ſchlechtes Compliment,
Wenn dich ſein Kind der Winter nennt!

---

* Im Monat Auguſt 1848 geſchrieben.

21 Non ex quovis Ligno(vsky) fit Mercurius. *

Ehmals ſchlug er für Don Karlos
Kühn das Leben in die Schanze,
Minder oder mehr gefahrlos
Bricht er jetzt im Siegerkranze
Mit der Linken ſeine Lanze,
Immer auf die ſtärkſte Schaar los.
Ritter Roland in Hiſpanien,
Wollt' er gegen Frau Chriſtinen,
Don Quixote in Germanien
Gegen Jungfer Freiheit dienen,
Vogt als Rozinante reitend,
Gegen Ruges Windmühl' ſtreitend.

---

* Im Monat Auguſt 1848 geſchrieben.

22. Wirth.

Welch ſchöner Tod, den ihm ein Gott verlieh!
An ſeinem Grabe kann die Inſchrift ſtehen:
Er ſtarb wie Moſes auf dem Sinai,
Nachdem er Kanaan von fern geſehen.

23. Jordan.

Der Jordan, welcher links gefloſſen,
Hat, ſagt man, drauf ſich rechts ergoſſen;
Wenn nur ſein Ende das nicht iſt:
Daß er im todten Meer zerfließt.

24. Derſelbe (ſpäter).

Er fiel — beruhige dich, o Publikum, —
In das Marine-Miniſterium
Und trug als Atlas, aller Welt zum Spotte,
Die niemals flotte deutſche Flotte!

25. Beneden.

Herr Jakob hat gar lange Zeit
Um Deutſchland, ſeinen Schatz, gefreit.
Und endlich iſt, die er gekricht,
Beſehn bei Licht, die rechte nicht!
O Traurigkeit! O Schabernack!
Nun freie weiter, pauvre Jacques!

26. Caglioſtro der Zweite.

Hiſtoriſch, mathematiſch, taktiſch,
Theoretiſch heute, morgen praktiſch,
Klaſſiſch, romantiſch, hoch poetiſch,
Prophetiſch und zugleich aſcetiſch,
Human, urban, graziös, ironiſch,
Myſteriös, wenn nicht dämoniſch: —
Bei Gott, iſt das nicht ſchwarze Kunſt,
So iſt und bleibt es — blauer Dunſt!

27. Leo Rugiens.

Abſtrahire nur fort; doch abſtrahire dein Fell nicht,
Brüllender Leu, ſonſt guckt oben der Pommer heraus.

28. Gaſtrolle Radetzky's.

Tapferer Degen, du ſchlugſt zwei Fliegen im nämlichen Schlage:
Die zu Cuſtozza auf's Haupt, jene zu Frankfurt auf's Maul.

29. Die achtundzwanzig Württemberger.

Was die uns nicht geſendet haben:
Statt ſieben viermal ſieben Schwaben!

30. „Si tacuisses, philosophus mansisses."

Menſchen zu fangen gedacht' er, wie Petrus und fiſchte im Trüben;
Doch ſtatt einer Partei fing er ſich ſelber im Netz.

31. „Fort mit Schaden."

Kauft großblumigen Zitz, neumodiſchen, um den Fabrikpreis!
Aber der Stoff iſt grob, aber die Farbe verſchießt.

32. Einem Ausgetretenen.

Als für den ſchweigenden Grimm das Wort du erfandeſt: „verdahlmannt,"
Dahlender Schwätzer du ſelbſt, „kappte" denn Niemand dich ab?!

33. Laube.

Pfui, lieber Heinz, wie ungezogen!
Wer lehnt ſich wohl auf Ellenbogen?

34. Der Verfaſſer der Ines de Caſtro.

Poet zuerſt und dann Tribun,
Wie heißt der Mann, der kühne?
Die Bühne trat er erſt, und nun
Gar tritt er die Tribüne.
Die Wirkung differirt nicht viel:
Ob Rede oder Trauerſpiel,
Es haben beide Tag und Nacht
Kirch' und Theater leer gemacht;
Drum tauf' ich dich: Geprieſ'ner
Hausleerer, — Rabbi Wieſner!

35. Der Aſperg, perſpektiviſch.

Nur zu, Kanarienvögelein:
Dein Bauer wird bald fertig ſeyn!

36. „Qualis artifex pereo!“

Das iſt ein ſchlechter Zimmermann:
Mit Niederreißen fängt er an,
Und wenn er bauen ſoll ſein Theil,
Hat er kein Holz, und bloß ein Beil.

37. „Vae victis!“

Die Juden erſt, den Adel drauf,
Wie heftig hat er ſie bekriegt!
Herr Mohl, wer hebt denn alles auf,
Was eben auf dem Boden liegt?

38. Zeitungsſchreiber.

Herr, es geſcheh dein dunkler Wille:
Noch mehr Homere, als Achille!

39. Reichstagszeitung.

Sie wühlt den Boden um und um
Und findet dennoch keine Trüffeln;
Was hat denn nun das Publikum
Von ihrem Grunzen, ihrem Schnüffeln?

40. Auguſt von Rochau.

Mein Freund, du biſt gewaltig faul:
Du haſt von der Conſtabler Wacht
Bis zur Tribüne in Sankt Paul
An fünfzehn Jahre zugebracht!

11. Robert Heller.

Abſchildre und bruſtbildre ſie,
So machſt du deinem Pinſel Ehre;
Wenn nur manch Urbild der Copie
Werth einen (Robert) Heller wäre!

12. Piepmeyer for ever.

Grundrechte, Bundesſtaat, Erbkaiſer,
Reich, Einheit, Volks- und Staaten-Häuſer, —
Sie kamen all zur Ruh;
Das einzige Gelungene,
Das bleibend uns Errungene, — —
Piepmeyer, das biſt du!!

Fresken in der Paulskirche.

Zweite Hälfte.

43 Vorhalle.

Nicht wahr, ihr grollt dem Manne nicht,
Der malte dieſe Fresken,
Daß er die ernſte Zeit umflicht
Mit heitren Arabesken?
Glaubt ihm, er unterſcheidet ſcharf
Und wird es nie verwechſeln,
Für wen er Kränze winden darf,
Für wen Geſchoſſe drechſeln.

Er achtet ſeines Volkes Kraft,
Im Parlament geſammelt,
Doch nicht die wüſte Leidenſchaft,
Die dort bacchantiſch ſtammelt:

Im Reichstag ſieht er Deutſchlands Licht,
Das Glück und Glanz verkündet,
Doch in der mächt'gen Fackel nicht,
Die bloß verheert und zündet.

So viel nur als Verſtändigung,
Bevor er weiter ſchreitet
Und euch bis zur Beendigung
Auf Schritt und Tritt begleitet:
Dem Helden Paulus Ruhm und Heil,
Und Ehrfurcht ſeinen Größen;
Dem Heiden Saulus Pfeil auf Pfeil
In jede ſeiner Blößen!

---

44. Mignon als Volks-Kammer-Sängerin.

Kennſt du das Land, wo Einheits-Phraſen blühn,
In dunkler Bruſt Trennungsgelüſte glühn,

Ein kühler Wind durch Zeitungsblätter weht,
Der Friede ſtill und hoch die Zwietracht ſteht?
Kennſt du es wohl? Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es hallt der Saal, die Galerie hallt nach,
Und Volksvertreter ſtehn und ſehn ſich an:
Was haben wir für's arme Volk gethan?
Kennſt du es wohl? Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Der Hecker ſucht im Nebel ſeinen Weg;
In Witzen blüht der Vögte fauler Ruhm;
Es ſtürzt der (Itz)ſtein und mit ihm ſein Blum.
Kennſt du ihn wohl? Dahin! dahin
Geht unſer Weg! O Vater, laß uns ziehn!

45. Deutſche Einheit, noch einmal.

(Siehe Freske 2.)

Sieben und dreißig in Eins: welch ſchwieriges Rechen-Exempel!
Ach, und der Quotient iſt nur ein erbärmlicher Bruch!

---

46. Weiter nichts?

Centralgewalt, Centralgewalt:
Wie mächtig das, wie prächtig ſchallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Centrum und Gewalt!

---

47. Offener Brief.

6. Auguſt 1848.

Wir von Gottes Gnaden
Laſſen Uns entſchuldigen,

Daß Wir mit Paraden
Heute dir nicht huldigen.
Unſre rechte Hand, das Heer,
Leihn Wir auch dir nimmermehr;
Bleibe, Johann ohne Land,
Nur ein Johann ohne Hand!

---

58. Monolog des Reichsadlers

17. September 1848.

Seyn oder Nichtſeyn? Das iſt hier die Frage!
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des ſchlauen Preußenthums zu dulden, oder,
Sich einend mit dem kleinen Federvieh,
In Preußen aufzugehn? — Abdanken — ſterben —
Nichts weiter! Und zu wiſſen, daß der Tod
Das Kopfweh und die tauſend Tritte endet,
Die unſres Reiches Erbtheil — 's iſt ein Ziel,
Auf's innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen —

Schlafen! — Vielleicht auch träumen? — Ja, da liegt's:
Was in dem Traume für Gedanken kommen,
Wenn wir den Drang des Reichstags abgeſchüttelt,
Das zwingt uns ſtillzuſitzen. Dieſe Rückſicht
Läßt Elend nur zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Reichstagszeitung Spott,
Des Sperlings Druck, des Einzel-Adlers Hohn,
Verſchmähter Liebe Pein, der Rechten Schwäche,
Den Uebermuth der Linken, und die Schmach,
Die Hecker ſchweigendem Verdienſt erweiſt,
Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte
Mit einem Federzug? Wer trüge Kronen
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Herrſchermüh'?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Rücktritt, —
Die unentdeckte Republik, auf die
Kein Aar gern eingeht, — unſern Willen irrt,
Daß wir die Mauſer, drin wir ſind, noch lieber
Ertragen, als zu fremden Zonen fliehn.
So macht die Feigheit ungewiß uns alle:
Der neuen Reichesfarbe Schwarz-Roth-Gold

Wird weiß' und gelbe Bläſſe angekränkelt,
Und die Centralgewalt voll Mark und Nachdruck,
Durch dieſen Stillſtand aus der Bahn gelenkt,
Verliert Gewalt und Centrum. — Still!
Die reizende Ophelia: Dahlmann, ſchließ
In Dein Portefeuille meine Sünden ein!

(Fliegt ab.)

19 Pour la bonne bouche.

Warum ſie, den die Meiſten haſſen,
Den Adel dennoch leben laſſen
Und ſich den Magen unterdeſſen
An faden Titeln übereſſen?
Der Adel iſt ein großes Stück:
Das legt man bis zuletzt zurück,
Das haut man (wie in Altenburg!)
In lauter kleine Theile durch,

Um ihn einſtweilen fein zu ſchonen
Und dann in Kammer-Portionen
Als exquiſiten Leckerbiſſen
Zum Nachtiſch ſchmatzend zu genießen!

30 „Alle Titel ohne Amt ſind aufgehoben.“

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Orden buntem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland:
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da,
Da man dein Adreßbuch noch bekränzte,
Juno Etikettika!

Da des Titels zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Namen ſchlang,
Durch die Welt floß da Geſellſchaftsfülle,
Und was ranglos war, das kriegte Rang.

Ein Diplom verlieh um wenig Groſchen,
So die fürſtliche Kanzlei genoß,
Jenen Nimbus, der — zu früh erloſchen! —
Leere Schädel voll umfloß.

Wo jetzt nur, wie grimme Wühler ſagen,
Titellos ein deutſcher Bürger geht,
Lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Ein Kommerzienrath voll Majeſtät;
Dieſe Straßen füllten lauter Räthe,
Eine Trias kam auf jeden Baum
Deiner Linden, große Stadt der Städte,
Freilich von „Geheimen“ kaum!

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holde Blüthenzeit des Titelthums!
Ach, nur in dem Lande deutſcher Lieder
Gaukelt noch ein Schatten deines Ruhms.
Ausgeſtorben ſteht der Hofkalender,
Und kein „Rath“ mehr zeigt ſich meinem Blick;

Ließ uns doch der ſtrenge Nullenſpender
Kaum den „Wirklichen“ zurück!

Alle Titel, alle ſind gefallen
Vor des Dewes ſchauerlicher Bill;
Drohend auf der Linken hör' ich ſchallen:
„Fort den Adel! Führ' ihn, wer da will!“
Schamlos mit den bloßen, nackten Namen,
Ohne ein „geheimes“ Feigenblatt,
Geht man durch die Reih'n entſetzter Damen,
Geht enttitelt durch die Stadt.

Weh! **Acciſe**- **Bau**- **Commerz**- **Domänen**-
Edukations- — ein ganzes Rath-
Alphabet, beweint von tauſend Thränen,
Fiel als Hekatombe dem Senat.
Aus der Zeitfluth weggeriſſen, ſchweben
Sie gerettet auf Walhalla's Höhn;
Was ſoll ewig in Krähwinkel leben,
Muß in Frankfurt untergehn!

51. Ein Veſtatempel ohne Veſtalin.

Wo ſind der Freiheit goldne Flitterwochen,
Wo iſt der Einheit Honigmond geblieben?
So bald dahin ein ganzer Schatz von Lieben,
Der Herzen heißes An-einander-pochen!

Schon wird im Haus manch bittres Wort geſprochen,
Noch bittrer in die Welt hinausgeſchrieben;
Wie lange währt's, ſo kommt's vom Wort zu Hieben,
Auf ewig iſt der ew'ge Bund zerbrochen!

Politiſche Ehen, die ein blindes Schwärmen
Und Schwören ſchloß hoch über dieſer Erde,
Sie löſen früh ſich auf in Zwiſt und Lärmen.

Ein Blitz vermag zu zünden auf dem Heerde,
Doch ſoll die Flamme, die er weckte, wärmen,
So thut es noth, daß ſie gehütet werde.

52. Canon.

Kleindeutſchland hier, Großdeutſchland dort,
Scheindeutſchland beider Loſungswort;
Reindeutſchland aber klagend ſpricht:
Ein Deutſchland gibt's auch dießmal nicht!

53. Das Facit der Rechnung.

Freiheit, Verfaſſung, Kaiſerthum,
Grundrechte, Einheit, Bundesſtaat,
Im Innern Ruh, nach Außen Ruhm; ...
Was bleibt zuletzt als Reſultat?
Nur dieſes: daß wir arme Thoren
Von allem juſt ſo viel verloren,
Als wir, da wir den Anfang machten,
Von allem zu gewinnen dachten!

54 Berlin 1848 und 1849

Im vor'gen März zu unſrem Schrecken
Bekam die Stadt die rothen Flecken,
Und heuer, — ſieh dich vor, mein Lieber! —
Befällt ſie gar ein Scharlachfieber.

---

55. Berlin, noch einmal.

In Berlin, der Stadt des Hegel,
Gilt von Alters her die Regel:
Wenn ein Menſch zu Hundert ſpricht,
Die ſich lauſchend zu ihm fanden,
Wird er ſtets von Neunzig nicht,
Und von Zehnen mißverſtanden.
Dieſes tiefe „Mißverſtändniß“
Schreibt ſich: tiefere Erkenntniß,
Und der tiefſte Unverſtand
Hat den höchſten Curs im Land.

Dadrum keine Feindſchaft, Nante!
Wir ſind alle Geiſtverwandte.

36. Berlin, zum dritten Mal.

Frei nach Schiller

Kaum hat das kalte Fieber der Deutſchomanie euch verlaſſen,
Bricht in der Preußomanie gar noch ein hitziges aus.
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

37. Berlin, zum letzten Mal.

Goethe, eine Geiſterſtimme

Schwarz und weiß aus ſchwarz-roth-gold:
Danke für die Ehre,
Daß ihr illuſtriren wollt
Unſre Farbenlehre.

Drehet das Experiment 'rum,
Sonſten gibt's kein deutſches Centrum.

38. Berlin, zum allerletzten Mal.

Auf allgemeines Verlangen.

O Stadt Berlin, wie haſt du doch zeitlebens hin und her geliebt!
Es war im Jahre vierzig, daß du Monſieur Gudin ſehr geliebt;
Der Maler marinirte dich, bis Liszt ihn abklavierte
Im Jahre ein und vierzig, da dein „Kind“ ihn comme une mère geliebt.
Dann kam der Ritter Sankt Georg, er kam, er ſah, er ſiegte;
Auch dieſen Cäſar Anno zwei haſt du entſetzlich ſchwer geliebt.
Hierauf ein Nachtigallen-Paar aus Stockholm und Granada.

Für das im Jahre drei und vier ward Herz und Beutel leer gliebt:
Zu ſchweigen von Herrn Saphirs Witz, Herrn Ronge's Chriſtenthume,
Und was du ſonſt noch nebenbei in's Kreuz und in die Queer geliebt!
Jetzt ſchwärmſt du nicht äſthetiſch mehr, du ſchwärmſt dafür politiſch:
Und ſo wird heute die Armee wie jüngſt die Bürgerwehr geliebt,
Und ſo wird heute Schwarz-roth-gold mitſammt geſammtem Deutſchland,
Und morgen wieder ſchwarz und weiß als Preußens Sonder-Ehr' geliebt,
Und ſo wird König, Republik, Held, und der Prinz von Preußen,
Es wird ein andrer jeden Tag, Gott weiß zuletzt noch wer geliebt!
In's Große treibſt du das Geſchäft: Polacke, Ruſſe, Britte,
Sie alle haſt du maſſenweis als ganzes Volk und Heer geliebt.

Moderne Magdalena, dir wird viel vergeben werden,
Mehr als der alten; denn fürwahr, du haſt unendlich mehr
geliebt!

30. „Nehmt ein Exempel dran.“

O Wald, wie früh du dich entfärbſt;
Bald wirſt du ganz entblättert ſtehen!
Auf zeit'gen Lenz ein zeit'ger Herbſt,
So pflegt es in der Welt zu gehen!

Da ziehn auch ſchon die Störche fort,
Die heuer früh erſchienen waren:
Hoch ob dem Kreuz der Kirche dort
Entfliehen ſie in hellen Schaaren.

Ihr drinnen, ſeyd ihr blind und taub
Und folgt einander nicht, noch andern?
Bevor ihr abfallt wie das Laub,
Sucht wie die Störche heimzuwandern!

60. All's well that ends well.

Das iſt ein ſonderbar Regiſter,
Nicht wahr, der Herren Reichsminiſter?
Der Erſt' ein Jud, ein Türk der Letzte;
Wer das in's Deutſche überſetzte!

61. Argumentum ad hominem.

Sie nehmen Götter und Altäre
Und ziehn davon in hellen Maſſen:
Wenn etwas noch an ihnen wäre,
Hätt' Frankfurt ſie nicht gehen laſſen!

62. Variante.

Entweder — Oder,
So ſprach Herr Schoder,
Weder — Noch,
Hieß es doch!

63. Paulskirche und Reithaus.

Ihr Leben iſt, — verzeih' mir's Gott, — ein umgekehrter Heilands-Lauf:
Beim Kreuze fängt es glorreich an und hört im Stall erbärmlich auf.

64. Nachſchrift.

(1850.)

Noch einmal ſtand er klar vor mir,
Der Frühling meines Vaterlands,
Als ich die welken Blumen hier
Zuſammenlas in einen Kranz.

O Tage voller Rauſch und Ruhm,
Wie ſeyd ihr ſpurlos doch entfloh'n!
Was ward aus unſrem Heiligthum,
Aus unſrem Pangermanikon?!

Die Thore und die Fenſter zu,
Verrammelt und verhängt das Haus,
Ringsum die tiefſte Grabesruh: —
So ſehen die Ruinen aus!

Und Frankfurt ſchreibt auf dieſen Schutt:
Geſchloſſen wegen Falliment;
Firma bekennt ſich bankerutt
Und zahlt den Gläubigern zwei Perzent!

Licht und Schatten.

Zwei öſterreichiſche Tage.

I.

6 Auguſt 1848

Victoria! auf Mailands Dom
Der Adler Oeſtreichs wieder!
Wie blitzt er gen Turin und Rom
Gewitterfroh hernieder!
Wie horſtet er ſo hoch und feſt
Auf ſeinem weißen Marmorneſt
Im Sommerſonnenſtrahle!
Gott grüß dich, kaiſerliches Thier,
In Kronenſchmuck, in Siegeszier,
Gott grüß dich tauſend Male!

Das war ein ächter Adlerſchwung,
Ein Sonntag das voll Glorie:
In Deutſchland auf zur Huldigung,
In Wälſchland zur Victorie!
Gen Himmel ſcholl es donnergleich:
Das, Deutſchland, bringt dir Oeſterreich,
Dir und dem Reichsverweſer!
Und ſeitwärts zogen ſtumm davon,
Die jüngſt noch ſo voll Spott und Hohn,
Die Herren Piemonteſer!

Wie lachten ſie, wie dachten ſie
Den Flüchtigen zu fangen:
Karl Albert da, Karl Albert hie,
Die wälſchen Vögel fangen.
Doch jener hat nach Adlerart
Die Kraft der Schwingen aufgeſpart,
Der Fänge bis zum Letzten;
Verjüngt auf einmal ſteht er da,

Dein Retter, arme Auſtria,
Der ſchier zu Tod gehetzten!

Was iſt dir, grauer Stephansthurm,
Daß du ſo hoch errötheſt
Und doch in deinem Grund den Wurm,
Den ekeln, noch nicht tödteſt?
Auf, zeig dich deiner Helden werth!
Gedenke, was du ihrem Schwert,
Was deinem Schilde ſchuldeſt;
Zeit iſt's, daß du dich auch ermannſt
Und die, die du zertreten kannſt,
Als Zwingherrn nimmer duldeſt!

Die Kaiſerſtadt ein Kinderſpott,
Durch Fremdlinge und Knaben, —
Die neuen Türken ſtrafe Gott! —
Zerwühlt und untergraben;
Der Ordnung letztes Band gelöst,
Des Aufruhrs Dolche frech entblößt,

Des Thrones Glanz verdunkelt:
Ach, finſtre Wolken nah und fern,
Worin nur tröſtlich wie ein Stern
Radetzky's Name funkelt!

O hüte ſeinen ſchönen Glanz,
Du ritterlicher Degen,
Und flicht in Deinen Siegerkranz
Des Friedens milden Segen!
Der Thränen floß, des Bluts genug,
Es ſey kein Rach'- und Beutezug,
Den Deine Adler flogen,
Der Doppelaar kein Vogel Greif,
Die ehrne Kron' kein ehrner Reif,
Um Freier Herz gezogen.

Sprich, Oeſtreich, Deine Kinder frei,
Dich ſelbſt befrei' in Wahrheit:
Dein Weg für alle Zukunft ſei
Der Weg der Kraft, der Klarheit!

Wie Adler fliegen, flieg auch Du
Nicht ab vom Licht, dem Lichte zu
Am deutſchen Horizonte,
Dem Sonnenlicht, das ſeine Bahn
Durch alten Trug und neuen Wahn
Zu Dir nie finden konnte!

Das iſt die rechte Freiheit nicht,
Die blutroth Dich umſchimmert,
Die Kron' und Vaterland zerbricht
Und d'raus Syſteme zimmert.
Du ſtehſt allein und kannſt allein
Nicht deutſch und auch nicht Oeſtreich ſeyn,
Du wirſt ein wüſtes Eiland:
Laß ab, laß ab vom Bürgerkrieg!
Zu Wien vollend' ein größ'rer Sieg
Den großen Sieg zu Mailand!

II.

6 October 1848.

Und noch ein Mord! Und wieder eine Woche,
Die rothgezeichnet im Kalender ſteht!
Ein Brandmal auf dem Antlitz der Epoche,
Das keine Fluth verwäſcht, kein Wind verweht!
Lamberg, Lichnowsky, Auerswald und Gagern:
Die Schatten ſtehen auf und wandern frei,
Und wann wir einſt zum Siegsbankett uns lagern,
So ſitzen ſie wie Banquo's Geiſt dabei!

Latour! — So hieß ja wohl der Auvergnate,
Napoleons berühmteſter Soldat,
Deſſ' tapfres Herz mit ihrem Fahnenſtaate
Die alte Gard' ins Feld getragen hat?

Und beim Appell vor dem geſammten Heere
Rief ſeinen Namen ſtets der Offizier:
Latour! — „Gefallen auf dem Feld der Ehre,
Des Kaiſerreiches erſter Grenadier!“

Latour! Latour! So rufen wir hinüber
Gen Oeſterreich, „an Ehr' und Siegen reich;“
Da wird der Glanz von jenen Ehren trüber,
Da wird der Schimmer dieſer Siege bleich!
Erdolcht, erhängt — ſo klingt es uns entgegen —
Der Mann im Rath, der General, der Greis!
Ihn ſchützte nicht ſein Amt und nicht ſein Degen,
Des Lorbeers Grün, der Locken Silberweiß!

Die rechte Leichenfackel hat gelodert,
Als Wien den alten Helden morden ſah:
Im Zeughaus, unter Blut und Aſche, modert
Dein Ehrenſchild, verirrte Auſtria!

Die ſich Radetzky und ſein Heer erſtritten
Im heißen Wälſchland und um gutes Blut,
O die Trophäe ſtürzt in Volkes Mitten,
Es ſtößt ſie heroſtratiſch in die Gluth.

Er fiel, und Kannibalenfäuſte tauchten
Sich tief in das zerrißne, warme Herz;
Auf naher Wache die Soldaten rauchten
Taback dazu und trieben ihren Scherz.
Sie zerrten ſeinen Leichnam zur Laterne, —
Ja doch, ein Licht, ein ſchauervolles Licht!
Es ſtrahlt und brennt durch aller Zeiten Ferne:
„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“

Er fiel, und Deutſchlands Genius umnachtet
Ein neuer Gram und eine neue Scham;
Doch ihm ward dieſes Opfer nicht geſchlachtet,
Die Schmach dahin, woher die Unthat kam!

Wenn ſie begangen iſt in Deutſchlands Namen,
Es weiſt die Mitſchuld tief empört zurück,
Und ohne Theil an dieſem blut'gen Samen,
Verzichtet es auf ſeiner Ernte Glück.

Entzwei das Tiſchtuch zwiſchen uns und jenen
Nothzüchtigenden Freiern unſrer Zeit,
Die mit des Pöbelwahnſinns wüſten Scenen
Des Weltgeiſts großes Drama frech entweiht!
Zeit iſt's für Herkules, ſich zu entſcheiden,
Zu lange ſchon am Kreuzweg blieb er ſteh'n:
Auf! laßt uns ehrlich wählen zwiſchen beiden —
Geht linkwärts Ihr, uns laſſet rechtwärts geh'n!

Dem Erzherzog Reichsverweſer.

Bei der Nachricht ſeines Rücktritts.

Mit Sang und Klang, als Reiches Retter
Begrüßt, im Römer kam er an,
Ein Rauſchen ging durch alle Blätter
Auf ſeiner Triumphator-Bahn:
Und nun, da — ungekrönt! — er wieder
Verläßt die Krönungsſtadt am Main,
Nun ſoll ſein Gehen ohne Lieder,
Soll klanglos ſein Verſchwinden ſeyn?

Wo ſind ſie denn, die Patrioten,
Die großen und die kleinen Herrn,
Die damals in der Noth nach Noten
Lobſangen dem Johannis-Stern?

Wohl ſah ich ihrer viel erſcheinen
Vor ihm, glückwünſchend und gebückt:
Doch heute ſeh' ich Keinen, Keinen,
Der ihm die Hand zum Abſchied drückt!

Vor jener Sonne, die gen Norden
Verhüllt und zögernd ſich erhebt,
Iſt bleich der ſchöne Stern geworden,
Der dienſtbar ihr vorauf geſchwebt;
Und dennoch war ſein Amt das ſchwerſte,
Das jemals einem Stern geſetzt:
Er kam im Graun der Nacht der erſte,
Und ſchwand im Morgengraun zuletzt.

Drum, eh' er ganz hinabgegangen
Am Saum der Alpen von Tirol,
Laßt uns noch einmal ihn umfangen
Mit langem, lautem Lebewohl;

Vom Donauſtrande bis zur Weſer
Erhebt die Stimmen, Mann für Mann:
Ein Hoch dem deutſchen Reichsverweſer,
Ein Hoch dem Erzherzog Johann!

Kredenzt ihm, wie beim Einzugsmahle,
Den feierlichen Ehrentrank,
Doch ja nicht in derſelben Schale
Wie Fürſtendank, auch Volkesdank!
Das wolle nie, mein Volk, vergeſſen,
Daß er in Nöthen zu Dir kam,
Und daß er, da Du nichts beſeſſen
Als ihn, ſich ſelber Dir nicht nahm.

Wohl mag die Neuzeit, die in ätzend
Giftwaſſer alle Namen taucht,
Und jeden Mann als Waare ſchätzend,
So raſch ihn mißbraucht, wie verbraucht,

Wohl mag ſie auch an dieſem nagen,
Seit ſie zu „ſchwach“ den „Greis“ erfand;
Ei, hatt' er denn ein Schwert zum Schlagen,
Hatt' er zum Handeln eine Hand?

Auf ſeiner ſchmalen Höhe ſtund er,
Vom Abgrund links und rechts umklafft;
Daß er nicht ausglitt, war ein Wunder,
Das Wunder ſeiner eig'nen Kraft.
Als Haß und Hader und Entzweiung
Die deutſche Erde weit zerriß,
Da hielt er über der Parteiung
Sich aufrecht, — einſam, doch gewiß!

Nein, ſchmäht undankbar nicht den Alten
Auf ſeines Weges letztem Schritt,
Der viel gelitten, viel gehalten,
Der tiefer als wir alle litt.

War es die Schuld des wackern Mannes,
Daß in der Wüſte zu Berlin
Auf ihn, den taufenden Johannes,
Noch kein getaufter Chriſt erſchien?

Zieh heim, gleich allen Zeitpropheten
Grauſam verbüßend fremde Luſt!
Die Lüfte, die vom Taunus wehten,
Sie drückten lang ſchon Deine Bruſt;
Zieh wieder heim, und trinke wieder
Den Athem Deiner Berge ein,
Und bade die erlöſten Glieder
In warmer Lethe von Gaſtein!

Einſt, wann die Fluth des Zeitenſtromes
So hoch nicht mehr wie heute geht,
Wann unſres deutſchen Einheits-Domes
Glanzvolle Spitze fertig ſteht:

Dann wird an den granitnen Veſten
Als ächter Eck- und Quaderſtein
Der Name Johann bei den Beſten
Des deutſchen Volks geſegnet ſeyn.

Zwei Gräber.

Gebt dieſen Todten mir heraus!
Schiller. Don Karlos

Bei Bornheim auf der Heide
Steht eine Pappel grau,
Und eine graue Weide
In der Brigittenau.

Die fernen, fremden Bäume
Sind doch verbrüdert beid';
Sie haben gleiche Träume,
Sie tragen gleiches Leid.

Das Gras in ihrem Grunde,
Statt grün, iſt fahl und todt;
Ihr Laub färbt — Eine Stunde
Im Jahr — ſich blutig roth.

Und wann der Abend düſtert,
Da rauſcht's im Wipfel laut,
Da ſchüttelt ſich's und flüſtert:
Wer's einmal hört, dem graut!

Allnächtlich hüpft ein kleines
Irrlicht auf feuchtem Plan,
Das leuchtet blauen Scheines
Die nackten Stämme an.

Geſtalten, ſchwarz, verſchwommen
In blutigem Gewand,
Verſchwinden, gehn und kommen,
Und winken mit der Hand.

Was mögen das für Plätze,
Für Bäum' und Schatten ſeyn?
Was grub man dort für Schätze
Im Schooß der Erde ein?

O laß die Schätze liegen,
O laß die Bäume ſtehn;
Es wäre gut, ſie ſchwiegen
Von dem, was ſie geſehn!

Verſuch' es nie zu heben
Das Gold aus jenem Grund;
Vergeſſen und Vergeben!
Es iſt die eilfte Stund'!

Geiſter der Paulskirche.

28. Auguſt 1848.

Inmitten der Debatten
Geſchah es jüngſt, daß mich
In kühlem Säulenſchatten
Ein Schlummer überſchlich:
So ein geſundes Schläfchen,
Wie Kindern nur gelingt,
Indeß Mama von Schäfchen
Am Himmel ihnen ſingt.

Durch Nebelmeere ſchwimmen
Sah ich der Kirche Schiff;
Fern tönten Rednerſtimmen,
Gleich Seemannsruf und Pfiff;

Den weiten Raum umſchwebte
Allmählig Nacht und Ruh,
Die deutſche Fahne bebte
Im Luftzug ab und zu.

Auf einmal ſchlürfen Tritte
Am Boden hin von Stein;
Von rechts und links zur Mitte
Zwei Männer treten ein:
Der Eine groß und mächtig,
Schier wie man Kaiſer denkt,
Der Andre zart und ſchmächtig,
Das feine Haupt geſenkt.

Der Erſte, Arm' und Hände
Verſchlungen hinter ſich,
Geht längs der tönenden Wände
Mit Schritten mächtiglich.

Den Nacken aufgerichtet,
Im Haare einen Kranz,
Die Marmorſtirn umlichtet
Von wunderſamem Glanz.

Im Rund der Kirche ſendet
Er groß den Blick herum,
Nach links und rechts gewendet,
Die Lippe ernſt und ſtumm:
Am Seſſel unſres Gagern
Schien ſich in heller Spur
Sein Auge hinzulagern,
Allein ein Weilchen nur.

Dann ſchritt er langſam weiter,
Der Mitte wieder zu,
Nicht finſter und nicht heiter,
In unbewegter Ruh:

Doch war's, als hätt' er gehend,
Halb ſiegend, halb beſiegt,
Bewundernd und verſtehend,
Den Joviskopf gewiegt.

Der Zweite drauf, der Kleine,
Wie eilte der herbei!
Wie flog mit Blitzesſcheine
Sein Auge ſcharf und frei,
Wie hob ſich die gebrechliche,
Die ſchwache Bruſt ſo ſtolz,
Indeß das unausſprechliche
Lächeln im Munde ſchmolz!

Er ſchwang in haſtigem Satze
Sich links auf eine Bank,
Wo er auf Ruge's Platze,
Ich kannt' ihn, niederſank.

Doch ſaß er kaum, ſo ſprang er
Urplötzlich hoch empor;
Ein Seufzer ſtieg, ein langer,
Aus ſeiner Bruſt hervor.

Erzürnt, enttäuſcht, beklommen,
Verließ er jenen Ort:
Nicht raſch, wie er gekommen,
Nein, langſam ging er fort.
Es war, als hätt' er gehend,
Durch Mißverſtand beſiegt
Und ſelbſt nicht mehr verſtehend,
Das edle Haupt gewiegt.

Und in der Kirche Mitte,
Von allen Seiten frei,
Begegnen ſich die Schritte,
Die Blicke jener Zwei.

Sie ſtutzen, ſtaunen, ſtehen,
Sie ſeh'n ſich an, ſind ſtumm,
Sie wollen weiter gehen,
Und — kehren Beide um.

Es ſäuſeln ſanfte Töne
Bis in ihr Herz hinein:
„Derſelben Mutter Söhne
Wollt Ihr nicht Brüder ſeyn?
Geſcheh'n iſt, was Ihr ſahet,
Was Ihr geirrt habt ſchwand,
Und die Erfüllung nahet
So Euch wie Eurem Land.

„Der Adler wiegt ſich wieder
Im freien Element:
Die Schranken ſtürzen nieder,
Auch die, die Euch getrennt:

Hirſchgraben, Judengaſſe,
La Chaiſe und Fürſtengruft,
Was ſind ſie? Schatten, blaſſe,
Verweht in Morgenluft!

„Erkennt, verklärte Geiſter,
Den Tempel, den Ihr ſchaut,
An dem auch Ihr als Meiſter
Geſchafft habt und gebaut!
Der Genius Deutſchlands bin ich,
Und mit dreifarb'nem Band
Umflecht' ich feſt und innig
Euch Beiden Herz und Hand.“

Da quoll die Morgenröthe
Durch's Fenſter voll und warm,
Und jubelnd rief es: Goethe
Und Börne, Arm in Arm!

Vom Nahen und vom Weiten
Erbrauste durch das Haus
Der Zuruf aller Seiten
Und donnernder Applaus.

Als ich davon erwachte,
Des Wirklichen bewußt,
Umſtrahlte mich der achte
Und zwanzigſte Auguſt.
Der großen Doppelſendung,
Die ſo verſchieden war,
Verſöhnung und Vollendung
Im Traume ſah ich klar!

Tempora mutantur.

I.

1841—1848.

Er ritt aus ſeinem Schloſſe
Zu ſpäter Abendſtund
Auf weißem Lieblingsroſſe,
Allein mit ſeinem Hund.

Vor ihm erhob ſich mächtig
In vollem Mondesſtrahl
Mit Bildern treu und prächtig
Sein Jubiläumsmal.

Vorn ſteht zum Angedenken,
Wie Fürſt und Volk vereint
Ein großes Blatt ſich ſchenken,
Das heute — welk erſcheint.

Und auf den andern Seiten
Da geh'n in eh'rnem Hauf
Die alten Heldenzeiten
Lebendig vor ihm auf.

Ein Raum von dreißig Jahren,
Ein Menſchenalter kaum:
Doch was er drin erfahren,
Es dünkt ihm ſchier ein Traum.

Den Siegen und den Feſten
Von damals ſinnt er nach,
Wie Alles nur vom beſten,
Vom liebſten König ſprach.

Man küßte ihm die Bügel
Und fiel — wie jüngſt im Mai! —
In ſeines Schimmels Zügel, —
Doch nicht aus Meuterei.

Das ihm ſein Land votirte,
Dies ſelbe Monument
Beſchmutzte und beſchmierte
Ein höhniſcher Scribent.

Von Königs Undank kündet
Ein Sprichwort alt und gut;
Doch hat noch keins ergründet,
Wie Dank der Völker thut! —

An Säul' und Platz vorüber
Das raſche Roß er lenkt;
Sein Auge wird nicht trüber,
Sein Haupt wird nicht geſenkt.

Die Nachtluft hört ihn ſprechen,
Wie man im Traume ſpricht:
Ihr könnt dies Erz zerbrechen,
Mein Herz zerbrecht Ihr nicht!

II.

1348—1495.

Er ritt aus ſeinem Schloſſe
Zu früher Morgenſtund
Auf weißem Lieblingsroſſe,
Allein mit ſeinem Hund.

Als er am Hügel droben,
Erglänzte fern herab,
Von Sonnengold umwoben,
Der Rothenberg -- ſein Grab!

Da dacht' er eines Ahnen,
Der ſich berühmte groß:
Jedwedem Unterthanen
Leg' er ſein Haupt in Schooß.

Und ſchlafe, wohl geborgen,
Weil Schwaben-Sitte ſey:
Furchtlos und ohne Sorgen
Der Fürſt, der Bürger treu.

So wollt' auch er ſich betten:
Sich und dem Weibe traut
Hat er die Ruheſtätten
Im Schooß des Volks gebaut.

Nun mag ſich wiederholen
Das Wort von Eberhard,
Da Wilhelms Grab beſtohlen
Bei Wilhelms Leben ward! *

Vorüber, o vorüber!
Hinab das Roß gelenkt!
Sein Auge wurde trüber,
Sein Haupt hat ſich geſenkt.

---

* In der Kapelle auf dem Rothenberg bei Stuttgart wurde nächtlicher Einbruch und Diebſtahl begangen.

Der Himmel hört ihn ſprechen,
Wie man im Traume ſpricht:
Ihr könnt mein Herz zerbrechen,
Doch meine Ehre nicht!

Schwäbiſches Schattenſpiel

1.

Bannerſpruch

der Stuttgarter Bürgerwehr gewidmet.

24 Auguſt 1848

So hat ſich denn der Tag erfüllt
Der Feier und der Weihe;
Entfeſſelt wehte und enthüllt
Die freie Fahn' in's Freie!
Der Himmel gab ihr Sonnenſchein,
Der Himmel gab ihr Regen
Wie einer Braut in's Kränzelein,
Und nun folgt langſam hinterdrein,
Auf Prieſter- und Miniſter-Weih'n,
Ein Stück Poetenſegen.

Gegrüßt ſeid mit Soldatentreu'
Und frohem Bürgermuthe,
Du Doppelaar, du Hirſch und Leu,
Du wohlbekannte Stute!
Wie dort wir Euch verbunden ſeh'n,
So ſeht uns hier verbunden;
Gilt's einſt, zu ernſtem Kampf zu geh'n,
So ſollt ihr an der Spitze weh'n,
So wollen wir im Feuer ſteh'n,
Wie wir im Waſſer ſtunden.

Nur Eins bei euch vermißten wir
Und ſahen's nicht enthüllen:
O Stute, treues Mutterthier,
Wo ließeſt du dein Füllen?
Du drohſt doch wohl nicht unfruchtbar,
Nicht plötzlich alt zu werden?
Du, die ſo manches liebe Jahr
Den Preis der deutſchen Zucht gebar,

Uhland und Schiller, edles Paar
Von Vollblutflügelpferden!

Wie dieſe zwei beſchwinge dich,
Verjünge dich, gebäre,
Verkümm're nicht elendiglich,
Berühmtes Roß, zur Mähre!
Nimm an die königliche Kraft
Des Leu'n, des Hirſchen Schnelle,
Des Adlers Schwung, der, ſtolz entrafft
Jedweder Kette, jeder Haft,
Vom Abgrund, welcher dunkel klafft,
Aufſtrebt zur Sonnenhelle.

Mit ihnen einig, gleich wie ſie,
Das Haupt, die Hufen rege,
Und wieh're in die Welt dein: Hie
Gut Württemberg allwege!
Du gehſt voran in Sprung und Flug
Der Stadt, dem Stamm der Schwaben,

Der deutſchen Reiches Fahne trug,
Der deutſchen Geiſtes Schlachten ſchlug,
Der Wunden, doch auch Sieg genug
Gewann als Morgengaben.

Wir aber, die wir unter dir,
Viel tauſend Mann in Wehre,
Geſchworen haben zum Panier
Der Freiheit und der Ehre,
O Brüder, laßt den heil'gen Eid
Noch einmal aufwärts flammen:
Gelobt, daß ihr nun Brüder ſeid!
Das alte Lied, das alte Leid,
Mißtrauen, Zwietracht, Haß und Neid,
O ſchwört ſie ab zuſammen!

Es leuchte auf der Fahne dort
Mit Lettern ſonnenſcheinig
Das alte Wort, das Dichter-Wort:
Seid einig, einig, einig!

Was gälten Röck' und Kragen hier,
Ob grüne oder gelbe?
Ob Scharfſchütz oder Musketier,
Ob Reiter oder Kanonier,
Was gält' verſchied'ne Waff' und Zier,
Wär' nur der Geiſt derſelbe!

Wenn er uns ſchickte dieſen Geiſt,
Den Größten und Geringſten,
Dann würde, der Sankt Barthel heißt,
Der Feſttag uns zum Pfingſten;
Dann wollten wir vor keiner Nacht
Auf Erden mehr uns ſorgen,
Und ihn, der zu Paris die Nacht
Bartholomäi aufgebracht,
Alljährlich dankbar und bedacht,
Begeh'n als Stuttgarts Morgen.

2.

Ständchen den Ständen,

welche bei der Berathung des Jagdgeſetzes liebreich der Katzen gedacht hatten.

Was ſich bei uns ereignet hat,
O Leſer, lies auf dieſem Blatt,
In einer Herbſt- und Monden-Nacht
Von achtzehnhundert vierzig acht.
Ein großes Bild, ein wunderbares!
Zum Tiber oder Manzanares
Verwandelt ſich der Neſenſtrom,
Stuttgart in Madrid oder Rom;
Die Scen' iſt nimmer ſchwäbiſch-germaniſch,
Den Meiſten kommt ſie vor wie ſpaniſch!

Es war die Nacht der Serenaden:
Das ſouveräne Volk von Gottes Gnaden
Zog mit wenig Licht und viel Geſchrei
Vor ſeine hohe Polizei.

Die Reden, die daſelbſt vergoſſen,
Die Thränen, welche ſanft gefloſſen,
Das Alles meldet, ohne Gloſſen,
Rührend vom Anfang bis zum Schluß,
Der Götterbot' Merkurius.

Inzwiſchen trug ſich anderswo
Vor einem kleinen Publico
Ein zweites großes Ständchen zu;
Verſtand der Leſer, ſtaune du!
Vor dem Palais der hohen Kammer,
Als auf der Stiftskirch' ſich der Hammer
Zur eilften Stunde grad erhoben,
Begann ein wildes Thun und Toben.
Aus allen Dächern, Löchern, Fenſtern
Erſchien ein Zug von Nachtgeſpenſtern,
Ein langes Heer geſchwänzter Gäſte,
Die, nicht zu dem Walpurgisfeſte,
Nein, zu Geſang und Serenaden
Einander brüderlich geladen.

Der ält'ſte der verſammelten Kater,
Der äußerſten Linken bärtiger Vater,
Nachdem die Muſik vorüber war,
Sprach ſeine Rede, fließend, klar:
Verbrämt mit vielen (Miau-) Parentheſen
Steht ſie wohl bald im Beobachter zu leſen.

Er ſprach, wie folgt: „Ihr Kater von Schwaben,
Die ſich viehthümlich vereinigt haben,
Um nächtlings zu tagen an dieſem Platze,
Sammt mancher emancipirten Katze,
Der Zweck von unſerm Miau-Verein
Soll ein Dankpfötchen an die Kammer ſein.
In der Zeit der Adreſſen und Maladreſſen
Darf auch keine Katz' ihre Pflicht vergeſſen.
Die Kammer, die keinen Rechtsboden kennt,
Und ihr Geſetz „Zeitbewußtſeyn“ nennt,
Hat uns auf allen Boden und Gaſſen,
In Wald und Feld bei unſrem Recht gelaſſen.

Sie, mit Perſönlichkeiten nie beſchäftiget,
Hat die Katzenzuſtände neu gekräftiget
Und dem animaliſchen Urgeiſtleben
Die Errungenſchaften der Neuzeit gegeben.“
(Miau! Miau! — Eine lange Pauſe,
Beifallsſchnurren im ganzen Hauſe!)
„Mit tiefem Schmerz und gerechter Entrüſtung
Vernahmen wir die reactionäre Gelüſtung,
Womit eine hartleibige Ritterſchaft
Der Freiheits-Sonne Gewitter ſchafft.
Nieder mit dieſem amphibiſch-verwegigen
Geſchrei um verrottete Privilegigen!
Außer reichsunmittelbaren Standeskatzen
Darf Niemand mehr ein Jagdrecht beſatzen!“

Hier begunnte von Neuem die Muſik,
Ein Geminz, ein Gemanz, ein Gequack, ein Gequick,
Daß die Nachbarn von allen Enden und Ecken
Entſatzt die Schlafmützen zuſammenſtecken.

Die jüngſten Kater, nach Hecker weithöſiſch
Und hahnenbefiedert, ſchrieen franzöſiſch:
»A bas les rats!
Vivent les chats!
Vive la Chambre! Vive la Loi!
Vive le citoyen Duvernoy!«
Und ſangen die Stuttgartaiſe im Chor:
»Ne réveillez pas le chat qui dort!«

Das geſammte Philiſterthum, aufgeſtört
Im erſten Schlaf, den Lärmen hört
Und ſchwört bei zitterndem Gebein,
Das müßten Löwen, und nicht Katzen ſeyn;
So thät' dies fürchtige Mitternachtsbrüllen
Mit Angſt die Herzen und Betttücher füllen!
Als drauf der Morgen angebrochen,
Hat ſich der Philiſter beſchämt gerochen,
Sobald jedweder Familienvater
Im Löwen erkannt den eigenen Kater.

Darauf wurden raſtlos und ungezügelt
Die Herrn Kater von den Kater=Herrn geprügelt,
Und auf den Katzenjubel vor der Kammer
Folgte im Kämmerlein der Katzenjammer.

3.

Der Feldwächter und die Spitzmaus.

Moraliſche Fabel

Es war einmal, gar fein und klein,
Ein ſauberes Spitzmäuſelein;
Das hielt ein Gärtner eigner Art
In ſeinem Garten aufbewahrt
Und pflegte ſie und hegte ſie
Bis Abends ſpät von Morgens früh.

Spitzmäusle war ſo ſanft und zahm,
Daß es zum Gärtner laufen kam;
Es fraß mit menſchlichem Verſtand
Das weiße Brod aus ſeiner Hand
Und pfiff dafür, ſo oft er ſchied,
Ihm dankbarlich ein ſchönes Lied.

Auch fromm iſt unſer Mäuslein weſen,
Thät fleißig in der Bibel leſen,
Und viel mit andern Kirchenmäusle
In dem und jenem ſtillen Häusle
Zu inn'rem Durchbruch ſich vereinen
Und andachtsvolle Reden weinen.

Auf einmal fiel der Spitzmaus ein,
Sie könnte wohl was Größ'res ſeyn
Und, ſtatt in Gärtners Beet zu ſpielen,
Im freien Felde nagen, wühlen
Und graben, wie der Grobian,
Die Wildſau, es ſchon lang gethan,
Und wie, doch auch von Mäuſezucht,
Die blinde Scherrmaus * ſelbſt verſucht.

Das ging zuerſt wohl gut und ſchön;
In's weite Feld, durch Thal und Höh'n,

---

* Scherrmaus heißt in ſchwäbiſcher Mundart der Maulwurf.

Mit Saus und Braus ward da gelebt
Und unterirdiſch fortgeſtrebt.
Und mitten in dem tollen Haufen
Sah man die kluge Spitzmaus laufen.
Doch kam das Weh und kam das Ach
Dem Jubel nur zu zeitig nach.

Der Wächter mit dem dicken Haupte,
Den Alles fern und ſchlafend glaubte,
Der kehrte eines Tags zurück
Und fand mit ſeinem ſcharfen Blick
Die Spitzmaus, wie ſie auch ſich deckte,
In Gäng' und Gruben ſchlau verſteckte,
Sofort heraus und machte ſchnell
Jagd auf das ſchwarze Sammetfell.
Spitzmäuſelein, Spitzmäuſelein,
Was gilt's, Feldwächter holt dich ein?

Und ſo geſchah's; mit argem Schlag
Traf er ſie, daß ſie niederlag.

Und ſchrie dazu gar fürchterlich:
„Du Racker Du, ich kenne Dich;
Der Garten, wo Du jetzo wühlſt
Und unverſchämt Dein Müthchen kühlſt,
Der iſt derſelbe, wo Du jüngſt
Dein Futter fandſt und Dich ergingſt!“
Spitzmäuſelein, Spitzmäuſelein,
Nun wird's Matthä' am letzten ſeyn!

Er ſprach's und ſchlug, der grobe Wächter;
Spitzmäusle ward beim Hohngelächter
Von Allen, die's geſehen haben,
Erlegt und jämmerlich begraben:
Sie fand, obwohl ſchlau und behend,
Durch eigne Schuld ein traurig End.

Moral.

Nehmt, Kinder, ein Exempel dran,
Und thut nicht ſo, wie ſie gethan.

Das paßt nicht: heut ein frommer Schreiber
Und morgen Wühler, Hetzer, Treiber:
Denn nichts iſt alſo fein geſponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

4.

Römer und Becher.

Politiſche Parabel

Es war nach einem Trinkgelag,
Das ſich vom frühen Nachmittag
Bis in die dunkle Nacht erſtreckt,
Von keiner Polizei geneckt.
Verſchwunden waren ſchon die Zecher;
Doch Flaſchen, Gläſer, Krüg' und Becher,
Die ſtunden noch im Saal umher,
Zerbrochen viele, alle leer,
Und ſchienen ſo entfloh'ner Helden
Großthaten rühmend zu vermelden.

Auf einmal, als der eh'rne Mund
Der Glocken ruft die zwölfte Stund',

Erwacht in der Gefäße Schaar
Ein Geiſterleben wunderbar.
Zuerſt ein leiſes, leiſes Klingen:
Dann fangen Füße an zu ſpringen,
Geſichter, Glieder und Geſtalten
Aus todter Form ſich zu entfalten.

Zur Naſe wandelt ſich der Pfropf,
Im Flaſchenhals erwächſt ein Kopf,
Der dicke Krug ſchwillt an zum Bauch,
Der ird'ne Hafen rührt ſich auch,
Und der im letzten Winkel ſtand,
Voll trüben Waſſers bis zum Rand,
Der Kübel bläht ſich ſprudelnd auf
Und miſcht ſich in den bunten Hauf.

Nur eine Kleinzahl von etwelchen
Champagner= und Burgunder=Kelchen,
Nach ihren eigenen Begriffen
Franzöſiſch extra=fein geſchliffen.

Von beſſ'rem Stoff und ſchön'rer Art
Als alle andern, ſchlank und zart,
Nur ſie verharrt in nobler Ruh'
Und ſieht von fern dem Treiben zu,
Das um ſie her in wüſtem Toben
Sich bald zu heißem Kampf erhoben;
So wahrt dieß edele Geſchlecht
Den „alten Ruhm,“ das „alte Recht!“

Zuvorderſt im Gefechte war
Ein krieggewöhntes Streiterpaar:
Der Römer, gold- und dunkelfarbig,
Von ſtarkem Glas, nur etwas narbig;
Und gegenüber ihm der Becher,
Ein Stolz und Troſt für manchen Zecher,
Dem aus hell-tönendem Metall
So ſüß entfloß des Weines Fall,
Wie einſt der ſüße Redefluß
Dem heiligen Chryſoſtomus.

Der Becher in gewalt'gem Grimme
Erhub, wie folgt, die Silberſtimme:
„Herr Römer, laßt den Text Euch leſen!
Ihr ſeyd nicht mehr, der Ihr geweſen;
Ihr habt Euch ſchmählich umgedreht,
So daß Ihr auf dem Kopfe ſteht.
Sonſt gabet Ihr nur reinen Wein,
Nur deutſchen Wein den Gäſten ein,
Sonſt zogt Ihr zu Gelag und Strauß
An unſ'rer Spitze freudig aus,
Sonſt habt Ihr lockend uns verheißen,
Den alten Hausrath zu zerſchmeißen
Und Steingut, Glas, Cryſtall, Metall
Ganz gleich zu machen überall.

Jetzt iſt davon die Red' nicht mehr,
Jetzt tretet Ihr gar hoch einher,
Jetzt ſieht man Euch an hohen Tiſchen
Euch zu den Excluſiven miſchen.

Herr Römer, daß Ihr nur es wißt,
Ihr ſeyd erkannt; zerbrochen iſt,
Das lange zwiſchen uns beſtand,
Das innigliche Bruderband;
Ich kündige mit meinem Hauf
Euch feierlichſt die Freundſchaft auf!"

Hier fiel der Chorus jauchzend ein;
Im Saal entſtand ein lautes Schrei'n,
Das durch die weite Nachbarſchaft
Hindröhnte mit vereinter Kraft.
Es weckte ſämmtliches Geſchirr
In Stadt und Land zum Haupt-Geklirr:
Die Taſſen, Töpfe, Teller, Tiegel,
Blinde Raſier- und Eulenſpiegel,
Pots-de-Chambre, Spucknäpf, und ſo weiter
Ertönen hell und raſſeln heiter:
„Herr Römer, unſer ganzer Hauf,
Er kündigt Euch die Freundſchaft auf!"

Es war ein allgemeiner Streit
Der irdiſch-gläſernen Chriſtenheit.
Nur jene Kleinzahl von etwelchen
Champagner- und Burgunder-Kelchen
Nimmt keinen Theil an dem Gefecht;
Sie ſtützt ſich auf das „alte Recht,"
Den „alten Ruhm," und ſtolz und ſtumm
Sieht ſie nach links und rechts ſich um.

Nun, Römer, Römer, zeige Dich!
Nun wehre Dich, — nicht „ritterlich," —
Nein, wehre Dich nach Römer-Weiſe:
Steh feſt im Kampf, allein im Kreiſe,
Ein Mann, wie einſt, das heißt ein Heer;
Mit Hutten ſprich: „Viel Feind, viel Ehr'!"

Und ſieh, er ſtand! Er rief es klar:
„Ich bin der Alte, der ich war;
Es lügt, wer anders ſagt und denkt!
Nie hab ich falſchen Wein geſchenkt;

Der König trinkt, es trinkt der Bauer
Aus mir, und ſchmeckt mein Wein oft ſauer
Und herb: es iſt doch deutſcher Wein,
Doch alter Wein, doch Wein vom Rhein.
Es iſt ein Trunk, der, unvermiſcht
Mit Branntewein, das Herz erfriſcht,
Iſt ein Gewächs-voll Kraft und Klärung,
Nicht junger Moſt in trüber Gährung.
Seht her! Mein Maß iſt grad und richtig,
Das Glas geeicht und hell=durchſichtig;
Nicht ſo, wie Du, Freund Becher, biſt,
Daß Niemand weiß, was in Dir iſt,
Und daß zur Freude wilder Zecher
Leicht überſchäumt der volle Becher.
Ich nehm' Euch Euer Schrei'n nicht übel,
Verirrte Schoppen, Krüg' und Kübel;
Doch laſſ' ich von gemeinen Humpen,
Wie draußen ſteh'n, mich auch nicht lumpen
Und ſage frank und ſage frei:
Zum Henker Euer Hohn=Geſchrei!

Ich weiß, woher dieß Alles ſtammt:
Es ſind Producte insgeſammt
Aus der modernen Glasfabrik,
Benamſet: „Zukunfts-Republik.“
Sie iſt es, welche unvollendet
So ſchofles Zeug zu Markte ſendet;
Die aufgeblaſ'ne, grobe Waar',
Den „Ausſchuß“ bloß vom letzten Jahr,
Beſtimmt, im nächſten Jahr als Scherben
In einem Winkel zu verderben,
Indeß die Firma Kinderſpott
Geworden iſt und bankerott!“ —

Der Römer ſprach's, der Römer ſchwieg,
Vom Kampf nicht matt, nicht froh am Sieg.
Und wieder fiel ein Chorus ein,
Doch mit gemäßigt-keuſchem Schrei'n.
Das vaterländiſche Porcellan
Hub freudiglichſt zu zittern an,

Und zahme Küchenbatterieen
Vor Rührung Rauch und Feuer ſpieen.
Manch alter Keſſel wurde warm,
Die Töpfe fielen ſich in Arm,
Und penſionirte Kaſſerollen
In Dankbarkeit vergehen wollen.
Nur jene Kleinzahl von etwelchen
Champagner- und Burgunder-Kelchen
Nimmt keinen Theil am großen Jubel:
Stets bleibt ſie fern gemeinem Trouble
Und ſieht ſich ſtolz und ſieht ſich ſtumm
Nach Becher und nach Römer um.

Wie dieſe zwei jetzunderſtehen,
Was weiter in der Nacht geſchehen,
Als plötzlich Leben fuhr in's Glas:
Wer ſähe das, wer wüßte das?
Der Dichter zieht nur ganz paſſabel
Zuletzt noch die Moral der Fabel.

Was Luther zu Melanchthon ſprach,
Spricht dieſe Fabel heute nach:
Daß Töpfe keine Köpfe ſind;
Wer das nicht ſieht, — ei, der iſt blind!

„Verthierte Söldlinge."

Die ſteh'nden Heere ſind der Throne Stützen,
So faſelten die kleinen Potentaten
Und ſpielten dreißig Jahre lang Soldaten
Mit Uniformen, Säbeln und Geſchützen.

Doch als die Zeit erſchien das Spiel zu nützen,
Wo war der Judas, der den Herrn verrathen?
Der erſt die Aernte fraß, zertrat die Saaten
Und ſchoß den Bürger todt ſtatt ihn zu ſchützen!

Ein Schauſpiel voller Schmach für deutſche Herzen!
Ein Flecken, durch kein Blut und keine Reue
Vom Schilde deutſcher Ehren auszumerzen!

Das alte Sprichwort gilt nicht mehr; das neue
Brandmarkt in ſchadenfrohen Fremdlings-Scherzen
Die *badiſche* nicht, — o nein! — die *deutſche* Treue!

„Vive l'Empereur!“

Die Sonne kann mit ihren Strahlen
Noch lang, nachdem ſie unterging,
Wohl eine Afterſonne malen,
In blauem Dunſt ein blaſſes Ding.

Doch dieſer Schatten, bald zerronnen,
Täuſcht nur ein blödes Menſchenkind
Und zeigt in Wahrheit bloß, daß Sonnen
Auch noch im Sinken mächtig ſind.

Solch eine Sonne, wahr und mächtig,
Ging unter einſt bei Helena!
Jetzt ſteht ihr Schatten, fahl und ſchmächtig,
An dem Pariſer Himmel da.

Wen mag ihr matter Glanz noch äffen?
Wie lange währt erborgter Schein?
Der Ohm wird wieder groß im Neffen,
Der Neff im Oheim doppelt klein!

„To be or not to be?“

Ein Herkules am Scheidewege:
Ob Phrygermütze oder Kron'?
O zögre, prüfe, überlege,
Napoleon und Waſhington!

Links Republik, die ernſte Jugend
Voll Würde, ehrlich, aber ſteif;
Rechts das Empire, die ſünd'ge Jugend
Mit Lorbeerkranz und güld'nem Reif.

Waſhington und Napoleon. —
Daß er nur Eines nicht vergeſſe:
Der Scheideweg' gab's viele ſchon,
Doch immer wenig Herkuleſſe!

Märztage, Märzklage.

1850.

O ſchlimme Zeit, o grimme Zeit:
Nachwinter iſt's, wohin ich ſchau',
Die grüne Erde neu verſchneit,
Der blaue Himmel grau in grau.

Märzmond, du wunderlicher Gaſt,
Wie du in zweier Jahre Raum
Dein Angeſicht verändert haſt!
Wer's nicht erfahren, glaubt es kaum.

Doch wird ſich deiner Konſequenz
Ein deutſcher Mann auch jetzt bewußt:
Im Ofen heuer glüht's und brennt's
Wie Anno Acht in tiefſter Bruſt.

Du gabſt ihm Anno Acht im Scherz,
Dem deutſchen Manne, frühen Lenz,
Und giebſt' ihm Anno Null, o März,
Ein Parlament voll Excellenz.

O Excellenzen-Parlament,
Geprieſen ſey es laut und ſtill;
Es ſchickt ſich, weil's ſich ſelbſt erkennt,
Vom März vertagend in April.

O März, auch dir ſey Ruhm und Preis,
Allein mit kleiner Differenz:
Mit Schnee machſt du uns noch was weiß,
Nie mehr mit Lenz noch Excellenz!

Die große Glocke von Erfurt.

1850.

1. Suſanna.

Die große Glocke von Erfurt geht,
Bim, bam, bum;
Sie ruft Kleindeutſchland zum Gebet,
Bim, bam, bum,
Im Kreis herum.

Die große Glocke zu läuten beginnt,
Bim, bam, bum;
Das, was ſie ſchlägt, weiß jedes Kind,
Bim, bam, bum,
Und auch warum.

An die große Glocke hängt man nicht,
Bim, bam, bum,
Das Beſte ſo man denkt und ſpricht;
Bim, bam, bum,
Da wird ſie ſtumm!

2. Erſter und zweiter Reichstag.

So gleicht ſich deutſcher Tage Lauf,
Wie ſehr man ſie verſchieden glaubt:
Als Torſo hörte jener auf,
Und der beginnt gar ohne Haupt.

3. Volks- und Staaten-Haus.

Nun hat das deutſche Reich, o Schatz,
Zwei Häuſer und in keinem Platz!

4. Symbolik.

Ein zarter Wink, den ich begreife:
Sie kriegen Stühle „mit der Schleife:“
Doch warum ward bei allen „Klaſſen“
Das „Eichenlaub“ wohl ausgelaſſen?

5. Methode.

Das Feſtungsparlament-Syſtem
Iſt, wohl erwogen, höchſt bequem:
Der Feſtung fehlt es nie an Plätzen
Zum Sitzen und ſogar zum Setzen.

6. Erwiederung.

Pfui, wer wird das zu denken wagen,
Wo nur geheime Räthe tagen?
Die ſind ſchon durch ſich ſelbſt geſetzt
Und bleiben ſitzen bis zuletzt.

7. Bahnhof-Clubb.

„Hier kommt man an?“ — Entſchuld'gen Sie:
Hier fährt man ab und weiß nicht wie!

8. Schlehdorn-Clubb.

Prophetiſch iſt das Wort geweſen:
Wer kann von Dornen Trauben leſen?

9. Talma's Epigonen.

Wo einſt der größte aller Mimen
Vor ein Parterr von Königen trat,
Da will es wenig ſich geziemen,
Daß ihr dem Volk mit Masken naht.

Und Maske iſt es doch zu heißen,
Wenn ihr zu Erfurt heut beſchließt,
Was längſt in den Berliner „Kreiſen“
Beſchloſſen und geſchloſſen iſt.

10. Ein edles Paar.

Die neue Feſtung iſt Pucelle,
Der neue Reichstag Junggeſell;
Ei, welche Kinder ſind zu hoffen,
Da ſich die zwei ſo ſchön getroffen.

11. Deviſen des Mittelalters

Wie herrlich! Unſer Reichstag bricht
In Wällen an und Kaſematten!
Deviſe lautet: wo viel Licht,
Iſt in der Regel auch viel Schatten.

12. Dem Vorſitzenden.

Wie fürnehm biſt du nicht geworden,
Herr Präſident, durch Gottes Güte:
Du lenkſt jetzt Uniform und Orden
Statt Piepmeyer- und Hecker-Hüte;

Staatsräthe rechts, Staatsräthe links,
Und in der Mitten Exminiſter!
O Simſon, da heißt's allerdings:
Ueber und unter Dir Philiſter!

13. Aux Enblockheadistes.

(Die ſehr freie Ueberſetzung in's Deutſche wird einer Allerhöchſten Petſchaft vorbehalten.)

En bloc on vend et on achète,
La belle affaire, que ce bail:
Le bloc donné par la Diète,
Par la Couronne le détail.

Chriſt-Nacht.

Das iſt die Nacht, die heil'ge Nacht,
Aus der das Licht emporgegangen,
Da in des Himmels Wolken ſacht
Die Engel ihre Hymne ſangen:
Lobpreiſend ſtimmten zur Schalmei
Die Hirten ein bei ihren Heerden
Am Jakobsbrunnen: Ehre ſey
Gott in der Höh' und Fried' auf Erden!

Gebenedeite Stunde du,
Wann kommſt du wiederum wie weiland
Und führeſt uns den Heiland zu,
Des kreiſenden Jahrhunderts Heiland?

Schon lange haben wir geharrt,
Und Schweres haben wir erduldet;
Die Zeit iſt reif, die Gegenwart
So heilsbedürftig wie verſchuldet.

Doch ſollt' er nicht ein Knabe ſeyn,
Nicht ſchlummernd in der Krippe liegen,
Nicht auf Maria's Knieen rein,
Ein traumbefang'nes Kind, ſich wiegen;
Nein, groß und fertig, voll und ganz,
Entſteig' er unſern Dämmerungen,
Wie Pallas einſt im Waffenglanz
Aus des Kroniden Haupt entſprungen.

Ein Mann, ein Mann! Ein Königreich,
Ein Kaiſerthum für ſein Erſcheinen!
Wie würden um ſein Banner gleich
Sich die zerriſſ'nen Fähnlein einen.

Sobald er klar und ſelbſtbewußt
Auf ſich und ſeine Sendung traute
Und die Gebilde unſrer Bruſt
In feſter Wirklichkeit erbaute!

Das iſt es ja, was uns verzehrt,
Woran die beſten Säfte kranken,
Was wie ein Alp die Welt beſchwert:
Das Schattenleben der Gedanken,
Der Zweifel an der eig'nen Kraft,
Die blaſſe Furcht vor der Erſcheinung,
Der Wahn, der nichts Geſundes ſchafft,
Die Leben tödtende Verneinung!

Meſſias, komm, mit ſtarker Hand
Die aufgelöſte Zeit zu faſſen,
In der Begeiſt'rung edlem Brand
Zu ſchmelzen ihre ſpröden Maſſen,

Durch Form und Regel wunderbar
Dieß Götter-Chaos zu geſtalten,
Streng auszuſcheiden, was da war,
Was ewig ſein wird zu erhalten!

Meſſias, Mittler, ſanften Winks
Führ du die Gegenſätze näher,
Meſſias, Richter, rechts und links
Triff ſchonungslos die Phariſäer,
Meſſias, König, ſäume nicht,
Erfülle deines Amtes Dreiheit:
Erſcheine in verklärtem Licht
Und gib uns Wahrheit, Frieden, Freiheit!

Das iſt die Nacht, die heil'ge Nacht,
Worin wir ſonſt ſein Feſt begangen,
Wo in die Wolken, laut erwacht,
Die Glocken ihre Hymne ſangen;

Sie tönten preiſend: Ehre ſey
Gott in der Höh' und Fried' auf Erden!
Heut — ſchweigen ſie! Die Nacht vorbei,
Doch Tag will's immer noch nicht werden!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verlags-Werke

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Gedichte Sr. Majeſtät des Königs **Ludwig von Bayern.** 4 Theile. 8. Dritte Auflage. Rthlr. 5. 26 Ngr. oder fl. 10. 12 kr.

Alexander Graf von Württemberg, geſammelte Gedichte. 8. Rthlr. 2 oder fl. 3.

Arnd, Ed., Iſraelitiſche Gedichte. gr. 8. 24 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Balladen, Märchen und Schwänke, altſchwediſche, überſetzt von **Mohnike.** Rthlr. 1. 25 Ngr. oder fl. 3.

Bauer, L., Kaiſer Barbaroſſa. Dichtergabe zum Kölner Dombau. 8. 22½ Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Beer, M., Struenſee. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 8. Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Blomberg, W., Freiherr v., Gedichte. gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36.

Borel, E., Échos lyriques, poésies traduites de l'allemand en français avec le texte allemand en regard. 8. Rthlr. 1. 7½ Ngr. oder fl. 2.

Brentano, Clemens, Mährchen. Zum Beſten der Armen nach dem letzten Willen des Verfaſſers herausgegeben von **G. Görres.** 2 Theile. gr. 8. Rthlr. 5. 12 Ngr. oder fl. 9.

Burns, R., Gedichte, überſetzt von **Ph. Kaufmann.** gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Byron, Ritter Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Engliſchen von **Zedlitz.** gr. 8. Rthlr. 2. oder fl. 3. 24 kr.

Calderon, fünf geiſtliche Schauſpiele, überſetzt von **Freiherrn von Eichendorff.** 8. Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Dingelſtedt, Fr., Gedichte. 8. Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Droſte-Hülshof, A. von, Gedichte. 8. Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Ebert, K. E., Gedichte. Vollſtändige Ausgabe in drei Büchern, in dritter, ſtark vermehrter Aufl. 8. Rthlr. 2. 10 Ngr. oder fl. 4.

Eckermann, J. P., Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Erin. Auswahl vorzüglicher iriſcher Erzählungen. Von **K. v. K.** Sechs Bändchen. 8. Rthlr. 5. 22 Ngr. oder fl. 9. 27 kr.

Eſchenbach, Wolfram von, Parzival und Titurel; Rittergedichte. Ueberſetzt und erläutert von **Dr. K. Simrock,** 2 Theile. gr. 8. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Rthlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr.

Feuchtersleben, E. Freiherr von, Gedichte. 8. Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Flemming, Paul, erleſene Gedichte. Ausgewählt von **Guſt. Schwab.** gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Fouqué, Friedr. Baron de la Motte, Gedichte. 5 Bände. gr. 8.
Velinpapier Rthlr. 7. 15 Ngr. oder fl. 12.
Schreibpapier Rthlr. 6. oder fl. 10.
Druckpapier Rthlr. 3. 22$\frac{1}{2}$ Ngr. oder fl. 6.

— Sängerliebe. Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 36 kr.

Freiligrath, F., Gedichte. Eleg. Taſchen-Ausgabe mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich. Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

— — Engliſche Gedichte aus neuerer Zeit. Nach **Felicia Hemans, L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, H. W. Longfellow und Andern.** Mit dem Bildniß der Mrs. Hemans in Stahlſtich. Rthlr. 2. 7$\frac{1}{2}$ Ngr. oder fl. 3. 36 kr.

— — Gedichte. 8. broch. Rthlr. 2. 7$\frac{1}{2}$ Ngr. oder fl. 3. 36 kr.

— — Zwiſchen den Garben. Eine Nachleſe älterer Gedichte. 8.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Gedichte, auserleſene, altdeutſche. Neudeutſch umgearbeitet von **J. Grafen Mailáth.** gr. 8. Rthlr. 1. 10 Ngr. oder fl. 2. 15 kr.

— — magyariſche, überſetzt von **J. Grafen Mailáth.** gr. 8.
Rthlr. 1. 10 Ngr. oder fl. 2. 15 kr.

Geibel, E., König Roderich. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. broch.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — Juniuslieder. 8. Rthlr. 1. 25 Ngr. oder fl. 3.

— — — — Elegante Taſchen-Ausgabe mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich. Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Genelli, B., Umriſſe zum Homer mit Erläuterungen von **Dr. E. Förſter.** 49 Blätter in Stahl geſtochen.
Ausgabe in quer Folio Rthlr. 6. oder fl. 10.
Quart Rthlr. 4. oder fl. 7.

Goethe, J. W. von, poetiſche und proſaiſche Werke. Zwei Bände mit 11 Stahlſtichen und einem Facſimile. Zweite Auflage.
Rthlr. 14. oder fl. 24.

— — Zweiten Bandes zweiter Theil. Rthlr. 6. oder fl. 10.
womit dieſe compacte Ausgabe mit der neueſten Taſchen-Ausgabe in 60 Bänden, dem Inhalte nach, vollkommen in Uebereinſtimmung gebracht iſt.

— — ſämmtliche Werke, mit neuen Zuſätzen vermehrte neugeordnete vollſtändigſte Ausgabe in 40 Bänden. 12. Rthlr. 21. oder fl. 35.
Gallerie hiezu nach Zeichnungen von W. Kaulbach und ſeinen Schülern, in Stahl geſtochen von Steifenſand, Weber &c. 40 Blätter. Rthlr 3. 10 Ngr. oder fl. 5. 20 kr.

— — ſämmtliche Werke in 30 Bänden gr. 8. Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe. Preis jeden Bandes 24 Ngr oder fl. 1. 20 kr.

— — weſtöſtlicher Divan. 8. Rthlr. 3. 20 Ngr. oder fl. 6. 45 kr.

— — Egmont. Elegante Taſchen-Ausgabe mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich. Rthlr. — 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

— — Fauſt, elegante Taſchen-Ausgabe. 2 Theile. Mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich. Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

— — Fauſt. 2 Theile. kl. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — Gedichte, in Auswahl zum Schulgebrauch von **Dr. J. W. Schäfer.** 2 Bände. 8. 27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

— — Gedichte. Neue Aufl. 2 Theile. gr. 8. Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

— — Gedichte. 2 Theile. Elegante Taſchen-Ausgabe mit Goldſchnitt.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

— — Götz von Berlichingen. Illuſtrirt mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von **E. Neureuther.** Lexiconformat.
Rthlr. 4. 20 Ngr. oder fl. 8.

Novellen-Buch

von

Franz Dingelſtedt.

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Peſth 1856.
C. A. Hartleben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Widmung.

Zum 1. März 1856.

Wie wunderlich iſt unſer beider Leben:
Wir ſind im ſtrengen Bann der Pflicht gefeit,
Mit unſrem inneren Beruf entzweit,
Und äußerlich von Glück und Glanz umgeben!

Will unſer Herz ſich jugendlich erheben,
So flüchtet es in die Vergangenheit
Und heißt um ſich, voll herber Seligkeit,
Der Kunſt, der Dichtung Schattenbilder ſchweben.

In ſolchem Sinne bring' ich Dir dies Buch:
Ich weiß am beſten, ohne Selbſtverblendung:
Es blieb, wie Alles was ich ſchrieb, Verſuch.

Geht doch durch unſre wahlverwandte Sendung
Bei gleichem Segen auch derſelbe Fluch:
Am Ende ſein, noch fern von der Vollendung!

Inhalt.

Seite
I. Reine Liebe (Wien 1873) . . . . 1 - 50
II. Der Schein trügt (Wien 1873) . . . . 51 - 100
III. Die Schule der Welt (Paris 1872) . . . . 101 - 198
IV. Renata (London 1872) . . . . 199 - 256

I.

Reine Liebe.

1.

In einem Thal bei armen Hirten erſchien mit jedem jungen Jahr, ſobald die erſten Lerchen ſchwirrten, ein Mädchen ſchön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren, man wußte nicht, woher ſie kam . . . .

Nicht eher nämlich, bis in der Badeliſte zu leſen ſtand:

> Nr. 349 — 352. Herr Baron von Seligſtein und Fräulein Tochter aus Berlin, nebſt Dienerſchaft.

Die Wahrhaftigkeit des Geſchichtſchreibers gebietet uns jedoch hinzuzuſetzen: erſtlich, daß der Herr Baron nur inſofern ein Baron war, wie jeder anſtändige Reiſende für Kellner und Fremdenbücher in Deutſchland ein Baron iſt; zweitens, daß jenes Thal eigentlich nicht von armen Hirten bewohnt wird, ſondern von reichen Hotelbeſitzern, Kaffeehausinhabern, Boutiquenmiethern; drittens, daß auch nicht ſowohl die erſten Lerchen daſelbſt ſchwirren, um die ankommenden Mädchen und Knaben aus der Fremde zu begrüßen, ſondern vielmehr die erſten Roulettkugeln; kurz und endlich, daß wir nicht in Friedrich Schillers Gedichten, erſte Periode, ſtehen, ſondern in dem weltberühmten Badeorte, der ſeinen Namen mit der That führt: Baden-Baden.

Waren Sie in Baden, ſchöne Leſerin? — „Nein, leider nein!“ — Deſto beſſer; ſo haben Sie die ſüße Hoffnung, noch hinzukommen, und ich die ſüße Erleichterung, daß ich es Ihnen nicht zu ſchildern brauche. Denn alles in der Welt iſt zu ſchildern, nur Baden-Baden nicht. Il faut le voir pour le croire.

Waren Sie aber in Baden, nun deſto beſſer wiederum: Sie kennen es dann auch ohne meine Beſchreibung; Sie haben ſogar meine Heldin und ihren Vater, — Verzeihung, ihren Papa wollt' ich ſagen, — geſehen, wie ſie täglich in der großen Lichtenthaler Allee Arm in Arm ſpazieren gingen, im Hotel d'Angleterre zu Mittag aßen, natürlich erſt gegen Abend, und dann im Converſationshaus ein ruſſiſches Schwitz- und Dampfbad nahmen.

An Herrn von Seligſtein müſſen Sie ſich ganz beſtimmt erinnern. Wiſſen Sie: — der kleine dicke Herr, in leichtem Sommerpaletot und weißem Filzhut, der fortwährend blüthenweiße Pantalons und graue Zeugſtiefelchen trug, ohne deswegen ein vorwitziges Bäuchlein und eine bedenklich ausgeſchweifte Ferſe verſtecken zu können. Dieſe Ferſe iſt, im Vorbeigehen geſagt, die eigentliche Achillesferſe ſeines Stammes. Wenn derſelbe auch durch langjährige Vermiſchung mit dem Abendlande und durch thatſächliche Emancipation die bewußte welthiſtoriſche Naſe theilweiſe abgelegt hat und mit ihr den orientaliſchen Schnitt des Profils, desgleichen die gewiſſe unbeſchreibliche Haltung und alle charakteriſtiſche Sitte der Väter in Beziehung auf den Unterſchied zwiſchen Sonntag und Schabbes ohnehin: an der Ferſe iſt er noch zu faſſen, an der beträchtlich ausgebildeten, ſeltſam geſetzten, eigenthümlich wandelnden; dieſe ward nicht eingetaucht in die verwaſchende Fluth der Mode, und der erfahrene Beobachter wird, mit einem Blicke auf das Piedeſtal, die Statue gleich in die richtige Schule verweiſen, in die — Judenſchule nämlich. Es thut uns leid (und ihm auch!), aber Herr von Seligſtein war ein Jude, ein getaufter natürlich, noch natürlicher ein unermeßlich reicher, alſo geadelter und ein „Menſchenfreund“ am allernatürlichſten. In unſeren Tagen iſt die wahre Humanität und ächt weltbürgerliche Geſinnung, der jedes Geld gleich gilt, nur noch in Iſrael zu Hauſe. Herr von Seligſtein trug übrigens keine Brillanten in der Wäſche, keine Ketten auf dem Gilet, keine Petſchaften in der Gegend des Nabels, wie mittelmäßige Schauſpieler pflegen, wenn ſie geadelte Banquiers darzuſtellen haben: der reinſte und feinſte Geſchmack, der ſeiner Tochter, hatte ſeinen Anzug tadellos reformirt, wachte mit ängſtlicher Sorgfalt über ſeinen immerhin noch etwas halsſtarrigen Dialekt und wußte ſogar den Gruß mit dem Hut, — eine ſonſt ſehr verrätheriſche und gefährliche Bewegung, — dem Vater dergeſtalt einzuſtudiren, daß keine Schwenkung an den ur- und erzväterlichen Oſten mahnte. Nur die Ferſe, die famoſe Ferſe!

Fräulein von Seligſtein, die mit ihrem Taufnamen, dem zweiten nämlich, Juliane, oder in gewählter Selbſttaufe Liane hieß, war unzweifelhaft eine ſehr ſchöne Dame. Geiſtreiche Glaubensgenoſſen nannten ſie im Style der neuen Zeit: „eine bedeutende Erſcheinung,“ abwechſelnd mit: „eine moderne Perſönlichkeit.“ Dunkle, prachtvolle Haare, lange Wimpern über feingeſchnittenen Augen und herrlich gewölbte Brauen auf einer wahren Marmorſtirn mahnten, jedoch nur auf angenehmſte Weiſe, an ihr fernes Heimathland, welches die Schrift prophetiſch ein gelobtes heißt. Ihre hohe und volle Geſtalt zeigte eine mit nachläſſiger Eleganz gewählte, nur in den Stoffen koſtbare Kleidung auf die allervortheilhafteſte

Art, während der durchaus vornehme abandon ihrer Haltung den lorgnirenden Kenner des neuen wie des alten Bundes in Extaſe, auf Ehre in Extaſe verſetzte.

Liane war ihres Vaters einzige Tochter, alſo ſein Augapfel. Er pflegte zu ſagen, wenn er in guter Laune von der Börſe nach Hauſe kam: „Wenn ich die Liane nicht hätte, wären alle meine Intereſſen verloren.“ Die Tochter hatte den Vater vortrefflich erzogen und ſie machte, da ihre Mutter frühe geſtorben, ganz allein und deswegen nicht minder trefflich die Ehren des großen Hauſes, das wegen ſeiner Küche, der äſthetiſchen, wie der in den Souterrains, durch die ganze preußiſche Haupt-, Reſidenz- und Intelligenzſtadt und ſogar über deren Bann hinaus den Duft ſeines Ruhmes ſandte.

Liane las: nicht viel, ſondern alles. Auch in Baden trug ein Bedienter, jedoch in unſcheinbarer Form, immer einen Band Sand, Sue, Soulié hinter ihr her; unter den Deutſchen ſchätzte ſie die Claſſiker, in großen Geſammtausgaben, und gelegentlich etwas neueſte Lyrik, Duodez mit Goldſchnitt, welche, wie die Waare eines Bäckerladens, bekanntlich nach der „Friſche“ geſchätzt zu werden pflegt. Liane zeichnete auch, am liebſten nach der Natur; ſie hatte das alte Schloß ſchon zweimal im Mondenſchein aufgenommen: einmal von oben, ſo daß man vor Nebel gar nichts ſah, und einmal von unten, wo eine dunkle Waldpartie den Vordergrund bildete und Gewitterwolken, frei nach Achenbach, den Hintergrund. Ihr Vater wollte die Zeichnung lithographiren laſſen, aber Liane litt es nicht. Singen that Liane nicht, auch „klimpern“ nicht: „Denn,“ ſagte ſie, „ich haſſe den Dilettantismus, und von allen ſeinen Abarten iſt die muſikaliſche mir die unharmoniſchſte.“ So hatte Liane für Chopin geſchwärmt, dagegen immer wider Liszt gepredigt. Am liebſten war ihr ein gutes Luſtſpiel, nur kannte ſie außer Donna Diana kein ſolches: ſie ſprach oft mit einem tiefen Seufzer: „wie gerne lacht' ich einmal, um nicht fortwährend lächeln zu müſſen." — Arme Liane!

2.

Der Leſer ſieht ſchon aus dieſen wenigen Zügen und Strichen zu Lianens Bildniß, wie arm das reiche Mädchen war. Achtzehn Jahre alt, mit mehr Nadelgeld ausgeſtattet, als die Appanage mancher nachgeborenen Prinzeſſin beträgt, ſorgfältig gebildet, mehr reizend noch als ſchön, beſaß ſie den ungeheueren Fehler, daß ihr nichts fehlte, daß ſie alles beſaß. Liane litt an demſelben tiefer, als hätte ſie eine kleine Herzkrankheit, eine anziehende Nervenſchwäche, einen empfindſamen Lungenſchmerz durch alle deutſchen Bäder ſpazieren fahren zu müſſen. Molke, Seewaſſer und Sprudel helfen zur Noth für derlei menſchliche Kleinigkeiten, während die Heilanſtalt noch gefunden werden ſoll, worin unbeſtimmte Sehnſucht, Wünſche ohne Gegenſtand, Klagen ſonder Urſache ihre Heil- und Hilfsmittel finden. Herr von Seligſtein hatte von ihrer Jugend an ein untrügliches Recept für alle erſten Symptome der Krankheit ſeines theuren Kindes beſeſſen und angewandt. Es beſtand dieſes in den einfachen Worten: „Ich werde es Dir kaufen, Lianchen." Weinte das Kind um ein koſtbares Spielzeug, das ſie bei andern geſehen, — „ich werd' es Dir kaufen, Lianchen." Gefiel dem heranwachſenden Mädchen eine Blume, ein Shawl, ein Stein, ein Bild, — „ich werd' es Dir kaufen, Lianchen," und gleich war ein ganzes Treibhaus, ein Gewölbe von Modearbeiten, eine Galerie von Originalen zu ihren Füßen. Was auch Lianchen wünſchen mochte, — und Lianchen wünſchte viel, — Papa Seligſtein kaufte alles, aber alles.

Er beſaß den eigentlichen Talisman der neuen Zeit und dadurch verwirklichten ſich die unerhörteſten Bedürfniſſe ſeiner Tochter, faſt noch ehe ſie ausgeſprochen waren.

Aber aus Lianchen ward Liane. Das Kind warf die Puppen weg, das Mädchen wandte ſich überſättigt ab von Putz und Schmuck, und das Auge der Jungfrau, zuweilen ſchon von dem Glanz einer verſtohlenen Thräne funkelnd, zuweilen getrübt von einer ſchlafloſen Nacht, blickte nach andern, fern und weit liegenden Gegenden ſehnſüchtig aus; tiefere Seufzer als die um einen verſäumten Maskenball ſchwellten ihr die Bruſt. Herr von Seligſtein, ein ſo feiner und kluger Mann er auch war, ſtand doch am Ende ſeiner Weisheit. Wenn er fragte: „Was fehlt Dir, mein Kind?“ und das holde Weſen ſich mit einem ſtammelnden „Vater, ich weiß nicht,“ unter heißen Thränen in ſeine Arme warf, ſo konnte er freilich nicht mehr, wie er es einmal in komiſcher Zerſtreuung gethan, darauf antworten: „Ich werd' es Dir kaufen, Lianchen.“ Mit tiefem Kummer gewahrte er, wie der Roſen-Schmelz von dem ächten Sammt der jungfräulichen Wangen langſam zu weichen begann. Liane wurde zerſtreut, trübſinnig, launiſch. Sie ſuchte die Einſamkeit; nur mit dem Vater wollte ſie leben und ſterben. An ſeinem Arm hing ſie feſt nur immer feſter, und zwar ihre beiden Hände in einander geſchlungen, in jener ſchmachtend anſchmiegenden Stellung, welche für die Flitterwochen allein erfunden ſcheint. Sonſt war ſie im Stande, ſtundenlang auf ihrem Divan zu liegen und in die ſtille Flamme des Kamins zu blicken, ohne ein anderes Wort auf alle Fragen zu erwiedern, als: „Vater, ich weiß nicht.“ Der Hausarzt verordnete erſt das Land, dann eine Reiſe, zuletzt verſchiedene Bäder. Als dieſe Mittel nur für kurze Zeit halfen, flüſterte er dem Vater ein Paar Worte lächelnd in's Ohr, und es fehlte nicht viel, ſo hätte dieſer lächelnd verſichert: „Schon gut, Doctor, ich werd'n ihr kaufen.“

Herr von Seligſtein hatte eine lange Unterredung mit Lianen. Er verſuchte es, ihr in derſelben den heiligen Eheſtand aus mediziniſchem Standpunkte als Heilmittel für ihre „Zuſtände“ darzuſtellen. Liane wandte ſich entrüſtet und erröthend ab. Der Vater forſchte mit zarter Hoffnung, ob etwa eine ſtille Neigung am Herzen Lianens nage. Sie verneinte, zum Schrecken des Vaters. „Denn,“ dachte er, „wenn ſie Jemanden beſonders und ausdrücklich wünſcht, auf Ehre, ich werd' ihn ihr — ſchaffen. Wär' er ein Fürſt, ich thät's; weiß Gott, ich machte das Unmögliche möglich. Es iſt mein einzig' Kind, und Gottlob! ich hab's ja! Wär' er verheirathet, nun, eine Scheidungsklage iſt noch abzumachen mit Geld und guten Worten. Wär' er, Gott verzeih' mir die Sünde! ein armer Teufel, es ſollte mir auch nicht darauf ankommen. Ach, das Geld macht nicht glücklich!“ Mit dieſem ungemein moraliſchen Selbſtgeſpräch, das im Laienbrevier der Millionäre immer obenanſteht, war aber auch nicht geholfen, denn Liane betheuerte bei allen Heiligen, die ganze Welt ſei ihr gleichgiltig. Der Vater fuhr fort, ihr wie zu einer Muſterung, die lange Reihe von Anbetern an den Fingern aufzuzählen, welche ſeit Jahr und Tag harrend zu ihren Füßen geſeſſen: „da iſt,“ ſprach er, „der Graf Falkland, auf Ehre, ein Mann wie eine Puppe, in welche Familie kämſt Du!“ — Eben darum, Vater, ich will ihn nicht; auch weißt Du, daß er nur um Dich freit, nicht um mich, um Deine Coupons nämlich. — „Aber der reiche, junge, adelige Cavalier, der Liebling aller Damen, der Herr von Hattenhofen.“ — Ein eitler Geck, der mit ſeiner Frau, wie mit ſeinem Reitpferde und mit ſeiner Uniform, nur Staat machen will. Er wäre capabel ſich von mir ſchei den zu laſſen, wenn ich einen Zahn verlöre oder Sommerſproſſen bekäme. — „Nun, was meinſt Du zum Baron Herrenfels? Ein berühmter Geiſt, Schriftſteller nach der Mode…“ — Der auf meinen Verſtand ſpeculirt und mit mir ein Haus und esprit für fremde Leute machen möchte. — „Aber, weiß Gott! Kind,“ rief der Vater aus und machte einen ſchüchternen Verſuch ärgerlich auszuſehen und voll Ungeduld aufzuſpringen, „was ſuchſt Du denn eigentlich bei einem Mann? Geld nicht, Rang auch nicht, Ruhm und Geiſt wieder nicht, Jugend und kräftige Schönheit gar nicht: Liane, liebes, beſtes, einziges Kind, was willſt Du endlich?“ — Reine Liebe, Vater! —

Mit dieſen Worten ſtand das Mädchen langſam auf und ging geſenkten Hauptes und hochtragiſchen Schrittes aus dem Zimmer. Herr von Seligſtein ſah ihr nach mit offenem Munde, aus welchem die alte Zauberformel: „Ich werd' es Dir kaufen, Lianchen,“ diesmal nicht hervorſtrahlte. Dann erhob er ſich, trat vor den Spiegel, zuckte die Achſeln und wiederholte murmelnd:

„Reine Liebe!“

Wäre der älterliche Reſpect nicht geweſen, der den alten kindlichen im Fortſchritte der Zeit ſiegreich abgelöſt hat, er hätte hinzugeſetzt:

„Reiner Unſinn!“

3.

Herr von Seligſtein hatte einen Augenblick lang entſetzt bei dem Gedanken verweilt, ob Liane nicht eine widernatürliche Leidenſchaft für ihn, den Vater, in den außergewöhnlich gearteten Herzen tragen könne. Bei genauerer Ueberlegung ſchwand indeſſen dieſe romantiſche Vermuthung, und der Vater nahm ſich vor, bei nächſter Gelegenheit ſeiner Tochter einen Commentar zu ihrem Wunſche abzuzwingen. Er ſelbſt wußte nicht, was ſich Liane unter dem Artikel der reinen Liebe vorſtellte, und zugleich regte ſich bei dem reichen Manne doch ſchon wieder die leiſe Hoffnung, wenn es dieſelbe wirklich gäbe, ſie für das geliebte Kind kaufen zu können.

Eine Spazierfahrt bei heiterem Wetter, ein prachtvoller Sonnenuntergang und eine ſternenhelle, laue Sommernacht hatten bald nach jener Erklärung Lianen einmal ungewöhnlich weich und mittheilſam gemacht. Der Vater benützte Stunde und Stimmung mit der ihm eigenen Feinheit, um in das innerſte Herz ſeines Mädchens einen prüfenden Blick zu werfen. So brachte er mit leiſer Hand das Geſpräch wieder auf die bewußte „Reine Liebe“ und bat ſich eine unumwundene Begriffsbeſtimmung aus.

Liane, ſtill und bewegt, gab endlich den großen Schlüſſel zu den Räthſeln ihres Lebens: „Ja,“ ſagte ſie, mit glänzenden Blicken ſchwärmeriſch gen Himmel ſtarrend, „ja, mein Vater, ich ſuche, ich wünſche nichts anderes als: Reine Liebe; ein Herz, welches das meine verſteht; einen Mann, der mich um meinetwillen liebt, nicht weil ich reich, nicht weil ich ſchön, nicht weil ich geſcheit bin.“

— Aber, wandte der Vater kopfſchüttelnd ein, da Du nun einmal, Gott erhalt's, reich und ſchön und geſcheit biſt, liebes Lianchen, ſo ſeh' ich doch die Möglichkeit nicht ein, wie Dich ein Mann anders lieben ſoll, als mit dieſen Deinen Eigenſchaften? —

„Mit ihnen, wohl, Vater; aber ihretwegen nicht. Mache mich arm, nur einmal zum Verſuche; verſtoße mich, ſpiele Bankerott …“

— Mädchen, fiel mit wahrhaftem Schreck der Vater ein, man muß den Teufel niemals an die Wand malen; Gott verzeih' Dir die Sünde! Ich mich bankerott machen, nur um Dir einen Gefallen zu thun!? Ei, Du denkſt nicht daran! Solch' ein alter, abgenützter Comödienſpaß! Und mein Credit und meine Correſpondenten! … Reden wir nicht mehr davon, Kind; es läuft mir eiskalt über den Rücken. Hab' ich Dir etwa zugemuthet, Dich dumm zu ſtellen, Dir die Haare abzuraſiren oder die natürlichen Blattern einimpfen zu laſſen, um Deine Anbeter auf die Probe zu ſtellen? —

„Am Ende ſo übel nicht, liebes Väterchen; Du haſt Ideen.“

— Schöne Ideen das! Nein, mit Deiner reinen Liebe, das ſchlag' Dir aus dem Kopfe! —

„Nie, Vater!“

— Was würdeſt Du ſelbſt von einem Manne ſagen, welcher Dir zum Beiſpiel die bucklige Gräſin Steineck oder das dumme Gänschen, das Fräulein von Harzfelde, vorziehen könnte? —

„Ich würde ſagen, daß er Recht hat, wenn er reiner Liebe folgt. Und die Frauen ſeiner Wahl würde ich beneiden, weil ſie gewiß ſein können, nur ihrer ſelbſt willen geliebt zu ſein, nicht zufälliger äußerlicher Vorzüge und Eigenſchaften halber.“

— Kind, Kind, Du machſt mich confus mit Deiner neuen Weltanſicht, wie Du es nennſt. Der zufolge iſt ein Buckel ein wahres Glück für ein Frauenzimmer. —

„Fi, Papa, nicht Frauenzimmer ſagen! Der Ausdruck iſt mauvais genre.“

— Und eine Rente von ein paarmal hunderttauſend Thalern ſcheint Dir ein Unglück. —

„Sage ein Fluch, Vater, und Du ſagſt nicht zu viel.“

— Danke für den Fluch. Ich hab' mich mein Lebtag vortrefflich dabei befunden und nie den Wunſch gehabt, lieber draußen auf dem Bock zu ſitzen als hier im Fond. —

„Du ziehſt die Sache in's Lächerliche, Vater, und mir iſt ſie ein fürchterlicher Ernſt.“

— Verzeih, liebes Liandchen, ein Ernſt, der aus Deinen Büchern kommt, ſo 'was Neumodiges, Picantes, Romantiſches! Keine Liebe! Ich habe Deine ſelige Mutter von Herzen lieb gehabt, obwohl ſie reich war und ſchön wie Du, wenn auch nicht ſo geiſtvoll, und es iſt ihr nicht eingefallen, mir deshalb einen Korb zu geben. Da iſt Dein Vetter, der junge Maßlieb aus Wien; Du weißt, wie die ganze Familie wünſcht, daß ein Paar aus Euch werde. —

„Ich weiß, Vater, aber Du haſt mir verſprochen, daß nicht mehr davon die Rede ſein ſoll. Ich haſſe Familien-Arrangements. Sie ſind gut genug für Fürſtenhäuſer, nicht für freie Herzen.“

— Und Du kennſt den Vetter nicht einmal. —

„Auch haſſe ich ja ihn nicht, nur dieſe Kette, die Ihr von Jugend auf um uns zwei zu ziehen bemüht geweſen ſeid.“

— Weiß Gott, Dich hat ſie nicht gedrückt! —

„Dank meinem lieben, guten Väterchen, nein. Laſſen wir den Vetter und die Heirath, bitte, bitte. Die Nacht iſt zu ſchön, als daß wir ſie einander verderben ſollten.“

Das verzogene Kind ſchmiegte ſich ſtreichelnd und liebkoſend an den Vater an, bis er ſich gerührt zu ihr herniederbeugte und ſie auf die vom Monde ſanft beleuchtete Stirn küßte. So fuhren ſie Arm in Arm, aber ſchweigend nach Haus.

4.

Im Frühjahr drauf war nicht von Baden, von Ems, von Oſtende die Rede. Etwas Großes und Außerordentliches mußte im Werke ſein, das ſah das ganze Haus an den Anſtalten von Vater und Tochter. Als die Zeit zur Abreiſe gekommen, erſtaunten Kutſcher, Bediente und Kammerjungfern nicht wenig, ſtatt des Befehls zum Einpacken einen unbeſchränkten Urlaub auf drei Monate zu bekommen. Es ging Niemand mit; Vater und Tochter reiſten ganz allein, ohne Equipage, ohne Livréen, einfach auf der Eiſenbahn. Sogar für die nachzuſendenden Geſchäftsbriefe ward eine fremde Adreſſe ſtatt der des Herrn von Seligſtein auf dem Comptoir zurückgelaſſen. Letzterer zeigte im Coupé des Wagens ſchmunzelnd ſeiner Tochter einen Paß. Darin ſtand: „Herr Müller und Mamſell Tochter aus Potsdam.“ Die Tochter küßte dem Vater jubelnd beide Hände, während dieſer fein und ſchlau in den wohlraſirten Bart lächelte.

So ging die Reiſe im ſtrengſten Incognito bis Iſchl. Dort wollte ſich Herr von Seligſtein eine Zeitlang aufhalten, um die neue Rolle des armen Mannes einzuſtudiren. Denn ſo heftig war Lianens Grille, nur ihrer ſelbſt wegen geliebt zu werden, ſo unerſchütterlich war ihr Bedürfniß nach reiner Liebe im letzten Berliner Winter geworden, daß der Vater ſeufzend nachgab, in der Hoffnung irgend eine Kriſe, wenn auch nicht augenblickliche Beſſerung in dem Zuſtand ſeiner Tochter durch ein weiſes Eingehen auf ihre Träumereien herbeizuführen. Am Rhein und an der Küſte der Nordſee waren beide, Vater und Tochter, durch wiederholte Reiſen und Bade-Aufenthalte ſo bekannt, daß dort ihr Auftreten unter fremdem Namen unausführbar erſchien. Auch verlangte Liane neue Umgebungen, eine andere Bühne, eine fremde Natur. Seligſtein kam ihr mit dem Vorſchlag einer Fahrt nach Oeſterreich, in's Salzkammergut entgegen. Dort war die Tochter, eben aus Abneigung gegen die Familienpläne, welche ſie mit einem weitläufigen Vetter, dem Herrn von Maßlieb in Wien, vermählen wollten, niemals geweſen, und auch der Vater durfte hoffen, weniger Bekannte in jenen Gegenden zu treffen als anderwärts. Alſo nach Iſchl!

In einem kleinen Häuschen, weit abgelegen von den glänzenden und geräuſchvollen Tummelplätzen der vornehmen Welt, rein idylliſch am Hange eines Berges und unter Bäumen verſteckt, niſtete ſich das abenteuer-luſtige Pärlein ein. Die Tochter beſtand auf nicht mehr als zwei kleinen Zimmern, und kaum wurde ein altes Mütterlein zur Bedienung zugelaſſen, da Liane mit ächt weiblichem Enthuſiasmus ſich auf Kleiderbürſten und Hausbeſen ſtürzen wollte. Wie gaſtirende Schauſpieler führte man in den diesmal eigenhändig gepackten Koffern die nöthige Verkleidung mit: für den Millionär ſtatt des eleganten Paletots und der Battiſttücher einen ehrbar langen Ueberrock von blauer Farbe und ziemlich grobem Tuche, ſchwere Schuhe mit Gamaſchen, einen abgegriffenen Hut aus der vorletzten Saiſon, einige Cravatten von Pferdhaar und buntgewürfelte, baumwollene Sacktücher, welche das Bild eines ehrſamen, anſpruchloſen Spießbürgers vollendeten. „Um noch pauverer auszuſehen," ſagte der Banquier, „laß' ich mir einen kleinen ſchmutzigen Backenbart ſtehen." Liane nahm ſich neben ihm immer noch reizend genug in ihren baumwollenen Fähnlein aus, welche nur am Sonntag einem grünen Merinokleide wichen. Ihre ſchöne Geſtalt, ihr ſtolzer Gang verſchwand nicht ganz unter einem wohlfeilen carrirten Shawl, wie das reiche Haar unter dem groben Strohhut widerſpenſtig vorſah. Handſchuhe waren für den Vater ganz verpönt, für die Tochter nur zuweilen, auf Sonntage, und aus gelbem Waſchleder erlaubt.

Es wäre eine pſychologiſche Streitfrage oder auch ein dankbarer Luſtſpielſtoff, zu unterſuchen: ob der Arme ſich leichter in plötzlichen Reichthum als der Reiche in die neue Armuth findet. So viel iſt gewiß, daß den Rippen des Banquiers der Stellwagen von Linz nach Iſchl ſchon ungemein weh gethan; denn ſelbſt bis zum Stellwagen hatte Liane ihre Illuſionen treiben wollen. Auch machte der Berliner Feinſchmecker ein gar langes Geſicht zu den Griesnockerln, den Knödeln und dem Mehlſchmarren, welche in einem ſehr unſcheinbaren Irdengeſchirr auf ſeiner tiſchtuchloſen Mittagstafel prangten, während Liane weniger vor ihnen als vor der eiſernen Gabel und dem zinnernen Löffel zurückſchreckte. Liane lernte, wenn auch mit einigem Raufen und Zerren, ihr Haar ſelbſt bändigen und ordnen, ſich allein an= und auskleiden, mit eigener Hand für einen Strauß Alpenroſen an dem Fenſterlein, wie für des Papa's Morgenkaffee ſorgen. So fanden ſich beide, Vater und Tochter, mit einem wahrhaft kindlichen Humor, mit innerſtem Vergnügen ſogar in ihre neue Lage, und ſchon nach vierzehn Tagen bemerkte Liane lächelnd, daß Papa wahrhaftig wieder auf Taille ausgehe, wie ihr der kleine Spiegel über ihrem Bett gleichfalls bereits friſchere Farben zurückſtrahlte. Zum erſten Mal in ihrem Leben brauchten ſie eine Cur, welche wirklich und ſichtlich anſchlug, wenigſtens für ihr phyſiſches Theil.

Was das geiſtige Leid anging, wofür dieſe neue Methode erfunden und angewandt worden, ſo mußte Herr von Seligſtein freilich bald einſehen, daß er ſich eigentlich garſtig verrechnet habe und ſeinem Töchterlein neue Waffen für ihr Syſtem liefere, ſtatt daſſelbe zu entkräften und zu widerlegen. In der That, er konnte ihr kaum Unrecht geben, wenn ſie bitter und unmuthsvoll zu ihm ſagte: „Da haſt Du nun, cher papa, die arithmetiſche Probe auf meine Grundſätze. Nicht wahr, ich bin dieſelbe noch, die in Berlin auf allen Bällen und in allen Kreiſen Aufſehen gemacht, die Umringte, Geſuchte, Begehrte, Gefeierte, Beſungene? Und hier, ſiehſt Du, kümmert ſich kein Menſch um mich. Der Stein iſt ihnen nichts, die Faſſung alles. Führe mich morgen unter Deinem wahren Namen im Curſaal auf, komme vierſpännig im Hotel Talachini an, gieb Diners, ſetze mich in die Scene; und die alte Leier geht auf's Neue los. O pfui über dieſe Welt, wo kein Herz mehr nach einem Herzen ſucht, wo Niemand um ſeinetwillen geliebt wird, wo Jedermann im Gegentheil nur ein Rechenexempel aus dem Heiligſten des Lebens macht!"

Der Vater gab beſchwichtigend zu bedenken, daß ſie doch auch gar zu eingezogen lebten, um irgend Bekanntſchaften machen zu können. Liane wollte anfangs aus dem Bann dieſer ihr lieb gewordenen Einſamkeit um keinen Preis ſich wieder hinwegreißen laſſen, und der Vater, welcher ſich vorgenommen, nur nach ihrem Sinne zu leben, gab ihr vorſichtig ſo lange nach, bis ſie von ſelbſt die wunden Fühlhörner langſam nach außen zu wenden anhub, und bis, nach einem faſt vierwöchentlichen Klausnerthum mit dem Papa, ein allmähliges Gefühl der Ermüdung, der ganz gewöhnlichen alltäglichen Langeweile ſie beſchlich. Auf dieſem Punkte hatte ſie der fein beobachtende Arzt erwartet. Unmerklich führte er ſie nun in die Welt zurück, nicht in die Welt der Reunionen und Soiréen, auch nicht als Fräulein von Seligſtein, nein, nur an öffentliche Orte zweiten und dritten Ranges, auf Spaziergänge, zu gemeinſchaftlichen Ausflügen und Landpartieen, und überall als Mamſell Müller aus Potsdam. Nach wenig Zeit hatte der glückliche Vater die Genugthuung, ſeine Tochter bemerkt zu ſehen. Junge ſchmächtige Herren mit alten, bärtigen Geſichtern und alte, dicke Herren mit jungen Haaren liefen ihr nach und ſchauten mit echt vornehmer Inſolenz durch das in die Augenhöhle gezwickte Fenſterglas unter den Strohhut. Papa Müller war wie im Himmel. Er blinzelte, er lächelte, er ſchmunzelte, er grüßte die Herren zuerſt, welche Lianen verfolgten, er wollte faſt mit Gewalt ſich an ſie drängen, kurz er betrug ſich ſo auffallend, daß es beinahe nothwendig wurde, ihn zu vermeiden. Eines Abends zeigte er triumphirend ſeiner Tochter eine ganz unverſchämte Declaration, worin ſie (unter Beiſchluß einer Zehn-Gulden-Banknote!) um eine Zuſammenkunft gebeten ward. „Na, Lianchen,“ rief er aus, „wenn das nicht um Deinetwillen iſt, ſo weiß ich's nicht. Freilich, ganz rein ſcheint mir dieſe Liebe auch nicht!“ So ſagte er mit einem wehmüthigen Blick; Liane ſandte das ariſtokratiſche Billet, ariſtokratiſch im Parfum und im Hautgout der Orthographie, entrüſtet zurück.

5.

Liane wurde wieder blaß, wurde kranker ſtatt geſunder. Wie oft ſtand ſie im Begriff, ſich ihrem Vater in die Arme zu werfen und mit dem Geſtändniß „Ich habe geirrt“ auf ihre Abreiſe zu dringen. Nur etwas, das für weiblichen Stolz ſich ausgab und mädchenhafter Eigenſinn war, hielt ſie von einer ſo offenen Bekehrung ab. Im Stillen aber machte ſie ſich kein Hehl mehr daraus, daß ſie in ihren Phantaſien zu weit gegangen, ſich in einer Sackgaſſe verrannt hatte, woraus ein ehrenvoller Rückzug für ſie bald nothwendig werden mußte. Sie hatte in Iſchl wohl Bekanntſchaften aus dem Mittelſtande gemacht; junge Kaufleute des kleinen Schlages, Bürgersſöhne, Handwerker huldigten ihr in ihrer Weiſe ſo gut oder ſo ſchlecht es anging, allein eines Theils fand ſie, daß ihre „Reine Liebe“ auch in dieſer untern Zone nicht blühete, und anderer Seits ſogar, daß in derſelben der Egoismus und der Eigennutz eine mindeſtens eben ſo große Rolle ſpielte als in der höher gelegenen Schicht der Geſellſchaft. Ein junger Burſch, ſeines Zeichens ein Buchbinder, eben Meiſter geworden zu Gmunden am See, klärte ſie am grauſamſten in dieſer Hinſicht auf. Sie ließ ſich von ihm am liebſten den Hof machen, weil er ein aufgeweckter Kopf und in ſeiner Weiſe nicht übel war. Er gab ihr denn auch nicht undeutlich zu verſtehen, daß er Abſichten habe, und zwar ehrliche: „Sie ſind,“ fügte er eines Abends ſeinem unumwundenen Heirathsantrage hinzu, „eine bildſaubere Perſon, und dann,“ — hier rückte er bedenklich näher, — „ſo a biſſel was wird doch der Herr Vater auch auf d'Seiten g'ſchafft hab'n?“ — Das alſo war es, was Liane ſuchte!? O reine Liebe! nicht einmal bei Buchbindern biſt du mehr zu finden, welche doch tagtäglich die ſchönſten lyriſchen Gefühle klopfen, heften und in engliſches Leder legen müſſen!

Seit dieſer Niederlage wurde die junge Schwärmerin bedenklich tiefſinnig. Herr von Seligſtein rieb ſich die Hände und ſagte für ſich: „die Frucht wird reif, nun iſt's bald an der Zeit!“ So war es auch in der That, wenn hier in Iſchl noch etwas geſchehen ſollte. Sechs Wochen waren ſie da, kein irrender Ritter, kein verkleideter Prinz, kein fahrender Troubadour hatte Lianen gefunden. Die Abenteuer blieben aus, und ihr Herz leer. Der Vater deutete ſchüchtern auf Wien, auf den Vetter; aber nein, ſo weit war Liane noch nicht geſchlagen, daß ſie von dem Ideal einer reinen Liebe zu einem Familien-Arrangement hinabſtiege! O nein! Niemals! Nie!

Es war ein heißer Auguſttag, als Vater und Tochter zu einer kleinen Partie auf den Hallſtätter See aufbrachen: ſie allein, denn Liane ſuchte keine Geſellſchaft mehr, und dafür machte ſie ihrer Seits dem Papa die Conceſſion eines kleinen Korbwagens und einer Forelle am See, nebſt Milchrahmſtrudel. Man ſieht, das Incognito wurde ſchon weit weniger ſtreng gehandhabt.

Leicht und luſtig rollte das Gebirgswäglein mit unſern zwei Wandersleuten durch die reizende Thalſchlucht. Liane fühlte ſich, von der Mittagswärme, die das nahe Hochgebirge milderte, ſanft durchſtrahlt, in leidlich guter Laune. Sie hörte nicht auf, den Vater, welcher gerade auf der Achſe ſaß und in einer fortwährenden, wohlthätigen Erſchütterung auf- und niederſchwankte, mit ſeinem unglücklichen Geſicht und ſeinen vornehmen Airs zu necken. „Das iſt freilich was Anders," ſpottete ſie, „als Dein Pariſer Phaëton, cher papa, und unſere Linden zu Berlin. Damals, dort flogen links und rechts die Hüte, die Grüße, die Bücklinge. Eine ganze Schwadron Ritter von der traurigſten Geſtalt gaben ins Geleit und Bedeckung. Jeder Cavalier verwettete ſeinen edelſten Renner gegen einen räudigen Hund, daß er mich in jeglicher Verkleidung erkennen werde. Auf Ehre, meine Gnädige, Ihr Gang verräth Sie, Ihre noble Haltung, die Art und Weiſe, wie Sie den Kopf wenden; ſo ſchwuren ſie um die Wette! Und ſiehe da, ein Wollenkleid und eine Schürze à la Griſeldis reichen hin, die Göttin zu verhüllen! Wer ſucht in mir etwas anderes als was ich ſcheine? Wer findet mich um meinetwillen aus der Niedrigkeit heraus?"

In dem Wirthshaus am See angelangt, wurde das Mittagseſſen beſtellt und ausgeſpannt. Papa Seligſtein mußte im Schweiße ſeines Angeſichts noch Natur genießen, ehe er an die Forelle kam. Liane hatte den berühmten Waſſerfall des Waldſtrubbaches noch nicht beſucht. Der Weg führt an den ſteilen Wänden des Gebirges hin, durch eine Schlucht, erſt langſam, dann immer ſteiler auf ſchlüpfrigem Boden emporklimmend, an den in tiefer Waldnacht und Felſenſtille verborgenen herrlichen Sturz. Als Liane mitten in den ſprühenden und brauſenden Tropfen ſtand, den Arm um einen Baum geſchlungen, den Rücken an einen Felſenvorſprung gelehnt, neugierig hinabſtarrend in den Kampf des Abgrundes, da bemerkte ſie auf einmal tief unter ſich und gleichſam unter dem Bogen des Waſſers ſelbſt, auf einer ſchmalen, zitternden Brücke ſtehend, einen Mann. Er kehrte ihr den Rücken zu, ſo daß ſie nur ſeine Geſtalt ſah, die ſtill und feſt, mit verſchränkten Armen, ein Bild der Ruhe mitten in dem bewegten ſtreitenden Element ſich hingeſtellt hatte. Es war ein ſolcher Ausdruck von Kraft und Faſſung, von Herrſchaft über ſich ſelbſt und gleichſam auch über die Natur in dieſem Bilde, daß Liane unwillkührlich ſich angezogen fühlte durch den Contraſt dieſes einſamen Menſchen mit der Scene ringsum und mit der ſchwindelnden Bewegung ihres eigenen Innern. Ihr Auge hing wie gebannt, froh, einen Ruhepunkt zu finden, an dem Fremden, welcher erſt nach einer geraumen Weile ſich umwandte und keck, mit der Kraft, der Sicherheit eines Gemsjägers an den zerbröckelten Felswänden emporſtieg, gerade auf Lianen zu. Er hatte ſie noch nicht geſehen, wie ihn Herr von Seligſtein nicht bemerkt haben konnte, welcher ſeitwärts im Walde auf einer Ruhebank verſchnaufte und ſich mit dem gewürfelten Baumwollenläppchen die Perlen ſeiner Stirne abwiſchte. Liane flog wie ein geſcheuchtes Reh auf den Vater zu, ſobald der Fremde an dem letzten Abhange ſchwebte. „Vater, da kommt Jemand,“ ſtammelte ſie athemlos und preßte ihre Rechte auf das heftig pochende Herz. — So, mein Kind; nun meinetwegen. — „Dort, Vater, gerad' herauf aus dem Waſſerfall.“ — Wird ein Waſſerbaumeiſter ſein. — „Ach warum nicht gar?“ — Oder ein Mitglied der Verſchönerungscommiſſion von Iſchl, welches Anlagen anbringen will, die große Landplage aller Badeorte. Ich begreife nicht, wie man auf Anlagen Geld anlegen kann: eine Natur auf Actien ſteht viel tiefer als ein Eiſenbahnanlehen. —

Der Fremde war inzwiſchen eben angelangt. Nein, wie ein Hydraulikus oder ein Verſchönerungscommiſſär ſah er nicht aus, eher wie ein reiſender Maler. Zu dieſem Charakter paßte der ſchwarze Sammtrock, der dunkle, kraus und wild wuchernde Bart um Kinn und Wange, das lange, ſtraff herabhängende, blauſchwarze Haar, endlich auch das tiefliegende Auge und die bleiche Wange. Seine Chauſſure war allerdings mehr hydrauliſch als maleriſch; ungeheuere Waſſerſtiefel reichten bis an die Knie heran. In der Hand hielt er einen Alpenſtock, wie er in jenen Gegenden bei Jägern und Hirten gewöhnlich iſt.

Der Fremde näherte ſich unbefangen und geraden Wegs Lianen, faßte an den Gebirgshut und überreichte ihr ein aus Haaren geflochtenes Armband mit goldenem Schlößchen, indem er höflich ſagte: „C'est sans doute Mademoiselle, qui vient de perdre ce bracelet?“ Liane faßte beſtürzt nach ihrer Hand und blickte dann auf den kleinen, an ſich werthloſen Schmuck, den ihr der Fremde darreichte. Sie wußte ſich kaum zu der Antwort zu faſſen: Oui, Monsieur, c'est bien moi, Il paraît, que je l'ai perdu . . . — „Là-haut, au bord du rocher, où je l'ai trouvé en montant.“ — Während Liane ſtumm und zitternd nach dem Armbande griff, entfernte ſich der ehrliche Finder ſchon wieder mit einem kühlen Gruße. Der Vater mußte ihm den Dank nachrufen, welchen Liane durchaus vergeſſen zu haben ſchien. Er wandte ſich noch einmal grüßend um und war bald in der Tiefe der Schlucht verſchwunden.

So natürlich und bedeutungslos dies kleine Begebniß an ſich erſcheinen mag, verfehlte es doch nicht, auf Lianens Gemüth einen plötzlichen Eindruck zu machen. Nach Abenteuern begierig, ſuchte ſie in allem, was von dem gewöhnlichen Gehen und Kommen des Tages abwich, mehr, als ein unbefangener Blick darin fand. Noch lange ſtand ſie in Gedanken verloren, die Hand auf das wieder angelegte Armband gedrückt und ſchaute auf die Stelle, wo der ſchwarze Sammtrock ſich im grünen Walde verloren hatte. Das Armband war ihr werth und theuer; Beweis genug, daß ſie es trotz ihrer „Verkleidung“ beibehalten hatte. Es war das erſte Weihnachtsgeſchenk ihrer ſeligen Mutter, deren Haare es enthielt. Der Mann, welcher ihr deſſen Beſitz rettete, wurde für ſie dadurch allein von Bedeutung. Zudem ſeine Erſcheinung, ſein Auftreten, der Waſſerfall, der Fels, der Wald, der blaue Himmel droben, die tiefe Stille und Einſamkeit rings um, nur unterbrochen durch das Rauſchen des Waſſers und heimliches Säuſeln in den Baumwipfeln: — ſie ſenkte wie betäubt den Kopf, und in ihrem Herzen ſchlug leiſe, aber vernehmlich eine Stunde, die anders war, als alle übrigen.

„Wer mag der Herr geweſen ſein?“ fragte ſie nach einem geraumen Schweigen den Vater.

— Ein fahrender Student, ein Malerlehrling, ein Genie auf Reiſen. —

„Du ſprichſt das ſo verächtlich, Vater, und doch ſind wir ihm zu Dank verpflichtet.“

— Den Du mir auszuſprechen überließeſt. —

„So überraſcht war ich.“

— Durch eine ganz einfache Begegnung, einen Zufall? —

„Es gibt keinen Zufall. . . . Er ſah eigenthümlich aus.“

— Sage abenteuerlich. —

„Wenn ein Mann keinen Barbier hat und einen andern Schneider wie Ihr, heißt er Euch gleich ein Abenteurer.“

— Ich fand ihn zudem unhöflich. —

„Wie ſo das?“

— Ein wohlerzogener Menſch läuft nicht ſo davon wie ein Buſchklepper; auch ſpricht man wohl: j'ai eu l'honneur oder le bonheur de retrouver . . . nicht ſo ſimpel weg: j'ai retrouvé. —

„Phraſen, Vater, Phraſen, aus Meiringers Geſprächen. Gottlob, daß er ſie wegließ.“

Der Fremde ſtieg um zehn Grad in Lianens verborgener Theilnahme, während ihn der Papa um fünf herabzudrücken verſuchte. (— Zur Beachtung für die Herren Aeltern! —) Und wenn Liane auf dem Rückweg über ihn nicht weiter ſprach, ſo war das ein Beweis, wie ſehr ihre Gedanken mit ihm beſchäftigt waren.

Herr von Seligſtein fand die Forelle und den Milchrahmſtrudel ſeiner harrend und erwies ihnen die Ehre eines gnädigen Empfangs, währen Liane zerſtreut über ihren Teller wegblickte, hinaus in den See. Je näher es auf den Abend ging, je mehr verfinſterte ſich ſein tiefblauer Spiegel. Drohende Wolken hingen von den Zacken und Kanten der ihn umſchließenden Felſen und durch die Bäume rieſelte der ſeltſame, alle Blätter nach oben kehrende Fieberſchauer, der wohlbekannte Bote eines Gewitters. Ein ſolches zog ſich wirklich zuſammen mit der in dieſen Bergen gewöhnlichen Eile. Die erſten Schläge, furchtbar wiederhallend in den Klippen ringsum, überraſchten Seligſteins noch auf dem See, in einem jener kleinen, ungeſchickten Nachen, wie ſie dort zu Spazierfahrten benützt werden. Sie hatten den Wagen vorausgeſandt und wußten ihn erſt am andern Ende des See's wartend, in einer noch ziemlich anſehnlichen Entfernung. Schon fielen einzelne ſchwere Tropfen, und die ſtille Oberfläche des ſchönen Waſſers furchte ſich wie eine menſchliche Stirne im Zorn, in der Angſt. Der Schiffer rieth am Lande die erſten Ausbrüche des Unwetters abzuwarten, das, verſicherte er, heftig werden würde. Dem See ſei ohnehin nicht zu trauen; ſo unſchuldig er ausſchaue, habe er ſeine Tücken, und das Boot wäre gegen die Welle ſchwer zu regieren. Es war nichts anders zu thun als ſeinem Rathe zu folgen. Man ging an's Land, wo ein paar niedere Holzſchuppen, leicht gedeckt, wenigſtens nothdürftigen Schutz verhießen.

Liane trat zuerſt hinein, und mit einem kleinen Ausruf der Ueberraſchung zurück. „Vater,“ flüſterte ſie dem Nacheilenden zu, „da iſt er wieder.“

— Wer denn? —

Liane machte ein ungeduldiges Geſicht. Der Sammtrock trat aus der Hütte und grüßte.

6.

„Sie wohnen doch nicht hier, mein Herr?“ fragte Herr von Seligſtein mit vornehmem Lächeln.

— Nein, mein Herr. —

„Alſo naß geworden, wie wir, und verſchlagen vom Sturm? Sie Robinſon, ich Freitag!“

— Nicht naß geworden, nur naß gemacht. —

„Wie ſo?“

— Ich habe im See gebadet. —

„„Das hätte dem Herrn auch ſchlecht bekommen können,““ ſo ſchaltete der Schiffer ein, „„das Waſſer iſt ja eiskalt.““

— Deſto beſſer, mir war glühend heiß. —

Liane hatte ſich in die Hütte auf einen Haufen Stämme geſetzt und blickte hinaus in den ſtrömenden Regen. Ihr Vater ſtand neben ihr; der Fremde, deſſen ſchwarzes Haar noch ganz feucht war und glatt bis faſt auf die Schultern herabhing, hielt ſich an der Thüre. Draußen pfiff der Wind über den See, und die Tropfen plätſcherten auf das Schindeldach.

Man ſprach vom Wetter, vom See, vom Gebirge. Der Sammtrock drückte ſich gewählt aus, mit einem Anflug von Poeſie ſogar; er redete das Deutſche ſo, daß man ſah, es war ſeine Mutterſprache, nur ließ auch nicht die mindeſte Spur von einer Mundart auf ſeine Heimat ſchließen. Liane miſchte ſich wider ihre Gewohnheit nicht viel in das Geſpräch; einmal blos, als der Fremde meinte, der See ſei am ſchönſten im Mondenſchein, ganz ſtill, wo er zwiſchen den dunklen Felſen ſchliefe wie ein Kind in der Wiege, das den Himmel am reinſten abſpiegele, nur darauf meinte Liane, mit dem Arm hinausweiſend

„Ich lieb' ihn mehr ſo; ein Bild des Kampfes, der entfeſſelten Kraft.“

— Der Kampf ſelbſt iſt nie ſchön, mein Fräulein. —

„Aber groß.“

— Es giebts nichts Größeres als die Ruhe. —

„Haben Sie das Meer geſehen?“

— Welches? —

„Nun, das Meer überhaupt.“

— Ich kenne alle Meere. —

„Wohlan, finden ſie einen Sturm nicht furchtbar-erhaben, nicht groß?“

— Minder als Meeresſtille. —

Liane ſchwieg. Der Vater beugte ſich zu ihrem Ohr herab: „Du, nimm Dich in Acht, Lianchen. Der hat alle Meere geſehen; entweder er flunkert, oder es iſt der ewige Jude, frei nach Eugen Sue in's Iſchl'ſche überſetzt.“ Liane zuckte die Achſeln.

Nahe an zwei Stunden hatten die Schiffbrüchigen in ihrem engen Hafen mit einander zugebracht, mehr ſtumm als redend, bis das Wetter nachließ. Ein prächtiger Regenbogen ſpannte ſich aus, und der See mit ſeinen Ufern glänzte in der unnennbaren Friſche und Reinheit aller Farben, welche der Abend immer giebt, aber niemals in ſo klaren Tönen als nach einem Gewitter. Der Schiffer machte ſeinen Nachen wieder los, und Herr von Seligſtein band ſein baumwollenes Sacktuch um den alten Filzhut, um ihn vor dem feinen, noch anhaltenden Regen zu ſchonen. Man glaubt nicht, wie tief ſich die Millionäre, ſind ſie einmal drin, in den Charakter eines armen Mannes finden oder verlieren.

Herr von Seligſtein hatte die Höflichkeit, dem Fremdling, falls er ebenfalls nach Iſchl zurückzukehren beabſichtige, ſeine Flotte und ſeine Equipage zur Dispoſition zu ſtellen. Liane fand dies Anerbieten übertrieben artig und ſchalt den Papa im Innern aus, obgleich ſie ihm gern dafür um den Hals gefallen wäre. Der Sammtrock nahm an, und zwar ohne alle Complimente. „Hm, der iſt sans façon,“ murmelte Seligſtein, als er Lianen in das Boot half. Sie fand das ebenfalls, allein ihr gefiel es.

Während der Ueberfahrt wurden noch allerlei Reden gewechſelt, über Iſchl, die Geſellſchaft, das Bad, ohne daß man ſich deswegen perſönlich näher rückte. Herr von Seligſtein fiel darin aus der Rolle, daß er nicht unumwunden ſeinem Gaſt das Meſſer an die Kehle ſetzte, und ihn ſein kleinbürgerlich fragte: „Hören Sie, mein guter Freund, Sie fahren mit mir, dafür ſagen Sie mir aber auch gefälligſt, wie Sie heißen, wo Sie her ſind, was Sie in Iſchl machen, warum Sie einen Sammtrock tragen, wie viel Sie jährliche Einkünfte oder Beſoldung genießen, was Ihre werthe Familie treibt," und dergleichen merkwürdige Dinge mehr. So hätte Herr von Seligſtein im Charakter ſeines blauen Ueberrockes fragen müſſen; allein hier ſpielte er den Weltmann, den Badegaſt comme il faut. er ſchwieg. So that Liane, ſo der Sammtrock.

Erſt ſpät Abends, als der Wagen in Iſchl angekommen war und der Fremde bat, in der Nähe des Curhauſes abſteigen zu dürfen, weil er da herum wohne, kam es zu einer diplomatiſchen Verſtellung im Mondenſcheine. Der Sammtrock, welcher neben dem Kutſcher geſeſſen, den Rücken Lianen und ihrem Vater zugewendet, ſagte, als der Fuhrmann die Pferde anhielt, mit artiger Wendung ſich umdrehend:

„Ich darf wohl ohne Unbeſcheidenheit fragen, wem ich für die angenehme Heimfahrt verbunden bin?"

— Mein Name iſt Müller, Heinrich Müller aus Potsdam. Das iſt meine einzige Tochter Juliane. Wenn wir dagegen . . . —

Liane ſtieß den Papa ſanft an. Er fuhr aber fort:

— Wenn wir dagegen auch um die Adreſſe desjenigen bitten dürfen, welcher uns ein Andenken an meine ſelige Frau, ein Familienkleinod, gerettet hat? —

„Daniel Stern."

Eine tiefe Verbeugung und er ging davon.

— Daniel Stern, — ſo wiederholte Papa Seligſtein, —

Daniel Stern, nix hinten, nix vorne. Nicht woher, nicht was. Scheint mir kein Daniel in der Löwengrube, kein großer Prophet, auch kein Fixſtern, ſondern nur ein Wandelſtern zu ſein, Lianchen, he! was meinſt Du? —

„Ich weiß nicht, Vater."

— Du, Kutſcher, hat er Dir ein Trinkgeld gegeben, der fremde Herr? —

„Nit a Fünferl, Eu'r Gnaden."

— Das iſt entweder ſehr vornehm, Herr Daniel Stern, oder ſehr . . . ſehr . . . Was meinſt Du, Lianchen? —

„Ich meine gar nichts, Vater."

— Ja ſo! —

O Liane, o Juliane, o Julie, noch ohne Romeo! Hätteſt du doch das Geſicht des alten Capulet geſehen, wie er ſo ſelbſtvergnügt in ſeinen drei Tage alten Bart lächelte; dies Lächeln lautete in der Schlegel'ſchen Ueberſetzung:

— Mein Herz iſt mächtig leicht,
Seit dieß verkehrte Mädchen ſich beſonnen.

7.

Liane ſchlich am anderen Morgen in eine Buchhandlung und kaufte, nach einigem Suchen, unter vielem Erröthen, eine — Badeliſte. Was ſie damit gethan, als ſie daheim, in ihrem Kämmerlein, ſich eingeriegelt, weiß jede Leſerin von Geſchmack und Urtheil; ſie blätterte lang, haſtig, und fand endlich, (und erſchrack, als ſie ihn fand) den Namen: Herr Stern, Portraitmaler aus Paris, wohnhaft in einer der beſcheidenſten Behauſungen des öſterreichiſchen Mode-Bades.

Selbiger Herr Stern hatte die Bekanntſchaft mit Herrn und Mamſell Müller gelegentlich, aber freilich auf Anknüpfung des Erſtern, fortgeſetzt, ſie auf Promenaden getroffen, im Curhaus geſprochen, an der Quelle gegrüßt. Je mehr das Häuflein der Badegäſte vor dem herbeiziehenden Herbſte zuſammenſchmolz, um ſo näher rückte der kleine Reſt an einander. Stern und Müllers wurden allmählig befreundet, natürlich immer im Style des Badeortes; ſie ſpeiſten zuſammen in der und jener Reſtauration, luſtwandelten einmal ein Stündlein unter den Uebrigen, begegneten ſich hie und da und immer häufiger wieder. Es mußte auffallen, daß die Tochter, welche das natürliche Mittelglied dieſer Verbindung hätte abgeben ſollen, eigentlich immer mehr im Hintergrund blieb, während der Papa mit dem Fremden auf dem Billard und im Kaſſeehaus angelegentliche Freundſchaft ſchloß. Endlich kam es ſogar zu gegenſeitigen Beſuchen. Herr von Seligſtein kehrte ganz entzückt aus dem Atelier des jungen Künſtlers zurück, ſeiner Verſicherung nach hatte Liane nie ſo etwas von einer Aehnlichkeit geſehen. „Ich werd' mich auch malen laſſen," ſagte er, „Stern hat mir's angeboten. Er will mich dunkel auffaſſen, mit Wolken im Hintergrund, weißt Du."

— Wie damals am Hallſtädter See, Dein Schnupftuch um den Kopf, nicht wahr, Väterchen? —

„Spotte nur; Du mußt auch dran glauben. Er hat ſchon angeſpielt. Denk' nur, er will es uns als Souvenir mitgeben, rein umſonſt. Der Preis, fürchtet er vielleicht, wird den Herrn Müller aus Potsdam abſchrecken."

— Und was machſt Du mit dem Portrait? —

„Ich laſſ' es lithographiren und verſchenk's an unſere Freunde in Berlin, mit der Unterſchrift: „Herr Müller aus Potsdam!"

— Aufrichtig geſtanden, Vater: ich mag Herrn Stern nicht ſitzen. —

„Warum nicht?"

— Darum nicht. —

Liane hatte ihren Vater zu ſehr an dieſen Grund aller Gründe gewöhnt, als daß er nach weiteren forſchte. Er ſchlug ein Schnippchen und ging mit ſeelenvergnügtem Geſichte davon. Liane ſah ihm verwundert nach.

In der That fühlte ſie gegen den Maler im Innern jene inſtinktmäßige Scheu, mit welcher das jungfräuliche Gemüth, wechſelsweiſe angezogen und abgeſtoßen, ſeinen Ueberwinder begrüßt. Vom erſten ungewöhnlichen Augenblicke ihrer Begegnung an war ihr Herr Stern bedeutend geweſen. Seine Formen, durchaus verſchieden von denen aller übrigen Männer, machten zunächſt Eindruck auf ſie. Unter dem vollkommen guten Tone der gebildeten Geſellſchaft brachte er eine Ruhe, einen Ernſt, ja eine Kälte ihr entgegen, an die Liane bisher nicht gewöhnt war. Niemals kam ein banales Compliment, ein galantes Wort über ſeine Lippen: aber ebenſo wenig auch eine warme Huldigung, entſprungen aus dem Bemühen, ſich ihr zu nähern. Stern's Auge blickte ſie feſt und unumwölkt an, ſein Lächeln hatte nichts Verbindliches, ſeine Unterhaltung war nie ein Spiel, immer nur ein tiefer, faſt trauriger Ernſt. Er war ein Mann von Welt, aber mehr noch ein Mann von Geiſt, er wußte viel, hatte gelernt, geleſen, gereiſt, beobachtet, auch gelitten, wenn ſeine Züge nicht logen, und bildete mit allen dieſen Eigenſchaften einen lebendigen Gegenſatz zu jenen alten Jünglingen der Geſellſchaft ſowohl, die nur überaus ſüß und leicht ſein können, als zu den noch widerwärtigeren jungen Greiſen, die in einem Viertel-Jahrhundert ein ganzes Menſchenleben durchgemacht zu haben meinen und ſcheinen. So beurtheilte ihn wenigſtens Liane, und ſie mußte ſich bebend geſtehen: da iſt einmal ein Mann, ein Mann im vollen Sinne des Wortes, auf Deinen Lebensweg getreten. Mit ſchüchternen Schlägen fügte das erwachende Herz des Mädchens hinzu: Von dem würdeſt Du Dich finden laſſen, wenn er — Dich ſuchte. Aber, erwiderte der Verſtand, er ſucht Dich nicht. Und dann: bei aller Unabhängigkeit, was müßte der Vater von einer ſolchen Partie denken, was die Welt?

Liane ſaß doch. Der Vater begleitete ſie natürlich: deß ungeachtet aber war ſie ſo gut als tête-à-tête mit dem Maler. Es liegt etwas unendlich Excluſives in dieſen Sitzungen, und deswegen für beide Theile eine große Gefahr. Kein Tanz, kein Pfänderſpiel alten Styles, keine neumodige Lektüre mit vertheilten Rollen nähert ſo gewaltig, als das unſcheinbare

Rendezvous, welches ſich Maler und Modell geben. Das ſtete Begegnen und Wandern der Blicke, das Studium der Seele in den Zügen und der Züge in der Seele, der anhaltende Verkehr der ganzen Perſönlichkeit mit einer andern, gegenüberſitzenden, gleichſam auf Treu und Glauben überlieferten: alle dieſe zarten Wechſelverhältniſſe werden gar leicht von der ſtummen Leinwand bedenklich übertragen in das ſtumme Herz. Doch fand Liane in Stern's ſichtlicher Ruhe eine leidliche Bürgſchaft für ihre eigene Unbefangenheit. Wie oft hatte ſie in derſelben Art berühmten Künſtlern aus Berlin, München, Dresden gegenüber geſeſſen, und wie viele ſchöne Redensarten waren gleichſam als Hintergrund oder Firniß auf die hundert Portraits getragen worden, die von ihr exiſtirten, in Oel, in Miniatur, in Kreide, über des Vaters Schreibtiſch, auf ſeiner Tabatière, im Armband einer Freundin! Herr Stieler, der ſie gelegentlich ihrer Confirmation gemalt, mit dem Geſangbuch in der Hand, hatte den frommen ſchwärmeriſchen Blick ihrer Augen enthuſiaſtiſch geprieſen, Herr Krüger ihre ſchöne Geſtalt, ihre feine Hand, ihr prächtiges Haar, Herr Sohn den rafaeliſchen Schnitt ihres Profils und ihre Venetianiſche Carnation. Herr Stern hatte kein Wort für alle dieſe Wunder der Schönheit, und wenn er ihr bittend zurief: „Ein wenig links, mein Fräulein," oder: „Die Augen etwas mehr auf mich, Fräulein Müller," ſo klang auch nicht die leiſeſte Bewegung aus dem Tone ſeiner Stimme, ſo daß Liane ärgerlich bei ſich ſelbſt ausrief: „Er malt wie ein Handwerker, nicht wie ein Künſtler!"

Schon bei der dritten Sitzung hielt ſie mit dieſem heimlichen Verdruß nicht länger an ſich. Da er den kleinen Kampf nicht eröffnete, wollte ſie ihm ſcharmutzirend, herausfordernd entgegenkommen.

„Wie ſind Sie mit Ihrer Arbeit zufrieden, Herr Stern?“ fragte ſie.

— Leidlich, mein Fräulein. Die Aehnlichkeit wird bald da ſein. —

„Und noch haben Sie mir kein freundliches Wort geſagt, daß ich ſo artig ſitze.“

— Daß Sie ſo ſchön ſitzen, meinen Sie wohl? —

„Pfui, Herr Stern!“

— Sie haben das oft genug gehört, denk' ich, und Ihr Spiegel ſagt es ihnen täglich. —

„Halten Sie mich für eitel?“

— Ich wollte, ich hielte Sie für ſtolz. —

„Ich kann es ſein.“

— Nicht doch. —

„Ihre Kunſtgenoſſen ſind nicht Schuld, wenn ich es nicht bin.“

— Sie haben alſo ſchon öfters geſeſſen? —

Herr von Seligſtein huſtete, um an das bedrohte Incognito zu erinnern.

„Zweimal; ganz jungen Anfängern, welche noch keine Beſchäftigung hatten.“

— Und einſtweilen damit anfingen Ihnen Schmeicheleien zu ſagen. —

„Nun, und wenn?“

— So hatten ſie Unrecht. Unſer Griffel, unſer Pinſel mag ſchmeicheln, unſere Lippe nicht. —

„Sie haben ſich gewiß in dieſer Hinſicht nichts vorzuwerfen?“

— Ich hoffe, nein. —

„Um ſo eher kann ich Wahrheit von Ihnen erwarten. Wie finden Sie mich?“

— Fräulein Müller! —

„Keine Ausflucht, Herr Stern!“

— Und keine Schmeichelei? —

„Wahrheit, rien que la Wahrheit, toute la Wahrheit!“

— Ich finde Sie noch nicht ſchön. —

„Danke, Herr Stern!“

— Schon jetzt, Fräulein Müller? —

„Fahren Sie fort!“

— Zur Schönheit gehört Ruhe. —

„Ach, Ihre Theorie vom Hallſtätter See?“

— Dieſelbe. —

„Iſt mein Geſicht ein Gewitter?“

— Nicht ganz. Aber ruhig iſt es auch nicht. Es iſt noch nicht fertig. Der Geiſt macht ſich ſeine Form, überall in der Natur, am deutlichſten im menſchlichen Antlitz. Ihr Auge … —

„Nun, mein Auge?“

— Pardon, mein Fräulein; Ihr Auge iſt unſtät, Ihren Zügen fehlt jene innere Harmonie, die wir Maler als Ideal der Schönheit verehren. —

„Sie ſind kein Romantiker, Herr Stern, ſcheint es?“

— Nein, mein Fräulein. In meiner Kunſt nicht, und im Leben auch nicht. Mir geht Friede, Ebenmaß, Klarheit über Alles. —

Liane ſtand etwas heftig auf und trat an's Fenſter. Stern, der ruhig ſitzen geblieben und nicht einmal den Bleiſtift abgelegt, — er zeichnete in Kreide, — ſagte vollkommen unbewegt:

— Sie ſehen, wie Recht ich hatte. Sie wollten Wahrheit, die Sie nicht wollen. —

„Warum nicht?“

Liane ſetzte ſich wieder, ebenſo heftig als ſie aufgeſtanden.

Stern ſah ſie ſcharf aber kühl an und hob die Sitzung mit den Worten auf: — Ich danke für heute, mein Fräulein. —

„Wie? Sie hören ſchon auf?“

— Nicht ich, Sie ſelbſt. Ihre Züge ſind bewegt, ich kann ſie nicht mehr faſſen. —

„Infam!“ rief ſie aus und ſtampfte mit dem Fuße. Stern verbeugte ſich und — zerriß ſeine Zeichnung. Herr von Seligſtein, um jeden weitern Ausbruch von Zorn und Zank zu vermeiden, führte ſeine Tochter mit einigen begütigenden Worten hinaus, während ihnen Herr Stern, als wäre nichts geſchehen, höflich und ruhig das Geleite zur Thüre gab.

Liane faßte ihres Vaters Arm und ging mit ihm einige Male in der Allee auf und nieder. Sie hatte Mühe, Thränen zu unterdrücken; ihre Röthe, ihr raſcher Gang verrieth hinlänglich den Sturm, welcher in ihrem Innern tobte. Der Vater ließ, klug und berechnend wie immer, die erſten Wolken vorüber gehen, und ſprach dann zu ihr:

„Du haſt Recht, Liandchen, ſolch' ein kalter, unartiger Menſch iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

— Daß wir ihn nie wiederſehen; hörſt Du, Vater, nie!? —

„Nie, mein Kind!“

— Kein Wort mehr zwiſchen uns, keines! —

„Keine Sylbe!“

— Mir meine Unruhe in's Geſicht vorzuwerfen! —

„Und dieſes Geſicht nicht einmal ſchön zu finden!“

— Infam! —

„So haſt Du ihm's geſagt, und es war Recht. Wärſt Du ein Mann, Ihr müßtet Euch ſchießen.“

— Daß er ſich nichts aus mir macht, weiß ich. —

„Aber machen wir uns denn was aus ihm? Nicht ſo viel, Herr Stern, daß Sie's wiſſen!“

— Vielleicht war ich zuerſt heftig. —

„Welches Mädchen wäre es nicht, wenn ihr ein Maler ſagt: Ich finde Sie nicht ſchön, mein Fräulein!“

— Ach, das war es nicht, Vater! mir iſt's gleich, ob er mich ſchön findet oder häßlich. —

„Ja, nach Deiner Theorie müßteſt Du freilich eher wünſchen, daß er Dich häßlich fände.“

— Wie ſo? —

„Nun weil Du dann doch ſicher wäreſt, nicht um Deiner Schönheit willen von ihm gemalt zu werden, oder aufgeſucht, oder gar . . .“

— Ich bitte um Gotteswillen, laſſe mich in Ruhe mit Deinen Fortſetzungen aus meinen Theorien. Ich ſehe Herrn Stern nicht mehr, und damit Punktum. —

„Wir haben uns nie geſehen. Gedankenſtrich. Er iſt uns wildfremd: ein Europäer, ein Inſulaner, ein Mendinquiline. Amen!“

8.

Geſagt, gethan. Sie ſahen ſich nicht mehr. War Herr Stern noch in Iſchl oder nicht? Liane hoffte beinahe, („obwohl es ihr ganz gleichgiltig war,“—) er ſei aus Zorn abgereiſt. Sie hätte was drum gegeben, ihn im Poſtwagen ſitzen zu ſehen. Aber nein, nachdem ſie, um ihm nicht zu begegnen, acht Tage lang alle öffentlichen Orte vermieden, traf ſie ihn am neunten an der Sophien-Quelle. Er war mit einigen Damen und grüßte Liane und den Vater ganz artig. Liane bekam auf einmal Kopfweh und eilte nach Haus. Sie ſchloß ſich in ihr Zimmer ein und — weinte. Sie weinte ſo ſchmerzlich, ſo laut, daß ſie der Vater hören mußte und beſorgt durch das Schlüſſelloch flüſterte: „Liane, Dein Vater will mit Dir weinen!“ Sie öffnete die Thüre und warf ſich mit krankhaftem Schluchzen an ſeine Bruſt.

Am nächſten Morgen ſprach Herr von Seligſtein Herrn Stern zuerſt an. Den Tag darauf erſchien auch Liane wieder, und Herr Stern trat ihr mit einer theilnehmenden Frage nach ihrem Befinden entgegen. Welche eiſige Kälte ſchauerte aus den wenigen Worten das erglühende Mädchen wiederum an! Sie antwortete mit einer Stimme, die ſie vergeblich feſt zu machen ſuchte: „Ich danke, Herr Stern. Die Luft bekommt mir hier nicht recht mehr, deshalb blieb ich einige Tage im Zimmer. Wir gedenken bald abzureiſen, der Vater und ich.“ Hatte ſie von dieſer Botſchaft einen gewiſſen Eindruck auf Stern erwartet, ſo wurde ſie ſchmerzlichſt getäuſcht, indem er erwiederte: — Da thun Sie Recht; die Saiſon iſt ohnehin beinahe vorüber, und wenn einmal der September da iſt, ſoll man alle Bäder meiden. —

„Sie werden noch länger verweilen, ſcheint es?“

— Ich habe noch eine Ausflucht nach dem Dachſtein vor. —

„Mit jenen Damen vielleicht, welche ſie neulich in der Allee des Brunnens geleiteten?“

— Ohne ſie, mein Fräulein. —

„Iſt der Dachſtein weit von hier?“

— Die Partie nimmt zwei Tage in Anſpruch. —

„Lohnend?“

— Vielleicht; gewiß ſchwierig. —

Liane und ihr Vater betheiligten ſich auf ſchickliche Weiſe daran; ſie hatten noch keine Gletſcher geſehen. Mühſam und anſtrengend iſt der Weg, und für Damen das höchſte Ziel deſſelben kaum zu erreichen. Liane wagte ſich mit einem Muth, welcher den beſorgten Vater erſchreckte, bis in das „ewige Eis,“ während Herr von Seligſtein nur langſam zu folgen vermochte. Mit ſeiner eigenen Perſon zur Genüge beſchäftigt, mußte er ihrem Begleiter die Aufgabe überlaſſen, die kecke Steigerin zu ſchützen und zu ſtützen. Herr Stern übte ſein Amt mit wachſamer Sorgfalt und ruhiger Unbefangenheit; ſeine Hand zitterte nicht, ſein Herz ſchlug in dem gleichen, gemeſſenen Pulſe fort, wenn Liane ſich ſchwindelnd an ihn lehnte und mit leiſem Beben ſeinen Arm ergriff.

Das Kind der Ebene und des Sandes war vom nahen Anblick des Hochgebirges mächtig ergriffen. Sie wies mit einer ſtillen Trauer in Blick und Ton auf die ſtarre, kalte Ruhe, die rieſenhafte Formengröße der gebietenden Natur hin. Stern erzählte von ſeinen Reiſen. Er hatte auf den ausgebrannten Vulkanen Amerika's geſtanden und unter den Gletſchern der Schweiz; ihm war, ſagte er, die verkohlte Oede, die hohle Zerriſſenheit der erſten noch weit trauriger vorgekommen, als die unbewegliche Verſteinerung, der ewige Winter der letzten. Ihr Anblick erfriſcht doch, während ein trockener Vulkan unſer Herz ſelbſt einzuäſchern ſcheint. „Es iſt,“ ſo fügte er ungemein ernſt hinzu, „in dieſem Gegenſatz eine ungeheure Lehre für den Mikrokosmus der menſchlichen Welt gelegen. Ein ausgebrannter Vulkan iſt wie ein blaſirter Mann, ein an der modernen Krankheitsform der Ueberſättigung, des Ueberreizes leidendes Weib. Was helfen die wenigen brillanten Feuerwerke ihres Geiſtes, die Ausbrüche einer plötzlichen Leidenſchaftlichkeit, wenn ihr inneres Leben verbrannt iſt und unterwühlt?“

— Und was hilft, entgegnete Liane, das ewige Eis des Gletſchers, welches keine Sonne zu ſchmelzen vermag? —

„Es rieſelt im Schaum der Bäche in's Thal und giebt den Wieſen am Fuße jenes unnachahmliche Grün, das nur die Landſchaft im Hochgebirge kennt. Ein Gletſcher iſt ein großer Wille, ein ſtarrer Charakter; er biegt ſich nicht, er ſchmilzt nicht, wie Sie ſagen, allein er hält zuſammen, er befruchtet, er friſcht auf. Ein Vulkan zerſtört nur, erſt ſein eigenes Innere, dann alle fremde Umgebung."

— Iſt denn wirklich, was Sie Geiſt nennen, nur Vulkan? —

„Was ich ſo nenne, o nein, mein Fräulein: was die Welt, — gewiß! Geiſt! Es iſt ein wohlfeiles Wort, die Conventionsmünze unſerer Geſellſchaft bezeichnend. Einige Phraſen, zu rechter Zeit hingeworfen, ein paar Vergleiche, gut oder übel angewandt, ein gewagtes, auf Schrauben geſtelltes Urtheil, ein verſchmähſamer Hochmuth gegen das „Gewöhnliche" und was man ſo zu nennen beliebt: aus dieſen Ingredienzien braut die Welt ihren Geiſt. Lectüre und Gewandtheit im Ausdruck, Fertigkeit in der Sitte giebt das Recht, abzuſprechen, prätentiös zu ſein, ſich zu überheben, Gott und die Welt zu ſchulmeiſtern."

— Sie malen in's Schwarze. —

„Das iſt meine Specialität."

— Sie machen alſo für Ihre Freunde, für . . . für Ihren Umgang, Ihre . . . Familie keinen Anſpruch auf Geiſt? —

„Ich rede nicht von mir im Beſondern, mein Satz war ein allgemeiner."

— Der keine Probe auf Sie ſelbſt zu ertragen ſcheint? —

„Noch hab' ich nicht verſucht, ſie zu machen."

— Und wenn? —

„So würde ich immer, mein' ich, auf meinem Sinne beharren: Nur nicht geiſtreich, wohl zu verſtehen, im Style der neuen Zeit."

— Was aber verlangen Sie als Erſatz? —

„Lächeln Sie, wenn ich mit einem abgebrauchten, in den vornehmen Bann gethanen Worte entgegne: Herz. Ja, Herz und Natur. Sie allein geben den unerklärbaren Zauber der Weiblichkeit. Zehn geiſtreiche Frauen wiegen Ein gutes Weib nicht auf.“

— Sie predigen ſociale Ketzerei, Herr Stern. —

„Ich weiß, mein Fräulein. Ich weiß, welchen fatalen Beigeſchmack auf der ſcharfen Zunge der Mode das Wort „Gut“ angenommen hat. Eine gute Frau, das heißt in dem Jargon der Salons: Ein dummes Gänschen. Ein natürliches Mädchen findet die Welt nur genießbar, wenn es mit einer pikanten Sauce als „Einfalt vom Lande“ auf einem Hoftheater vorgeſetzt wird.“

— Alſo, das Gemüth über Alles, iſt Ihr Text zur Bergpredigt? —

„Gemüth, Natur, Güte, Einfalt, nennen Sie es, wie Sie wollen; ich ſage Ihnen mit Fauſt: Wenn Ihr's nicht fühlt Ihr werdet's nie begreifen!“

— Und nur kein Geiſt? —

„Nur kein Geiſt, um Gotteswillen kein Geiſt!“

Während dieſer Unterhaltung war Herr von Seligſtein keuchend nachgekommen. Die letzten Worte hatte er noch gehört und ſprach daran anknüpfend:

„Wie? Ich glaube gar, Sie beſchwören den Berggeiſt, den Alpenkönig und Menſchenfeind, Herr Zauberer?“

— Ich beſchwöre ihn, nicht zu erſcheinen. —

„Mir ſcheint, Sie haben mit meiner Tochter wieder Streit gehabt, Herr Stern; Liane ſieht ganz verdrüßlich drein.“

— Eine bloße äſthetiſche Controverſe. Fräulein Liane wollte hier den „Manfred“ von Lord Byron in Scene geſetzt ſehen. —

„Und Sie ſtatt deſſen?“

— — Hallers Lehrgedicht über die Alpen vielleicht? So warf Liane mit etwas boshaftem Lächeln ein. — —

— Nicht doch, mein Fräulein. Ich bleibe bei meinem Schiller ſtehen, über welchen ich Gottlob noch nicht hinaus bin, wie die neue Phraſe heißt. Ich denke hier an Wilhelm Tell. —

— — Mit dem Motto: Auf den Bergen iſt Freiheit?! — —

„Ei was," ſchloß der alte Herr, „Ihr ſeid mir viel zu pikant, zu pikirt am Ende gar. Ich halte mich an die Materie. Darin ſtimme ich mit Stern überein: Nur kein Geiſt! Ausgenommen Einen. Heda, Führer, ehrlicher Sohn des Gebirges! Gieb den Kirſchgeiſt aus Deiner Flaſche los, ehe Du ihn ganz und gar in Deinem ſtattlichen Kropfe geborgen haſt! Nur kein Geiſt; aber es lebe der Kirſchgeiſt!"

9.

Vierzehn Tage ſeit der Partie auf den Dachſtein ſind vergangen. Der September neigt ſich zu Ende, mit ihm die gute Jahreszeit, welche für Iſchl eigentlich längſt dahin war. Liane und Stern haben ſich inzwiſchen wieder geſehen und wieder gemieden. Seligſtein, als ruhiger Beobachter, mußte es längſt erkannt haben, daß im verborgenen Mittelpunkte ihrer einander bald berührenden, bald vermeidenden Bahnen die Sonne der Liebe ſtand, die große, welche die Seele der Welt iſt. Auch Liane war ſich deſſen tief bewußt geworden, aber Stern's Schweigen ſchloß auch ihr den Mund, und nicht einmal der Vater empfing ihr Geſtändniß. Ihr ſelbſt wurde dieſer peinlichſüße Zuſtand ſo unerträglich, daß ſie, ihre treulos gewordene Kraft und Klarheit gewaltſam zuſammenraffend, erklärte: Wir reiſen.

Die kleinen Koffer ſind in einer Stunde gepackt. Auf dem Boden zerſtreut liegen abgeriſſene Papierſchnitzel, Band Enden, Stecknadeln, auf den Tiſchen Rechnungen, Schlüſſel, Handſchuhe, unter dem Ofen der alte Reiſeſack und des Vaters unvermeidliches Sitzkiſſen. Es iſt ſpät am Tag, oder früh am Abend. Der Herr Müller ordnet drunten mit ſeiner alten ſchwerhörigen Hausfrau ſeine Rückſtände, während Liane, auf ihrem Kaſten am Boden ſitzend, beide Hände an die Stirn gedrückt, allein im Zimmer geblieben iſt. Kein Licht erhellt den engen Raum; aber mit voller, milder, ſilberner Klarheit ſtrömt der Mond, zwiſchen den Hörnern eines Bergrückens wie in einer Wiege ſchwebend, ſeine tröſtlichen Strahlen über das ſchweigſame Gemach.

Ein leiſes Pochen an der Thüre. Liane hört nicht. Die Thüre öffnet ſich: Stern blickt herein und will, da er Niemanden bemerkt, zurücktreten. Da ſpringt Liane auf. Er zögert auf der Schwelle, die Klinke in der Hand.

„Verzeihung, Fräulein!“

— Guten Abend. —

„Herr Müller hieß mich heraufgehen, er werde gleich nachkommen. Ich habe geſtört.“

— Wen, Herr Stern? —

„Mein Fräulein!“

Es klang im Ton der beiden Redenden ein Zwang, eine Bewegung, die jedem einzelnen nur bei ſich, nicht bei dem andern auffiel. Liane fühlte ſich ſo verwirrt, daß ſie nicht einmal nach dem Feuerzeug griff, das auf dem Nachttiſchlein lag. Bei gewaltigen Erſchütterungen der Seele vergißt ſelbſt das ſittſamſte Mädchen, und gerade dieſes am leichteſten, was der

Anſtand will, und niemals iſt die Stimmung weicher, als bei dem bevorſtehenden Abſchied von Menſchen, die einander nahe gekommen ſind. Liane hatte ſich erhoben und lehnte an ihrer Bettſtelle, den Kopf wieder, wie inſtinctmäßig, in der Hand geborgen; „man“ durfte ihre gerötheten und verſchwollenen Augen nicht ſehen. Stern ſtand am Fenſter und drehte ihr (discret!) den Rücken zu.

„Sie reiſen alſo morgen?“

— Früh acht Uhr, mit dem Stellwagen nach Salzburg. —

„Sie . . . Sie werden ſchönes Wetter haben.“

— Ich hoffe, Herr Stern. —

„Sie werden auch ſehr ſchöne Gegenden ſehen.“

— So ſagt man uns. —

„Sie kennen Salzburg noch nicht?“

— Noch nicht. —

„Hat Ihnen Iſchl genug gefallen, daß wir die Ausſicht haben, Sie im nächſten Jahre wiederzuſehen?“

— Wie, Herr Stern, zu guter Letzt noch ſchöne Redensarten? —

Wiederum tiefe Stille.

Plötzlich drehte ſich Stern um, warf ſeinen Hut weg und faßte raſch und heftig Lianens Linke, ſie von ihrer Wange herabziehend. Liane wandte ſich um, ihr Geſicht von ihm wegzukehren, allein er ſah im Fluge, wie blaß es war, und, deutlich im Mondlichte, floſſen zwei ſchwere Thränen aus ihren Augen. „Liane!“ rief er überwältigt aus, und ſie ſank weinend und gebrochen in ſeine Arme.

Das lange Geſpräch, welches ſie, Hand in Hand am Fenſter ſtehend, hielten, wollen wir nicht belauſchen. Herr von Seligſtein, der inzwiſchen, mit ſeiner Lampe in der Hand, heraufgekommen war, hatte die Thüre, welche ſein Zimmer mit dem der Tochter verband, leiſe geöffnet und ging, ohne zu ſtören, geräuſchlos in ſeinem Gemach auf und nieder, zuweilen, mit einem Blicke auf die Gruppe, ſich überaus vergnügt und mit pfiffigem Lächeln die Hände reibend. Herr von Seligſtein iſt ein beneidenswerthes, zur Nachahmung nicht genug zu empfehlendes Muſter von cher papa; nicht wahr?

Es dauerte eine geraume Weile, bis Stern und Liane immer noch mit verſchlungenen Händen, auf der Schwelle der Thüre erſchienen und langſam vor den Vater traten. „Ich bringe Ihnen,“ ſo begann Herr Stern mit ſchwerem Ernſt, beinahe feierlich, „ich bringe Ihnen, mein theurer Freund, eine verirrte Tochter zurück.“

Liane beugte ſich ſtill auf des Vaters Hand und küßte ſie. Ihr Begleiter fuhr fort:

„Liane hat ſich, hat Sie wiedergefunden. Ihr Mißtrauen, ihre Verſtimmung gegen die Welt, ihre zu hoch geſpannten Anſprüche, ihren Wahn und ihren Irrthum ſchwört ſie in des Vaters Rechte ab. Ihr Herz iſt wieder frei, kindlich bewegt und einfach; ein edles Herz, das nur die Welt an ſich und Andern irre machen konnte, eine ächte Perle. Gottes Segen auf dieſes Herz!“

Nach dieſen Worten ſchloß Stern das bebende Mädchen feſt in ſeine Arme, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, ſchüttelte dem Vater die Hand und eilte mit einem unter Thränen erſtickten Lebewohl hinaus.

„Was iſt das?“ rief Seligſtein überraſcht, im Begriffe, ihm nachzueilen, ſeine Tochter ſprachlos anſtarrend.

— Er geht, Vater! —

„Und wir halten ihn nicht?“

— Wir laſſen ihn ziehen. —

„Aber ſo erkläre mir doch!“

— Alles, mein theurer Vater. —

Liane ſprach tiefbewegt und dennoch ruhig:

„Er iſt ein ſeltener Menſch, und ſein Wille geſchehe. Mein Herz gehört ihm, wie er mir das ſeinige heute auf ewig gegeben. In der kurzen Zeit, daß wir uns kennen, hat er mein ganzes Leben von Grund aus umgeſtaltet, neugeſchaffen, eigentlich mir erſt gegeben. Seine feſte Hand zeigte mir, an welchem Abgrund ich ging. Meine Eitelkeit heilte er, hart, es iſt wahr, aber er heilte ſie. Meine Unruhe, mein Mißtrauen, die Unzufriedenheit mit der Welt wie ſie iſt: alle dieſe böſen Schatten hat er mit ſeinem Geiſte, ſeiner Kraft, ſeiner Liebe beſchworen. Als er das Geſtändniß der meinigen auf meiner Lippe zittern ſah, ſprach er zu mir: Wie nun, wenn ich Ihre Waffen gegen Sie kehren wollte? Wenn ich von Ihnen Reichthum verlangte als Bürgſchaft, daß Sie mich wirklich liebten und nicht blos heirathen möchten, um Frau zu werden, wie Hunderte Ihres Gleichen thun? Wenn ich, wie Sie von Ihren Bewerbern, unmögliche Bürgſchaften forderte für die reinen Motive Ihrer Wahl und die unausführbare Probe Ihres alten Lieblingsſatzes: Reine Liebe, oder keine!?“

„Und da ich beſchämt mein Auge niederſchlug, fuhr er fort: Sie haben die Welt überwunden, meine Liane, jetzt fordere ich einen zweiten ſchweren Sieg von Ihnen: Ueberwinden Sie Ihr Herz! Sie lieben mich, aber eine Pflicht ſteht zwiſchen uns und trennende Rückſichten. Sie ſagen mir ſelbſt, daß Ihr Vater, Ihr guter vortrefflicher Vater, eine Partie für Sie hat. Ihrem Vater ſind Sie mehr ſchuldig als mir, als ſich ſelbſt. Sie können nicht, wie Sie gethan, den Mann verwerfen, den er Ihnen beſtimmt, ohne ihn geſehen zu haben.“

— Aber ein Kaufmann, wandte ich ein, ein proſaiſcher Geſchäftsmenſch? —

„Wiederum eines Ihrer alten Vorurtheile! Weil in Romanen und Dramen herzloſe Banquiers und beſchränkte Comptoirmenſchen als Typen vorkommen, müſſen Sie darum dieſelben auch in Wahrheit ſo finden? Der Kaufmannsſtand, richtig aufgefaßt iſt nicht der erſte in der Welt, denn es giebt keine Rangordnung unter den Ständen, aber er iſt einer der freieſten, größten, ſchönſten, in welchem der menſchlichen Perſönlichkeit ein weiter Spielraum geboten iſt, ſich zu entwickeln, zu nützen, zu ſchaffen. Gehen Sie nach Wien, ſehen Sie Ihren Vetter, laſſen Sie ihn als meinen Nebenbuhler um Sie werben, und entſcheiden Sie erſt dann, wenn Sie uns beide kennen."

Es half nichts, daß ich ihm widerſprach, daß ich betheuerte, meine Wahl ſei getroffen, und Du, mein Vater, würdeſt ſie nicht weiter bedingen wollen. Er beharrte darauf, ſelbſt ein Opfer ſei ich Dir und dem natürlichen Gange des Lebens ſchuldig. Ich beichtete ihm volle Wahrheit: auch die Geſchichte unſerer Verkleidung, unſerer abenteuerlichen Reiſe verſchwieg ich ihm nicht länger. Zu meiner tiefſten Beſchämung mußte ich erfahren, daß ſie ihm vom erſten Tage unſerer Begegnung kein Geheimniß geblieben ſei. Ich habe mich, bewies er mir, durch tauſend Kleinigkeiten alle Augenblicke, ſchon im erſten durch mein Franzöſiſch, verrathen, und mit bitterem Spott zeigte er mir alles Lächerliche, mit warnendem Ernſt alles Gefährliche meiner Grille. Dieſer Mann kennt mein Herz, daß ich vor ihm erſchrocken bin."

„Von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen geſtand er wenig oder gar nichts. Er hieß mich getroſt zur Erfüllung meiner nächſten Pflicht abreiſen und ſchwur mir, in Wien werden wir uns wiederſehen."

So erzählte Liane.

Herr von Seligſtein hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört, gelächelt, gelacht, kurz dergeſtalt wunderlich ſich geberdet, daß, wäre die Tochter nicht ſo ausſchließend mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen, des Vaters ſonderbare Theilnahme ihr Angſt für ſeinen charmanten Verſtand hätte machen müſſen. Der gute Mann tanzte im ganzen Zimmer umher, trat den Interims- oder Incognito-Nachtſack vor Vergnügen mit den Füßen, drückte ſein Sitzkiſſen zärtlich an die Bruſt und warf ſich zuletzt der Länge nach auf das Bett, wie ein Beſeſſener lachend.

„Aber, beſter Vater!“

— Laß mich gehen, Kind, ich erſticke. Liebes, gutes, beſtes Lianchen, Gott ſei Lob und Dank: Der Stern, der im Waſſerfall aufgegangen iſt, war ein Rettungsſtern! Nun hört, Gott Lob und Dank! auch die verwünſchte Armuth wieder auf; morgen ſchlaf ich in Linz im Erzherzog Karl einmal ordentlich, eſſe chriſtlich nach der Karte und fahre im Pavillon des Dampfſchiffes nach Wien. O Gott ſei Lob und Dank, und dem Herrn Daniel Stern ein Ditto! —

10.

Am vierzehnten October Nachmittags vier Uhr legte der „Radetzky“ zu Nußdorf an. Unter den, wie ein Bienenſchwarm aus ſeiner Zelle, aus dem Schiffe hervorſchwärmenden Paſſagieren befand ſich in erſter Reihe Herr von Seligſtein, ſeine Tochter am Arm, einen Lohnbedienten, zwei Kammerjungfern und drei Laſtträger, das Gefolge des Reichthums, wiederum auf ihrer Ferſe. Der blaue Ueberrock war einem grauen Reiſepaletot gewichen, wie bei Liane der carrirte Shawl einer Mantille, der alte breite Gebirgs-Strohhut einem modernen Hinterkopfshütchen, die baumwollenen Handſchuhe dem feinſten däniſchen Leder. Am Arm trug ſie das Bracelet, welches Stern am Waldſtrubbach gefunden, und daß ſie alle Stunde einmal vorſichtig darnach faßte, bewies, wie werth es ihr geblieben oder geworden war, ſelbſt noch unter den glänzenden Nachbarn, welche es inzwiſchen gewonnen.

Herr von Seligſtein, welcher, wie alle alten Herren, die Ueberraſchungen liebte, hieß den am Ufer genommenen Fiacre nur gleich zu Herrn von Maßlieb fahren, während die Leute mit den Sachen in das Hotel Munſch geſendet wurden. Lianen klopfte das Herz gewaltig, als ſie durch die Linie, über das Glacis, in's Thor rollte, immer weiter, vom Staub, vom Lärm, vom Glanz, vom Leben der von dieſer Seite allerdings einzigen Kaiſerſtadt umgaukelt. Auf dem hohen Markt vor einem palaſtähnlichen Hauſe hielt endlich der Wagen ſtille. Der Portier läutete an.

„Die Herrſchaft iſt beim Speiſen.“

— Macht nichts, mein Junge. Nur melden; (ihm in's Ohr:) Herr und Mamſell Müller aus Iſchl. —

Der Junge, der eigentlich ein alter Burſche in neuer Livrée war, zuckte die Achſeln und ging brummend die breite ſteinerne Stiege hinan. Unterdeß verließen die Reiſenden den Wagen. Ein Augenblick — —

Und ſiehe da, die Treppe herunter ſtürzte, die Serviette im Fluge wegſchleudernd, wer?

Herr Daniel Stern.

Lianen ſchwindelte ſo, daß ſie ſich an das vergoldete Geländer halten mußte.

Ja, er war es. Nur, daß Schermeſſer und Brenneiſen, Schneider und Schuhmacher aus dem Portraitmaler einen reichen, eleganten, darum nicht minder ſchönen Herren, aus Daniel Stern Daniel von Maßlieb, den Sohn des Hauſes, Seligſteins Vetter, gemacht hatten. Das kleine Bärtchen, der gelockte Scheitel ſtand zu dem blaſſen, edlen, feinen Geſicht und den dunklen geiſtvollen Augen vielleicht noch beſſer als das lange Haar um den wilden Kopf.

So flog er auf Liane, auf ihren Vater zu und riß beide zugleich jubelnd an ſein Herz. Liane ſtampfte, wie damals in dem Atelier zu Iſchl, mit dem Fuß auf den Boden und rief, zwiſchen Weinen und Lachen, zwiſchen unnennbarer Seligkeit und zorniger Aufwallung ſchwankend aus:

„Alſo eine Komödie?“

— Nicht doch, Töchterlein, ſagte der Vater mit Freudenthränen im Auge, nur Maske für Maske. —

Daniel aber ſprach mit dem weichen, ernſten Tone ſeiner Stimme, die Lianen von erſter Stunde an bis in's tiefſte Herz gedrungen war und immer ihren Wiederhall dort fand:

„Keines von beiden, meine Liane! Nur: Reine Liebe! Ich ſuchte Dich in Berlin, ohne daß Du mich gekannt. Als ich Dich zum erſten Male geſehen, gehört, war über mein Leben entſchieden. Allein von den gewöhnlichen Wegen führte keiner an Dein ſtolzes Herz, das wußte ich, drum ging ich meinen eigenen, und wir ſtehen am ſchönſten Ziele!“

Arm in Arm, Liane mit ſüßer Hingebung an ihn geſchmiegt, traten ſie vor die Eltern, und der erſte Champagner-Pfropf, welcher an den Luſter des Speiſeſaales flog, hatte zum Echo ein freudiges: Hoch dem Brautpaare!

II.

Der Schein trügt.

1.

„Der Schein trügt!“ So rief der Graf verdrüßlich aus, indem er ſich aus dem Wagen herausbog und mit der Hand in die Tiefe hinabwies, aus welcher weiße Häuſer ſchmuck emporleuchteten.

— Wie freundlich, entgegnete ſeine Frau, welche neben ihm ſaß, empfängt uns dieſer grüne Frieden, dieſe ſichere Stille! —

„Der Schein trügt,“ wiederholte Jener und ſchüttelte, zurückſinkend in ſeine Polſter, den Kopf.

Der ſchwere Reiſewagen rollte indeſſen die letzten Abhänge und Windungen der Prager Straße hinab, unmittelbar auf das nahe Karlsbad los. Schon hatte der Thürmer die heranziehenden Gäſte gewahrt und erwiderte von ſeiner Warte die Meldung des Schwagers, welcher den kleinen Reſt der Station viel raſcher fuhr und lauter blies, als auf jeder früheren Strecke. Die Jungfer hinten auf dem Bocke rüſtete ſich ihrer Seits auch zum gehörigen Einzug, indem ſie Hut und Schleier kokett lüftete und mit Hilfe ihres Reiſegefährten, des Herrn Kammerdieners, die zerſtörten Locken ordnete. Ein Reitknecht, der mit zwei Pferden am Zügel dem Wagen folgte, ließ die kurze Pfeife im Munde erlöſchen und glättete ſorgfältig die Decken ſeiner Thiere, die ſtolz und wiehernd, als ahnten auch ſie das nahe Ziel ihrer Reiſe, den ſteinigen Schlangenweg hinabtanzten. Alles, bis auf die Herrſchaft im Wagen, freute ſich der Ankunft.

Es war zu Anfang der eigentlichen Badezeit, in den erſten Tagen des Mai, daß die kleine Karavane, zunächſt von Prag her, in den alten, weit berühmten Kurort einzog. Derſelbe hätte, wie die Gräfin voll Entzücken ausrief, ſie nicht ſchöner willkommen heißen können, als mit den Strahlen eines warmen Frühlingsabends, die in den rauſchenden Wellen der Tepel wie helles Gold blitzten und die ganze grüne Thalſchlucht mit metallenem Schmelze überflogen. Wie eine Doppelreihe von Perlen, an dem Faden des hindurchziehenden Wäſſerleins aufgeſchnürt, lagen die Hütten und Häuſer von Karlsbad da, aus ihren Schornſteinen blaue Wolken kerzengerade zum Himmel emporwirbelnd.

Hier oder nirgends, begann auf's Neue die Gräfin halbleiſe. Ihr Blick ruhete mit dem Ausdruck ſtiller Freude auf dem lieblichen Landſchaftsbilde, welches ſich mit jeder Wendung der Straße tiefer und breiter zu entfalten ſchien. Ihr Gemahl ſah ſie verwundert an und fragte: „Was meinſt Du?“

— Hier oder nirgends, ſagte ich, werden wir Geſundheit und Ruhe finden. —

Ein müdes Lächeln ſpielte um die Lippen ihres Mannes, wie ein herbſtlicher Sonnenblick um verwelkte Roſen: „Ich dächte, Guſtel, an beiden fehlte es Dir nicht, und was mich angeht, ſo rechne ich ſchon lange auf keins mehr.“

— Du weißt doch, was Dein Arzt in Wien verſchrieb; vertrauensvoll, heiteren Geiſtes, ſollſt Du Deine Kur anfangen, ſonſt wird ſie keine. —

„Ach, über dieſe Aerzte! Heuer Karlsbad, über's Jahr Genua, und im vorigen Sommer Gräfenberg! Guſtel, ich glaub' an nichts mehr als an meine Leiden. Sind denn auch die Pferde da? Daß der Joſeph immer zurückbleiben muß! Ich will meinen Ruſtan ſehen, meinen treuen Ruſtan!"

Er pfiff laut auf dem Finger. Der Reitknecht ſetzte ſich und ſeine Thiere in Trab, und als ſie am Schlage vorübertanzten, begleitet von einem Paar hoher däniſcher Doggen, welche winſelnd an den Rädern aufſpringen wollten, und die metallenen Halsbänder unter freudigem Anſchlag ſchüttelten, erſt da ſtrich ein kurzes Wohlbehagen über das blaſſe Geſicht des Kranken und er ſchnalzte mit den Fingern und mit der Zunge freundlich zu ſeinen Lieblingen hinaus.

Noch wenige Minuten und der Wagen fuhr unter den erſten zerſtreuten Häuſern in den Ort hinein. Schon begegneten einzelne luſtwandelnde Spaziergänger den neuen Ankömmlingen und betrachteten ſie mit jener neugierigen Theilnahme, welche fremde Schiffer bei ihrer Landung auf einer entlegenen kleinen Inſel begrüßt. Auch allerlei Einheimiſche, Bürger und Bauern aus der Nachbarſchaft, ſtrichen vorüber. Handwerksburſchen und Arbeiter ruheten im Gras und ſtarrten durch den aufgewirbelten Staub bewundernd und neidiſch zu dem glänzenden Vierſpänner herüber, welcher im raſchen Trabe an ihren wunden Füßen und durſtigen Kehlen hinbrauſte.

— Hätt' ich man das Geld, ſagte ein pfiffiger Berliner, welches die vornehmen Dummköpfe da vor das heiße Waſſer wegſchmeißen, ich wollte mich mein Weißbier zu Hauſe ſchmecken laſſen! —

„Na, na," erwiederte ſein Kamerad, der zufriedene Oeſterreicher, „es iſt nicht alles Gold was glänzt, und der Schein trügt, Brüderl!" —

Inzwiſchen ſetzte das Ehepaar im Wagen ſeine Unterhaltung fort.

„Mir iſt es lieb,“ bemerkte der Graf, „daß wir bis jetzt ſo wenig Damen begegnen. Es müſſen ihrer noch nicht viele in Karlsbad ſein. Weißt Du, Guſtel, nichts iſt mir zuwiderer, als den Ritter machen zu müſſen, wo ich doch nur ein Kranker bin. Deshalb ging ich ſo zeitig im Jahr; da ſchwärmen noch nicht die eigentlichen Sommerfliegen.“

— Einige Geſellſchaft, Anton, wünſcht' ich denn doch. Nicht für mich, o nein; aber ich weiß, wenn Regen und Wetter einfallen, wirſt Du nach Deinem Spiel und Unterhaltung verlangen. Ich allein genüge wohl für ein Paar Stunden im Tag, aber weiter getraue ich mich nicht. —

„Nun, mein Kind, der dritte Mann zur Whiſtpartie findet ſich ſchon aus der Badeliſte heraus, und im günſtigen Fall auch ein vernünftiger Menſch, mit dem ich meine Morgenpfeife rauchen und Abends auf dem Schachbrette kämpfen kann.“

— Auf Bekannte rechneſt Du alſo nicht. —

„Kaum, Liebe. Wien iſt noch nicht auf der Wanderung, die Böhmen wirthſchaften auf ihren Gütern und die Ungarn im leidigen Ständeſaale. Wir bleiben Einſiedler, Guſtel, hoff' ich.“

Ueber die feinen Züge der Frau glitt eine kaum bemerkbare Wolke. Wer dieſe Wolke zu deuten verſtand, dem enthüllte dieſelbe, ſtatt zu beſchatten, die innere Geſchichte der Gräfin. Gleichſam unwillkürlich blickte die ſchöne junge Frau auf den Mann zu ihrer Seite, mit dem ſie, abgeſchieden und vereinzelt, Wochen, vielleicht Monde lang, unter einem jener fremden Dächer leben ſollte, Wand an Wand, aber nicht Herz an Herz. In der großen Stadt oder im eigenen Hauſe, ſchien eine ſo nahe Verbindung ihr kaum ſo drückend und ſo peinlich als hier. Sie zog den Shawl feſter um die Schultern und ſpielte gedankenvoll mit dem Lorgnon. Ein Ausruf der Ueberraſchung, welcher dem Grafen plötzlich entfuhr, riß ſie auf.

„Das war ja, auf Ehre, der Rieſemberg,“ ſagte er, ſich haſtig umwendend und rückwärts grüßend.

— Alſo doch ein Bekannter, und ſo früh ſchon? fragte die Gräfin lächelnd. —

„Ei, freilich; in dem Fenſter des kleinen Eckhauſes da drüben: ſieh nur, erkennt mich der alte Burſche nicht einmal! Grüß Gott!“ Seine Stimme verhallte im Rädergeraſſel. „Da hätt' ich auch eher den Pont-Neuf in Karlsbad vermuthet, als meinen Rieſemberg.“

— Der Name klingt mir fremd, ich hörte ihn bisher nie von Dir. —

„Glaub's ſchon, Guſtel. Iſt auch eine ſchöne Zeit her, daß ich ihn ſelbſt vergeſſen. Wart' nur, ſo ein zehn Jahre müſſen's ſein, zehn ſchöne Jahre, daß wir uns in Berlin trafen; ich ſtudirte damals mit ihm.“

— Du ſtudirteſt? —

„Nun ja doch, ich hörte ein Privatiſſimum mit ihm bei Gans, und wir trafen uns immer in Stehely's Laden.“

— Du wirſt ja ganz lebhaft, lieber Anton, ſo hat Dich der Jugendfreund aufgeregt. —

„Zehn Jahre, mein Kind! Jeſu Maria, was für eine ſchöne Zeit! Der Rieſemberg ſtammt aus dem Königreich Sachſen, glaub' ich. Er iſt Freiherr, freilich mit etwas modernen Prinzipien, ſo ein wenig franzöſiſch, vom Liberté- und Egalité-Fieber angeſteckt. Uebrigens ein Cavalier, ganz wie unſer einer, parole d'honneur! Gute Revenuen, gutes Haus, ganz gute Manieren; ein charmanter Kerl. Weiß Gott, es iſt mir verflucht lieb, daß ich dem Rieſemberg da begegnen muß.“

— Und gleich bei der Einfahrt; ſiehſt Du, Anton, das nehme ich als ein günſtiges Zeichen für unſeren ganzen Aufenthalt. —

„Meinetwegen, Kind. Weißt Du, mir iſt's nur lieb, daß der dritte Mann gefunden iſt. Er wird Dir ſehr gefallen, gewiß er wird. Und Du ihm auch!"

Die Gräfin lächelte und ſtieg aus. Der Wagen hatte vor einem hübſchen Hauſe an der Allee auf der alten Wieſe, Halt gemacht. Dort waren Zimmer für den Grafen vorausbeſtellt, und der Hausherr mit ſämmtlicher Dienerſchaft empfing ehrfurchtsvoll und gebückt auf der Schwelle die willkommenen Gäſte.

Belieben Euer Gnaden nur hinaufzuſpazieren, hieß es; Alles ſchon fertig. Der ganze erſte Stock zu Euer Gnaden Befehl. Das Zimmer links mit den drei Fenſtern für die gnädige Gräfin, daneben der Salon, dann —

„Und wohin denn mit den Pferden? Doch nicht in den Keller, hoff' ich. Da iſt ja von Stall keine Idee, ſo viel ich ſehe!"

— Halten zu Gnaden, Herr Graf, die hochgräflichen Pferde werden drüben im Wirthshaus untergeſtellt. Alles ſicher und ſauber, ein kerngeſunder Stall und ganz in der Nähe, Euer Gnaden. —

Der Graf pfiff dem Leibhund und ſtieg, immer noch von ſeinem alten Freund Rieſemberg brummend, die friſchgewaſchenen Treppen hinan, der vorausgeeilten Frau nach. Die Jungfer zeigte den Weg, den Arm voll Cartons und Tücher. In den für ihn beſtimmten Zimmern angelangt, fand er Alles recht hübſch, nur den Salon zu klein, ſein Schlafzimmer zu groß, die Bedientenſtube nicht nah genug; er verſuchte den Sopha, welcher für viel zu hart, und das Bett, das im Gegentheil für viel zu weich erklärt ward. Auch ſagte ihm die Ausſicht in den nahen Berg nicht zu, weil es da übertrieben ſtill und traurig ſein müſſe. Der Graf, der Kammerdiener, der Wirth, die Hausfrau, die Mägde, die Hunde, Alles rannte wild durcheinander. Die Gräfin ſchlichtete nach kurzem Ueberlegen den Streit; ſie trat ihr Zimmer, deſſen Fenſter auf die Allee hinausgingen, dem Gemahl ab und zog ſich in das ſeinige zurück. Während jener auspacken ließ und Pantoffel, Pfeifen, Wäſche, Kleider unter einander warf, ſaß ſie, die Hände im Schoos gefaltet, ſtill und beſchaulich in den neuen Räumen, welche die ihrigen werden ſollten. Den Fauteuil hatte die Jungfer an's offene Fenſter rollen müſſen, und aus Buſch und Baum da draußen ſtrömte Wohlklang und Wohlgeruch labend in die grüne Zelle herein. „Hier oder nirgends!“ ſeufzte die Gräfin nochmals und aus dem blauen, tiefen Auge ſchlich ſich eine langſame Thräne.

2.

„Den Rieſemberg will ich einmal recht überraſchen, zur Strafe, daß er mich geſtern nicht gleich erkannt hat.“ So nahm ſich mit heimlichem Lachen der Graf vor, da er am Morgen nach ſeiner Ankunft in Karlsbad, den eben gekauften Becher in der Hand, auf den Sprudel zuſchritt.

Eine Ueberraſchung ward's denn auch für beide Freunde, als ſie ſich in der Halle unter den verſammelten Trinkern und Wandlern endlich Aug' in Auge gegenüberſtanden; freilich eine andere, als der gute Graf beabſichtigt.

„Aber Du biſt alt geworden!“ rief er nach den erſten haſtigen und verwunderten Bewillkommnungsgrüßen dem Wiedergefundenen zu. „Nimm mir's nicht übel, Herr Bruder, aber ſamos alt biſt Du geworden in den zehn Jahren, daß wir nicht zuſammen getrunken haben.“

Rieſemberg lächelte zu den naiven Geſtändniſſen des Grafen, welcher, wie denn dieſes gar oft geſchieht, im eignen Spiegel niemals und deſto eher im fremden Antlitz die Spuren der Zeit und ihre Verwandlungen wahrnahm. Er erwiderte mit einem ſchalkhaften Lächeln, daß ſich der Graf dafür um ſo beſſer erhalten habe.

„Meinſt Du, alter Junge? Nun, ich könnte zufrieden ſein, wenn nur mein Magenhuſten nicht wäre und das verwünſchte Gliederreißen.“

Die Freunde gingen Arm in Arm über die kleine Brücke in die Anlagen am linken Ufer des Baches hinauf. Nachdem ſie der Vergangenheit ihr Recht hatten widerfahren laſſen mit jenen hundert „Weißt Du noch“ und „Damals“, kam denn auch die nächſte Gegenwart zur Sprache, für einen Badeort natürlich am allererſten die liebe kleine Geſundheit und das Ach und Weh, das der heiße Quell alles heilen und verkochen ſollte. Rieſemberg klagte über ein hartnäckiges Leiden des Unterleibes, von dem die Aerzte nicht recht wußten, ob es der Leber oder der Galle zuzuſchreiben ſei und eher dem Ragoczy oder dem Strudel weichen werde. Der Graf lachte ausgelaſſen und zeigte ſich überhaupt in einer ſo heitern, aufgeweckten Laune, daß er ſelbſt ſagte, ſeine Frau würde ihr blaues Wunder haben, wenn ſie ihn alſo ſähe.

— Deine Frau iſt hier? —

„Unter dem grauen Giebeldache, wo die grünen Rouleaux noch ſo dicht heruntergelaſſen ſind, dort ſchläft meine beſſere Hälfte.“

— Und das ſagſt Du mir jetzt erſt? Ueberhaupt, wie lebſt Du denn mit ihr in Deinen böhmiſchen Wäldern? Hätte ich die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung nicht geleſen, ich hielte Dich noch für den alten unverbeſſerlichen Anhänger des Cölibats. —

„Tempi passati, Bruderherz,“ entgegnete der Graf mit einem komiſchen Halbſeufzer. „Man hat doch einmal Pflichten für die Geſellſchaft, für ſeine Familie, und dann meine ſtete Kränklichkeit, das weitläufige Hausweſen“ …

— Du biſt nicht glücklich, Dronte? warf der Freund in ſehr ernſtem Tone fragend dazwiſchen.

„Pah, im Gegentheil, ich habe eine ſehr gute Partie gemacht. Mein Weib iſt ein Engel; Du wirſt ſie ſehen, trinke den Kaffee mit uns. So eine ganz ſolide, prächtige Frau, weißt Du, nicht a biſſel génant, ſanftmüthig, treu wie Gold, — aber was haſt Du denn, daß Du ſo mit dem Arme zuckſt?“

— Nichts, Bruder, gar nichts. —

„Ich glaub' auf Ehre, Du lachſt in's Fäuſtchen über den Ehemann, welcher das Lob ſeiner Frau ſingt?“

— O nein, Anton, gewiß und wahrhaftig nicht! —

„Weiß ich doch, wie wir's früher Alle gemacht haben. War das ein Hohngelächter und ein ſpöttiſches Beglückwünſchen, wenn ſo ein junger Gatte zum erſten Male nach ſeiner Hochzeit, etwas verlegen und beſchämt, wieder in unſere luſtigen Garconszirkel fiel. Geh' mir, ich kenne das, Rieſemberg. Geſtehe nur ein, daß Du ſo ganz im Stillen Dir denkſt: Da hat ſich auch wieder einmal ein Gimpel fangen laſſen, während ich glücklicher Zeiſig noch leicht und froh in allen Hecken umherflattere!“

— Seh ich Dir aus wie ein Flatterer? verſetzte Rieſemberg, wehmüthig lächelnd.

„Auf Parole, nein. Hier um Deinen Mund zuckt auch ſo eine kleine Falte, die da ausſchaut wie der Schatten eines

Traurings. Den Handſchuh herab, Junge! Auch im Käfig? He?!“

Rieſemberg wandte ſich ſchweigend ab. — Meine Finger, ſagte er nach einer Pauſe mit größerem Ernſte, als der Graf verſtehen oder erwarten mochte, meine Finger ſind frei, Anton; aber ſiehſt Du, an dieſem zeigt Dir ein rother Reif im Fleiſche die Stelle, wo die Feſſel geſeſſen hat. —

„Heinrich, Du warſt verheirathet? Du biſt Wittwer? Ich bitte Dich, Freund, habe ich eine Stelle in Deinem Herzen berührt, die noch blutet, ſo vergieb. Wußte ich doch, ſeit wir ſchieden, von Dir und Deinem Leben ſo gut als gar nichts, ein paar flüchtige Grüße durch Reiſende abgerechnet. Heinrich, was haſt Du nur?“

Rieſemberg winkte mit der Hand dem überraſchten Grafen einen Gruß zu und eilte mit ſchnellen Schritten von dannen, Jenen plötzlich allein laſſend.

Nachdenklich und beinahe verletzt durch das wunderliche Weſen des alten Genoſſen, ſchlich der Graf allein nach Hauſe.

„Ich bin überzeugt,“ ſagte er beim Frühſtück zu ſeiner Frau, welcher der ganze Vorfall berichtet wurde, daß da entweder ein dummer Streich oder gar ein ſchlechter einen braven Mann zu Grunde gerichtet hat. Ganz verändert, Guſtel, ich ſchwör' Dir, aber ganz verändert iſt mir der arme Rieſemberg vorgekommen, ſo gewiß gedrückt, weißt Du, und gelb im Geſichte und — mit einem Worte, es iſt nicht richtig mit ihm. Du wirſt ſehen, zum Kaffee kommt er auch nicht; meine Einladung hat er am Ende gar nicht einmal gehört. Meiner Seel', 's iſt ein rechtes Elend mit Euch Weibern! Wie manchen honetten Kerl habt ihr ſchon um ſeinen Reſt Verſtand gebracht, ſeit Adam ſelig!“

— Und wie viel mehr erſt zum Verſtande, lieber Toni, nicht wahr? So erwiederte die Gräfin, indem ſie dem Gemahl die zweite Taſſe einſchenkte. —

„Du biſt ein Engel, das verſteht ſich,“ ſagte der Graf und ließ ſich die Morgenpfeife anzünden, um den Engel verdienter Maßen in Wolken einzuhüllen.

3.

Es verging eine Woche und auch wohl zwei, ehe Rieſemberg, trotz täglichen Begegnens mit dem Grafen und der Gräfin, ſo vertraut in ihrer Nähe wurde, daß er eine ſichtliche Scheu und einſylbige Befangenheit überwand. Dronte hütete ſich wohl, auf den Gegenſtand jenes erſten Zwieſprachs mit dem Freunde auch nur im Entfernteſten zurückzukommen; desungeachtet, vielleicht deswegen blieb eine unbehagliche Spannung zwiſchen Beiden, die immer da eintritt, wo ein Geheimniß ſich unter einſt nah verbundene Herzen drängt. Die Gräfin fühlte ſich von dem zurückhaltenden Weſen Rieſembergs eher angezogen als verletzt; die Natur des Weibes nimmt unwillkürlich und ohne ſchlechte Regung Theil an dem Verborgenen, zumal wenn ein Leid darunter geahnt werden kann. Dieſes zarte Mitgefühl, ohne Worte ausgeſprochen, verfehlte mit der Zeit ſeinen verſöhnlichen Einfluß auf Rieſembergs Stimmung nicht, wie er denn überhaupt in dem freundlichen, anmuthsvollen Zauberkreiſe, welchen der Gräfin unverkennbare Herzensgüte und Reinheit um ſie zog, ehe er es ſich ſelbſt eingeſtanden hatte, leichter und friſcher aufathmete.

Heitere Lenztage umfingen begünſtigend das Kleeblatt dieſer drei in Berg- und Wald-Einſamkeit abgeſchiedenen Menſchen. Dem Grafen bekam der Anfang der Kur vortrefflich, und auch Rieſembergs fahle Wangen überflog dann und wann wieder ein höherer Schein, die Morgenröthe erſehnter Geneſung. Die Gräfin ſtand vermittelnd und feſſelnd innerhalb des kleinen Zirkels, welcher von der übrigen, täglich anwachſenden Geſellſchaft des Bades ſich um ſo weiter entfernt hielt, als er dieſelbe weder kannte, noch kennen zu lernen wünſchte.

Man hatte ſich alle Sonntage zum Frühſtück Rendezvous im ſogenannten Poſthofe gegeben, einem, aufwärts Karlsbad, in Wald und Wieſe gelegenen Luſtorte der Kurgäſte. Aber ſchon bei der dritten Zuſammenkunft ließ ſich Rieſemberg, bisher der Erſte draußen, erwarten. Seine Ankunft mehrte der Freunde Beſorgniſſe, ſtatt ſie zu zerſtreuen: ſichtlich verſtört und erhitzt trat er mit der etwas verbrauchten Entſchuldigung, Briefe von Haus hätten ihn aufgehalten, vor die Gräfin.

„Ei was, Briefe,“ ſchmälte Tronte in ſeiner lauten Art, „ich würde eher Papier als Menſchen harren laſſen. Geſteh's nur, junger Sünder, in welchem Deiner Winkelzüge ſteckſt Du wiederum?“

Rieſemberg fühlte ſich nicht durch dieſe Aufforderung, wohl aber durch ſeine eigene Aufgeregtheit zu einem Geſtändniß gedrungen, und ſo erwiederte er:

— Du haſt Recht, Anton, mich auszuſchelten, längſt hätte ich Dir und mit Ihrer Erlaubniß auch Ihnen, Gräfin, Bekenntniſſe ablegen ſollen, die leider nur zu bald eine ſchreckliche Oeffentlichkeit erlangen werden. Wenn Sie Luſt haben, Sich einen ſchönen Morgen durch eine häßliche Geſchichte verdunkeln zu laſſen, ſo hören Sie mich einige Minuten lang ruhig an. —

„Eine Stunde, mein Junge, wenn Du willſt, eine ganze Stunde.“

— Und ſein Sie, fügte die Gräfin ſanft hinzu, unſerer herzlichſten Theilnahme zum voraus verſichert.

„In Rath und That, das weißt Du ja, wenn's gilt!"

Mit einem dankbarem Blick begann der Baron nicht ohne Beklommenheit:

— Du erinnerſt Dich, lieber Dronte, des erſten Morgens, da wir uns hier in Karlsbad wiederſahen, und Deiner Frage nach meinen häuslichen Verhältniſſen, welcher ich mich auf ſo gewaltſame Art entzog? —

Der Graf nickte und warf ſeiner Frau einen bedeutſamen Blick zu, als wollte er ſagen: Siehſt Du, wie Recht ich hatte? Wiederum die Weiber!

Erfahre nun, daß ich allerdings gleich Dir, oder vielmehr ſehr ungleich Dir, vermählt bin; erfahre, daß ich es mehr war als bin, und hoffentlich nicht lange mehr ſein werde. Verzeihung, Gräfin, wenn ich damit und noch mehr vielleicht mit dem, was folgen ſoll, Ihr Zartgefühl verletze.

Meine Wahl war eine ſo unglückliche, als Deine, Anton, glücklich, meine Frau ſo unwürdig und pflichtvergeſſen, als die Deinige liebenswerth und edel. Vor ſechs Jahren, alſo ungefähr gleichzeitig mit Dir, wagte ich den Schritt, welcher in ſeinen Folgen der ſchrecklichſte Fehltritt meines Lebens werden ſollte. Meine Heirath war eine reine Sache der Neigung, ja, ich erröthe, es jetzt noch geſtehen zu müſſen, der glühendſten Leidenſchaft; ihr Gegenſtand ein Mädchen unter meinem Range, die Tochter eines Landpredigers im Meißniſchen.

„Alſo eine Mesalliance," rief der Graf triumphirend aus. „Da haſt Du die Früchte Deiner Philoſophie!"

— Du kennſt, Anton, meine Grundſätze, meine Erziehung. Sie lehrten mich das Leben und ſeine Bedingungen anders anſchauen, als Du es thuſt. Namentlich in der Wahl meiner

Gefährtin wollte ich keine andere Stimme hören, als die meines Herzens, und ich konnte ihr folgen, frei und unabhängig wie ich bin, wie es die Geſetze meines Vaterlandes geſtatten. Umſtände, welche nicht weiter zur Sache gehören, führten mich in das Haus jenes Landpredigers. Seine Tochter gewann mein Herz. Zehn Monden darauf war ſie Baronin von Rieſemberg. Ich lebte fünf Jahre mit ihr in der glücklichſten Ehe, in einem Himmel, von dem Du, Anton, von dem Du nur urtheilen kannſt, wenn Du an Dein eigenes Herz pochſt. —

Die Gräfin ſchlug die Augen nieder und gab das ziemlich phlegmatiſche Lächeln ihres Mannes nur unterdrückt zurück. Rieſemberg fuhr fort:

— Thereſe und ich ſchienen wie für einander geſchaffen. Ihre Zärtlichkeit, ihr Reiz, ihre — Treue wurden ſprichwörtlich im Lande Sachſen. Und ich wußte doch, daß es ein noch älteres Sprichwort giebt: Der Schein trügt! —

Um kurz über eine Kataſtrophe hinwegzugehen, deren Einzelnheiten für die Ohren einer Dame nicht geeignet ſind, zu Anfang des ſechſten Jahres meiner Ehe machte ich die ſchrecklichſte Entdeckung, welche einem Mann von Ehre widerfahren kann, die aber den liebenden Gatten und, ich darf es wohl ſagen, den hochherzigen Wohlthäter noch viel zermalmender trifft, als den beleidigten Edelmann: Meine Frau war mir treulos! —

„Ihnen, Rieſemberg,“ fragte die Gräfin, ihn mit einem Blicke tiefſter Theilnahme anſtaunend, „Ihnen untreu? Eine Frau, die Sie liebten, von der Sie geliebt wurden, die Ihnen alles dankte?“

Und dennoch untreu, ja, Gräfin. Ich würde es nicht ſagen, wenn ich es nicht wüßte, würde es nicht glauben, wenn es dieſe Augen nicht geſehen, dieſe Hände nicht begriffen hätten. Und um die Schale meiner Schande gleich vollends über mein

Haupt auszuſchütten, laſſen Sie mich hinzufügen, daß der Menſch, mit welchem ſie jahrelang das ſtrafbarſte Verhältniß unterhielt, ein Verhältniß, das ſchon vor meiner Verbindung beſtand und während derſelben im tiefſten Geheimniß fortdauerte, daß dieſer Menſch kein anderer war, als — — — mein Jäger! —

Der Graf ſprang mit einem tüchtigen Reiterfluche von ſeinem Gartenſeſſel auf. — „Da haſt Du's," ſchrie er außer ſich, „da haſt Du nun Deine idylliſchen Unſchulden, Deinen tugendhaften Bürgerſtand, Deine Landprediger-Familien! Du und Dein Jäger! Gotts Blitz, das kommt von dem Romane-Leſen und Romane-Leben, von dem Vicar of Wakefield und von Voſſens Luiſe!" Die Gräfin ſtarrte, ſprachlos vor Entſetzen, den Unglücklichen an, welcher ſein Geſicht in den Händen verbarg und am ganzen Körper zitterte. Sie faßte zuerſt den Faden des Geſprächs mit leiſer Hand wieder auf und fragte mit dem weichſten Klange ihrer vollen, an's Herz dringenden Stimme:

„Nicht wahr, mein Freund, Sie ſind von der Wahrheit ihrer Ausſage, der furchtbarſten, die wider ein Weib erhoben werden kann, auch feſt überzeugt? Sie waren es, Sie werden es immer ſein dürfen?"

— So feſt, murmelte Rieſemberg, ſie mit überfließenden Augen anblickend, ſo feſt ich an Ihre makelloſe Treue und Trefflichkeit glaube, gnädige Frau, und ſo vollkommen ich von Ihrem ſeltenen Werthe und dem gewiſſen Glücke meines Freundes überzeugt bin: ſo gewiß, ſo feſt, ſo vollkommen iſt die Schuld meines verworfenen Weibes und mein Unglück! —

„Und was begannſt Du mit ihr?" fragte Graf Trente nach längerem Schweigen den Freiherrn.

— Im erſten fürchterlichen Augenblicke wollte ich ſie meiner Rache opfern. Meine Verachtung, mein Ekel retteten ihr das Leben. Kinder hatten wir nicht, ſo begnügte ich mich alſo damit, ſie ihrem Vater heimzuſenden. Gleichzeitig leitete ich meine Scheidungsklage ein, in die aber das Weib nicht einwilligt, vermuthlich weil ſie den beſudelten, aber doch noch glänzenden Namen eines Ehrenmannes dem ihres gemeinen Buben vorzieht, welcher von der Stunde an, da ihn meine Kugel fehlte, verſchwand und den ſie auch vermuthlich niemals würde heirathen dürfen, ſo lange ihr Vater lebt. —

„Aber Du haſt ja, ſagſt Du, alles Recht auf Deiner Seite und offene Beweiſe oder Zeugniſſe in den Händen? Warum machſt Du ſie vor dem Amt nicht geltend, um die Perſon zur Strafe zu ziehen und die ſchmähliche Feſſel zu brechen, welche ſie ſcheinbar an Dich kettet?"

— Weil ich noch immer hoffe, ſie zur Einwilligung in die Scheidung zu vermögen und ſo den abſcheulichen Eclat eines Criminalprozeſſes mir zu erſparen; handelt es ſich ja doch um meine Ehre wie um die ihrige! —

„Das iſt freilich eine verfluchte Geſchichte," ſagte der Graf.

— Sprich lieber, ein furchtbares Unglück, Anton, ſetzte ſeine Frau hinzu, und denken wir dabei nicht blos an die Kränkung der Ehre, ſondern auch an den Verluſt des Herzens. Armer Freund, wie verſteh' ich jetzt Ihre ſcheue Abwendung vor unſerem Geſchlechte, Ihre tiefen Leiden! —

Rieſemberg drückte die Hand, welche ihm die Gräfin theilnehmend und herzlich darbot. Er berichtete noch, wie faſt täglich und ſo auch heute Briefe von ſeinem Sachwalter einliefen, um ihn mit den fortſchreitenden Verhandlungen bekannt zu erhalten und wie auf dieſe Art das ganze Gewebe der ſchreckenvollen Begebenheit ihn überall verfolge und umſtricke. Seine

Seele ſchüttete ſich, zum erſten Male ſeit dem Bruch, der durch ſein ganzes Leben ging, vertrauend und offen in befreundete Gemüther aus, und ohne daß er es wußte, wälzte er damit ſchon eine ſchwere Bürde von ſich und fühlte ſich durch Troſt und Zuſpruch der Gräfin, wie auch durch ihres Gemahls derben, aber praktiſchen Rath um ſo viel erleichtert und erhoben, daß er den erſten freien und frohen Mittag an demſelben Sonntage noch bei ſeinen Freunden zubrachte. Ihr gemeinſchaftliches Mahl verlängerte ſich, gegen Geſetze und Verbote des Arztes, bis in die ſpäte Abendſtunde, und als der Graf beim Nachtiſch den Champagnerkelch hob und dem Baron auf ſeine baldige Befreiung Wunſch und Trunk zubrachte, erwiederte dieſer, die Hand ſeiner Nachbarin galant an die Lippen ziehend: „Wer da wählte wie ich, dem baldige Befreiung; wer wie Du, dem ewige Gefangenſchaft!"

4.

Wie ſchlecht ſich die Perlen des Sprudels und des Champagners mit einander vertragen, mußte Graf Tronte an eigenem Beiſpiel erfahren. Sein kleiner Diätfehler rachte ſich nur zu ernſtlich. Außerdem verließen mit dem Wonnemonat Sonne und Wärme das enge Thal der Tepel und feuchte Regenſchauer, kühle Luftzüge fegten von den verhüllten Bergen unheimlich durch die Schlucht und in dem rings geſchloſſenen Keſſel herum. Der Graf, gezwungen durch wiederholte Anfälle ſeiner alten Uebel, das Bett einige Tage zu hüten, verlor bald die Geduld und alle gute Laune. Er machte haſtige Reiſeplane, welchen der Arzt mit den dringendſten Verboten und Warnungen begegnen mußte. Da war es denn kein Wunder, daß der Schimmer heiterer Lebensluſt und erneuerter Kräftigkeit, die wie ein Nachſommer verwichener Jugend mit dem alten Freunde über die Natur des innerlich geſchwächten Mannes geflogen war, der gewöhnlichen Ermattung und Gebrechenheit wieder wichen. Der Baron, ein treuer Beſucher am Krankenlager, erkannte mit theilnehmendem Blicke gar bald, wie es um ſeinen armen Freund ſtand. Eine Jugend, in Genüſſen und Anſtrengungen, nach ſogenannt ritterlicher Weiſe, gleich unmäßig verſchwendet, ſtrafte ſich durch vorzeitiges und jähes Alter. Das überreizte Nervenſyſtem des ſchonungslos verſuchten Körpers vermochte den äußeren wie den inneren Angriffen der Krankheit nicht mehr den nöthigen Widerſtand und ſpannenden Gegendruck zu leiſten: das Auge erloſch, die Wangen, eher aufgedunſen als ſtark, fielen über Nacht ein, und die Glieder verſagten ihren Dienſt.

Rieſemberg theilte ſeine Stunden und ſein Mitgefühl zwiſchen lautem Mitleid um den Grafen und ſtiller, aber deſto wärmerer Bewunderung für die Gräfin. Mit wahrer Engelsgeduld und mit unerſchöpflicher Sanftmuth ertrug die Frau alle, ſelbſt die härteſten Launen ihres Mannes. Je mehr Rieſemberg im täglichen Verkehr Beide zuſammen beobachtete, um ſo deutlicher entwickelte ſich in ihm die peinliche Ueberzeugung, daß auch da wieder einmal der Schein trügen müſſe. Das was war nun eine jener als glücklich anerkannten und allgemein geprieſenen Ehen: aber auf wie ſchwachem Grunde fußte dieſer Glanz, des Mannes Heiterkeit und die Zufriedenheit der Frau, welche, ſchärfer beleuchtet, nur als oberflächliche Aufwallung des Augenblicks und als pflichtmäßige Entſagung dem Blicke Stich hielten! Daß keine Uebereinſtimmung der Gemüther, nicht Herzenswahl und Seelendrang den Bund auf Leben und Tod hier geſchloſſen hatten, erkannte Rieſemberg ſchon nach kurzer Zeit, ohne ſorgfältige Prüfung. Es ward ihm klar, daß die Gräfin ihren Mann ſo wenig lieben konnte, als er ſie zu verſtehen und zu würdigen wußte. Tronte war bei aller Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit ein oberflächlicher Menſch, wogegen ſeine Frau unter der anſpruchloſeſten Erſcheinung eine außerordentliche Ausbildung nicht nur des Geiſtes, ſondern auch der Empfindung und des ganzen weiblichen Weſens verbarg. Die kleinſten Anläſſe führten immer zu einer Verſchiedenheit der Anſichten in Beiden, welche nur das weiche, nachgiebige Naturell der Gräfin ſelten zum Durchbruch kommen ließ. In die trotz aller Gewöhnung rein äußerlich gebliebene Lebensgemeinſchaft dieſer zwei Menſchen trat nun, als dritte Kraft auf Beide einwirkend, der Freiherr mit ſeinem durch die glücklichſte Liebe und durch plötzliches Unglück ſo hoch als weich geſtimmten Herzen. Eine tiefgeheime Sympathie zog ihn und die Gräfin allmählig zuſammen, und der Graf, ſelbſt wenn ihm ſeine Argloſigkeit und ſein für innere Zuſtände verſchloſſenes Auge eine ſolche Näherung wahrzunehmen erlaubt hätte, würde dennoch ihr nicht in den Weg getreten ſein, weil er, auf Frau und Freund mit gleichem Rechte vertrauend, jener eine Zerſtreuung und dieſem einen Troſt von ganzem, gutem Herzen gönnte. Seiner Gemahlin war endlich in dieſem innerlichen Leben, das in tauſend feinen Beziehungen um ſie zu ſpielen begann, eine durchaus neue Sphäre aufgegangen, die ſie in ſehnſüchtigem Bedürfniſſe wohl lange geahnt, aber, ſtatt bei ihrem Manne gefunden, nur in ſich ſelbſt geſucht hatte.

Karlsbad füllte ſich inzwiſchen, trotz dem ſchlechten Anfange des Sommers, mit Gäſten allmählig an. Alle Stunden blies der Thürmer, Poſthorn und Peitſchenknall tönten Tag und Nacht durch die ſonſt ſo ſtillen Gaſſen des kleinen Städtleins. Bekannte und Freunde drängten ſich mit unwillkommener

Theilnahme an den Grafen Tronte; läſtige Beſuche und laute Nachbarſchaften ſtörten ihn gewaltſam auf. Leidende ſeiner Art ſchwingen ſich, wenn ſie eine Weile lang der Krankheit nachgegeben haben und durch ſtille Schonung dem Arzte zu Willen geweſen ſind, hernach wieder mit einem überreizten Trotze gegen ihre Natur zu einer erheuchelten Kraft empor und bieten eigenſinnig und mürriſch der Gefahr die Stirn. Bei dem erſten Strahle anhebender Beſſerung ſchickte der Graf nach ſeinen Pferden. Der Arzt in Wien hatte ihm nur dann und wann einen Ritt erlaubt, und wenn nun gleich ſein Karlsbader College bei gänzlich verändertem Charakter des Krankheitszuſtandes jenen Rath als durchaus unausführbar bezeichnete, ſo hielt ſich der Graf dennoch ſtörriſch an den Buchſtaben der erſten Vorſchrift, entweder weil ſie ihm perſönlich zuſagte, oder weil er in ſeinen Hausarzt mehr Vertrauen ſetzte, als in den Badedoctor. Sein Ruſtan mußte vorgeführt werden, Rieſemberg das andere Pferd annehmen, und nun ging es, mit einigen beſchwichtigenden Worten an die Angſt der Frau, verhängten Zügels auf die offene Straße hinaus. Der Doctor ſchüttelte unwillig den Kopf; ihm und der Gräfin war die Begleitung Rieſembergs und deſſen Mahnung an Mäßigkeit nur eine geringe Beruhigung. Ihre Beſorgniſſe rechtfertigten ſich auch durch eine ſichtliche Verſchlimmerung in des Grafen Befinden, welche Alle erkannten und die er allein um ſo hartnäckiger leugnete, als er ſie ſich ſelbſt nicht zu verhehlen im Stande war. Als endlich der Arzt, Frau und Freund in vollem und gebietendem Ernſte dem zu kindiſchem Unverſtande geſteigerten Eigenwillen des Kranken in den Weg traten, bog er dem Schickſal, ſo nannte er's nämlich — ſein letztes Paroli. „Ich finde ſelbſt," ſagte er hitzig, „daß das verflixte Waſſer mir nicht bekommt; Regen und Kälte treten dazu, und das

Neſt iſt mir nun einmal verleidet. Morgen reiſ' ich." Er riß eine Glockenſchnur ab und befahl die Koffer zu packen.

Der Arzt ſprach achſelzuckend aus, daß er ſeine Hände waſche, griff nach dem Stock und dann nach der Thüre. Rieſemberg ſchalt, die Gräfin weinte. Der Graf ſtand, gezwungen lachend, vor dem Spiegel: „Doctor," rief er aus, „ſeh' ich denn aus wie Einer, der abfahren will, nämlich nicht nach Prag, ſondern in Abrahams Schooß?"

— Herr Graf, der Schein trügt! —

„Herr, die Heilkunde nicht minder! Luſtig, Guſtel, wir gehen auf's Gut! Der da beſucht uns im Herbſte, wenn er uns ſeinen Freibrief mitbringen kann. Wir ſuchen ihm dann eine andere Hälfte, die mit ihm ſei. Eine wie Du, Guſtel, ſolch einen rechten Engel, nicht wahr?"

Die Gräfin erröthete bis zur Stirn, während Rieſemberg, den Scherz mühſam fortſetzend, erwiederte: „Ja, wenn dieſe Engel nur zu Allen ſo vom Himmel herniederſtiegen, wie zu Dir, Du unverbeſſerlicher Eigenſinn!"

Es waren nur noch wenige Stunden bis zur Abreiſe, auf welcher Dronte mit unbeſiegbarem Starrſinn beharrte. Trübe Ahnungen fielen auf alle Häupter des kleinen Kreiſes herab, als der Arzt mit einem letzten und zürnenden Worte gegangen war. Der Graf ſelbſt verſank in ein dumpfes Hinbrüten, wie jedesmal nach dem Anfall ſeiner fieberhaften Unruhe. Seine Gemahlin dachte an alle übeln Folgen eines ſo furchtbar gewagten Schrittes, und Rieſemberg — an den Abſchied. Seines Bleibens in Karlsbad, erklärte er, werde nun auch nicht länger ſein. Er wollte heimeilen, in Dresden den Rechtsfreund ſeines Hauſes aufſuchen, ſeine Scheidung möglichſt raſch in's Werk ſetzen und dann —

„Und dann?" fragte die Gräfin, durch Thränen lächelnd.

— Dann in die weite, weite Welt hinein! — Er nahm den Hut und ſtürzte fort.

Am nächſten Morgen bei dichtem Regen und empfindlicher Kälte, wurde der ſchwerbepackte Reiſewagen wirklich hervorgezogen und beſpannt. Die Gräfin ſtieg ein; den Grafen, der blaß und faſt bewegungslos war wie ein Halbtodter, mußten die Bedienten in den Wagen heben. „Iſt Ruſtan da?“ erkundigte er ſich und lächelte ſchwach, als Rieſemberg auf dem Lieblingspferde herbeiſprengte, gerüſtet, den Ziehenden eine Strecke weit das Geleit zu geben. Aber ſchon oben auf der Höhe, dem ſogenannten Wiener Sitze gegenüber, kehrte er auf der Gräfin ängſtliche Bitten um, durch die geringe Strecke bereits völlig durchnäßt. Der Graf riß ihn wild und haſtig an ſeine Bruſt, die Gräfin umarmte ihn unter heißen Thränen. Noch ein Händedruck und der Schlag flog zu, die Pferde trabten davon, die Hunde bellend und heulend dem Wagen nach. Rieſemberg ſtand allein auf der Landſtraße. Fern wehete noch im Winde das weiße Tuch ſeiner verlorenen, geliebten Freundin und die Klänge des Poſthorns verhallten dumpf in den nebelumwogten Bergen.

5.

Zwiſchen Prag und Karlsbad, auf der Mitte des Wegs ungefähr, liegt ein kleines Dorf, Horoſedl geheißen, nur als Station den Poſtreiſenden merkwürdig. Aus dem elenden Wirthshaus am äußerſten Ende des Ortes ſprengten am vier und zwanzigſten Juni zwei Staffetten, die eine nach Prag, die andere nach Karlsbad. Es war eine Verwirrung in dem Hauſe, welche ſich dem ganzen Dörfchen mittheilte. Bauern und Bäuerinnen liefen an der Thüre zuſammen und raunten es ſich neugierig zu, da droben liege ein vornehmer Herr auf den Tod krank. Der Bader war in ſpäter Nacht herausgeklopft worden, und jetzt, um die achte Morgenſtunde, näherte ſich in banger Haſt ein kleiner Zug von der Kirche her der Unglückspforte. Das Glöcklein läutete. Das Allerheiligſte! riefen die Landleute aus, entblößten Hauptes niederknieend, und die Weiber liſpelten: Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig! Das Glöcklein in der Hand des Oberknaben ſtammelte ein frommes Amen.

Noch in der nämlichen Nacht kamen zwei Extrapoſten in Horoſedl an. Eilig und doch zu ſpät!

Gegen Abend war der Graf verſchieden, ohne Bewußtſein in Folge eines Schlaganfalles. Der Badearzt von Karlsbad hielt die erſtarrte Rechte ernſt und traurig in der ſeinigen, während ſein Prager College und Baron Rieſemberg ihre troſtloſen Bemühungen um die in Krämpfen daniederliegende Gräfin vereinigten.

Der Schein trügt. Der Schein des Lebens hatte auch den Grafen betrogen; aber Einen nicht, der ſich nicht trügen läßt, für den es keinen Schein giebt. Der Eine iſt der Tod.

6.

Der Schein trügt. Ja, das flüſterten auch die Gäſte von Karlsbad, am Mühlenbrunnen wie am Sprudel, im Kaffeehaus und auf dem Spaziergang, flüſterten es ſchadenfroh und argwöhniſch, als wenige Tage nach der Abreiſe des Grafen ſeine Wittwe zurückkehrte, geleitet von dem Freunde des Seligen. Das ſchöne Wort Haus-Freund, welchen häßlichen Beigeſchmack hat es auf der giftigen Zunge der Verleumdung, wenn es zwiſchen Mann und Frau höhniſch eingeſchaltet wird!

Es giebt aber Lagen und Schmerzen, an welchen der Pfeil ſolcher Nachreden ſich abſtumpft oder gar machtlos zurückprallt. So geſchah es der Gräfin und Rieſemberg, welche in ihrer gemeinſamen Verzweiflung nicht einmal überlegen konnten, daß aus ihrem Beiſammenbleiben nach dem Tode des Grafen bittere Früchte auf die Ueberlebenden fielen. Der Arzt hatte auf der Rückkehr der Gräfin nach Karlsbad beſtanden, weil dieſer Ort der nächſte und gelegenſte ſei. Des Grafen Kammerdiener ſollte indeſſen die ſterblichen Ueberreſte ſeines Herrn auf das Gut geleiten, welches die Familiengruft der Grafen Trente enthielt. Dorthin wollte ſeine Wittwe folgen, ſobald die trübe Fahrt möglich geworden, ohne ihr Leben zu gefährden. Rieſemberg blieb, ſo lange es der Schutz der unglücklichen Frau erheiſchte. So geſtaltete ſich denn, ganz in den alten Umgebungen, auf's Neue ein Zuſammenleben der zwei Verwittweten, welches ſich von dem früheren nur durch eine gewaltſamere Spannung, durch unwiderſtehlichere Näherung unterſchied. Gemeinſame Thränen werden ſo leicht die Quelle eines gemeinſamen neuen Gefühles, und auf den Verluſt, welchen zwei Herzen ſelbander beweinen, folgt, natürlicher vielleicht, als es das Schicklichkeitsgefühl und das Urtheil der Welt begreift, ein Gewinn und ein Beſitz der zwei trauernden Herzen aneinander.

Vierzehn Tage ſchwanden, eher beflügelt als gehemmt durch das Leid. Noch eifriger als zuvor betrieb Rieſemberg ſeine Scheidungsklage, ohne ſich ſelbſt den Grund dieſer von Tag zu Tag ſtürmiſcher werdenden Eile einzugeſtehen. Die Gräfin vernahm von ihm nicht eine Sylbe mehr über ſeine Angelegenheit, und doch beſchäftigte ſie dieſelbe innerlich eben ſo mächtig, als ihre eigenen Verhältniſſe ihre ganze äußere Mühe und Kraft in Anſpruch nahmen. Eilboten kamen aus

Böhmen und Mähren von den Gütern des verſtorbenen Grafen; die Schar peinlicher Geſchäfte und harter Kämpfe, welche wie Raben jedem Tode folgte, krächzte der Verlaſſenen unheimlich entgegen. Ohne Aeltern und ohne eigene Verwandte, ſtand ſie allein da, den Beſtrebungen der Gewinnſucht, den Verſuchen der Betrügerei, allen Rechts- und Formquälereien gegenüber. Wie gern wandte ſie ihre erſchrockenen Blicke von dem Chaos, das ihrer wartete, auf die ſtille, abgeſchiedene Inſel, wo ſie noch mit dem Freunde um den Verſchiedenen trauern durfte?

Nach Ablauf jener Friſt, in der Mitte Juli, mußte ſie ſich gewaltſam losreißen, um den Ruf der Pflicht nicht in dem kaum noch verſtändlichen Geliſpel innerer Stimmen zu überhören. Rieſemberg hob die ſchöne, in den ſchwarzen Gewändern und Schleiern doppelt ſchöne Geſtalt wiederum in den Wagen. Aber er begleitete ſie nicht, wie bei dem letzten verhängnißvollen Abſchied, und ihr Kuß ſtreifte auch nicht wie damals ſchweſterlich ſeine Wange. Kein Geſtändniß, kein Gelübde war bis zum letzten Augenblicke gemacht oder gar gewechſelt worden. Erſt als der Schlag geſchloſſen, ſtammelte Rieſemberg, während der Minute, welche der Bediente brauchte, um auf ſeinen Sitz zu klettern, haſtig in das Ohr ſeiner Freundin:

„Auguſte, darf ich Sie auf Ihrem Wittwenſitze beſuchen?“

Es war das erſte Mal, daß er ſie mit ihrem Vornamen anredete. Er klang ſo ſanft und gewinnend dem Ohr entgegen, das aus dem Munde des verſtorbenen Gatten nur an deſſen harte Verkürzung gewohnt geweſen war, daß ſich die Gräfin, überwältigt und mit freier ſtrömenden Zähren, in ihre Kiſſen und Hüllen zurücklehnte. Die Antwort verhallte in einem lauten Schluchzen; aber von ihrer Rechten, welche Rieſemberg zum Abſchiede an die Lippen drücken wollte, glitt der ſchwarze Handſchuh herunter und blieb in ſeiner Hand zurück. Es war die Farbe des Todes, die das Symbol trug, dieſes obendrein ein Symbol, das die Feindſchaft, nicht die Neigung zu werfen pflegt, und doch … Der Schein trügt, der Schein trügt!

7.

Das Stammgut der Trente'ſchen Familie, wohin die Gräfin in trauervoller Einſamkeit ihrem vorangegangenen Gatten, dem letzten ſeines Namens, folgte, liegt tief in Waldes- und Höhenzügen drin, in dem wenig gekannten Erdenwinkel, wo die böhmiſchen, mähriſchen und ſchleſiſchen Grenzen zuſammenſtoßen. Langſam und lautlos fließt die March durch die ſtillen Gegenden, welche das Schloß Trentheim beherrſcht, in einem weitläufigen Park voll Büſche und Weiher verſteckt. In ſeine Schatten flüchtete die Wittwe, um in ſommerlicher Schwüle und tiefſter Einſamkeit den manichfachen Eindrücken ihrer letzten Schickſale nachzuhängen, am Sarge ihres Gemahles furchtſam und zitternd neue Liebeshoffnungen aushauchend und in den Briefen an den Freund mit erfinderiſcher Selbſtqual um den Verlorenen klagend. Schwarzgerändert und ſchwarzgeſiegelt waren die Blätter, welche von Trentheim nach Dresden, von Dresden nach Trentheim in raſchem Wechſel flogen; aber der rothe Faden der Liebe ſchlang ſich immer hervorleuchtender durch die dunklen Zeichen der Trauer. Auguſte erwachte in dieſem ihr neuen Gefühle eigentlich erſt zum Leben; ſie war bis nahe an die Grenzen weiblicher Jugend gelangt, ohne die Liebe, alſo ohne ſich ſelbſt zu kennen. Dem verſtorbenen Grafen gehörte nur ihre Pflicht, und dieſe erfüllte ſie ihm mit bewunderungswürdiger Hingabe, ſeit ſie aus dem klöſterlichen Leben eines Damenſtiftes, fremd und verwaiſt in die Welt, in die Ehe hineintrat. Zufriedenheit hatte ſie in dieſer wohl gefunden, aber keine Befriedigung, und ſie konnte ſich eines verſtohlenen Seufzers kaum enthalten, als eines Tages in Karlsbad der Graf ſeinem Freunde — ihm, der das Glück der Liebe ſo tief empfunden und genoſſen — zurief: „Nun betrachte Dir einmal unſere Ehe, Heinrich, gegen die Deine; wie gut leben wir zuſammen, die Guſtel und ich, in gleichen Verhältniſſen geboren und erzogen, ohne daß wir an Eure romantiſche Liebe jemals gedacht haben!“ Damals ſeufzte ſie und Rieſemberg mit ihr. Erſt ſein Bild ging ihr wie eine Sonne auf, und ſo unſchuldig, ſo friſch und rein war das Herz, welches ihre Strahlen in ſich aufnahm, daß es kaum widerſtreben mochte, wenn die Nebelſchleier der Wittwentrauer früher oder plötzlicher durch ſie zerriſſen wurden, als es die Sitte zu erlauben pflegt.

Rieſemberg ſtürzte ſich mit gleichem Seelendrange in die Fluth einer Neigung, welche den noch blutenden Wunden ſeines Herzens raſche Heilung, ſeinem erſtorbenen Innern frohe Wiedergeburt verhieß. Aus den Trümmern ſeines Glaubens an die Frauen und an das Glück der Liebe ſchoſſen neue Liebesblüthen mit doppelter Kraft empor, in ſorgſamer Haſt und Freude von ihm gepflegt. Würde er das Wogen und Stürmen ſeiner Gefühle geprüft haben: wer weiß, ob er auf dem Grunde ſeiner erſchütterten Seele und mitten in der Leidenſchaft, wozu er die Neigung für die Gräfin in fröhlichem Taumel ſteigerte, nicht eine Art von Rachſucht gegen ſeine treuloſe Frau gefunden hätte? Er begnügte ſich aber damit, den Rechtshandel gegen Letztere ungeſtümer als je fortzuſetzen, und zeigte der Gräfin in einem Schreiben vom zehnten Auguſt jubelnd an, daß er nun ſeinen Sachwalter unbedingte Vollmacht gegeben habe, mit der Gewalt des Geſetzes eine Freiheit für ihn zu erzwingen, die, jüngſt noch ohne Werth und Bedeutung, jetzt ſein ganzes Lebensglück bedinge.

Die Gräfin küßte in gleicher Empfindung die heitere Botſchaft dieſer Zeilen, welche zum erſten Male mit dem berauſchenden: „Bald und dann ewig der Ihrige" ſchloſſen. Sie vermochte nicht im Zimmer, deſſen Decke ihr ſtrahlendes Haupt drückte, das volle Herz auszuſtrömen: hinaus drängte es ſie, in den grünen Garten, unter den tiefblauen Himmel, zu ſchmetternden Morgenvögeln und duftigen Sommerblumen. Eben hatte ſie den ländlichen Strohhut auf die blonden Haare geſetzt, mit einem wehmüthigen Blicke das ſchwarze Band deſſelben ſtreifend, als ihr ein Bedienter Beſuch anmeldete.

„Jetzt nicht, jetzt nicht. Sagt, ich ſei nicht da, noch nicht auf. Sagt, was Ihr wollt!"

— Euer Gnaden, es iſt eine Fremde, von drunten gekommen, aus dem Dorfe. —

„Und kein Name?"

— Sie will ihn der gnädigſten Gräfin allein ſagen. —

„Sonderbar! Wie ſieht die Frau aus?"

— Als ob ſie krank geweſen, Euer Gnaden, ſchwach und blaß. Sie iſt in Trauer und hat ein Kind bei ſich. —

„Alſo wohl eine Unglückliche, die Hülfe ſucht. Nur herein mit ihr. Sie kommt zur guten Stunde," ſetzte ſie hinzu, als der Diener gegangen war, und griff nach ihrer Börſe. „Wenn das ſie tröſten kann, ihr nur einen Tropfen geben von dem Glück, das durch mein überquellendes Herz ſtrömt!"

Die Thür öffnete ſich. Bei dem erſten Blick auf die Eintretende erkannte die Gräfin, daß ihre Vermuthung eine falſche geweſen, und verbarg das in der Eile zuſammengeraffte

Geld. Dieſe Geſtalt, ſchlank und edel, wie ihr wenige noch begegnet waren, trat nicht wie eine Bettlerin auf; andere Leiden, als die der Armuth, ſprachen aus dem dunkeln, verweinten Auge, aus dieſen noch in ihrer Bläſſe und Zerſtörung vollendet ſchönen Geſichtszügen. Die Gräfin ſtarrte die Fremde ſprachlos und beſtürzt an. Eine Empfindung, von der ſie ſich keinen Grund zu geben wußte, krampfte ihr die Bruſt ſo heftig zuſammen, daß ſie genöthigt war, ſich an der Lehne eines Seſſels zu halten. Sie winkte die Fremde heran und deutete, noch immer nicht im Stande zu reden, auf einen Stuhl ihr gegenüber.

„Verzeihung, Frau Gräfin,“ ſo unterbrach endlich die Fremde die peinliche Stille, und ihre Stimme drang mit einem unnennbaren Wohllaut in's tiefſte Herz: „Verzeihung, wenn ich Sie ſtöre!“

— Ich bitte, Madame; — in der That aber, Sie finden mich ...

Der Bediente war inzwiſchen hinausgegangen. Die Gräfin bemerkte, wie das Auge der Fremden feſt an dem ihrigen hing, wie die Leichenbläſſe des ſchönen Geſichts in das brennendſte Roth überging. Erſchrecken wollte ſie ſich zurückziehen, weil ihr der Gedanke kam, vielleicht mit einer Irrſinnigen allein gelaſſen zu ſein, als Jene, in Thränen ausbrechend und einer Ohnmacht nahe, heftig ausrief: „Ja, ſo mußte die Glückliche ausſehen, die mir Heinrichs Liebe rauben konnte! O, nun weiß ich, daß es für mich keine Hoffnung auf Erden mehr giebt!“ — Aufſchluchzend ſank ſie auf dem Seſſel zuſammen und drückte das in ihren Armen ſchlummernde Kind feſter an ſich.

— Gerechter Gott, erwiderte die Gräfin mit demſelben Schrei; Sie wären ... Sie ſind ...

„Rieſembergs unglückſelige Frau, die arme, verſtoßene; arm und verſtoßen mit dieſem Kinde, ſeinem Sohn!“

— Sein Sohn! Rieſemberg hat keinen Sohn! Wenn Sie glauben, eine Täuſchung in meinem Hauſe —

„O, halten Sie ein! Verdammen Sie nicht wie er, ehe Sie hörten! Ja doch, dies iſt ſein Sohn, obgleich ihn der Vater nicht anerkennen will, niemals ſein kindliches Antlitz ſah!“

— Unmöglich, wiederhole ich Ihnen; unmöglich! Rieſemberg kann mich nicht getäuſcht haben!

„Nein, Frau Gräfin, o nein, er täuſchte Sie nicht, er iſt deſſen unfähig; aber er ward getäuſcht, auf die unerhörteſte, unwürdigſte Art getäuſcht, wenn er glauben konnte, daß ſein Weib ihn verrathen hat, daß dies ſein Kind nicht das ſeinige iſt.“

Die Gräfin ſtand im Begriff, ſich der weitern Unterhaltung mit der Fremden zu entziehen. Sie muß eine Betrügerin ſein, rief ſie ſich ſelbſt zu; aber jeder Blick auf das Antlitz, auf die Haltung derſelben verkündete eben ſo laut das Gegentheil. — Der Schein trügt — murmelte ſie vor ſich hin, um ſich ſelbſt zu beſchwichtigen, um dem unwiderſtehlichen Zauber des dunkeln Sternes, der auf ihr haftete, zu entrinnen.

„Ja, der Schein trügt,“ fuhr die Andere fort und ihre Rede gewann an Klarheit und Zuſammenhang; „aber, Frau Gräfin, es giebt eine Wahrheit, die mehr iſt, als Schein, die allen Schein überwindet. Dieſe Wahrheit von mir hören zu wollen, beſchwöre ich Sie auf meinen Knien, ein Weib das andere, eine Mutter, eine Wittwe wie Sie. Glauben Sie nicht, daß ich hierher gekommen bin, Ihnen den Mann ſtreitig zu machen, auf welchen nur die Liebe ein Recht giebt. Nein, ich wollte nur Sie ſehen, mich überzeugen, ob ſeine neue Wahl ihn glücklicher machen kann, als die erſte.“

— Wie? Sie denken, Frau Baronin, daß ich …, daß Rieſemberg —

„Daß Sie ſeiner werth ſind, und mein Herz dankt Ihnen dafür. Alles, was ich von Ihnen hörte, bürgt für Sie, und mehr noch dies Auge voll himmliſcher Güte und Milde. Für mich, ach, für mich verlange ich ja weiter nichts mehr. Aber — und hier ergriff die Unglückliche der Gräſin Hand — für dieſes Kind fordere ich von Ihnen einen Vater. Ich habe entſagt, ich gehöre dem Tode an; dieſem Kinde aber, o nur ihm, was es verdient, einen Namen, einen Vater, ein Leben!“

Sie zog die Gräſin verzweifelnd an ſich und über das ſchlafende Knäblein; ihrer Beider Thränen ſtürzten vermiſcht auf ſeine Wangen herab. Das Geſichtchen zuckte zuſammen, die Augen öffneten ſich und der ſüße Mund lächelte voll Unſchuld der Mutter entgegen.

Es war ein Bild, des beſten Griffels würdig: die zwei ſchönen weinenden Frauen in langen, ſchwarzen Trauerkleidern, die Eine mit blauen Augen und lichtblondem Haar, die Andere von braunen Locken umwallt, Arm in Arm geſchloſſen und Bruſt an Bruſt; zwiſchen Beiden das erwachende Kind, mit emporgeſtreckten Händchen und ſchlafglühenden Bäcklein, welche gegen die Marmorbläſſe und die ſchwere Verſtörung jenes Doppelantlitzes in heiterem Frieden friſch und fröhlich abſtachen. Dieſe Herzen ſchlugen aneinander, ſo nahe und doch ſo fern, — in ihrer Mitte lag das verjüngte Bild des Mannes, der ſie auf ewig ſchied und vereinte!

8.

Nach geraumer Friſt erſt ſchwieg der Sturm bitterſter und ſüßeſter Empfindungen ſo weit, daß Frau von Rieſemberg der

Gräfin eine ununterbrochene Darſtellung ihrer Geſchichte zu geben vermochte.

Ich bin, ſo begann ſie, die Tochter eines Landgeiſtlichen, welcher unweit Meißen in Sachſen eine Predigerſtelle bekleidet. Rieſemberg, deſſen Beſitzungen in ziemlicher Entfernung von uns hinter Bautzen liegen, kam durch den traurigſten Zufall zuerſt in unſer Haus. Eingeladen von einem Freunde, hatte er in der Nähe unſeres Dorfes eine große Jagd mitgemacht; in dieſem Herbſt werden es gerade acht Jahre ſein. Durch die Unvorſichtigkeit oder das Ungeſchick eines Schützen wurde er gefährlich verwundet. Man brachte ihn bewußtlos und dem Verſcheiden nahe in's Pfarrhaus des Dorfes, das heißt in das unſrige, nachdem ſein Jäger, vorausgeſandt um Quartier zu machen, die gaſtliche Barmherzigkeit meines Vaters in Anſpruch genommen und natürlich zugeſichert erhalten hatte. Von ihm erfuhren wir, wen unſer niederes Dach beherbergte, als der erſte Verband ſchon gelegt war. Die herbeigeholten Aerzte gaben Anfangs gar keine Hoffnung und nach den erſten Tagen nur geringe; an ein Fortſchaffen des Kranken war nicht zu denken, er lag fortwährend im Wundfieber. So blieb er alſo unſer Gaſt und Fritz, ſein Jäger, gleichfalls, da er ſeinem Herrn ſo anhänglich als unentbehrlich ſchien. Nicht eher als die dringendſte Gefahr beſeitigt war, verließ Fritz den Baron, um ſeinen Verwandten Nachricht zu bringen. Vierzehn Tage lang war Rieſemberg ausſchließlich meiner häuslichen Pflege anvertraut, da mein Vater und meine Mutter durch ihre eigenen Geſchäfte von der Sorge für ihn abgezogen wurden. Ich will ohne Rückhalt geſtehen, daß dieſe Schmerzens- und Angſttage bei allem Schrecklichen, das ſie hatten, zu meinen theuerſten Erinnerungen gehören. Die Geſchichte meiner Liebe knüpft ſich an dieſelben auf die nämliche, natürliche Art und Weiſe, die in ähnlichen Fällen ſchon oft aus dem Gegenſtande unſerer Sorge den Gegenſtand unſerer Sehnſucht machte. Das Bild des ſchönen, auf den Tod getroffenen Mannes prägte ſich zuerſt meinen jungen Sinnen, und bald auch ſeine ſanfte Kraft im Dulden, ſeine zarte und rührende Dankbarkeit für unbedeutende Dienſte meinem jungen Herzen feſt und unauslöſchlich ein.

Fritz kehrte nach kurzer Abweſenheit zurück, jedoch nicht allein. Rieſembergs nächſter Vetter — Aeltern und Geſchwiſter hat er nicht — begleitete ihn, um nach dem theuren Verwandten zu ſehen. Der Eindruck, welchen dieſer Vetter vom erſten Augenblick an auf mich machte, war der entſchieden ungünſtigſte, ohne daß ich eine vernünftige Urſache für meine Abneigung hätte entdecken können. Ich erwehrte mich des tiefen Abſcheus aber kaum, als ich deutlich wahrnahm, wie die Freudenbotſchaft von der Beſſerung unſeres Patienten ihn durchaus nicht ſo glücklich machte als uns, die wir ſie ihm mittheilten. Ich war ferner zugegen, da er mit der ſchonungsloſeſten Heftigkeit auf den Kranken zuſtürzte und ihm, dem jede Aufregung noch den Tod bringen konnte, die übertriebenſten Aeußerungen ſeines Schmerzes wie ſeiner Freude ordentlich aufdrang. Rieſemberg hatte an dieſem Abend gleich wieder im erhöhten Grade am Fieber zu leiden.

Der Vetter ſiedelte ſich, ſo gut es gehen wollte, im Wirthshauſe an und nahm mir, unter den verbindlichſten Formen, die Pflege meines Kranken ab. Dieſer war indeſſen ſo ſehr an jene kleinen Sorgen und Aufmerkſamkeiten gewöhnt, die wir Frauen allein zu leiſten wiſſen, daß er mich ausdrücklich und auf das Angelegentlichſte zurückverlangte. Ein neuer Aerger für ſeinen Vetter, ihm ſchien nichts verdrießlicher, als des Barons ſichtliche und warme Anhänglichkeit an mich und meine vielleicht ſchlecht genug verhehlte Theilnahme für ihn. Vetter Adolf ſuchte, ſobald er deſſen inne ward, einen andern Weg, um zu ſeinem Ziele zu gelangen: er verfolgte mich mit Erklärungen und Betheuerungen, die mir geradezu gehäſſig und unerträglich wurden. Ich hätte ihnen auf die Dauer nur entgehen können, indem ich das Haus verließ oder ihm durch den Vater die Schwelle verbot. Beides war gleich unthunlich, und zum Glück erſparte mir Rieſemberg die Alternative, indem er ſeinen Vetter mit Geſchäftsaufträgen auf die Güter und in die Hauptſtadt ſandte.

Damit ich in wenig Worten über die erſten Räthſel, welche meines Glückes und meines Unglücks Quelle waren, hingehe: — Adolf war Rieſenbergs nächſter Agnat, auf ihn fielen Vermögen und Güter, wenn jener ohne Kinder verſtarb. Nun iſt ſein Zorn und unverſöhnlicher Haß gegen mich wohl erklärt, die ich, ſchon im Frühjahr, als Rieſembergs Frau, durch meinen theuern, ehrwürdigen Vater ihm angetraut, auf Rieſemberg erſchien. Auf's Höchſte beſtürzt durch dieſen raſchen Entſchluß ſeines Vetters, dem die That gleich gefolgt war, und in Erinnerung an ſein leichtfertiges Betragen gegen mich im älterlichen Hauſe doppelt befangen, war er kaum im Stande, mir einige hervorgeſtammelte Redensarten und erheuchelte Glückwünſche zu widmen. Um ſo wortreicher ergoß ſich ſein Dank gegen meinen Mann, der edel genug war, ihm zu erklären, daß es ſeine Abſicht nicht ſei, durch dieſe Verbindung Adolfs Hoffnungen auf ein reiches Erbe ganz und gar zu vernichten, daß er ihm im Gegentheil gleich eine beſtimmte, mehr als genügende Summe zur Leibrente auswerfen und auch ſonſt für alle Fälle zu ſeinen Dienſten bleiben wolle. Adolfs Erkenntlichkeit gegen Rieſemberg, ſeine reſpectvolle Aufmerkſamkeit für mich, die Maske eines durchaus uneigennützigen und liebevollen Charakters, welche er annahm und Jahre lang auf das Geſchickteſte feſtzuhalten wußte, täuſchte meinen Mann, ſeine Freunde, unſer Haus, nur mich nicht. Ich wußte, daß ich einen Todfeind in ihm hatte: unter den Blumen, womit die Liebe meines Heinrich verſchwenderiſch mir alle Pfade überſtreuete, glaubte ich fortwährend das giftige Ziſchen dieſer Schlange, ſeinen ſchleichenden Gang zu hören, womit er den Boden unter meinen Füßen untergrub, nur die Beſorgniß, meinem Manne unangenehme Stunden für die ſüßeſten Tage zurückzugeben und vor der Welt als Unfriedensſtifterin in einer Familie zu erſcheinen, welche mich ſo vorurtheilsfrei in ihre Mitte erhoben hatte, hielt mich ab, Rieſemberg bekannt zu machen mit dem ſeltſamen, unwürdigen Betragen ſeines Vetters gegen mich vor unſerer Vermählung und mit meiner fortdauernden Furcht vor ihm.

Ueber fünf glückliche Jahre, bis auf jenen einzigen, vorüberziehenden Schatten ſonnenklar und ungetrübt, gehe ich mit einem Seufzer der ſüßeſten, ach! und auch der ſchmerzlichſten Erinnerung hinweg. Wir lebten den Winter über immer in Dresden unter den angenehmſten geſelligen Verhältniſſen, in geringer Entfernung von meinen würdigen Aeltern, die bei jedem neuen Beſuche mein Glück mit Freudenthränen ſegneten und Rieſemberg wie ihren eigenen Sohn liebten. Der Frühling führte uns jedesmal nach Rieſemberg zurück, und dort öffnete ſich mein eigentliches Paradies. Allein mit dem Manne, an dem mein ganzes Herz mit glühender Neigung und innigſter Treue hing, berufen zu regelmäßiger Thätigkeit, die mehr eine Zerſtreuung war: ſo fehlte ja nichts, um die ausſchweifendſten Wünſche eines Weibes zu krönen, als — der letzte und höchſte Segen, welchen Gott durch ein Kind über eine

Ehe ſchüttet. Auch dieſer ſollte mir werden, aber da es zu ſpät war..!..

Im Mai des vorigen Jahres ging ich eines Abends mit Rieſemberg im Garten ſpazieren. Es war eine köſtliche Stunde, vielleicht die köſtlichſte meines Lebens, gewiß die letzte meines Glückes. Noch nie hatte ich Heinrich ſo zärtlich und ſo warm geſehen, als da er, ſeinen Arm um mich ſchlingend, mich unter tauſend Scherzen und Küſſen durch die duftenden Beete und Bosquette zog, in der Syringen-Laube an meiner Bruſt lag. Wir ſchwelgten in jenen ſpielenden Erinnerungen der Liebe an eine gemeinſame glückliche Vergangenheit, die die Gegenwart doppelt glücklich zu machen geeignet ſind. Heinrich mahnte mich an alle kleinen Einzelnheiten aus der Geſchichte unſeres Bundes, an das niedere Hinterſtüblein im Pfarrhauſe, in welchem ich ihn gepflegt, Abends ihm vorgeleſen, an das kleine Holz neben dem Dorfe, wo, faſt an derſelben Stelle, die ihm beinahe den Tod gegeben, ich weinend vor Seligkeit und dankbarer Rührung, ihm das Jawort gegeben.

Die Nacht war über unſerem Gekoſe hereingebrochen. Hand in Hand kehrten wir in das Haus zurück, wo der Theetiſch, mein Klavier und ein Buch unſer zu harren pflegten. Es war ein Brief an Rieſemberg da. Er öffnete ihn in meiner Gegenwart, ward blaß, zitterte, ſtarrte vor ſich hin, wie vom Blitz getroffen. Wieder las er und wieder; ſeine Züge entſtellten und verfinſterten ſich immer mehr. Erſchrocken näherte ich mich, um zu fragen, ſeine bebende Hand zu faſſen; da ſtieß er mich mit einer Bewegung der unbändigſten Wuth ſo heftig von ſich, daß ich zur Erde gefallen wäre, hätte er ſelbſt mich nicht wieder unterſtützt. Meine Thränen, die Ohnmacht, welche mich in ſeinen Armen umwarf, brachten ihn einigermaßen zu ſich; er verſuchte mich zu beruhigen, rief nach meinem Mädchen, umfaßte und küßte mich. Jener Brief, ſo ſagte er, enthalte eine ſehr unglückliche Nachricht, die ihn nöthige, gleich morgen, jedoch nur auf kurze Zeit, zu verreiſen; im Uebrigen dürfe ich außer Sorgen ſein. Er gab ſich Mühe, gefaßt zu erſcheinen, aber er täuſchte mich nicht; es tobte ein furchtbarer Kampf durch ſeine Seele. Um ihn nicht zu vermehren mit meinen Zweifeln und Klagen, zwang ich mich ſelbſt zur Ruhe. Ich ging ſchlafen, ach! es war die erſte Nacht meiner Ehe, daß ich auf Neſſeln lag, ſtatt auf Roſen, und die Dornen ſollten ihnen bald folgen.

Als am nächſten Morgen meine verweinten Augen nach Heinrich fragten, war er abgereiſt. Abgereiſt, ohne mir Lebewohl zu ſagen! Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein, das ich den Tag über nicht verließ. Die furchtbare Geſtalt des Unglücksbriefes kam mir nicht aus dem Sinne, und ich verwünſchte meinen Kleinmuth, daß ich es nicht gewagt, das Recht der Frau auf ein ſolches Geheimniß geltend zu machen. Vermuthungen aller Art kreuzten ſich vor meinen verwirrten Blicken, ohne daß die rechte daraus hervortauchte; ſie lag ſo tief unter mir, ich war in das Bewußtſein meiner Treue und in das Vertrauen meines Gemahls auf ſie ſo ſicher eingewiegt, daß ein ſolcher Gedanke mich auch im Traume nicht berührt hätte. Meine Angſt blieb auf Gott weiß welchen Familienangelegenheiten haften. Wie, wenn jener Brief Heinrich ſeine Mißheirath mit mir vorgeworfen hätte, vielleicht von der Seite eines altadeligen Freundes? Wenn er deswegen einen Augenblick lang auch gegen mich hart geworden? Wenn er ging, um mich zu rächen?

Bis zum Abend jagte mich meine peinliche Ungewißheit in einem Labyrinth von Beſorgniſſen umher, die, eine noch ſchwerer als die andere, zuletzt meine ganze Beſinnungskraft ermüdeten. Von furchtbarem Nervenkopfweh heimgeſucht, mußte ich hinaus in's Freie. Durch dieſelben Alleen, wo ich geſtern, an der Seite meines Mannes, beflügelt vom Glück, nur über den Boden geſchwebt war, ſchlich ich heute traurig und geknickten Hauptes, nur von meinem Kammermädchen begleitet. Am Ende des Lindenganges trat mir auf einmal der Jäger Rieſemberg's, Fritz, entgegen. Erſtaunt, ihn hier zu finden, der ſonſt ſeinem Herrn auf jedem Schritt und Tritt folgte, fragte ich, warum er zurückgeblieben, wann und wie mein Mann abgereiſt, ob er nichts über ſeine Rückkehr wiſſe? Fritz antwortete lange und angelegentlich, in leiſem Tone; ich ſelbſt ſuchte das Geſpräch nicht abzukürzen, weil es mir ein Troſt war, wenigſtens über den lieben Flüchtling reden zu können, und auch weil ich Fritz, als Denjenigen, welcher mir meinen Heinrich zu allererſt angekündigt und zugeführt hatte, gern und freundlich auszuzeichnen gewohnt war. Nachdem ich ihn entlaſſen, kehrte ich nach Hauſe zurück. Ich legte mich früher als gewöhnlich nieder und Chriſtiane, das Mädchen, brachte mir den Thee an das Bett. Sie ging, ich nahm eine Taſſe und fiel bald darauf wider alles Vermuthen in einen tiefen Schlaf.

Der Knall eines Schuſſes erweckt mich mitten in der Nacht. Ich fahre entſetzt auf. Das Nachtlicht brennt auf meiner Toilette, und bei ſeinem ſchwachen Scheine gewahre ich, wie Schatten an meinem unklaren Auge vorüberfahrend: meinen Mann, die rauchende Piſtole in der Rechten, gehalten von Adolf und dem Schloßverwalter, zu den Füßen meines Bettes Chriſtiane, ganz verwirrt und beſinnungslos, und Fritz, den Jäger, welcher aus der offenen Thüre rechts von meinem Lager hinausſtürzte, eine Thüre, die ſonſt als unnütz und zugluftig von mir immer verſchloſſen gehalten worden war. Das Alles ſtand, wie von Blitzesklarheit erhellt, vor mir und verſchwand alsbald wieder in dumpfer Finſterniß. Ich rief den Namen meines Mannes und breitete die Arme nach ihm aus, er aber wankte mit einer Geberde des tiefſten Abſcheues gegen mich hinaus in mein Zimmer, und ich ſah, halb aufgerafft in meinen Kiſſen, wie er dort auf den Schreibtiſch losſtürzte, alle Schubfächer durchwühlte und ausſchüttete, bis er zwei Paquete Briefe hohnlachend und mit wüthendem Aufſchrei an ſich riß. Ich wußte mir auch nicht eine Figur, einen Zug aus dem ſchrecklichen Nachtgemälde zu deuten, das wie ein Traumgeſicht vor mir ſtand und verſchwand. Noch einmal lallte ich den Namen „Heinrich“ und ſank ohne Beſinnung zurück.

Erſt mit dem hellen Morgen wich der Schlaf, der wie ein Alp betäubend auf mir gelegen. Ich ſah mich um, ich fragte: Chriſtiane ſaß auf einem Schemmel zu meinen Füßen, aber ihre einzige Antwort war ein unter Thränen und Schluchzen hervorgeſtoßenes: Ich weiß nicht. — Und mein Mann, wann kam er denn wieder? wo iſt er? Und dieſe Thür, warum war ſie denn auf einmal offen? Warum die fremden Männer in meinem Schlafzimmer, der Vetter, der Verwalter, der Jäger? — Ich weiß nicht, ich weiß nicht! — Wo iſt denn aber jetzt mein Mann, und weswegen kommt er nicht, mich zu beruhigen? — Ach, ich weiß nicht; aber der gnädige Herr ſind noch in der Nacht mit Baron Adolf weggefahren. — Weggefahren? und wohin denn, warum denn? Um Chriſti Barmherzigkeit willen, was bedeutet dies Alles? — Das weiß ich ja nicht, gnädige Frau, und ich weiß es nun einmal nicht!

Kaum war ich halb angekleidet, ſo ließ ſich der Verwalter melden. Er kam, ein würdiger alter Mann, mir von Herzen ergeben, mit Thränen in den Augen, mit wankenden Füßen.

Der Wagen, ſtammelte er, iſt angeſpannt. — Der Wagen? — Ja. — Für wen denn? wohin? — Stumm und abgewendet reichte er mir ein offenes Billet meines Mannes, das ich haſtig ergriff und verſchlang. Es brauchte dazu weniger Augenblicke, denn das zerknitterte Blatt enthielt nur einige verzerrte Züge ſeiner Handſchrift, die ich, noch immer wie im Traume, entzifferte: „Du wirſt Dich meines Wagens bedienen, um zu Deinem Vater zurückzukehren; dort erwarte meine Befehle.“

Man trug mich hinab, man hob mich auf den Sitz. Meine Koffer waren ſchon aufgepackt. Der Verwalter und Chriſtiane ſtiegen ein, und ſo ging's zum Thore hinaus, ach! durch dieſelbe Lindenallee, an denſelben Schwänen vorbei, die wir vorgeſtern aus einer Hand gefüttert. Der Hund des Gärtners ſprang liebkoſend zu mir empor; die Menſchen aber ſchienen im Garten wie im Schloſſe ausgeſtorben.

Sobald ich zu reden vermochte, beſchwor ich den Verwalter flehentlich um die Löſung des furchtbaren Räthſels. Alles, was ich ihm zu entreißen vermochte, waren die nur noch dunkleren Worte: Gnädigſte Frau, was ſoll ich es Ihnen denn ſagen, wenn Sie es ſelbſt nicht am beſten wiſſen?

Zum Glück dauerte dieſe ſchreckliche Reiſe nicht lange. Wir fuhren die ganze Nacht durch und gelangten gegen den Mittag des andern Tages nach Meißen. O, welches Wiederſehen, als der Kirchthurm meines Dörfleins, der Giebel des Pfarrhauſes, der Wald am Saume des Waſſers, wo Heinrich geblutet hatte, vor mir auftauchten! Sie alle unverändert, und ich!!!

Noch ehe wir an die erſten Hütten gelangten, erkannte ich die Geſtalt meines Vaters, auf der Landſtraße unſerm Wagen entgegeneilend. Ich ließ halten, ſtürzte in ſeine zitternden

Arme, küßte ſeine grauen Haare; „mein Vater“ und „mein Kind“ war Alles, was wir zu ſtammeln vermochten. Nach einer langen Umarmung wand ſich der ehrwürdige Greis ſanft von meiner Bruſt los; mit einem Blicke, mit einem Tone, die mich zermalmt hätten, wäre ich ſchuldig geweſen, vor denen ich, die Unſchuldige, ſchauderte und bebte, fragte er mich, ſein ſchwarzes Sammetmützchen von dem kahlen Scheitel nehmend: Vor Gott und dieſem Manne da, kann ich Dich noch meine Tochter nennen? Iſt es wahr, daß Du abgewichen biſt von dem Pfade der Tugend und der Pflicht, dem einzigen, den Dich mein Wort je geführt? Biſt Du die unwürdigſte und undankbarſte der Frauen geworden, ſo ſei auch nicht mehr meine Tochter, ſo tritt nie wieder über meine Schwelle, ſo laß Deine alte Mutter, Deinen armen Vater allein und verzweifelnd ſterben an der Schande, die Du über ihr Haus und ihren Namen gebracht! Wenn Du aber, wie mein Herz es glaubt, unſchuldig und unglücklich biſt, ein Opfer der Verleumdung und des Verrathes, wie ſie in den Schlöſſern der Großen dieſer Erde ſchleichen, ſo ſind die Arme und die Thüren Deiner Aeltern Dir noch offen, ſo komm und leide mit ihnen, was Gott ſendet!

Ich erhob meine Hand feierlich zu dem Gotte, deſſen Diener vor mir ſtand, und ſchwur mit dem heiligſten Eide, daß ich nicht nur unſchuldig ſei wie das Tageslicht, das über mir ſtrahle, ſondern auch nicht einmal wiſſe, weſſen man mich anklage. Mein Vater umarmte mich mit Freuden- und Kummerthränen im Auge und rief, gegen mich und meine Begleitung gewendet aus: So komm denn mit mir, mein armes Kind! Dein Fuß ſoll dieſen Wagen nicht mehr betreten, und wollte Gott! er hätte es nie gethan. Führen Sie ihn ſammt Allem, was er enthält, Ihrem Herrn zurück und melden Sie ihm, meine Tochter bedürfe deſſen nicht, ich nehme ſie, wie ich ſie ihm gegeben, arm, aber unſchuldig; nur ihr Glück ſei bei ihm geblieben! Darauf ergriff er meinen Arm und führte mich, aller Gegenvorſtellungen des Verwalters nicht achtend, hinweg. Zu den Füßen meiner Mutter, welche der Schreck und die Scham auf das Sterbebett geworfen, löſten mir endlich die ſchonenden Worte des Vaters den Knäuel, den ich um mich geſtrickt fühlte wie von dämoniſchen Mächten. Es ward mir der Brief Rieſembergs vorgelegt, worin er meinem Vater anzeigte: er ſende ihm ſeine Tochter zurück, ſo ſchuldig und befleckt, wie er ſie aus ſeinen Händen empfangen; Gegenwarts mehrerer Zeugen habe er, mich durch eine Abweſenheit täuſchend, um Mitternacht ſeinen Jäger Fritz in meinem Schlafzimmer ertappt, und ſchriftliche Beweiſe, in deren Beſitz er ſtehe, thuen unwiderleglich dar, wie dieſes abſcheuliche Verhältniß ſchon während ſeiner Krankheit im Pfarrhauſe angeknüpft und durch die ganze Zeit meiner Ehe fortgeſponnen werden. Nur aus Rückſicht auf meinen Vater, ſo ſchloß das Schreiben, werde ich geſchont und ſolle dafür ohne Verzug in die von ihm anhängig gemachte Scheidungsklage einwilligen.

In der Verzweiflung, welche wie Berge auf mein gebrochenes Herz ſtürzte, war nicht das Bewußtſein meiner vollkommenen Schuldloſigkeit der ſchärfſte Stachel, ſondern der Gedanke an das Leid Heinrichs, welches mir ungleich fürchterlicher erſchien als das eigene. Er liebte mich, wie ich ihn, er mußte mich treulos und verloren glauben, während ich nicht nur mein Gefühl für ihn bewahrte, nein, auch die Zuverſicht auf eine endliche Zerſtörung der Cabalen, denen ich als Opfer fiel. Ich bat meinem Vater die Erlaubniß ab, an Rieſemberg ſchreiben zu dürfen: das erſte Mal erfolgte keine Antwort, das zweite Mal kam mein Brief uneröffnet zurück. Meinen Mann ſah ich ſeit der Scene jener Nacht nicht wieder, ich wußte nicht einmal, wo er ſich aufhielt. Mittlerweile nahmen die peinlichen Vorbereitungen des Rechtshandels Anfang und Fortgang: entſchloſſen, niemals in eine Scheidung zu willigen, weil ich dadurch das Verbrechen eingeſtanden hätte, deſſen mich meine Feinde bezüchtigten, war ich genöthigt, einen Rechtsbeiſtand anzunehmen. Außer ſeiner Hilfe ward mir bald darauf auch eine ärztliche nöthig. Der Doctor erklärte mir auf meine Klage, daß ich mütterliche Hoffnungen habe, — eine Botſchaft, die mich wenige Monden früher noch wie ein Gruß himmliſcher Heerſchaaren überraſcht und verklärt hätte; jetzt ſtürzte ſie mich in einen noch tieferen Abgrund der Hölle. Ein Kind gewonnen, und ſeinen Vater verloren! Mutter und Wittwe durch einen Tag!

Da unſere Verhandlungen durch die Hände der Advocaten gingen, empfing Rieſemberg auf dieſem Wege die Kunde ſeiner Vaterſchaft. Keine Erwiderung. Nach Verlauf mehrerer Wochen ließen wiederholte Anträge auf Scheidung ein; man bot mir ein Jahrgehalt von tauſend Thalern gegen die Ablegung des Namens Rieſemberg und Zuſtimmung in die Scheidungsklage. Von meiner Seite das alte, feſte Nein. Die Zeit wälzte ſich qualvoll und langſam auf dem Rechtswege dahin, ohne daß die Angelegenheit ſelbſt nur einen Fuß breit verrückte. Endlich kamen — es war wenige Wochen vor meiner Niederkunft — gerichtliche Zeugniſſe und Erklärungen, begleitet von einem höhniſchen Briefe des Baron Adolf. Jene Actenſtücke enthielten: eine Zeugenausſage über die bekannten Räthſel der Nacht, unterſchrieben von Adolf, dem Verwalter, meinem Kammermädchen, und weiter im Original zwei Paquete Briefe, von der Hand des Jägers, deren eine Folge, des ſcandalöſeſten Inhalts, an mich gerichtet war und die andere an einen Bedienten des Barons Adolf, beide anhebend in der Zeit, wo Rieſemberg in das Pfarrhaus kam, und fortgeſetzt bis zu der letzten Kataſtrophe, nichts als Ausdrücke der gemeinſten Geſinnung, Beſtellungen zu Zuſammenkünften hinter dem Rücken meines Mannes, Dankſagungen für Genüſſe, deren Erwähnung mich anekelte, Betheuerungen, daß die gnädige Frau eben ſo gut ſei, als das kleine Paſtorenmädel, Spott und Hohn über Rieſembergs Blindheit und eheliches Glück. Alle dieſe Papiere hatte mein Gemahl in meinem Schreibtiſche gefunden, wo ich nur die Briefe meines Vaters, die einzigen, welche ich je im Leben empfangen und beantwortet, aufbewahrt wußte. In der Darſtellung des Ereigniſſes jener Nacht war meine Krankheit, der Spaziergang im Garten, das Geſpräch mit dem Jäger als Verſtellung und Verabredung benutzt, und alles mit einem Worte ſo conſequent und planvoll angelegt, daß nicht nur meine Hoffnung auf Befreiung aus dieſer teufliſchen Schlinge mich verließ, ſondern ſogar mein Anwalt den Glauben an ſeine Sache verlor und mich mit Drohungen der Geſetze einſchüchterte, ſtatt mir zu rathen und zu helfen. Der Brief des Vetter Adolf vollendete, was jene Actenſtücke übrig gelaſſen. Er ſchrieb: ſein theuerſter Freund und Verwandter, auf das Tiefſte verletzt durch die Aufführung einer Perſon, deren Grundſätze noch niedriger ſeien als ihre Geburt, habe, um nichts mehr von der unwürdigen Angelegenheit zu hören, ihm deren Durchführung anvertraut. Er ſchätzte ſich glücklich, ſeinem Wohlthäter die erſte Entdeckung des ungeheuern, an ihm verübten Frevels haben geben zu können, und wollte ſeinen dankbaren Eifer durch die Vollendung des rechtlichen Sieges über denſelben bethätigen. Was die Nachricht von meinen dermaligen Umſtänden betreffe, ſo müſſen dieſe, falls ſie ſich als wirklich erwieſen, nur ein neuer Beweis gegen mich ſein, und Rieſemberg werde in keinem Falle ein unter ſolchen Verhältniſſen von mir geborenes Kind als das ſeinige anerkennen, nachdem er fünf Jahre lang vergeblich auf eine Frucht ſeiner an mich verſchwendeten Liebe gehofft.

Auf dieſen Säulen ruhete die Wiege meines Kindes. Nie, nie werde ich die Empfindung vergeſſen, und wenn ich hundert Jahre lebte, womit ich ſein neugeborenes Haupt an meine Bruſt drückte. Schmerzenreich hätt' ich ihn taufen mögen, taufen mit meinen Thränen und mit meinem Herzblute, dieſen Zeugen der Liebe und der Treue ſeiner Mutter, welchen die Welt nur als Zeugen der Schande anerkennen wollte und den ſein Vater noch vor der Geburt verſtieß und verfluchte. Aber Gottes Hand, ſichtbar über mir in meinem namenloſen Jammer, verwandelte jenen Fluch in Segen, und als ob ein Zeichen von ihm alle Menſchenliſt und Lüge zu Schande machen möchte, ſo grub er dem kindlich lächelnden Geſichte nicht nur alle Züge des geliebten Vaters auf das Unverkennbarſte und Auffallendſte ein, ſondern er ſtempelte auch ſein Aermchen oberhalb der linken Hand mit einem kleinen Muttermaale, das Heinrich genau an derſelben Stelle hat.

Kurze Zeit nach der Geburt des Knäbleins, dem mein Vater den Namen Gottfried in der Taufe beilegte, trafen neue Nachrichten über Rieſemberg ein. Er war in Karlsbad. Sein Anwalt überreichte Briefe von ihm, die mehr als jede, auch die kränkendſte und furchtbarſte Erfahrung, entſchiedener als das ſchnödeſte Unrecht, die ſchwärzeſte Verleumdung mein Herz zerbrachen. Mit der Gewißheit, ſeine Liebe verloren zu haben, rieſelten die Schauer des Todes über mein Leben, und eine wohlthätige Entſagung legte ſich ſtarr und froſtig in meine Seele. Nun iſt meine Kraft, zu widerſtehen und zu dulden, gebrochen; ich will, ich wünſche, ich wage nichts mehr, und in dieſer Stunde empfängt der Baron Rieſemberg die ſchriftliche Erklärung meiner Zuſtimmung in ſeine Scheidungsklage.

9.

„Der Schein trügt.“

So begann die Antwort, welche Gräfin Dronte, noch in derſelben Nacht nach Thereſens Erzählung, auf Rieſembergs glückverheißenden Brief entwarf. Sie war lang und ſchwer, dieſe Antwort, lang wie der Traum und ſchwer wie das Erwachen der Seele, die ſie ſchrieb. Kein Schlaf berührte die Augenlider der Schreibenden und kaum eine Thräne erquickte ſie, während unter einem Dache mit ihr das Haupt ihrer Nebenbuhlerin an des Kindes Seite ſanfter ruhete, als ſeit langer Zeit.

Wer möchte in das Blatt ſchauen und wer in das Herz der Frau, welche dort bei niedergebrannter Kerze ſitzt, ihre Blicke noch flackernder als das dunkle Licht, ihre Hände raſcher fliegend als der ſtürmiſch wallende Athemzug ihres entfeſſelten Buſens?

Der Morgen graute, als die Gräfin geendigt hatte. Das Wachs, welches ſie auf die kleine Hülle des großen Geheimniſſes träufelte, war minder ſchwarz als ihre Seele und viel weniger heiß als ihre Thränen. Mein Todesurtheil! hauchte ſie und ſank erſchöpft zurück im Seſſel.

10.

Rieſemberg erhielt den Brief der Gräfin zu Dresden. Es iſt unnöthig, zu erzählen, wie er, einmal auf die richtige Spur gebracht, den dunkeln Gang des an ihm und ſeinem Weibe verſuchten Betruges bald vollends aufgedeckt und zu Tage gefördert hatte. Die Kammerfrau der Baronin wurde zuerſt gefaßt und bekannte; durch ſie ward man dann auch des Jägers habhaft, mit welchem ſie im Einverſtändniß und in ſträflicher Verbindung geſtanden. Adolf, der Lehensvetter Rieſembergs, Haupt und Hand des ganzen Planes, welcher jene zwei nur als Werkzeuge gebraucht und mit bedeutenden Verſprechungen oder Belohnungen erkauft hatte, wußte ſich, wie denn dieſes in der Welt zu ergehen pflegt, der ſtrafenden Gerechtigkeit durch ſchleunige Flucht zu entziehen. Es ſteht zu hoffen, daß ſein nicht gewöhnliches Talent für Intrigue ein würdiges Feld und Ziel gefunden hat.

Trotz aller Eile und Haſt, womit Rieſemberg die Unterſuchung und Verfolgung betrieb, vergingen doch zwei volle Monate, ehe er dieſelbe zum Abſchluſſe und ſeine durchaus verſchobenen Pläne, ſeine verwirrten Geſchäfte zur Ordnung geführt hatte. Ob es ihm gelang, mit ſeinem Innern gleich ſchnell und glücklich ins Klare und Feſte zu kommen, das wollen wir eben ſo wenig unterſuchen, als die Empfindungen beſchreiben, mit denen er auf dem kürzeſten Wege von Dresden über Zittau und Reichenberg nach Trentheim aufbrach.

Es war ein nebliger, trauervoller Octobertag, als ſein Wagen durch die laubbeſtreuten Pfade des Parks in das Schloß einfuhr. Die Gräfin und die Baronin ſaßen beim erſten Kaminfeuer im Salon; zwiſchen ihnen lag auf einer Chaiſe longue das Kind, deſſen große blaue Augen hell und freundlich in die zuckenden Flammen ſchauten. Bei dem Geraſſel der Räder über den Hof fuhren beide Frauen auf, nach der Thüre zu. Aber die Gräfin faßte ſich und blieb nach einem heftigen Schritt ſtill ſtehen, die Hände feſt auf ihre linke Bruſt preſſend. Während ihre Freundin hinauseilte, trat ſie zurück, küßte vorüberſliegend das Kind und verſchwand dann durch die mit Gardinen verhängte Glasthür, welche auf den Balkon hinausführt.

Dort ſtand ſie, den Blick nicht zurück ins Zimmer, ſondern hinaus in den herbſt- und abend-düſteren Garten gewendet, die gefalteten Hände auf das eiſerne Geländer ſtützend, ganz aufrecht, ruhig und ſtill, wie eine Bildſäule.

Der Schein trügt.

III.

Die Schule der Welt.

1.

Wir ziehen mit etwas unſicherer und zögernder Hand den Vorhang unſeres kleinen Dramas auf, um als Introduction einen jener glänzenden und bewegten Auftritte zu enthüllen, welche ſich auf der Bühne in eben ſo gefälligen Bildern darſtellen und anſehen laſſen, als ſie im ſchwerfälligen Worte unbequem zu verſinnlichen ſind. Der Schauplatz iſt: Paris. Obendrein nicht das Paris aller Tage, dieſes ſchon groß und überwältigend genug, ſondern ein geſteigertes Paris: Paris im Frühling, Longchamps in Paris. Alle Hauptſtädte der Welt haben kennzeichnende Farben und Züge zu dem allgemeinen Bilde geliehen, ihre Vertreter geſandt zu der Völkerverſammlung, durch eigenthümliche Erfindungen und Erzeugniſſe beizutragen zu dem Krönungs-Feſte der Herrſcherin Mode. Der leichte Wiener Tand reibt ſich an der ſchwerfälligen engliſchen Schweſter Faſhion; öſtliche Geſtalten und Trachten treten mit ihrer fremdartigen Pracht den Pelzen und Juchten des ruſſiſchen Nordens ſtolz auf die Ferſen, arabiſche Hengſte begrüßen mit freudigem Gewieher die Vollblut-Stute aus Hydepark: Landau, Américain, Phaëton, Britſchka, Droſchke, Gig, Cab, Fly, was irgend auf zwei, vier oder ſechs Rädern rollt, das donnert, ſtäubt und ſchimmert hier durcheinander. Hoch aus dem Gedränge der ſchönen Welt ragt in unſinnigem

Aufputze die Pariſer Reclame empor: eine neue Zeitung, eine Badeanſtalt, ein Wärmapparat für Zimmer und Hausflur, ein letztes Mittel gegen Zahnweh und Hühneraugen, die ſich marktſchreieriſch mit wandelnden Rieſen-Zetteln ankündigen. Links und rechts neben dem großen Hauptwege ſteht das Volk, eine lebendige Mauer, an welcher ſich Ebbe und Fluth der vornehmen Wege bricht. Aus den Zelten ſchallt Muſik, Gelächter, Geſchrei; in die blaue Frühlings-Luft hinein wehen die drei Farben in Fahnen und Wimpeln vor dem Diorama, dem Panorama, dem Navalorama, vor allen möglichen Ramas, in Küchen und Kellern, die wie Stegreifsdichtungen ausſehen, über tanzenden, zechenden, ſpielenden, gedrängten und drängenden Gruppen. Des Bürgerkönigs getreue Gensdarmerie wirft ihre vierſchrötigen Gäule und blankgewichſten Reiterſtiefel mitten in das dickſte Getümmel, um durch ihre Ordnung die allgemeine Unordnung noch unordentlicher zu machen, während die Pariſer Nationalgarde in großer Tenue der Parade, Gewehr beim Fuß, Spalier bildet und die in Steifleinen vorwitzig herausgeſtreckten Spitzbändchen heldenmüthig jedem Stoße preisgiebt.

Aber ſollten wir nicht, ſtatt uns ſelbſt in dem Chaos zu verlieren, ſtracks unſere zwei Helden aufſuchen, welche dort in dem Seitengange, Arm in Arm, durch die Menge rudern? Der erſte Blick zeigt uns, daß wir deutſche Landsleute in ihnen begrüßen. Wie Saul ragt der Eine um Kopfeslänge über alles Volk empor, ein Germane von altem, ächten Schrot und Korn. Blondes Haar wallt in natürlichen Locken unter dem Hute hervor, bis beinahe auf die breiten Schultern herab; beides, Hut und Haar, hat die heurige Mode noch nicht berührt. Blaue Augen, deren Ränder leicht geröthet ſind, ſchauen unter einer hohen, vor der Zeit gefurchten Stirne hervor, und um die Lippen ſpielt, durch einen hellen Bart ſchlecht verſteckt, ein mißmuthiges Lächeln. Das einfache, ſchwarze Tuch, loſe um den Hals geworfen und vorn mit einer ſtählernen Nadel über einander gehalten, der nachläſſige, aber ohne Eleganz nachläſſige Ueberrock, die weiten Beinkleider, die über ein Paar derbe Stiefeln hinfallen, das ſtarke Rohr, oben mit einem Löwenkopfe aus Bronze verziert, jedes Falls mehr Waffe als Schmuck, der ganze Aufzug beweiſt hinlänglich, daß unſer Landsmann weder um die Mode des Jahres zu ſtudiren, noch um ſie anzukündigen in Longchamps auftritt. Wie die lange Geſtalt, gleichgiltig gegen alle Umgebung, häufiger treibend als getrieben, den Knäul durchſchneidet, gemahnt ſie uns mit jenem unnennbaren Etwas, das die maleriſche Sprache unſerer Studenten „burſchikos“ nennt, an heimathliche Dinge und an Jugendgeſichte, an den Commers, den Contraboden, die Bierkneipe. Der Leſer denke ſich dabei nicht gerade ein altes Haus, ein bemooſtes Haupt; unſer Held ſcheint ein früher Dreißiger, und vielleicht geben ihm ein Paar Falten und Narben, oder das um die Schläfe bereits gelichtete Haar einige Jahre zu, die er in Wahrheit nicht hat.

Umgekehrt macht ſich ſein Begleiter jünger als er iſt. Um einen ganzen Kopf kleiner, von mittlerem Wuchſe alſo, zierlich gebildet und zierlich gekleidet, Locken und Schnurrbart mit ſorgfältiger Kunſt gepflegt, hängt er am Arme des Andern, ungefähr, wenn uns ein Gleichniß aus der alten, vergeſſenen Götterlehre erlaubt iſt, wie Hylas an Herkules Seite: „Haeret Hylas lateri passusque moratur iniquos.“ Daß er ebenfalls ein Landsmann iſt, beweiſt ſein deutſcher Blondkopf, welchem franzöſiſche Narben nur eine dunklere Glorie geborgt haben, und das hübſche blaue Auge, für das eine höchſt wahrſcheinlich überflüſſige Lorgnette auf der ſammetnen Mergenweſte ſchwankt. Alles Aeußere an dieſem Deutſchen iſt franzöſiſch, vom Hute, der ſchon die ſchmale Krempe zeigt, welche eben erſt durchdringen will, bis auf die lackirten Stiefelchen herab; ſogar die Handſchuhe, obwohl ſie däniſche heißen, ſind Pariſer, und das kurze Stöckchen mit elfenbeinernem Griffe, das die feine, faſt weiblich geformte Rechte ſchwingt, verhält ſich zu dem Stabe ſeines Gefährten, wie ein Tactſtöcklein zum Tambour-Majors-Stabe.

Herkules und Hylas hatten eine ziemliche Strecke in den elyſäiſchen Feldern zurückgelegt. Sie ſtanden etwa in der Mitte der Steigung einen Augenblick ſtill und blickten der Eine hinauf die lange Reihe, welche der glänzend weiße Sieges-Bogen ſchließt, auf dem tiefblauen Himmel prächtig abgehoben, der Andere dieſelbe Reihe hinab, wo auf dem Platze der Eintracht die beiden Springbrunnen im Sonnenlichte herrlicher funkelten und luſtiger plätſcherten als je zuvor. Denn Paris fühlt den Frühling wie kein Ort in der Welt; nicht nur das ländliche Paris außerhalb der Barrière, das wie eine Buhlerin ſich weit ausſtreckt über dem wunderbar reizenden Seinebette; nein, ſelbſt der ſteinerne Kern der Stadt empfindet den lebenskräftigen Trieb der wiedererwachenden Natur und ſchlägt in ſchwellendem Wachsthum üppig aus. Die Quais füllen ſich, als ſei friſches Blut in dieſe Adern des Verkehrs gegoſſen; die Bäume, dieſe muntern, leichtſinnigen, franzöſiſchen Bäume öffnen vor der kalendermäßig erlaubten Zeit ihre Keimaugen, ſelbſt die verkrüppelten, lebenslänglich zu den Boulevards verdammten Linden; die Plätze endlich mit ihren Denkmalen, Bildſäulen und Waſſerkünſten putzen ſich wie ein Weib, das den Geliebten erwartet. Dunkle Giebel lächeln ſonnig hernieder, die Fenſter thun ſich auf und reiben den Winterſchlaf aus den angelaufenen Scheiben, Thüren, Gänge und Treppen athmen friſchere Luft ein und aus als bisher. Der kennt den Frühling nicht, der ihn nicht in Paris geſehen, in den elyſäiſchen Feldern, auf dem Boulevard der Italiener.

So ungefähr oder ähnlich mochte das hohe Lied heißen, welches Hylas, auf Herkulas Arm gelehnt, dem Freunde zum Preiſe des Frühlings und Paris zu Ehren verſang. Aber Herkules runzelte die Stirn nur um einen Grad finſterer und gab verdrießlich zur Antwort:

„Mich langweilt die ganze Geſchichte, kehren wir um!“

— „Nicht doch, eine kleine Weile noch, es iſt ſo hübſch.“ —

„Was Du nur hübſch finden magſt?“

— „Frage lieber, was nicht? Den Himmel, die Frauen, die Pferde, die Sonne, die Akazien, ſogar den Municipal dort! Alles, Alles!“ —

„Wende Deine Worte um, ſo haſt Du meinen Sinn.“

— „Unverbeſſerlicher Krittler! Ich wette, Du betrachteſt Longchamps aus der Froſchperſpective des Fußgängers, nur um alle Linien unſchön und verzerrt finden zu können.“ —

„Warum haſt Du Dein Cabriolet nicht genommen, um aus der Vogelperſpective einen günſtigeren Standpunkt für uns zu gewinnen?“

— „Weil mein Cabriolet außer Mode iſt, mein Tiger noch nicht einmal ſeine neue Livrée, der Mecklenburger dagegen noch immer ſein Winterhaar hat.“ —

„Als guter Deutſcher, der überall hinten nach kommt.“

— „Meinetwegen.“ —

„Und da denkſt Du, Longchamps würde mit Fingern auf Dich weiſen, kämeſt Du nicht im allerneueſten Style, prahlend und ſiegend dahergefahren?“

— „So eitel bin ich nicht. Man hätte mich im Cabriolet ſo wenig bemerkt, wie hier als Fußgänger; hingegen ſehe ich ſo beſſer, als müßte ich ſelbſt mein beſcheidenes Schifflein durch alle jene Fahrzeuge winden und lenken.“ —

Hylas blickte mit dem Glaſe ſo eifrig um ſich, als läge ihm an dieſem Leben wer weiß wie viel. Er überhörte die beißenden Bemerkungen des Freundes, welcher ihn unter anderem fragte, was ihm der heutige Modebericht an ſeinen Hof eintragen würde, ein Kreuzchen oder ein Sternchen? Hylas zuckte die Achſeln. Nach einer kleinen Weile aber ſagte er auf einmal zu dem Nachbar:

„Du haſt Recht: laß uns umkehren!“

— „So plötzlich?“ —

„Ich weiß nicht, es iſt vielleicht ſchon ſpät, Du verlierſt Deine Zeit.“

Er ſprach abgebrochen und mit einem ſo veränderten Tone, daß es auffallen mußte. Sein Freund blickte, verwundert und fragend, erſt ihn an und dann um ſich her. Beide ſtanden unmittelbar an dem breiten Hauptwege, die Vorderſten im Gewühle. Vor ihnen fuhr gerade ein Wagen, der, wie die meiſten, mehr von dem Strome fortgetrieben wurde, langſam genug, als er ſich ſelbſtſtändig weiter bewegte. Es ſaß eine Dame darin, ganz allein. Dieſe Dame beugte ſich ein wenig vor, als ſie den beiden Deutſchen gegenüber war. Sie grüßte, wie Pariſerinnen grüßen: mit den Augen, mit den Fingerſpitzen, kaum und zuletzt mit dem Kopfe. Hylas zog, ſichtlich verwirrt, den Hut; der Gruß hatte ihm gegolten. Nein, beſſer geſagt: getroffen hatte ihn der Gruß.

Herkules drückte ihm ziemlich unſanft den Arm. „Das alſo,“ flüſterte er ärgerlich und ſpöttiſch, „das alſo war des Pudels Kern? Auf Deine Schöne mußten wir warten und ich zog, wie ein geduldiger Elephant, zu Deiner Deckung in Parade mit Dir auf?“

„Du wirſt doch nicht denken, in Paris und in Longchamps könne ein vernünftiger Menſch eines Elephanten bedürfen, wie in einem deutſchen Landſtädtchen?“

— „Und Du wirſt mir doch nicht weiß machen wollen, wir haben zufällig gewartet, genau ſo lange, bis der Wagen der Göttin erſchienen, . . . bis die Liebliche ſich neigte, ruhig, engelmild?“

„Engel bin, Engel her!“

— „Geſteh's nur, ertappter Sünder, es war Deine Gräfin!“ —

„Was Du mit dem inſolenten Poſſeſſivpronomen willſt, begreife ich nicht. Auch habe ich nichts zu geſtehen. Wenn Du mich einfach fragſt, wer die Dame geweſen, welche eben an uns vorüberfuhr, antwortete ich Dir gerade ſo einfach: die Gräfin Heriſy.“

— „Suffit!“ — Mit dieſem Ausrufe machte ſich Herkules von Hylas los und eilte, ſich leicht Bahn brechend, voraus, bis er in wenigen Schritten den Wagen erreicht.

Dieſer Wagen zeichnete ſich keineswegs durch beſondere Pracht, nicht einmal durch etwas Auffallendes oder Herausforderndes aus, und doch hatte er bei den Kennern in Longchamps Gnade gefunden. Es war eines jener niedrigen, leichten Fuhrwerke, welche England erſt in wenigen Exemplaren und vor kurzer Zeit nach Frankreich geſchickt. Die Pariſer Mode taufte ſie nachmals Escargot. Inwendig ausgeſchlagen mit hellgrauem Seidenzeuge und blauen Verzierungen, außen dunkelbraun lackirt, in den Federn hängend mit jener unbezeichenbaren Schwingung und Feſtigkeit, wie ſie nur die engliſche Fabrik hervorbringt, bildete der niedere Wagen ſammt den zwei Schimmeln und der Livrée, hellblau mit weiß, ein ſo ſchönes, harmoniſches, wahrhaft elegantes Ganze, daß er als ein Muſter von Geſchmack und Zweckmäßigkeit auf den erſten Blick die Männer vom Fache eroberte, ſowohl Liebhaber und Kenner, als Wagenbauer und Sattlermeiſter, für welche Longchamps Beides zugleich iſt, reicher Markt und hohe Schule. Bis auf die weißen Nähte des Riemenwerkes und die Metallbeſchläge war da alles unſcheinbar, aber ächt, gediegen, fertig.

Kein Zweifel, daß Herkules, als er den Wagen erreicht und mit einem neugierigen Blicke geprüft, deſſen Vorzüge nicht zu würdigen wußte; aber er gefiel doch auch ihm auf der Stelle, und zwar hundert Male mehr, als alle die anſpruchsvollen Staatskutſchen links und rechts. Nur da er ſeine Neugier von dem Wagen auf die Beſitzerin ausdehnte, trat er augenſcheinlich enttäuſcht zurück. Er ſah, in die blaugrauen Kiſſen gedrückt, ein ſchmales Geſicht mit ebenfalls blaugrauen Augen und einer verwirrten aſchfarbenen Haarfülle um die blaſſen Wangen, eine ſchmächtige Geſtalt, feſt in einen Shawl gewickelt, einen mageren Fuß, deſſen Spitze ſich auf den Vorderſitz ſtemmte. Verwundert hielt er ſich eine Weile an der Seite dieſer Frau; ſie lag unbeweglich, mehr vor ſich hin als um ſich her blickend, nur dann und wann mit den Fingern eine abtrünnige Locke aus dem Auge drückend.

Mit einem Lächeln der Ueberlegenheit, beinahe des Erbarmens auf den Lippen, wartete Herkules auf ſeinen langſam nachſchreitenden Freund. Als dieſer ihn eingeholt, ſagte er zu ihm: „Nun, mein Junge, jetzt bin ich ruhig um Dich. Dieſe Flamme wird Dir weder den Kopf noch das Herz verſengen. Du weißt, wie oft ich Dich gewarnt und gebeten habe, keines von beiden an Deine ſogenannte Welt und an die Weiber darin wegzuwerfen, mit denen Du nun einmal zu leben verurtheilt biſt; allein hätte ich die Gräfin vorher geſehen, wie ich ſie eben geſehen, ſo würden wir zwei uns viele ſalbungsvolle Reden und ſpitzige Geſpräche erſpart haben.“

— „Gräfin Heriſy hat alſo keine Eroberung an Dir gemacht?“ —

„Nimm mir's nicht übel, aber das iſt ja beinahe eine alte Frau, ſo mager wie die Kühe Pharaonis, ſo grau wie die Lüneburger Haide.“

— „Du thuſt Dir keinen Zwang an in Deiner Kritik.“ —

„Nur dieſes Weib, ſagſt Du, quält Dich mit Launen, mit Eiferſüchtelei und Herrſchſucht? Mit dieſem Schatten wirſt Du nicht fertig? Ei, da ſollte ja doch . . . Ich habe mir eine hochgebietende Figur, jugendliche Fülle, blühende Friſche vorgeſtellt, eine Hebe, eine Juno, meinethalben eine Meſſaline oder Cleopatra, und nun finde ich dieſe kleine Gräfin in ihrem kleinen Wägelchen, mit ihrem kleinen Geſichtchen. Ihr gegenüber ein Mann wie Du und dennoch unter dem Pantoffel!“

— „Du haſt eine wahrhaft einzige Art Perſonen und Verhältniſſe zu beurtheilen. Im Vertrauen auf meine Freundſchaft berührſt Du Saiten . . .“

„Welche Deine ſchwachen Seiten ſind, ohne Calembourg geſprochen. Im Ernſt, da wir einmal auf dieſe Stelle gekommen, es iſt hohe Zeit, daß Du Dich losmachſt. Du vertändelſt Dein Leben hier, während in der Heimath Deine Familie, ein Amt, eine Zukunft Dich erwarten. Wenn, wie es den Anſchein hat, dieſe Frau allein Dich feſſelt, ſo denke an Deine erſten und nächſten Pflichten eher als an eine ſpielende Verpflichtung für ſie. Iſt es nicht ohnehin ein ſchmachvolles Bild, einen deutſchen Mann an dem verlaſſenen, auf dem Rückzuge begriffenen Siegeswagen einer Pariſer Mode- und Welt-Dame ziehen zu ſehen?“

— „Du ſprichſt wie ein Buch, wie ein Buch von Anno dreizehn nämlich.“ —

„Ich möchte mehr thun als ſprechen, handeln möcht' ich für Dich, Dich losmachen, abkaufen, erlöſen aus Deiner babyloniſchen Gefangenſchaft.“

— „Willſt Du Dich einſetzen als Löſegeld? Wollen wir Schillers Ballade von der Bürgſchaft aufführen?“ —

„Lächerlich! Wenn ich die Gräfin kennte, ſollte meine Ruhe ihren Kunſtſtücken gegenüber, mein männlicher Ernſt, meine deutſche Feſtigkeit ſie wohl Mores lehren und Dir zum Muſter dienen. Mit Dir ſpielt ſie, ich wollte ihr aber bald in die Karten ſehen und Deine verlorene Partie für Dich wieder aufnehmen.“

— „Wagſt Du den Verſuch?“

„Was iſt da zu wagen?“

— „Willſt Du die Bekanntſchaft der Gräfin machen?“ —

„Du weißt wohl, daß ich grundſätzlich nicht in Welt der Gräfinnen gehe.“

— „So haſt Du allerdings leicht ſie herausfordern. Weit davon iſt gut vor'm Schuß.“ —

„Pah! Wenn's weiter nichts iſt. Da hat's keine Gefahr.“

— „Alſo in's Feuer?“ —

„Deinetwegen, Dich zu ſchützen, zu retten, wenn es noch Zeit iſt.“

— „Weshalb gilt mir gleich. Die Hauptſache iſt: Du begleiteſt mich zur Gräfin Heriſy. Mittwoch iſt ihr Tag. Gehſt Du mit?“ —

„Ich gehe.“

— „Top!“ —

„Top!“

Herkules legte mit einem kräftigen Drucke ſeine bloße Rechte in Hylas Handſchuh. Sein Auge blickte dabei mit ruhiger Gewißheit den Freund an, während dieſer ein ſchalkhaftes Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. Der Andere bemerkte es und ſagte beinahe übermüthig: „Du machſt einmal wieder Dein Diplomaten-Geſicht und ſiehſt aus, als ob Du ausrufen wollteſt: den hab' ich angeführt, indem ich ihn ſtatt meiner als Daniel in die Löwengrube ſetze. Sei deswegen außer Sorgen, mein Junge, und triumphire nicht zu früh. Willſt Du eine Wette, daß ich unverſehrt aus der Löwengrube zurückkehre?"

— „Um ernſte Dinge wette ich auch nicht einmal im Scherz," — antwortete Hylas mit ſo tiefer Feierlichkeit, daß ſein Freund in ein lautes Gelächter ausbrach. Wohlgemuth und fröhlich ſchieden Beide, als ſie bei dem Obelisk angelangt waren, und ihr letztes Wort lautete:

„Auf Mittwoch denn!"

2.

Der Leſer geſtatte, daß wir ihm unſere zwei Landsleute, bevor er denſelben wiederum begegnet, in guter Form vorſtellen, um ihre mythologiſche Verkleidung nicht über Gebühr dauern zu laſſen. Hylas heißt mit ſeinem chriſtlichen Namen, — und es iſt dies ein alter Name von gutem Klang, — Ernſt von Werneck; ſein Freund Herkules ſchreibt ſich: Otto Walther. Beide ſind aus Braunſchweig gebürtig, wo Herrn von Wernecks Vater eine angeſehene Stellung bei Hofe bekleidet. Walthers Familie kannte er ſelbſt kaum; Otto war ſeit ſeinem zehnten Jahre verwaiſt und aß bei weitläufigen Verwandten das bitterſte aller Brode, das für Menſchenkinder gebacken wird, das Gnadenbrod. Er und Ernſt waren von Kindesbeinen an gute Freunde, ſie ſaßen auf einer und derſelben Schulbank im Carolinum, ſo daß Ernſt die Aufſätze ſeines Nachbarn bequem abſchrieb und dieſer dafür die theuern Bücher des Andern, welche er nicht eigen anſchaffen konnte, von der Seite mit einſah. Unzertrennlich wie im Hörſaale waren ſie auf dem Spielplatze, beim Ballſchlagen immer von einer Partei, und treue Bundesgenoſſen in jeglicher Rauferei. Ein kleines Abenteuer, das wir im Vorbeigehen mitnehmen wollen, zog dieſe Fäden kindlicher Freundſchaft für das Leben zuſammen. Die Knaben ſpielten, zwölf Jahre damals alt, zur Zeit der Braunſchweiger Meſſe um die hölzernen und leinenen Buden herum, welche für „Verſteckens“ und „Abſchlag“ ein wahres Paradies ſind. In einer ſolchen Bude gab es einen Bären zu ſehen ſammt der nöthigen Zuthat von Affen und Papageien. Da die Meſſe erſt andern Tags anging, war der Käfich und das Gerüſt noch nicht völlig aufgeſchlagen. Dies hinderte die Kinder aber nicht, im Gegentheil es trieb ſie an, mit ihren Federmeſſern Löcher in das Zelt zu ſchneiden, den Bären erſt anzugaffen, dann mit Braunſchweiger Honigkuchen und ſchließlich mit Wolfenbüttler Stöcken zu plagen. Das Thier brach aus durch irgend einen unglücklichen Zufall. Ernſt von Werneck, der nächſte an der Bude, ſtürzte unter ihm zuſammen, laut ſchreiend, in wahrhaftiger Lebensgefahr. Während alle übrigen erſchreckt von dannen rennen, kehrt Otto Walther um, ſchlägt mit ſeinem Ballholz dem Meiſter Petz einen Metzgerhieb zwiſchen die Ohren und rettet ſo den allgemein verloren gegebenen Freund, welcher mit einer kleinen Liebkoſung der Tatzen davon kam. Dies Heldenſtück trug dem Knaben von Ernſts Mutter ein ganz artiges Stipendium für ſeine Studienzeit und eine treue, zärtliche, faſt unterwürfige Anhänglichkeit von Ernſt ſelbſt ein. Ihr Bündniß ward ſprichwörtlich in der ganzen Stadt Braunſchweig und ſchon der Rector des Carolinums taufte ſie, wie wir es gethan, Herkules und Hylas; Namen, die um ſo leichter an beiden hängen blieben, als ſie durch des Einen trotzige Kraft und die zarte Weichheit des Andern noch bezeichnender erſchienen.

Zuſammen gingen die Freunde auf die Univerſität. Aber in dem neuen Verhältniß, welches, ungeachtet aller akademiſchen Freiheit und Gleichheit, die ſchneidenden Unterſchiede des Lebens zuerſt heraustreten läßt, trennten ſich ihre Pfade. Werneck ward in die Landsmannſchaft der Weſtphalen gezogen, wo ſeine Standesgenoſſen, eine reiche, luſtige Jugend, ihn empfingen, während Walther, anfangs ſeines Weges allein gehend, nach und nach in die Burſchenſchaft gerieth, deren Grundſätze und Zwecke ſeinen erwachenden Gedanken entgegenzukommen ſchienen. Immer weiter entfernten ſich die Jünglinge von einander, bis durch Walthers Abzug von Göttingen nach Jena das Band zwiſchen ihnen, äußerlich wenigſtens, ganz zerriß.

Paris war, nach zehnjährigem Zwiſchenſpiel, beſtimmt, ſie wieder zu vereinigen. Ernſt von Werneck erſchien dort als ein gemachter Mann. Studien und Reiſen lagen hinter ihm. Berufen zu einer vielleicht glänzenden Laufbahn im Vaterlande hatte er die vorbereitenden Schritte dazu ſchon gemacht. Paris ſollte ſeine diplomatiſche Erziehung vollenden und ihm einen leichten Styl für die ſchweren Geſchäfte geben, ſammt der Fähigkeit, mit ächtem und modernem Accent die Weltſprache zu flüſtern oder einen Bericht an das Miniſterium des Auswärtigen abzufaſſen, ohne das ſcharfe Auge Sereniſſimi mit einem Germanism zu verletzen. Ernſt ließ ſich ſeine Aufgabe angelegen ſein. Er lernte nicht nur auf dem Boulevard des Capueine mit ſympathetiſcher Tinte und in Chiffern ſchreiben, ſondern auch dicht daneben, auf dem Boulevard des Italiens, mit Anſtand flaniren, ein Pferd beſteigen und tummeln wie ein ordentliches Mitglied des Jockey-Clubbs, den Hut keck und leicht auf ein Ohr drücken, die Handſchuhe mit Anmuth an- und ausziehen, eine Dame, einen Herrn, einen Bekannten mit allen Nüancen grüßen, kurz die zehntauſend großen Kleinigkeiten, welche, mit der Zeit und dem Staatshandbuche im Bunde, aus einem Legationsſecretär einen Geſchäftsträger machen. Die letzte Hand legte die Gräfin Heriſy an ihn, in deren Schule er ſeit einigen Monaten ging, wenn dem öffentlichen Gerüchte und ſeinem eigenen verleugnenden Lächeln zu glauben war.

An denſelben Strand, wohin Ernſt von der Welle des Glückes ſpielend getragen wurde, warfen einige Jahre früher ſchon ſeinen Jugendfreund Schiffbruch und Sturm, ein Sturm, der, ſo kurz er dauerte, doch eine ganze Folge von fröhlichen Lebenshoffnungen rettungslos vernichtete. Otto war ein Opfer der Frankfurter Apriltage geworden. Gleich den meiſten ſeiner Unglücksgefährten entfloh er nach langer und peinlicher Haft, gebrochen im Herzen, aber nur ſtärker, ſtarrer geworden in der Geſinnung. Als er in grauer Morgendämmerung über die Schiffbrücke zwiſchen Kehl und Straßburg ſchwankte, wußte er es, ganz und gar ſich ſelbſt klar und von keiner freundlichen Täuſchung mehr umgaukelt, daß es mit ſeinem Leben vor der Hand aus war: das Valet, welches er vom franzöſiſchen Ufer herüber Deutſchland zurief, galt auf ewige Zeiten. Er pilgerte nach Paris und ſuchte dort, was Viele leichter fanden als er. Der flüchtige Pole, der Spanier, der Lombarde bringen in der Regel eine Schmiegſamkeit und Gelenkigkeit mit in ihr neues Verhältniß, welche ſie daſſelbe raſch und ſicher am richtigen Ende anfaſſen lehrt. Nicht ſo der Deutſche. Aus kleinen Städten und engen Lebenskreiſen fällt er auf einmal in dies ungeheure Paris wie ein Fiſchlein vom dunklen Teiche in das offene Weltmeer. Schüchtern, unbeholfen, ängſtlich ſieht er ſich um; er wagt nirgends anzuklopfen, lieber wartet er, bis ihm von ſelbſt aufgethan wird, und — ſtirbt erwartend auf der fremden Schwelle. O ſie iſt unglaublich hart, dieſe Schale um die ſüße Heſperiden-Frucht, Paris geheißen. Die Zeit und die eigene Kraft allein reichen nicht aus, ſie zu durchbohren; das Glück, der Zufall müſſen helfen, Verbindungen und Empfehlungen die Wege weiſen, die Pforten öffnen, den Herd wärmen. Und die drinnen Geborgenen haben ſo wenig Luſt und Beruf zu ſorgen für Spätlinge, die da nachdrängen. Jeder braucht ſich ſelbſt, braucht ſich ganz, jeder iſt froh ſeine Ecke endlich gefunden zu haben und ruft dem Fragenden, durch die Nothwendigkeit Egoiſt geworden, gleichgiltig zu: Suche!

Otto hat lange geſucht. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre, ſie ſprechen ſich geſchwind aus, ſchreiben ſich flüchtig nieder, aber ſie tragen ſich furchtbar ſchwer. Abwechſelnd Lehrer in Winkelſchulen, Tagelöhner für Zeitungsanſtalten, Hofmeiſter in großen Häuſern, Kaſſirer einer Vorſtadtbühne, Schreiber an öffentlichen Stellen, Dolmetſcher am Polizei-Gerichtshofe, eine Zeit lang ſogar Kellner in einem hauptſächlich von Deutſchen beſuchten geringen Koſthaus, lernte er den ſtolzen Nacken unter das niedrigſte Joch beugen, nur um ihn hernach deſto ſtarrſinniger aufzurichten. Das Brett, welches er heute erfaßte, im Begriffe unterzuſinken, er zertrümmerte es morgen mit eigener Hand, wenn der alte wilde Geiſt über ihn kam, der ihn auf's Neue im Ocean umhertrieb. Vielleicht daß er ſich endlich in dem Labyrinth doch verloren, daß er irgend einem Minotaurus zum Opfer gefallen, hätte ihm nicht die Liebe, — wieder ſie und immer ſie, — den rettenden Faden geboten.

Im Palais-Royal giebt es einen dunklen Gang, Galerie Montpenſier mit Namen und in dem dunklen Gange ein noch dunkleres Erdgeſchoß, das Cabinet Montpenſier, wo Zeitungen geleſen werden. Zwei Zimmer, denen die gegenüberſtehenden Häuſer, himmelan ragend, ſelten einen vollen Lichtſtrahl gönnen, ſind mit Blättern aller Farben, aller Zungen angefüllt. Auf den kleinen Rohrſtühlen reihen ſich um runde Tiſche und lange Tafeln zu jeder Stunde im Tage ſtumme, ernſthafte Menſchen, meiſtens Fremde und unter ſich wenig bekannt: ſie reihen ſich da leſend, ſchreibend, höchſtens einmal mit dem Nachbar unterbrochen flüſternd. Am engſten ſitzen ſie an einem runden, ſteinernen mit grobem Tuche behangenen Tiſche, weil er, dem blinden Fenſter am nächſten, noch das erträglichſte Licht hat und weil die ſinnreiche Pariſer Induſtrie den Fuß des Tiſches zugleich als Ofen im Winter benutzt. Es iſt ſchon viel gekritzelt, geſeufzt, gewiſpert in jener Tafelrunde. Sie beſteht in der Regel aus den Berichterſtattern auswärtiger Zeitungen in Paris; dort werden die kleinen Neuigkeiten des Tages erſt kameradſchaftlich mitgetheilt, wie ſie der Eine oder der Andere erlauſcht, gefunden oder erfunden hat, und alsdann ſchlägt ſie jeder einzelne für ſich und in ſeiner Sprache, für ſeine Zwecke, zu Faden: er wirft, eilig und gebückt auf die unwillig knarrende Feder, die ſorgfältig gezählten Zeilen auf's Papier, und das Papier, wenn es mit der Oblate haſtig geſchloſſen, in die nahegelegene Brieflade. Glückliche Reiſe! Und daß die Mittheilung doch ja den Redacteur bei guter Laune treffe, um nicht in den Papierkorb geworfen zu werden, und den Verleger bei guter Laune, um in der Honorar-Berechnung nicht zu fehlen! ..... Lieber Leſer, liebe

Leſerin, Sie glauben nicht, wie ſchlecht es ſich an der grünen Tafel ſitzt und ſchreibt, zumal wenn draußen im Garten die Fontainen rauſchen und auf der Straße luſtige Menſchen, hübſche Frauen, geputzte Kinder vorüberſchweben. Sie glauben auch nicht, wie viel dazu gehört, bis ein ſo geſchriebener Brief zum gedruckten Bogen anwächſt; denn man zahlt dergleichen Waare nach der Elle. Aber das glauben Sie wohl, daß ein Jeder tief aufſeufzt, wenn dieſes dunkle, gleichſam unterirdiſche Tagewerk abgethan iſt, daß er den Nachrichten aus der Heimath, die auf dem nächſten Tiſche lagern, nur ein Paar flüchtige Blicke ſchenkt und dann federleicht, flügelſchnell nach Hut und Stock eilt, mit einem Gruß an die neidiſch nachſchauenden Zögerer hinausflatternd. Und das endlich glauben Sie auch, daß geſcheite, wackere Männer an dem Tiſche geſeſſen, Männer aus allen Ländern, Spanier, Engländer, Italiener, Polen, Franzoſen und Deutſche beſonders, und unter dieſen Deutſchen auch unſer Otto.

Monden lang hatte er täglich ſeine zwei bis drei Morgenſtunden im Cabinet Montpenſier zugebracht. Ein Paar Schritte von ihm ſaß, in nächſter Nähe alſo, und doch von ihm gefunden, ſeine Zukunft, ſeine Vorſehung; ſaß, ohne Wort zu reden, die Comptoirdame des Leſecabinets. In einem Vorzimmerlein, das noch dunkler war als die beiden andern Räume, thronte ſie hinter ihrem Pulte, von Zeitungen faſt ganz verſteckt. Ihr Geſchäft war, Briefe und Blätter vom Poſtbeamten zu empfangen, Buch zu führen über Einnahme und Ausgabe des Cabinets, die Abonnements- und Tagesgelder, wie ſie bei ihr eingingen in hohen Säulen von groben Sousſtücken, halben Francs und harten Thalern zu ſortiren, den regelmäßigen Kunden Papier, Federn, Oblaten und anderes Handwerkszeug zu verkaufen. Dafür bezog ſie von dem

Eigenthümer des Cabinets monatlich einhundert Francs: zwölf Stunden Arbeit täglich und jährlich zwölfhundert Francs Lohn. Nur die Kanone im Palais-Royal kündigte ihr eine Freiſtunde, die des Mittags, regelmäßig an, während ihre Ablöſung Abends erſt nach ſieben Uhr erſchien. Sonn- und Feſttage kannte ihr Kalender keine.

Dies war ein für alle Male das Leben Deniſens, — Deniſe hieß die Comptoirdame, — bis ſie Otto begegnete und Otto ihr. Wie und wann und warum ſie ſich liebgewannen, gelte uns gleich. Genug, daß es nicht gar lange dauerte, bis beide gemeinſame Kaſſe, gemeinſames Herz machten. Sie verheiratheten ſich, wie es im Argot von Paris heißt, im dreizehnten Arrondiſſement, bezogen ein kleines Quartier in der Rue du Rempart, unweit alſo vom Palais-Royal, fünf Treppen hoch und lebten von Stund' an, wenn nicht wie unſer Herr Gott in Frankreich, ſo doch, wie zwei ſeiner Engel im Himmel. Deniſe war ein prächtiges Mädchen, ein bischen bleich freilich von ihrem Berufe, aber kerngeſund dabei, immer wohlgemuth, von Herzen fröhlich und durchaus ehrlich, paſſabel hübſch und friſch und fortwährend ſo reizend und zugleich ſo einfach angezogen, wie es nur eine Pariſer Griſette ſein kann. Sie verſtand es, ihren verlorenen Freund auf gebahnte Wege zu bringen. Durch den Eigenthümer des Cabinets wußte ſie ihm eine feſte Lehrſtelle in einer Mädchenſchule zu verſchaffen; ihre harmloſe Seele beunruhigte es nicht, daß er täglich eine Stunde lang Geſchichte und deutſche Sprache vortrug, vor Geſichtern, die viel ſchöner waren als das ihrige. Daneben hielt ſie ihn an, die Verbindungen mit Deutſchland fleißig anzubauen und ſeine Berichte an die Zeitungen fein regelmäßig und emſig fortzuſetzen. Ihre Hand führte ſein ſtilles Haus eben ſo ſicher wie ſein wildes Herz und es gelang ihr bald zu ihrer unausſprechlichen Genugthuung, Ordnung, Frieden und Zuverſicht in beiden herzuſtellen und zu erhalten. Das höchſte Ziel ihrer gemeinſamen Wünſche war das Eigenthum des Cabinets, welches der Beſitzer unter billigen Bedingungen einmal abzugeben verheißen, und bei dreitauſend Francs Geſammt-Einnahme, ſo meinte Deniſe, müſſe es mit unrechten Dingen zugehen, wenn ſie binnen zehn Jahren dies Ziel durch weiſe Erſparniſſe und Anſtrengungen nicht erreicht hätten.

Auf dem Wege dahin fand Ernſt ſeinen Otto wieder. Beiden zur Ehre ſei es geſagt, daß dieſe Begegnung ſie gleich hoch erfreute. Ernſt, den ſeine ganze Richtung allerdings auf die Oberfläche des Lebens und in bequeme Formen getrieben, hatte ſich unter dieſen ein volles edles Herz bewahrt, wie auf der andern Seite Otto durch Schmerz und Noth wohl vielfach verhärtet worden war und dennoch, vielleicht deswegen gerade eine weiche Anhänglichkeit an die Heimath, einen innig heimlichen Gottesdienſt für ſeine Jugenderinnerungen in der Tiefe barg. Erſchüttert ſanken ſich die beiden Freunde bei ihrem erſten Wiederſehen in die Arme. Ein jeder fühlte, was zwiſchen ihm und dem Andern lag, vom Leben, von der Zeit, vom Schickſale dahin geworfen, aber über dieſen Scheidewänden vereinigten ſich die Herzen auf's Neue und beinahe in derſelben Weiſe, wie die ferne Kindheit, das Carolinum und der Meßplatz in Braunſchweig ſie vereinigt hatten. Sie ſahen ſich oft, ſie gingen mit einander, ſie zankten, tranken, rauchten zuſammen, und Deniſe war bald daran gewöhnt, neben ſich ihren Freund und Monſieur Erneſt Stunden lang das fürchterliche Deutſch reden zu hören, das ſie zwar nicht verſtand, aber doch von ganzem Herzen lieb hatte.

3.

Aengſtlicher und zugleich ſtolzer hat niemals eine Mutter ihren einzigen Sohn für den großen Tag der Confirmation herausſtaffirt, als Deniſe Ottos Anzug ordnete, ſobald der gewiſſe Mittwoch, der Empfangstag der Gräfin Heriſy, gekommen war. Sie ſelbſt kaufte die Handſchuhe für ihn ein und wählte, aus bloßer Sparſamkeit, nicht etwa ein Paar für 20 Sous, — denn, ſagte ſie, dieſe dauern nur Einen Abend und laſſen ſich nicht reinigen, — ſondern ächte Dreifrancshandſchuhe, beſte Qualität, in dem glänzendſten und reichſten Lager ausgeſucht. Sie ſelbſt ſtand dabei, während der Hausmeiſter, ſeines Zeichens ein Schuhmacher, Ottos Stiefel firnißte und ihr unerbittlicher Scharfblick leitete ſeinen Pinſel, als gälte es ein hiſtoriſches Gemälde für die große Louvreausſtellung in's Licht zu ſetzen. Sie ſelbſt endlich band die Schleife an der Cravatte, band ſie viel zu feſt und zu früh, um neun Uhr nämlich, ſo daß das arme Schlachtopfer ſich endlich voll Ungeduld losriß und erklärte, lieber ganz und gar daheim bleiben zu wollen, als noch länger ihre Puppe, ihren Haubenſtock abzugeben. Seine unerſchütterliche Weigerung, ſich das lange blonde Haar von Deniſe aufwickeln und brennen zu laſſen, hätte außerdem um ein Kleines den erſten ernſthaften Zank zwiſchen beiden herbeigezogen. Otto war gründlich verſtimmt und nichts weniger als liebenswürdig in ſchwarzem Fracke und blüthenweißer Weſte. Ihn reuete „die ganze alberne Geſchichte.“ Wie ein Kätzchen ſchmiegte ſich Deniſe an ihn und ſetzte ſich auf ſeinen Schooß, aber mit behutſamer Leichtigkeit, um die Wäſche, ihren Stolz, nicht zu chiffonniren und ſcheitelte mit dem eigenen Lockenkamme liebkoſend und preiſend die geſchmeichelte Mähne ihres Löwen.

„Siehſt Du,“ ſagte ſie mit ſchnurrendem Tone in ſein Ohr, „ſiehſt Du, mein guter Freund, Dein Eintritt in die große Welt iſt ein Glück für Dich, ein Glück für uns beide, ein Glück, auf welches ich lange gewartet. So mußt auch Du es anſehen. Jede Bekanntſchaft, die Du machſt, giebt eine Stufe weiter in unſerer Carrière.“ Otto lächelte. „Du wirſt Deputirte ſehen, vielleicht Pairs von Frankreich, am Ende gar einen oder den andern kleinen Miniſter: Menſchen wie wir alle, glaub' Du mir, welche die Naſe mitten im Geſicht haben, damit ein kluger Mann ſie daran faſſen und herumführen kann. Wer weiß, wohin ſolch eine Verbindung führt? Ich habe Landsleute von Dir gekannt, die wie Du mit einem Napoleon in der Taſche in die Barrière du Trone hereinſpazirten und jetzt im eigenen Cabriolet fahren. Eine Profeſſur am Collége Louis oder eine Sekretärſtelle an der großen Bibliothek, he, wie würde das meinem Otto anſtehen?“

— „Luftſchlöſſer, Kind, weiter nichts als Luftſchlöſſer! Du vergiſſeſt, daß ich nicht um meinetwillen bei der Gräfin Heriſy debütire. Ich will nichts von ihr, nichts von ihrer ganzen Welt. Es gilt ein Freundſchaftsſtück. Den Ernſt muß ich ihr aus den Klauen reißen.“ —

„So wie Du ihn damals aus den Tatzen des Bären geriſſen haſt, nicht wahr? Er hat's mir oft erzählt. Aber höre, mein theurer Freund, da nimm Rath und Vernunft an. Ein Bär iſt ein gefährliches Thier, und doch will ich lieber ihm als einer vornehmen Dame den Raub abjagen. O Du kennſt ſie nicht, unſere Ducheſſen, Marquiſen, Comteſſen. Binde nicht mit ihnen an, wenn Deine Ruhe Dir werth iſt.“

Otto neigte mit einem überlegenen, verächtlichen Lächeln das Haupt. Er ſprach mit vielem Pathos von ſeiner Feſtigkeit und Würde, von der Gleichgiltigkeit gegen äußern Glanz und Schimmer, von der reinen Kraft des Mannes in ihm, woran alle böſen Ränke zunichte werden müßten. Mittlerweile hatte es zehn Uhr geſchlagen. Ein Wagen fuhr durch die ſtille Straße. Deniſe horchte auf. Noch eine Minute und Ernſt's Tiger läutete draußen. Otto nahm den Hut, zog den zweiten Handſchuh an und umarmte Deniſen, die ihn wiederholt küßte. Bang blickte ſie aus dem kleinen hohen Fenſter dem davoneilenden Cabriolet nach; es war das erſte Mal ſeit drei Jahren, daß ſie einen Abend allein zu Hauſe zubrachte.

Die Gräfin Heriſy wohnte über der Seine, in der Rue de l'Univerſité, alſo im Faubourg Saint-Germain. Wenn deswegen Otto ſie in einem Hotel mit weiten Höfen, zahlreicher Dienerſchaft, ſteinernen Treppen und unermeßlichen Sälen zu finden erwartete, ſo täuſchte er ſich. Ihr Apartement beſtand aus dem erſten Stocke eines anſehnlichen, aber darum keineswegs prächtigen Hauſes. Sie hatte ſich mit dem Grafen, ihrem Gemahle, arrangirt, das heißt, ſobald wir es in die Grobheit unſerer ehrlichen Mutterſprache überſetzen müſſen, ſie lebte getrennt von ihm, aber nicht geſchieden. Wer die Schuld von dem Bruche trug, ſie oder er, wußte eigentlich Niemand zu ſagen, darin aber kamen alle Urtheile überein, daß die Gräfin nach der Trennung ſich charaktervoll und ehrenhaft benommen. Sie wies alle Anerbietungen des Grafen, der bedeutendes Vermögen beſaß, entſchieden zurück und lebte von ihrem mütterlichen Erbtheile. Dies reichte hin, ſie bequem, aber nicht glänzend, wie ſie es gewöhnt geweſen, zu etabliren. Vier Domeſtiken machten ihren ganzen Hausſtand aus. In ihren Zimmern fehlte durchweg der launenhafte

Ueberfluß, die ſchwere Pracht, der gebieteriſche Styl der Mode; ſie blickten den Eintretenden geräumig und anſtändig entgegen, weder überladen noch kahl, weder ein Feenpalaſt der Mode, noch eine kleinbürgerliche „Einrichtung" im alten Sinne. Der Salon hatte venetianiſche Meubles aus dunkelbraunem Holz, vortrefflich geſchnitzt, und dazu violetten Sammet, den mäßige Goldzierathen heraushoben. Kleine fingerlange Figürchen und Nippen wieſen die Etagèren nirgends auf, wohl aber ſtanden hier und da werthvolle japaniſche Vaſen, große Stücke von Sevres und ſächſiſchem Porzellane und ächte Majolikas. An den Salon ſtieß auf der einen Seite das Boudoir der Gräfin, chineſiſch eingerichtet, und weiter ihr Schlafzimmer, nach der andern ein kleines Empfangszimmer, dann der Speiſeſaal und das Vorzimmer. Nur in zwei Gegenſtänden fiel ein verhältnißmäßig großer Aufwand angenehm in die Sinne: in Teppichen und in Blumen. Letztere waren damals noch nicht ſo allgemein geworden als jetzt, die Gräfin pflegte ſie auch nicht als einen Modeartikel, ſondern aus wahrer Liebhaberei, mit Leidenſchaft ſogar. Bei ihr wandelte man in einem Garten, den Fuß elaſtiſch gehoben wie von dem allerweichſten engliſchen Raſen und umweht von einem beſtändigen Frühlingsathem, in welchem ſtatt des betäubenden Dunſtes fremder Prachtgewächſe die warmen und ſüßen Hauche von Reſede, Orange, Hyacynthe in einander verſchwammen. Vorherrſchend, namentlich im Boudoir, war Heliotrop, der Gräfin Günſtling.

Das ſind die Räume, wo Ernſt ſeinen Freund Otto einführte. Otto fühlte ſich bei dem erſten Ueberblicke nicht eben angeheimelt, wie ein bezeichnender deutſcher Ausdruck es meint. Schon auf der Schwelle hatte eine anſcheinende Kleinigkeit ihn verletzt. Der Bediente meldete Herrn von Werneck und ließ deſſen Begleiter eintreten, ohne ſeinen Namen zu verlangen und auszurufen. Nach Ottos Anſicht lag darin eine Geringſchätzung, wofür er den „Lakaien“ finſter anblickte. Er folgte ſeinem Freunde, um ſich der Gräfin vorſtellen zu laſſen. Sie ſaß, als Mittelpunkt einer dichten Gruppe, am Kamin, in einem Armſtuhle mit hoher geſchnitzter Lehne, welcher ihre Geſtalt faſt ganz verbarg, die Füße auf die bronzirten Verzierungen des Kamins geſtützt. Ihr Anzug war ungemein einfach: ein grauſeidenes Kleid, hoch an die Schultern hinanreichend, mit Spitzen garnirt, die Aermel halbweit und halboffen. Statt alles Schmuckes trug ſie eine Roſe an der Bruſt, eine Roſe im Haar. Man konnte nicht beſcheidener gekleidet ſein. Auf dem Geſimſe des Kamines ſtanden zwiſchen Blumen und Vaſen zwei Carcellampen, deren leuchtende Kugeln durch herabwallende Schleier von dünnen Roſapapiere ſanft verhüllt waren. Das Geſicht der Gräfin blieb ſo, für den Augenblick wenigſtens in einer vortheilhaft gedämpften Farbe und Helle. Dann und wann warfen aufzuckende Flammen im Kamin ein Paar Blitze über dieſes feine, blaſſe, ſchale Geſicht und dieſe Blitze ſpiegelten ſich beinahe in dem wunderbaren Glanze des aſchblonden Haares, das in reicher Lockenfülle vom Scheitel bis auf die Schultern, um Stirn und Wangen wehete.

Ernſt trat, durch die umringenden Damen und Herren ſich und ſeinem Begleiter Bahn brechend, an den Stuhl der Gräfin. Sie reichte ihm die Hand mit einem ruhigen Kopfnicken. „Frau Gräfin,“ ſagte er, „Sie haben gütigſt erlaubt“… Und ſo weiter; die banale Phraſe der Vorſtellung. Die Gräfin blickte auf, Otto verbeugte ſich, kein bischen linkiſch. Hätte Deniſe ihn geſehen, ſie wäre ihm um den Hals gefallen, er machte es zehnmal beſſer als zu Hauſe in der Probe, wo ſie, Deniſe, die Gräfin ſpielte, wahrhaftig ganz gut ſpielte.

Die wirkliche Gräfin empfing ihn mit den Worten: „Ich hoffe, mein Herr, Sie halten es wie ich, daß Herrn von Wernecks Freunde die Ihrigen ſind.“ Ohne die Antwort abzuwarten, ſetzte ſie ihr unterbrochenes Geſpräch fort und Otto wandte ſich mit einer abermaligen Verbeugung ab.

Er hatte nun Muße genug, den Kreis zu muſtern, deſſen Zauberbann er zum erſten Male heute überſchritten. Es waren immerhin gegen fünfzig, ſechzig Perſonen in dem Salon der Gräfin verſammelt, ungleich mehr Herren als Damen. Ernſt, welcher noch eine Zeit lang den Führer ſeines Freundes abgab, nannte demſelben unter den Anweſenden einige Berühmtheiten des Tages. Als neutrales Feld, wo ſich alle Parteien begegnen konnten, Faubourg Saint-Germain und Chauſſée d'Antin, Centrum und Linke, Akademie und Romantik, waren die Abende der Gräfin nicht nur beſucht, ſondern auch von vielen andern geſucht. Man kam darin überein, daß für die „Cauſerie“ (das Wort findet ſich ſo wenig wie die Sache in Deutſchland!) ſich kein Ort ſo vortrefflich eigne als Frau von Heriſy's Salon und daß Niemand beſſer als ſie die ſchwierige Kunſt verſtehe, das Geſpräch zu beleben, ohne es beherrſchen zu wollen. So waren, immer in dem traulichen Tone dieſer Cauſerie, ſchon ganz artige Geſchäfte der Politik und der Literatur hier gemacht worden und unſtreitig hatte in dem chineſiſchen Boudoir, vor den mit Albums bedeckten Lacktiſchen, hinter den Blumenkörben, phantaſtiſch gruppirt und zuſammengeſetzt, auch manches gute Wort, von der Liebe gewagt, eine gute Statt gefunden: freilich Liebe immer nur im Style des Salons verſtanden. Das ganze Apartement beſaß Styl und Charakter, und dieſe hauchte und ſtrahlte es unwillkürlich aus, von der Herrin den Gäſten entgegen, wie im Gegentheile ſo viele glänzende Gemächer und Staatszimmer den Fremden nur angähnen, weil ihr Bewohner in ihnen nichts anderes thut als gähnen.

Otto gähnte freilich auch, gähnte bei Frau von Heriſy, gähnte noch vor Mitternacht. Er kam ſich unbeſchreiblich unnütz vor wo er war, aber dabei durchaus nicht verlegen und beengt, wie Deniſe, vielleicht im Stillen auch Ernſt, für ihn gefürchtet hatten. Er ſtand und wandelte umher, flüchtig hier und dort angeſprochen, im Vorübergehen vorgeſtellt, ein Paar nichtige Grüße und Worte auf ſeinem Wege ausſtreuend. Wie die meiſten Neulinge in der Welt, glaubte er dieſe von Grund der Seele aus zu verachten, ihre glänzende Leere zu durchſchauen. Was ſollte er darin, ein Mann wie er? Gleich das erſte Mal mit ſeinem deutſchen Befreiungskriege gegen die Gräfin zu beginnen, war unmöglich; ſo viel ſah er mit geſundem Feldherrnblicke wohl ein. Sie ſchien ihrer Seits nicht eben aufgelegt, ihm weit entgegen zu kommen, ſie war artig für ihn, aber ſie zeichnete ihn nicht aus. Es hatte lange Mitternacht geſchlagen auf der alten Pendule, ſchon lichteten ſich die Räume. Otto wußte nicht, ſollte er bleiben, um auf Ernſt zu warten oder allein heimkehren. Er ſuchte langſam ſeinen Rückzug zu bewerkſtelligen, als ihm die Gräfin denſelben abſchnitt. Sie trat zu ihm, während er ſchon die Thüre des Salons hinter ſich hatte.

„Unſer Freund,“ ſagte ſie mit einer ſehr hübſchen klangvollen Stimme, dergleichen die Franzöſinnen ſelten beſitzen, „unſer Freund hat Unrecht gethan, Sie gerade heute hieher zu bringen. Sie müſſen, fremd wie Sie ſind, unter den fremden Leuten ſich gelangweilt haben. Keine Betheuerung des Gegentheils, ich bitte. Erlauben Sie mir ſeinen Fehler gut zu machen, eſſen Sie mit mir nächſten Sonntag.“

— „Sie ſind zu gütig, Frau Gräfin. In der That, ich weiß nicht, ob ich unbedingt annehmen darf.“ —

„Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen eben ſo wenig Schüſſeln wie Menſchen finden. Niemand kann die großen Diners mehr haſſen als ich. Eine lange Tafel, die wie ein Silber- und Kryſtalllager ausſieht und daran links und rechts eine Kleiderwaarenhandlung, ich kenne das. Betrachten Sie ſich mein Speiſezimmer und Sie werden ſehen, daß Sie aus guten Gründen ſicher ſind gegen ein neues Attentat auf Ihre Geduld. Sie, Ernſt, noch zwei oder drei genaue Freunde von mir und zum Uebermaß aller Freiheit nur Eine Dame, Eine, die kaum noch zählt: ich. Auf Sonntag alſo?“

Die Gräfin ging hinweg, um eine alte Dame zu begleiten; die ſich empfahl. Otto hatte nicht antworten, alſo auch nicht ablehnen können. In dieſem Augenblicke begegnete er Ernſt, der ihm mit den Worten entgegen kam:

„Hat Dich Frau von Heriſy auf Sonntag eingeladen?“

— „So eben.“ —

„Vortrefflich, wir ſpeiſen zuſammen. Du wirſt zufrieden ſein, zufriedener als heute.“

— „Ich bin nicht unzufrieden, aber doch wäre mir es lieb, wenn wir gingen. Es muß bald ein Uhr ſein.“ —

„Binde Dich nicht an mich. Mein Cabriolet iſt unten und zu Deinem Befehle. Schicke es mir zurück.“

— „Du bleibſt?“ —

„Eine halbe Stunde noch.“

Ernſt ſchlug die Augen nieder und Otto ließ ihn ſtehen. Er konnte ſich nicht enthalten in der Thüre des Speiſezimmers umzublicken. Der Salon war beinahe gänzlich leer. Die Gräfin und Ernſt ſprachen angelegentlich zuſammen, in einer Fenſterniſche lehnend. Otto glaubte zu bemerken, — aber er glaubte es nur, — daß Ernſt die linke Hand der Gräfin in der ſeinigen hielt. Was er deutlich ſah, war das leiſe Zittern und Flattern ihres Haares, das unter jedem Hauche ſeiner Worte bebte. Er ſtreifte die ſchmächtige dunkle Geſtalt der Gräfin, die wirklich wie ein Schatten ausſah, noch einmal mit einem unzufriedenen Blicke und raſch eilte er hinaus.

Deniſe hatte noch Licht, es blinkte, aus der Höhe des fünften Stockwerks einem Sterne leicht vergleichbar, von weitem dem Heimkehrenden entgegen. Sie war ſogar noch auf und kam ihm die Thüre zu öffnen. „Gottlob,“ rief er, Hut und Handſchuhe wegwerfend, ihr entgegen, „Gottlob, daß ich wieder da bin, mein ſelbſt wieder bin.“

— „O Du guter lieber Mann! So kommſt Du nicht ungern in unſere Manſarde zurück aus dem großen Hôtel und Deine kleine Frau kann ſich im Nachthäubchen nach der geputzten Gräfin noch vor Dir ſehen laſſen?“

„Thu' mir die Liebe,“ unterbrach er ſie heftig, „und laſſe mich mit allen Hôtels und allen Gräfinnen der Welt in Frieden.“

— „So haſt Du Dich ſchlecht unterhalten?“ —

„Einmal ein Narr, gewiß nicht wieder.“

— „Und Frau von Heriſy?“ —

„Frage Ernſt nach ihr, er iſt noch dort.“

— „Nun, Du weißt ja, wie er mit ihr ſteht.“ —

„Freilich weiß ich.“

— „Und Dein Plan, ihn loszumachen?“ —

„Ach Gott, mein Plan!“

Otto hatte ſich langſam ausgekleidet und ſank in ſeinen alten, mit verſchoſſenem gelben Plüſch überzogenen Lehnſtuhl. Er ſtarrte, in Gedanken verloren, in die erloſchenen Kohlen des kleinen Kamins. Deniſe hielt ſich fern, ſie wagte nicht, ihn zu ſtören. Leiſe zündete ſie ihr Licht an und wollte in ihr Zimmerlein ſchleichen, dicht neben dem ſeinigen gelegen. Auf der Schwelle kehrte ſie noch einmal um und fragte, ihre Hand auf Otto's Schulter legend, mit weichem Tone:

„Nicht wahr, mein Freund, es iſt Dir nichts Widriges bei Frau von Heriſy begegnet, keine Kränkung, nichts Leides?“

— „Nichts, Liebe, nichts.“ —

„Gute Nacht denn!“

— „Gute Nacht!“ —

Deniſe ging und wunderte ſich im Stillen, daß ſie ohne Kuß geben mußte.

4.

Frauen wie die Gräfin Heriſy giebt es nur zu Paris, ungefähr wie die Alpenroſe nur über der Schneelinie vorkommt. Wenn die Scheidekunſt ihr Weſen, ein wunderliches Gemiſch von Kunſt und Natur chemiſch analyſiren könnte, ſo würde man erſtaunen über die Miſchung der verſchiedenartigſten Gegenſätze, welche ſich da herausſtellte: ätzende Gifte neben den wohlthätigſten Beſtandtheilen, Dämoniſches und Kindliches, ſpielende Jugendlichkeit und ſchlaffer Lebensüberdruß, Leichtſinn und Berechnung, freieſtes Naturell und feinſte Sitte. Und alles das hält mit einer wunderbaren Ruhe und Ueberlegenheit ein Wille zuſammen, der von Stahl iſt in ſeinem Triebrade und von Spinnwebe in ſeinen Verzweigungen. Wir müßten über die Grenze der Erzählung hinausgreifen, wollten wir unſere Perſonen in Rede und Handlung darſtellen wie in einem dramatiſchen Seelengemälde und Schritt für Schritt den Gang begleiten, welchen das Verhältniß zwiſchen Frau von Heriſy und den beiden deutſchen Freunden nahm. Aufgelöſt in ſchlichten Bericht, wird ſich derſelbe freilich dürftig genug ausnehmen, und doch ſteht uns kein anderer Weg zu Gebote.

Daß Otto ſich nicht damit begnügte, einmal ein Narr geweſen zu ſein, wie er Deniſen feierlichſt verſichert hatte, das verſteht ſich von ſelbſt. Er ging zu dem Sonntagsdiner, er erſchien am nächſten Mittwoch wieder und bald machte er auch ohne Ernſt's Begleitung vormittägliche Beſuche in der Rue de l'Université. Die Gräfin war für ihn immer zu Haus, freilich ſelten allein, ſo daß von Ernſt und ſeiner Freiheit noch nicht die Rede ſein konnte. Ungemein ruhig empfing ſie Otto, und eben ſo ruhig ward er entlaſſen. Bald begleitete ſein Kommen und Gehen jene Begrüßung, welche die engliſche Mode auch dieſſeit des Kanals eingeführt hat: der Händedruck. Nicht wahr, ein Händedruck iſt etwas ſo durchaus Unſchuldiges, daß ſich darin keine ſinnliche Mittheilung bergen kann? Ein Händedruck nämlich, nicht im raſchen Wirbel des Walzers oder unter dem Tiſchtuche, ſondern ganz öffentlich und ehrlich, vor hundert Augen gewechſelt. Eine Engländerin ſchüttelt uns treuherzig die Rechte, daß alle Gelenke knacken, und daß wir eher an alles andere denken, als an verſtohlenes Gelüſte. Aber eine Pariſerin, aber Frau von Heriſy! Otto zuckte zuſammen wie von einem electriſchen Aal berührt, wenn dieſe ſchmale, weiße Hand mit ihren, durch die Seidenmaſchen eines häuslichen Handſchuhes nur halb bedeckten Fingern ſich leiſe in die ſeinige legte. Von den Fingerſpitzen rieſelte es kühl durch ſeine Adern, und wenn die Hand, glatt wie eine Schlange aus der ſeinigen ſchlüpfte, ging es ihm wie ein Flor über die Augen. Er ſchalt ſich ſelbſt, er lachte grimmig in ſich hinein über dieſe bubenhafte Schwäche, ſein Auge funkelte unmuthig auf der Gräfin. Sie ſaß ſtill und zuſammengekauert immer in demſelben venetianiſchen Armſtuhle, in dem die kleine Geſtalt beinahe verſchwand. Otto muſterte bis in's Allereinzelnſte und Kleinſte ihr Geſicht, ihre Figur, ihren Anzug. Die Gräfin decolletirte ſich zu Hauſe niemals und auch für die Welt nur, wo es unumgänglich nöthig war. Sie wußte mit einem Stücke Tüll oder Gaze, mit einer Elle Flor und Spitzen ihrer verhüllten Magerkeit einen Reiz, einen Glanz zu leihen, welche die verführeriſch offenſte Fülle als Vergleich neben ſich nicht ſcheute. Um Hals und Schultern wickelte ſie in eigenſinnigen Knoten eine Echarpe, die wie eine Spielerei ausſah, ein Kunſtwerk war. Die Aermel fielen in Falten herunter, um das Handgelenk ſchloß ſich ſtatt Gold und Steine ein dunkler Sammetſtreifen. Ihre Kleider zeigten immer die edelſten Stoffe und den einfachſten Schnitt, ſie ging und ſtand darin als wären ſie ihr angegoſſen, jede Bewegung ſpiegelte ſich gewiſſermaßen in der ſchweren kniſternden Seide, in dem bauſchenden Sammet, jede Stellung zeigte etwas, was nicht da war, oder verſteckte etwas, das da war, und doch ſchwor das ſchärfſte Glas auf das Gegentheil, auf Wahrheit und Natur. Namentlich hatte ſie eine Art, im Divan oder im Lehnſtuhle zu hocken, die Füße an ſich gezogen und den Shawl wie ein fröſtelndes Kind um ſich zuſammenraffend, eine Art, die unbeſchreiblich, unwiderſtehlich war. Ihr Haar half, wie ein ächtes Netz mit jeder Drehung des Kopfes nach einer andern Seite geworfen, dem tiefen Mondſchein Blick und dem ſtillen Lächeln, die ſie in ſolchen Minuten hatte, prächtig nach. Dies Haar war wirklich tadellos ſchön, ſie zerriß verſchwenderiſch den ganzen Reichthum, ihren einzigen und letzten, in lauter kleine Faſern und Fädchen, die ſo fein waren, daß ſie fortwährend wie Blumenfaſern im kleinſten Lufthauche zu ſchwanken ſchienen. Die Spitze der Locken berührte, namentlich wenn es gegen das Ende eines Abends ging, Bruſt und Schulter. Das Auge, bei Tageslicht ſtumpf und farblos, erſchien im Kerzenſtrahle des Salons beinahe dunkel und ſchwamm in einem merkwürdigen Schmelz, mit dem die Zähne wetteiferten. Der Mund ſprach nur mit den äußerſten Lippen, mehr Hauche als Worte, aber eben ſo zwanglos wie wohlklingend. Man mußte ihr zuſehen, wenn ſie ſich einmal warm geſprochen hatte; das Geſicht bekam dann einen wunderbar wilden Ausdruck, von dem Otto einmal treffend ſagte, er ſchwebte zwiſchen Raubthier und Schlange genau mitten inne. Schminke kannte kein Menſch an der Gräfin, dafür liebte ſie, was die Schminke für einen feineren Sinn iſt, an Kleidern, Wäſche, Büchern, Handſchuhen, im Zimmer wie an ſich die künſtlichſten Wohlgerüche, namentlich — wir haben es ſchon erwähnt — Heliotrop, deſſen ſüßlichen, zu Kopfe ſteigenden Duft ſie in allen Geſtalten, flüſſig und trocken verbrauchte.

Otto trat mit einem geſunden, kräftigen, ſeiner ſichern Herzen in den Dunſtkreis der Frau, die wir mit den vorausgehenden Zügen zu ſchildern verſucht haben. Sie erwartete ihn da, ſie wollte etwas von ihm, ſie brauchte ihn. Hatte Ernſt ihr den Trotz des Freundes gegen ſie verrathen und nahm ſie deswegen eine Herausforderung an, welche das Weib auf der empfindlichſten Seite berührt? Oder ging ihre Abſicht auf andere Zwecke? Ihr Verhältniß zu Ernſt war dem Erlöſchen nahe. Vielleicht ſuchte ſie nur in Zeiten einen Erſatz, den ſie freilich in ihrer Umgebung ohne Mühe hätte finden können. Die Gräfin Heriſy, obgleich über das berühmte Balzac'ſche Stufenjahr unzweifelhaft hinaus, war immer noch für jeden Mann eine glänzende Eroberung, die ſich ohne Lächerlichkeit eingeſtehen ließ. Sie hatte ſich weiſe geſchont und ſah noch eine hübſche Strecke Zeit und Geſellſchaftsleben vor ſich, ehe ſie abtreten mußte. Otto konnte ſie eine Weile geleiten, aus ihm war etwas zu machen. Alſo: Otto.

Da er etwa zum ſechsten Male in dem erſten Monate ihrer Bekanntſchaft ſie beſuchte, fand er ſie allein. Nach den erſten Worten fing ſie plötzlich an, Deutſch mit ihm zu ſprechen, ein recht artiges Deutſch, und dazu erröthete ſie wie ein junges Mädchen. Es giebt Frauen, die alle Farben ſpielen können, wie Inſtrumente. Otto ſah erſtaunt, ja entzückt ſah er auf. Der Klang, welcher von den verſchwundenen Ufern der Kindheit zu uns herüberläutet, behält überall ſeinen Zauber. Otto hörte ihn auf der Erde der Verbannung im täglichen Verkehr allerdings oft genug, aber von weiblicher Lippe war er ihm lange nicht entgegengekommen. Erfreut wie über einen glücklichen Fund, eine Entdeckung rief er aus:

„Was iſt das, Frau Gräfin? Sie ſprechen Deutſch? Das erſte Wort, das ich höre!“

— „Meine Familie hat eine deutſche Bonne mitgebracht, als ſie aus Koblenz zurückkehrte.“ —

„Und dies Talent entdecke ich erſt heute in Ihnen? Sie laſſen mich auf franzöſiſchen Stelzen vor Ihnen gehen, während Sie mich auf Engelsflügeln in mein verlorenes Paradies tragen können?“

— „Sie ſprechen vortrefflich die Sprache Ihrer Adoptivmutter, und ich die Ihrige unvollkommen genug.“ —

„Im Gegentheile, Sie ſprechen ſie eben ſo richtig, wie fließend.“

— „Wenn Sie Laune haben, mit mir Deutſch zu plaudern, wird es mich freuen. Sie verbeſſern mich, ich lerne dabei.“ —

„Aber davon hat Ernſt mir niemals eine Sylbe geſagt.“

— „Sehr natürlich; er wußte es nicht.“ —

„Sie hätten niemals Deutſch mit ihm geſprochen?“

— „Niemals.“ —

„Warum nicht?“

— „Kenne ich doch ſelbſt keinen Grund dafür, als dieſen: Ihm gegenüber fühlte ich eben das Bedürfniß nicht; das iſt ganz einfach.“ —

Sie that als wäre es ſo und warf dieſe Worte in dem unverfänglichſten Tone hin, während ſie bei Otto einen Windſtoß von Gedanken und Empfindungen erregten. Er blieb länger als gewöhnlich, er ſprach mehr, ſprach wärmer als ſonſt. Natürlich, er ſprach von Deutſchland, er ſprach Deutſch. Da er ſich empfahl, ſagte er, ihre dargebotene Hand feſthaltend:

„Nun laſſen Sie mich auf deutſche Weiſe ſcheiden.“

— „Wie das?“ —

„Wir küſſen die Hand holder und verehrter Frauen bei uns.“

— „Eine galante Sitte, die Sie von Frankreich geerbt haben.“ —

„Sie wollen ſagen, die ſchon das vorige Jahrhundert bei Ihnen abgelegt hat. Auch bei uns, hör' ich, verſchwindet ſie aus der vornehmen Welt. Ernſt verſichert, nur Theaterprinzeſſinnen küſſe man noch die Hand.“

— „So erlauben Sie, daß ich die meinige zurückziehe.“ —

Sie that es, aber Otto hatte zuvor ſeine Lippen raſch auf die entſchlüpfenden Finger gepreßt; er ſagte, um einen Scherz machen zu können:

„Nicht jeder Fortſchritt iſt ein Glück. Ich wollte, wir wären im ancien régime ſtehen geblieben.“

— „Zur Bekehrung eines Revolutionairs," lächelte die Gräfin und hielt ihm nochmals die Rechte hin, die Otto nochmals küßte. Er ging, ſah zurück, kehrte halb um, ging wieder. Die Gräfin betrachtete nachſinnend die Hand, die in der ſeinigen geruht und hielt die Linke feſt auf ihr Herz gepreßt.

Das nächſte Mal wollte ſie nicht wieder deutſch reden. „Parlons raison," ſagte ſie kopfſchüttelnd, „cela se fait beaucoup mieux en français." Sie nahm darauf ihren neuen Freund mit altklug mütterlicher Salbung in Gebet und Predigt. Sie mahnte ihn, eine ſeiner Fähigkeiten würdige Stellung in Paris zu ſuchen. „Ein Mann, wie Sie," begann ſie.

— „Den Sie nicht kennen," unterbrach er.

„Ich kenne Sie, wenn nicht anders, aus Ernſt's Schilderungen," fuhr die Gräfin fort, „ein ſolcher Mann muß an der Macht, welche die Preſſe bei uns beſitzt und darſtellt, ſein gutes vollwichtiges Theil haben. Sie ſchreiben, höre ich, für große deutſche Zeitungen als Berichterſtatter über Paris, über Frankreich. Sie haben da, mein theurer junger Freund, eine edle Aufgabe, eine hohe Sendung. Vermittelnd können Sie zwiſchen zwei Nationen ſtehen, die als Träger und Hüter der Freiheit und Wiſſenſchaft in der Weltgeſchichte berufen, eine heilige Gemeinſchaftlichkeit ihrer Intereſſen beſitzen. So, meine ich, ſollten Sie Ihr wichtiges Amt auffaſſen und ausüben. Laſſen Sie mich Ihnen die Wege bahnen, ſo lange bis es eine mächtigere Hand thut. Ich werde Sie bekannt machen mit den Leitern unſerer großen Geſchäfte, denen an einem Urtheile Deutſchlands, an einer Stimme jenſeit des Rheines unendlich viel liegt. Von ihnen, als aus nächſter Quelle, ſchöpfen Sie in Zukunft Ihre Nachrichten: ſie und Paris haben dann auch die Verpflichtung Ihnen dafür zu danken. Frankreich muß Ihnen erſetzen, was Sie in Deutſchland verloren, was Sie der Freiheit geopfert haben. Laſſen Sie mich die eiſernen Pforten der Welt vor Ihnen aufſchließen, an welche Sie, mein lieber deutſcher Träumer, nur mit ſtillen Wünſchen bisher geklopft haben.“

Otto ging wie berauſcht das eine Mal von einem Handkuſſe, das andere Mal von einer Standrede, welche vielleicht in jedem andern Munde lächerlich erſchienen wäre. Allein Gräfin Heriſy war die Frau, die ſolche Dinge nicht nur mit einem hinreißenden Ausdruck liebenswürdigſter Güte zu ſagen wußte, ſondern die es auch verſtand, das Geſagte wahr zu machen. Sie verwandelte ſich in die wohlthätige Fee Otto's, dergleichen in Paris nicht blos auf den Boulevardtheatern auftreten, um junge Männer über Nacht glücklich, reich und berühmt zu machen. Mit einigen dreieckigen Brieflein, welche ſtark nach Heliotrop rochen, öffnete ſie dem ſchüchternen Neuling die Vorzimmer der Miniſter, die Salons politiſcher Notabilitäten, die Speiſeſäle gebietender Bankherrſcher. Er ſtieg allmählig höher, wie von unſichtbaren Händen geführt, von unſichtbaren Schwingen getragen; ſein Geſichtskreis erweiterte ſich, die Welt lag in einer andern Beleuchtung vor ihm und es dauerte nicht lange, ſo ſtrahlte dieſes Licht auch in ſeinen Arbeiten: die Berichte, welche er nach Deutſchland ſandte, bekamen Inhalt, Farbe, Glanz, und höflicher, zufriedener als zuvor lauteten die Antworten der Redactionen. Daß Otto's Perſon unmerklich ſich mit ſeinen Umgebungen umgeſtaltete, fiel Jedermann eher auf als ihm ſelbſt. Er wehrte ſich noch tapfer gegen alle Veränderungen, die man ihm an ſich ſelbſt zumuthen könnte, ſo wohl an ſeinen Grundſätzen, wie an ſeiner perſönlichen Erſcheinung. — „Darin,“

ſo rief er einmal vor der Gräfin aus, „darin werden Sie mir, wunderbare Zauberin, auch nicht das geringſte Zugeſtändniß abzwingen.“ —

„Wer verlangt von Ihnen, Sie mißtrauiſcher Zögling, daß Sie etwas ändern ſollen an Ihrem Selbſt? Bin ich eine Delilah, welche mit dieſen ſchönen, für unſere Mode allerdings zu langen Haaren die Kraft des Simſon abſchneiden möchte? Nein, mein Freund! Bleiben Sie ganz der Sie ſind, innerlich wie äußerlich, im Gegentheile, je ſchärfer Sie das Gepräge Ihrer Perſönlichkeit herauskehren, um ſo ſicherer werden Sie in unſerer abgegriffenen Welt Ihrer Geltung ſein. Was uns fehlt, ſind gerade Männer Ihres Schlages, aus einem Holze geſchnitzt, kräftig und tüchtig, wohin man ſie ſtellt, feſte Charaktere, Naturen, die die Cultur wohl beleckt, aber nicht verwaſchen und verwäſſert hat.“ —

Wie ein Kind ließ er ſich einwiegen durch das Sirenenlied, welches ſeine erwachenden Beſorgniſſe um ſich ſelbſt in Schlummer lullte. Die Tage gingen über ſeinem Haupte dahin gleich lauter neuen Sternen, er wandelte auf Sammet, ſeine Wange war ſchmeichleriſch umweht von fremder Anerkennung und Theilnahme, die über Nacht um ihn aufgeblüht waren. Schon ging er mitten im Irrgarten, der verzauberte Ritter, ohne zu wiſſen, daß und wie er hineingekommen. Vor ihm ſchwebte die Schattengeſtalt, die er im Traume durch das Grün der Büſche ſtreifen ſah; unmögliche Blumen, — ſie glichen den chineſiſchen Malereien in der Gräfin Boudoir, — prunkten am Wege, fremdartige Vögel ſangen, Heliotropdüfte badeten ſeine Stirn, und er irrte immer weiter fort, immer tiefer hinein, immer taumelnder.

Sollen wir ihn verloren geben?

5.

Des Freundes warnendes Wort weckte ihn wie ein Donnerſchlag. Etwas, was er bald ſein Gewiſſen, bald ſeine Ehre nannte, gab in ihm der Stimme Ernſt's Recht, obwohl er mit hundert heftigen Gründen ſich laut gegen ſie wehrte.

Er ſtürzte in die Rue de l'Univerſité. Die Gräſin war zu Hauſe. Mit haſtiger Offenheit fiel er zu ihren Füßen, entſchloſſen ganze Felſen zwiſchen ſich und die gefährliche Zauberin zu wälzen, in der erſten friſchen Gluth ſeiner Bekehrung alle Schiffe zur Rückkehr zu ihr zu verbrennen. Indem er geſtand, daß er im Begriffe ſei, eine raſende Leidenſchaft für ſie zu faſſen, rief er in ſeiner Selbſtanklage leidenſchaftlich und geängſtigt aus: „Es iſt ein Verrath an meinem Freunde,“ rannte dabei im Zimmer umher und drückte den Hut zwiſchen den geballten Fäuſten zuſammen. Die Gräſin hörte ihn ruhig an; das Haupt an die hohe dunkle Stuhllehne gedrückt, blickte ſie von unten mit verſchleierten Augen zu ihm auf. Da ſein erſter Redeſchwall verronnen, begann ſie:

„Ecoutez, mon ami, asseyez-vous là, et écoutez-moi bien!“

Er gehorchte, mechaniſch beinahe. Sie „poſirte“ nun vor ihm eine volle Stunde lang, wie eine Magdalene vor ihrem Richter. Das ganze Lexicon der „femme incomprise“ und der „femme perdue“ ſchlug ſie vor ihm auf, blätterte ſie mit ihm durch. Sie erzählte, ſtets die alte Geſchichte, von ihrer ſtürmiſchen Jugend, ihrer Heirath ohne Neigung, ihrer Neigung ohne Gegenſtand. Zuletzt — nachdem ſie geſucht, bisweilen gefunden und immer wieder verloren, ſo ſagte ſie ſeufzend, mit niedergeſchlagenen Augen, — zuletzt begegnete ſie

Ernſt: „Aus ihm wollte ich meine Stütze machen, ich glaubte ihn mir überlegen an Kraft, ich klammerte mich an und er war mir am Ende doch nicht was er hätte ſein können, nicht was ich geträumt, wonach ich mich geſehnt. Gewiß, ſein Herz iſt edel und ich rühme mich, es beſeſſen zu haben, allein es iſt ſchwach. Auch Ernſt hat mich nicht verſtanden.“ Durch ein vortreffliches Verkleinerungsglas zeigte die Gräfin Otto's Blicken das geſchickt gemalte Conterfei ſeines Freundes; ſie brauchte das Glas blos umzudrehen, um als Gegenbild, vergrößert, in ſehr kenntlichen Zügen ihr „Ideal“ hinzuſtellen, ein Ideal, in welchem, entſetzt und entzückt zugleich, Otto eine Familienähnlichkeit mit ſeinem Selbſt zu erkennen glaubte. Frau von Heriſy ſprach vortrefflich und Otto lauſchte ihr die Worte vom Munde ab; er lag wiederum ganz unter dem Zauber des gewiſſen Geſichtes. In dieſem Augenblicke vertraulicher Unterredung, während deren die beiden glühenden Stirnen einander unwillkürlich immer näher gerückt waren, öffnete ſich die Thüre und ein Diener ſtörte mit der Meldung:

„Monsieur de Wernek.“

Die Gräfin blickte fragend, lauernd auf Otto.

„Ich bitte Sie,“ flehte ſein beſchämtes Auge, nur in dieſem Moment nicht!“

„Ich meine, hinterlaſſen zu haben, daß ich für Niemanden zu Hauſe bin,“ ſagte die Gräfin.

Der Bediente ging. Ernſt betrachtete, indem er abgewieſen ward, den Regenſchirm Otto's, der äußerſt behaglich in einem Winkel des Vorzimmers lehnte. Er kannte ihn ganz genau am ſchwarz-hörnernen Griffe, und wer brächte auch in Paris einen Regenſchirm zu einem Beſuche, es wäre denn ein unverbeſſerlicher Deutſcher? Dieſer Regenſchirm ward für Ernſt zum Telegraphen; Knopf und Spitze meldeten ihm mit dankenswerther Deutlichkeit: Adieu, lieber Freund, bemühe Dich nicht weiter, der Platz iſt beſetzt, Du haſt Deinen Abſchied. Ernſt ging, etwas langſam und nachdenklich immerhin, die Treppe wieder hinunter. Das Geſicht, das er unterwegs machte, war wohl nicht ganz dasjenige, welches Otto ſein Diplomatengeſicht zu nennen pflegte. Unten bekamen der Tiger und der Mecklenburger jeglicher einen zärtlichen Händedruck, nur durch die engliſche Peitſche, Stiel und Schnur, verlängert, jener, weil er die Zügel eine Secunde zu früh losgelaſſen hatte, ehe ſie Ernſt ergriffen, und der Mecklenburger, weil er, an längere Pauſen vor dieſer Thüre gewöhnt, nicht gleich begreifen wollte, daß es ſchon wieder vorwärts ging. Wohin? Ernſt wußte es ſelbſt nicht. „In die Rue du Rempart meinetwegen,“ murmelte er; „vielleicht habe ich mich doch getäuſcht,“ ſo ſetzte er einen Augenblick darauf hinzu.

Oben war eine peinliche Stille eingetreten, in der man das Raſſeln des davoneilenden Cabrioletes deutlich vernahm. Der Faden eines ſolchen Geſpräches knüpft ſich, einmal abgeriſſen, ſchwer wieder an. Endlich ermannte ſich Otto zuerſt wieder, wahrſcheinlich weil es die Gräfin nicht für gut fand, ihm zuvorzukommen. Mit einer düſtern Entſchloſſenheit auf der Stirn trat er an ſie hin, gerade vor ſich herabſehend, um ihr nicht in's Auge blicken zu müſſen. „Offenheit gegen Offenheit, Geſtändniß um Geſtändniß,“ ſo ſtammelte er, und nach langem Zögern fiel — Deniſens Name von ſeinen bebenden Lippen. Er glaubte mit dieſem Bannſpruche auf immer alle feindlichen Zauber entkräftet zu haben. Wirklich that ihm die Gräfin den Gefallen, wie überraſcht und verletzt aufzufahren, obgleich ſie natürlich um Otto's ſämmtliche Verhältniſſe längſt gewußt, alſo auch um ſein Verhältniß zu Deniſe. Sie war weit entfernt, die Sittenpredigerin zu ſpielen;

Pariſer Frauen ſind an Toleranz gewöhnt. Aber ſie erklärte, ziemlich ſchneidend, daß ſie nicht begreife und niemals begriffen habe, wie ein Mann von Geiſt ſich in die beſtändige Lebensgemeinſchaft mit einer „Griſette“ erniedrigen könne. Nicht die Verirrung tadelte ſie, nur die Gewohnheit. Ihr Ton wurde milder, als ſie den Freund beklagte, Jahre lang in den nächſten Beziehungen zu einem geiſtig ſo tief untergeordneten Weſen geſtanden zu haben. „Das ſind,“ ſchloß ſie, „die einzigen Mésalliancen, welche ich mir nicht erklären kann: die Mésalliancen des Geiſtes. Was iſt Geburt und Stand, was ſelbſt Verſchiedenheit des Alters? Dieſe zufälligen Unterſchiede gleicht die Liebe, die Leidenſchaft mit ihren kühnen Sprüngen leicht aus, aber über eine Kluft der Bildung, des Geiſtes, des Geſchmackes kenne ich keine Brücke zwiſchen Mann und Weib. Die Stecknadelſtiche der Roheit, des Mangels an Verſtändniß und Empfänglichkeit für alles Höhere, der Sitte, darunter muß ein Herz langſam auf das Peinvollſte verbluten!“

Otto hörte die in's Allgemeine verſteckte Anklage der Geliebten nicht an, ohne in eine begeiſterte Vertheidigung auszubrechen, aber dennoch ließ die Rede der Gräfin einen heimlichen Stachel in ihm zurück. Die Natur dieſes Mannes, ſo rein und vortrefflich ſie war, ſchloß den Beiſatz von Eitelkeit nicht aus, mit welcher der männliche Charakter ohne Ausnahme verſetzt iſt. Otto beſaß dazu einen großen Grad von Reizbarkeit, ſeine Phantaſie war eine beinahe dichteriſche. So fühlte er eine Art von innerer Wahlverwandtſchaft mit allem, was ihm ſchön und groß vielleicht nur äußerlich erſchien, ohne es zu ſein. Trotz aller demokratiſcher Grundſätze, der angeborenen wie der angebildeten, wußte er ſich in Reichthum und Glanz bald zu acclimatiſiren. Dies war in ihm nicht Schwäche, ſondern nur Emfänglichkeit für äußere Eindrücke, und eine ganz natürliche am Ende. Die härteſte Sohle wird lieber auf Teppichen ſchreiten, als über die Ziegelſteine einer Pariſer Manſarde, das roheſte Auge ſich früher mit Sammt und Seide befreunden, als der einmal verwöhnte Blick mit groben und dürftigen Umgebungen ſich wieder ausſöhnt. Ein allgemeiner Grundſatz, welcher auch auf die Liebe ſeine Anwendung leidet. Seit Otto die Gräfin und Frauen ihres Standes in der Nähe geſehen, konnte ſich Deniſe nie hübſch genug für ſeinen Geſchmack ankleiden. Die duftende Spitze, der ſchwere rauſchende Atlas, Federn, Blumen und Steine hatten ſchon auf ſeine Sinnlichkeit eingewirkt und ſtatt das Weib, den Kern ihres Weſens und auch ihre Schönheit von dieſem Schmucke als von einer Zufälligkeit trennen, lernte er die letztere immer höher ſchätzen, als würzende Zugabe immer inniger begehren oder unwilliger vermiſſen. So weit einmal gekommen, fühlte er ſich unſanft von der Vorſtellung berührt, als ſei er zu Deniſe herabgeſtiegen. Das ſchielende Licht, welches die Gräfin auf ſie und ſein Verhältniß zu ihr geworfen, reichte hin, um ihm die Freundin, die treue, fröhliche, unermüdliche Lebensgefährtin, unter dem Zeichen der Dienſtbarkeit, der Niedrigkeit erſcheinen zu laſſen. Es erbitterte ihn, daß Jemand ſeine Geliebte ſich alſo denken, ihm alſo darſtellen durfte; daß es die Gräfin war, welche dies that, brachte ihn vollends außer ſich. Im Sturme brach er auf und ſie hielt ihn, ſo hatte es den Anſchein, nicht mit einem Fädchen feſt. Wie ein Pfeil ſchoß er aus dem Hauſe, über die Seine hinüber in's Palais Royal. „Ich bin frei," dieſe jubelnden Worte ſtanden mit goldenen Buchſtaben auf ſeiner Stirn geſchrieben. Er glaubte in gutem Ernſte mit der Gräfin gebrochen zu haben, während ſie im Gegentheile die letzte Brücke hinter ihm zerbrochen hatte.

Sein volles Herz trieb ihn zu Deniſen. Haſtig riß er die Thüre des Leſecabinets auf, wo er ſie an ihrem gewöhnlichen Platze ſitzen wußte. Sie ſaß da, allerdings; aber um ſie her, den Hut auf dem Kopfe, auch wohl eine Cigarre im Munde, ſtanden einige junge Männer und alle befahlen ihr, wenn auch mit artigen Worten, und für alle war ſie da und nahm und gab mit den Händen, die Otto oft geküßt, das ſchmutzige Kupfergeld, und lächelte links verbindlich, und grüßte rechts mit Unterwürfigkeit. Ach, niemals war dem beobachtenden Freunde ihr dunkles Vorzimmerlein dunkler, ihre Haube mit den abgefärbten Roſaſchleifchen ärmlicher, ihre Haltung gedrückter erſchienen. Er zog, noch ehe ſie ihn erblickt hatte, die gläſerne Pforte hinter ſich zu; wie ein ſinnlicher Ekel überlief es ihn vom Scheitel bis zur Fußſpitze.

Noch am folgenden Tage empfand Otto, Deniſen gegenüber, die Nachwehen dieſer Verſtimmung. Beide pflegten ihr Frühſtück gemeinſchaftlich zu nehmen und zwar in Deniſens Freiſtunde, gewöhnlich zu Hauſe. Verdüſtert und wortkarg ſaß er ihr gegenüber. Sie hatte ihn oft ſo geſehen und ertragen, in ihre argloſe Seele war auch jetzt noch kein Funke des Verdachts gefallen. Um ein Uhr begleitete ſie Otto in das Cabinet, wo er ſeine Zeitungen las, Briefe empfing und ſchrieb. Den Kopf in die hohle Hand geſtützt, brütete er über ſeinen Gedanken, ſtatt über den Tagesblättern. Plötzlich vernimmt er in dem Comptoirzimmer eine Stimme, die trotz ihres leiſen Klanges ihn aufſchreckt. Er horcht genauer hin; kein Zweifel, es iſt die Gräfin, die Gräfin ſpricht mit Deniſe. Er ſchleicht an die Thüre, ſie ſteht, den Arm auf das Comptoir geſtützt, in anmuthiger Vertraulichkeit vor Deniſen; die Unterhaltung iſt im lebhafteſten Fluſſe. Während er an ſeinen Platz zurückkehrt mit einem Herzklopfen, in einer Spannung für welche er ſich hätte „ohrfeigen“ mögen, öffnet ſich die Thüre. Diesmal erſcheint Ernſt. Auch er ſtutzt, als er unter dem unſcheinbaren Strohhute die Gräfin erkennt. Sie aber will nicht erkannt ſein und Ernſt beſitzt zu viel Erziehung, um ein ſolches Incognito nicht zu reſpectiren. Er geht vorüber, in das Zimmer rechts, wo er Otto findet, der wie verſteinert in die neueſte Nummer des Schwäbiſchen Merkurs ſtarrt. Die Freunde meſſen ſich mit einem langen Blicke. Ernſt deutet mit den Augen hinaus, Otto nickt. Tiefes Schweigen; ſie kehren ſich von einander ab.

Es dauerte nicht lange, ſo betrat auch die Gräfin das Leſezimmer, in welchem Damen wohl eine ſeltene, aber nicht durchaus fremde Erſcheinung ſind. Sie war ohne alle Begleitung. Nachdem ſie einige Zeitungen durchflogen, Otto und Ernſt mit einem und demſelben Kopfnicken gegrüßt, ging ſie wieder, mit Deniſe draußen noch ein Paar Worte wechſelnd. Otto wollte in augenblicklicher Aufwallung ihr folgen, Ernſt hielt ihn feſt. Beide hatten, an das düſtere Fenſter gelehnt, eine lange Unterhaltung, die einige Male aus dem geſetzlichen Tone des Flüſterns ſo entſchieden herausfallen wollte, daß alle Leſer die Köpfe erſtaunt in die Höhe richteten und ſogar Deniſe den ihrigen um die Ecke hereinſtreckte. Ernſt ging der Erſte fort. Unentſchloſſen blieb er vor Deniſens Pulte eine Weile ſtehen. Sie wunderte ſich im Stillen, heute keines der freundlichen Worte zu erhalten, womit er ſonſt beim Kommen und Scheiden bei ihr gewöhnlich anhielt. Er fragte ſie nur obenhin, ob ſie die Dame im Nankingüberrock nicht gekannt habe, die vor einer Weile in dem deutſchen Zimmer geweſen ſei? Deniſe verneinte und fügte lachend hinzu:

„Sie meinen wohl, Monſieur Erneſt, daß es eine Landsmännin von Ihnen iſt?“

„Beinahe: hatte ſie nicht blondes Haar und helle Augen?" —

„Als ob Deutſchland ein Patent auf dieſe Reize beſäße! Nein, ſag' ich Ihnen, das war eine ächte Franzöſin, eine Erzpariſerin: ſo ſpricht man nur bei uns zu Lande."

— „Wie ſo?" —

„Nun, ſo voll Feinheit und Verbindlichkeit. Ich wette, der war es nicht um Zeitungen zu thun, und mein unſchuldiges Leſecabinet mußte wieder einmal dienen, um einen kleinen Liebeshandel zu verſtecken oder die Stunde der Zuſammenkunft abzuwarten. Dort in der Glasgalerie iſt ſie verſchwunden; ein Gang wie eine Silphe! Der Mann iſt glücklich, zu welchem ſie hinflog!"

Ernſt eilte hinaus. „Armes Mädchen!" murmelte er vor ſich hin und ſandte einen letzten Blick auf Deniſens Geſicht, das ſich ſchon wieder auf die Rechnungsbücher herabgebückt hatte und in ewigem Halbdunkel unleſerliche Ziffern, graue Poſtpackete und feuchte Druckblätter durchwandern mußte. „Armes, armes Mädchen!" ſeufzte er noch einmal und entfernte ſich langſamen Schrittes.

6.

Was wir auf einigen Seiten erzählt haben, geſchah begreiflicher Weiſe in höchſtens eben ſo vielen Tagen. Die Zeit geht geſchwinder als ihre Geſchichte. Drei Monate brauchte es, von Longchamps an gerechnet, um in den Verhältniſſen unſeres vierblätterigen Kleeblattes die Verwickelungen und Wendungen herbeizuführen, die uns bisher beſchäftigten. Paris war inzwiſchen leer geworden. Ein heißer Juni begrub in ſeinem Staube wenigſtens das eine Leben dieſes tauſendlebigen Ungeheuers. Die Salons waren mit den Kammern geſchloſſen; Staatskunſt, Verſe und Mode ſeufzte in Bädern und an Quellen, gähnte auf dem Lande, ſtob nach allen vier Winden und auf allen Heerſtraßen reiſend aus einander. Die Hôtels ſtanden leer, Fenſter, Kronleuchter und Hausrath trugen ihre grauen Sommerlarven und im Erdgeſchoſſe faulenzte die glückſelige Dienerſchaft.

Die Gräfin Heriſy verweilte noch in Paris. Eine böſe Zunge hatte behauptet, ſie ſei in der letzten Saiſon mit dem Einbringen ihrer Winterſaat nicht fertig geworden. „Nicht doch," entgegnete eine zweite, „ſie ſpielt Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem."

Achtete die Gräfin derlei freundliche Nachrede? Sie traf Anſtalten zur Abreiſe. In der Nähe von Verſailles beſaß ſie ein kleines Landhaus, wo ſie, zu Reiſen und Badekuren nicht mehr reich genug, einſam ihren Sommer zubrachte. Die Fahrt dahin war keine Reiſe, doch machte ſie Frau von Heriſy gern dazu, indem ſie die Eiſenbahn verſchmähte und mit ihrem ganzen Schneckenhauſe, wie ſie es nannte, davon zog.

Der Tag nach ihrem wunderlichen Beſuche im Cabinet Montpenſier wurde plötzlich zur Wanderung beſtimmt. Nach Tiſche befahl ſie: „Morgen Abend reiſen wir ab und fahren die Nacht hindurch, um der Hitze zu entgehen. Haltet Alles fertig und ſchickt einen Boten voraus, der uns anmeldet!"

Weder Ernſt noch Otto wurden von ihrer Abſicht unterrichtet. Die Gräfin wußte aber, daß ſie beide noch bei ſich ſehen würde. Und ſo geſchah es. Um zwölf Uhr bat Herr von Werneck um die Erlaubniß. „Angenommen."

Es war ein peinliches, gewundenes und verſchrobenes Geſpräch, womit ſie einander plagten. Ernſt wollte feurig ſein, Frau von Heriſy einfach, und jedem mißlang ſeine Rolle. Sie verſuchte in die Empfindlichkeit überzugehen und ebenſo er den

Verletzten, Verlaſſenen zu ſpielen, und beide waren auch in dieſen Rollen nicht glücklicher. Kein Zwang liegt ſo ſchwer auf Herz und Zunge, als der, wenn dieſe reden ſoll, wo jenes lange geſchwiegen hat. Wer ging nicht einmal im Leben durch eine ähnliche Stunde? Die tröſtliche Verſicherung, an die Stelle der wandelbaren Liebe ewige Freundſchaft treten laſſen zu wollen, viel gewaltſames Händedrücken, eine mühſelig erzielte Rührung, dann und wann ein halbtragiſches, halbkomiſches Abwenden, die Freude an wiedergewonnener Freiheit und die Trauer um verlorene Vergnügungen: das alles ſind ſo gemiſchte, ſo unbequeme Empfindungen, daß man nicht weiß, ſoll man ein Duett weinen und ein Solo lachen oder umgekehrt. Frau von Heriſy hatte obendrein, mit jener grauſamen Freiheit, welche die Pariſer Sitte geſtattet, Ernſt in ihrem Schlafzimmer empfangen; ihre ganze Garderobe lag und hing zum Einpacken bereit umher, und jedes Stück und jeder Winkel des Zimmers predigten Erinnerungen, die noch zu neu waren, um angenehm zu ſein, und doch alt genug, um ſie nicht wieder in Blüthe zurückrufen zu laſſen. Ernſt hielt ſich am Ende leidlich ſtandhaft; nur einmal, als die Gräfin ihr Taſchentuch mit einer herrlichen Geberde an die unerbittlich trockenen Augen führen wollte, ergriff er ihre Hand und ſagte, etwas hart und höhniſch vielleicht: „Hermance, machen Sie ſich nicht weicher, als ich es zu thun im Stande bin; Sie wären fähig mich auf's Neue zu unterjochen.“ Ein tückiſcher Blick zuckte auf ihn, ein Blick von denen, für welche Shakeſpeare ſein unſterbliches Wort von Dolchſtichen aus dem Auge gefunden hat. Er fuhr ruhig fort:

„Scheiden wir als Freunde, wer weiß, ob wir uns je im Leben wiederſehen! Wenn Sie vom Lande zurückkehren, bin ich wohl längſt in Braunſchweig.“

— „Nehmen Sie meine Wünſche mit für Ihre Zukunft und beſonders für Ihre Zukünftige. Ich hoffe, die Partie, von der Sie mir ſprachen, wird ſich arrangiren? Eine in jeder Hinſicht vortheilhafte Partie, für welche Sie Ihrer Mutter tief verpflichtet bleiben.“ —

Ernſt brach auf; dieſe Moral ſchien ihm denn doch ein wenig déplacirt. Die Gräfin hatte im vorigen Winter Alles gethan, um ihn ſeiner beſtimmten Braut zu entreißen, an welche allerdings keine Neigung, aber eine vortheilhafte Familienübereinkunft ihn knüpfen wollte. Nun auf einmal wollte ſie umlenken: nein, es ward ihm zu viel. Er ging.

Unter der Hausthüre ſtieß er auf Otto, der glühenden Geſichtes daher gerannt kam. Ernſt hatte einen unglücklichen Einfall. Indem er ſein Spazierſtöckchen wie eine Muskete ſchulterte und eine ſteife Schilderhaushaltung einnahm, rief er dem Freunde ein Wort entgegen, nur Ein Wort, aber ein Wort, das dieſen Freund zu ſeinem Feinde machte, beinahe von Stund' an.

Er rief: „Abgelöſt!“

Otto wollte ſtehen bleiben und erwiedern, aber er beſann ſich. Eine Todtenbläſſe überflog ſeine aufgeregten Züge und indem er Ernſt, der ihm den Weg vertrat, auf die Seite ſchob, eilte er an ihm vorbei, die Stiegen hinauf.

Bei dem Schalle der Glocke wußte Frau von Heriſo ſchon, wer anläutete. Sie ließ hinausſagen: „Herr Walther möge nur eine kurze Weile verziehen und die Frau Gräfin werde es freuen, ihn zu empfangen.“

Der weibliche Dienſtbote, welcher ihn in das Boudoir führte, ſetzte auf eigene Verantwortung hinzu: „Gnädige Frau ſind eben in's Bad geſtiegen.“

Otto ſank ermüdet in einen Lehnſtuhl. Die Hitze draußen war drückend, die im Zimmer noch drückender, und die drückendſte lag mit Gewitterſchwüle auf ſeiner Bruſt. Er hatte beim Frühſtücke einen kleinen häuslichen Auftritt mit Deniſe gehabt und Ernſts unbarmherziger Spaß vollendete ſeine Aufregung. Das Blut kochte in ihm, jeder Nerv war zum Zerreißen angeſpannt. Der ſtarke Blumenduft im Gemache der Gräfin diente nicht dazu, ſeine Stirn zu ernüchtern. Alle drei Fenſter, gegen Mittag gehend, hatte man verhängt, nur die eine Seite, ein Eckfenſter mit bunten Scheiben, blieb offen. Die Sonnenſtrahlen fielen, durch die rothe und violette Farbe gebrochen, auf den Boden und ſpielten in ſeltſamen ſchrägen warmen Lichtern über die Teppiche. Der ſchwarze Lack an den Meubles mit ſeinen Goldzierathen, die verzerrten Geſichter und Köpfe, die vom Kamine, von der Etagère, vom Schreibtiſche herunter grinſten und nickten, die Malerei auf den Tapeten mit ihren ſchreienden Tönen, ihren Rieſengewachſen und Vögelungeheuern, das ganze chineſiſche Weſen und Unweſen fiel, obwohl oft genug geſehen, doch wiederum wie ein fremdartiges Märchen auf ſeine Sinne. Er legte den Kopf zurück, ſchloß die Augen. Die Zeit des Wartens währte ihm gar nicht lange, dieſe peinlichſte aller Zeiten; er hätte einſchlafen mögen auf dem Seſſel der Gräfin, die Stirn in ihr Taſchentuch wie in eine Wolke, von Heliotropdüften ſchwanger, gedrückt, das vor ihm auf dem Tiſche lag, die Füße ausgeſtreckt auf ihrem Schemel. Vielleicht ſchlief er wirklich ein; Gräfin Heriſy weckte ihn erſt nach einer ziemlichen Weile. Sie trat aus ihrem Schlafzimmer. Otto fuhr auf, er ſah wie im Traume durch eine halbgeöffnete Thüre noch die Badewanne ſtehen und auf dem Teppiche davor die Pantoffeln; feuchte Tücher lagen auf dem Boden, und ein noch viel ſtärkerer Duft, als im Boudoir herrſchte, ſtrömte aus dem Schlafzimmer. Friſch, roſig und kühl wie ein Maimorgen ſtand ſie vor ihm, eingehüllt in einen Ueberrock von ſogenannt roher Seide mit einer Menge Schnüre und Knöpfe, halb Reiſekleid, halb Hausgewand. Ein kleiner weißer Kragen ſchloß oben feſt um den Hals, gleiche Manſchetten um die Hände. Das prächtige Haar, ſonſt ſo wirr gelockt, ſchmiegte ſich in weichen glatten Bandeaux an die Schläfe; es war als glitzerten noch einzelne Waſſertropfen darin. Ihre Hand, die ſie Otto mit einer lieblichen Bitte um Vergebung hinhielt, ſtrömte einen kalten Schauer durch ſeine Glieder. Mit dieſer Berührung war die elektriſche Kette wieder um ſeinen Nacken geworfen, und tauſend Funken ſprühten von der weichen, vom Bade erfriſchten Haut in ſeine Hand. Er zitterte ſo, daß er ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Die Gräfin winkte ihn neben ſich in einen Seſſel und begann, wie gewöhnlich, die Unterhaltung.

„Wie gut das iſt,“ ſagte ſie, „daß ich Sie vor meiner Abreiſe noch ſehe.“

— „Sie reiſen!?“ —

„Heute Abend!“

— „Unmöglich.“ —

„Haben Sie im Vorzimmer die gepackten Koffer und Cartons nicht bemerkt? Ja, Freund, ich gehe auf's Land. Ich fühle, daß es hohe Zeit iſt.“

Tiefe Stille.

„Aber ich freue mich, Ihnen vorher noch ein Unrecht abbitten zu können. Keines an Ihnen, aber doch an einer Perſon, die Ihnen nahe ſteht.“

— „Was wollen Sie damit ſagen?“ —

„Vergeſſen Sie, wo wir uns geſtern begegnet ſind? Sie iſt reizend, voll Liebenswürdigkeit, viel mehr, als ich erwartete. Ich verlaſſe Sie beruhigt.“

— „Wenn Sie wüßten, Gräfin, . . .“

„Weiß ich nicht genug, nicht Alles?“

Sie ließ ſchwärmeriſch den Kopf ſinken. Das Tuch, welches Ernſt nicht gefangen hatte, wehete wieder um ihre Augen. Dürfen wir im Vorübereilen anmerken, daß ſolche weiße Batiſtfahnen, mit Säumen und Chiffern in Gold geſtickt, im kleinen Kriege dieſelbe Bedeutung annehmen können, welche ſie im großen haben? Sie aufziehen kündigt an: der Platz ergiebt ſich.

Otto faßte der Gräfin Hand; ſo hatte auch Ernſt gethan, aber ganz anders.

— „Ich beſchwöre Sie, haben Sie Mitleid mit mir! Sehen Sie denn nicht, wie ich leide?“

Die Gräfin ſchwieg. Ihre Kammerfrau ließ zu rechter Zeit, um die drückende Stille zu unterbrechen, den Liebling der Herrin, ein lebhaftes, feingezeichnetes, ſeidenhaariges Wachtelhündchen, zur Thüre hereinſpringen. Das verwöhnte Ding war mit einem Satze auf der Gräfin Schooß, es drückte ſeine geſcheiten hellen Augen und das feine Köpfchen an ihre Bruſt, legte ihr die Vorderpfoten auf die Schultern, zupfte an ihren Ohren und Haaren, ſchob die Schnauze ſchnuppernd hin und her, kurz es wühlte wie ein glücklicher Anbeter in den Schätzen ſeiner Gebieterin, die lachend wehrte und wehrend nachgab. Zweite Randgloſſe: Schooßhunde und in deren Ermangelung kleine Kinder bilden eine furchtbare Hilfstruppe der Koketterie.

Otto folgte dem Spiele der muthwilligen Fancy mit brennenden Augen. Seine Hand ſtreckte ſich aus, um Fancy zu liebkoſen, ſie traf die Schulter der Gräfin, die ſich in ihrem Stuhle herumwarf, als ſei Feuer darauf gefallen. „Haben Sie Mitleid mit mir," murmelte er ſein Geſicht auf ihre Knie drückend.

— „Laſſen Sie mich, o nein, nein, nicht ſo. Sie gehören nicht mehr mir, Ihr Herz iſt bei einer Andern."

„Hinweg mit dieſer Andern!"

— „Seit ich ſie geſehen" . . . . —

„Warum mußten Sie ſie ſehen?"

— „Weil ich meine Nebenbuhlerin kennen wollte!" —

Die Gräfin ward zur großen Schauſpielerin bei dieſen letzten Worten, die ſie, mit gebrochener Stimme, halb abgewendet, Otto's umſtrickende Arme zurückdrängend, hervorſtieß. Jubelnd ſchrie er auf: „Hermance!" und das Schooßhündchen glitt bellend von ſeinem verlorenen Platze herab.

Als das Paar aus ſeiner Trunkenheit erwachte, waren die Stunden des Nachmittags hingegangen. Hermance, welche die aufgelöſten Haare aus dem leichenblaß gewordenen Antlitze ſtrich, ſah auf Otto nieder, der, vor ihr auf dem Boden knieend, ihre Hände unzählige Male an Bruſt und Lippe drückte. Fancy, die muthwillige böſe Fancy hatte ſich für die Vernachläſſigung, die ihrer hohen Perſon widerfuhr, gerächt, indem ſie auf ihrem Sammetkiſſen das herabgezerrte Taſchentuch der Gräfin in kleine Fetzen zerriß. Es war ganz ſtill in dem kleinen Gemache. Man hörte den Gang einer Uhr, das Summen einer gefangenen Fliege hinter dem herabgelaſſenen Rouleau, das ſpielende Knurren und Scharren des vergeſſenen Hündchens.

Die Gräfin ſtand langſam auf und öffnete die Thüre in den Salon. Vom Speiſeſaal herüber klang das Geklapper der Teller und Gläſer, der Tiſch wurde gerichtet, alſo war es nahe zu ſechs Uhr. Mit der einſchmeichelnden Schüchternheit eines Kindes fragte Frau von Heriſy, und zwar deutſch: „Wird mein Freund mir den letzten Tag unverkürzt ſchenken?"

— „Wie magſt Du fragen?" —

„So gebe ich die nöthigen Befehle; ſchreiben Sie indeſſen eine Zeile zur Nachricht an ſie."

— „Es braucht das nicht."

„Doch, mein Freund, doch. Nachricht muß ſie haben, warum ſie unnöthig ängſtigen und plagen?"

Otto ſetzte ſich an den lackirten Tiſch. Die Gräſin ſah über ſeine Schulter, den Arm um ihn geſchlungen, wie er in dem Billet, das er auf ihrem Papiere, mit der Grafenkrone und ihrer Chiffer geſchmückt, an Deniſe ſchrieb, ſie „Du" anredete und ſogar mit: „Liebe Deniſe!" anfing. „Wie." rief ſie mit wildem Zorne aus, „dies an ſie und in dieſer Stunde?" Sie zerriß das Blatt unter ſeinen Händen. Er ſtampfte mit der Feder und hätte noch lieber mit dem Fuße geſtampft, aber ſchon lag das eherne Joch, der leichte Arm dieſer Frau, unerbittlich auf ſeinem Nacken, er ſchäumte kaum noch in die ſtramm angezogenen Zügel. Haſtig warf er auf einen zweiten Papierſtreifen nichts als die Worte:

„Ne m'attendez pas pour le diner; je dine en ville, avec Ernest. O."

Des Freundes Name war nachträglich angeflickt, aber er paſſirte. „Iſt es ſo recht?" Die Gräſin ergriff das geſchloſſene und adreſſirte Billet und eilte nach dem Glockenzuge. Hätte Otto den Blick, die Geberde gewahren können, womit ſie, ihm den Rücken kehrend, vor ſich hinlächelte!

„Herr Walther bleibt bei mir zu Tiſche; dieſes Billet ſogleich an ſeine Adreſſe!"

Herr Walther blieb zu Tiſche, Herr Walther blieb zum Thee, Herr Walther blieb bis um zehn Uhr der Reiſewagen vorfuhr. Schlag eilf hob er die Gräfin hinein. Der Poſtillon ſaß auf, die Kammerfrau ſtieg in den Wagen, der alte Diener mit der Haushälterin hinten auf, und fort ging es in die laue ſternenhelle Nacht hinein. Otto ſtarrte der Caleſche, als ſie ſchon längſt um die Ecke verſchwunden war, verſteinert nach. Er wollte in Gedanken wieder hinauf in die Zimmer der Gräfin, bis ihm der zurückgebliebene Bediente lächelnd bemerkte: „Gnädige Frau haben die Schlüſſel mitgenommen.“ Beſchämt eilte er von dannen.

Zu dem kurzen Wege von der Rue de l'Univerſité bis an die Rue du Rempart brauchte Otto eine volle Glockenſtunde. Er hatte Blei in den Füßen, Centner auf der Bruſt, Schleier vor den Augen. Die Nachtluft, in feuchten Nebeln um die Seine wehend, that ihm wohl und er wäre gern bis zum Morgen umhergewandert in dem menſchenleeren düſtern Viertel am linken Ufer, über die Jenaerbrücke und die düſtere Esplanade der Invaliden. Ihm grauete vor ſeinem fünften Stocke, vor Deniſens ſchlaftrunkener Kerze, noch mehr vor ihrem ſchlaftrunkenen Auge.

Beide erwarteten ihn jedoch heute nicht mehr. Deniſe hatte das Billet noch im Cabinette erhalten. Das Papier machte ſie zwar anfangs ſtutzig; als ſie indeſſen zuerſt an dem Heliotropgeruche, den Otto immer von der Gräfin heimbrachte und dann, genauer nachſehend, an dem Stempel erkannte, wo es geſchrieben war, fühlte ſie ſich vollkommen beruhigt. Sie fand es natürlich, daß Otto entweder bei der Gräfin ſpeiſte, wie er oft gethan, oder mit ihr eine andere Partie verabredet hatte. Ernſts Name ſtand ohnehin dabei, es erſchien ihr Alles in der beſten Ordnung. Den kurzen und fremden Ton des

Billets ſchob ſie auf Rechnung ihres Zwiſtes mit Otto. „Er ſchmollt,“ ſagte ſie lächelnd für ſich, „alſo liebt er mich noch.“ Vergnügt aß ſie mit ihrem Kanarienvögelein, dem ſymboliſchen Thiere der Griſette, und blieb allein zu Hauſe. Sie begab ſich, weil ſie nie müſſig ſein konnte, an die Arbeit, Otto's Wäſche nachzuſehen und ſeine gelben Handſchuhe, wenn gebrauchte in den Ecken umherfuhren, mit Gummi zu putzen. Dabei überlegte ſie, Nähnadel und Faden zwiſchen den Zähnen und die Stirn ernſthaft gerunzelt, welches bedrohliche Loch ihres Freundes geſteigerte Bedürfniſſe in ihrem laufenden Budget ſowohl, wie in den Erſparniſſen der letzten Finanzperiode geriſſen hatten. „Indeſſen,“ tröſtete ſie ſich wiederum, „dieſes Geld iſt auf hohe Zinſen angelegt, ſicher wie in der Sparkaſſe. Dafür wachſen nicht nur die Wechſel, die mein kleiner Mann aus Deutſchland bekommt, weil ſeine Arbeiten jetzt beſſer bezahlt werden als früher, ſondern wir nähern uns auch durch Otto's vornehme Verbindung unſerm großen Ziele: feſte Anſtellung, geſicherte Zukunft. Wenn ich daran denke, einmal ſeine Frau, in der Kirche und vor der Mairie meine ich, ſeine Frau zu werden, . . . es iſt eine bloße Kinderei, allein mein Herz pocht dazu wie ein Hammer. Und vielleicht hätten wir in Jahr und Tag gar ein Kind zu erwarten, — ein Kind!“

Sie mußte die Handſchuhe weglegen, ihre Augen ſtanden voll Waſſer.

Draußen läutete Jemand an. Deniſe ſchreckte empor aus ihren Träumen, die unwillkürlich in ein leiſes Gebet übergegangen waren. Da ſie die Bonne für heute ſchon verabſchiedet hatte, ging ſie ſelbſt öffnen.

Ernſt ſtand vor ihr. „Was der Tauſend,“ rief ſie ihm entgegen, „ſchon zurück und allein?“

— „Zurück, woher?“ —

„Nun, von dem Diner; und wo haben Sie Otto gelaſſen?“

— „Ich verſtehe Sie nicht, liebe Deniſe.“ —

„Sie haben ja mit Otto geſpeiſt bei der Gräfin, nicht wahr?“

— „Ich? Nun ja, freilich. Aber wie wiſſen Sie denn das? —“

Ernſt war noch ein Lehrling in der Kunſt, ſeine Gedanken hinter Worte zu verſtecken. Deswegen ſtudirte er ja in Paris die Ueberlieferungen des Fürſten von Perigord. Deniſe hingegen war eine Franzöſin, eine Pariſerin, Griſette.

„Ich bin verrathen,“ lallte ſie, erdfahl im Geſichte und würde umgefallen ſein, hätte Ernſt ſie nicht unterſtützt. Er führte die faſt Bewußtloſe in ihr Zimmer zurück. Sie brach in einen Strom von Klagen und Anklagen aus. Das Billet von Otto ſchleuderte ſie ihm vor die Füße. „Leſen Sie, Herr! Er verräth mich, verräth mich wie ein Niederträchtiger. Er, mich. Dieſer Menſch, den ich aufgehoben im Staube der Gaſſe, ...“

Wir wollen das Ungewitter nicht verfolgen, es tobte mit entfeſſelter ſchrankenloſer Wuth, von keiner Sitte gedämmt, durch keine Selbſtbeherrſchung abgeleitet. Die Griſette ließ ſich gehen, ganz und gar gehen. Sie raffte Shawl und Hut zuſammen, um auf der Stelle in das Haus der . . . . . (Gräfin Heriſy) zu ſtürzen, ihn aus ihren Armen zu reißen, nein, hohnlachend beide mit Füßen zu treten, ihr in das ſchamloſe Geſicht zu ſpeien, ...

Der arme Ernſt ſtand wie betäubt. Dergleichen war ihm in ſeiner Erfahrung noch nicht vorgekommen. Bald mußte er, mit aller Gewalt ihre Arme feſthaltend, ſie verhindern, das

Fenſter aufzureißen und ihr gräßliches Schimpfwort, mit dem Namen der Gräfin gepaart, auf die Gaſſe hinabzurufen, bald warf er ſich ihr in den Weg und verriegelte die Thüre, daß ſie nicht hinausbrechen konnte. Er befand ſich in einer ganz verzweifelten Lage, nicht zu rechnen, daß auch auf ihn perſönlich die Streiche hageldicht herniederfielen. Denn: „Waren Sie es nicht, mein Herr, der den Nichtswürdigen zuerſt mit ihr zuſammenbrachte? Herr Diplomat, was bekommen Sie als Kuppelpelz für dieſe fein eingefädelte Liaiſon? Wie viel zahlt Ihnen die alte Kokette für das Opfer, welches Sie ihr ausgeliefert, als Sie ſelbſt den beſchwerlichen Götzendienſt ſatt und müde waren? — O ich unglückliches, verrathenes, ſchmählich betrogenes Weib! Warum mußten Sie als Verſucher zu meinem armen, ſchwachen Freunde treten? Was hatte ich Ihnen, oder was hatte er Ihnen zu Leide gethan, daß Sie unſer Glück, unſern ſtillen Frieden gewaltſam zerſtören?!“

Deniſe weinte heiße, bittere Thränen. Ernſt war froh als ſie floſſen: er wußte, daß nun die Wolke ſich entladen. Die Abſpannung trat auch wirklich bald ein, Deniſe wand ſich am Boden, zu kraftlos, um ferner zu zürnen, in krampfhaftes Schluchzen aufgelöſt. Ernſt trug ſie auf's Bette, öffnete ihr Kleid, um der gepreßten Bruſt Luft und Athem zu laſſen, rieb ihre Schläfe und trocknete die geſchwollenen Augenlider, die entſtellten Wangen. Der Ausbruch dieſer ächten und tiefen Leidenſchaft, ſo roh er war, hatte ihn heftig erſchüttert, und mit Abſcheu, mit nagender Reue über ſeinen eigenen Antheil an dieſer Schuld, dachte er an Otto und die Gräfin, welche vielleicht in demſelben Augenblicke, wo er um Deniſens Verſtand und Leben zitterte, einander in den Armen lagen. Er kannte Hermance, er kannte Otto: er wußte, daß die Verirrung bei Jener nur ein Spiel, bei dieſem ein Rauſch war. Dem ſollte

Deniſe mit ihrer treuen, aufopfernden Liebe zur Sühne fallen! Seine Thränen floſſen für ſie und mit den ihrigen. Mit ſanften Worten ſprach er ihr Muth und Troſt ein und ſchied erſt ſpät Abends, nachdem ſie ihm feierlich gelobt, nichts gegen ſich unternehmen zu wollen. Tief bewegt drückte er ihre beiden Hände an ſeine Bruſt und von der Thüre zurück fiel noch ein mitleidiger Blick auf die Unglückliche, welche bewegungslos, das Geſicht nach der Wand gekehrt, mit verſtörten Haaren und aufgeriſſenem Mieder auf dem Bette lag. „Sonderbar,“ dachte er bei ſich und wußte nicht wie er das und in dieſer Minute gerade denken konnte, „wer mich ſo von dieſem Weibe kommen und ſie da drinnen halbtodt ausgeſtreckt ſähe, der ſollte Wunders meinen, was wir mit einander gehabt!“

Kopfſchüttelnd taſtete er ſich die dunklen Stiegen hinab.

Eine Stunde darauf kam Otto heim. Er führte Gang- und Zimmerſchlüſſel bei ſich und trat auf den Fußſpitzen herein. Deniſens Licht brannte nicht mehr, wie er von unten ſchon zu ſeiner Erleichterung bemerkt hatte. Sie war in ihrer Stube, hoffentlich, ja gewiß ſchon in tiefem Schlafe. Otto ſteckte ſeine Kerze an, die er ſammt den Zündhölzchen an ihrem gewohnten Platze bereit geſtellt fand. Er entkleidete ſich langſam, ſchlich auf den Socken an der Wand hin, rief endlich ganz leiſe, vor ſeinem eigenen Herzklopfen kaum hörbar, Deniſens Namen. Alles ſtille, Alles dunkel. Endlich drückte er behutſam auf das Schloß der Verbindungsthüre zwiſchen den beiden Zimmern; die Thüre war von drüben verriegelt.

7.

Hätte Otto den Muth zu einer offenen Untreue oder Deniſe den Stolz ächter Weiblichkeit beſeſſen, ſo wäre am Morgen nach der qualvollen Nacht ein raſcher, ehelicher Bruch zwiſchen beiden erfolgt und damit Alles aus geweſen, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt. Aber es giebt nicht viele Männer, die eine Geliebte, eine Frau plötzlich zu verlaſſen im Stande ſind, dafür freilich genug ſolche, denen ein ſtiller Betrug, eine innerliche Scheidung nicht hart ankommt. Ebenſo giebt es wenig Weiber, welche nicht Eitelkeit und den Kitzel der Kampfluſt ſo lebhaft in ſich ſpüren, daß ſie es mit jeder Nebenbuhlerin aufzunehmen und gegen eine neue Herrſchaft ihren legitimen Beſitz bis auf's Blut zu vertheidigen beſchließen. Man macht in der Pathologie des Herzens ähnliche Erfahrungen wie in der des Körpers. Zu der Gefahr einer großen Operation verſteht ſich kaum der zehnte Kranke, während ihrer neun ein unſchuldiges Pfläſterlein, eine Salbe, eine ſympathetiſche Cur in feigem Zagen oder mit trügeriſcher Hoffnung auf irgend ein Geneſungswunder vorziehen, obgleich ihnen der Arzt bemerkt, der Schaden könne inzwiſchen tiefer freſſen und unheilbar werden.

Ernſt ſpielte den Arzt, jedoch treu ſeinem milden Charakter und der unwiderſtehlichen Vermittelungsſucht ſeines Berufes, den vertröſtenden, zuwartenden, ſelbſt unſicheren Arzt. Früh Morgens erſchien er an Otto's, an Deniſens Bette, er parlamentirte zwiſchen beiden hin und her, riegelte die verſchloſſene Thüre auf, trug halbe Geſtändniſſe, künſtliche Entſchuldigungen, reuige Gelübde ab und zu und ruhete nicht eher, bis das peinliche Schauſpiel einer Verſöhnung von ihm in Scene geſetzt worden war. Es iſt etwas Herrliches um einen Frieden, den zwei Herzen aus eigenem Antriebe ſchließen, Herzen, die ſich einander noch gehören, die nur ein äußerlicher Anſtoß augenblicklich geſchieden hat; dafür iſt es etwas um ſo traurigeres, wenn ein Waffenſtillſtand zwiſchen den Leidenſchaften, ein ſtaatskünſtelnder Vertrag, auf ſchimpfliche Bedingungen für beide Theile gegründet, den Schein jenes Friedens annimmt und deſſen innere Segnungen in kümmerlichem Spiele nachäfft.

Der Erſte, welcher den Vertrag brach, war Otto. Vielleicht ruhte in den ſtillen Gründen ſeiner Seele noch Deniſens Bild, das eine wahre Neigung, Dankbarkeit und vor allem die „ſüße freundliche Gewohnheit“ dorthin verſenkt hatten. Allein die neue Leidenſchaft, neu in allen ihren Zuthaten und Wendungen, ging in ſo hohen Wellen über ihn, daß er ſelbſt das Bildniß in der Tiefe nicht mehr erkannte und auf der hereinbrechenden Fluth mit ſturmgefüllten Segeln dahinfuhr. Am dritten Tage nach der Gräfin Abreiſe hatte er ſchon einen Brief von ihr. Der Verabredung gemäß ſchrieb ſie ihm unter ſeiner Adreſſe mit dem Zuſatze: „abzugeben bei dem Hausmeiſter,“ damit der Brief nicht, wie Otto's übrige, in das Cabinet Montpenſier und durch Deniſens Hände ginge. Frau von Heriſy langweilte ſich auf dem Lande, oder im Style ihrer Epiſtel geſprochen: die grüne Einſamkeit ihres Wittwenſitzes that ihr unendlich wohl; nur Eins fehlte ihr, um ihren Park zum Paradieſe zu verwandeln. Dieſes Eine, dieſer Adam ließ die einſame Eva nicht lange harren. Nicht umſonſt führen zwei Eiſenbahnen, ſtatt einer, von Paris nach Verſailles, ſo daß jede Stunde die bequemſte Gelegenheit zum Hin und Her geboten iſt. Otto ward der eifrigſte Kunde der beiden Unternehmungen, ihm galt es gleich, Rechtes Ufer oder Linkes Ufer, welcher Zug am früheſten abging, den nahm er, welcher am ſpäteſten heimkehrte, den begünſtigte er. Sein Leben ging in Kohlendampf auf, er hörte auf nichts mehr als auf den Pfiff der Locomotive.

Natürlich wußte Deniſe nur zu bald, woran ſie war. Kaum die erſten Paar Male hatte ſie ſich von ärmlichen Vorwänden ſcheinbar täuſchen laſſen: geſtern verlangten ſeine deutſchen Freunde in Saint-Cloud ſeine Anweſenheit, heute mußte er einen Artikel über die neuen Arbeiten im Verſailler Muſeum ſchreiben, morgen empfing er die Einladung einer bekannten engliſchen Familie, die in Meudon überſommerte. Deniſe ſchwieg. Wie viele Menſchen, ging ſie mit vorſätzlich geſchloſſenen Augen dem Abgrunde entgegen, um das Schreckniß des endlichen nothwendigen Sturzes nicht im Voraus berechnen und abmeſſen zu müſſen. Was ſie litt, bewies ihr gänzlich verändertes Weſen, ihre Bläſſe, ihre verſtörten Mienen; Dinge, die nicht nur allen Beſuchern ihres Leſezimmers auffielen, ſondern ſogar Otto. Ernſt ſtand ihr in dem fürchterlichen Kampfe mit wehmüthiger Treue, mit bewundernder Innigkeit zur Seite; aber ſie wies ſeine Tröſtungen mit einer Härte und Heftigkeit ab, welche ſie Otto gegenüber nicht zu behaupten wußte.

Deniſe vermochte nicht von Otto zu laſſen, er nicht ſie zu verſtoßen, aber noch weniger zu ihr zurückzukehren, Ernſt nicht beide zu vereinigen und ebenſo nicht beide auseinander zu reißen. Oft führten Aufwallungen eines plötzlichen Gefühls den Treuloſen zu der Verlaſſenen zurück, die nicht die Kraft hatte, ihm zu widerſtehen, und nach ſolchen Stunden ſpaltete ſich dann die Kluft zwiſchen beiden nur weiter und ſchroffer.

Der am wenigſten auf Roſen lag, war Otto, obgleich der Garten der Gräfin Heriſy der Roſen viele trug. Sein Herz blutete tiefer als das Deniſens an dem Bewußtſein der verſöhnungsloſen Unſittlichkeit ſeines Zuſtandes, ein Bewußtſein, das ſchwerer als das eines verübten, abgethanen und zu büßenden Verbrechens niederdrückt. Sein Leben war vom Wipfel bis zur Wurzel zerſpalten. Er kannte ſich ſelbſt nicht mehr, das Vertrauen in ſeine Kraft, die Achtung vor dem eigenen Werthe, die Gewißheit eines feſten Willens hatten ihn lange verlaſſen. Wem das unglaublich ſcheint, der kennt weder die furchtbare Gewalt vergifteter und widerſtreitender Leidenſchaften, die die ſtärkſte Natur wie Erdbeben unterwühlen, noch weiß er, daß gerade die ſogenannte Stärke durch jenes geheime Naturgeſetz, welches alle Gegenſätze in einander umſchlagen läßt, mit der Schwäche auf's Engſte zuſammenhängt, namentlich da, wo die Sinnlichkeit im Spiele iſt. Die Gräfin verſtand nicht nur zu fangen, ſondern auch zu feſſeln, eine ſchwierige Kunſt, worin die Franzöſin noch von keiner Volks-Schweſter übertroffen worden iſt. Die Deutſche mit ihrer ehrlichen und treuen Hingabe, die Engländerin mit der ſchwärmeriſchen, vergißmeinnicht-äugigen Zärtlichkeit, die Italienerin mit ihrer plaſtiſchen Ruhe, die Spanierin mit ihrer flackernden Gluth: ſie alle können in die Schule gehen bei der Meiſterin in Paris, welche immer neu zu bleiben verſteht und ſelbſt den ſinnlichſten Genuß durchgeiſtigt. Mit ſolchen Mitteln machte Frau von Heriſy den Deutſchen wahrhaft und vollkommen zu ihrem Leibeigenen. Dieſe magern weißen Arme hielten ihn, auch wenn er den Flüchtling hätte ſpielen wollen, gleich ehernen Klammern feſt, die kleinen vornehmen Perlenzähne gruben ſich mit ausſaugender Kraft in ihren ermüdeten Raub. Eher hätte er mit ſeiner alten Titanenkraft ein Ankertau zerriſſen, als das blonde Haar, woran ſie ihn lächelnd gängelte.

Vier Monate währte die Villeggiatur der Gräfin, vom Juli bis October; in den erſten Tagen des Novembers kehrte ſie nach Paris zurück, früher als die eigentliche Saiſon beginnt. Otto athmete erleichtert auf, als er ſie wieder im Faubourg Saint-Germain eingekehrt wußte. Hörte doch nun wenigſtens in etwas die Hatz und Haſt ſeiner Tage auf. Auch Ernſt hoffte, daß mit ihrer Rückkehr irgend etwas Entſcheidendes ſich ereignen werde; über das Was und Wie ſchien er ſich freilich nicht klar zu ſein. Nur daß etwas geſchehen müſſe, hielt er als Nothwendigkeit feſt. Deniſe, für welche er eine immer tiefer gehende Theilnahme empfand, ſchwand zum Schatten herunter. Otto, gebrochen und ermüdet an Leib und Seele, gerieth auch mit ſeinen Arbeiten und Einnahmen, und dadurch mit ſeinen häuslichen Umſtänden in eine betrübliche Zerrüttung, von der kein Ende abzuſehen war. Alle Verhältniſſe verwickelten ſich dergeſtalt, daß der Zögling der hohen Diplomatie, ein erſtes Geſetz ſeiner Wiſſenſchaft vergeſſend, ſtatt auf Ereigniſſe zu warten, um ſie zu benützen, lieber deren herbeizuführen beſchloß.

Eines ſchönen Morgens zog er ſein feinſtes Geſicht an und begab ſich in die Rue de l'Université zur Gräfin, welche er auf dem Lande, aus einer Art begreiflichen Zwanges ihr gegenüber, niemals beſucht hatte. Sein reichlich überlegter Plan war: dadurch, daß er Frau von Heriſy als Nebenbuhlerin einer Griſette vor ihr ſelbſt hinſtellte, ihre Eitelkeit ſo lange zu ſtacheln, bis ſie zum Bruche mit Otto, zu ſeiner Verabſchiedung ſich entſchlöſſe. Die Gräfin empfing ihn freundlich und heiter, erfreut, ihn noch in Paris zu treffen und mit der Frage, wer im Stande geweſen ſei, ihn zu feſſeln? Ernſt, welcher als kritiſcher Eklektiker in ſeiner Kunſt auch deren neumodigſten Grundſatz angenommen hatte, den Grundſatz, daß Aufrichtigkeit die feinſte Heuchelei ſei, — Ernſt begann von ſeinen Beſorgniſſen für den Jugendfreund, von ſeiner Theilnahme für Deniſen und von den Rückſichten, welche er der Ruhe und dem Rufe der Gräfin ſelbſt treu bewahrt, in ſehr zarten wohlgeſetzten Worten zu ſprechen. Wider ſeinen Willen ward er im Sprechen warm: es geht vielen Leuten ſo, die viel und gut reden, die ſich gern reden hören. In dieſer Wärme verlor er ſein Ziel aus den Augen: er ſprach ſtatt zu der Eitelkeit, zu dem

Gefühle der Gräſin, weil ihn ſein eigenes fortriß. Die Gräſin durchſchaute ihn auf der Stelle, ſchon bei der dritten Wendung ſeines künſtleriſch ausgearbeiteten Einganges errieth ſie Thema und Pathos der Rede, das ganze ſtolze Gebäude ſah ſie durch und durch. Am meiſten glaubte ſie Ernſts Empfindungen für Deniſe daraus hervorleuchten zu ſehen: „er liebt ſie," war ihr nächſter hohnlächelnder Gedanke und vielleicht hatte dieſer Gedanke Recht, obgleich Ernſt ſelbſt noch niemals bis zu ihm durchgedrungen war. Die unerbittliche Logik der Gräſin verfolgte weiter: „Im Grunde iſt mir dieſe Liebe gerade ſo gleichgiltig, wie die empfindſame Griſette ſelbſt und ihr Ritter, dieſer kleine deutſche employé aux affaires étrangères, étranger aux affaires. Inzwiſchen beſinne ich mich, daß er einmal den Roué bei mir hat ſpielen wollen und den überlegenen Geiſt. Dafür bin ich ihm Revanche ſchuldig geblieben. Rechnen wir ab, liebes Kind!"

Mit einem herrlichen Blick voll Seelengüte und Bewunderung ſchüttelte Frau von Heriſy Ernſt die Hand. „Das iſt hübſch von Ihnen," ſagte ſie, „das iſt ſehr hübſch. Ihr Deutſchen ſeid doch vortreffliche Menſchen. Geben Sie mir Ihre Hand, daß ich ſie Ihnen nochmals von Herzen drücke."

— „Ich begreife nicht, was Sie ſo Lobenswerthes in dem finden, was ich Ihnen ſagte, beſte Gräſin." —

„Dieſe ſchöne Treue für Ihren Freund, der Ihnen als Knabe das Leben rettete, nicht wahr? Sie haben mir einmal die Geſchichte mit einem Bären erzählt, ich beſinne mich noch."

— „Wie kommt ſie hierher?" —

„Ich verfolge nur im Geiſte die verſchlungenen Lebenswege zweier Männer, die mir (ich erröthe nicht es zu bekennen) nahe ſtehen oder doch nahe geſtanden haben."

— „Sie verſtehen mich nicht ſo falſch, gnädige Frau, daß Sie Otto durch einen harten plötzlichen Schritt wehe thun könnten? —

„Sein Sie vollkommen ruhig für ihn, wie auch für ſeine Lebensgefährtin, welcher Sie eine ſo uneigennützige Theilnahme widmen.“ —

Ernſt verſuchte es ſie diplomatiſch anzuſehen, um zu ergründen, ob der bitterſte Hohn oder ſüße Güte aus ihr redete, aber ſein Auge hielt das ihrige nicht aus, es ſank verwirrt auf die Spitzen ſeiner Stiefeln, in deren Lack ſich ſein Geſicht mit einer etwas verlegenen Miene gebeugt, herrlich abſpiegelte. Die Gräfin unterhielt ſich noch ein wenig damit, den ehemaligen Anbeter wie einen Maikäfer, am Faden umherſchwirren zu laſſen und da ſie des Spieles müde war, ließ ſie ihn mit ſtolzem Fluge davoneilen.

Otto kam an dieſem Tage nicht zur Gräfin, was dieſe ſtutzig machte. „Sollte,“ fragte ſie ſich, „Ernſt als ſein Geſandter bei mir aufgetreten ſein? Verfolgten dieſe plumpen deutſchen Zugvögel einen Plan, ſtatt blind in mein Netz zu gehen und gefangen darin hängen zu bleiben? Allons, es iſt Zeit, daß dies alles aufhört, es fängt an mich deutſch zu langweilen. Meine Aernte iſt ohnehin reif, ich will ſchneiden laſſen. Fällt ein Hieb auf den kleinen Talleyrand ab, nun deſto beſſer; wo nicht, mag er leer ziehen. Mit Otto iſt’s genug, er iſt zuletzt beſſer als er ſcheint, es thut mir leid um ihn.“

Während die Gräfin in dieſer zärtlichen Art ihn beklagte, irrte er in Paris umher, gejagt von einer jener Verlegenheiten, die ſich im Leben eben ſo tragiſch, als in deſſen Bilde komiſch ausnehmen. Am Morgen hatte er einen Brief aus Deutſchland bekommen, worin, ſtatt des erwarteten Wechſels, eine Abrechnung ſeines Buchhändlers gelegen, des Inhaltes, daß

Otto nicht zu fordern, ſondern zu liefern habe. Die Kunſtſprache nennt das: Er befand ſich im Vorſchuſſe. Otto zerriß die Abrechnung und rannte fort. Hunderte Male in ähnlichen Fällen, war er niemals ſo tief von einem augenblicklichen Mangel gedrückt worden als jetzt. Sonſt trug er mit Geduld, oft mit fröhlichem Uebermuthe, was ihn heute gänzlich darniederwarf. Das neue Jahr mit Forderungen verſchiedener Art klopfte an ſeine Kaſſe und darin war Ebbe, troſtloſe Ebbe, noch von dem dürren Sommer her. Der Gedanke, bei Ernſt Hilfe zu ſuchen, ſchoß ihm durch den Kopf: er konnte ſich nicht entſchließen, ihn auszuführen. Von ihm, am Ende gar von der Gräfin — o pfui doch! — ſich abhängig machen, nein, um keinen Preis! Seltſamer Widerſpruch, der aber wohl einen Lichtſtrahl auf ſeinen Charakter wirft: von Deniſen hatte er angenommen, unbedenklich, mit heiterer und freudiger Dankbarkeit, der Arme von der Armen, das Kind des Volkes von ſeiner Schweſter, die Liebe von der Liebe! Jetzt hätte er ſich die Zunge eher abgebiſſen, als von ihr etwas begehrt. Er lief umher wie ein Hirſch mit der Kugel in der Seite; Wege fand er genug, aber keinen Ausweg aus ſeiner Verlegenheit. Fünfhundert Francs, die er nicht hatte, verfolgten ihn wie ein Geſpenſt, er ſah ſie, in Goldſtücken, in Rollen Silber, in einer einzigen Banknote, vor ſeinen glühenden Augen herumtanzen, zu ſeinen Füßen auf dem Boden liegen; er glaubte verrückt zu werden. In ſolcher Stimmung konnte und wollte er weder Deniſen noch der Gräfin unter die Augen treten. Der ſpäte Abend fand ihn beinahe nüchtern, erſchöpft und im Fieber umherirren. Er begriff, wie man Straßenräuber wird. Wenn ihm in dunklen Ecken und Durchgängen ein Menſch begegnete, der wie er, den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände in den Rocktaſchen, behutſam an den vereinzelten Gaslaternen vorüberſchlüpfte und im Schatten weiterhuſchte, ſo überliefen ihn eiskalte Schauer. Um zehn Uhr ſtand er an ſeiner Hausthüre; wie er dahingekommen, wußte er ſelbſt nicht. Er klopfte, es ward aufgezogen, und ſich an dem Geländer ſtützend ſchwankte er die fünf Treppen hinauf.

8.

Deniſe wartete auf Otto in ſeinem Zimmer. Der düſter glühende Blick, das tonloſe „guten Abend“, womit beide ſich begrüßten, enthüllte ein herzzerſchneidendes Elend. Otto warf ſich angekleidet, wie er war, auf das Bett, während Deniſe in dem alten gelben Lehnſtuhle ſitzen blieb, ihm den Rücken zukehrend. Er merkte entweder auf ihre ungewöhnliche Schweigſamkeit und Schmolllaune nicht oder er entſchuldigte ſie damit, daß ſie ihn zum Eſſen vergeblich erwartet haben mochte. Nach einer langen Stille ſagte Deniſe endlich ohne umzuſehen:

„Ich habe einen Brief für Dich.“

— „Laß bis morgen.“ —

„Es ſteht aber eilig auf der Adreſſe.“

— „Dem Abſender eilte er vielleicht, dem Empfänger nicht.“ —

„Ein Bedienter brachte ihn gegen Abend.“

Otto ward aufmerkſamer, er hatte bisher geglaubt, es handle ſich um eine Poſtſendung, welche Deniſe ihn aus dem Leſecabinete für ihn heimgebracht. „Wo iſt der Brief?“ fragte er.

Sie antwortete: „hier,“ faßte in ihre Taſche und zog das ſchmale Couvert hervor. Otto ſprang mit einem Satze auf und faßte darnach, ſie trat höhniſch zurück.

„Jetzt,“ ſagte ſie, „eilt der Brief auf einmal auch dem Empfänger. Du weißt alſo, woher er kommt?“

— „So gut wie Du, von Frau von Heriſy. Ich bitte Dich, Deniſe, nur heute Abend gönne uns Ruhe! Gieb mir den Brief!“ —

„Es iſt nicht nöthig, daß Du ihn lieſeſt.“

— „Wie, nicht nöthig? Was ſoll das heißen?“ —

„Ich habe ihn für Dich geleſen.“

— „Du hätteſt es gewagt?“ —

„Sprichſt Du von wagen, mir gegenüber? Kann ich gegen Dich etwas wagen, was Du nicht zum Voraus ſchon tauſendfältig an mir verübt?“ Ihre Augen flammten, ihre Stimme zitterte.

— „Deniſe, den Brief und Ruhe!“ —

„Befiehlſt Du?“

— „Was ich befehlen darf, Unglückliche! Meinen Brief, den Du ſchamlos erbrochen!“ —

„Und wenn ich ihn Dir nicht gebe?“

— „Wahnſinnige, ſo willſt Du es nicht beſſer!“ —

Otto fuhr auf ſie los, ſie entwich, floh gegen die Thüre, an das Fenſter, im Zimmer umher, den Brief feſt in den krampfhaft geballten Händen haltend. Der Streit war ausgeartet in ein gemeines Ringen. Otto, von dem vorausgehenden Tage auf das Qualvollſte geſpannt und gemartert, vergaß bei dieſer neuen Aufregung alle Sitte, alle Rückſicht und Scham vor ſich ſelbſt, er ließ dem Weibe die rohe körperliche Uebermacht des Mannes fühlen. Keuchend ergriff er Deniſens Arm und wand den zerknitterten Papierſtreifen aus ihren erſtarrten Fingern. Als er ihn hatte, ſtieß er ſie von ſich und ziſchte ihr mit ſchäumendem Munde nach: „Poissarde!“

Das einzige Wort ſchlug wie ein Blitz in Deniſen. Sie taumelte zurück, verhüllte ihr Geſicht und ſiel beſinnungslos in einen Seſſel. Otto hörte den Fall mehr als er ihn ſah. Er raffte ſie auf, führte ſie in ihr Zimmer und verweilte ſo lange bei ihr, bis ihre Bruſt zum erſten Aufſchluchzen ſich hob und aus ihren langſam geöffneten Augen eine Thräne rann. Sobald er dieſe bemerkte, verließ er ſie und ſchloß ſich ein, um den unglückſeligen Brief der Gräfin zu leſen. Sie ſchrieb:

„Heute war Herr von Werneck bei mir. Ich weiß nicht, ob Sie ihn geſendet und ob mit dem Auftrage, welchen er bei mir auszurichten verſuchte. Wenn dies der Fall, ſo habe ich Ihnen nichts zu erwidern, als daß Sie mir und ſich ſelbſt wenigſtens die Wahl eines andern Bevollmächtigten ſchuldig geweſen wären, vorausgeſetzt, die erſten und einfachſten Gebote der Ehre ſind Ihnen nicht ganz fremd. Sollten Sie aber, wie ich anzunehmen geneigt bin, gleich mir das Werkzeug einer niedrigen Intrigue ſein, angeſponnen zwiſchen Ihrem ritterlichen Freund und Ihrer empfindſamen Dame, die ſich beide naher kennen, als Sie zu glauben ſcheinen: ſo erlauben Sie, daß ich die Augen für mich zuerſt öffne und mit denjenigen Rückſichten, die ich meiner Stellung in der Geſellſchaft ſchuldig bin, meine Ruhe und meinen Namen in Zeiten aus Berwickelungen loszumachen ſuche, in deren zweideutiges Dunkel ich mich beſſer niemals verflochten hätte. Verzeihen Sie die unumwundene Offenheit dieſer Erklärung, welche mir mehr koſtet als Sie zu begreifen im Stande ſind.

Hermance Heriſy.“

Otto ließ betäubt den Brief aus der Hand gleiten; dieſer letzte Schlag traf ſchon auf ſo abgeſtumpfte Kräfte, daß er kaum mehr ſeine volle Wirkung ausübte. Er ſtand auf, ergriff Hut und Stock und eilte zu Deniſen hinüber, zu welcher er ſagte:

„Daß nach dem Auftritte dieſes Abends von keinem weitern Verkehr zwiſchen uns die Rede ſein kann, fühlſt Du wohl ſelbſt.“

Deniſe nickte mit dem Kopfe, ſie ſaß auf dem Bette, halb emporgerichtet, beide Hände vor das Geſicht gedrückt, Thränen quollen durch die Finger.

„Ich gehe noch heute Abend. Mein erſter Weg iſt zu Ernſt, welcher mir das Rathſel einer neuen Niederträchtigkeit gegen mich löſen wird. Alles andere findet ſich morgen. Meine Sachen werde ich abholen laſſen. Noch eins,“ fügte er in der Thüre umkehrend hinzu, „es iſt mein Abſchied an Dich, Du ſiehſt, Du hörſt mich niemals wieder. Ob Du mit Ernſt mich verrathen haſt, weiß ich nicht. Geſchah es, ſo brauchteſt Du, elend genug freilich, nur ein altes Recht, und ich habe nicht einmal die traurige Befugniß, Dir zu verzeihen. Daß Du mich aber durch Gott weiß welche Kunſtgriffe von dem allerletzten Faden losgeriſſen, durch den ich noch mit der Welt zuſammenhänge, das erwidere ich einfach damit: ich liebe Hermance bis zur Raſerei! Höre es: ich liebe ſie, nur ſie! Ich werde niemals einen andern Weibe zu eigen ſein als ihr. Du biſt mir ſchon lange nichts mehr. Haſt Du mich verſtanden?“

Deniſe nickte abermals. Ein Wort oder ein anderes Lebenszeichen gab ſie nicht von ſich. Otto ſtürzte hinaus und ſie rührte ſich nicht.

Ernſt von Werneck bewohnte einen Entreſol in der Chauſſée d'Antin. Dorthin begab ſich Otto mit ſtarken, aber nicht mehr heftigen ungleichen Schritten. Sein Gang war wiederum der gewöhnliche, und hoch trug er das Haupt. „Einerlei," erwiderte Otto dem Hausmeiſter, welcher verwundert über den mitternächtlichen Beſuch geöffnet hatte. „Ihr kennt mich, ſeid ſo gut mich hinaufzulaſſen und mir ein Licht mitzugeben, damit ich Herrn von Werneck erwarten kann. Ich muß ihn heute noch in wichtigen Angelegenheiten ſprechen."

Der Alte ſchüttelte den Kopf, da er jedoch Otto als Ernſts genauen Freund kannte, willfahrte er ſeinem Begehren, erhob ſich aus ſeiner Loge, geleitete ihn hinauf, zündete die Kerzen auf dem Kamine an und empfahl ſich.

Otto wartete. Er hatte ſich lang auf dem Sopha ausgeſtreckt. Sonderbare Natur des Menſchen! Wem iſt es nicht vorgekommen, daß er in der leidenſchaftlichſten Spannung, im wirklichen Unglück ſogar Sinn behielt für läppiſche, lächerliche Aeußerlichkeiten? Otto fand einen halb aufgeſchnittenen Band von Paul de Kock auf dem Sopha, er las ihn, während er wartete.

Nach zwei Uhr hörte er ein Cabriolet in müdem Trabe die Straße heraufholpern. Sein Herz pochte, als es näher kam, unten an der Einfahrt hielt, als die Thür aufging, langſame Schritte auf der Treppe dröhnten. Ihm war mit einer plötzlichen Aufwallung zu Muthe, als müſſe er wie ein Tiger über den Eintretenden herfallen und ihn mit den Nägeln zerreißen. Er zitterte ihm entgegen, ſein Auge dürſtete nach dem Anblicke dieſes Menſchen wie ſeine Hand nach ſeinem Blute.

Ernſt machte große, nicht eben erfreute Augen über den ſeltſamen Gaſt, welchen er auf ſeinem Sopha fand. Er kam aus einer Spielgeſellſchaft, hatte verloren und getrunken, war wieder nüchtern und vor allen Dingen übler Laune geworden. Dennoch grüßte er Otto freundlich, indem er ihm die Rechte entgegen ſtreckte.

„Du hier? Mitten in der Nacht!“

„Ich habe mit Dir zu reden,“ war die Antwort, bei welcher Otto die Hand zurückzog.

„Zu Deinen Dienſten, wenn Du mir erlauben willſt, Hut und Handſchuhe vorher abzulegen.“

Ernſt, verletzt durch Otto's Betragen, deſſen Schuld er auf einen abermaligen Auftritt mit der Gräfin oder mit Deniſe ſchob, ſetzte die Lichter auf den Tiſch und ſich in einen Fauteuil dem Freunde gegenüber. Die zwei Männer, deren Geſichter hell beleuchtet waren, gaben ein wunderliches Nachtſtück ab: todtenblaß alle beide, müde, verwirrt, nach Faſſung ringend.

Otto hub an: „Du warſt heute bei der Gräfin Heriſy?“

— „Heute früh.“ —

„In meinen Intereſſen?“

— „Wenn Du ein Recht haſt zu fragen, habe ich keinen Grund die Antwort zu verweigern: Ja.“ —

„Eine Bitte vor allen Dingen, ein Mal für alle Male, überlaſſe dieſe Intereſſen hinführo dem, welchem es natürlich zukommt ſie zu führen und zu vertreten.“

— „Das klingt wie eine Kriegserklärung. Ueberhaupt Dein ganzer Ton, Dein Weſen, iſt wieder einmal von einer Art . . .“

„Nenne ſie Unart, meinetwegen, ſie iſt die meinige und ich werde ſie zu behaupten wiſſen.“

— „Höre, Otto, alles hat ſeine Grenzen, auch meine Geduld. Willſt Du mit mir zanken, ſo komme morgen früh wieder, ich bin müde.“ —

„Du haſt bei der Gräfin von mir geſprochen?“

— „Ich antworte Dir nicht mehr.“ —

„Ich werde Dich dazu zwingen. Du haſt es verſucht, mich von der Gräfin loszumachen, Du biſt zwiſchen ſie und mich getreten. Weißt Du, wie ich dies Verfahren nenne? Eine ehrloſe Schlechtigkeit!“

Ernſt fuhr auf, ſetzte ſich jedoch ſogleich wieder und entgegnete ruhig: — „Vor einiger Zeit hatteſt Du für daſſelbe Verfahren einen andern Namen, damals nämlich, als Du es anwendeteſt, und zwar für mich, oder gegen mich, wie Du es jetzt nimmſt. Die ehrloſe Schlechtigkeit hieß damals Freundespflicht und treue Sorgfalt um des Nächſten Wohl.“ —

„Es kann Dir nicht im Ernſte einfallen, einen Vergleich ſolchen Inhaltes zu ziehen. Ich handelte offen und rückhaltslos Dir gegenüber, mit Deiner Erlaubniß, gewiſſermaßen ſogar auf Deine Veranlaſſung; Du hingegen ſchlicheſt Dich wider mein Wiſſen und Wollen erſt bei Deniſen und dann bei der Gräfin in meine innerſten Angelegenheiten ein, ſcheinbar als Vermittler, in Wahrheit als Störenfried. Nachdem Du ſaheſt, daß ich Dich bei dieſer erſetzt, ärgerte es Dich, daß Du bei jener mich nicht zu erſetzen vermochteſt.“

— „Dieſe Erklärung unſerer Verhältniſſe zeigt von einem ſo beglückenden Maße ſtolzen Selbſtgefühles, daß es unbarmherzig wäre ſie widerlegen zu wollen.“ —

„Laß Deinen vornehmen Hohn, Deine Kälte, ich ertrage ſie nicht.“

— „Ertrage ich doch Deine allerdings nicht vornehme Hitze und Grobheit.“ —

„Zu Ende mit dieſem ekelhaften Streit! Lies!“

Otto reichte über den Tiſch hinüber den Brief der Frau von Heriſy. Ernſt laß mit ſteigender Verwunderung und ſagte, als er ihn zurückgab:

— „Dies oder Aehnliches war zu erwarten, und doch überraſcht es mich. Ich glaubte, dieſe Frau zu kennen, und muß jetzt geſtehen, daß ſie meine Erwartungen noch übertrifft. Verblendeter, ſiehſt Du denn in allem nicht einen ruhig angelegten und feſt durchgeführten Plan, den ſie zweiſchneidig gegen Dich und gegen mich handhabt?“ —

„Verſuche es nicht, Hermancen bei mir zu ſchaden, es wäre verlorene Mühe. Ich weiß, daß Du ſie nie begriffen, nie gewürdigt haſt. Ihre Erſcheinung geht über Deinen Geſichtskreis hinaus.“

— „Verbunden für das Compliment! Dieſe Erſcheinung, wie Du ſie zu nennen beliebſt, iſt eine gewöhnliche Kokette, die Dich heranzog, um mich fallen zu laſſen und nun Dich fallen läßt, um einen Andern heranzuziehen, um ein neues Ziel, gleichviel welches, zu verfolgen.“ —

„Noch einmal: kein Wort wider ſie, ich dulde es nicht. Dieſen Brief hat Deniſe erbrochen, unterſchlagen.“

— „Deniſe? Die Unglückliche!“ —

„Sieh doch, wie Du auffährſt! Herr Ritter, iſt Eure Liebe ſo heiß?“

— „Jetzt ſag' ich Dir mit beſſerem Rechte: laſſe Deinen Hohn! Ich ertrage ihn nicht. Deniſe iſt die einzige Perſon, welche bei allen dieſen traurigen Händeln wahrhaft und unverdient leidet.“ —

„Hat ſie doch in Dir eine treue Stütze!“

— „Sie ſoll ſie haben, in jedem Sinne, auf jede Gefahr. Wenn Du ſie aufgeben und opfern kannſt, — Du, der ihr Schutz und Achtung ſchuldig iſt, ſelbſt wenn ſie keine Liebe mehr an Dich zu fordern hätte, — ſo werde ich an Deine Stelle treten und geheiligte Pflichten übernehmen, die Du mit Füßen trittſt!“ —

„Ich gebe Dir die Rechte mit in den Kauf, die ich gleichfalls mit Füßen trete.“

— „Das iſt hämiſch geſprochen, Otto, und infam gehandelt; ja infam. Ich wiederhole es.“ —

„Nun habe ich Dich, wo ich Dich haben wollte. Du biſt mir Genugthuung ſchuldig.“

Beide ſtanden auf.

— „Ein Zweikampf zwiſchen uns,“ rief Ernſt ſchmerzhaft erſchüttert aus, „ein Zweikampf auf Leben und Tod! Otto, Otto, Du weißt ja, daß dies unmöglich iſt! Wie kann ich die Rechte gegen Dich erheben? O Gott, mußte es dahin kommen? Durch die Ränke eines Weibes!“ — Er irrte, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder. Otto, der mit verſchränkten Armen am Fenſter lehnte, entgegnete düſter:

„Klage Niemanden an als Dich ſelbſt; Deine Vermittelungswuth, deine diplomatiſchen Verſuche und Kunſtſtücke ſind an Allem ſchuld.“

— „Und Deniſe? Was haſt Du mit ihr vor? Wo iſt ſie?“ —

„Sie und immer wieder ſie! Deniſe Dein erſtes und letztes Wort! Geh ſie zu tröſten, ſie liegt daheim, wo ich ſie gelaſſen. Meine Wege ſind auf ewig geſchieden von den ihrigen. Morgen ziehe ich von ihr weg.“

— „Das kannſt Du nicht, Du darfſt, Du wirſt es nicht!“ —

„Da mich Liebe nicht mehr an ſie bindet und kein anderes Band zwiſchen uns beſteht…“

— „Gerade deswegen. Es giebt Verbindungen, die dadurch unauflösbar ſind, daß Sitte und Geſetz ſie nicht heiligen. Vor dem Gericht der Welt hat ſie keine Anſprüche an Dich, aber deſto gerechtere vor dem der Ehre, des Herzens.“ —

„Das meinige ſpricht mich, ihr gegenüber, frei. Sie hat durch die Veruntreuung des Briefes alle Pflichten, auch die einfachſten und natürlichſten, gröblich verletzt.“

— „Schlage ein Vergehen an den Forderungen des Anſtandes, der gemeinen Ehrlichkeit nicht höher an, als ihre Leidenſchaft, der Mangel an Erziehung, meinetwegen an Zartgefühl bei ihr rechtfertigen. „Nein, Otto,“ ſo fuhr Ernſt beſchwörend und eindringlich fort, „Du kannſt dies Mädchen ihrem Schickſale nicht überlaſſen. Wie oft haſt Du gegen die Herzloſigkeit der vornehmen Welt, wie Du ſie nennſt, gepredigt, unſere Kreiſe verdammt wegen der Leichtigkeit und Gewiſſenloſigkeit, mit welcher ſie die zarteſten Verbindungen auflöſen und zerreißen, und jetzt wollteſt Du ein Verbrechen begehen, vor welchem der abgeriebenſte kälteſte Weltmann zurückſchrecken würde? Fürwahr, Du kannſt es nicht.“ —

„Ich kann, was ich muß. Sie folge ihrem Schickſale, wie ich dem meinen.“

— „Eher opfere ich mich ſelbſt, als daß ich ſie Dir und der Gräfin zum Opfer fallen laſſe.“ —

„Zum letzten Male: ſie laſſe weg zwiſchen uns! Und noch ein Mal: nimm Deniſen, wenn ſie Dir ſo hoch und theuer iſt, nimm ſie mit nach Braunſchweig, nach Deutſchland, führe ſie in Deine Zirkel, in Dein Haus, erziehe ſie Dir zur Freundin, zur Diplomatin, zur Frau.“

— „Armſeliger Spötter! Höre es denn, wenn Du es hören willſt: ja, ſo lieb mir mein Name, meine Stellung, meine Zukunft ſind, lieb wie jedem Menſchen von Geburt und Beruf, ich würde ſie Deniſen nachgeſetzt haben, würde mit ihr in die Welt gegangen ſein, würde ſie öffentlich als die Meine hinſtellen, hätte ich ſie frei gefunden und wäre die Wahl ihrer Liebe auf mich gefallen. Jetzt, das weißt Du wohl, iſt das unmöglich. Ich begreiſe, ich verſtehe ſie und ihr ſchönes Herz ganz, das ſie an Dich weggeworfen. Ihre niedere Stellung, ihr Mangel an Formen ſchaden ihr bei mir nichts, dagegen alles bei Dir. Ich, der Sohn des von Dir geſchmähten Adels, ehre das Kind des Volkes und liebe es, daſſelbe, welches Du ſchnöde mißhandeln kannſt, um einem verbuhlten Weibe, mit Flittertand und künſtlichem Reiz umhangen, in ſchmählicher Leibeigenſchaft zu fröhnen.“ —

„Halt ein, Unſinniger!“

— „Du biſt es, nicht ich! Wie ſtehſt Du da, Du falſcher Held der Freiheit, Du Held einer falſchen Freiheit! Dir iſt der Menſch nichts, der Geiſt und das Herz nichts, aber die Form, der Zufall alles. Und ich, den Du als Ariſtokraten verlacht und verketzert, wie viel freier fühl' ich mich über Dir, wie viel reiner und menſchlicher, als Du!“ —

„Du wirſt die Güte haben, aus Deiner Höhle herabzuſteigen, um Dich mir zum Kampfe gleich und gegenüber zu ſtellen.“

— „Ich werde. Mein Wort darauf, ich werde.“ —

„Mehr braucht es nicht. Alles Uebrige morgen.“

Ernſt nickte und Otto ließ ihn allein.

Nachdem der Letztere noch eine Weile in den dunklen Straßen umhergeirrt war, pochte er einen deutſchen Maler aus dem Schlafe. „Thu' mir den Gefallen, lieber Kranz,“ ſagte er, „mir heute Nacht Dein Atelier und morgen Deine Piſtolen zu leihen.“

„Du biſt verrückt, laß mich in Ruhe,“ erwiederte der ſchlaftrunkene Künſtler und legte ſich auf die andere Seite.

„In Deinem Atelier werde ich übernachten, weil ich mich mit Deniſen überworfen habe, und mit Deinen Piſtolen Werneck todtſchießen.“

„Bah, eine Untreue? Narrenspoſſen!“ Er wickelte ſich feſter in ſeine Decke und ſchnarchte fort.

Otto zündete das Licht auf dem Nachttiſche an und ging hinüber in das Atelier. Ihm war ganz leicht und wohl zu Muthe, alle Unruhe, Halbheit und Zerſpaltung wichen von ihm. Pfeifend wandelte er in dem großen, hohen, dunklen Gemache umher. Sogar alltägliche Regungen ſtellten ſich bei ihm ein, ſein Magen erinnerte an das lange Faſten, dem er unterworfen geweſen. Otto ſuchte in den beſtäubten Schiebladen allerlei alte Brodrinden, Aepfel, Ueberbleibſel von Semmeln und Zucker, vom Frühſtücke umherliegend, und verzehrte ſie mit Heißhunger. Endlich entdeckte er gar eine halbzerblätterte Cigarre. Er zündete ſie behaglich an, ſtreckte ſich auf einem abſcheulichen Lotterbette aus, das im Winkel ſtand, und warf allerlei koſtbare Stoſſe, Sammetdraperien, ſeidene Tücher und Gewänder, wie ſie den Portraitmalern zu ihrer Arbeit dienen, als Decken über ſich. So ſchlief er, feſter und ſanfter als ſeit geraumer Zeit, bis in den hellen hohen Tag hinein.

9.

So früh Ernſt am andern Morgen auch in die Rue du Rempart eilte, — der graue Novembertag war kaum angebrochen, — fand er dennoch Deniſen nicht mehr. „Vor einer Weile,“ ſagte die Hausmeiſterin, „iſt ſie fortgegangen.“ — „Allein?“ — „Ganz allein, Herr Walther war die Nacht außer Hauſe und kam noch nicht zurück.“ — Ernſt ſtand in bleichem Schrecken, in rathloſer Angſt; dunkle Ahnungen ſtiegen vor ihm auf. Wo die Arme ſuchen? Die Morgue, das ſchauerliche Paßbureau der Selbſtmörder, erhob die finſtern feuchtgrauen Wände vor ſeinem ſchaudernden Blicke.

Deniſe ſaß indeſſen im Vorzimmer der Gräfin Heriſy. Man hatte ſie an der Thüre abweiſen wollen, weil dieſe noch ſchlief. Sie verſetzte ruhig: „Ich werde warten, die gnädige Frau hat mich beſtellt.“

„Das iſt was anderes,“ ſagte der Bediente und hieß ſie eintreten. Die Leute der Gräfin waren gerade um den Kaffeetiſch verſammelt. Sie flüſterten ſich Bemerkungen über den frühen Beſuch, die Haltung, den Anzug der Fremden zu, während Deniſe ruhig abgewandt aus dem Fenſter ſah. Der Kammerdiener rieth auf eine Modiſtin, was aber ſeine Collegin, die Kammerfrau, mit Kennerblick verneinte. Die Stimmen kamen zuletzt überein: eine Bittſtellerin, eine verſchämte Armuth, und die Köchin wagte das gutmüthige Anerbieten einer Taſſe Kaffee, welches Deniſe freundlich ausſchlug.

Um neun erklang die Glocke aus dem Schlafzimmer. Die Gräfin war regelmäßig matinale, weil ſie ihren Morgen brauchte. Nicht lange darauf wurde Deniſe zu ihr hineinbeſchieden, obwohl die Frau Gräfin, hieß es, ſich nicht erinnere, Jemanden befohlen zu haben. Frau von Heriſy war noch im Bette, wo ſie Chocolade zu nehmen pflegte. Das Bett iſt ein fürchterlicher Probirſtein weiblicher Schönheit; es läßt keine Lüge zu, wenn es nämlich nicht ſelbſt als bloße Lüge erſcheint. Letzteres war dies Mal bei der Gräfin nicht der Fall. Die Verhänge hatte man ſchon zurückgeſchlagen, ſo daß ein graues, nachtheiliges Tageslicht in das Zimmer fiel. Deniſe ſah ſchon von weitem durch die halbgeöffneten Thüren die Gräfin und machte mit größerem Rechte dieſelben Bemerkungen, welche Otto bei dem erſten Anblicke derſelben in Longchamps gegen

Ernſt zum Beſten gegeben hatte. Das farbloſe Geſicht, die eckige Büſte, die mageren Finger ſtachen doppelt ſcharf hervor in dem weiten Bette, in der Haube, die das koſtbare Haar gänzlich verſteckte und in den wallenden Falten und Beſätzen des Nachtkleides. Die Gräfin war wirklich alt und häßlich, ſo wie ſie war; auch die Stimme, mit der ſie Deniſen näher zu treten einlud, klang welk und mager. Fancy, das Wachtelhündchen, welches bei Otto's Sieg den Vorläufer geſpielt hatte, bellte, die ſchwarze Schnauze voll Rahm und Zwiebackkrümlein, von der ſeidenen Decke herunter der Fremden wüthend entgegen. Seine Herrin befahl ihm Ruhe und fragte artig:

„Wer ſind Sie, Madame, und worin kann ich Ihnen dienen?“

— „Die Frau Gräfin erkennen mich nicht wieder?“ —

„Ich meine allerdings, Sie ſchon geſehen zu haben, indeß, verzeihen Sie, ich erinnere mich nicht deutlich genug Ihrer Züge.“

— „Ich bin die Frau, welche Sie im Cabinet Montpenſier einmal mit Ihrem Beſuche zu beehren die Güte hatten.“ —

„Deniſe,“ rief die Gräfin unangenehm überraſcht aus.

— „Sie ſelbſt, Frau Gräfin.“ —

„Was ſuchen Sie bei mir? Iſt dieſer Beſuch ein Ueberfall oder eine Schlinge? Wiſſen Sie, daß ich in meinem Schlafzimmer wenigſtens geſchützt gegen ſolche Angriffe zu ſein hoffte?“

— „Laſſen Sie die Glocke, gnädigſte Frau, und gönnen Sie mir eine Minute Gehör, das iſt alles, was ich von Ihnen bitte. Ich komme in keiner feindlichen Abſicht.“ —

„Sei die Abſicht welche ſie wolle, ich begreife nicht, wie ich mit derſelben zuſammenhängen kann.“

— „Wie eine jede Frau mit dem Leben eines Mannes zuſammenhängt, den ſie liebt.“ —

„Madame!“

— „Frau Gräfin, Ihr Rang, Ihr Stolz ſcheuchen mich nicht zurück. Es giebt Lagen und Stimmungen in der Welt, wohin ſolche Pfeile nicht tragen. Wie ſehr hohe Dame Sie ſich auch fühlen mögen gegen mich armes Weib: ich weiß mich nur als Frau der Frau gegenüber.“ —

„Werden Sie mir erklären, endlich erklären, was dies alles bedeutet?“

— „Alles, und in wenig Worten. Laſſen Sie dieſelben nicht auf die Erde fallen, denken Sie, eine Unglückliche ſpräche zu Ihnen, eine Verdammte, eine Sterbende.“ —

Die Gräfin fuhr beſtürzt aus ihren Kiſſen auf und blickte genauer in das todtenbleiche, aber ruhige Geſicht Deniſens, welche ſich auf einem Schemel vor dem Bette niedergelaſſen hatte. Dieſe fuhr fort:

— „Ich beginne damit, mich beſiegt zu erklären, ich räume Ihnen das Feld.“ —

„Habe ich jemals mit Ihnen um ein ſolches geſtritten?“

— „Streiten wir jetzt wenigſtens nicht um Rückſichten und Formen. Angelangt auf dem Punkte, wo ich ſtehe, habe ich das Recht Sie zu verletzen. Otto empfing Ihren geſtrigen Brief aus meinen Händen, und zwar . . . erbrochen.“ —

„Pfui!“

— „Ihr Abſcheu iſt natürlich, Frau Gräfin. Ja, ich habe dieſe Niederträchtigkeit an ihm, an Ihnen, wenn Sie wollen, begangen.“ —

„Warum?“

— „Fragt bei Ihnen die Leidenſchaft nach Gründen? . . . Otto verließ mich darauf, ich verlor ihn auf ewig. Er ſchwur, mich nie wiederſehen zu wollen, mich, die er ſchon lange nicht mehr geliebt, die ihm nichts mehr iſt.“ —

Deniſe ſprach die letzten Worte mit einem Tone, bei dem die Gräfin unwillkürlich erbebte. Sie raffte ihren Geiſt, ihre Schärfe, ihre ganze Feſtigkeit zuſammen, um gegenüber dieſem Mädchen, als Frau von Welt die Partie nicht zu verlieren. Bewaffnet mit der blankſten Schneide des Spottes, der ihr zu Gebote ſtand, fragte ſie, bis zur Frechheit offen:

„Am Ende ſuchen Sie den Flüchtling bei mir, Mademoiſelle? Ich bitte, ohne Zwang! Schauen Sie nach, ob er in meinem Schlafzimmer verſteckt iſt, hinter jenem Vorhange vielleicht, oder unter dem Bette?“

Ein ruhiger Blick war die ganze Antwort, mit welcher Deniſe fortfuhr:

— „Otto ging mit Ihrem Briefe zu Ernſt.“ —

„Nun?“

— „Er ging zu Ernſt mit Ihrem Briefe.“ —

„Was weiter?“

— „Frau Gräfin, das wiſſen Sie beſſer als ich. Was weiter? Ein Mord unter dieſen beiden Männern, der ſo gut wie Brudermord iſt. Den ſollen Sie hindern, zwiſchen ſie treten, Otto aufklären, zurückhalten, was Sie, Sie allein in der Welt vermögen. Das ſollen Sie, und nur deswegen bin ich hier.“ —

Frau von Heriſy ſagte nach einer langen nachdenklichen Pauſe:

„Hören Sie, meine Beſte! Sie ſcheinen mir nach allem viel zu gut und zu liebenswürdig, als daß ich mit Ihnen, dieſer beiden Fremdlinge wegen, falſch und hart ſein könnte. Mein Vorſatz war, mich in die ganze verdrießliche Angelegenheit nicht mehr zu miſchen. Vielleicht ändere ich denſelben, nur Ihnen zu Gefallen. Wenn ich genau überlege, wird mit einem allgemeinen Frieden allen Parteien gedient ſein. Ich werde den Treuloſen zu Ihnen zurückführen.“

— „Das iſt unmöglich,“ — ſchaltete Deniſe mit traurigem Kopfſchütteln ein.

Die Gräfin lächelte, als wollte ſie das berühmte Wort wiederholen: Für mich giebt es keine Unmöglichkeiten. Dann fuhr ſie fort:

„Ueberlaſſen Sie dieſe Sorge mir. So viel für Sie. Was die beiden Männer angeht, ſo erlauben Sie mir, meinen Namen aus ihrem Ehrenhandel ganz herauszulaſſen, wohin er in keiner Weiſe paßt, am wenigſten im jetzigen Augenblicke. Ich werfe mich niemals zwiſchen zwei gekreuzte Degenſpitzen; denn glauben Sie mir, mein Kind, das iſt gefährlich für eine ſchwache Frau.“

— „Aber wenn auf dieſer Degenſpitze das Leben eines Geliebten ſteht, Madame?“ —

Frau von Heriſy warf die blaſſe hängende Unterlippe höhniſch auf und flüſterte:

„Mademoiſelle, Sie nehmen die Sache viel zu tragiſch. Man ſticht oder ſchießt ſich nicht gleich todt, namentlich die guten Deutſchen nicht, welche den Zweikampf im rechten Momente immer wie ein mittelalterliches Vorurtheil betrachten und behandeln.“

— „O Gott,“ murmelte Deniſe, „ſie kann ſcherzen, in dieſem Augenblicke ſcherzen. Sie hat ihn nicht einmal gekannt und er wähnte ſich geliebt von ihr.“ Aufſtehend fügte ſie lauter hinzu: „Sie bleiben dabei, nichts thun zu wollen, um den Zweikampf zu verhindern?“ —

„Wenn ich wollte, könnte ich es? Weiß ich doch nicht einmal, wo Herr Walther iſt!“

— „Aber Otto wird zu Ihnen kommen und wenn er kommt —“

„So werde ich mich vor allen Dingen bemühen, mein Unrecht gegen Sie gut zu machen, ihn zu Ihnen zurückzuführen.“

— „Von mir iſt die Rede nicht, Frau Gräfin, retten Sie ihn!“ —

„Armes Kind, nehmen Sie wenigſtens, ehe Sie weggehen, einen Rath von einer erfahrenen Frau, einer Landsmännin an, der es aufrichtig leid um Sie thut, die Ihnen wohl will. Geben Sie ſich dieſen blauäugigen Ausländern nicht ſo ganz und gar dahin: auf mein Wort, mit aller ihrer Gemüthlichkeit und Treue verrathen und verlaſſen ſie uns mit derſelben Leichtigkeit, ſogar mit noch weniger Rückſicht und Zartheit als unſere Pariſer. Sein Sie auf Ihrer Hut! Doch, wohin eilen Sie?“

— „Zu Ernſt: auf ihn habe ich Einfluß. Um Gott, gnädige Frau, halten Sie Otto zurück, ich ſtehe für den Andern.“ —

Deniſe ging, von der Gräfin mit langen verwunderten Blicken begleitet. Sie hatte den Gedanken, wie ein Blitz durch eine Wolke ſchießt etwa: Ich werde ihr nachſchicken, thun um was ſie bittet, ſie nicht aus den Augen laſſen. Aber als ächte Schülerin Talleyrands traute ſie ihrer erſten Regung nicht, „weil ſie faſt immer gut iſt,“ und die nach der Glockenſchnur ausgeſtreckte Hand fiel auf Fancy's Haupt zurück.

Ernſt und Deniſe begegneten ſich vor des Erſteren Thüre eben als er von einigen vergeblichen Wegen nach ihr zurückkam, bang und verſtört. Da er ihrer anſichtig ward, ſprang er mit gleichen Füßen aus dem Cabriolet, und Deniſe litt, oder merkte nicht, daß er in dem Sturme ſeiner Freude ihr um den Hals fiel. Er führte ſie in ſein Zimmer, auf daſſelbe

Sopha, wo wenige Stunden zuvor Otto geſeſſen hatte. Sie erzählte ihm den Beſuch bei Frau von Heriſy, er erwiederte mit dem Auftritte zwiſchen Otto und ihm. Nachdem er geendigt, rief ſie ſchmerzlich aus:

„O nun iſt Alles verloren! Sie haben ihn gereizt, ſtatt zu beſchwichtigen: Ihre Worte wider die Gräfin, für mich, Ihre Heftigkeit, Ihr Stolz haben Alles verdorben ... Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr!“

— „Deniſe, leben Sie denn nur in ihm? Wird dieſer thörichte Wahn nie aufhören?“ —

„Er wird, o ja, er wird!“

— „Sehen Sie mich zu Ihren Füßen! Vergeſſen Sie, was hinter Ihnen, was zwiſchen uns liegt. Laſſen Sie einen Egoiſten, der Ihrer niemals würdig war, ſeine Straße einſam weiter ziehen, gehen Sie mit mir, auf meinen Arm geſtützt, an meiner Hand.“ —

„Damit,“ ſagte Deniſe mit aufwallender Bitterkeit, „Frau von Heriſys Anklage gegen mich ſich erfülle, und Otto an meinen Verrath glaube? Nein, Ernſt, Sie wählen den Augenblick Ihrer Erklärung ſchlecht. Bei den vornehmen Herren mag das ſo Mode ſein, daß ſie die Geliebten tauſchen wie die Rennpferde. Das Volk denkt anders wie jene, Herr von Werneck.“

— „Wie können Sie mich ſo grauſam mißdeuten, Deniſe! Stellen Sie mich auf die Probe. Ich verlaſſe Frankreich bald, in dieſem Jahre noch. Geſtatten Sie, daß ich Sie in meine Familie führe, zu meiner Mutter, der edelſten beſten Frau; Sie ſollen nur Schutz bei uns finden, wenn Sie nichts anderes annehmen wollen, eine neue Heimath, glückliche Verhältniſſe!“ —

„Für mich gab es nur in den alten ein Glück. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, die, wie ich gern glaube, ehrlich gemeint iſt. Aber ich kann, ich darf mit Ihnen nichts gemein haben. Otto müßte . . ."

— „Otto, Otto und nur Otto! Denken Sie noch an die Möglichkeit einer Verſöhnung mit ihm?" —

„Mein Herr, er hat mich Poissarde geſcholten. Seit er Ihre Gräfinnen und Baroneſſen kennen gelernt, war ich ihm nicht mehr fein und gebildet genug. Verſöhnung mit ihm? O nein, ſie iſt unmöglich, ſowohl meinetwegen wie von ſeiner Seite. Es iſt aus zwiſchen uns, das weiß ich wohl. Aber hindert das, daß ich ihn liebe?"

— „Deniſe!" —

„Ja, hören Sie es, Sie erſter Urheber aller unſerer Qualen: Ich lieb' ihn noch, dieſen Mann, deſſen Herz Sie verdorben und mir entriſſen haben durch Ihre Künſte und Kniffe, wie Otto ganz richtig Ihnen geſagt, dieſen Mann, der mich verlaſſen, verrathen, auf den Tod beleidigt und mißhandelt hat. Ich liebe ihn, und daß ich Ihnen das zurückgeben kann auf das Geſtändniß Ihrer thörichten Neigung für mich, das iſt meine letzte Freude, meine Rache an Ihnen, mein Triumph. Sie haſſe ich mehr noch als das eitle Weib, von der ich komme. Aber Otto liebe ich, ich werde ihn bis zum Tode lieben, für ihn ſterben werde ich, ein Fußtritt von ihm iſt mir lieber als Ihre Umarmung."

Erſchöpft und erſchüttert riß ſich die Unglückliche los, und Ernſt wagte es nicht ihr zu folgen. Sie floh nach Hauſe, wie ein todtwundes Thier ſeine dunkle Höhle ſucht, um allein in Waldnacht und Bergesſtille zu verbluten.

Otto war während deſſen bei ſeinem Gaſtfreunde beſchäftigt, zuerſt an die Gräfin zu ſchreiben und dann auf Ordnung in ſeinen häuslichen Angelegenheiten zu ſinnen. Der Brief machte ihm ärgerlich zu ſchaffen. Wider ſeinen Willen erkaltete der Ausdruck des Gefühls in ſeiner Feder. Es ſchlich ſich ein ſo tiefer Ekel an allen dieſen Verwickelungen in ſeine Seele, daß ſowohl die Kraft ſeiner Liebe zu Hermance, als der Stachel ſeines Haſſes gegen Ernſt gebrochen wurden. In dieſem erblickte er noch immer die Urſache des Bruches, der mitten durch ſein Leben gegangen war. An Deniſe gedachte er mit hundert gemiſchten Empfindungen des Mitleids, des Abſcheues, des Zweifels, der Wehmuth, und klar ſtand allein die Nothwendigkeit vor ihm, es müſſe zwiſchen ihr und ihm auf immer vorüber ſein. Die Ausſicht auf den Zweikampf mit Ernſt hielt er gewiſſermaßen wie einen Lichtpunkt feſt, um den ſich ſeine zerſtreuten, zermalmten Kräfte wieder ſammelten.

Es ging ſchon ſtark auf den Abend zu, als Otto einige Leute in ſeine bisherige Wohnung ſandte, mit dem Auftrage, ſein Geringes an Hab und Gut abzuholen. Er wollte ſich vorläufig bei dem Maler, wohl oder übel, einquartieren und gleich morgen, ſagte er, ein anderes Logis beziehen, wozu ihm die Piſtole, ſo oder ſo, als Schlüſſel dienen ſollte. Dabei blieb er ſtehen, Deniſen nie wieder zu ſehen; Ernſt wußte er zu finden, ſobald es an der Zeit war und zu der Gräfin zog es ihn nicht. Er hielt ſich ſtill, ohne Jemanden zu ſehen, Jemanden ſeinen Zufluchtsort wiſſen zu laſſen. Mit einbrechender Dämmerung ſchlich er hinaus, unbeſtimmt wohin. Der Weg, den er einſchlug, war nicht nach der Rue de l'Univerſité, ſondern in die Nähe des Palais Royal. Unwillkürlich ſtand er vor der Glasthüre des Leſecabinets; Deniſens Platz war unbeſetzt. Noch einige Schritte, einige zögernde Umwege und er betritt die Rue de Rempart. Sieh da, welch' ein Auflauf in der ſtillen Straße! Das muß ja … In der That, vor dem Hauſe, das er bisher bewohnt, iſt das ſtärkſte Gewühl. Sein Haar ſträubt ſich, er wankt näher, horcht auf das Murmeln der unbekannten Stimmen, drängt ſich durch die Haufen. „Was giebt's denn da?“ fragte er.

— „Ein armes Weibsbild hat ſich aus dem fünften Stock herunter auf das Pflaſter geſtürzt.“ —

Mit einem furchtbaren Schrei iſt Otto im Hauſe. Deniſe liegt unter den Händen des Arztes, von Menſchen umringt, in dem kleinen Hausmeiſterſtübchen. Ernſt ſteht an ihrer Seite. Als Otto die Thüre aufgeriſſen, ſtürzt ihm dieſer mit dem Wehrufe entgegen:

„Ihr Blut komme über Dich!“

Otto antwortet: „Wie das Deine über Dich!“

Bei dem Klange ſeiner Stimme verſucht das furchtbar zerſchmetterte Haupt eine Wendung. Ihr letzter Blick fiel, gebrochen ſchon, auf ihn.

Die Polizei trennte die beiden Männer, die ſich, wie zu einem tödtlichen Kampfe bereit gefaßt hielten. Beide wurden entfernt, während die alte Hausmeiſterin heulend und wehklagend ein Tuch über die Leiche breitete.

10.

Die Unterſuchung, welche über das ſchreckenvolle Ereigniß eingeleitet wurde, ergab ſo gut wie gar nichts, was der menſchlichen Gerechtigkeit als Grund zur Beſtrafung und als Schuld vor dem bürgerlichen Geſetze erſchienen wäre. Deniſens Hausgenoſſen ſagten aus, daß ſie den Tag über allein in ihrem Zimmer eingeſchloſſen geblieben, ohne die beſorgte Pförtnerin oder Ernſt, der wiederholt nachfragte, auf ihr

Pochen einzulaſſen. Man hatte ſie ſeufzen und ſtill für ſich weinen gehört. Als gegen Abend Otto's Boten kamen, ſein Eigenthum von ihr zurückzufordern, verfiel ſie in heftige Zuckungen, die ſich milderten, je leerer ſein Zimmer wurde. Sie ſtand, nachdem das letzte Stück verſchwunden, am offenen Fenſter, den Trägern nachblickend. Wenige Minuten darauf, wie Ernſt abermals erſchien, war das Entſetzliche ſchon geſchehen. Alle Hilfe kam zu ſpät und vergebens. Ernſt vermochte nur noch die Leiche, welche dem Geſetze verfallen ſein ſollte, loszukaufen und ihr auf dem Kirchhofe Montmartre eine Ruheſtätte „für ewige Zeiten" zu erwerben.

Ernſt und Otto wurden von dem Gerichte, dem ſie ſich geſtellt, ebenfalls entlaſſen. Jeder von ihnen fühlte aber, daß damit die Sache nicht abgethan ſein konnte. Es giebt Fälle im menſchlichen Leben, wo, auch ohne eigentliche Beleidigung und Ehrenkränkung, zwei Männer ſo feindſelig und ſchroff einander gegenüber geſtellt werden, daß ſie ohne einen Kampf auf Leben und Tod weder ſcheiden noch ſich wieder vereinigen können. Das Duell nimmt dann gewiſſermaßen ſeinen alten Charakter als Gottes-Urtheil an, entkleidet von aller frivolen Zuthat der Mode und des Waffenſpieles.

Beide trafen ſich an einem klaren, friſchen Herbſtmorgen im Gehölz von Vincennes, welches das von Boulogne in ſeinen blutigen Zwecken abgelöſt hat. Der Tag war ſo ſchön, heiter und ſonnig aufgegangen, daß ein Gedanke an Mord und Todtſchlag doppelt unnatürlich und ſündlich erſchien. Aber die fünf Männer, welche ſchweigſam und düſter, die Schritte raſchelnd durch das welke Laub, von der Landſtraße ablenkten auf eine verſteckte Lichtung im Walde, ſie hatten keinen Sinn für den funkelnden Herbſtthau zu ihren Füßen, für das Säuſeln des Windes in den dunklen Tannen, den leichten Zug fröhlicher Wölklein über den blauen Himmel. Ihre Gedanken waren weit, weit ab von allen dieſen Dingen. Ernſt, der ſehr bleich, aber feſt ausſah, erinnerte ſich an ſeine Mutter, an Deniſe; Otto ging mit zur Erde geneigter Stirn als ſuche er ſein Grab wie eine Wohlthat; die beiden Zeugen, ebenfalls Deutſche, einer davon der uns bekannte Maler Kranz, ſprachen flüſternd mit einander die Regeln der Entſcheidung ab, die ſich ſchwer und fürchterlich vorbereitete. Der Arzt folgte für ſich.

Auf dem freien Platze angelangt machte man Halt. Kranz maß, weit ausholend, die fünfzehn Schritte ab, während ſein Gegenſecundant lud. Die Uebereinkunft lautete: Beide Gegner ſchießen von ihrem Standpunkte, gleichzeitig, mit Zielen, ſobald bis Drei gezählt worden. Zwei Stöcke auf die Erde gelegt, bezeichneten ihre Plätze. Die Piſtolen wurden ihnen eingehändigt. Die Zeugen traten zurück. Kein leeres Wort, kein Verſuch der Verſtändigung mehr, kein Hauch; auch ringsum im Walde alles ſtill.

So ſtehen ſie ſich gegenüber die Jugendfreunde, die Landsleute, die Brüder, Bruſt wider Bruſt, die Waffe in der noch geſenkten Hand. Ihr Auge zuckte nicht, das Otto's wurzelte im Boden, während Ernſt mit unendlicher Trauer ihn anblickte. Keiner zweifelte, auch nicht vor dieſer Probe, an dem Muthe und an der Geſchicklichkeit des Andern: ſie kannten ſich und jeder hatte ſchon öfter ſo geſtanden wie heute, und doch niemals ſo.

Der Secundant Werneck's zog die Uhr. „Seid Ihr fertig?" fragte er. Beide nickten.

„Eins . . . Zwei . . ."

„Halt!"

Kranz war vorgeſprungen und an Otto's Seite getreten. Angelegentlich ſagte er ihm in's Ohr:

„Werneck zielt nicht auf Dich, das iſt augenſcheinlich. Was willſt Du thun?“

Otto, der ſeine Piſtole bisher von unten auf gegen Ernſt gehoben hatte, ward verwirrt. Er ſah erſt auf ſeinen Zeugen, welcher wieder auf die Seite ſchritt, dann auf ſeinen Gegner. Die Unterbrechung hatte ihn durchaus irre gemacht; ſeine Hand begann zu zittern. Ernſt ſtand ihm ſtill gegenüber. Wiederum klang es:

„Eins . . . Zwei . . . Drei!“

Bei dem letzten Worte fielen die Schüſſe und — Ernſt; die Kugel war in ſeine rechte Seite gegangen, etwas über der Hüfte einſchlagend und nah am Rückgrat heraustretend. Der Verwundete ſank in dem Arm des Arztes ohnmächtig nieder. Seine letzte Aeußerung war: „Ich fühle, daß es nicht gefährlich iſt.“ Man brachte ihn in den Wagen, welcher an der Straße wartete, nach dem nahe gelegenen Dorfe Saint Mandé, wo ihm der Wirth einer kleinen Schenke ein Zimmer einräumte. Wenige Schritte davon ſteht das Haus, in welchem Armand Carrel geſtorben iſt.

Otto war nicht mehr von Ernſt zu trennen; ſein Jammer, ſeine Reue ſtreiften an Wahnſinn. Er raufte ſich das Haar, bedeckte die Stirn des Kranken mit Küſſen, ließ ſeine Hand nicht mehr los. Ernſt wehrte ihm nicht; er ſprach Troſt zu, ſobald er wieder zum Bewußtſein gekommen. „Du haſt mich nicht treffen wollen,“ ſagte er, „das ſah ich wohl. Daß Kranz Dich unterbrach, verrückte Deine Waffe, die Du viel zu niedrig hielteſt, um mir ſchaden zu können. Deine Hand fing an unſicher zu werden und gerade weil Du zu fehlen gedachteſt, ſchoſſeſt Du auf mich. Sei indeſſen ruhig. Es wird keine Gefahr haben, nicht wahr, Doctor?“ Dieſer zuckte, wie alle Doctoren, die Achſel und antwortete:

„Ich hoffe, nein.“

Dennoch waren die erſten Tage und Nächte mehr als bedenklich. Erſt nach Verlauf einer Woche geſtaltete ſich die Lage des Kranken ſo, daß ſein Leben als gerettet verbürgt werden durfte. Hingegen ſtellte der Arzt eine langſame Heilung in Ausſicht. Während derſelben wich Otto nur dann von ſeinem Bette, wenn ihn Geſchäfte nach Paris riefen, namentlich Geſchäfte für Ernſt. In den trüben Nächten des Siechthums, wie in den ſtillen Stunden der Geneſung, ſchloſſen die beiden Freunde wiederum den zerriſſenen Bund der Jugend und mit Ernſt's Wunde heilte auch die tiefe Zerrüttung, das ſittliche Leid Otto's langſam aus.

Einſt kam er bewegter wie gewöhnlich von Paris nach Saint-Mandé zurück. Er legte ſtillſchweigend einen Brief auf Ernſt's Bette, den dieſer, als er die Adreſſe und die Handſchrift flüchtig angeſehen, mit abgewandtem Geſichte zurückwies. „Laß uns,“ ſprach er zu Otto, „den Namen dieſer Frau nicht mehr nennen, ſie ſoll todt für uns ſein, wie Deniſe für uns lebt.“ Der Brief war an Otto gerichtet, aber noch uneröffnet.

— „So meinſt Du,“ fragte dieſer, „daß ich nicht einmal leſen ſoll, was ſie ſchreibt?“ —

„Wozu? Ohne dies Siegel zu brechen, will ich Dir ſagen, was das glatte Blatt enthält, deſſen bloßer Geruch mir bis in das Hirn hinein weh thut.“

Otto ergriff den Brief und ſchleuderte ihn in's Kamin. Die Freunde fielen ſich in die Arme und Otto rief lächelnd aus:

„Herkules und Hylas können ihren Hahn gemeinſam dem Asklepios opfern, ſie ſind beide geneſen.“

Ernſter fuhr er fort:

„Und doch iſt es am Ende gut, daß Du das letzte Wort des Räthſels erfährſt. Höre denn, was mir meine Nachrichten aus Paris ſagen. Zuvor lies dieſe Stelle im vorgeſtrigen Moniteur.“ Er zeigte auf einige roth angeſtrichene Zeilen in dem „nichtamtlichen“ Theile des amtlichen Blattes, die alſo lauteten:

> „Wir erfahren aus ſicherer Quelle, daß mit dem nächſten Pairsſchub auch der Graf Heriſy, eine der unzweifelhafteſten Capacitäten des großen franzöſiſchen Grundadels, zu dieſer Würde befördert werden dürfte. Seiner Ernennung geht eine Ausſöhnung mit der Frau Gräfin Heriſy mehr als wahrſcheinlich voraus, welche nicht nur in der Pariſer Geſellſchaft mit allgemein freudiger Theilnahme begrüßt wird, ſondern auch in den Tuilerien eine lebhafte Zufriedenheit erregt hat, da der Hof bekanntlich nirgends mehr auf Beſeitigung aller perſönlichen Mißverſtändniſſe hält, als in denjenigen Kreiſen, welche an Intelligenz, Macht und Einfluß in den Augen der geſammten Nation am höchſten ſtehen.“

„Ich bitte Dich,“ ſprach Otto, nachdem er geleſen, verwundert und nachdenklich zu dem ihn beobachtenden Freunde, „was bedeutet dies?“

— „Zuſammengehalten mit den Gerüchten aus den Salons, welche mir geſtern ſammt dieſer Nummer der öſterreichiſche Geſandtſchafts-Secretär herausgebracht hat, bedeutet dies nichts mehr und nichts weniger als Folgendes: Schon ſeit einem Jahre ſpinnt die Gräfin an dem Plane einer Ausſöhnung mit dem Grafen. Sie will ſich mit ihm wiederum „arrangiren“: derſelbe Ausdruck, nur auf die linke Seite gewendet. Die Zeit beginnt für ſie, wo ſie aus der Phaſe der galanten Dame in die der politiſchen Frau übergehen muß, wenn ſie nicht ganz von der Bühne abtreten will. Des Grafen Reichthum und ſeine Pairie ſind ihr nothwendig zu der neuen Rolle; mit ſeinem Diplom deckt ſie ſeine Vergehungen an ihr zu, und ſein Geld wiegt ihr ſeine Rohheit auf. Ihrer Verſtändigung mit dem Grafen ſtand das Verhältniß mit mir hinderlich im Wege, welches eine allerdings läſtige, nicht wohl überſehbare Oeffentlichkeit erlangt hatte. Ich mußte bei Seite geſchafft werden. Statt eines Bravo dingte ſie, — verzeihe mir, Bruder, — einen Anbeter. Du warſt, ſchon wegen Deiner Entfernung aus allen Kreiſen der Geſellſchaft, ohne Aergerniß und mit Bequemlichkeit ſo lange zu behalten, bis ich das Feld vollends geräumt hatte. Unſer Zweikampf bildete einen unvorhergeſehenen Knoten in ihrem Plane, dieſer blutige Faden paßte nicht in die Muſter, womit ſie das Gewebe ausſchmückte, welches ſie und ihren Gemahl auf's Neue zuſammenziehen ſollte. Einige Jahre früher wäre ihr ein ſolcher Zwiſchenfall doch willkommen geweſen, ſie hätte dann als grauſame Schönheit ſich hinſtellen können, zu deren Füßen ſich zwei Ritter die Hälſe brachen. Jetzt kreuzte aber das Aufſehen erregende Ereigniß ihre Pläne. Raſch mußte ſie ihm einen andern Lauf, eine andere Geſtalt geben in den Augen der Welt, als die Wahrheit iſt. Sie gruppirte die Thatſachen dieſer vielbeſprochenen Angelegenheit alſo: Ich bin der Verführer Deiner Geliebten, die zum Selbſtmord getrieben ward, weil Du ihre, mit mir begangene Untreue entdeckt: Du ſtrafſt ſie an mir. So iſt alles auf's Natürlichſte erklärt und nebenbei jedes Geflüſter auf den Mund geſchlagen, das etwa noch durch die Salons raunen konnte, Du ſeieſt mein glücklicher Nachfolger geweſen. Ein Mann, der ſich um einer Griſette wegen ſchießt, kann unmöglich der begünſtigte Anbeter einer Gräfin ſein. Dein Schuß hat ihren Ruf auf einmal von uns beiden befreit. Der zärtlichen Ausſöhnung der Gatten ſteht nun nichts mehr entgegen. Graf Kroneck, der heute früh mich beſuchte, hat den Grafen ſchon in der Welt getroffen. Sein großes Hotel in der Rue de Lille wird prächtig hergerichtet zur Aufnahme des glücklichen Paares. So, lieber Freund, ſieht es hinter den Couliſſen des großen Theaters aus, auf welchem Du eine Gaſtrolle gegeben haſt. Nicht wahr, wir wollen den Vorhang fallen laſſen?" —

Otto ſaß wie betäubt. Statt aller Antwort rief er, in lautes Weinen ausbrechend und das Geſicht mit beiden Händen bedeckend:

„Deniſe!"

11.

An einem trüben Wintertage ſtand auf dem Kirchhofe Montmartre ein einſamer Wandersmann, den Stab in der Hand, das grüne Ränzchen auf den Schultern, eine leichte Reiſemütze in die langen Haare gedrückt. Ein feuchter Wind ſchnob von Weſten her, die Wolken jagend durch die dicke Luft. Schnee war gefallen über Nacht, war ſogar liegen geblieben auf der Stadt, welche, aus ſolcher Entfernung geſehen, unter der weißen Hülle den Anſchein einer ungeheuren Ruine hatte. Die ſtumpfen Thürme von Notre Dame, St. Sulpice, St. Jacques la Boucherie ragten mit ihrer beſchneiten Fläche gleich Trümmerhaufen über der weißgrauen Linie empor, in der die Stadt verſchwamm. Düſtere Nebel flatterten um das trauervolle Bild. Kein Glockenton, kein Hammerſchlag ſcholl herauf; der Lärm und das Treiben des Ameiſenhaufens verlor ſich in der winterlichen Ferne.

Otto nahm Abſchied von Deniſens Grab, das er und Ernſt mit einem Steine und ihrem Namen geziert hatten. Es war das einzige Haus, von dem er ſich zu beurlauben brauchte, ehe er Paris verließ, da Ernſt vor wenig Tagen bereits heimgekehrt. Entblößten Hauptes warf er ſich auf den hartgefrorenen, weiß überzogenen Hügel nieder und küßte inbrünſtig die kalte Platte, welche ihn deckt. „Lebe wohl,“ ſchluchzte ſeine Stimme aus tiefer Bruſt, „lebe wohl, du edles, einziges Herz, das mich liebte, das mein war, das ich zerbrach.“ Seine Hände rafften den Schnee auf und drückten ihn an die glühende Stirn, an die Wangen, an's Herz. „O lebe wohl!“

„Und dir da drunten,“ rief er emporgerichtet gen Paris aus, „dir, du große Stadt voll kleiner Leidenſchaften, von hier dem Scheine nach ſo ruhig und doch ſo zerriſſen, du, auch ein Kirchhof, wie dieſe Stätte um mich her; dir, die du dich Welt nenneſt in dieſer Stadt, ekler Kreis von menſchlichen Thorheiten und Laſtern, von Leidenſchaften, Launen und Lügen, dir, du Afterwelt, dir, du Todtenſtadt voll übertünchter Gräber und verweſter Herzen, dir meinen Fluch! Sei verdammt, aus einem Gemüthe herauf, das du vergiftet haſt; auf dich dieſes Grabes Verantwortung und die Schuld eines zum zweiten Male vernichteten Lebens!“

Er hielt inne und wendete ſich nun gen Oſten, die Arme weit ausbreitend: „Sei gegrüßt, Land des Aufganges! Zu dir flüchte ich, nicht in die verbotene Heimath, nein, auf den alten, ewigen Boden der Freiheit, in das Allerheiligſte einer friſchen, großen, ewigen Natur, in deine Alpen und über deine Seen, o Schweiz! Nimm den heimathloſen Wanderer an die kühle, ſichere breite Bruſt deiner treuen Berge: im Alpenglühen führe mir ein neues Morgenroth herauf, und die Milch deiner Gletſcher werde meiner wunden Seele zum Trank der Lethe!“

Rief es und eilte den öſtlichen Abhang des Hügels hinunter.

IV.

Renata.

I.

Ein angenehmeres Haus als das des Banquier Lebau gab es in Prag nicht, vielleicht nicht im ganzen alterthümlichen Königreiche der Libuſſa. Seine Tafel und ſein Salon ſtanden Einheimiſchen und Fremden offen: man aß vortrefflich, trank noch beſſer, die Unterhaltung war zwanglos, das Silber ächt und gediegen, die Gaſtfreiheit unbeſchränkt. Wie mancher Tellerlecker hatte nicht ſchon, als er die glatte Schwelle hinter ſich wußte, die Zunge herausgeſtreckt hinter dem Rücken der guten Leute, welche es ſo gern den adligen Herrſchaften von der Kleinſeite an feiner Sitte gleich thun wollten und an feiner Küche ſie ohne allen Zweifeln ſogar überboten! Wie mancher reiſende Künſtler oder Schriftſteller verließ ſein tägliches Couvert bei Lebau's nur, um in der nächſten Zeitung einen komiſchen Artikel über die dicke Hausfrau loszulaſſen, welche ſich um das Leben gern Frau Baronin heißen ließ, obwohl ſie noch nicht einmal geadelt war, oder um den ehrlichen Hausherrn zu copiren, der mit der Zunge anſtieß und zuweilen in lächerlicher Zerſtreuung vom Comptoir in den Salon geſtürzt kam, die naſſe Feder noch hinter dem Ohr tragend! Das iſt ſo der Dank für ein offenes Haus, wie man es in der Welt heißt.

Nun war es aber in der That artig anzuſehen, wenn der würdige Banquier Abends um halb acht Uhr mit einem Wachsſtock auf langer Stange in den Zimmern umherſchoß, um die Kerzen eigenhändig anzuzünden, was die verwünſchten Domeſtiken niemals zur rechten Zeit thun, ſondern immer eher als es nöthig iſt. Seine Ehehälfte rannte, einen heißen Eiſenlöffel in der Rechten, hinter ihm drein und ſchüttete Arabiens flüſſige Wohlgerüche auf das glühende Blech, um ihrem Appartement den rechten Comme il faut-Geruch mitzutheilen. Am Schluſſe dieſer beiden Operationen ließen Beide zugleich das Dienſtperſonal Revue paſſiren, ob die Schleifen und Kniebänder der Livrée auch richtig ſäßen, und die weißen Cravatten ordentlich gebunden wären. „Anton, Er geht an die Thür und empfängt, Mamſell hat den Thee unter ſich, den Jakob umherpräſentirt, Michel das Gefrorene und die Kuchen, und hernach leuchtet der Anton wieder mit der Fackel hinab und empfängt die Trinkgelder. Alle Trinkgelder ſind gemeinſchaftlich, Kinder, Ihr wißt es. Nun an Euren Poſten!“ So ſchaffte die würdige Hausfrau und eilte ſelbſt noch einmal in das Allerheiligſte ihres Schlafgemachs, um mit der Puderquaſte ihrem vor Aufregung und Arbeit glühenden Angeſichte eine kühle, blaſſe, vornehme Hautfarbe aufzutragen.

Man hätte denken ſollen, daß Zeit und Gewohnheit alle dieſe Mühſale der Gaſtfreundlichkeit erleichterten und wohl gar aufheben. Aber beileibe nicht. Wer nun einmal nicht geboren iſt innerhalb der chineſiſchen Mauer, Mode, Form oder Ton genannt, dem wird lebenslang ihre Ueberſteigung eine Laſt und ein Zwang dünken. Der gute Banquier ſchrieb ſeine Wechſel auf Tauſende viel leichter als eine kleine Einladungskarte, und ſeine Frau, trotz vieljähriger Uebung und ſtrengſter Befliſſenheit, gelangte dennoch niemals dahin, ihre Bedienten mit einem Blicke zu regieren, ſtatt mit vielen Worten, wie ſie ſich auch des lieben, hausfraulichen Nöthigens bei ihren Gäſten nur mit peinlichſter Selbſtüberwindung enthielt. Dennoch war es dem Ehepaare ein ſteter Kitzel, nur recht viel Welt bei ſich zu ſehen, wo möglich mit glänzenden Namen zu prunken und in dem Vergnügen fremder Leute, das für ſie mit vieler Plage und Sorge legirt war, im Schweiße des Angeſichtes ihr eigenes Vergnügen zu genießen.

Der geſellige Ruf des Lebau'ſchen Hauſes erreichte ſeinen höchſten Gipfel zu der Zeit, da der einzige Sohn Ferdinand zurückkehrte, der Erbe eines bedeutenden Reichthums und ein junger Mann von wirklich einnehmender Perſönlichkeit. Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt und ſchon hatte er in Sprüngen und Sätzen eine Lebensreiſe durchgemacht, wozu bei einem gewöhnlichen Menſchenkinde die doppelte Dauer nicht würde hingereicht haben. Sein Vater beſtimmte ihn anfangs für das Geſchäft, wie der Kunſtausdruck lautet; er ſollte die Firma Lebau fortſetzen. Allein auf Ferdinands Klage fand erſt die Mama und ſpäter auch der Hausarzt, daß Rechnen und Schreiben der Geſundheit des jungen Herrn nachtheilig ſei. Danach ward er auf das Studiren angewieſen, er beſuchte Univerſitäten, in Prag, in Wien, in Padua, und ſtellte ſeine durch die ſitzende Lebensart des Kaufmanns bedrohete Körperconſtitution dergeſtalt wieder her, daß ihm nach den Anſtrengungen des Studiums die Erholung auf Reiſen empfohlen werden mußte. Von mehrjährigen Irrfahrten und Ritterzügen ruhete er dann endlich im Militärdienſte aus: Ferdinand zog die glänzende Huſaren-Uniform an und eroberte dadurch nicht nur vollends das Herz ſeiner Mutter, — dieſes gehörte längſt ihm, — ſondern auch das des Vaters, welcher von jeher als Mann des Friedens Nichts lieber ſah, denn ſchimmernde Uniformen und federbuſchige Czakos. Der junge Lobau wanderte in die Garniſon ſeines Regiments aus und von nun an hörten die Aeltern nur in jenen regelmäßigen, glücklicher Weiſe nicht übertriebenen langen Zwiſchenräumen von ihm, wo er anzeigte, daß er abermals einen Wechſel auf cher papa abgegeben habe und ſich, den zehrſüchtigen Geldbeutel abgerechnet, vollkommen wohl befinde.

Ferdinand war kein Wüſtling, nicht einmal ein leichtſinniger oder eitler Menſch. In ſeiner Natur ſteckte der edelſte, feſteſte Kern, nur war die Schale zu weich, welche das Geſchick von der Stunde ſeiner Geburt an darum legte. Hätte er arbeiten müſſen, entbehren, kämpfen: er wäre ein Mann geworden. Der Genuß, zu dem er vorher beſtimmt war, verweichlichte ihn, obgleich er ihn nicht verdarb. Um ein gutes Theil beſſer als Viele ſeines Gleichen, ſetzte er eine falſche Ehre darin, ſchlechter zu ſcheinen. Er ſprach von Pferden, Hunden und Dirnen, weil er nichts Anderes um ſich reden hörte, allein er dachte andere, höhere und beſſere Dinge. Sein Geiſt war friſch, ſein Herz rein geblieben; in beiden lag eine geheime Triebfeder, die raſtlos fortſchwang und ein mächtiges Gegengift wider äußere Infectionen: die Liebe.

Nach dreijähriger Abweſenheit kam Ferdinand zu einem kurzen Beſuche nach Prag zurück. Die Zeit ſeines Urlaubs ſollte ein Feſt ſein, nicht nur für die ſtolze Mutter und den glücklichen Vater, ſondern auch in dem ganzen Kreiſe ihrer Hausfreunde und Bekannten. Mutter Lobau fühlte wohl, daß mit dem glänzenden Geſtirn ihres Ferdinand eine ganz neue Aera für ihre ſociale Stellung, — dies war ein Lieblingsausdruck von ihr, — aufgeben werde. Er hatte Alles, was ihr und ihrem Manne abging, wonach ſie, wie ſie tief empfand, immer noch vergeblich trachteten: die gänzliche Leichtigkeit vornehmer Umgangsformen, den natürlichen Takt, welchem Alles wohl anſteht, und dazu ein kräftiges, offenes, hübſches Geſicht, gebräunt von der Sonne eines Herbſtmanoeuvres, eine Geſtalt, welcher das knappe, ſchimmernde Reiterkleid wie angegoſſen ließ, eine Fülle der ſchönſten Haare um Kopf und Lippe, Pferde und Hunde der ächteſten Racen, kurz, wie der Banquier ſagte, Alles, was den Cavalier ausmacht. Man muß Oeſterreich kennen, um dieſen Begriff in ſeinem ganzen Umfange, ſeiner ſpecifiſchen Bedeutung zu ſchätzen.

Herr Lobau beſaß ein Landgut, oder wie er er es mit beſcheidenem Stolze nannte, ein Sommerhaus, hart an der Moldau gelegen, mit einem reichen Parke umgeben, aus einem im Verfall noch geſchmackvollen Ritterſitz umgewandelt in eine prunkvolle, nagelneue Bürgerwohnung. Der Garten war mit Gewächshäuſern, Pavillons, Glorietten, Statuen und Büſten ſo überfüllt, daß für die Menſchen darin kaum noch Raum blieb: wo ſonſt ein großer Weiher lag, da hatte man jetzt einen kleinen See mit einer künſtlichen Inſel und einem Maulwurfshügel, „Berg“ genannt, angebracht, die Bibliothek war zum Speiſeſaal geworden, die große gothiſche Halle zum Rococo-Salon. Gegen den Fluß hin, welcher ehedem frei und offen an den Büſchen des Parks hinſchoß, war eine Mauer aufgeführt, um am Fuße Selbſchüſſe anzubringen und auf der Höhe einen chineſiſchen Tempel, Belvedere getauft wegen ſeiner ſchönen Ausſicht. Das Haus war innerlich umgebaut, neu angeſtrichen und von allem Zierath des Vergangenen nur Eines geblieben: das Wappen des früheren Beſitzers, in Stein über dem Thorweg ausgehauen. Herr Lobau fuhr unter der neunzackigen Grafenkrone niemals hinweg, ohne ſo eigenthümlich vor ſich hinzulächeln, daß ein Phyſiognom unentſchloſſen zwiſchen dem Prädicat der Schadenfreude und des Neides geſchwankt haben würde.

Auf dieſem Landgute, welches Frau Lobau nach ihrem Namen Katharinenclauſe benamſet hatte, ſollte für den heimgekehrten Sohn das erſte Willkommfeſt gefeiert werden, aber in einer Art, wie die Leute noch nie etwas gehört hätten und von der ſie noch in Jahr und Tag reden würden. Eine gewöhnliche Abendgeſellſchaft, ein Ball, ein Conzert, ein Liebhabertheater ward für ſolchen Zweck nicht ausreichend befunden; etwas ganz Neues müßte es ſein, meinte die Hausfrau, etwas Außerordentliches, etwas Herrſchaftliches, denn das war ihr höchſtes Ideal. Sie erinnerte ſich an die Beſchreibung von allerlei Feſtlichkeiten, womit heimkehrende Fürſten und ruhmgekrönte Siegeshelden empfangen wurden. Das „Volk" ſollte alſo auch dabei thätig ſein; nach ihrem ſouveränen Begriffe lag viel mehr vornehmer Ton darin, ſich vom Volke beluſtigen zu laſſen, als die Mühe ſelbſt zu übernehmen. Ihr Volk beſtand nun freilich blos aus einigen Länderei-Pächtern, Häuslern, Gärtnerburſchen, Hausmägden, Stallknechten; indeſſen, Noth iſt die Mutter der Künſte, und ſo ließ ſich auch mit ſolchen Schauſpielern ein Haupt- und Staatsact in Scene ſetzen, welcher ja um ſo angenehmer, je natürlicher er ausfiel. Sie beredete alſo die Herren Comptoiriſten ihres Gemahls für den großen Tag aus ihren Schreibärmeln in die kleidſame böhmiſche Bauerntracht zu ſchlüpfen, um in dieſer Verkleidung mit den beiden Töchtern des Gärtners und zwei Dorfſchönheiten der Nachbarſchaft eine Polka zu vier Paaren aufzuführen. Der Fiſcher, welcher ihre Küche verſah, wurde mit einigen Kameraden zu einem Schifferſtechen auf der Moldau geworben. Die Schuljugend des zu dem Gute gehörigen

Dorfs ſtudirte lange vorher Sacklaufen und Kletterbaum ein. Sogar ein allerliebſtes kleines Scheibenſchießen im Tyroler Schützen-Anzug konnte veranſtaltet werden. Zum Schluſſe brillantes Kunſtfeuerwerk und Tanz des Volkes im Freien unter einem Zelte und der eingeladenen Gäſte im Landhauſe. Ueber dem Portal ein F in Brillantfeuer, das die Grafenkrone verdunkeln ſollte, ſie aber nur deſto heller beleuchtete.

Ein warmer, freundlicher Septembertag begünſtigte die große Unternehmung ſichtlich. Frau Lobau war ſchon um fünf Uhr früh auf, — auf und davon, aus einem Zimmer in's andere, vom Zelt zum Feuerwerk, von der Küche, wo ſie mit eigenen Augen nach allen Gerichten ſah, zum Scheibenſtand, um mit eigenen Füßen die Entfernung abzumeſſen und den jungen Zielbuben anzuweiſen, wie er ſich halten müſſe, um möglicher Weiſe nicht getroffen zu werden von den ungeübten Schützen. Alles war in beſter Ordnung; nicht ein Zufall ſtörte, nicht ein Unglück, wie die Sprache der Hausfrauen es nennt, außer etwan, daß die ſteigende, faſt ſommerliche Sonnenhitze die idylliſche Milch gerinnen machte und die unter künſtlichen Felſen angebrachte Eisgrube am Ende des Gartens in eine Ciſterne verwandelte. Herr Lobau war noch in der Stadt; er ſollte mit den National-Böhmen erſt gegen Mittag herauskommen, wo das Feſt mit einem Frühſtücke, — nicht doch, mit einem déjeuner dinatoire, ſeinen Anfang nahm. Früher konnte er, ſelbſt für dieſe Gelegenheit, dem Comptoir und dem Correſpondenzbuche ſich nicht entziehen; aber mit dem Glockenſchlage Zwölf ſtellte er — wohl zu merken, nur für heute! — ſeine Zahlungen ein. Die Sackläufer und Baumkletterer naſchten einſtweilen von den Töpfen der glücklich erſpäheten Speiſekammer, und die Gärtnermädchen plünderten die Beete, welche ihr Vater mit ſo vieler Mühe gehegt und gepflegt hatte.

Ferdinand begegnete in der Vorhalle des Hauſes der mit Blumen und Guirlanden beladenen Mutter; ſie wollte eben die Geraniums auf den Treppen ordnen und Anweiſung geben, wo die Gewinde am zweckmäßigſten anzubringen ſeien, um den Gäſten gleich in die Augen, gelegentlich auch wohl auf den Kopf zu fallen. Mit der liebenswürdigen Unart eines verzogenen Söhnleins umhalſte er die gute Frau und warf mit ſeinen Sporen ein Paar der ſchönſten Topfgewächſe um. „Nicht böſe ſein, Mutter Flora," ſchmeichelte er, „Ihre Spenden reichen mir gerade zu einem allerliebſten Morgenſträußlein hin." Er riß haſtig einige Blüthen und Blätter zuſammen und wollte mit einer Kußhand hinauseilen.

„Aber, Ferdinand," fragte die Mama hinterdrein, „wohin denn ſo eilig und ſo früh am Tage?"

„Wohin anders, als zur Nachbarin? Ich bin mit ihr um elf oder zwölf zurück. Gewiß, Mutterl!"

„Bedenkſt Du auch," war die viel ernſthaftere Nachrede, „daß Du um den Oberſten und ſeine Tochter Dich nicht ſo viel ſorgen ſollteſt? Sohn, Sohn, nimm Dich vor den ſchönen Augen des Burgfräuleins in Acht! Du weißt, dieſe Nachbarn ſind ſtolz wie die Pfauen, und arm wie die Kirchenmäuſe."

„Ich will ja kein Geld von ihnen und keine Gunſt. Behüt' Gott, Mutter."

Fort war er. In einer Secunde darauf hörte ihn die mit gerunzelter Stirn nachblickende Mutter längs der Gartenmauer dahin ſprengen auf dem ſandigen Wege nach Rybnikberg. In dem alten, verfallenden Schlößchen, das, kaum eine Stunde von Katharinenclauſe entfernt, von mäßiger Anhöhe in's Moldauthal herniederblickte, ſaß der Magnet, welcher den jungen Kriegesmann ſo mächtig anzog, Renata, das ſchöne Töchterlein des alten, podagriſchen, invaliden Oberſten von Rybnik. Die Gärten der Aeltern grenzten aneinander, ſo hatten die Kinder ſich bald im Spiele und im Ernſte zuſammengefunden. Was kümmerte es Ferdinand, wenn ihn der Vater nur ungern aus den wohlgehaltenen, ſauberen Pfaden ſeines Gartens in die vernachläſſigte, grün wuchernde Wildniß des Nachbarparkes ſpringen ſah? Was fragte Renata nach den unzufriedenen Blicken, womit der Oberſt aus ſeinem Erkerfenſter in den Hof hernieder drohete, wenn ſie mit dem Kaufmannsſohne Feder-Ball ſchlug und ſich haſchte? Beide waren ihrer Aeltern Einzige und Lieblinge, und der Knabe beherrſchte den ſchwachen Banquier am Ende nicht weniger, als das Mädchen den ſtrengen Soldaten. Außerdem waren die beiden Väter, der eine an das Geſchäft, der andere an den Müßiggang ſo ganz und gar dahingegeben, daß ſie ſich um ihr Nächſtes kaum noch umſahen. Der alte Rybnik, wie Frau Lobau richtig ſagte, ein eben ſo ſtolzer als armer Mann, hatte im Laufe ſeines Lebens trübe und ſchmerzliche Erfahrungen gemacht und deshalb von aller Welt ſich zurückgezogen auf ſein kleines Erbe, wo er von keiner Geſellſchaft mehr wiſſen wollte, als von der ſeiner Tochter. Abſtammend aus einer der älteſten Familien des böhmiſchen Adels, und verwandt mit deſſen reichſten, angeſehenſten Mitgliedern, hatte er durch eine frühe Heirath aus Neigung, die nach den Begriffen der Welt eine Mißheirath war, ſich von ſeinem Stande und von der allein als Geſellſchaft gelten wollenden Welt losgeſagt. Als Soldat ſetzte er ſein baares Vermögen im Kriege zu, ohne im Frieden, wenigſtens nach ſeinen Anſprüchen und Erwartungen, genügend entſchädigt zu werden. Als er ſich, gekränkt und verlaſſen von allen Seiten, aus einer Laufbahn zurückzog, welche ihn und ſeine Gemahlin nur unglücklich gemacht hatte, folgte ihm in die Einöde der kleinen Beſitzung, des Einzigen, was ihm geblieben war, noch allerlei böſe Nachrede. Was Wunder, daß er voll Grimm und Bitterkeit mit aller Welt brach und ſich, den Letzten ſeines Stammes, in ſeiner Väter Haus einſam zu begraben dachte? Frau von Rybnik, ein zartes, ſchwaches Weib, fortwährend gebeugt unter der furchtbaren Empfindung, die unſchuldige Urſache von ihres Mannes verfehltem Leben zu ſein, erlag, nachdem ſie ihm ſpät noch ein Töchterlein gegeben hatte. Auf Renata's Haupte ſammelte ſich denn aller Schatz von Liebe und Zärtlichkeit, deren das alte vielverwundete Herz ihres Vaters ſo fähig als bedürftig war. Deſſenungeachtet, vielleicht gerade deswegen gelang ihm die Erziehung des wunderbar ſchönen Kindes nur in ſo weit, als ihre eigene vortreffliche Natur, unabhängig von ſeiner Nachgiebigkeit, ſich aus und durch ſich ſelbſt entwickelte. Von Herzen gut, ward Renata doch auch von Herzen eigenſinnig. Der geringe Umgang, den ſie pflegen konnte, diente nicht dazu, ſie auf das Leben vorzubereiten. Von ihrem achten Jahre an war Ferdinand ihr täglicher Spielkamerad. Das blieb ſo, bis er auf Univerſitäten und Reiſen ging, blieb auch, wenn er zu Beſuchen heimkehrte, welche faſt eben ſo lang in Rybnikberg, als im älterlichen Hauſe weilten, blieb endlich, obwohl aus den Kindern Leute geworden waren, wie ſie ſelbſt mit geheimem Erſtaunen wahrnahmen, als Ferdinand nach dreijähriger Abweſenheit wieder einmal vorſprach. Er zählte vierundzwanzig Jahre, während erſt ſiebenzehn Lenze Renata's Schönheit zur vollen Blüthe entfaltet hatten. Die erſte Jugend lag hinter ihnen. Aber wie die Wirkung von kindlichen oder kindiſchen Träumereien oft durch ein ganzes Leben geht, namentlich wenn die Abgeſchiedenheit des Landes dem Traume Nahrung, dem Spiele Dauer verleiht, ſo wußte Ferdinand noch nicht, was Liebe ſei, als er ſie für Renata ſchon empfand. Erſt da er in die Welt hinaustrat, durch jede Frauengeſtalt die ſeiner Geſpielin erblickend, erſt da ward er ſich wohl klar über ſein Gefühl und ließ es, unbekümmert, wie Geſunde und Glückliche überhaupt ſind, in ſich aufwachſen und gedeihen, ohne noch nach irgend einer Frucht zu begehren. Was Renata anging, ſo kam ſie aus der immer gleichen Sorgloſigkeit und Unbefangenheit ihm gegenüber nicht heraus. Ihr von Natur leichtes, heiteres Temperament war unter der nachſichtigen Hand des Vaters unmerklich mehr und mehr in die Oberfläche gegangen. Sie ſuchte kaum etwas Anderes als Unterhaltung, und dieſe fand ſie im größten Maße bei Ferdinand; darum ließ ſie ihn und ſich gewähren.

Es braucht nicht ausdrücklich bemerkt zu werden, daß ſie die Königin des Feſtes war, zu welchem Ferdinand ſie und ihren Vater abgeholt hatte. Und welches Feſt war das! Ein ganzer Feſttag vielmehr! Alles ging in der That auf's Glücklichſte und Herrlichſte ab, ein paar Kleinigkeiten nicht zu rechnen, daß die Comptoiriſten betrunken auf den Tanzplatz kamen, die Schützen einen Lieblingshund des Oberſten in's Vorderbein ſchoſſen, weil er hundert Schritte von der Scheibe entfernt vorbei lief, und daß die Jugend beim Hahnenſchlag mit unendlicher Wuth auf ſich los droſch, ſtatt auf das unglückliche Schlachtopfer ihrer Kunſtfertigkeit. Frühſtück, Spaziergang im Park, Fahrten auf dem See, ſogar das ſpäte Mittagsmahl im Freien und der Kaffee im Pavillon waren vorüber, Alles vom treueſten Sommerwetter begünſtigt. Gegen Abend ſollte der Tanz angehen und als Intermezzo das Kunſtfeuerwerk vom Balcon des großen Saales genoſſen werden.

Renata trat an Ferdinand's Arm zum erſten Walzer an. „Welch ein göttlicher Tag," rief ſie nach der erſten Tour entzückt aus und die Freude leuchtete von ihren glühenden Wangen, aus den dunklen Augen und dem hellen Lächeln ihres Geſichts.

— Ich bin glücklich, wenn die Schöpferin mit ihrem Werk zufrieden iſt, — verſetzte ihr Tänzer und drückte ſanft den Arm, der ihm einen Augenblick länger gelaſſen ward, als es der Tanz erheiſchte.

„Blos zufrieden! O Sie ungenügſamer, hochmüthiger Menſch! Sagen Sie, daß wir im Himmel waren! Oder haben Sie in Ihrer großen Welt, auf Ihren Reiſen wirklich Etwas geſehen, was dieſem Feſte glich?"

— In der That, Renata, ſie gleichen ſich alle. Einige Kerzen mehr oder weniger, ein geringer Unterſchied im Staube der Tanzzimmer oder in den Schüſſeln und Flaſchen des Mahles, und ſonſt Alles eins, eins und daſſelbe! —

„Sie müſſen mir noch von London, von Paris, von Wien erzählen, recht viel, alles Beſondere und Einzelne. Was war Ihnen denn von allen unzähliger [illegible] nbeſchreiblichen Vergnügungen das anziehendſte?"

— Ein Maskenball, ſollt' ich [illegible] Da iſt Reiz im Geheimniß, Geſchmack im Anzug, [illegible] präch noch am eheſten möglich. Ich möchte Sie [illegible] hantaſietracht ſehen, Fräulein Renata: wie würden [illegible] en, wie namenlos ſchön und gebietend! —

„Wer weiß, Schmeichler: vielleicht entſtellte mich eine ſolche Verkleidung und dann würde ich Ihnen nicht einmal mehr wie jetzt gefallen!"

— Nicht einmal! Auf Ehre, Renata, es gehörte eine ganz unmögliche Veränderung dazu, um ſolch einen Eindruck auf mich zu machen. Freilich, wenn mit dem Aeußeren auch das Innere bei Ihnen ausgewechſelt würde! —

„Nicht für Sie, Ferdinand, o gewiß nicht, nun und nimmer. Nein, glauben Sie das nicht. Wenn Sie mich einmal unter einer Maske ſehen, dürfen Sie überzeugt ſein, ſie verſteckt Ihnen nur mein Geſicht, nicht mein Herz.“

Dankbar und begeiſtert wollte der Ueberglückliche ihre Hand küſſen; ſie zog zurück, weil ſie einem finſtern Blicke des Vaters begegnete. Aber eben begann die Muſik eines jener verführeriſchen, ſchmelzenden, hinreißenden Walzer-Trios von Strauß. Der Tänzer ſchloß die Tänzerin ſo feſt in ſeine Arme, daß ſein Hauch ihre Stirn berührte und durch ihre aufgelöſten Locken wehete; ein heißes Geflüſter in ihr Ohr, und dort wirbelten ſie hin, wie ein Paar Unſterbliche in ewiger Jugend und Freude, von einer roſigen Wolke gewiegt.

2.

Vielleicht tagte es am Abend des Feſtes vor den Augen des Oberſten von Rybnik. Wenige Zeit nachher pfiff er nämlich eines ſchönen Morgens ſeinem Reitknecht, der zugleich Kutſcher war, und befahl, die Droſchke anzuſpannen. Seine Tochter wollte ſchon Hut und Shawl ſuchen, um ihn zu begleiten; er meinte aber, er wolle nicht in Katharinenclauſe verſprechen, ſondern blos in die Stadt fahren, um mit dem Banquier ein Geſchäft abzumachen. So ging er denn allein.

Der Oberſt war noch immer ein kräftiger, anſehnlicher Mann. Wenn er, kerzengerade daſitzend, die Zügel ſtraff in der Hand, die Peitſche kunſt- und ſchulgerecht geneigt, dahinfuhr, daß die Funken ſtoben, den Gruß eines Nachbarn freundlich, aber mit Herablaſſung erwiedernd, ſo ſah ihm Jedmänniglich auf hundert Schritte den „Cavalier“ an. Das ärgerte gerade Frau Loban; ihre Wagen waren alle viel neuer, als die einfache Droſchke des Oberſten, ihre Livrée viel reicher geſtickt, ihr Geſchirr viel glänzender, und doch mußte ſie dem unerbittlich aufrichtigen Sohne im Stillen Recht geben, wenn er ſagte: „Mutterl, es thut's halt nicht; der alte Miſchko von Rybnikberg und ſeine zwei Ungarn ſtechen Deine Lakaien und Deine Engländer aus. Ergeben wir uns drein!“

So raſſelte der Oberſt in Prag vor dem Hauſe des Banquiers an. Herr Loban war im Comptoir, Madame im Salon. Als höflicher Mann und weil der Schlaukopf recht gut wußte, wer Herr im Hauſe war, ließ er ſich zuerſt bei der Frau melden. Sie warf ſich in ihre Cauſeuſe, ſchlug ein Album auf und winkte herein. Im Grunde ſchmeichelte ihr der Beſuch des alten Herrn doch und ſie wußte mit vielem Vergnügen, daß Miſchko mit den beiden Ungarn unten vor dem Thorwege auf- und niederfuhr, aller Welt zur Kunde, daß der Baron Rybnik einen langen Morgenbeſuch bei Loban's abſtattete.

Nach den gewöhnlichen Eingängen einer derartigen Unterhaltung wünſchte unter feierlichem Räuſpern der Oberſt auch den Herrn vom Hauſe hereingezogen. Es ward nach ihm geſandt; er erſchien, in der Thür geſchwind noch ſeinen grünen Schreibärmel abſtreifend und bis unter die Augen erröthend, als ihm ein ſtrenger Blick ſeiner Frau ſagte, ſie bemerke bei dem nachbarlichen Händedrucke, welchen der Oberſt mit ihm wechſelte, doch wieder einen Tintenflecken an ſeinem rechten Mittelfinger. Rybnik hub an, als man wieder Platz genommen hatte, nicht ohne ſichtliche Befangenheit: „Nun denn, werthe Nachbarn, offen herauszureden; ich muß Ihnen nur melden, wie ich es für Edelmanns Pflicht und Recht halte, daß zwiſchen unſern Kindern etwas vorgeht, wovon wir Alten auch wiſſen ſollten.“

— Nichts Unrechtes, hoff' ich, Herr Oberſt, nichts Unrechtes, wollen Sie meinen, — verſetzte Frau Lobau.

„Beileibe nicht, Madame Lobau, ja nicht. Wie wäre meine Tochter, und gewiß auch Ihr Herr Sohn, eines Unrechten fähig? Nein, ich denke nur, es iſt da etwas im Werden, im Keime, und wir thun wohl, es an's Licht zu bringen, ehe es wächſt, uns vielleicht über den Kopf wächſt.“

Herr Lobau nickte mit dem ſeinigen, während die wackere Frau ein verdrießliches Lächeln ſchlecht maskirte.

„Die Sache iſt die,“ fuhr, ruhiger und feſter werdend, der Oberſt fort. „Die beiden jungen Leute ſcheinen eine ernſtliche Neigung für einander gefaßt zu haben. Sollen wir als Aeltern eine ſolche nähren, oder ihr wehren? Iſt es unſere Pflicht, zuzuſehen oder einzuſchreiten?“

— Ich dächte, Herr Oberſt . . . —

„Einen Augenblick, liebſte Frau Nachbarin, einen Augenblick nur. Offen und ehrlich, mein altes Soldaten-Sprichwort. Sie wiſſen, ich bin nicht reich, nicht einmal wohlhabend, und Sie ſind mehr als dies, ſehr reich ſogar.“ Hier ſchnupfte Herr Lobau aus einer kleinen hörnernen Doſe und zuckte kaufmänniſch die Achſeln. „Hingegen, — wie ſoll ich mich denn nur ausdrücken, um nicht mißverſtanden zu werden, — hingegen . . .“

— Nun, hingegen ſind Sie von altem Adel, und wir nur Bürgerliche, das weiß ja alle Welt, — ſo platzte ungeduldig und ſchon verletzt Frau Lobau heraus.

„Ganz recht,“ verſetzte der Oberſt, mechaniſch wiederholend: „das weiß alle Welt. Aber alle Welt weiß nicht, meine gute Frau Nachbarin, was in dieſem Gegenſatze liegt, was daraus erwachſen kann. Ich habe Erfahrungen in dieſem Punkte gemacht, welche ich jedem Andern erſparen möchte, meiner Tochter und Ihrem Hauſe vor Allen, Erfahrungen, die ich ſelbſt meinen Feinden nicht wünſche, und ich habe deren viele, aber hier nicht, Gottlob, bei Ihnen nicht.“

Der Banquier verſuchte gerührt die Hand des Oberſten noch einmal zu ſchütteln, ſeine Frau hatte jedoch anders beſchloſſen. Sie ſtand etwas hitzig auf und erwiederte:

— Nichts für ungut, Herr Oberſt, es ſcheint mir, Sie machen viele Worte, wo mit wenigen auszureichen iſt. Der Fall iſt wohl ein ganz einfacher. Lieben ſich unſere Kinder wirklich und hält Ferdinand bei Ihnen um Fräulein Renata ernſtlich an, ſo wiſſen wir ja zeitig genug, woran wir ſind. Sie bringt Geburt mit, er Geld, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihre Aeußerungen von vorhin zu wiederholen. Wie die Zeiten nun einmal geworden ſind . . . —

„Eben dieſe Zeiten, — verzeihen Sie eine neue Unterbrechung, — eben dieſe Zeiten können aber wiederum anders werden, müſſen es ſogar. Ich beſitze, wie Ihnen das Gerücht geſagt haben wird, noch einige nicht unbedeutende Anſprüche an den Staat. Mein Proceß mit der Kriegskanzlei liegt in zweiter Inſtanz den Richtern vor, und mein Anwalt ſchreibt mir noch geſtern, er ſei nicht zu verlieren. Dies und die faſt eben ſo zuverſichtliche Ausſicht auf eine reiche Erbſchaft in der Familie meiner verſtorbenen Mutter rehabilitirt mich allerdings zu einer Stellung, in welcher ich für meine Tochter gewiſſe Anſprüche machen zu dürfen glaube.“

— Ihre wahre Meinung alſo iſt, daß Ihnen Ferdinand nicht genug ſcheint als Schwiegerſohn? —

„Aber, meine liebe, raſche Frau Nachbarin, ich ſage ja das gar nicht; verſtändigen wir uns doch nur recht!“

Es folgte eine lange, peinvolle Unterredung, worin der Oberſt und Frau Lobau fortwährend disharmoniſch neben einander hergingen, indeß der gute Banquier mit obligatem Neigen oder Schütteln des Hauptes, mit einem leiſen Hüſteln oder Räuſpern, mit einem So-So, Hm-Hm, Ja-Ja ſeine blos accompagnirende Gegenwart beurkundete. Oberſt Rybnik war im Grunde ſeines Herzens gar nicht abgeneigt, zuletzt nachzugeben, jedoch nur nach einer großen und pathetiſchen Vaterſcene, welche er ſeinem Stolze als Genugthuung ſchuldig zu ſein glaubte. Frau Lobau wollte in der kurzen und heftigen Weiſe, die bei feierlichen Anläſſen immer aus ihrer künſtlichen Ruhe durchbrach, den Knoten zerhauen, ohne jedoch die Luſt nach einer hochadeligen Schwiegertochter durchaus verſchwören zu können. Am Ende ſchloß die Verhandlung wie ſo viele diplomatiſche mit dem berühmten Statu quo: es blieb beim Alten, man wollte abwarten, was die Zeit thue und das junge Pärlein ſelbſt.

Niemand war herzensfroher als der gute Banquier, da der Oberſt nach einer Glockenſtunde endlich aufbrach. Er hatte ſich ſchon heimlich vorgenommen, mit dem gewöhnlichen Kaufmannsverwand der Poſtſtunde zu entſchlüpfen, aber der Muth verſagte ihm zu einem ſolchen Schritte. Wie erſchrak er erſt, als der Oberſt, ihn voll Herablaſſung am Arme nehmend, erklärte, er habe noch ein Wort in Geſchäften mit dem geſchätzten Herr Nachbar zu reden. Mit ſchlecht verborgenem Zwang erwiederte er, daß ihm jedes Geſchäft mit dem Herrn Oberſten ein Vergnügen ſei, und führte ihn in kleinen, kleinen Schritten durch das Comptoir in's Allerheiligſte des Kaſſazimmers. Der Oberſt ſchloß die Thür hinter ſich und begann in leiſem, innerlich bewegtem Tone:

„Herr Lobau, ich rede ſelten von mir, noch ſeltener von meinen Geſchäften. Die wenigen Veranlaſſungen, da ich genöthigt war es zu thun, haben mir, durch die Art und Weiſe wie ſie ausgingen, alle Luſt benommen. Es iſt bekannt, Herr Lobau, daß ich keinen Freund auf der Welt habe, keine Seele, der ich mich anvertrauen könnte, als die kindliche meiner Tochter. Nun es jedoch den Anſchein gewinnt, als ob unſere beiderſeitigen Verhältniſſe von heute an eine andere Wendung nehmen würden, nämlich von einer bloßen nachbarlichen Bekanntſchaft zu einem nahe-verwandten, ja faſt brüderlichen Verkehr, nun fühle ich mich berechtigt, verpflichtet ſogar fühl' ich mich, Ihnen, mein lieber Herr Lobau, entgegenzukommen, wie ich noch keinem Menſchen auf Erden entgegenkam: Ich will Sie um einen Dienſt bitten!“

Der Oberſt ſank nach dieſem langen Eingang auf das Leder-Sopha hin, das in der Ecke des kleinen Zimmers ſtand. Er ſchwieg einen Augenblick, als erwarte er auf ſolche Worte eine ermuthigende Begegnung. Herr Lobau aber ahmte ſein Schweigen in tödtlichſter Verlegenheit nach. Auf dem Schreibebock vor ſeinem Pulte ſitzend, zog er abwechſelnd aus einem Loche im Polſter einige Roßhaare heraus, bald ſchleißte er ſeine längſten Gänſekiele unverantwortlich ab. Zu dieſer geiſtreich wechſelnden Zerſtreuung murmelte er nur unverſtändliche Worte, wie: „Zu viel Ehre .. Sehr glücklich ſchätzen .. Vertrauen erwiedern . . . Möglichſtes thun und Beſtes hoffen . . .“

„Keine Verſprechungen,“ fuhr ſein Beſuch fort, „ehe Sie meine Wünſche kennen. Ich haſſe Verſprechungen. Hören Sie mich erſt an und aus. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen heute noch von meinen Anſprüchen an die Kriegskanzlei, von meinen Hoffnungen auf Erſatz und Reſtitution ſo meiner Ehre als meines Vermögens erzählte. Ich habe ſichere Ausſicht, ganz ſichere, Herr Lobau. Nur geſtehe ich unverhohlen, daß der Proceß ... die Advocaten ſind ſehr theuer, ha, ha, ha ... Vorſchüſſe verlangen ſie auch noch, und dazu kommt .... Alle Teufel und Donnerwetter auf meinen verdammten Stolz: Lobau, ich bin arm, ganz arm in dieſem Augenblicke, auf Ehre ich bin's, ich brauche Geld, viel Geld ſogar, ſoll ich nicht untergehen, dem Hafen nahe, — kurz und gut: Zehntauſend Gulden Münz'! — Oeffnen Sie das eiſerne Dings da, das wohl das Zehnfache enthält. Leihen Sie mir's, zu fünf Procent, auf fünf Jahre!"

Es iſt unmöglich, den Ausdruck zu beſchreiben, welchen Geſicht und Geſtalt des Banquiers bei dieſer Forderung annahmen. Bei dem Kernfluche des alten Soldaten fuhr derſelbe ſo entſetzt von ſeinem Schemel empor, als ſei das Donnerwetter wirklich in ihn eingeſchlagen. Das große Hauptbuch flog vom Pult herab in die eine Ecke des Zimmers und die Doſe aus der Bruſttaſche in die andere. Während er nach beiden ſich bückte, brauchte er wenigſtens den Oberſten nicht anzuſehen, und da er es nun endlich mußte, Himmel, wie fuhr er zurück vor dem verſteinernden, verzweifelten Ernſt in dem grauen Auge und auf der ſchwarzgerunzelten Stirn! Er ſchlug ſeine Blicke geſchwind wieder zu Boden, wo er die verſtreueten Tabakskörner zu zählen ſchien, und ſtammelte endlich:

— Allerdings iſt dieſes Begehren mir ſo neu, — mein Haus macht ſonſt nicht derartige Geſchäfte, — ich fürchte, der Herr Oberſt werden nur geringe Sicherheit zu bieten haben, da auf Ihrer Beſitzung, ſo viel ich weiß, bereits Obligationen haften. —

„Ich biete die beſte Sicherheit, die meiner Ehre."

Der Banquier lächelte unwillkürlich zu dieſem Begriffe von kaufmänniſcher Verhandlung.

„Außerdem will ich mein Leben für den Betrag des gewünſchten Capitals verſichern, um Sie über einen etwaigen Todesfall zu beruhigen."

Loban ſaß auf Kohlen. Seine natürliche Gutmüthigkeit, ſeine Furcht vor dem Oberſten, der Wunſch, ſich ihn zum Freunde zu erhalten, hauptſächlich des eigenen Sohnes wegen, ſtritten peinlichſt mit der Erfahrung und dem Gewiſſen des Geldmannes, welcher die gänzliche Unmöglichkeit eines ſolchen Geſchäftes nur zu wohl einſah. Der Oberſt ſetzte ihm inzwiſchen noch einmal zu. „Können Sie," ſagte er aufſtehend, „oder vielmehr wollen Sie mir den großen Dienſt leiſten, um den ich Sie anging?"

— Herr Oberſt," erwiederte mit dem Muthe der Verzweiflung der in die Enge getriebene Banquier, indem er ſich ebenfalls erhob, „Herr Oberſt, Sie waren aufrichtig, laſſen Sie es mich gleichfalls ſein. So gern ich, der Himmel iſt mein Zeuge, Ihnen durch jede mögliche Bereitwilligkeit helfen möchte, ſo bedarf die Sache doch Ueberlegung. —

„Ich laſſe Ihnen fünf Minuten: Fünf Procent! Fünf Jahre! Ja oder nein?!"

— Sie müſſen ſelbſt einſehen, mein Herr Oberſt, daß eine ſolche Verhandlung ſchnurſtracks gegen alles Herkommen in unſerer kaufmänniſchen Welt läuft. Privatanleihen aus der Geſchäftskaſſe zu machen, iſt wider alle Grundſätze des Banquierthums. —

„Alſo: Nein!?"

— Jeder Sachverſtändige kann Ihnen bethätigen, daß durch eine einzige Verhandlung ſolcher Art der Credit meiner Firma leiden muß. —

„Genug, ſchon mehr als genug," rief Rybnik aus. „Ich danke für den Wink. Nein, Ihre Firma und Ihr Credit ſoll durch keine Verhandlung mit mir leiden, wahrhaftig durch gar keine. Guten Morgen, Herr Loban. Kein Wort mehr darüber, ich bitte Sie. Alles, was ich verlange, iſt, daß Sie ſchweigen über das zwiſchen uns Beiden Vorgegangene. Das werden Sie, nicht wahr?“

Er ſtürzte hinaus und knirſchte noch in der Thür: „Schweigen koſtet ja nichts, ſchweigen kann er, ſoll er, oder — —“

Der Reſt ſeines Zornausrufes verhallte unter Peitſchenknall. Seit langer Zeit hatten die Ungarn die züchtigende Hand ihres Herrn nicht ſo ſchwer und ſo unverdient empfunden. Der alte Miſchke ſchüttelte verwundert den Kopf.

3.

Obgleich in dem Verkehr der Nachbarn ſeit der erwähnten Unterredung kein augenfälliger Unterſchied bemerkbar war, ſo trug doch im Stillen der Oberſt dem Banquier ſeine abſchlägige Antwort bitterlich nach. Ihre beiden Kinder näherten ſich inzwiſchen um ſo inniger, je weiter die Aeltern ſich von einander entfernten. War, was eine eigentliche Erklärung im Style der Liebe heißt, unter ihnen auch noch nicht gewechſelt worden, ſo verſtand ſie ſich gleichſam von ſelbſt: jeder Blick vertrat das bedeutſame Wort, und Ferdinand und Renata fühlten ſich ſo vollſtändig verbunden und förmlich verlobt, als wären ihre heiligſten Gelübde längſt ausgetauſcht. Wie koſtbar wurden daher dem jungen Paare die Augenblicke, als der Urlaub Ferdinand's ſeinem Ende mit unaufhaltſamer, unglaublicher Schnelle entgegenging! Sie trennten ſich nur noch ſelten von einander. Morgens ward ein gemeinſamer Spazierritt gemacht, denn Renata hatte vom Vater die edle Kunſt lieben und üben gelernt; der alte Miſchko war ihr dabei ein genügender Schutz und ihrem Begleiter eine nicht eben läſtige Ehren-Wache. Nach Tiſche erging man ſich, oft unter der Mutter Augen, im Park von Katharinenklauſe. Nur der Abend, welcher eine Ahnung des nahen Abſchieds in der kurzen Trennung bis zum andern Morgen herbeiführte, warf einen trüben Schatten über das ſonnige Verhältniß der Liebenden, welches aber dadurch an Innigkeit und Bedeutung nur gewann.

Eine kurze Woche noch, und Ferdinand mußte ziehen! Zuvor entfernte er ſich erſt auf wenige Stunden, um auf dem Gute eines befreundeten Edelmannes einen Pferdekauf abzuſchließen. Wie lang und wie leer erſchien Renata der eine Tag, wo ſie ihn nicht ſah, ein peinliches Vorbild ſo vieler künftiger! Sie konnte kaum das Wiederſehen und die Minute des Morgenrittes erwarten, den ſie wie gewöhnlich mit ihm verabredet hatte. Sorgfältiger ward bei aller Einfachheit ihre Toilette nie gemacht, das lange Amazonenkleid nie ſo maleriſch in weite Falten geworfen, der kleine Hut mit dem weithinwehenden grünen Schleier nie kecker und koketter auf die freiwallenden Locken gedrückt. Wahrhaftig, einen beſſeren Vorwurf für ein modernes Salonbild hätte kein Winterhalter erfunden, als dieſe anmuthige Begegnung der beiden Liebenden. Der Herbſt hatte den Weg von Katharinenklauſe nach Rybnik mit ſeinen bunteſten und reichſten Farben beſtreut. Ueber die Stoppelfelder trieb ein friſcher Morgenwind weiße Fäden, das Geſpinnſt zu dem Leichenhemde eines ſchönen Jahres, und wirbelte hochrothes oder tiefgelbes Laub empor in die kühle, klare Luft. Durch den Duft des Frühnebels blitzte eine herrliche Sonne, in deren Strahl die fernziehende Welle der Moldau und der überreiche Thau auf Wieſen und Aeckern wie zerriſſene Silberblicke herauffunkelten. Und in dieſem Rahmen die zwei ſchönen, friſchen, jungen Geſtalten, beide ihr Roß um ſo heftiger ſpornend, je heftiger ſie ſelbſt von demſelben Wunſche geſpornt waren, beide wie zu einem Feſttage geputzt und geſtimmt, beide zwei volle Frühlinge in der Herbſtſcene. Der alte Miſchke hatte es klüglich aufgegeben, dicht hinter der Herrin zu bleiben: er hielt das ſo wenig aus als ſein Thier, noch eine Erinnerung aus den guten Zeiten ſeines Cavallerie-Dienſtes. So trafen ſich, juſt auf der Mitte des Weges, welche kein Geometer genauer ermittelt hätte, die Liebenden ganz allein. Ein lauter, freudiger Gruß flog ſchon von Weitem auf beiden Seiten, und dann folgte eine ſtille Pauſe, während die Pferde muthig ſich anſchnoben und mit weißem Schaum beſprüheten. Ferdinand hatte Renata's freie Hand an ſein klopfendes Herz gezogen und bedeckte das weiche, däniſche Leder, das ſie umhüllte, mit Küſſen. Renata war ganz Auge für ihn. Aus verzeihlicher Eitelkeit zeigte er ſich bei dieſem Abſchiede in voller Schönheit, in vollem Staate. Der reich geſtickte und geſchnürte Dolman flog um ſeine Schultern, Pallaſch und Säbeltaſche ſchlugen an die Flanken des edlen Thieres das er ritt, und um ſeine glühenden Wangen flatterten, vom raſchen Ritte mehr entfeſſelt, als von der leichten Mütze gehalten, ſeine glanzend blonden Haare. Wie ein junger Gott des Krieges, des Sieges ſaß er auf ſeinem Roß, wirklich eine Geſtalt und ein Bild mit ihm.

Der Rauſch des erſten Moments verflog, und beide glitten nun in leichtem Schritte über den weichen Boden neben einander hin, Miſchke auf ein Paar Pferdslängen hinter ihnen. Ferdinand klopfte wohlgefällig und ſtolz den Nacken des prächtigen Goldfuchſes, den er erſt ſeit einigen Stunden ſein nennen durfte. „Das heiß ich ein Pferd," ſagte er und ließ das vortrefflich geſchulte Thier ſeine Künſte zeigen, einen der ſeinen Schenkel nach dem andern aufhebend, den Nacken herrlich emporgeworfen. „Gelt, liebe Renata, es iſt eine Pracht? Ein Vollblut, wie Altengland kein beſſeres zog. Drei Preiſe gewann er ſchon. Und er ſpringt, verſichert Graf Thun, über eine Mauer, wenn man's haben will. Für ihn gab es kein Hinderniß auf der Rennbahn."

— O wie möcht' ich ihn ſpringen ſehen! Nur Einmal, Ferdinand, bitte! — So rief Renata aus in aller ſprühenden, faſt kindiſchen Lebensluſt der Jugend.

„Nun, die Wahrheit zu ſagen, ich verſuchte ihn heut früh ſchon ein wenig. Um den Weg abzuſchneiden wollt' ich über einen ganz anſehnlichen Zaune im Park drüberſetzen, aber Fury ſchien nicht aufs Beſte gelaunt, und meine Mutter ſchrie mir aus dem Fenſter nach, als hätt' ich den Hals ſchon gebrochen."

— Wie Schade, daß ich Fury nicht fliegen ſehen ſoll! —

„Wenn Sie wollen, Renata, ſo muß er."

— Bitte, nur ein ſchmaler Graben, eine niedere Hecke; die dort meinetwegen! —

„Nicht doch, Nachbarin. Ganz oder gar nicht. Um einer Kleinigkeit willen werde ich mein Thier nicht quälen. Hier, links über den Acker; dort iſt nach der Landſtraße hin ein Zaun, ſchon des Verſuches werth. Alſo d'rauf und d'rüber!"

Die Thiere griffen aus: in wenig Sekunden ſtand man vor dem Zaun, welcher in ziemlicher Höhe und Breite aus Weißdorn und einzelnen hölzernen Planken längs der Straße aufgeführt war. „Halten Sie ſich nur ein wenig zur Seite," bat Ferdinand, „ich weiß, Fury wird unartig werden." Damit warf er das Thier herum. Miſchko war nachgekommen und ſchrie ſchon von Weitem: „Jeſu Maria, da werden doch gnädiger Herr nicht über Zaun ſetzen?" Was hört aber die Jugend auf das Alter? Der Reiter maß nicht einmal die

Größe ſeines Wagniſſes, ſein Blick theilte ſich zwiſchen der Geliebten, welche mit funkelnden Augen ſeiner Kühnheit und Kraft wartete, und dem neuen Pferde, das er zugleich zeigen und verſuchen wollte. Er gab ihm die Sporen und ſprang an. Das Thier, viel vernünftiger als die Menſchen, weigerte ſich: es ſtieg auf, bäumte ſich, wieherte, ſtampfte, warf ſich von einer Seite auf die andere, kurz es zeigte alle möglichen Künſte, nur die Luftſpringerkunſt nicht, welche Schauluſt und Eitelkeit ihm abtrotzen wollten. Nach fünf Minuten befanden ſich beide, Pferd und Reiter, ziemlich in demſelben Zuſtande wie Sieger und Beſiegte nach einer Schlacht, auf dem alten Flecke nämlich. Miſchko war indeſſen abgeſtiegen und wollte mit Gewalt, wenn es ſein mußte, von dem unſinnigen Sprunge abhalten. Auch Renata flehete, ängſtlich und verwirrt geworden, zurückzuſtehen von Dem, was ſie kurz zuvor ſo eifrig gewünſcht hatte. Aber Ferdinand, durch den Widerſtand nur noch mehr gereizt, rief heftig aus: „Aus dem Wege, Miſchko! Aus dem Wege, ſag' ich! Allez hop, Fury! Laß ich ihm einmal den Willen, ſo iſt er für immer verdorben. Allez hop!“ Peitſche und Sporn trafen das edle Thier furchtbar, es ſtürzte auf den Zaun los, kein Ausweg mehr —

„Allez hop, Fury!“ und es ſprang.

Renata ſchloß die Augen und ſchrie laut auf.

Da ſie jene wieder aufſchlug, reichte ein Blick hin, ihr eine ganze Welt voll Jammer und Reue und Elend zu zeigen. Das Pferd zu nahe an den Zaun gezwungen, hatte nicht genug Anlauf nehmen können, um ganz hinüber zu gelangen. Ein fürchterliches Krachen, — ein leiſes Aechzen drauf, — aber dann kein Wort des Troſtes mehr, keine Sylbe, kein Geflüſter: „ich lebe noch,“ nicht einmal ein Schmerzensruf, der noch von Athem und Bewußtſein gezeugt hätte, nein, nur ein entſetzliches Schweigen, unterbrochen durch das Stöhnen des verwundeten Thieres, welches auf dem Reiter lag und durch vergebliche Anſtrengungen ſich loszumachen, ſich und ihn nur noch tiefer in das Dornengeflecht und in die Plankenſpitzen einwühlte. Vom Körper des unglücklichen Reiters ſah man nur eine todte, träge Maſſe, in dem Geſtrüppe und unter dem Pferde regungslos zuſammengeſunken.

Es war eine beträchtliche Strecke, die Renata längs dem Zaune hinreiten mußte, um die offene Straße zu gewinnen und von jenſeits der Unglücksſtelle ſich zu nähern. Dort lag er, den ſie über alles in der Welt lieb hatte, allem Anſcheine nach todt, vernichtet, verſtümmelt, er, noch eben das Leben, die Kraft, die Schönheit ſelbſt. O welche grauenvolle Minuten waren das, als Renata verhängten Zügels den Zaun umritt, während Miſchke, beſinnungsloſer noch als ſie, auf ihr Geheiß um Hilfe nach dem nähern Rybnikberg eilte! Endlich, endlich, endlich war ſie an Ferdinands Seite: wie viel Schrecken, Kummer, Verzweiflung kann in einer Minute, auf einem Fuß breit Raumes liegen! Sie ſchwang ſich aus dem Sattel und kniete nieder neben ihm, mit den Händen durch die Dornen zu ihm langend: welche unkenntliche, entſtellte, ſeelenloſe Hülle lag da vor ihren thränenloſen Augen! Kein Geſichtszug mehr herauszufinden, der ganze Körper zermalmt, Alles mit Blut überſtrömt, das in das welke Laub ſickerte! Wahrlich, ein Anblick, ſchlimmer als ihn das gräulichſte Schlachtfeld am Abend des Kampfes dem erfahrenſten und älteſten Wundarzt bietet, der entſetzt und verzagend vor ihm zurücktritt!

Das junge, zarte, ſchwache Mädchen, es verzagte nicht, es floh nicht. Ihr Auge zuckte einmal krampfhaft zuſammen und blieb hernach ſtarr und weit offen. Der erſte Griff ihrer feſten Hand ſuchte das Herz. Mit ſtarken Fingern riß ſie die blutigen Schnüre der Uniform zurück: — da klopfte ihr noch ein leiſer, leiſer Schlag entgegen, und hoch über allem zuſammenſchlagenden Jammer erhob ſich eine grüne, ferne, leiſe Hoffnung. Alles Uebrige war ihr in dieſem Augenblicke nichts mehr: — er lebte. Sie verſuchte das Blut zu ſtillen, welches aus einer tiefen Kopfwunde beſonders reichlich quoll: als das Battiſttuch und der Schleier und aufgeraffte Blätter nicht genügten, riß ſie ihr Haar auf und trocknete mit den ſchönen Locken die düſtere Fluth. So verlief eine Viertelſtunde und noch eine: da hörte ſie, die noch nicht ohnmächtige, Pferdegetrappel. Erſt als die erſehnte Hilfe erſchien, als gerade Miſchko an der Spitze eines kleinen Trauerzuges zurückkehrte, verlor ſie das Bewußtſein. Auch der alte Oberſt war herbeigekommen, und ſein Barbier und vier oder fünf Leute, welche den Leichnam auf eine ausgehobene Thür legten, die erſte und nächſte Tragbahre, die ſich hatte finden wollen. Ein Eilbote ſuchte indeſſen in der Stadt den Arzt und auf Katharinenclauſe die unglücklichen Aeltern.

Der Doctor aus Prag kam an, Rybniks alter Hausarzt, welcher Renaten ſeit ihrem erſten Lebenszeichen gekannt und geliebt hatte. Er wußte wohl, wie es mit ihrem Herzen ſtand, und darum ſchlich er, nachdem die qualvolle Viertelſtunde der Unterſuchung und des erſten Verbandes vorüber war, gleich über den Gang hin zu Renatens Zimmer. Aber ſie empfing ihn, ſchon wieder auf, noch vor der Thür. Bleich und athemlos ſtammelte ſie, die Hand des alten bewährten Freundes faſſend: „Doctor, Leben oder Tod?“ Der Doctor ſchüttelte den Kopf und wandte ſich ab, um eine Thräne zu verbergen.

4.

Eine Woche und wieder eine und noch eine dritte und eine vierte endlich gingen vorüber, ehe die gute Natur des jungen Mannes aus dem Kampfe zwiſchen Leben und Tod ſiegreich heraustrat. Sein rechtes Bein war zweimal gebrochen, die Wunde an der Stirn tief und gefährlich, alle Glieder voll Quetſchungen durch die Wucht des Pferdes und ſeine verzweifelten Schläge. Es brauchte aller Aufmerkſamkeit und Kunſt des Arztes, aller Sorge und Pflege der Mutter, welche ſich ganz auf Rybnikberg feſtgeſiedelt hatte, aller Ruhe des in ein förmliches Lazareth umgewandelten Hauſes, um nur eine Hoffnung auf Leben zu gewähren und dann einen fernen Schimmer der Geneſung. Die nächſte Frage, welche Renata nach der erſten aufwarf, klang ſchon: „Wird er ſehr entſtellt bleiben, vielleicht gar ein Krüppel werden?“ Die Liebe der Mutter fragte anders als die Liebe der Braut; jene weinte: „Wird er immer ſo zu leiden haben wie jetzt?“

Zwei volle Monate ſeit dem unglückſeligen Tage vergingen, bevor der Arzt die Erlaubniß ertheilte, den Kranken nach ſeiner eigenen Wohnung hinüber zu ſchaffen. Jetzt erſt verlangte der Letztere Renaten wieder zu ſehen, wogegen er bisher ſtandhaft ſich geſträubt hatte. Vorbereitet auf den erbarmungswertheſten Anblick, gewarnt, ihren Schrecken zu heftig auszudrücken, gewaltſam gefaßt und entſchloſſen ſchwankte ſie hinüber in das ſtille, unheimliche Krankenzimmer. Dem ſchwachen Lichte eines nebligen November-Tages hatte man noch durch dichte Vorhänge den Eingang verſagt, ſo daß nur eine traurige Dämmerung darin waltete und eine traurige Stille, unterbrochen durch den einförmigen Schlag der Stutzuhr und die ſchweren Athemzüge des immer noch Leidenden. Eingehüllt in ein weites Morgengewand, das Geſicht halb in Tücher und Binden verſteckt, lag er auf dem Divan, ein kaum lebendiger Trümmerhaufen, in dem von ehemaligem Glanz und früherer Schönheit keine Spur blieb. Quer über die Stirn lief eine breite, rothe Narbe, die Augen waren eingefallen von Schmerz, die Wangen ſchmal und weiß von der Stubenluft, die Glieder gelähmt und matt niederhangend. So furchtbar war der Abſtich dieſer Erſcheinung von dem Ideale, das ſie zuletzt angebetet hatte, daß Renate trotz ihrer Selbſtüberwindung zuſammenfuhr. Der Kranke gewahrte es recht wohl und in ſein todtenblaſſes Geſicht ſchoß das Blut. „Ich habe,“ ſeufzte er mit ſchmerzlich leiſer Stimme, „ſo ängſtlich jede Beſſerung meines Ausſehens in jenem unglücklichen Glaſe belauſcht und verfolgt, daß ich beinahe vergaß, wie widerwärtig für eine Fremde noch immer mein Anblick ſein muß.“

— Ferdinand, mein guter, theurer Ferdinand, wie mögen Sie, nein, wie magſt Du ſo grauſam reden, zu Deiner Renata? — So ſtammelte ſie, indem ſie auf einem Schemel zu ſeinen Füßen niederſank und ihr Haupt feſt in ihre beiden Hände drückte.

„Mutter,“ wandte ſich der Kranke wieder zu der armen Frau Loban, „ich bitt' ſchön, laſſen Sie uns eine Weile allein… Ja doch, ich weiß, was Sie ſagen wollen, ich will mich ſo wenig angreifen und aufregen als möglich; aber ich hab' ihr ſo Viel zu erzählen. O, nur ein Viertelſtündchen, meine liebe, gute Mutter! Laſſen Sie mir nur heute wieder einmal meinen Willen, wie Sie es ſonſt gethan, und morgen bin ich wieder Ihr gehorſames, ſtilles, krankes Kind. Bitte, Mutterl!“

„Ferdinand,“ ſchluchzte die gutmüthige Alte, während ſie zur Thür trippelte, „Du weißt ja, wenn Du ſo mit mir ſprichſt, ſo machſt Du aus mir, was Du willſt. Aber hörſt Du, nur eine Viertelſtunde!?“

Eine tiefe, lange Pauſe, nachdem ſie das Zimmer verlaſſen hatte.

Renata ſaß noch immer, das Antlitz herabgeſenkt; durch ihre krampfhaft verſchränkten Finger träufelten die hellen, heißen Thränen.

Endlich, mit mühſamer Faſſung, in zwangvollem Laute, begann der Kranke:

„Dieſer unglückſelige Zufall hat dem hellſten Traumgeſicht ein Ende gemacht, das jemals eines Mannes trunkenes Auge umgaukelte. Nicht einmal drei kurze Monate ſind es, daß ich Sie liebte, meine Renata, mit der reinſten, begeiſtertſten Liebe, die das Weib erwecken und fordern kann. Und auch Sie, ... ja, obgleich ich Sie niemals fragte, darf ich es dennoch jetzt eingeſtehen, ich wußte es nur zu wohl, ... auch Sie ... Warum Worte verſchwenden? Unſere Herzen hatten geſprochen. Und eben ſo wußte ich, daß, gleich uns, auch unſere guten Aeltern ſich verſtändigt haben würden. Vor uns lag eine Zukunft, — nein, ein ganzer Himmel ... O, Renata, Renata, wie tief war der Sturz vom Gipfel aller Hoffnungen in den Abgrund der Verzweiflung!“

— Warum keine Hoffnung? Du wirſt geneſen, mein Freund, Du wirſt wieder glücklich ſein. Oder,“ ſetzte ſie nach einem kurzen Schweigen leiſer hinzu, „oder liebſt Du mich nicht mehr? —

„Sehen Sie mich an, Renata, wagen Sie es, erdulden Sie es! Der Leichnam im Schragen iſt nicht mehr oder minder todt als ich. Wohin ſchwand die Kraft des Mannes, ſich ſeinen Weg zu bahnen, einen Weg der Ehre und des Ruhmes? Wo blieb die Fähigkeit, ach! nur mich ſelbſt zu beſchützen?

Nein, o nein! Mein Platz iſt nicht mehr unter den Lebenden. Wer wird ſich dem entſtellten Krüppel freundlich geſellen wollen, wer ſeine Demüthigungen mit ihm, für ihn ertragen? Nein und tauſendmal nein! Es wäre Grauſamkeit, Sie noch an mich zu feſſeln, das Leben an den Tod!"

— Ich will Sie nicht mehr hören," unterbrach Renata, vor ſich hinſtarrend, ſeinen leidenſchaftlichen Ausbruch. Müßte ich nicht annehmen, daß Schmerz und Krankheit Ihren Geiſt überreizt haben, ſo wären Ihre Worte Frevel an Gott, an Ihnen, an mir. Sie ſagten, daß Sie auch ohne mein Geſtändniß wußten, ich liebe Sie, da Sie noch geſund und heiter und glücklich waren. Wohlan denn, jetzt gebe ich Ihnen dies Geſtändniß. Ja, Ferdinand, ich liebe Dich, liebe Dich, wie Du jetzt vor mir liegſt, noch gebeugt an Leib und Seele, und hundert Male inniger und tiefer als ehemals, da Du über Allen ſtandeſt in voller Blüthe Deiner Kraft und Deiner Schönheit! —

„Süßer Engel, ich glaube Dir. Dein Mund ſpricht, wie Dein Herz denkt, groß und zart und edel. Wie Du biſt, kannſt Du nicht anders denken, nicht anders reden. Aber es darf nicht ſein. Ich darf Dein Geſtändniß und Dein Gelübde nicht annehmen, wie es der Augenblick Dir entreißt. Jetzt liebſt Du mich, Du fühlſt es, Du glaubſt es. Aber weißt Du denn auch, mein armer Engel, was es heißt, ein ganzes Leben voll Sorge, Angſt und Pflege, ein barmherziger Schweſtern-Beruf, auf Deine junge Exiſtenz geworfen, eine Gefängnißkette an Deine freie Hand und um Deinen leichten Fuß? Nein, Renata, Jugend und Siechthum, Schönheit und Gebrechlichkeit vereinigen ſich nun und nimmer. Es läuft wider die Natur."

— Wider die Natur, entgegnete Renata, ihren Muth und ihre Entſchloſſenheit ſteigernd. Und warum wider die Natur?

Was iſt denn des Weibes Natur und Beruf? O, mein Freund, wie wenig kennſt Du mich und mein Herz, wenn Du uns zu ſchrecken meinſt durch den Zwang der Dienſtbarkeit und der Pflege für den geliebten Mann! Nur Eines beantworte mir: würdeſt Du, wenn mich ein harter Schlag der Vorſehung getroffen, härter noch meinetwegen als der Deinige, würdeſt Du aufhören mich zu lieben? Schüttele das liebe, kranke Haupt nicht ſo heftig! Ich weiß, Du würdeſt nicht. Iſt denn nun des Weibes Lieb' und Treue ſo viel kleiner, als die Ehre? Pfui, Ferdinand, erröthe doch, daß Du mich zwingſt, mich alſo aufzudringen! Kein Wort mehr darüber! —

„Wohlan! Dein Wille geſchehe! Ich fühle, daß ich ſelbſtſüchtig und niedrig handle, aber ich füge mich. Hoffnung auf Glück ſoll wiederum bei mir einkehren, ich will von Stund' an wieder aufleben. Aber nur unter einer Bedingung nehme ich Dein hochherziges Opfer an: durch ein Jahr lang erwähnen wir unſeres Verhältniſſes nicht. Du biſt,... Sie ſind frei, Renata, während dieſes Jahres. Weihnachten iſt nahe. Wenn Sie am heiligen Abend des nächſten Jahres nach einer langen, zwangloſen Prüfung wieder in dieſem Zimmer erſcheinen, ſo erſcheine auch ich, meinen Schatz zu heben. Finde ich Sie nicht, ſo ſenden Sie mir kein Wort und keine Zeile. Ich errathe dann mein Schickſal. Ich ſah Dich dann heute zum letzten Male!"

Erſchöpft ſank der Kranke in ſeine Polſter zurück, welche die Hände Renata's ihm ſorglich aufbetteten. Sie umſchlang ihn dabei ſanft und hauchte einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen. Darauf flüſterte ſie: „Ihr Vertrag ſoll gelten, Sie lieber, mißtrauiſcher Diplomat! Aber verlaſſen Sie ſich darauf, Ihr Chriſtkindchen kommt zu Ihnen, noch ehe Sie es holen, wenn Sie nicht ſelbſt, was mir viel glaublicher iſt, noch vor dem heiligen Abend mit dem Reſt Ihrer Schwäche und Ihres Leidens auch die läſtige Bedingung unſeres Glückes von ſich ſchütteln. Und nun laſſen Sie mich nach der Mutter ſchauen. Ich höre ſie ſchon lange draußen auf dem Gange umherſchleichen; ihr Hüſteln ſagt mir, daß unſere Uhr zu ſpät geht!“

5.

Theuerſte Renata!

Darf ich denn noch, der alte Nachbar und Freund, Sie alſo begrüßen? Das Verſprechen, welches ich Ihrem Vater, beim Abſchied von Rybnikberg leiſtete, Ihnen während unſeres Probejahres nicht zu ſchreiben, verhinderte mich auch, Ihnen zu der glücklichen Wendung Ihrer äußeren Lebensverhältniſſe meine theilnehmendſten Wünſche darzubringen. Die glänzende Stellung, in welche Sie durch ein zu ſpät anerkanntes Recht und nach einem verdienten Schickſalswechſel eingetreten ſind, wird nur als eine Faſſung Ihres edlen Weſens gelten und Werth haben.

Am heiligen Abend, vor vier Wochen gerade, war ich auf Rybnikberg in dem bekannten grünen Zimmer auf den Garten hinaus. Das Zimmer war dunkel, der Garten hell vom Schnee. Sie fand ich nicht. O, ich erwartete Sie auch nicht, ich ging nur meinetwegen. Glauben Sie ja nicht, ich wolle Ihnen Vorwürfe machen. Kann ich, darf ich es denn? Geſchah doch nur, was da geſchehen mußte, was ich ſelbſt vorausgeſehen und vorausgeſagt. Wenn mir von dem alten Eckthurm eine bittere Stunde ſchlug, ſo lag die Schuld eben an mir, dem verwöhnten, verzärtelten Invaliden, den eine glückliche ferne Zeit verzogen hat. Gottes Segen über Sie, Renata, meine geliebte Renata! Zum letzten Male nenn' ich Sie ſo und Sie werden den Troſt meinem Herzen nicht verſagen, daß ich Sie ſo nennen darf. Wenn Sie je im Leben einen Freund brauchen, einen Schutz — Doch ich vergeſſe, daß ich ihn ja nicht gewähren kann!

Ich habe im hieſigen Stifte meine Studien wieder aufgenommen. In den Büchern, die ich lange nicht angeſehen, quillt mir ein reicher Born der Geneſung. Oft, — daß ich es Ihnen nur bekenne, — wenn ich aus meiner kleinen, ſtillen Zelle auf die Donau herniederblicke, welche dicht unter meinen Fenſtern hinbrauſt, kommt mir der Gedanke, die Gaſtfreiheit, welche ich hier genieße, umzuwandeln in ein gutes Recht; ich möchte der Welt Lebewohl ſagen und in den heiligen Orden der ehrwürdigen Väter hier oben eintreten. Welche Hoffnung blüht mir drunten noch? Meine Blicke wenden ſich gegen oben: dort ſehe ich im Glauben einen Hafen der Ruhe, wo keine Stürme und Schiffbrüche mehr drohen, einen Kreis der Seligen, unter denen es nur reine und ſtarke Geiſter giebt, keine verſtümmelten und gebrechlichen Körper.

Ich darf nicht ſchließen, ohne Ihnen gemeldet zu haben, daß es mir beſſer geht, viel beſſer. Obwohl mein Ausſehen noch ſehr ſchlecht und entſtellt iſt, auch wohl immerdar ſo verbleiben wird, ſo leide ich doch weniger. Nicht wahr, es freut Sie doch, das zu hören? Ich ſchäme mich, daß ich Kleingläubiger daran einen Augenblick zweifeln konnte.

Leben Sie wohl, theuerſte Renata, und erinnern Sie ſich ohne Schmerz und Zwang zuweilen an

Ihren
treu-eigenen
Ferdinand.

Mölk an der Donau,
24. Jänner.

6.

Gnädigſtes Fräulein!

Das Glück ſcheint in Beziehung auf Sie von ſeiner alten Blindheit endlich geheilt zu ſein. Ich hörte von dem nicht gewöhnlichen Vermögen, welches durch den Tod Ihrer Frau Großtante auf Sie gefallen iſt und von der völligen Rückkehr Ihres Herrn Vaters in ſeine glänzende ehrenvolle Stellung. Wenn Sie dies Alles glücklicher macht, ſo freue auch ich mich herzinnigſt darüber.

Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen geſtehen ſoll, daß eigentlich ein Anliegen zunächſt mir den Muth gab, durch dieſe Zeilen gewiß unwillkommene Erinnerungen in Ihnen zu erneuern. Laſſen Sie es mich offen und kurz ausſprechen und erkennen Sie in dieſem Vertrauen, das widerſtrebend ſelbſt zu Ihnen flüchtet, einen Beweis der fortdauernden, treuen Verehrung, die ich Ihrem Andenken widme.

Obgleich Sie lange Zeit nicht in Prag und deſſen Nachbarſchaft verweilten, werden Sie doch von dem vor beiläufig anderthalb Jahren erfolgten Bankerott meines unglücklichen Vaters unſtreitig durch das Gerücht unterrichtet ſein. Sie und der General Rybnik ahnen aber zweifelsohne nicht, daß eine gelegentliche, gewiß nur im Scherze hingeworfene Bemerkung des Letzteren den erſten Anſtoß zu dem ſchrecklichen Falle gegeben haben ſoll. Er äußerte nämlich einmal in einem Salon der wiener Finanzariſtokratie, daß er Nichts gegen die Solidität des Hauſes Loban in Prag einzuwenden habe, ſich aber doch verwundere, wie deſſen Chef um die elende Summe von zehntauſend Gulden in Todesangſt habe gerathen können. Dieſes Wort, von feindlichen Zungen wiederholt, ausgebreitet, vergrößert, veranlaßte einen unerwartet ängſtlichen Andrang auf meines Vaters Geſchäft, dem es nicht widerſtand. Gottlob und Dank ging er als ein Ehrenmann aus der Kataſtrophe hervor. Der Verkauf ſeiner Güter ſetzte ihn in den Stand, allen Anſprüchen zu genügen, die an ihn geſtellt wurden und er zog ſich ruinirt, aber unbeſcholten zurück. Der arme alte Mann überlebte ſeinen Sturz nicht lange. Sein Tod riß mich aus meiner Einſamkeit heraus, indem er mir neue Pflichten in der Welt gab. Mein Gelübde war zum Glück noch nicht abgelegt; ich kehrte alſo zu meiner guten Mutter zurück, welcher nun meine nächſten und heiligſten Sorgen galten. Nach einer umſtändlichen Prüfung der Angelegenheiten meines ſeligen Vaters raffte ich zuletzt noch ein kleines Vermögen aus den Trümmern zuſammen, das wohl hinreicht, die wenigen Tage meiner Mutter vor Mangel zu ſchützen, wenn es ihr auch den gewohnten Ueberfluß von ehedem nicht gewährt. Ich ließ ihr natürlich Alles, was aufgebracht werden konnte. Für mich bedarf ich nichts mehr. Der Himmel ſorgt ſeit jenem Unglückstage ſichtlich für mich wie für ein unmündiges, hilfsbedürftiges Kind. Mein guter Stern führte mich in ein großes, vornehmes Haus und gab mir in der Erziehung von deſſen heranwachſender Familie eine tröſtliche Beſchäftigung und hinreichenden Unterhalt. Aus einem vielleicht thörichten, aber gewiß verzeihlichen Stolze habe ich einen anderen Namen angenommen, als den meines Vaters, nicht weil ich mich ſeiner traurigen Bekanntheit ſchämte, ſondern weil ich mit ihm alle Erinnerung an unwiderruflich Vergangenes von mir thun wollte. So bin ich für meine Welt von ſonſt todt, todt auch für meine arme Mutter, wiefern ich ſie nicht beſuchen, nicht für ſie ſorgen kann. Für ſie, mein gnädiges Fräulein, nehme ich Ihre gütige Theilnahme in Anſpruch. Sie können mich nicht ſo grauſam mißverſtehen, die gute, alte Frau durch ein Almoſen demüthigen und verletzen zu wollen; nur Ihr Herz ſollen Sie ihr dann und wann offen halten, wenn ſie aus ihrem gegenwärtigen Elend in eine glückliche Vergangenheit flüchten will. Sie wohnt in Stadt Steier, alſo ganz nahe bei der Herrſchaft, welche Ihr Herr Vater kürzlich angekauft hat. Erlauben Sie, daß ſie Sie nur zuweilen aufſucht, wenn Sie Ihren Sommer-Aufenthalt dortſelbſt machen. Sie hat Sie immer geliebt;-mit hoher Freude begleitete ſie Sie auf allen Ihren Wegen und nur die Briefe waren heiter, in denen ſie mir von Ihnen erzählte. Seien Sie gut und milde mit der alten Frau, ich bitte, ich beſchwöre Sie darum, und ich weiß es, nicht vergebens thue ich das. Ihr Herz iſt meine Bürgſchaft. Obgleich Sie reich und vornehm und glücklich ſind, wiſſen Sie doch, wie wohl es den Gefallenen thut, wenn Die, mit welchen Sie früher gleich ſtanden, nur ein wenig freundlich mit ihnen bleiben.

Von mir brauche ich Ihnen keine weitere Kunde hinzuzufügen. Ich bin äußerlich auf faſt wunderbare Weiſe hergeſtellt, aber ein tief-inneres Gefühl verſichert mir, daß ein gnädiges Ende meiner irdiſchen Leiden nahe bevorſteht.

Verzeihen Sie endlich, daß dies Schreiben ohne Angabe meines neuen Namens und meines jetzigen Wohnorts Sie aufſucht. Auch meine Mutter kennt beide nicht. Ich will die Ruhe Derer, welche ich liebte, nicht ſtören, indem ich wie ein abgeſchiedener Geiſt vor ſie trete und an ihnen vorüberwandere.

Sei Ihr Leben lang und leuchtend und glücklich: das iſt mein tägliches und nächtliches Gebet!

Ferdinand Lobau.

7.

Die zwei eingeſchalteten Briefe haben die freundlichen Leſer raſcher, als es eine Erzählung vermocht hätte, weiter geführt im Laufe der Begebenheiten: ſie kennen ſowohl den glücklichen Erfolg in Oberſt Rybnik's Beſtrebungen, als die plötzliche Unglückswendung im Schickſale des gutmüthigen, armen Banquiers. Schon einige Wochen nach der Trennung Ferdinand's und Renata's ward Rybnik durch die Nachricht von dem vollſtändigſten Siege in ſeinem Rechtsſtreit überraſcht. Kurze Zeit darauf empfing er von ſeinen Anverwandten, welche, ſo lange er gedrückt und bei Seite geſchoben war, in rührender Einigkeit ihn zu vernachläſſigen und zu verletzen befliſſen geweſen, eben ſo rührende Beweiſe allgemeinſter Theilnahme und herzlichſter Verſöhnlichkeit. Sein Loos hatte in der großen Kaiſerſtadt einiges Aufſehen erregt; ein biederer, würdiger Erzherzog ſprach ſogar an der Hoftafel mit großer Genugthuung von der endlichen Anerkennung ſeiner Rechte. Nun beſann ſich auf einmal die alte Tante des Oberſten, daß ſie noch eine Großnichte beſitze, von der ſie ab und zu an ihren Namenstagen erfreuliche Zuſchriften erhalten habe. Sie wunderte ſich, wie ſie doch nicht ſchon längſt auf den Gedanken gefallen ſei, ihre Einſamkeit durch Berufung des lieben Kindes zu erheitern. Eine dringende Einladung ging nach Rybnikberg unverzüglich ab. Der Oberſt lächelte voll heimlicher Bitterkeit zu dieſem wie zu allen Zeugniſſen eines auf einmal wiederhergeſtellten guten Vernehmes zwiſchen ihm und ſeiner Familie. Er war ein viel zu feiner und zu hart geprüfter Menſchenkenner, als daß er ſich hätte täuſchen und fangen laſſen durch dieſe plötzliche Umkehr, die er nur allzurichtig auf ihren wahren Beweggrund zurückzuführen wußte. Auch hatte er ſeinerſeits und für ſich lange abgeſchloſſen mit der Welt. Nicht ſo für ſeine Tochter. Ihr wollte er um ſo mehr alle Vortheile und Vergnügungen einer ſogenannten Stellung in der Geſellſchaft zuwenden, als er dieſelbe ehemals nur ungern und gezwungen aufgab. Dazu kam, daß ihre Entfernung von Rybnikberg und von Prag ſie mit einem Male aus Verbindungen und Zukunftsplänen emporhob, welche er, auch ohne ſein Zerwürfniß mit Lobau's und ohne ſeinen gewonnenen Rechtshandel als ihrer Geburt und ihrer Perſönlichkeit gleich unwürdig betrachtete. So wurde denn beſchloſſen, Renata ſolle der Einladung der Großtante nach Wien folgen, während ihr Vater auf ſeinem Gute zurückblieb, beſchäftigt, die durch Entſchädigung und Rechtsanſpruch ihm zugefallenen nicht unanſehnlichen Summen zur Ordnung ſeiner Verhältniſſe und zur Beſſerung des Familienſtammſitzes anzuwenden.

Die kleine Genugthuung konnte ſich der Oberſt nicht verſagen, daß er Renaten bei ihrem Abſchiedsbeſuche zu Lobaus begleitete. Ferdinand war ſchon fort, unmittelbar nach ſeinem Vertrag mit Renaten abgereiſt, nachdem er ihrem Vater auf Ehrenwort ein unverbrüchliches Schweigen während des Probejahres, ſo ſchriftlich als mündlich, gelobt hatte. Renata verabſchiedete ſich unter heißen Thränen von der künftigen Schwiegermama, wie ſie ſie ſchon jetzt nannte. Zu gleicher Zeit führte der Oberſt den Banquier wiederum in das kleine Comptoir unten im Hauſe und legte ihm mit ſchlecht erkünſtelter Gleichgiltigkeit ein Paquet Wechſel, im Betrage von zwanzigtauſend Gulden, vor, angeblich, um eines

Sachverſtändigen Rath über deren ſicheren Anlage einzuholen.

Gerade ein Vierteljahr nach ihrem Abſchiede von Ferdinand fuhr Renata durch die Tabor-Linie und die Leopoldſtadt hindurch, in die ſchöne Kaiſerſtadt ein, welche ſie zum erſten Male betrat. Es war Wiens größte Epoche: Faſching, Bälle, Theater, bald darauf große Praterfahrten und Baſteipromenaden. Dies, und daß Renata in dem unglaublichen Alter von achtzehn Jahren auf dieſe Bühne trat, erklärt Alles, was nicht weitläufig erzählt zu werden braucht: daß ſie nämlich in den erſten acht Tagen ein ungeheures Heimweh empfand, ganz betäubt und niedergeſchmettert war von allen lärmenden und blendenden Eindrücken, und allabendlich einen langen, zärtlichen Brief an „ihren" Ferdinand nicht ſchrieb, ſondern blos auf ihrem Kopfkiſſen träumte; daß ſie in den nächſten vier Wochen ſchon recht unbefangen an der Seite der Großtante in den Salon, in die Loge, in den Wagen trat, alle auf ſie gerichteten Blicke — und deren waren viele, wurden täglich mehr und bald zu viel — mit heroiſchem Gleichmuthe aushaltend. Sie dachte noch bei jedem jungen Manne an Ferdinand, aber „mein Ferdinand" dachte ſie nicht mehr ſo oft. Als das Frühjahr vollends erſchienen war, bezog ſie mit der Großtante ein reizendes Landhaus in Baden. Der Sommer führte ſie nach Iſchl und Gaſtein, der Herbſt nach Mailand, Venedig, Trieſt, der Winter nicht nach Rybnikberg, ſondern nach Wien zurück. Ferdinand hieß in ihren Selbſtgeſprächen jetzt ſchon Lobau. Kurz vor dem beſtimmten Chriſtabend erſchien der Vater bei ihr in Wien. Er wunderte ſich im Stillen und lächelte wiederum vor ſich hin, der Menſchenkenner, als er beinahe noch weniger, wie er erwartet hatte, zu überreden fand, um ſie von der romantiſchen Grille abzuhalten, bei dem bedungenen Wiederſehen zugegen zu ſein. „An eine Heirath kannſt Du doch im Ernſte nicht mehr denken," meinte er, und ſie ſenkte ſchweigend das Haupt.

Ferdinands erſter Brief fiel wie ein Blitzſtrahl in ihr neues Leben. Sie empfing ihn am Morgen nach einem glänzenden Carnevalsballe. Stundenlang weinte ſie auf das ſtumme Blatt, ihren beredten Ankläger; ſie wollte ihm morgen, nein, heute gleich wollte ſie antworten, ihre Schwüre erneuern, ſeine Vergebung anflehen, umkehren von ihrem „abſcheulichen" Irrwege: da läutete es auf dem Gange, Beſuche kamen, unabweisbare, hernach Einladungen und Zerſtreuungen, deren ſie in ſolcher Stimmung doch bedurfte, und — ſie ſchrieb nicht. Heute nicht, morgen nicht, die nächſte Woche nicht, einen ganzen Monat nicht. Später war es denn ganz und gar unmöglich; ſo ſchwieg ſie. Ferdinand grollte ihr darüber nicht. Seine feſte Ueberzeugung war es geweſen, was er ihr auf ſeinem Schmerzenslager damals geſagt, und wehmuthsvoll ſah er ſie in Erfüllung gehen, alle die trüben Ahnungen eines langen, langen Jahres. Der Zauber ſeiner Nähe und die begeiſternde Kraft des Augenblicks waren längſt geſchwunden, nach und nach mit den ehemaligen Umgebungen auch die Erinnerung an die ſchöne Kindheit, und nun wurde es ihr klar, daß er, der Entſtellte und Verkrüppelte, der Ausſichtsloſe und Geſcheiterte, mit ihr, dem jungen, ſchönen Mädchen, der umſchwärmten Erbin, Nichts mehr gemein haben konnte. Ferdinand folgte Renaten Schritt vor Schritt; er ſah ihr tief in das Herz, worin ſein Bild täglich mehr erbleichte, indeſſen im Gegentheil in ſeiner vereinſamten und verſchloſſenen Bruſt Renata immer ſtrahlender aufging.

Im Laufe des nächſten Jahres hatte die Tante des Oberſten den vortrefflichen Einfall zu ſterben. Ihr ſehr beträchtliches Vermögen vererbte ſie auf den Oberſten. Dieſer konnte nun auch nicht länger auf Rybnikberg ſitzen bleiben; ſeine Vaterpflicht rief ihn nach Wien. Dort angekommen und mit Auszeichnung empfangen, vermochte er bei aller Charakterfeſtigkeit doch den Lockungen und Beſtechungen der alten Welt nicht lange zu widerſtehen. Er ließ ſich ſeine Reactivirung gefallen, welcher das Generalpatent binnen Kurzem folgte. Bedeutende Ankäufe und erneuerte Verbindungen mit den beſten und mächtigſten Häuſern malten ſogar auf den hellen Hintergrund ſeiner Zukunft, oder wie er es lieber nannte, der Zukunft ſeiner Tochter, die ſchimmernde Grafenkrone. Es kommt Alles in dieſer Welt darauf an, wie verſchieden man das anſieht oder Andern und ſich darſtellt, was oft eines und daſſelbe iſt: ſo faßte Rybnik, welcher jahrelang mit der Geſellſchaft gegrollt hatte, ſeinen neuen Sieg in derſelben am leichteſten als Rache an ihr auf.

Renaten fand der Vater verändert, faſt verwandelt wieder. Sie ſtand auf dem Gipfel ihrer Schönheit und ihrer Macht. Alle inneren und äußerlichen Fähigkeiten, welche in ländlicher und beſcheidener Umgebung nur keimten, waren in dem großen Treibhaus wunderbar raſch und hoch emporgeblüht. So ſchwärmte um die Blume denn auch jene ganze Schaar von Drohnen und Schmetterlingen, die ihr nothwendiges Attribut ſcheint. Den kühnſten und, wenn ein Gerücht Glauben verdiente, den glücklichſten Flug von ihnen wagte ein Ungar, Graf Emmerich, welcher für einige Saiſons in ganz Wien der Löwe, der König der Menagerie war. Wer weiß nicht, was das heißt und was dazu gehört? Ein Bischen Mutterwitz, ein Paar Manieren, zwei bis drei Duelle, vier bis ſechs Pferde, ſo viel als möglich Einkünfte und in deren Ermangelung mit Verſtand gemachte, kühn vertheidigte Schulden, einige Liebſchaften von mehr oder minder zweideutiger Gattung, einige Reiſen, und der moderne Held iſt fertig. Das neunzehnte Jahrhundert ſchnitzt ſeine Helden aus anderem Holze, als das achtzehnte. Nicht glatt und galant iſt das Loſungswort heut zu Tage, ſondern ſteif und eckig; ſtatt gepuderter Richelieus ſind ungeſchorene Halbwilde die Modelle des Salons; die Artigkeit, die Schmeichelei, das ſüße Geſchwätz ſind aus der Mode gekommen, ſelbſt den Frauen gegenüber, und an ihrer Stelle herrſcht ein gewiſſer Trotz, eine halbe Rohheit, eine verächtliche Kälte, welche ſich gern für männliche Kraft geben möchten und nicht ſelten auch dafür hingenommen werden. Gefürchtet zu ſein, vielleicht gehaßt, iſt ein Weg zur Liebe. So fürchteten ſich die Damen alle vor dem Grafen Emmerich: das kauſtiſche Lächeln, welches oft um ſeine ſchmalen Lippen irrte, der müde, gleichgiltige Blick aus tiefliegenden Augen, ein nervöſes Zucken in der hohen Stirn und durch die ſcharfen Geſichtszüge übten eine Art von unheimlichem Zauber, namentlich über die Jüngeren. Sonderbare Geſchichten ſchlichen über ihn umher, einer dunklen Leidenſchaftlichkeit voll. Seine harten, hochfahrenden Worte, ſein abſprechendes Urtheil, ſeine ſchroffe Unabhängigkeit machten ihm unter den Männern viele Feinde und unter den Frauen eben ſo viele zaghafte Bewunderer. So war Emmerich auch Rena geſchildert worden, und ihr Herz pochte gewaltig, da er ſich ihr auf einem Balle vorſtellen ließ und ſie zum Walzer aufforderte. Es war ein Hofball: Emmerich erſchien daher in ſeiner prächtigen ungariſchen Nationaltracht. Ein Gewicht mehr in ſeine Wagſchale und ein heimlich-ſchauervoller Reiz: er mahnte an Ferdinand. Lobau war ohne Widerrede ſchöner, jünger, einnehmender; ſein offenes Geſicht flößte eben ſo viel Zutrauen ein, als des Ungarn ſtolzer, hochgetragener Kopf und ſein düſteres Ausſehen eine gewiſſe Befangenheit. Um ſo tiefer ging der ſchmeichelhafte und überraſchende Eindruck, da der Löwe an Renatens Seite auf einmal zahm und fromm zu werden ſchien. Sie hatte ſich vor ihm geſcheut, und nun war er demüthiger, beſcheidener, unterwürfiger gegen ſie als die Mehrzahl der übrigen männlichen Jugend. Er verfehlte damit um ſo weniger ſeine Abſicht, als er Renaten an ihrer ſchwächſten Seite, der Eitelkeit, faßte. Durch einige Wochen trieb er ſein Spiel, begünſtigt von der Tante, welche die damals in Wien graſſirende Schwärmerei für das edle Magyarenthum theilte, und hatte dadurch ſo ziemlich alle ſeine Nebenbuhler wenn nicht entfernt, doch in den Schatten gedrängt. Als hierauf der **Oberſt** von Rybnik nach Wien und zu ſeiner Tochter kam, trat **Emmerich** mit ſeinen Abſichten entſchiedener hervor. Mit dem alten Soldaten- und Vaterblicke ſchnell orientirt in dem neuen Lebenskreiſe, faßte der Oberſt auch den hervorſtechendſten Bewerber um ſeine Tochter bald richtig auf. Die Partie ſtand in jeglicher Hinſicht annehmbar: Graf Emmerich war von gutem Hauſe, reich, berufen eine politiſche Rolle in ſeinem Vaterlande zu ſpielen, oder für eine ungewöhnliche Laufbahn am Kaiſerhofe beſtimmt. Rybnik wußte auch nach näherer Erkundigung Nichts einzuwenden und gab leiſe Winke an beide Theile. Nun drängte der Bewerber von einer Seite, der Vater von der andern auf Renaten. Sie wußte ſich ſelbſt keines Rathes und gegen Jene keine Antwort. Prüfte ſie ihr Herz, ſo fand ſie wohl keine Liebe für Emmerich darin, aber auch keine Abneigung wider ihn. Ihre Empfindung für Ferdinand, lange zerſtreut und verweht, hatte den Schmetterlingsſtaub und die erſte Blüthe des jungfräulichen Gemüths mit ſich fortgeführt. Sie ward irre an ſich. Emmerich gefiel ihr, er unterhielt, er beſchäftigte ſie, ſeine ſtürmiſch fordernde Liebe ſchien ihr ein Leben voll Genuß zu verheißen. Seine Schwüre fanden Glauben, ſeine Bitten Gehör, beinahe ſchon Erwiederung, eine Erklärung war nahe, ganz nahe.

Da ereilte ſie Ferdinands zweiter Brief, gerade als ſie im Begriff war, mit ihrem Vater von Wien aufzubrechen und einer Einladung von Emmerich's Familie auf deren Beſitzungen in Nieder-Ungarn zu folgen. O wie weckte, wie zerriß dieſer Brief ihr Herz! Ferdinand in Noth, in einer abhängigen, unwürdigen, niederen Stellung, um ſein tägliches Brot arbeitend, und ſie im Ueberfluſſe ſchwimmend, vom Beſitz erdrückt, durch Genuß ermüdet! Sie ſchwankte unter hundert gleich unausführbaren Vorſätzen umher: ihm wollte ſie auf irgend einem geheimen Wege eine ganze Goldquelle zuleiten, aber ſie kannte ja ſeinen falſchen Namen, ſeinen jetzigen Schlupfwinkel nicht einmal; ſeine Mutter ſollte zu ihr kommen, oder nein, beſſer noch, ſie eilte zu ihr, und beide vereint ſuchten den theuren Flüchtling. . . . In alle dieſe frommen Wünſche und goldenen Träume ſcholl ihres Vaters eherne Stimme: „Kind, Deine Koffer ſind gepackt und morgen früh reiſen wir!" Es war eine Nothwendigkeit, und ſie geberdete ſich, am Ende froh, daß jemand Anderes über ſie beſtimmte und ſie auf dieſe Weiſe nicht nur der Qualen langer Unſchlüſſigkeit enthob, ſondern auch ihrem Gewiſſen eine hinreichende Entſchuldigung darbot!

Ferdinands Brief auf dem Herzen, beſtieg ſie das Dampfboot, welches donauabwärts fuhr. Es war eine unerquickliche Reiſe. Sein Bild, das trübe, ſchmerzliche, auf's Neue unabweisbar heraufbeſchworen, begleitete ſie auf jedem Schritte. Vergleichungen zwiſchen ehemals und jetzt, zwiſchen dem einſt Geliebten und dem bald Verlobten, drängten ſich auf, welche nicht immer zu Gunſten der Gegenwart entſchieden. Sie ſeufzte aus tiefer Bruſt, als die Thürme von Peſt auftauchten. Noch ein gut Theil davon lag Emmerich's Schloß; es gab bahnloſe Wege bis dahin, links und rechts die unabſehbaren Strecken der Pußte, ſchmutzige Hütten und arme Dörfer, finſter drein ſchauende Roßhirten, bettelnde Zigeuner mit der Geige, fremde Zungen und Trachten — kurz eine neue, unheimliche Welt, in die Renata mit ſchüchternem Bangen eintrat.

8.

Der finſtere Geiſt, welcher über Renaten gekommen war, entwich auch nicht bei allem feierlichen Gepränge, womit ſie auf Emmerich's Herrſchaft ſich empfangen ſah. Augenſcheinlich bereitete ſich ein großes Familienfeſt vor, die Feier eines glücklichen Ereigniſſes, wozu alle Verwandten des Grafen, ſeine verwittwete Mutter, ſeine verheirathete Schweſter mit Gemahl und Kindern, eine Schaar von weitläufigen Vettern, Nachbarn und Freunden zuſammengeſtrömt waren. Die ausgedehnte ungariſche Gaſtfreiheit machte aus dem großen Schloß eine förmliche Herberge und füllte die weiten alterthümlichen Räume mit bunteſtem Leben an. Renata, ſchon auf der äußerſten Grenze der Emmerich'ſchen Beſitzungen gleich einer Fürſtin mit Glocken und Böllern bewillkommt, trat an des Grafen Arm, welcher ihr eine gute Strecke weit entgegengeritten kam, in den Kreis, welcher ihrer, als des erſehnten Mittelpunktes, nur harrte, um ſich in immer engeren Umſtrickungen um ſie zu ſchlingen. Ihr ward bang; ſie ahnte die Abſicht des ganzen veranſtalteten Spieles recht wohl und verſuchte mit zuſammengeraffter Kraft ſich loszuwinden, um nicht unauflöslich gefeſſelt zu werden. Es blieb ihr jedoch keine Zeit, um zur Beſinnung und zu einem Entſchluſſe zu kommen. Die alte Gräfin überhäufte ſie mit Artigkeiten, die ſchon das Gepräge einer mütterlichen Zärtlichkeit deutlich genug an ſich trugen; Emmerich's Schweſter, eine muntere Frau mit ungariſchem Blute und Feuer, drängte ſich ſammt den anderen Damen um ſie herum; bei Tiſche war ſie belagert von einer doppelten und dreifachen Reihe galanter Ritter; und die wenigen freien, einſamen Stunden, die ſie vielleicht noch gerettet hätte, ließ der ſorgſame Vater ſie nicht aus ſeiner Ueberwachung, welcher, ohne von Ferdinands Briefe Kunde zu haben, aus dem veränderten Weſen ſeiner Tochter ziemlich richtig auf ihren Seelenzuſtand und deſſen mögliche Veranlaſſung ſchloß. Graf Emmerich hatte ſeine alte Stellung wieder eingenommen, eine gut berechnete Schußweite.

Acht Tage nach ihrer Ankunft war ein maskirter Ball angeſetzt. Natürlich rannten ſich die Kammerjungfern und Schneiderinnen faſt über den Haufen, um nur mit dem Allernothwendigſten nicht zu ſpät zu kommen. Zwiſchen dem kleinen Städtchen in der Nachbarſchaft und dem Schloß beſtand ein förmlicher Courier- und Depeſchenwechſel: alle Band-, Spitzen-, Stickerei- und Draperievorräthe waren aufgekauft und ſogar die Rumpelkammer geſtürzt worden, um hiſtoriſche Coſtümes aus dem Staube der Truhen und Schränke herauszuklauben. Renata ſollte mit Emmerich's Schweſter und zwei bildhübſchen Couſinen in einer Rococo-Quadrille auftreten. Andere Paare verabredeten einen Zigeuneraufzug mit ächter Nationalmuſik. Auch die Türkei und ihr Gegenſtück, Spanien, fehlte nicht in der maleriſchen Völkerwanderung. Renata's Name im Brillantfeuer, magiſche Gartenbeleuchtung und Fackelzug der ſämmtlichen Unterthanenſchaft verherrlichten das Feſtprogramm, deſſen geheimſter Artikel: Oeffentliche Verlobung, von

Allen als öffentliches Geheimniß behandelt wurde. Hauptfeſtordner war Emmerich's Schwager, welcher in ſeinem ſchwierigen Geſchäfte von dem Erzieher ſeiner Kinder, einem wahren Schatze geſchichtlicher Kenntniſſe und geſchmackvoller Apropos, ſich unterſtützen ließ. Auf ſeine Angabe war der ganze erſte Stock des Schloſſes, mit einem ſehr geräumigen Balcon, in einen Garten verwandelt worden, worin Morgenland und Abendland, franzöſiſche, holländiſche und engliſche Blumen- und Baumzucht, chineſiſche und bengaliſche Beleuchtung ihre Märchen und Wunder verherrlichten.

Als Renata nach früh aufgehobener Tafel auf ihr Zimmer zur Toilette ſchlich und die buntſeidenen Gewänder auf dem Stuhle vor ſich hängen ſah, brach ſie plötzlich in ein krampfhaftes Weinen aus. Ihr Herz war zum Zerſpringen voll und ſchwer; es fühlte nicht einen Brautkranz über ſich kniſtern, ſondern eine Todtenkrone. Dunkle Ahnungen und noch dunklere Erinnerungen überſchwemmten ſie. Sie gedachte an ein fernes, ähnliches und doch ſo verſchiedenes Feſt, an Ferdinand's Worte: „Ich möchte Sie einmal maskirt ſehen," und an die Erwiederung: „Die Maske würde Ihnen nur mein Geſicht, nicht mein Herz verſtecken." Sie ſchluchzte laut auf und die Jungfer mußte ſie beinahe mit Gewalt aus dem Fenſter wegziehen, wo ſie lehnte, hinausſtarrend in den friedlichen Sommerabend. Schaudernd fuhr ſie vor dem großen Spiegel zurück, welcher ihr ein trübes Bild zeigte ſtatt ihres eigenen. Wenn Er, wenn Ferdinand, — — Nicht doch! Wo war Ferdinand in dem Augenblicke?

Im Salon verlangte man ſtürmiſch nach Renaten. Die Geigen ächzten ſchon unter den Händen der ſtimmenden Muſikanten. Lichter und Lampen brannten, fremde Prachtgewächſe hauchten ihren betäubend heißen Athem durch die in Haine und

Beete verwandelten Zimmer, phantaſtiſche Geſtalten glittten wie Schatten über den Boden dahin, durch die Larve mit funkelnden Blicken einander meſſend und glühende Worte lispelnd in das Gelispel der Bäume. Endlich kam ſogar Emmerich ſelbſt herab, um an die verriegelte Thür des Allerheiligſten zu pochen. Die Jungfer öffnete, ohne ihrer Herrin Befehl abzuwarten, welche eben die letzte Mouche auf ihr ohne Maske bleibendes Antlitz drückte. Der Graf rauſchte herein in ſeinem ſeidenen Hofkleide, oder nein, er blieb auf der Schwelle ſtehen, wie gebannt, und beugte, ohne eine Sylbe zu ſagen, das Knie zur Erde.

Emmerich führte Renaten hinauf. Bei ihrem Eintritt in den Saal ſchmetterten auf ſeinen Wink Pauken und Trompeten einen Königsgruß, durch welchen, noch ſchmeichelhafter und noch ſüßer dem Ohre, das allgemeine Geflüſter der Bewunderung drang. Die Quadrille begann und ſchloß. Renata wehte ſich Kühlung zu mit dem Fächer. Ihr Tänzer, glühender noch als ſie, erhitzt von der Tafel, vom Wein, von Liebe, wenn Liebe war was er empfand, führte ſie hinaus auf den Balcon. Die friſche Abendluft that ihr wohl. Eben krachte im Gebüſch der Signalſchuß zum Feuerwerk, und eine Rakete ziſchte brennend auf. „Welche Nacht,“ rief Emmerich aus, „o welche Nacht! Auf, Renata, hinaus und hinunter! Sie folgen uns, meine Damen und Herren: eine Polonaiſe durch den Garten, damit wir das Feuerwerk in der Nähe genießen! Muſik voraus und Fackeln!“

Der Zug, im Garten angelangt, zerſtreuete ſich bald. Das nächſte Paar hinter Emmerich und Renaten war ſein Schwager mit Einer der Couſinen. Sie wußten, wie Alle, nur zu wohl, was es galt, und lenkten discret und unvermerkt in einen Seitenweg ein. Renata bemerkte nach wenig

Minuten, daß ſie ſo gut wie allein mit Emmerich wandelte. Erſchreckt wollte ſie zurück, aber wie eine eiſerne Klammer hielt er ihren Arm feſt. „Warum fliehen?“ So ſprach er nah und dringend in ihr entſetztes Ohr. „Warum fliehen, und warum zaudern? Renata, wie lange noch wollen Sie mich ſchmachten laſſen? Ein Wort von Ihnen, nur ein Neigen dieſes göttlichen Hauptes, deſſen Schönheit mich zum Wahnſinn treiben wird, nur ein Druck dieſer Hand, der mir ſagt, Sie ſind mein!“

— Graf Emmerich, verſetzte Renata athemlos, um durch einen Scherz zu entſchlüpfen: „Sie vergeſſen unſer Coſtüme ganz; redeten die Chevaliers der goldenen Zeit ſo zu ihren Marquiſen? —

„Spott, wo ich anbete; Eis, wo ich glühe! Renata, ſpannen Sie die Sehne nicht zu ſtraff! Sie wiſſen, daß ich Sie liebe; ſoll ich ewig unerhört um Sie werben?“

— Emmerich, dies iſt nicht die Sprache, die Ihnen ziemt und mir. Wir ſind allein, ſo gut wie allein. Ich bin in Ihrer Gewalt. Ehren Sie wenigſtens das Gaſtrecht, wenn Sie das Recht des Weibes verletzen wollen! —

„Nein, Du entſchlüpfſt mir nicht,“ knirſchte außer ſich und voll Gluth der Ungar, in dem das wilde Temperament die Oberhand gewann. „Du ſollſt nicht, ſollſt mir nicht entſchlüpfen...“

— Ich ſoll nicht? Welch ein Wort! —

„O verzeihe, Engel des Himmels, Du willſt nicht,“ ſagte er, ihre beiden Hände ergreifend, „ſprich es aus, daß Du nicht entfliehen willſt, daß Du mein biſt!“

— Meinen Arm laſſen Sie los, Herr Graf, — flehete mit erhobener Stimme das geängſtete Mädchen, — weg mit dieſen Händen! Ein Ruf von mir, und dieſer Auftritt hat Zeugen! —

„Mag alle Welt ſehen, wie ich vor Dir kniee, Dich umſchlinge, Dich feſthalte!“

— O Gott, mein Vater! Graf Emmerich, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie los! Sie würden nicht ſo handeln, wäre mein Vater hier, hätte ich einen Freund, mich zu ſchützen.“

„„Da iſt Einer,““ ſchell eine dritte Stimme plötzlich zwiſchen Beiden, und ein Mann ſtand neben ihnen, wie aus dem Boden gewachſen oder vom Himmel gefallen. „„Ein Freund, um auf Leben und Tod Sie vor jeder Beleidigung zu ſchützen!““

„Herr Reß, wenn ich nicht irre? Welche Unverſchämtheit?“

„„Ich geb's zurück, Herr Graf! Unverſchämt nenne ich Denjenigen, welcher es wagt, eine Dame nur einen Augenblick lang zu quälen.““

„Sie vergeſſen, ſcheint es, daß man ungehorſame Bediente mit der Peitſche zum Hauſe hinausweiſt!“

„„Ihr Bedienter — ich?!““

„Wahrhaftig, vielleicht irr' ich mich; ich hielt Sie für den Hofmeiſter meiner Neffen, vielleicht ſind Sie irgend ein fahrender Ritter, ein Prinz incognito?“

— Ferdinand, antworten Sie ihm nicht, — ſtöhnte Renata. — Halten Sie an ſich, um meinetwillen, ich ſuche Hülfe. —

„So ſteht es hier?“ ziſchte der Graf wüthend. „Alte Bekanntſchaft, wie ich merke. Kein Schritt von der Stelle, Fräulein. Und Du, Burſche, dort hinaus!“

„„Herr Graf,““ unterbrach ihn Leban, in ſeinen aufgehobenen Arm fallend, „„zum letzten Male: geben Sie den Weg dieſer Dame frei. Was wir Männer unter uns abzumachen haben, findet ſich.““

Ein lautes Gelächter antwortete ihm und ein Schlag in's Geſicht. „Dies für Dich, toller Krüppel!“

Ferdinand taumelte zurück, raffte ſich auf, ſtürzte in das Gebüſch, woraus er hervorgebrochen war, riß mit der Kraft des Wahnſinns einen ſtarken Aſt vom nächſten Buſch, ſchwang ihn hoch und furchtbar ausholend über dem Grafen ....

Aber noch ehe der Streich gefallen, fiel Derjenige, welcher ihn führen wollte, ſchwer zur Erde nieder. Ein Blutſtrom brach ihm aus Mund und Naſe hervor, ſeine Arme ſtreckten ſich wie im letzten Kampfe.

Bisher war der ſchauderhafte Auftritt ohne Zeugen geblieben. Graf Emmerich hatte planmäßig ſeine Tänzerin an die am meiſten entlegene Partie des Gartens geleitet. Die übrige Geſellſchaft folgte nicht, weil ſie nicht ſtören wollte und großen Theils unter ſich hinreichend beſchäftigt war. Die freiere Sitte jenes Landes läßt da Manches hingehen, was anderwärts nicht gutgeheißen würde. Bei dem unvermutheten Erſcheinen des ſogenannten Herrn Roß, Erziehers und Feſtordners, wollte der Graf anfangs nach Leuten rufen, allein theils ſcheute er aus vielen Gründen jedes Aufſehen, theils war er ſeiner Entſchlüſſe lange nicht mehr Meiſter. Erſt wie er Renaten allmählig ohnmächtig werden und ihren unglücklichen Beſchützer zu ſeinen Füßen leblos ausgeſtreckt ſah, erwachte ſein Bewußtſein wieder. Er rief um Diener und Fackeln.

In's Erdgeſchoß, auf Renata's Zimmer, wie ſie erwachend ſelbſt befahl, trug man möglichſt geräuſchlos den Verlorenen. Blos Renata und Emmerich folgten. Für die Uebrigen, welche aufgeſchreckt und mit allerlei Fragen herbeiſtürmten, ward die Thür geſchloſſen.

Ferdinand athmete nur noch ſchwach. Der Arzt ließ ihn, mitten unter weiblichem Putz und Maskentand, auf den Divan legen und lüſtete ſein Kleid. Starke Mittel wurden angewandt, ein Aderlaß, Salze und Aether. Langſam öffneten ſich die Augen, mit ihrem erſten, ſtarren Blick Renaten ſuchend. Sie kniete wie damals zu Füßen ſeines Lagers. Emmerich ſtand von ferne, gebannt durch eine räthſelhafte Macht.

Als der Sterbende ſein Haupt langſam nach Renaten zu erheben verſuchte, beugte ſie ſich weinend über die blaue, erkaltende Hand und küßte ſie. „Nur einen Wink, Ferdinand, daß Du mir vergiebſt, mir, der Urſache aller Deiner Leiden!“

— Renata,“ liſpelte er mit gebrochener Stimme, „meine Renata! Ich darf Sie alſo nennen, o, ich darf. Nicht meines Unglücks, meines Glückes Urſache, mein einziges Glück waren Sie! —

Seine Worte verloren ſich ſchon in ein leiſes Röcheln. Der Arzt erklärte auf des Grafen Frage leiſe, daß keine Hoffnung ſei, keine Rettung. Der geſchwächte, lange leidende Körper hatte die Gemüthsbewegungen der letzten Tage nicht ertragen können. Ferdinand wußte, als man ihn veranlaßte, mit den Kindern zu dem Feſte zu kommen, wem er dort begegnen würde. Er war zu ſchwach, um dem Verlangen, die Geliebte noch einmal zu ſehen, zu widerſtehen. In ſeiner dienſtbaren und untergeordneten Stellung, unter fremdem Namen, ungekannt von Allen und von ihr ungeahnt, durfte er mit Recht darauf zählen, von Renaten nicht bemerkt, nicht erkannt zu werden. Obgleich im Geſichte von den Folgen ſeines Falles ziemlich hergeſtellt, trug er doch in der Haltung des Körpers, im gänzlich veränderten Gange noch Spuren jenes Ereigniſſes, das ſeinem Leben eine ſo traurige Wendung gab. So konnte er es alſo darauf wagen, Renaten von ferne zu begleiten, wie ein unſichtbarer Schutzgeiſt ſie zu umſchweben. Sein Schickſal wollte, daß er vor ihr und für ſie ſterben ſollte, wie er für ſie gelebt hatte. Die zu Grunde gerichtete Natur erlag dem letzten furchtbaren Sturme. Bei der Anſtrengung, womit er ſeine Waffe abriß und hob, brach ein Blutgefäß in der angegriffenen Bruſt und das Leben floh auf heißen, dunklen Wellen davon.

Eine Ueberraſchung aber war dem Armen noch vorbehalten, auf die er nicht rechnete, die ihn von der Pforte des Todes noch einmal zurückriß: — ein Laut von der Stimme ſeiner Mutter. Die alte Frau, welche das Herz ihres Ferdinand kannte, meinte bei Renaten oder nirgends auf der Welt ſeine Spur wiederzufinden. Sie wollte, ſie mußte ihn ſehen, um in ſeinen Armen, dachte ſie, ruhig zu entſchlafen. So litt es ſie in dem kleinen Städtlein nicht, wohin ſie ſich zurückgezogen. Sie ſuchte Rybnik's in Wien auf und folgte ihnen auf Emmerich's Schloß. Gerade an jenem Abend des Balles traf ſie dort ein. Sie vermochte nicht zu Renaten durchzudringen, aber allerlei Erkundigungen bei der Dienerſchaft, Zufälligkeiten, mütterliche Ahnungen führten ſie auf den rechten, traurigen Weg. Gerade als Ferdinand, Renata's Hände feſt in den ſeinigen haltend und mit einem milden Himmelsblicke voll Duldung und Vergebung ſogar den Grafen ſtreifend, das Haupt zum ſpäten und letzten Schlafe neigte, erſcholl vor dem Fenſter und dann lauter noch auf dem Gange draußen der alte, wohlbekannte Ton: „Ferdinand, mein Sohn, mein theuerſter, einziger Sohn, wo biſt Du? Deine Mutter ruft; Ferdinand, Deine Mutter will zu Dir!“

Er riß die ſtarren Augen ſtarr und groß auf, ſeine Geſtalt ſchnellte in den Kiſſen haſtig empor, lauſchend, wehrend, ſchauernd, und die bleiche Lippe lallte unverſtändlich:

„Vater im Himmel! ... Iſt's möglich, — ſo gehe ... dieſer Kelch an mir .... vorüber!“

Dann ſank er in den Armen des Arztes und an Renata's Bruſt ſanft zuſammen und ſtreckte ſich lang aus.

Als die Mutter die Thür ſprengte, war der gequälte Geiſt ſchon zur Ruhe.

Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Der Aerntekranz.

Vorſpiel

für die

Weimariſche Jubelfeier

von

Franz Dingelſtedt.

Weimar
Hermann Böhlau.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Perſonen.

Kaiſer Friedrich.
Frau Holle.
Des Kaiſers Zwerg.

Vater Märten.
Mutter Marthe.
Juſt, beider Sohn.
Invalide.
Schullehrer.
Student.
Landleute. Schulkinder. Muſikanten.
Verſchiedene Erſcheinungen.

Schauplatz: Im Innern des Kyffhäuſers; dann: Vater Märtens Haus
in der goldenen Aue.

Erſter Auftritt.

Kaiſer Friedrich. Der Zwerg.

Der Schauplatz ſtellt das Innere des Kyffhäuſers dar: eine weite, dunkle Höhle mit in der Ferne ſich verlierenden Gängen und Niſchen. In einer der letzteren, zur Rechten, ſitzt Kaiſer Friedrich, in Zauberſchlaf verſunken, im Elfenbeinſtuhl am Marmortiſch, wie es die Sage ausmalt. Auf dem Tiſch Szepter und Reichsapfel; daran gelehnt das Schwert. Zu des Kaiſers Füßen kauert der Zwerg. Dämmerndes Licht. Die Muſik dauert nach Aufgang des Vorhanges in leiſe verhallenden Tönen noch einige Zeit fort. Dann eine anſehnliche Pauſe. Tiefe Stille.

Zwerg.

Für einen kreuzfidelen Zwerg
Kann's doch kein triſt'res Handwerk geben,
Als hier in dem verwunſch'nen Berg
Gleich einem Murmelthier zu leben.

(aufſtehend)

Jahr aus, Jahr ein, früh oder ſpät,
Muß ich, wie ſeinen Schatz der Drachen,

Die Kaiſerliche Majeſtät,
Noch obendrein im Schlaf, bewachen.
Ja, wär's ein munt'rer Potentat,
Und wenn auch nur ein klimper-kleiner,
So fehlte beim Lever vom Staat-
Und Hof-Geſind gewiß nicht Einer.
Allein da wir verzaubert ſind,
Iſt unſ're Herrlichkeit von droben
Vorbei, zerſtreut wie Spreu im Wind,
Recht eigentlich zu Staub zerſtoben.
Zwar heißt es in der Oberwelt,
Daß viele Ritter und Vaſallen,
Dem Kaiſer Friedrich treu geſellt,
Hier ruh'n in des Kyffhäuſers Hallen;
Doch das iſt Fabel. Er und ich
Bewohnen einſam dieſe Räume:
Er ſchlummert, deutſch und kaiſerlich,
Indeß ich, deutſch und kindlich, träume.

Dort, in dem Stuhl von Elfenbein
Sitzt er an ſeinem Marmortiſche,
Verſtummt, erſtarrt, ein Bild von Stein
In einer dunklen Mauerniſche.
Fällt's ihm auch je zuweilen ein,
Am hellen Tage nachtzuwandeln,
Mit dem und jenem Bäuerlein
Ein Zwiegeſprächſel anzubandeln:
So ſchaut dabei nicht viel heraus;

Niemand erkennt den großen Kaiſer,
Der Bauer kriecht verdutzt in's Haus
Zurück, und wir in den Kyffhäuſer.
Der Kaiſer ſeufzt: Noch iſt's nicht Zeit,
Am Berge fliegen noch die Raben,
Und macht auf's Neue ſich bereit,
Im Schlaf ſich gähnend zu begraben.
Und ich — zieh wiederum auf Wacht,
Gelangweilt, doch nicht ungeduldig;
Kein Großer hat des Kaiſers acht,
D'rum iſt's ihm wohl der Kleine ſchuldig.
Nur ſag' ich, wenn ein jedes Amt
Bei Hof ſo luſtig wie das meine,
Dann von den Chargen insgeſammt
Und Exzellenzen neid' ich keine.
Verſtünd' ich nicht zum Glück die Kunſt
Der wohlerzog'nen Fabelweſen,
In eines Keſſels blauem Dunſt,
Als wär's ein Zeitungsblatt zu leſen,
So wüßt' ich, meiner Treu, von nichts
Was vorgeht auf der alten Erden,
Und ob im Strahl des jetz'gen Lichts
Die Menſchen blind, ob ſehend werden?
Allein ich mach' hier unten mit
Die ganze Tags- und Nacht-Geſchichte,
Jedweden Vor- und Rückwärts-Schritt,
Parteienkampf und Cursberichte.
Und manchmal, wahrlich, zieh' ich's vor

Mich in mich ſelber zu verſenken,
Statt, über jenes Felſenthor
Hinaus, der Gegenwart zu denken.
Der Weltſchmerz, droben außer Mod',
Herrſcht in dem ſtillen Schoos der Berge;
Ich glaub' an meinen frühen Tod
Zur Warnung für blaſirte Zwerge!

Still! Raſchelt's da nicht in der Schlucht?
Wagt es ein Dieb herabzuklettern?
Werd' ich am End' gar heimgeſucht
Von einem meiner Menſchen-Vettern?

Zweiter Auftritt.

Zwerg. Frau Holle.

Zwerg.

(ihr entgegeneilend)

Frau Holle, wie ſie leibt und lebt!
Seit Jahr und Tag zum erſten Male,
Daß Ihr uns hier die Ehre gebt
Vom nachbarlichen Hörſelthale!
Wie ſteht's? Was macht Freund Eckert? Wart
Ihr lang nicht aus mit ihm zu jagen?
Habt Ihr Euch nach Verliebter Art
Mit Herrn Tanhäuſer brav geſchlagen?

Frau Holle.

Hui, was Er für ein Maulwerk hat;
Das klappert ja wie eine Mühle!
Ich habe Lieb' und Schläge ſatt,
Seitdem ich meine Jahre fühle.
Und was das Waidwerk anbetrifft,
So bin ich jetzt mehr Wild als Jäger:
Mich hetzen in Geſang und Schrift
Die Mährchenſchmied' und Zitherſchläger.
Sie haben mich zu guter Letzt,
Sammt meinem alten Schatz, dem Ritter,
Vollſtändig in Muſik geſetzt
Und ausſtaffirt mit Opern-Flitter.

Zwerg.

Nun ſag' mir Einer immerhin,
's gäb nichts Neues unter der Sonne?
Frau Holle, alias Venuſſin,
Ward zur Theater-Primadonne!

Frau Holle.

Schweig' Er! Was mich zu Euch geführt,
Iſt dies Mal Freud'-, nicht Leid-erregend;
Habt Ihr hier unten nichts verſpürt
Von Feſtlichkeiten in der Gegend?

Zwerg.

Wohl hört' ich, wie der ganze Wald
Sich rührte, das Gebirge rauſchte;

Ich meint', der Winter käme bald,
So daß ich d'rauf nicht weiter lauſchte.

Frau Holle.

Beileib'! Es iſt die ſchönſte Zeit,
Das beſte Wetter allerwegen,
Die gold'ne Aue weit und breit
Bedeckt mit reichem Ärnteſegen!
Er Heid' hat im Kalender gar
Nicht nachgeſehn, nichts eingeſchrieben?
Beſinn' Er Sich! Wie heißt das Jahr?
Tauſend, achthundert, fünfzig, ſieben!

Zwerg.

(nachſinnend)

Sieben iſt eine gute Zahl,
(halblaut)
Nur nicht bei Frau'n, Du böſe Sieben;
Aus ſieben Farben wird der Strahl
Des Regenbogens bunt getrieben,
In ſieben Tag' zerfällt bequem
Der Lauf der zwei und fünfzig Wochen,
Kurfürſten haben ehedem
Sieben die Kaiſerwahl geſprochen ....

Frau Holle.

(einfallend)

Ei, laß Er Seinen Spaß! Wer mag
Nach alten Spielereien fragen?

Kann Er auch nichts vom heut'gen Tag,
Dem Dritten des September, ſagen?

Zwerg.

Frau Holle, kommt an meine Bruſt!
Jetzt gehn mir Augen auf und Ohren!
's wird hundert Jahr, daß Karl-Auguſt,
Mein großer Großherzog, geboren!

(Leiſer Donner hinter der Szene.)

Frau Holle.

Die Kunde dröhnt wie Donnerton
Durch dieſe unterird'ſchen Hallen;
Wie wird ſie droben erſt, vom Thron
Bis in die Hütte, laut erſchallen?
Kommt, nahen wir dem Zauberſitz
Und dem erhab'nen Schläfer drinnen,
Um ihn mit Eines Wortes Blitz
Dem Licht noch einmal zu gewinnen!

Zwerg

Gemach, Frau Holle! Bleibt ihm fern!
Mich brächt' es leicht in Straf' und Schrecken,
Wagt' ich, um ſolchen kleinen Herrn
Den großen Kaiſer aufzuwecken.

Frau Holle.

Leibzwerg, Er weiß nicht, was er ſpricht,
Und wird ſich dies fein merken wollen:

Um Land mißt man Regenten nicht,
So wenig wie den Mann nach Zollen.
Wohl läßt ſich auch von Karl-Auguſt:
Ein jeder Zoll ein König, ſagen,
Und mehr als das: In Fürſtenbruſt
Hat er ein Menſchenherz getragen!
Drum glaub' mir, wenn der Hohenſtauf
In ſeiner alten Würde Zeichen
Erſtünde, dieſen nähm' er auf
Als Pair des Reichs und ſeines Gleichen!

Zwerg.

Daneben ſind denn noch wir zwei
Für Gaſtrecht ihm apart verſchuldet;
Wo hätte ſonſt die Polizei
Noch Schatten ohne Paß geduldet?
Indeß in jedem andren Berg
Die Häuer Erz und Kohlen ſchürfen,
Hat hier Herr Rothbart und ſein Zwerg,
Vor Habgier ſicher, wohnen dürfen.

Frau Holle.

Das iſt der Sachſenfürſten Art,
Iſt ihres Volkes ſchöne Sitte,
Daß jeden Flüchtling es bewahrt
Vor Acht und Bann in ſeiner Mitte.
Dies Land, das weder droht noch prunkt
Mit unabſehbar weiten Gränzen,

Es kann als Geiſter=Mittelpunkt,
Als Freiſtatt für Verfehmte glänzen.
Noch heute klingt, dem Feind zu Spott
Und Trutz, und Thüringen zum Ruhme:
Eine feſte Burg iſt unſer Gott,
Hell von der Wartburg Heiligthume.

Zwerg.

Ich thu's! Was auch geſchehen mag,
Ich wecke meinen Kaiſer heute!
Er fehle nicht an ſolchem Tag,
Froh geh' er unter frohe Leute!
Ward er doch oft geſeh'n im Thal,
Bei Bauern, Köhlern oder Hirten;
So laß' er heute ſich einmal
Am Feſte Karl=Auguſt's bewirthen.

Frau Holle.

Das Feſt gilt nicht für ihn allein;
Wie er's gehalten hat im Leben,
Soll's in und nach dem Tode ſein,
Daß ſeine Dichter ihn umgeben.
Sie ruh'n mit ihm in Einer Gruft,
Zum ewigen, bedeutungsvollen
Verein, und ſein Geburtstag ruft,
Daß ſie mit ihm erſtehen ſollen.

Zwerg.

(vor Kaiſer Friedrich knieend)

Mein Kaiſer und mein Herr! Erwacht!
Geruht die Augen aufzuſchlagen!
In Eures Schlummers langer Nacht
Will eine Freudenfeier tagen!

Frau Holle.

Thüringer Land, ſteh' auf auch Du!
Der Morgen graut, es ſchlägt die Stunde!
Laut jauchze Deinem Helden zu
Und Deiner Sänger ſelt'nem Bunde!
Biſt Du des alten Reiches Herz,
So klopfe in bewegtem Schlage
Und klinge wie das Memnons-Erz
Entgegen Deinem Ehrentage!

(Heller Blitz; gleich darauf Donner, ſtark und lang verhallend. Kaiſer Friedrich erwacht. Ein magiſches Licht, wie von ihm ausgehend, verbreitet ſich über die Höhle. Er erhebt ſich langſam, ergreift ſein Schwert und geht, dem Zwerge winkend, mit feierlichem Schritt die Felsſtufen hinauf; Frau Holle und der Zwerg folgen ehrfurchtsvoll von Weitem. Sobald er aufgeſtanden, beginnt eine laute Muſik, machtvoll einſetzend wie ein Triumph-Marſch. Der Hintergrund der Bühne, die Felſenwand, öffnet ſich langſam nach beiden Seiten, ſobald der Kaiſer hinaufgekommen. Man ſieht in die ſonnenhelle Landſchaft der folgenden Szene. Nachdem Kaiſer Friedrich, Frau Holle und der Zwerg in der Höhe abgegangen ſind, geht die Muſik in eine idylliſche Weiſe über und hört auf, ſobald die Höhle verſchwunden und das contraſtirende Bild der nächſten Szene vollkommen ſichtbar geworden iſt.

Daſſelbe ſtellt eine Landſchaft in der gold'nen Au vor. In der Ferne der Kyffhäuſer. Auf der rechten Seite des Vordergrundes ein anſehnliches Bauernhaus mit allem Zubehör, praktikabel, mit Stufen vor der Thüre; um dieſe und um die Fenſter grüne Kränze, Gewinde und Bandſchleifen, unter dem Giebel ein K. A. aus Mohn und Kornblumen. In der Mitte der Bühne, ebenfalls im Vordergrund, eine mächtige Linde, von einer runden Bank eingefaßt. Das Ganze muß einen heiteren und feſtlichen Eindruck machen.)

Dritter Auftritt.

Mutter Marthe. Juſt. Ein Knecht.

Mutter Marthe.

(aus dem Hauſe tretend)

Gott Lob und Dank, drinnen wär' ja wohl Alles fix und fertig. Nun laßt einmal ſehen, was hier außen indeſſen geſchafft worden. Daß dich! — Hab' ich's nicht gedacht?

(dem Knechte zurufend, der auf einer Leiter am Haus ſteht und an deſſen Verzierung noch hämmert und ordnet)

Haſt denn gar keine Augen im Kopf, Hannlieb? Siehſt nicht, daß der Kranz am Eckfenſter ſchief hängt? Und das große A. muß um eine gute Handbreit höher hinauf.

Juſt.

(der an den Gewinden um die Hausthür gearbeitet)

Laßt mich einmal auf die Leiter, Frau Mutter!

Mutter Marthe.

Damit Du raſcher herunter, als hinauf kämeſt. Wär' mir eine ſaubere Feſtbeſcheerung!

Juſt.

Wenn aber Hannlieb hält?

Mutter Marthe.

Meinethalben. Nur ſputet Euch alle zwei, daß einmal ein Ende wird. Hernach ſteig' auf's Hausdach, und ſobald Du den Zug von Weitem ſiehſt, heraus mit der Fahne, hörſt Du?

Juſt.

(ſchon oben auf der Leiter, welche der Knecht unten hält)

Ja doch, Frau Mutter. Ihr habt's oft genug geſagt, und laut genug auch.

Mutter Marthe.

Macht ſich der Bub' noch luſtig über Einen, wo man vor Arbeit und Plage kaum noch weiß, ob die müden Beine weiter können. Ich kann nicht mehr, muß ein Weilchen ausruhen und verſchnaufen.

(ſetzt ſich auf die Bank unter der Linde und trocknet die Stirn mit der Schürze, die ſie über dem Sonntagsſtaat noch trägt)

Iſt das ſeit einer Woche ein Gerenn und Geſchrei, ein Geback und Gebrat im Haus geweſen! Wenn's nicht um die Ehre gälte und um ſo einen hohen Feſttag, der zum Glück nur einmal alle hundert Jahre kommt, die Hausfrau wäre mitſammt dem Haus ſchon lang zu Grunde gegangen.

(aufſehend)

Aber weiß Gott, da humpelt der lahme Kaſper ſchon im Geſchwindſchritt den Heckenweg herunter; der muß doch überall der Erſte ſein und bis auf den Letzten bleiben.

(zu Juſt und Hannlieb, die, mit ihrer Arbeit fertig, hinter dem Haus abgehen, letzterer die Leiter forttragend)

Nun habt Ihr höchſte Zeit, daß Ihr Euch davon und auf Euren Poſten macht; in einer halben Stunde werden ſie da ſein.

(wieder hinausſehend)

Richtig, der Schullehrer mit ſeinen weiß angezogenen Poſaunen-Engeln iſt auch ſchon im Anmarſch. Nun Gnad' uns Gott, es wird gleich losgehen. Und ich hab' die Küchenſchürze noch vor. Nein, die Schande, ſo den alten Kopf zu verlieren.

(Eilt in das Haus, die Schürze abzulegen. Indeſſen kommt der Invalide von der linken Seite heraus, eine kleine Kanone hinter ſich herziehend.)

Vierter Auftritt.

Mutter Marthe. Invalide. Gleich darauf Schullehrer mit den Schulmädchen.

Invalide.

(im Auftreten Honneurs machend)

Melde mich zum Dienſt, Herr Feldwebel! Na, wo iſt ſie denn hinretirirt, die Frau Burgemeiſterin?

Mutter Marthe.

(zurückkommend)

Willkommen, Kaſper!

Invalide.

Gelt, das Militär iſt präzis? Lieber eine halbe Stunde zu früh, als um eine Minute zu ſpät. Abſonderlich heute, wo Alles ſeine reguläre Ordnung haben muß.

Mutter Marthe.

Nun Ihr ſeid ja auch in Eurem vollen Staat.

Invalide.

Proper und adrett, wie zur Kirchparade. Und nicht ich allein, da ſchaut einmal her!

(ſeine Kanone vorſchiebend, die er bis jetzt verſteckt hielt)

Das heiß' ich blankgeputzt; ſpiegeln könnt Ihr Euch drin.

Mutter Marthe.

Atollerie, daß ſich Gott erbarm? Soll's denn partout ein Unglück geben?

Invalide.

Unglück, wenn ich dabei bin? Niemals nicht. Leben und leben laſſen, iſt heut' die Parole. Damit wir gehörig leben laſſen, hab' ich den Brummbaß mitgebracht, der dazwiſchendonnern ſoll, wenn wir Vivat ſchreien. Dort hinauf kommt er, um den rechten Flügel zu decken.

(deutet in die Kuliſſe rechts)

Ich ſelber bediene das Geſchütz — bumms! Nochmals bumms! Und abermals bumms!

Schullehrer.

(von links auftretend, hinter ihm die Schulmädchen, in Weiß, mit Sträußern)

Das geht ja hier ganz kriegeriſch zu.

Invalide.

Wie ſich's gebührt an ſo einem Ehrentage, Schulmeiſter.

Schullehrer.

Den ſchönſten Glückwunſch zum hohen Feſte der Frau Burgemeiſterin!

Mutter Marthe.

Ebenſoviel Dank, Herr Lehrer!

Schullehrer.

Gratulirt, Mädchen!

Schulmädchen.

(die bisher ſcheu von fern ſtehen geblieben, herantretend, mit bäuriſchen Knixen)

Wir gratuliren.

Erſtes Schulmädchen.

(aus der Reihe heraustretend)

Und mag die Frau Burgemeiſterin ihr ....

(ſie ſtockt)

ihr hundertſtes Jubiläum noch recht oft erleben.

Mutter Marthe.

Das wär' des Guten zuviel, Chriſtel; iſt auch nicht mein Jubiläum heute, beileibe nicht. Aber ich danke für die gute Meinung. Kommt, Kinder, ich geb' Euch ein Stück Propheten-Kuchen zu probiren, oder auch Soli-Kuchen, wie es ein Jedes mag; es iſt von beiden da, reichlich. Und den Herrn hol' ich einen Trunk zum Willkomm.

(ab in's Haus, die Schulmädchen folgen)

Schullehrer.

(zum Invaliden)

Hättet Ihr ernſtlich die Abſicht, mit Eurem profanen Spektakel die Weihe des Tages zu ſtören?

Invalide.

Fahne? Was wißt Ihr von einer Fahne? Geſchoſſen wird; darauf könnt Ihr fluchen, wenn Ihr fluchen könnt. Und wie wird geſchoſſen! Es ſteckt eine Ladung drin, die jedes andere Stück in tauſend Granaten-Fetzen zerriſſe, aber das da nicht. Wir zwei können was faſſen.

Schullehrer.

Die Schlüſſelbüchſe!

Invalide.

Was verſteht ein Meiſter Schulfuchs davon? Ein Stück wie ſelbiges heißt in der Kriegsſprache ein Katzenkopf. Den hab' ich in eigener Perſon dem Franzmann weggenommen, obendrein in ſeinem Lande, Anno dazumalen, da Ihr noch nicht auf der Welt wart und ich bereits in der Campagne.

Schullehrer.

Sogar ſchon auf der Retirade, wie Ihr oft genug erzählt.

Invalide.

Im Rückzug erkennt man erſt den wahren Soldaten. Und wie haben wir uns zurückgezogen, Gotts Blitz und Haubitzen! Weil wir im beſten Laufen waren, hielten die verfluchtigen Parlezvous alleweil tief, auf die Beine. So bin ich richtig um dieſen Fuß, nein, um den da gekommen.

Schullehrer.

Verſchont uns heute nur mit Euren alten Geſchichten; ſie paſſen nicht zu dem Andenken eines Fürſten, der hauptſächlich in Werken des Friedens groß geweſen iſt.

Invalide.

So? Wißt Ihr das ſo genau? Freilich, wenn man Euch und Eures Gleichen anhört, ſo hat mein ſel'ger Großherzog, accurat wie Ihr, nichts gelernt und nichts gekonnt, als leſen und ſchreiben. Das iſt fehlgeſchoſſen, Ihr ſchwarzrockiger Civiliſte! Mein Großherzog war auch Soldat, und was für Einer! Ihr hättet ihn ſehen ſollen wie ich: hoch zu Roß, vor der Front ſeiner Schwadron, den Pallaſch in der Hand, ein General vom Federbuſch bis zum

Sporen! Oder erſt vor Valmy, wo er im dichten Kugelregen im Schritt ſpazieren ritt, als wär's in ſeinem Park unter fallenden Kirſchblüthen; indeß mir geringem Kerl die Haare vor Angſt zu Berge ſtunden wie Beſenreiſer.

Schullehrer.

Das iſt einmal aufrichtig von Eurer Kourage geſprochen.

Invalide.

Probirt es ſelber, dann räſonnirt! Ich war eben zum erſten Mal dabei und noch ein junges Blut, kaum confirmirt, meinen Alten und aus der Lehre weggelaufen, dem preußiſchen Kalbfell nach. Da wir zurückmußten, von der barfüßigen, rothkappigen Jakobiner-Meute gehetzt wie ein Rudel Hirſche, lag ich todtmüd' im Chauſſeegraben, klaftertief im Dreck und im Elend drin, keinen trockenen Faden am Leib, und im Leib keinen warmen Löffel ſeit vierzehn Tagen; dazu goß es mit Mollen vom Himmel herunter, und alle Wege waren grundlos. Siehe da, wer reitet an mir vorbei? Der Herzog wie er leibt und lebt, ſieht mich mit ſeinen hellen, barmherzigen Augen an, ſteigt, ſo wahr ein Gott mir helfe, vom Gaul und tritt heran zu mir: „Biſt marode, armer Junge? Da, trink' einmal!“ Damit reicht er mir mit hoher herzoglicher Hand ſeine eigene Feldflaſche und läßt mich einen Zug nach Durſt thun, daß mir die Augen übergingen und lebendiges Feuer durch alle meine Adern floß. Dann ſpricht er, aber ernſthaft und ſcharf: „Du thuſt zu früh mit, biſt noch nicht reif für's Feld, gehörſt nach Haus. Setz' Dich auf hinter meinem Bagage-Wagen und mach', daß Du heimkommſt. Kannſt Deine Mutter grüßen und mein Weimar!“ Und fort ſprengt er, daß mir das Waſſer über die Ohren ſpritzt. Seht Ihr, Schulmeiſter, das war mein Großherzog, und dem zu Ehren ſoll heut' Soldatengruß gen Himmel donnern, daß er es hört, wie die Kriegskameraden an ſeinem hundertjährigen Geburtstag an ihn denken!

(Hinkt rechts ab, ſeine Kanone aufzuſtellen, kehrt aber gleich zurück.)

Mutter Marthe.

(mit einem Glas Wein herangekommen)

Ich bring's Euch zu, Herr Lehrer; gebt's weiter: Auf ein glückliches Feſt!

(trinkt)

Schullehrer.

(in Abſätzen ſchlürfend)

Kein übler Tropfen!

Mutter Marthe.

(ſtolz)

Es iſt Jenenſer!

Schullehrer.

Wie ſchön doch Goethe ſagt: Das Vaterland verleiht die beſten Gaben.

(Reicht das Glas dem Invaliden.)

Invalide.

(auf einen Zug austrinkend)

Mir war der aus der Feldflaſche lieber; übrigens mit allem ſchuldigen Reſpekt vor dem Herrn Geheimde-Rath, die ja auch die Campagne mitgemacht haben, freilich nur als Nichtcombattante.

Schullehrer.

(nach rechts deutend)

Was kommt denn da für ein abenteuerliches Kleeblatt angeſtochen?

Mutter Marthe.

Sie ſteuern gerade auf uns zu: ein Frauenzimmer, ein alter Mann und ein Bürſchlein mit einer Harfe auf dem Buckel.

Invalide.

Der Alte hat einen Bart wie ein Sappeur von der Kaiſer-Garde. Und wie ausländiſch das Weibsbild aufgeſchirrt iſt! Das ſind fahrende Muſikanten, Komödianten, Schnurranten und ſo weiter; machen die Gegend unſicher und unſauber. Ich werde den Vagabunden alsbald die Wege weiſen.

Mutter Marthe.

Ehe wir wiſſen, was ſie wollen? Das ſoll vor meiner Thür Niemandem geſchehen.

Schullehrer.

Da iſt der Kleine ſchon; was für ein nettes Jüngelchen!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Zwerg. Darauf: Kaiſer Friedrich. Frau Holle.

(Dieſe drei in paſſender Verkleidung.)

Zwerg.

(von rechts kommend)

Ergeb'ner Diener aller Seits!
Wir haben in der Fern' bereits
Von Eu'rem Feſte viel vernommen;
Iſt es erlaubt herbeizukommen?

Mutter Marthe.

Warum nicht? Seid Ihr rechte Leute,
So kommt Ihr recht; beſonders heute!

Invalide.

Doch fragt man erſt: Woher? Wohin?

Zwerg.

Ach, lieber Herr Off'zier, wir ziehn
Zu drei, mein Urahn, meine Baſe
Und ich, ſchon lange auf der Straße
Ziellos und heimathlos herum
Und ſpielen vor dem Publikum.
Jetzt wollen wir nach Weimar machen;
Da giebt's zum Feſt gar gute Sachen!

Mutter Marthe.

Was könnt Ihr denn?

Zwerg.

Nu, Harfe ſchlagen.
Die Baſe weiß auch wahrzuſagen.

Invalide.

Zigeunervolk!

Zwerg.

Mein armer Ahn
Hat ſeiner Zeit ſoviel gethan,
Daß wir in ſeinen alten Tagen
Mit Spielen ihn nicht weiter plagen.

Mutter Marthe.

Was bleibt er ſo von Weitem ſtehn?
Heiß ſie doch beide näher gehn!

Zwerg.

Sie trau'n ſich nicht.
(ſchelmiſch auf den Invaliden deutend)
Der Herr Major
Kam ihnen gar ſo ſchrecklich vor;
Auch möchten wir den Leuten allen
Als Fremdlinge nicht läſtig fallen.
Doch hört Ihr, ſtatt der Kirchweihfiedel,
Die Euer Dorf auswendig kennt,
Lieber einmal ein neues Liedel
Und König David's Inſtrument:
So ſpielen wir zu Eurem Feſte
Mit Freuden auf, und zwar das Beſte!

Mutter Marthe.

Es gilt. Wenn Ihr ein Stücklein ſingt,
Das Ehre Euch, uns Freude bringt,
So lad' ich Euch zu Gaſte ein,
Und Euer Schad' ſoll's auch nicht ſein.
(Zwerg vergnügt ab)

Schullehrer.

Bravo, Frau Burgemeiſterin!
Das war Thüringer Spruch und Sinn!
Singvögel ſind bei uns zu Land

Willkommen jedem Ort und Stand;
Ein Schläger, ein Levkojen-Strauß,
Die hegt im Wald das ärmſte Haus.

Invalide.

Leider! Sah' ich's doch ſelbſt mit an,
Wie gegen einen Finkenhahn
Ein Bauer ſeine beſte Kuh
Im Stall gab, und das Kalb dazu.

Schullehrer.

Schmält unſer Volk deswegen nicht;
Ihr wißt ja, was ſein Luther ſpricht:
Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang.
So hielten's unſ're wack'ren Alten,
Bei Hof, im Wald, in Stadt und Land;
So wollen wir es wieder halten:
Willkomm und Ehr' dem Sängerſtand!

Zwerg

(ſingt und ſpielt noch hinter der Szene, mit Kaiſer Friedrich und Frau Holle langſam herauskommend)

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laßt den Geſang vor unſ'rem Ohr
Im Saale widerhallen.
Der König ſprach's, der Page lief,

Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

(während der letzten Zeilen ſind ſie aufgetreten, und der Zwerg ſetzt, unter dem Nachſpiel redend, hinzu)

Und ſieh', der Alte iſt zur Stelle.

Frau Holle.

Seid ſchön gegrüßt!

Kaiſer Friedrich.

Heil Deiner Schwelle!

Mutter Marthe.

Vergelt's der Himmel! Laßt Euch nieder
Und raſtet nach Behagen aus;
Eh' Ihr uns labt durch Eure Lieder,
Erquickt Euch drinnen erſt im Haus.

Frau Holle.

Will uns die Frau die Wahl verzeihen,
So bleiben wir vielmehr im Freien
Und nehmen eh'r als Speis und Trank
Ein Plätzchen an auf dieſer Bank.

(will unter die Linde)

Invalide.

Seht doch die unbeſcheid'nen Gäſte;
Ihr wollt den Ehrenplatz beim Feſte!

Im ganzen Dorf giebt's keinen Raum
So vornehm, wie die Bank am Baum.

Mutter Marthe.

Der Greis wird ihn wohl nicht entweih'n;
Er ſchaut ſo hoch, ſo würdig drein,
Daß mir um's Herz wird, meiner Treu',
Als liebt' ich ihn, und doch wie ſcheu.
Kommt! Ruht mit Eurem Weib und Kinde
Im Schatten der Karl-Auguſt-Linde!

(ſie führt Kaiſer Friedrich auf die Bank. Zu ſeiner Rechten ſetzt ſich Frau Holle, links zu ſeinen Füßen der Zwerg, welcher die Harfe an den Baum lehnt. Ein lauter, voller Accord geht durch die Saiten)

Kaiſer Friedrich.

Gar ſchön habt Ihr den Baum genannt.
Wie ſagtet Ihr? Karl-Auguſt-Linde?
Die Harfe hat ihn auch erkannt;
Sie flüſterte mit ihm im Winde.
Der Saiten Gold, der Blätter Grün
Scheint mit einander zu verwachſen,
Als möchten ſie zuſammen blüh'n,
Der Ruhm der Staufen und der Sachſen!
Sind ſie nicht beide ſchon vorbei?
Verrauſcht wie Harfenklang im Winde?
Wie Weh'n der Zweige? Einerlei!
Erzählt mir mehr von dieſer Linde.

Herr, mit dem Baum ging's eigen zu.
Mein Urahn, ſchenk' ihm Gott die Ruh',
Hat ihn gepflanzt in ſchlimmer Zeit
Voll Bangen und Beſorglichkeit.
Es ſind jetzt über hundert Jahr,
Da war dies Land arg in Gefahr.
Der Stamm vom Erneſtiner Haus,
So ſchien es, ging unrettbar aus;
Er ſtand, ſo fruchtbar ſonſt und hoch,
Nur auf zwei ſchwachen Augen noch.
Nun müßt Ihr wiſſen, unſer Land
Hängt gleich wie durch ein eiſern Band,
In Noth und Tod, von nah und fern,
An ſeinen Fürſten, ſeinen Herrn.
Das war ein Jammer überall,
Ein Klagen ob dem nahen Fall,
Ein Beten aller Ort' und Stund':
Mach' unſern Conſtantin geſund,
Stärk' ihn an ſeinem ſiechen Leib
Und gieb ihm bald ein tüchtig Weib,
Auf daß ſein treues Volk und Land
Nicht kommt in eine fremde Hand.
Die Noth ging doch dem Himmel nah,
Und das Unglaubliche geſchah,
Daß Conſtantin zwar nicht genas,
Doch leben blieb. Das war ſchon was.
D'rauf als er, immer zart und ſchwach,

Zur Freite auf gen Braunſchweig brach, —
Dies war wie jetzt im vor'gen Jahr, —
Setzte mein Ahn, der Schultheiß war,
Ein Reislein, gleichfalls zart und fein,
Vor ſeinem Haus in Erde ein.
Er dachte: Wenn das ſchwanke Reis
Zu wachſen und zu treiben weiß,
Dann kann's wohl auch ein kranker Mann.
So nehm' ich es zum Zeichen an,
Sobald mein Lindenzweig gedeiht,
Iſt Weimar's Erbe nimmer weit.
Dies war im Herbſt. Im Frühling drauf,
Hui, ſchlug der Baum ein Äuglein auf;
Und im September, heute juſt
Am dritten, kam die rechte Luſt:
Da flog ein Storch nach Weimar hin
Zum armen Herzog Conſtantin.
Nun war die Noth verkehrt in Wonne,
Die Nacht herum, der Tag war da,
Und Karl-Auguſt hieß ſeine Sonne,
Sein Morgenſtern: Amalia!

Schullehrer. Invalide. Frau Holle. Zwerg.

(zuſammen, aufſtehend, vortretend)

Ja, Karl-Auguſt ſo hieß die Sonne,
Der Morgenſtern Amalia.

Mutter Marthe

Nun wißt Ihr auch, weshalb ſich heut'
Das Land ſonntäglich putzt und freut;
Es wird auf's Haar einhundert Jahr',
Daß Karl-Auguſt geboren war.

Kaiſer Friedrich.

Nur ein Jahrhundert! Tropfen Zeit
Im Ocean der Ewigkeit!

Schullehrer.

Auch für das geiſt'ge Leben blos
Ein Endlein Weges, ſpannengroß!
Iſt Karl-Auguſt nicht noch ſo nah,
Als ſtünde er leibhaftig da?
Was er geſchaffen und gethan,
Sieht Alles nicht ſo friſch ſich an,
Als wär' es geſtern erſt geſchehn,
Als hätten wir es wachſen ſehn,
Ja, als ob Jeder ſelbſt gemacht,
Was er im Kopf allein erdacht?
Das iſt der Reiz der großen Zeit,
Die Karl-Auguſt der Welt gegeben:
Verklärt wie die Vergangenheit,
Glänzt ſie zugleich im vollſten Leben.

Invalide.

Das klingt mir viel zu hochgelahrt;
Was braucht's des Worte-Schwalls und Scheins?

Er war ein Fürſt der rechten Art,
Mit ſich und ſeinem Lande eins.
So haben wir in guten Stunden,
Mehr noch in böſen ihn erfunden.
Als jener Sturm aus Frankreich kam,
Zuerſt nur als Gewitterwolke,
Wie ſtand er da in Grau'n und Gram
So ehrenfeſt zum deutſchen Volke!
Und da's bei Jena eingeſchlagen,
Im eig'nen Haus, o Tag der Schmach,
Wie hat er, ob ſein Herz auch brach,
Das große Leid ſo groß getragen!

Mutter Marthe.

Vergeßt dabei Luiſen nicht,
In Dunkelheit ein Stern voll Licht.
Sie war's, die vor den Erbfeind trat,
Als Alles vor ihm bebt' und bangte,
Und nicht gebeugt um Gnade bat,
Nein, nur ihr Hausrecht kühn verlangte.
Der Landes-Mutter Preis und Ruhm,
Liebe und Dank dem treuen Weibe!
Daß in Thüringen's Heiligthum
Ihr Name ewig ſtrahlen bleibe!

Invalide.

Das muß man unſ'ren Fürſten laſſen:
Auf's Frei'n verſtehn ſie ſich genau;

Sie wiſſen ſich ein Herz zu faſſen
Und für dies Herz die rechte Frau.
Ein ſeltnes Kleeblatt, ſo wie dieſe
Vier Namen, gab es wohl noch nie:
Anna-Amalia und Luiſe,
Marie-Paulowna und Sophie!
Wie es ſo herrlich paſſend ſteht
Am Throne der Eliſabeth!

Schullehrer.

Wo ſolche Frauen ſie behüten,
Da wachſen, frei und doch in Zucht,
Zu jeder Zeit der Dichtkunſt Blüthen
Und reifen in gewicht'ge Frucht.
Doch Niemand noch hat ihren Samen
So klug und kräftig ausgeſtreut,
Als der, für deſſen Ruhm und Namen
Das heut'ge Feſt die Ärnte beut.
Er warf ſein Korn nicht aus im Spiel,
Daß es in Stein' und Dornen fiel;
Nein, ſeine männlich ſtäte Hand
That es in ein geackert Land
Und ließ es ruh'n. Und ſiehe da:
Erfüllt iſt, was ſein Goethe ſah.
Er ſprach: Die Ärnte wird erſcheinen,
Dich hoch beglückend und die Deinen.
Sie iſt erſchienen. Weimar iſt
In Wahrheit Deutſchlands goldne Aue,

Worauf nach hundertjähr'ger Friſt
Noch Garben binden alle Gaue.
Was Karl-Auguſt gegeben hat,
Heut' giebt's die Nachwelt dankbar wieder:
In Frucht und Ähren ſeine Saat,
In Erz ſeiner Poeten Lieder!

Sechster Auftritt.

Vorige. Am Dachfenſter Juſt und der Knecht.

Juſt.

(laut herabrufend)

Mutter, ſie kommen!

Invalide.

Hoch! Hurrah!

(raſch ab, in den Hintergrund)

Schullehrer.

(hinaufweiſend, wo inzwiſchen der Knecht eine große Fahne aufgeſteckt hat)

Die Fahne weht!

Mutter Marthe.

Bald ſind ſie da!

(Schullehrer eilig in den Hintergrund ab. Juſt und Knecht, die herabgekommen, hinter ihm her)

Zwerg.

Um nicht zu breit im Weg zu ſtehn,
Laßt uns ein Weilchen ſeitwärts gehn;
Nur um ein Stücklein zu probiren,
Das wir bei'm Feſte produziren.

Mutter Marthe.

So geht in's Haus!

(Kaiſer Friedrich, Frau Holle und Zwerg in das Haus ab)

Wenn ich nur wüßt',
Was ich mit mir beginnen müßt'!
Erſt hab' ich's nicht erwarten können,
Und jetzt, da's ankommt, möcht' ich flennen.
Wär' ich nur nicht alleine hier!
Juſt, Hannlieb, Mädchen, her zu mir!

(Die Schulmädchen kommen aus dem Hauſe; Mutter Marthe ſtellt ſie auf der rechten Seite in Ordnung auf)

Siebenter Auftritt.

Mutter Marthe. Dann: der Feſtzug, nach unten verzeichneter Reihenfolge.

(Eine Muſik, einen ländlichen Marſch aufſpielend, der ſchon während des vorigen Auftritts von fern gehört wurde, kommt näher. Sobald der Zug auf der Bühne angelangt iſt, endigt der Marſch, und die Choral-Melodie: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, wird vierſtimmig, mit Begleitung von Blas-Inſtrumenten, angeſtimmt. Dazu das Geläut der nahen Dorfglocke, in Stimmung und Rhythmus mit dem Geſang harmonirend. Der Zug erſcheint: 1) Ein Zugführer, zu Pferd, mit einem Blumen- und Bändergezierten Stabe. 2) Die Muſikanten. 3) Der Schullehrer mit den Schulknaben, darunter ein Waiſenknabe und ein Waiſenmädchen in ihrer Tracht. 4) Die Burſchen und Mädchen; unter ihnen: ein Schnitter-Paar, die Sichel im Gürtel, er eine Garbe auf der Schulter, ſie einen Aehrenkranz, reich und voll, mit langen Bändern in der Hand; ein Winzer-Paar, welches zwiſchen ſich an einer Stange eine große Traube, mit Rebenlaub und anderen Früchten in ein Gewinde gezogen, trägt; ein Gärtner-Paar, ſie mit einem Blumenkorb am Arm, er einen Aſternkranz in der Hand. Andere Paare mit ähnlichen Attributen. 5) Der Student im Burſchenrock, die deutſche Fahne in der Hand, zu Pferde. 6) Vater Märten, ebenfalls zu Pferde, die Weimariſche Fahne in der Hand. 7) Der Aernte-Wagen, vierſpännig, mit Korn hoch und maleriſch beladen, dazwiſchen Kornblumen und Mohn, um die Garben grüne Gewinde, obenauf eine Krone aus Lorbeer und Immergrün, von Juſt und einem kleinen Mädchen gehalten. 8) Die Männer und Frauen des Dorfs, denen ſich Mutter Marthe begrüßend anſchließt. 9) Der Invalide, mit blankem Seitengewehr. 10) Zwei Greiſe, zwiſchen ſich ein verhülltes Bild tragend. 11) Zwei Holzhauer mit geſchmückten Aexten; zwiſchen ſich tragen ſie einen hölzernen Altar, aus ſieben Fichtenſtämmchen kunſtlos zuſammengefügt und mit Fichtenzweigen verziert. 12) Ein alter Köhler mit dem Schürbaum; neben ihm ſein Sohn, einen Korb voll Kohlen auf dem Kopf. 13) Ein Jäger und ein Schäfer. 14) Zwei Eiſenarbeiter, Klingen und Senſen auf den Schultern. 15) Zwei Bergleute, Erzſtufen und Steine in Schiebkarren fahrend. 16) Zwei Weber, mit farbigen Garngeſpinnſten und Leinwandgebinden. Hinterdrein, in bunten Gruppen, noch einige Land- und Arbeits-Leute, die ſo vollſtändig wie möglich die Gewerbe des Thüringer Waldes in charakteriſtiſchen Attributen darſtellen. Alle erſcheinen in der Sonntagstracht des Landes oder ihres Standes. Auch die Attribute ſind ſämmtlich aufgeputzt, wie die Pferde an Kopf, Mähne und Schweif Bandſchleifen und Blumen tragen. Der Zug kommt in feierlichem Schritte aus dem Hintergrunde rechts, geht auf einem etwas erhöhten Wege quer über die Bühne nach links, wo in der letzten Kuliſſe die Reiter abſitzen und der Wagen, nur noch halb ſichtbar, halten bleibt, und kommt dann wiederum hervor, um von links nach rechts im weiten Halbkreis, an die bereits rechts ſtehenden Schulmädchen ſich anſchließend, Aufſtellung zu nehmen; die Einzelnen in der Reihenfolge, in welcher ſie zum Reden hervortreten. Geſang und Muſik dauern ſo lange, bis der Halbkreis gebildet iſt und ſteht; ein Vorſpiel, nicht länger als nöthig, dient zur Ausfüllung der genau zu bemeſſenden Zeit. Die Anordnung und Bewegung muß feierlich, nicht ſteif ſein.)

Chor.

(Mel.: Eine feſte Burg iſt unſer Gott.)

Preis, Ehr' und Ruhm ſei Karl-Auguſt,
Dem Vater aller Seinen,
Zu deſſen Jubelfeſt voll Luſt
Und Dank wir uns vereinen;
Sein Werk iſt vollbracht
Mit Geiſt und mit Macht:
Es wächſt und gedeiht
In alle Ewigkeit,
Vom Himmel reich geſegnet!

(Nach dem Geſang noch einige unruhige Bewegung unter den Gruppen, auch leiſe Zwiegeſpräche.)

Vater Märten.

(in die Mitte des Halbkreiſes tretend)

Nachbarn und Landsleute!

Invalide.

Stillgeſtanden! Ruh' im Glied! Der Herr Burgemeiſter werden eine Rede halten.

Mutter Marthe.

(halblaut)

Wär's nur glücklich vorbei! Ich ſteh' weiter keine Angſt aus für ihn.

(ihm zuflüſternd)

Nur Courage, Alter, und recht laut!

Vater Märten.

(nachdem er ihr zugenickt)

Alſo: Nachbarn und Landsleute! Ihr wißt, was uns heute verſammelt hat. Es iſt das höchſte Feſt der Gemeinde, ja des ganzen Landes und wird weit über daſſelbe hinaus gefeiert werden. So prächtig wie große Städte, und ſo künſtlich wie vornehme Leute können wir einfachen Bauersleut' nun freilich dies Feſt nicht begehen, wie ich auch im Reden kein ſtudirter Prediger oder Schullehrer bin. Aber von Herzen mein' ich's nicht ſchlechter als irgend einer, und Ihr meint es gerad ſo gut wie ich. Nicht ſo?

Alle.

Ja, ja!

Vater Märten.

In Weimar iſt heute der Grundſtein gelegt worden zu einem Denkmal, welches das ganze Land in der Hauptſtadt ſeinem guten Herrn ſetzt, den Gott ſelig habe. Daran thut Stadt und Land recht, ſie thun nur ihre Pflicht. Denn was ſie ſind, danken ſie nächſt Gott ihren Fürſten, und unter ihren Fürſten dem Großherzog Karl-Auguſt.

Juſt.

Vivat hoch!

Alle Kinder.

Hoch!

Invalide.

Das Maul halten, Ihr Schlingel; noch iſt's ja nicht an der Zeit.

Vater Märten.

Ein Monument können wir ihm nun freilich hier nicht bauen. Aber ſein Bild wollen wir heute unter uns aufſtellen, wie es in uns längſt und immer ſteht. Unſer guter, gnädiger Herr hat es aus dem Prunkzimmer ſeines Schloſſes dazu hergeliehen. Dort unter dem Lindenbaum ſoll es ſtehen, der ſo alt iſt wie er, gleichſam ſein Pathe und auch ſein Pathenkind.

Invalide.

Achtung! Die halbe Batterie im Trab rechts abgeſchwenkt! Vorwärts Marſch!

(Er eilt rechts ab, wo er die Kanone aufgeſtellt. Gleichzeitig treten die zwei Greiſe mit dem noch immer verhüllten Bild hervor und befeſtigen es an dem Stamm der Linde.)

Vater Märten.

Das junge Volk wird ihn freilich nicht erkennen, wiefern es mit leiblichen Augen ihn nicht geſehen hat. Uns Männern und Alten aber iſt dies Glück noch beſchieden geweſen.

Erſter Greis.

Ich habe ihn zuletzt geſehen bei dem funfzigjährigen Jubelfeſt ſeiner Regierung. Damals hat mich die Gemeinde als Abgeordneten nach Weimar geſchickt, und ich habe die landesväterliche Rechte küſſen dürfen. Das war, — ich weiß es noch, als ob es geſtern geweſen, — am zwölften September 1825, auf einen Montag, Abends bei dem Kinderfeſt auf der großen Wieſe vor dem Schießhauſe.

Zweiter Greis.

Und ich bin als Vorreiter in ſeinem Dienſten geſtanden und dabeigeweſen, als er, die untergehende Sonne im Angeſicht, hoch aufrecht am offenen Fenſter ſtehend, das Haupt neigte und verſchied. Das war, — und ich werd' es nie vergeſſen, — auf

Schloß Gradiz bei Torgau, da man ſchrieb den vierzehnten Juni 1828.

Vater Märten.

Euch Zweien ziemt es, den Vorhang von ſeinem Angeſicht wegzunehmen, damit wir ihn noch einmal ſehen, wie er war. Kommt herbei, Kinder, Frauen, Männer. Zieht die Hüte. Im Namen Gottes, Herr Schullehrer!

Schullehrer.

Wie Schiller gerufen: Auch die Todten ſollen leben, ſo rufen wir: Er, der uns das Leben gegeben, der niemals ſtirbt, weder in ſeinen Werken, noch im Gedächtniß ſeines Volks und im Ruhm der Nachwelt, Karl-Auguſt lebe hoch! Zum zweiten Mal: hoch! Immer und ewig hoch!

(Bei dem Namen Karl-Auguſt iſt die Hülle gefallen. Alle drängen ſtürmiſch heran, einige fallen auf die Kniee, viele breiten die Arme aus, ſchwenken Tücher und Hüte. Dazu allgemeiner Hoch-Ruf und langanhaltender Tuſch in der Bühnen-Muſik und im Orcheſter; rechts hinter der Szene drei laute Böllerſchüſſe und vernehmliches Glockengeläute. Dann Chorgeſang mit Inſtrumental-Begleitung auf der Bühne und im Orcheſter: Heil unſ'rem Fürſten, Heil! Die erſte Strophe wird geſungen; unterdeſſen kehrt die Ordnung in die aufgelöſten Gruppen allmälig zurück, Jeder nimmt ſeine frühere Stelle wieder ein.)

Invalide.

(mit noch brennender Lunte herein und vor dem Bild niederſtürzend, haſtig und mit Thränen)

Er iſt es! Er iſt es! Mein Fürſt, mein Feldherr, mein General! So hat er mich angeblickt, ſo gelächelt! Sprich doch, wie damals, Vater Karl-August! Kennſt Deinen kleinen Rekruten von Valmy nicht mehr? Gieb mir noch einmal zu trinken! Mich dürſtet — nach Deinem Anblick!

Vater Märten

Habt Ihr Euch Alle ſatt geſehen, ſo kommt her, eins nach dem andern und bringt Eure Feſtgaben, ſchlicht und werthlos, wie Landleute es haben und geben, aber von Herzen gern!

(Schnitter und Schnitterin treten vor und hängen ihren Aehrenkranz um die linke Seite des Bildes)

Schnitter

Du machteſt von der Sklaverei
Der alten Zeit die Scholle frei.
Sie baut nicht mehr ein hör'ger Knecht,
Der nur die Pflicht kennt, nicht das Recht;
Es baut ſie jetzt der freie Mann,
Der wo er ſä't auch ärnten kann.
D'rum ſei in Lieb' und Dankbarkeit
Dir unſer Ährenkranz geweiht.

(Winzer und Winzerin hängen ihre Frucht- und Reben-Guirlande unten um das Bild herum)

Winzer

Das Jahr, das Dich, o Herr, gebar,
War wieder 'mal ein gutes Jahr.

Zu rechter Zeit kam Sonnenſchein,
Zur rechten fiel der Regen ein,
Daß Scheun' und Keller übervoll
Von Korn- und Obſtes-Segen ſchwoll.
Zu Ende geht die lange Noth:
Der Arme ißt ein wohlfeil Brot,
Der Reiche keltert edlen Wein, —
Dein Jahr, Herr, ſoll geprieſen ſein!

(Gärtner und Gärtnerin hängen ihren Aſternkranz um die rechte Seite des Bildes)

Gärtnerin

Der Herbſt hat wenig Blumen mehr,
Da bringen wir die letzten her,
Ein Aſternkranz, den unſ're Hand,
In bunten Farben wählend, wand.
Aus dieſen Blumenſternen ſchaut
Dein Aug' uns an ſo klar und traut,
Wie es im Leben immerdar
Auf die Natur gerichtet war.
Du gingſt getreu auf ihrer Spur,
Ein Fürſt, und doch Sohn der Natur.

Vater Märten

(mit der Weimariſchen Fahne)

Du warſt in kampfbewegter Zeit
Von Deutſchlands Fürſten weit und breit

Der erſte, der vom Thron herab
Sein Recht dem Volk freiwillig gab.
Du ſchloſſeſt, nicht blos mit dem Mund,
Nein, auch mit Hand und Herz den Bund,
Auf deſſen feuerfeſtem Grund
Dein Staat, Dein Haus geſichert ſtund.
Drum wehet, als um ihren Schild,
Die Fahne Weimar's um Dein Bild.

(er befeſtigt ſie hinter dem Bilde an dem Baumſtamm)

Student.

(die deutſche Fahne hoch aufhebend)

Auch dieſer heilige Akkord
Der Oſt und Weſt und Süd und Nord
Des alten Reichs allein noch eint,
Wie tief er auch verſchollen ſcheint,
Er fand in Deiner deutſchen Bruſt
Ein Echo, edler Karl-Auguſt!
Hätt' Jedermann gethan gleich Dir,
So wehte dieſes Siegspanier
Vor einem ein'gen Volk und Heer
Vom Apennin zum dän'ſchen Meer.

(er befeſtigt die deutſche Fahne hinter dem Bilde, ſo daß beide Fahnen-Stangen über demſelben ein Kreuz bilden und die Seide an den Seiten, über den Kränzen, maleriſch herabfällt)

Holzhauer.

(mit dem kleinen Altar, ſammt ſtufenförmigem Unterſatz, den er vor dem Bilde niederſtellt)

Aus dem Gebirge kommen wir
Und bringen unſ're Gabe Dir:
Ein Altar, nur von Tannenholz,
Doch aus dem Wald, Thüringen's Stolz.
Mit ſeinem ew'gen Grün geſchmückt,
Das noch kein Winter unterdrückt.
Da ſteht der Altar, und dazu
Auch meine Axt; für jetzt in Ruh,
Allein zum Schlag bereit und ſcharf,
Sobald ſie Fürſt und Land bedarf.

Köhler.

(einen Korb mit Kohlen auf den Altar ſtellend)

Du weißt, des Köhlers Herz iſt nicht
So höllenſchwarz wie ſein Geſicht;
Gedenke, was einſt Deinem Ahn
Der meine, Georg Schmidt, gethan.
Droht Deinen Prinzen Raub und Liſt,
Thun wir desgleichen jeder Friſt;
Euch glüh'n, wie unſ'rer Meiler Rauch
Und Feuer, unſ're Herzen auch

Eiſenarbeiter.

(Klingen und Senſen an den Stufen des Altars niederlegend)

Dich hart zu hämmern, that nicht noth,
Wie einſt der Schmied von Ruhl gebot

Dem Landgraf Ludwig: Werde hart!
Du warſt ſchon von der rechten Art,
Im Frieden und im Krieg zumal
Von ächtem, feuerfeſtem Stahl.

Jäger.

(ſeine Jagdtaſche darbringend)

Warſt auch ein Jäger vor dem Herrn;
Mit Blick und Blei trafſt Du von fern.

Fiſcher.

(ſein Netz darbringend)

Dem Fiſcher, welcher Menſchen fing,
Sei dies mein Netz nicht zu gering.

Hirt.

(ſeinen Schäferſtab darbringend)

Hier leg' ich meinen Schäferſtab
Vor Dir, dem beſten Hirten ab.

Vater Märten.

(zu den Uebrigen)

Bringt alle Eure Gaben dar
Und legt ſie nieder am Altar.
Ein Werk von ſeiner Bürger Fleiß,
Das iſt des Fürſten beſter Preis.

(In buntem Durcheinander, das aber nach Farbe und Form genau vorherbeſtimmt ſein muß, werden die Gaben aller Uebrigen auf den Stufen des Altars niedergelegt; derſelbe bildet, mit dem geſchmückten Porträt darüber, eine Trophäe, die vor den Augen des Zuſchauers entſtanden iſt. Nachdem ſie fertig, treten noch heraus)

Schulknabe und **Schulmädchen.**

(auf die Stufen des Altars Blumen ſtreuend)

Laß, als letztes unter allen,
Unſer Lallen Dir gefallen;
Das was unſ're Schulen ſind,
Dankt Dir Kind und Kindeskind!

Waiſenknabe und **Waiſenmädchen.**

(vor dem Altar knieend)

Uns empfing mit Vaterarmen
Deines Waiſenſtifts Erbarmen:
Dafür bringt ein armes Paar,
Das nichts hat, Dir Thränen dar.

Mutter Marthe.

(mit einem ganz kleinen Kind auf dem Arm zum Altar tretend)

Als Bürgſchaft, daß die Zukunft kröne,
Was Du gethan im Zeiten-Lauf,
Setzt hier der jüngſte meiner Söhne
Dem fert'gen Werk die Krone auf.

Vater Märten.

(ebenfalls herantretend, die Krone in der Hand, welche früher auf dem Aerntewagen war)

Zwar flochten ſie nur arme Bauern
Aus Lorbeerblatt und Immergrün,
Doch wird ſie manche blut'ge Mauern-
Und Schlachtfeld-Krone überdauern
Und rein wie eine gold'ne blüh'n.

(das Kind drückt mit Hilfe der beiden Aeltern die Krone oben auf das Bild. Dazu ein kurzer Tuſch in der Bühnen-Muſik)

Mutter Marthe.

Nun kommt aber Alle miteinander in's Haus und zum Feſtſchmaus; ſonſt bläſt uns hier außen die Sonne ihr Licht vor der Naſe aus.

(will mit einigen Frauen und mit den zwei Greiſen in's Haus aufbrechen)

Vater Märten.

(ſie zurückhaltend)

Halt, Mütterchen, halt. Deine Bratwürſte und Dein Broihan müſſen ſich noch ein Weilchen gedulden. Vergißt die Hausfrau, daß die Lebendigen vor den Todten nicht vergeſſen werden ſollen? Steig' hinunter in den Keller und fülle unſ'ren Hochzeitsbecher, aber bis zum Überlaufen; der muß im Freien noch die Runde machen.

(Mutter Marthe ab)

Invalide.

Ich halt's mit Vater Märten. Nichts flößt dem Magen mehr Courage ein, als ein tüchtiger Zug vor dem Eſſen. Nachher haut er noch eins ſo kräftig drein.

Schullehrer.

Nirgends kann es auch beſſer ſchmecken, als hier unter der Linde, im Abendroth, das über die goldne Aue eben wie wahrhaftiges, flüſſiges Gold dahergeſchwommen kommt.

(Mutter Marthe kommt mit einem großen Kelchglas. Zwei Mägde folgen, jede eine Flaſche unter dem Arm, und kleinere Gläſer auf einem Teller, der unter den Nebenperſonen herumgeht, während die Hauptperſonen, im Vordergrund ſtehend, den Becher einander reichen)

Vater Märten.

(mit dem Becher in der Hand)

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm:

(den Hut abnehmend)

dem würdigen Sohne Karl-Auguſt's, unſerem guten, unvergeßlichen Karl-Friedrich!

(er trinkt)

Alle.

Vivat hoch!

(Tuſch auf der Bühne)

Student.

(als das Glas an ihn gekommen)

Auf die Geſundheit unſeres regierenden Herrn; der Stolz und die Zuverſicht des gegenwärtigen Geſchlechts, Karl-Alexander, hoch!

Alle.

Hoch!

(Tuſch auf der Bühne)

Juſt

(mit einem kleinen Glas ſich vordrängend)

Der junge Erbgroßherzog, der einmal mein Großherzog wird, ſoll auch leben. Vivat hoch!

Alle.

Hoch!

(Tuſch auf der Bühne)

Vater Märten.

Recht ſo, mein Sohn! Wer weiß, was in der Zukunft verborgen liegt, und welche Gedächtniß-Bäume Du neben der Linde Deines Urgroßvaters pflanzen wirſt? Dein Großherzog, wie Du ſagſt, heißt wie ſein Urgroßvater: Karl-Auguſt. Mag er ihm gleichen!

Schullehrer.

Und ärnten, was ſeine Vorfahren geſäet haben, hundertfach!

Vater Märten.

Sind wir nicht glückliche Leute in unſerem lieben Thüringen?

Mutter Marthe.

Unberufen, Väterchen.

Vater Märten.

Wenn man hinausſchaut und ſieht oder hört, wie es anderwärts zugeht, wohl gar drunter und drüber, wenn nicht hart wider einander geht, da lernt man das eigene Haus und deſſen Herrn erſt recht erkennen und ſchätzen. Gott erhalte die Fürſten und das Volk von Thüringen einig, ehrlich, glücklich!

Alle.

(mit halbem Ton)

Amen.

(Kein Tuſch, nur einzelne, leiſe Töne der Abendglocke.)

Vater Märten.

Wahrlich, ſchon die Abendglocke. Nun iſt's freilich Zeit, daß wir zum Mahl und hernach die jungen Leute zum Tanz kommen. Geh her da, Alte. Wir zwei führen ſelbander den Zug an. Muſikanten voraus!

(Der ländliche Marſch von früher fängt wieder an. Vater Märten und Mutter Marthe gehen voraus, auf das Haus zu, die übrigen drängen nach. Als die Muſikanten unten an den Stufen ſind, die zur Hausthür führen, fliegt letztere plötzlich weit auf. Man ſieht in eine hohe, feſtlich geſchmückte und beleuchtete Halle, während die Bühne, im Verlauf des vorigen Auftritts von Tageshelle in Abendroth übergegangen, jetzt faſt dunkel geworden iſt)

Achter Auftritt.

Vorige. Frau Holle. Darauf: Zwerg. Dann die Erſcheinungen: Drei Horen. Muſe Wielands. Götz. Karl Moor. Werther. Iphigenia. Iſabella. Tell. Egmont. Poſa. Fauſt. Wallenſtein. Mephiſtopheles. Prometheus.

Frau Holle.

(in der Hausthür, auf den Stufen, erſcheinend. Sie trägt ein weißes griechiſches Gewand mit Gold durchflochten. Alle fahren ſcheu vor ihr zurück, die Muſik reißt mitten im Takt ab)

Warum erſchreckt Ihr, tretet ſcheu zurück?
Erkennt Ihr nicht an dieſem Rautenkranz,
Daß ich Euch Freundin, Stammverwandte bin?
Im Inn'ren unſ'res Waldgebirges, wo
Thüringens Herz in unterird'ſchen Quellen

Und in metall'nen Adern heimlich klopft,
Da wohn' ich, von der Sage feſtgebannt,
Und doch lebendig, auch im Mund des Volkes,
Mit ihm ſeit langer Zeit vereinigt. Was
In Leid und Freude Eure Bruſt bewegt,
Erfüllt auch meine, hallt im Felſengrund
Des alter Hörſelbergs getreulich nach.

Schullehrer.

Frau Holle!

Mutter Marthe.

Alle guten Geiſter loben
Gott unſ'ren Herrn!

(allgemeine Bewegung des Schreckens unter den Anweſenden)

Frau Holle.

(zwiſchen ſie tretend)

Ich bin kein böſer Geiſt;
Sonſt riefe dieſer gute Tag mich nicht
In Eu're Mitte, auf die Oberwelt.
Nicht mich allein. Noch and're harren drin,
Geſchöpfe und Geſtalten jener Zeit,
Die Ihr in Eu'rem Feſt verherrlichet.
Auch ſie vergleich' ich Ärnten Karl=Auguſt's;
Denn an den Werken ſeiner Dichter hat
Er ſelbſt ein gutes und lebend'ges Theil.

War's nicht ſein Geiſt, der ſie zuſammenrief,
Zuſammenhielt mit ſich und mit der Welt?
Und dieſe Dichterwerke ſind ſie nicht,
Obgleich Gebilde freier Schöpferkraft,
Doch auch ſo wirklich und ſo wahr geworden,
Als lebten ſie, wie Ihr, ein menſchlich Leben
Und ein unſterbliches wie wir? Darum
Erſcheinen ſie mit gutem Recht bei Euch;
Doch alle nicht, damit die bunte Menge
Den Kreis nicht ſtöre, den ſie ſchmücken will.
Nur einige als Zeugen ruf' ich her,
Als Eu'res Feſt's theilnehmende Gefährten.

(Auf ihren Wink geht die Hausthür wieder auf. In der Halle wird der Zug der Dichtergeſtalten ſichtbar, nach deren Auftritt angeordnet. Zuerſt der Zwerg, als Merkur gekleidet, den Stab in der Hand, der den Zug anführt. Dann: Drei Horen, mit Roſengewinden verbunden. Die Muſe Wielands, einen goldnen Spiegel im Arme. Götz, Karl Moor, Werther, Hand in Hand. Iphigenia und Iſabella, ſich umſchlingend. Egmont zwiſchen Tell und Poſa. Fauſt und Wallenſtein, Mephiſto hinter ihnen. Zuletzt, nach einer Pauſe und nicht mit den übrigen vor dem Auftreten ſichtbar werdend, Prometheus. Die Thür bleibt offen, der Zug in langſamer, aber unterbrochener Bewegung.)

Zwerg.

Euch ſagt der Flügelhut am Haupt
Was ich jetzt ſpiele: den Merkur;
Allein Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt,
Ich ſei der alte Hermes nur

Und Jovis Poſtillon d'Amour.
Erkennt, daß ich in and'rem Sinn
Wieland's Merkur, der deutſche, bin,
Der einſt für größ'rer Götter Schaar
Pfadfinder und Vorläufer war.

(Die drei Horen gehen an den Altar und ſtreuen ihre Roſen auf deſſen Stufen.)

Hier kommen auch ſchon Schiller's Horen,
Die vollen Tag heraufbeſchworen;
Sie ſtreuen weihend ihre Roſen,
Die morgenrothen, dornenloſen.

(Die Horen treten hinter den Altar, um den ſich der Kreis der Dichter-Geſtalten ſchließt, während die Landleute ſich in den Hintergrund ziehen, von ferne zuſehend und theilnehmend.)

Muſe Wielands.

Ich bin die Muſe Wielands. Hochgeſchürzt
Und leichten Schrittes, halb Pariſerin
Und halb Hellenin, ſchweb' ich zum Altar.
Den goldnen Spiegel hier hat einſt prophetiſch
Mein Meiſter ſeinem Zögling vorgehalten,
Damit in ihm die Zeit vorauserſcheine,
Die ſelbſt als goldne herrlich ſich vollendet;
Dankbar ſei er zum Opfer nun geſpendet!

(legt den Spiegel auf die Stufen)

Frau Holle.

Nun tritt ein Dreigeſtirn hervor:
Der theu're, vielbeweinte Schatten,
Den Ritter Götz und Räuber Moor
Bedeutſam in der Mitte hatten.
Ihr wagt Euch nicht heran? Nur dreiſt!
Ein edler Wein muß lange gähren,
Und Euer wilder Jugendgeiſt
That noth, die Stimmung abzuklären.
Auch Karl=Auguſt, der Maß und Ziel
Als Mann ſo kräftig feſtgehalten,
Als Jüngling war er oft ein Spiel
Von tief dämoniſchen Gewalten;
Sein Herz hat heiß und hoch gebrannt,
Eh' er das reine Licht erkannt,
Eh' er in freien Reiſeſtunden,
Auf Alpenhöhen, ſich gefunden.
Darin erwies ſich ſeine Größe,
Daß, unbeirrt durch Schein und Wahn,
Er, ſtatt des fert'gen Alters Blöße,
Sich friſcher Jugend zugethan.
Drum her zu uns, ihr drei Geſellen;
Auch Ihr dürft zum Altar Euch ſtellen!

(Werther, Moor, Götz ſchließen dem Kreis ſich an, während Iphigenia und Iſabella vortreten, jene weiß, dieſe ſchwarz gekleidet.)

Frau Holle.

Ein neues, zwiefaches Gebilde
Erſcheint, wie Licht und Schatten da:
Das Muſter jungfräulicher Milde,
Die Prieſterin Iphigenia,
Und, Thränen im umflorten Blicke,
Meſſina's Mutter, kinderlos!
Kommt, edle Töchter der Antike,
Wie ſie gereinigt, ſtreng und groß.
Den Prieſterkranz, den Wittwenſchleier
Legt nieder zu des Tages Feier!

(Beide werden auf die Stufen gelegt; Egmont zwiſchen Tell und Poſa treten frei vor.)

Tell.

Hier meine Armbruſt, Tell's Geſchoß,
Das Palmenzweige grün umwinden;
Die Armbruſt Weimars, mein Genoß,
Wird niemals einen Geßler finden!

Egmont.

Den Pfeilbund der Provinzen, ſammt
Dem Hut, leg' ich daneben nieder:
O Macht, die von der Einheit ſtammt,
Wann kommſt du deutſchen Landen wieder?

Poſa.

Du haſt, was ich umſonſt erbat
An König Philipp's Thrones-Stufen,
Gedankenfreiheit Deinem Staat
Und freie Preſſe zugerufen;
Wenn auch Gewalt ſie wieder nahm,
Sie konnte, kann nicht ewig währen;
Der Zwang zerbrach, die Freiheit kam
Zurück, dich höher zu verklären.

Frau Holle.

(mit einem Blick in die dunkel gewordene Landſchaft)

Die Nacht bricht an, ihr Dunkel hüllt
Die Thäler ein in kühle Schauer;
Auch hier iſt bald die Zeit erfüllt,
Wir ſteh'n an Weimar's großer Trauer.
Ein Rieſenpaar iſt noch zurück,
Der Dioskuren Meiſterſtück;
Dort naht es: Fauſt und Wallenſtein,
Mephiſto, hinkend, hinterdrein!

(Fauſt, Wallenſtein, Mephiſtopheles erſcheinen. Die Thür fällt zu)

Zwerg.

Komm, alter Schalk! Du darfſt erſcheinen,
Auch Dich ruft Karl-Auguſt zu Gaſt;

Ihm war von Geiſtern, die verneinen,
Humor nicht fremd und nicht verhaßt.
Tritt einmal in geweihte Kreiſe
Und ſchließe ſie auf magiſche Weiſe!

(Er führt Mephiſtopheles in den Kreis, der ſich um Altar und Linde ſchließen will, geordnet von dem Zwerg.)

Frau Holle.

(in die Mitte des Kreiſes tretend)

Halt, Einer fehlt noch! Wie im Leben
Will er auch hier die And'ren flieh'n;
Ihn riß ſein tiefes, ſchweres Streben
Oft in ein einſam Dunkel hin.
Doch heute darf er frei ſich zeigen:
Die Kette mißt ein edles Glied,
Will Herder nicht herniederſteigen
In ſeinem vielgeprieſ'nen Cid.

Zwerg.

Warum juſt der? Er kam ſo häufig,
Und unter einem deutſchen Chor
Iſt Spaniſches nicht recht geläufig,
Kommt Vielen fremd und ſpaniſch vor!
Nein, für Rodrigo und Ximene
Führ' ich Euch den Titanen zu;

Erſcheine auf der dunklen Szene,
Prometheus Feuerbringer Du!

(Die Thüre geht auf. Prometheus, die Fackel in der Hand, tritt heroiſch auf.)

Prometheus.

Weil Ihr es wünſchet widerſtreb' ich länger nicht.
Seht hier die Fackel, welche vom Olymp herab
Den ſtrengverſchloſſ'nen Funken auf die Erde trug!
Sie hat in meines deutſchen Dichters kühner Hand
Geleuchtet in die tiefſten Gründe der Natur,
In aller Völker unerſchöpften Sagenſchatz
Und in der Weltgeſchichte räthſelhaften Bau.
Ihr Licht, der Feuerſäule in der Wüſte gleich,
Zog vor des Menſchengeiſtes Wanderung einher,
Ausſtreuend die Prometheus-Funken der Ideen.
Derſelben Fackel ziemt es auch am heut'gen Tag,
Daß ſie das Opfer des Altars in Flammen ſetzt.
Denn nicht allein der Dichtkunſt heit'ren Tempel hat
Karl-Auguſt, ohne Medicäer-Gold, gebaut;
Er war's auch, der in drangſalvoller Zeiten Lauf
Den ernſten Wiſſenſchaften ein Aſyl erſchloß.
Dafür leg' du ein unvergänglich Zeugniß ab,
Heroen-Zeit der vielgeliebten Nachbarſtadt!
Als Reinhold, Fichte, Schelling ihr noch junges
Wort

In eine mitternächt'ge Zeit hinausgeſtrahlt,
Da ſtand in Jena, unter ſeines Fürſten Schutz,
Der Heerd, an dem das deutſche Volk ſich ſammelte
Und zu gewalt'gem Erzguß in einander ſchmolz.
Im Angedenken dieſes hohen Feuerſcheins, —
Der auf dem Scheidewege zwei Jahrhunderten
Geleuchtet, eines Tags ruhmvolles Morgenroth,
Und unſ'rer Epigonen-Dämm'rung Abendſtern, —
Erheb' ich in geſchwung'ner Hand die Fackel jetzt
Und heiße des Altares opferfrohe Gluth
Aufrecht zum Himmel lodern, reich an ſelt'nem Duft,
Den Göttern und den Menſchen allen angenehm!

(Er zündet die Schale, welche der Köhler auf den Altar geſtellt hat, an. Ein helles magiſches Licht verbreitet ſich über die ganze Bühne, bis zum Schluſſe dauernd. Die Thüre geht noch einmal, unter lautem Donner, auf.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Kaiſer Friedrich.

Kaiſer Friedrich.

(in vollem Staat, das Schwert in der Linken, auf den Stufen erſcheinend und auf den Altar majeſtätiſch zuſchreitend)

Meine kaiſerliche Rechte breit' ich ob der Flamme aus,
Daß ſie nahre, nicht verzehre, Stadt und Land und Hof und Haus!

Heil Dir, Pantheon der Deutſchen! Heil Dir Weimar, Ilm-Athen!
Ewig möge Deiner Fürſten, Deiner Dichter Ruhm beſteh'n!
Mag der deutſche Geiſt als Phönix mit gewalt'gem Flügelſchwung
Steigen aus der Aſche Deiner heiligen Erinnerung;
Jener Geiſt, vor dem in Demuth ſich Europa beugt und neigt,
Wo er einig und entfeſſelt ſich in voller Größe zeigt!
Und wenn nach des alten Schickſals unerbittlichem Beſchluß
Deine Stimm' im Rath der Völker, deutſches Volk, noch ſchweigen muß, —
Wenn die Macht, die Du beſeſſen, als mein Szepter Dich geführt,
Dir verſagt bleibt, zwar ein Erbe, das mit Recht nur Dir gebührt,
So erob're, ſo bewahre Dir in Kunſt und Wiſſenſchaft
Deines Geiſtes inn're Einheit, Deine freie Herrſcherkraft!
Kommen wird im Lauf der Tage der Tag auch nach langer Nacht,
Welcher Dich und Deine Fürſten einſetzt in die alte Macht;

Und zu dieſem Ärntetage, dieſem Jubelfeſt voll Luſt,
Kehrt Dein Kaiſer Friedrich wieder,
Kehrt mit ihm Dein Karl-Auguſt!

(Kaiſer Friedrich wendet ſich zum Abgang. Frau Holle und der Zwerg ſchreiten ehrfurchtsvoll ihm voraus, die Dichter-Geſtalten ziehen langſam hinterdrein. Die Landleute gruppiren ſich um die Abgehenden, ihnen wehmüthig nachblickend und nachgrüßend. Während Jene auf der Höhe im Hintergrund noch einmal ſich umſehen, Kaiſer Friedrich die Arme liebreich ausgebreitet, fällt über der allmälig dunkel werdenden Bühne langſam der Vorhang.)

* * *

Druck der Hof-Buchdruckerei in Weimar.

38
5736

Als Manuſcript gedruckt.

Ein toller Tag

oder

Figaro's Hochzeit

Luſtſpiel in fünf Aufzügen

von

Beaumarchais

für die deutſche Bühne neu überſetzt und bearbeitet

von

Franz Dingelſtedt.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Zum erſten Male aufgeführt auf der Königlichen Hofbühne
zu Berlin, Montag den 12. Mai 1862.

Weimar.
Druck der Fr. Janß'ſchen Buchdruckerei
1862.

Perſonen.

	Beſetzung in Berlin.
Graf Almaviva, Corregidor (Gouverneur) von Andaluſien.	Hr. Karlowa
Die Gräfin, ſeine Gemahlin,	Frau Kierſchner.
Figaro, des Grafen Kammerdiener und Haushofmeiſter,	Hr. Deſſoir.
Suſanne, Kammermädchen der Gräfin,	Frau Formes.
Marzelline, Haushälterin,	Frau Frieb-Blumauer.
Antonio, Schloßgärtner,	Hr. Gern.
Fanchette, deſſen Tochter,	Frl. del Rhin
Cherubin, Page des Grafen,	Frl. A. Taglioni
Bartholo, Arzt aus Sevilla,	Hr. Baumeiſter.
Baſilio, Muſiklehrer der Gräfin,	Hr. v. Lavallad.
Der Friedensrichter,	Hr. Döring
Der Gerichtsſchreiber,	Hr. Bethge.
Zwei Gerichtsboten,	Hr. Lichterfeld Hr. Löhmann
Pedrillo, des Grafen Reitknecht,	Hr. Hildebrandt
Landleute. Schloßdienerſchaft.	

Schauplatz: Das Schloß des Grafen, unweit Sevilla

(Keine Zeitbeſtimmung auf dem Zettel.)

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt ein geräumiges, nicht völlig eingerichtetes Zimmer vor. Hausrath ſteht umher; Stühle durch und über einander; in der Mitte ein großer Armſeſſel. Auf den Tiſchen Fenſtervorhänge, wie zum Aufſtecken hingelegt. Im Vordergrunde rechts*) ein Stehſpiegel. Im Hintergrunde links eine Doppelleiter. Mittel- und Seitenthüren.)

Erſter Auftritt.

Suſanne. Figaro.

Figaro (erſt am Boden, dann, auf die Doppelleiter ſteigend, an der Wand mit einem Zollſtabe meſſend). Eilf, zwölf, dreizehn.

Suſanne (am Stehſpiegel, eine Brautkrone mit weißem Schleier darin verſuchend). Sieh nur, wie reizend!

Figaro (lauter fortzählend, wie Jemand, der nicht geſtört ſein will). Dreizehn in der Länge; nun die Höhe: eins, zwei, drei.

Suſanne. Aber hörſt und ſiehſt du denn nicht?

Figarro (wie oben). Vier, fünf, ſechs.

Suſanne (die zu ihm geſchlichen, ihn auf den Rücken ſchlagend). Sieben, acht, neun.

Figaro. Ob du aufhören willſt?

Suſanne. Wenn du aufſiehſt, dein Bräutchen anblickſt und ſagſt, wie du mich findeſt?

Figaro (mit ihr vorkommend, nachdem er den Zollſtab abgelegt). Unvergleichlich, wie immer. Welche Gefühle dieſer jungfräuliche Myrthenkranz nebſt Brautſchleier am Hochzeitsmorgen in der glücklichen Bruſt des Bräutigams erweckt!

Suſanne. Nun endlich! Was hatteſt du denn da hinten abzuzählen und auszumeſſen?

Figaro. Ich rechnete aus, ob das große Himmelbett, das der gnädige Herr uns ſchenkt, hier Platz hat.

Suſanne. In dieſem Zimmer?

Figaro. Seine Exzellenz treten es uns ab.

---

*) Rechts und links vom Schauſpieler.

Suſanne. Meine Exzellenz nehmen es aber nicht an.

Figaro. Und weßhalb, wenn man fragen darf?

Suſanne. Weil ich nicht will.

Figaro. Warum?

Suſanne. Darum!

Figaro. Ein hübſcher Grund!

Suſanne. Bin ich etwa gar Gründe ſchuldig? Beweiſen, daß ich Recht habe, hieße zugeben, ich könne Unrecht haben. Und das am Hochzeitsmorgen? Schönſte Dienerin, Herr Kammerdiener! Niemals. Niemals, merk' Er Sich das!

Figaro. Was in aller Welt kannſt Du gegen dieſes Zimmer einwenden, das für uns das bequemſte im ganzen Schloſſe ſein wird? Ueberlege nur einmal! Hier ſind wir mitten zwiſchen unſerer Herrſchaft. Nachts, wenn die gnädige Gräfin Deiner bedarf, braucht ſie nur zu läuten: Kling, ling, ling, — und, huſch, huſch, in zwei Schritten biſt du bei ihr. Befiehlt der gnädige Herr mir etwas, (mit tieferem Tone) kling, ling, ling, ſo läutet er auf ſeiner Seite, und, eins, zwei, drei, bin ich an ſeinem Bett.

Suſanne. Vortrefflich! Und wenn nun der gnädige Herr Morgens in aller Frühe läutet, — Kling, ling, ling, — und Dir einen recht weiten, langen Weg aufträgt, — huſch, huſch, ſind Seine Exzellenz an meiner Thür, und eins, zwei, drei an meinem ....

Figaro (ſie haſtig unterbrechend). Suſanne, was ſoll das heißen?

Suſanne. Nichts weiter, mein Freund, als daß Seine Exzellenz, der Herr Graf Almaviva, unſer Gnädigſter Herr und Gebieter, der Liebeleien und Abenteuer auf dem Lande endlich ſatt geworden, in Hochdero Schloß zurückzukehren geruhen wollen. Aber nicht zu der Gräfin, ſeiner Gemahlin, — ſondern — zu der Deinigen, mein armer Figaro: für welchen Zweck ihm dieſes Zimmer ganz außerordentlich gelegen ſcheint. So wiederholt mir wenigſtens alle Tage der ehrliche Baſilio, Muſikmeiſter im Schloſſe und geheimer Agent in den Privatangelegenheiten Seiner Exzellenz.

Figaro. Baſilio, o du mein würdiger Buſenfreund! Aber, Geduld! Wenn jemals ein geſunder Haſelſtock einen falſchen Katzenbuckel gerade geklopft hat, ſo wird dieſer Buckel der Deine und dieſer Stock der meinige geweſen ſein!

Suſanne. Haſt du geglaubt, armer Junge, die Mitgift, welche Exzellenz mir giebt, wäre der Lohn Deiner Verdienſte?

Figaro. Ich habe genug für ihn gethan, um dies hoffen zu dürfen.

Suſanne. Wie dumm doch manchmal die geſcheiteſten Leute ſind!

Figaro (kleinlaut). Das ſagt man allerdings.

Suſanne. Aber man glaubt es nicht.

Figaro (noch kleinlauter). Man hat Unrecht.

Suſanne. Erfahre denn, daß der Graf mit jener Mitgift ein heimliches Stelldichein ſich erkaufen will ....

Figaro (in einen Stuhl ſinkend). Ich falle aus den Wolken.

Suſanne. Bitte, nur nicht auf den Kopf! Du könnteſt dir eine Beule ſchlagen, (ihn ſtreichelnd) ein ganz kleines zierliches Hörnlein

Figaro. Du lachſt, Schelmin, während mir der Angſtſchweiß vor der Stirn ſteht. (Sich die Stirn reibend). Hm, hm, hm! Giebt es denn da gar kein Mittel, einen vornehmen Wilddieb, der uns in's Gehege geht, abzufangen und abzuſtrafen?

Suſanne. Liſt und Geld: nun iſt Herr Figaro in ſeinem Element.

Figaro (immer nachſinnend). Gewiſſensſkrupel halten mich nicht ab.

Suſanne. Aber die Furcht?

Figaro. Ich ſcheue keine Gefahr, wenn ich einen Vortheil ſehe. Das iſt freilich keine Kunſt, einen fremden Eindringling in ſeinem Eigenthum zu erwiſchen und mit einer Tracht Prügel heimzuſchicken. Doch dabei ſchaut, außer der ſtillen Genugthuung, nichts Reelles heraus. Beſſer ...

(Es läutet hinter der Szene links.)

Suſanne. Horch, meine Gräfin iſt wach. Sie hat es mir beſonders auf die Seele gebunden, daß ich die Erſte ſein ſoll, die ſie an meinem Hochzeitstage ſpricht.

Figaro. Was iſt denn nun dabei wieder?

Suſanne. Nur ein kleiner Aberglaube. Unſer alter Schäfer ſagt, mit einer Braut am Hochzeitsmorgen reden, bringt verlaſſenen Frauen Glück. Arme Gräfin! Ich muß zu ihr. Auf Wiederſehen, Du mein kleiner, feiner, Fi.. Fi .. Figaro. Denk' hübſch nach, wie wir uns aus der Schlinge ziehen.

Figaro (bittend). Ein Küßchen, um meinen Verſtand zu erleuchten!

Suſanne. Warum nicht gar? Was würde der Herr Gemahl morgen ſagen, wenn ich heute dem Herrn Bräutigam das erlaubt?

Figaro (küßt ſie). O Suſanne, wenn Du wüßteſt, wie lieb ich dich habe!

(Es läutet noch einmal.)

Suſanne (ſich losreißend). Erzähle mir das heute Abend. (Im Abgehen ihm eine Kußhand zuwerfend). Da haben Sie Ihren Kuß wieder; ich will nichts behalten, was Ihnen gehört!

Figaro (ihr nacheilend). Suſanne! (Sie entflieht.)

Zweiter Auftritt.

Figaro (allein). Reizendes Geſchöpf! Immer heiter, aufgeweckt, voll Witz und Laune! Und dabei brav! Nein, wirklich, treu wie Gold! (Er geht, ſich die Hände reibend, lebhaft umher). Ah Exzellenz, mein hochgnädiger Herr! Sie laſſen Sich herab, Ihrem gehorſamſten Diener Ehren zuzudenken, von denen er ſich im Schlafe nichts träumen ließ. Darum alſo nehmen Sie Ihren Haushofmeiſter als Geſandtſchaftscourrier mit auf Ihren neuen Poſten! Drei Beförderungen auf einmal: Sie werden Botſchafter, ich Depeſchenträger und Suschen eine ganz geheime Hof-, Haus- und Herzens-Diplomatin! Vortrefflich! Während ich Courrier für Sie reite, — (mit der Zunge klatſchend) hopp, hopp, hopp, — fahren Sie mit meiner kleinen Frau, wer weiß wohin? Nicht doch, mein Gnädigſter Herr, das wäre für uns der Gnade, für Sie des Dienſtes zu viel! Den König und mich zugleich in London repräſentiren, ſeine und meine Geſchäfte beſorgen, — zu viel, wie geſagt, um die Hälfte zu viel! — Was dich aber angeht, ehrlicher Baſilio, Du, einſt mein würdiger Zögling und Helfershelfer in allerhand Schelmenſtücklein, Dir werd' ich zeigen, wie gefährlich es iſt, ſeinen Meiſter meiſtern zu wollen. O du elendeſter aller Muſikmeiſter! Ich werde Dich .... Pfui, Figaro, keine Heftigkeit. Verſtellung, alter Junge, und Behutſamkeit nach allen Seiten! Einen fein hinter den Andern, und alle durch einander gehetzt! Hui, das wird ein heißer, ein herrlicher Tag! Zuerſt gilt es, die Hochzeit beſchleunigen, um Exzellenz zuvorzukommen; dann Dame Marzelline beſeitigen, welche auf den armen Figaro verſeſſen iſt, wie der Teufel auf eine arme Seele; ferner Mitgift und Hochzeitsgeſchenke einſtecken, je mehr, deſto beſſer; vor allem dem Herrn Grafen ſein Recht und Meiſter Baſilio ſein Unrecht gehörig einträuken ... Arbeit die Hülle und die Fülle!

Dritter Auftritt.

Figaro (durch die Mitte). **Bartholo. Marzelline**

Figaro. Sieh da, ſieh da, unſer dicker Doktor! Der fehlte noch, das Feſt vollſtändig zu machen. (Ihm entgegen) Herzensdoktorchen, ſeid willkommen! Gewiß erſcheint Ihr im Schloſſe von wegen meiner Hochzeit mit Suschen.

Bartholo (verächtlich). Was der Narr ſich einbildet!

Figaro. Es wäre wahrhaftig auch zu großmüthig.

Bartholo. Und thöricht obendrein.

Figaro. Wißt Ihr noch, wie ich das Unglück hatte, Euere Hochzeit mit Roſinchen, Eurer ſchönen Mündel, zu ſtören? Beſinnt Euch doch!

Bartholo. Unverbeſſerlicher Hanswurſt!

Figaro. Habt Ihr denn auch für Euer Maulthier gehörig Sorge getragen? (ihn auf den Bauch ſchlagend). Seine Laſt iſt doch wahrhaftig zu ſchwer geworden. Was Ihr Aerzte für unbarmherziges Volk ſeid! Quält die Thiere, als ob ſie Menſchen wären! (läßt ihn lachend ſtehend). Dame Marzelline! (mit tiefer Verbeugung). Immer wohl auf? Immer noch entſchloſſen, Prozeß mit mir zu führen? Streit auf Leben und Tod?

Bartholo. Was meint er damit?

Figaro. Die Alte mag's Euch ſelbſt erzählen!

(Läuft durch die Mitte ab.)

Vierter Auftritt.

Bartholo. Marzelline.

Bartholo (zornig nachrufend.) Lauf' nur hin, Galgenſtrick! Deinem Schickſal entläufſt Du doch nicht. Ich werde Dich hängen ſehen, oder ....

Marzelline (ihn vorführend). Laſſen wir ihn jetzt, werther Doktor. Wichtigere Dinge im Schloß erfordern Ihre Anweſenheit.

Bartholo. Eine Unbäßlichkeit des Herrn Grafen?

Marzelline. Nichts dergleichen.

Bartholo. Oder iſt der Gräfin Roſine, meiner treuloſen Mündel, mit des Himmels Hilfe ein Unfall begegnet?

Marzelline. Sie leidet allerdings.

Bartholo. Eine kleine Erkältung?

Marzelline. Ganz recht, ihres Herrn Gemahls, — gegen ſie.

Bartholo (frohlockend). So rächt mich ihr eigener Mann an ihr!

Marzelline. Der Graf iſt wunderlich: eiferſüchtig auf ſeine Frau, und doch treulos gegen ſie.

Bartholo. Treulos aus Launen, aus Eitelkeit eiferſüchtig: die alte Leier der großen Herren!

Marzelline. Zum Exempel: heute verheurathet er unſere Suſanne an ſeinen Figaro, nur um ſeine Abſichten auf ſie um ſo ſicherer zu erreichen. Gerade dieſe Heurath möcht' ich mit Ihrer Hilfe, Doktor, hintertreiben.

Bartholo. Am Hochzeitstage?

Marzelline. Warum nicht? Beſitz' ich doch ein Eheverſprechen von der Hand des Bräutigams. Dies vor dem Friedensrichter geltend zu machen, iſt Ihre Sache; Sie ſind ein Schriftgelehrter, und mein natürlicher, nächſter Rechtsbeiſtand. (halblaut) Sie wiſſen ja, welche zarte Bande uns insgeheim verknüpfen.

Bartholo (mürriſch). Schweigen wir doch von den alten Geſchichten, an die keine Menſchenſeele mehr denkt.

Marzelline. Während Sie meine Anſprüche vor Gericht vertreten, werde ich die Abſichten des Herrn Grafen auf Suſanne unter die Leute bringen.

Bartholo. Wozu das?

Marzelline. Kurzſichtiger! 'Damit Suſanne ſich um ſo gewiſſer weigern muß. Darüber wird Seine Exzellenz verdrüßlich werden und meine Einſprache gegen ihre Heurath, wie meine Rechte auf Figaro unterſtützen.

Bartholo. Gut berechnet. (für ſich). Und ich gewinne dabei das Vergnügen, meine alte Haushälterin dem Schelm aufzuhängen, der mich um meine Mündel gebracht hat. (laut). Den Streich vergeſſ' ich mein Lebtag' nicht.

Marzelline (raſch). Denken Sie Sich nur die Luſt, Doktor!

Bartholo (raſch). Einen Böſewicht zu beſtrafen!

Marzelline (raſch). Zu heurathen, Doktor, ihn zu heurathen.

Bartholo (für ſich). Das wäre freilich ſeine härteſte Strafe!

Fünfter Auftritt.

Bartholo. Marzelline. Suſanne.

Suſanne (die bei Marzellinen's Worten von links eingetreten, ein Negligéhäubchen der Gräfin mit langen Bändern in der Hand). Ihn zu heurathen? Wen denn? Am Ende gar meinen Figaro?

Marzelline (ſcharf, wie während des ganzen Auftritts). Warum nicht? Heurathet ihn doch die Mamſell!

Suſanne (mit einem ſpöttiſchen Knix). Wenn Madam nichts dagegen hat!

Marzelline (ebenfalls höhniſch knixend) Wird ſich finden, ehe es der Mamſell lieb iſt!

Suſanne (wie oben). Glücklicher Weiſe hat Madam ſo geringe Rechte auf Figaro!

Marzelline (wie oben). Mamſell räumt dem Herren Grafen und dem Herrn Figaro allerdings größere Rechte ein!

Suſanne (immer wie oben). Wobei Madam vor Neid borſten möchte!

Marzelline (immer wie oben). Wenn man freilich ſo hübſch iſt wie Mamſell!

Suſanne. Immer hübſch genug, um Madam zu ärgern!

Marzelline. So ehrbar obendrein!

Suſanne. Die Ehrbarkeit überlaß' ich den alten Weibern!

Marzelline (will auf ſie los). Den alten Weibern?!

Bartholo (ſie zurückhaltend). Marzelline!

Marzelline. Kommen Sie, Doktor, ich halte mich nicht länger. (Sie rauſcht, Bartholo mit ſich ziehend, durch die Mitte ab.)

Sechster Auftritt.

Suſanne (allein). (Ihr nachrufend). Viel Glück auf den Weg, Madam! Ich fürchte ſo wenig Ihre Drohungen wie Ihre Ränke. — Seh einer doch die boshafte, alte Sieben! Weil ſie Duenna bei meiner Gräfin geweſen iſt und dieſer Ihre Jugend verdorben hat, glaubt ſie das ganze Schloß hofmeiſtern zu dürfen. (Sie wirft das Häubchen auf einen Tiſch.) Hab' ich mich doch über ſie geärgert, daß ich nicht mehr weiß, was ich hier ſuchen wollte.

Siebenter Auftritt.

Suſanne. Cherubin.*)

Cherubin (den Kopf durch die Mittelthür hereinſteckend, dann haſtig vorkommend). Endlich allein! Seit zwei Stunden paſſ' ich auf den Augenblick, Suschen ohne Zeugen zu finden. Ach Suſanne, was für ein Unglück: Du heiratheſt und ich muß fort!

Suſanne. Wie hängt denn meine Hochzeit und des Herrn Pagen Abreiſe zuſammen?

Cherubin (kläglich). Suſanne, der Herr Graf jagt mich weg!

Suſanne (ſeinen kläglichen Ton nachahmend). Cherubin, der Herr Page wird wieder einmal einen dummen Streich gemacht haben.

Cherubin. Geſtern fand er mich bei Deiner Muhme Fanchette, der ich ihr Verschen zu der heutigen Feſtlichkeit abhörte.

---

*) Sprich: Kerubin. (Nicht Scherubeng.)

Da gerieth er in einen Zorn! Hinaus, ſchrie er, du kleiner .... Ich mag das Hauptwort gar nicht wiederholen, womit Seine Exzellenz mich regalirte. (Sich in die Bruſt werfend). Mich, einen hochgräflichen Leibpagen. Morgen Abend, ſagte er, haſt Du das Schloß geräumt, oder .... Wenn meine gütige, ſchöne Pathin, die Frau Gräfin, ihn nicht beſänftigt, ſo iſt's um mich geſchehen. Suſanne, — Suſi, — Suschen, — ich muß fort, kann dich nie wiederſehen.

Suſanne. Mich? Bin denn jetzt ich an der Reihe? Als ob man nicht wüßte, daß der junge Herr im Stillen für meine Gebieterin brennt, hu, lichterloh!

Cherubin. Iſt ſie nicht reizend, himmliſch, entzückend? Und doch dabei ſo gewiß vornehm und erhaben, daß man ſich gar nicht traut, ihr nahe zu kommen.

Suſanne. Aber bei mir traut man ſich ſchon, nicht wahr? Da hör' Einer den jungen Taugenichts! Wenn er nicht ein Kind wäre, bei dem es keine Gefahr hat, man müßte wahrhaftig auf ſeiner Hut ſein.

Cherubin. Ein Kind, ich — ein Kind?! Da fühl' einmal her. (Er führt ihre Hand an ſein Kinn.)

Suſanne. Spiegelglatt.

Cherubin (mit dem Fuße ſtampfend). Natürlich, weil ich mich heute früh erſt raſirt habe. Aber, es braucht meines Bartes gar nicht; mein Herz macht mich zum Manne. Ich ſage dir, Suſanne, ich ſchwör' es auf Cavalierparole: ſeit einiger Zeit ſpricht dies Herz ſo laut, wenn ich ein weibliches Weſen nur erblicke, daß ich recht wohl fühle, mein Stündlein hat geſchlagen. Und nun gar die Gräfin, dies herrliche Weib! O, Suſanne, biſt du beneidenswerth, ſtündlich um ſie ſein zu können, Morgens ſie anzukleiden, Abends ..

Suſanne (ihn unterbrechend, indem ſie das Häubchen wieder aufnimmt). Abends ihr dies unwiderſtehliche Nachthäubchen aufzuſetzen.

Cherubin. Das Nachthäubchen der Gräfin? Suſanne, meine einzige Freundin, mein Engel, gieb mir das Band davon; ich bitte, ich beſchwöre Dich!

Suſanne (die Haube hinter ſich haltend). Warum nicht gar?

Cherubin (mit komiſchem Anfall). Mein Band, oder Dein Leben!

Suſanne (ihm entlaufend) In fünf Jahren frage der junge Herr wieder einmal an!

Cherubin (ihr nachſetzend und das Band von der Haube reißend). Victoria! ich hab's, ich küſſ' es, das liebe, das ſchöne Band. (Steckt es ein.)

Suſanne. Heraus mit dem Bande, oder ich rufe! (Jagt ihm nach.)

Cherubin (läßt ſich fangen und umfaßt ſie) Ich ſtopfe Dir den Mund mit Küſſen.

Suſanne (ſich losreißend). Das iſt ja ein abſcheulicher Junge! Na, warte! Ich werd' es meiner Gräfin klagen; nein, beſſer noch, dem Grafen ſelbſt. Er hat vollkommen Recht, daß er den Taugenichts fortjagt, der ſeiner Gemahlin den Hof macht, Fanchetten Verſe einſtudirt und mir Bänder und Küſſe ſtiehlt.

Cherubin (den Grafen von links eintreten ſehend). Himmel, ich bin verloren! (Flüchtet hinter den Lehnſtuhl.)

Suſanne. Was iſt denn das wieder für eine Narrheit? (Sie gewahrt erſt jetzt den Grafen und tritt vor den Stuhl, um den Pagen zu verſtecken.) Nun iſt's aus mit mir! Der Herr Graf!

Achter Auftritt.

Suſanne. Graf. Cherubin.

Graf (von links vorſichtig eintretend). So verlegen, ſchöne Suſanne? Du ſprichſt mit Dir ſelbſt, du erröthest. Freilich, eine Braut am Hochzeitstage . . .

Suſanne (verwirrt). Was ſteht zu Euer Exzellenz Befehl? Wenn man den Gnädigen Herrn bei mir fände!

Graf. Wäre mir ſelbſt nichts weniger als erwünſcht. Doch ich muß dir einmal ſagen, welch' lebhaften Antheil ich an Deinem Glück nehme. Baſilio hat Dir meine Empfindungen für Dich mitgetheilt. Mir bleibt kaum ein ungeſtörter Augenblick, um Dir meine guten Abſichten auseinander zu ſetzen. Höre! (Er ſetzt ſich in den Lehnſtuhl).

Suſanne (haſtig). Ich höre nicht zu.

Graf (ihre Hand ergreifend). Ein paar Worte. Du weißt, der König hat mich zu ſeinem Botſchafter in London ernannt. Ich nehme Figaro mit, gebe ihm die einträgliche Stelle eines Geſandtſchafts-Courriers. Nun iſt es doch die Pflicht der Frau, ihrem Manne zu folgen.

Suſanne. Daß ich reden dürfte!

Graf (ſie näher an ſich ziehend). Rede, mein Kind, rede! Ich bin bereit, Dich zu hören. Doch werden wir heute Abend im Garten noch beſſer als jetzt und hier uns verſtändigen können. Für ein Dämmerſtündchen mit Dir, Suſannchen, könnteſt Du fordern was Du willſt.

Baſilio (hinter der Szene) Der Gnädige Herr muß drinnen ſein!

Graf (aufſtehend). Baſilio's Stimme!

Suſanne. Wenn er hierher käme!

Graf. So gehe hinaus, ihm entgegen!

Suſanne (verwirrt). Darf ich den Herrn Grafen allein hier laſſen?

Baſilio (noch hinter der Szene, näher). Ich habe aber doch Seine Exzellenz von der Frau Gräfin weg hierher gehen ſehen!

Graf. Nirgends ein Verſteck? (Sich umſehend). Hinter dem Lehnſtuhl!

Suſanne (den Pagen deckend). Um des Himmels willen!

Graf (hinter dem Stuhl ſich verbergend, während der Page auf der andern Seite hervorſchlüpft und ſich im Stuhl niederduckt). Verwünſcht unbequem! Schick' ihn nur bald wieder fort!

Suſanne (einen Vorhang vom Tiſch nehmend und ihn haſtig über den Pagen breitend). Was für ein Tag! Als wär's mein letzter!

Neunter Auftritt.

Graf. Cherubin (beide verſteckt). **Suſanne. Baſilio.**

Baſilio (durch die Mitte hereinſchleichend). Auch hier iſt er nicht!

Suſanne. Wer nicht? Wen ſucht man bei mir in ſo unziemlicher Weiſe?

Baſilio (immer umherſpürend). Wen ſollte man bei einer Braut anders ſuchen als den Bräutigam? Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Suſanne. Und wer könnte bei einem Mädchen ſo keck eintreten, als Herr Baſilio?

Baſilio (wie oben). Zwar der Gnädige Herr Graf möchten ebenfalls hier zu finden ſein, und am Ende nicht minder ein gewiſſer Page. Suchet, ſo werdet Ihr finden!

Suſanne (verlegen). Don Cherubin

Baſilio (nachſpottend). Der liebe, leibhaftige Cherubin, der auf ſeinen Engelsfittigen Fräulein Suſanne vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend umflattert, he?

Suſanne. Das iſt gelogen, boshafter Menſch!

Baſilio. Hab' ich ihn nicht unlängſt noch an dieſer Thür patrouilliren ſehen? Oder hätte das vielleicht unſerem Suſannchen gar nicht gegolten?

Suſanne (haſtig). Wem anders als mir?

Baſilio. Zuletzt war es wohl gar ein zarter Auftrag, ein Brieflein an die Gnädige Gräfin, die er ja bei Tafel mit den Augen förmlich verſchlingen ſoll! Daß er ſich nur in Acht nimmt vor dem Gnädigen Herrn; Exzellenz ſind einiger Maßen kitzlich in dieſem Punkte!

Suſanne (zornig). Und Meiſter Baſilio einigermaßen niederträchtig, einen jungen Menſchen zu verläumden, der ohnehin bei ſeinem Herrn in Ungnade gefallen iſt!

Baſilio. Hab' ich das Gerücht erfunden? Kein Rauch ohne Feuer! Das ganze Schloß ſpricht davon, die halbe Stadt.

Graf (hervortretend). Die Stadt ſpricht davon?

Suſanna. Nun iſt's aus!

Baſilio (ſchadenfroh). Der Herr Graf!

Graf. Baſilio, man ſoll den Pagen ſuchen, feſthalten, fortjagen.

Baſilio. Wie bedaure ich, hier eingetreten zu ſein und geſtört zu haben!

Suſanne. Auch das noch!

Graf (zu Baſilio). Sie wird ohnmächtig. Raſch, den Lehnſtuhl.

Suſanne (Baſilio zurückdrängend). Ich ſetze mich nicht. Pfui der Schande, ein armes Mädchen ſo zu überfallen!

Graf. Wir ſind zu zwei, mein Kind, alſo hat's keine Gefahr für dich.

Baſilio. Hätt' ich gewußt, daß der gnädige Herr mich hörten, nie würde ich dem armen Pagen nachgeredet haben. Ich that es nur, um Suſannchen's Gefühle zu erforſchen.

Graf. Er ſoll zurück zu ſeinen Anverwandten, reichlich beſchenkt, aber entlaſſen, ohne Gnade.

Baſilio. Exzellenz, wegen eines Stadtgeſchwätzes?

Graf. Ein Taugenichts iſt er, den ich geſtern erſt bei der Tochter des Gärtners ertappte.

Baſilio (immer hämiſch). Bei Fanchette? Ei, ei! Was ein Häkchen werden will, krümmt ſich bei Zeiten!

Graf. Er war verſteckt in ihrer Kammer.

Suſanne. Wo Exzellenz auch Geſchäfte hatten?

Graf. Sieh doch, eiferſüchtig!

Baſilio. Ein vortreffliches Zeichen! Was ſich liebt, das neckt ſich!

Graf (zu Suſannen). Ich ſuchte Deinen Oheim Antonio, meinen Trunkenbold von Gärtner, um ihm Befehle für Deinen Hochzeitsſtrauß zu geben. (Das Folgende recht maleriſch zu erzählen). Ich klopfe; man öffnet mir lange nicht. Endlich kommt Deine Muhme Fanchette, verwirrt und verlegen. Dies macht mich aufaufmerkſam. Ich plaudre mit ihr, ſehe mich um, ſuche. Hinter der Thür hing eine Gardine, oder war's ein Kleiderſtock mit Tüchern drüber, — kurz, ein verdächtiges Stück Möbel. Ich, ohne mir etwas merken zu laſſen, geh' ſachte, ſachte drauf zu, hebe behutſam den Vorhang auf (Pantomime, die Erzählung begleitend) und erblicke — (hier hebt der Graf den Vorhang auf und gewahrt den Pagen). Ha, was iſt das?

Baſilio. Der Herr Page! Ei, ei! Unverhofft, kommt oft!

Graf. Immer beſſer! Heute noch beſſer, wie geſtern!

Baſilio. Heute mir, morgen Dir!

Graf (zu Suſannen). Und Sie, Mademoiſelle, ſchämen ſich nicht, als Braut dergleichen Abenteuer zu beſtehen? Um meinen Pagen zu empfangen, wollten Sie allein ſein, mir und dieſem würdigen Manne (auf Baſilio deutend, der ſich verbeugt) die Thür weiſen? (zu Cherubin) Du aber, unverbeſſerlicher Böſewicht, unterſtehſt Dich, der Kammerjungfer Deiner Herrin und Pathin nachzuſtellen, der Braut des Mannes, den Du Freund nennſt? Nichts da! Ich werde nicht dulden, daß Figaro, ein Diener, den ich ſchätze, dem ich Schutz ſchuldig bin, das Opfer ſolcher Betrügereien wird.

Suſanne. Weder Betrug, noch Opfer! Der Page war ſchon hier, als Exzellenz eintraten.

Graf. Wehe ihm, wenn Du die Wahrheit ſprichſt!

Suſanne. Er bat mich um ein Fürwort der gnädigen Gräfin bei Exzellenz. Ihre Ankunft erſchreckte ihn ſo, daß er zu dem Lehnſtuhl ſeine Zuflucht nahm.

Graf. Gelogen! Als ich eintrat, ſetzte ich mich in demſelben Lehnſtuhl nieder.

Cherubin (ängſtlich). Ach gnädiger Herr, ich ſteckte dahinter.

Graf. Noch einmal gelogen! Dahinter ſteckt' ich ſelbſt.

Cherubin. Da macht' ich Platz und ſchlüpfte hinauf!

Graf. Eidechſe, Schlange! So haſt Du gehorcht?

Cherubin. Nicht doch, gnädiger Herr! Ich hielt mir beide Augen zu, um nichts zu hören.

Graf. Lügen über Lügen. (zu Suſanne) Aus Deiner Heurath mit Figaro wird nichts.

Baſilio. Faſſung, gnädiger Herr, man kommt.

Graf (den Pagen aus dem Lehnſtuhl herabziehend). Ob Du heruntergehſt? Der Schlingel bliebe bis zum jüngſten Tage da droben hocken!

Zehnter Auftritt.

Vorige. (Durch die Mitte:) **Gräfin. Figaro.** (Hinter ihnen, allmählich und ſchüchtern eintretend) **Schloßdienerſchaft** und **Landleute,** unter dieſen **Fanchette.**

Figaro (einen Brautkranz mit langem Schleier in der Hand tragend, zu der Gräfin, welcher er die Thüre öffnet). Nur die gnädige Frau Gräfin können uns bei Sr. Exzellenz dem Herrn Grafen dieſe, außerordentliche Gunſt auswirken.

Gräfin (unſicher, zum Grafen). Sie ſehen, mein Gemahl, daß die guten Leute mir einen Einfluß bei Ihnen zuſchreiben, den ich freilich nicht beſitze. Indeß iſt ihr Anliegen an Sie nicht unbillig.

Graf (ſeine Verlegenheit hinter gezwungener Artigkeit gegen die Gräfin verſteckend). Ihr Fürwort, Gräfin, könnte auch Unbilliges möglich machen.

Figaro (zu Suſannen, leiſe). Hilf mir!

Suſanne (leiſe, zu Figaro). Alles vergebens!

Figaro (wie eben). Friſch gewagt!

Graf (zu Figaro). Was verlangt man von mir?

Figaro (mit tiefer Verbeugung vortretend, während Landleute und Dienerſchaft einen Halbkreis bilden, in offiziellem Feſtredner-Ton). Hochgeborner Herr Graf, gnädigſter Herr und Gebieter! Nachdem Euer Exzellenz bei Gelegenheit Höchſtihrer ehelichen Verbindung als Liebesopfer für Hochdero Frau Gemahlin ein gewiſſes grundherrliches Vorrecht auf ewige Zeiten abzuſchaffen geruht haben. . .

Graf (ärgerlich einfallend). Nun, da es denn einmal abgeſchafft iſt, warum immer wieder davon anfangen?

Figaro (mit feierlicher Ironie fortfahrend) . . ſo gefalle es Euer Exzellenz, zum erſten Male am Hochzeitstage Höchſtihres treugehorſamſten Dieners durch eine öffentliche und feierliche Handlung Ihre großmüthige Verzichtleiſtung zu bekräftigen. Ihre geſammte Dienerſchaft (mit einem Wink an die Umſtehenden) und dieſe unſchuldigen Landleute, welche in Euer Exzellenz ihren Gnädigſten Herren verehren, vereinigen ihre Bitten mit der meinigen.

Alle. Ja, Gnädiger Herr, wir thäten recht ſchön bitten!

Figaro (Suſannen dem Grafen vorführend). Möge denn dieſes Mägdelein, meine verlobte Braut, gegenwärtigen jungfräulichen Schleier nebſt Kranz, das Sinnbild von Euer Excellenz reiner, menſchenfreundlicher Geſinnung, aus den Höchſteigenen Händen ihres Gnädigen Herren zu empfangen das Glück haben, und hinfüro jedwede Hochzeit bei Euer Exzellenz vielgeliebten Unterthanen in derſelben Weiſe feierlich begangen werden. (Winkt abermals den Umſtehenden.)

Alle (einen halben Schritt näher tretend). Bitte, Gnädiger Herr, den Kranz, den Kranz!

Suſanne (zu dem Grafen, der den von Figaro dargebotenen Kranz zu nehmen zögert). Exzellenz, warum einer Handlung ausweichen, die ihnen in jeder Beziehung ſo wohl anſteht?

Graf (bei Seite). O die Falſche!

Gräfin (dem Grafen näher tretend). Auch ich lege mein Fürwort ein; dieſe Feſtlichkeit wird mir eine ſtäte Erinnerung ſein an die glückliche Zeit Ihrer Liebe zu mir.

Graf. Zum Zeichen, daß ſie nicht geſchwunden iſt, willige ich ein.

Figaro. Unſer gnädiger Herr ſoll leben!

Alle (mit entſprechender Bewegung). Vivat hoch!

Graf (für ſich). Ich bin gefangen. (laut) Damit aber die feſtliche Handlung gehörig vorbereitet werde, verſchiebe ich ſie bis ſpäter (unmuthige Bewegung Figaro's) und verlege ſie in die große Galerie des Schloſſes. (für ſich) Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Jetzt raſch nach Marzellinen geſchickt!

Figaro (zum Pagen, der traurig zur Seite geſtanden). Nun, Windbeutel, Du freuſt Dich nicht mit?

Suſanne. Der Aermſte iſt in Verzweiflung, weil ihn der Gnädige Herr fortjagt.

Gräfin (raſch). Gnade für ihn, mein Gemahl!

Graf (mit argwöhniſchem Seitenblick auf die Gräfin). Er verdient ſie nicht.

Gräfin. Er iſt noch ſo jung.

Graf. Aelter, als Sie glauben.

Cherubin (zum Grafen ängſtlich, zugleich ſchelmiſch). Gnädigſter Herr, wenn ich leichtſinnig geweſen bin, ſo ſoll die ſtrengſte Verſchwiegenheit über Alles ....

Graf (raſch einfallend, mit Verlegenheit). Schon gut, ſchon gut!

Figaro. Was haſt denn Du zu verſchweigen?

Graf (wie oben). Genug, ſage ich. Jedermann bittet für ihn. So ſei er denn begnadigt. Mehr als das. Ich verleihe ihm, (für ſich) um ihn los zu werden, eine Fähndrichsſtelle in meinem Regiment.

Alle. Vivat hoch!

Fanchette (aus der Mitte, recht laut). Tauſendmal hoch!

Cherubin (bei Seite). Fanchette auch da?

Graf (bei Seite). Die fehlte noch. (laut) Jedoch füge ich die Bedingung hinzu, daß er heute noch nach ſeiner Garniſon in Catalonien abgeht. Für ſeine Equipirung ſoll im Schloſſe geſorgt werden.

Figaro (bittend). Morgen, Exzellenz, morgen!

Graf (befehlend). Heute!

Cherubin (militäriſch grüßend). Ich gehorche.

Graf. Nimm hier ſogleich Abſchied von Deiner Pathin; (mit bedeutſamem Blick auf die Gräfin) ihr verdankſt Du Deine Beförderung.

Cherubin (geht zur Gräfin, will reden, vermag es nicht, beugt ein Knie vor ihr.)

Gräfin (mit gerührter Stimme). Geh denn, mein Kind, wenn man Dich nicht einmal heute noch hier behalten will. Ein neuer Beruf erwartet Dich; folge ihm in Ehren. Bleibe Deines Wohlthäters eingedenk und dieſes Hauſes, das Deine zarte Jugend ſchirmte. Sei gehorſam, wacker, tüchtig. Wir werden Deine

Laufbahn mit Theilnahme begleiten. (Cherubin erhebt ſich und geht an ſeinen Platz mit freudeſtrahlenden Augen zurück, von Figaro und Suſanne beglückwünſcht.)

Graf (leiſe zur Gräfin). So bewegt, Gräfin?

Gräfin (halblaut). Ich läugne es nicht. Welche Zukunft kann dem Kinde in dem rauhen Kriegerſtande beſchieden ſein? Zudem, Verwandte haben mir ihn empfohlen, ich bin ſeine Pathin.

Graf (bei Seite, einen Blick mit Baſilio wechſelnd, der während der ganzen Szene ihn beobachtet und gelegentlich ihm einen Wink gegeben). Baſilio hatte Recht. (laut) Junger Held, umarme zum Abſchied auch Suſannen; (Figaro neckend) es iſt zum letzten Male.

Figaro. Warum, Gnädiger Herr? Wird er doch ſeine Winterquartiere bei uns aufſchlagen. Komm lieber in meine Arme, zukünftiger Feldmarſchall, und empfange meinen Segen zu Deiner neuen Würde. (Umarmung). Ja, ja, mein Söhnchen, nun iſt's vorbei mit dem leichtfertigen Pagenthum, vorbei mit dem Streifzügen in die Frauengemächer, mit Kuchen und Früchten vom Nachtiſch, Blindekuh im Grünen und Pfänderſpielen am Kamin. Jetzt geht der Dienſt an, der ſauere, eiſerne Dienſt. Alle Wetter! Ich ſeh' Dich ſchon als ſonnverbrannten Vaterlandsvertheidiger, auf der Schulter eine ſchwere Muskete, den Säbel an der Seite, rechts um, links um machen; geſchwinder Schritt, marſch! (ahmt die Trommel nach und marſchirt mit Cherubin umher.) Ein und zwanzig, zwei! Ein und zwanzig, zwei!

Graf. Wo nur Marzelline bleibt?

Fanchette (ſich haſtig, mit einem Knix, hervordrängend). Gnädiger Herr, die iſt in's Dorf gegangen, mit dem dicken Doktor aus der Stadt.

Graf. Bartholo hier? (für ſich) Wie gerufen!

Fanchette Sie ſah erhitzt aus und böſe, und ſprach ganz laut, und focht mit den Armen, ſo, und der Herr Doktor hatte zu thun, ſie zur Ruh' zu bringen, und meinen Vetter Figaro nannten ſie mehrere Male.

Graf. Vetter? Noch nicht!

Fanchette (halblaut zum Grafen, auf Cherubin deutend). Gnädiger Herr, ſind Sie noch böſe von wegen geſtern?

Graf (haſtig einfallend). Nicht doch. Geh' nur! (Fanchette zieht ſich knixend zurück).

Figaro. Ein wahres Glück, daß Marzelline fern iſt. Sie würde unſer Feſt geſtört haben.

Graf (für ſich). Nur Geduld, ſie wird es ſtören. (laut, der Gräfin ſeinen Arm bietend). Gehen wir, Gräfin. Baſilio erwarte ich bei mir. (geht mit der Gräfin durch die Mitte ab. Alle folgen, nach tiefen Verbeugungen Suſanne noch einmal umkehrend).

Suſanne (den Grafen kopirend). Figaro erwarte ich bei mir.

Figaro (ſie hinausgeleitend). Siehſt du? Doch durchgeſetzt!

Suſanne (abgehend) Tauſendkünſtler!

Eilfter Auftritt.

Cherubin. Figaro. Baſilio. (Cherubin iſt traurig ſtehen geblieben, Baſilio lauernd).

Figaro (zwiſchen Beide tretend) Ihr Beide geht nicht, um Euere Vorbereitungen zum Feſte zu treffen, bei dem wir alle unſere Rollen haben?

Baſilio (boshaft anſpielend). Die meinige iſt ſchwerer, als Ihr glaubt!

Figaro. Und dankbarer, als Ihr wißt. (Prügelpantomine hinter Baſilio's Rücken). Ihr ahnt nicht, was es für einen Applaus regnen wird.

Cherubin (traurig). Ich muß ja fort, vor Abend noch.

Figaro. Und möchteſt bleiben?

Cherubin. Ob ich es möchte!

Figaro. Da heißt es Verſtellung. Wirf Dich in Reiſekleider, pack' Deinen Mantelſack, recht geräuſchvoll. Dein Pferd muß im Schloßhofe ſtehen. Kurzer Galopp bis zur Landſtraße; dort ſteigſt Du ab, kehrſt zu Fuß durch den Park zurück. Komm nur dem Gnädigen Herrn nicht unter die Augen, ſo wird er Dich abmarſchirt glauben, und ich übernehme es, nach dem Feſt ihn zu beſchwichtigen.

Cherubin. Aber Fanchette weiß ja ihr Verschen noch nicht auswendig.

Figaro. Das wird ihr Baſilio einſtudiren, der heute nichts zu thun hat.

Baſilio. Was hat ihr denn aber der junge Mann einſtudirt in den acht Tagen, daß er mit ihr lernt? Jüngling, Jüngling, ſei auf Deiner Hut. Vater Antonio hat bereits ſein Töchterlein weidlich durchgebläut. Auch an Dich könnte die Reihe kommen. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis .....

Figaro (einfallend, indem er Arm in Arm mit Cherubin lachend abgeht). Bis er voll iſt, — altes Spruchbüchlein!

Baſilio (pedantiſch ſtolz). Sprichwörter ſind die Weisheit der Nationen.

Figaro (zurückrufend). Nun begreif' ich, warum es ſo viel dumme Sprichwörter giebt!

(Baſilio bleibt mit offenem Munde ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Schauplatz: Das Schlafzimmer*) der Gräfin. Im Hintergrunde, in einem Alkoven, etwas erhöht, von einer Eſtrade umgeben, ein Himmelbett. Daneben eine Thür in die Gemächer der weiblichen Dienerſchaft führend. Im Vordergrunde links ein praktikables Fenſter, rechts eine maskirte Thür in die Garderobe der Gräfin. Der Haupteingang links. Reicher Hausrath: Lehnſtühle, Chaiſes-Longues, Schemel, ein garnirter Toilettentiſch; Teppiche, Gardinen, Draperien.)

Erſter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin (auf der Chaiſe-Longue liegend). Biſt Du fertig mit Deiner Erzählung?

Suſanne (neben der Gräfin ſtehend). Ich habe der Gnädigen Gräfin Alles haarklein berichtet.

Gräfin. Alſo förmliche Anträge hat Dir mein Gemahl gemacht?

Suſanne. Anbote, wie ſie ein vornehmer Herr einer Dienerin zu machen pflegt.

Gräfin. In Gegenwart des kleinen Pagen?

Suſanne. Der war hinter dem Lehnſtuhl verſteckt. (Die Gräfin ſieht ſie argwöhniſch an.) Er kam nur, um meine Fürbitte bei der Gnädigen Gräfin anzuſprechen.

Gräfin. Warum bat er nicht mich ſelbſt? Würde ich ihn abgewieſen haben?

Suſanne. Das ſagt' ich auch. Aber der Schmerz, die Gnädige Gräfin verlaſſen zu müſſen, hatte den armen Jungen ganz verwirrt gemacht. (Den Pagen nachahmend, pathetiſch:) Ach Suſanne, wie reizend iſt ſie, wie himmliſch; aber auch ſo vornehm, ſo erhaben!

Gräfin. War ich es je gegen ihn? Ich, ſeine Wohlthäterin, ſeine — Freundin, (raſch hinzuſetzend) mütterliche Freundin!

---

*) Wo das „Schlafzimmer" Anſtoß erregt, kann ein Boudoir daraus gemacht werden, durch Weglaſſung des Bettes.

Suſanne. Zufällig hielt ich eine Nachthaube der Gnädigen Gräfin in der Hand. Er fiel darüber her, riß das Band herunter . . .

Gräfin (lächelnd). Mein Band? Wie kindiſch!

Suſanne. Und da ich es ihm wieder abnehmen wollte, vertheidigte er ſeinen Raub, keineswegs kindiſch, nein, wie ein rechter Löwe. Hätten Gnädige Gräfin nur geſehen, wie ſeine Augen funkelten, wie er mir um den Hals fiel, mich küſſen wollte.

Gräfin (gezogen). Dich, Suſanne?

Suſanne. Nun ja doch, aus lauter Reſpekt vor der Gnädigen Frau Pathin, weil er Ihre Hand, den Saum Ihres Kleides nicht einmal zu küſſen wagt.

Gräfin. Thorheit, Thorheit . . . (mit fallendem, abbrechendem Ton). Sprechen wir lieber — (ſeufzend) vom Grafen. Was ſagte er dir zuletzt?

Suſanne. Er würde auf Marzellinens Seite treten, wenn ich nicht nachgäbe.

Gräfin (aufſtehend, umhergehend, den Fächer von der Toilette nehmend, ſich fächelnd). Er liebt mich nicht mehr.

Suſanne. Woher aber dann ſeine Eiferſucht?

Gräfin. Gatten-Eitelkeit, nichts weiter. Ach, ich habe ihn zu ſehr geliebt, ihn ermüdet durch meine Zärtlichkeit, meine Treue. Das iſt mein einziges Unrecht gegen ihn. (Wiederum abbrechend). Doch ſoll dir dein offenes Geſtändniß nicht ſchaden. Du ſollſt Deinen Figaro haben. (Suſanne, erfreut, küßt ihr die Hand). Nur muß er dazu behilflich ſein. Er allein vermag es. Wird er kommen?

Suſanne. Sobald der Gnädige Herr fort iſt auf die Jagd.

Gräfin. (Fächerſpiel, wie oben). Oeffne das Fenſter! Es iſt eine Hitze hier, zum Erſticken.

Suſanne (das Fenſter links aufmachend). Gnädige Gräfin regen Sich durch Reden und Umhergehen auf. (hinausſchauend). Sieh da, Exzellenz reiten eben die Allée hinunter. Pedrillo hinterdrein. Zwei, drei, vier Hühnerhunde.

Gräfin. So haben wir Zeit zu überlegen. (Sie ſetzt ſich wieder). Hat's da nicht geklopft?

Suſanne (zum Haupteingang links eilend). Das iſt Figaro, mein Figaro!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Suſanne (öffnend). Nur herein, mein Freund! Gnädige Gräfin werden ungeduldig!

Figaro. Und Suschen nicht? (Begrüßung). Frau Gräfin haben in der That keinen Grund, Sich zu beunruhigen. Es handelt ſich um eine Kleinigkeit. Der Herr Graf findet Gefallen an meinem Bräutchen; ihr zu Liebe werde ich Geſandtſchaftscourrier, Suschen ganz geheime Geſandtſchaftsräthin. Suschen lehnt ab. Deswegen geht Exzellenz zum Feinde über, begünſtigt Dame Marzellinens ſchmeichelhafte Abſichten auf meine geringe Perſon. Alles dies ſcheint mir nur natürlich, nur in der Ordnung. Mehr als das; ich finde es in unſern Plan vortrefflich paſſend.

Gräfin. Figaro, kann man ſo leichtfertig mit unſer Aller Unglück ſpielen?

Suſanne. Abſcheulich! Statt mit und für uns betrübt zu ſein . . . .

Figaro (heiter einfallend). Das würde uns viel nützen! Nicht doch, ich lerne vom Gegner. Mit ſeiner eigenen Taktik bekämpfen wir ihn: er macht Einfälle auf unſer Gebiet; beunruhigen wir ihn auf dem ſeinigen!

Gräfin. Wie wäre das anzufangen?

Figaro. Iſt bereits geſchehen. Man hat ihm einen falſchen Verdacht gegen die Frau Gräfin beigebracht.

Gräfin. Gegen mich? Du haſt Dich unterſtanden, mich zu verläumden, um die Eiferſucht des Grafen zu reizen?

Figaro. Eben an dieſer ſeiner ſchwachen Seite faſſen wir den Gnädigen Herrn. Freund Baſilio hat ihm ein anonymes Brieflein zugeſteckt, des Inhalts, daß bei dem heutigen Feſt ein Anbeter der Frau Gräfin nahen würde . . .

Gräfin. Welch leichtfertiges Spiel mit der Ehre einer Frau von Stande!

Figaro. Bei neun und neunzig unter hunderten würde ich es freilich nicht wagen, aus Furcht, mit meiner Lüge die Wahrheit zu ſagen.

Gräfin. Das ſoll wohl gar ein Compliment ſein, für das ich mich zu bedanken habe?

Figaro. Gab es ein anderes ein beſſeres Mittel, um den Gnädigen Herrn von Suſannen abzubringen, als indem ich ihn zur Frau Gräfin zurückführte? Nun ſpürt und ſchwärmt er bereits unruhig umher, einſtweilen auf der Fährte eines armſeligen Häsleins. Darüber vergeht die Zeit; unſere Hochzeitsſtunde rückt heran, und der Herr Graf wird nicht wagen, in Gegenwart der Frau Gräfin Widerſtand zu leiſten.

Suſanne. Deſto gewiſſer wird das Marzelline thun.

Figaro. Brrr! Gegen ſie bin ich wehrlos. Da kann nur Einer helfen: der Herr Graf. Du läſſeſt alſo Seiner Exzellenz ſagen, Du werdeſt Dich gegen Abend im Park einfinden.

Suſanne. Ein ſauberes Auskunfts-Mittel, beſonders wenn es der Herr Bräutigam ſeiner Braut vorſchlägt!

Gräfin. Unmöglich kann es Dein Ernſt ſein, Suſannen in den Park gehen zu laſſen.

Figaro. Sie gewiß nicht. Wir ſtecken Jemand Anderes in Suſannens Kleider, überraſchen Seine Excellenz bei dem Stelldichein und zwingen ihn nachzugeben.

Suſanne. Wer ſoll mich vertreten?

Figaro. Zum Exempel: Cherubin.

Gräfin. Der iſt ja abgereiſt.

Figaro. Vielleicht auch nicht. (Da die Damen nachdenklich ſchweigen, drängend.) Hab' ich freie Hand?

Suſanne (zuredend). In Führung einer Intrigue kann kann man ſich ſchon auf ihn verlaſſen.

Figaro (feurig). Eine?! Zwei, drei, vier auf einmal; je verwickelter, deſto beſſer. Ich habe meinen Beruf verfehlt: zum vornehmen Herrn ward ich geboren.

Suſanne. Soll doch ein ſchweres Handwerk ſein.

Figaro (verächtlich). Nichts leichter als dies! Vornehmheit kommt von Nehmen her. Wer ſich am meiſten nimmt oder herausnimmt, der iſt der Vornehmſte. Da haſt Du das ganze Geheimniß.

Gräfin. Deine Sicherheit beſticht mich beinahe.

Figaro. So darf ich? (Die Gräfin wendet ſich ab, Suſanne winkt ihm zu.) An's Werk denn! Ich ſchicke den blonden Cherubin ſogleich hierher: friſire ihn, kleide ihn um. Dann verſteck' ich ihn wieder und bringe ihm ſeine Rolle bei. Sobald der Herr Graf von der Jagd zurückkehrt, kann das Schauſpiel beginnen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Gräfin. Suſanne (Gleich darauf) Cherubin

Gräfin (an ihren Toilettentiſch eilend, Puderquaſte, Kamm oder etwas dergleichen zu holen). Aber Suſanne, bedenkſt Du denn gar nicht, wie ich ausſehe? Und der junge Mann wird gleich hier ſein!

Suſanne. Wollen Gnädige Gräfin ihm durchaus den Gnadenſtoß verſetzen?

Gräfin (ſich arrangirend). Ich? Du wirſt hören, wie ich ihn zurechtweiſe. Nein, ſieh doch nur, meine Haare ſind wirklich in einer ſchrecklichen Unordnung!

Suſanne (ſie lächelnd bedienend). Wenn ich dieſe zwei Locken ein wenig aufnehme, wird die Zurechtweiſung noch ſchrecklicher werden.

Gräfin (ſich beſinnend, ſtreng). Was ſoll das heißen, Mademoiſelle? (Es klopft an der Thüre links.)

Suſanne. Der Feind ſteht vor unſeren Thoren, Jetzt gilt's ſich tapfer halten. (Sie öffnet.) Nur herein, Herr Offizier!

Cherubin (ſchüchtern eintretend und langſam ſich nähernd). Ach, dieſer Titel erinnert mich daran, wie bald ich dies Haus werde verlaſſen müſſen, (ſtockt) und — die Gnädige Frau Pathin auch, die — ſo gütig iſt.

Suſanne (neckiſch ſoufflirend). Und ſo ſchön!

Cherubin (raſch). Ach ja! — So — ſchön!

Suſanne (ihn kopirend). „Ach ja, ſo ſchön!“ — Der Schelm mit ſeinen ſanften, blauen, ſcheinheiligen Aeuglein, ſieht aus, als ob er nicht drei zählen könnte, und doch wette ich, daß er vor Begierde brennt nach dem Maskenſcherz, zu dem er hierhergeſchickt worden. Nicht wahr, Herr Offizier, Sie freuen ſich wie ein Kind auf Ihre Einkleidung? Nehmen wir erſt einmal das Maß! (Sie mißt ſich militäriſch mit ihm.) Dieſelbe Größe *). Meine Kleider paſſen ihm. Nun weg mit dem Mantel. (Sie nimmt ihm ſein kurzes Pagenmäntelchen ab.)

Gräfin. Was machſt Du? Wenn Jemand käme!

Suſanne. Thun wir etwas Böſes? Doch will ich die Thür ſchließen. (Verriegelt die Thür links.) Nur an einem Kopfputze fehlt's noch.

Gräfin. Wähle in meiner Garderobe einen paſſenden aus. (Suſanne ab, durch die Tapetenthüre im Vordergrunde rechts.) Bis zum Beginn des Feſtes ſoll der Graf von Deinem Hierſein nichts erfahren. Später werden wir ihm ſagen, Du ſeieſt nicht abgereiſt, weil Du auf Dein Fähndrichspatent gewartet.

Cherubin. Das beſitz' ich leider ſchon. Baſilio hat es mir im Namen des Herrn Grafen zugeſtellt. (Er zeigt der Gräfin ein Papier.)

Gräfin (nimmt und lieſt das Papier). Welche Eile ſie gehabt haben! In der Haſt wurde ſogar des Grafen Siegel vergeſſen.

Suſanne (mit einer Coiffure zurückkehrend). Ein Siegel? Wozu das?

Gräfin. Unter ſein Patent, das man ihm ſchon eingehändigt hat. Iſt der Kopfputz da?

Suſanne. Der hübſcheſte, den ich finden konnte. Nun, kniee Er einmal nieder, — nicht da, — dicht vor der gnädigen Gräfin, damit ſie Ihn genau betrachten kann. (Cherubin kniet auf einem, von Suſannen gebrachten Kiſſen. Sie ſetzt ihm den Kopfputz auf.) Nein, wie prächtig ihm das ſteht!

Gräfin. Seinen Kragen lege ein wenig weiblicher zurück

---

*) Zu modifiziren nach den Darſtellerinnen: Faſt von einer Größe. Oder ähnlich.

Suſanne (an ihm muſternd). So. Sehen Gnädige Gräfin, was der Taugenichts für ein reizendes Mädchen geworden iſt. Ich bin ganz eiferſüchtig auf ihn. (Sie kneipt ihm Kinn und Wange.) Will Er wohl nicht ſo hübſch ſein!

Gräfin (beſchäftigt ſich, zurückhaltend, mit ihm). Wenn wir ihm die Aermel etwas aufſchlügen, daß die Spitzen beſſer ſichtbar werden! (ſtreift den Aermel des Pagen zurück) Ach, was trägt er denn da um den Arm gewickelt? Ein Band?!

Suſanne. Obendrein das Band der Gnädigen Gräfin. Ich bin froh, daß ſie es ſelbſt ſieht. Wäre der Herr Graf nicht gekommen, ſo hätte ich es dem Spitzbuben ſicher wieder abgejagt; ich nehm' es in Stärke mit ihm auf.

Gräfin (erſchrocken). Was ſeh' ich? An dem Bande iſt Blut!

Cherubin (zögernd). Als ich heute mein Pferd aufzäumte, um abzureiſen, ritzte ich mich an einer Schnalle.

Gräfin. Aber wer verbindet ſich denn mit einem Seidenband?

Suſanne. Noch dazu mit einem geraubten! Was er für weiße Arme hat! Wie eine Frau! Wahrhaftig weißer als meine eigenen! Wollen Gnädige Gräfin nicht vergleichen?

Gräfin (abweiſend). Hole mir lieber engliſches Pflaſter und eine Scheere. (Suſanne giebt im Abgehen dem Pagen einen kleinen Stoß, ſo daß er wieder vor der Gräfin in die Kniee fällt.)

Gräfin (nach einer Pauſe, während deren Cherubin, dreiſter werdend, ſie bittend und zärtlich angeblickt). Mein Band, mein Sohn, hätteſt du nicht nehmen ſollen. (Sie thut böſe.) Ich bin ernſtlich ungehalten darüber. (Cherubin ſieht ſie traurig an, worauf ſie begütigend fortfährt.) Der Farbe wegen miſſ' ich es nicht gern.

Suſanne (mit Scheere und Pflaſter in einem Etui zurückkehrend, das ſie der Gräfin darreicht). Verbinden wir nun die ſchweren Wunden unſeres Helden.

Gräfin (die Suſannen wieder entfernen möchte). Hole indeſſen deine Kleider herüber und bringe auch ein anderes Band mit. (Suſanne, mit dem Mantel des Pagen, durch die Thür im Hintergrunde, neben dem Alcoven, ab.)

Cherubin (immer knieend, vor der Gräfin, welche ſitzt). Das Band, das man mir nimmt, würde mich über Nacht geheilt haben.

Gräfin. Nicht doch! Engliſches Pflaſter thut beſſere Dienſte.

Cherubin. Die Frau Pathin wiſſen das nicht; nichts heilt ſo raſch wie ein Band, das Jemand getragen hat, der uns . . . (ſtockt)

Gräfin (raſch einfallend). Der uns fremd iſt? Das wußt' ich in der That nicht. Aber ich werde es an dieſem Bande verſuchen, wenn ſich einmal Jemand im Hauſe geſchnitten hat

Cherubin (weinerlich). Sie nehmen mir mein theures Band weg, und fort ſoll ich auch.

Gräfin. Auf kurze Zeit nur!

Cherubin (in Thränen). Ach, ich bin recht unglücklich!

Gräfin (gerührt). Er weint. Sei doch ſtill, armes Kind, ſei ſtill. (Sie trocknet ihm mit ihrem Tuche die Thränen ab.) Wenn du wüßteſt ... (Es wird an die Thür links gepocht.) Wer klopft?

Vierter Auftritt

Gräfin. Cherubin. Graf.

Graf (von draußen). Sie haben ſich eingeſchloſſen?

Gräfin. Es iſt der Graf. Hilf Himmel! (Sie ſpringt erſchreckt auf, ſo auch Cherubin.) Der Page ohne Mantel, in dieſem Aufzug, allein mit mir .... Der anonyme Brief ... Seine Eiferſucht ...

Graf (pocht noch einmal). Nun? Wird man mir öffnen?

Gräfin. Ich bin .. ganz allein.

Graf. Mit wem reden Sie denn, wenn Sie allein ſind?

Gräfin. Mit ... mir. Nicht doch .... mit Ihnen!

Cherubin (für ſich). Ich bin ein Kind des Todes, wenn er mich noch einmal findet. (Er eilt in das Cabinet rechts, deſſen Schlüſſel die Gräfin haſtig abzieht und zu ſich ſteckt.)

Gräfin (öffnet dem Grafen). Was hab' ich gethan!

Graf (eintretend, mit ernſtem aber nicht hartem Ton). Seit wann pflegen Sie ſich einzuſchließen, Gräfin?

Gräfin. Ich .. ich hatte Toilettengeheimniſſe mit Suſannen, — ja wohl mit Suſannen; ſie iſt einen Augenblick in ihr Zimmer hinübergegangen.

Graf. Und das hat Sie ſo aufgeregt? Ihre Stimme zittert ja!

Gräfin. Kein Wunder! Wir ſprachen — von Ihnen. Sie iſt, wie geſagt, eben erſt hinübergegangen.

Graf. Mich führt die Unruhe zurück. Als ich zu Pferde ſtieg, wurde mir ein Brief zugeſteckt, auf deſſen Inhalt ich zwar nicht den mindeſten Werth lege, der aber doch — mich ärgert.

Gräfin. Was für ein Brief?

Graf. Wir beide, Gräfin, Sie wie ich, ſind augenſcheinlich von böswilligen Leuten umgeben. Stellen Sie Sich vor: man meldet mir, im Laufe des Tages, während meiner Abweſenheit, werde Jemand, den ich fort glaubte, Sie beſuchen.

Gräfin. Dieſer Jemand müßte keck genug ſein, hier einzudringen; ich habe mir vorgenommen, mein Zimmer heute nicht zu verlaſſen.

Graf. Auch nicht bei Suſannens Hochzeit?

Gräfin. Auch da nicht; ich fühlte mich ernſtlich unwohl.

Graf. So trifft ſich's gut, daß Doktor Bartholo zugegen iſt. (Ein Stuhl fällt in der Garderobe). Welcher Lärm?

Gräfin (auf's Neue noch mehr verlegen). Ein Lärm? Wo?

Graf. In Ihrer Garderobe fiel etwas.

Gräfin. Ich hörte nichts.

Graf. Madam! (auf die Thür rechts deutend). Es iſt Jemand in dieſem Zimmer.

Gräfin. Wer ſoll drinnen ſein?

Graf. Das frag' ich Sie. Ich komme von draußen.

Gräfin. Vielleicht Suſanne, die aufräumt.

Graf. Die, — ſagten Sie nicht ſo? — eben erſt in ihr Zimmer (auf den Hintergrund deutend) hinübergegangen iſt?

Gräfin. Dahin, dorthin; wie kann ich das wiſſen?

Graf. Wenn es Suſanne iſt, woher Ihre Verlegenheit?

Gräfin. Mich dünkte, meine Kammerjungfer brächte eher Sie als mich in Verlegenheit.

Graf (in Zorn gerathend). Keine Ausflucht! Ich will Suſannen ſehen!

Gräfin. Mir ſcheint, Sie haben Suſannen nur zu oft geſehen.

Fünfter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne.

(Suſanne tritt, mit Frauenkleidern auf dem Arm, durch die Thür im Hintergrunde ein. Beim Anblick des Grafen erſchrickt ſie und bleibt lauſchend in der Nähe des Alkovens ſtehen.)

Graf. Iſt mein Verdacht grundlos, ſo wird er leicht zu widerlegen ſein. (Er ruft in die Tapetenthüre rechts.) Komm heraus, Suſanne, ich befehl' es!

Gräfin. Sie kann nicht gehorchen. Sie hat Kleider verſucht, die ich ihr zur Hochzeit geſchenkt, und iſt, halb angezogen, entflohen, als Ihr Klopfen uns erſchreckte.

Graf. So kann ſie reden, wenn ſie nicht erſcheinen kann. (Wie oben). Suſanne, biſt Du in dieſem Cabinet? Antworte, ich befehl' es! (Suſanne flüchtet in den Alkoven, hinter die Vorhänge des Bettes).

Gräfin. Und ich, Suſanne, verbiete Dir zu antworten. Hat man je eine ſolche Tyrannei geſehen!

Graf. Sie ſpricht nicht, ſie kommt nicht; wohlan, ſo werde ich mich ſelbſt überzeugen. (Er geht auf die Thür zu.)

Gräfin (dazwiſchentretend). Herr Graf, Sie ſind in meinen Zimmern!

Graf. Die Sie mir verſchließen, Frau Gräfin. Sie um den Schlüſſel bitten, wäre verlorne Mühe. So bleibt nichts übrig, als Gewalt. (Er ergreiſt die Klingel auf der Toilette der Gräfin und will läuten.)

Gräfin. Ziehen Sie unſere Leute herbei und machen uns zum Geſpött des Schloſſes, der ganzen Stadt?

Graf. Ich kann freilich auch ohne Hilfe dieſe leichte Thür ſprengen, ein Hammer genügt dazu. (Will abgehen.) Damit aber während meiner Abweſenheit hier Niemand verſchwinde, werden Sie die Güte haben, mich zu begleiten. Ohne Aufſehen, das Sie ja nicht lieben. Dieſe Thür (im Hintergrunde) verſchließe ich auch, um Ihre Rechtfertigung vollkommen zu machen. (Er verſchließt die Thür und ſteckt den Schlüſſel zu ſich.)

Gräfin (für ſich). Wie ſchrecklich ſtraft ſich meine Unbeſonnenheit!

Graf. Ihren Arm, Gräfin! (Er führt ſie durch die Thür links ab, die er hinter ſich abſchließt.)

Sechster Auftritt.

Suſanne. Cherubin.

Suſanne (aus dem Alkoven an die Cabinetsthür eilend). Oeffne, Cherubin! Ich bin's, Suſanne. Raſch!

Cherubin (herausſchleichend). Suſanne, welch' ein Auftritt!

Suſanne. Nur hinaus!

Cherubin. Wo denn? Alle Thüren verſchloſſen!

Suſanne. Weiß ich's? Aber hinaus! Kommt er zurück, biſt Du verloren. Eile zu Figaro. Erzähle ihm Alles.

Cherubin (das Fenſter erblickend). Ha! dies Fenſter.

Suſanne. Ein Stockwerk hoch!

Cherubin (hinausſehend). Es geht in den Küchengarten, auf die Melonenbeete. Da fällt ſich's weich.

Suſanne (ihn zurückhaltend). Er bricht den Hals! Springe nicht!

Cherubin (außer ſich). Für ſie — in einen Abgrund! Ein Kuß von Suschen leiht mir Flügel! (Reißt ſich los, küßt ſie, ſpringt hinaus. Pauſe.)

Suſanne (ſinkt mit einem Schrei des Entſetzens in einen Stuhl, dann rafft ſie ſich auf, ſieht, widerſtrebend, aus dem Fenſter und lacht laut auf). Er iſt fort! Schon über alle Berge! Du kleiner Taugenichts, ebenſo flink wie hübſch! Dir wird's einmal bei den Frauen nicht fehlen. (Sie geht auf das Cabinet zu). Und jetzt, mein Herr Graf, können Sie kommen, Thüren erbrechen, Lärm ſchlagen, wie es Ihnen beliebt. Ein Schelm wer antwortet. (ab in's Cabinet.)

Siebenter Auftritt.

Graf. Gräfin (zurückkommend).

Graf (Zange und Hammer in der Hand, welche er auf einen Stuhl wirft; ſich umſehend, halblaut). Alles, wie ich es verlaſſen. (Zur Gräfin, die ſich kaum aufrecht erhält). Madam, ehe ich zum Aeußerſten ſchreite, frage ich noch einmal: Wollen Sie öffnen?

Gräfin. Ich frage dagegen: Halten Sie mich für fähig, meine Pflicht zu verletzen?

Graf. Sie fragen ſtatt zu antworten. Ich aber beſtehe darauf, ich will wiſſen, will ſehen, wer ſich in jenem Cabinet befindet?

Gräfin. Das ſollen Sie. Nur hören Sie zuvor mich ruhig an.

Graf. So iſt es alſo nicht Suſanne?

Gräfin (ſtockend). Wenn ſie es auch nicht iſt, (der Graf fährt auf) ſo iſt es Jemand gleich Unverfängliches. Ein Maskenſcherz für heute Abend . . .

Graf. Ein Scherz, ſagen Sie?

Gräfin. Und ſchwöre Ihnen, daß wir beide Sie nicht verletzen wollten, weder ich, noch er.

Graf. Er?! So iſt's ein Mann!

Gräfin (lautlos). Ein — Knabe.

Graf. Wer denn?

Gräfin. Ich wage nicht, ihn zu nennen.

Graf (außer ſich). So fällt er von meiner Hand. (Greift nach dem Werkzeug und eilt auf das Cabinet zu.)

Gräfin (ſich ihm in den Weg werfend). Es iſt... Cherubin!

Graf (mit dem Fuße ſtampfend, halblaut). Zum dritten Male der verwünſchte Page. (laut) Deshalb Ihre Rührung beim Abſchied? Deshalb ſein heimliches Verweilen im Schloſſe, während ich ſeine Abreiſe befohlen hatte. Alles iſt klar. Der Brief ſprach die Wahrheit. (Heftig an die Thür klopfend). Heraus, Unſeliger!

Gräfin (vor ihm niederfallend). O mein Gemahl, ſchonen Sie ein unſchuldiges Kind! Er wagt nicht zu erſcheinen: die Unordnung in ſeinem Anzuge...

Graf. Auch das noch!

Gräfin. Wir wollten ihn in ein Kleid Suſannens ſtecken. Trauen Sie meinen Worten mehr als dem Augenſchein. Auf meinen Knieen bitte ich um Gnade für ihn!

Graf. Bitte für Dich, treuloſes Weib! Hinweg, aus meinem Wege!

Gräfin. Bei Deiner Liebe zu mir ſei beſchworen . .

Graf (bitter auflachend). Meine Liebe, Du Falſche? Noch einmal, hinweg von der Thüre.

Gräfin (erhebt ſich, wankend und überreicht dem Grafen den Schlüſſel). Oeffnen Sie, Herr Graf! Ueber mich Ihre Rache! (Sie fällt in einen Stuhl, das Geſicht mit dem Tuche bedeckend). Er iſt verloren.

Graf (reißt die Thüre auf, in der Suſanne erſcheint, und fährt bei ihrem Anblick weit zurück). Su — ſanne!

Achter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne.

Suſanne (mit einem Knix vortretend). Suſanne, zu Befehl! (Den Grafen kopirend). Er fällt von meiner Hand! (laut auflachend). Nun, ſo tödten Sie ihn doch, den gefährlichen Pagen!

Graf (ganz erſtarrt, für ſich). Meiſterhaft geſpielt! (mit einem halben Blick auf die Gräfin, die ebenfalls wie verſteinert in ihrem Seſſel liegt). Und ſie ſtellt ſich auch noch erſtaunt und erſchreckt! (Von einem Gedanken durchzuckt). Halt! Vielleicht war ſie nicht allein drin. (Stürzt in das Cabinet).

Suſanne (zur Gräfin eilend, raſch und leiſe). Erholen Sie Sich, Gnädige Frau! Er iſt gerettet! Ein Sprung aus jenem Fenſter, und weg war er!

Gräfin (nach einem unterdrückten Angſtſchrei, lallend). Suſanne, welch ein ſchreckliches Spiel war das!

Graf (aus dem Cabinet kommend, ſehr verlegen). Niemand drin! Diesmal hab' ich Unrecht! (Kurze Pauſe.) Gräfin, — Sie ſpielen vortrefflich Komödie!

Suſanne. Und ich erſt, Exzellenz?

Gräfin (ſchweigt, ihr Taſchentuch vor das Geſicht haltend).

Graf (nähert ſich der Gräfin halb beſchämt, halb zweifelnd). So war dies alles nur ein Scherz?

Gräfin (ſich allmählich faſſend). Warum nicht?

Graf. In der That, ein grauſamer Scherz!

Gräfin (ſicherer geworden). Verdient Ihre Thorheit Schonung?

Graf. Thorheit — die Sorge um meine Ehre!?

Gräfin. Bin ich verpflichtet, ewig leidend zwiſchen Ihrer Gleichgiltigkeit und Ihrer Eiferſucht zu ſtehen?

Graf (bittend). Gräfin!

Suſanne. Wie nun, wenn die Gnädige Gräfin hätte gewahren laſſen, wenn die Schloßdienerſchaft hier verſammelt worden wäre?

Graf. Ich bin tief beſchämt.

Suſanne. Das iſt Euer Exzellenz einmal recht geſund.

Graf. Warum kamſt Du nicht, als ich rief? Du Schalk!

Suſanne. Weil ich mich anzog. Und dann verbot mir ja auch meine Gnädige Gräfin zu antworten. (halblaut, zum Grafen) Sie wußte wohl, warum

Graf. Statt meine Schuld zu vergrößern, hilf mir Verzeihung erlangen.

Gräfin. Das Unrecht war zu ſchwer.

Graf. Roſine!

Gräfin. Ach, die bin ich nicht mehr, nicht Roſine, die Sie anbeteten, liebten, entführten; ich bin die arme Gräfin Almaviva, die von ihrem Gatten verlaſſene, gekränkte Frau.

Suſanne (beſchwichtigend). Gnädige Gräfin!

Graf. Habe Mitleid!

Gräfin, Hatten Sie es für mich?

Graf. Bedenke, wie ich gereizt worden durch den anonymen Brief.

Gräfin. Er war geſchrieben ohne meine Einwilligung.

Graf. Aber Du wußteſt darum?

Gräfin. Figaro's Unbeſonnenheit.

Graf. Figaro auch im Spiel?

Gräfin. Er hatte den Brief an Baſilio gegeben.

Graf. Und Baſilio ſagte mir, er habe ihn von einem Bauern empfangen. Wart', doppelzüngiger Muſikmeiſter, du ſollſt mir für Alle bezahlen.

Gräfin. So ſind die Männer. Von uns verlangen ſie Vergebung für ſich, und ſie ſelbſt wollen an Andern ſich rächen. Nicht doch. Wenn ich verzeihe, geſchieht es nur unter der Bedingung eines Generalpardons.

Graf. Zugeſtanden, und das von Herzen. Aber nun erkläre mir auch, wo Ihr Frauen die Kunſt der Verſtellung erlernt? Du errötheteſt, Du weinteſt; Dein ganzes Geſicht war voll Aufregung. Wahrhaftig, es iſt es noch!

Gräfin (gezwungen lächelnd). Ich erröthete über Deinen Verdacht.

Graf (lachend). Und der Page mit ſeinem unordentlichen Anzug ...

Gräfin (auf Suſanne deutend). Da iſt er. Nicht wahr, ihm begegnen der Gnädige Herr lieber als dem anderen?

Graf (lauter lachend). Dann Dein Kniefall, Deine Thränen.

Gräfin. Ich muß mitlachen, wo ich weinen möchte.

Graf. Wir Männer ſind Kinder in der Politik und Diplomatie. Dich, nicht mich, ſollte der König als Botſchafter nach London ſchicken.

Gräfin. Genug davon.

Graf. Nicht eher, bis Du noch einmal ſagſt, Du haſt vergeben.

Gräfin. Suſanne, hab' ich das ſchon geſagt?

Suſanne. Ich habe nichts gehört.

Graf. So ſprich es jetzt aus, das holde Wort: Vergebung!

Gräſin. Verdienen Sie es?

Graf. Durch meine Reue!

Suſanne. Einen Mann im Cabinet der Gnädigen Gräſin vermuthen! Abſcheulich!

Graf. Ich bin dafür beſtraft.

Suſanne. Ihrem Wort und dem ihrer ehrlichen Kammerjungfer nicht trauen! Himmelſchreiend!

Graf. Roſine, ich kniee, wie Du: Vergebung!

Gräfin (dem Grafen die Hand reichend, die dieſer haſtig und mehrere Male küßt). Nun, da haſt Du ſie! (In des Grafen Armen.) Sieh weg, Suſanne! Meine Schwäche giebt dir ein ſchlimmes Beiſpiel.

Suſanne. Frauenſchickſal, in das ich mich zum Voraus ergebe!

Neunter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro (athemlos von links eintretend und das Ehepaar noch in Umarmung treffend). Verzeihung, wenn ich ſtöre. Die Gnädige Gräſin wurde unwohl geſagt. Deswegen eil' ich herbei, finde aber zu meiner Beruhigung hier Alles im beſten Stande.

Graf (trocken). Du biſt ſehr dienſteifrig.

Figaro. Meine Pflicht, Exzellenz. Da meine Dienſte glücklicher Weiſe unnöthig ſind, ſo könnten wir ja nun wohl zu der feierlichen Handlung ſchreiten. Das ganze Dorf iſt verſammelt, der Brautzug und die Muſik in Ordnung. Wenn es alſo Exzellenz und Suſannchen beliebte ..?..

Graf. Wer bleibt aber bei der Gräſin?

Figaro. Gnädige Gräſin ſind vollkommen wohl.

Graf. Ja doch; aber ſie bedarf des Schutzes gegen den fremden Beſuch.

Figaro. Ein fremder Beſuch?

Graf. Ein Anbeter, den ich abgereiſt glaubte.

Figaro. Ein abgereiſter Anbeter?

Graf. Stand nicht ſo in dem Briefe, den Du Baſilio gegeben?

Figaro. Ich? Ihm? Wer ſagt das?

Graf. Schelm, wenn ich es nicht bereits wüßte, würde Dein Geſicht mir ſagen, daß Du lügſt.

Figaro. Iſt dem ſo, dann lügt mein Geſicht, nicht ich.

Suſanne. Laß gut ſein, Figaro, und ergieb Dich: wir haben Alles eingeſtanden.

Figaro. Was eingeſtanden? Man behandelt mich hier wie einen Baſilio.

Suſanne. Daß Du den Brief geſchrieben, um den gnädigen Herrn Grafen weiß zu machen, der Page ſtecke in dem Cabinet, worein ich mich eingeſchloſſen hatte.

Graf. Was ſagſt Du nun?

Gräfin. Dein Läugnen hilft nichts mehr; der Scherz iſt vorüber.

Figaro (der errathen möchte, was vorgegangen). Wirklich? Ei, das iſt herrlich. Alſo: der Scherz iſt vorüber?

Graf. Ja, vorüber. Was meinſt Du dazu?

Figaro. Ich? Je nun, ich meine, (ablenkend) .... ich möchte, meine Hochzeit wäre auch vorüber. Wenn es demnach gefällig wäre! (will abgehen.)

Graf. Hartnäckiger Läugner, Du geſtehſt nicht ein, den Brief geſchrieben zu haben?

Figaro. Exzellenz, wenn die Gnädige Gräfin befiehlt, daß ich ihn geſchrieben haben ſoll, wenn Suſanne es befiehlt, wenn endlich Exzellenz Höchſtſelbſt es befiehlt, was bleibt mir übrig, als zu gehorchen, mich zu dem namenloſen Brief als Verfaſſer zu bekennen? (Fein und zweideutig.) Wäre ich aber an Euer Exzellenz Stelle, ich glaubte kein Wort von Allem, was wir Ihnen ſagen.

Graf. Mir reißt die Geduld: Lügen ohne Ende!

Gräfin (vermittelnd). Warum ſollte er auch ſo ſpät anfangen, die Wahrheit zu reden? (Spricht beſänftigend mit dem Grafen weiter.)

Figaro (leiſe zu Suſanne). Ich warn' ihn. Mehr kann ein ehrlicher Menſch nicht thun.

Suſanne (leiſe zu Figaro). Sahſt Du Cherubin?

Figaro (wie oben). Noch ganz auseinander.

Suſanne (wie oben). Vom Fall?

Figaro (wie oben). Und vor Angſt.

Gräfin (auf Suſanne und Figaro deutend.) Sehen Sie, mein Gemahl! Unſer Brautpaar kann die Hochzeit nicht erwarten. Gehen wir zu feierlichen Handlung.

Graf (für ſich). Wo bleibt Marzelline? (Laut.) Ich ſollte mich doch wenigſtens umkleiden.

Gräfin. Unſerer Leute wegen? Bin doch ich im Negligé.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Antonio.

Antonio (taumelt, mit einem zertretenen Nelkenſtock im Arm, links herein; er iſt angetrunken, nicht betrunken). Heda, Holla! Wo iſt meine Ex'lenz?!

Graf. Was ſoll's, Antonio?

Antonio. Die Fenſter, Ex'lenz, ſollten Sie endlich 'mal vergittern laſſen, die auf meinen Küchengarten gehen. Denn, warum? Alle Tage werfen ſie, mit Reſpekt zu ſagen, was anderes 'naus, — Papierſchnitzeln, Zwirnsfaden ... vorhin gar 'n Menſchenkind.

(Gräfin, Suſanne und Figaro erſchrecken.)

Graf. Einen Menſchen? Aus dieſem Fenſter?

Antonio. Nu' ja doch. Da ſehn Ex'lenz meinen Nelkenſtock an, wie der zugericht't iſt, mit Reſpekt zu ſagen.

Suſanne (leiſe). Figaro, hilf!

Figaro. Gnäd'ger Herr, der Mann iſt betrunken, am frühen Morgen.

Antonio. Fehlgeſchnitten, Bartkratzer. 's iſt noch von geſtern her, mein Rauſch nämlich.

Graf. Wo iſt der Menſch? Auf der Stelle her mit ihm!

Antonio. Sag' ich auch. Her mit ihm, auf der Stelle. Denn warum bin ich Gärtner? Wenn ſo ein Menſch, mir nichts, dir nichts, auf meine Beete fällt, ſo tritt er meine Reputazion mit Füßen.

Suſanne (wie oben). Geſchwind, eine Nothlüge.

Figaro (der ablenken möchte). Pfui über den ewigen Trunkenbold!

Antonio. Noch einmal fehlgeſchnitten. Denn warum? Der fortwährende Durſcht iſt der einzige Vorzug, was den Menſchen von den Thieren unterſcheiden thut.

Graf (zornig). Antworte, oder ich jage dich fort.

Antonio. Hä, hä, hä! Als ob ich gehen thäte!

Graf. Du unterſtehſt dich?

Antonio. Nichts für ungut, Ex'lenzchen! Aber wenn Sie auch dumm genug wären, ſo einen guten Dienſtboten wie ich bin nicht zu behalten, na, ſo bin ich doch ſo geſcheit, daß ich ſo 'ne ex'lente Herrſchaft nicht fortjage. Nä, wir bleiben beiſammen.

Graf (ihn ſchüttelnd). Alſo einen Mann hat man aus dieſem Fenſter geworfen?

Antonio. Na, endlich begreifen Sie's! Ein Mannsbild war's, in Hemdsärmeln, mit Reſpekt zu ſagen, oder in einem weißen Wamms. Plumps, da lag er, mitten in den Nelken drin. Aufgerappelt hat er ſich und iſt fortgelaufen, haſt du nich' geſehen

Graf. Und du?

Antonio. Als hinterdrein, bis ich mit dem Kopf an das Spalier rannte. Plumps, da lag ich nu', und ſtreckte, mit Reſpekt zu ſagen, alle Viere.

Graf. Aber wiedererkennen würdeſt du den Mann?

Antonio. Na, ob?! Nämlich, natürlich, wenn ich 'n geſehen hätte.

Suſanne (wie oben, erleichtert). Er hat ihn nicht geſehen.

Figaro (wieder ganz ſicher). Was für ein Lärm um ſo einen lumpigen Blumenſtock. Ich bezahle ihn. Ich war es, der aus dem Fenſter ſprang.

Graf. Du?

Antonio. Er? Na, da muß er kurios gewachſen ſein in der Zeit Denn warum? Mir kam er viel kleiner vor und ſchlanker.

Figaro. Begreiflich. Im Sprung bückt man ſich.

Antonio (nachſinnend, den Finger an der Naſe). Kam mir's doch vor, als ob's das Windſpiel von Pagen geweſen wäre!

Graf (raſch). Cherubin?

Figaro Der vermuthlich mit Sack und Pack zu Pferde von Sevilla zurückkam, wo er wohl längſt eingetroffen iſt.

Antonio (kopfſchüttelnd). Nä, kein Pferd iſt nicht aus dem Fenſter geſprungen. Was wahr iſt, iſt wahr.

Graf. Himmliſche Geduld, verlaß mich nicht.

Figaro. Ich befand mich im Zimmer der Kammerfrauen, auf mein Suschen zu paſſen. Der Hitze wegen hatt' ich mir's bequem gemacht. Auf einmal hört' ich im Corridor den Gnädigen Herrn lebhaft reden. Mich faßte eine Angſt wegen des anonymen Briefs und ohne viel zu überlegen,' im erſten Schreck, ſprang ich aus dem Fenſter; wobei ich mir ſogar den rechten Fuß ein wenig verſtaucht habe. (reibt ihn.)

Antonio. Wenn er's war, ſo muß ich ihm wohl auch den Fetzen Papier wiedergeben, der aus ſeiner Taſche gefallen.

Graf (greift raſch danach). Halt, her damit!

Figaro (leiſe). Gefangen!

Graf. Haſt Du vor Schrecken nicht auch vergeſſen, was dies Papier enthält, und wie es in Deine Taſche gekommen?

Figaro (eine Anzahl Papiere aus ſeinen Taſchen hervorziehend). Hm, hm! Ein Wunder wär's nicht, wenn man Kopf und Taſchen ſo voll hat! War's nicht ein Brief von Marzellinen? Nicht doch, der iſt hier. Oder die Bittſchrift des armen Wilddiebs, der im Thurm ſitzt? Nein, die iſt da. Aber vielleicht das Verzeichniß der Möbel im kleinen Schloſſe... Das ſteckt in dieſer Taſche. (ſucht)

Graf (öffnet das Papier).

Gräfin (mit einem raſchen Blick auf das Papier, leiſe zu Suſanne). Es iſt das Patent des Pagen.

Suſanne (leiſe zu Figaro). Es iſt das Patent des Pagen.

Graf (das Papier wieder zuſammenfaltend). Erräthſt Du noch immer nicht?

Figaro (ſich vor den Kopf ſchlagend). Fundus! Das Fähndrichspatent unſeres armen Pagen iſt es. Er gab es mir, und ich vergaß in der Haſt ſeiner Abreiſe, es ihm wieder zuzuſtellen. Das muß man ihm aber gleich durch Eilboten nachſchicken; was thäte er ohne Patent in der Garniſon? (will davonſchleichen.)

Graf. Nicht ſo geſchwind. Weshalb gab Du Cherubin das Patent?

Figaro (verlegen). Ich … ſollte noch etwas daran machen laſſen.

Graf (in das Papier blickend). Es fehlt ja nichts daran.

Gräfin (zu Suſanne, raſch und leiſe). Das Siegel fehlt.

Suſanne (zu Figaro, raſch und leiſe). Das Siegel fehlt.

Figaro (wieder ganz ſicher und dreiſt). Viel fehlt freilich nicht daran; er meinte aber es ſei Styli ....

Graf (ungeduldig einfallend). Was iſt Styli? Ich will Dich beſtielen!

Figaro. Daß Exzellenz Ihr hochadliches Wappen beidrücken ließen. Ja, der junge Mann iſt ſehr accurat, ein geborner Militär!

Graf (das Papier öffnend, durchblickend und zornig zerknitternd). Verwünſcht. Ich ſoll nichts herausbringen und von Allen, Figaro an der Spitze, mich anführen laſſen, ohne mich rächen zu können. (Er will unmuthig abgehen.)

Figaro (ihn zurückhaltend). Sie gehen, gnädiger Herr!? Wo bleibt meine Hochzeit?

Eilfter Auftritt.

Vorige. Bartholo. Marzelline. Baſilio.

Marzelline (bei Figaro's letzten Worten an Bartholo's Arm feierlich eintretend). Ich thue Einſprache gegen die Hochzeit, gnädiger Herr! Ich habe ältere Rechte an den Bräutigam.

Graf (für ſich, erfreut). Jetzt kommt meine Rache.

Figaro. Was für Rechte?

(Gräfin zieht ſich mit Suſannen in den Hintergrund zurück.)

Graf. Worauf ſtützt Ihr Euer Recht, Marzelline?

Marzelline. Auf ein ſchriftliches Eheverſprechen.

Figaro. Ein bloßer Schuldſchein über Geld, das ſie mir geliehen.

Marzelline. Unter der Bedingung, daß er mich heurathen ſollte. Exzellenz, als unſer Guts- und Gerichts-Herr, ſind Sie Ihren Unterthanen Gerechtigkeit ſchuldig.

Graf. Ich gewähre ſie Jedermann, der ſie vor Gericht fordert.

Baſilio (vortretend). So darf auch ich meiner Seits meine gerechten Anſprüche auf gegenwärtige Dame Marzelline geltend machen?

Graf (für ſich). Ah, mein anonymer Briefträger, er kommt mir gerade recht. (laut.) Wagt der Hans Narr auch von Rechten zu reden?

Antonio. Hans Narr. Ne, was Ex'lenz für ein Menſchenkenner ſind! Meiſter Baſilio ein Hans Narr! Und was für einer!

Graf. Marzelline, die Hochzeit wird aufgeſchoben, bis Euere Sache vor dem Friedensrichter entſchieden iſt. Man ſoll ſofort einen öffentlichen Gerichtstag im großen Saal abhalten. Baſilio, mein getreuer Agent, wird, zum Lohne für gewiſſe Brief- und Zwiſchenträgerei, das Gericht beſtellen. Die Parteien haben ſich unverzüglich einzufinden. Ich ſelbſt werde den Vorſitz führen. (Figaro, auch Baſilio wollen mitſprechen). Daran geſchieht unſer Willen, und ſeid Ihr hiermit in Gnaden entlaſſen.

(Er geht, nach einem Gruß an die Gräfin, links ab; alle, außer dieſer, und Suſanne, folgen, heimlich und heftig unter ſich redend.)

Zwölfter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin (wieder vorkommend). Das war eine artige Szene, die mir Dein Leichtfuß mit ſeinem anonymen Brief zugezogen hat.

Suſanne. Meine Angſt erſt, als ich die gnädige Gräfin bald feuerroth, bald leichenblaß werden ſah! Aber mit welcher Kraft Sie Sich gefaßt haben, und wie die vornehmen Damen ſich verſtellen können: nein, das iſt wahrhaft bewundernswerth!

Gräfin. Glaube nur nicht, daß ſich der Graf länger täuſchen läßt. Cherubin muß aus dem Schloß, muß fort. Ihn an Deiner Stelle in den Garten zu ſchicken, zum Rendez-vous mit meinem Gemahl, geht jetzt auf keinen Fall mehr an.

Suſanne. Ich ſelbſt kann aber doch noch weniger gehen, und ſo iſt es mit meiner Hochzeit wieder nichts.

Gräfin (überlegend). Wenn nun ſtatt Deiner, ſtatt ſeiner — ich ginge!?

Suſanne. Die gnädige Gräfin?

Gräfin. Dadurch würde Niemand compromittirt, des Grafen Eiferſucht und Untreue zu gleicher Zeit beſtraft und ſeine Einwilligung zu Deiner Heurath erzielt. In der That, dies Mittel würde allen Zwecken dienen, und das Glück unſeres erſten Wagſtückes giebt mir Luſt und Muth zu einem zweiten. Laß den Grafen wiſſen, daß Du kommſt. Aber keine Silbe von meinem Plan, hörſt Du? An Niemanden!

Suſanne. Außer Figaro?

Gräfin. Auch an ihn nicht. Er würde mitſpielen wollen, und wir brauchen ihn diesmal nicht. Geh und triff Deine Vorbereitungen.

Suſanne (kläglich). Wenn ſie nur endlich zu meiner Hochzeit getroffen werden wollten! (Ab, im Hintergrunde.)

Dreizehnter Auftritt.

Gräfin (allein. Im Nachſinnen). Keck iſt mein Plan, aber nicht ungeſchickt, nicht ohne Reiz. Er kann gelingen, und dann .... (Sie erblickt bei einer Wendung auf dem Toilettentiſch das Band, welches ſie dem Pagen abgenommen.) Sieh da, mein Band, mein liebes Band, dich hätt' ich faſt vergeſſen! Ich werde dich nicht mehr von mir laſſen, du ſollſt mich an den armen Knaben erinnern, der hier vor mir kniete, dort (auf das Fenſter deutend) ſein Leben für mich wagte! .... Cherubin! (Sie wickelt das Band auf.) Herr Graf, Herr Graf, was haben Sie gethan? Was thu' ich ſelbſt in dieſem Augenblick? (Aufwickelnd) Eine arge Verwickelung! (verbirgt das Band im Buſen) Wie wird ſie hier ſich löſen?! (Bleibt, vor ſich hinſehend und die Hand auf das Herz gedrückt, ſtehen.)

(Der Vorhang fällt langſam.)

Dritter Aufzug.

(Schauplatz: Der große Saal des Schloſſes, zum Gerichtstag hergerichtet. Zur Seite rechts ein Baldachin, worunter ein lebensgroßes Bild des Königs von Spanien; unter demſelben, auf Stufen, ein Seſſel für den Grafen, als oberſten Lehns- und Gerichtsherrn; neben ihm, etwas tiefer der Stuhl des Friedensrichters. Darunter die Tafel des Gerichtsſchreibers, mit Akten, Schreibzeug, Glocke u. ſ. w. Zu beiden Seiten im Mittelgrunde Bänke für die Parteien. Im Hintergrunde, durch praktikable Schranken abgeſchieden, der Raum für das Publikum. Der Vordergrund kann, bis zum Beginn der Verhandlungen, durch Vorhänge zwiſchen Säulen abgeſperrt werden. Haupteingang in der Mitte. Zur Seite Nebenthüren oder [illegible]alen.)

Erſter Auftritt.

Graf. Pedrillo.

Graf (zu Pedrillo, der, geſtiefelt und geſpornt, mit einer Ordonnanz-Taſche in der Hand, vor ihm ſteht). Verſtanden?

Pedrillo (im Diener-Ton). Sehr wohl, Herr Graf!

Graf. Du reiteſt, und das ſogleich, nach Sevilla. Sobald du angekommen, ſuchſt du den Pagen auf, erkundigſt dich, wann er eingetroffen, übergiebſt ihm ſein Patent und dann, ventre-à-terre, zurück!

Pedrilla (wie oben). Sehr wohl, Herr Graf! (will ab, kehrt um). Wenn er aber nicht dort wäre, der Page?

Graf. So reiteſt du, noch ſchneller, zurück und bringſt mir Beſcheid.

Pedrille. Noch ſchneller zurück. Sehr wohl, Herr Graf. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Graf (allein). Das war ein thörichter Streich von mir, Baſilio fortzuſchicken. (Er geht nachdenklich umher). Mit dem Briefe, den er mir zugeſteckt, iſt es nicht richtig. Die Gräfin find' ich eingeſchloſſen und ſichtlich verlegen; Suſanne ebenfalls unter Schloß und Riegel; Figaro will aus dem Fenſter geſprungen ſein, während Antonio einen Andern ſpringen ſah ... Ich ſehe in dem allen nicht klar. Intriguen unter meiner Dienerſchaft kümmern mich nicht; aber wenn man es wagte, die Gräfin hineinzuziehen! — Und wie ſtehe ich zu Suſannen? Hat ſie geplaudert, meine Anträge verrathen? Wenn nur Figaro käme! Ich muß herausbringen, ob er im Geheimniß iſt.

Dritter Auftritt.

Graf. Figaro.

Figaro (ſchon bei den letzten Worten des Grafen lauſchend ſichtbar geworden, für ſich) Wirklich?

Graf (wie oben). Hat mich Suſanne an ihn verrathen, ſo muß er Marzelline heurathen.

Figaro (für ſich). Großen Dank!

Graf. Suſanne aber wird ...

Figaro (unwillkührlich laut einfallend). Meine Frau!

Graf (ſich raſch umdrehend). Wer ſpricht da?

Figaro (vorkommend). Euer Exzellenz gehorſamſter Diener.

Graf. Was ſprachſt Du von Deiner Frau?

Figaro. Ich antwortete nur auf eine Frage von draußen.

Graf. Und warum erſcheinſt Du ſo ſpät, wenn ich Dich rufen laſſe?

Figaro (an ſeinem Anzug richtend). Die Gartenerde hatte meine Kleider beſchmutzt; ich mußte mich umziehen.

Graf. Dazu braucht's eine Stunde?

Figaro. Immerhin Zeit.

Graf. Hier kleidet ſich die Dienerſchaft langſamer um, als die Herrſchaft.

Figaro. Vermuthlich, weil ſie keine Dienerſchaft zur Hilfe hat.

Graf. Damit weiß ich noch immer nicht, warum Du bei Deinem gefährlichen Sprunge Hals und Beine gewagt haſt?

Figaro. Exzellenz ſind zu gnädig, Sich meinetwegen zu beunruhigen.

Graf. Unverſchämter! Nicht die Folge, ſondern die Urſache des Sprungs beunruhigt mich.

Figaro. Der gnädige Herr kehren, auf eine falſche Nachricht hin, im höchſten Zorn zurück, wollen Schlöſſer ſprengen, Thüren einbrechen, auf jeden Fall einen Mann verſteckt finden. Ich bin zufällig da. Darf ich es wagen, Ihrer Hitze in den Weg zu treten?

Graf. Warum machſt Du Dich nicht über die Treppe davon?

Figaro. Damit Exzellenz mich im Corridor erwiſchen?

Graf (zornig über Figaro's Ausflüchte mit dem Fuß ſtampfend). Ueber die ewigen Ausreden! (für ſich) Doch ruhig, ſonſt erfahre ich gar nichts.

Figaro (für ſich). Das nennt er ausforſchen.

Graf (ſich bezwingend). Laſſen wir das. Zu etwas Anderm. Du weißt, ich hatte Luſt, Dich als Depeſchenträger mit nach London zu nehmen. Indeß nach näherer Ueberlegung ...

Figaro. Haben Exzellenz ſich anders beſonnen?

Graf. Du kannſt erſtens nicht Engliſch.

Figaro. Ich kann God dam!

Graf. Was bedeutet das?

Figaro. Alles in Allem. Das Engliſche iſt eine äußerſt bequeme Sprache. Mit God dam kommt man jenſeits des Kanals überall durch. Man tritt in eine Schenke, um zu frühſtücken. (Pantomine des Eſſens). „God dam!“ Flugs wird ein Stück halbrohes Rindfleiſch mit Senf, ohne Brod, ſervirt. Man hat Durſt. (Pantomime des Trinkens). „God dam!“ Der Wirth bringt, ſtatt eines Glaſes Wein, einen zinnernen Krug voll ſchäumenden Bieres. Man begegnet auf der Straße einer ſchönen Engländerin und ſchaut ihr unter den Hut. (Pantomime des Grüßens). „God dam!“ Und ſie giebt Einem zum Zeichen, daß ſie wohl verſtanden hat, eine Ohrfeige, daß der Kopf wackelt. Alles mit „God dam!“ Das iſt die Grundlage alles Engliſchen. Die Eingebornen fügen in der Converſation dann und wann noch ein paar andere Worte hinzu, die aber vollkommen überflüſſig ſind. Ich getraue mich, mit God dam die ſchwierigſten Geſchäfte in London zu erledigen.

Graf (für ſich). Er will mit; Suſanne hat nicht geplaudert.

Figaro (für ſich). Er glaubt, ich weiß von nichts. Nur zugefragt.

Graf. Sage mir aber nur, warum in aller Welt die Gräfin ſich dieſen grauſamen Scherz mit mir erlaubte?

Figaro. Das werden Euer Exzellenz beſſer wiſſen als ich.

Graf. Beſitzt ſie nicht alles im Ueberfluſſe?

Figaro. Außer dem Nöthigſten: das Herz ihres Gemahls.

Graf. Wie viel zahlt ſie Dir für Deine Bundesgenoſſenſchaft?

Figaro. Wieviel zahlten mir Exzellenz, als wir die Gräfin dem Doktor Bartholo entführten? — Bitte, gnädiger Herr, mißhandeln Sie einen guten Diener nicht, wenn Sie ihn nicht zu einem ſchlechten machen wollen.

Graf. Iſt es nicht wahr, daß Du immer krumme Wege gehſt?

Figaro. Auf denen ich meinem gnädigen Herrn allezeit begegne!

Graf. Dein Ruf iſt abſcheulich.

Figaro. Und wenn ich beſſer wäre, als mein Ruf? Giebt es viele große Herren, die das Gleiche von ſich behaupten können?

Graf. Wenn Du ſo fortfährſt, wirſt Du niemals dein Glück in der Welt machen.

Figaro. Auch habe ich längſt darauf verzichtet. (Erſtaunte Bewegung des Grafen. Für ſich). Jetzt komm' ich an die Reihe. (Laut) Exzellenz haben mir die Haushofmeiſterſtelle gegeben. Ein vortrefflicher Ruheposten. Warum ſollt' ich mit dem Depeſchenbeutel Courrier reiten, wenn ich hier im ſchönen Andaluſien, in den Armen meiner Suſanne, ein idyliſches Stillleben führen kann?

Graf. Nichts hindert Dich, Suſanne nach London mitzunehmen.

Figaro. Ich würde ſie ſo oft allein laſſen müſſen, daß ihr oder mir die Heurath bald leid thun dürfte.

Graf. Du haſt Geiſt und Geſchick; damit ſteht Dir jede Carrière in der Diplomatie offen.

Figaro. Mit Geiſt und Geſchick eine Carrière? Exzellenz ſpotten; Mittelmäßigkeit und Kriecherei allein gelangen an's Ziel.

Graf. Mit einigen ernſten Studien machteſt Du unter meiner Leitung raſche Fortſchritte in der Politik.

Figaro. Sie kenne ich bereits.

Graf. Wie das Engliſche: God dam?

Figaro. Bei ihr braucht's noch weniger. Sich ſtellen als wiſſe man, was man nicht weiß und wiſſe nicht, was man weiß, — hören, ohne zu verſtehen, und verſtehen, ohne zu hören, — verheimlichen, daß man nichts zu verheimlichen hat — ſich einſchließen, um Federn zu ſchneiden, — Briefe erbrechen oder unterſchlagen, — mit kleinen Mitteln die größten Zwecke verfolgen: das iſt, meiner Treu, die ganze Politik!

Graf. Die Intrigue, willſt Du ſagen.

Figaro. Politik und Intrigue ſind leibliche Schweſtern. (Nach beliebiger Melodie trallernd). „Mir iſt mein Suſannchen lieber, als die ganze weite Welt."

Graf (für ſich). Er will bleiben. Suſanne hat doch geplaudert.

Figaro (für ſich). Er hat kreuz und quer gefragt und doch nichts erfahren.

Graf. So hoffſt Du. Deinen Prozeß gegen Marzelline zu gewinnen?

Figaro. Wenn Exzellenz Recht ſprechen!

Graf. Vor Gericht gilt das Geſetz, der Buchſtabe.

Figaro. Ja wohl; da hängt man die kleinen Diebe, die großen . . .

Graf (ſich abwendend, halblaut). Er weiß Alles. Es bleibt dabei: er heurathet die Alte. (Laut). Warum ich Dich rufen ließ: ſorge, daß in dieſem Saal alle Vorbereitungen zum Gerichtstage getroffen werden.

Figaro. Wird bald geſchehen ſein: ein Lehnſtuhl für Exzellenz, ein Seſſel für den Herrn Frie-ie-iedensrichter, die Eſelsbank für die Perrücken der Herren Richter, einen Tiſch für den Schreiber, Kläger und Beklagte zu beiden Seiten, das Bauernpack hinter die Schranken . . . Exzellenz werden im Nu bedient ſein. (Läuft zur Seite links ab.)

Vierter Auftritt.

Graf (allein). Es iſt nichts mit dem Spitzbuben anzufangen. Mit hundert aalglatten Windungen entſchlüpft er mir, wo ich ihn zu faſſen glaube, und legt mir Schlingen, ehe ich mich deſſen verſehe. Gut denn, mein liſtiges Pärlein! Verliebt Euch, verlobt Euch ſo viel Ihr wollt: meinethalben verſchwört Euch auch gegen mich; aber vor Euerer Verehlichung werden wir doch einen Riegel vorzuſchieben wiſſen.

Fünfter Auftritt.

Graf. Suſanne.

Suſanne (von rechts herbeieilend). Gnädiger Herr, ich bitte . . .

Graf (kalt abweiſend). Was giebts, Mademoiſelle?

Suſanne (überraſcht ſcheinend). So böſe?

Graf. Nun, was wollte Sie denn?

Suſanne (ſchüchtern thuend). Meine Gräfin hat ihre Nervenzufälle. Deswegen wollte ich Exzellenz um Ihren Hirſchhorngeiſt erſuchen. (Treuherzig). Ich bringe das Fläſchchen alsbald zurück.

Graf (ihr ein Flacon reichend). Behalt's für Dich. Du wirſt es nöthig haben.

Suſanne. Ich? Frauen meines Gleichen haben keine Zufälle. Die paſſen ſich nur für Standesperſonen.

Graf. Im Brautſtand fehlt es an Ohnmachten auch nicht, zumal wenn man den Zukünftigen verliert.

Suſanne. Jch löſe den Meinigen bei Marzellinen aus (mit niedergeſchlagenen Augen) mit der Mitgift, welche der gnädige Herr mir verſprochen haben.

Graf. Jch — Dir?

Suſanne. So glaubte ich wenigſtens zu verſtehen.

Graf. Allerdings, aber die Bedingung war, daß Du mir nachgeben ſollteſt.

Suſanne (kokettirend). Meine erſte Pflicht gegen den gnädigen Herrn heißt Gehorſam.

Graf. Abſcheuliches Mädchen, warum ſagteſt Du das nicht früher?

Suſanne. Eines Beſſern beſinnt man ſich nie zu ſpät.

Graf. So kommſt Du heute Abend in den Garten?

Suſanne. Jch gehe jeden Abend im Garten ſpazieren.

Graf. Und warſt heute Morgen, in Deinem Zimmer, ſo ſtreng gegen mich?

Suſanne. Gnädiger Herr, der Page hinter dem Stuhl....

Graf. Sie hat Recht! (von Neuem mißtrauiſch). Warum aber Deine hartnäckigen Abweiſungen, ſo oft ich durch Baſilio bitten ließ?

Suſanne. Ein Baſilio braucht ja nicht dabei zu ſein.

Graf (immer entzückter). Sie hat wieder Recht! (Zurückfallend in den Ton des Zweifels). Nur Figaro! Du ſagſt ihm Alles!

Suſanne. Freilich Alles, bis auf das, was ich ihm nicht ſage.

Graf (immer, wie oben). Vortrefflich! — Doch, wenn Du nicht Wort hielteſt! Verſtändigen wir uns recht, mein Schatz: ohne Garten keine Mitgift, ohne Mitgift keine Heurath!

Suſanne (mit tiefem Knix). Desgleichen umgekehrt: ohne Heurath kein Garten!

Graf. Mädchen, woher nimmſt du deinen Witz und deine Laune? Wahrhaftig, ich verliebe mich alles Ernſtes in dich. Doch, die Gräfin wird auf das Flacon warten.

Suſanne (reicht ihm lachend das Flacon). Da iſt es wieder. Es war nur ein goldener Vorwand, um den gnädigen Herrn ſprechen zu können.

Graf (will ſie umarmen). Reizendes Geſchöpf!

Suſanne (ſich losreißend). Man kommt!

Graf (indem er links abgeht, für ſich). Jch bin am Ziele!

Suſanne (halblaut). Geſchwind zur Gräfin, um Rapport abzuſtatten! (will rechts ab).

Suſanne. Figaro. (Gleich darauf Graf.)

Figaro (von rechts, Suſannen entgegenkommend). Wohin ſo raſch, mein Suschen? Du rechts, der Graf links! Was hat es da gegeben?

Suſanne. Ein Vorſpiel zu Deinem Prozeß. Vertheidige Dich noch, wenn Du Luſt haſt. Nöthig iſt es nicht. Du haſt bereits gewonnen. (Läuft rechts ab.)

Figaro (ihr nacheilend). Erkläre mir ….

Graf (der bei Figaro's Worten umgekehrt war und gelauſcht hatte). „Du haſt gewonnen!“ Alſo wiederum eine Falle! Nun aber auch keine Gnade, keine Schwäche mehr! Ein gutes, feſtes, rechtskräftiges Urtheil ſoll mich an den unermüdlichen Ränkeſchmieden rächen …. Aber, wenn Figaro ſeine Schuld an Marzellinen zahlte? … Womit? … Wenn er doch zahlte? … Halt! Mir bleibt Antonio, Suſannen's Oheim. Der Narr iſt hoffährtig wie ein Pfau. Nie wird er zugeben, daß ſeine Nichte einen Menſchen ohne Familie, einen Figaro zum Manne nimmt. Stecken wir uns hinter den Ahnenſtolz unſeres Herrn Schloßgärtners. Im Krieg und in der Liebe gilt jede Liſt. Antonio, wo biſt du? Im Treibhaus oder im Keller? (Geht links ab.)

Siebenter Auftritt.

Bartholo. Marzelline. Friedensrichter (im Geſpräch von rechts auftretend).

Bartholo. Es iſt alſo ein vollſtändiges Eheverſprechen.

Marzelline. Und eine Schuldverſchreibung dazu.

Friedensrichter. Verſtehe: Eheverſchreibung, Schuldverſprechen, et cae-ae-aetera!

Marzelline. Nichts da von et caetera.

Friedensrichter. Verſtehe: Ihr ha-a-abt das Geld.

Marzelline. Nicht doch; ich hab' es hergeliehen.

Friedensrichter. Und wollt es wiederhaben? Verſt-ehe!

Marzelline. Keineswegs; ich verlange Erfüllung des Eheverſprechens.

Friedensrichter. Bekla-a-agter will Euch heu-eurathen. Verſt-ehe!

Marzelline. Das will er eben nicht. Daher der ganze Prozeß.

Friedensrichter. Verſtehe! Als ob ich Euren Pro-ozeß nicht verſtünde!

Marzelline (zu Bartholo). Iſt das ein Richter?

Friedensrichter. Freilich bin ich ein Rich-ichter; wozu hätt' ich ſonſt meine Stel-lelle gekauft?

Marzelline (ſeufzend). Welch ein Mißbrauch, ſolche Stellen zu verkaufen!

Friedensrichter. Mir wär's auch lieber, wenn man ſie umſonſt gä-äbe!

Achter Auftritt.

Vorige. Figaro (von rechts)

Marzelline. Da kommt der Beklagte!

Friedensrichter. Derſelbe Bö-ö-ſewicht, mit dem ich ſchon mehr zu thu-un gehabt. Was habt Ihr wieder angeſtell-ellt?

Figaro (ſehr leicht). Eine Kleinigkeit, Herr Friedensrichter!

Friedensrichter. E-E-Eheverſprechen iſt kleine Keinig — keine Kleinigkeit!

Figaro. Es handelt ſich nur um eine Schuld an Dame Marzelline.

Friedensrichter. Die Ihr nicht bezahlen wo-o-ollt?

Figaro. Ganz recht, Herr Richter. Der Fall iſt einfach. Ich bin ſchuldig. Aber ich bezahle nicht. Folglich iſt's ebenſo, als ob ich nichts ſchuldig wäre.

Friedensrichter. Sehr rich-ichtig.

Bartholo. Richtig nennt er das?

Marzelline. Mir wird Angſt um meinen Prozeß.

Neunter Auftritt.

Vorige. (Durch die Mitte, nachdem der Verhang von dem Gerichtsdiener aufgeſchlagen worden, treten ein:) **Graf. Gerichtsſchreiber. Zwei Advokaten. Ein zweiter Gerichtsdiener.** (Wenn ſie eingetreten ſind, werden die Schranken geſchloſſen, hinter denen ſich aufſtellt:) **Antonio. Dienerſchaft. Landleute.**

Gerichtsdiener (den Stab erhebend). Seine Exzellenz, der Herr Graf Almaviva, oberſter Erb-, Lehn- und Gerichtsherr! (Der Graf nimmt ſeinen Platz auf dem Lehnſtuhl unter dem Baldachin ein. Unter ihm der Friedensrichter. Gerichtsſchreiber und Advokaten an einer, mit Akten und Schreibzeug bedeckten Tafel. Bartholo und Marzelline treten rechts, Figaro links, die Gerichtsdiener zu beiden Seiten der Schranken. Im Volk einige Bewegung.)

Graf. Die Verhandlung kann beginnen.

Friedensrichter. Still-ill-ille vor Gericht!

Beide Gerichtsdiener. Stille vor Gericht!

Friedensrichter. Schreiber, leſ' Er die Kla-age!

Schreiber (nach einer Verbeugung gegen den Grafen, lieſt ſtehend:) Barbara, Magdalena, Nicolina, Marzellina, gebürtig aus Sevilla, Alter unbekannt. (Marzelline macht einen tiefen Knix) derzeit Haushälterin im Schloſſe Seiner Exzellenz, des Herrn...

Graf (einfallend). Und ſo weiter.

Friedensrichter. Et cae-ae-aetera!

Schreiber. Klägerin, gegen Beklagten Figaro; Taufname offen gelaſſen.

Figaro (mit einer komiſchen Reverenz). Anonymus.

Friedensrichter. Anonymus — was für ein Hei = heiliger iſt das?

Figaro. Der meinige!

Schreiber (aufzeichnend). Gegen Beklagtem Anonymus Figaro. Stand?

Figaro (ſtolz). Edelmann!

Graf. Edelmann?

Figaro. Wenn es des Himmels Wille geweſen wäre, könnte ich der Sohn eines Fürſten ſein. (Gelächter unter den Zuhörern.)

Graf (ablenkend). Fahrt fort!

Gerichtsdiener. Stille vor Gericht!

Schreiber (leſend). Beſagte Marzelline, als Klägerin, thut und erhebt, auf Grund eines ſchriftlichen Eheverſprechens, Einſprache gegen die anderweite Verehelichung des Beklagten, beſagten Figaro's. Die Klägerin vertritt Medizinae Doktor Bartholo aus Sevilla, während Beklagter ſeine Sache ſelbſt führen wird.

Bartholo. Iſt das erlaubt?

Friedensrichter. A = a = allerdings. Bekla = a = agter kann ſeinen Pro = o = zeß auch ohne Advo = o = katen verlieren.

Graf. Iſt das ſchriftliche Eheverſprechen des Beklagten zur Hand?

Bartholo. Schwarz auf weiß. (Er zieht ein Papier hervor.) Hier iſt es!

Graf. Man leſe es vor.

Friedensrichter. Man le = eſel = leſe es vor.

Schreiber. Man leſe es vor.

Bartholo (ſehr umſtändlich, ſeine Brille abwiſchend und aufſetzend). „Ich Endesunterzeichneter bekenne hiermit von Dame Marzelline die Summe von zweitauſend Piaſtern als baares Darlehen empfangen zu haben. Dieſe Summe werde ich ihr auf ihr Verlangen jeder Zeit zurückzahlen und ſtatt der Zinſen aus Erkenntlichkeit ſie heurathen." Gezeichnet: Figaro. — Unſer Antrag geht auf Zahlung der Summe nebſt Koſten und auf Erfüllung des Eheverſprechens. (Er räuſpert ſich und fährt im Redner-Tone fort:) Meine Herren! Seit dem Urtheil Salomonis des Weiſen ward kein intereſſanterer Rechtsfall vor keinem Gerichtshofe der Welt verhandelt. Eheverſprechungen kannten bereits die Alten: der Erzvater Jakob verlobte ſich mit Rahel . . .

Figaro (einfallend). Und erhielt nicht ſie, ſondern ihre Schweſter Lea zur Frau.

Graf (fällt ungeduldig ein). Bevor wir ſo weit zurückgehen, äußere ſich Beklagter, ob er ſeinen Schein anerkennt?

Friedensrichter. Vortr = trefflich. Beklagter, was vore = viere = erre veniret Ihr gegen Euren Schein?

Figaro. Daß er aus Verſehen oder abſichtlich falſch geleſen worden iſt. Es heißt darin nicht: Dieſe Summe werde ich zurückzahlen, *und* ſie heurathen; ſondern es lautet: dieſe Summe werde ich zurückzahlen, *oder* aus Erkenntlichkeit ſie heurathen. Ein kleiner Unterſchied, ſollt' ich meinen. (Bewegung unter dem Volk.)

Graf. Was ſteht im Schein?

Bartholo. Und!

Figaro. Oder!

Friedensrichter. Und oder — oder. Oder — und — und — oder. (Gelächter.) Ruft Still-ille vor Gericht.

Gerichtsdiener. Still-ille vor Gericht.

Graf. Schreiber, überzeug' Er ſich ſelbſt.

Schreiber (dem Bartholo das Papier überreicht, lieſt anfangs murmelnd, abgebrochen). „Endesunterzeichneter .... zweitauſend Piaſter .... bares Darlehen." Aha! Dieſe Summe werde ich ihr auf ihr Verlangen jeder Zeit zurückzahlen (hält das Papier nah vor's Auge) und ... oder ... Das Wort iſt undeutlich. Es iſt ein Klax darauf.

Friedensrichter. Man zeige mir den Kla-a-ax!

[Friedensrichter, Advokaten, Schreiber ſtecken alle die Naſen in das Papier und flüſtern mit einander.]

Bartholo. Wir behaupten, daß es die conjunctio copulativa iſt. Wonach Beklagter mit der Klägerin ſich copuliren zu laſſen gemüßigt ſein dürfte.

Figaro (in gleich pedantiſchem Tone). Wir repliziren, daß es conjunctio adversativa ſei, ſo daß Klägerin entweder bezahlt oder geheurathet werden wird; (halblaut) höchſt wahrſcheinlich weder bezahlt, — noch geheurathet!

Bartholo. Ich duplizire mit einem Exempel aus meiner eigenen Kunſt, um die conjunctio copulativa zu behaupten. Wenn ich einem Kranken verſchreibe: Recipe — einen Gran Rhabarber, *und* zwei-dreiviertel Gran Sennes, ſo copuliret beſagtes Rezept dieſe verſchiedenen Arznei-Mittel, und Patient hat ſie alle zu nehmen. So muß unſer Patient *bezahlen* **und** *heurathen*. Quod erat demonstrandum.

Fridensrichter (nickend). — dum, dum.

Figaro. Ich triplizire mit demſelben Exempel. Wenn ein Patient des Herrn Doktor Bartholo Arznei nähme, ſo würde ihn *entweder* die Krankheit, *oder* die Arznei umbringen. Deſſen wehrt ſich gegenwärtiger Patient auf das Entſchiedenſte: er nimmt *weder* die Dame Marzelline noch den Rhabarber. Der Herr Doktor mag ſeine Arznei, der Herr Vertheidiger ſeine Partei ſelbſt nehmen, und wohl bekomme ſie ihm.

Friedensrichter. Pro-o-oſt!

Graf. Bleiben wir bei der Sache. Wonach iſt zu entſcheiden?

Friedensrichter. Man höre Sachverſtän=ändige! Ich verſtehe mich auf Klä=ä=äre! Ich habe in meinem Leben unzäh=äh=ählige Kläre gemacht und geſehen . . . Unter dieſem Kla=a=x iſt das Hä=ä=äkchen vom d noch ſichtbar. Und wird mit einem d geſchrieben, u=n=d, und, alſo heißt's — und.

Figaro. Oder wird auch mit einem d geſchrieben, alſo heißt es oder. O=o, d=e=r, der, o=o=o=der! [Man lacht.]

Gerichtsdiener. Stille vor Gericht!

Graf (nach einiger Berathung mit den Advokaten). Der Gerichtshof nimmt die dem Beklagten günſtige Auslegung an; es heiße oder!

Figaro. Gewonnen!
Marzelline. } Verloren! } (Zugleich.)
Bartholo.

Graf (fortfahrend) verurtheilt jedoch Beklagten, Klägerin im Lauf des heutigen Tages entweder zu bezahlen oder zu heirathen.

Figaro. Verloren!
Marzelline. } Gewonnen! } (Zugleich.)
Bartholo.

Graf. Von Rechtswegen!

Antonio (aus der Verſammlung). Herrliches Urtheil! Jetzt heurathet meine Nichte den hergelaufenen Burſchen doch nicht. Das muß ich Suschen gleich melden. Ex'lenz ſoll leben!

Alle. Vivat hoch!

Graf. Die Verhandlungen ſind geſchloſſen. (Kommt vom Seſſel herab; Friedensrichter, Schreiber, Advokaten ſtehen auf von ihren Plätzen.)

Gerichtsdiener. Die Verhandlungen ſind geſchloſſen. (Volk durch die Mitte ab, hinter ihm, nach Verbeugungen vor dem Grafen, Schreiber, Advokaten, Gerichtsdiener, welche die Vorhänge wieder fallen laſſen.)

Zehnter Auftritt.

Graf. Marzelline. Bartholo. Figaro. Friedensrichter.

Marzelline (in einen Seſſel ſinkend). Mir fällt ein Stein vom Herzen.

Figaro (auf der anderen Seite der Bühne ſich ebenfalls ſetzend). Mir ein Fels auf die Bruſt.

Graf (in der Mitte unmuthig auf und abgehend, für ſich). Ich bin wenigſtens gerächt, das iſt mein Troſt.

Figaro (aufſpringend). Exzellenz, ich heurathe ſie doch nicht.

Graf. Du kennſt den Urtheilsſpruch.

Figaro. Ohne die Einwilligung meiner höchſt edlen Aeltern darf ich nicht heurathen; ich bin minderjährig.

Friedensrichter. Min-min-min-orenn?!

Bartholo. So nennt ſie doch, zeigt ſie doch, Eure höchſt edlen Aeltern.

Figaro. Ich ſuche ſie ſeit fünfzehn Jahren. Man gönne mir noch vierundzwanzig Stunden, ſie zu finden.

Bartholo. Eitler Geck! Was werdet Ihr anders ſein, als ein Findelkind?

Figaro. Nicht doch, kein gefundenes, ſondern ein verlorenes, ein geraubtes Kind.

Graf. Beweiſe!

Figaro. Die koſtbaren geſtickten Windeln, in denen ich gefunden ward; ein Spitzenhäubchen; eine goldene Kinderklapper; und mehr als das, ein Mahl auf meinem Arm, beweiſen, mit welcher Sorgfalt ich gezeichnet ward, um nicht verwechſelt zu werden.

Marzelline (aufmerkſam werdend). Ein Mahl auf Eurem Arm?

Figaro. Auf dem rechten Vorderarm... (Er will den Aermel aufſtreifen).

Marzelline (haſtig einfallend). Eine Roſe?

Figaro. Woher wißt Ihr das?

Marzelline. Himmel! Er iſt's!

Figaro. Freilich bin ich's!

Bartholo. Wer? Er?

Marzelline. Immanuel!

Bartholo. Zigeuner ſtahlen dich?

Figaro. Ganz nah bei einem Schloß. O Doktor, wenn Ihr mich meiner edlen Familie zurückgebt, werden mich meine Aeltern mit Gold aufwiegen.

Bartholo. Da ſteht deine Mutter. (Er zeigt auf Marzelline).

Figaro (zurückweichend). Pflegemutter?

Bartholo. Leibliche Mutter!

Marzelline. Da ſteht dein Vater. (Sie zeigt auf Bartholo).

Figaro. O weh, o weh!

Marzelline. Hat es dir die Stimme der Natur nicht hundert Male zugerufen?

Figaro. Nicht ein Sterbenswort!

Graf (halblaut). Marzelline ſeine Mutter!

Friedensrichter. Quae-ae-aeritur: Mu-mu-muß der Sohn die Mu-Mutter heura-athen oder beza-a-ahlen? Ein ſchö-öner Fall!

Graf. Ein abſcheulicher Streich!

Friedensrichter. A-aaber wo bleiben ſeine A-A-Ahnen? Er hat die Ju-Ju-Juſtiz belo-o-ogen!

Figaro. Schöne Juſtiz, die mich wie Oedipus faſt dazu gebracht hätte, meinen Vater todtzuſchlagen und meine Mutter zu heurathen. Sintemalen aber der Himmel ein ſo ſchweres Unglück gnädigſt verhütet hat, empfangen Sie, cher papa, meine Entſchuldigung, und du, liebe Mutter, — umarme mich, jedoch ſo mütterlich wie möglich. (Marzelline fällt in ſeine Arme).

Eilfter Auftritt.

Vorige. Suſanne. Antonio

Suſanne (von rechts herbeieilend). Halten Sie ein, gnädiger Herr! Die Heurath findet nicht ſtatt; ich zahle Marzellinen mit der Mitgift, welche die Frau Gräfin mir geſchenkt.

Graf (in vollem Zorn abgehend). Muß auch ſie ſich noch hineinmiſchen! Die ganze Hölle iſt gegen mich verſchworen.

Antonio [auf die Umarmung zeigend die Suſanne bisher nicht bemerkt] Sieh da, ſieh da, Du kannſt Dein Geld ſparen; er zahlt ſchon ſelber.

Suſanne [ſich abwendend]. Ich ſah genug. Gehen wir, Oheim!

Figaro [ſie aufhaltend]. Was ſahſt Du?

Suſanne. Meine Thorheit, Deine Schlechtigkeit.

Figaro. Weder eines, noch das andere!

Suſanne. Heurathest Du ſie etwan nicht, da Du ſie ſo zärtlich umarmſt?

Figaro. Ich umarme ſie und heurathe ſie doch nicht?

Suſanne. Und ich, ich heurathe Dich auch nicht, aber — ich prügle Dich [giebt ihm einen Backenſtreich.]

Figaro [ſich die Wange reibend]. Das nenn' ich eine Liebe! Aber Suschen, höre doch! Ehe Du fortläufſt, ſieh Dir dieſe wackere Frau doch einmal ordentlich an.

Suſanne [Marzellinen meſſend]. Ich ſehe ſie an.

Figaro. Wie findeſt Du ſie?

Suſanne. Abſcheulich.

Figaro. Es lebe die Eiferſucht; ſie ſchmeichelt nicht!

Marzelline [die Arme ausbreitend]. Komm auch Du in meine Arme, liebes Suschen! Der Böſewicht, der Dich ſo plagt, iſt — mein Sohn!

Suſanne. Er? Ihr — Du, ſeine Mutter! [Sie fällt in Marzellinen's Arme]

Antonio. Und erſt eben iſt ſie .

Figaro [einfallend]. Meine Mutter geworden, ja!

Marzelline. Ach mein Herz zog mich längſt zu dir

Figaro. Und mein Verſtand hielt mich von Dir zurück. Aber gehaßt habe ich dich niemals. Hätte ich ſonſt von Dir borgen können?

Marzelline. Nimm Deinen Schein zurück. Er ſei meine Mitgift. [Reicht ihm das Papier.]

Suſanne. Hier eine zweite! [Steckt ihm in die andere Hand eine volle Börſe.]

Figaro [auf beiden Seiten einſackend] Dank, Dank!

Marzelline. O meine Kinder, umarmt mich feſt und innig. Ihr ſeid mein ganzes, mein einziges Glück! [Sie weint.] So ſoll denn der Abend meines armen Lebens noch ſich aufklären und mich für eine trübe Vergangenheit ſchadlos halten.

Friedensrichter [ſich die Augen mit dem Schnupftuch trocknend] Wie rüh-rüh-rührend! Ich glaube, die Ju-Juſtiz weint mit!

Bartholo [mürriſch den Friedensrichter anfahrend]. Fängt der Narr auch an!

Figaro [noch in der Umarmung zwiſchen Suſanne und Marzellinen ſtehend] Schickſal, nun trotz ich Dir! Triff mich, wenn Du es vermagſt, zwiſchen dieſen zwei Herzen.

Antonio. Gemach, gemach, Herr Bartkratzer! Unter anſtändigen Leuten iſt's, mit Reſpekt zu ſagen, Sitte, daß erſt der Vater heurathet, dann der Sohn.

Bartholo. Ich Vater zu einem ſolchen Taugenichts? Nimmermehr!

Antonio. Stiefmütterlicher Vater! Wenn das iſt, giebt's auch für uns keine Hochzeit nicht!

Suſanne. Oheim!

Antonio. Paperlapap! Die Tochter meiner Schweſter geb' ich nicht her an Einen, der nicht einmal einen Vater hat.

Friedensrichter. Verſt-ehe! Einen Va-a-ater hat natürlich Jedermann, a-a-aber . . .

Antonio. Aber meine Nichte kriegt der da [auf Figaro deutend] doch nicht. [Rechts ab.]

Figaro. Sind denn alle Narren der Welt gegen meine Hochzeit losgelaſſen?

Zwölfter Auftritt.

Bartholo. Marzelline. Suſanne. Figaro. Friedensrichter.

Bartholo [zu Figaro]. Such' dir Jemanden, der dich an Kindesſtatt annimmt. [Will rechts ab].

Marzelline [ihn zurückhaltend]. Bartholo, Ihr könnt uns nicht verlaſſen.

Suſanne. Lieber, guter Papa, er iſt Euer Sohn

Marzelline. Und was für ein hoffnungsvoller Sohn! Wie begabt und wohlgebildet!

Figaro. Und wie wohlfeil! Keinen Heller hab' ich Euch gekoſtet!

Marzelline (ihm ſchmeichelnd). Wir wollen dich ſchön pflegen, Papa!

Suſanne (ebenſo). Dich ſo lieb haben, Papa!

Bartholo (nachſprechend). Papa, lieber Papa, guter Papa! (Er zieht das Taſchentuch). Am Ende bin ich noch ein größerer Narr, als der Friedensrichter.

Friedensrichter. Wa=a=as? Ein größerer Na=Narr als ich?! Das iſt unmö=möglich! Das ſind Inju=jurien gegen hohe Ju=Juſtiz! Ich verkla=age Euch. Ich belange Euch. Ich verha=ha=hafte Euch!

Bartholo. Hol' euch insgeſammt der Henker! (Er eilt ab).

Friedensrichter (ihm nachrennend). Ha=ha=halt! Meine Spo=po=porteln!

Dreizehnter Auftritt.

Figaro. Marzelline. Suſanne.

Suſanne. Was nun beginnen?

Marzelline. Laßt nur, meine Kinder! Ich weiß den Herrn Doktor ſchon herumzubringen und verſpreche euch noch vor Abend an das erwünſchte Ziel zu führen.

Figaro. Welch' eine Mutter, welches Bräutchen! Verdien' ich denn auch ſo viel Glück? (Uebergehend in wahre und warme Empfindung, aber immer mit humoriſtiſchem Tone:) Mein ganzes Leben war wie mein heutiges Hochzeitsfeſt, — *ein toller Tag*. Aber der Abend ſcheint ein heller, friedlicher werden zu wollen. Und doch ſteigen Wolken in meinen Augen auf. Sie, die nie geweint haben, füllen ſich mit Thränen. Ei was, fahre hin, falſche Scham. Mein Herz iſt ſo voll, daß es überfließt. Heraus aus euern Winkeln, ihr ſpäten, blinkenden Tropfen: ein Regen im Sonnenſchein des Glücks; Figaro weint auf die Hand ſeiner Mutter, an der Bruſt ſeines Liebchens die erſten Thränen. Gelobt ſei der Himmel, es ſind Freudenthränen!

(Gruppe. Der Vorhang fällt).

Vierter Aufzug.

(Große Galerie im Schloſſe, mit Blumengewinden, Kandelabern und Teppichen feſtlich aufgeputzt. Im Vordergrunde rechts ein Tiſch mit Schreibzeug und zwei Armſeſſel.)

Erſter Auftritt.

Figaro (Suſannen umfaßt haltend). Biſt Du nun zufrieden, Liebchen? Meine neue Mama hat den Doktor wirklich zu überreden gewußt, daß er ſie heurathet. Dein bärbeißiger Herr Oheim iſt dadurch gezähmt und das letzte Hinderniß unſerer Verbindung aus dem Wege geräumt. Mag der Herr Graf ſchmollen, mag er ſich wehren, wie er will. Wir ſind vor Nacht noch ein glückliches Paar!

Suſanne. Wie wunderlich das alles ſich gefügt hat; wie ſo ganz anders, als dieſer große Schlaukopf (auf Figaro's Stirn pochend) es ſich vorher ausgedacht hatte!

Figaro (ſentenziös, mit komiſcher Feierlichkeit). Kind, der ſchlaueſte von allen Schlauköpfen iſt der Zufall. Wir Staatsmänner haben gut Plane ſchmieden, oder auch Ränke, unter Umſtänden ſelbſt Lügen; der Zufall nimmt uns lächelnd die Zügel aus der Hand und führt uns wie *er* will, — uns alle, vom Herrſcher und Eroberer an, bis herab zum blinden Bettler, der ſich von einem Hunde führen laſſen muß. Obendrein wird der Bettler durch ſeinen Hund nicht ſelten beſſer geführt, als der Blinde auf dem Throne durch zweibeinige Rathgeber. Was aber den Haupt- und Stock-Blinden angeht, den kleinen, ſchlimmen, ſchlauen Liebesgott: bei *dem* werde ich Hunde- und Führer-Stelle vertreten und ihn nirgends anders hinleiten, als an die Thür meiner Suſanne.

Suſanne. Iſt das nicht auch eine Deiner zahlreichen Staats- und Nothlügen?

Figaro (betheuernd). Die reine, die wahre Wahrheit.

Suſanne. Als ob es eine andere als die wahre Wahrheit gäbe, Du Schelm!

Figaro (wie oben). Laß Dich belehren, unerfahrenes Weſen! So wie es Thorheiten giebt, welche mit der Zeit zu Weisheitsſätzen werden, und Lügen, aus denen große Wahrheiten hervergehen, ſo giebt es umgekehrt auch Wahrheiten, die ſich im Laufe der Jahre zu dicken, dummen Lügen verwandeln. Zu geſchweigen von jenen Wahrheiten, die Niemand auszuſprechen wagt und von anderen, die Niemand glaubt, weder derjenige, der ſie ausgiebt, noch wer ſie einnimmt. Zum Exempel: Du trittſt in einen Laden, einzukaufen. (nachahmend) „Mademoiſelle, ich verſichere, daß dies mein genaueſter Preis iſt,“ oder: „Mademoiſelle, unſer Geſchäft hat nur feſte Preiſe.“ Das iſt eine unwahre Wahrheit, denn nach fünf Minuten Handelns wirft er Dir die Waare um die Hälfte nach. — Ein Bittſteller wird von einem großen Herrn entlaſſen: (Wie oben) „Sein Sie überzeugt, daß ich mich Ihrer Verdienſte und Ihrer Wünſche ſtets erinnern werde.“ Wiederum eine Wahrheit, an welche weder der ſeufzende Supplikant, noch der liſpelnde Gönner glaubt. — Oder endlich: Ein ſchmucker Kavalier erſucht ein niedliches Kammerkätzchen um ein ſtilles Stelldichein, im Garten, bei Mondenſchein. Ach, er bittet ſo ſchön, ſo inſtändig, wo er doch befehlen könnte, der gute gnädige Herr, daß dem armen Kätzchen nichts übrig bleibt, als „Miau,“ das heißt Ja, zu ſagen. Aber das Kätzchen geht doch nicht, (dringend) nicht wahr: es geht nicht?!

Suſanne. Gewiß nicht, wenn Du es nicht mehr willſt. Und ſei überzeugt, daß das Wegbleiben mir weniger unangenehm iſt, als das Verſprechen zu kommen geweſen.

Figaro. Die wahre Wahrheit?

Suſanne. Ich kenne nicht ſo viele Wahrheiten wie Ihr Herren Staatsmänner. Für mich giebt es nur eine, und die heißt: Ich werde meinem lieben Mann treu bleiben mein Leben lang.

Figaro (ſie umarmend) O du Ausbund, du Ausnahme von allen Weibern, — wenn du Wort hältſt, nämlich.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Gräfin.

Gräfin (eintretend). Dacht' ich's doch. Wo unſer Pärlein auch ſein mag, bei einander iſt's immer. Aber, Figaro, man erwartet dich. Deine Hochzeitsgäſte werden ungeduldig.

Figaro (indem er mit Suſannen abgehen will). Es iſt wahr, ich habe mich vergeſſen; aber ich werde unſeren Freunden meine Entſchuldigung zeigen.

Gräfin (Suſannen zurückhaltend). Sie folgt dir ſogleich.

(Figaro ab.)

Dritter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin. Haſt du alles bereit, was zu unſerem Kleidertauſch gehört?

Suſanne (zögernd). Verzeihung, gnädige Gräfin, wenn ich auf den Scherz nicht eingehe.

Gräfin (erſtaunt). Du biſt anderen Sinnes geworden?

Suſanne. Figaro wünſcht nicht ....

Gräfin (heftig einfallend). Figaro iſt der Mann nicht, der eine Mitgift ausläßt. Du hintergehſt mich.

Suſanne. Gnädige Frau könnten glauben ...

Gräfin (wie oben). Daß du Ernſt aus dem Scherz machen willſt und dich wirklich mit dem Grafen verſtändigt haſt. Ich durchſchaue dich. Es iſt gut. (Sie will abgehen).

Suſanne (ihr zu Füßen fallend). Bei Allem was mir heilig iſt, gnädige Gräfin, Sie thun mir unrecht und weh. Wie könnte ich nach Ihren zahlloſen Wohlthaten, nachdem Sie noch heute ſo reich und großmüthig mich beſchenkt haben, im Stande ſein, mit Ihrem und meinem eigenen Glück freventlich zu ſpielen?

Gräfin (erhebt ſie, indem ſie ſie auf die Stirn küßt). Vergieb mir, Suſanne, meine treue, meine einzige Freundin. Deine plötzliche Weigerung machte mich irr an dir. Du begehſt doch auch keine Untreue an Figaro, wenn ich, ſtatt deiner, in den Garten komme. Wann und wo ſollte die Zuſammenkunft ſtattfinden?

Suſanne. Der Herr Graf ſprach von einem Dämmerſtündchen im Park.

Gräfin. Wir müſſen das genauer beſtimmen. (Auf den Tiſch rechts zeigend). Setze dich und ſchreibe!

Suſanne. Wollen die gnädige Gräfin das nicht übernehmen?

Gräfin. Damit der Graf meine Hand erkennt? Sei unbeſorgt; ich vertrete Alles, und damit du dich in nichts compromittirſt, ſchreiben wir ohne Adreſſe.

Suſanne (ſich ſetzend). Aber was?

Gräfin (nachſinnend). Ich muß zu Roſinens alten Künſten meine Zuflucht nehmen. Ein Brieflein an Lindor .... Halt, ſo geht's. Du ſchreibſt den Anfang einer Romanze von Moratin, für unſern Zweck wie gemacht. Fällt das Blatt dann auch in unrechte Hände, ſo iſt nichts verrathen. (Diktirt:)

O wie ſelig iſt's zu träumen,
Unbewacht und unbelauſcht,
Unter den Kaſtanienbäumen, *)
Die der Abendwind durchrauſcht.

Suſanne. „Unter den Kaſtanienbäumen.“ Das iſt die dunkelſte Stelle im Park.

---

*) Zu modifiziren nach der Dekorazion des fünften Aufzuges: Unter den Hollunderbäumen — Unter dichten Myrthen- (Linden-) Bäumen u. ſ. w.

Gräfin (weiter diktirend:)

Luna ſchläft. Im dunklen Garten,
Um der zehnten Stunde Schluß,
Mag der Liebſte mich erwarten,
Wenn ich ſein nicht harren muß.

Suſanne. Eine Beſtellung in beſter Form. Aber womit ſiegeln?

Gräfin. Mit einer Nadel. Auf die Adreſſe ſchreibſt du: „Man bittet zum Zeichen der Zuſtimmung das Siegel zurückzuſchicken."

Suſanne (lachend, indem ſie ſchreibt). Allerliebſt! „Das Siegel zurückſchicken." Mit dieſem Siegel werden wir hoffentlich weniger Noth haben, als mit dem unter des Pagen Patent.

Gräfin (mit ſchmerzlicher Erinnerung). Armes Kind!

Suſanne (ſuchend). Muß ich gerade jetzt keine Nadel bei mir haben!

Gräfin. Da nimm! (Sie zieht aus ihrem Halstuch eine Nadel — die einem goldenen oder farbigen Knopf haben und ziemlich, jedoch nicht allzugroß ſein muß, um aufzufallen, — wobei ihr das Band des Pagen entfällt.) Ach, mein Band!

Suſanne (das Band aufhebend). Das des kleinen Spitzbuben? Haben gnädige Gräfin es über das Herz bringen können, dem armen Schelm ſeinen Raub wieder abzunehmen?

Gräfin. Ich hätte es wohl gar um ſeinen Arm laſſen ſollen? Gieb her!

Suſanne (neckend). Es iſt nicht mehr zu brauchen. Sein Blut klebt daran.

Gräfin. Gut genug als Dank für Fanchettens erſten Strauß.

Vierter Auftritt.

Vorige. Fanchette. Cherubin (als Bauernmädchen verkleidet, unter vielen) **Bauernmädchen.**

Fanchette (mit einem ländlichen Knix). Allerſchönſte Frau Gräfin, wir Brautjungfern ſind da, um Blumenſträuße zu überreichen und unſere gnädige Herrſchaft auf den Tanz einzuladen! (Knix von allen Bauernmädchen, welche der Gräfin Blumen darreichen.)

Gräfin (das Band hurtig wieder einſteckend). Die herrlichen Blumen. Schade, daß es ihrer ſo viele ſind, daß ich ſie nicht alle tragen kann. Auch die hübſchen Geberinnen kenne ich nicht alle. (Auf Cherubin deutend.) Wer iſt zum Beiſpiel dies artige Kind, das ſich ſo ſchüchtern verſteckt?

Fanchette (raſch und verlegen). Das iſt ... mein Bäschen, ja wohl mein Bäschen, das nur zur Hochzeit herkommt.

Gräfin. Ein reizendes Geſichtchen. Ihrem Strauß als dem einer Fremden werde ich den Vorzug geben. (Sie nimmt den Strauß Cherubins und küßt ihn dankend auf die Stirn.) Sieh nur, Suſanne, wie lieblich ſie erröthet! Und findeſt du nicht auch, daß ſie eine merkwürdige Aehnlichkeit hat (leiſe) mit Jemandem?

Suſanne. Außerordentlich, das iſt wahr.

Cherubin (bei Seite, außer ſich). Sie hat mich geküßt. Meine Stirn glüht wie in himmliſchem Feuer!

Fünfter Auftritt

Vorige. Graf. Antonio.

Antonio (den Grafen hereinziehend). Wenn ich's Euer Excellenz aber ſage, daß er drunter iſt. Bei meiner Tochter Fanchette haben ſie ihn, mit Reſpekt zu ſagen, angezogen. Seine neue Uniform liegt zu Haus. Da iſt ſein Hut, den ich aus dem Bündel herausſtibitzt habe. (Er hat die Mädchen gemuſtert, Cherubin erkannt und hervorgezogen und ſetzt ihm einen kleinen Treſſenhut, ſtatt der ländlichen Haube, auf.) Wohl bekomm's, Herr Fähndrich!

Gräfin. Himmel, was iſt das?

Antonio. Wer hat nu' Recht?

Graf (mit verhaltenem Zorn). Nun, Frau Gräfin?

Gräfin. Nun, Herr Graf! Ich bin nicht minder erſtaunt und noch mehr erzürnt als Sie.

Graf. Jetzt vielleicht, aber heute Morgen?

Gräfin. Ich würde ſchuldig ſein, wollte ich länger läugnen. Ja, er war bei mir. Wir verſuchten den Scherz, welchen die Mädchen ausgeführt haben. Darüber kamen Sie zurück. Ihre Leidenſchaftlichkeit erſchreckte uns ſo, daß wir Alle den Kopf verloren. Er entſprang durch das Fenſter. Meine Verlegenheit haben Sie geſehen.

Graf (ſtreng zu Cherubin). Warum biſt du nicht abgereiſt?

Cherubin (ſeinen Hut herunter reißend). Zu Befehl, Excellenz!

Graf. Deinen Ungehorſam werde ich beſtrafen.

Fanchette (herausplatzend). Ach, gnäd'ger Herr, ich bitt' gar ſchön. Wiſſen Sie, wenn mich der gnäd'ge Herr küſſen wollen, ſo ſagen Sie doch immer: Fanchette, ſagen Sie, wenn du mich lieb haſt, ſo geb' ich dir, was du magſt, ſagen Sie.

Graf (verlegen). Das hätte ich geſagt?

Fanchette. Na, und wie oft! Wenn Sie nun den Herrn Pagen ſtrafen wollen, ſo geben Sie ihn mir zum Manne. Dann will ich Sie aber gern haben, gnäd'ger Herr, aber ſo gern!

Gräfin (halblaut zum Grafen). Jetzt iſt die Reihe an Ihnen, mein Gemahl. Das verzweifelt naive Geſtändniß dieſes Mädchens beweiſt, wie viel Grund ich hätte, Ihretwegen unruhig zu ſein, während Sie Sich um mich immer grundlos beunruhigen.

Graf (nach Faſſung ringend, für ſich). Bin ich behext, daß heute Alles gegen mich ausgeht?

Sechster Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Exzellenz, wenn Sie die Brautjungfern zurückhalten, ſo iſt's mit der Hochzeit und mit dem Tanz nichts.

Graf (erfreut, Jemanden zu finden, an dem er ſeinen Zorn auslaſſen kann). Denkſt du mit deinem verſtauchten Fuß an's Tanzen?

Figaro (ſich die Wade reibend). Er ſchmerzt wohl noch ein wenig; allein das verſchlägt nichts. (Zu den Mädchen). Vorwärts, Kinder!

Graf (ihn zurückziehend). Ein rechtes Glück, daß du auf die Beete weich fieleſt.

Figaro. Allerdings, ein Glück.

Antonio (ihn an ſich reißend). Und daß du im Springen dich bückteſt, he?

Figaro. Der Herr Onkel hätte wohl einen Purzelbaum in der Luft geſchlagen?

Antonio. Und derweile galopirte der ſaubere Herr Page auf der Landſtraße gen Sevilla?

Figaro. Galopirte, trabte, was weiß ich?

Graf. Und du hatteſt ſein Patent in der Taſche?

Figaro. Wegen des mangelnden Siegels, freilich. Doch was bedeutet dies Verhör? Es iſt die höchſte Zeit; kommt ihr Brautjungfern!

Antonio (Cherubin ihm gegenüberſtellend). Was ſagt der zukünftige Herr Neffe zu dieſer funkel-nagel-neuen Sorte von Jungfern, he?

Figaro. Der Page! (bei Seite) Der Henker hole den kleinen Gecken!

Antonio. Kapirſt du's jetzt?

Figaro. Was iſt da zu kapiren? Ich kapire ....

Graf (einfallend). Daß der Page aus dem Fenſter ſprang. Antonio ſah es.

Figaro. Wenn er's geſehen hat, nun, ſo iſt es ja wohl möglich.

Graf. Und du ſprangſt auch?

Figaro. Warum nicht? Das Springen ſteckt an. Wo ein Schaf einen Satz macht, folgt die ganze Heerde nach. Er, ich, vielleicht noch ein Dutzend Anderer. Wer möchte Euer Exzellenz auch im Zorn begegnen?

Graf. Du wagſt es noch ... (Eine Fanfare ländlicher Inſtrumente hinter der Szene.)

Figaro. Ich wage, um gnädige Entlaſſung zu bitten. Dies Zeichen bedeutet den Anfang unſeres Hochzeitszuges. Suſanne, deine Hand! Wer mit will, der folge uns! (Er reißt ſich los und Suſannen mit fort. Alle folgen bis auf Graf, Gräfin, Cherubin.)

Siebenter Auftritt.

Graf. Gräfin. Cherubin.

Graf (Figaro nachſehend). Giebt's eine größere Keckheit? (Zu Cherubin.) Was dich angeht, Duckmäuſer, ſo geh und kleide dich um, ſogleich. Und daß ich dir heute nirgends mehr begegne, ſonſt ...

Gräfin. Der Aermſte wird ſich, ſo ganz allein während des Feſtes, langweilen.

Cherubin (feurig). Ich, mich langweilen? Auf meiner Stirn trag' ich das höchſte Glück der Erde davon. (Er eilt, mit einem glühenden Blick auf die Gräfin, ab.)

Graf. Was meint der Geck mit ſeinem Glück auf der Stirn?

Gräfin (verlegen ſich fächelnd). Doch wohl ſeinen Uniformshut. Alles Neue beglückt ja die Kinder. (Sie will gehen.)

Graf. Sie bleiben nicht, Gräfin?

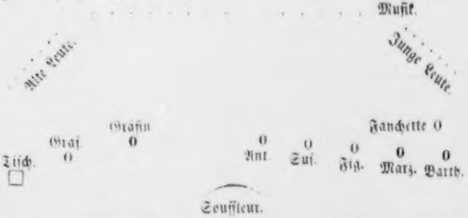
Gräfin. Ich bin leidend, wie Sie wiſſen.

Graf. Nur einen Augenblick, Ihrem Liebling, Suſannen, zu Ehren. (Hochzeitsmarſch hinter der Szene.) Da kommt der Zug. Nehmen wir Platz, um ihn zu empfangen. (Er führt die Gräfin in den Vordergrund rechts, wo ſich Beide niederlaſſen. Der Tiſch kann abgeräumt werden, wenn er hindern ſollte. Vielleicht fördert er aber eher das Spiel des nächſten Auftritts.)

Achter Auftritt.

Graf. Gräfin (rechts im Vordergrunde ſitzend. Durch die Galerie tritt der Hochzeitszug ein, deſſen Muſik man ſchon am Schluß des vorigen Auftritts hinter der Szene gehört. Er kann nach Belieben reich oder einfach zuſammengeſetzt werden, etwa nach folgenden Angaben.) **Muſikanten. Feldhüter** und **Nachtwächter** mit Seitengewehr. Die niedere **Schloßdienerſchaft. Junge Burſche** und **Mädchen** in Feſtkleidern. Unter letzteren **Fanchette** und ein anderes **Mädchen** mit zwei Brautkränzen und Schleiern daran. **Antonio, Suſannen** führend. **Figaro, Marzellinen** führend. **Bartholo,** mit einem großen Hochzeitsſtrauß. Zum Beſchluß älteres **Landvolk** und höhere **Schloßdienerſchaft.** (Der ganze Zug defilirt mit Muſik vor dem Grafen und der Gräfin, wobei Fanchette und das andere Mädchen ihre

Brautkronen dem Grafen überreichen, der ſie auf den Tiſch niederlegt. Zum Schluſſe iſt die Stellung:



(Wenn alle ſtehen, ſchweigt die Muſik. Antonio führt mit komiſcher Feierlichkeit Suſannen zum Grafen. Sie kniet vor ihm nieder. Der Graf ſetzt ihr die Brautkrone auf. Während deſſen zupft ſie ihn am Aermel und zeigt ihm verſtohlen das Billet. Er erſtaunt, faßt ſich, nimmt es ihr ab und ſteckt es ein. Suſanne erhebt ſich und macht eine tiefe Verbeugung. Der Graf winkt Figaro. Dieſer tritt heran und empfängt Suſannen aus des Grafen Handen. Beide küſſen dem Grafen und der Gräfin die Hand und kehren auf ihren Platz zurück. Dieſe pantomiſche Handlung wird begleitet von folgendem Chor, ohne Inſtrumentalbegleitung nach paſſender Melodie geſungen.)

Chor. Dem Tage Heil, der Euch verbindet!
Heil unſerm guten, gnäd'gen Herrn,
Der ſein Glück in dem unſren findet!
Hoch unſer Graf, des Landes Stern!

(Tuſch am Ende des Chors. Der Graf ſteht auf, wie um zu danken, und tritt in das Proſcenium, um verſtohlen das Billet zu leſen. Da er es hervorzieht, ſticht er ſich in den Finger, drückt ihn, nimmt ihn in den Mund u. ſ. w.)

Graf. Verwünſchte Frauen! Ueberall bringen ſie ihre Stecknadeln an, ſogar als Siegel. (Er wirft die Nadel auf die Erde, lieſt und küßt das Billet.)

Figaro (der ihn beobachtet hat, zu Suſannen und Marzellinen). Seht da! Ein Liebesbrief, den ihm eins der Mädchen im Vorbeigehen zugeſteckt hat. Er war mit einer Nadel zugeſteckt, die den gnädigen Herrn tüchtig in den Finger geſtochen hat.

Graf (die Adreſſe leſend). Ich ſoll die Nadel zum Zeichen der Zuſtimmung zurückſchicken. Ja, wo iſt ſie nur? (Er ſucht auf der Erde, findet ſie und ſteckt ſie an den Aermel.)

Figaro (wie oben). Von der Geliebten iſt uns Alles theuer. Jetzt hebt Exzellenz ſogar die Stecknadeln ſorgſam auf! (Der Graf ſetzt ſich wieder. Figaro führt ihm Marzellinen zu. Im Augenblick, wo Jener dieſer die Brautkrone aufſetzen will, beginnt auf's Neue der)

Chor. Dem Tage Heil, der Euch verbindet . . .

(reißt jedoch mitten im Satze ab, wann der Friedensrichter mit Baſilio eintritt.)

Neunter Auftritt

Vorige. Friedensrichter. Baſilio.

Friedensrichter (haſtig und überlaut). Ha-ha-ha-halt! Im Namen des Geri-richtes ha-halt!!

Alle. Was iſt das?

Figaro. Ein neues Hinderniß!

Graf. Was verlangt Ihr?

Baſilio. Was mir zukommt, Exzellenz. Einem Jeden das Seine. Beſſer bewahrt wie beklagt. Ich erhebe, unter dem Schutze der Gerechtigkeit, Einſpruch gegen die Verbindung.

Figaro (an die Verſammlung, auf Baſilio zeigend). Habt Ihr lange keinen Narren geſehen?

Baſilio (ihn anſtarrend). Den größten aller Narren ſehe ich in dieſem Augenblick.

Figaro. Wie kann Er ſich einfallen laſſen, Anſprüche auf Suſannen zu erheben?

Baſilio. Suſannen läßt man mit Vergnügen dem Herrn Figaro. Gleich und gleich geſellt ſich gern. Einem jeden Narren gefällt ſeine Kappe. Ich proteſtire gegen die Verheurathung Dame Marzellinens.

Friedensrichter. Wir po-pro-tepro-proteſtiren!

Baſilio (zu Marzellinen). Habt Ihr mir, Ja oder Nein, verſprochen, mich zu heurathen, wenn Ihr in vier Jahren, das iſt heuer, noch ledig wäret?

Marzelline. Ich hab' es verſprochen, aber unter einer Bedingung.

Baſilio. Daß ich einen gewiſſen, verlorenen Sohn, wenn er ſich wiederfände, an Kindesſtatt annähme.

Figaro. Er hat ſich gefunden.

Baſilio. Ich adoptire ihn. Man ſtelle ihn mir vor.

Figaro. Da ſteht er ſchon.

Baſilio (zurückweichend). Ha, der Teufel!

Figaro. In höchſteigener Perſon. Wollt Ihr der jungen Teufelchen Großmutter heurathen?

Baſilio. Eher bei lebendigem Leib in die Hölle fahren. Was könnte Einem Schlimmeres begegnen, als Vater zu einem ſolchen Hanswurſten heißen?

Figaro (mit einem tiefen Compliment). Der Sohn einer ſolchen Vogelſcheuche ſein!

Baſilio. Ich verzichte! Sobald dieſer Taugenichts im Spiele iſt, ziehe ich mich zurück. (Er eilt zornig ab.)

Friedensrichter (ihm nachlaufend). Wieder ein Au-Au-Ausreißer. Meine Spo-po-porteln, meine Sporteln, halt!

Graf. Laßt ſie laufen, und vollziehen wir unſere Handlung.

Chor.

Dem Tage Heil, der Euch verbindet!
Heil unſ'rem guten, gnäd'gen Herrn,
Der ſein Glück in dem unſren findet;
Hoch unſer Graf, des Landes Stern!

(Während dieſer Strophe hat Figaro Marzellinen zum Grafen geführt und dieſer ſie mit Bartholo zuſammengegeben.)

Graf (der Gräfin den Arm bietend, um ſie abzuführen). Zum Hochzeitsfeſt ſeid ihr Alle auf's Schloß eingeladen. (Will ab).

Alle. Vivat, der gnäd'ge Herr ſoll leben, hoch!

Antonio. Im Park iſt großes Feuerwerk; unter den Kaſtanienbäumen!

Graf (haſtig umkehrend). Was fällt dir ein? Unter den Kaſtanienbäumen?

Antonio. Nu' ja doch, Ex'lenzchen; 's iſt der dunkelſte Fleck im Park. Für Schwärmer wie gemacht.

Graf. Aber die Gräfin iſt unwohl, verläßt ihr Zimmer nicht und würde vom Feuerwerk nichts ſehen. Auf der Terraſſe muß es ſein, unter ihren Fenſtern, nicht unter den Kaſtanienbäumen, hörſt du?

Gräfin. Dank, mein Gemahl für Ihre Aufmerkſamkeit. (Beide wollen abgehen). Suſanne, folge mir! (Da Figaro Suſannen halten möchte) Nur auf einen Augenblick, ungeduldiger Bräutigam! (Zu Suſannen, behutſam). Zum Umkleiden! (Graf, Gräfin ab. Hinter ihnen Suſanne, Bartholo, Antonio, Fanchette, Alle Uebrigen bis auf Figaro und Marzelline.)

Zehnter Auftritt.

Marzelline. Figaro.

Marzelline (Figaro zurückhaltend, der auch abgehen will). Ein paar Worte noch, mein Sohn. Ich habe deinem jungen Weibchen ein Unrecht abzubitten. Ich glaubte, ſie hielte es insgeheim mit dem Grafen, obgleich Baſilio ſtets verſicherte, daß ſie alle ſeine Anträge ſtandhaft abgewieſen.

Figaro. Du kennſt deinen Sohn ſchlecht, Mütterchen, wenn du meinſt, er ließe ſich täuſchen von einem Weibe. Auch die liſtigſte führt mich nicht hinter's Licht.

Marzelline. Und die Eiferſucht plagt dich auch nicht?

Figaro. Was iſt Eiferſucht? Eine Ausgeburt der Eitelkeit, oder eine Raſerei! In dieſem Punkte, Mutter, bin ich von einem unerſchütterlichen Gleichmuth, — ein praktiſcher Philoſoph. Mein Suschen kann mich auf die Probe ſtellen. Gelingt es ihr, mich zu betrügen, ſo ſei ihr im Voraus verziehen. (Er gewahrt Fanchetten, die leiſe eingetreten iſt und in der Galerie umherſucht.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Fanchette.

Figaro. Sieh da, mein kleines Bäschen! Behorchſt du uns?

Fanchette. Pfui, Herr Vetter, das ſchickt ſich ja nicht. Meiſter Baſilio ſagt: Der Horcher an der Wand . . .

Figaro (einfallend) . . Hört manchmal allerhand. Auch vieles, was er brauchen kann. Darum iſt das Horchen, wenn es ſich auch nicht ſchickt, zuweilen gar nicht ungeſchickt.

Fanchette. Aber ich horchte ja gar nicht, ich ſuchte nur Jemanden.

Figaro. Der nicht hier ſein kann, wie du recht gut weißt: Cherubin.

Fanchette. Ach geht doch! Wo der iſt, weiß ich am beſten. Nein, ich ſuchte Baſe Suschen.

Figaro. Und warum?

Fanchette. Euch, Herr Vetter, kann ich's ja ſagen. Ich ſoll ihr was zuſtecken.

Figaro (aufmerkſam werdend). Was denn?

Fanchette. Hähähä, eine Stecknadel.

Figaro. Eine Stecknadel?! Und wer ſchickt ihr die? — Wär's möglich? — Mädchen, Mädchen, du biſt noch ſo jung und verſtehſt dich ſchon . . . (auf einen Wink Marzellinens beſinnt er ſich.) Ich meine, verſtehſt dich ſchon auf ſo ſpitzige, ſchwierige Beſtellungen?

Fanchette. Worüber ärgert ſich denn der Herr Vetter?

Figaro. Ich mich ärgern? Kein Gedanke! (Er lacht gezwungen.) Ich weiß ja, was du auszurichten haſt. Der Herr Graf ſchickt die Stecknadel an Suſannen und läßt ihr melden . . . Sag's einmal her, ob du es auch richtig behalten haſt?

Fanchette (mit Wichtigthuerei wiederholend). Dies ſei das Siegel von der — Romanze von den Kaſtanienbäumen . . . Romanze! Gelt, das iſt ein ſchweres Wort? Hab's aber doch behalten! Und, hat der Herr Graf befohlen, Niemand ſoll darum wiſſen.

Figaro. Verſteht ſich. Niemand. Mußt alſo auch Niemandem ein Wort ſagen, als Suſannen, und auch ihr nicht, daß ich davon weiß.

Fanchette. Wo werd' ich denn? Ihr ſeid ja jetzt ſo gut wie ihr Mann! Und die Ehemänner dürfen von ihren Frauen nichts wiſſen. Gelt? (Sie läuft haſtig weg.)

Figaro (ingrimmig). Die liebe Unſchuld!

Zwölfter Auftritt.

Figaro. Marzelline.

Figaro (nach einer Pauſe, während deren Figaro umhergegangen, hart vor Marzellinen ſtehen bleibend). Nun, Frau Mutter?

Marzelline. Nun, Herr Sohn?

Figaro. Mir iſt, als hätte mich der Blitz getroffen, ein Blitz aus heitrem Himmel!

Marzelline (ihn vexirend). „Eiferſucht iſt entweder eine Raſerei oder die Ausgeburt der Eitelkeit!“ War's nicht ſo, mein Herr Philoſoph?

Figaro. Man hat gut reden, wenn man nichts davon fühlt. Der kälteſte Richter ſpricht in eigener Sache nicht nach dem Geſetz, ſondern nach ſeinem Herzen. Deshalb, Herr Graf, Ihre Sorgfalt für die Gräfin? Deshalb kein Feuerwerk unter den Kaſtanienbäumen? Natürlich, Sie brauchen Antonio's Schwärmer nicht, wo Sie Selbſt ſchwärmen wollen. Aber Geduld, gnädiger Herr Graf! Geduld, mein allzugnädiges Fräulein von der Nadel! Ich kenne auch die Romanze von den Kaſtanienbäumen. (Er recitirt voll Wuth:)

O wie ſelig iſt's zu träumen,
Unbewacht und unbelauſcht,
Unter den Kaſtanienbäumen,
Die der Abendwind durchrauſcht!

Ich werde auch dabei ſein, werde auch rauſchen, auch feuerwerken, werde dazwiſchenpraſſeln . . .

Marzeline (ihn unterbrechend). Wie eine Rakete, obenhinaus und nirgend an! Weißt du denn, wen Suſanne anführen will, ob dich, oder den Grafen? Ob ſie wirklich kommt? Wenn ſie kommt, was ſie ſpricht, was thut? Ich hätte dich für ruhiger und vernünftiger gehalten, als daß du, ohne zu hören, verurtheilſt und auf einen bloßen Argwohn hin dein Glück zerſtören willſt.

Figaro (ihr um den Hals fallend). Du haſt Recht, Mutter, wieder Recht, immer Recht. (Auf's neue zweifelnd.) Indeß wollen wir bei aller Vernunft auch dem Herzen einiges Gehör ſchenken. Wir urtheilen nicht, bevor wir ſie gehört, aber hören wollen wir ſie. Wie lautet es in der ſüßen Romanze, welche der Leierkaſten Baſilio oft genug abgeſpielt hat? (Er beſinnt ſich und murmelt vor ſich hin.) Unter den Kaſtanienbäumen . . . Luna ſchläft . . . Um der zehnten Stunde Schluß . . . Victoria! Ich kenne Ort und Zeit. Ich werde dabei ſein, Mutter! (Geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Schauplatz: Eine freie Stelle im Park. (Rond-Point) rings umgeben von hohen Kaſtanienbäumen. Mehrere Garten-Wege münden auf denſelben. Rechts und links zwei Pavillons, mit verſchloſſenen Jalouſieen. Eine Raſenbank zur Seite, im Vordergrunde. Im Hintergrunde eine Lichtung im Park. Ad libitum Statuen, Springbrunnen, Blumenbeete. Die Szene iſt ſo dunkel, wie es die Illuſion gebietet und die Rückſicht auf Mimik zuläßt. Kein Mondſchein. Pauſe nach Aufgang des Vorhanges.

Erſter Auftritt.

Fanchette (allein. Sie ſchleicht herein, in einer Hand eine Orange und etwas Backwerk, in der andern eine angezündete Papier-Laterne). Im Gartenhaus links, hat er geſagt. (Deutend) Das iſt rechts, und das iſt links. Alſo hier. Wenn er am Ende gar nicht käme! Das garſtige Volk in der Küche wollte nicht einmal eine Orange und das biſchen Backwerk für ihn herausgeben. (Nachahmend). Für wen ſoll's, Jungfer? So fragte der grobe Mundkoch. — Für Jemand Gewiſſen. — Aha, für den luſtigen Pagen. — Wenn auch? Soll er etwa Hungers ſterben, weil ihn der Herr Graf nicht ſehen will? — Die Schande! Mit einem Kuß hab' ich's bezahlen müſſen. — Wer weiß, vielleicht giebt ihn Cherubin mir wieder. (Sie bemerkt Figaro, welcher, ſie beobachtend, herangeſchlichen iſt). Ha, da iſt Jemand. (Entflieht in den Pavillon links).

Zweiter Auftritt.

Figaro (im dunklen Mantel und breitkrämpigen Hut. Etwas hinter ihm, einzeln hereinſchleichend:) **Baſilio**. **Antonio**. **Bartholo**. **Friedensrichter**. **Dienerſchaft**. **Landleute**, theils mit Fackeln.

Figaro (anfangs allein). Es war nur Fanchette. (Den einzeln Ankommenden entgegen). Guten Tag, ihr Herren. Guten Abend vielmehr. Seid ihr alle da?

Baſilio. Alle, wie wir geladen ſind.

Figaro. Um welche Zeit iſt's?

Antonio. Gegen zehn Uhr.

Bartholo. Wie ſiehſt du aus? Wie ein Verſchworener!

Figaro. Nicht wahr, man hat euch zu einer Hochzeit in's Schloß geladen?

Friedensrichter. Ja wohl! Es iſt Hoch-Hochzeit!

Figaro. Ihr braucht Euch nicht weiter zu bemühen. Hier, (bitter) unter den Kaſtanienbäumen, werden wir mein züchtiges Bräutchen und unſeren guten gnäd'gen Herrn erwarten.

Bartholo (halblaut, erſt für ſich, dann zu den übrigen). Holla, was fällt mir ein?! Ein gewiſſes Dämmerſtündlein! Wenn ihr geſcheit ſeid, macht ihr euch aus dem Staube. Weit davon iſt gut vor'm Schuß. (Man beginnt, ſich wegzuſtehlen).

Friedensrichter. Wir werden ſpä-ä-äter die Ehre haben.

Figaro. Wenn ihr mich laut rufen hört, eilt Alle herbei. Ich ſtehe euch für ein ergötzliches Schauſpiel.

Bartholo. Vergiß nicht, daß ein kluger Mann ſich nicht in das Spiel großer Herren miſcht.

Baſilio. Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen.

Figaro. Vielleicht beſſer Kaſtanien: eine ſüße Frucht!

Baſilio. Aber in bitterer Schaale. (für ſich, hämiſch). Der Graf und Suſanne haben ſich ohne mich geeinigt? Was lange währt, wird gut.

Figaro (zu den Dienern und Landleuten, deren Nächſte er ingrimmig erfaßt). Und ihr, Lümmel, vergeßt nicht hier herum den ganzen Park zu illuminiren. Auf einen Wink von mir muß Alles tageshell ſein. Verſtanden?

Alle (durcheinander). Au weh! Ja, ja! Verſtanden!

Baſilio (im Abgehen). Des Himmels Segen über den glücklichen Bräutigam. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

(Alle nach verſchiedenen Seiten ab, außer Figaro.)

Dritter Auftritt.

Figaro (allein)

(Er geht heftig auf und nieder und beginnt den folgenden Monolog mit verhaltener Stimme, dann wiederum ausbrechend, ſich bezwingend, hohnlachend, mit allen angemeſſenen Nüancen, jedoch im Grundton tiefer Leidenſchaftlichkeit und bitterer Ironie.)

O Weiber, Weiber, Weiber! ſchwaches, und doch in Ränken ſo ſtarkes Geſchlecht! Falſchheit iſt deine Natur, Täuſchung dein Beruf! — Mir ſchlug ſie ab, hierher zu kommen, als ich ſie darum bat, und — ihm gewährt ſie es in demſelben Augenblick, wo ſie mir feierlich ewige Treue ſchwört! (Es ſchlägt zehn Uhr auf dem Schloßthurm. Er ſchreit auf:) Zehn Uhr! Ihre Stunde, mein Herr Graf! Aber kommen Sie nur, ſuchen Sie, — Suſannen, ſollen Sie doch nicht finden! (Mit voller Bitterkeit, zum pathetiſchen Ton ſich ſteigernd:) Weil Sie ein großer Herr ſind, bilden Sie Sich ein, auch ein großer Geiſt zu ſein! Geburt, Reichthum, Stand und Rang machen Sie ſtolz. Was thaten Sie denn, mein Herr Graf, um ſo viele Vorzüge zu verdienen? Sie gaben ſich die Mühe, auf die Welt zu kommen; das war die einzige Arbeit Ihres ganzen Lebens, deſſen übrigen Theil Sie als ein ziemlich gewöhnlicher Menſch verpraßt und verprunkt haben! Ich dagegen, — ſehen Sie mich an, Excellenz! — Ein Findelkind aus dem Volk habe ich meinen Weg auf eigenen Füßen machen müſſen. Um mein Brot zu verdienen, das harte, trockne Brot, habe ich oft in einem einzigen Tage mehr Verſtand gebraucht, als die geſammte Regierung der Königreiche von Spanien und Navarra in hundert Jahren. Und Sie wollen Sich mit mir meſſen?! Sie — mit mir, hahaha! — (Er wirft ſich auf die Bank und ſtarrt vor ſich hin.) Giebt es ein ſeltſameres Geſchick als das meinige? Zigeuner ſtehlen mich, ehe ich von meinen Aeltern eine Ahnung habe. Ich entlaufe ihnen, ihres unſtäten Vagabundenlebens überdrüſſig. Ich ſuche, ſtrebe, ringe nach einem ehrlichen, anſtändigen Beruf, und finde alle Wege verſchloſſen, alle Thüren geſperrt. Mit der Guitarre auf dem Rücken durchwandere ich Spanien, ſinge mauriſche Volkslieder auf den Jahrmärkten und heidniſche Schelmenſtücklein in den Straßen der Städte. In Madrid nimmt der Geſandte des Kaiſers von Marocco Anſtoß an meiner Kunſt; ich habe ſeinen Glauben verletzt, klagt er, ſeinen Propheten gehöhnt. Man weiſt mich aus, — voll Rückſicht und Ehrfurcht für den Sultan, der in ſeinen Staaten die Chriſtenhunde nach Herzensluſt pfählen läßt, ohne daß nur eine Bitte für ſie laut zu werden wagt. — Darauf wende ich mich zum edlen Handwerk des Stiergefechtes, ich werde Torero. Unglück auch hier. Im erſten Gang begehe ich das Verbrechen, das wüthende Thier niederzuſtoßen, als es mich mit ſeinen Hörnern zu zerfleiſchen droht. Das war gegen die Geſetze des Spiels und gegen das Vergnügen der Zuſchauer. Schade um den armen Kerl, ſchrieen tauſend Stimmen; aber ſie meinten den Stier, nicht mich, — den Ochſen. Der Herr des Circus jagte mich mit Schimpf und Schande fort. — Von der Lanze griff ich zur Feder, ward Schriftſteller. Man ſagte mir, Spanien habe Preßfreiheit und ich könnte, natürlich unter Aufſicht von zwei, drei Cenſoren, ſchreiben, was mir beliebte, wenn es nur nicht gegen den Staat wäre, oder gegen den Hof, gegen die Kirche, gegen die guten Sitten und ſchlechte Beamte, gegen privilegirte Tänzerinnen . . . . . . Ich ſchreibe einen Zeitungsartikel voll der reizendſten Lügen; darauf läßt mich die Redaction laufen, als Verbreiter unwahrer Nachrichten; einen zweiten voll ſchlagender Wahrheiten, und die Regierung ſperrt mich ein, als Urheber von Unzufriedenheit. Ich lege mich in hundert Vorzimmern auf den Stellenbettel, die beſten Plätze werden mir verſprechen und Anderen gegeben, weil ſie nichts, aber auch gar nichts von den dazu nöthigen Eigenſchaften beſitzen. Da faßt mich Verzweiflung: ich werde Räuber von Profeſſion, das heißt Croupier in einer Spielhölle, dann Taſchenſpieler, Quackſalber, Bartſcheerer. Als ſolchen fand mich der Graf Almaviva in Sevilla; ich diene ihm, indem ich ihm zu ſeiner Frau verhelfe, und er, — er ſtiehlt mir zum Dank die meinige. Verluſt und Betrug wohin ich blicke! Ich habe Alles verſucht und nichts erreicht, Alles erſtrebt, und nichts behalten. Meine letzte Illuſion war — Suſanne. Auch ſie iſt dahin! Fahre wohl! — Still, man kommt. Der kritiſche Moment iſt da; Figaro, ſei wieder ganz du ſelbſt!

(Er verbirgt ſich im Gebüſch zur rechten Seite.)

Vierter Auftritt.

Figaro (verſteckt). **Gräfin** (in Suſannens Kleidern und Brautſchleier.) **Suſanne** (verkleidet als Gräfin). **Marzelline** (zwiſchen Beiden).

Suſanne (zu Marzellinen, leiſe). Sagteſt du nicht, Figaro werde hier ſein?

Marzelline (leiſe). Er iſt da; nur ſachte!

Suſanne (wie oben). Einer iſt da, der Zweite wird gleich kommen. Beginnen wir alſo!

Marzelline (wie oben). Ich verberge mich im Pavillon, um Alles belauſchen zu können. (Sie ſchleicht in den Pavillon links. Fanchetten nach.)

Fünfter Auftritt.

Figaro (verſteckt). **Gräfin**. **Suſanne**.

Suſanne (abſichtlich laut). Gnädige Gräfin finden es kalt?

Gräfin (abſichtlich laut). Der Abend iſt feucht; ich ziehe mich zurück.

Suſanne (wie oben). Ich bitte um Erlaubniß unter dieſen Bäumen noch ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen.

Gräfin (wie oben). Du wirſt dir den Schnupfen holen.

Suſanne (wie oben). Unſer Eins iſt daran gewöhnt.

Figaro (in ſeinem Verſteck, für ſich). Die liebe Natur gewöhnt ſich an Alles.

(Gräfin bleibt. Suſanne verſteckt ſich, nach kurzer Pantomime zwiſchen Beiden, worin jene Beſorgniß ausdrückt und dieſe zuredet, im Gebüſch links, Figaro gerade gegenüber. Pauſe.)

Sechster Auftritt *).

Figaro. **Suſanne** (Beide verſteckt.) **Gräfin.** **Cherubin**
(Gleich darauf) **Graf.**

Cherubin (in Uniform, kommt trällernd heran). „Nach Sevilla, nach Sevilla“ u. ſ. w.

Gräfin (erſchrickt). Der Page!

Cherubin (ſie bemerkend). Da iſt Jemand! Raſch in meinen Schlupfwinkel, zu Fanchetten. (Er betrachtet die Gräfin näher, unentſchloſſen, ob er gehen oder bleiben ſoll.) Wahrhaftig eine Dame! Welch reizendes Abenteuer!

Gräfin (für ſich). Wenn der Graf jetzt käme.

Cherubin. Irre ich nicht, ſo iſt's Suſanne. Ihr weißer Schleier ſchimmert durch die Nacht. (Er ſchleicht fröhlich näher.) Ja, es iſt mein himmliſches Suschen. (Die Hand der Gräfin ergreifend, die ſie zurückzieht.) An ihrem weichen Händchen erkenne ich ſie, und an dem Klopfen meines Herzens. Fühle, wie es ſchlägt! (Er drückt ihre Hand an's Herz.)

Gräfin (leiſe, mit verſtellter Stimme). Mach' daß du wegkommſt!

Cherubin. Daß ich ein Narr wäre, dich zu verlaſſen! Dich hat doch nur das Mitleid mit mir hierher geführt.

Gräfin (wie oben). Figaro wird ſogleich erſcheinen.

Graf (im Auftreten, für ſich). Das muß Suſanne ſein.

Cherubin. Geh' nur! Mit Figaro machſt du mir keine Angſt. Du warteſt auf Jemand ganz Anderen.

Gräfin (wie oben). Wen meinſt du?

Cherubin. Den Grafen, der dich hierher zu kommen bat, heute früh, da ich hinter dem Lehnſtuhl ſteckte.

Graf (unbemerkt näher gekommen, zornig für ſich). Wiederum der verwünſchte Page!

Figaro (für ſich). Nun ſage man noch, daß man nicht horchen ſoll!

Suſanne (für ſich). Kleine Plaudertaſche!

Gräfin. Ich beſchwöre dich: geh'!

Cherubin. Gewiß nicht ohne Lohn für meine Enthaltſamkeit.

Gräfin (zurückweichend). Was fällt dir ein?

Cherubin. Ein Kuß für deine eigene Rechnung, und wenigſtens ein Dutzend für deine ſchöne Gebieterin. (Will auf die Gräfin zu.)

Gräfin. Unterſteh' dich!

---

*) Im Tempo ungemein raſch, namentlich zum Schluß. Alle Reden mit halber Stimme.

Cherubin. Was iſt da viel zu unterſtehen? Du vertrittſt die Gräfin beim Grafen, und ich den Grafen bei dir. Figaro iſt allein der Angeführte, und das zwei Male!

Figaro (für ſich). Junger Maulaff!

Suſanne (für ſich). Pagenſtreiche!

Cherubin (verfolgt die Gräfin, die zurückweicht; der Graf tritt dazwiſchen, Cherubin umarmt und küßt ihn.)

Figaro (für ſich). Das war ein Kuß, ſo wahr ich lebe.

Gräfin (im Hintergrunde, vor dem Grafen erſchrocken). Wie wird das enden?

Cherubin (für ſich, betreten). Das iſt nicht Suſanne. (Die Kleider des Grafen anfaſſend.) Der gnädige Herr! Gott ſteh' mir bei! (Er ſchlüpft unter des Grafen Armen durch und entflieht in den Pavillon links, hinter Fanchetten und Marzellinen her.)

Siebenter Auftritt *).

Vorige (ohne Cherubin).

Figaro (ſich von rechts heranſchleichend). Ich muß dazwiſchen treten.

Graf (der Cherubin noch anweſend glaubt). Einen Kuß von der Gräfin wollteſt du? Da haſt du einen! (Holt aus, trifft Figaro.)

Figaro. Au!

Graf. Soll ich das Dutzend voll machen?

Figaro (ſich die Wange reibend und wieder in ſein Verſteck ſchleichend.) Das Horchen hat doch auch ſeine ſchlimme Seite.

Suſanne (lacht in ihrem Verſteck links, laut auf). Hahaha!

Graf (der Gräfin ſich nähernd, die er für Suſannen hält.) Haſt du einen Begriff von dieſem nichtsnutzigen Pagen? Er empfängt von mir eine ſchallende Ohrfeige und läuft laut lachend fort!

Figaro (für ſich). Ihm hat die Ohrfeige freilich nicht weh gethan.

Graf (zur Gräfin). Laſſen wir indeß den Jungen laufen! Seine Kindereien ſollen unſer Dämmerſtündchen nicht verderben.

Gräfin (Suſannen — nach Möglichkeit — in Stimme und Sprache nachahmend). Wenn ich nun nicht gekommen wäre?

Graf. War das möglich, nach deinem allerliebſten Briefchen? (Ihre Hand ergreifend.) Du zitterſt?

Gräfin. Mir iſt ſo Angſt.

Graf. Bei mir, Närrchen? (Er küßt ſie.)

Gräfin. Gnäd'ger Herr!

Figaro (für ſich). Kuß Numero Zwei!

Suſanne (für ſich). Braviſſimo! Da Capo, Excellenz!

---

*) Zu Anfang und zu Ende wie der vorige. In der Mitte langſamer im Tempo, lauter im Ton.

Graf (die Hand der Gräfin nehmend). Laß mir doch deine feine, ſüße Hand. Auf mein Wort, ſie iſt ſchöner als die der Gräfin.

Gräfin (in ihrem eigenen Ton, aber leiſe.) Was die Einbildung nicht thut!

Graf. Und dieſer runde, reizende Arm. Ach, wenn den meine Frau hätte!

Gräfin (in Suſannens Ton). Lieben Sie ſie denn gar nicht mehr?

Graf. Warum nicht? Ich liebe ſie wie 'man eine Frau liebt, mit der man Jahr und Tag verheurathet iſt.

Gräfin. Was vermiſſen Sie bei ihr?

Graf (ſie auf's Neue umfaſſend). Was ich bei dir finde!

Gräfin. Das heißt?

Graf. Ein gewiſſes Etwas, einen Reiz, eine Würze .... was weiß ich? Siehſt du, mein Kind, unſere Frauen glauben genug zu thun, wenn ſie uns lieben. Sie lieben uns, — geſetzt, daß ſie uns lieben, — in Einem fort, ohne Unterlaß, ohne Veränderung, bis der Mann ſeines Glückes ſatt wird und ein wenig Schatten bei ſo vielem Licht begehrt.

Gräfin (in ihren eigenem Ton). Die Lehre merk' ich mir.

Graf. Ihre Pflicht wäre es, unſern Geſchmack zu ſtudiren und den dauernden Beſitz durch einen Wechſel im Genuß zu erhöhen. Wir werben um ſie, wir *erwerben* ſie; daß ſie uns **feſthalten**, iſt ihre Sache. Dies vergeſſen ſie nur zu oft

Gräfin. Ich gewiß nicht!

Graf. Ich auch nicht!

Figaro (halblaut). Ich auch nicht!

Suſanne (halblaut). Ich auch nicht!

Graf. Hier giebt's ein Echo. Reden wir leiſer. (Er umſchlingt ſie.) Dich gehen alle dieſe guten Lehren nichts an. Mit deinen pikanten Launen, deiner Lebendigkeit wirſt du mich ewig feſſeln. (Er zieht eine volle Börſe und ein kleines Etui hervor). Empfange hier das verſprochene Handgeld unſeres heimlichen Vertrags und nimm als Andenken dieſen Brillantring!

Gräfin (Börſe und Etui einſteckend, mit tiefer Reverenz). Suſanne nimmt Alles dankbar an.

Figaro (für ſich). Natürlich — Alles!

Suſanne (für ſich). Das iſt ehrlich verdientes Geld.

Gräfin (nach dem Hintergrunde ſehend). Dort nahen Fackeln!

Graf. Dein Hochzeitszug. Treten wir, um ihn vorüber zu laſſen, in dieſen Pavillon (nach rechts deutend).

Gräfin. Ohne Licht?

Graf (ſie ſanft fortziehend). Wir leſen ja nicht.

Figaro (für ſich, in äußerſter Unruhe). Ich glaube wahrlich, ſie geht. (Er tritt hervor und räuſpert ſich.)

Graf (ſehr laut). Wer da?!

Figaro (noch lauter). Gut Freund!

Graf. Es iſt Figaro! (Er eilt im Hintergrunde ab.)

Gräfin. Ich komme nach! (Sie ſchlüpft in den Pavillon rechts.)

Achter Auftritt.

Figaro. (Gleich darauf) **Suſanne.**

Figaro (nachdem er umhergeſpäht). Sie ſind fort. Ich ſehe und höre nichts mehr. Folglich müſſen ſie drinnen ſein. Und ich? — Kann drauſſen Schildwach ſtehen! (Mit tiefem Grimm.) Ueber die albernen Ehemänner, die trotz jahrelanger Aufpaſſerei nicht hinter die Schliche ihrer beſſern Hälften zu kommen vermögen, während ich gleich am erſten Tage weiß, woran ich mit der Meinigen bin. (Lebhaft umhergehend.) Ein wahres Glück, daß ich mir aus ihrer Treuloſigkeit nichts mache. (Schlägt Schnippchen gegen den Pavillon rechts.) Nicht ſo viel, Madam, oder Mamſell! Aber entlarven will ich ſie doch, — nur des Beiſpiels wegen, und um mich an dem ſauberen Herrn Grafen zu rächen. Ich rufe meine Leute (will ab.)

Suſanne (langſam auftretend.) Sein häßlicher Verdacht verdient Strafe. (Die Gräfin in Stimme und Sprache — nach Möglichkeit — nachahmend.) Iſt da Jemand?

Figaro (außer ſich). Jemand, der lieber wo anders wäre, tauſend Meilen weit von hier, im Mittelpunkte der Erde, auf dem Grunde der See, wo ſie am tiefſten iſt.

Suſanne. Du biſt's, Figaro; und ſo aufgeregt?

Figaro. Die Gräfin? Sie konnte nicht gelegner kommen!

Suſanne. Sprich leiſe!

Figaro. Wiſſen gnädige Gräfin, wo Exzellenz ſich befindet?

Suſanne. Laſſen wir den Treuloſen.

Figaro (immer lauter und heftiger). Und wo Suſanne iſt, meine tugendſame Verlobte? Da drinen ſtecken ſie, ganz allein, nein doch, alle Zwei, im Dunkeln. Aber es ſoll Licht werden, furchtbar Licht. Ich rufe Leute.

Suſanne (vergißt ſich und fällt in ihren eigenen Ton). Das läßt du bleiben.

Figaro (für ſich). Mich trifft der Schlag. Das iſt ja Suſanne. Sie hat mich angeführt. Na, warte!

Suſanne (im Tone der Gräfin). Wir müſſen uns rächen, Figaro!

Figaro (übertrieben, nicht täuſchend). Ja wohl, gnädige Frau, rächen wir uns.

Suſanne. Aber wie?

Figaro. Es giebt nur ein Mittel, ein entſetzliches. Links iſt ein zweiter Pavillon.

Suſanne (für ſich). Der Unverſchämte!

Figaro (ihr zu Füßen fallend). Holdeſte der Frauen, Sie ſehen mich zu Ihren Füßen; oder vielmehr, Sie ſehen mich nicht, weil's dunkel iſt. Deſto beſſer. Denn bei Nacht, vor Gott und der Liebe ſind alle Männer gleich. Hören Sie denn mein Geſtändniß, kurz und gut; viel Zeit haben wir ohnehin nicht: Madam, ich liebe Sie!

Suſanne (für ſich). Meine rechte Hand juckt mich.

Figaro. Madam, die Rache iſt ſüß. Dort iſt der Pavillon. Ich bitte um Ihre Hand.

Suſanne (mit einer kräftigen Ohrfeige). Da haſt du ſie!

Figaro. Demonio, war das eine Ohrfeige!

Suſanne (noch einmal zuſchlagend). Damit die linke wiſſe, was die rechte thut, haſt du noch eine!

Figaro. Welch köſtliches Qui pro quo!

Suſanne (ſchlagend, aber leichter, vielleicht mit dem Fächer). Ein Qui pro quo?

Figaro. Ein Quae pro qua!

Suſanne. Nun ſag' wieder wie heute Morgen: Iſt das eine Liebe!

Figaro (indem er lachend aufſteht). Ja wohl, iſt das eine Liebe! Schlag' nur zu, mein Engel; aber wenn du müde biſt, ſchau' mit Güte den glücklichſten aller Männer an, der jemals von ſeiner Frau geprügelt wurde.

Suſanne. Den Glücklichſten? Auch ohne die ſüße Rache mit der Gräfin?

Figaro. Als ob ich dich nicht an deiner Stimme erkannt hätte! (kopirend) „Das läßt du bleiben." (Suſanne lacht). Aber ſage mir nur, wie du hierher und in der Gräfin Kleider kommſt, während ich dich in den deinigen dort (Pavillon rechts) verſchwinden ſah?

Suſanne. Das ahnſt du noch nicht? Du biſt in das Eiſen gegangen, das für einen Andern geſtellt war. Oder beſſer: wir haben zwei Füchslein ſtatt eines gefangen.

Figaro. Wer war denn aber hier beim Grafen?

Suſanne (leicht). Seine Frau.

Figaro (außer ſich). Seine Frau?!

Suſanne (nickt) Seine Frau!

Figaro (umherſpringend, wie toll). Häng' dich auf, Figaro, häng' dich auf! Das wäre dir niemals eingefallen! O Weiber, Weiber, Weiber! Wie viele Millionen Erzteufelchen habt ihr in eurem Solde?

Suſanne Erklärſt du dich endlich überwunden?

Figaro (mit begleitender Pantomime). Auf den Knieen — im Staube, — wie ein Türk, mit dem Bauch auf der Erde, — ſo bet' ich dich an!

Suſanne (laut lachend). Wie der arme Graf ſich abgequält hat.

Figaro (einfallend). Um ſeiner Frau den Hof zu machen! Unübertrefflich.

(Der Graf erſcheint im Hintergrunde.)

Neunter Auftritt.

Figaro. Suſanne. Graf.

Suſanne (leiſe). Da iſt er!

Graf (ſuchend). Wo mag Suſanne geblieben ſein? (zum Pavillon rechts) Sie muß ſich hier verſteckt haben.

Suſanne (wie oben). Er hat die Gräfin nicht erkannt.

Figaro (wie oben). So ſpiele du ihre Rolle weiter, damit er ganz von Sinnen kommt! (Er küßt Suſannen laut und auffallend die Hand).

Graf (ſich umwendend und vorkommend). Die Gräfin, ſo wahr ich lebe, und ein Fremder zu ihren Füßen.

Figaro (mit verſtellter Stimme) Daß uns der Graf auch heute Morgen gerade ſtören mußte!

Graf (für ſich, mit wachſendem Zorn). Das iſt der Menſch, der im Cabinet der Gräfin verſteckt war!

Suſanne (auf Figaro's Scherz eingehend) Zum guten Glück rettete Sie der Sprung aus dem Fenſter.

Figaro. Jetzt ſind wir ſicher. Gehen wir in den Pavillon, theuere Gräfin. (Er küßt Suſannen).

Graf. Hölle und Teufel!

Suſanne. Ich gehe voraus. Ueberzeugen Sie Sich erſt, daß wir ſicher ſind; dann folgen Sie mir. (Sie ſchlüpft in den Pavillon links, wo Fanchette, Marzelline, Cherubin ſich verſteckt haben.)

Figaro (immer mit verſtellter Stimme und übertreibend). Ich bin der Glücklichſte aller Sterblichen. (Er will folgen).

Graf (Figaro hart anfaſſend und aufhaltend). Des Todes biſt du, Elender, wer du auch ſein magſt.

Figaro (mit erheucheltem Entſetzen). Barmherzigkeit des Himmels! Der Gnäd'ge Herr!

Graf (Figaro erkennend). Figaro, mein Kammerdiener! — O du Abſchaum der Menſchheit! Heda, holla! Licht her! Hilfe!

(Figaro ſucht dem Grafen zu entſchlüpfen.)

Zehnter Auftritt

Graf. Figaro. Pedrillo.

Pedrillo (herbeieilend, geſtiefelt und geſpornt). Endlich find ich den gnäd'gen Herrn!

Graf. Du biſt's, Pedrillo?

Pedrillo. Juſt angelangt von Sevilla, — in geſtrecktem Galop, wie befohlen!

Graf. Komm näher, ſchrei' ſo laut du kannſt!

Pedrillo (überlaut). Zu Befehl. Von keinem Pagen keine Spur nicht zu finden!

Graf. Dummkopf!

Pedrillo (noch lauter). Da iſt das Packet wieder! (Er will es dem Grafen überreichen).

Graf (Pedrillo zurückſtoßend). Geh' zum Teufel! Heda, holla! Licht her!

Pedrillo
Figaro } (einfallend). Holla, Heda! Hierher!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Bartholo. Baſilio. Friedensrichter. Antonio. Dienerſchaft (mit Fackeln.)

Bartholo (zu Figaro). Du haſt gerufen? Da ſind wir!

Graf (auf den Pavillon links deutend). Pedrillo, beſetz' dieſe Thür!

Pedrillo. Zu Befehl! (Er poſtirt ſich vor dem Pavillon.)

Graf (zur Dienerſchaft, auf Figaro deutend) Verſichert euch dieſes Menſchen! Euer Leben haftet mir für ihn. (zu Figaro) Deine Frechheit, Elender, wird dir dies Mal nichts nützen. Geſtehe, wen du in dem Pavillon verborgen haſt?

Figaro (rechts deutend). In dieſem rechts?

Graf (raſch und verwirrt). Nicht doch, in jenem links!

Figaro. Das iſt etwas Anderes. (langſam). In dieſem Pavillon links befindet ſich allerdings eine Dame, welche mich mit ihrer Gunſt beglückt.

Graf. Wer iſt die Dame? Wem gehört ſie an?

Figaro. Ein vornehmer Herr hat ſich eine Zeit lang mit ihr beſchäftigt. Jetzt aber giebt ſie mir den Vorzug vor ihm; ob weil er ſie vernachläßigt, oder weil ich ihr beſſer gefalle, — das verbietet mir meine Beſcheidenheit zu erklären!

Graf. Der Unverſchämte! Oeffentlich, wie ſeine Schuld, ſoll auch ſeine Strafe ſein (Er eilt in den Pavillon links.)

Bartholo. Was wird da herauskommen?

Baſilio. Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.

Antonio. Der Hans Narr! Als ob die Sonne bei Nacht ſchiene!

Zwölfter Auftritt.*)

Vorige. (Dann kurz nach einander aus dem Pavillon links:) **Cherubin. Fanchette. Marzelline. Suſanne.** (Zuletzt aus dem Pavillon rechts) **Gräfin.**

Graf (Cherubin, der ſich ſträubt, hervorziehend). Ihr Sträuben iſt umſonſt, Madame! Sie ſind entdeckt, ſind verloren!

Figaro (als Cherubin in dem beleuchteten Vordergrund tritt). Guten Abend, Herr Page!

Alle. Der Page!**)

Friedensrichter (immer hinterdreinſtammelnd). Der Paage!

Graf (außer ſich). Immer und überall der vermaledeite Page! Was machteſt du in dem Pavillon?

Cherubin (ängſtlich). Ich verſteckte mich. Der gnädige Herr hatte mir verboten, mich ſehen zu laſſen.

Graf. Antonio, gehe du hinein, führe das treuloſe Weib vor ihren Richter, ihren Gatten, — vor mich!

Alle (außer Figaro). Die gnäd'ge Gräfin?

Friedensrichter. Die grädige Gnäfin?!

Antonio. Mit Reſpekt zu ſagen, nu' wiſſen Ex'lenzchen doch auch 'mal wie's thut, wenn ein Ehemann angeführt wird! Wie oft haben Sie nicht ...

Graf (einfallend) Schweig' und thue was ich dir geheißen! (Antonio ab in den Pavillon links.) Es wird ſogleich ſich zeigen, daß der Page nicht allein im Pavillon geweſen.

Antonio (Fanchetten herausziehend). Das nutzt nun einmal nichts. Wer drin iſt, muß heraus!

Figaro. Bäschen Fanchette!

Alle. Fanchette!

Friedensrichter (wie oben). ..chette!

Antonio. Ex'lenz, was zu arg iſt, iſt zu arg! Den eig'nen Vater ſchicken Sie, um die Tochter an das Licht zu bringen?

[Fanchette ſchleicht zum Pagen.]

Bartholo (zum Grafen). Erlauben Exzellenz, daß ich die Sache aufkläre? Ich bin unbetheiligt, unparteiiſch. (Er geht, auf einen bejahenden Wink des Grafen, in den Pavillon links ab).

---

*) Der Vordergrund allein iſt durch die Fackeln hell beleuchtet. Die Pavillons, die Gebüſche und Bäume auf den beiden Seiten und im Hintergrunde bleiben dunkel.

**) Bei jeder neuen Enthüllung ſteigert ſich der Ausdruck des allgemeinen Erſtaunens. Lebhafter Gruppenwechſel. Stetes Zuſammenſpiel!

Friedensrichter. Ein außerſt verwi-wi-wickelter Ca-Ca-Caſus.

Baſilio. Still! Da kommt die Entwickelung!

Bartholo (Marzellinen hervorziehend). Fürchten Sie nichts, Frau Gräfin! Ihr alter Vormund weiß, was er ſeinem Roſinchen ſchuldig iſt. (Er erkennt Marzellinen). Meine Frau! Marzelline!

Alle. Marzelline!

Figaro. Mama hat auch mitgeſpielt!

Baſilio. Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Graf. Werd' ich endlich erfahren, wo die Gräfin . . . (Er unterbricht ſich, als er Suſannen aus dem Pavillon links treten ſieht). Ha, da kommt ſie! Treten Sie heran, Madame, Ihr Urtheil zu empfangen!

Suſanne (wirft ſich ihm zu Füßen, das Geſicht verſteckend).

Graf. Nein, nein! Keine Gnade!

Figaro (kniet ebenfalls vor ihm).

Graf. Nein, nein, ſag' ich. (Marzelline, Bartholo, Cherubin, Fanchette knieen nach einander nieder und erheben bittend ihre Hände.) Noch einmal, noch *hundert* Male nein, und wenn ihr zu Hunderten vor mir niederfielet!

Gräfin (langſam aus dem Pavillon rechts kommend, in deſſen Thür ſie ſchon länger gelauſcht hatte, und ebenfalls vor dem Grafen niederknieend). Auch für mich hätten Sie kein Ja?

Graf (die Gräfin und Suſannen erſtaunt betrachtend). Was ſeh' ich?

Antonio. Meine Nichte Suſanne iſt Gräfin geworden!

Fanchette. Und die gnädige Gräfin trägt den Brautſchleier!

Graf (die Gräfin aufhebend). Sie waren es, Gräfin? (für ſich) Welche Beſchämung! (Zur Gräfin) Gräfin, Frau, — Roſinchen, nur Deine großmüthige Verzeihung kann mich retten! (Er kniet vor ihr nieder.)

Gräfin. Wenn ich nun auch nein, nein, und hundert Male nein ſagte? Doch ich will Gnade vor Recht ergehen laſſen und Ja ſagen. Zum dritten Male an dieſem ereignißreichen Tage ſpreche ich es aus: Ich verzeihe! (Sie erhebt den Grafen).

Suſanne (aufſtehend). Ich auch.

Marzelline (aufſtehend). Ich auch.

Figaro (aufſtehend). Ich auch. (Während ſich Alle erheben.) Exzellenz hatten Recht: hier giebt es ein Echo.

Graf. Du haſt Alles mit angehört! (Halblaut.) Ich wollte ſie überliſten, und ſie haben mit mir wie mit einem Knaben geſpielt.

Gräfin. Laſſen Sie Sich das nicht leid ſein, lieber Graf: Sie haben gelernt bei dem Spiele.

Figaro (mit ſeinem Hut die Kniee ſich abſtaubend). Solch ein toller Tag iſt eine vortreffliche Schule für einen Diplomaten.

Graf (zu Suſannen). Alſo dein Billet mit der Stecknadel?

Suſanne (mit einem Knix). War diktirt von der gnäd'gen Gräfin.

Graf (der Gräfin galant die Hand küſſend). Ich werde die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Gräfin. So bekommt denn Jeder was ihm gehört (Sie giebt an Figaro die Börſe, an Suſannen das Etui mit dem Ring.)

Suſanne (fröhlich zu Figaro). Noch eine Mitgift!

Figaro Nummer drei. Aber dieſe war ſchwer verdient.

Fanchette. Nur ich habe nichts gekriegt, nicht einmal ein Band für meinen ſchönen Hochzeitsſtrauß.

Gräfin (das Band des Pagen hervorziehend und nach einigem Zögern Fanchetten es überreichend). Nimm dieſes, mein Kind!

Cherubin (das Band haſtig wegreißend). Dies Band gehört mir.

Gräfin (wehrt ihn ab und giebt das Band Fanchetten). Nicht ſo! (Für ſich.) Einmal mit der Gefahr geſpielt, und niemals wieder! (Sie tritt zum Grafen; die Paare ordnen ſich in gefälliger Gruppe.)

Figaro. Nun aber auch zur Hochzeit!

Alle. Ja, ja zur Hochzeit!

Antonio. Und Illumination und Feuerwerk.

(Die Gebüſche werden hell erleuchtet. Leuchtkugeln u. ſ. w.)

Graf. Der tolle Tag will ein gutes Ende nehmen.

Baſilio. Hm, hm! Man muß den Tag nicht vor dem Ende loben!

Figaro. Richtig gewarnt, alter Leierkaſten! [Er tritt vor, Suſannen an der Hand, und beide ſchließen, mit feinſter Anmuth an das Publikum ſich wendend]. Meine Herren und Damen, wir waren ſo frei ... [als ob er ſtotterte]

Suſanne. Sie zur Hochzeit einzuladen!

Figaro. Vergeſſen Sie aber nicht, daß Regen am Hochzeitstage Glück bedeutet.

Suſanne. Möchte es doch heute Abend noch regnen, —

Figaro. } [mit der Pantomime des Klatſchens]. Daß es
Suſanne. } klatſcht!

[Gruppen, wie zum allgemeinen Abgang.]

[Der Vorhang fällt.]

Nachſchrift.

„Welchen Sinn und Zweck hat eine neue Bearbeitung von Figaro's Hochzeit?"

Erſtens einen praktiſchen: ſie will dem ſprichwörtlich armen Luſtſpiel-Repertoir ein Stück retten, welches, als Intriguen- wie als Karakter-Luſtſpiel gleich meiſterhaft, eine vortreffliche Schule der Darſtellung iſt. Zweitens einen theoretiſchen: ſie will eine litteräriſche Kurioſität herſtellen, die nicht blos auf der Bühne, ſondern in der Kulturgeſchichte Epoche gemacht hat.

„Aber," wirft die Kritik ein, „das Stück iſt als frivol und als revolutionär doppelt verwerflich." Ein ſonderbarer Einwurf, den man dem Original vor ſiebenzig Jahren auch ſchon gemacht. Es heißt im Allgemeinen nicht wohlgethan, die Freiheit des Luſtſpiels einſchränken, um der Frechheit der Poſſe dergeſtalt den Zügel ſchießen zu laſſen, daß ſchier der ganze Theſpis-Karren aus Rand und Band geht. Zudem: wer iſt denn in Figaro's Hochzeit der Angeführte? — Der Verführer, der nicht an's Ziel gelangt. — Bei Scribe, Sardou, About, (von Dumas Sohn nicht zu reden,) pflegt es der Ehemann zu ſein... Und revolutionär! O heilige — Polizei! Diejenige ſoziale Revolution, welche Beaumarchais verkündigte, liegt hinter uns, ein Abgrund, aber ein geſchloſſener. Wehe der Ariſtokratie, welche ſich im Grafen Almaviva oder von Figaro's berühmtem Monolog getroffen fühlt!

Uebrigens hat der thatſächliche Vorgang gerade der Berliner Hofbühne dieſe zwei Bedenken gegen das Stück überall, einmal für alle Male aus dem Wege geräumt.

„Doch," fragt das Publikum, „weshalb ein neues Experiment mit einem Luſtſpiele machen, wenn das Theater deſſen Stoff in einer, ſogar in zwei klaſſiſchen Opern ſeit Jahr und Tag bereits beſitzt?" Eben deswegen. Geſetzt, das Publikum wäre kindiſch genug, nur am rohen Stoff Geſchmack zu finden, ſo ſei die Bühne, eine „Kunſtanſtalt," ernſt genug den Cultus der ſchönen Form als ſolcher zu pflegen. Sie halte die Gattungen auseinander und ſich damit aufrecht, wie es das im beſten, ſtrengſten Sinne conſervative franzöſiſche Theater thut. Sie gebe dem Schauſpiel, was recht eigentlich des Schauſpiels iſt. Mozart und Roſſini haben in ihren wahren, ewigen Ur- und Muſterbildern komiſcher Oper den ganzen Beaumarchais doch nicht gegeben, ihn nicht geben wollen nicht geben können, vermöge ihrer Mittel und ihres Zweckes. Ein Frescobild und ein Oelgemälde ſind zweierlei: jenes wirkt auf größere Entfernung als dieſes; dafür hat dieſes Züge und Farben, die jenem fehlen. Beide können trefflich neben einander ſtehen, auch wenn ſie einen und denſelben Vorwurf behandeln. So ſtehen in Paris die Aufführungen von Beaumarchais und von Mozart, (und welche Aufführungen) ſeit mehr als zwei Menſchenaltern wirkſam neben einander: die Oper ſogar in doppelter Ausgabe, bei den Italiänern und im Lyrique. Ja, auch in Deutſchland ſtanden im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, im erſten des jetzigen beide Werke auf dem Repertoir, ohne ſich oder ihm zu ſchaden: die bekannte Bondini'ſche Geſellſchaft ſpielte in Prag, Leipzig und Dresden eine Bearbeitung Figaro's von Huber, in deren Titelrolle Opitz excellirte. (Devrient), Geſch. d. D. Sch. K. III. 94.) Seit jener Zeit hat freilich die Oper, wie überall, ſo auch in dieſem Stücke, dem Schauſpiel Terrain abgewonnen, ſo daß eine neuere Bearbeitung (von Lewald) nicht durchzudringen vermochte. Vielleicht wird es jetzt, oder doch bald, zeitgemäß erſcheinen, gegen den Strom zu ſchwimmen: gegen jenen Strom nämlich, welcher heute dies, morgen jenes Stück des klaſſiſchen Repertoirs vom Schauſpiel abreißt, um es der Oper anzuſpühlen. Wieviel hat, abgeſehen von dem Berliner Verbot und andern Aeußerlichkeiten, in den dreißiger Jahren daran gefehlt, daß Roſſini's Tell das Schwanenlied Schiller's völlig übertönte? Gegenwärtig macht Gounod's Fauſt dem Goethe'ſchen Concurrenz, und Verdi ſetzt ein Schiller'ſches Drama nach dem anderen in — Blech. Die Räuber und Loiſa Miller haben's glücklich überſtanden; der Himmel ſei dem Friedländer gnädig —!—

„Kann es denn aber, bei dieſer nun einmal herrſchenden Richtung, ein Schauſpiel überhaupt mit der Oper aufnehmen? Obendrein eine Kopie nach fremdem Original mit einem einheimiſchen, klaſſiſchen Werk?"

Unſtreitig, — wenn die Darſtellung ihre Schuldigkeit thut.

Diejenige Bühne, welche Beaumarchais geben will, muß Mozart ein Weilchen ruhen laſſen. In Berlin wurde, — offenbar in der beſten Abſicht eines intereſſanten Vergleichs, — zwiſchen die beiden erſten Aufführungen des Stückes eine Aufführung der Oper geſtellt. Das iſt gewagt. Jede Beziehung des erſteren zur letzteren muß wegbleiben. Der geſprochene Figaro war vor dem geſungenen da, jener wußte nichts von dieſem. Dabei laſſe man es bewenden: keine Ouverture, keine Zwiſchenakts-Muſik aus Mozart als Zugabe zu Beaumarchais.

Ferner: Die Darſtellung werde mit einer gewiſſen Feierlichkeit eingeführt, mit außerordentlicher Sorgfalt vorbereitet. Eine vermittelnde Kritik führe, vor der Aufführung, Darſteller und Zuſchauer auf den Standpunkt, welcher in dieſer „Nachſchrift" angedeutet iſt. Der Bühnenvorſtand beſetze nicht durch die Schablone, der Schauſpieler ſpiele nicht durch die Schablone! Beaumarchais hat Menſchen geſchaffen, von der erſten Hauptrolle bis herab zum Reitknecht lauter individuelle, lebensvolle Figuren, die ſich nicht in Fächer eintheilen, nicht in ſtereotyper Manier darſtellen laſſen. Schon die Leſeprobe muß dieſe Nüancenreiche Karaktermalerei anlegen; kein Zug darf verloren gehen, keine Wendung zu Boden fallen. Alle Rollen ſind dankbare, ſie ſpielen ſich aber nicht von ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt; jede kann ein „Virtuos“ darſtellen, ohne daß dadurch das Enſemble geſtört, im Gegentheil damit dadurch erſt ein Enſemble geſchaffen werde, wie es in Frankreich Regel iſt, in Deutſchland Ausnahme. Enſemble heißt nicht eine allgemeine Mittelmäßigkeit, worin weder ein Einzelner noch das Ganze hervorragt, ſondern eine Vollendung jedes Einzelnen und dadurch des Ganzen.

Beſonderes Augenmerk verdient die Szenirung. Alle Decorationen können, da keine Verwandlung ſtattfindet, mit Raffinement ausgeführt werden; wobei nur die langen Zwiſchenakte zu vermeiden. Zum Coſtüme empfiehlt ſich die kleidſame Tracht aus der Zeit Ludwigs des Dreizehnten, in der ſich der deutſche Schauſpieler vergleichsweiſe am leichteſten bewegt; ſie hat außerdem den Vortheil, daß ſie das Stück über ſeine eigentliche Zeit, die Revolution, hinausſtellt, in eine Ferne, welche die ſchärfſten Lichter mildert. Figaro, Baſilio, Barthelo gehen in ihrer gewöhnlichen Tracht, welche nun einmal, wie die Masken der italiäniſchen Komödie, ſtehend geworden iſt; Antonio, Fanchette, die Bauern in ſpaniſchem National-Coſtüme. In der ganzen Anordnung der Coſtüme ſoll nicht ſowohl ſchneidermäßige Treue, als geſchmackvolle Convention vorherrſchend ſein.

Zum Schluß folge eine Karakteriſtik der Haupt-Perſonen, zum Theil mit Beaumarchais' eigenen Worten; es wird wohlgethan ſein, ſie beim Ausſchreiben den betreffenden Rollen vorzuſetzen.

Graf Almaviva. Muß mit Adel, aber auch mit Leichtigkeit und Freiheit geſpielt werden. Schlechte Sitten, gute Manieren. Kein Don Juan, der aus Temperament den Frauen nachſtellt, ſondern ein Grand-Seigneur der alten Zeit, der nur aus Langerweile Liebeshändel ſucht und ſie eben ſo leicht wechſelt oder aufgiebt, wie anfängt. Im erſten und zweiten Aufzug Jagdanzug; hernach Galakleid, zum Schluß mit dem Mantel darüber.

Die Gräfin. Weder kokett mit Cherubin, noch eiferſüchtig mit dem Grafen. Ihr Herz gehört dieſem, während ihre Phantaſie mit jenem ſpielt. Die Roſina aus dem „Barbier von Sevilla“ iſt große Dame geworden: Müßiggang, Beiſpiel, Mode ziehen ſie, doch nur in Gedanken, auf einen Irrweg. Der Ton der Rolle darf nicht empfindſam genommen werden. Die Empfindung der Gräfin iſt unterdrückt; ſo auch ihre Zornes-Wallungen. Nichts darf ſie dem Zuſchauer als galante Dame verdächtig machen. Coſtüm: vornehmes Negligé. Keine Coiffure, denn ſie gilt für unwohl.

Figaro. Nicht vom Bonvivant zu ſpielen, ſondern vom Karakter-Liebhaber, vorausgeſetzt, daß er Leichtigkeit und Gewandtheit im Spiel beſitzt. Geiſt iſt das Hauptelement der Rolle; die Leidenſchaftlichkeit das zweite, nur in beſtimmten Momenten durchbrechende. Wenn der Darſteller nicht ein ausgezeichneter Schauſpieler iſt, muß der große Monolog im fünften Aufzuge ſtark gekürzt werden.

Suſanne. Keine Soubrette gewöhnlichen Schlages. Wer die „Minna von Barnhelm“ ſpielt, nicht wer die Franziska in dem gleichnamigen Stück, hat die Suſanne darzuſtellen, die eine junge, heitere, launen- und geiſtreiche Perſon iſt.

Marzelline. Weibliche Karakterrolle, nicht „komiſche Alte;“ das komiſche Element, die Liebe zu Figaro, geht auf im Muttergefühl für ihn. Die Darſtellerin erhebe ſich allmählich aus dem, etwas ſteifen und trockenen Duenna-Ton zu Anfang des Stücks, in den würde- und liebevollen Ton der Mutterrolle.

Antonio. Angetrunken, nicht betrunken, bis zum fünften Aufzuge faſt nüchtern geworden.

Fanchette. So jung wie möglich. Sehr naiv, nicht dumm. Kindlich verliebt in den Pagen.

Cherubin. Das Urbild aller Pagen. Nur bei der Gräfin bis zum Uebermaß ſcheu, deſto ſicherer gegen alle Uebrigen. Die unbeſtimmte, unruhige Sehnſucht des erſten Jünglingsalters iſt der Grundton der Rolle, ſo daß die Liebe zur Gräfin auch weniger ernſt, als abenteuerluſtig erſcheint.

Bartholo. Wie im Barbier von Sevilla.

Baſilio. Desgleichen. Seine Sprichwörter dürfen nicht zu viel hervorgehoben werden.

Beide Rollen ſcharf und feſt, aber ohne Charge, zu zeichnen.

Friedensrichter. Auch keine Caricatur. Paſſive Komik, hervorgebracht durch den Gegenſatz zwiſchen der Würde ſeines Standes und der Lächerlichkeit ſeines Weſens. Das Stammeln iſt beileibe nicht zur Hauptſache zu machen, ſonſt ermüdet es unfehlbar. Der Schauſpieler ſtoße mehr an, als daß er ſtottere; er ruhe auf den Vokalen inmitten der Worte, nicht vor den Anfangs-Conſonanten.

Chor und Comparſerie ſehr fleißig einzuſtudiren. Das Zuſammenſprechen, die Rufe u. ſ. w. ſo natürlich wie möglich. Viel ſtummes Spiel in der Gerichts-, Hochzeits- und Park-Szene. Spaniſche Bauern ſind keine deutſch

Bayeriſche Staatsbibliothek München

08

Bibliothek
ausländiſcher Klaſſiker

in

deutſcher Uebertragung.

25. Band.

Franzöſiſche Literatur.

Beaumarchais (Figaro's Hochzeit).

Hildburghauſen.
Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.
1865.

Beaumarchais'

Ein toller Tag

oder

Figaro's Hochzeit.

Ueberſetzt und eingeleitet

durch

Franz Dingelſtedt.

Hildburghauſen.
Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.
1865.

BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Einleitung.

Nachſtehender Beitrag zur „Bibliothek ausländiſcher Klaſſiker“ bedarf einer erklärenden Vorrede. Er bietet dem Leſer nicht ein reines Kunſtwerk, das ſich ſelbſt erklärt, auch nicht ein hohes Meiſterwerk von der Formvollendung einer griechiſchen Tragödie oder der urſprünglichen, ewigen komiſchen Kraft einer Komödie Shakeſpeare's, Molière's; „Figaro's Hochzeit“ iſt vielmehr ein Zeit- und Sittengemälde, ein Stück Tendenzliteratur. Und doch gehört ſie nothwendig in ein Panorama der Weltliteratur; denn ſie hat Epoche gemacht, nicht blos auf der Bühne, ſondern in der Kulturgeſchichte, ſie ſtellt ſich, von heutigem Standpunkte betrachtet und beleuchtet, dar als ein, wenn auch unbewußtes, doch tiefbedeutungsvolles luſtiges Vorſpiel des größten Drama's der neuen Weltgeſchichte. Sie gleicht dem vulkaniſchen Ausbruch, der dem Erdbeben im Völkerleben vorangeht, von ihm erzeugt und doch es ankündigend. Werk, Verfaſſer und Zeit erläutern und bedingen hier einander in ſo innigem Zuſammenhang, daß ſie, getrennt, nicht verſtanden und nicht gewürdigt werden können. Faſſen wir ſie denn zuſammen auf, in einem flüchtigen Ueberblick, ſo kurz wie möglich, und wie nach Raum und dem Plane der „Bibliothek“ nöthig*).

Pierre Auguſtin Caron wurde am 24. Januar 1732 geboren, in der Straße St. Denis zu Paris, als Sohn eines Uhrmachers. Er lernte das Handwerk ſeines Vaters, vielleicht nicht ganz und gar aus Neigung, jedoch ſo gut und tüchtig, daß er es bis zum 24. Lebensjahr ausübte und es ſogar zu einer verbeſſernden Erfindung darin brachte, die „Hemmung“ betreffend, über welche Erfindung er in einen Zeitungs- und Rechtsſtreit mit unbefugten Nachahmern gerieth, den erſten der zahlreichen Prozeſſe, die ſein langes Leben ausfüllen. „**Ma vie est un combat**“; dies Wort Voltaire's iſt mit Recht der Geſammtausgabe von Beaumarchais' Schriften (Paris 1809) als Motto vorangeſetzt.

---

*) Wir folgen in unſeren Aufzeichnungen dem neueſten, verdienſtvollen Biographen Beaumarchais', Lomenie.

Den jungen Uhrmacher, einen unruhigen und heißen Kopf, zog es aus dem Glaskaſten der väterlichen Werkſtatt unwiderſtehlich hinaus in die Welt, aus dem Dunſt des Krämerviertels von Paris in die Verſailler Hofluft, die Moſchus- und Verweſung duftende. Seine Kunſtfertigkeit auf der Harfe, einem Inſtrument, das damals in Frankreich noch den Reiz der Neuheit hatte, bahnte ihm den Weg, vereinigt mit einer äußerſt vortheilhaften, aber auch jeden Vortheil ſchlau wahrnehmenden und dreiſt verfolgenden Perſönlichkeit. Er ward binnen Kurzem der Günſtling der vier Töchter Ludwigs XV., **Mesdames de France**, ſpielte eine Figur in ihren vertrauten Zirkeln, ſang, muſicirte und dirigirte in den kleinen Familienkoncerten des Hofes. Doch genügte die Rolle eines David vor dem altgewordenen Saul weder dem Ehrgeiz, noch dem Thatendrang des ſtrebſamen Adepten. Zu ſeinem Glücke gab es in das ſonſt überall verſchloſſene und jedem Profanen unzugängliche Allerheiligſte und Allerhöchſte gewiſſe Hinterthüren. Das abſolute Königthum verkaufte, um feſten Preis, oder auch an den Meiſtbietenden, kleine und große Titel, Hofämter, Chargen, welche ſich, zum Theil unter den barockſten Bezeichnungen, in dem **Almanach de Versailles** als Reſte einer vorſündfluthlichen Zeit erhalten haben: Beaumarchais wurde 1755 **controleur clerc d'office de la maison du Roi**, was nach heutigem Stil etwa in Hofküchenſchreiber zu überſetzen ſein wird. Die Rechte und Verpflichtungen dieſer Stellung beſtanden darin, bei Galatafeln „das Fleiſch Seiner Majeſtät“ zu ſerviren. Molière, der Dichter des Tartufe, als **valet de chambre tapissier** Ludwigs XIV., und Beaumarchais-Figaro, der feierlich, den Hofdegen an der Seite, vor dem Küchenperſonal einherſchreitet und „**la viande du Roi**“ auf die Tafel Ludwigs XV. ſetzt: das ſind zwei von jenen unvergleichlichen, tiefironiſchen und hochkomiſchen Randzeichnungen, mit welchen der Humor des Weltgeiſtes ſeine ernſten Annalen ſpielend zu illuſtriren pflegt.

Der Hofinvalide, von welchem Beaumarchais ſein Amt, wie heutzutage eine Realgerechtſame, erſtanden hatte, erwies ihm den weiteren Dienſt, bald darauf das Zeitliche zu ſegnen. Beaumarchais heirathete ſeine Wittwe und nahm, — angeblich von einer kleinen Beſitzung derſelben, in Wahrheit aber wohl aus eigener Erfindung und Wahl, — ſtatt des kahlen, kurzen Namens Caron, der über dem Ladenſchilde ſeines Vaters noch prangte, den längeren, volltönenderen an, welchen er ſpäter in einem der glänzendſten Stadtviertel von Paris (Boulevart

Beaumarchais) und in der Literaturgeſchichte verewigen ſollte. Das kleine Vermögen ſeiner Frau bildete die Grundlage ſeiner mannigfachen, in das Höchſte gehenden, zwiſchen Millionen und Null ſchwankenden Unternehmungen. Einer der Rothſchilde oder Pereires jener Zeit, Paris du Verney, welchem Beaumarchais eine werthvolle Auszeichnung durch die Prinzeſſinnen, ſeine treuen Gönnerinnen, verſchafft hatte, betheiligte ihn zum Dank bei gewinnreichen Unternehmungen und weihte ihn in die Geheimniſſe der hohen Finanzkunſt ein. So gewann Beaumarchais die Mittel emporzukommen, die ſein Geiſt allein niemals gegeben haben würde. Im Jahr 1761 ſtieg er auf zu der Sinecure eines Secrétaire du Roi, um den billigen Preis von 85,000 Francs; er bezahlte damit zugleich ein Adelsdiplom. Die Abſicht, im folgenden Jahre ſchon die erledigte Stelle eines grand-maitre des eaux et forêts, deren es nur 18 in ganz Frankreich gab, um 500,000 Francs an ſich zu bringen, mißlang durch den Widerſtand ſeiner Kollegen; er mußte ſich mit dem immerhin vornehmen Titel begnügen: Lieutenant-Général des chasses à la Capitainerie de la Varenne du Louvre, den er 1763 erlangte. In dieſer Eigenſchaft hat Beaumarchais, als Stellvertreter eines Herzogs, der Capitaine-Général war, geraume Zeit einem Forſt-, Rug- und Hegegericht in Sachen königlicher Jagdprivilegien vorgeſeſſen, das im Louvre abgehalten wurde. Nicht ein volles Menſchenalter ſpäter war die Revolution mit ihrem blutigen Schwamm über alle dieſe Herrlichkeiten gefahren und hatte den glücklichen Beſitzer derſelben zurückgelaſſen als — Citoyen Beaumarchais.

Wir verzichten darauf, die auf- und abſteigende Linie eines ſolchen Lebenslaufes, in welchem ſich die ganze, unſtäte, fieberhaft bewegte Zeit abſpiegelt, durch alle Windungen und Wechſel zu begleiten. Nur erwähnen wollen wir die verſchiedenartigen Felder menſchlicher Thätigkeit, auf denen Beaumarchais theils gleichzeitig, theils nach einander gewirkt hat. Er war Geldſpekulant, Bank- und Börſenmann, Papierfabrikant, Holzhändler en gros, — Schiffsrheder, der eine Flottille von vierzig Kauffahrern, ſammt einem eigenen Kriegsſchiff von 52 Kanonen zur Deckung, den amerikaniſchen Freiſtaaten in dem Unabhängigkeitskampf gegen England, im Auftrag Spaniens und Frankreichs, zu Hülfe ſandte, — geheimer Agent Ludwigs XV. und ſeines Nachfolgers, wie ihrer Miniſter, in allerlei Aufträgen, die man einer regelmäßigen Diplomatie nicht zuzumuthen pflegt, zum Beiſpiel Aufkauf von Pasquillen gegen die Pompadour und gegen Königin Marie Antoinette, Verhandlungen mit dem geheimnißvollen Chevalier d'Eon, — Verlagsbuchhändler, der für eine doppelte Geſammtausgabe Voltaire's in 20,000 Exemplaren Lettern aus

England, Papier aus Holland kommen ließ und zur Ausführung des Geſchäftes dem Markgrafen von Baden ein ganzes Schloß in Kehl abkaufte, — Lieferant für die franzöſiſche Republik, welcher er 60,000 Stück Musketen über die holländiſche Grenze zu liefern wußte, — Stifter des jetzt über ganz Frankreich ſo feſt und fruchtbar organiſirten Vereins für Bühnenſchriftſteller, — Unternehmer zahlreicher Bauwerke, worunter ſein eigener, koſtbarer Palaſt am Boulevart, — und nebenbei der populärſte Dramatiker Frankreichs. Zu ſolchen Arbeiten rechne man eine perſönlichen Fährlichkeiten, Abenteuer und Heimſuchungen: die ſpaniſche Reiſe in den Jahren 1764 und 1765, welche ihm, durch Goethe's „Clavigo", eine andere Art Unſterblichkeit*) eintrug — dreimalige Verhaftungen in Paris, — eine kurze Staatsgefangenſchaft in Wien, — ſein Exil in Hamburg, verſchärft durch die Achterklärung des Nationalkonvents, durch eigene bitterſte Noth, Einkerkerung der Seinigen in Paris, Konfiskation ſeines Vermögens, — endlich eine ganze Reihe von Rechtshändeln der langwierigſten und ſchwierigſten Art, mit dem Grafen Lablache um eine Erbſchaft, mit dem Parlamentsrath Götzmann und deſſen intriguantem Weibe wegen Beſtechung, mit dem Banquier Kornmann wegen Mitſchuld an Ehebruch; lauter Streitſachen auf bürgerliches Leben oder Sterben, aus denen er zuweilen als Sieger hervorging, aber nicht ohne tiefe Wunden an ſeiner Ehre, zuweilen als Beſiegter, der jedoch dann ſeinen Gegner mit der vollen Wucht ſeines Talents in den Schranken der öffentlichen Meinung niederwarf und eine Fluth von Flugſchriften über ihn herabſchüttete, welche klaſſiſch in ihrer Art zu nennen ſind.

Es liegt am Tage, daß einem ſo zerfahrenen, bewegten, in allen Farben ſchillernden Leben ſowohl die innere Einheit, wie Klarheit, Feſtigkeit, Halt nach außen fehlen muß. Beaumarchais hat rieſige Erfolge gehabt, aber auch rieſige Täuſchungen und Verluſte, höchſten Ruhm neben tiefſter Schmach und Demüthigung erfahren, alle Reize und alle Bitterkeiten gekoſtet, von denen ein Erdenwallen überhaupt ausgefüllt ſein kann. Es giebt keine Verleumdung, keine Verfolgung und Feindſeligkeit, die ihn nicht, von ſeinen erſten Schritten auf dem glatten Parket von Verſailles bis zum Grabe und darüber hinaus, betroffen, der er nicht, die Piſtole oder die Feder in der Hand, verzweifelten Widerſtand geleiſtet hätte. Vor Gericht mußte er ſich ſogar von der Anklage der Vergiftung zweier, nach kurzer Ehe verſtorbenen Gattinnen reinigen; bekanntlich lag Giftmordriecherei während des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts ebenſo in der Luft, wie Demagogenriecherei im erſten des jetzigen. Und als er, nach dreijährigem Exil, den Siebzigen nahe, harthörig und körperlich hinfällig geworden, dabei aber immer ungebrochenen Geiſtes, beißenden Witzes voll, zu jedem guten und ſchlechten Wortſpiel allzeit fertig, nach Paris zurückkehrte, um mit den Machthabern der Republik um die Trümmer ſeines Vermögens zu ringen, als er auf der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts, am 18. Mai 1799, über Nacht eines ſtillen und raſchen Todes verblich, da wollte man ihm, dem ewigen Spötter und Spieler, ſelbſt dieſes ernſte, ehrliche Ende nicht glauben: die Wärter flüſterten von Selbſtmord durch Gift, wo nichts als ein natürlicher Schlagfluß vorlag. Er ſtarb in demſelben Hauſe am Boulevart, das er ſich mit fürſtlicher Pracht und Künſtlerlaune gebaut, aus deſſen Fenſtern er am verhängnißvollen 14. Juli den Sturz der Baſtille — in gewiſſem Sinne und zum Theil ſein Werk — mit angeſehen hatte, und wurde von den Seinigen in dem Garten dieſes Hauſes begraben. „**Tandem quiesco**“ — Endlich Ruhe — hatte er ſelbſt über ſeine Gruft ſchreiben laſſen, um auch darin eine letzte Täuſchung nach dem Tode zu erleben. Sein Garten und ſein Grab ſind jetzt eine Straße, nachdem ſeine Gebeine in der Erde irgend eines pariſer Friedhofs vermoderten. Ihn überlebte ſeine dritte Gattin und eine einzige Tochter, die, an einen Herrn Delarue glücklich verheirathet und 1832 verſtorben, das Geſchlecht Beaumarchais’, aber nicht ſeinen Namen, in zwei Enkeln und einer Enkelin bis zum heutigen Tage fortgeſetzt hat.

---

*) Beaumarchais' Familie ſcheint dieſe Verherrlichung einer brüderlichen That allerdings ſehr auf Koſten der Wahrheit, wenig geſchätzt zu haben. Als Goethe's Schauſpiel auf die franzöſiſche Bühne verpflanzt wurde, mußte der Name Beaumarchais in Ronac verwandelt werden, durch ein Anagramm des ehemaligen Namens Caron.

Ein Leben wie das in vorſtehenden Zügen ſkizz’rte, iſt kein „Dichterleben“, iſt es weder äußerlich als Stillleben in Blättern und Büchern, noch innerlich in der Selbſtbeſchränkung, Sammlung und Vertiefung, welche jede Kunſt von ihren geborenen und auserwählten Pflegern heiſcht. Der Geſchäfts- und Weltmann bleibt in Beaumarchais dem Schriftſteller von Fach, der Journaliſt und Pamphletiſt dem Dichter überlegen. Er ſelbſt ſagt, daß er nur zur Erholung — „**par délassement**“ — mit Literatur ſich beſchäftigt habe und hinter der geiſtigen Bewegung ſeiner Zeit zurückgeblieben ſei, weil das Schriftſtellerthum als Lebensberuf einen ganzen Mann erfordre. Das Wort mag mehr beſcheiden als wahr, oder auch als ernſt gemeint geweſen ſein; denn in den wenigen Werken, welche Beaumarchais der Literatur gegeben hat, — ſie füllen zwei Bände von ſieben der Pariſer Geſammtausgabe, — überflügelt er, und das nicht blos im Erfolge, ſondern auch in Anlage und Zweck, alle Zeitgenoſſen. Zuſammengehalten gewähren ſeine Stücke, ſechs an der Zahl, allerdings nicht den Eindruck einer fortſchreitenden, ſtätig entwickelten, künſtleriſch gezuchteten Dichternatur, wie ſie in den Werken Shakeſpeare's, Moliere's, Schiller's ſich offenbart; aber in jedem einzelnen tritt um ſo ſchärfer ein kühner, origineller, überall neue Bahnen ſuchender und findender Geiſt auf, der ſich in einem oder dem anderen Wurf einmal der Bühne zuwendet, wie ſonſt einem waghalſigen Experiment an der Börſe, einer Spekulation zu Land oder Waſſer, einer abenteuerlichen Unternehmung im öffentlichen Leben. Das Theater reizte und lockte durch ſeinen Glanz, ſeine Unruhe, ſeine raſche und laute Wirkung die ihm innerlich wahlverwandte Natur Beaumarchais'; Novellen und Romane hat er nie geſchrieben, konnte er nicht ſchreiben, wie er auch keinen guten Vers zu machen im Stande war. Revolutionäre Geiſter wie er treten auf in ungebundener Rede: Rouſſeau that es, Leſſing, Schiller in ſeiner erſten Theaterperiode.

Beaumarchais hat im Jahre 1767 auf dem Théâtre-français debütirt mit dem bürgerlichen Schauſpiel „Eugenie“, einem Rührſtück, das ſich zunächſt an Diderot's Arbeiten gleichen Stiles (le Père de Famille, le Fils naturel) anlehnt. Der erſte Wurf gelang über Erwarten, machte Aufſehen; der nächſtfolgende („Die beiden Freunde oder der Lyoner Kaufmann“, 1770 gegeben), ebenfalls ein bürgerliches Schauſpiel, deſſen Handlung um einen Bankrott ſich dreht, mißglückte entſchieden. Mit einem kühnen Sprunge geht, fünf Jahre ſpäter, der Dichter aus dem empfindſamen Familiendrama in die luſtigſte Poſſe über, vom Schauſpiel zur komiſchen Oper: im „Barbier von Sevilla“, — zuerſt mit ſpaniſchen Volksweiſen für die Oper geſchrieben, ſpäter als Schauſpiel umgearbeitet und in ſolcher Geſtalt 1775 auf dem Théâtre-français erſchienen, aber mit der unerhörten Neuerung geſungener Einlagen, — landet Beaumarchais auf ſeinem eigentlichen Gebiet, deſſen Höhe er 1784 in „Figaro's Hochzeit“ erreicht. Dieſem ſeinem Meiſterwerk, das ſpäter näher zu betrachten ſein wird, folgt 1787 eine große Oper „Tarare“, von Salieri komponirt, der prophetiſche Vorläufer heutiger wahnwitziger Operntexte und Ausſtattungsſtücke mit Dekorationspomp und Ballet-Zugaben; endlich 1792 die Umkehr zum Familiendrama („Ein zweiter Tartufe, oder die Schuld der Mutter“), worin Figaro, Almaviva, Roſine noch einmal, in veränderter Geſtalt, an das Lampenlicht gezogen werden, ohne jedoch ihre früheren Erfolge einzuholen, wenngleich das

Stück ſich noch vor zehn Jahren dann und wann auf dem Repertoir blicken ließ.

„Figaro's Hochzeit“ war um 1780 im Manuſkript vollendet und 1781 von dem Théâtre-français zur Aufführung angenommen, gelangte zu dieſer aber erſt 1784. Drei Jahre hat, — wie Molière's Tartufe, in vieler Beziehung ſein Gegenſtück, — der gefährliche Barbier Quarantaine halten müſſen, in fünf Cenſurbureaux hinter einander. Nur durch Hintertreppen, Vorzimmer und Modeſalons, in denen der Dichter das Stück vorlas, iſt daſſelbe zur Bühne gekommen; Prinzen von Geblüt, Fürſtinnen, Herzöge, Miniſter haben ihm den Weg gebahnt, ihm, dem gefährlichſten Feinde ihrer Standesintereſſen. König Ludwig XVI., der es ſich im Beiſein der Königin hatte leſen laſſen, erklärte es für abſcheulich, für unaufführbar, — „détestable, injouable“. Sein Auge, von Natur kurzſichtig, erkannte mit tiefem Seherblick und mit dem angeborenen Inſtinkt, der die Souveräne vor ihren Feinden warnt, in Figaro's Scheermeſſer das erſte, ferne Wetterleuchten der Guillotine. Des Königs Abneigung gewann dem Stück und dem Verfaſſer Freunde; der Graf von Provence, ſpäter Ludwig XVIII., protegirte es, Hofdamen warben um eine Vorleſung, der geſammte hohe Adel intriguirte für die Aufführung, die mehrere Male angeſetzt, immer wieder verboten wurde, einmal kurz vor Beginn der Vorſtellung, zu der die Wagen bereits in langer Reihe angefahren waren. Schlau und zäh, verſtand Beaumarchais aus jedem Hinderniß eine Reklame für ſein Werk zu machen und Schritt vor Schritt, gegen den höchſtgebietenden Willen, deſſen Weg zu forciren. Hatte er dabei, außer der nächſten Abſicht, derjenigen einer endlichen Darſtellung, höhere, politiſche, ſociale, revolutionäre Zwecke? Diente dieſen, unbewußt oder bewußt, derjenige Theil der franzöſiſchen Geſellſchaft, welcher ſo bald darauf der Erfüllung ſolcher Zwecke zum Opfer fallen ſollte? Gewiß nicht, Beides nicht! Aus heutiger Ferne geſehen, iſt allerdings das furchtbar ernſte Luſtſpiel die Einleitung zu dem Schreckens- und Schauerdrama von 1789, iſt deſſen ſociale, komiſche Introduktion, wie Chenier's „Karl der Neunte“ (1789 erſchienen) das politiſche, pathetiſche Vorſpiel deſſelben. Beide Dramen ſind die Herkulesſäulen der Revolution: jenſeits liegt ein ſtilles Binnenmeer, diesſeits offene See, deren atlantiſcher Wellenſchlag von der neuen zur alten Welt, und umgekehrt, brauſt und brandet, nach den tiefen Geſetzen geheimnißvoller Strömungen und Wechſelwirkungen. Aber Beaumarchais wollte eine derartige Wirkung ſeines Stücks ſo wenig, wie die Geſellſchaft wußte, was ſie that, indem ſie daſſelbe förderte. Natürlich, nicht tendenziös zurechtgelegt, ſtellt das ſonderbare Verhältniß folgender Maßen ſich dar. Einerſeits wollte Beaumarchais eine Komödie über alle Komödien, einen Ausbund von Spaß und Spott, etwas noch nicht Dageweſenes dem Publikum bieten. Andererſeits wollte die vornehme Geſellſchaft des damaligen Paris, dieſe ſittlich verfaulte, nur den raffinirteſten Genüſſen noch zugängliche, alles Glaubens bare Geſellſchaft an einem ſolchen, noch nie dageweſenen Schauſpiel ſich frivol amüſiren, auf Koſten ihrer ſelbſt, gegen ihres Königs ſouveränen Willen, der längſt nicht mehr ſouverän war. Dieſe Geſellſchaft iſt ſo tief mit Blindheit geſchlagen, daß ſie nicht am Vorabend von 1789, geſchweige denn fünf volle Jahre früher den Ausbruch des Vulkans ahnt, auf dem ſie lebte, tanzte, liebte, ſpottete. Unſere Generation, welche in raſcher Folge die Julitage, die Februartage, die Dezembertage erlebt hat, kann ſich aus eigenſter Anſchauung einen Begriff von der, über alle Berechnung gehenden Plötzlichkeit der größten Kataſtrophen im Völkerleben machen. Gerade auf den Spitzen der Geſellſchaft werden ſie am wenigſten geahnt: die Gewitter ballen ſich unter ihr, und wenn auf einmal die Blitze von unten nach oben fahren, bald eine Krone vom Haupte, bald ein Haupt vom Rumpfe ſchlagend, dann ſind die meiſt Getroffenen, oft auch die meiſt Treffenden die meiſt Ueberraſchten. Unmittelbar vor, ja mitten in der Revolution wußten ihre Führer nicht einmal, wie weit und wohin ſie ging; ſchreibt doch, unter dem 9. Oktober 1787, Lafayette, der auf ſeinem welthiſtoriſchen Schimmel als Vorreiter dreier Revolutionen, diesſeits und jenſeits der großen Waſſer, durch die Geſchichte geht, an Waſhington die merkwürdigen Worte: „Allmählig, ohne große Erſchütterung werden wir zu einer unabhängigen Volksvertretung und damit auch zu einer Minderung der königlichen Gewalt gelangen; aber das iſt Sache der Zeit und wird um ſo langſamer vor ſich gehen, als die Intereſſen mächtiger Perſonen Knüppel in den Weg werfen werden.“ Fünf Jahre ſpäter war der Thron des heiligen Ludwig umgeſtürzt, ſein Enkel auf dem Schaffot verblutet! Beweis genug, daß das Erdbeben von 1789 nicht blos ſeine Opfer über Nacht überfiel, wie es denn, als der erſte Stoß, allen nachfolgenden an Größe und Schnelligkeit überlegen iſt, denen von 1830, 1848, 1851, 18??. . . .

Ebenſo natürlich wie das blinde Sicherheitsgefühl der franzöſiſchen Geſellſchaft von 1780 erſcheint denn auch der, jede Erwartung überragende Erfolg des Luſtſpiels. Beaumarchais hatte die Figuren ſeines Grafen Almaviva, Figaro's, in dem er ſich ſelbſt handgreiflich perſonificirt, Roſinens wieder hervorgeſucht, weil er ihnen ſeinen erſten durchſchlagenden Bühnenſieg verdankte; möglicher Weiſe wirkten beide Male Reiſeeindrücke aus Madrid, Erinnerungen an die ſpaniſchen Saynetes und ihre populäre Luſtigkeit, unbewußt bei Wahl des Stoffs, des Terrains, der Perſonen nach und mit. Aber dieſe waren inzwiſchen gewachſen, wie der Dichter ſelbſt in der harten Schule des Lebens. Was im „Barbier von Sevilla“ noch flüchtige Anſpielung geweſen, iſt in „Figaro's Hochzeit“ dreiſter, offener Angriff mit blanker Waffe. Beaumarchais hat in den dankbaren Stoff allen Sauerteig geknetet, den ſeine Lehrjahre bei Hofe, ſeine Händel vor Gericht, ſeine Kämpfe in der Preſſe und mit der Cenſur in ihm als gährenden Niederſchlag zurückgelaſſen. Daher ſeine Ausfälle für Preßfreiheit, ſeine tödtlichen Sarkasmen gegen Richter und Advokaten, ſein Baſtilleſturm gegen den Adel und deſſen Standesvorrechte, wenn er auch zunächſt nur eines derſelben, ohnehin ein halb fingirtes, in Wirklichkeit ganz aufgegebenes, als Angriffspunkt hinſtellt. Der Kern des Stückes iſt ſocialer Natur, und Danton hat Recht, wenn er, die oben bezeichneten zwei Revolutionsdramen, Figaro's Hochzeit und Karl IX., in einem Schlagwort zuſammenfaſſend, ausruft: „Figaro hat den Adel getödtet, Karl IX. das Königthum.“ Schärfer und prägnanter ließ ſich allerdings der Kampf gegen den Stand nicht darſtellen, ironiſcher die Emancipation des Bürgerthums nicht plaidiren, als indem der Knecht zum Herrn gemacht wurde. Wenn bisher der Bediente in der Komödie, auch bei Molière, nur eine leidende Rolle geſpielt hatte, geprügelt worden war und den Sündenbock der Herrſchaft abgeben mußte, ſo meiſtert nun Figaro ſeinen Grafen; jener wird der Held, dieſer die Dupe des Stückes. Die Revolution, die ſociale, iſt fertig.

Bemerke man dabei, mit welcher Feinheit Beaumarchais dieſe Ur- und Grundtendenz ſeines Werks verſteckt. Auch Shakeſpeare und Molière haben, jener gegen Puritaner, dieſer gegen Tartufe und ſeines Gleichen, polemiſirt; aber ſie ſtumpfen ihre Pfeile gefliſſentlich ab, der Erſtere in Humor ſie eintauchend, ſo daß der Zuhörer nicht recht weiß, ob es dem Dichter Spaß oder Ernſt iſt, der Letztere die gefährlichſte Spitze vergoldend durch ein enthuſiaſtiſches Lob auf den ſouveränen Herrn, Ludwig XIV. Beaumarchais geht weiter als beide; er greift an, auf Tod und Leben, rückt aber, um dem Angriff die Gefahr unmittelbarer Beziehungen zu nehmen, das ganze Kampfſpiel in discrete Ferne, ſo örtliche wie zeitliche. In ähnlicher Abſicht verlegte, unſtreitig gegen des Dichters urſprüngliche Intention und gegen die Natur des Stückes, Dalberg die „Räuber“ aus dem ſiebenjährigen in den dreißigjährigen Krieg. Beaumarchais ſchlägt augenſcheinlich auf den franzöſiſchen Adel, aber er ſchiebt, zur Deckung ſeiner ſelbſt, einen ſpaniſchen Grande vor; es ſind franzöſiſche Sitten oder Unſitten, die er geißelt, aber in ſpaniſchem Gewand, Laſter ſeiner Zeit, der allernächſten Gegenwart, nur oberflächlich mit dem altſpaniſchen Mantel verhüllt. Sein Stück iſt ein durch und durch modernes, obgleich es ariſtophaniſche und plautiniſche Elemente enthält, und an das italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche Luſtſpiel älterer Zeiten ſich anſchließt; gerade dieſe wunderbare Miſchung iſt es, welche daſſelbe, bis zum heutigen Tage, lebensfähig erhalten hat, nachdem die Zuſtände, gegen welche es kämpft, längſt überwundene ſind. Nicht Kompoſition, nicht Charakteriſtik, auch nicht die Sprache machen „Figaro's Hochzeit" klaſſiſch und unſterblich; gegen ſie alle laſſen ſich wohlbegründete Ausſtellungen erheben. Was der Verfaſſer aus ſeiner Zeit und aus ſeiner Perſönlichkeit hinzugethan hat, — bis auf Don Gusman Brid'oiſon, worin, ſogar dem Namen nach, der Parlamentsrath Götzmann fortlebt: darin lag der Grund des ungeheuern Erfolgs beim Erſcheinen des Stückes, darin, — keineswegs in ſeinem ſpecifiſchen Gehalt als Kunſtwerk, — liegt ſeine literar- und kulturhiſtoriſche Bedeutung.

Das Publikum fand, ſobald das Luſtſpiel auf die Breter trat, die wahre Meinung deſſelben heraus und machte die Nutzanwendung. Beiſpiellos war der Beifall, der Eindruck, die Aufregung, ſo daß Beaumarchais ſelbſt überraſcht ausrufen konnte: „Das Tollſte am tollen Tag bleibt ſein Erfolg." Bekannt und als Ereigniß in allen zeitgenöſſiſchen Denkwürdigkeiten geſchildert iſt die erſte Aufführung, Dienstag den 27. April 1784 vor ſich gegangen. Vom frühesten Morgen an waren die Thüren des Théâtre-français belagert; es mußten Wachen requirirt werden. Die Menge ließ ſich auch von dieſen nicht zurückhalten: ſie ſprengte die Eingänge, zerbrach die eiſernen Gitter, überfluthete lange vor Beginn der Vorſtellung alle Gänge. Die vornehmſten Damen ſpeiſten, um ſich einen Platz zu ſichern, in den Garderoben der Schauſpielerinnen. Die Darſtellung entſprach den Vorbereitungen, der Erfolg der Darſtellung. Achtundſechszig Male, faſt unmittelbar auf einander, ging dieſelbe über die Breter, nicht blos von ganz Paris, ſondern aus den entlegenſten Provinzen, von Fremden aus allen Ländern Europa's beſucht. In acht Monaten vom 27. April bis Ende 1784 belief ſich die Einnahme auf die Summe von 346,197 Livres, wovon nach Abzug aller Koſten der Comédie française ein Gewinn von 293,755 Livres, dem Dichter eine Tantième von 41,499 Livres verblieb. Doch fehlte, neben dem Licht, auch der Schatten für ihn nicht. Seine alten Feinde, durch neue Neider vermehrt, lieferten in den Zeitungen ein boshaftes Nachſpiel zu „Figaro's Hochzeit", indem ſie das Stück und den Verfaſſer mit Kritiken, Epigrammen, Anekdoten jeder Art verfolgten. Beaumarchais replicirte in gleichem Tone, und die Polemik wurde ſo giftig, daß er zuletzt im

„Journal de Paris“ leidenſchaftlich ausrief: „Nachdem ich, Löwen und Tigern zum Trotz, die Aufführung meines Werks durchgeſetzt habe, werde ich über deſſen Erfolg mich nicht länger mit nächtlichem Ungeziefer herumbeißen.“ Dieſe „Löwen und Tiger“ legten vornehme Gegner und Neider Beaumarchais' bei dem König auf Letzteren aus. Ludwig XVI., ohnehin dem Stück wie dem Dichter abgeneigt, ließ ſich durch eine, ſeiner ſchwachen Natur nicht ungewohnte Zorneswallung hinreißen und befahl, beim Spiele ſitzend, auf eine Karte — es ſoll Pique-Sieben geweſen ſein, wie Arnault (**Souvenirs d'un Sexagénaire**) erzählt, — den Verhaftbefehl mit der Bleifeder ſchreibend, Beaumarchais ſofort in's Gefängniß zu werfen, und zwar in dasjenige für jugendliche Verbrecher, in Saint-Lazare. Beaumarchais, 53 Jahre alt, auf dem Gipfel ſeines Ruhmes, in einer, nach jeder Seite hin glänzenden Lebensſtellung, eingeſperrt mit Gaſſenjungen und Lotterbuben .... Die Verhaftung erfolgte in der Nacht vom 8. zum 9. März 1785. Paris lachte am anderen Morgen über den königlichen Witz gegen den witzigen Dichter; aber der Umſchlag der öffentlichen Meinung zu des Letzteren Gunſten ließ nicht auf ſich warten. Der König ſelbſt kam zur Beſinnung: Beaumarchais wurde entlaſſen nach einer fünftägigen Haft und erſchien im Publikum wieder bei einer der glänzendſten Vorſtellungen ſeines Stückes, welcher alle Miniſter beiwohnten. Was für ein Beifallsdonner mag in ihre Ohren gegellt haben bei Figaro's Worten: „Wenn man den Geiſt nicht erniedrigen kann, rächt man ſich durch Mißhandlungen an ihm!“

Die weitere Laufbahn des Stückes auf dem Theater und in der Literatur iſt bekannt. Es hat, wie ſeine Mutter, die Revolution, die Reiſe um die Welt gemacht, freilich nicht ohne den Vorſpann der volksthümlichſten aller Künſte, nicht ohne Mozart's Muſik. Die zwei ewigen Muſterbilder komiſcher Oper, geſchaffen von den unſterblichen Meiſtern deutſcher und italieniſcher Schule, Roſſini's „Barbier“ und Mozart's „Hochzeit des Figaro“, haben Beaumarchais' Werk ſo populär gemacht, daß die Fremdenführer in Sevilla die Straße und das Haus zeigen, wo Figaro's Laden geweſen. Eine in allen Stücken und Zügen, auch in dem Namen frei erfundene Figur hat reale Weſenheit erlangt. Das iſt der höchſte Triumph künſtleriſcher Schöpferkraft.

Uns erübrigen noch einige Worte über das Verhältniß zwiſchen dem franzöſiſchen Original und unſerer Ueberſetzung. Dem Plane der „Bibliothek“ gemäß, welche ausländiſche Klaſſiker zwar im deutſchen

Gewande, aber in ihrer urſprünglichen und eigenen Erſcheinung vorführen will, haben wir uns in Allem genau an das Vorbild gehalten. Nur eine einzige Beſonderheit, die uns ſtörend, nicht fördernd vorkommt, in der Nomenclatur des Stückes iſt von uns abſichtlich nicht nachgeahmt worden. Die veraltete und geſchmackloſe Art, Perſonen durch grob erfundene Eigennamen zu charakteriſiren, ſchickt ſich heutigen Tages nicht mehr, ſo wenig auf dem Theaterzettel wie im Buche. Deshalb haben wir den Don Gusman Brid'oiſon nicht in Gänſekopf, den Gerichtſchreiber Double-Main nicht in Langfinger, den Ziegenhirten Grippe-Soleil nicht in Sonnen- oder Tagedieb übertragen, ſondern die Eigennamen lieber weggelaſſen, um ſo unbedenklicher, als das Individuum in dieſem Fall nichts verſchlägt und die einfache Standesbezeichnung genügt, wo der Stand, nicht die Perſon gezeichnet werden ſoll. In allem Uebrigen ſind wir dem Original treu gefolgt, namentlich auch in der Romanze des Pagen und in den Schlußcouplets.

Daraus folgt, — und wir geſtatten uns hier die vielleicht überflüſſige, jedes Falls aber ausdrückliche Verwahrung, — daß in der hier vorliegenden Geſtalt das Stück zu einer Aufführung auf der deutſchen Bühne nicht geeignet iſt. Eine Bearbeitung und eine Ueberſetzung ſind zwei ſehr verſchiedene, zum Theil ſogar entgegengeſetzten Zwecken dienende Dinge. Wir haben uns, dem Luſtſpiel Beaumarchais' gegenüber, in beiden verſucht und wünſchen, daß unſere Ueberſetzung vom leſenden Publikum ebenſo freundlich möge aufgenommen werden, wie es unſerer Bearbeitung Seitens des Theaterpublikums an mehreren Orten geſchehen iſt.

Ein toller Tag

oder

Figaro's Hochzeit.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Zum erſten Male dargeſtellt durch die Mitglieder des Théâtre français,
Dienstag den 27. April 1784.

> Verzeiht dem Stück, des Spaßes wegen,
> Den Ernſt, auch wenn er Euch mißfiel.
> Im Schluß-Couplet.

Perſonen:

Graf Almaviva, Groß-Corregidor von Andaluſien.
Die **Gräfin,** ſeine Gemahlin.
Figaro, Kammerdiener des Grafen und Haushofmeiſter im Schloß.
Suſanne, deſſen Verlobte, erſte Kammerfrau der Gräfin.
Marzelline, Haushälterin.
Antonio, Schloßgärtner, Suſannens Oheim.
Fanchette, deſſen Tochter.
Cherubin, erſter Page des Grafen.
Bartholo, Arzt in Sevilla.
Baſilio, Muſikmeiſter der Gräfin.
Der **Friedensrichter** des Bezirks.
Der **Gerichtsſchreiber.**
Ein **Bauernknabe.**
Eine **Schäferin.**
Pedrillo, des Grafen Reitknecht.

Landleute. Schloßdienerſchaft.

Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe des Grafen, Aguas-Frescas, drei Wegſtunden von der Stadt Sevilla.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt ein geräumiges, nicht völlig eingerichtetes Zimmer vor. Hausrath ſteht umher; in der Mitte ein großer Armſeſſel. Figaro mißt mit einem Zollſtabe den Fußboden aus. Suſanne verſucht vor einem Spiegel den Brautkranz.

Erſter Auftritt.

Suſanne. Figaro.

Figaro. Neunzehn Fuß zu ſechsundzwanzig.

Suſanne. Sieh nur, Figaro, meinen ſchönen Brautkranz; ſteht er mir ſo beſſer?

Figaro. Unvergleichlich, mein Schätzchen. Welche Gefühle dieſer jungfräuliche Myrthenkranz nebſt Brautſchleier am Hochzeitsmorgen in der glücklichen Bruſt des Bräutigams erweckt!

Suſanne. Was hatteſt du denn auszumeſſen?

Figaro. Ich rechnete aus, ob das große Himmelbett, das der gnädige Herr uns ſchenkt, hier Platz hat.

Suſanne. In dieſem Zimmer?

Figaro. Seine Excellenz treten es uns ab.

Suſanne. Ich nehme es aber nicht an.

Figaro. Und weßhalb?

Suſanne. Weil ich nicht will.

Figaro. Warum?

Suſanne. Weil es mir nicht gefällt.

Figaro. Ein hübſcher Grund!

Suſanne. Bin ich etwa gar Gründe ſchuldig? Beweiſen, daß ich Recht habe, hieße zugeben, ich könne Unrecht haben. Giebſt du mir nach, oder nicht?

Figaro. Was in aller Welt kannſt du gegen dieſes Zimmer einwenden, das für uns das bequemſte im ganzen Schloſſe ſein wird? Hier ſind wir mitten zwiſchen unſerer Herrſchaft. Nachts, wenn die gnädige Gräfin deiner bedarf, braucht ſie nur zu läuten: Kling, ling, ling, — und, huſch, huſch, in zwei Schritten biſt du bei ihr. Befiehlt der gnädige Herr mir etwas, (mit tieferem Tone) kling, ling, ling, ſo läutet er auf ſeiner Seite, und, eins, zwei, drei, bin ich an ſeinem Bett.

Suſanne. Vortrefflich! Und wenn nun der gnädige Herr Morgens in aller Frühe läutet — Kling, ling, ling, — und dir einen recht weiten, langen Weg aufträgt, — huſch, huſch, ſind Seine Excellenz an meiner Thür, und eins, zwei, drei an meinem ....

Figaro (ſie haſtig unterbrechend). Suſanne, was ſoll das heißen?

Suſanne. Nichts weiter, mein Freund, als daß Seine Excellenz, der Herr Graf Almaviva, unſer gnädigſter Herr und Gebieter, der Liebeleien und Abenteuer auf dem Lande endlich ſatt geworden, in Hochdero Schloß zurückzukehren geruhen wollen. Aber nicht zu der Gräfin, ſeiner Gemahlin, — ſondern — zu der deinigen, mein armer Figaro; für welchen Zweck ihm dieſes Zimmer ganz außerordentlich gelegen ſcheint. So wiederholt mir wenigſtens alle Tage der ehrliche Baſilio, Muſikmeiſter im Schloſſe und geheimer Agent in den Privatangelegenheiten Seiner Excellenz.

Figaro. Baſilio, o du mein würdiger Buſenfreund! Aber, Geduld! Wenn jemals ein geſunder Haſelſtock einen falſchen Katzenbuckel gerade geklopft hat, ſo wird dieſer Buckel der deine und dieſer Stock der meinige geweſen ſein!

Suſanne. Haſt du geglaubt, armer Junge, die Mitgift, welche Excellenz mir giebt, wäre der Lohn deiner Verdienſte?

Figaro. Ich habe genug für ihn gethan, um dies hoffen zu dürfen.

Suſanne. Wie dumm doch manchmal die geſcheiteſten Leute ſind!

Figaro (kleinlaut). Das ſagt man allerdings.

Suſanne. Aber man glaubt es nicht.

Figaro (noch kleinlauter). Man hat Unrecht.

Suſanne. Erfahre denn, daß der Graf mit jener Mitgift ein heimliches Stelldichein ſich erkaufen will, ein gewiſſes gutsherrliches altes Recht . . . . du weißt, wie ſchrecklich es war.

Figaro. Ob ich das weiß! Hätte der Herr Graf bei ſeiner Vermählung dies abſcheuliche Recht nicht abgeſchafft, ich würde dich als ſeine Unterthanin niemals gefreit haben.

Suſanne. Nun bereut er aber, es abgeſchafft zu haben, und mit deiner Braut möchte er, ganz im Stillen, es heute wieder einführen.

Figaro (in einen Stuhl ſinkend). Ich falle aus den Wolken.

Suſanne. Bitte, nur nicht auf den Kopf! Du könnteſt dir eine Beule ſchlagen (ihn ſtreichelnd), ein ganz kleines zierliches Hörnlein.

Figaro. Du lachſt, Schelmin, während mir der Angſtſchweiß vor der Stirn ſteht. (Sich die Stirn reibend.) Hm, hm, hm! Giebt es denn da gar kein Mittel, einen vornehmen Wilddieb, der uns in's Gehege geht, abzufangen und abzuſtrafen?

Suſanne. Liſt und Geld: nun iſt Herr Figaro in ſeinem Element.

Figaro (immer nachſinnend). Gewiſſensſkrupel halten mich nicht ab.

Suſanne. Aber die Furcht?

Figaro. Ich ſcheue keine Gefahr, wenn ich einen Vortheil ſehe. Das iſt freilich keine Kunſt, einen fremden Eindringling in ſeinem Eigenthum zu erwiſchen und mit einer Tracht Prügel heimzuſchicken. Tauſend Narren haben das gethan. Beſſer . . .

(Es läutet hinter der Scene.)

Suſanne. Horch, meine Gräfin iſt wach. Sie hat es mir beſonders auf die Seele gebunden, daß ich die Erſte ſein ſoll, die ſie an meinem Hochzeitstage ſpricht.

Figaro. Was iſt denn nun dabei wieder?

Suſanne. Nur ein kleiner Aberglaube. Unſer alter Schäfer ſagt, mit einer Braut am Hochzeitsmorgen reden, bringt verlaſſenen Frauen Glück. Ich muß zu ihr. Auf Wiederſehen, mein kleiner,

iner Fi . . Fi . . Figaro. Denk' hübſch nach, wie wir uns aus der Schlinge ziehen.

Figaro (bittend). Ein Küßchen, um meinen Verſtand zu erleuchten!

Suſanne. Warum nicht gar? Was würde der Herr Gemahl morgen ſagen, wenn ich heute dem Herrn Bräutigam das erlaubt?

Figaro (küßt ſie). O Suſanne, wenn du wüßteſt, wie lieb ich dich habe!

(Es läutet noch einmal.)

Suſanne (ſich losreißend). Erzähle mir das heute Abend. (Im Abgehen ihm eine Kußhand zuwerfend.) Da haben Sie Ihren Kuß wieder; ich will nichts behalten, was Ihnen gehört!

Figaro (ihr nacheilend). Suſanne! (Sie entflieht.)

Zweiter Auftritt.

Figaro (allein). Reizendes Geſchöpf! Immer heiter, aufgeweckt, voll Witz und Laune! Und dabei brav! (Er geht, ſich die Hände reibend, lebhaft umher.) Ah Excellenz, mein hochgnädiger Herr! Sie laſſen ſich herab, Ihrem gehorſamſten Diener Ehren zuzudenken, von denen er ſich im Schlafe nichts träumen ließ. Darum alſo nehmen Sie Ihren Haushofmeiſter als Geſandtſchaftscourier mit auf Ihren neuen Poſten! Drei Beförderungen auf einmal: Sie werden Botſchafter, ich Depeſchenträger und Suschen eine ganz geheime Hof=, Haus= und Herzensdiplomatin! Vortrefflich! Während ich Courier für Sie reite, — (mit der Zunge klatſchend) hopp, hopp, hopp, — fahren Sie mit meiner kleinen Frau, wer weiß wohin? Nicht doch, mein gnädigſter Herr, das wäre für uns der Gnade, für Sie des Dienſtes zu viel! Den König und mich zugleich in London repräſentiren, ſeine und meine Geſchäfte beſorgen, — zu viel, wie geſagt, um die Hälfte zu viel! — Was dich aber angeht, ehrlicher Baſilio, du, einſt mein würdiger Zögling in allerhand Schelmenſtücklein, dir werd' ich zeigen, wie gefährlich es iſt, ſeinen

Meiſter meiſtern zu wollen. O du elendeſter aller Muſikmeiſter! Ich werde dich . . . . Pfui, Figaro, keine Heftigkeit. Verſtellung und Behutſamkeit nach allen Seiten! Einen fein hinter den Andern, und Alle durch einander gehetzt! Zuerſt gilt es, die Hochzeit beſchleunigen, um Excellenz zuvorzukommen; dann Dame Marzelline beſeitigen, welche auf den armen Figaro verſeſſen iſt, wie der Teufel auf eine arme Seele; ferner Mitgift und Hochzeitsgeſchenke einſtecken, je mehr, deſto beſter; vor allem dem Herrn Grafen ſein Recht und Meiſter Baſilio ſein Unrecht gehörig eintränken . . . Arbeit die Hülle und die Fülle!

Dritter Auftritt.

Figaro. Bartholo. Marzelline.

Figaro. Sieh da, ſieh da, unſer dicker Doktor! Der fehlte noch, das Feſt vollſtändig zu machen. (Ihm entgegen.) Herzensdoktorchen, ſeid willkommen! Gewiß erſcheint Ihr im Schloſſe von wegen meiner Hochzeit mit Suschen?

Bartholo (verächtlich). Was der Narr ſich einbildet!

Figaro. Es wäre wahrhaftig auch zu großmüthig.

Bartholo. Und thöricht obendrein.

Figaro. Wißt Ihr noch, wie ich das Unglück hatte, euere Hochzeit mit Roſinchen, eurer ſchönen Mündel, zu ſtören? Beſinnt Euch doch!

Bartholo. Habt Ihr uns ſonſt etwas zu ſagen?

Figaro. Iſt denn auch für euer Maulthier gehörig Sorge getragen? (Ihm auf den Bauch ſchlagend.) Seine Laſt iſt doch wahrhaftig zu ſchwer geworden. Was ihr Aerzte für unbarmherziges Volk ſeid! Quält die Thiere, als ob ſie Menſchen wären! (Läßt ihn lachend ſtehen.) Dame Marzelline! (Mit tiefer Verbeugung.) Immer wohl auf? Immer noch entſchloſſen, Prozeß mit mir zu führen? Streit auf Leben und Tod?

Bartholo. Was meint er damit?

Figaro. Die Alte mag's Euch ſelbſt erzählen!

(Läuft durch die Mitte ab.)

Vierter Auftritt.

Bartholo. Marzelline.

Bartholo (ihm nachblickend). Immer der alte Schelm. Wenn der nicht bei lebendigem Leibe geſchunden wird, ſtirbt er in dem dickſten Spitzbubenfell, das es jemals gegeben hat.

Marzelline (Bartholo zurückziehend). Nun, ſind Sie endlich da, mein ewiger Doktor? Immer ernſt und gemeſſen, mag man ohne Ihre Hülfe ſterben, wie man ſich einſt ohne ſie verheirathete, trotz aller Ihrer Vorſichtsmaßregeln.

Bartholo. Immer ſpitz und bitter! Was macht denn meine Anweſenheit im Schloß ſo nöthig? Iſt dem Herrn Grafen ein Unfall begegnet?

Marzelline. Nicht doch, Doktor.

Bartholo. Oder iſt der Gräfin Roſine, meiner treuloſen Mündel, mit des Himmels Hülfe etwas zugeſtoßen?

Marzelline. Sie leidet allerdings.

Bartholo. Eine kleine Erkältung?

Marzelline. Ganz recht, ihres Herrn Gemahls, — gegen ſie.

Bartholo (frohlockend). So rächt mich ihr eigener Mann an ihr!

Marzelline. Der Graf iſt wunderlich: eiferſüchtig auf ſeine Frau, und doch treulos gegen ſie.

Bartholo. Treulos aus Launen, aus Eitelkeit eiferſüchtig: die alte Leier der großen Herren!

Marzelline. Zum Exempel: heute verheirathet er unſere Suſanne an ſeinen Figaro; er überhäuft ihn mit Gunſtbezeugungen wegen dieſer Heirath . . .

Bartholo. Welche Seine Excellenz nothwendig gemacht haben?

Marzelline. Nicht ſo ganz, aber welche Seine Excellenz im Stillen mit dem Bräutchen vorausfeiern möchte.

Bartholo. Mit Figaro's Braut? Darüber wird ſich mit ihm handeln laſſen.

Marzelline. Baſilio behauptet das Gegentheil.

Bartholo. Iſt der Spitzbube auch da? Das ganze Schloß eine Räuberhöhle! Was zum Henker thut er hier?

Marzelline. So viel Schlimmes wie er kann. Das Schlimmſte von Allem iſt ſeine langweilige alte Leidenſchaft für mich.

Bartholo. Die hätte ich mir an Ihrer Stelle längſt vom Halſe geſchafft.

Marzelline. Durch welches Mittel?

Bartholo. Durch eine Heirath mit ihm.

Marzelline. Grauſamer Spötter! Warum wenden Sie dies Mittel nicht ſelbſt an, gegen mich, um meiner los zu werden? Iſt das nicht Ihre Pflicht? Denken Sie Ihrer Verſprechungen nicht mehr? Nicht an unſeren kleinen Emanuel, die Frucht einer vergeſſenen Liebe, die uns zum Altar führen ſollte?

Bartholo (ungeduldig). Um ſolche Thorheiten anzuhören, ſprengen Sie mich von Sevilla hierher? Woher der plötzliche Rückfall in Ihre alten Eheſtandsgelüſte?

Marzelline. Es ſei! Reden wir nicht mehr davon. Wenn Sie mich denn unter keiner Bedingung zur Frau machen wollen, wie Sie gelobt haben, ſo helfen Sie mir mindeſtens zu einem anderen Manne.

Bartholo. Mit tauſend Freuden. Wer iſt denn aber der von Gott und den Frauen verlaſſene Sterbliche, den Sie heimführen wollen?

Marzelline. Wer könnte es ſein, Doktor, als der ſchöne, der luſtige, der liebenswürdige Figaro?

Bartholo. Der Galgenſtrick?

Marzelline. Niemals übellaunig, immer heiter; der Gegenwart lebend, um die Zukunft ſo wenig ſich kümmernd, wie um die Vergangenheit; großmüthig . .

Bartholo. Wie ein Räuberhauptmann.

Marzelline. Nein, wie ein echter Edelmann; kurz ein Engel, — und doch ein Ungeheuer!

Bartholo. Aber ſeine Suſanne?

Marzelline. Sie kriegt ihn nicht, die Heuchlerin, wenn Sie, mein Doktorchen, mir helfen wollen, ein Eheverſprechen geltend zu machen, das ich, ſchwarz auf weiß, von ihm beſitze.

Bartholo. Am Tage ſeiner Hochzeit mit einer Andern?

Marzelline. Dazu iſt immer noch Zeit. Wenn ich ein kleines Frauengeheimniß auszuplaudern wollte ....

Bartholo (lauernd). Geheimniſſe vor einem Leibarzte?

Marzelline. Sie wiſſen freilich, daß ich vor Ihnen keine habe. Unſer Geſchlecht iſt leidenſchaftlich, aber ſcheu. Auch die abenteuerluſtigſte Frau hört in ihrem Inneren eine Stimme, die ihr zuruft: Sei ſchön, ſo viel du kannſt, tugendhaft, ſo viel du willſt, aber vorſichtig, ſo viel du mußt. Dieſe Vorſicht, deren Nothwendigkeit jede Frau fühlt, wird Suſanne auch fühlen, wenn wir ſie erſchrecken, indem wir die Anträge des Grafen an ſie unter die Leute bringen.

Bartholo. Wozu das?

Marzelline. Damit Suſanne ſich der Schande halber um ſo gewiſſer weigern muß. Darüber wird Seine Excellenz verdrießlich werden und meine Einſprache gegen ihre Heirath, wie meine Rechte auf Figaro unterſtützen.

Bartholo. Gut berechnet. (Für ſich.) Und ich gewinne dabei das Vergnügen, meine alte Haushälterin dem Schelm aufzuhängen, der mich um meine Mündel und obendrein um hundert blanke Thaler gebracht hat.

Marzelline (raſch). Denken Sie ſich nur die Luſt, Dokter!

Bartholo (raſch). Einen Böſewicht zu beſtrafen!

Marzelline (raſch). Zu heirathen, Dokter, ihn zu heirathen.

Fünfter Auftritt.

Bartholo. Marzelline. Suſanne.

Suſanne (die bei Marzellinen's Worten von links eingetreten, ein Negligéhäubchen der Gräfin mit langen Bändern und ein Damenkleid in der Hand). Ihn zu heirathen? Wen denn? Am Ende gar meinen Figaro?

Marzelline. Warum nicht? Heirathet ihn doch die Mamſell!

Bartholo. Eine echte Frauenlogik! Wir ſprachen, ſchön Suschen, von Figaro's Glück, Sie zu beſitzen.

Marzelline. Ohne von dem gnädigen Herrn und ſeinem gleichen Glück zu ſprechen, Mamſell.

Suſanne. Immer bitter, Madam! (Mit einem Knix.)

Marzelline (ebenfalls knixend). Dienerin, Mamſell; da iſt nichts Bitteres dabei. Muß ein gnädiger Herr das Glück nicht theilen, das er ſeinen Leuten verſchafft?

Suſanne. Das er verſchafft, Madam?

Marzelline. Ja, verſchafft, Mamſell!

Suſanne (wie oben). Glücklicher Weiſe hat Madam ebenſo viel Eiferſucht als wenig Recht auf Figaro!

Marzelline (wie oben). Mamſell räumt dem Herrn Grafen und dem Herrn Figaro allerdings größere Rechte ein!

Suſanne (immer wie oben). Wobei Madam vor Neid berſten möchte!

Marzelline (immer wie oben). Wenn man freilich ſo hübſch iſt wie Mamſell!

Suſanne. Immer hübſch genug, um Madam zu ärgern!

Marzelline. So ehrbar obendrein!

Suſanne. Die Ehrbarkeit überlaß' ich den alten Weibern!

Marzelline (will auf ſie los). Den alten Weibern?!

Bartholo (ſie zurückhaltend). Marzelline!

Marzelline. Kommen Sie, Doktor, ich halte mich nicht länger. (Sie rauſcht, Bartholo mit ſich ziehend, durch die Mitte ab.)

Sechster Auftritt.

Suſanne (allein). (Ihr nachrufend.) Viel Glück auf den Weg, Madam! Ich fürchte ſo wenig Ihre Drohungen wie Ihre Ränke. — Seh einer doch die boshafte, alte Sieben! Weil ſie Duenna bei meiner Gräfin geweſen iſt und dieſer ihre Jugend verdorben hat, glaubt ſie das ganze Schloß hofmeiſtern zu dürfen. (Sie wirft das Kleid auf einen Tiſch.) Hab' ich mich doch über ſie geärgert, daß ich nicht mehr weiß, was ich hier ſuchen wollte.

Siebenter Auftritt.

Suſanne. Cherubin.

Cherubin (den Kopf durch die Mittelthür hereinſteckend, dann haſtig vorkommend). Endlich allein! Seit zwei Stunden paſſ' ich auf den Augenblick, Suschen ohne Zeugen zu finden. Ach Suſanne, was für ein Unglück: Du heiratheſt und ich muß fort!

Suſanne. Wie hängt denn meine Hochzeit und des Herrn Pagen Abreiſe zuſammen?

Cherubin (kläglich). Suſanne, der Herr Graf jagt mich weg!

Suſanne (ſeinen kläglichen Ton nachahmend). Cherubin, der Herr Page wird wieder einmal einen dummen Streich gemacht haben.

Cherubin. Geſtern fand er mich bei deiner Muhme Fanchette, der ich ihr Verschen zu der heutigen Feſtlichkeit abhörte. Da gerieth er in einen Zorn! Hinaus, ſchrie er, du kleiner .... Ich mag vor einer Dame das grobe Wort gar nicht wiederholen, womit Seine Excellenz mich regalirte. Morgen Abend, ſagte er, haſt du das Schloß geräumt, oder .... Wenn meine gütige, ſchöne Pathin, die Frau Gräfin, ihn nicht beſänftigt, ſo iſt's um mich geſchehen. Suſanne, ich muß fort, kann dich nie wiederſehen.

Suſanne. Mich? Bin denn jetzt ich an der Reihe? Als ob man nicht wüßte, daß der junge Herr im Stillen für meine Gebieterin brennt!

Cherubin. O Suſanne, wie edel und ſchön ſie iſt, aber auch wie erhaben!

Suſanne. Das heißt, ich bin das nicht, und bei mir kann man ſchon etwas wagen.

Cherubin. Du weißt nur zu gut, Schelmin, daß ich nicht wage zu wagen. Aber du biſt glücklich, ſie jeden Augenblick ſehen und ſprechen zu können, Morgens ſie anzukleiden, Abends auszuziehen, Nadel für Nadel ... O Suſanne, ich gäbe ... Aber, was hältſt du denn da in der Hand?

Suſanne (ſpottend). Himmel, das glückliche Häubchen und das beneidenswerthe Band, welche Nachts das Haar der ſchönen Frau Pathe einſchließen.

Cherubin (lebhaft). Ihr Nachthäubchen? Gieb es mir, mein Herz! (Er greift darnach.)

Suſanne (zurückziehend). Warum nicht gar, ſein Herz! Welche Vertraulichkeit! Wenn es nicht ein kleiner Taugenichts ohne Gefahr wäre . . (Cherubin entreißt ihr das Band.) Ach, das Band!

Cherubin (um den Lehnſeſſel herumlaufend). Sage, du haſt es verloren, verdorben. Sag', was du willſt.

Suſanne (ihm nachlaufend). In drei oder vier Jahren wirſt du der größte kleine Schelm ſein, das prophezeie ich. Giebſt du das Band heraus? (Sie haſcht darnach.)

Cherubin (ein Notenblatt aus der Taſche ziehend). Laß es mir, Suschen; ich gebe dir meine Romanze dafür. Während das Andenken an deine ſchöne Gebieterin mich immer traurig macht, wird dein Bild den einzigen Sonnenblick in mein Herz werfen und es erheitern.

Suſanne. Dein Herz erheitern, junger Taugenichts? Du glaubſt wohl, mit deiner Fanchette zu ſprechen? Bei ihr überraſcht man dich; für meine Gräfin ſchwärmſt du, und mir machſt du obendrein auch den Hof.

Cherubin (außer ſich). Auf Ehre, es iſt wahr: ich weiß nicht mehr, was ich bin. Seit einiger Zeit fühl' ich mich ſo aufgeregt: mein Herz zittert bei dem bloßen Anblick einer Frau; die Worte „Liebe, Zärtlichkeit“ verwirren mich. Einem Weſen ſagen zu können: „Ich liebe dich“, das iſt für mich ſo nothwendig geworden, daß ich es allein ausrufe, wenn ich im Park umherirre, deiner Gebieterin zurufe, dir, den Bäumen, den Wolken, dem Winde, der den verlorenen Seufzer entführt. Geſtern begegnete ich Marzellinen.

Suſanne (lachend). Hahaha, auch ſie?!

Cherubin. Warum nicht? Sie iſt ein Weib, ein Mädchen! Weib, Mädchen! welche ſüße Namen, wie entzücken ſie!

Suſanne. Er wird raſend.

Cherubin. Fanchette iſt ſanft; ſie hört mich wenigſtens du nicht.

Suſanne. Das fehlte auch noch, den Herrn anhören; mein Band will ich. (Sie haſcht darnach.)

Cherubin (ihr entwiſchend). Nichts da! Nur mit meinem Leben entreißeſt du es mir. Aber wenn die Romanze nicht Preis genug dafür iſt, gebe ich tauſend Küſſe zu. (Er verfolgt ſie.)

Suſanne. Tauſend Naſenſtüber, wenn du es wagſt. Ich werd' es meiner Gräfin klagen; nein, beſſer noch, dem Grafen ſelbſt. Er hat vollkommen Recht, daß er den Taugenichts fortjagt, der ſeiner Gemahlin den Hof macht, Fanchetten Verſe einſtudirt und mir Bänder und Küſſe ſtiehlt.

Cherubin (den Grafen eintreten ſehend). Himmel, ich bin verloren! (Flüchtet hinter den Lehnſtuhl.)

Suſanne (gewahrt erſt jetzt den Grafen und tritt vor den Stuhl, um den Pagen zu verſtecken.) Der Herr Graf!

Achter Auftritt.

Suſanne. Graf. Cherubin.

Graf (vorſichtig eintretend). So verlegen, Suſanne? du ſprichſt mit dir ſelbſt, du errötheſt. Freilich, eine Braut am Hochzeitstage ...

Suſanne (verwirrt). Was ſteht zu Euer Excellenz Befehl? Wenn man den gnädigen Herrn bei mir fände!

Graf. Wäre mir ſelbſt nichts weniger als erwünſcht. Doch ich muß dir einmal ſagen, welch lebhaften Antheil ich an deinem Glück nehme. Baſilio hat dir meine Empfindungen für dich mitgetheilt. Mir bleibt kaum ein ungeſtörter Augenblick, um dir meine guten Abſichten auseinander zu ſetzen. Höre! (Er ſetzt ſich in den Lehnſtuhl.)

Suſanne (haſtig). Ich höre nicht zu.

Graf (ihre Hand ergreifend). Ein paar Worte. Du weißt, der König hat mich zu ſeinem Botſchafter in London ernannt. Ich nehme Figaro mit, gebe ihm die einträgliche Stelle eines Geſandtſchaftscouriers. Nun iſt es doch die Pflicht der Frau, ihrem Manne zu folgen.

Suſanne. Daß ich reden dürfte!

Graf (ſie näher an ſich ziehend). Rede, mein Kind, rede! Nimm dir heute ein Recht über mich, das dir für's Leben gehören ſoll.

Suſanne (erſchrocken). Ich will keines, gnädiger Herr; ich bitte, verlaſſen Sie mich.

Graf. Vorher ſprich!

Suſanne. Wohlan! Als der gnädige Herr ſeine Gemahlin dem Doktor Bartholo entführte und aus Liebe heirathete, als er, ihr zu Ehren, ein gewiſſes abſcheuliches Recht des Herrn abſchaffte . . .

Graf (lachend). Das den jungen Mädchen viel Kummer machte. O Suschen, dies reizende Recht. Wenn du mit mir heute in der Dämmerſtunde im Park darüber plaudern wollteſt, wie hoch wollte ich dieſe kleine Gunſt bezahlen!

Baſilio (von draußen). Ich finde ihn nirgends, Excellenz!

Graf (aufſtehend). Baſilio's Stimme!

Suſanne. Wenn er hierher käme!

Graf. So gehe hinaus, ihm entgegen!

Suſanne (verwirrt). Darf ich den Herrn Grafen allein hier laſſen?

Baſilio (noch hinter der Scene, näher). Ich habe aber doch Seine Excellenz von der Frau Gräfin weg hierher gehen ſehen!

Graf. Nirgends ein Verſteck? (Sich umſehend.) Hinter dem Lehnſtuhl! (Hinter dem Stuhl ſich verbergend, während der Page auf der andern Seite hervorſchlüpft und ſich im Stuhl niederduckt.) Verwünſcht unbequem! Schick' ihn nur bald wieder fort!

Suſanne (das früher mitgebrachte Kleid vom Tiſch nehmend und haſtig über den Pagen breitend). Was für ein Tag! Als wär's mein letzter!

Neunter Auftritt.

Graf. Cherubin (beide verſteckt). **Suſanne. Baſilio.**

Baſilio (durch die Mitte hereinſchleichend). Auch hier iſt er nicht!

Suſanne. Wer nicht? Wen ſucht man bei mir in ſo unziemlicher Weiſe?

Baſilio (immer umherſpürend). Wen ſollte man bei einer Braut anders ſuchen als den Bräutigam?

Suſanne. Und wer könnte bei einem Mädchen ſo keck eintreten, als Herr Baſilio?

Baſilio (wie oben). Zwar der gnädige Herr Graf möchten ebenfalls hier zu finden ſein, und am Ende nicht minder ein gewiſſer Page.

Suſanne (verlegen). Don Cherubin?

Baſilio (nachſpottend). Der liebe, leibhaftige Cherubin, der auf ſeinen Engelsfittigen Fräulein Suſanne vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend umflattert, he?

Suſanne. Das iſt gelogen, boshafter Menſch!

Baſilio. Hab' ich ihn nicht unlängſt noch an dieſer Thür patrouilliren ſehen? Oder hätte das vielleicht unſerem Suſannchen gar nicht gegolten?

Suſanne (haſtig). Wem anders als mir?

Baſilio. Zuletzt war es wohl gar ein zarter Auftrag, ein Brieflein an die gnädige Gräfin, die er ja bei Tafel mit den Augen förmlich verſchlingen ſoll! Daß er ſich nur in Acht nimmt vor dem gnädigen Herrn; Excellenz ſind einigermaßen kitzlich in dieſem Punkte!

Suſanne (zornig). Und Meiſter Baſilio einigermaßen niederträchtig, einen jungen Menſchen zu verleumden, der ohnehin bei ſeinem Herrn in Ungnade gefallen iſt!

Baſilio. Hab' ich das Gerücht erfunden? Das ganze Schloß ſpricht davon, die halbe Stadt.

Graf (hervortretend). Die Stadt ſpricht davon?

Suſanne. Nun iſt's aus!

Baſilio (ſchadenfroh). Der Herr Graf!

Graf. Baſilio, man ſoll den Pagen ſuchen, feſthalten, fortjagen.

Baſilio. Wie bedaure ich, hier eingetreten zu ſein und gehört zu haben!

Suſanne. Auch das noch!

Graf (zu Baſilio). Sie wird ohnmächtig. Raſch, den Lehnſtuhl.

Suſanne (Baſilio zurückdrängend). Ich ſetze mich nicht. Pfui der Schande, ein armes Mädchen ſo zu überfallen!

Graf. Wir ſind zu zwei, mein Kind, alſo hat's keine Gefahr für dich.

Baſilio. Hätt' ich gewußt, daß der gnädige Herr mich hörten, nie würde ich dem armen Pagen nachgeredet haben. Ich that es nur, um Suſannchens Gefühle zu erforſchen.

Graf. Er ſoll zurück zu ſeinen Anverwandten, reichlich beſchenkt, aber entlaſſen, ohne Gnade.

Baſilio. Excellenz, wegen eines Stadtgeſchwätzes?

Graf. Ein Taugenichts iſt er, den ich geſtern erſt bei der Tochter des Gärtners ertappte.

Baſilio (immer hämiſch). Bei Fanchette? Ei, ei!

Graf. Er war verſteckt in ihrer Kammer.

Suſanne. Wo Excellenz auch Geſchäfte hatten?

Graf. Sieh doch, eiferſüchtig!

Baſilio. Ein vortreffliches Zeichen!

Graf (zu Suſannen). Ich ſuchte deinen Oheim Antonio, meinen Trunkenbold von Gärtner, um ihm Befehle für deinen Hochzeitsſtrauß zu geben. Ich klopfe; man öffnet mir lange nicht. Endlich kommt deine Muhme Fanchette, verwirrt und verlegen. Dies macht mich aufmerkſam. Ich plaudre mit ihr, ſehe mich um, ſuche. Hinter der Thür hing eine Gardine, oder war's ein Kleiderſtock mit Tüchern drüber, — kurz, ein verdächtiges Stück Möbel. Ich, ohne mir etwas merken zu laſſen, geh' ſachte, ſachte drauf zu, hebe behutſam den Vorhang auf (Pantomime, die Erzählung begleitend) und erblicke — (hier hebt der Graf den Vorhang auf und gewahrt den Pagen). Ha, was iſt das?

Baſilio. Der Herr Page! Ei, ei!

Graf. Heute noch beſſer, wie geſtern!

Baſilio. Heute am allerbeſten!

Graf (zu Suſannen). Und Sie, Mademoiſelle, ſchämen ſich nicht, als Braut dergleichen Abenteuer zu beſtehen? Um meinen Pagen zu empfangen, wollten Sie allein ſein? (Zu Cherubin.) Du aber, unverbeſſerlicher Böſewicht, unterſtehſt dich, der Kammerjungfer deiner Herrin und Pathin nachzuſtellen, der Braut des Mannes, den du Freund nennſt? Nichts da! Ich werde nicht dulden, daß

Figaro, ein Diener, den ich ſchätze, dem ich Schutz ſchuldig bin, das Opfer ſolcher Betrügereien wird.

Suſanne. Weder Betrug, noch Opfer! Der Page war ſchon hier, als Excellenz eintraten.

Graf. Wehe ihm, wenn du die Wahrheit ſprichſt!

Suſanne. Er bat mich um ein Fürwort der gnädigen Gräfin bei Excellenz. Ihre Ankunft erſchreckte ihn ſo, daß er zu dem Lehnſtuhl ſeine Zuflucht nahm.

Graf. Gelogen! Als ich eintrat, ſetzte ich mich in demſelben Lehnſtuhl nieder.

Cherubin (ängſtlich). Ach, gnädiger Herr, ich ſteckte dahinter.

Graf. Noch einmal gelogen! Dahinter ſteckt' ich ſelbſt.

Cherubin. Da macht' ich Platz und ſchlüpfte hinauf!

Graf. Eidechſe, Schlange! So haſt du gehorcht?

Cherubin. Nicht doch, gnädiger Herr! Ich hielt mir beide Augen zu, um nichts zu hören.

Graf. Lügen über Lügen. (Zu Suſanne.) Aus deiner Heirath mit Figaro wird nichts.

Baſilio. Faſſung, gnädiger Herr, man kommt.

Graf (den Pagen aus dem Lehnſtuhl herabziehend). Ob du heruntergehſt? Der Schlingel bliebe bis zum jüngſten Tage da droben hocken!

Zehnter Auftritt.

Vorige. (Durch die Mitte) **Gräfin. Figaro.** (Hinter ihnen, allmählig und ſchüchtern eintretend) **Schloßdienerſchaft** und **Landleute**, unter dieſen **Fanchette.**

Figaro (einen Brautkranz mit langem Schleier in der Hand tragend, zu der Gräfin, welcher er die Thüre öffnet). Nur die gnädige Frau Gräfin können uns bei Sr. Excellenz dem Herrn Grafen dieſe außerordentliche Gunſt auswirken.

Gräfin (unſicher, zum Grafen). Sie ſehen, mein Gemahl, daß die guten Leute mir einen Einfluß bei Ihnen zuſchreiben, den ich freilich nicht beſitze. Indeß iſt ihr Anliegen an Sie nicht unbillig.

Graf (ſeine Verlegenheit hinter gezwungener Artigkeit gegen die Gräfin verſteckend). Ihr Fürwort, Gräfin, könnte auch Unbilliges möglich machen.

Figaro (zu Suſannen, leiſe). Hilf mir!

Suſanne (leiſe, zu Figaro). Alles vergebens!

Figaro (wie oben). Friſch gewagt!

Graf (zu Figaro). Was verlangt man von mir?

Figaro (mit tiefer Verbeugung vortretend, während Landleute und Dienerſchaft einen Halbkreis bilden, in officiellem Feſtrednerton). Gnädigſter Herr und Gebieter! Nachdem Euer Excellenz als Liebesopfer für Hochdero Frau Gemahlin ein gewiſſes grundherrliches Vorrecht abzuſchaffen geruht haben . . .

Graf (ärgerlich einfallend). Nun, da es denn einmal abgeſchafft iſt, warum immer wieder davon anfangen?

Figaro (mit Ironie fortfahrend). . . . ſo iſt es an der Zeit, daß die Tugend eines ſo gütigen Herrn öffentlich gefeiert werde. Mir kommt ſie am heutigen Tage ſo ſehr zu ſtatten, daß ich, als der Erſte, bei meiner Hochzeit ſie zu verherrlichen wünſche.

Graf (verwirrt). Du beſchämſt mich, Freund. Die Abſchaffung eines ſchmachvollen Vorrechts iſt nur eine Pflichterfüllung gegen die gute Sitte. Ein Spanier kann um die Schönheit werben, aber ihre Gunſt nicht wie einen Sklavendienſt erzwingen wollen. Dies iſt die Tyrannei eines Vandalen, nicht das gute Recht des caſtiliſchen Edelmannes.

Figaro (Suſannen dem Grafen vorführend). Möge denn dieſe, meine verlobte Braut, den jungfräulichen Schleier nebſt Kranz, das Sinnbild von Euer Excellenz reiner menſchenfreundlicher Geſinnung, aus den Händen ihres gnädigen Herren zu empfangen das Glück haben, und jedwede Hochzeit bei Euer Excellenz Unterthanen in derſelben Weiſe feierlich begangen werden. (Winkt den Umſtehenden.)

Alle. Bitte, gnädiger Herr!

Suſanne (zu dem Grafen, der den von Figaro dargebotenen Kranz zu nehmen zögert). Excellenz, warum einer Huldigung ausweichen, die Ihnen in jeder Beziehung ſo wohl anſteht?

Graf (bei Seite). O die Falſche!

Figaro. Betrachten Sie ſie nur, gnädiger Herr. Niemals wird eine ſchönere Braut die ganze Größe Ihres Opfers beſſer offenbaren.

Suſanne. Nichts von meiner Schönheit; reden wir nur von unſeres gnädigen Herren Tugend.

Graf (für ſich). Sie ſpotten meiner.

Gräfin (dem Grafen näher tretend). Auch ich lege mein Fürwort ein; dieſe Feſtlichkeit wird mir eine ſtäte Erinnerung ſein an die glückliche Zeit Ihrer Liebe zu mir.

Graf. Zum Zeichen, daß ſie nicht geſchwunden iſt, willige ich ein.

Figaro. Unſer gnädiger Herr ſoll leben!

Alle. Vivat hoch!

Graf (für ſich). Ich bin gefangen. (Laut.) Damit aber die feſtliche Handlung gehörig vorbereitet werde, verſchiebe ich ſie bis ſpäter; (für ſich) jetzt raſch nach Marzellinen geſchickt!

Figaro (zum Pagen, der traurig zur Seite geſtanden). Nun, Windbeutel, du freuſt dich nicht mit?

Suſanne. Der Aermſte iſt in Verzweiflung, weil ihn der gnädige Herr fortjagt.

Gräfin. Gnade für ihn, mein Gemahl!

Graf. Er verdient ſie nicht.

Gräfin. Er iſt noch ſo jung.

Graf. Aelter, als Sie glauben.

Cherubin (zum Grafen ängſtlich, zugleich ſchelmiſch). Gnädigſter Herr, wenn ich leichtſinnig geweſen bin, ſo ſoll die ſtrengſte Verſchwiegenheit über Alles ....

Graf (raſch einfallend, mit Verlegenheit). Schon gut, ſchon gut!

Figaro. Was haſt denn du zu verſchweigen?

Graf (wie oben). Genug, ſage ich. Jedermann bittet für ihn. So ſei er denn begnadigt. Mehr als das. Ich verleihe ihm eine Fähndrichsſtelle in meinem Regiment.

Alle. Vivat hoch!

Graf (laut). Jedoch füge ich die Bedingung hinzu, daß er heute noch nach ſeiner Garniſon in Catalonien abgeht.

Figaro (bittend). Morgen, Excellenz, morgen!

Graf (befehlend). Heute!

Cherubin (militäriſch grüßend). Ich gehorche.

Graf. Nimm hier ſogleich Abſchied von deiner Pathin; ihr verdankſt du deine Beförderung.

Cherubin (geht zur Gräfin, will reden, vermag es nicht, beugt ein Knie vor ihr).

Gräfin (mit gerührter Stimme). Geh denn, mein Kind, wenn man dich nicht einmal heute noch hier behalten will. Ein neuer Beruf erwartet dich; folge ihm in Ehren. Bleibe deines Wohlthäters eingedenk und dieſes Hauſes, das deine zarte Jugend ſchirmte. Sei gehorſam, wacker, tüchtig. Wir werden deine Laufbahn mit Theilnahme begleiten. (Cherubin erhebt ſich und geht an ſeinen Platz mit freudeſtrahlenden Augen zurück, von Figaro und Suſanne beglückwünſcht.)

Graf (leiſe zur Gräfin). So bewegt, Gräfin?

Gräfin (halblaut). Ich leugne es nicht. Welche Zukunft kann dem Kinde in dem rauhen Kriegerſtande beſchieden ſein? Zudem, Verwandte haben mir ihn empfohlen, ich bin ſeine Pathin.

Graf (bei Seite, einen Blick mit Baſilio wechſelnd, der während der ganzen Scene ihn beobachtet und gelegentlich ihm einen Wink gegeben). Baſilio hatte Recht. (Laut.) Junger Held, umarme zum Abſchied auch Suſannen; (Figaro neckend) es iſt zum letzten Male.

Figaro. Warum, gnädiger Herr? Wird er doch ſeine Winterquartiere bei uns aufſchlagen. Komm lieber in meine Arme, zukünftiger Feldmarſchall. (Umarmung.) Ja, ja, mein Söhnchen, nun iſt's vorbei mit dem leichtfertigen Pagenthum, vorbei mit den Streifzügen in die Frauengemächer, mit Kuchen und Früchten vom Nachtiſch, Blindekuh im Grünen und Pfänderſpielen am Kamin. Jetzt geht der Dienſt an, der ſauere, eiſerne Dienſt. Alle Wetter! Ich ſeh' dich ſchon als ſonnverbrannten Vaterlandsvertheidiger, auf der Schulter eine ſchwere Muskete, den Säbel an der Seite, rechts um, links um machen; geſchwinder Schritt, marſch! (Ahmt die Trommel nach und marſchirt mit Cherubin umher.) Vorwärts alſo zum Siege, zum Ruhme; wanke nicht unterwegs; wenn nicht eine zufällige Musketenkugel . . .

Suſanne. Wie entſetzlich!

Gräfin. Welche Prophezeiung!

Graf. Wo nur Marzelline bleibt?

Fanchette (ſich haſtig, mit einem Knix, hervordrängend). Gnädiger Herr, die iſt in's Dorf gegangen, mit dem dicken Doktor aus der Stadt.

Graf. Bartholo hier?

Fanchette. Sie ſah erhitzt aus und böſe, und ſprach ganz laut, und focht mit den Armen, ſo, und der Herr Doktor hatte zu thun, ſie zur Ruh' zu bringen, und meinen Vetter Figaro nannten ſie mehrere Male.

Graf. Vetter? Noch nicht!

Fanchette (halblaut zum Grafen, auf Cherubin deutend). Gnädiger Herr, ſind Sie noch böſe von wegen geſtern?

Graf (haſtig einfallend). Nicht doch. Geh' nur! (Fanchette zieht ſich knixend zurück.)

Figaro. Ein wahres Glück, daß Marzelline fern iſt. Sie würde unſer Feſt geſtört haben.

Graf (für ſich). Nur Geduld, ſie wird es ſtören. (Laut, der Gräfin ſeinen Arm bietend.) Gehen wir, Gräfin. Baſilio erwarte ich bei mir. (Geht mit der Gräfin durch die Mitte ab, Alle folgen, nach tiefen Verbeugungen Suſanne noch einmal umkehrend.)

Suſanne (den Grafen kopirend). Figaro erwarte ich bei mir.

Figaro (ſie hinausgeleitend). Siehſt du? Doch durchgeſetzt!

Suſanne (abgehend). Tauſendkünſtler!

Eilfter Auftritt.

Cherubin. Figaro. Baſilio.

Figaro. Nun, Freunde, da die Feſtlichkeit genehmigt iſt, müſſen wir uns über unſer Feſtſpiel von heute Abend einigen. Gleichen wir nicht den Schauſpielern, die nie ſchlechter agiren, als wenn die Kritik am wachſamſten iſt. Lernen wir unſere heutigen Rollen gut.

Baſilio (boshaft anſpielend). Die meinige iſt ſchwerer, als Ihr glaubt!

Figaro. Und dankbarer, als Ihr wißt.
Baſilio's Rücken.) Ihr ahnt nicht, was es
regnen wird.

Cherubin (traurig). Ich muß ja fort, vor

Figaro. Und möchteſt bleiben?

Cherubin. Ob ich es möchte!

Figaro. Da heißt es Verſtellung. Ge
Murren. Wirf dich in Reiſekleider, pack' dein
geräuſchvoll. Dein Pferd muß im Schloßb
Galopp bis zur Landſtraße; dort ſteigſt du ab,
den Park zurück. Komm nur dem gnädigen
die Augen, ſo wird er dich abmarſchirt glauben.
es, nach dem Feſt ihn zu beſchwichtigen.

Cherubin. Aber Fanchette weiß ja ihr
auswendig.

Baſilio. Was hat ihr denn aber der jun
in den acht Tagen, daß er mit ihr lernt?

Figaro. Du haſt heute nichts zu thun,
aus Gnaden eine Lektion.

Baſilio (zum Pagen). Nehmt Euch in Acht,
Papa Antonio iſt unzufrieden und hat ſein Tö
Sie lernt nicht bei Euch. Cherubin, Cherubin
Verdruß machen. Der Krug geht ſo lange zu

Figaro. Da kommt unſer alter Narr wie
genutzten Sprichwörtern. Was ſagt die Wei
Schulmeiſter? Der Krug geht ſo lange zu W

Baſilio. Bis er voll iſt.

Figaro (im Abgehen). Gar nicht übel, wahr

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Schauplatz: Das Schlafzimmer der Gräfin. Im Hintergrunde, in einem Alkoven, ein Himmelbett. Daneben eine Thür, in die Gemächer der weiblichen Dienerſchaft führend. Im Vordergrunde links ein Fenſter, rechts eine Thür in die Garderobe der Gräfin. Der Haupteingang links.

Erſter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin (auf der Chaiſe-Longue liegend). Schließ die Thür, Suſanne, und erzähle mir Alles, ganz genau.

Suſanne (neben der Gräfin ſtehend). Ich habe der gnädigen Gräfin Alles berichtet.

Gräfin. Alſo förmliche Anträge hat dir mein Gemahl gemacht?

Suſanne. Anbote, wie ſie ein vornehmer Herr einer Dienerin zu machen pflegt.

Gräfin. In Gegenwart des kleinen Pagen?

Suſanne. Der war hinter den Lehnſtuhl verſteckt. (Die Gräfin ſieht ſie argwöhniſch an.) Er kam nur, um meine Fürbitte bei der gnädigen Gräfin anzuſprechen.

Gräfin. Warum bat er nicht mich ſelbſt? Würde ich ihn abgewieſen haben?

Suſanne. Das ſagt' ich auch. Aber der Schmerz, die gnädige Gräfin verlaſſen zu müſſen, hatte den armen Jungen ganz verwirrt gemacht. (Den Pagen nachahmend, pathetiſch:) Ach Suſanne, wie reizend iſt ſie, wie himmliſch; aber auch ſo vornehm, ſo erhaben!

Gräſin. Sehe ich ſo aus, Suſanne? Ich, ſeine treue Beſchützerin!

Suſanne. Zufällig hielt ich eine Nachthaube der gnädigen Gräſin in der Hand. Er ſiel darüber her, riß das Band herunter . . .

Gräſin (lächelnd). Mein Band? Wie kindiſch!

Suſanne. Und da ich es ihm wieder abnehmen wollte, vertheidigte er ſeinen Raub wie ein Löwe. Hätten gnädige Gräſin nur geſehen, wie ſeine Augen funkelten, wie er mir um den Hals ſiel, mich küſſen wollte . .

Gräſin. Dich, Suſanne?

Suſanne. Nun ja doch, aus lauter Reſpekt vor der gnädigen Frau Pathin, weil er den Saum Ihres Kleides nicht einmal zu küſſen wagt.

Gräſin. Thorheit, Thorheit . . . Sprechen wir lieber — (ſeufzend) vom Grafen. Was ſagte er dir zuletzt?

Suſanne. Er würde auf Marzellinens Seite treten, wenn ich nicht nachgäbe.

Gräſin (aufſtehend, umhergehend, den Fächer von der Toilette nehmend, ſich fächelnd). Er liebt mich nicht mehr.

Suſanne. Woher aber dann ſeine Eiferſucht?

Gräſin. Gatten-Eitelkeit, nichts weiter. Ach, ich habe ihn zu ſehr geliebt, ihn ermüdet durch meine Zärtlichkeit, meine Treue. Das iſt mein einziges Unrecht gegen ihn. Doch ſoll dir dein offenes Geſtändniß nicht ſchaden. Du ſollſt deinen Figaro haben. Nur muß er dazu behülflich ſein. Er allein vermag es. Wird er kommen?

Suſanne. Sobald der gnädige Herr fort iſt auf die Jagd.

Gräſin (Fächerſpiel, wie oben). Oeffne das Fenſter! Es iſt eine Hitze hier, zum Erſticken.

Suſanne (das Fenſter links aufmachend). Gnädige Gräſin regen ſich durch Reden und Umhergehen auf (hinausſchauend). Sieh da, Excellenz reiten eben die Allee hinunter. Pedrillo hinterdrein. Zwei, drei, vier Hühnerhunde.

Gräſin. So haben wir Zeit zu überlegen. (Sie ſetzt ſich wieder.) Hat's da nicht geklopft?

Suſanne (zum Haupteingang links eilend). Das iſt Figaro, mein Figaro!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Suſanne. Nur herein, mein Freund! Gnädige Gräſin werden ungeduldig!

Figaro. Und Suschen nicht? Frau Gräſin haben in der That keinen Grund, ſich zu beunruhigen. Es handelt ſich um eine Kleinigkeit. Der Herr Graf findet Gefallen an meinem Bräutchen; ihr zu Liebe werde ich Geſandtſchaftscourier, Suschen ganz geheime Geſandtſchaftsräthin. Suschen lehnt ab. Deswegen geht Excellenz zum Feinde über, begünſtigt Dame Marzellinens Abſichten auf meine geringe Perſon. Alles dies iſt ſehr einfach; Jedermann macht es ſo, daß er ſich an den Gegnern ſeiner Abſichten durch Zerſtörung der ihrigen rächt. Weiter iſt es nichts.

Gräſin. Figaro, kann man ſo leichtfertig mit unſer Aller Unglück ſpielen?

Suſanne. Statt mit uns betrübt zu ſein . . . .

Figaro (heiter einfallend). Das würde uns viel nützen! Nicht doch, ich lerne vom Gegner. Mit ſeiner eigenen Taktik bekämpfen wir ihn: er macht Einfälle auf unſer Gebiet; beunruhigen wir ihn auf dem ſeinigen!

Gräſin. Wie wäre das anzufangen?

Figaro. Iſt bereits geſchehen. Man hat ihm einen falſchen Verdacht gegen die Frau Gräſin beigebracht.

Gräſin. Gegen mich? Du haſt dich unterſtanden? Bei ſeiner bekannten Eiferſucht!

Figaro. Um ſo beſſer. Um Herren ſeiner Art zu behandeln, muß man nur ihr Blut ein wenig in Wallung bringen; das verſtehen die Frauen ſo vortrefflich. Hat man ihnen den Kopf brav heiß gemacht, ſo führt man ſie am Fädchen der kleinſten

Intrigue wohin man will, an der Naſe umher, in den Guadalquivir. Freund Baſilio hat ihm ein anonymes Brieflein zugeſteckt, des Inhalts, daß bei dem heutigen Feſt ein Anbeter der Frau Gräfin nahen würde . . .

Gräfin. Welch leichtfertiges Spiel mit der Ehre einer Frau von Stande!

Figaro. Bei neunundneunzig unter hunderten würde ich es freilich nicht wagen, aus Furcht, mit meiner Lüge die Wahrheit zu ſagen.

Gräfin. Das ſoll wohl gar ein Compliment ſein, für das ich mich zu bedanken habe?

Figaro. Gab es ein anderes, ein beſſeres Mittel, um den gnädigen Herrn von Suſannen abzubringen, als indem ich ihn zur Frau Gräfin zurückführte? Nun ſpürt und ſchwärmt er bereits unruhig umher, einſtweilen auf der Fährte eines armſeligen Häsleins. Darüber vergeht die Zeit; unſere Hochzeitsſtunde rückt heran, und der Herr Graf wird nicht wagen, in Gegenwart der Frau Gräfin Widerſtand zu leiſten.

Suſanne. Deſto gewiſſer wird das Marzelline thun.

Figaro. Brrr! Daraus mache ich mir nicht ſo viel, meiner Treu! Du läſſeſt Seiner Excellenz ſagen, du werdeſt dich gegen Abend im Park einfinden.

Suſanne. Ein ſauberes Auskunftsmittel.

Figaro. Höre, mein Kind, die Leute, die nichts für etwas thun wollen, kommen zu nichts und taugen zu nichts. Das iſt mein Grundſatz.

Suſanne. Ein ſchöner Grundſatz.

Gräfin. Wie ſein Vorſchlag. Unmöglich kann es dein Ernſt ſein, Suſannen in den Park gehen zu laſſen.

Figaro. Sie gewiß nicht. Wir ſtecken Jemand Anderes in Suſannens Kleider, überraſchen Seine Excellenz bei dem Stelldichein und zwingen ihn nachzugeben.

Suſanne. Wer ſoll mich vertreten?

Figaro. Cherubin.

Gräfin. Der iſt ja abgereiſt.

Figaro. Vielleicht auch nicht. (Da die Damen nachdenklich ſchweigen, drängend.) Hab' ich freie Hand?

Suſanne (zuredend). In Führung einer Intrigue kann man ſich ſchon auf ihn verlaſſen.

Figaro (feurig). Eine?! Zwei, drei, vier auf einmal; je verwickelter, deſto beſſer. Ich bin ein geborener Hofmann.

Suſanne. Soll doch ein ſchweres Handwerk ſein.

Figaro (verächtlich). Empfangen, nehmen, verlangen: in dieſen drei Worten beſteht ſein ganzes Geheimniß.

Gräfin. Deine Sicherheit beſticht mich beinahe.

Figaro. So darf ich? (Die Gräfin wendet ſich ab, Suſanne winkt ihm zu.) An's Werk denn! Ich ſchicke den blonden Cherubin ſogleich hierher: friſire ihn, kleide ihn um. Dann verſteck' ich ihn wieder und bringe ihm ſeine Rolle bei. Sobald der Herr Graf von der Jagd zurückkehrt, kann das Schauſpiel beginnen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin (an ihren Toilettentiſch eilend). Aber Suſanne, bedenkſt du denn gar nicht, wie ich ausſehe? Und der junge Mann wird gleich hier ſein!

Suſanne. Wollen gnädige Gräfin ihm durchaus den Gnadenſtoß verſetzen?

Gräfin (ſich arrangirend). Ich? Du wirſt hören, wie ich ihn zurechtweiſe. Nein, ſieh doch nur, meine Haare ſind wirklich in einer ſchrecklichen Unordnung!

Suſanne (ſie lächelnd bedienend). Wenn ich dieſe zwei Locken ein wenig aufnehme, wird die Zurechtweiſung noch ſchrecklicher werden.

Gräfin (ſich beſinnend, ſtreng). Was ſoll das heißen, Mademoiſelle? (Es klopft an der Thüre links.)

Vierter Auftritt.

Gräfin. Suſanne. Cherubin.

Suſanne. Nur herein, Herr Offizier. Wir ſind ſichtbar.

Cherubin (der ſich ſcheu nähert). Ach, wie mich dieſer Titel betrübt, gnädige Frau. Er mahnt mich, daß ich ſcheiden muß von dieſer Stelle, von einer Frau Pathe, die ſo gütig iſt . . .

Suſanne. Und ſo ſchön.

Cherubin (ſeufzend). Ach ja!

Suſanne (nachahmend). „Ach ja!“ Der gute Junge mit ſeinen langen, ſcheinheiligen Augenwimpern. Komm, kleiner Spaßvogel, ſinge der gnädigen Gräfin deine Romanze. (Sie überreicht das Notenblatt.)

Gräfin (es entfaltend). Von wem mag ſie ſein?

Suſanne. Wie der Schuldige roth wird, über beide Wangen!

Cherubin. Darf man denn nicht . . . lieben . . .

Suſanne (drohend). Ich werde alles ſagen, Schelm.

Gräfin. Singt er ſie auch ſelbſt?

Cherubin. Gnädige Frau, ich bebe.

Suſanne (lachend). Tralalala. Wenn gnädige Frau befiehlt, gehorcht der ſchüchterne Dichter. Ich werde ihn begleiten.

Gräfin. Nimm meine Guitarre. (Die Gräfin lieſt ſitzend im Notenblatt nach. Suſanne ſteht hinter ihr und präludirt, die Noten über der Gräfin Schulter einſehend. Vor ihr ſteht, mit niedergeſchlagenen Augen, der kleine Page. Die Gruppe ſtellt ganz das berühmte Bild Vanloo's dar: Spaniſche Konverſation.)

Romanze.

Melodie: Held Marlborough zieht zu Felde ꝛc.

Mein Rößlein, ſollſt mich tragen
(Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
Durch Berg und Thal zu jagen,
Wohl über Stock und Stein.

Wohl über Stock und Stein
Hinritt ich ganz allein;
Wo dunkle Tannen ragen,

(Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
Da hub ich an zu klagen,
Und Thränlein floſſen drein.

Ja, Thränlein floſſen drein;
Ich grub in einen Stein
Den Namen nicht zu ſagen,
(Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
Drauf zog in luſt'gem Jagen
Der König hin am Rain.

Der König zog am Rain
Sammt Hofſtaat groß und klein;
Die Kön'gin kam zu fragen,
(Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
„Was haſt du ſchwer zu klagen?
Willſt du nicht fröhlich ſein?

Willſt du nicht fröhlich ſein,
Geſteh' dein Leides ein!“ —
Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen,
Drin hab' ich ſeit viel Tagen
Herzliebchens Bild getragen,
Die holde Pathe mein.

Die holde Pathe mein,
Sie lieb' ich, treu und rein.
Die Königin zu ſagen
Begann: „Du ſollſt nicht klagen“,
(Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
„Ich will dir Pathe ſein.

„Ich will dir Pathe ſein,
Sei du der Page mein;
Du magſt dir nach Behagen,
Wenn ſie dich ausgeſchlagen“,
(Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
„Meiner Damen ſchönſte frein.“

Ich eine Andre frein?
O nein, Frau Kön'gin, nein!
Ihre Feſſeln will ich tragen
(Ach, mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
Bis einſt im ſchwarzen Schragen
Ich ruhig ſchlafe ein!

Gräfin. Recht einfach, ſogar voll Empfindung.

Suſanne (die Guitarre weglegend). O was Empfindung betrifft, verſpricht der junge Mann etwas. Hat man Ihm, Herr Offizier, denn auch gemeldet, daß Er im heutigen Feſtſpiel eine Frauenrolle darſtellen ſoll? Nun möchten wir gern vorher wiſſen, ob eins meiner Kleider Ihm paßt.

Gräfin. Ich fürchte: nein.

Suſanne (mißt ſich mit ihm). Gleiche Größe. Erſt nehmen wir ihm den Mantel ab. (Sie thut es.)

Gräfin (ängſtlich). Wenn Jemand käme!

Suſanne. Thun wir denn etwas Böſes? Doch will ich die Thüre verſchließen. Wenn wir nur einen paſſenden Kopfputz hätten.

Gräfin. Nimm von meiner Toilette ein Morgenhäubchen. (Suſanne ab in das Kabinet.)

Fünfter Auftritt.

Cherubin. Gräfin.

Gräfin. Bis zum Beginn des Feſtes darf der Graf nicht wiſſen, daß du noch im Schloſſe verweilſt. Wir werden ihm ſagen, wir haben auf die Ausfertigung deines Patents gewartet.

Cherubin (ein Papier aus der Taſche ziehend). Da iſt es leider ſchon. Baſilio hat es mir in des Herrn Grafen Namen zugeſtellt.

Gräfin. Nicht eine Minute haben ſie verlieren wollen. (Sie lieſt das Patent und giebt es dann dem Pagen zurück.) So eilig waren ſie, daß ſie das Siegel darunter vergeſſen haben.

Sechster Auftritt.

Cherubin. Gräfin. Suſanne.

Suſanne (mit einer Coiffure zurückkehrend). Ein Siegel? Wozu das?

Gräfin. Unter ſein Patent, das man ihm ſchon eingehändigt hat. Iſt der Kopfputz da?

Suſanne. Der hübſcheſte, den ich finden konnte. Nun, knie Er einmal nieder, — nicht da, — dicht vor der gnädigen Gräfin, damit ſie Ihn genau betrachten kann. (Cherubin kniet auf einem, von Suſannen gebrachten Kiſſen. Sie ſetzt ihm den Kopfputz auf.) Nein, wie prächtig ihm das ſteht!

Gräfin. Seinen Kragen lege ein wenig weiblicher zurück.

Suſanne (an ihm muſternd). So. Sehen gnädige Gräfin, was der Taugenichts für ein reizendes Mädchen geworden iſt. Ich bin ganz eiferſüchtig auf ihn. (Sie kneipt ihm Kinn und Wange.) Will er wohl nicht ſo hübſch ſein!

Gräfin (beſchäftigt ſich, zurückhaltend, mit ihm). Wenn wir ihm die Aermel etwas aufſchlügen, daß die Spitzen beſſer ſichtbar werden! (Streift den Aermel des Pagen zurück.) Ach, was trägt er denn da um den Arm gewickelt? Ein Band?!

Suſanne. Obendrein das Band der gnädigen Gräfin. Ich bin froh, daß ſie es ſelbſt ſieht. Wäre der Herr Graf nicht gekommen, ſo hätte ich es dem Spitzbuben ſicher wieder abgejagt; ich nehme es in Stärke mit ihm auf.

Gräfin (erſchrocken). Was ſeh' ich? An dem Bande iſt Blut!

Cherubin (zögernd). Als ich heute mein Pferd aufzäumte, um abzureiſen, ritzte ich mich an einer Schnalle.

Gräfin. Aber wer verbindet ſich denn mit einem Seidenband?

Suſanne. Noch dazu mit einem geraubten! Was er für weiße Arme hat! Wie eine Frau! Wahrhaftig weißer als meine eigenen! Wollen gnädige Gräfin nicht vergleichen?

Gräfin (abweiſend). Hole mir lieber engliſches Pflaſter und eine Scheere. (Suſanne giebt im Abgehen dem Pagen einen kleinen Stoß, ſo doß er wieder vor der Gräfin in die Knie fällt.)

Gräfin (nach einer Pauſe, während deren Cherubin, dreiſter werdend, ſie bittend und zärtlich angeblickt). Mein Band, mein Sohn, hätteſt du nicht nehmen ſollen. (Sie thut böſe.) Ich bin ernſtlich ungehalten darüber. (Cherubin ſieht ſie traurig an, worauf ſie begütigend fortfährt.) Der Farbe wegen miſſ' ich es nicht gern.

Suſanne (mit Scheere und Pflaſter in einem Etui zurückkehrend, das ſie der Gräfin darreicht). Verbinden wir nun die ſchweren Wunden unſeres Helden.

Gräfin (die Suſannen wieder entfernen möchte). Hole indeſſen deine Kleider herüber und bringe auch ein anderes Band mit. (Suſanne, mit dem Mantel des Pagen, durch die Thür im Hintergrunde, neben dem Alkoven, ab.)

Cherubin (immer knieend, vor der Gräfin, welche ſitzt). Das Band, das man mir nimmt, würde mich über Nacht geheilt haben.

Gräfin. Nicht doch! Engliſches Pflaſter thut beſſere Dienſte.

Cherubin. Die Frau Pathin wiſſen das nicht: nichts heilt ſo raſch wie ein Band, das Jemand getragen hat, der uns … (ſtockt.)

Gräfin (raſch einfallend). Der uns fremd iſt? Das wußt' ich in der That nicht. Aber ich werde es an dieſem Bande verſuchen wenn ſich einmal Jemand im Hauſe geſchnitten hat.

Cherubin (weinerlich). Sie nehmen mir mein theures Band weg, und fort ſoll ich auch.

Gräfin. Auf kurze Zeit nur!

Cherubin (in Thränen). Ach, ich bin recht unglücklich!

Gräfin. Er weint. Gewiß denkt er an Figaro's ſchreckliche Prophezeiung.

Cherubin. Daß ſie ſich erfüllte, daß ich augenblicklich und hier ſterben müßte. Vielleicht fände ich dann den Muth, zu geſtehen, was ich fühle.

Gräfin (gerührt). Sei doch ſtill, armes Kind, ſei ſtill. (Sie trocknet ihm mit ihrem Tuche die Thränen ab.) Wenn du wüßteſt …. (Es wird an die Thür links gepocht.) Wer klopft?

Siebenter Auftritt.

Gräfin. Cherubin. Graf.

Graf (von draußen). Sie haben ſich eingeſchloſſen?

Gräfin. Es iſt der Graf. Hilf Himmel! (Sie ſpringt erſchreckt auf, ſo auch Cherubin.) Der Page ohne Mantel, in dieſem Aufzug, allein mit mir ... Der anonyme Brief ... Seine Eiferſucht ...

Graf (pocht noch einmal). Nun? Wird man mir öffnen?

Gräfin. Ich bin .. ganz allein.

Graf. Mit wem reden Sie denn, wenn Sie allein ſind?

Gräfin. Mit ... mir. Nicht doch .... mit Ihnen!

Cherubin (für ſich). Ich bin ein Kind des Todes, wenn er mich noch einmal findet. (Er eilt in das Kabinet rechts, deſſen Schlüſſel die Gräfin haſtig abzieht und zu ſich ſteckt.)

Gräfin (öffnet dem Grafen). Was hab' ich gethan!

Graf (eintretend, mit ernſtem, aber nicht hartem Ton). Seit wann pflegen Sie ſich einzuſchließen, Gräfin?

Gräfin. Ich .. ich hatte Toilettengeheimniſſe mit Suſannen, — ja wohl mit Suſannen; ſie iſt einen Augenblick in ihr Zimmer hinübergegangen.

Graf. Und das hat Sie ſo aufgeregt? Ihre Stimme zittert ja!

Gräfin. Kein Wunder! Wir ſprachen — von Ihnen. Sie iſt, wie geſagt, eben erſt hinübergegangen.

Graf. Mich führt die Unruhe zurück. Als ich zu Pferde ſtieg, wurde mir ein Brief zugeſteckt, auf deſſen Inhalt ich zwar nicht den mindeſten Werth lege, der aber doch — mich ärgert.

Gräfin. Was für ein Brief?

Graf. Wir beide, Gräfin, Sie wie ich, ſind augenſcheinlich von böswilligen Leuten umgeben. Stellen Sie ſich vor: man meldet mir, im Laufe des Tages, während meiner Abweſenheit, werde Jemand, den ich fort glaubte, Sie beſuchen.

Gräfin. Dieſer Jemand müßte keck genug ſein, hier einzudringen; ich habe mir vorgenommen, mein Zimmer heute nicht zu verlaſſen.

Graf. Auch nicht bei Suſannens Hochzeit?

Gräfin. Auch da nicht; ich fühle mich ernſtlich unwohl.

Graf. So trifft ſich's gut, daß Doktor Bartholo zugegen iſt. (Ein Stuhl fällt in der Garderobe.) Welcher Lärm?

Gräfin (auf's Neue noch mehr verlegen). Ein Lärm?

Graf. In Ihrer Garderobe fiel etwas.

Gräfin. Ich hörte nichts.

Graf. Madam! (Auf die Thür rechts deutend.) Es iſt Jemand in dieſem Zimmer.

Gräfin. Wer ſoll drinnen ſein?

Graf. Das frag' ich Sie. Ich komme von draußen.

Gräfin. Vielleicht Suſanne, die aufräumt.

Graf. Die, — ſagten Sie nicht ſo? — eben erſt in ihr Zimmer hinübergegangen iſt?

Gräfin. Dahin, dorthin; wie kann ich das wiſſen?

Graf. Wenn es Suſanne iſt, woher Ihre Verlegenheit?

Gräfin. Mich dünkt, meine Kammerjungfer brächte eher Sie als mich in Verlegenheit.

Graf (in Zorn gerathend). Keine Ausflucht! Ich will Suſannen ſehen!

Gräfin. Mir ſcheint, Sie haben Suſannen nur zu oft geſehen.

Achter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne.

Suſanne tritt, mit Frauenkleidern auf dem Arm, durch die Thür im Hintergrunde ein. Beim Anblick des Grafen erſchrickt ſie und bleibt lauſchend in der Nähe des Alkovens ſtehen.

Graf. Iſt mein Verdacht grundlos, ſo wird er leicht zu widerlegen ſein. (Er ruft in die Tapetenthüre rechts.) Komm heraus, Suſanne, ich befehl' es!

Gräfin. Sie kann nicht gehorchen. Sie hat Kleider verſucht, die ich ihr zur Hochzeit geſchenkt, und iſt, halb angezogen, entflohen, als Ihr Klopfen uns erſchreckte.

Graf. So kann ſie reden, wenn ſie nicht erſcheinen kann. (Wie oben.) Suſanne, biſt du in dieſem Kabinet? Antworte, ich befehl' es! (Suſanne flüchtet in den Alkoven, hinter die Vorhänge des Bettes.)

Gräfin. Und ich, Suſanne, verbiete dir zu antworten. Hat man je eine ſolche Tyrannei geſehen!

Graf. Sie ſpricht nicht, ſie kommt nicht; wohlan, ſo werde ich mich ſelbſt überzeugen. (Er geht auf die Thüre zu.)

Gräfin (dazwiſchen tretend). Herr Graf, Sie ſind in meinen Zimmern!

Graf. Die Sie mir verſchließen, Frau Gräfin. Sie um den Schlüſſel bitten, wäre verlorne Mühe. So bleibt nichts übrig, als Gewalt. (Er ergreift die Klingel auf der Toilette der Gräfin und will läuten:)

Gräfin. Ziehen Sie unſere Leute herbei und machen uns zum Geſpött des Schloſſes, der ganzen Stadt?

Graf. Ich kann freilich auch ohne Hülfe dieſe leichte Thür ſprengen, ein Hammer genügt dazu. (Will abgehen.) Damit aber während meiner Abweſenheit hier Niemand verſchwinde, werden Sie die Güte haben, mich zu begleiten. Ohne Aufſehen, das Sie ja nicht lieben. Dieſe Thür (im Hintergrunde) verſchließe ich auch, um Ihre Rechtfertigung vollkommen zu machen. (Er verſchließt die Thür und ſteckt den Schlüſſel zu ſich.)

Gräfin (für ſich). Wie ſchrecklich ſtraft ſich meine Unbeſonnenheit!

Graf. Ihren Arm, Gräfin! (Er führt ſie durch die Thür links ab, die er hinter ſich abſchließt.)

Neunter Auftritt.

Suſanne. Cherubin.

Suſanne (aus dem Alkoven an die Kabinetsthür eilend). Oeffne, Cherubin! Ich bin's, Suſanne. Raſch!

Cherubin (herausſchleichend). Suſanne, welch' ein Auftritt!

Suſanne. Nur hinaus!

Cherubin. Wo denn? Alle Thüren verſchloſſen!

Suſanne. Weiß ich's? Aber hinaus! Kommt er zurück, biſt du verloren. Eile zu Figaro. Erzähle ihm Alles.

Cherubin (das Fenſter erblickend). Ha! dies Fenſter.

Suſanne. Ein Stockwerk hoch!

Cherubin (hinausſehend). Es geht in den Küchengarten, auf die Melonenbeete. Da fällt ſich's weich.

Suſanne (ihn zurückhaltend). Er bricht den Hals! Springe nicht!

Cherubin (außer ſich). Für ſie — in einen Abgrund! Ein Kuß von Suschen leiht mir Flügel! (Reißt ſich los, küßt ſie, ſpringt hinaus. Pauſe.)

Suſanne (ſinkt mit einem Schrei des Entſetzens in einen Stuhl; dann rafft ſie ſich auf, ſieht, widerſtrebend, aus dem Fenſter und lacht laut auf). Er iſt fort! Schon über alle Berge! Du kleiner Taugenichts, ebenſo flink wie hübſch! Dir wird's einmal bei den Frauen nicht fehlen. (Sie geht auf das Kabinet zu.) Geſchwind ſeinen Platz eingenommen. Und jetzt, mein Herr Graf, können Sie kommen, Thüren erbrechen, Lärm ſchlagen, wie es Ihnen beliebt. Ein Schelm wer antwortet. (Ab in's Kabinet.)

Zehnter Auftritt.

Graf. Gräfin (zurückkommend).

Graf (Zange und Hammer in der Hand, welche er auf einen Stuhl wirft). Alles, wie ich es verlaſſen. (Zur Gräfin, die ſich kaum aufrecht erhält) Madam, ehe ich zum Aeußerſten ſchreite, frage ich noch einmal: Wollen Sie öffnen?

Gräfin. Wie kann eine plötzliche Laune ſo den ehelichen Frieden ſtören? Wenn es noch Liebe wäre, die Ihnen Ihre eiferſüchtige Wuth einflößt, ſo könnte ich, um des Grundes willen, die Beleidigung verzeihen. Aber daß nur Eitelkeit einen Edelmann ſo weit treiben kann!

Graf. Liebe oder Eitelkeit, gleichviel. Oeffnen Sie die Thür, wenn ich ſie nicht erbrechen ſoll.

Gräfin. Halten Sie ein, ich bitte Sie. Glauben Sie, daß ich im Stande bin, meine Pflichten zu verletzen?

Graf. Sie fragen ſtatt zu antworten. Ich aber beſtehe darauf, ich will wiſſen, will ſehen, wer ſich in jenem Kabinet befindet?

Gräfin. Das ſollen Sie. Nur hören Sie zuvor mich ruhig an.

Graf. So iſt es alſo nicht Suſanne?

Gräfin (ſtockend). Wenn ſie es auch nicht iſt, ſo iſt es Jemand gleich Unverfängliches. Ein Maskenſcherz für heute Abend . . .

Graf. Ein Scherz, ſagen Sie?

Gräfin. Und ſchwöre Ihnen, daß wir beide Sie nicht verletzen wollten, weder ich, noch er.

Graf. Er?! So iſt's ein Mann!

Gräfin (lautlos). Ein — Knabe.

Graf. Wer denn?

Gräfin. Ich wage nicht, ihn zu nennen.

Graf (außer ſich). So fällt er von meiner Hand. (Greift nach dem Werkzeug und eilt auf das Kabinet zu.)

Gräfin (ſich ihm in den Weg werfend). Es iſt . . Cherubin!

Graf (mit dem Fuße ſtampfend, halblaut). Zum dritten Male der verwünſchte Page. (Laut.) Deshalb Ihre Rührung beim Abſchied? Deshalb ſein heimliches Verweilen im Schloſſe, während ich ſeine Abreiſe befohlen hatte. Alles iſt klar. Der Brief ſprach die Wahrheit. (Heftig an die Thüre klopfend.) Heraus, Unſeliger!

Gräfin (vor ihm niederfallend). O mein Gemahl, ſchonen Sie ein unſchuldiges Kind! Er wagt nicht zu erſcheinen: die Unordnung in ſeinem Anzuge . . .

Graf. Auch das noch!

Gräfin. Wir wollten ihn in ein Kleid Suſannens ſtecken. Trauen Sie meinen Worten mehr als dem Augenſchein. Auf meinen Knieen bitte ich um Gnade für ihn!

Graf. Bitte für dich, treuloſes Weib! Hinweg, aus meinem Wege!

Gräfin. Bei deiner Liebe zu mir ſei beſchworen . .

Graf (bitter auflachend). Meine Liebe, du Falſche? Noch einmal, hinweg von der Thüre!

Gräfin (erhebt ſich wankend und überreicht dem Grafen den Schlüſſel). Oeffnen Sie, Herr Graf! Ueber mich Ihre Rache! (Sie fällt in einen Stuhl, das Geſicht mit dem Tuche bedeckend.) Er iſt verloren.

Graf (reißt die Thüre auf, in der Suſanne erſcheint, und fährt bei ihrem Anblick weit zurück). Suſanne!

Eilfter Auftritt.

Graf. Gräfin. Suſanne.

Suſanne (mit einem Knix vortretend und den Grafen kopirend). Er fällt von meiner Hand! (Laut auflachend.) Nun, ſo tödten Sie ihn doch, den gefährlichen Pagen!

Graf (ganz erſtarrt, für ſich). Meiſterhaft geſpielt! (Mit einem halben Blick auf die Gräfin, die ebenfalls wie verſteinert in ihrem Seſſel liegt.) Und ſie ſtellt ſich auch noch erſtaunt und erſchreckt! (Von einem Gedanken durchzuckt). Halt! Vielleicht war ſie nicht allein drin. (Stürzt in das Kabinet).

Suſanne (zur Gräfin eilend, raſch und leiſe). Erholen Sie ſich, gnädige Frau! Er iſt gerettet! Ein Sprung aus jenem Fenſter, und weg war er!

Gräfin (nach einem unterdrückten Angſtſchrei, lallend). Suſanne, welch ein ſchreckliches Spiel war das!

Graf (aus dem Kabinet kommend, ſehr verlegen). Niemand drin! Diesmal hab' ich Unrecht! (Kurze Pauſe.) Gräfin, — Sie ſpielen vortrefflich Komödie!

Suſanne. Und ich erſt, Excellenz?

Gräfin (ſchweigt, ihr Taſchentuch vor das Geſicht haltend).

Graf (nähert ſich der Gräfin halb beſchämt, halb zweifelnd). So war dies alles nur ein Scherz?

Gräfin (ſich allmählig faſſend). Warum nicht?

Graf. In der That, ein grauſamer Scherz! Und zu welchem Zweck?

Gräfin (ſicherer geworden). Verdient Ihre Thorheit Schonung?

Graf. Thorheit — die Sorge um meine Ehre!?

Gräfin. Bin ich verpflichtet, ewig leidend zwiſchen Ihrer Gleichgültigkeit und Ihrer Eiferſucht zu ſtehen?

Graf (bittend). Gräfin!

Suſanne. Wie nun, wenn die gnädige Gräfin hätte gewähren laſſen, wenn die Schloßdienerſchaft hier verſammelt worden wäre?

Graf. Ich bin tief beſchämt.

Suſanne. Das iſt Euer Excellenz einmal recht geſund.

Graf. Warum kamſt du nicht, als ich rief? Du Schalk!

Suſanne. Weil ich mich anzog. Und dann verbot mir ja auch meine gnädige Gräfin zu antworten. (Halblaut, zum Grafen.) Sie wußte wohl, warum.

Graf. Statt meine Schuld zu vergrößern, hilf mir Verzeihung erlangen.

Gräfin. Das Unrecht war zu ſchwer. Ich werde mich in ein Kloſter zurückziehen; ich ſehe ein, daß es höchſte Zeit dazu iſt.

Graf. Könnten Sie mich ſo leicht verlaſſen?

Suſanne. Ich weiß gewiß, am Tage des Abſchieds käme die Reue.

Gräfin. Wenn auch, Suſanne. Lieber bereuen, als unwürdig verzeihen. Er hat mich zu tief verletzt.

Graf. Roſine!

Gräfin. Ach, die bin ich nicht mehr, nicht Roſine, die Sie anbeteten, liebten, entführten; ich bin die arme Gräfin Almaviva, die von ihrem Gatten verlaſſene, gekränkte Frau.

Suſanne (beſchwichtigend). Gnädige Gräfin!

Graf. Habe Mitleid!

Gräfin. Hatten Sie es für mich?

Graf. Bedenke, wie ich gereizt worden durch den anonymen Brief.

Gräfin. Er war geſchrieben ohne meine Einwilligung.

Graf. Aber du wußteſt darum?

Gräfin. Figaro's Unbeſonnenheit.

Graf. Figaro auch im Spiel?

Gräfin. Er hatte den Brief an Baſilio gegeben.

Graf. Und Baſilio ſagte mir, er habe ihn von einem Bauern empfangen. Wart', doppelzüngiger Muſikmeiſter, du ſollſt mir für Alle bezahlen.

Gräfin. So ſind die Männer. Von uns verlangen ſie Vergebung für ſich, und ſie ſelbſt wollen an Andern ſich rächen. Nicht doch. Wenn ich verzeihe, geſchieht es nur unter der Bedingung eines Generalpardons.

Graf. Zugeſtanden, und das von Herzen. Aber nun erkläre mir auch, wo ihr Frauen die Kunſt der Verſtellung erlernt? Du errötheteſt, du weinteſt; dein ganzes Geſicht war voll Aufregung. Wahrhaftig, es iſt es noch!

Gräfin (gezwungen lächelnd). Ich erröthete über deinen Verdacht.

Graf (lachend). Und der Page mit ſeinem unordentlichen Anzug . . .

Gräfin (auf Suſanne deutend). Da iſt er. Nicht wahr, ihm begegnen der gnädige Herr lieber als dem anderen?

Graf (lauter lachend). Dann dein Kniefall, deine Thränen.

Gräfin. Ich muß mitlachen, wo ich weinen möchte.

Graf. Wir Männer ſind Kinder in der Politik und Diplomatie. Dich, nicht mich, ſollte der König als Botſchafter nach London ſchicken. Welch ein tiefes Studium muß euer Geſchlecht in der Selbſtbeherrſchung gemacht haben, um es zu ſolcher Vollkommenheit zu bringen.

Gräfin. Das eurige zwingt uns dazu.

Suſanne. Man glaube uns nur auf's Wort, und wir ſind die ehrlichſten Menſchen von der Welt.

Gräfin. Genug davon.

Graf. Nicht eher, bis du noch einmal ſagſt, du haſt vergeben.

Gräfin. Suſanne, hab' ich das ſchon geſagt?

Suſanne. Ich habe nichts gehört.

Graf. So ſprich es jetzt aus, das holde Wort: Vergebung!

Gräſin. Verdienen Sie es?

Graf. Durch meine Reue!

Guſanne. Einen Mann im Kabinet der gnädigen Gräſin vermuthen!

Graf. Ich bin dafür beſtraft.

Suſanne. Ihrem Wort und dem ihrer ehrlichen Kammerjungfer nicht trauen!

Graf. Roſine, ich kniee, wie du: Vergebung!

Gräſin (dem Grafen die Hand reichend, die dieſer haſtig und mehre Male küßt) Nun, da haſt du ſie! (In des Grafen Armen.) Sieh weg, Suſanne! Meine Schwäche giebt dir ein ſchlimmes Beiſpiel.

Suſanne. Frauenſchickſal, in das ich mich zum Voraus ergebe!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro (athemlos von links eintretend). Die gnädige Gräſin wurde unwohl geſagt. Deswegen eil' ich herbei, finde aber zu meiner Beruhigung hier Alles im beſten Stande.

Graf (trocken). Du biſt ſehr dienſteifrig.

Figaro. Meine Pflicht, Excellenz. Da meine Dienſte glücklicher Weiſe unnöthig ſind, ſo könnten wir ja nun wohl zu der feierlichen Handlung ſchreiten. Das ganze Dorf iſt verſammelt, der Brautzug und die Muſik in Ordnung. Wenn es alſo Excellenz und Suſannchen beliebte . . ? . .

Graf. Wer bleibt aber bei der Gräſin?

Figaro. Gnädige Gräſin ſind vollkommen wohl.

Graf. Ja doch; aber ſie bedarf des Schutzes gegen den fremden Beſuch.

Figaro. Ein fremder Beſuch?

Graf. Ein Anbeter, den ich abgereiſt glaubte.

Figaro. Ein abgereiſter Anbeter?

Graf. Stand nicht ſo in dem Briefe, den du Baſilio gegeben?

Figaro. Ich? Ihm? Wer ſagt das?

Graf. Schelm, wenn ich es nicht bereits wüßte, würde dein Geſicht mir ſagen, daß du lügſt.

Figaro. Iſt dem ſo, dann lügt mein Geſicht, nicht ich.

Suſanne. Laß gut ſein, Figaro, und ergieb dich; wir haben Alles eingeſtanden.

Figaro. Was eingeſtanden? Man behandelt mich hier wie einen Baſilio.

Suſanne. Daß du den Brief geſchrieben, um den gnädigen Herrn Grafen weiß zu machen, der Page ſtecke in dem Kabinet, worein ich mich eingeſchloſſen hatte.

Graf. Was ſagſt du nun?

Gräfin. Dein Läugnen hilft nichts mehr; der Scherz iſt vorüber.

Figaro (der errathen möchte, was vorgegangen). Wirklich? Der Scherz iſt vorüber?

Graf. Wirſt du den Brief endlich eingeſtehen?

Figaro. Excellenz, wenn die gnädige Gräfin befiehlt, daß ich ihn geſchrieben haben ſoll, wenn Suſanne es befiehlt, wenn endlich Excellenz höchſtſelbſt es befiehlt, was bleibt mir übrig, als zu gehorchen, mich zu dem namenloſen Brief als Verfaſſer zu bekennen? (Fein und zweideutig.) Wäre ich aber an Euer Excellenz Stelle, ich glaubte kein Wort von Allem, was wir Ihnen ſagen.

Graf. Mir reißt die Geduld: Lügen ohne Ende!

Gräfin (vermittelnd). Warum ſollte er auch ſo ſpät anfangen, die Wahrheit zu reden? (Spricht beſänftigend mit dem Grafen weiter.)

Suſanne (leiſe zu Figaro). Sahſt du Cherubin?

Figaro (wie oben). Noch ganz auseinander.

Suſanne (wie oben). Fatal!

Gräfin (auf Suſanne und Figaro deutend). Sehen Sie, mein Gemahl! Unſer Brautpaar kann die Hochzeit nicht erwarten. Gehen wir zur feierlichen Handlung.

Graf (für ſich). Wo bleibt Marzelline? (Laut.) Ich ſollte mich doch wenigſtens umkleiden.

Gräfin. Unſerer Leute wegen? Bin doch ich im Negligé.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Antonio.

Antonio (taumelt, mit einem zertretenen Nelkenſtock im Arm, herein; er iſt angetrunken). Wo iſt meine Er'lenz?!

Graf. Was ſoll's, Antonio?

Antonio. Die Fenſter, Er'lenz, ſollten Sie endlich 'mal vergittern laſſen, die auf meinen Küchengarten gehen. Alle Tage werfen ſie, mit Reſpekt zu ſagen, was anderes 'naus, — Papierſchnitzeln, Zwirnsfaden . . . vorhin gar 'n Menſchenkind.

(Gräfin, Suſanne und Figaro erſchrecken.)

Graf. Aus dieſem Fenſter?

Antonio. Nu' ja doch. Da ſehn Er'lenz meinen Nelkenſtock an, wie der zugericht't iſt.

Suſanne (leiſe). Figaro, hilf!

Figaro. Gnäd'ger Herr, der Mann iſt betrunken, am frühen Morgen.

Antonio. Fehlgeſchnitten, Bartkratzer. 's iſt noch von geſtern her, mein Rauſch nämlich.

Graf. Wo iſt der Menſch? Auf der Stelle her mit ihm!

Antonio. Sag ich auch. Her mit ihm, auf der Stelle. Denn warum bin ich Gärtner? Wenn ſo ein Menſch, mir nichts, dir nichts, auf meine Beete fällt, ſo tritt er meine Reputazjon mit Füßen.

Suſanne (wie oben). Geſchwind, eine Nothlüge.

Figaro. Pfui über den ewigen Trunkenbold!

Antonio. Noch einmal fehlgeſchnitten. Denn warum? Der fortwährende Durſcht iſt der einzige Vorzug, was den Menſchen von den Thieren unterſcheiden thut.

Graf (zornig). Antworte, oder ich jage dich fort.

Antonio. Hä, hä, hä! Als ob ich gehen thäte!

Graf. Du unterſtehſt dich?

Antonio. Wenn Sie auch dumm genug wären, ſo einen guten Dienſtboten wie ich bin nicht zu behalten, na, ſo bin ich doch ſo geſcheit, daß ich ſo 'ne er'lente Herrſchaft nicht fortjage. Nä, wir bleiben beiſammen.

Graf (ihn ſchüttelnd). Alſo einen Mann hat man aus dieſem Fenſter geworfen?

Antonio. Na, endlich begreifen Sie's! Ein Mannsbild war's, in Hemdsärmeln, mit Reſpekt zu ſagen, oder in einem weißen Wamms. Plumps, da lag er, mitten in den Nelken drin. Aufgerappelt hat er ſich und iſt fortgelaufen.

Graf. Und du?

Antonio. Als hinterdrein, bis ich mit dem Kopf an das Spalier rannte. Plumps, da lag ich nu', und ſtreckte, mit Reſpekt zu ſagen, alle Viere.

Graf. Aber wiedererkennen würdeſt du den Mann?

Antonio. Na, ob?! Nämlich, natürlich, wenn ich 'n geſehen hätte.

Suſanne (wie oben, erleichtert). Er hat ihn nicht geſehen.

Figaro (wieder ganz ſicher). Was für ein Lärm um ſo einen lumpigen Blumenſtock. Ich bezahle ihn. Ich war es, der aus dem Fenſter ſprang.

Graf. Du?

Antonio. Er? Na, da muß er kurios gewachſen ſein in der Zeit. Denn warum? Mir kam er viel kleiner vor und ſchlanker.

Figaro. Begreiflich. Im Sprung bückt man ſich.

Antonio (nachſinnend, den Finger an der Naſe). Kam mir's doch vor, als ob's das Windſpiel von Pagen geweſen wäre!

Graf (raſch). Cherubin?

Figaro. Der vermuthlich mit Sack und Pack zu Pferde von Sevilla zurückkam, wo er wohl längſt eingetroffen iſt.

Antonio (kopfſchüttelnd). Nä, kein Pferd iſt nicht aus dem Fenſter geſprungen. Was wahr iſt, iſt wahr.

Graf. Himmliſche Geduld, verlaß mich nicht.

Figaro. Ich befand mich im Zimmer der Kammerfrauen, auf mein Suschen zu paſſen. Der Hitze wegen hatt' ich mir's bequem gemacht. Auf einmal hört' ich im Korridor den gnädigen Herrn lebhaft reden. Mich faßte eine Angſt wegen des anonymen Briefs und ohne viel zu überlegen, im erſten Schreck, ſprang ich aus dem Fenſter; wobei ich mir ſogar den rechten Fuß ein wenig verſtaucht habe. (Reibt ihn.)

Antonio. Wenn er's war, ſo muß ich ihm wohl auch den Fetzen Papier wiedergeben, der aus ſeiner Taſche gefallen.

Graf (greift raſch danach). Halt, her damit!

Figaro (leiſe). Gefangen!

Graf. Haſt du vor Schrecken nicht auch vergeſſen, was dies Papier enthält, und wie es in deine Taſche gekommen?

Figaro (eine Anzahl Papiere aus ſeinen Taſchen hervorziehend). Hm, hm! Ein Wunder wär's nicht, wenn man Kopf und Taſchen ſo voll hat! War's nicht ein Brief von Marzellinen? Nicht doch, der iſt hier. Oder die Bittſchrift des armen Wilddiebs, der im Thurm ſitzt? Nein, die iſt da. Aber vielleicht das Verzeichniß der Möbel im kleinen Schloſſe . . . Das ſteckt in dieſer Taſche. (Sucht.)

Graf (öffnet das Papier).

Gräfin (mit einem raſchen Blick auf das Papier, leiſe zu Suſanne). Es iſt das Patent des Pagen.

Suſanne (leiſe zu Figaro). Wir ſind verloren. Es iſt das Patent des Pagen.

Graf (das Papier wieder zuſammenfaltend). Erräthſt du noch immer nicht?

Figaro (ſich vor den Kopf ſchlagend). Fundus! Das Fähndrichspatent unſeres armen Pagen iſt es. Er gab es mir, und ich vergaß in der Haſt ſeiner Abreiſe, es ihm wieder zuzuſtellen. Das muß man ihm aber gleich durch Eilboten nachſchicken; was thäte er ohne Patent in der Garniſon? (Will davonſchleichen.)

Graf. Nicht ſo geſchwind. Weshalb gab dir Cherubin das Patent?

Figaro (verlegen). Ich . . . ſollte noch etwas daran machen laſſen.

Graf (in das Papier blickend). Es fehlt ja nichts daran.

Gräfin (zu Suſanne, raſch und leiſe). Das Siegel fehlt.

Suſanne (zu Figaro, raſch und leiſe). Das Siegel fehlt.

Figaro (wieder ganz ſicher und dreiſt). Viel fehlt freilich nicht daran; er meinte aber, es ſei Styli . . . .

Graf (ungeduldig einfallend). Was iſt Styli?

Figaro. Daß Excellenz Ihr hochadliches Wappen beidrücken ließen. Vielleicht iſt es nicht einmal ſo nöthig.

Graf (das Papier öffnend, durchblickend und zornig zerknitternd). Verwünſcht. Ich ſoll nichts herausbringen und von Allen, Figaro an der Spitze, mich anführen laſſen, ohne mich rächen zu können. (Er will unmuthig abgehen.)

Figaro (ihn zurückhaltend). Sie gehen, gnädiger Herr!? Wo bleibt meine Hochzeit?

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Bartholo. Marzelline. Baſilio. Antonio. Landleute. Dienerſchaft.

Marzelline (bei Figaro's letzten Worten an Bartholo's Arm feierlich eintretend). Ich thue Einſprache gegen die Hochzeit, gnädiger Herr! Ich habe ältere Rechte an den Bräutigam.

Graf (für ſich, erfreut). Jetzt kommt meine Rache.

Figaro. Was für Rechte?

(Gräfin zieht ſich mit Suſannen in den Hintergrund zurück.)

Graf. Worauf ſtützt Ihr euer Recht, Marzelline?

Marzelline. Auf ein ſchriftliches Eheverſprechen.

Figaro. Ein bloßer Schuldſchein über Geld, das ſie mir geliehen.

Marzelline. Unter der Bedingung, daß er mich heirathen ſollte. Excellenz, als unſer Guts- und Gerichtsherr, ſind Sie Ihren Unterthanen Gerechtigkeit ſchuldig.

Graf. Ich gewähre ſie Jedermann, der ſie vor Gericht fordert.

Baſilio (vortretend). So darf auch ich meinerſeits meine gerechten Anſprüche auf gegenwärtige Dame Marzelline geltend machen?

Graf (für ſich). Ah, mein anonymer Briefträger; er kommt mir gerade recht. (Laut.) Wagt der Hans Narr auch von Rechten zu reden?

Antonio (in die Hände klatſchend). Getroffen, und das auf den erſten Streich: Baſilio ein Narr.

Graf. Marzelline, die Hochzeit wird aufgeſchoben bis nach der Prüfung eurer Anſprüche, welche öffentlich im großen Gerichtsſaal vor ſich gehen ſoll. Ehrlicher Baſilio, treuer und zuverläſſiger Bote, beſtelle die Gerichtsleute.

Baſilio. Für ihren Rechtsfall?

Graf. Schaffe mir auch den Bauern zur Stelle, der dir das Billet gegeben.

Baſilio. Wenn ich ihn kennte!

Graf. Du weigerſt deinen Dienſt?

Baſilio. Ich bin nicht Botenläufer im Schloſſe.

Graf. Was denn?

Baſilio. Als talentvoller Muſiker und Orgelſpieler im Dorfe, gebe ich der gnädigen Gräfin Klavierſtunde, den Kammerfrauen Geſangsunterricht, den Pagen Guitarrelektionen; mein Hauptgeſchäft iſt, durch Lautenſchlagen die Geſellſchaft unterhalten, wenn der Herr Graf befiehlt.

Bauernknabe (aus der Schaar der Landleute hervortretend). Ich will ſchon gehn, wann's gnä' Herrn recht is.

Graf. Wie heißt du, was biſt du?

Bauernknabe. Ich bin ja der Hanns, gnä' Herr, der kleine Hanns, wo die Gaiſen hüten thut. Heut' Nacht aber thu' ich mit beim Feu'rwerk. Heut' haben die Gaiſen Feierabend. Und ich weiß, wo all' die Gerichtſchreiber im Ort wohnen thun.

Graf. Dein Eifer gefällt mir. Geh denn. Du, Baſilio, begleiteſt ihn und ſpielſt Guitarre, ihm die Zeit zu vertreiben. Er gehört auch zur Geſellſchaft.

Bauernknabe. Ich — zur Geſellſchaft! Hähähä.

Baſilio (entrüſtet). Ich ſoll den Hanns mit der Guitarre begleiten?!

Graf. Das iſt, wie du eben geſagt, dein Hauptgeſchäft. Geh, oder ich jage dich fort. (Der Graf geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige (ohne den Grafen).

Baſilio (für ſich). Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen; ſie werfen Einem ...

Figaro (einfallend). Die Steine in's Geſicht.

Baſilio. Ich werde, ſtatt ihrer Heirath zu dienen, die meinige mit Marzellinen betreiben. (Zu Figaro.) Schließe nichts ab, bevor ich zurück bin. (Er nimmt die Guitarre.)

Figaro. Abſchließen? Fürchte nichts. Und wenn du auch niemals zurückkommſt .... Aber du ſcheinſt mir nicht aufgelegt zum Singen; ich werde dir helfen. Auf, luſtig, meinem Bräutchen zu Ehren. (Er tanzt voran, Alle folgen, Baſilio ſpielt auf.)

Seguedilla.

Nichts beſſer mir gefällt
Auf der Welt,
Als mein Suschen fein;
Fein, fein —
Fein, fein —
Fein, fein!

Was mich erfreut und hält
Auf der Welt,
Iſt ihre Lieb' allein;
= Lein, lein —
= Lein, lein —
= Lein, lein!

Sechszehnter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Während Geſang und Spiel hinter der Scene allmählig verhallen, kommen Beide, die ſich zurückgezogen, wieder in den Vordergrund.

Gräfin. Das war eine artige Scene, die mir dein Leichtfuß mit ſeinem anonymen Brief zugezogen hat.

Suſanne. Meine Angſt erſt, als ich die gnädige Gräfin bald feuerroth, bald leichenblaß werden ſah!

Gräfin. Er ſprang alſo aus dem Fenſter?

Suſanne. Ohne ſich zu beſinnen, der brave Junge, — leicht wie ein Vogel.

Gräfin. Der verwünſchte Gärtner! Das Alles hat mich ſo aufgeregt, daß ich mich nicht zu faſſen vermag.

Suſanne. Im Gegentheil; gnädige Gräfin haben ſich ſo gut zuſammengenommen, daß ich wohl geſehen habe, wie leicht die vornehmen Damen ſich verſtellen können, ohne daß man etwas merkt.

Gräfin. Glaube nicht, daß ſich der Graf täuſchen läßt. Cherubin muß aus dem Schloß, muß fort. Ihn an deiner Stelle in den Garten zu ſchicken, zum Rendez-vous mit meinem Gemahl, geht jetzt auf keinen Fall mehr an.

Suſanne. Ich ſelbſt kann aber doch noch weniger gehen, und ſo iſt es mit meiner Hochzeit wieder nichts.

Gräfin (überlegend). Wenn nun ſtatt deiner, ſtatt ſeiner — ich ginge!?

Suſanne. Die gnädige Gräfin?

Gräfin. Dadurch würde Niemand compromittirt, des Grafen Eiferſucht und Untreue zu gleicher Zeit beſtraft und ſeine Einwilligung zu deiner Heirath erreicht. In der That, dies Mittel würde allen Zwecken dienen, und das Glück unſeres erſten Wagſtückes giebt mir Luſt und Muth zu einem zweiten. Laß den Grafen wiſſen, daß du kommſt. Aber keine Silbe von meinem Plan, hörſt du? An Niemanden!

Suſanne. Außer Figaro?

Gräfin. Auch an ihn nicht. Er würde mitſpielen wollen, und wir brauchen ihn diesmal nicht. Geh und hole mir meine Sammtmaske und meinen Spazierſtock. (Suſanne geht in das Kabinet ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin (allein. Im Nachſinnen). Keck iſt mein Plan, aber nicht ohne Reiz. (Sie erblickt bei einer Wendung auf dem Toilettentiſch das Band, welches ſie dem Pagen abgenommen.) Sieh da, mein Band, mein liebes

Band, dich hätt' ich faſt vergeſſen! Ich werde dich nicht mehr von mir laſſen, du ſollſt mich an den armen Knaben erinnern, der hier vor mir kniete, dort (auf das Fenſter deutend) ſein Leben für mich wagte! .... Cherubin! (Sie wickelt das Band auf.) Herr Graf, was haben Sie gethan? Was thu' ich ſelbſt in dieſem Augenblick? (Sie verbirgt das Band im Buſen.)

Suſanne. Hier iſt die Maske und der Stock.

Gräfin. Erinnere dich, daß ich dir verboten habe, ein Wort von meinem Plan an Figaro zu ſagen.

Suſanne (erfreut). Ihr Plan iſt reizend, gnädige Gräfin. Er vereinigt, er beendigt alles. Was ſich nun auch ereignen mag, meine Heirath iſt geſichert. (Sie küßt der Gräfin Hand, und während beide abgehen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Schauplatz: Der große Saal des Schloſſes, zum Gerichtstag hergerichtet. Zur Seite rechts ein Baldachin, worunter ein lebensgroßes Bild des Königs von Spanien; unter demſelben, auf Stufen, ein Seſſel für den Grafen, als oberſten Lehns- und Gerichtsherrn; neben ihm, etwas tiefer, der Stuhl des Friedensrichters. Darunter die Tafel des Gerichtsſchreibers, mit Akten, Schreibzeug, Glocke u. ſ. w. Zu beiden Seiten im Mittelgrunde Bänke für die Parteien. Im Hintergrunde, durch Schranken abgeſchieden, der Raum für das Publikum. Der Vordergrund kann, bis zum Beginn der Verhandlungen, durch Vorhänge zwiſchen Säulen abgeſperrt werden. Haupteingang in der Mitte. Zur Seite Nebenthüren oder Säulen.

Erſter Auftritt.

Graf. Pedrillo.

Graf (zu Pedrillo, der, geſtiefelt und geſpornt, mit einer Ordonnanztaſche in der Hand, vor ihm ſteht). Verſtanden?

Pedrillo (indem er abgehen will). Ja, Excellenz.

Graf (ihm nachrufend). Pedrillo!

Pedrillo. Excellenz!

Graf. Es hat dich Niemand geſehen?

Pedrillo. Keine lebendige Seele.

Graf. Nimm den andaluſiſchen Hengſt.

Pedrillo. Er ſteht geſattelt am Gartenthor.

Graf. Und raſch, in einem Zug, bis Sevilla.

Pedrillo. Es ſind nur drei Stunden, aber gute.

Graf. So wie du abſteigſt, frage, ob der Page angekommen.

Pedrillo. Im Hôtel?

Graf Ja; beſonders, ſeit wann er dort iſt?

Pedrillo. Ich verſtehe.

Graf. Stelle ihm ſein Patent zu und kehre ſchnell zurück.

Pedrillo. Wenn er aber nicht dort wäre, der Page?

Graf. So reiteſt du, noch ſchneller, zurück und bringſt mir Beſcheid.

(Pedrillo ab.)

Zweiter Auftritt.

Graf (allein). Das war ein thörichter Streich von mir, Baſilio fortzuſchicken. Der Zorn taugt nichts. (Er geht nachdenklich umher.) Mit dem Briefe, den er mir zugeſteckt, iſt es nicht richtig. Die Gräfin find' ich eingeſchloſſen und ſichtlich verlegen; Suſanne ebenfalls unter Schloß und Riegel; Figaro will aus dem Fenſter geſprungen ſein, während Antonio einen Andern ſpringen ſah . . . Ich ſehe in dem allen nicht klar. Intriguen unter meiner Dienerſchaft kümmern mich nicht; aber wenn man es wagte, die Gräfin hineinzuziehen! Wahrhaftig, wenn man den Kopf verliert, geräth die ruhigſte Einbildung in Träume der thörichſten Art. Sie lachte, ſie verſuchte umſonſt, ihre Heiterkeit zu unterdrücken. Aber ſie achtet ſich auch, und meine Ehre — alle Teufel! — Und wie ſtehe ich zu Suſannen? Hat ſie geplaudert, meine Anträge verrathen? Was feſſelt mich nur an dieſe Laune? Oft ſchon habe ich ſie aufgeben wollen. Seltſame Wirkung der Unentſchloſſenheit: wenn ich entſchieden nach ihr ſtrebte, würde ich ſie viel weniger verlangen. Wenn nur Figaro käme! Ich muß herausbringen, ob er im Geheimniß iſt.

Dritter Auftritt.

Graf. Figaro.

Figaro (ſchon bei den letzten Worten des Grafen lauſchend ſichtbar geworden, für ſich). Wirklich?

Graf (wie oben). Hat mich Suſanne an ihn verrathen, ſo muß er Marzelline heirathen.

Figaro (für ſich). Baſilio's Schätzchen!

Graf. Suſanne aber wird . . .

Figaro (unwillkührlich laut einfallend). Meine Frau!

Graf (ſich raſch umdrehend). Wer ſpricht da?

Figaro (vorkommend). Euer Excellenz gehorſamſter Diener.

Graf. Was ſprachſt du von deiner Frau?

Figaro. Ich antwortete nur auf eine Frage von draußen.

Graf. Und warum erſcheinſt du ſo ſpät, wenn ich dich rufen laſſe?

Figaro (an ſeinem Anzug richtend). Die Gartenerde hatte meine Kleider beſchmuzt; ich mußte mich umziehen.

Graf. Dazu braucht's eine Stunde?

Figaro. Immerhin Zeit.

Graf. Hier kleidet ſich die Dienerſchaft langſamer um, als die Herrſchaft.

Figaro. Vermuthlich, weil ſie keine Dienerſchaft zur Hülfe hat.

Graf. Damit weiß ich noch immer nicht, warum du bei deinem gefährlichen Sprunge Hals und Beine gewagt haſt?

Figaro. Excellenz ſind zu gnädig, ſich meinetwegen zu beunruhigen.

Graf. Unverſchämter! Nicht die Folge, ſondern die Urſache des Sprungs beunruhigt mich.

Figaro. Der gnädige Herr kehren, auf eine falſche Nachricht hin, im höchſten Zorn zurück, wollen Schlöſſer ſprengen, Thüren einbrechen, auf jeden Fall einen Mann verſteckt finden. Ich bin zufällig da. Darf ich es wagen, Ihrer Hitze in den Weg zu treten?

Graf. Warum machteſt du dich nicht über die Treppe davon?

Figaro. Damit Excellenz mich im Corridor erwiſchen?

Graf (zornig über Figaro's Ausflüchte mit dem Fuß ſtampfend). Ueber die ewigen Ausreden! (Für ſich.) Doch ruhig, ſonſt erfahre ich gar nichts.

Figaro (Für ſich). Das nennt er ausforſchen.

Graf (ſich bezwingend). Laſſen wir das. Zu etwas Anderm. Du weißt, ich hatte Luſt, dich als Depeſchenträger mit nach London zu nehmen. Indeß nach näherer Ueberlegung . . .

Figaro. Haben Excellenz ſich anders beſonnen?

Graf. Du kannſt erſtens nicht Engliſch.

Figaro. Ich kann God dam!

Graf. Was bedeutet das?

Figaro. Alles in Allem. Das Engliſche iſt eine äußerſt bequeme Sprache. Mit God dam kommt man jenſeits des Kanals überall durch. Man tritt in eine Schenke, um ein Hühnchen zu begehren. (Pantomime des Eſſens.) „God dam!“ Flugs wird ein Stück halbrohes Rindfleiſch ohne Brod ſervirt. Man möchte ein Glas guten Burgunder oder Bordeaux. (Pantomime des Trinkens.) „God dam!“ Der Wirth bringt einen zinnernen Krug voll ſchäumenden Bieres. Man begegnet auf der Straße einer ſchönen Engländerin und ſchaut ihr unter den Hut. (Pantomime des Grüßens.) „God dam!“ Und ſie giebt Einem zum Zeichen, daß ſie wohl verſtanden hat, eine Ohrfeige, daß der Kopf wackelt. Alles mit „God dam!“ Das iſt die Grundlage alles Engliſchen. Die Eingebornen fügen in der Konverſation dann und wann allerdings noch ein paar andere Worte hinzu, die aber vollkommen überflüſſig ſind. God dam iſt die Grundlage der Sprache. Wenn Excellenz alſo keinen anderen Grund haben, mich zu Hauſe zu laſſen . . .

Graf (für ſich). Er will mit; Suſanne hat nicht geplaudert.

Figaro (für ſich). Er glaubt, ich weiß von nichts. Nur zugefragt.

Graf. Sage mir aber nur, warum in aller Welt die Gräfin ſich dieſen grauſamen Scherz mit mir erlaubte?

Figaro. Das werden Euer Excellenz beſſer wiſſen als ich.

Graf. Beſitzt ſie nicht alles im Ueberfluſſe?

Figaro. Außer dem Nöthigſten: das Herz ihres Gemahls.

Graf. Sonſt ſagteſt du mir Alles.

Figaro. Jetzt verſchweige ich Ihnen nichts.

Graf. Wie viel zahlt dir die Gräfin für deine Bundesgenoſſenſchaft?

Figaro. Wie viel zahlten mir Excellenz, als wir die Gräfin dem Doktor Bartholo entführten? — Bitte, gnädiger Herr, mißhandeln Sie einen guten Diener nicht, wenn Sie ihn nicht zu einem ſchlechten machen wollen.

Graf. Iſt es nicht wahr, daß du immer krumme Wege gehſt?

Figaro. Auf denen ich meinem gnädigen Herrn allezeit begegne!

Graf. Dein Ruf iſt abſcheulich.

Figaro. Und wenn ich beſſer wäre, als mein Ruf? Giebt es viele große Herren, die das Gleiche von ſich behaupten können?

Graf. Wenn du ſo fortfährſt, wirſt du niemals dein Glück in der Welt machen.

Figaro. Auch habe ich längſt darauf verzichtet. (Erſtaunte Bewegung des Grafen. Für ſich.) Jetzt komm' ich an die Reihe. (Laut.) Excellenz haben mir die Haushofmeiſterſtelle gegeben. Ein vortrefflicher Ruhepoſten. Warum ſollt' ich mit dem Depeſchenbeutel Courier reiten, wenn ich hier im ſchönen Andaluſien, in den Armen meiner Suſanne, ein idylliſches Stillleben führen kann?

Graf. Nichts hindert dich, Suſanne nach London mitzunehmen.

Figaro. Ich würde ſie ſo oft allein laſſen müſſen, daß ihr oder mir die Heirath bald leid thun dürfte.

Graf. Du haſt Geiſt und Geſchick; damit ſteht dir jede Carrière in der Diplomatie offen.

Figaro. Mit Geiſt und Geſchick eine Carrière? Excellenz ſpotten; Mittelmäßigkeit und Kriecherei allein gelangen an's Ziel.

Graf. Mit einigen ernſten Studien machteſt du unter meiner Leitung raſche Fortſchritte in der Politik.

Figaro. Sie kenne ich bereits.

Graf. Wie das Engliſche: God dam?

Figaro. Bei ihr braucht's noch weniger. Sich ſtellen, als wiſſe man, was man nicht weiß und wiſſe nicht, was man weiß, — hören, ohne zu verſtehen, und verſtehen, ohne zu hören, — verheimlichen, daß man nichts zu verheimlichen hat — ſich einſchließen, um Federn zu ſchneiden, — tief ſcheinen, wenn man nur hohl iſt — irgend eine Rolle gut oder ſchlecht ſpielen, — Spione ausſchicken und Verräther beſolden, — Briefe erbrechen oder unterſchlagen, — mit kleinen Mitteln die größten Zwecke verfolgen: das iſt, meiner Treu, die ganze Politik!

Graf. Die Intrigue, willſt du ſagen.

Figaro. Politik und Intrigue ſind leibliche Schweſtern. (Nach beliebiger Melodie trällernd.) „Mir iſt mein Suſannchen lieber, als die ganze weite Welt.“

Graf (für ſich). Er will bleiben. Suſanne hat doch geplaudert.

Figaro (für ſich). Er hat kreuz und quer gefragt und doch nichts erfahren.

Graf. So hoffſt du, deinen Prozeß gegen Marzelline zu gewinnen?

Figaro. Können mir Excellenz verargen, daß ich eine Alte ausſchlage, wenn Sie uns alle Jungen wegnehmen?

Graf. Vor Gericht gilt das Geſetz, der Buchſtabe.

Figaro. Ja wohl; da hängt man die kleinen Diebe, die großen . . .

Graf (ſich abwendend, halblaut). Er weiß Alles. Es bleibt dabei: er heirathet die Alte. (Laut.) Warum ich dich rufen ließ: ſorge, daß in dieſem Saal alle Vorbereitungen zum Gerichtstage getroffen werden.

Figaro. Wird bald geſchehen ſein: ein Lehnſtuhl für Excellenz, ein Seſſel für den Herrn Frie-ie-iedensrichter, die Eſelsbank für die Perrücken der Herren Richter, einen Tiſch für den Schreiber, Kläger und Beklagte zu beiden Seiten, das Bauernpack hinter die Schranken ... Excellenz werden im Nu bedient ſein. (Läuft zur Seite links ab.)

Vierter Auftritt.

Graf (allein). Es iſt nichts mit dem Spitzbuben anzufangen. Mit hundert aalglatten Windungen entſchlüpft er mir, wo ich ihn zu faſſen glaube, und legt mir Schlingen, ehe ich mich deſſen verſehe. Gut denn, mein liſtiges Pärlein! Verliebt euch, verlobt euch ſo viel ihr wollt: meinethalben verſchwört euch auch gegen mich; aber vor euere Verehelichung werden wir doch einen Riegel vorzuſchieben wiſſen.

Fünfter Auftritt.

Graf. Suſanne.

Suſanne (von rechts herbeieilend). Gnädiger Herr, ich bitte . . .

Graf (kalt abweiſend). Was giebt's, Mademoiſelle?

Suſanne (überraſcht ſcheinend). So böſe?

Graf. Nun, was wollte Sie denn?

Suſanne (ſchüchtern thuend). Meine Gräfin hat ihre Nervenzufälle. Deswegen wollte ich Excellenz um Ihren Hirſchhorngeiſt erſuchen. (Treuherzig.) Ich bringe das Fläſchchen alsbald zurück.

Graf (ihr ein Flacon reichend). Behalt's für dich. Du wirſt es nöthig haben.

Suſanne. Ich? Frauen meines Gleichen haben keine Zufälle. Die paſſen ſich nur für Standesperſonen.

Graf. Im Brautſtand fehlt es an Ohnmachten auch nicht, zumal wenn man den Zukünftigen verliert.

Suſanne. Ich löſe den Meinigen bei Marzellinen aus (mit niedergeſchlagenen Augen) mit der Mitgift, welche der gnädige Herr mir verſprochen haben.

Graf. Ich — dir?

Suſanne. So glaubte ich wenigſtens zu verſtehen.

Graf. Allerdings, aber die Bedingung war, daß du mir nachgeben ſollteſt.

Suſanne (kokettirend). Meine erſte Pflicht gegen den gnädigen Herrn heißt Gehorſam.

Graf. Abſcheuliches Mädchen, warum ſagteſt du das nicht früher?

Suſanne. Eines Beſſern beſinnt man ſich nie zu ſpät.

Graf. So kommſt du heute Abend in den Garten?

Suſanne. Ich gehe jeden Abend im Garten ſpazieren.

Graf. Und warſt heute Morgen, in deinem Zimmer, ſo ſtreng gegen mich?

Suſanne. Gnädiger Herr, der Page hinter dem Stuhl ....

Graf. Sie hat Recht! (Von neuem mißtrauiſch.) Warum aber deine hartnäckigen Abweiſungen, ſo oft ich durch Baſilio bitten ließ?

Suſanne. Ein Baſilio braucht ja nicht dabei zu ſein.

Graf (immer entzückter). Sie hat wieder Recht! (Zurückfallend in den Ton des Zweifels). Nur Figaro! du ſagſt ihm Alles!

Suſanne. Freilich Alles, bis auf das, was ich ihm nicht ſage.

Graf (immer, wie oben). Vortrefflich! — Doch, wenn du nicht Wort hielteſt! Verſtändigen wir uns recht, mein Schatz: ohne Garten keine Mitgift, ohne Mitgift keine Heirath!

Suſanne (mit tiefem Knix). Desgleichen umgekehrt: ohne Heirath kein Herrenrecht.

Graf. Mädchen, woher nimmſt du deinen Witz und deine Laune? Wahrhaftig, ich verliebe mich alles Ernſtes in dich. Doch, die Gräfin wird auf das Flacon warten.

Suſanne (reicht ihm lachend das Flacon). Da iſt es wieder. Es war nur ein Vorwand, um den gnädigen Herrn ſprechen zu können.

Graf (will ſie umarmen). Reizendes Geſchöpf!

Suſanne (ſich losreißend). Man kommt!

Graf (indem er links abgeht, für ſich). Ich bin am Ziele!

Suſanne (halblaut). Geſchwind zur Gräfin, um Rapport abzuſtatten! (Will rechts ab.)

Sechster Auftritt.

Suſanne. Figaro. Gleich darauf Graf.

Figaro (von rechts, Suſannen entgegenkommend). Wohin ſo raſch, mein Suschen? Du rechts, der Graf links! Was hat es da gegeben?

Suſanne. Ein Vorſpiel zu deinem Prozeß. Vertheidige dich noch, wenn du Luſt haſt. Nöthig iſt es nicht. Du haſt bereits gewonnen. (Läuft rechts ab.)

Figaro (ihr nacheilend). Erkläre mir ....

Graf (der bei Figaro's Worten umgekehrt war und gelauſcht hatte). „Du haſt gewonnen!“ Alſo wiederum eine Falle! Nun aber auch keine Gnade, keine Schwäche mehr! Ein gutes, feſtes, rechtskräftiges Urtheil ſoll mich an den unermüdlichen Ränkeſchmieden rächen .... Aber, wenn Figaro ſeine Schuld an Marzellinen zahlte? ... Womit? ... Wenn er doch zahlte? ... Halt! Mir bleibt Antonio, Suſannens Oheim. Der Narr iſt hoffährtig wie ein Pfau. Nie wird er zugeben, daß ſeine Nichte einen Menſchen ohne Familie, einen Figaro zum Manne nimmt. Stecken wir uns hinter den Ahnenſtolz unſeres Herrn Schloßgärtners. Im Krieg und in der Liebe gilt jede Liſt. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Bartholo. Marzelline. Friedensrichter.

Marzelline. Herr Friedensrichter, hören Sie meine Sache an.

Friedensrichter (im Talar, ſtammelnd). Gu-u-gut. Sprechen wir mü-mündlich darüber.

Bartholo. Es iſt ein vollſtändiges Eheverſprechen.

Marzelline. Und eine Schuldverſchreibung dazu.

Friedensrichter. Verſtehe: Eheverſchreibung, Schuldverſprechen, et cae-ae-aetera!

Marzelline. Nichts da von et caetera.

Friedensrichter. Verſtehe! Ihr ha-a-abt das Geld.

Marzelline. Nicht doch; ich hab' es hergeliehen.

Friedensrichter. Und wollt es wiederhaben? Verſt-ehe!

Marzelline. Keineswegs; ich verlange Erfüllung des Eheverſprechens.

Friedensrichter. Bekla-a-agter will Euch hei-ei-rathen Verſt-ehe!

Marzelline. Das will er eben nicht. Daher der ganze Prozeß.

Friedensrichter. Verſtehe! Als ob ich euren Pro-o-zeß nicht verſtünde!

Marzelline (zu Bartholo). Iſt das ein Richter?

Friedensrichter. Freilich bin ich ein Rich-ichter; wozu hätt' ich ſonſt meine Stel-lelle gekauft?

Marzelline (ſeufzend). Welch ein Mißbrauch, ſolche Stellen zu verkaufen!

Friedensrichter. Mir wär's auch lieber, wenn man ſie umſonſt gä-äbe! Gegen wen kla-a-aget Ihr?

Achter Auftritt.

Vorige. Figaro.

Marzelline. Da kommt der Beklagte.

Figaro (ſehr heiter, zu Marzelline). Ich bin Euch vielleicht im Wege? — Herr Friedensrichter, der Herr Graf wird ſogleich erſcheinen.

Friedensrichter. Ich habe den Bu-u-urſchen ſchon irgendwo geſehen.

Figaro. In Sevilla, bei Ihrer Frau Gemahlin, aufzuwarten, Herr Richter.

Friedensrichter. Um we-we-welche Zeit?

Figaro. Faſt ein Jahr vor der Geburt Ihres jüngſten Herrn Sohns, der, ohne Ruhm zu melden, ein ſehr hübſches Kind iſt.

Friedensrichter. Mein hü .. hü .. hübſcheſtes. Man ſa .. agt, du machſt hier wieder du-du-dumme Streiche?

Figaro. Herr Richter ...

Friedensrichter. Ha . . abt Ihr meinen Gerichtsſchreiber nicht geſehn?

Figaro. Nur zu oft, in ſeinen Termin= und Koſten=Zetteln.

Friedensrichter. Bei Gericht muß Alles in O . . O . . Ordnung ſein.

Figaro. Und die Ordnung iſt: der Prozeß gehört den Parteien, die Koſten dem Gericht.

Friedensrichter. Nicht ü . . ü . . übel. Nun, da du ein erfa . . fa . . fahrener Burſch biſt, wollen wir deine Sa . . Sa . . Sache gut behan . . handeln.

Figaro. Ich verlaſſe mich ganz auf Ihre Gerechtigkeit, obwohl Sie Friedensrichter ſind.

Friedensrichter. Wie? . . . Freilich bin ich Friedensrichter.

Figaro. Es handelt ſich nur um eine Schuld.

Friedensrichter. Die Ihr nicht bezahlen wo=o=ollt?

Figaro. Ganz recht, Herr Richter. Der Fall iſt einfach. Ich bin ſchuldig. Aber ich bezahle nicht. Folglich iſt's ebenſo, als ob ich nichts ſchuldig wäre.

Friedensrichter. Sehr rich=ichtig.

Neunter Auftritt.

Vorige. (Durch die Mitte, nachdem der Vorhang von dem Gerichtsdiener aufgeſchlagen worden, treten ein:) **Graf, Gerichtsſchreiber,** zwei **Advokaten,** ein zweiter **Gerichtsdiener.** (Wenn ſie eingetreten ſind, werden die Schranken geſchloſſen, hinter denen ſich aufſtellt:) **Antonio, Dienerſchaft, Landleute.**

Gerichtsdiener (den Stab erhebend). Seine Excellenz, der Herr Graf Almaviva, oberſter Erb=, Lehn= und Gerichtsherr! (Der Graf nimmt ſeinen Pl[illegible] auf dem Lehnſtuhl unter dem Baldachin ein. Unter ihm der Friedensrichter. Gerichtsſchreiber und Advokaten an einer, mit Akten und Schreibzeug bedeckten Tafel. Bartholo und Marzelline treten rechts, Figaro links, die Gerichtsdiener zu beiden Seiten der Schranken. Im Volk Bewegung.)

Graf. Im Talar, Herr Friedensrichter? Es handelt ſich nur um einen häuslichen Streit. Das gewöhnliche Kleid wäre genug geweſen.

Friedensrichter. Ex . . . Ex . . . Excellenz ſind zu gnädig. Aber ich gehe niemals ohne Ta . . la . . lar. Wegen der Form, wiſſen Sie. Mancher la . . lacht über den Richter im kurzen Ro . . Rock, der beim blo . . bloßen Anblick des Talars zi . . zittert. Die Form, die Fo . . Fo . . Form.

Graf. Der Gerichtstag beginne!

Friedensrichter. Schrei . . . Schrei . . . Schreiber, verleſt die Sachen.

Schreiber (aus den Akten leſend). Der hoch-, hochwohl- und wohlgeborene Herr, Dom Pedro, Georgio, Hidalgo de los altos y fieros Montes y otros Montes, wider Alonzo Calderon, jungen Theaterdichter. Es handelt ſich um ein durchgefallenes Luſtſpiel, das Keiner verfaßt haben will und Jeder auf den Anderen ſchiebt.

Graf. Sie haben Beide Recht. Man weiſe die Klage ab. Wenn ſie wieder zuſammen arbeiten, ſoll, damit ihr Werk Glück mache in der großen Welt, der Edelmann ſeinen Namen, der Dichter ſein Talent dazu hergeben.

Schreiber (aus einem zweiten Aktenſtück). Andreo Petruchio, Taglöhner, gegen den Steuereinnehmer, wegen willkürlicher Schätzung.

Graf. Die Sache gehört nicht vor meinen Stuhl. Ich diene meinen Leuten beſſer, wenn ich ſie beim König beſchütze. Fortzufahren.

Schreiber (ein drittes Aktenſtück vornehmend). Barbara, Hagar, Magdalena, Nicolina Marzellina, ledig und volljährig (Marzelline knixt) gegen Figaro . . . Taufname offen gelaſſen.

Figaro. Anonymus.

Friedensrichter. Anonymus — was für ein Hei-heiliger iſt das?

Figaro. Der meinige!

Schreiber (aufzeichnend). Gegen Anonymus Figaro. Stand?

Figaro (ſtolz). Edelmann!

Graf. Edelmann?

Figaro. Wenn es des Himmels Wille geweſen wäre, könnte ich der Sohn eines Fürſten ſein. (Gelächter unter den Zuhörern.)

Graf (achſelzuckend). Fahrt fort!

Gerichtsdiener. Stille vor Gericht!

Schreiber (leſend). Beſagte Marzelline, als Klägerin, thut und erhebt, auf Grund eines ſchriftlichen Eheverſprechens, Einſprache gegen die anderweite Verehelichung des Beklagten, beſagten Figaro's. Die Klägerin vertritt Medizinae Doktor Bartholo aus Sevilla, während Beklagter ſeine Sache ſelbſt führen wird, wenn der Gerichtshof ſolches erlaubt, gegen den Gebrauch.

Figaro (ſich erhebend). Der Gebrauch iſt häufig nur ein Mißbrauch. Eine nur einiger Maßen gebildete Partei kennt ihre Sache beſſer als gewiſſe Advokaten, welche unter kaltem Schweiß, mit vielem Geſchrei, Alles wiſſend, nur die Sache nicht, ohne Bedenken ihren Klienten zu Grunde richten, die Zuhörer langweilen, die Richter einſchläfern und hernach ſo ſtolz ſich aufblaſen, als hätten ſie eine ciceronianiſche Rede verfaßt. Ich werde in wenig Worten die Sache klar machen. Meine Herren ...

Schreiber (unterbrechend). Ihr ſeid nicht Kläger, ſondern habt als Beklagter nur zur Vertheidigung das Wort. Treten Sie vor, Herr Dokter, und leſen Sie das Verſprechen.

Bartholo. Es iſt bündig.

Friedensrichter. Man hö .. höre es an. Stille vor Gericht!

Bartholo (ſehr umſtändlich, ſeine Brille abwiſchend und aufſetzend). „Ich Endesunterzeichneter bekenne hiermit von Dame Marzelline die Summe von zweitauſend Piaſtern als baares Darlehen empfangen zu haben. Dieſe Summe werde ich ihr auf ihr Verlangen jeder Zeit zurückzahlen und ſtatt der Zinſen aus Erkenntlichkeit ſie heirathen.“ Gezeichnet: Figaro. — Unſer Antrag geht auf Zahlung der Summe nebſt Koſten und auf Erfüllung des Eheverſprechens. (Er räuſpert ſich und fährt im Rednertone fort.) Meine Herren! Seit dem Urtheil Salomonis des Weiſen ward kein intereſſanterer Rechtsfall vor keinem Gerichtshofe der Welt verhandelt. Eheverſprechungen kannten bereits die Alten: der große Alexander verſprach die Ehe der ſchönen Thaleſtris ...

Graf (fällt ungeduldig ein). Bevor wir ſo weit zurückgehen, äußere ſich Beklagter, ob er ſeinen Schein anerkennt?

Friedensrichter. Beklagter, was popo-propo-oppo-poniret Ihr gegen euren Schein?

Figaro. Daß er aus Verſehen oder abſichtlich falſch geleſen worden iſt. Es heißt darin nicht: Dieſe Summe werde ich zurückzahlen, und ſie heirathen; ſondern es lautet: dieſe Summe werde ich zurückzahlen, oder aus Erkenntlichkeit ſie heirathen. Ein kleiner Unterſchied, ſollt' ich meinen. (Bewegung unter dem Volk.)

Graf. Was ſteht im Schein?

Bartholo. Und!

Figaro. Oder!

Friedensrichter. Und oder — oder. Oder — und — und — oder. (Gelächter.) Ruft Still-ille vor Gericht.

Gerichtsdiener. Still-ille vor Gericht.

Graf. Schreiber, überzeug' Er ſich ſelbſt.

Schreiber (dem Bartholo das Papier überreicht, lieſt anfangs murmelnd, abgebrochen). „Endesunterzeichneter .... zweitauſend Piaſter .... bares Darlehen.“ Aha! Dieſe Summe werde ich ihr auf ihr Verlangen jeder Zeit zurückzahlen (hält das Papier nah vor's Auge) und ... oder ... Das Wort iſt undeutlich. Es iſt ein Klar darauf.

Friedensrichter. Man zeige mir den Kla-a-ar!

(Friedensrichter, Advokaten, Schreiber ſtecken alle die Naſen in das Papier und flüſtern mit einander.)

Bartholo. Wir behaupten, daß es die conjunctio copulativa Und iſt. Wonach Beklagter mit der Klägerin ſich kopuliren zu laſſen gemüßigt ſein dürfte.

Figaro (in gleich pedantiſchem Tone). Wir repliziren, daß es conjunctio adversativa Oder ſei, ſo daß Klägerin entweder bezahlt oder geheirathet werden wird. Iſt er Pedant, ſo bin ich es doppelt; ſpricht er Latein, ſo rede ich Griechiſch. Ich vernichte ihn.

Graf. Wie iſt der Fall zu beurtheilen?

Bartholo. Um zu Ende zu kommen und nicht Silben zu ſtechen, acceptiren wir: es heiße „Oder“.

Figaro. Ich bitte, dies zu Protokoll zu nehmen.

Bartholo. Wir ſtimmen bei. Eine ſo erbärmliche Ausflucht wird Beklagten nicht retten. Prüfen wir die Schrift, wenn „oder“ darinnen ſteht. (Er lieſt.) „Die Summe ... werde ich ihr zurückzahlen, oder ſie heirathen.“ Das iſt, als wenn in einem Recepte geſchrieben ſtünde: Patient wird zwei Gran Rhabarber einnehmen, oder eine halbe Unze Sennes. Eins von beiden muß er nehmen, um geſund zu werden.

Figaro. Keineswegs. Das Beiſpiel ſteht ſo: Entweder die Krankheit wird den Patienten umbringen, oder der Arzt mit ſeinen Mitteln. Ein reiner Gegenſatz. Nur eines Todes kann er ſterben. So auch in meinem Falle: Entweder ich zahle, oder ich heirathe. Beides iſt nicht zu verlangen.

Bartholo (heftig werdend). Schöne Zahlung, das.

Schreiber. Stille vor Gericht.

Bartholo. Das nennt ſolch ein Schurke ſeine Schulden bezahlen.

Figaro. Führt der Herr Vertheidiger ſeine eigene Sache?

Bartholo. Ich vertrete Dame Marzelline.

Figaro. So reden Sie Unſinn, ſo viel Sie wollen, aber keine Beleidigungen. Als man, aus Beſorgniß vor der Leidenſchaftlichkeit der Parteien, vor Gericht Vertheidiger und Sachwalter zuließ, wollte man ihnen nicht das Recht ertheilen, ungeſtraft zu beleidigen. Das heißt, die edelſte Anſtalt herabwürdigen.

(Die Richter haben inzwiſchen insgeheim unter ſich berathen.)

Antonio (auf ſie hindeutend, zu Marzelline). Was haben denn die mit einander zu ziſcheln?

Marzelline. Der oberſte Gerichtsherr iſt beſtochen worden, er beſticht den Friedensrichter, dieſer die Uebrigen, und ich verliere den Prozeß.

Bartholo (für ſich, murrend). Das fürchte ich.

Figaro (heiter). Muth, Marzelline.

Schreiber (gegen Marzelline gewendet). Das iſt zu ſtark; ich zeige Sie an und verlange zur Ehre des Gerichtshofes, daß dieſe Sache vor der andern verhandelt werde.

Graf. Nicht ſo, Schreiber. Ich ſpreche nicht, wo es eine perſönliche Beleidigung gegen mich gilt. Ein ſpaniſcher Richter iſt kein türkiſcher. Genug an den anderen Mißbräuchen. Um nicht ſelbſt einen weiteren zu begehen, werde ich mein Erkenntniß motiviren; der Richter, welcher das nicht thut, iſt ein Feind der Geſetze. Was kann Klägerin verlangen? Heirath, wenn nicht Bezahlung. Beides zumal iſt ausgeſchloſſen.

Schreiber. Stille vor Gericht.

Graf. Wie erwidert Beklagter? Daß er nicht heirathen will. Dies iſt ihm geſtattet.

Figaro (erfreut). Ich gewinne.

Graf. Aber da ſein Verſprechen ſagt: „welche Summe ich zurückzahlen oder ſie heirathen werde“, ſo verurtheilt der Gerichtshof Beklagten, der Klägerin zweitauſend Piaſter zu zahlen, oder ſie zu heirathen, und das noch am heutigen Tage. Von Rechtswegen. (Er ſteht auf.)

Figaro (erſtarrt). Ich habe verloren.

Antonio (frohlockend). Ein treffliches Urtheil.

Figaro. Warum trefflich?

Antonio. Weil du nun meine Nichte doch nicht kriegſt. Schön' Dank, Excellenz.

Gerichtsſchreiber. Das Gericht iſt geſchloſſen.

Antonio. Das Alles erzähle ich Suſannen. (Ab.)

(Die Zuhörer gehen allmählig ab, ebenſo die Gerichtsperſonen, bis auf den Friedensrichter. Die Uebrigen kommen wieder in den Vordergrund.)

Zehnter Auftritt.

Graf. Marzelline. Bartholo. Figaro. Friedensrichter.

Marzelline (in einen Seſſel ſinkend). Mir fällt ein Stein vom Herzen.

Figaro (auf der anderen Seite der Bühne ſich ebenfalls ſetzend). Mir ein Fels auf die Bruſt.

Graf (in der Mitte unmuthig auf- und abgehend, für ſich). Ich bin wenigſtens gerächt, das iſt mein Troſt.

Figaro. Wo bleibt Baſilio's Einſprache gegen Marzellinens Ehe? Er läßt ſich nicht wieder blicken. (Zum Grafen, der abgehen will.) Excellenz verlaſſen uns?

Graf. Das Urtheil iſt gefällt.

Figaro. Der Dickbauch von Friedensrichter iſt an allem Schuld.

Friedensrichter. Ich ein Di-Di-Dickbauch!?

Figaro (aufſpringend). Excellenz, ich heirathe ſie doch nicht.

Graf. Du kennſt den Urtheilsſpruch.

Figaro. Ohne die Einwilligung meiner höchſt edlen Aeltern darf ich nicht heirathen.

Bartholo. So nennt ſie doch, zeigt ſie doch, eure höchſt edlen Aeltern.

Figaro. Ich ſuche ſie ſeit fünfzehn Jahren. Man gönne mir noch vierundzwanzig Stunden, ſie zu finden.

Bartholo. Eitler Geck! Was werdet Ihr anders ſein, als ein Findelkind?

Figaro. Nicht doch, kein gefundenes, ſondern ein verlorenes, ein geraubtes Kind.

Graf. Beweiſe!

Figaro. Die koſtbaren geſtickten Windeln, in denen ich gefunden ward; ein Spitzenhäubchen; eine goldene Kinderklapper; und mehr als das, ein geätztes Zeichen auf meinem Arm, beweiſen, mit welcher Sorgfalt ich gezeichnet ward, um nicht verwechſelt zu werden.

Marzelline (aufmerkſam werdend). Ein Zeichen auf eurem rechten Arm?

Figaro. Auf dem rechten Vorderarm ... (Er will den Aermel aufſtreifen.)

Marzelline (haſtig einfallend). Eine Roſe?

Figaro. Woher wißt Ihr das?

Marzelline. Himmel! Er iſt's!

Figaro. Freilich bin ich's!

Bartholo. Wer? Er?

Marzelline. Emanuel!

Bartholo. Zigeuner ſtahlen dich?

Figaro. Ganz nah bei einem Schloß. O Doktor, wenn Ihr mich meiner edlen Familie zurückgebt, werden mich meine Aeltern mit Gold aufwiegen.

Bartholo. Da ſteht deine Mutter. (Er zeigt auf Marzelline.)

Figaro (zurückweichend.) Pflegemutter?

Bartholo. Leibliche Mutter!

Marzelline. Da ſteht dein Vater. (Sie zeigt auf Bartholo.)

Figaro. O weh, o weh!

Marzelline. Hat es dir die Stimme der Natur nicht hundert Male zugerufen?

Figaro. Nicht ein Sterbenswort!

Graf (halblaut.) Marzelline ſeine Mutter!

Friedensrichter. Nun hei-hei-heirathet er ſie nicht, das iſt kla-klar.

Bartholo. Ich aber auch nicht!

Marzelline (leidenſchaftlich). Du auch nicht? Und unſer Sohn? Und deine Schwüre?

Bartholo. Thorheit! Wenn dergleichen Verſprechungen bindend wären, müßte man hundert Male heirathen.

Friedensrichter. Oder ga-ga-gar nicht, wenn's Einer genau nimmt.

Bartholo. Nach ſolchen Fehlern, nach einer ſo zweideutigen Vergangenheit . . .

Marzelline (immer heftiger). Ich will meine Fehler nicht läugnen; der heutige Tag hat ſie zu gut bewieſen. Aber wie hart iſt es doch, nach dreißig Jahren der Beſſerung ſie büßen zu ſollen! Ich war zur Tugend geboren und übte ſie, ſobald ich zur Vernunft und zur Freiheit gelangte. Aber was kann ein junges Mädchen, unerfahren, voll Wünſche und Täuſchungen, vom Elend bedroht, von Verführern umgeben, ihnen für Widerſtand leiſten? Wohl mancher verurtheilt uns, der im Leben ein Dutzend von uns unglücklich gemacht hat.

Figaro. Die Schuldigſten pflegen die Strengſten zu ſein.

Marzelline. Undankbare Männer, die ihr das Spielzeug eurer Leidenſchaften, euere Opfer noch obendrein verachtet! euch ſollte man für unſere Jugendſünden beſtrafen, euch und die ganze geſellſchaftliche Einrichtung, die uns durch ihre Nachläſſigkeit und Ungerechtigkeit ohne jedes anſtändige Mittel der Selbſterhaltung läßt. Frauen haben ein Recht auf Arbeit. Nur ſie ſollten für Frauen arbeiten dürfen, und unſere Geſellſchaft erzieht Tauſende von Frauenſchneidern und Putzmachern.

Figaro. Sogar Soldaten hält man zum Stricken an.

Marzelline. Selbſt in den höchſten Ständen genießt die Frau nur eine geheuchelte Achtung, zum Schein gehätſchelt, in

Wahrheit geknechtet, als unmündig in ihrem Vermögen angeſehen, als volljährig nur in der Zurechnungsfähigkeit ihrer Fehler. In jeder Hinſicht iſt die Stellung, die der Mann dem Weibe macht, eine verächtliche oder bemitleidenswerthe.

Figaro. Sie hat Recht.

Graf (für ſich). Nur zu ſehr Recht.

Friedensrichter. Ga=ga=ganz Recht hat ſie.

Marzelline. Doch, mein Sohn, was verſchlägt uns die Weigerung eines ungerechten Mannes? Sieh nicht zurück, woher du kommſt, ſondern vorwärts, wohin du gehſt; nur darauf kommt es an im Leben. In wenig Monaten wird deine Braut unabhängig. Sie nimmt dich, ich ſtehe dafür. Lebe mit einer Gattin, einer Mutter, die wetteifernd dich lieben werden. Sei nachſichtig mit ihnen, glücklich für dich, frei, heiter und brav mit aller Welt, — dann fehlt deiner Mutter nichts zu ihrem vollen Glück.

Figaro. Goldene Regeln, Mama, die ich befolgen werde. Iſt man nicht ein Narr? Seit tauſend und aber tauſend Jahren dreht ſich die Welt, und ich ſoll in dieſem Wirbel nach einer kurzen Spanne Zeit herlaufen, die ich verloren habe, ohne zu wiſſen, von wem ich abſtamme? Ein Thor, wer darum ſich kümmert! Sein Leben in Sorgen verlieren, heißt noch auf den Strang drücken, wie die unglücklichen Pferde thun, welche ein Schiff ſtromaufwärts ziehen, Laſtthiere, auch wenn ſie ruhen. Wir wollen's in Geduld abwarten.

Graf. Ein unbequemer Querſtrich in meiner Rechnung.

Friedensrichter (zu Figaro). Wo bleibt aber der A=A=Adel und das Schloß? Lü=Lügen vor der Juſtiz!

Figaro. Schöne Juſtiz, die mich um's Haar gezwungen hätte, meine Mutter zu heirathen, nachdem ich vor Jahr und Tag wegen einhundert lumpiger Thaler meinen Vater ſchier umgebracht hätte. Da nun der Himmel meine Tugend vor ſo ſchweren Sünden bewahrt hat, ſo verzeihen Sie mir, Herr Vater, und du, Mama, umarme mich, — ſo mütterlich wie möglich. (Marzelline fliegt in ſeine Arme.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Suſanne. Antonio.

Suſanne (eine Börſe in der Hand, herbeieilend). Halten Sie ein, gnädiger Herr! Die Heirath findet nicht ſtatt; ich zahle Marzellinen mit der Mitgift, welche die Frau Gräfin mir geſchenkt.

Graf (in vollem Zorn abgehend). Muß auch ſie ſich noch hineinmiſchen! Die ganze Hölle iſt gegen mich verſchworen.

Antonio (auf die Umarmung zeigend, die Suſanne biſher nicht bemerkt). Sieh da, ſieh da, du kannſt dein Geld ſparen; er zahlt ſchon ſelber.

Suſanne (ſich abwendend). Ich ſah genug. Gehen wir, Oheim!

Figaro (ſie aufhaltend). Was ſahſt du?

Suſanne. Meine Thorheit, deine Schlechtigkeit.

Figaro. Weder eines, noch das andere!

Suſanne. Heiratheſt du ſie etwan nicht, da du ſie ſo zärtlich umarmſt?

Figaro. Ich umarme ſie und heirathe ſie doch nicht.

Suſanne. Und ich, ich heirathe dich auch nicht, aber — ich prügle dich (gibt ihm einen Backenſtreich).

Figaro (ſich die Wange reibend). Das nenn' ich eine Liebe! Aber Suschen, höre doch! Ehe du fortläufſt, ſieh dir dieſe wackere Frau doch einmal ordentlich an.

Suſanne (Marzellinen meſſend). Ich ſehe ſie an.

Figaro. Wie findeſt du ſie?

Suſanne. Abſcheulich.

Figaro. Es lebe die Eiferſucht; ſie ſchmeichelt nicht!

Marzelline (die Arme ausbreitend). Komm auch du in meine Arme, liebes Suschen! Der Böſewicht, der dich ſo plagt, iſt — mein Sohn!

Suſanne. Er? ihr — du, ſeine Mutter! (Sie fällt in Marzellinens Arme.)

Antonio. Und erſt eben iſt ſie ...

Figaro (einfallend.) Meine Mutter geworden, ja!

Marzelline. Ach mein Herz zog mich längſt zu dir, es war die Stimme der Natur, die nur über ihren Grund ſich täuſchte.

Figaro. Und mein Verſtand hielt mich von dir zurück. Aber gehaßt habe ich dich niemals. Hätte ich ſonſt von dir bergen können?

Marzelline. Nimm deinen Schein zurück. Er ſei meine Mitgift. (Reicht ihm das Papier.)

Suſanne. Hier eine zweite! (Steckt ihm in die andere Hand eine volle Börſe.)

Figaro. Dank, Dank!

Marzelline. O meine Kinder, umarmt mich feſt und innig. Ihr ſeid mein ganzes, mein einziges Glück! (Sie weint.) So ſoll denn der Abend meines armen Lebens noch ſich aufklären und mich für eine trübe Vergangenheit ſchadlos halten.

Figaro. Halt' ein, liebe Mutter, halt' ein. Oder willſt du meine Augen im Waſſer ihrer erſten Thränen dahinſchmelzen ſehen? Dem Himmel ſei Dank, es ſind Freudenthränen. Faſt hätte ich mich ihrer geſchämt, ich verſuchte ſie zurückzuhalten. Fahre hin, falſche Scham! Ich will weinen und lachen zugleich; ein Augenblick wie dieſer wiederholt ſich nicht im Leben. (Er umarmt Suſannen und Marzellinen.)

Friedensrichter (ſich die Augen mit dem Schnupftuch trocknend). Wie rüh-rüh-rührend! Ich glaube, die Ju-Juſtiz weint mit!

Figaro (noch in der Umarmung zwiſchen Suſannen und Marzellinen ſtehend). Schickſal, nun trotz ich dir! Triff mich, wenn du es vermagſt, zwiſchen dieſen zwei Herzen.

Antonio. Gemach, gemach, Herr Bartkratzer! Unter anſtändigen Leuten iſt's Sitte, daß erſt der Vater heirathet, dann der Sohn.

Bartholo. Ich Vater zu einem ſolchen Taugenichts? Nimmermehr!

Antonio. Stiefmütterlicher Vater! Wenn das iſt, gibt's auch für uns keine Hochzeit nicht!

Suſanne. Oheim!

Antonio. Die Tochter meiner Schweſter geb' ich nicht her an Einen, der nicht einmal einen Vater hat.

Friedensrichter. Einen Va-a-ater hat natürlich Jedermann, a-a-aber . . .

Antonio. Aber meine Nichte kriegt der da (auf Figaro deutend) doch nicht. (Er eilt ab.)

Figaro. Sind denn alle Narren der Welt gegen meine Hochzeit losgelaſſen?

Zwölfter Auftritt.

Bartholo. Marzelline. Suſanne. Figaro. Friedensrichter.

Bartholo (zu Figaro). Such' dir Jemanden, der dich an Kindesſtatt annimmt. (Will ab.)

Marzelline (ihn zurückhaltend). Bartholo, Sie können uns nicht verlaſſen.

Suſanne. Lieber, guter Papa, er iſt Ihr Sohn.

Marzelline. Und was für ein hoffnungsvoller Sohn! Wie begabt und wohlgebildet!

Figaro. Und wie wohlfeil! Keinen Heller hab' ich euch gekoſtet!

Bartholo. Bis auf die hundert Thaler, die er mir abgenommen.

Marzelline (ihm ſchmeichelnd). Wir wollen dich ſchön pflegen, Papa!

Suſanne (eben ſo). Dich ſo lieb haben, Papa!

Bartholo (nachſprechend). Papa, lieber Papa, guter Papa! (Er zieht das Taſchentuch.) Am Ende bin ich noch ein größerer Narr, als der Friedensrichter und fange an zu heulen wie er. (Da Marzelline und Suſanne ihn hoffend anſehen) Nichts da, noch hab' ich nicht Ja geſagt. (Er blickt umher.) Wo iſt der Herr Graf geblieben?

Figaro. Suchen wir ihn auf, um ſeine Einwilligung zu erzwingen; ein Streich von ihm könnte alles wieder zerſtören.

Auf, zu ihm! (Figaro, Suſanne, Marzelline gehen ab, Bartholo mit ſich fortreißend.)

Friedensrichter (allein). Noch ein größerer Na-Na-Narr als ich? Wie gro-gro-grob! Dergleichen denkt man wohl, aber man ſa.. ſa.. ſagt's nicht!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Große Gallerie im Schloſſe, mit Blumengewinden, Kandelabern und Teppichen feſtlich aufgeputzt. Im Vordergrunde rechts ein Tiſch mit Schreibzeug und zwei Armſeſſel.

Erſter Auftritt.

Figaro. Suſanne.

Figaro (Suſannen umfaßt haltend). Biſt du nun zufrieden, Liebchen? Meine neue Mama hat den Doktor wirklich zu überreden gewußt, daß er ſie heirathet. Dein bärbeißiger Herr Oheim iſt dadurch gezähmt und das letzte Hinderniß unſerer Verbindung aus dem Wege geräumt. Mag der Herr Graf ſchmollen, mag er ſich wehren, wie er will. Wir ſind vor Nacht noch ein glückliches Paar!

Suſanne. Wie wunderlich das alles ſich gefügt hat; wie ſo ganz anders, als dieſer große Schlaukopf (auf Figaro's Stirn pochend) es ſich vorher ausgedacht hatte!

Figaro (ſentenziös, mit komiſcher Feierlichkeit). Kind, der ſchlaueſte von allen Schlauköpfen iſt der Zufall. Wir Staatsmänner haben gut Plane ſchmieden, oder auch Ränke, unter Umſtänden ſelbſt Lügen; der Zufall nimmt uns lächelnd die Zügel aus der Hand und führt uns wie er will, — uns alle, vom Herrſcher und Eroberer an, bis herab zum blinden Bettler, der ſich von einem Hunde führen laſſen muß. Was aber den Haupt- und Stockblinden angeht, den kleinen, ſchlimmen, ſchlauen Liebesgott: bei dem werde ich Hunde- und Führerſtelle vertreten und ihn nirgends anders hinleiten, als an die Thür meiner Suſanne.

Suſanne. Iſt das nicht auch eine deiner zahlreichen Staats- und Nothlügen?

Figaro (betheuernd). Die reine, die wahre Wahrheit.

Suſanne. Als ob es eine andere als die wahre Wahrheit gäbe, du Schelm!

Figaro (wie oben). Laß dich belehren, unerfahrenes Weſen! So wie es Thorheiten giebt, welche mit der Zeit zu Weisheitsſätzen werden, und Lügen, aus denen große Wahrheiten hervorgehen, ſo giebt es umgekehrt auch Wahrheiten, die ſich im Laufe der Jahre zu dicken, dummen Lügen verwandeln. Zu geſchweigen von jenen Wahrheiten, die Niemand auszuſprechen wagt und von anderen, die Niemand glaubt, weder derjenige, der ſie ausgiebt, noch wer ſie einnimmt. Zum Exempel: Du trittſt in einen Laden, einzukaufen. (Nachahmend.) „Mademoiſelle, ich verſichere, daß dies mein genaueſter Preis iſt“, oder: „Mademoiſelle, unſer Geſchäft hat nur feſte Preiſe.“ Das iſt eine unwahre Wahrheit, denn nach fünf Minuten Handelns wirft er dir die Waare um die Hälfte nach. — Ein Bittſteller wird von einem großen Herrn entlaſſen: (Wie oben.) „Sein Sie überzeugt, daß ich mich Ihrer Verdienſte und Ihrer Wünſche ſtets erinnern werde.“ Wiederum eine Wahrheit, an welche weder der ſeufzende Supplikant, noch der liſpelnde Gönner glaubt. — Oder endlich: Ein ſchmucker Kavalier erſucht ein niedliches Kammerkätzchen um ein ſtilles Stelldichein, im Garten, bei Mondenſchein. Ach, er bittet ſo ſchön, ſo inſtändig, wo er doch befehlen könnte, der gute gnädige Herr, daß dem armen Kätzchen nichts übrig bleibt, als „Miau“, das heißt Ja, zu ſagen. Aber das Kätzchen geht doch nicht, (dringend) nicht wahr: es geht nicht?!

Suſanne. Gewiß nicht, wenn du es nicht mehr willſt. Und ſei überzeugt, daß das Wegbleiben mir weniger unangenehm iſt, als das Verſprechen zu kommen geweſen.

Figaro. Die wahre Wahrheit?

Suſanne. Ich kenne nicht ſo viele Wahrheiten wie ihr

Herren Staatsmänner. Für mich giebt es nur eine, und die heißt: Ich werde meinem lieben Mann treu bleiben mein Leben lang.

Figaro (ſie umarmend). O du Ausbund, du Ausnahme von allen Weibern, — wenn du Wort hältſt, nämlich.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Gräfin.

Gräfin (eintretend). Dacht' ich's doch. Wo unſer Pärlein auch ſein mag, bei einander iſt's immer. Aber, Figaro, man erwartet dich. Deine Hochzeitsgäſte werden ungeduldig.

Figaro (indem er mit Suſannen abgehen will). Es iſt wahr, ich habe mich vergeſſen; aber ich werde unſeren Freunden meine Entſchuldigung zeigen.

Gräfin (Suſannen zurückhaltend). Sie folgt dir ſogleich.

(Figaro ab.)

Dritter Auftritt.

Gräfin. Suſanne.

Gräfin. Haſt du alles bereit, was zu unſerem Kleidertauſch gehört?

Suſanne (zögernd). Verzeihung, gnädige Gräfin, wenn ich auf den Scherz nicht eingehe.

Gräfin (erſtaunt). Du biſt anderen Sinnes geworden?

Suſanne. Figaro wünſcht nicht ....

Gräfin (heftig einfallend). Figaro iſt der Mann nicht, der eine Mitgift ausläßt. Du hintergehſt mich.

Suſanne. Gnädige Frau könnten glauben ...

Gräfin (wie oben). Daß du Ernſt aus dem Scherz machen willſt und dich wirklich mit dem Grafen verſtändigt haſt. Ich durchſchaue dich. Es iſt gut. (Sie will abgehen.)

Suſanne (ihr zu Füßen fallend). Bei Allem, was mir heilig iſt, gnädige Gräfin, Sie thun mir unrecht und weh. Wie könnte ich nach Ihren zahlloſen Wohlthaten, nachdem Sie noch heute ſo reich und großmüthig mich beſchenkt haben, im Stande ſein, mit Ihrem und meinem eigenen Glück freventlich zu ſpielen?

Gräfin (erhebt ſie, indem ſie ſie auf die Stirn küßt). Vergieb mir, Suſanne, meine treue, meine einzige Freundin. Deine plötzliche Weigerung machte mich irr an dir. Du begehſt doch auch keine Untreue an Figaro, wenn ich, ſtatt deiner, in den Garten komme. Wann und wo ſollte die Zuſammenkunft ſtattfinden?

Suſanne. Der Herr Graf ſprach von einem Dämmerſtündchen im Park.

Gräfin. Wir müſſen das genauer beſtimmen. (Auf den Tiſch rechts zeigend.) Setze dich und ſchreibe!

Suſanne. Wollen die gnädige Gräfin das nicht übernehmen?

Gräfin. Damit der Graf meine Hand erkennt? Sei unbeſorgt; ich vertrete Alles, und damit du dich in nichts compromittirſt, ſchreiben wir ohne Adreſſe.

Suſanne (ſich ſetzend). Aber was?

Gräfin (nachſinnend). Ich muß zu Roſinens alten Künſten meine Zuflucht nehmen. Ein Brieflein an Lindoro .... Halt, ſo geht's. Du ſchreibſt den Anfang einer Romanze von Moratin, für unſern Zweck wie gemacht. Fällt das Blatt dann auch in unrechte Hände, ſo iſt nichts verrathen. (Diktirt:)

O wie ſelig iſt's zu träumen,
Unbewacht und unbelauſcht,
Unter den Kaſtanienbäumen,
Die der Abendwind durchrauſcht.

Suſanne. „Unter den Kaſtanienbäumen“. Das iſt die dunkelſte Stelle im Park.

Gräfin (weiter diktirend:)

Luna ſchläft. Im dunklen Garten,
Um der zehnten Stunde Schluß,
Mag der Liebſte mich erwarten,
Wenn ich ſein nicht harren muß.

Suſanne. Eine Beſtellung in beſter Form. Aber womit ſiegeln?

Gräfin. Mit einer Nadel. Auf die Adreſſe ſchreibſt du: „Man bittet zum Zeichen der Zuſtimmung das Siegel zurückzuſchicken.“

Suſanne (lachend, indem ſie ſchreibt). Allerliebſt! „Das Siegel zurückſchicken.“ Mit dieſem Siegel werden wir hoffentlich weniger Noth haben, als mit dem unter des Pagen Patent.

Gräfin (mit ſchmerzlicher Erinnerung). Armes Kind!

Suſanne (ſuchend). Muß ich gerade jetzt keine Nadel bei mir haben!

Gräfin. Da nimm! (Sie zieht aus ihrem Halstuch eine Nadel, wobei ihr das Band des Pagen entfällt.) Ach, mein Band!

Suſanne (das Band aufhebend). Das des kleinen Spitzbuben? Haben gnädige Gräfin es über das Herz bringen können, dem armen Schelm ſeinen Raub wieder abzunehmen?

Gräfin. Ich hätte es wohl gar um ſeinen Arm laſſen ſollen? Gieb her!

Suſanne (neckend). Es iſt nicht mehr zu brauchen. Sein Blut klebt daran.

Gräfin. Gut genug als Dank für Fanchettens erſten Strauß.

Vierter Auftritt.

Vorige. Fanchette. Cherubin, als Bauernmädchen verkleidet, unter vielen **Bauernmädchen.**

Fanchette (mit einem ländlichen Knix). Allerſchönſte Frau Gräfin, wir Brautjungfern ſind da, um Blumenſträuße zu überreichen. (Knix von allen Bauernmädchen, welche der Gräfin Blumen darreichen.)

Gräfin (das Band hurtig wieder einſteckend). Die herrlichen Blumen. Schade, daß es ihrer ſo viele ſind, daß ich ſie nicht alle tragen kann. Auch die hübſchen Geberinnen kenne ich nicht alle. (Auf Cherubin deutend.) Wer iſt zum Beiſpiel dies artige Kind, das ſich ſo ſchüchtern verſteckt?

Fanchette (raſch und verlegen). Das iſt ... mein Bäschen, ja wohl mein Bäschen, das nur zur Hochzeit herkommt.

Gräfin. Ein reizendes Geſichtchen. Ihrem Strauß als dem einer Fremden werde ich den Vorzug geben. (Sie nimmt den Strauß Cherubins und küßt ihn dankend auf die Stirn.) Sieh nur, Suſanne, wie lieblich ſie erröthet! Und findeſt du nicht auch, daß ſie eine merkwürdige Aehnlichkeit hat (leiſe) mit Jemandem?

Suſanne. Außerordentlich, das iſt wahr.

Cherubin (bei Seite, außer ſich). Ein Kuß, der mich toll machen könnte.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Graf. Antonio.

Antonio (den Grafen hereinziehend). Wenn ich's Euer Er'lenz aber ſage, daß er drunter iſt. Bei meiner Tochter Fanchette haben ſie ihn angezogen. Seine neue Uniform liegt zu Haus. Da iſt ſein Hut, den ich aus dem Bündel herausſtibitzt habe. (Er hat die Mädchen gemuſtert, Cherubin erkannt und hervorgezogen und ſetzt ihm einen kleinen Treſſenhut, ſtatt der ländlichen Haube, auf.) Wohl bekomm's, Herr Fähndrich!

Gräfin. Himmel, was iſt das?

Antonio. Wer hat nu' Recht?

Graf (mit verhaltenem Zorn). Nun, Frau Gräfin?

Gräfin. Nun, Herr Graf! Ich bin nicht minder erſtaunt und noch mehr erzürnt als Sie.

Graf. Jetzt vielleicht, aber heute Morgen?

Gräfin. Ich würde ſchuldig ſein, wollte ich länger läugnen. Ja, er war bei mir. Wir verſuchten den Scherz, welchen die Mädchen ausgeführt haben. Darüber kamen Sie zurück. Ihre Leidenſchaftlichkeit erſchreckte uns ſo, daß wir Alle den Kopf verloren. Er entſprang durch das Fenſter. Meine Verlegenheit haben Sie geſehen.

Graf (ſtreng zu Cherubin). Warum biſt du nicht abgereiſt?

Cherubin (ſeinen Hut herunterreißend). Zu Befehl, Excellenz!

Graf. Deinen Ungehorſam werde ich beſtrafen.

Fanchette (herausplatzend). Ach, gnäd'ger Herr, ich bitt' gar ſchön. Wiſſen Sie, wenn mich der gnäd'ge Herr küſſen wollen, ſo ſagen Sie doch immer: Fanchette, ſagen Sie, wenn du mich lieb haſt, ſo geb' ich dir, was du magſt, ſagen Sie.

Graf (verlegen). Das hätte ich geſagt?

Fanchette. Na, und wie oft! Wenn Sie nun den Herrn Pagen ſtrafen wollen, ſo geben Sie ihn mir zum Manne. Dann will ich Sie aber gern haben, gnäd'ger Herr, aber ſo gern!

Graf (für ſich). Bezaubert von einem Pagen!

Gräfin (halblaut zum Grafen). Jetzt iſt die Reihe an Ihnen, mein Gemahl. Das verzweifelt naive Geſtändniß dieſes Mädchens beweiſt, wie viel Grund ich hätte, Ihretwegen unruhig zu ſein, während Sie ſich um mich immer grundlos beunruhigen.

Graf (nach Faſſung ringend, für ſich). Bin ich behext, daß heute Alles gegen mich ausgeht?

Sechster Auftritt.

Vorige. Figaro.

Figaro. Excellenz, wenn Sie die Brautjungfern zurückhalten, ſo iſt's mit der Hochzeit und dem Tanz nichts.

Graf (erfreut, Jemanden zu finden, an dem er ſeinen Zorn auslaſſen kann). Denkſt du mit deinem verſtauchten Fuß an's Tanzen?

Figaro (ſich die Wade reibend). Er ſchmerzt wohl noch ein wenig; allein das verſchlägt nichts. (Zu den Mädchen.) Vorwärts, Kinder!

Graf (ihn zurückziehend). Ein rechtes Glück, daß du auf die Beete weich fieleſt.

Figaro. Allerdings, ein Glück.

Antonio (ihn an ſich reißend). Und daß du im Springen dich bückteſt, he?

Figaro. Der Herr Onkel hätte wohl einen Purzelbaum in der Luft geſchlagen?

Antonio. Und derweile galopirte der ſaubere Herr Page auf der Landſtraße gen Sevilla?

Figaro. Galopirte, trabte, was weiß ich?

Graf. Und du hatteſt ſein Patent in der Taſche?

Figaro. Wegen des mangelnden Siegels, freilich. Doch was bedeutet dies Verhör? Es iſt die höchſte Zeit; kommt, ihr Brautjungfern!

Antonio (Cherubin ihm gegenüberſtellend). Was ſagt der zukünftige Herr Neffe zu dieſer funkel-nagel-neuen Sorte von Jungfern, he?

Figaro. Der Page! (Bei Seite.) Der Henker hole den kleinen Gecken!

Antonio. Kapirſt du's jetzt?

Figaro. Was iſt da zu kapiren? Ich kapire ....

Graf (einfallend). Daß der Page aus dem Fenſter ſprang. Antonio ſah es.

Figaro. Wenn er's geſehen hat, nun, ſo iſt es ja wohl möglich.

Graf. Und du ſprangſt auch?

Figaro. Warum nicht? Das Springen ſteckt an. Wo ein Schaf einen Satz macht, folgt die ganze Heerde nach. Er, ich, vielleicht noch ein Dutzend Anderer. Wer möchte Euer Excellenz auch im Zorn begegnen?

Graf. Du wagſt es noch ... (Eine Fanfare ländlicher Inſtrumente hinter der Scene.)

Figaro. Ich wage, um gnädige Entlaſſung zu bitten. Dies Zeichen bedeutet den Anfang unſeres Hochzeitszuges. Suſanne, deine Hand! Wer mit will, der folge uns! (Er reißt ſich los und Suſannen mit fort. Alle folgen bis auf Graf, Gräfin, Cherubin.)

Siebenter Auftritt.

Graf. Gräfin. Cherubin.

Graf (Figaro nachſehend). Giebt's eine größere Keckheit? (Zu Cherubin.) Was dich angeht, Duckmäuſer, ſo geh und kleide dich um, ſogleich. Und daß ich dir heute nirgends mehr begegne, ſonſt . . .

Gräfin. Der Aermſte wird ſich, ſo ganz allein während des Feſtes, langweilen.

Cherubin (feurig). Ich, mich langweilen? Auf meiner Stirn trag ich das höchſte Glück der Erde davon. (Er eilt, mit einem glühenden Blick auf die Gräfin, ab.)

Graf. Was meint der Geck mit ſeinem Glück auf der Stirn?

Gräfin (verlegen ſich fächelnd). Doch wohl ſeinen Uniformshut. Alles Neue beglückt ja die Kinder. (Sie will gehen.)

Graf. Sie bleiben nicht, Gräfin?

Gräfin. Ich bin leidend, wie Sie wiſſen.

Graf. Nur einen Augenblick, Ihrem Liebling, Suſannen, zu Ehren. (Hochzeitsmarſch hinter der Scene.) Da kommt der Zug. Nehmen wir Platz, um ihn zu empfangen. (Er führt die Gräfin in den Vordergrund rechts, wo ſich Beide niederlaſſen.)

Achter Auftritt.

Graf. Gräfin (rechts im Vordergrunde ſitzend. Durch die Galerie tritt der Hochzeitszug ein, deſſen Muſik man ſchon am Schluß des vorigen Auftritts hinter der Scene gehört:) **Muſikanten. Feldhüter** und **Nachtwächter** mit Seitengewehr. Die niedere **Schloßdienerſchaft. Junge Burſche** und **Mädchen** in Feſtkleidern. Unter letzteren **Fanchette** und ein anderes **Mädchen** mit zwei Brautkränzen und Schleiern daran. **Antonio, Suſannen** führend. **Figaro, Marzellinen** führend. **Bartholo,** mit einem großen Hochzeitsſtrauß. Zum Beſchluß älteres **Landvolk** und höhere **Schloßdienerſchaft.** Der ganze Zug defilirt mit Muſik vor dem Grafen und der Gräfin, wobei Fanchette und das andere Mädchen ihre Brautkronen dem Grafen überreichen, der ſie auf den Tiſch niederlegt. Wenn alle ſtehen, ſchweigt die Muſik. Antonio führt mit komiſcher Feierlichkeit Suſannen zum Grafen. Sie kniet vor ihm nieder. Der Graf ſetzt ihr die Brautkrone auf. Während deſſen zupft ſie ihn am Aermel und zeigt ihm verſtohlen das Billet. Er erſtaunt, faßt ſich, nimmt es ihr ab und ſteckt es ein. Suſanne erhebt ſich und macht eine tiefe Verbeugung. Der Graf winkt Figaro. Dieſer tritt heran und empfängt Suſannen aus des Grafen Händen. Beide küſſen dem Grafen und der Gräfin die Hand und kehren auf ihren Platz zurück. Dieſe pantomimiſche Handlung wird begleitet von folgendem Chor.

Chor (geſungen:)

Lobpreiſe, junge Braut, den guten, gnäd'gen Herrn,
Der auf ſein altes Recht verzichtet hat aus Pflicht;
Was du ihm ſchuldig warſt, erläßt er frei und gern
Und raubt es mit Gewalt dem jungen Gatten nicht.

(Tuſch am Ende des Chors. Der Graf ſteht auf, wie um zu danken, und tritt in das Proſcenium, um verſtohlen das Billet zu leſen. Da er es hervorzieht, ſticht er ſich in den Finger.)

Graf. Verwünſchte Frauen! Ueberall bringen ſie ihre Stecknadeln an, ſogar als Siegel. (Er wirft die Nadel auf die Erde, lieſt und küßt das Billet.)

Figaro (der ihn beobachtet hat, zu Suſannen und Marzellinen). Seht da! Ein Liebesbrief, den ihm eins der Mädchen im Vorbeigehen zugeſteckt hat. Er war mit einer Nadel zugeſteckt, die den gnädigen Herrn tüchtig in den Finger geſtochen hat.

Graf (die Adreſſe leſend). Ich ſoll die Nadel zum Zeichen der Zuſtimmung zurückſchicken. Ja, wo iſt ſie nur? (Er ſucht auf der Erde, findet ſie und ſteckt ſie an den Aermel.)

Figaro (wie oben). Von der Geliebten iſt uns Alles theuer. Jetzt hebt Excellenz ſogar die Stecknadeln ſorgſam auf! (Der Graf ſetzt ſich wieder. Figaro führt ihm Marzellinen zu. Im Augenblick, wo Jener dieſer die Brautkrone aufſetzen will, beginnt auf's Neue der Chor, reißt jedoch mitten im Satze ab, wenn der Gerichtsſchreiber eintritt.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Gerichtsſchreiber. Friedensrichter. Hinter ihnen: **Baſilio** mit dem **Bauernknaben,** ſpielend und ſingend; **Landleute** folgen, in der äußeren Halle zurückgehalten.

Gerichtsſchreiber (zurückſprechend). Niemand herein! Wachen an die Thür!

Graf (aufſtehend). Was gibt es?

Friedensrichter. Ba-Ba-ſilio kommt.

Gerichtsſchreiber. Das ganze Dorf hinterdrein, weil er aufſpielt und ſingt.

Graf. Laßt ihn ein, aber ihn allein.

Gräfin. Darf ich mich zurückziehen? (Der Graf verneigt ſich.) Suſanne folgt mir, aber nur, um gleich wieder hier zu ſein. (Leiſe zu ihr.) Zur Verkleidung. (Gräfin und Suſanne ab.)

Baſilio (ſchon hinter der Scene hörbar, ſingt:)

Scheltet nicht auf flücht'ge Liebe,
Die nicht hält, was ſie verſpricht;
Wechſel in dem ſüßen Triebe
Iſt nicht Fehler, ſondern Pflicht.
Wenn Gott Amor ſitzen bliebe,
Hätt' er keine Flügel nicht!
Nein, dann hätt' er Flügel nicht,
Flügel hätte Amor nicht.

(Begleitung und Nachſpiel auf der Guitarre.)

Figaro (auf Baſilio losgehend). Richtig, deswegen hat Amor Flügel auf dem Rücken. Doch was ſoll die Muſik hier?

Baſilio (den Bauernknaben vorführend). Nachdem ich auf des Herrn Grafen Befehl dieſen Jüngling, der zur Geſellſchaft gehört, unterhalten habe, verlange ich nun meinerſeits vom Herrn Grafen mein Recht.

Bauernknabe. Unterhalten hat er mich ganz und gar nicht, gnä'ger Herr, mit ſeinem Geklimper.

Graf. Baſilio, was verlangſt du?

Baſilio. Was mir zukommt, Marzellinens Hand. Ich thue Einſprache gegen ihre Ehe mit Bartholo.

Figaro (ihm dicht gegenübertretend). Haſt du lange keinen Schalksnarren geſehen?

Baſilio (ihn anſtarrend). Im Augenblick ſehe ich einen, in Lebensgröße.

Figaro. Freut mich, daß mein Auge ein ſo guter Spiegel iſt. Nun merk' auf meine Prophezeiung: wagſt du es, dieſer Dame dich nur zu nähern . . .

Bartholo (unterbricht ihn lachend). Laß ihn immerhin ſchwatzen.

Friedensrichter (ſie trennend). Zw . . Zw . . Zwei Fr . . . Fr . . . Freunde!

Figaro. Wir — und Freunde!

Baſilio. Grober Irrthum!

Figaro. Weil er ſchlechte Muſik macht?

Baſilio. Und er noch ſchlechtere Verſe?

Figaro. Kneipen-Fiedler!

Baſilio. Zeitungsſchreiber!

Figaro. Leierkaſten!

Baſilio. Depeſchenbeutel!

Graf. Ihr werdet unverſchämt, alle beide.

Baſilio. Vergißt er nicht immer und überall, was man mir ſchuldig iſt?

Figaro. Als ob man ihm etwas ſchuldig ſein könnte.

Baſilio. Giebt es doch keinen berühmten Sänger, der nicht durch meine Schule glänzt.

Figaro. Grunzt.

Baſilio. Er fängt ſchon wieder an.

Figaro. Und warum nicht, wenn ich die Wahrheit ſage? Biſt du ein Prinz, daß man dir ſchmeicheln müßte? Ertrage alſo die Wahrheit, da du keine Lüge bezahlen kannſt, und wenn du ſie hier nicht hören magſt, warum ſtörſt du unſer doppeltes Hochzeitsfeſt?

Baſilio (zu Marzellinen). Habt Ihr mir, Ja oder Nein, verſprochen, mich zu heirathen, wenn Ihr in vier Jahren, das iſt heuer, noch ledig wäret?

Marzelline. Ich hab' es verſprochen, aber unter einer Bedingung.

Baſilio. Daß ich einen gewiſſen, verlorenen Sohn, wenn er ſich wiederfände, an Kindesſtatt annähme.

Alle. Er hat ſich gefunden.

Baſilio. Ich adoptire ihn. Man ſtelle ihn mir vor.

Figaro. Da ſteht er ſchon.

Baſilio (zurückweichend). Ha, der Teufel!

Friedensrichter. Ihr verzi-zi-zichtet auf ſeine Mu-Mutter?

Baſilio. Was könnte Einem Schlimmeres begegnen, als Vater zu einem ſolchen Hanswurſten heißen?

Figaro (mit einem tiefen Kompliment). Der Sohn einer ſolchen Vogelſcheuche ſein!

Baſilio. Ich verzichte! Sobald dieſer Taugenichts im Spiele iſt, ziehe ich mich zurück. (Er eilt zornig ab.)

Bartholo (laut lachend). Hahaha!

Figaro (mit einem Freudenſprung). Endlich komme ich zu meiner Frau!

Graf (leiſe). Und ich zu meinem Stelldichein.

Friedensrichter. A-A-Alles iſt zufriedengeſtellt.

Graf. Man ſetze beide Eheverträge auf; ich werde unterzeichnen.

Alle. Vivat, der gnäd'g Herr ſoll leben, hoch! (Der Graf will gehn.)

Antonio. Im Park iſt großes Feuerwerk, unter den Kaſtanienbäumen!

Graf (haſtig umkehrend). Was fällt dir ein? Unter den Kaſtanienbäumen?

Figaro. Was ſchadet das?

Graf. Aber die Gräfin iſt unwohl, verläßt ihr Zimmer nicht und würde vom Feuerwerk nichts ſehen. Auf der Terraſſe muß es ſein, unter ihren Fenſtern.

Figaro. Welche Aufmerkſamkeit für ſeine Gemahlin.

Graf (im Abgehen, für ſich). Unter den Kaſtanienbäumen, ſchöner Einfall. Sie hätten mir mein Dämmerſtündlein in Brand geſteckt.

(Alle ab, bis auf Figaro und Marzelline.)

Zehnter Auftritt.

Marzelline. Figaro.

Marzelline (Figaro zurückhaltend, der auch abgehen will). Ein paar Worte noch, mein Sohn. Ich habe deinem jungen Weibchen ein Unrecht abzubitten. Ich glaubte, ſie hielte es insgeheim mit dem Grafen, obgleich Baſilio ſtets verſicherte, daß ſie alle ſeine Anträge ſtandhaft abgewieſen.

Figaro. Du kennſt deinen Sohn ſchlecht, Mütterchen, wenn du meinſt, er ließe ſich täuſchen von einem Weibe. Auch die liſtigſte führt mich nicht hinter's Licht.

Marzelline. Die Eiferſucht plagt dich alſo nicht?

Figaro. Was iſt Eiferſucht? Eine Ausgeburt der Eitelkeit, oder eine Raſerei! In dieſem Punkte, Mutter, bin ich von einem unerſchütterlichen Gleichmuth, — ein praktiſcher Philoſoph. Mein Suschen kann mich auf die Probe ſtellen. Gelingt es ihr, mich zu betrügen, ſo ſei ihr im Voraus verziehen. (Er gewahrt Fanchetten, die leiſe eingetreten iſt und in der Galerie umherſucht.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Fanchette.

Figaro. Sieh da, mein kleines Bäschen! Behorchſt du uns?

Fanchette. Pfui, Herr Vetter, das ſchickt ſich ja nicht.

Figaro. Freilich nicht, aber zuweilen nützt es, und man nimmt das Nützliche ſtatt des Schicklichen.

Fanchette. Aber ich horchte ja gar nicht, ich ſuchte nur Jemanden.

Figaro. Der nicht hier ſein kann, wie du recht gut weißt: Cherubin.

Fanchette. Ach geht doch! Wo der iſt, weiß ich am beſten. Nein, ich ſuchte Baſe Suschen.

Figaro. Und warum?

Fanchette. Euch, Herr Vetter, kann ich's ja ſagen. Ich ſoll ihr was zuſtecken.

Figaro (aufmerkſam werdend). Was denn?

Fanchette. Hähähä, eine Stecknadel.

Figaro. Eine Stecknadel?! Und wer ſchickt ihr die? — Wär's möglich? — Mädchen, Mädchen, du biſt noch ſo jung und verſtehſt dich ſchon . . . (Auf einen Wink Marzellinens beſinnt er ſich.) Ich meine, verſtehſt dich ſchon auf ſo ſpitzige, ſchwierige Beſtellungen?

Fanchette. Worüber ärgert ſich denn der Herr Vetter?

Figaro. Ich mich ärgern? Kein Gedanke! (Er lacht gezwungen.) Ich weiß ja, was du auszurichten haſt. Der Herr Graf ſchickt die Stecknadel an Suſannen und läßt ihr melden ... Sag's einmal her, ob du es auch richtig behalten haſt?

Fanchette (mit Wichtigthuerei wiederholend). Dies ſei das Siegel von der — Romanze von den Kaſtanienbäumen ... Und, hat der Herr Graf befohlen, Niemand ſoll darum wiſſen.

Figaro. Verſteht ſich, Niemand. Mußt alſo auch Niemandem ein Wort ſagen, als Suſannen, und auch ihr nicht, daß ich davon weiß.

Fanchette. Wo werd' ich denn? Ihr ſeid ja jetzt ſo gut wie ihr Mann! Und die Ehemänner dürfen von ihren Frauen nichts wiſſen. Gelt? (Sie läuft haſtig weg.)

Figaro (ingrimmig). Die liebe Unſchuld!

Zwölfter Auftritt.

Figaro. Marzelline.

Figaro (nach einer Pauſe). Nun, Frau Mutter?

Marzelline. Nun, Herr Sohn?

Figaro. Mir iſt, als hätte mich der Blitz getroffen, ein Blitz aus heiterem Himmel!

Marzelline (ihn kopirend). „Eiferſucht iſt entweder eine Raſerei oder die Ausgeburt der Eitelkeit!“ War's nicht ſo, mein Herr Philoſoph?

Figaro. Man hat gut reden, wenn man nichts davon fühlt. Der kälteſte Richter ſpricht in eigener Sache nicht nach dem Geſetz, ſondern nach ſeinem Herzen. Deshalb, Herr Graf, kein Feuerwerk unter den Kaſtanienbäumen? Was aber die feine Kammerjungfer mit ihrer Stecknadel angeht, Mutter, ſo iſt ſie noch nicht ſo weit, wie ſie glaubt. Noch kann ich zurücktreten, ſie verlaſſen ....

Marzelline (ihn unterbrechend). Und alles verderben, auf einen bloßen Verdacht hin. Weißt du denn, wen Suſanne anführen will, ob dich, oder den Grafen? Ob ſie wirklich kommt? Wenn ſie kommt, was ſie ſpricht, was thut? Ich hätte dich für ruhiger und vernünftiger gehalten.

Figaro (ihr um den Hals fallend). Du haſt Recht, Mutter, wieder Recht, immer Recht. (Auf's neue zweifelnd.) Indeß wollen wir bei aller Vernunft auch dem Herzen einiges Gehör ſchenken. Wir urtheilen nicht, bevor wir ſie gehört, aber hören wollen wir ſie. Ich weiß, wo das Stelldichein iſt; ich werde dabei ſein. Auf Wiederſehen, Mutter. (Er geht haſtig ab.)

Marzelline (allein). Auch ich weiß es und werde danach handeln. Nachdem ich ihn beruhigt, wache ich über Suſannen; beſſer noch, ich warne ſie. Sie iſt ein ſo reizendes Weſen. Ach, wenn uns Frauen das eigene Intereſſe nicht gegen einander bewaffnet, ſind wir immer bereit zuſammenzuhalten, unſer unterdrücktes Geſchlecht zu vertheidigen gegen das ſtarke, ſtolze (lächelnd) und doch mitunter ſo thörichte Männergeſchlecht. (Sie geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Schauplatz: Eine freie Stelle im Park, rings umgeben von hohen Kaſtanienbäumen. Rechts und links zwei Pavillons, mit verſchloſſenen Jalouſien. Eine Raſenbank zur Seite, im Vordergrunde. Im Hintergrunde eine Lichtung im Park. Die Scene iſt dunkel.

Erſter Auftritt.

Fanchette (allein. Sie ſchleicht herein, in einer Hand eine Orange und etwas Backwerk, in der andern eine angezündete Papierlaterne). Im Gartenhaus links, hat er geſagt. (Deutend.) Das iſt rechts, und das iſt links. Alſo hier. Wenn er am Ende gar nicht käme! Das garſtige Volk in der Küche wollte nicht einmal eine Orange und das bischen Backwerk für ihn herausgeben. (Nachahmend.) Für wen ſoll's, Jungfer? So fragte der grobe Mundkoch. — Für Jemand Gewiſſen. — Aha, für den luſtigen Pagen. — Wenn auch? Soll er etwa Hungers ſterben, weil ihn der Herr Graf nicht ſehen will? — Die Schande! Mit einem Kuß hab' ich's bezahlen müſſen. — Wer weiß, vielleicht giebt ihn Cherubin mir wieder. (Sie bemerkt Figaro, welcher, ſie beobachtend, herangeſchlichen iſt.) Ha, da iſt Jemand. (Entflieht in den Pavillon links.)

Zweiter Auftritt.

Figaro (im dunklen Mantel und breitkrämpigen Hut. Etwas hinter ihm, einzeln hereinſchleichend:) **Baſilio. Antonio. Bartholo. Friedensrichter. Dienerſchaft. Landleute,** theils mit Fackeln.

Figaro (anfangs allein). Es war nur Fanchette. (Den einzeln Ankommenden entgegen.) Guten Tag, ihr Herren. Guten Abend vielmehr. Seid ihr alle da?

Baſilio. Alle, wie wir geladen ſind.

Figaro. Um welche Zeit iſt's?

Antonio (emporblickend). Der Mond ſollte ſchon heraus ſein.

Bartholo. Wie ſiehſt du aus? Wie ein Verſchworener!

Figaro. Nicht wahr, man hat euch zu einer Hochzeit in's Schloß geladen?

Friedensrichter. Ja wohl! Es iſt Hoch-Hochzeit!

Figaro. Ihr braucht euch nicht weiter zu bemühen. Hier, (bitter) unter den Kaſtanienbäumen, werden wir mein züchtiges Bräutchen und unſeren guten gnäd'gen Herrn erwarten.

Bartholo (halblaut, erſt für ſich, dann zu den übrigen). Holla, was fällt mir ein?! Wenn ihr geſcheit ſeid, macht ihr euch aus dem Staube. Es handelt ſich um ein Stelldichein. Ich werde euch Alles erklären. (Man beginnt, ſich wegzuſtehlen.)

Friedensrichter. Wir werden ſpä-ä-äter die Ehre haben.

Figaro. Wenn ihr mich laut rufen hört, eilt Alle herbei. Ich ſtehe euch für ein ergötzliches Schauſpiel.

Bartholo. Vergiß nicht, daß ein kluger Mann ſich nicht in das Spiel großer Herren miſcht.

Figaro. Ich weiß.

Bartholo. Daß ſie alle Trümpfe in der Hand haben.

Figaro. Und falſch ſpielen, obendrein. Aber ich weiß auch, daß ein Feigling von allen zum Beſten gehalten wird.

Bartholo. Richtig.

Figaro. Und daß ich den muthigen Geiſt meiner Mutter geerbt habe.

Bartholo. Der Burſch hat den Teufel im Leibe.

Friedensrichter. Den leibha-ha-haftigen Teufel.

Baſilio (für ſich, hämiſch). Der Graf und Suſanne haben ſich ohne mich geeinigt? Ich freue mich auf die Störung.

Figaro (zu den Dienern und Landleuten, deren Nächſte er ingrimmig erfaßt). Und ihr, Lümmel, vergeßt nicht hier herum den ganzen Park zu illuminiren. Auf einen Wink von mir muß Alles tageshell ſein. Verſtanden?

Alle (durcheinander). Au weh! Ja, ja! Verſtanden!

Baſilio (im Abgehen). Des Himmels Segen über den glücklichen Bräutigam.

(Alle nach verſchiedenen Seiten ab, außer Figaro.)

Dritter Auftritt.

Figaro (allein).

(Er geht heftig auf und nieder und ſpricht in duſterem Tone:)

O Weiber, Weiber, Weiber! ſchwaches, und doch in Ränken ſo ſtarkes Geſchlecht! Falſchheit iſt deine Natur, Täuſchung dein Beruf! — Mir ſchlug ſie ab, hierher zu kommen, als ich ſie darum bat; und — ihm gewährt ſie es in demſelben Augenblick, wo ſie mir feierlich ewige Treue ſchwört! Er lachte, da er das Brieflein las, und ich ſtand dabei wie ein Dummkopf. (Es ſchlägt zehn Uhr auf dem Schloßthurm. Er ſchreit auf.) Zehn Uhr! Ihre Stunde, mein Herr Graf! Aber kommen Sie nur, ſuchen Sie, — Suſannen ſollen Sie doch nicht finden! Weil Sie ein großer Herr ſind, bilden Sie ſich ein, auch ein großer Geiſt zu ſein! Geburt, Reichthum, Stand und Rang machen Sie ſtolz. Was thaten Sie denn, mein Herr Graf, um ſo viele Vorzüge zu verdienen? Sie gaben ſich die Mühe, auf die Welt zu kommen; das war die einzige Arbeit Ihres ganzen Lebens, deſſen übrigen Theil Sie als ein ziemlich gewöhnlicher Menſch verpraßt und verprunkt haben! Ich dagegen, das Findelkind aus dem Volk, habe meinen Weg auf eigenen Füßen machen müſſen. Um mein Brod zu verdienen, das harte, trockne Brod, habe ich oft in einem einzigen Tage mehr Verſtand gebraucht, als die geſammte Regierung der Königreiche von Spanien und Navarra in hundert Jahren. Und Sie wollen ſich mit mir meſſen?! Sie — mit mir, hahaha! (Indem er lauſcht.) Sie kommt ... Nicht doch ... Niemand. Die Nacht iſt pechſchwarz, und ich ſpiele hier die einfältige Rolle des Ehemanns, obgleich ich noch keiner bin. (Er wirft ſich auf die Bank.) Giebt es ein ſeltſameres Geſchick als das meinige? Zigeuner ſtehlen mich, ehe ich von meinen Eltern eine Ahnung habe. Ich entlaufe ihnen, ihres unſtäten Vagabundenlebens überdrüſſig. Ich ſuche, ſtrebe, ringe nach einem ehrlichen, anſtändigen Beruf, und finde alle Wege verſchloſſen, alle Thüren geſperrt. Mit der Guitarre auf dem Rücken durchwandere ich Spanien, ſinge mauriſche Volkslieder auf den Jahrmärkten und heidniſche Schelmenſtücklein in den Straßen der Städte. In Madrid nimmt der Geſandte des Kaiſers von Marocco Anſtoß an meiner Kunſt; ich habe ſeinen Glauben verletzt, klagt er, ſeinen Propheten gehöhnt. Man weiſt mich aus, — voll Rückſicht und Ehrfurcht für den Sultan, der in ſeinen Staaten die Chriſtenhunde nach Herzensluſt pfählen läßt, ohne daß nur eine Bitte für ſie laut zu werden wagt. Weil man den Geiſt nicht erniedrigen kann, rächt man ſich durch Mißhandlungen an ihm. — Die Noth brach herein, ich hungerte, hatte Schulden. Schon ſah ich die abſcheulichen Gerichtsdiener heranrücken; verzweifelnd raffe ich mich auf. Es war eine Frage an der Tagesordnung: über die Nationalreichthümer, und da man gerade nicht zu haben braucht, worüber man ſchreibt, ſchrieb ich, ohne einen Heller in der Taſche, über den Werth des Geldes. Alsbald öffnet ſich für mich — das Thor eines Kerkers; ich verliere Hoffnung und Freiheit. (Er ſpringt auf.) Hätte ich doch hier einen der Mächtigen des Tages, die ſo leichtſinnig einen Menſchen mißhandeln, der nur die Wahrheit ſagt. Müde, mich zu ernähren, wirft man mich endlich hinaus. Ich greife wieder zur Feder, werde Schriftſteller. Man ſagte mir, Spanien habe Preßfreiheit und ich könnte, natürlich unter Aufſicht von zwei, drei Cenſoren, ſchreiben, was mir beliebte, wenn es nur nicht gegen den Staat wäre, oder gegen den Hof, gegen die Kirche, gegen die guten Sitten und ſchlechte Beamte, gegen privilegirte Tänzerinnen ..... Um dieſe koſtbare

Freiheit zu verwerthen, begründe ich eine Zeitung und nenne ſie, damit ich Niemandem Konkurrenz mache: „Unnütze Blätter.“ Bah — tauſend arme Schlucker ſtehen gegen mich auf, ich bin wiederum ohne Stelle, ohne Brod. Verzweiflung faßt mich. Man denkt mir ein Amt zu; unglücklicher Weiſe beſitze ich den dafür nöthigen Verſtand, erhalte es alſo nicht. Ein Rechner wurde geſucht, — ein Tänzer angeſtellt. Mir blieb nur noch übrig zu ſtehlen: ich ward Spieler, hielt Bank. Darauf — über die ehrlichen Leute — werde ich eingeladen und von Standesperſonen aufgenommen, die mir die Hälfte meines Gewinnes abnehmen. Ich hätte es zu etwas bringen können, denn ich begann einzuſehen, daß zum Fortkommen in der Welt Wiſſen weniger nöthig iſt, als Manieren. Aber da Alles um mich her vom Raube lebte und doch verlangte, ich ſollte ehrlich ſein, ging ich abermals zu Grunde. Nun hatte ich's auf Erden ſatt; zwanzig Fuß Waſſer ſollten mich erlöſen, als ein glücklicher Zufall mich zu meinem erſten Handwerk zurückführte. Ich griff wieder zum Scheerbeutel, zum Streichriemen, wanderte als Barbier von Ort zu Ort und lebte endlich ohne Sorgen. Ein vornehmer Herr fand und erkannte mich in Sevilla, der Graf Almaviva. Ich verhelfe ihm zu einer Frau, er ſtiehlt mir dafür die meinige. Darüber Sturm und Wetter. Ich bin dem Abgrund nah, im Begriff, meine eigene Mutter zu heirathen, als mir auf einmal meine Eltern entgegenkommen. Wiederum Zank, Streit, Sturm: er iſt es, ich bin es, nein, ja, ja, nein! (Er fällt wieder auf die Bank.) Wunderliches Geſchick; warum mir dieſes und kein anderes auf das Haupt gefallen? Warum dieſes gerade mir? Kaum weiß ich, was mein Ich iſt, mit dem ich mich ſo viel beſchäftige: eine formloſe Miſchung unbekannter Elemente, dann ein kleines, hülfloſes Weſen, ein leichtſinniger Knabe, ein lebensluſtiger Jüngling, zum Genuſſe mit allen Kräften drängend, alle Berufsarten aufgreifend, nur um leben zu können, bald Herr und bald Diener, wie es dem Zufall beliebt, ehrgeizig aus Eitelkeit, fleißig aus Noth, aber träge von Natur und mit Wonne! Schönredner bei Gelegenheit, Dichter zur Erholung, Muſiker nach Bedarf, Liebhaber aus Laune! Alles habe ich geſehen, gethan, genoſſen. Jede Täuſchung iſt geſchwunden, ich bin nur zu ſehr erwacht .... O Suſanne, Suſanne, welche Qualen du mir bereiteſt! Ich höre Schritte; man kommt. Der entſcheidende Augenblick iſt da.

(Er zieht ſich in die Couliſſe zurück.)

Vierter Auftritt.

Figaro (verſteckt). **Gräfin** (in Suſannens Kleidern). **Suſanne** (verkleidet als Gräfin). **Marzelline** (zwiſchen Beiden).

Suſanne (zu Marzellinen, leiſe). Sagteſt du nicht, Figaro werde hier ſein?

Marzelline (leiſe). Er iſt da; nur ſachte!

Suſanne (wie oben). Einer iſt da, der Zweite wird gleich kommen. Beginnen wir alſo!

Marzelline (wie oben). Ich verberge mich im Pavillon, um Alles belauſchen zu können. (Sie ſchleicht in den Pavillon links, Fanchetten nach.)

Fünfter Auftritt.

Figaro (verſteckt). **Gräfin.** **Suſanne.**

Suſanne (abſichtlich laut). Gnädige Gräfin finden es kalt?

Gräfin (ebenſo). Der Abend iſt feucht; ich ziehe mich zurück.

Suſanne (wie oben). Ich bitte um Erlaubniß, unter dieſen Bäumen noch ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen.

Gräfin (wie oben). Du wirſt dir den Schnupfen holen.

Suſanne (wie oben). Unſer Eins iſt daran gewöhnt.

Figaro (in ſeinem Verſteck, für ſich). Die liebe Natur gewöhnt ſich an Alles.

(Gräfin bleibt. Suſanne verſteckt ſich, Figaro gerade gegenüber. Pauſe.)

Sechster Auftritt.

Figaro. Suſanne (beide verſteckt). **Gräfin. Cherubin.** Gleich darauf **Graf.**

Cherubin (in Uniform, kommt trällernd heran). „Mein Rößlein ſoll mich tragen“ ....

Gräfin (erſchrickt). Der Page!

Cherubin (ſie bemerkend). Da iſt Jemand! Raſch in meinen Schlupfwinkel, zu Fanchetten. (Er betrachtet die Gräfin näher, unentſchloſſen, ob er gehen oder bleiben ſoll.) Wahrhaftig, eine Dame!

Gräfin (für ſich). Wenn der Graf jetzt käme.

Cherubin. Irre ich nicht, ſo iſt's Suſanne. Ihr weißer Schleier ſchimmert durch die Nacht. (Er ſchleicht fröhlich näher.) Ja, es iſt mein himmliſches Suschen. (Die Hand der Gräfin ergreifend, die ſie zurückzieht.) An ihrem weichen Händchen erkenne ich ſie, und an dem Klopfen meines Herzens. Fühle, wie es ſchlägt! (Er drückt ihre Hand an's Herz.)

Gräfin (leiſe, mit verſtellter Stimme). Mach', daß du wegkommſt!

Cherubin. Daß ich ein Narr wäre, dich zu verlaſſen! Dich hat doch nur das Mitleid mit mir hierher geführt.

Gräfin (wie oben). Figaro wird ſogleich erſcheinen.

Graf (im Auftreten, für ſich). Das muß Suſanne ſein.

Cherubin. Geh' nur! Mit Figaro machſt du mir keine Angſt. Du warteſt auf Jemand ganz Anderen.

Gräfin (wie oben). Wen meinſt du?

Cherubin. Den Grafen, der dich hierher zu kommen bat, heute früh, da ich hinter dem Lehnſtuhl ſteckte.

Graf (unbemerkt näher gekommen, zornig für ſich). Wiederum der verwünſchte Page!

Figaro (für ſich). Nun ſage man noch, daß man nicht horchen ſoll!

Suſanne (für ſich). Kleine Plaudertaſche!

Gräfin. Ich beſchwöre dich: geh'!

Cherubin. Gewiß nicht ohne Lohn für meine Enthaltſamkeit.

Gräfin (zurückweichend). Was fällt dir ein?

Cherubin. Ein Kuß für deine eigene Rechnung, und wenigſtens ein Dutzend für deine ſchöne Gebieterin. (Will auf die Gräfin zu.)

Gräfin. Unterſteh' dich!

Cherubin. Was iſt da viel zu unterſtehen? Du vertrittſt die Gräfin beim Grafen, und ich den Grafen bei dir. Figaro iſt allein der Angeführte, und das zwei Male!

Figaro (für ſich). Junger Maulaff!

Suſanne (für ſich). Pagenſtreiche!

Cherubin (verfolgt die Gräfin, die zurückweicht; der Graf tritt dazwiſchen, Cherubin umarmt und küßt ihn).

Figaro (für ſich). Das war ein Kuß, ſo wahr ich lebe.

Gräfin (im Hintergrunde, vor dem Grafen erſchrocken). Wie wird das enden?

Cherubin (für ſich, betreten). Das iſt nicht Suſanne. (Die Kleider des Grafen anfaſſend.) Der gnädige Herr! (Er ſchlüpft unter des Grafen Armen durch und entflieht in den Pavillon links, hinter Fanchetten und Marzellinen her.)

Siebenter Auftritt.

Vorige, ohne Cherubin.

Figaro (ſich von rechts heranſchleichend). Ich muß dazwiſchen treten.

Graf (der Cherubin noch anweſend glaubt). Einen Kuß wollteſt du? Da haſt du einen! (Holt aus, trifft Figaro.)

Figaro. Au!

Graf. Soll ich das Dutzend voll machen?

Figaro (ſich die Wange reibend und wieder in ſein Verſteck ſchleichend). Das Horchen hat doch auch ſeine ſchlimme Seite.

Suſanne (lacht in ihrem Verſteck links, laut auf). Hahaha!

Graf (der Gräfin ſich nähernd, die er für Suſannen hält). Haſt du einen Begriff von dieſem nichtsnutzigen Pagen? Er empfängt von mir eine ſchallende Ohrfeige und läuft laut lachend fort!

Figaro (für ſich). Ihm hat die Ohrfeige freilich nicht weh gethan.

Graf (zur Gräfin). Laſſen wir indeß den Jungen laufen! Seine Kindereien ſollen unſer Dämmerſtündchen nicht verderben.

Gräfin (Suſannen in Stimme und Sprache nachahmend). Wenn ich nun nicht gekommen wäre?

Graf. War das möglich, nach deinem allerliebſten Briefchen? (Ihre Hand ergreifend.) Du zitterſt?

Gräfin. Mir iſt ſo Angſt.

Graf. Bei mir, Närrchen? (Er küßt ſie.)

Gräfin. Gnäd'ger Herr!

Figaro (für ſich). Kuß Numero Zwei!

Suſanne (für ſich). Braviſſimo!

Graf (die Hand der Gräfin nehmend). Laß mir doch deine feine, ſüße Hand. Auf mein Wort, ſie iſt ſchöner als die der Gräfin.

Gräfin (in ihrem eigenen Tone, aber leiſe). Was die Einbildung nicht thut!

Graf. Und dieſer runde, reizende Arm. Ach, wenn den meine Frau hätte!

Gräfin (in Suſannens Ton). Lieben Sie ſie denn gar nicht mehr?

Graf. Warum nicht? Ich liebe ſie wie man eine Frau liebt, mit der man Jahr und Tag verheirathet iſt.

Gräfin. Was vermiſſen Sie bei ihr?

Graf (ſie auf's neue umfaſſend). Was ich bei dir finde!

Gräfin. Das heißt?

Graf. Ein gewiſſes Etwas, einen Reiz, eine Würze .... was weiß ich? Siehſt du, mein Kind, unſere Frauen glauben genug zu thun, wenn ſie uns lieben. Sie lieben uns, — geſetzt, daß ſie uns lieben, — in Einem fort, ohne Unterlaß, ohne Veränderung, bis der Mann ſeines Glückes ſatt wird und ein wenig Schatten bei ſo vielem Licht begehrt.

Gräfin (in ihrem eigenen Ton). Die Lehre merk' ich mir.

Graf. Ihre Pflicht wäre es, unſern Geſchmack zu ſtudiren und den dauernden Beſitz durch einen Wechſel im Genuß zu erhöhen. Wir werben um ſie, wir *erwerben* ſie; daß ſie uns *feſthalten*, iſt ihre Sache. Dies vergeſſen ſie nur zu oft.

Gräfin. Ich gewiß nicht!

Graf. Ich auch nicht!

Figaro (halblaut). Ich auch nicht!

Suſanne (halblaut). Ich auch nicht!

Graf. Hier giebt's ein Echo. Reden wir leiſer. (Er umſchlingt ſie.) Dich geben alle dieſe guten Lehren nichts an. Mit deinen pikanten Launen, deiner Lebendigkeit wirſt du mich ewig feſſeln. (Er zieht eine volle Börſe und ein kleines Etui hervor.) Suſanne! Ein ſpaniſcher Edelmann hält immer Wort. Hier iſt das Gold, mit dem ich das gewiſſe Recht mir erkaufen wollte, das du in dieſer ſüßen Stunde mir ſchenkſt. Und da es unbezahlbar iſt, laß mich dieſen Edelſtein hinzufügen, den du zum Andenken an mich tragen wirſt.

Gräfin (Börſe und Etui einſteckend, mit tiefer Reverenz). Suſanne nimmt Alles dankbar an.

Figaro (für ſich). Natürlich — Alles!

Suſanne (für ſich). Das iſt ehrlich verdientes Geld.

Graf. Sie nimmt Geſchenke an? Um ſo beſſer!

Gräfin (nach dem Hintergrunde ſehend). Dort nahen Fackeln!

Graf. Dein Hochzeitszug. Treten wir, um ihn vorüber zu laſſen, in dieſen Pavillon. (Nach rechts deutend.)

Gräfin. Ohne Licht?

Graf (ſie ſanft fortziehend). Wir leſen ja nicht.

Figaro (für ſich, in äußerſter Unruhe). Ich glaube wahrlich, ſie geht. (Er tritt hervor und räuſpert ſich.)

Graf (ſehr laut). Wer da?!

Figaro (noch lauter). Gut Freund!

Graf. Es iſt Figaro! (Er eilt im Hintergrunde ab.)

Gräfin. Ich komme nach! (Sie ſchlüpft in den Pavillon rechts.)

Achter Auftritt.

Figaro. Gleich darauf **Suſanne.**

Figaro (nachdem er umhergeſpäht). Sie ſind fort. Ich ſehe und höre nichts mehr. Folglich müſſen ſie drinnen ſein. Und ich? — Kann draußen Schildwach ſtehen! (Mit tiefem Grimm.) Ueber die albernen Ehemänner, die trotz jahrelanger Aufpaſſerei nicht hinter die Schliche ihrer beſſern Hälften zu kommen vermögen, während ich gleich am erſten Tage weiß, woran ich mit der Meinigen bin. (Lebhaft umhergehend.) Ein wahres Glück, daß ich mir aus ihrer Treuloſigkeit nichts mache. Ich habe ſie gefangen.

Suſanne (langſam auftretend). Sein häßlicher Verdacht verdient Strafe. (Die Gräfin in Stimme und Sprache nachahmend.) Iſt da Jemand?

Figaro (außer ſich). Jemand, der lieber wo anders wäre.

Suſanne. Du biſt's, Figaro?

Figaro. Die gnädige Gräfin?

Suſanne. Sprich leiſe!

Figaro. Wiſſen gnädige Gräfin, wo Excellenz ſich befindet?

Suſanne. Laſſen wir den Treuloſen.

Figaro (immer lauter und heftiger). **Und wo Suſanne iſt, meine tugendſame Verlobte? Da drinnen ſtecken ſie, ganz allein, nein doch, alle Zwei, im Dunkeln. Aber es ſoll Licht werden, furchtbar Licht. Ich rufe Leute.**

Suſanne (vergißt ſich und fällt in ihren eigenen Ton). Das läßt du bleiben.

Figaro (für ſich). Das iſt ja Suſanne. God dam! Sie hat mich angeführt, die Schlaue.

Suſanne (wieder im Tone der Gräfin). Wir müſſen uns rächen, Figaro!

Figaro (übertrieben, nicht karikirend). Ja wohl, gnädige Frau, rächen wir uns.

Suſanne. Aber wie?

Figaro. Es giebt nur ein Mittel, ein echt weibliches.

Suſanne (für ſich). Der Unverſchämte! (Laut.) Aber dies Mittel und dieſe Rache ſind nichts ohne Liebe.

Figaro. Vielleicht verſteckt ſich die Liebe nur hinter der Ehrfurcht.

Suſanne. Das iſt eine Redensart.

Figaro (ihr zu Füßen fallend). Holdeſte der Frauen, Sie ſehen mich zu Ihren Füßen; oder vielmehr, Sie ſehen mich nicht, weil's dunkel iſt. Hören Sie denn mein Geſtändniß, kurz und gut: Madam, ich liebe Sie!

Suſanne (für ſich). Meine rechte Hand juckt mich.

Figaro. Madam, die Rache iſt ſüß. Ich bitte um Ihre Hand.

Suſanne (mit einer kräftigen Ohrfeige). Da haſt du ſie!

Figaro. Demonio, war das eine Ohrfeige!

Suſanne (noch einmal zuſchlagend). Da haſt du noch eine!

Figaro. Welch köſtliches Qui pro quo!

Suſanne (ſchlagend, aber leichter, vielleicht mit dem Fächer). Ein Qui pro quo? Das haſt du für deinen Verdacht, deine Rache, deine Vorſätze. Nun ſag' wieder wie heute Morgen: Iſt das eine Liebe!

Figaro (indem er lachend aufſteht). Ja wohl, iſt das eine Liebe! Schlag' nur zu, mein Engel; aber wenn du müde biſt, ſchau' mit Güte den glücklichſten aller Männer an, der jemals von ſeiner Frau geprügelt wurde.

Suſanne. Den Glücklichſten? Auch ohne die ſüße Rache mit der Gräfin?

Figaro. Als ob ich dich nicht an deiner Stimme erkannt hätte! (Kopirend.) „Das läßt du bleiben." (Suſanne lacht.) Aber ſage mir nur, wie du hierher und in der Gräfin Kleider kommſt, während ich dich in den deinigen dort (Pavillon rechts) verſchwinden ſah?

Suſanne. Das ahnſt du noch nicht? Du biſt in das Eiſen gegangen, das für einen Andern geſtellt war. Oder beſſer: wir haben zwei Füchslein ſtatt eines gefangen.

Figaro. Wer war denn aber hier beim Grafen?

Suſanne (leicht). Seine Frau.

Figaro (außer ſich). Seine Frau?!

Suſanne (nickt). Seine Frau!

Figaro (umherſpringend, wie toll). Häng' dich auf, Figaro, häng' dich auf! Das wäre dir niemals eingefallen! O Weiber, Weiber, Weiber! Wie viele Millionen Erzteufelchen habt ihr in eurem Solde? Alſo die Küſſe hier im Grünen?

Suſanne. Nahm die Gräfin in Empfang.

Figaro. Und den Kuß des Pagen?

Suſanne (lachend). Der Herr Graf.

Figaro. Heute Morgen aber, hinter dem Lehnſtuhl?

Suſanne. Wurde nicht geküßt!

Figaro. Weißt du das auch gewiß?

Suſanne. Figaro, ſoll's wieder Ohrfeigen regnen?

Figaro. Die deinigen ſind Gold, — die des Grafen war echtes — Blei.

Suſanne. Erklärſt du nun endlich dich für beſiegt?

Figaro (mit begleitender Pantomime). Auf den Knieen — im Staube, — wie ein Türk, mit dem Bauch auf der Erde, — ſo bet' ich dich an!

Suſanne (laut lachend). Wie der arme Graf ſich abgequält hat.

Figaro (einfallend). Um ſeiner Frau den Hof zu machen! Unübertrefflich!

(Der Graf erſcheint im Hintergrunde.)

Neunter Auftritt.

Figaro. Suſanne. Graf.

Suſanne (leiſe). Da iſt er!

Graf (ſuchend). Wo mag Suſanne geblieben ſein? (Zum Pavillon rechts.) Sie muß ſich hier verſteckt haben.

Suſanne (wie oben). Er hat die Gräfin nicht erkannt.

Figaro (wie oben). So ſpiele du ihre Rolle weiter, damit er ganz von Sinnen kommt! (Er küßt Suſannen laut und auffallend die Hand.)

Graf (ſich umwendend und vorkommend). Die Gräfin, ſo wahr ich lebe, und ein Fremder zu ihren Füßen.

Figaro (mit verſtellter Stimme). Daß uns der Graf auch heute Morgen gerade ſtören mußte!

Graf (für ſich, mit wachſendem Zorn). Das iſt der Menſch, der im Kabinet der Gräfin verſteckt war!

Suſanne (auf Figaro's Scherz eingehend). Zum guten Glück rettete Sie der Sprung aus dem Fenſter.

Figaro. Jetzt ſind wir ſicher. Gehen wir in den Pavillon, theuere Gräfin. (Er küßt Suſannen.)

Graf. Hölle und Teufel!

Suſanne. Ueberzeugen Sie ſich erſt, daß wir ſicher ſind;

dann folgen Sie mir. (Sie ſchlüpft in den **Pavillon** links, wo Fanchette, Marzelline, Cherubin ſich verſteckt haben.)

Figaro (immer mit verſtellter Stimme und übertreibend). Ich bin der Glücklichſte aller Sterblichen. (Er will folgen.)

Graf (Figaro hart anfaſſend und aufhaltend). Des Todes biſt du, Elender, wer du auch ſein magſt.

Figaro (mit erheucheltem Entſetzen). Barmherzigkeit des Himmels! Der gnäd'ge Herr!

Graf (Figaro erkennend). Figaro! O du Abſchaum der Menſchheit! Heda, holla! Licht her!

(Figaro ſucht dem Grafen zu entſchlüpfen.)

Zehnter Auftritt.

Graf. Figaro. Pedrillo.

Pedrillo (herbeieilend, geſtiefelt und geſpornt). Endlich find' ich den gnäd'gen Herrn!

Graf. Du biſt's, Pedrillo?

Pedrillo. Juſt angelangt von Sevilla, — in geſtrecktem Galop, wie befohlen!

Graf. Komm näher, ſchrei' ſo laut du kannſt!

Pedrillo (überlaut). Zu Befehl. Von keinem Pagen keine Spur nicht zu finden.

Graf. Dummkopf!

Pedrillo (noch lauter). Da iſt das Patent wieder! (Er will es dem Grafen überreichen.)

Graf (Pedrillo zurückſtoßend.) Geh' zum Teufel! Heda, holla! Licht her!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Bartholo. Baſilio. Friedensrichter. Antonio. Dienerſchaft (mit Fackeln).

Bartholo (zu Figaro): Du haſt gerufen? Da ſind wir!

Graf (auf den Pavillon links deutend). Pedrillo, beſetz' dieſe Thür!

Pedrillo. Zu Befehl! (Er poſtirt ſich vor dem Pavillon.)

Graf (zur Dienerſchaft, auf Figaro deutend). Verſichert euch dieſes Menſchen! Euer Leben haftet mir für ihn. (Zu Figaro.) Deine Frechheit, Elender, wird dir dies Mal nichts nützen. Wirſt du antworten auf meine Fragen?

Figaro. Ich muß wohl, da Sie Alle hier beherrſchen, Excellenz, — nur ſich ſelbſt nicht!

Graf. Mich ſelbſt nicht!

Antonio. Das heiß' ich reden.

Graf. Wenn etwas meine Wuth vergrößern könnte, wäre es ſeine erheuchelte Ruhe.

Figaro. Sind wir Soldaten, die todtſchlagen und ſich todtſchlagen laſſen, ohne zu wiſſen, wofür? Ich will wenigſtens wiſſen, warum ich mich ärgere.

Graf. Elender! Nun, rechtſchaffener, unſchuldiger Menſch, wirſt du die Güte haben, uns zu ſagen, welche Dame du eben in den Pavillon geführt haſt?

Figaro (rechts deutend). In dieſen rechts?

Graf (raſch und verwirrt). Nicht doch, in jenen links!

Figaro. Das iſt etwas Anderes. (Langſam.) In dieſem Pavillon links befindet ſich allerdings eine Dame, welche mich mit ihrer Gunſt beglückt.

Graf. Wer iſt die Dame? Wem gehört ſie an?

Figaro. Ein vornehmer Herr hat ſich eine Zeit lang mit ihr beſchäftigt. Jetzt aber giebt ſie mir den Vorzug vor ihm; ob weil er ſie vernachläſſigt, oder weil ich ihr beſſer gefalle, — das verbietet mir meine Beſcheidenheit zu erklären!

Graf. Der Unverſchämte! Oeffentlich, wie ſeine Schuld, ſoll auch ſeine Strafe ſein. (Er eilt in den Pavillon links.)

Bartholo. Was wird da herauskommen?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. (Dann kurz nach einander aus dem Pavillon links:) **Cherubin. Fanchette. Marzelline. Suſanne.** (Zuletzt aus dem Pavillon rechts:) **Gräfin.**

Graf (Cherubin, der ſich ſträubt, hervorziehend). Ihr Sträuben iſt umſonſt, Madame! Sie ſind entdeckt, ſind verloren!

Figaro (als Cherubin in den beleuchteten Vordergrund tritt). Gutem Abend, Herr Page!

Alle. Der Page!

Graf (außer ſich). Immer und überall der vermaledeite Page!! Was machteſt du in dem Pavillon?

Cherubin (ängſtlich). Ich verſteckte mich. Der gnädige Herr hatte mir verboten, mich ſehen zu laſſen.

Graf. Antonio, gehe du hinein, führe das treuloſe Weib vor ihren Richter, ihren Gatten, — vor mich!

Alle (außer Figaro). Die gnäd'ge Gräfin?

Friedensrichter. Die gnädige Gräfin?!

Antonio. Mit Reſpekt zu ſagen, nu' wiſſen Er'lenzchen doch auch 'mal wie's thut, wenn ein Ehemann angeführt wird! Wie oft haben Sie nicht . . .

Graf (einfallend). Schweig' und thue, was ich dir geheißen! (Antonio ab in den Pavillon links.) Es wird ſogleich ſich zeigen, daß der Page nicht allein im Pavillon geweſen.

Cherubin. Mein Schickſal wäre zu hart geweſen, hätte nicht ein zärtliches Herz es getheilt.

Antonio (Fanchetten herausziehend). Das nutzt nun einmal nichts. Wer drin iſt, muß heraus!

Figaro. Bäschen Fanchette!

Alle. Fanchette!

Antonio. Er'lenz, was zu arg iſt, iſt zu arg! Den eig'nen Vater ſchicken Sie, um die Tochter an das Licht zu bringen?

Graf. Wußte ich, daß ſie drin ſteckte?

Bartholo (zum Grafen). Erlauben Excellenz, daß ich die Sache aufkläre? Ich bin unbetheiligt, unparteiiſch. (Er geht, auf einen bejahenden Wink des Grafen, in den Pavillon links ab.)

Univ. Bibl.
München

Friedensrichter. Ein äußerſt verwi-wi-wickelter Ca-Ca-Caſus.

Bartholo (Marzellinen hervorziehend). Fürchten Sie nichts, Frau Gräſin! Ihr alter Vormund weiß, was er ſeinem Roſinchen ſchuldig iſt. (Er erkennt Marzellinen.) Meine Frau! Marzelline!

Alle. Marzelline!

Figaro. Mama hat auch mitgeſpielt!

Antonio. Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Graf. Werd' ich endlich erfahren, wo die Gräſin .... (Er unterbricht ſich, als er Suſannen aus dem Pavillon links treten ſieht.) Ha, da kommt ſie! Treten Sie heran, Madame, Ihr Urtheil zu empfangen!

Suſanne (wirft ſich ihm zu Füßen, das Geſicht verſteckend).

Graf. Keine Gnade!

Figaro (kniet ebenfalls vor ihm).

Graf. Nein, nein, ſag' ich. (Marzelline, Bartholo, Cherubin, Fanchette knieen nach einander nieder und erheben bittend ihre Hände.) Noch einmal, noch hundert Male nein, und wenn ihr zu Hunderten vor mir niederfielet!

Gräſin (langſam aus dem Pavillon rechts kommend, in deſſen Thür ſie ſchon länger gelauſcht hatte, und ebenfalls vor dem Grafen niederknieend). Auch für mich hätten Sie kein Ja?

Graf (die Gräſin und Suſannen erſtaunt betrachtend). Was ſeh' ich?

Antonio. Meine Nichte Suſanne iſt Gräſin geworden!

Fanchette. Und die gnädige Gräſin trägt den Brautſchleier!

Graf (die Gräſin aufhebend). Sie waren es, Gräſin? (Für ſich.) Welche Beſchämung! (Zur Gräſin.) Gräſin, Frau, — Roſinchen, nur deine großmüthige Verzeihung kann mich retten!

Gräſin. Wenn ich nun auch nein, nein, und hundert Male nein ſagte? Doch ich will Gnade für Recht ergehen laſſen und Ja ſagen. Zum dritten Male an dieſem ereignißreichen Tage ſpreche ich es aus: Ich verzeihe! (Sie ſteht auf.)

Suſanne (aufſtehend). Ich auch.

Marzelline (aufſtehend). Ich auch.

Figaro (aufſtehend). Ich auch. (Während ſich Alle erheben.) Excellenz hatten Recht: hier giebt es ein Echo.

Graf. Du haſt Alles mit angehört! (Halblaut.) Ich wollte ſie überliſten, und ſie haben mit mir wie mit einem Knaben geſpielt.

Gräfin. Laſſen Sie ſich das nicht leid ſein, lieber Graf; Sie haben gelernt bei dem Spiele.

Figaro (mit ſeinem Hut die Kniee ſich abſtäubend). Solch ein toller Tag iſt eine vortreffliche Schule für einen Diplomaten.

Graf (zu Suſannen). Alſo dein Billet mit der Stecknadel?

Suſanne (mit einem Knix). War diktirt von der gnäd'gen Gräfin.

Graf (der Gräfin galant die Hand küſſend). Ich werde die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Gräfin. So bekommt denn Jeder, was ihm gehört. (Sie giebt an Figaro die Börſe, an Suſannen das Etui mit dem Ring.)

Suſanne (fröhlich zu Figaro). Noch eine Mitgift!

Figaro. Nummer drei. Aber dieſe war ſchwer verdient.

Fanchette. Nur ich habe nichts gekriegt, nicht einmal ein Band für meinen ſchönen Hochzeitsſtrauß.

Gräfin (das Band des Pagen hervorziehend und nach einigem Zögern Fanchetten es überreichend). Nimm dieſes, mein Kind.

Cherubin (das Band haſtig wegreißend). Dies Band gehört mir. Verſuche Niemand es mir zu entreißen.

Graf (lachend zum Pagen). Junger Held, wie hat die Ohrfeige geſchmeckt?

Cherubin (den Degen halb ziehend). Eine Ohrfeige — mir, mein Herr Obriſt?

Figaro. Ich habe ſie für ihn erhalten; das iſt die Gerechtigkeit der großen Herrn.

Graf. Er empfing ſie für ihn? Köſtlich, meinen Sie nicht, liebe Gräfin?

Gräfin (zerſtreut, ſich ſammelnd). Gewiß, mein Gemahl; niemals im Leben wieder mit dem Feuer geſpielt.

Graf (dem Friedensrichter auf die Schulter ſchlagend). Und Sie, geſtrenger Richter, was ſagen Sie dazu?

Friedensrichter. Was ich ſa . . . ſa . . ſage? Ich ſage, wie ich den . . den . . ke: gar nichts!

Alle. Gut geſprochen.

Figaro (in die Mitte der Buhne tretend, zur Schlußwendung an das Publikum). Ich war arm, man verachtete mich. Ich war klug, man haßte mich. Nun erhalte ich eine ſchöne Frau, ein Vermögen …

Bartholo (fällt lachend ein). Und Freunde werden dir in Menge kommen.

Figaro (die Zuſchauer grüßend). Meine Frau und mein Vermögen ausgenommen, werden mir alle willkommen ſein.

(Gruppe zum Schlußgeſang.)

Strophe 1: **Baſilio.**

Ein hübſches Weib, ein hübſch Vermögen
Iſt ſchier zu viel für Einen Mann;
Vergebens ficht auf ſeinen Wegen
Der Neid, die Eiferſucht ihn an.
Er mag das Sprichwort überlegen, —
Wie heißt es doch, wer drückt es aus?

Figaro (einfallend, geſprochen). Ich weiß.
(Singend.) Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus.

Baſilio (geſprochen). Nicht doch. (Singt:)
Wer's Glück hat, geht allein nach Haus.

Strophe 2: **Suſanne.**

Ein Eheherr verletzt die Treue,
Er rühmt ſich deß, und Jeder lacht;
Thut's eine Frau, trotz ihrer Reue
Wird's ihr von aller Welt verdacht.
Warum dies Unrecht ſtets auf's neue
Begangen wird? Ei, habet Acht:
Weil Männer das Geſetz gemacht. :,:

Strophe 3: **Figaro.**

Zur Sicherheit vor jedem Schaden
Kauft ſich ein eiferſücht'ger Mann
Zwei Hund' und legt ſie an den Laden

Vor ſeines Weibchens Fenſter an;
Die beißen Jeden in die Waden, —
Nur den nicht, der verkauft das Paar,
Und der des Weibchens Liebſter war. :,:

Strophe 4: **Gräfin.**

Gar manche Frau thut ſtolz und züchtig,
Die ihrem Mann nicht mehr gehört;
Bei einer and'ren iſt's nicht richtig,
Die ſtündlich ihre Treu' beſchwört:
Die beſte iſt, die ſtill und tüchtig
Sich ſelbſt und ihren Werth bewacht,
Doch wenig Wort' und Schwüre macht. :,:

Strophe 5: **Graf.**

Ein braves, treues Weib vom Lande
Gefällt nicht in der großen Welt;
Die Dame nur von hohem Stande,
Die Modedame, ſie gefällt.
Sie gleicht der Scheidemünz' im Lande:
Ein einzig Bildniß ſteht darauf, —
Doch braucht ſie Jedermann im Kauf. :,:

Strophe 6: **Marzelline.**

Die ihm das Leben hat gegeben,
Die Mutter kennet Jedermann;
Das Andre — bleibt im Dunkel eben,
Das nur die Liebe lichten kann.

Figaro (einfallend:)

Daraus erklärt ſich wohl im Leben,
Warum oft Kind und Kindeskind
Von Narren kluge Leute ſind. :,:

Strophe 7: **Figaro.**

Die Wiege ſchon beſtimmt hienieden
Zum Fürſtenthron, zum Bauernhaus;

Der blinde Zufall hat geſchieden,
Allein der Geiſt gleicht wieder aus.
So kommt's, daß man trotz Krieg und Frieden
Gar manchen König bald vergißt,
Indeß Voltaire unſterblich iſt. :,:

Strophe 8: **Cherubin.**

O liebe Mädchen, liebe Frauen,
Ihr unſer Unglück, unſer Glück,
Zwar ſpricht man oft von Euch mit Grauen,
Und kehrt doch ſtets zu Euch zurück;
Das Gleich' iſt hier im Haus zu ſchauen:
Gar Mancher buhlt um's Publikum,
Der thut, als ſcheer' er ſich nicht drum. :,:

Strophe 9: **Suſanne.**

Manch tiefe Wahrheit iſt gelegen
In unſrem luſt'gen, tollen Spiel;
Verzeiht darum, des Spaßes wegen,
Den Ernſt, auch wenn er Euch mißfiel.
So will's Natur zu unſrem Segen,
Daß wir durch Wahn zur Weisheit gehn
Und unverhofft am Ziele ſtehn.

Strophe 10: **Friedensrichter.**

Ihr He . . . Herrn, das Stück, aus dem wir gehen,
Und dem Ihr jetzt das U . . U . . Urtheil gebt,
Es malt, nach der Na . . Natur geſehen
Das gute Vo . . Volk, wie's leibt und lebt;
Drückt man's, ſo wird es wi . . widerſtehen,
Es ſchreit, es to . . tobt, thut dies und das, —
Zuletzt geht A . . Alles aus in Spaß!

(Zum Ende allgemeiner Tanz.)

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut (M. Meyer) in Hildburghauſen.

Die Amazone.

Novelle

von

Franz Dingelſtedt.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1868.

[illegible]

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

1. Das Atelier 1
2. Meiſter und Schülerin 28
3. Ein Modell 52
4. Künſtlers Erdenwallen 78
5. Diplomatiſche Intervention 109
6. Beim Lever einer Theater-Prinzeß 133
7. Ein alter Römer 166

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

1. Das Atelier.

Es liegt weit draußen in der Vorſtadt, da „wo die letzten Häuſer ſind“. Der Weg hinaus führt vorüber an den Prachtvierteln der großen Reſidenz, Paläſten, Kirchen, Kaſernen, Fabriken, Monumenten; vorüber auch an den Manufakturen beliebter Porträtmaler und Schönfärber nach der neueſten Mode; vorüber endlich an der, bald wegen baulicher Reparatur, bald wegen geſetzlicher Ferien geſchloſſenen Akademie der bildenden Künſte . . .

Kennſt Du das Haus?
Auf Säulen ruht ſein Dach;
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſteh'n und ſchau'n ſich an;
Was hat man Dir, Du arme — Kunſt gethan?
Kennſt Du es wohl? Dahin, dahin, —

dahin nämlich möcht ich mit Dir, geliebter Leſer, keineswegs ziehen. Vielmehr laſſen wir alle dieſe Herrlichkeiten links liegen, oder rechts, je nachdem es kommt. Wir ſchreiten aus dem alterthümlichen Margarethen-Thor hinaus, über mancherlei Winkelbrücklein weg, einen Kanal entlang, zwiſchen einer Kleinkinderbewahr=Anſtalt und einer Gerberei, wahlverwandten Inſtituten, durch, um die ſcharfe Ecke des Strafarbeitshauſes herum. Dieß iſt der Markſtein großſtädtiſcher Geſittung. Von nun an werden mit jedem Schritte die Polizeidiener, die Straßenlaternen, die Pflaſterſteine ſeltener; hingegen mehren ſich und wachſen die Gärten und Zäune, auf denen Wäſche getrocknet wird. Endlich ſchlägt das ſteinerne Häuſermeer der Reſidenz in einſtöckigen Hütten ſeine letzten Wellen und verſiegt dann ganz und gar in der weiten, bis zum fernen Gebirge ſich ausdehnenden Ebene. Dort, am äußerſten Saume der Vorſtadt Sankt Margarethen, iſt unſer Ziel, das Atelier des Malers Roland. Ein weiter Weg. Ob er der Mühe lohnt?

Fehlen können wir ihn übrigens nicht. Wir brauchen uns nur einer jener zahlreichen und bunten Wallfahrten anzuſchließen, welche regelmäßig an jedem Morgen während der holden Reiſezeit, von den Hundstagen bis zum Windmonat oder November, nach demſelben Ziele unterwegs ſind. Ein Anblick zum tiefſten Erbarmen für den denkenden Menſchenfreund, der aus den Fenſtern ſeines Hauſes oder von der ſchattigen Terraſſe ſeines Gartens in beſchaulicher Ruhe auf dieſe Ewige=Juden=Wanderſchaft hinabſieht. Da ziehen ſie, ziehen, ziehen, begleitet von Dienſtmännern, Lohnlakaien und Betteljungen, — roth eingebundene Fremdenverführer in der Hand, graue Plaids über der Schulter, ſchwarze Weibsbilder am Arme, — von einer Kirche, einer Bildſäule, einer Sammlung, einer Ausſicht zur anderen. Im Schweiße ihres Angeſichts ſchwelgen ſie Kunſt, im Staube der Landſtraße Natur, wie es der Fluch der reiſenden Menſchheit gebeut.

An dem Freitag-Morgen, an welchem unſere Erzählung, wie alle Unglücksfälle, beginnt, hatte ſich ebenfalls ein gemiſchter Perſonenzug zuſammengefunden und nach Roland's Atelier aufgemacht. An der Spitze marſchirten Franzoſen, nicht unter munterem Geplauder, ſondern in dem ſchweigſamen Ernſt, der das junge Frankreich kennzeichnet. Im Haupt- und Mitteltreffen ragte Alt-England hervor, rothköpfig und blauverſchleiert, den Hut im Nacken, das Glas auf der Naſe. Die Reſerve bildete Deutſchland, das einige Deutſchland, ſtreitend in allen Zungen, die ſein berühmtes Volkslied namhaft macht, über die Arbeiten und den Werth des Künſtlers, welchem der Maſſenbeſuch galt. Ein Sach- oder Schwachverſtändiger, gebürtig aus Elbflorenz, behauptete, Roland ſei der erſte Realiſt unter den zeitgenöſſiſchen Malern, worauf eine weit gereiste Enthuſiaſtin vom Buttermarkt zu Bremen erwiederte: „Entſchuldigen Sie; er ſ—teht an der S—pitze der Idealiſten, wie ſein ſ—terbender Roland beweist.“ Ein anderes Urtheil aus Frankfurt am Main verwies ihn wegen ſeiner berühmten „Dorfſchule“ unter die Genremaler, und zum Schluß ſtimmte Köln dafür, ihn als Thiermaler mit Roſa Bonheur und Herring auf eine Stufe zu ſtellen; man vergleiche nur ſein nicht minder berühmtes „Thierſpital“, als Prämie für die Mitglieder des lippe-bückeburgiſchen Kunſtvereins in Steindruck erſchienen. Hier miſchte ſich ein alter Lohndiener in die Controverſe, Vater Winter von ſeinen Kollegen genannt; ein öffentlicher Charakter, in allgemeinem und hohem Anſehen ſtehend, neben ſeinem Beruf auch als Bilderhändler und ſtändiger Korreſpondent des Tagblatts über Gemäldeausſtellungen thätig. Er hatte die Wiedergeburt der deutſchen Kunſt in der Reſidenz perſönlich mit durchgemacht, von der erſten Freske bis zum letzten Giebelfeld; ſein Bart war grau geworden, ſein Haupt kahl unter Staffeleien und Thonmodellen, ſo daß ſein Wort die Bedeutung eines Orakels unter Einheimiſchen und Fremden beſaß. „Meine Herrſchaften,“ ſagte Vater Winter, „Sie haben alle mit einander recht, und Sie haben auch alle unrecht. Meiſter Roland iſt Thiermaler, Genremaler, Porträtmaler, Hiſtorienmaler, Alles das zugleich. Sein Grundſatz — ich habe ihn von ſeinen Schülern mehr als einmal gehört, — ſein Grundſatz lautet: Der Künſtler muß, wie die Natur, Alles können, wenn auch eines minder gut, als das andere. Fächer und Schulen gibt's nicht; nur gute und ſchlechte Bilder.

Punktum, ſtreu' Sand d'rum. Dabei iſt Ihnen der Herr Roland ein Sonderling aus dem FF. Aufträge nimmt er nicht an, außer wenn man ihm die Wahl des Stoffs, die Zeit der Ablieferung, den Preis, und was ſonſten drum- und dranhängt, überläßt. Seine Majeſtät der König hatten ihm ein lebensgroßes Bild zu befehlen geruht, die Taufe der jüngſten Prinzeß, Königliche Hoheit: vierundzwanzig Allerhöchſte, Höchſte, Hohe Perſonen, Hofſtaat, Geiſtlichkeit, lauter intereſſante Porträts. Meinen Sie, er hätte angenommen? Nichts da, und ich mag mit Reſpekt vor den Herrſchaften die grobe Antwort nicht einmal wiederholen, die er dem Akademie-Direktor bei der Beſtellung gab. Ich ſelbſt hab's mit angeſehen, daß dieſer raſende Roland einen ruſſiſchen Fürſten, der die verſchloſſene Thüre des Ateliers aufſprengen wollte, die Treppe hinunterwarf. Und ein ander Mal wies er einem reiſenden Handwerksburſchen in eigener Perſon ſeine ſämmtlichen Kunſtſchätze und lud den verblüfften Geſellen zu guter Letzt noch zum Frühſtück in ſeinem Hausgarten ein. Die Geſchichte machte dazumalen aus unſerer Morgenzeitung die Runde durch alle Blätter. Der Gaſt Roland's war ſeines Zeichens ein Tüncher, Weißbinder oder ſo was dergleichen auf Wanderſchaft. Unſer berühmter Meiſter aber hatte ihn ſeinen guten Kollegen genannt und lachend hinzugeſetzt: ‚Wir werden alle nach

Fuß und Elle bezahlt.‘ Nun frage ich Sie, meine Herrſchaften, iſt das ein Sonderling, oder iſt er's nicht?“

Mittlerweile war unter Vater Winter's belehrendem Vortrag der Haufen der Bilderſtürmer an ſeinem Ziele angelangt, obgleich es Niemand dem vorauseilenden Dienſtmann glauben wollte, der auf einen baufälligen Thorweg in einem nichts weniger als anſehnlichen Bretterzaune wies. Kein Schild, kein Name bezeichnete den Eingang; nur ein roſtiger Klingelzug hing daneben. „Dieß Roland's Atelier?“ So fragte die Geſellſchaft, weder ihren Augen, noch ihren Ohren trauend, und die ſchwärmeriſche Tochter der alten Hanſeſtadt flüſterte: „Ich kann man ſ—taunen!“ In der That, wer hier den Palaſt eines Kunſtfürſten nach neueſtem Style zu finden erwartete, eine Ritterburg mit Erkern und Zinnen, eine italieniſche Villa mit Loggien und Balkons, oder ein Glashaus voll exotiſcher Pflanzen, der ſah ſich bitterlich enttäuſcht. Rolandseck, wie die wunderliche Beſitzung ſpaßhaft genannt wird, gleicht viel eher einer im Verfalle begriffenen Landwirthſchaft, als einem behaglichen oder glänzenden Wohnhaus. Wenn ſich der Thorweg auf einen Riß an dem Eiſenring und den Laut einer heiſeren Glocke durch unſichtbare Hand von innen öffnet, tritt der Beſucher in einen weiten, wüſten Raum, weder Hof noch Garten, den von drei Seiten eine verwitterte Planke, von der vierten ein ſchmaler Flußarm umfaßt. Innerhalb der Thüre präſentirt ſich rechts eine Hundehütte, deren Inſaß, eine rieſige Dogge, die Fremden gähnend oder an der Kette ſich ſtreckend empfängt, niemals aber mit Gebell; Phylax iſt an tägliche Gäſte gewöhnt. Ihm gegenüber kräht, gackert, gluckſt ein Hühnervolk der verſchiedenſten Raſſen aus einem vernachläſſigten Schuppen hervor. Ein paar Pfauen ſtolziren unter ihnen umher; Roland liebt von den Vögeln die Pfauen, von den Blumen die Tulpen beſonders, wie Vater Winter weiß, der Alleswiſſende. Der Platz vor dem Haus iſt mit zerſtreuten Bauſteinen, Balken, Sandhaufen unordentlich bedeckt; Gras und Geſtrüppe überwuchern ihn, nur für einen ſchmalen Kiesweg zur Thüre Raum laſſend. Die Gebäude beſtehen aus einem Haus von einem einzigen Stockwerk, am nördlichen Ende auslaufend in einen maſſiven, viereckigen Thurm von ziemlicher Höhe, welchen wilder Wein in üppigſter Fülle bedeckt. An der entgegengeſetzten Seite ſtößt ein niedriger Flügel, eine Reihe kleiner Gemächer enthaltend, in rechtem Winkel an das Haus. Hinter und über demſelben ſtrecken ſtattliche Linden, hochſtämmige Kaſtanien und graue Erlen ſich empor und beſchatten eine natürliche Terraſſe, die ſich bis an das Waſſer herunterzieht. So ſieht Rolandseck aus, nicht unfreundlich, aber ernſt; in keinem Zuge affektirt, in manchem originell;

nur ein Rahmen um das Bild des Eigenthümers, während bei ſo vielen anderen Schneckenhäuſern der bauluſtigen Neuzeit das Gehäuſe Hauptſache iſt, der Einwohner Nebending. Genug, daß der erſte Schauplatz unſerer Erzählung ein Geſicht für ſich beſitzt, und eine Geſchichte obendrein, die wir kennen lernen müſſen.

Vor undenkbaren Zeiten hat an dieſer Stelle eine Meierei beſtanden, die ſich mit dem Wachsthum der Reſidenz zu einem ſchwunghaften Milch-, Butter- und Käſehandel ausdehnte. Der Bauer benutzte den Thurm, ehedem wahrſcheinlich ein befeſtigtes Thor oder eine Warte vor der Stadt, im unteren kühlen Stock zum Buttern, im oberen, luftigen als Käſerei. Der Nebenflügel beherbergte Kühe und Ziegen. Nach zwanzigjährigem Betrieb war der Eigenthümer reich genug geworden, um als Rentier in die Stadt zu ziehen, ſeinen Töchtern einen Klavierlehrer und eine Theaterloge zu halten, Morgens die Börſe und Abends das Bürger-Kaſino zu beſuchen; gegenwärtig bewirbt er ſich mit Erfolg um einen Sitz in der Kammer. Seinen Hof in Sankt Margarethen verkaufte er damals vortheilhaft an einen unternehmenden Kopf, der aus der Idylle ein orientaliſches Märchen ſchuf. Er legte die großartigſte Dampf-Waſch- und Bade-Anſtalt an, mit einem Duodez-Baſſinbad in dem Flußarm, Wannenbädern im Kuhſtall, Douchebädern im Thurm. Eine

Barbierſtube, ein Haarſchneide-Salon, ein Hühneraugen-Kabinet und ein photographiſches Atelier wurde in zeitgemäßem Fortſchritt mit dem Etabliſſement verbunden, ſo daß darin der gebildete Menſch die Hauptbedürfniſſe der Jetztzeit, Raſiren, Friſiren und Porträtiren, um den billigſten Preis und zugleich befriedigen konnte. Deſſenungeachtet hielt ſich das Geſchäft nur eine kurze Weile; es florirte raſch, um noch raſcher zu falliren. Haus und Hof brachte dann vor ungefähr zehn Jahren ein junger Naturheilkünſtler an ſich, der ſelbſt an einem unheilbaren Uebel litt, dem Mangel an Patienten. Er wandte deßwegen der undankbaren Menſchheit ſtoiſch den Rücken und gründete, auf Aktien, das homöopathiſche Thierſpital zu Sankt Margarethen. Die Bade-Kabinete wurden in Ställe zurückverwandelt, der Thurm zu einem zoologiſchen Muſeum erhoben, in welchem der Zögling Hahnemann's diejenigen ſeiner Kranken ausgeſtopft oder präparirt aufſtellte, die ſeinen Pülverchen nicht widerſtehen konnten. Nach fünfjährigem Beſtande ging das Thierſpital den Weg der Badeanſtalt: der Herr Doktor war allmälig vom Pferd auf den Eſel, zuletzt auf den Hund gekommen. Da kaufte Roland, der Maler Roland, der berühmte und begüterte Meiſter Roland das entlegene, verwahrloſte, beinahe verrufene Anweſen, obendrein ſammt allem lebenden und todten Inventar. Unter dem Hohngelächter zahlreicher

Neider und Feinde, gewarnt und bedauert von ſeinen wenigen Freunden, zog er mit Sack und Pack, mit Schülern und Modellen aus dem Innern der Stadt an ihr äußerſtes Ende, auf's Land. Mehr noch. Er gab den vorgefundenen Stammgäſten des Thierſpitals, einem Dutzend verdächtiger Hunde, einem Paar ſpathlahmen Gäulen, einem lebensſatten Raben das Gnadenbrod, ſo daß ſein Atelier eine Arche Noah's zu werden drohte. Als er vollends kurz darauf eine Menagerie erſtand, deren Trümmer in der Hauptſtadt Schiffbruch gelitten, weil die wilden Thiere ihren Herrn (figürlich) aufgefreſſen, konnte kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß der Sonderling doch verrückt geworden ſei. Doch ſiehe da: zwei Jahre ſpäter erſchien von ihm ein Bild „Das Thierſpital", im vierten das große Effektſtück „Im Cirkus Maximus" auf den Ausſtellungen, wo beide das bekannte Furore machten und um fabelhafte Preiſe abgingen. Die gewöhnliche Logik der öffentlichen Meinung taufte ſofort den Sonderling, den Narren in einen ſchlauen Spekulanten um, der ſchließlich ſeine Löwen und Tiger, nachdem er ſie als Modelle nicht länger brauchte, um den Einkaufspreis an einen zoologiſchen Garten abzuſetzen gewußt. „Der Kerl hat mehr Glück als Verſtand," knirſchten zahme Beſtien hinter den abziehenden wilden drein.

So weit orientirt im Haus und über deſſen Herrn, klopfen wir, mit der fremden Geſellſchaft, nunmehr an die Thür des erſteren erwartungsvoll an. Ein Mann von mittleren Jahren, mit ausdrucksvollem Kopf und dunklem Vollbart, gekleidet in eine hellgrüne Joppe, auf dem Haupt ein rothes Fez mit blauer Quaſte, öffnet und bleibt, würdevollen Anſtandes ſich verneigend, auf der Schwelle ſtehen. Am Ende Roland in eigener Perſon?! Gewiß, er iſt es, er muß es ſein. Die Enthuſiaſtin aus Bremen hat auf den erſten Blick ihn erkannt, obgleich ſie ihn niemals geſehen. So, gerade ſo dachte ſie ſich ihn. Sie ſtürzt auf ihn zu: „Sie ſind Herr Roland; meine Vaterſ—tadt iſt Bremen!“ Da legt ſich Winter's mit ihrem eigenen Sonnenſchirm bewaffnete Hand abkühlend auf ihren Arm. „Madame,“ ruft er ihr zu, „das iſt nicht Herr Roland; es iſt Herr Raff, genannt Raffael, der Kaſtellan von Rolandseck.“ Abermals eine würdevolle Verbeugung. Hierauf wechſelte Vater Winter und Raff, genannt Raffael, zuerſt einen freundſchaftlichen Händedruck, alsdann die ſilbernen Schnupftabaksdoſen, und zuletzt ein paar bedeutungsvolle Blicke. Das linke Auge Raff's, genannt Raffael, fragt blinzelnd: „Was bringſt Du heute?“ Vater Winter's rechtes Auge ſchmunzelt zurück: „Standesperſonen und Ausländer; kannſt einlaſſen; Trinkgeld nett, vielleicht ſogar honett.“ Nach welchem ſtummen Zwiegeſpräch Raff, genannt Raffael, mit einladender Handbewegung, immer plaſtiſch, dem Beſuche zuruft: „Wenn's gefällig wäre!“ Und Alle folgten ihm, Bremen etwas langſam und beſchämt.

Herr Raff, genannt Raffael, kam einigen Kunſtfreunden bekannt vor. Kein Wunder, er iſt als Mitglied dreier Akademieen verewigt worden, bevor er in Roland's Haus trat. Wer in Düſſeldorf war, ſah ihn als Ritter Toggenburg oder Uhland'ſchen Sonntagsſchäfer in zwei Meiſterwerken dieſer zarten Schule („der letzte Seufzer“ und „Hirt mit Heerde am Sonntag“, in der Kopie „Heerde mit Hirten am Feierabend“). In Berlin ſtand, vielmehr lag er Modell zu einem trauernden Hiob, und in Dresden iſt er als Verräther Judas Iſcharioth mit fuchsrothem Barthaar einige Male aufgehängt worden. Er diente der Kunſt mit Leib und Seele, vornehmlich aber mit erſterem, welchen er ihr zu Liebe, proteusartig zu verändern verſtand. Für altteſtamentariſche Geſtalten, die er mit beſonderem Glück darſtellte, ließ er ſich Haar und Bart grau oder weiß pudern, dieſen zu Moſes in zwei Spitzen theilen, jenes als Jeremias faſt ganz ſcheeren. Vor ſeinem Judas ging er ein halbes Jahr roth in der Wolle gefärbt einher. Ihm war kein Geſicht zu ſchwer, keine Stellung zu anſtrengend, und was die mit Recht ſo geſuchten Körperverkürzungen und Verrenkungen des ſtrengen hiſtoriſchen Styles anbetrifft, ſo leiſtete Raff, genannt Raffael, in dieſen Vorwürfen das geradezu Wunderbare. Er konnte ſich ſo niederſetzen, daß er allein gar nicht wieder aufzuſtehen vermochte, und daß Kritiker den von ihm in natura gelieferten Gliederzwang auf der Leinwand unmöglich nannten. Hierbei, wie bei der mimiſchen Ausdrucksfähigkeit ſeines Charakterkopfes kam ihm ein angebornes Talent zu Statten: Raff, genannt Raffael, ſtammte aus Berlin, wo ſeine Mutter beim Ballet ſtand und fiel; ſeine Väter hat er niemals gekannt.

Roland fand den Unglaublichen an der Landſtraße, zwiſchen zwei Akademieen. Dresden hatte ihn ſchnöde entlaſſen, weil er eines Tages in trunkenem Zuſtande in den Aktſaal gekommen war; keineswegs aus Völlerei, nur um ſich in die richtige Seher-Stimmung für einen weiſſagenden Jeſaias zu verſetzen. Entrüſtet ſchüttelte er den Staub der undankbaren Stadt des ſchlechten Kaffe's von ſeinen Füßen und pilgerte gen Wien, um in den Fresken des neuen Arſenals eine ſeiner würdige Stelle zu ſuchen. Unterwegs fing ihn Roland, dem das feierliche Gebahren Raffael's, ein ſtätes: „Anch' io son' pittore", unmäßig gefiel. Er nahm ihn auf als Modell, Farbenreiber, Famulus, von welchen unſcheinbaren Aemtern ſich Raffael alsbald zum Hausverwalter und Fremdenführer in Roland's Atelier aufſchwang. Seinen Bemühungen verdankten Hof und Garten ihre maleriſche

Unordnung, das Federvieh eine muſterhafte Pflege; ſo lange die Menagerie Gaſtrollen gab, machte er ſich ſogar als Thierbändiger verdient und ſaß den Schülern zu einer prächtigen Naturſtudie: Daniel in der Löwengrube. Kurz: Raff, genannt Raffael, war der gute Engel von Rolandseck und würde ſich in dieſer Sendung auch ſeinerſeits ganz wohl gefallen haben, hätte nicht ein geheimer Kummer an ſeinem ehrgeizigen Herzen genagt. Er, der Zeitlebens nur in vornehmen Akademieen verkehrt hatte, ſtand jetzt unter einem Meiſter, der nicht einmal Profeſſor, geſchweige Hofrath war; ein Maler allererſten Ranges, aber ohne jeden Titel, ohne den geringſten Orden. Herr Roland hieß der Meiſter, wie der Diener Herr Raffael; nichts dahinter, nichts davor. Das wurmte die ſtolze Seele, in welcher ein hoher Begriff von geſellſchaftlicher Welt- und Rangordnung wohnte, und nur mit dem tiefſten Ingrimm betrachtete er, ſo oft der ſchwarze Frack des Meiſters für ein Diner auszuklopfen war, das jungfräuliche Knopfloch dieſes farbloſen und bürgerlichen Kleidungsſtücks, das die Stelle einer ſchmucken Uniform gar zu elend vertrat.

„Ne," murrte er für ſich, „da ſah mein Alter doch ganz anders aus, wenn er auch nicht malen konnte. Himmelblau mit Silberſtickerei, daß Einem die Augen übergingen; auf der Bruſt eine Milchſtraße von Sternen, Bänder wie ein Regenbogen. Vierſpännig fuhren ſie bei uns an; die Prinzen nannten ihn ‚Lieber Geheimer Rath‘, die Prinzeſſinnen ‚Direktorchen‘, die Lakaien ‚Excellenz‘. Man wußte doch, wo und was man war. Hier — daß Gott erbarm'! So einen nichtswürdigen Schwalbenſchwanz, wie den da, ſolch' ein verfluchtes Allerweltsfeigenblatt kann ja ein Jeder tragen, ich ſo gut wie der Meiſter. Wo bleibt der Unterſchied, die Würde, die Kunſt?“

Solches erleſenen Geiſtes Kind war Herr Raff aus Berlin, unter dem abgekürzten Namen Raffael in allen Ateliers Deutſchlands eine volksthümliche Figur. Deßwegen und weil wir auch die im Hintergrund und Halbdunkel unſeres Gemäldes auftauchenden Geſtalten wenigſtens in kenntlichen Umriſſen dem Zuſchauer vorſtellen möchten, haben wir mit einiger Ausführlichkeit ſeine merkwürdige Perſon geſchildert. Dagegen können wir uns um ſo kürzer faſſen in Wiedergabe des ausgezeichneten Vortrages, mit welchem Herr Raff, genannt Raffael, „ſeine“ Fremden durch Rolandseck geleitete. Es war ein Vortrag Numero Eins, was folgendermaßen zu verſtehen iſt. Weil Vater Winter das zu erwartende Trinkgeld als „nett, vielleicht honett“ durch beredte Augenſprache angekündigt hatte, wurde der Beſuch mit allen Ehren des Kriegs empfangen, durch den ganzen Künſtlerſitz geführt und mit einer ebenſo belehrenden als unterhaltenden Erklärung der vorhandenen Kunſtſchätze ſtandesgemäß erquickt. Dieß galt als Vortrag Numero Eins; Dauer der Wanderung: wenigſtens dreißig Minuten. Ein bloß „nettes“ Trinkgeld pflegte mit einer Viertelſtunde und flüchtigem Vortrag Numero Zwei verdient zu werden, während auf das Signal „malhonett“ — Achſelzucken und Hängenlaſſen der Unterlippe — entweder der Eintritt gänzlich verſagt blieb oder ohne jeden Aufwand von Beredtſamkeit nur der Schülerſaal ſich aufthat, um nach fünf Minuten unfehlbar wieder geſchloſſen zu werden.

Vortrag Numero Eins begann im Nebenbau. Hier liegen, wie Zellen in einem Kloſter, die Stüblein der Schüler, jedes mit einem Fenſter in den Hof. Roland nahm ihrer niemals mehr als acht und von Keinem einen Heller Lehr- oder auch nur Koſtgeld. Sie lebten mit dem Meiſter in einer Familie, wurden von ihm gedutzt, wie ſie ihn und ſich einander dutzten, ſpeisten gemeinſchaftlich, kegelten, turnten, ſchoſſen auf der Terraſſe hinter dem Hauſe und machten alljährlich immer mit dem Meiſter eine tüchtige Studienreiſe zu Fuß, Ranzen und Mappe auf dem Rücken. Ein eigenthümliches Verhältniß, dasjenige einer guten, altdeutſchen, jetzt kaum noch irgendwo zu findenden Malerſchule; dabei von ſo feſſelndem perſönlichem Reiz und ſo gutem künſtleriſchem Erfolge, daß Roland, wie er überhaupt wähleriſch und ſtreng in der Aufnahme war, Meldungen ohne Zahl zurückzuweiſen hatte. Seine

„Jungen“ fürchteten ihn im erſten Jahre der Lehrzeit, liebten ihn vom zweiten an bis zum Fanatismus und vergötterten lebenslänglich ſeinen Namen und ſein Andenken, nachdem er ſie nach in der Regel ſechsjährigem Aufenthalt feierlich losgeſprochen und mit Thränen in dem ſonſt ſo klaren und freundlich milden Auge ziehen geheißen.

Im Hauptbau enthielt der erſte Stock die Räume für geſellſchaftliche Zwecke: einen Speiſeſaal, deſſen ſich kein Prälat zu ſchämen brauchte, wie Vater Winter verſicherte, ſowohl was die Ausſchmückung, wie was die Lieferungen aus dem Küchen- und Keller-Departement betraf; daranſtoßend auf einer Seite die Bibliothek, nach dem Muſter engliſcher Häuſer eingerichtet, auf der anderen das Billardzimmer, das einzige, worin geraucht wird. Roland geht von der Anſicht aus, daß die künſtleriſche Freiheit, auf die ſo laut gepocht zu werden pflegt, nicht gerade mit Mißachtung guter, allgemein gültiger Sitten zu beginnen habe; ein Atelier, welches Damen empfängt, meinte er, ſolle keine Rauchkammer ſein und in demſelben auch der Humor ſich anders äußern, als durch Karrikaturen an den Wänden und Schmutz auf dem Fußboden. Was für ein Pedant und Sonderling, unſer Roland!

Den drei Gemächern im erſten Stock entſprechen im Erdgeſchoß drei von gleicher anſehnlicher Größe, die eigentlichen Ateliers: der Schülerſaal, der Rolandsſaal, die Menagerie, aus welcher letzteren eine kleine Treppe in den Thurm führte, ein Allerheiligſtes, das der Meiſter für ſich ſelbſt bewahrt und allein bewohnt. Kammern für weibliche Dienerſchaft — männliche laßt Roland nicht zu — und Wirthſchaftsräume birgt ein Souterrain, das dem alten Haus nach der Terraſſenſeite abgewonnen worden. Daß ſämmtliche Ateliers jenes köſtlichen Nordlichts genießen, welches von Malern ebenſo hoch geſchätzt wird, wie es gewöhnliche, der Sonne zugewendete Menſchenkinder fürchten, das verſteht ſich von ſelbſt; ebenſo ihr einfarbiger Anſtrich in einem dunklen, braunrothen Tone. Wenn ſie dieſe Eigenſchaften mit ſo ziemlich allen Ateliers gemein haben, ſo unterſcheiden ſie ſich dagegen von den meiſten durch die bis zur Leere und Nüchternheit ſtrenge Einfachheit ihrer Einrichtung. Jene beliebte „maleriſche Unordnung“, welche die Werkſtätten großer, berühmter Künſtler für das profane Volk ſo unendlich reizend, ſo intereſſant macht, iſt Roland ein Greuel: wir kennen ihn ja nachgerade, den Sonderling, den Pedanten. Er begreift nicht, wie eine ſchöpferiſche Einbildungskraft von einem Durch- und Neben- und Uebereinander lebloſer, ganz zufälliger Dinge nicht vielmehr zerſtreut als angeregt werde. Ein Renaiſſanceſchrank dicht neben einem Rokokkolehnſtuhl; auf jenem chineſiſche Porzellane, venetianiſches Glas, nürnberger Schnitzereien, in dieſem eine koſtbare Ruſtung, die der glückliche Beſitzer einen Benvenuto Cellini tauft; das Bett, worin Wallenſtein ermordet worden, und an deſſen Pfoſten aufgehängt eine Uniform Friedrich's des Großen, beide vom Verkäufer für echt garantirt; Pfeile und Bogen der letzten Rothhaut, gekreuzt mit Schwert und Lanze eines römiſchen Legionärs . . . was ſollen, an ſolcher Stelle vereinigt, dieſe unvereinbaren Gegenſtände? Anſpruchsvoll ſcheinen ſie etwas zu bedeuten, während ſie in Wahrheit nichts bedeuten. Der Künſtler ſchaffe in kosmiſcher, nicht in chaotiſcher Umgebung, und wenn er zu ſeiner Arbeit dergleichen Vorlagen braucht — wie er ſie denn gewiß brauchen wird, und je mehr er ſie braucht, deſto beſſer — ſo beſeitige er ſie wieder, nachdem ſie ihren Zweck erfüllt haben . . . o Pedant ohne Gleichen, Sonderling ohne Ende! Dein eigener dienſtbarer Geiſt, Herr Raff, genannt Raffael, kann dieſe deine Anſchauungen und Grundſätze nicht ohne inneres Widerſtreben vortragen und er vertheidigt ſie ſchier gegen beſſere Ueberzeugung. Mit geheimer Schamröthe öffnet er den Fremden deine Zimmer, worin nur Kunſtwerke die Wände bedecken, keine Kurioſitäten. Das war freilich bei dem Alten, dem lieben Geheimen Rath, dem Direktorchen, der Bedienten-Excellenz ein anderer Anblick: ſein Atelier ſah aus wie ein Antiquitäten- und

Raritätenladen, und wenn Herr Raff, genannt Raffael, nur die Thür aufmachte, ſo riefen ſchon auf der Schwelle, wie verſteinert ſtehen bleibend, die Franzoſen „Ah!“ die Preußen „Ih!“ die Engländer „Oh!“ die eine Interjektion immer gedehnter, überraſchter, entzückter als die andere. Freilich, vor der Staffelei des großen Mannes wiederholten ſich die nationalen Naturlaute der Bewunderung nicht immer; zuweilen verwandelten ſie ſich ſogar in ein höfliches Hm, hm!, mit welchem getäuſchte Kenner kleinlaut davon ſchlichen.

Durch den Schülerſaal führte Raffael die Geſellſchaft in vollem Trabe; hier gab es nichts zu ſehen, als bekannte Gypsabgüſſe an den Wänden, Statuen in den Fenſterniſchen und einen Jupiterkopf auf einem Poſtament, den drei Schüler von verſchiedenen Seiten zeichneten. Im nächſten Saal machte man längeren Aufenthalt. Hier hingen die großen Kartons zu dem Roland-Cyklus, der zuerſt den Namen des Malers berühmt gemacht hat. Es ſind ihrer ſechs: Klein-Roland, Roland-Schildträger, Orlando innamorato, Orlando furioso, die Schlacht von Roncesvalles, der ſterbende Roland. Wir verzichten darauf, die wunderbaren Werke zu beſchreiben, die der kunſtſinnige Leſer aus Photographieen und Kupferſtichen zweifelsohne auswendig weiß. Auch den erläuternden Vortrag Raff's, genannt Raffael, wollen wir aus angeborner Ehrfurcht vor dem geiſtigen Eigenthumsrecht nicht plündern; er ſtrotzte von treffenden Bemerkungen über cycliſche Malerei überhaupt, wie von literaturhiſtoriſchen Nachweiſen der Quellen, woraus der Stoff geſchöpft worden, die alte Rolandsſage, Boyardo, Arioſto, Uhland. Ueber die Geſchichte der Bilder erzählt Raff, genannt Raffael, etwa Folgendes: „Unſer Profeſſor — ich meine Meiſter Roland — hat dieß Werk in früheſter Jugend geſchaffen, noch ehe wir bei einander waren. Ein engliſcher Mäcen, Lord Rowland Rocheſter“ — hier fiel eine berliner Unterbrechung ein: „Ach, der aus der Waiſe von Lowood von unſerer Birchen?!“ — „Derſelbe, Madame — Lord Rowland Rocheſter alſo, welcher ſeinen Stammbaum in gerader Linie von Roland ableitet, beſtellte ſie für ſein Schloß Rowlandshall bei meinem Direktor — ich will ſagen bei Herrn Roland — als ſich beide in Paris kennen gelernt hatten. Die Studien machte Roland theils in Paris, theils in den Pyrenäen. Bemerken Sie gefälligſt im erſten Karton die zwölf Paladine an Karl's des Großen Tafel, von welcher Klein-Roland eben den goldenen Becher nimmt, um ihn ſeiner Mutter, Frau Bertha von Aglant, einer gebornen Pipin und Schweſter Karl's des Großen, hinzubringen. Dieſe Paladine ſind ſämmtlich nach der Natur gezeichnet, verſteht ſich, höchſt idealiſirt. Mit Porträtmalerei geben wir uns hier auf unſeren Hiſtorienbildern gar nicht ab. Zu dem Rieſen im zweiten Bilde, Roland-Schildträger, hat ein Tambour-Major von der alten Garde geſeſſen. Mein Profeſſor zeichnet und malt immer nach dem Akt. Was wir dann von dem Unſrigen hinzu thun wollen, iſt unſere Sache. Die Landſchaft von Roncesvalles und die Schlucht, worin Roland ſtirbt, ſind Veduten aus den Pyrenäen. Lord Rowland Rocheſter hat für die ſechs Originale nicht mehr als dreitauſend Pfund Sterling bezahlt, weil wir dazumal noch nicht ſo bekannt geweſen ſind. Aber großmüthig wie ein echter Engländer“ — (vielſagender Blick auf die anweſenden Söhne Albions) — „verehrte Seine Lordſchaft Herrn Roland über den Kaufpreis noch zwei höchſt koſtbare Andenken, die Sie in dieſer Trophäe aufbewahrt ſehen: Nachbildungen von Roland’s Schwert Durendarte und Roland’s Horn Olifant, mit Wehrgehäng und Kette, jenes aus birminghamer Stahl, dieſes von echtem Silber, fünfhundert Pfund Metallwerth, beide mit Zeichnungen nach den Bildern reich verziert. Belieben die Herren das Schwert einmal aufzuheben? Will eine der Damen das Horn verſuchen?“

Durendarte ging von Hand zu Hand; eine allein vermochte ſie nicht zu ſchwingen — zu zerbrechen keine, wie weiland auch Roland’s tapfere Rechte dieß nicht vermochte. Die Arbeit an Griff und Scheide, die treffliche Klinge wurden gleichmäßig bewundert. An Olifant wagte ſich geraume Zeit keine der anweſenden Schönen, bis zuletzt die Hanſeatin, von ihrem kühnen Angriff auf den falſchen Roland allmälig erholt, das ſilberne Mundſtück an ihr roſiges ſetzte und einen ſo ausdrucksvollen Seufzer aushauchte, daß die vier Schüler, welche während des ganzen Beſuches an ihren Staffeleien ruhig fortarbeiteten, hervortraten und den ſchönen Blasengel wohlgefällig betrachteten. Ob unter ihnen Held Roland nicht zu ſuchen war? Sie blickte ſie nach der Reihe prüfend an. Der Schwarze mit den feurigen Augen? Oder der ſchlanke, bleiche Blondin? Und Olifant rief noch einmal nach Roland, aber umſonſt.

Da, im dritten Saal, die Menagerie genannt, weil er mit allerlei ausgeſtopften Thieren, mit Löwen- und Pferdeköpfen aus Gyps, mit Bärenfellen und Tigerdecken ausgeſtattet war, — das mußte Roland ſein, der Mann in dunklem Sammetrock, welcher, Stab und Palette in der Hand, hinter einem koloſſalen Bild hervorkam. „Sie ſind Roland,“ jauchzte die Entzückte ihm entgegen, „meine Vaterſ—tadt iſt Bremen.“ Der Maler verneigte ſich kopfſchüttelnd und ſagte, auf die kleine Treppe zum Thurme hindeutend: „Der Meiſter hat drinnen Sitzung.“ Raffael fügte hinzu: „Dieß iſt Herr Stark, unſer älteſter Schüler, der unſer berühmtes Bild vom Cirkus Maximus für die Gallerie zu New-York kopirt. Bitte näher zu treten. Herr Stark, Sie erlauben gütigſt!“

Herr Stark machte Platz, damit die Fremden das Bild, nach welchem er arbeitete, betrachten konnten. Aber ſtatt näher zu treten, fuhren ſie vor dem Anblick deſſelben zurück, eine nervenſchwache Dame ſogar mit einem unartikulirten Schrei des Entſetzens, der mehr beſagte, als die ganze Tonleiter bewundernder Ah, Ih und Oh, auf die Raff, genannt Raffael, vor den Kartons des Roland-Saales mit heimlichem Verdruß vergeblich gepaßt hatte. Das wunderbare Werk füllt faſt die ganze eine Wand des Saales und imponirt ſchon durch ſeine Dimenſionen. Im Vordergrund erblickt man die vergitterten Zellen der zum Thierkampf im Cirkus verurtheilten Opfer: Chriſten zur römiſchen Kaiſerzeit; einige zum Abſchiede einander umarmend, andere knieend im Gebet, oder zuſammengebrochen; bleiche Geſichter, aus denen die Todesangſt in furchtbarer Wahrheit gen Himmel ſchreit. Alle dieſe Zellen und die Gruppen darin ſind in tiefem Dunkel gehalten. Nur in eine, welche eben von oben geöffnet wird, fällt ein breiter, voller Lichtſtrom, wie eine Glorie über einen Jüngling ſich ausgießend, der am Boden liegt und — ſchläft. Man glaubt, die ruhigen Athemzüge ſeiner Bruſt zu hören, ſeine weiße Tunica ſich heben und ſenken zu ſehen. Die ganze Mitte des Bildes füllt die gelbe Arena: in derſelben erblickt man, theils regungslos ausgeſtreckt, theils in wilden Sprüngen umherſetzend, eine Menge Löwen; Tiger, die mit geſenktem Haupt und Schweif an die Gitter der Zellen ſchleichen; Hyänen, Leoparden und Schakale, zähnefletſchend und einander heiß anſchnaubend. Ein wirrer Knäuel gefleckter, geſtreifter, geringelter Katzen, deren mächtigſte, das Prachtexemplar eines numidiſchen Wüſtenkönigs,“ in faſt natürlicher Größe gemalt, mit weit aufgeriſſenem Rachen aus dem Bilde heraus den Zuſchauer anzuſpringen ſcheint. Im Hintergrunde erheben ſich die Marmorſtufen des Amphitheaters, wimmelnd vom Volke; in erſter Reihe der Kaiſer und ſein Hof unter dem purpurnen Velarium.

Lange, lange ſtanden die Fremden ſtumm und erſtarrt unter dem Bilde. Dann brach ein Wetter von Ausrufungen los: „Welche Fülle der Kompoſition! Dieſe Farbenglut! Eine neue, fremde Thierwelt! Und der ſüße Knabe, der Märtyrer, der Engel!“ Worein Raff, genannt Raffael, mit beſcheidenem Stolze einfiel: „Wir haben ſechs Kopieen von dieſem Bilde liefern müſſen. Herr Stark iſt eben über der letzten, die der Meiſter erlauben will. Er ſagt: ich mache Renz keine Konkurrenz.“

Hierauf verlor ſich der ehemalige Menageriewärter mit ſichtlicher Vorliebe gerade über dieſes Stück, den „Löwen“ des Ateliers, in einen begeiſterten Vortrag.

Die Thiere hatte er alle perſönlich gekannt und erzählte, vom neuen Raffael zum alten Raff werdend, ihre Naturgeſchichte; verfehlte auch nicht, mit gerechtem Behagen darauf hinzuweiſen, daß ſein Kopf im Vordergrund angebracht ſei, auf dem Rumpf des römiſchen Aedilen, der die Spiele ordnet. Dießmal hatte der Vollbart ſeine Naturfarbe. Der junge Chriſt war des Meiſters Lieblingsſchüler, am Nervenfieber in der Blüte ſeiner Jahre geſtorben. Roland hatte ihn aus dem Gedächtniß, nein: aus dem Herzen gemalt; eine Arbeit, während welcher Niemand den Thurm betreten durfte, auch Raffael nicht. Es war ein Todtenopfer, wie es wenig Fürſten der Welt gebracht worden, wie nur Liebe und Kunſt im Verein es zu bringen vermögen.

Mit dieſer wehmüthigen Erinnerung ſchloß Raffael und rückte am rothen Fez. „Andere Bilder,“ ſagte er, „haben wir den Herrſchaften für jetzt nicht zu zeigen. Bei uns gibt's keinen Vorrath. Sie gehen ab von der Staffelei, wie die Semmel vom Laden.“ Vater Winter ſah nach der Uhr: Elf vorüber. Es wird Zeit, daß Olifant zum Rückzug bläst. Und doch . . . Roland! Wo bleibt Roland? Den weiten Weg zu machen, ohne die Hauptperſon zu ſehen, Rom ohne Papſt, — unmöglich! Die Hanſeatin faßte ſich ein Herz; „ſie hat einen Brief an den Meiſter zu beſ—tellen, aus Bremen, ihrer

Vaterſ—tadt. Wenn ihr den Jemand in den Thurm befördern wollte?“ Vater Winter bat um Entſchuldigung; er kannte den Meiſter, der in Worten immer ſehr kurz, zuweilen äußerſt — deutlich war. Auch Raffael ſprach von einer Unterrichtsſtunde, worin man nicht ſtören dürfte. Zuletzt erbarmte ſich Herr Stark, der gute Herr S—tark, der Flehenden. Er empfing das Empfehlungsſchreiben aus ihren zitternden Händen und verſchwand in der Thüre, die in das Innere des Thurmes führt.

Eine Minute bangen Herzklopfens für die blauäugige Tochter der Weſer, welche ihr Begleiter, ein Onkel, oder ſonſt eine überflüſſige Reſpektsperſon, vergeblich zu beruhigen ſucht. „Sie geht nicht von der S—telle, ehe ſie vor ihm geſ—tanden.“ Die übrigen Fremden ermuthigen ſie, in der Hoffnung, mit ihr einzudringen in das Heiligthum. Daſſelbe öffnet ſich wieder; Stark erſcheint auf der Schwelle, — Triumph! Er winkt; Herr Roland laſſe bitten!

„Endlich bin ich ſo glücklich …“

2. Meiſter und Schülerin.

Die Unglückliche, „die ſo glücklich war, deren Vaterſ—tadt Bremen iſt“, — ſie kam mit ihrer gefühlvollen Anrede zum dritten Male an den Unrechten. Derjenige, an welchen ſie dieſelbe gerichtet, bei näherer Beſichtigung ſchon ein angehender Graukopf, erhob ſich bei ihrem und der übrigen Fremden Eintritt von ſeinem Lehnſtuhle, machte ein ſteifes, faſt verdrießliches Kompliment und wies mit der Hand auf einen anderen Herrn, der in demſelben Augenblicke hinter einem großen Vorhang in der Mitte des Thurmgemachs hervorkam. Beſtürzt wandte die ſo oft getäuſchte Enthuſiaſtin ſich ab und ihr Auge zu Boden; hatte ihr abermaliger Mißgriff ſie verwirrt, oder gar die Erſcheinung Roland's? Des Roland, wie er wirklich war, nicht wie er ſein ſollte, wie ſie ſich ihn gedacht hatte? Das Letztere könnte immerhin möglich ſein, könnte vielleicht auch unſeren geneigten Leſerinnen begegnen, die durch ein ganzes Kapitel von einem Sonderling, einem Künſtler ein Langes und Breites ſich haben erzählen laſſen müſſen, um nun, am Eingange des zweiten Kapitels, auf einen höchſt gewöhnlich ausſehenden Menſchen zu ſtoßen. Keine Spur von einem jugendlich holden Raffael-Kopf, umfloſſen von weichen Locken; auch kein majeſtätiſches Dürer-Antlitz im Rahmen eines männlichen Vollbarts, wie derjenige Raff-Raffael's. Kein türkiſcher Schlafrock und keine Maler-Blouſe mit Schlapphut. Nein, ein Geſicht, eine Geſtalt, ein Anzug wie ſie tauſend und aber tauſend Sterbliche beſitzen, die nicht unſterblich ſind. Wir werden, um ferneren Verwechslungen und Enttäuſchungen vorzubeugen, am Beſten thun, wenn wir die Perſonalbeſchreibung aus dem jüngſten Reiſepaß unſeres Helden hier einrücken.

Alter: 35 Jahre. (Wir hören im Geiſt einen weiblichen Seufzer: Schon fünfunddreißig? —) Statur: Mittlere. Haare: Braun, kurz verſchnitten. Stirn: Hoch. Augen: Grau. Naſe: Gewöhnlich. Mund: Gewöhnlich. (— Wiederholte Seufzer.) — Bart: Raſirt. Kinn: Stark. Geſichtsfarbe: Geſund. Beſondere Kennzeichen: Keine. Kleidung: Rock, Hoſe und Weſte von gleichem Stoff und grauer Farbe; ſchwarzſeidenes Halstuch; Halbſtiefeln von Kalbleder. Unterſchrift des Paßinhabers, — hier in getreuem Facſimile wiedergegeben:

Roland

Kein Vorname, kein Schnörkel. Gerade ſo ſtand ſie, und nicht ein phantaſtiſches Monogramm, auf den Bildern des Meiſters. Alſo auch in der Handſchrift nichts

Geniales, Ungewöhnliches, Außerordentliches. Armer Roland. Aermere Leſerin!

Tröſten wir uns indeſſen. Bei genauerer Prüfung ſtellt ſich die Stirn, welche der obrigkeitliche Steckbrief lakoniſch als „hoch“ bezeichnet, auf das Schönſte gewölbt, von den kurzen aber dichten Haaren regelmäßig eingefaßt, und von herrlicher Weiße dar; ein edler Geiſt, reine Gedanken leuchten von ihrer Höhe herab. Das Auge, grau allerdings, aber tief und klar, liegt unter ſtarken, prächtig geſchwungenen Brauen wie ein Gebirgsſee unter Wald und Fels. Die Naſe — die gewöhnliche, weder griechiſche noch römiſche, aber auch nicht kamtſchadaliſche oder feuerländiſche, iſt fein geſchnitten; ihre Spitze verräth den ſcharfen Denker, die Beweglichkeit der Flügel verheißt Temperament und Raſſe. Um den gewöhnlichen Mund, dieſen ausdrucksvollſten Theil des Geſichts, welchen bei den meiſten Männern der ſtarre, ſtruppige Bart ſo ungeſchickt — oder auch ſo geſchickt — verſteckt, ſchwebt ein Lächeln, dem man anſieht, daß dieß offene, ernſte, feſte Antlitz in guten Stunden bis zur kindlichſten Heiterkeit ſich aufklären kann. Auch kleine, zarte Fältlein des Humors und der Ironie ſpielen da, Schlangen unter Roſen, welche ſagen: hüte dich; wir ſtechen, — aber nur, wenn wir müſſen, wenn man uns reizt. Das hervortretende Kinn kündigt Willenskraft und Entſchloſſenheit an, beinahe Eigenſinn. Fügen wir endlich hinzu, daß die Geſtalt, obwohl nur von mittlerem Wuchs, ſich elaſtiſch trägt und harmoniſch bewegt, ſo hoffen wir, den dunklen Umriß aus dem Reiſepaß unſeres Helden genugſam kolorirt zu haben, um der geneigten Leſerin ihr verloren geglaubtes Ideal in einzelnen Zügen zurückzuſtellen.

Mit klangvoller Stimme, aus welcher natürlicher Wohllaut nebſt einem angebornen Ton des Befehlens ſpricht, begrüßte Roland ſeinen Beſuch, dankte für den Brief des Jugendfreundes aus Bremen der Ueberbringerin, und bedauerte, daß ſein Atelier nicht mehr zu bieten gehabt habe. Alles in wenig Worten, die eine artige Verbeugung ſchloß. Die enthuſiaſtiſche Hanſeatin hatte ſich inzwiſchen geſammelt und ſ—tammelte, mit einem durchbohrenden Blick auf den neidiſchen Vorhang, die Frage: ob die berühmte Amazone nicht zu ſehen ſei? „Amazone?“ war die Gegenfrage des Meiſters. Worauf der Herr Onkel oder Vetter aus Bremen eine Nummer der Morgenzeitung hervorbrachte, in welcher gedruckt und zu leſen ſtand, daß man in dem Atelier des gefeierten Roland eine neue Schöpfung, alle früheren übertreffend, bewundern möge, die Amazone, das Porträt einer hervorragenden Größe aus der Kunſtwelt. Roland lächelte, während die kleinen Schlangen um die Mundwinkel luſtig zu ſpielen anfingen. Er beklagte, daß die verw—, die verbindlichen Tageblätter wieder einmal eine Neuigkeit brächten, die dem Betreffenden ſelbſt neu ſei. — „Vielleicht ein ganz kurzer, ein halber Blick?“ — „Unmöglich; das Bild iſt kaum angefangen. Außerdem wird Ihnen Herr Raffael geſagt haben (der Ton des Befehlens erhob ſich ſchon deutlicher), daß ich beſchäftigt bin; eine Lektion.“ Herr Raff, genannt Raffael, verſtand den Wink. Er trat vor, nahm das rothe Fez mit ausgeſuchter und dabei plaſtiſcher Höflichkeit ab und ſagte: „Wenn es nunmehr den Herrſchaften gefällig wäre?“ Die Karawane ſetzte ſich nach einigen mißvergnügt abgekürzten Verbeugungen von beiden Seiten langſam in Bewegung. Vater Winter führte den Rückzug an; Roland geleitete bis an die kleine Treppe, Raffael, mit welchem die Fremden verſchämte Händedrücke wechſelten, bis an die Hausthüre. Dort begegnen ſich Winter und Raffael noch einmal in kurzer, aber inhaltvoller Zeichenſprache. „Kaum nett,“ murmelt Raffael, nachdem er den Inhalt ſeiner Rechten unzufrieden geprüft. Vater Winter zuckt die Achſeln: „Die Amazone iſt ſchuld. Ein Prischen zum Abſchied?“ Raffael ſchüttelt das Haupt, der Vollbart ſchlägt unmuthige Wellen. Er verſchwindet hinter der mit ſanfter Energie zugeworfenen Hausthür. Vater Winter treibt ſeine Heerde ſchweigſam über den grasbewachſenen Hof, wobei die Franzoſen den Pfau, die Engländer den Hund, die Deutſchen das Federvieh wiederholt bewundern. Beide Geſchlechter und alle Nationen ſtimmen darin überein, daß Herr Roland wenig einnehmend und zuvorkommend ſei. Bremen ſeufzt. Das Album, welches in der entſchieden ſtraßenräuberiſchen Abſicht eines Anfalles auf Roland mitgenommen worden war, muß der Herr Onkel ohne Autograph des Meiſters zurückſchleppen.

Mittlerweile war der Letztere in ſeinen Thurm zurückgekehrt und hatte deſſen Thür hinter ſich verſchloſſen. Ein dunkler Lockenkopf lauſchte aus dem Vorhange, eine Silberſtimme fragte: „Sind ſie fort?“ Roland antwortete: „Auf und davon;“ der andere Herr ſetzte ärgerlich hinzu: „Endlich!“ Hierauf ſchlüpfte das junge Mädchen, nicht doch: eine Sylphide, herein und hing ſich dem verdrießlichen Herrn in den Arm, indem ſie ſchmeichelnd bat: „Nun noch ein halbes Stündchen, cher papa, und Sie ſind erlöst.“

Sylphide, — verdrießlicher Herr, — wer ſind ſie? Erlaube der geduldige Leſer, daß wir ihm, ehe unſere Erzählung fortſchreitet, Beide pflichtgemäß vorſtellen. Wir wählen dazu die bequeme Form, mit welcher der Theaterzettel ſeine Perſonen hohem Adel und verehrungswürdigem Publikum zuführt: er nennt die Namen und überläßt dem Zuſchauer, ſich in die neuen Erſcheinungen und Charaktere, die mit jeder Szene auftreten, wohl oder übel hineinzufinden. So ſagen auch wir: Herr Krafft, Großhändler und Bankier; Armgard, deſſen Tochter. Doch wollen wir nicht unterlaſſen, zu beſſerer Deutlichkeit einige Nachrichten über die letzten Ankommlinge unſerer Geſchichte ihrer näheren Bekanntſchaft vorauszuſchicken. In guter Geſellſchaft weiß man doch gern, mit wem man es zu thun hat, bevor man ſich auf vertraulichen Verkehr einläßt.

Hans Heinrich Krafft iſt der alleinige Gründer, Eigenthümer und Führer eines berühmten Handels- und Bankhauſes, welches Kommanditen oder doch Korreſpondenten auf allen Geldmärkten und Stapelplätzen der fünf Welttheile beſitzt. Er gilt für den reichſten Mann der Reſidenz, in deren Thor er vor einigen vierzig Jahren einzog mit einem Felleiſen auf dem Rücken und einem, in das Futter der Weſtentaſche eingenähten Doppel-Louis-d'or. Jetzt führt eine Straße der Stadt ſeinen Namen, das größte Dampfſchiff des Hauptſtroms ſeine Büſte. Das Land dankt ſeiner unermüdlichen Thätigkeit, ſeinem Geiſt und (wie er ſelbſt beſcheidentlich hinzuzufügen pflegt) ſeinem Glück in den großen Geſchäften zahlreiche Fabriken, gemeinnützige Anſtalten und zwei Eiſenbahnen. Er hat eine Noth- und Hülfsbank für Arbeiter, eine Boden-Kredit-Anſtalt für den kleinen Bauern geſchaffen, deren

Dividende im letzten Jahr achtzehn Prozent betrug. Zwei Republiken in Südamerika beſtehen nur durch die Anleihen, welche er zu unglaublich günſtigen Bedingungen realiſirte; ob günſtig für ſie oder für ihn wiſſen wir nicht, hoffen aber: für Beide. Solchen Verdienſten fehlte die gerechte Anerkennung nicht. Der Magiſtrat der Reſidenz wollte ihn, vor Jahr und Tag ſchon, zum Ehrenbürger machen; er antwortete der Deputation: „Laſſen Sie mich bleiben, was ich bin — Ihr Mitbürger.“ Unlängſt wurde ihm ein Sitz in der erſten Kammer angeboten; er lehnte ab, weil er von hoher Politik nichts verſtünde. „Ich will,“ ſagt er, „keine jüdiſche Großmacht an der europäiſchen Börſe und auch keine Spezialität im Welthandel ſein, ſondern ein deutſcher, ein chriſtlicher Bürger, ſchlicht und einfach wie mein Name: Hans Heinrich Krafft.“ Er ſagt das oft; nicht ſo oft, daß man daran zu zweifeln anfangt, aber gerade oft genug, um ſeine Worte als vollwichtig in Kurs zu ſetzen. Im Einklang mit dem Wahlſpruch ſeines öffentlichen Lebens weiß er auch ſein häusliches, ſeine äußere Erſcheinung zu halten. Krafft iſt ein hoher Fünfziger, groß und derb von Wuchs und Gliedern, mit einem eckigen Kopf, langen Füßen und Händen, einer tiefen, rauhen Stimme. Sein hellblondes Haar beginnt an den Schlafen ſich zu lichten und grau zu werden, wogegen ſeine bis zur Steifheit aufrechte

Haltung von einer Bürde des Alters noch nichts gewahren läßt. Er kleidet ſich jahraus jahrein in zwei Farben, welche keine ſind und dennoch oder deßwegen als eigenthümliche Kennzeichen einer altfränkiſchen Eleganz gelten: weiß und ſchwarz, im Sommer weiß, im Winter ſchwarz. Sein ganzes Leben gehört dem Geſchäft. Zum Lieben hat er niemals Zeit gehabt, kaum zum Heiraten. Und dennoch war ſeine Ehe ein Stück Romantik, das einzige, das er jemals ſich erlaubt: er entführte, da er noch jung und wenig bemittelt war, die Tochter eines adeligen Hauſes, welche die Eltern ſeiner Werbung verſagten. Lange Zeit brauchte es, ehe ſein aufblühender Kredit von dieſem Genieſtreich ſich erholte, den ihm die Welt ſeiner Erfolge wegen verzieh, er ſelbſt nicht. Seine Frau ſtarb im erſten Wochenbett, ehe ſie das goldene Zeitalter ihres Mannes geſehen und mitgenoſſen.

Armgard, die einzige Tochter, iſt das Ebenbild ihrer Mutter, der Gegenſatz des Vaters: klein und zierlich, ein Tituskopf voll dunkler Locken, darin zwei blitzende ſchwarze Augen, ein impertinentes Stumpfnäschen und kindliche Grüblein in Kinn und Wangen. Sie trägt Handſchuhe von Nr. 6½ und wird Zeit ihres Lebens die Kinderſchuhe nicht austreten. Die Stadt erzählt, ſie ſei vortrefflich, aber furchtbar ſtreng erzogen worden, und Armgard hütet ſich wohl, zu widerſprechen. Im Haus, das ſie allein führt, geht es nach des Vaters Willen „ſchlicht und einfach“ zu; ſeine Lieblingsworte gelten auch hier. Sie darf den Papa nicht Du nennen, ſondern Sie, nach der veralteten Sitte des platten Landes, von dem er ſtammt. Jeden Morgen und jeden Abend küßt ſie ihm die Hand. Alle Küchenrechnungen gehen durch ihre kleinen Finger, obgleich dieſelben nur mit Widerwillen die fetten groben Blätter berühren, aus denen dieſe Runenſchriften beſtehen. Ebenſo muß ſie der Wäſche, den Vorrathskammern, den Geſindeſtuben ein ſcharfes Augenmerk widmen, und wenn ſie den Vater ganz guter Laune machen will, nimmt ſie eine weibliche Arbeit vor, ein Taſchentuch, an dem ſie ſeit undenklichen Zeiten ſtickt, ein Dutzend Servietten, deren Zeichnung, H. H. K., „ſchlicht und einfach“ in Kreuzſtich ausgeführt, niemals fertig zu werden ſcheint, wie das Gewebe der ſinnigen Penelopeia. Daß Fräulein Armgard daneben dreimal täglich Toilette macht und für ihren Privatgebrauch zwei Reitpferde und drei verſchiedene Equipagen beſitzt — ein Coupé, eine Kaleſche und eine Americaine, in welcher letzteren ſie mit eigenen, ſchönen Händlein den geſtrengen Herrn Vater ſpazieren fährt — dergleichen Nebendinge ſieht Hans Heinrich Krafft nicht. Wer den Kopf ſo voll hat wie er, kann die Augen nicht überall haben. Außerdem iſt für Armgard ein unbeſchränkter Kredit eröffnet.

ſo an der Kaſſe wie im Herzen des Vaters. Der große Rechenmeiſter weiß, daß er keinerlei Gefahr dabei lauft. Er hat die Tochter frühzeitig ſelbſtſtändig, im Geiſte mündig gemacht. Sie empfängt und beſucht, wen ſie mag. Ihr liegt es ob, die Honneurs des Hauſes zu machen, das eines der gaſtlichſten der Reſidenz iſt und namentlich Fremde von Auszeichnung täglich ſieht. Von Jugend auf der Mittelpunkt eines glänzenden Kreiſes, als reichſte Erbin des Landes mit Heiratsanträgen von Kindesbeinen an verfolgt, blieb Armgard gerade deßwegen „kühl bis an's Herz hinan“, wenn nicht gar kalt. Ihre zierlichen Hände flochten mit wahrer Fertigkeit die zierlichſten Körbe und theilten ſie freigebig nach allen Seiten aus. Ihre Freundinnen behaupteten, ſie ſei, die echte Tochter ihres Vaters, keiner Liebe fähig; ſie ſelbſt geſtand, ſich in ihrer goldenen Freiheit und Mädchenſchaft ſo wohl zu fühlen, daß ſie thöricht ſein müßte, ein bekanntes Glück gegen ein unbekanntes umzutauſchen. In der That, was fehlt ihrem Leben? Den Sommer bringt ſie auf dem herrlich gelegenen Landgut des Vaters zu, mit ihm, der ſich alsdann in den gebornen Bauern zurückverwandelt und unter einem unermeßlichen Panamahute Roſen aller Gattungen und Preiszwergobſt für Gartenausſtellungen zieht. Die übrige Zeit des Jahres lebt ſie in der Reſidenz, ihrer Neigung, oder, wie ſie gravitätiſch verſichert, ihren „Pflichten“ gemäß. Sie beſucht Bälle, Konzerte, Theater. Sie ſingt italieniſch, aber wenig, weil ſie für Muſik keinen Sinn hat. Sie liest franzöſiſch und engliſch: deutſche Bücher hält ſie für ungeſund: ihr Ernſt, ihre Empfindſamkeit ſtecke an. Nur Eines treibt ſie ſeit einiger Zeit mit Paſſion — Zeichnen und Malen . . .

Paſſion für die Kunſt oder für den Meiſter? That is the question! Das iſt die Frage, deren Beantwortung die öffentliche Meinung der Reſidenz in zwei Lager theilt. So viel ſteht feſt, daß Fräulein Krafft die großen und die kleinen Entrées in dem ſchwer zugänglichen Atelier Roland's hat. Hinwiederum verkehrt er auf dem vertraulichſten Fuß mit dem Hauſe Krafft. Er, dem es ein Gräuel iſt, den Eckenſteher in Routs oder den „Löwen“ bei feierlichen Zweckeſſen zu ſpielen, er, der, je mehr er ſich von der Geſellſchaft zurückzieht, deſto eifriger von ihr verfolgt wird, er fehlt an den Sonntagen Armgard's faſt niemals bei jenen kleinen reizenden Soiréen, die nur wenige Auserwählte verſammeln und nicht von den blendenden Lüſtern aller Salons, ſondern von ein paar verſchleierten Lampen in dem Boudoir Armgard's magiſch erleuchtet werden. Im Frühling machen Roland und Armgard in der bekannten Americaine gemeinſchaftliche Landpartieen zu Naturſtudien, nur von einer alten Engländerin, Mrs. Henderſon, bewacht.

welche im Laufe der Jahre von der Bonne zur Gouvernante, von der Gouvernante zur Geſellſchafterin Armgard's aufgerückt iſt. Was Wunder, daß es bei den Schülern Roland's für ausgemacht gilt, Fräulein Krafft müſſe, früher oder ſpäter, ihre Frau Meiſterin werden? Die Jüngeren freuen ſich darauf, weil zur vollen Gemüthlichkeit dem Hauſe nichts als eine Herrin fehle. Dagegen machen die Aelteren, Herr Stark an der Spitze, mit Raff, genannt Raffael, im Bunde, ſtumme Oppoſition. Sie haſſen im Stillen die bevorzugte Mitſchülerin, die ihre Meiſterin zu werden droht. Iſt ſie doch die einzige Dilettantin, der Roland Unterricht gibt. Stark nennt ſie in Verſchwörungsſtunden nicht anders als „die Millionärrin". Ihm gewährt es ein unſägliches Vergnügen, die Lektionen zu ſtören, in welchen Armgard ihre erſte größere Arbeit, ein Porträt des Herrn Hans Heinrich Krafft, Kreidezeichnung in Lebensgröße, nach der Natur ausführt.

Nun wiſſen wir, warum nach der unwillkommenen Störung durch den Fremdenbeſuch Armgard noch um eine kurze Geduld zum Sitzen bettelte. Cher papa war nicht in der Gebelaune: er mußte um ein Uhr, zur Börſenſtunde, in der Stadt ſein. Zeit iſt Geld, Börſenſtunde hat Gold im Munde, und wie die Sinnſprüchlein alle hießen, in welchen er ſeine geſtrenge Lebensphiloſophie ausſprudelte. Alles Schmeicheln und Streicheln half zu nichts, als daß für den ſtillen Beobachter, Meiſter Roland, ein artiges Genrebild geſtellt wurde: zwei Jahreszeiten. Der Vater ſpielte den Winter; er befand ſich noch auf der Schattenſeite des Jahres, ging in Schwarz. Das Töchterlein hingegen ſah aus wie der lachende, liebliche Lenz in eigenſter Perſon. Sie trug eine weiße, lilageſtickte Blouſe, ein Lila-Seidenkleid, hoch aufgeſchürzt, mit fliegenden Bändern, gelb geſchnürte und befranste Stiefelchen von der kleidſamen Art, welcher Kaiſer Caligula ſeinen Namen und die moderne Damenwelt ein reizendes Piedeſtal verdankt. Der veilchenduftende Lenz umfaßte mit beiden Armen den dunklen Winter, um ihn zu ſchmelzen. Er aber ſchmolz nicht, trotz dem nahen Feuer der beiden ſchwarzen Augen, welche mit ſchelmiſchem Seitenblick Held Roland zu Hülfe riefen. „Sehen Sie nur, wie hart heute Papa wieder mit mir iſt,“ klagte ſie, worauf Roland erwiederte: „Wenn Herr Krafft einmal Nein geſagt hat, gibt es für ihn kein Ja mehr. Außerdem bleibt auch mir nicht viel Zeit übrig, ich erwarte um 12 Uhr die Amazone.“ — Abermals die Amazone! — Wer mag ſie ſein? — Eine gleichgültige Perſon keinesfalls, denn bei Ankündigung ihres Erſcheinens verdüſterte ſich der Frühlingshimmel, während auf dem Antlitz des Winters ein halbes Lächeln aufſtrahlen wollte. Er verſetzte: „Habe ich Nein geſagt? Daß ich nicht wüßte! Um zu beweiſen, daß ich kein Haustyrann bin, ſitze ich Dir bis gegen Zwölf. Wenn wir uns ſputen, kann ich doch zu rechter Zeit an der Börſe ſein.“ — „Wir gehen zuſammen, Papa, fiel Armgard haſtig ein. „Ich fahre Sie hin. Jack mit den Ponies habe ich um Mittag hieher beſtellt. Sie wiſſen, Jack iſt pünktlich und meine Ponies ſind flink.“

Sie faßte den nicht mehr Widerſtrebenden unter den Arm. Der Vorhang that ſich auf, der Thurm des Meiſters mit allen ſeinen geheimen Schätzen . . . Sehen wir uns immerhin auch hier ein wenig um. Der Aufenthalt wird der geneigten Leſerin nicht leid ſein, wenn ſie bedenkt, wie viel ihre Mitſchweſter aus Bremen dafür geben möchte, an ihrer Stelle ſich zu befinden.

Der Thurm, anſehnlich an Umfang und Höhe, enthält im Erdgeſchoß nur das Atelier, einen weiten Raum, deſſen Wände verſchwinden unter zahlloſen Studien, Skizzen, Zeichnungen. Das Wanderbuch Roland's liegt hier aufgeſchlagen mit bunten Bildern: Bettler von der Puerta del Sol zu Madrid, Jäger aus den Pyrenäen, albaniſche Bäuerinnen, Lazzaroni von der Chiaja, ſiziliſche Banditen, pariſer Gamins, holländiſche Matroſen, Hirten aus Schottland, Fiſcher vom Nordkap — eine ethnographiſche Galerie, in der kein europäiſcher Volksſtamm fehlt. In einer Ecke ſtehen unter breitblätterigen Gummibaumen und blühenden Oleandern eine Chaiſe longue und ein paar amerikaniſche Schaukelſtühle; gegenüber eine Etagère mit großen Mappen voll Kupferſtichen und Photographieen. Der erſte Stock, in Verbindung mit dem gleichen des Haupt- und Mittelbaues, iſt getheilt in das Wohn- und das Schlafzimmer, aus dem eine kleine Wendeltreppe auf die Plattform führt. Droben wird in der guten Jahreszeit durch Vorhänge, Teppiche, Zierpflanzen und Blumen ein Sommerhaus aufgeſchlagen, das die Schüler die hängenden Gärten der Semiramis nennen, Roland ſeine Sternwarte, obgleich er, der Gute, außer dem großen Bären keinen einzigen perſönlichen Bekannten am Himmel hat. Aber nicht bloß gen oben bietet die luftige Höhe eine unumſchränkte Ausſicht, ſondern auch rückwärts auf die Stadt und nördlich weit hinaus in die von Landſtraßen und Eiſenbahnen durchſchnittene Ebene, aus welcher weiße Häuſer wie Segel im Meer und ſpitze Dorfkirchlein wie Maſten auftauchen. Am fernen Rand des Horizonts breitet ſich in faſt regelmäßigem Halbkreis das Gebirge aus, deſſen Häupter noch tief mit Schnee bedeckt ſind, indeſſen Wieſen und Felder bereits im erſten Sammetgrün prangen und die Weiden längs dem Strome unter dem friſchen Aprilwind die jungen Blätter vom zarteſten Silbergrau ſchütteln.

Schülerin Armgard ſaß ſchon wieder an der Staffelei, vor ihr in ſeinem erhöhten Marterſtuhle ihr Opfer und Modell, der beſtverläumdete aller Väter. Hatte er nicht, trotz des warmen Tages, einen koſtbaren Nerz-Pels um, ohne welchen das Porträt der eigenwilligen Künſtlerin zu mager und unanſehnlich vorkommen wollte. Ihre Arbeit war ziemlich vorgerückt, und ſie förderte ſie mit Stift und Kohle eifrigſt unter dem Auge des Meiſters, der ſich über ihren Seſſel lehnte und dem emſigen Spiele der zarten Hände prüfend zuſah. Nach einer Weile hemmte er ſie mit der eigenen Rechten, indem er ihnen ein plötzliches „Halt“ zurief. Armgard fragte, ob ſie einen Fehler gemacht? Seine Antwort war: „Nur den alten. Ihre Hand iſt thätiger als Ihr Auge.“ — „Wie verſteh' ich das?“ — „Sie erinnern ſich, was Leſſing geſagt hat: Ein Raffael ohne Hände ſei möglich. Er hat recht wie immer. Aber auch ich habe recht, wenn ich hinzufüge: Ein Raffael ohne Augen iſt unmöglich. Sehen iſt Nummer Eins, Zeichnen oder Malen kommt hinterdrein.“ — „Wird mein Porträt nicht ähnlich, Herr Roland?“ — „Mein Fräulein, es kann unwahr werden, wenn Sie nicht tiefer und getreuer nach der Natur arbeiten. Sie ſtyliſiren wie ein gelernter und gelahrter Profeſſor. Sie charakteriſiren nach Ihrer eigenen Auffaſſung. Sie verſuchen ſogar ſchon zu idealiſiren. Darüber geht die Wahrheit, die Individualität, der Kopf Ihres Herrn Vaters verloren.“ — Herr Krafft rief in komiſcher Verzweiflung dazwiſchen: „Mein Kopf geht verloren? Ich danke!“ — Der Meiſter fuhr, wärmer werdend, fort: „Sie kennen zwei Köpfe, welche ſeit Jahr und Tag die deutſche Kunſt oft genug beſchäftigt haben: Schiller und Goethe. An Schiller iſt ſo lange herum charakteriſirt und ſtyliſirt worden, bis er eine Naſe bekommen hat, ſcharf wie ein Meſſerrücken, dergleichen ein lebendiger Menſch gar nicht im Geſichte trägt. Die Locken Goethe's haben die akademiſchen Perruquiers dergeſtalt verzaust, ſeine Stirn, ſeine Schläfe, ſeine Wangen ſo verzeust, daß ſein ſchönes, geiſt- und lebensvolles Antlitz in einer Mythe zu erſtarren droht. Hüten Sie ſich vor dem Styl, Fräulein Krafft. Schmeicheln Sie Ihrem Herrn Vater nicht. Er braucht keine Schmeichelei. Eine jede Schmeichelei, geſprochen, geſchrieben, gedruckt, gemalt, gemeißelt, iſt eine Grobheit wider ihren Gegenſtand und wider die Natur. Sie will ihn beſſer machen, als die Natur ihn gemacht hat.“ — Herr Krafft äußerte ſich nun zwar keineswegs empfindlich und verletzt über das Attentat ſeiner Tochter gegen Natur und Wahrheit; ihm komme es, meinte er, auf ein paar Falten weniger gar nicht an. Der Meiſter aber war unerbittlich; er trug mit eigener, ſcharfer, ſicherer Hand hie und da einen Zug in das Bild, der dem

Original aus dem Geſichte geſchnitten ſchien und der ganzen Zeichnung wie durch Zauber ein ſprechendes Leben einhauchte. „Wiſſen Sie,“ ſagte er, während er Armgard den Stift wegnahm und ſelbſt führte, „daß Graf Wallenberg vor einigen Tagen dieſelbe Bemerkung gemacht hat!“ — Armgard erglühte. „Hat Graf Wallenberg mein Reißbrett geſehen?“ fragte ſie heftig. — „Verbergen Sie doch einem Diplomaten etwas! Als mein Freund geht er hier aus und ein. Kurz, er kam, ſah und ſagte . . .“ — „Was ſagte er?“ — „Wenn Fräulein Krafft ein anderes Modell braucht, ſo empfehlen Sie mich ihr. Sie borgt Einem großmüthig von ihrem eigenen Kapital an Schönheit.“ — „Das ſagte er?“ — „Und fügte lachend hinzu: Ich wünſchte, ihr Herr Vater thäte deßgleichen.“ — „Daß ich ein Narr wäre!“ lachte ſeinerſeits Herr Krafft. Armgard hatte, noch höher erröthend, ſei es aus Verdruß oder aus Freude, den Stift wieder an ſich genommen und flatterte, flink wie eine Motte, in dem väterlichen Pelzkragen umher, dem ſie mit weißer Kreide die hellſten Lichter verſchwenderiſch aufſetzte. Dazu ſprach ſie leiſe, den Kopf tief auf ihre Zeichnung geſenkt: „Ich wünſchte, er hätte dieſen beſcheidenen Studienkopf nicht geſehen.“ — „Würde er ihn nicht früher oder ſpäter in Ihrem Zimmer doch gefunden haben?“ entgegnete Roland, und Krafft fragte: „Warum haſt Du denn gerade vor dieſem Kunſtrichter einen ſo gewaltigen Reſpekt?" Als Armgard die Antwort ſchuldig blieb, gab ſie ſich ihr Vater ſelbſt, indem er, ernſter geworden, fortfuhr: „Ich will es Dir ſagen, liebe Tochter. Weil Graf Wallenberg Dir geraume Zeit den Hof machte, vielleicht noch macht, willſt Du ihm keine wirkliche oder vermeintliche Schwäche zeigen. Prinzeſſin Turandot möchte vor ihren Freiern als der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten erſcheinen und überläßt es dem armen Vater — wie heißt der Tropf doch gleich, der Kaiſer von China? — die Ueberläſtigen ihr vom Hals zu ſchaffen." — Armgard ſprang auf und rief: „Papa, Wallenberg hat mir niemals den Hof gemacht." — „Leugne ſo viel Du willſt. Diskretion iſt eine ſchöne Eigenſchaft, wo ſie hingehört. Hier, vor unſerem Hausfreund, haben wir uns keinen Zwang anzuthun." — „Cher papa, ich bitte Sie . . ." — „Scheer' mich nicht um Dein Papa und anderweitiges Papperlappap. Bin, in gutem und ehrlichem Deutſch, Dein Vater, wie Du meine liebe, verzogene Tochter biſt. Mein Haus iſt ein ſchlichtes, einfaches, bürgerliches. Brauche darin keinen hochgräflichen Schwiegerſohn, wenn Du ihn zum Manne nicht willſt. Du haſt freie Wahl. Nur wenn Du gewählt haſt" — (bei dieſen Worten ſtreifte ein ſchlauer Seitenblick den Meiſter der Schülerin, der ſich verwirrt zurückgezogen hatte) — „wenn Du gewählt haſt, fordere ich Dein Vertrauen. Ich glaube ein Recht darauf zu haben.“ — „Vater, lieber, guter Vater, ängſtigen Sie mich nicht.“ — „Kind, ich ängſtige weder Dich noch mich. Nur blind ſollſt Du mich nicht machen und nicht glauben. Meinſt Du, weil in meinem alten Schädel Eiſenbahnen rumoren, Papiere ſteigen und fallen, Staatsanleihen geboren werden und ſterben, er habe deßhalb keinen Raum mehr für ſeine einzige Tochter?“

Vater Krafft war von ſeiner Höhe herabgeſtiegen und zog die wechſelsweiſe Erglühende und Erbleichende zärtlich an ſich. „Meine Armgard,“ ſagte er ihr in's Ohr, „feiert in wenig Tagen ihren zweiundzwanzigſten Geburtstag, ich habe den achtundfünfzigſten hinter mir. Zahlen ſprechen.“ Sie barg den Lockenkopf im Nerz, und — wahrhaftig, die ſchwarzen, lebhaften Augen konnten auch weinen; auf ihre Blitze folgte ein plötzlicher Thränenſchauer.

Roland wollte hinaus eilen, aber ein Wink Krafft's hielt ihn zurück. „Bleiben Sie, Herr Roland,“ ſagte der Letztere, und die rauhe Stimme ſchlug recht weiche Töne an. „Sie ſind hier nicht zu viel. Als unſer wahrer und warmer Freund ſtehen Sie nicht ſcheidend, ſondern vermittelnd zwiſchen Vater und Tochter. Außerdem ſind Sie, neben dem großen Künſtler, ein kluger, erfahrener Mann. Wir Beide wiſſen Sie zu ſchätzen. Gelt, Armgard?“ — Keine Antwort. — „Sie werden mir beiſtehen, Ihre Schülerin und mein Kind auch in anderen, ernſteren Studien als an der Staffelei zurechtzuweiſen.“ — Herr Roland blieb ſtumm, aber er faßte die dargebotene Hand Krafft's und ſchüttelte ſie derb.

Es ſchien, als ob die Männer ſich ſtillſchweigend verſtändigt hätten. Wenigſtens wurde Herr Krafft wieder völlig heiter, ſogar heiterer und geſprächiger als zuvor. Er warf den Pelz ab und rief beinahe luſtig: „Du und der Nerz, ihr habt mir warm gemacht. Da liege! Mit der Sitzung wird es ſo wohl heute nichts mehr ſein. Laßt mich zur Belohnung, daß ich zwei Glockenſtunden Modell geſeſſen, ſtramm und gehorſam wie ein Leibgardiſt, nun auch einmal ſehen, was Ihr Zwei aus mir gemacht habt.“

Armgard führte ihn vor die Staffelei, auf welcher Roland das Porträt in das rechte Licht rückte. Krafft brauchte einige Minuten, verſchiedene „Hms, Hms“ und ſogar ein unmerkliches Kopfſchütteln, bis er zu den Worten gelangte: „Wie ſagt die verrückte Gräfin in dem italieniſchen Stück, die Orſini oder Orſina? Ich bin zufrieden, wenn ich nicht ſchlechter ausſehe.“ — „Das heißt,“ entgegnete Roland, „Sie ſind nicht zufrieden.“

— „Ein Mann, der ſo wenig Zeit für den Spiegel hat, wie ich, kann ſich nicht gleich in ſeinem Geſicht zurecht finden, wenn es ihm in Oel oder Kreide begegnet . . . Nur mein' ich, die Falte zwiſchen den Augen ſei ein Bischen tief gegraben." — „Sie ſtammt von Herrn Roland," unterbrach ihn Armgard, und die Augen trockneten vollends aus durch einen kleinen Strahl von Schadenfreude. „Nicht von mir," verſetzte Roland ruhig, „von der Börſe ſtammt ſie, das iſt die Geſchäftsfalte." — „Und die ſcharfe Linie um die Mundwinkel, kommt die auch von der Börſe? Nun, nun, ich ſehe ſchon, mir ergeht es in Ihrem Atelier, wie in meinem Hauſe. Man macht einen Knecht Ruprecht aus mir, mit dem man die Kinder ſchreckt oder die Vögel ſcheucht. Möglich, daß Ihr recht habt. Aber gewiß iſt, daß Ihr Kollege, der Hofmaler, der mich für den Sitzungsſaal des Verwaltungsraths unſerer Centralbahn gemalt hat, meine Schönheit beſſer zu würdigen wußte. Auf ſeinem Bild iſt meine Stirn glatt wie Poſtpapier und mein Mund lächelt honigſüß, wie der eines Diplomaten, Graf Wallenberg's zum Exempel. Laßt's gut ſein. Doch muß ich Armgard darin beiſtimmen: ehe dergleichen fertig iſt, ſollte Niemand Fremdes darüber gerathen. Schaffen wir den ſchwarzen Mann bei Seite." — „Ehe die Amazone kommt, nicht wahr, cher papa?" fragte Armgard neckiſch.

— „Was geht uns die Amazone an?“ antwortete er mit der alten, rauhen Stimme. — „Ich meine nur, weil ich das wilde Heer hinter ihr ſchon höre, daß ſie nicht weit ſein kann.“

Armgard hatte ſich nicht getäuſcht. Draußen auf dem Hofe wurden Stimmen laut. Gleichzeitig klopfte Herr Stark, der ſtill-vergnügte Störenfried, an die Thür und rief: „Meiſter, die Amazone kommt; empfängſt Du ihr Gefolge?“ — „Wer iſt's?“ — „Raffael meldet den Kapellmeiſter, Ritter Blümchen, Doktor Hirſch und einige unbekannte Atelierfliegen.“ — „Wir ſind beſchäftigt, nur die Dame laß herein.“

Roland ſetzte Armgard's Staffelei weg und ging, um aufzuſchließen. Sie wuſch ſich hinter einer ſpaniſchen Wand die Hände, drückte ihr flaches Hütlein, mit einem Veilchenſtrauß und Lila-Schleier aufgeputzt, in die Stirn und drängte zum Gehen. Herr Hans Heinrich Krafft aber, der es vorhin ſo eilig hatte, ſchien ſeine Börſenſtunde unbegreiflicher Weiſe vergeſſen zu haben. Er knöpfte ſeinen ſchwarzen Gehrock zu, nicht ohne einige Gewaltthat, ſtrich ſorgfältig den ſeinen Cylinder von gleicher Farbe glatt und zog die dunklen Handſchuhe an, alles das vollkommen gemächlich und mit der Gewiſſenhaftigkeit eines gegen ſein Aeußeres keineswegs gleichgültigen Mannes. Seinen Chronometer konſultirend, ſagte er zu Armgard: „Fünf Minuten über Zwölf. Jack und die Ponies ſind nicht pünktlich, ſonſt wären ſie Dir ſchon gemeldet worden. Uebrigens — wir haben keine Eile. In einer halben Stunde fährſt Du mich hinein, und hier können wir doch nicht ausreißen, ohne uns bei Roland empfohlen und ſeine ankommenden Gäſte begrüßt zu haben.“ Armgard lächelte, doch hatte ihr Lächeln einen kleinen Stich von Bitterkeit.

Jetzt drang der Lärm der Nahenden ſchon in das anſtoßende Atelier. Roland eilte entgegen und öffnete die Thür. Haſtige Schritte über die kleine Treppe, lauter Nachruf von draußen: „Addio, Diva!“ und die Amazone trat — ſchwebte — nicht doch, ſie ſprang mit einem Satze herein.

3. Ein Modell.

„Komm' ich wieder zu ſpät?“ fragte die Eintretende mit einem unvergleichlichen Sopran, der wie ein voller Glockenton ſich durch den hohen Thurm ſchwang. — „Immer recht,“ war Roland's Antwort, von einem herzhaften Händedruck begleitet. — „Zum erſten Male wohl zu früh,“ ſetzte ſie piano hinzu, als ſie Krafft und Armgard gewahrte. Doch dieß mißtrauiſche Beiſeite erſtickte in der lebhaften Umarmung, in welcher die Schülerin und das Modell des Meiſters, Armgard und die Amazone, einander zu verſchlingen drohten.

Die Hand auf's Herz, ſchöne Leſerin: nicht wahr, wenn wir „unter uns Mädchen“ bei einer alltäglichen Begegnung ſo ſtürmiſch auf uns losſtürzen und ſo inbrünſtige Küſſe wechſeln, als hätten wir uns ſeit Jahren nicht geſehen, oder wollten vor einer kleinen Nordpolfahrt raſchen Abſchied nehmen — nicht wahr, in ſolchen Fällen iſt Hundert gegen Eins zu wetten, daß wir innerlich in demſelben Augenblick uns gern mit der erſten beſten Shawlnadel umbringen möchten?

Herr Krafft bewillkommte ſeinerſeits die Amazone mit einer jugendlichen Galanterie alten Styls. Er ſagte feierlich: „Welch' ſpäter Sonnenaufgang — um zwölf Uhr Mittags!“ — Wogegen die Gefeierte, hell auflachend, ihr Baret abwarf, auf ihr Haar deutete, das (geſtehen wir es nur gleich anfangs) vom unläugbarſten, leuchtendſten Roth iſt und ausrief: „Sonne, Herr Krafft? Sie wollen Komet ſagen. Danken Sie nur dem Himmel, daß ich meinen Schweif draußen gelaſſen habe.“ — Armgard erkundigte ſich, wer ſo glücklich geweſen ſei, auf dem weiten Weg heraus ſie zu begleiten? — „Für heute nur das kleine Cortège, meine Liebe,“ entgegnete ſie. „Nummer Eins: der alte General von Schall, außer Dienſt, wie Sie wiſſen, aber als Schatten in den meinigen getreten. Nummer Zwei: Herr Moſes Blümchen, die Blume aller Kavaliere, als Moritz Ritter von Blumenberg aus dem alten Teſtament in's neue überſetzt. Nummer Drei: der berühmte Maëſtro der Zukunft, Signor Bullermann. Nummer Vier und Fünf: die feindlichen Brüder: Abendblatt und Morgenzeitung. Mein guter Kollege und häufiger Vater, Herr Braun, Nummer Sechs. Ein Wagen und zwei Droſchken voll. Auf der Brücke ließ ich halten, weil unſer Thespis-Karren bekanntermaßen in die Vorſtadt nicht fahren darf. Ein gutes Mitglied befolgt alle die kleinen Gebote ſeines Chefs, um die großen ungeſtraft verletzen zu können. Meine alte Garde zu Roß und zu Wagen gerieth in Aufregung, plötzlich zum Fußvolk degradirt zu werden. Half aber nichts, ſie mußten mit. Der Herr Ritter trug meine Mantille, die ſich bei jedem Windſtoß in ſeine Sporen verwickelte. Bullermann, zwei Bände ſeiner Partitur unter dem Mantel, ſah aus wie der Erlkönig, der ſein eigenes Fleiſch und Blut in väterlicher Todesangſt ſchleppt. Um meinen Camelienſtrauß riſſen ſich Abendblatt und Morgenzeitung, bis ſie ihn glücklich in zwei Hälften zerriſſen hatten. Dabei ging's immer vorwärts, ich an der Spitze, meinen unglücklichen General am Arm. Als es vom Strafarbeitshaus zwölf Uhr ſchlug — die Stunde, wo mich Roland erwartet, der niemals warten kann — gab ich das Tempo furioſo einer Steeple-Chaſe an und blieb um zwei Naſenlängen des Ritters von Blumenberg allen Rennern voraus, die nun matt und athemlos draußen in den Ateliers umherliegen.“

Sie ſtreckte ſich, ausgelaſſen lachend, der Länge nach auf die Chaiſe longue, nachdem ſie ihre Mantille einem kleinen, unanſtändigen Amor unter den Oleandern ſchamhaft umgehängt hatte.

Wie ſie ſo daliegt, die Amazone, iſt ſie ein bildſchönes Weib. Wenn der geneigte Leſer naſerümpfend an das rothe Haar mahnt, ſo weiß er nicht, mit Reſpekt zu ſagen, was ſchön iſt: er gehe zu Tizian und den Venetianern, ſtellenweiſe zu Rubens in die Schule. Fuchsrothes Haar oder braunrothes, ſammt den unzertrennlich damit vereinigten Sommerſproſſen und Hautausſchlägen, wollen auch wir ihm nicht für eine Schönheit verkaufen. Aber von der rechten Farbe, des lauteren, geſchmolzenen, flüſſigen Goldes, mehr dicht und ſtark als lang, natürlich gewellt, an den Schläfen und hinten im Nacken in kurze, jedem Kammſtrich widerſtrebende Ringeln ausgeſponnen — ſolch' ein Haar ſtrahlt auf dem weiblichen Kopfe wie eine lichte Krone der Schönheit, nicht einer regelrechten, aber deſto reizvolleren

Schönheit. Was ſich immer zu dieſem Haar findet, beſitzt unſere Heldin: blendend weiße Geſichtsfarbe, ein paar Wangen zum Anbeißen — man verzeihe den trivialen, aber bezeichnenden Ausdruck — Hals und Schultern, Arme und Hände wie jeder Maler ſeinem Modell ſie wünſchen mag, und eine Geſtalt, deren Umriſſe noch lange nicht in eine herbſtliche Fülle ausſchweifen, wohl aber den Sommer in voller, glühender Reife verrathen. Von eigenthümlicher Nüance und Beſchaffenheit ſind die Augen der Amazone: ob ſchwarz, grau, grün oder blau, weiß Niemand mit Beſtimmtheit zu ſagen, weil ſie, je nach der Beleuchtung von außen oder nach innerer Stimmung, alle dieſe Farben ſpielen. Der alte General von Schall nennt ſie mit einem vortrefflichen Vergleich: Nixen-Augen, ſo elementariſch, ſo beweglich, ſo tief ausdrucksvoll ſind ſie. Ihren Mund findet man auf den erſten Blick zu groß; hat man aber die Perlen geſehen, die er enthält, und die Perlen gehört, die er ausſtrömt, dann bleibt man an den ſchwellenden, dunkelrothen Lippen gefeſſelt hängen, ſo lange ſie offen ſind, und auch wenn ſie, leicht aufgeworfen, ſich ſchließen.

Nach dieſer gewiſſenhaften Perſonalbeſchreibung kann ſich der geneigte Leſer ein treues Bild unſerer Heldin machen. Daß ſie „vom Theater“ iſt, hat ſein Scharfſinn bereits errathen. Wir machen deßhalb auch keine

Umſtände mit ihr und ſchreiben aus dem erſten beſten muſikaliſchen Lexikon ab, was folgt: ſie heißt Seraphine Lomond, ſtammt aus dem nördlichen Deutſchland, gehört zu den geprieſenſten Sängerinnen der Gegenwart und zählt 28 Jahre. Die Prinzeſſinnen der Bühnenwelt haben, wie diejenigen auf der Weltbühne, anderen Frauen gegenüber neben manchen Vorzügen den Nachtheil, daß ihr Lebensalter jeden Augenblick aus dem Almanach, von Gotha oder des Theaters, feſtgeſtellt werden kann. Um ihre äußere Erſcheinung vollends zu zeichnen, fügen wir hinzu, daß Fräulein Lomond konſequent, Sommer und Winter, in hellblau geht. Wie alle Damen, die ſich pflichtmäßig oft an- und umkleiden müſſen, macht ſie möglichſt einfach und raſch ihre gewöhnliche Toilette. An dem Freitag Morgen, an welchem wir ihr bei Roland begegnen, trägt ſie ein blaues Seidenkleid, mit Schnüren und Knöpfen von gleicher Farbe aufgeputzt, bis an den Hals geſchloſſen. Das rothe Haar iſt unter dem einfachſten Morgenhut, deſſen Sammetſchleife ein ſtählerner Pfeil zuſammenhält, in ein Netz von blauer Chenille geſchlagen. Ein Anzug, der etwas von einer modernen Amazone hat. Die Schleppe des Kleides ein Bischen verlangert und ſie könnte, wie ſie iſt, zu Pferde ſteigen.

Ob Herr Hans Heinrich Krafft über der luſtigen

Schilderung des Triumphzuges vom Hoftheater nach Rolandseck ſeine goldene Börſenſtunde vollends vergaß? Er ſchaukelte ſich behaglich in einem der amerikaniſchen Stühle zu den Füßen der Primadonna und lieferte in tiefem Saraſtro-Baſſe das Accompagnement zu ihrem hellen Sopran-Gelächter. „Gnade Gott dem, der in Ihre Hände fällt,“ ſagte er. Sie entgegnete: „Mich wundert nur, warum ſolche Originale, wie ſie mich umgeben, ſich nicht für Geld ſehen laſſen. Sie würden unſerem beſten Komiker Schaden thun. Doch von etwas Ernſterem,“ fügte ſie abbrechend hinzu. „Ich muß Sie dieſer Tage auf Ihrem Comptoir heimſuchen, Herr Kommerzienrath.“ — „Das bin ich nicht, mein Fräulein.“ — „Sie ſind es, wenn ich Sie dazu ernenne. Sie ſind mein wirklicher Geheimer-Rath, mein Finanzminiſter.“ — „Das heißt, Sie brauchen ſchon wieder Geld.“ — „Schon wieder?“ — „Haben Sie nicht vor kaum einem Monat zweitauſend Thaler bei mir erhoben?“ — „Alles fort, Herr Miniſter.“ — „Ich muß Ihnen ernſtliche Vorſtellungen machen, meine ſchöne Souveränin. Sie wirthſchaften unverantwortlich.“ — „Wozu hätte ich den beſten aller verantwortlichen Miniſter, Sie? Oder wollten Sie gar Ihr Portefeuille niederlegen, mein Contocorrent in Ihrer Bank ſchließen?“ — „Nicht doch, nur warnen will ich Sie, muß ich Sie. Ihnen thäte ein

Vormund now.“ — „Ich bin mündig.“ — „In Allem, nur nicht in Ihren Geldangelegenheiten, die glanzend ſtehen könnten, wenn Sie wollten. Schon lange habe ich Ihnen einen ernſten Vortrag darüber halten wollen und — (eine kleine ausdrucksvolle Pauſe) — über manches Andere. Wenn Sie nicht zu mir kommen, ſuche ich Sie auf. Werden Sie mich empfangen, notabene: ohne großes und kleines Cortége?“ — „In geheimſter Privat-Audienz.“ — „Die Hand darauf?“ — Sie hielt ihre Rechte hin, welche Krafft an ſeine Lippen ziehen wollte. — „Halt, Herr Miniſter!“ — „Bin ich in Ungnade gefallen?“ — „Im Gegentheil. Wir reichen Ihnen die Hand au naturel, ohne dieſes däniſche Leder, an welchem heute ſchon unzählige Schnurrbärte, gefärbt und ungefärbt, ſich abgewiſcht haben.“ Sie bot ihm das niedlichſte, roſigſte Sammetpfötchen mit fünf Perlmutter-Krallen, nach neueſter Mode lang und ſpitz. Dazu ein Blick . . . und ein Lächeln . . . ſelbſt ein Finanzminiſter konnte nicht widerſtehen: er hielt die feine, ſchmale, weiche Hand länger, als irgendwie nöthig war, in ſeiner großen gefangen, nachdem er ſie wiederholt geküßt hatte.

Ein ſcharfer Seitenblick Armgard's ſtreifte die kleine Gruppe in der Ecke. Bisher ſtand ſie, wie in Bewunderung verſunken, vor dem großen Bilde, das Raffael auf des Meiſters Staffelei gehoben hatte, die angefangene Amazone. Roland, der ſich am wenigſten um das Geplauder und Gelächter gekümmert hatte, richtete indeſſen Pinſel und Palette und ruckte den Stuhl für ſein Modell zurecht. Er und Armgard ſchienen unruhig, ungeduldig, beinahe verwirrt. Sie hielten ſich in ſcheuer Entfernung von einander, und erſt, da Jack und die Ponies, eine halbe Stunde ſpäter als beſtellt, gemeldet wurden, wandte ſich Armgard haſtig zu Roland und ſagte halblaut zu ihm: „Was mein Vater vorhin im Scherz geäußert …“ Da ſie inne hielt, fuhr er ernſthaft und leiſe fort: „Habe ich nicht mißverſtanden, mein Fräulein.“ — Damit wurde aufgebrochen, mit einem abermaligen Aufwand von Küſſen und Umarmungen zwiſchen den beiden Damen. Doch kehrte Herr Krafft an der Thüre um und ſagte: „Wir rechnen Sonntag feſt auf Sie, mein Fräulein, und auf Freund Roland. Es iſt der letzte Abend meiner Tochter in dieſer Saiſon. Vielleicht eine Ueberraſchung,“ flüſterte er der Sängerin in's Ohr und verſchwand mit geheimnißvollem Lächeln. „Uebermorgen alſo!“ — „Auf Wiederſehen!“

Die Amazone, die bei der Verabſchiedung aufgeſtanden war, durchmaß jetzt mit langen, tragiſchen Schritten das Atelier. Plötzlich blieb ſie vor Roland ſtehen, der ſeinen Malerſtab ergriffen hatte und an die Arbeit gehen wollte. „Was hat denn die Bankprinzeſſin heute?“ fragte ſie heftig. Er zuckte die Achſeln. — „Dieſe kleine Perſonnage, welche die große Dame ſpielt, iſt mir mit ihrer erkünſtelten Ruhe und ihrer Vornehmthuerei, mit ihren Heimlichkeiten und ſtundenlangen Lektionen in Deinem Atelier recht zuwider. Ich weiß nicht, warum Du nicht ſie, ſtatt meiner, zum Modell Deiner Amazone wählſt? Sie, mit ihrem Malerſtock, ihrem Reitkleid, ihrer Kutſcherpeitſche, iſt zehnmal mehr Amazone als ich . . . Und wie das hier duftet, wenn ſie dageweſen iſt! Ein Parfümerie-Laden iſt nichts dagegen. Veilchen-Pommade, Veilchen-Eſſenz, Veilchen-Pulver; Veilchen und kein Ende. Ich laſſe mir die Veilchen im Freien, auf der Wieſe, im Walde gefallen. Hier betäubt der Geruch alle geſunden Nerven. Ich muß Luft haben. Man erſtickt bei Dir.“

Sie öffnete ungeſtüm einen kleinen Flügel in dem großen Fenſter des Ateliers und lehnte ſich hinaus. Roland trat zu ihr und ſprach im ruhigſten Tone, die Hand auf ihre Schulter legend: „Wenn Du Dich abgekühlt haſt, gehen wir an die Arbeit.“ — „Arbeit,“ murrte ſie, „nichts wie Arbeit. Aus einer Klavierprobe von drei Stunden gerathe ich in eine zweiſtündige Sitzung. Heute Abend harrt meiner ein philharmoniſches Konzert, morgen früh eine Konferenz mit dem Agenten, dann

Konferenz mit Papa Krafft, hernach Konferenz mit dem Intendanten. Uebermorgen Abend große Oper. Und immer und in Allem bin ich auf mich allein angewieſen, ohne Schutz und Halt von Außen. O, wie ich dieſes elenden Lebens ſatt und müde bin, das mir ein blindes, blödes Volk noch beneidet. Wenn ſie nur wüßten, wie gern ich mit jeder Negerſklavin tauſchte!“

Roland ließ den Sturm des erregten Künſtlergemüthes, der in den Saiten ſeines eigenen leiſe wiederhallte — nur in harmoniſcher Auflöſung der grellen Diſſonanzen — er ließ ihn austoben. Nach einer ziemlichen Pauſe ſagte er, ſcheinbar mehr zu ſich, als zu der Sängerin: „Der Frühling macht endlich Ernſt. Seine ſtille, friedliche Künſtler-Thätigkeit ſieht ſich gut und lehrreich an. Ueber Nacht, von derſelben Palette, die er ſeit tauſend und aber tauſend Jahren braucht, färbt er meine alten Kaſtanienbäume grün. Die braunen Knoſpen ſind, wenn ſie klebrig aufbrechen, wie friſch gefirnißt, die jungen, noch nicht entfalteten Blätter voll Runzeln, wie die Geſichtlein neugeborner Kinder.“ — „Haben kleine Kinder Runzeln im Geſicht?“ fragte die Primadonna mit großen Augen. — „Zierliche Fältlein um die Augen, den Mund, die Naſe, wie Greiſe.“ — „Ei, wie häßlich mögen die ſchreihalſigen Bambini damit ausſehen.“ — „Es gibt nichts Häßliches in der Natur, wie keinen Sprung.

Ihre Bewegung iſt überall eine kreisförmige, Ende und Anfang zuſammen verſchlingend. Winter und Frühling gehen unmerklich in einander über, gleich zwei verwandten und doch verſchiedenen Tonarten. Jedes Weſen fühlt den Unterſchied. Sieh' nur, ſelbſt unſer alter Jakob weiß, ohne Kalender, daß Frühlings Anfang da iſt. Droben ſitzt er, der ſonſt ſo froſtige Burſche, in dem höchſten Wipfel der Eſche und ſonnt ſeinen klugen Schädel. He, Jakob, Jakob!"

Schwerfälligen Flugs ſchwebte ein großer Rabe herab an das Fenſter, ſetzte ſich auf Roland's Schulter, betrachtete, den Kopf drehend, bald ihn, bald die Sängerin, und pickte mit dem Schnabel nach dem goldenen Medaillon, das ſie um den Hals trug. Der ſchwarze Galgenvogel war das letzte Stück aus dem eiſernen Inventar des ehemaligen Thierſpitals. Die Nachbarn gaben ſein Alter auf fünfzig Jahre an, wenn nicht darüber. Er hatte, vor undenklichen Zeiten, einem als Hexe verſchrieenen Weibe zugehört, das in ihrem durch Spuk und Zauberkünſte übelberufenen Hauſe in der Margarethen-Vorſtadt ein verdächtiges Weſen trieb. Große Damen ſprachen ein und ließen ſich wahrſagen, wobei Jakob eine wichtige Rolle ſpielte. Es wurde Kaffeeſatz auf den Tiſch gegoſſen, in dem er gravitätiſch ſpazieren ging. Aus den Spuren ſeiner Schritte las die Alte die Zukunft. Fing er an zu krächzen, ſo bedeutete das unfehlbar ſeltenes Glück oder Unglück. Nach der Hexe Tod fand er ſeine Zufluchtsſtätte auf einem Kornſpeicher, wo ſeine Wirkſamkeit ebenfalls der Nachtſeite der Natur zugewendet war, jedoch in mehr unmittelbarer Aufgabe: Jagd auf Ratten, Mäuſe und Kornwürmer. In's Spital wanderte Jakob wegen einer chroniſchen Heiſerkeit, die ihm, dem an warme Stuben gewöhnten, ein beſonders kalter Winter zugezogen. Dem unternehmenden Homöopathen gelang es nicht, trotz unmäßiger Anwendung von Aconith, dieß Uebel zu heben; ein weiterer Verſuch, ihm auf ſeine alten Tage noch die Zunge zu löſen und die Kunſt der Sprache beizubringen, mißglückte ſogar ſo gründlich, daß er die Stimme gänzlich verlor. Die Heiſerkeit war in Stummheit geheilt. Der arme Jakob konnte nur noch den Schnabel aufſperren, wenn er krächzen wollte. In dieſem traurigen Zuſtand übernahm ihn Roland, an den ſich das Thier bald in engſter Vertraulichkeit gewöhnte. Sein Lieblingsplatz war oben auf des Meiſters Staffelei, wo er ſtundenlang ſitzen konnte, den Kopf in die aufgeblaſenen Federn des Rückens vergraben. Roland hatte in langem Verkehr dem alten Lehrling ein von den übrigen Schülern hoch bewundertes Kunſtſtück beigebracht; wenn er rief: „Jakob, mir iſt zu warm!“ ſetzte ſich Jakob auf ſeinen Scheitel und fächelte ihn mit den großen, ſchwarzen Flügeln. Das ganze Atelier, bis auf eine einzige Perſon, liebte den Raben: Raff, genannt Raffael, war ſein geſchworner Feind; er verdächtigte Jakob's Ehrlichkeit und zieh ihn offen des Diebſtahls, bald an einer Blaſe voll friſcher Oelfarbe, bald an einer trockenen Semmel, die zum Auslöſchen der Bleiſtiftszüge dienen ſollte. „Gold und Silber darf man nun gar nicht liegen laſſen vor der Beſtie," ſchalt Raffael, als ob er die Taſchen bis zum Ueberlaufen von edlen Metallen voll zu haben pflegte.

Roland, der ſein Modell wie ein Kind beſchwichtigen und zerſtreuen wollte, ſtreichelte den zahmen Vogel und ließ ihn ſein ſchwieriges Kunſtſtück aufführen, erſt an ſich, dann an der Sängerin. Auf ihrem Kopfe verfing ſich die ſcharfe Klaue in dem blauen Netz, ſo daß ſie es abnehmen mußte, wobei ihr Haar, nur mit einigen Nadeln leicht aufgeſteckt, ſich löſte und wie ein goldener Regen, elektriſche Funken ſprühend, über ihre Schultern floß. „Seraph, wie ſchön biſt Du ſo!" rief Roland aus. „Deine Marie hätte Dich nicht reizender coiffiren können und nicht glücklicher für unſer Bild." — „Du ſiehſt überall Schönheit," lächelte ſie. — „Wie Du überall Wohllaut hörſt; auch in Deinem eigenen, rein und hoch geſtimmten Inneren, wenn Du ſelbſt nicht mit muthwilliger Grauſamkeit die goldenen Saiten unſanft berührſt.“ — „Vergib, Bruderherz, wenn ich wieder einmal wild und wüſt geweſen bin. Dir galt es nicht.“ — „Aber es ſchmerzt mich um Deinetwillen.“ — „Nicht zanken, Roland. Ich will brav ſein und Dir ſitzen, ganz, ganz ſtill.“ — „So iſt's recht; komm', Jakob, an die Arbeit.“

Der Rabe flog auf die Staffelei, während Roland der Sängerin einen ſtahlblauen Helm in das lichte, ſie frei und dicht umwallende Haar drückte. „Ich will Dich,“ ſagte er dabei, „mit dem Gewand heute nicht plagen. Da hilft zur Noth die Gliederpuppe. Geſicht, Haar und Helm geben uns Beiden genug zu thun. Wenn Du in vierzehn Tagen reiſeſt, muß der Kopf bis dahin noch wacker gefördert werden.“ — Sie ſeufzte: „Ach, ich wünſchte, ich wäre ſchon fort von hier.“ — „Ich nicht, Seraph, und Du auch nicht, mit Aufrichtigkeit. Du ſcheideſt ſchwer, wie wir Dich ſchwer ziehen laſſen.“ — „Wir?“ — „Wir Alle. Deßwegen mußt Du mir, für Alle und für mich, wenigſtens Dein Bild fertig zurücklaſſen; ſetze Dich, wie Du weißt: den Kopf geſenkt, etwas mehr nach rechts gewendet; ſo iſt's vortrefflich. Wenn Du aushältſt, nur eine Stunde, nicht zwei, theile ich zwiſchen Dir und Jakob eine Schachtel Biscuits und eine Taſſe Schwarzen.“ — „Statt der Biscuits lieber eine Laferme, ja?“ jubelte das Modell. — „Hausgeſetz §. 5: Du ſollſt nicht rauchen, außer im Billardzimmer.“ — „Das iſt ein Geſetz, das wir Fremden geben, um es ſelbſt zu brechen. Wir trinken dort im Winkel, unter den Oleandern, ſelbander Kaffe, rauchen unſere Friedenspfeife, und Du erzählſt mir ein Märchen, das längſt verſprochene.“ — „Welches iſt das?“ — „Deine Geſchichte: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Willſt Du?“ — „Wenn Du vorher fein fromm geſeſſen haſt.“ — „Ich bin von Stein.“

Eine lautloſe Stille herrſchte darauf im Thurm. Nur durch den Fenſterflügel, der offen geblieben war, drang friſches Wehen und Rauſchen der Zweige und das Gezwitſcher der erſten Singvögel am Waſſer. Wie gut malte ſich's da, ſicher vor jeder Störung, in ſchwellender, triebkräftiger Frühlingsſtimmung, allein mit einem Modell, das nicht allein mit blendender Schönheit, ſondern auch mit aller Uebung und Fertigkeit eigenen Künſtlerthums dem Meiſter ſich hingab. Sein Auge leuchtete, wenn es bald in den tiefen See der Nixen-Augen, bald in den Goldſtrom des Haares tauchte; ſeine Hand flog, obgleich zuweilen zitternd, in den Farbentönen ſeiner Palette und auf der Leinwand umher. Dann und wann eilte ein Lächeln, ein Blick, ein trauliches Neigen des Hauptes hinüber und herüber. Die ganze Wonne eines Schöpfungsmorgens war in die weihevolle Stunde gedrängt.

Dürfen wir es wagen, dem ſchaffenden Geiſt in der Werkſtatt, dem Meiſter über die Schulter zu ſehen? Unſere Neugier wird dürftige Nahrung finden. Roland hat mit Recht geſagt, daß das Bild kaum angefangen iſt. Es ſtellt eine Amazonenſchlacht dar; Reminiszenzen an Rubens, wird ſeiner Zeit unſtreitig ein gelehrter Rezenſent ſagen, der in jedem Original eine Kopie entdecken möchte, jeden eigenen Gedanken als geſtohlen beargwöhnt, weil er ſelbſt keinen hat. Den Vorwurf lieferte eine neue Oper: „Die Amazone“, von demſelben Tondichter geſchrieben, den die Primadonna in ihrem Gefolge als Zukunfts-Meiſter namhaft machte, Maëſtro Bullermann. Als erſter Wurf eines entſchiedenen Talents hatte die Oper, mit und durch Fräulein Lomond im Titelpart, großes Glück auf der Bühne der Hauptſtadt gemacht. Es war ein ernſtes Werk, an Gluck zunächſt ſich anlehnend, nicht frei von den Fehlern ſeiner Nachtreter, aber auch ihre edle und tüchtige Richtung theilend. Der Text führte, die verſchiedenen Sagen von Herkules, Theſeus, den Amazonen mit dichteriſcher Freiheit verſchmelzend, im erſten Aufzug in das Lager der Amazonen unter Königin Antiope. Held Theſeus wird gefangen eingebracht und ſoll ſterben. Erwachende Neigung im Herzen der jungfräulichen Königin rettet ſein Leben; er entflieht mit ihrer Beihülfe. Prachtvolles Schlußduett. Actus zwei zeigt Theſeus als undankbar; er gelobt, die Amazonen mit Krieg zu überziehen und als Trophäe Antiope's Wehrgehäng ſeiner Gemahlin Phädra zu Füßen zu legen. Antiope, in männlicher Tracht auf Kundſchaft ausgegangen, belauſcht den Verrath. Beiderſeitige Racheſchwüre. Wirkſames Terzett: Antiope, Phädra, Theſeus; Finale: Chor der Hellenen beim Opfer vor der Schlacht. Im dritten Aufzug entbrennt ſie, die Schlacht, und wie! Das Orcheſter iſt mit maſſenhaften Leichen hingewürgter Töne bedeckt; durch welche übernatürlichen Mittel die unglücklichen Amazonen mit ihren Weiberſtimmen den Lärm aller losgelaſſenen Inſtrumente zu bewältigen vermögen, weiß der Himmel allein. Erſt wenn Holz und Blech müde ſind, tritt verhältnißmäßige Ruhe ein. Antiope, von Theſeus im Einzelkampf angegriffen, überwindet ihn, und ſtatt ihm den wohlverdienten Gnadenſtoß zu geben, muß ſie, mittelſt einer jener pſychologiſchen Wendungen, wie ſie nur auf dem Theater vorkommen, ihm zum zweiten Male das Leben ſchenken, ſammt dem Wehrgehäng, und ſich das ihrige nehmen. Theſeus, beſchämt und erſchüttert, läßt zum Rückzug blaſen. Finale: Klage der Amazonen um Antiope, weiblicher Doppelchor, nur von Flöten und Oboen begleitet.

Dieß der Text der Oper. Die gelehrte Rezenſion im Abendblatt hatte natürlich in ihm Anklänge an Norma, die Jungfrau und die Nibelungen gefunden. Im Großen und Ganzen iſt er nicht ſchlechter, als ſo manche ſeines Gleichen, und wir geben ihn nicht für beſſer aus, als er iſt. Was Offenbach und die luſtige Bande ſeiner Librettiſten aus dem Stoffe hätten machen können, eine Parodie des ſchönen Alterthums, zum Todtlachen für den erſten und letzten Rang, eine verführeriſche Gelegenheit zu plaſtiſchen Bildern des geſammten Corps de Ballet, mit oder ohne Tricot, das komme hier nicht in Betracht. Maëſtro Bullermann, Komponiſt und Librettiſt in einer Perſon, war thöricht genug geweſen, ſeine Aufgabe ernſt zu faſſen und ein muſikaliſches Drama zu liefern, das ſich namentlich durch effektreiche Enſembleſätze und charakteriſtiſche Chöre auszeichnete. Er hatte das Glück gehabt, in der Lomond eine Darſtellerin für ſeine Amazone zu finden, der es ebenſo ernſt um ihre Kunſt war. Ihr Monolog im erſten Aufzuge — Arien hat bekanntlich die neue Schule verbannt — und ihre große Szene mit Theſeus im dritten galten für Meiſterſtücke, welche den Erfolg der Oper bei den Kennern entſchieden. Der Mehrheit des Publikums gefiel ſie durch ein Heer von achtundvierzig phantaſtiſch an- oder ausgekleideten Frauen, durch Aufzüge und Gefechte, für welche der Balletmeiſter das Seinige gethan, durch eine reiche Ausſtattung. Die Amazone wurde Mode: die Militärmuſik zog mit dem

Amazonen-Marſch auf Wache, die Herren trugen kleine Amazonenſchilde als Hemdknöpfe, die Damen Amazonengürtel. Die breiten, mit Stahl, Silber oder Gold beſchlagenen Lederriemen, welche eine Zeitlang die weibliche Taille umſpannten, ſie waren nicht nach dem Muſter Sir John Falſtaff's gebildet, ſondern Abbreviaturen des Wehrgehänges, das Mars der Antiope, dieſe dem Theſeus geſchenkt. Fräulein Lomond ſelbſt gewann ihre und Bullermann's gemeinſame Schöpfung ſo lieb, daß ſie, und zwar am nächſten Sonntag ſchon, als Amazone von der Hofbühne der Reſidenz ſich verabſchieden wollte, welcher ſie alle Anträge des Intendanten und die einſtimmigen Wünſche der Preſſe wie des Publikums nicht hatten erhalten können. Warum ſie ging, wohin? Vielleicht erfahren wir es, wenn und ſobald ſie es weiß.

Roland hatte zu ſeinem Bilde den Auftritt erwählt, wo die Amazone dem niedergeworfenen Theſeus ſein Leben und ihren Gürtel mit ſouveräner Verachtung zuwirft. Schwert und Schild ſind ihm entfallen, er erwartet den Todesſtreich. Sie blickt auf ihn herab mit einem Ausdruck, den man malt, wenn man Roland iſt, darſtellt, wenn eine Lomond, aber mit kalten Worten zu ſchildern nicht vermag. Im Hintergrund, über Felſen und zwiſchen Baumen tobt die Schlacht.

Ob der Meiſter ſich über das Modell zu ſeinem Theſeus bereits entſchieden habe, war die Frage der Amazone, mit welcher ſie das lange, heilige Schweigen der Sitzung unterbrach. — „Noch nicht,“ ſagte Roland. „Ich dachte Anfangs an Stark; ſein Kopf entſpricht aber doch nicht recht.“ — „Warum nimmſt Du nicht Deinen eigenen?“ — Roland ſah verwundert auf. „Ich und ein Grieche?“ lachte er. „Außerdem paſſe ich an die Stelle nicht. Als Allori die Judith malte, gab er ihr die Züge ſeines Schätzchens, ihrer Vertrauten die ihrer Mutter, die ſeinigen dem Haupt des Holofernes, das ſie in der Hand trägt, ungefähr wie ein Jäger ſeinen Haſen. Die Figuren einer Kompoſition müſſen, wenn ſie dem Leben entnommen werden, wo möglich in einer perſönlichen Beziehung zu einander ſtehen. Dieſe fördert ungemein die Wahrheit. Deinen Theſeus hätteſt Du, ſtreng genommen, Dir auszuſuchen. Mache mir Vorſchläge. Anbeter fehlen Dir ja nicht.“ — „Was meinſt Du zu Papa Krafft?“ — „Sieh’ da, gehört auch er zu Deinem Hofe?“ — „Das merkteſt Du bisher nicht? Wie wenig Wachſamkeit und Eiferſucht doch die Freundſchaft beſitzt!“ — „Herr Krafft iſt zu alt zum Theſeus.“ — „Sage ihm das nicht; ich müßte ſehr irren, oder er ſtrebt noch nach jüngeren Rollen als dieſe.“ — „Mein Theſeus iſt nicht ſo männlich und heroiſch wie der auf Deiner Bühne; ich ließe ihn eher Tenor als Bariton ſingen. Ich ſtelle mir ihn vor wie ein Exemplar der jeunesse dorée von Athen, ein Sieger im Frauengemach, der ſeine Opfer bald hier und bald da ſitzen läßt, eine Ariadne auf Naxos, die ihm zu ſeiner rettenden That erſt beiſtehen mußte, eine zweite — wie hieß ſie doch gleich? — ſogar in der Unterwelt. Der antike Held, welcher den Minotaurus ſchlug, iſt übrigens auch in Eurer Oper nicht wieder zu erkennen. Würde ihn ein Weib überwinden?“ — „Deßwegen dacht' ich an Dich, den Unüberwindlichen.“ — „Großen Dank für die ſchlechte Meinung. Nein, mir fällt eben ein Anderer ein, vielleicht der Rechte: Graf Wallenberg. Du wirſt roth bei dem Namen, alſo paßt er.“ — „Poſſen! Ich werde roth, weil mich der Helm drückt. Laß mich einen Augenblick ausruhen.“ — Sie wandte ſich ab, während er, eifrig weiter malend und auf ſeine Arbeit gebeugt, fortfuhr: „Ein feiner Kopf, dunkles Haar, ſchlaue Augen, zierliches Bärtchen, ſchlanke Geſtalt. Wir ſtecken ſie, anſtatt in die goldgeſtickte Uniform, in einen goldenen Harniſch, und das Ideal meines Theſeus iſt fertig.“ — „Aber der meinige nicht.“ — „Warum?“ — „Darum.“

Die weihevolle Stimmung ſchien unterbrochen. Seraphinens Worte klangen gereizt; ſie rückte ungeduldig auf ihrem Seſſel hin und her und ſtieß auf einmal einen kleinen Schrei aus. „Was iſt Dir?“ rief Roland und wollte zu ihr eilen. Sie verſetzte: „Bleib' nur, bleib'. Ich habe mich geſtochen, weiter nichts. Hier unter dem Kiſſen liegt eine lange Haarnadel. Noch eine. Woher mögen ſie kommen?“ — „Vermuthlich von dem Modell, das mir geſtern zu Deinem Amazonenkleid ſaß.“ — „Oder von Fräulein Armgard, die Du heute gemalt haſt, ſtatt ihr Stunde zu geben. Ich ſitze auf dem Stuhle nicht mehr. Ich will nicht.“ Sie ſprang auf; er legte, nicht unmuthig, aber betrübt, Pinſel und Palette weg. „Du weißt,“ ſagte er ruhig, „daß ich Fräulein Krafft nicht male, niemals gemalt habe. Sie ſitzt mir nicht.“ — „Dann thu' ich's auch nicht. Sie iſt nichts Beſſeres als ich.“ — Wiederum herrſchte tiefe Stille im Thurme, aber eine drückende, ſchwüle. Die Sängerin machte einen raſchen Gang durch's Zimmer und ſagte dann, nicht zu Roland, ſondern wie unwillkürlich mit ſich ſelbſt redend: „Einen Maler könnt' ich niemals lieben oder heirathen, die Eiferſucht auf die Modelle würde mich vergiften.“ — Roland lachte auf, ſo ungezwungen und laut, als hätte ihn dieſes Bekenntniß wirklich erfreut. Darauf erwiederte er, ſie bei der Hand nehmend: „Und Dein künftiger Bräutigam oder Mann? Soll er auch eiferſüchtig ſein auf alle erſte Tenore, die Dich minutenlang an ihre athemloſe Bruſt drücken, auf unzählige ſerieuſe Bäſſe, welche, als zärtliche Väter, Dich auf ihren Armen in die Couliſſen tragen, oder als zürnende Oheime an dieſem reizenden Goldhaar über die Bühne zerren, um Dir am Souffleurkaſten im tiefſten F oder FF ihren Fluch zu geben?“ — „Das ſind Strohmänner vom Theater; wer denkt an ſie, wenn man mit ihnen ſingt?“ — „Und das ſind Strohweiber vom Atelier. Man denkt auch nicht an ſie, wenn man ſie malt.“ — Mit dieſen Worten rückte Roland den Seſſel auf die Seite und ſchleuderte die verhängnißvollen Haarnadeln auf den Boden.

„Biſt Du böſe, Roland?“ — „Daß Du es ſchon wieder wirſt, ja.“ — „Komm', laß uns gut ſein. Meine Stunde iſt längſt vorüber, der Kaffe verdient.“ Sie rief in das Atelier hinaus: „Herr Raffael! Bitte auf einen Augenblick.“ — Der Gerufene flog herein. — „Lieber Herr Raffael, machen Sie uns zwei Taſſen Kaffe, wie Sie allein in dieſer ſchlechten Welt voll Cichorien und anderen Falſchheiten ihn noch zu machen pflegen: ſchwarz, wie Ihr wundervoller Bart, ſüß . . .“ — „Wie Ihre Stimme, Fräulein Amazone.“ — „Ei, wie geiſtreich und galant, Herr Raffael! Und heiß . . .“ — „Wie das Blut einer prima donna assoluta!“ ſchloß Roland, indem er luſtig mit dem Finger drohte. Während Raffael hinausſtürzte, dem Wunſch der Allvergötterten Folge zu leiſten, führte ſie Roland zu der Chaiſe longue unter den Oleandern. Ehe ſie ſich niederließ, wollte ſie ihren Rothkopf zurecht gerückt haben, wie ſie ſagte. „Hilf mir das Haar aufſtecken,“ bat ſie ihn. — „Laß es, wie es iſt, es ſteht ſo unvergleichlich ſchön.“ — „Daß einer Deiner Schüler käme und mich in ſolcher Auflöſung allein mit Dir fände? Nicht doch!“ — „Thorheit. Wir Zwei ſind ein Geſchwiſterpaar aus der verfehmten Künſtlerwelt; gute Kameraden, die in Neapel zuſammen ſtudirten, Du in San Carlo, ich im Muſeo Borbonico, und die beim Einſiedler auf dem Veſuv Brüderſchaft tranken. Uns iſt Alles erlaubt.“ — „Was ſich ziemt,“ erwiederte ſie. „Gib Netz und Nadeln, aber dort vom Fenſter, nicht die am Boden.“ — Er gehorchte. Sie warf ihm über die Schulter das dichte, Funken ſprühende Haar zu, das er langſam durch die Hände gleiten ließ, um es in einen loſen Knoten zu ſchlingen. Aber ſeine Hände zitterten dabei, ſein Arm wollte ſie plötzlich umfaſſen. Sie zog ſich zurück und lachte hell auf. — „Herr Bruder,“ rief ſie, „keine Wahlverwandtſchaften, wenn ich bitten darf.“ — „Seraphine!“ — „So heiß' ich nicht für Dich. Ich bin Dein Seraph, Dein getreuer Kamerad. Sei nicht wie die anderen Männer alle, die das Weib in mir ſehen, nicht die Künſtlerin.“ — Sie bot ihm die Hand, welche er nicht ergriff. Er wandte ſich ab, während ſie allein das gefährliche Haar im blauen Netze fing und barg.

Mittlerweile war Herrn Raffael's Muſterkaſſe fertig geworden und wurde von ihm in hocheigener Perſon ſammt zwei kleinen orientaliſchen Schalen aufgetragen. Roland holte die verpönten Laſerme, erſte Qualität. Beide ſetzten ſich, möglichſt weit aus einander, in zwei Amerikaner, wiegten ſich ſchweigſam, hüllten ſich in duftende Rauchwolken, ſchlürften in kurzen Zügen — was war es? Ein Liebestrank oder Lethe?!

Der Rabe weckte das Paar. Von der Staffelei herunterflatternd, verlangte er ſeinen Theil an Zucker und Mocca. Roland und die Amazone gaben ihm redlich ab; die Letztere, ſich in einem Scherze wieder ſammelnd, unter dem Zurufe: „Jakob, Deinem Herrn iſt zu warm!“ Aber der kluge Vogel zog das Naſchen dem Fächeln vor. Nach der erſten Cigarre ſagte die Sängerin: „Nun erzähle.“ — „Was?“ — „Dein Märchen.“ — „Meinethalben. Mir iſt märchenhaft genug zu Sinne. Und doch werde ich Dir nur das Alltäglichſte zu berichten haben, wirklich ein Kindermärchen zum Einſchläfern. Aber der weibliche Sultan muß auch ſchlafen, wenn die männliche Scheherazade plaudert.“ Sie ſah ihn mit den unergründlichen Nixen-Augen lächelnd an und ſprach: „Fange nur an; ich ſchlafe ſchon.“

4. Künſtlers Erdenwallen.

Der Meiſter begann: „Es war einmal ein Mann …“ — „Der hieß Roland,“ unterbrach ihn die Sängerin. — „Nein, ſo hieß er, leider, nicht; er nannte ſich nur ſo.“ — „Wie, auch Du?“ fragte ſie verwundert wiederum dazwiſchen. — „Auch ich? Was bedeutet dieß auch?“ — „Ich wußte bisher nur, daß bei uns Theater-Zigeunern angenommene Namen nicht ſelten ſind,“ antwortete ſie, eine flüchtige Verlegenheit niederkämpfend. „Daß ſie auch in ehrbaren Malerſchulen vorkommen, überraſchte mich. Gewiß zwang Dich ein Standesvorurtheil oder das Verbot von Angehörigen zu Deiner Selbſttaufe?“ — „Du irrſt. Den Namen meines Vaters legte ich ab, weil er ein Unglück war. Mein Vater hieß Meyer.“ — „Das nennſt Du ein Unglück?“ — „Eines der größten, welches einem ſtrebſamen, ehrgeizigen Jüngling aufgebürdet ſein kann. Meyer, Müller, Schmidt … mache doch ſolch' einen Namen bekannt! Verſuch' es! Ich behaupte kühn, wenn Goethe Meyer geheißen hätte, wäre er ſein Lebtag nicht berühmt geworden.

„Uebrigens hatte ich ein Standesvorurtheil bei Wahl meines Berufes nicht zu bekämpfen. Täuſche Dich nicht, indem Du unter der Maske ‚Roland‘ einen hochgebornen

Kopf mit der Grafenkrone ſuchſt. Mein Vater, der Meyer hieß, war Hirt in einem der entlegenſten Dörfer von Deutſch-Tyrol. Sommers hütete er die Ziegen und die Schafe der Bauern, im Winter als Lehrer ihre Kinder, wobei gelegentlich nach Möglichkeit gewildert wurde. Dorfſchulmeiſter, Hirt, Wilddieb . . . nein, Standesvorurtheile hemmten meinen Genius nicht.

„Halte mich nicht für ſo ſchwach, daß ich meiner Abſtammung mich ſchämen könnte. Aber auch die nicht minder erbärmliche Schwäche, ſtolz darauf zu ſein, liegt mir fern. Ich bin nicht hoch genug geſtiegen, um des niedrigen Ausgangs mich rühmen zu dürfen. Ohne jede Anwandlung eines bauernſtolzen Schwindels blicke ich zurück auf die enge Hütte, die, ſechs Monate im Jahre verſchneit, meiner Kindheit Schauplatz war.

„Als ob es am Fluche des Namens Meyer nicht genug wäre, hing mir der Tag meiner Geburt noch einen zweiten an. Am elften September erblickte ich das Licht dieſer Welt, das für mich ein Halbdunkel war. Du erräthſt nicht, welcher Heilige an dieſem Tage im Kalender ſteht. Ein wunderlicher iſt es: Paphnutius. Unter ſeinem Namen wurde ich in das Kirchenbuch eingetragen. Dem Vater verdanke ich den Meyer, der Mutter den Paphnutius, zärtlich abgekürzt in Nuzi, durch ein naheliegendes Wortſpiel in Nichtsnutz verwandelt. ‚Paphnutius Meyer' macht Dich lachen, nicht wahr? Mir hat es manchen Puff und Knuff eingetragen. Denke Dir doch eine zärtliche Liebesſzene, wo Julie ihren Romeo anredet: ‚Mein Nuzi!' Oder ein Bild, gezeichnet: ‚Meyer'; das iſt gerade ſo gut, als ob gar kein Name darunter ſtünde. Du begreifſt das nicht, Seraph. Dir ſind Engelsflügel angeboren, Dein Name trägt gen Himmel, indeß der meinige halb eine Unmöglichkeit iſt, halb das Gemeingut einiger Hunderttauſend Mitmenſchen, will ſagen Mitmeyer.

„In einer feinen Dorfgeſchichte, wie ſie heutzutage Mode ſind, oder es geſtern noch waren — Dorfgeſchichten auf Velinpapier mit Illuſtrationen ‚unſerer berühmteſten Künſtler' — würde ſich meine Heimat unſtreitig vortrefflich ausnehmen. Auch daß der Meyer-Nuzi Ziegen hütet, ehe er ſie malt, iſt für einen Vaſari der Gegenwart ein gefundenes Freſſen. Aber in Wahrheit, in Wirklichkeit ſehen ſich ſolche Dinge verwünſcht hart an, leben ſich noch härter durch. Wenn die Giotto rar genug ſind, gibt es der Cimabue ſicher nicht mehr. Ein Malertalent erſten Ranges kann heute auf jeder Waide verkümmern, ohne von einem zünftigen Meiſter entdeckt, gehegt und gepflegt zu werden. Die Cimabue unſerer Akademieen würden einen Giotto entweder eiferſüchtig im Keim erſticken oder eigennützig für ihre Zwecke ausbeuten.

„Das Künſtlerblut in meinen Adern mag mir von der Frau Mutter vererbt ſein, die als Tyrolerin, als echte, jodelnd und Zither ſchlagend die leipziger Meſſe ein paar Jahre lang beſucht hat; nicht für eigenen Gewinn, ſetze ich gleich hinzu, ſondern im Dienſt eines ländlichen Impreſario, der ſie auf Wochenlohn engagirte. Ihre Beute aus fünf, ſechs Feldzügen, welche bis Berlin und Hamburg ausgedehnt worden waren, belief ſich auf zweihundert Gulden Konventions-Münz'. Dazumalen gab es bei uns noch Konventions-Münze, das heißt: Münze, die nicht bloß Konvention war. Es langte gerade, um die Hütte am Ende des Dorfes zu kaufen, die ſie dem Herrn Vater als Heirathsgut zubrachte. Weiter beſaß ſie nichts, und er hatte gar nichts. Null plus Null iſt im ehelichen Leben nicht gleich Null, ſondern gibt ein Minus X, das mit jedem Kindbett wächst. Der ſchmale Verdienſt meines Vaters durch ſein Doppelamt reichte nirgends. Unfrieden und Mangel gruben die erſten Eindrücke in mein junges Gemüth. Die beſten Stunden waren die, wenn der Vater den ſchweren Stutzen hinter dem Ofen hervorholte und vor Tagesanbruch auszog, eine Gams oder ein paar Steinhühner aufzuſpüren. Ich ging dann mit der Mutter auf die Hut. Sie erzählte von ihren Reiſen: wie es im Reich nicht gar ſo ſchlimm ausſchaue, als der Herr Pfarrer meine; die

Lutheriſchen und ‚der Preiß' ſeien zwar Ketzer, im Uebrigen aber kreuzbrave Leut'. Und ihr Land viel, viel ſchöner als das unſrige; von den grauslichen Bergen keine Spur, Alles eben wie ein Garten, voller Obſtbäum'. Ihre einfachen Schilderungen weckten meine Wanderluſt. Ich fing an, die herrlichen Alpen zu haſſen, die zwiſchen mir und meinen Träumen lagen. Jenſeits hätt' ich ſein mögen, wo die Welt weit und offen iſt.

„Wie ich ein Maler ward, weiß ich mit dem beſten Willen nicht zu ſagen. Es muß doch mit dem urſprünglichen, unwiderſtehlichen Naturtrieb mehr auf ſich haben, als man insgemein denkt. Kein Bild hat meinen Sinn für Zeichnung und Farbe angeregt, denn es gab bei uns meilenweit in der Runde keins; unſer Dorf hatte nicht einmal eine Kirche für ſich, es war eingepfarrt über dem nächſten Joch drüben, zwei Stunden Wegs. Die kleinen Heiligenbilder, welche die reichen Kinder vom Herrn Göd zur Firmung geſchenkt bekamen, und ein greulicher Sandwirth in Steindruck, den der Vater im Rauſch auf dem Jahrmarkt zu Schwatz erſtanden hatte, ſind die einzigen Kunſterzeugniſſe, die ich bis zu meinem zehnten Jahre geſehen. Sonderbar, daß ich ſie nicht ausſtehen konnte. Auch die Kupfertafeln, die der Vater von Amtswegen zugeſandt erhielt als Vorlagen zu dem ſogar in unſerer Einöde anbefohlenen Elementar-Anſchauungs-Unterricht, ließen mich kalt. Und doch waren ſie der nächſte Anlaß zu meiner erſten, eigenen Haupt- und Staatsaktion, nachdem ich freilich ſchon geraume Zeit hindurch mit einem Stück Kreide, die ich dem Wirth abgebettelt, ſämmtliche Thüren und Läden im Ort mit freien Handzeichnungen aller möglichen und unmöglichen Geſchöpfe, nach der Natur ausgeführt, verunreinigt hatte. Ich erinnere mich der kleinen Szene noch zu lebhaft, um ſie nicht beſchreiben zu müſſen. Mein Vater hielt Schule. Er hing eine kolorirte Tafel aus der kaiſerlich-königlichen Staatsdruckerei zu Wien auf, die als Nummer eins ein ſtattliches Haus aufwies. — ‚Was iſt das, ihr Buben?‘ — ‚A Haus, a Haus.‘ — ‚Was denkt's euch bei dem Haus?‘ — Tiefe Stille. — ‚Der Unterſt', was denkſt?‘ — ‚I wollt' halt, es wär' mein.‘ — ‚Der Nächſt'.‘ — ‚I möcht's a haben.‘ — ‚Der Dritt' von unten, Nuzi.‘ — ‚Daß das Dacherl z'kloan is.‘ — ‚Bub, nichtsnutziger, wirſt's beſſer machen, gelt?‘ — ‚Ja, Herr Vater, wann ich dürfſt'.‘ — ‚Du Malefizſchmierer Du, ich werd' Dir Dein Haus anſtreichen. Gehſt her?‘ — Einige väterliche Krafthiebe korrigirten wohl meine reſpektwidrige Kritik, aber nicht die herausgeforderte Luſt, ein beſſeres Haus zu machen, als jenes auf der Tafel, das ein Stadthaus war mit flachem Schieferdach, zahlloſen Fenſtern und glatten Wänden, dergleichen mir niemals vorgekommen. Am nächſten Feiertag — es fehlt an ihnen in Tyrol nicht — zeichnete ich auf ein Brett, das ich dem Ziegenſtall entlehnt hatte, unſer Haus ab: das vorſpringende Dach, mit Schnee bedeckt, mit Steinen beſchwert, die hölzerne Galerie, die kleinen runden Scheiben, die niedere Thür. Vor ihr lag gerade, in der bleichen Winterſonne ſich wärmend, unſer Hund. Er hieß: der Wred', unſer Hund. Das Echo der Berge und des Volksherzens bewahrt mit wunderbarer Treue die Namen ſeiner Dränger wie ſeiner Helden. In der Pfalz heißen eine Menge Köter zur Stunde noch Melac, in Sachſen Tilly. Und wie oft ſteht Kaiſer Nero, der populärſte Name in Rom, bei unſeren Vierfüßlern Gevatter! Den Wred' behandelte ich mit ganz beſonderem Fleiß, weil er ſo glänzend weiß ausſah. Ihn und den Schnee am Dache machte ich mit weißer Kreide, Alles, was ich dunkel ſah, mit Kohle. Mein Prachtſtück gab der Gamskopf mit den zwei Hörneln am Giebel ab. Da ich fertig war, brachte ich mein Opus 1 zu Vater und Mutter. Dieſe fiel mir um den Hals und weinte, jener ſchüttelte bärbeißig den Kopf, ſagte nichts, verwahrte aber doch das Brett ſorgfältig im Kaſten neben Pulvermaß und Schrotbeutel, ſeinen theuerſten Schätzen. Vorher äußerſt freigebig mit Züchtigungen, hat mich ſeine Hand ſeit jenem Tage nicht mehr berührt.

„Vergib, wenn ich Deine Engelsgeduld ermüde, langmüthiger Seraph. Ein Kindermärchen geht gern langſam, zumal wenn es in des Erzählers eigene Kindheit zurückkehrt, die in der Erinnerung immer verklärt und roſig hinter uns liegt, auch wenn ſie in der Wirklichkeit grau in grau geweſen iſt. Aus der meinigen vertrieb mich eine ſchaudervolle Nacht, die ich verſchweigen möchte und doch nicht verſchweigen kann. Wende Dein Antlitz ab von ihr, wie es der gute Engel unſerer Hütte auch gethan.

„Von ſechs Geſchwiſtern, die ich hatte, war das jüngſte, ein Mädchen, mein Liebling. Es hieß Roſel. Roſel ſtarb am Scharlach, als ſie fünf Jahre alt war, ich fünfzehn, alſo ſchon ein erwachſener Burſch, früh reif geworden, des Vaters Hülfe in ſeinen zwei Geſchäften. Die kleine Leiche ward auf dem niederen Hausboden ausgeſtellt, bis ſie auf den Gottesacker in unſerem Pfarrdorf geſchafft werden konnte.

„Mitten in der Nacht höre ich — wir ſchliefen Alle, Eltern und Kinder, in einem und demſelben Gemach unten im Hauſe neben der Wohnſtube — wie der Vater ſich leiſe aufmacht und die knarrende Treppe zur Bodenkammer hinaufſchleicht. Ich ſchlief nicht, weil mein Leid um das heimgegangene Schweſterlein mich wach erhielt. Alle Anderen lagen in tiefer, dumpfer Ruhe, auch die

Mutter, müde von Nachtwachen und Krankenpflege. Was wollte der Vater droben bei der Todten? Athemlos horchte ich auf. Das Herz ſchlug mir bis in den Hals. Ich höre die Hofthür gehen, nach einer ziemlichen Weile in der Hausflur am Herd Licht machen, dann Tritte in der Stube und ein mehrmaliges Knacken, wie von dem Hahn des Stutzens . . . Alle Heiligen im Himmel ſtehen mir bei! Ich krieche aus meinem Bette und tappe ſachte, ſachte an das einzige Fenſter. Das iſt hart und feſt gefroren. Mein Hauch thaut das Eis auf, daß eine der kleinen Scheiben frei wird und mir den Ausblick geſtattet über unſern Hof und in den unmittelbar hinter ihm aufſteigenden Bergwald. Der Mond ſchien hell, ringsum lag fußhoher Schnee. Da, unter den erſten Tannen — ſieh' mich nicht an, Seraph — hat der Vater die Leiche ſeines Kindes gebettet . . . um das Raubthier der Nacht, Fuchs, Steinmarder, Iltis, anzulocken; er ſteht, den Stutzen im Arm, im Schatten der Galerie auf der Lauer*).

„Meine Kniee brachen unter mir. Die Nägel in das dichte Fenſtereis geſchlagen, lag ich wie beſinnungslos da.

---

*) Der Erzähler erfindet dieſen Zug nicht. Vor nicht gar langer Zeit hat ein Landgericht Tyrols zwei Söhne beſtraft, welche zu ſolchem Zweck den Leichnam des Vaters mehrere Nächte hintereinander brauchten.

Dann ſtürzte ich unter krampfhaftem Schluchzen an Roſel's Bett und vergrub den Kopf in die kalten, leeren Kiſſen. Die Mutter erwacht, ſie hört mich heulen. ‚Was haſt Du, mein Bub'?‘ ſagt ſie. ‚Mußt nimmer weinen um unſre Roſel; ſchau, die iſt jetzt ein Herrgotts-Eng'lein und betet droben im Himmel für uns.‘ — ‚Nein, Mutter,‘ erwiedere ich zähneklappernd, die Roſel liegt hinter der Hütten im Schnee. Der Herr Vater will ludern mit ihr.‘ — Hierauf ein Schrei, deſſen Ton mir noch heute das Herz zerreißt; ich habe ihn ſpäter wieder gehört, im Atlas, von einer Löwin, die ſich über ihr angeſchoſſenes Junges warf. Die Mutter ſtürzt hinaus, halb nackt. Ich blieb in namenloſer Angſt in der Kammer liegen, unter den fünf Geſchwiſtern, die, aus dem Schlafe aufgeſchreckt, weinten, ohne zu wiſſen warum. Erſt ein Schuß, der draußen krachte, riß mich empor. Ich eilte in die Hausflur und ſah, wie die Mutter, Roſel im Arm, durch die Hinterthüre hereinſchwankte. Der Vater folgte mit dem Stutzen, der losgegangen war, während ſie mit ihm gerungen.

„Am nächſten Morgen lag die Mutter im hitzigen Fieber, drei Tage darauf war ſie eine Leiche. ‚Die Gaiſen-Meyerin iſt am Hirnſchlag geſtorben,‘ hieß es im Ort. Auf einem Schlitten wurde ihr Sarg und die kleine Lade mit Roſel über das Gebirg zum Friedhof gefahren; ich ſaß zwiſchen Beiden, meine Todten bewachend, bis ſie die geweihte Erde in ihren ſchützenden Schooß aufgenommen. Zwei andere Schlitten mit den Leidtragenden folgten.

„Nachdem der abſcheulichen Sitte des Leichenſchmauſes Genüge geſchehen, trat ich zum Vater, den Stecken in der Hand, den grünen Querſack um die Schultern, der meine Habſeligkeiten enthielt: ein paar Hemden, deren grobe Leinwand die ſelige Mutter geſponnen und gewebt hatte, Fußſocken, von ihr geſtrickt, zu unterſt ein Seidentüchel von Roſel's Hals.

„‚Ich geh', Herr Vater,' ſagte ich. — Er nickte mit dem Kopf: ‚Und läßt mich allein mit den fünf Fratzen.' — ‚Ihr wißt, daß es ſo ſein muß. Wir zwei können keine Nacht mehr unter einem Dach liegen.' — Er murrte: ‚Wenn die vornehmen Leut' ihre Kinder nach dem Tode aufſchneiden laſſen . . .' — ‚Vater, kein Sterbenswörtlein mehr, oder es gibt ein Unglück. Behüt' Euch Gott. Was ich in der Fremd' erwerb', werd' ich heimſchicken.' — ‚Vergiß nit drauf, und daß es nur fein genug iſt für mich und die Fünf,' ſo höhnte er hinter mir drein.

„In Meran fand ich nach kurzer Wanderſchaft Unterſtand: ein Zimmermaler nahm mich unentgeldlich, ſogar mit Koſt und Logis, in die Lehre, unter der Bedingung, daß ich vier Jahre wenigſtens bleiben müßte. Ich blieb ſo lange, ſtrich Wande, Decken, Fenſter, Thüren an, daß es eine Luſt war, und beſuchte die Sonntagsſchule, in der ich den erſten Zeichen-Unterricht empfing. Weil ich, allem Verbot zum Trotz, wenn es Arbeit in feinen Häuſern gab, nicht durch die Schablone pinſelte, ſondern aus freier Hand und nach eigener Erfindung Plafonds malte, gab es häufigen Zank mit dem Meiſter, doch auch allerlei Nebenverdienſt und örtliche Berühmtheit. Die Schützen beſtellten ihre Scheiben zum Feſtſchießen bei mir, eine fromme Wittib ein Ex-voto-Bild für ihren in der Paſſer verunglückten Gatten. Im dritten Jahre erhielt ich den Auftrag, eine Fahne für die Fronleichnams-Prozeſſion zu liefern, welche als die ſchönſte im ganzen Zuge männiglich bewundert wurde. Es fehlte nicht viel, ſo hätten mich die geiſtlichen Herren für einen ihrer Orden gewonnen; ſie wollten mit aller Gewalt ein Kirchenlicht in mir riechen. Gegen Ende meiner Lehrzeit wurde eines der zahlreichen Schlöſſer im Etſchthal neu dekorirt. Ich ſchmeichelte meinem Meiſter die Erlaubniß ab, den Speiſeſaal auf eigene Fauſt zu übernehmen, bat mir aber aus, daß während der Arbeit nicht ein fremder Fuß die Schwelle überſchreiten dürfe. Nach vier Wochen führte ich den Eigenthümer und den Meiſter vor mein fertiges Werk. Sie waren außer ſich. Ich hatte den Saal in einen Weinberg verwandelt, wozu mir Mutter

Natur, meine einzige, ewige Lehrmeiſterin, die ſchönſten Originale an jedem Hügel darbot. Unten um die vier Wände herum lief altes Mauerwerk, auf welchem Epheu und Eidechſen nicht geſpart waren. Die Reben rankten ſich in üppigſtem Wachsthum daraus und darüber empor, theils frei, theils an Geländern, an der Decke in zarte Arabesken auslaufend. Dunkle Trauben hingen überall herunter, den Gäſten, wenn ſie zu Tiſche ſaßen, ſozuſagen in den Mund. Und wie viel verſchiedene Arten von Vögeln an den Beeren pickten, wie viele Käfer und Raupen auf den grünen Blättern krochen, wie viele Schmetterlinge durch die lichten Zwiſchenräume flogen — nun, Du kennſt ja meine Zärtlichkeit für Alles, was da fleucht und kreucht. Oben in dem einen Winkel des Plafonds lauſchte aus dem Halbdunkel ein mächtiger Bär, der in jenen Gegenden noch häufig zum Beſuche ſich einſtellt; gegenüber Meiſter Reineck, auf einer Latte liegend, mit lang herabhangender Ruthe. Am Himmel ſtanden, zu gleicher Zeit, Sonne, Mond und Sterne. Das Hauptſtück aber war ein Porträt des Saltners, das heißt Weinberghüters, von Meran, der in Lebensgröße durch ein Fenſter der Laube von Außen hereinſah, die Flinte im Anſchlag gerade auf den in die Thüre eintretenden Beſchauer gerichtet. Welch' ein Triumph meiner Kunſt, daß Jedermann unwillkürlich zurückfuhr, ſobald er des allgemein bekannten, bartigen Geſichtes unter dem grünen Hut anſichtig wurde! Im Uebrigen verſteht es ſich von ſelbſt, daß meine Arbeit ein roher, naiver, jeder Regel und Form ſpottender Verſuch geweſen iſt. Dieß hinderte indeſſen nicht, daß von fern und nah Beſuche kamen, um ſich das Meiſterſtück eines Lehrlings anzuſehen, darunter viele Fremde, zur Traubenkur gerade in Meran verſammelt. Am Tage, da das neue Schloß eingeweiht wurde, erſchien ich mit meinem Meiſter als Gaſt an der Mittagstafel. Ich fand unter meinem Couvert eine funkelnagelneue Banknote zu fünfzig Gulden, das Geſchenk des großmüthigen Hausherrn. Deſſenungeachtet ſchmeckte mir kein Biſſen, ich ſchwitzte große Tropfen der Angſt. Kein Wunder: meine eigene Sonne ſchien mir gerade auf den Kopf, und neben mir ſaß ein gelehrter, berühmter Maler, der Profeſſor — aus — (Namen thun nichts zur Sache) —, der mir die Seele aus dem Leibe fragte und nach jedem Gericht docirte: ‚Sie haben ein entſchiedenes Talent, junger Mann, aber Sie ſind auf falſchem Wege. Sie fangen an mit dem Ende. Ehe man nach der Natur arbeitet, muß man einen regelmäßigen Kurſus der Schule durchmachen.‘ Darauf bewies er mir ſonnenklar, daß ich von der Perſpektive nichts verſtünde, daß meine Zeichnung inkorrekt ſei, daß auch die Farbe nichts tauge. Ich dankte meinem

Schöpfer, als die Mahlzeit vorüber war, und der Herr Profeſſor einen kleinen Spitz hatte. Wie wenn der Kopf mir brennte, rannte ich nach Haus, wechſelte meinen Fünfziger und ſchickte dreißig Gulden heim an meinen Vater.

„Mit den übrigen zwanzig im Sack verließ ich am letzten Tage meiner Lehrzeit Meran. Sehr gegen meine Neigung, aber gehorſam dem Rathe meines großmüthigen Gönners, des Burgherrn, pilgerte ich zu meinem Tiſchnachbar, dem berühmten Profeſſor. Er nahm mich als Schüler an. Obgleich ich längſt leſen konnte, lernte ich bei ihm das A-B-C der Kunſt und buchſtabiren. Die Summe ſeiner Lehrweisheit faßte ſich in dem Satz zuſammen, daß in unſerer Zeit, wo das Reich der Malerei ein unermeßliches, die Technik eine Wiſſenſchaft für ſich ſei, jeder Künſtler eine Spezialität ergreifen und dieſe bis zum Virtuoſenthum ausbilden müſſe. Gerade das Gegentheil meiner tief-innerlichen Ueberzeugung, daß die Kunſt allumfaſſend iſt, wie die Natur. Mir empfahl er die Spezialität der Blumen-, Frucht- und Thierſtücke. Die ſeinige war die Winterlandſchaft. Er hatte es darin ſo weit gebracht, daß man bei ſeinen Bildern eine Gänſehaut und Froſtbeulen bekam. Ich genoß im Geheimen die Vergünſtigung, Staffagen in dieſelben zu malen, Bauern mit Holzſchlitten, Köhler am Feuer, Wild und

Raubvögel. Dennoch habe ich bei ihm mancherlei gewonnen, mehr noch in den zahlreichen Ateliers der Hauptſtadt, in denen ich mich mit zudringlicher Beharrlichkeit einzubürgern wußte. In einem ſaß und ſtand ich Modell, im andern rieb ich Farben, im dritten ſchlug ich Zither und ſang Schnaderhüpfl'n. Aber in allen hatte ich offene Augen, welche ſahen, wie der Einzelne es machte und von Jedem lernten. Nach zwei Jahren fragte ich den Profeſſor, wie viel ein Menſch von einfachen Bedürfniſſen und Gewohnheiten an Zeit und Geld brauchen möge, um in Paris und in Italien ſtudiren zu können. Er veranſchlagte vier- bis fünftauſend Gulden, auf vier bis fünf Jahre vertheilt. Mein Plan war gemacht. Ich ſchnürte mein Bündel, ſagte dem Profeſſor Dank und Ade und ſuchte mir eine kleine deutſche Stadt, worin es noch keinen Maler gab. Sie ſind ſchwer zu finden, aber ich fand. Ich rechnete hundert Porträts, Stück für Stück fünfzig Gulden, mit denen ich binnen zwei Jahren fertig zu werden und genug für meine Wanderſchaft erworben zu haben hoffte. Wohlgemuth ſtellte ich die Staffelei auf und eröffnete meinen Laden. Aber die Kundſchaft blieb aus. Ich mußte mir erſt einen Namen machen, indem ich Aushängeſchilder für fremde Läden unternahm. Dieß gelang. Ein Ritter für das vornehmſte Gaſthaus des Ortes, zum Ritter genannt, ein Mohr und eine Türkin für einen Tabakshandel, ein paar Kühe für ein Milchgeſchäft, ein Tiger vor dem Gewölbe des Kürſchners — ſie wirkten Wunder. Sämmtliche Honoratioren, die Pächter der Umgegend, der Landadel auf zehn Stunden in der Runde gingen mir nach und nach in's Netz. Dabei ſpielte mir die Liebe einen böſen Streich, an welchem um ein Haar mein ganzer Plan geſcheitert wäre. Ich faßte eine grauſame Leidenſchaft für meine Türkin, das Töchterlein des Tabaks- und Cigarren-Krämers, welche ich auf der Auslage ihres Vaters in Lebensgröße abkonterfeit hatte. Sie war ein munteres, friſches Ding mit einem Paar ſehr viel verſprechender, ſchwarzer Augen im Kopfe und einer Geſtalt, welcher das orientaliſche Jäckchen und die gelben Pumphoſen vortrefflich anſtanden. Mit Chriſtinen — ſo hieß die Odaliske — war ich bald genug im Reinen. Sie ermuthigte mich zu einem förmlichen Heiratsantrag bei den verehrlichen Eltern, nachdem ſie die Mutter durch ihre Beredſamkeit ſo gut wie gewonnen haben wollte. Eines ſchönen Sonntagmorgens ſtieg ich denn auch, in meinem erſten ſchwarzen Frack, den Cylinder in der Hand, unter ſchwerem Herzklopfen die kleine Stiege hinan, die aus dem Laden in das Familienzimmer führte. Der Tiſch war bereits gedeckt; aus der Küche drang ein höchſt verführeriſcher Geruch herein, unverkennbar von einer gebratenen Martinigans, mit Aepfeln gefüllt. Chriſtine empfieng mich blinzelnd, winkend, ſchmunzelnd, augenſcheinlich voll Zuverſicht und ohne den leiſeſten Zweifel an dem vollſtändigen Erfolge meiner Werbung. Sie zeigte verſtohlen auf einen vierten Platz am Tiſche, als wollte ſie ſagen: die Gans und ich, wir ſind Dir gewiß; nur vorwärts! — Die Mutter ſaß am Fenſter und ſtrickte meinen Schickſalsſtrumpf. Papa ſchloß im Winkel des Zimmers am kleinen Comptoir, über dem eine ewige Lampe glimmte, die Bilance der vergangenen Woche; ſein Stirnrunzeln verkündete ein verhängnißvolles Defizit. Trotz des lockenden Schilds am Laden war Rappé und Kanaſter flau geweſen, Vollhäringe wenig begehrt, Oel ſtill, nur Seife angenehm, an der nicht viel verdient wird. Er empfing mich mit würdevoller Zurückhaltung, hörte meine lange, wohleinſtudirte Rede, ohne mich zu unterbrechen, ſchweigend an, indem er ſich auf ſeinem Schreibebock herumdrehte, und klappte, als ich geſchloſſen, Journal und Hauptbuch feierlich zu. ‚Ihre Werbung, Herr Maler Meyer,‘ ſo antwortete er nach einem feierlichen Räuſpern, ‚kann mir, meiner Frau und meiner Tochter nur ehrenvoll ſein. Indeß, ehe wir weiter gehen, belieben mir Euer Wohlgeboren zu ſagen, wie viel Uhr es ſein mag?‘ — Verwundert ſtammelte ich etwas wie zwölf Uhr vorüber. — ‚Das denken Sie, aber ein Kaufmann iſt in allen Dingen exakt. Haben Sie die Gewogenheit, Ihre Uhr zu befragen und mir genaue Antwort zu geben.‘ — ‚Meine Uhr? Ich habe keine.‘ — ‚Heißt das, Euer Wohlgeboren beſitzen ein ſolches, dem ordentlichen Manne durchaus nothwendiges Stück überhaupt nicht, oder dieſelben haben es nur zu Hauſe gelaſſen?‘ — ‚Ich habe keine Uhr, weder bei mir, noch daheim.‘ — ‚Dann bedauern wir,‘ ſagte er, von ſeinem erhabenen Sitze herabſteigend, ‚unſere Tochter Ihnen verſagen zu müſſen. Ein Mann ohne Taſchenuhr iſt kein Ehemann für ſie. Suchen Sie, junger Herr, zuerſt eine Uhr und dann eine Frau. Nicht einmal eine Uhr! Chriſtine, richte an. Es iſt‘ — er zog wohlgefällig ſein nürnberger Ei in Schildpattſchale aus der Hoſentaſche und ließ das Petſchaft an der goldenen Kette vernichtend in meine Augen blitzen — ‚es iſt zwanzig Minuten über Zwölf. Nun wiſſen Sie, wie es an der Zeit iſt. Womit wir uns Euer Wohlgeboren in allem Uebrigen beſtens empfohlen haben wollen.‘ Er neigte das Haupt, Mama ſtand auf, knixte und ließ eine Maſche fallen, vor Schreck oder Mitleid. Chriſtine war verſchwunden, mit einem Abſchiedsblick, der mir zurief: ‚Nicht einmal eine Taſchenuhr! Hätte ich das gewußt!‘ — Ich empfahl mich zerknirſcht. Ein halbes Jahr ſpäter hatte ich eine Taſchenuhr, und Chriſtine, meine Türkin, die zur Vielmännerei neigte, einen Bräutigam, den reichſten

Advokaten des Städtleins, einen alten Junggeſellen. Beide begegneten mir, Arm in Arm, bei ihrem Viſiten-Rundgang. Die ſchwarzen Augen maßen mich höhniſch und wieſen auf die rothe Sammetweſte des Zukünftigen, auf welcher eine vielfach verſchlungene Goldkette baumelte. Ich zog mit der linken Hand den Hut, mit der rechten meine neue Taſchenuhr und fühlte mich gerächt, faſt gerettet. Hätte ich an dem Gänſeſonntag eine Uhr beſeſſen, ſo brütete ich vielleicht noch in dem kleinen Neſt über Ladenſchildern und Porträts. Woran ein Menſchenleben doch oftmals hängt!

„Aber nicht bloß in der Liebe, auch in der Kunſt ſollte ich ſchweres Lehrgeld bezahlen. Ich ſagte Dir, mit welch' heiligem Feuereifer ich meine Staffelei aufgeſtellt und nach Arbeit getrachtet. Dabei gelobte ich mir, vor allen Dingen immer wahr zu ſein, niemals zu ſchmeicheln. Höre, wie ich die Probe beſtand. Mein erſter Kunde war eine Bäckermeiſterin, Frau Maier mit Namen. Sie nannte mich freundlich ‚Herr Vetter' und eröffnete die Sitzungen, die in ihrer ‚guten Stube' abgehalten wurden, mit einem Frühſtück von ſelbſterzeugten Kuchen und gleichfalls ſelbſterzeugtem Morgenſchnäpschen. Eine kleine Verſüßung der Aufgabe konnte allerdings nicht ſchaden. Frau Maier war eine vollreife Schönheit von einigen fünfzig Lenzen und einem Gewicht von guten

BAYERISCHE

dritthalb Zentnern. Sie präſentirte ſich in einem ausgeſchnittenen Seidenkleid mit kurzen Aermeln, bloßem Hals und Nacken, um welchen ſich wie eine Schlange eine goldene Kette wand, ein Lorgnon haltend. Ich wagte die ſchüchterne Anfrage, ob ſie nicht eine Krauſe oder ein Tuch nehmen wolle? Sie verneinte entſchieden, weil ſie nicht wüßte, warum ſie ihren, ohnehin etwas kurzen Hals noch verſtecken ſollte. Seufzend brachte ich ihre Schwäche, das iſt Stärke, in ein möglichſt diskretes Licht und ging an's Werk. Mit den Umriſſen des Kopfes war leidlich fertig zu werden. Als ich aber in die unteren Partieen des Geſichts gerieth, das in ein majeſtätiſches Kinn von mehreren Stockwerken auslief, befiel mich ein Schwindel, der Angſtſchweiß brach mir aus. Ich irrte, erſt mit den Augen, dann mit der Kohle, troſtlos in dieſen Fleiſchgebirgen umher, ohne zu wiſſen, wo das Kinn aufhörte und der Buſen anfing. Die Sitzung wurde kurz abgebrochen. Am nächſten Morgen trank ich mir Courage an zwei, wenn nicht gar drei Bitteren, und ſetzte dann rüſtig meine Wanderſchaft fort, entſchloſſen, Ordnung in das Chaos zu bringen, vor Allem meinem Schwur der Wahrheit unverbrüchlich getreu zu bleiben. Ich arbeitete wie ein Metzgergeſell, während dann und wann meine Kollegen, die Bäcker, in aufgeſtreiften Hemdsärmeln, mit weißen und weiſen Geſichtern, mir über die Schulter ſahen, heimlich lachend. Auch der Meiſter kam, ſchüttelte den Kopf und ging. Am dritten Tag — fehlte das Frühſtück. Böſes Omen. Die Beſuche aus der Backſtube blieben gleichfalls aus. Nur der Lehrbub kam einmal herein, ſchnitt eine Koboldsfratze und rief, davonlaufend: ‚Die Frau Meiſterin ſieht aus, als ob ſie einen Kropf haben thäte.‘ Die dritthalb Zentner geriethen in eine tiefe Erſchütterung. Frau Maier weinte blutige Thränen. Herr Maier ſchalt mich einen Pinſel und fragte, ob ich ſeine Ehehälfte für eine Löffelgans hielte? Meine Zukunft ſtand auf dem Spiel, die Studienreiſe nach Rom und Paris. Wenn meine erſte Kundſchaft mich unzufrieden entließ, war meines Bleibens nicht, mein Erwerb ruinirt. Ein ſchmerzlicher Kampf entbrannte in meinem Inneren. Endlich ſenkte der Genius der Wahrheit beſiegt die Fackel, mein Gelübde ward gebrochen. Ich machte die Augen zu: ein herzhafter Strich und die Unterkinne verſchwanden, in einer lieblichen Wellenlinie ging das Fleiſchgebirge unter, nur eine appetitliche Fülle blieb zurück. Natürlich brachte die vierte Sitzung einen Regenbogen des Friedens in den verſchiedenfarbigſten Liqueuren, und das Fleiſch, welches ich meinem Modell gewiſſenlos genommen, wurde mir reichlich erſetzt — auf Butterbrod. Der Herr Vetter mußte, als das Bild fertig daſtand — ſprechend ähnlich, wie alle Welt anerkannte — jeden Sonntag beim Hofbäcker eſſen. Die dankbare Bäckersfrau empfahl mich, um gute fünfzig Pfund erleichtert, der geſammten Verwandtſchaft, worunter ich einem Stadtrath eine römiſche Naſe aufſetzte ſtatt ſeiner angebornen Kartoffel, und die Tochter des Kreisphyſikus, welche ſchielte, vorſichtig in Profil malte. Mein Glück war gemacht . . . Was iſt Glück, Seraph? Damals dünkte es mir das Höchſte, jede Woche einen deutſchen Kleinſtädter zu verſilbern, in zweimal zweiundfünfzig Wochen ein paar tauſend Gulden auf die Seite zu ſchaffen. Ihr, meiner Hofbäckerin, dankte ich dieß Glück. Friede ihrem Unſchlitt; denn nur darein, nicht in Aſche kann ſich ihr braver Leichnam aufgelöst haben.

„Noch vor Ablauf der zwei Jahre ſtand ich am Ziele. Ich hatte in der letzten Zeit meine Preiſe erhöhen können: ein Rittergutsbeſitzer mußte hundert Gulden, ſtatt anfänglicher fünfzig, zahlen, und doch bekam ich mehr Aufträge, als ich auszuführen vermochte. Aber mit welch' innigem Aufathmen, wie laut jubelnd und triumphirend verbrannte ich, nach dem letzten Attentat auf die Wahrheit, meine verfluchten meineidigen Pinſel! Nun ein freier Künſtler! Fort auf die hohe Schule, in die weite, wilde Welt! — Paris die erſte Station. Dort fand mich nach einjähriger, harter, heißer Arbeit Lord

Rocheſter. Du weißt, daß er über das, was damals meine Zukunft hieß, entſchied. Das Kapital, das zwei, drei Jahre dauern, bis Rom und Neapel reichen ſollte, war in fünfzehn Monaten geſchmolzen. Ich hatte nur geſäet, nicht geerntet, und nebenbei gelebt aus dem Vollen. Mein letztes Zwanzigfrankenſtück brannte in meiner Taſche, als er mir im Louvre, bei der Kopie eines Murillo, begegnete. Er ſtellte mir die erſte große Aufgabe meines Künſtlerthums: die Roland-Galerie. Ich führte ſie unter ſeinen Augen aus, in Paris, in den Pyrenäen, in Madrid. Laß Dir ſagen, daß unſere Maler Thoren ſind, wenn ſie, Jahr ein Jahr aus, Italien ab- und ausſchreiben. Madrid beſitzt die reichſte Fundgrube der Welt, Italiener, Niederländer, Spanier. Und welche herbe, tüchtige Eigenartigkeit des Volkes dazu! Bin ich etwas geworden oder werde ich noch etwas, ſo danke ich's den Spaniern und Lord Rowland. Er war ein Sonderling mit Haut und Haar, aber ein Kenner wie wenige, unbeſtechlich, tief, originell. Mit ihm habe ich England, Schottland, den Norden Europa's bereiſt. Er erlöſte mich von der Erbſünde des Meyer. ‚Nennt Euch Roland,‘ ſagte er, ‚und ſeid der Sohn Eurer Werke; — ſo haben wir dieſelben Ahnen.‘

„Nachdem ich ihn in Rowlandshall begraben, zog ich nach Neapel: fünfundzwanzig Jahre alt, mit einem kleinen Vermögen, einem jungen Namen — kurz, ein gemachter Mann, wie man's zu nennen pflegt. Du erinnerſt Dich der Stunde, die uns dort zuſammenführte, am Poſilipp. Von dieſer Stunde an bis zum heutigen Tage iſt Dir mein Leben bekannt. Abenteuer weist es keine auf, ſo wenig in der Gegenwart, wie in der Vergangenheit. Die Idylle aus den tyroler Bergen iſt weder zu einem Heldengedicht mit reizvollen Epiſoden, noch zu einem bewegten und wechſelnden Drama angewachſen, das Deinem friſchen, fröhlichen Vogelfluge gliche. Sie verflacht ſich allmälig in bürgerliche Alltäglichkeit, ſo daß ich mich zuweilen frage, welcher Unterſchied bleibt zwiſchen mir und meinen Geſchwiſtern, die ich daheim ‚im Land'l‘ gut verſorgt und untergebracht habe, die Brüder als ehrliche Handwerksleute, die Schweſtern als tüchtige Haus- und Ehefrauen, und wer von uns das beſſere, das glücklichere Theil erwählt hat? Was iſt Glück? ſage ich noch einmal. Weißt Du es, Seraph?“

Die Sängerin, welche der Erzählung Roland's ſchweigend gefolgt war, ſtand auf und legte ihre Hand auf ſeine Schulter. Er blieb in ſeinem Seſſel nachdenklich ſitzen und ſtarrte vor ſich hin, als hätte das Kindermärchen ſeines Lebens Geſpenſter, ruheloſe und Ruhe raubende, in ihm heraufbeſchworen. Sie ſprach mit bewegtem Tone: „Ja, ich weiß, was Glück iſt, weiß es, weil es mir fehlt, weiß es in und aus Dir. Glück iſt Frieden. Deine ſtarke Seele ſchwebt, in unerſchütterlichem Gleichgewicht mit ſich ſelbſt, hoch über den Schwankungen und Verirrungen unſerer bald aufſtrebenden, bald ab- und zurückfallenden Künſtlerbahnen. Du ſtehſt am Ziele. Deine Werke, Deine Schüler haben Deinen Namen in alle Welt getragen. Du biſt glücklich, weil Du glücklich machſt.“ — „Belüge Dich nicht,“ erwiederte er ſehr ernſt, beinahe traurig. „Ich bin ſchwächer als Du glaubſt. Was ich als Maler erreicht habe, ſchätzen und überſchätzen Andere; ich allein fühle, was mir zu Vollendung abgeht, wie weit, unerreichbar weit das wahre und höchſte Ziel noch über mir liegt. Fühle, mein Seraph, was hier innen klopft und wogt“ — dabei zog er ihre Hände an ſein Herz —. „Stürme der wildeſten Art, die ich nicht immer bezwinge, die Herbſt-Aequinoktien meines Lebens, das bergab geht, Tag für Tag, Stunde um Stunde.“ — „Du, Roland, in der Fülle Deiner Kraft, auf der Höhe Deines Ruhmes?“ — „Ich, der ich, angekommen an dem fatalen Grenzſteine zwiſchen Jugend und Alter, rückwärts harte Anfänge, heiße Kämpfe erblicke und vorwärts öde Einſamkeit. Mir fehlen die Bedingungen der einfachſten, urſprünglichſten Menſchen-Exiſtenz, mit denen ungeſtraft Niemand bricht, auch der Bevorzugteſte nicht: eine Heimat, der feſte Zuſammenhang mit der Familie. Ich bin aufgewachſen wie ein Baum ohne Wurzel, immer nach oben ſtrebend, nach außen gekehrt. Für dieſen Mangel am Nächſten, Natürlichſten entſchädigt keine Arbeit und kein Reſultat in der Kunſt. Was hilft es Dir, hoch geſtiegen zu ſein, wenn Du auf dem Gipfel allein ſtehſt, ganz allein? Und ich ſtehe allein, vollkommen allein, wenn auch Du Deine Wege wiederum von den meinen trennſt. Iſt es entſchieden, daß Du gehſt, iſt es?“

Er hatte beide Hände Seraphinens erfaßt und hielt ſie in der ſeinigen, ihr bewegt in's Auge ſehend. Sie machte ſich langſam los. Ein leiſes Zittern flog durch ihre Glieder, als ſie unſicher und abgewendet ihm erwiederte: „Ich weiß es noch nicht. Die nächſten Tage müſſen meinen Entſchluß reifen, den ich nicht faſſe, ohne Dich zu Hülfe gerufen zu haben. Es findet ſich ja wohl eine ſtille Stunde, in welcher ich meine Bekenntniſſe einer ſchwachen Seele gegen Deine Jugendgeſchichte austauſche.“ — Sie ſchüttelte dunkle Erinnerungen wie gewaltſam ab und fuhr mit einer erzwungenen Heiterkeit fort: „Einſtweilen kann ich Dir nur ſagen, daß mich die Anträge des amerikaniſchen Agenten auf Schritt und Tritt verfolgen. Dieſer würdige Zögling Barnum's, Ullmann's und anderer Kunſt-Kornaks hat ein noch nie dageweſenes Unternehmen begonnen. Er wirbt eine internationale Oper, mit welcher er eine Reiſe um die Welt macht. Ein eigenes Schiff, der Delphin genannt, unter der Sternenflagge ſegelnd, trägt nicht nur die neuen Arions männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſondern auch ein eiſernes Theater, das aufgeſchlagen wird an denjenigen Stationen, die keine Bühne beſitzen. Zuerſt geht es nach Konſtantinopel, in die Levante, nach Cairo; dann nach Nord-, Mittel- und Südamerika; über Melbourne nach Oſtindien, was weiß ich, wohin? Wir ſingen italieniſch, deutſch, franzöſiſch, je nach den Ohren unſeres Publikums. Aber Seele und Leib müſſen wir, und das auf fünf Jahre, an den transatlantiſchen Sklavenhändler verkaufen. Mir überläßt er es, meinen Preis ſelbſt zu beſtimmen; die Kontrakte liegen ſeit acht Tagen in meinem Nachttiſch, damit ich mir die Sache beſchlafen kann.“

Roland ging mit großen Schritten unmuthig auf und ab. „Fünf Jahre!“ rief er aus. „Du denkſt nicht daran, abzuſchließen, darfſt nicht daran denken.“ — „Warum nicht? Ich bin frei wie der Vogel in der Luft . . . vogelfrei! Und wie viel kann ich mir nicht erwerben, da ich die Ziffern, die meinen Werth ausdrücken, ſelbſt in den Vertrag ſetzen darf.“ — „Ich kenne Dich genug, um zu wiſſen, daß Gewinn Dich nicht beſtimmt.“ — „Vielleicht doch, wenn er erheblich iſt;

vielleicht auch nicht. Alsdann vergißt Du, daß meine Schwäche für ſchwarzen Kaffe und türkiſchen Tabak magnetiſch mich in den Orient zieht." — „Scherze nicht mit ernſten Lebensfragen." — „Im Ernſte alſo: hier iſt meines Bleibens nicht. Mit jedem Frühjahr regt ſich in mir die alte Zugvogelnatur, nur daß ſie nicht gen Norden mich treibt, ſondern nach Süden, in meinen ſüßen, ſüßen Süden, nach unſerem gemeinſam beſeſſenen und verlorenen Paradies. Bruderherz, denke an unſere Maulthierritte zu den Kamaldulenſern, an die Fahrten auf dem mondbeglänzten Golf."

Sie flog auf ein Pianino zu, das im fernſten Schmollwinkel des Zimmers verſteckt ſtand. Eine unbändige Dithyrambe ſtürmte durch alle Saiten. Allmälig ſammelten ſich die weißen Finger zu maßvolleren Gängen. Ueber ihnen erhob ſich, anfangs nur leiſe einſetzend, in kaum hörbaren Hauchen, allmälig anſchwellend, zuletzt in höchſter, herzerſchütternder Kraft, eine Stimme, ſo ſeelen- und ausdrucksvoll, ſo jungfräulich rein, ſo himmliſch helle, als klänge ſie wirklich herab aus den Wolken, dem Chore der Cherubim und Seraphim, nicht aus den rothen Lippen eines ſtaubgebornen Weibes empor. „Kennſt Du das Land, wo die Citronen blüh'n?" ſang die Amazone nach einfacher Weiſe, aber mit jener künſtleriſchen Genialität und Vollendung, die auch dem Bekannteſten das glühende Leben einer Improviſation einzuhauchen weiß und Jeden, den ſie berührt, unwiderſtehlich fortreißt in die Wirbel der eigenen Stimmung. Die Frage: „Kennſt Du es wohl?“ ſtieg ſtaccato in die Höhe wie ein ſchwer unterdrücktes Weinen, aus welchem ein Aufſchrei des tiefſten Heimwehs, der ſchmetternde Ruf: „Dahin, dahin,“ ſich unbezwinglich losrang, um in dem ſchmerzlichen Seufzer: „Möcht’ ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh’n!“ liſpelnd zu erlöſchen. Die unvergleichliche Malerei der Worte und die heiße Farbe des Tones, ſie wirkten zuſammen zu einer alle Sinne umnebelnden Täuſchung, einer Fata Morgana Italiens. Da lag es, ſichtbar und greifbar und hörbar nahe, das heilige, das heiß erſehnte Traum- und Wunderland. Seine goldenen Früchte dufteten, ſein ſanfter Weſt wehte herein durch das offene Fenſter. Draußen rauſchten nicht mehr die kahlen, tu[illegible]en Lindenwipfel, ſondern der hohe Lorbeer, die ſtille Myrthe. Und die Waſſerfälle von Tivoli brauſten und ſtäubten drein, die Säulengänge, die Marmorbilder der Villa Albano blickten geſpenſterhaft weiß hervor aus dem dunklen Grün . . . Dahin, dahin!

Roland lag, gefeſſelt und gebannt, zu den Füßen der gefährlichen Zauberin, mit verhaltenem Athem lauſchend, beide Hände feſt vor das Geſicht gepreßt. Sie zog ihn noch tiefer, bis zum Verſinken in den magiſchen Ring, indem ſie unmittelbar auf ihn Mignon's letzte Bitte variirte:

„Dahin, dahin
Geht unſer Weg. O Bruder, laß uns ziehn!"

Dann ſchloß ſie mit einem kurzen Nachſpiel: ein paar verhallende Akkorde, in denen die zum Zerſpringen angeſpannte Empfindung wohlthätig ausſchwingt. Sie ſah ſich um nach Roland. — Was iſt das? Er rührt ſich nicht, aber durch ſeine Finger quellen Thränen, helle Thränen. Da erhebt ſie unwillkürlich ihre Arme; wie auf blauen Seraphſchwingen will ſie zu ihm hinſchweben, ihn umfaſſen, halten, herzen . . . doch der Zauber zerriß plötzlich. Ein Dritter war unbemerkt in den Kreis getreten. Durch die Thür drang lautes Beifallklaſchen und der wiederholte Zuruf: «Brava, bravissima! Da capo! Fuora!»

Der Augenblick, vielleicht ein entſcheidender, war verloren. Seraphinens Schwingen ſanken geknickt herab. Roland ſtrich ſich über die Stirn und ging mit dem Lächeln eines erwachten Nachtwandlers dem Störer — oder war er ein Retter? — freundlich entgegen.

5. Diplomatiſche Intervention.

Der enthuſiaſtiſche Claqueur, um welchen ſich die geſammte jugendliche Bevölkerung des Ateliers auf der kleinen Treppe maleriſch gruppirt hatte, iſt Herr Auguſtus Graf von Wallenberg, außerordentlicher Geſandter, bevollmächtigter Miniſter und ſo weiter, und ſo weiter . . . Ein höchſt vornehmer, liebenswürdiger Kavalier, deſſen Bekanntſchaft uns die geneigte Leſerin eheſtens Dank wiſſen wird. Seine Landsleute, Kollegen und Freunde, deren Zahl Legion iſt, nennen ihn ſchlechtweg den Guſtel Wallenberg, halten ihn für „ſehr einen guten Kerl“, der ſich hie und da ſogar ein Weniges aufziehen läßt, und trauen ihm im Grunde doch nicht recht, trotz oder wegen ſeiner ausnehmenden Gemüthlichkeit. Es hat Fälle gegeben, politiſche und kritiſche Fälle, wo er die Anderen geraume Zeit über ſich lachen ließ, um zuletzt, das heißt am Beſten, und über Alle zu lachen, wenn auch nur in's Fäuſtchen und immer gemüthlich. Er iſt außerordentlich beliebt bei dem Hofe, an welchem er ſchon vor einigen Jahren accreditirt worden, und gilt bei ſeinem Miniſterium für einen gewiegten Diplomaten, obwohl er gern dergleichen thut, als kümmere er ſich blutwenig um die Geſchäfte, welche ja bei ſeinem alten Legationsrath in den beſten Händen ſind, einem Kabinets- und Inventar-Stück der Geſandtſchaft, das alle Wechſel und Wandlungen in der Perſon des erſten Repräſenanten eiſern überdauert. Wallenberg's äußere Erſcheinung hat Roland gelegentlich ſchon geſchildert: ein feiner Kopf, dunkles Haar, ſchlaue Augen, zierliches Bärtchen, ſchlanke Geſtalt. Fügen wir hinzu, daß dieſes Aeußere im Ganzen und in allen Einzelnheiten die echt diplomatiſche Eigenſchaft beſitzt, nichts zu verrathen, weder das Alter, noch den Charakter. Man kann den Grafen auf vierzig Jahr, man kann ihn auf fünfundzwanzig taxiren. Er iſt nicht groß und nicht klein, nicht hübſch und noch weniger häßlich. Sein Auge, ſo gemüthlich es dreinſchaut, iſt unter einem tief herabhängenden Lid, wie hinter einem diskreten Vorhang, verſteckt. Da er von Kindesbeinen an im auswärtigen Dienſt geweſen iſt und faſt alle Höfe Europa's, ſogar ein paar überſeeiſche Miſſionen durchgemacht hat, trägt auch ſeine Sprache keine beſonders kenntliche Farbe. In der Kleidung iſt er elegant genug, nicht elegant zu ſein, wie es die neue Mode will, welche die Bequemlichkeit als höchſtes Geſetz aufſtellt. Summa Summarum: ein diſtinguirter Menſch, — Einer, der ſich durch nichts diſtinguirt.

Unverkennbar hatte Wallenberg bei ſeinem Einbruch in den Thurm von Rolandseck geſtört; des Meiſters mühſeliges Lächeln, das Abwenden der Sängerin bewieſen es zur Genüge. Aber wie wird ein Diplomat jemals bemerken, eingeſtehen, oder gar entſchuldigen, daß er ſtörte? Mit vollkommener Unbefangenheit drückte er die zum Willkomm dargebotene Rechte Roland's und küßte Seraphinens Hand, mit der Betheuerung nicht nur „dahin“, ſondern auch dorthin, überall hin ziehen zu wollen, wenn er das Glück hätte, ſo hinreißend aufgefordert zu werden. Dann fuhr er, zu Roland gewendet, fort: „Ich möchte wetten, daß unſer zerſtreuter Freund die heutige Verabredung vergeſſen hat.“ — „Welche Verabredung?“ — „Ein ländliches Diner auf dem Forſthaus; Sie verſprachen, mein Gaſt zu ſein, und ich komme, Sie zu holen.“ — „Ihre gütige Einladung lautete auf Freitag; iſt denn heute . . .“ — „Freitag um ſechs Uhr; gegenwärtig iſt es Vier vorüber.“ — „Schon vier Uhr?“ rief Seraphine erſtaunt aus. „Und mein Konzert!“ — „Wahrhaftig, das Diner hat Raffael gründlich vergeſſen.“ — „Wie meine Marie mich vergißt,“ ſagte Seraphine. — „Nicht doch, Diva Illuſtriſſima. Mademoiſelle Marie wartet draußen auf Ihre Befehle. Ich traf ſie mit Herrn Raff auf dem Hühnerhofe; er war eifrig beſchäftigt, ihr die Vorzüge eines Cochinchina-Hahns vor dem gemeinen deutſchen Haushahn auseinanderzuſetzen.“ — — „Vier Uhr; dann iſt es höchſte Zeit, daß ich mich auf- und davonmache,“ meinte Seraphine, nach Hut und Mantille greifend, während Roland Herrn Raff herbeirief und wegen der vergeſſenen Einladung hart anlaſſen wollte. Doch gelang es ihm nicht; der Vorwurfsfreie entgegnete mit Würde, ſeit Mittag liege Alles im Ankleidezimmer des Meiſters bereit, auch (mit verächtlichem Achſelzucken) der ſchwarze Frack. — Wallenberg wollte nichts vom Frack wiſſen. „Wir ſpeiſen im Ueberrock, ländlich — ſchändlich. Nur ſechs Herren: außer uns mein Sekretär, der bereits hinaus iſt, nach Küche und Keller zu ſehen, mein niederländiſcher Kollege, welcher vor Begierde brennt, Herrn Roland perſönlich kennen zu lernen, der Maëſtro der Amazone, und ein fremder Gelehrter, von meiner Regierung an mich empfohlen zum Zweck hiſtoriſcher Studien in den hieſigen Archiven.“ Roland ſeufzte in ſtiller Ergebenheit, während Graf Wallenberg der Sängerin die Mantille umhing. Er bot ihr ſeinen Wagen zur Rückfahrt in die Stadt an, nicht die offizielle Geſandtſchaftskutſche, nur ein diskretes Junggeſellenſtück, ohne Livrée und Wappen. Sie nahm dankend an und gelobte, das rettende Fahrzeug ſogleich wieder herauszuſchicken. „Morgen ſehen wir uns wohl nicht?“ fragte ſie Roland. — „Kaum,“ war die Antwort. „Aber Sonntag im Theater, bei Deinem Schwanengeſang.“ — Beide ſchüttelten ſich die Hände; Seraphine ſchied, von dem Chor ſämmtlicher Schüler an den Wagen geleitet und mit einem jubelnden Zuruf entlaſſen.

Wallenberg ſah ihr nach und bemerkte: „Eine ungeſchickte Neuerung!“ — „Welche?“ — „Einer ſchönen Frau die Hand zu ſchütteln, daß alle Gelenke knacken. Engliſche Mode, gut für Matroſen. Ich lobe mir die alte franzöſiſche Sitte, den Handkuß. Uebrigens ein prächtiges Weib. Schade, daß wir ſie verlieren ſollen. Geht ſie ernſtlich?“ Roland nickte trübſinnig mit dem Kopf. Er war erregt; ſeine Stimmung rang nach Mittheilung. Nachdem er mit dem Grafen einen Gang durch das Atelier gemacht, blieb er plötzlich ſtehen und begann: „Bis der Wagen zurückkommt, haben wir eine halbe Stunde Zeit. Umgezogen bin ich im Nu. Wollen Sie mich ernſthaft anhören, Graf? Mir einen guten Rath in einer, für mich höchſt wichtigen Angelegenheit geben?“ — Wallenberg fragte, erſtaunt über die feierliche Einleitung, zurück: „Kennen Sie Tieck's Blaubart, lieber Roland?“ — „Nein; warum?“ — „Im Blaubart iſt der Rathgeber die luſtige Perſon. Jedermann geht ihn um ſeine Meinung an und thut hinterdrein doch, was er will, das Orakel auslachend.“ — „Wir Künſtler,“ entgegnete Roland, „laſſen uns gern von Fremden, von Freunden beſtimmen in Dingen, die außerhalb unſeres Berufes liegen. Selbſterkenntniß beſitzen wir wenige, Erfahrung gar keine. Sie, Wallenberg, ſind mein Freund.“ — „Von ganzem Herzen.“ — „Sie kennen die Welt.“ — „Wer kennt ſie nicht, und doch: wer kennt ſie?“ — „Nun denn, Ihren Rath. Gerade heraus. Ich . . . ich möchte heiraten.“ — „Auch Du, Brutus?“ — „Ich fange an, meiner Einſamkeit müde zu werden, nach Haus und Herd, Weib und Kind zu verlangen. Ich glaube ſogar, . . . ich liebe.“ — „Meinen Glückwunſch auf alle Fälle. Aber Liebe und Ehe ſind zwei himmelweit verſchiedene Dinge. Man kann lieben, ohne zu heiraten; heiraten, ohne zu lieben. Eine Heirat iſt, in unſeren Jahren, verzweifelt ernſthaft, um nicht zu ſagen: gewagt. Wir wiſſen zu gut, was wir aufgeben, und zu ſchlecht, was wir dagegen eintauſchen. Ehen aus Neigung, oder gar aus Leidenſchaft, gelingen in der Regel nur der erſten, grünen Jugend. Die Sphäre des reiferen Alters iſt die Vernunftheirat.“ — „Die ich verabſcheue,“ fiel Roland haſtig ein. — „Die aber,“ entgegnete Wallenberg, „für das echte Künſtlergemüth immer die heilſamſte ſein und bleiben wird. Freilich kommt zuletzt Alles auf die andere Hälfte, auf den Gegenſtand Ihrer Wahl an.“ — „Rathen Sie, Wallenberg.“ — „Rathen und errathen alſo! Fräulein Krafft?“ — „Das räth die Eiferſucht,“ lächelte Roland. — „Warum nicht gar? Fräulein Armgard und ich leben ſeit Jahr und Tag auf dem ſtrengen Fuß bewaffneter Neutralität. Ich rieth auf ſie zuerſt, weil die Stadt in ihr mehr als Ihre Schülerin ſehen will.“ — „Sie iſt es nicht.“ — „Wer denn?“ — Roland deutete auf die Thür, durch welche Seraphine verſchwunden war. — „Doch nicht ...“ — Der Maler nickte heftig. — „Nicht dieſe da, nicht die Amazone?“ rief Wallenberg, auf die Staffelei weiſend. — „Sie, und keine andere.“ — „Sind Sie des Teufels, Roland?!“ Dabei warf ſich der Diplomat mit wirklichem oder gut erkünſteltem Schrecken in einen Stuhl. Roland ſah ihn an, verwundert über den Eindruck, welchen ſeine Mittheilung gemacht hatte. Nach einer ausdrucksvollen Pauſe hub Graf Wallenberg wieder an: „Die Lomond wollen Sie heiraten?“ — „Wenn ſie mich nimmt, auf der Stelle!“ — „Unmöglich, Roland!“ — „Warum?“ — „Eine Prima-Donna heiratet man nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Sängerinnen ſind Fresken; man bewundert ſie von Weitem, man betet ſie an, man liebt ſie meinethalben bis zum Wahnſinn. Aber heiraten? Nie!“ — „Ich frage noch einmal: warum nicht?“ — „Weil man zum häuslichen Herd nicht einen feuerſpeienden Berg nimmt.“ — „Uebertreibung!“ — „Weil mit unbezähmbarer Leidenſchaftlichkeit, mit unberechenbaren Launen, mit unerſättlichen oder blaſirten Stimmungen kein ew'ger Bund zu flechten iſt.“ — „Als ob Ihre Damen von der großen Welt nicht auch an Vapeurs und Migränen litten, die einem geplagten Ehemann das Leben ſauer machen! Lieber ertrage ich die Seeſtürme einer tiefen, aber offenen Künſtlerſeele, als die kleinen Tücken und Nücken treuloſer Binnenwäſſerlein.“ — „Ihre Frau, das Höchſte und Beſte, was der Mann beſitzt, wollen Sie mit dem vielköpfigen Ungeheuer, dem Publikum, theilen?“ — „Wenn ſie mich liebt, wird ſie die Bühne verlaſſen.“ — „Um nach Verlauf eines Jahres wiederum Sie zu verlaſſen und zur Bühne zurückzukehren.“ — „So übt ſie ihre Kunſt, wie ich die meinige, frei und ungehindert.“ — „Sie, Roland, der Mann einer Sängerin, ein Queen-Conſort, ein Schatten? Ueberall im Gewirr ſtehen, Notenblätter nachtragen, mit den Direktoren zanken, Rezenſenten behandeln, die tadelnden mit der Reitgerte, die lobenden mit Banknoten, hinter den Couliſſen zweideutige Händedrücke wechſeln, auf dem Rückſitz des alten Theaterwagens fahren . . . Sie, Roland, Sie, mit Ihrem Stolz, mit Ihrem unbändigen Unabhängigkeitsgefühl?!“

Einigermaßen verdutzt und kleinlaut ließ ſich Roland, ohne ein Wort zu erwiedern, neben dem Grafen nieder, der nach einer Weile, bedenklich den Kopf ſchüttelnd, fortfuhr: „Sie ahnen nicht, theurer Freund, in welchem Grade Ihre unerwartete Mittheilung mich für Ihre Zukunſt beſorgt macht. Als Sie begannen, dachte ich für Sie an Armgard. Dieſe Wahl würde mir eine vortreffliche erſchienen ſein. Alle Verhältniſſe ſtimmen. Sie brauchen allerdings bei Ihren jetzigen reichen Ernten auf Vermögen nicht zu ſehen. Schulden haben Sie auch keine, Sie Beneidenswerther! (Ein kleiner Seufzer, bei Seite.) Immerhin aber hätten Papa Krafft's Millionen einen wunderbaren Hintergrund für Ihre Bilder abgegeben, die goldene Unterlage eines unvergleichlich glänzenden Künſtlerlebens. Fräulein Krafft iſt die Wohlerzogenheit, die Bildung ſelbſt; über die Maßen hübſch, fein, klug; in Ihrer Kunſt Dilettantin genug, um Sie zu verſtehen, ohne Sie zu ſtören; in der Welt ſo hoch geſtellt, daß ſie Sie mit der Geſellſchaft vermittelt haben würde, welcher Sie ſich unverantwortlich entziehen. Sie Beide wären ein Paar, wie von den Tauben zuſammengetragen. Die glückliche Ehe, lieber Roland, iſt ein Rechenexempel mit ungleichartigen Größen: während Sie und Seraphine, zwei Künſtlerleben, in eines verſchlungen, ſich gegenſeitig verwirren und aufheben, hätten Armgard und Sie ſich harmoniſch ergänzt." — „Aber ich liebe Armgard nicht, ſie liebt mich nicht." — „Und lieben Sie Seraphinen? Werden Sie von ihr geliebt?" — „Ich . . . ich weiß es nicht. Es gibt Stunden, wo ich Beides glaube, und Tage, an welchen ich an jedem Einzelnen zweifle.“ — „Sehen Sie wohl! Täuſchen Sie ſich doch nicht über die Natur Ihrer Empfindungen für Seraphinen. Ihr geſchwiſterlich trauliches Verhältniß zu der reizenden, hochbegabten Frau nimmt vielleicht vorübergehend, bei ihr oder bei Ihnen, eine bis zur Leidenſchaftlichkeit warme Färbung an. Allein eine ſolche wird nicht vorhalten. Woher erklärt es ſich denn, daß Sie, nach Jahr und Tag des ungehinderten, engſten Verkehrs mit einander, auf einmal in eine ganz andere Beziehung treten wollen als bisher? Aus Bruder und Schweſter — Mann und Frau! Es thut nicht gut, Roland; es thut wahrhaftig nicht gut. So weit ich Seraphinen kenne, liebt ſie Niemanden. Wen ſoll, wen kann auch eine Prima-Donna lieben? Sich ſelbſt, in ihrer Partie, in ihrer Bühne, ihrem Publikum. Sobald ſie einen Anderen, einen Einzelnen liebt, gibt ſie ſich und ihre Kunſt auf. Das Theater ſollte, wie die katholiſche Kirche, von ſeinen Prieſtern Eheloſigkeit fordern. Laſſen Sie dem Himmel ſeine Sterne, auch dem Theaterhimmel. ‚Die Sterne, die begehrt man nicht‘, ſagt Goethe . . .“

Graf Wallenberg ergoß ſich noch des Weiteren und Breiteren in ſeiner Spruch- und Lebensweisheit, ohne daß ſein Zuhörer ſonderlich erbaut oder nur aufmerkſam geſchienen hätte. Im Gegentheil, Roland verfiel in tiefes, nachdenkliches Schweigen, das er plötzlich brach, indem er, aufſpringend, rief: „Sie mögen recht haben, Wallenberg. Auf keinen Fall wollen wir uns unſer heutiges Mahl noch mehr, als bereits geſchehen, durch mich verderben laſſen. Ich kleide mich an; wir fahren hinaus, eſſen und trinken, beſchlafen uns hernach die Sache nach Herzensluſt. Vielleicht hab' ich morgen früh das Ganze wie einen Traum vergeſſen. Wenn nicht, ſo verſprechen Sie mir Eines, Freund: Sie gehen, als mein Geſchäftsträger, zu Fräulein Lomond, erforſchen die Lage, was ja des guten Diplomaten erſte Kunſt iſt, und rücken, je nach Befinden, mit einem Antrag in beſter Form vor, oder ziehen ſich und mich auf den Status quo zurück. Wollen Sie?“ — „Das Mandat,“ erwiederte Wallenberg, „iſt ſchwieriger und gefährlicher als Sie denken. Doch ich will's verſuchen, falls Sie nicht über Nacht andern Sinnes werden.“ — „Top?“ — „Top!“ — „Meinen Dank zum Voraus. Und nun kein Wort mehr. In einer Viertelſtunde bin ich wieder bei Ihnen.“

Der Graf blickte dem Hinauseilenden mit einem Geſicht und einer Haltung nach, ähnlich denjenigen des Carlos im Clavigo, wenn er den berühmten Aktſchluß ſpricht: „Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich.“ Allein unmerklich, unwillkürlich miſchte ſich in ſeine Unzufriedenheit mit dem Freunde ein leiſes Gefühl, welches — dem Neide gegen denſelben gleichen wollte.

Es iſt in der Zunft der Hageſtolzen, zu der Wallenberg ſich und bis zum heutigen Tage auch Roland in gutem Glauben zählte, ſo beſtellt, daß Keiner den Andern ausſcheiden und in den Eheſtand übertreten ſieht, ohne im Stillen etwas wie Mißgunſt zu empfinden, mag auch der Abtrünnige von den Zurückbleibenden noch ſo laut verhöhnt werden. Gleichzeitig wuchs das Bild der Sängerin vor ſeinen Augen, ſeit er ſie als das von einem bedeutenden Manne geliebte und umworbene Weib erblickte. In dieſem Lichte hatte er ſie niemals geſehen. Es mußten, außer den allgemein bewunderten Eigenſchaften, Schönheit, Geiſt, Ruhm, noch verborgene in ihr liegen, die ein Herz wie Roland's anzuziehen vermochten. In der That, wenn Seraphine liebte, ſich hingab, von ihrer ſchimmernden Höhe herabſtieg, wie unendlich glücklich konnte, nein! mußte ihr ausſchließlicher Beſitz den Einen unter Tauſenden machen! Die ſtürmiſch gefeierte Künſtlerin herabziehen von dem beſtechenden Piedeſtal ihrer Bühne, ſich ſatt küſſen, bis zum Rauſche ſatt an dieſen ſchwellend rothen Lippen, die ein übervolles Haus, ein ganzes Volk in Taumel und Raſerei zu verſetzen wußten, die göttliche Amazone, noch heiß von den Siegen ihrer Theaterabende, in die Arme preſſen, ſie überwunden, ein ſchmachtendes Weib, zu ſeinen Füßen ſehen, — — o beneidenswerther Roland!

In eine ſolche Gedankenreihe, welche den kühlen Diplomaten in fremde Regionen zu verführen drohte, trat mit einem Male Herr Hans Heinrich Krafft, der lange nach der Börſenſtunde in das Atelier zurückkam, um etwas Vergeſſenes zu holen, ſeine Brieftaſche, die im Pelz ſtecken geblieben ſei. Die Wahrheit zu geſtehen, hatte der Gute, der niemals vergaß, das koſtbare Büchlein abſichtlich in den Nerz gleiten laſſen, um wiederkehren zu müſſen. Allein wen er ſuchte, Seraphinen, fand er nicht mehr; dagegen fand er, wen er nicht geſucht, den Grafen. „Um ſo beſſer," ſagte er nach freundlicher Begrüßung, „daß ich Sie allein treffe, Herr Graf, Sie gewähren mir wohl eine kurze, vertrauliche Unterredung unter vier Augen." — „Ich ſtehe zu Dienſten, Herr Krafft." — „Sie ſind, Herr Graf, ein erfahrener, weltkluger Mann." — (Will er mich etwa auch um Rath fragen?) — „Daneben darf ich Sie als Freund meines Hauſes betrachten, obſchon Sie ſich darin während der letzten Zeit ſelten gemacht haben." — „Ich hoffte nicht, vermißt zu werden." — „Ebenſo beſcheiden, wie liebenswürdig. Dieſem meinem Hauſe ſteht eine Veränderung bevor. Meine Tochter wird ſich binnen Kurzem vermählen." — „Ich gratulire, Herr Krafft, mehr noch dem Zukünftigen, als Ihnen und Fräulein Armgard." — „Wie ich an ihr, meinem einzigen Kinde, hänge, wiſſen Sie. Ihrer

Neigung Zwang anzuthun, wäre es auch nur durch väterlichen Wunſch oder Rath, iſt mir niemals eingefallen. Ihr Herz hat lange geſchwiegen. Jetzt ſpricht es. Es müßte mich Alles täuſchen, wenn ſie nicht ihren Meiſter, unſeren Freund Roland, im Stillen auserwählt hätte." — „Ihre Wahl konnte auf keinen Würdigeren fallen, Herr Krafft." (Im Stillen dachte der Graf dabei: „Zwej Bräute auf einmal! Was der Mann für ein Glück hat!") — „Machen wir uns darüber, mein Herr Graf, weder Komplimente, noch Illuſionen. Ich bin der Letzte, Herrn Roland herabzuſetzen, deſſen Werth ich in jeder Beziehung zu ſchätzen weiß. Aber, ohne Umſtände geſprochen, ich kenne doch auch meine Tochter, ich kenne mich ſelbſt. Wir hätten am Ende eine beſſere Partie finden können, und es gab eine Zeit, wo ich geſunden zu haben glaubte." Hierauf entſtand eine kleine, verlegene Pauſe, während deren Krafft den Grafen prüfend anſah, und dieſer die Gläſer ſeines Zwickers emſig mit dem Zipfel ſeines Battiſttuches abwiſchte. „Reden Sie von der Leber weg, Herr Graf, und geben Sie mir eine bündige Antwort, wenn ich Sie frage: Rathen Sie zu dieſer Verbindung?" — „Sie überraſchen mich, Herr Krafft. Sie ſind ein ſo ſprüchwörtlich weiſer Mann, daß ich mir kaum anmaßen darf, Ihnen irgend einen Rath zu ertheilen." — „Auf die Börſe und meine

Bücher verſtehe ich mich allerdings ganz gut, allein minder gut auf Heiratsgeſchichten, auf das Herz eines jungen Mädchens, das Urtheil der Welt und dergleichen. Sie haben ſich früher viel mit Armgard beſchäftigt. Roland iſt Ihr Jugendfreund. Werden die zwei Leutchen mit einander glücklich werden? Ja oder Nein?“ — „Zuvor eine Gegenfrage: liebt Roland Ihre Fräulein Tochter?“ — „Ich glaube, ſo etwas bemerkt zu haben, noch in der heutigen Lektion.“ — (Es geht doch nichts über den väterlichen Scharfblick, dachte Wallenberg bei ſich.) — „Außerdem kann eigentlich die Liebe eines wohlerzogenen Mädchens ſelbſtverſtändlich immer nur eine Gegenliebe ſein.“ — „Meinen Sie, Herr Krafft?“ — „Von meiner Tochter bin ich es überzeugt. Setzen wir den Fall, das junge Pärlein hat ſich ſtillſchweigend verſtändigt. Gehen wir weiter: Sie billigen die Partie als ein unparteiiſcher und dabei beiden Seiten wohlgeneigter, auch ſachkundiger Richter. Die Werbung findet ſtatt. Der Vater, ein weichherziger Mann, der auf Geld und Gut nicht zu ſehen braucht, wo es das Glück ſeiner Tochter gilt, der Vater willigt ein. In drei Monaten iſt Hochzeit.“ — „So bald, Herr Krafft?“ — „Warum zögern, beſter Herr Graf? Die Ausſteuer liegt fix und fertig da, mündig ſind beide Leutchen auch. Raſch gefreit, hat Niemand gereut. Danach aber iſt das Haus des Vaters leer und öde geworden. Der Alte hat ſich an weiblichen Umgang, an ein in ſeiner Nähe lieblich waltendes Weſen gewöhnt. Er erträgt die neue Einſamkeit nicht. Was thut er? Wozu rathen Sie ihm, lieber Graf?“ — „Er verjüngt ſich im Glück ſeiner Kinder; Enkelchen wiegt er auf ſeinen Knieen.“ — „Sie denken ſich ihn zu ſehr als ehrwürdigen Greis. Nehmen wir an, er darf noch eigene Anſprüche an das Leben machen . . . Sie verſtehen mich, Herr Graf?“ — „Nicht ſo ganz, Herr Krafft,“ lächelte Wallenberg, der längſt merkte, wo der Andere hinauswollte, ihn aber mit heimlichem Vergnügen ſich völlig aufknöpfen ließ. — „Ein ſo berühmter Diplomat fängt doch ſonſt jeden Wink, jedes halbe Wort auf.“ — „Sie überſchätzen mich augenſcheinlich, mein verehrter Herr Krafft.“ — „In's Himmels Namen denn! Ich falle mit der Thür in's Haus: wieder heiraten will ich, und zwar . . . die da (auf das Bild deutend), die Amazone. Nun lachen Sie mich aus, ſo laut Sie wollen; hernach aber geben Sie mir, als Mann von Ehre, als Mann von Welt, als Freund unſeres Hauſes, Ihren Rath; über beide Pläne erbitte ich ihn mir.“

Krafft trat an das Fenſter und trommelte mit den Fingern auf den Scheiben. Graf Wallenberg blieb ſitzen, ſo verwundert, wie ein Diplomat es nur ſein kann, beinahe verlegen um eine Antwort. Wäre er allein geweſen, er würde in ein homeriſches Gelächter ausgebrochen ſein über das neckiſche Spiel des Zufalls, welches ihn in derſelben Stunde zum Vertrauten zweier verſchiedener und doch in ihren Zielen zuſammentreffender Abſichten machte. Er, der bevollmächtigte Miniſter und außerordentliche Geſandte, ſah ſich zum Heirats-Agenten eines Bankiers und eines Malers befördert . . . Zum Kranklachen! Und doch lachte Wallenberg nicht. Die lockende Erſcheinung Seraphinens, der neuen Helena, ſtieg immer höher und heller vor ihm auf. Er verſank in das Anſchauen ihres Bilds auf der Leinwand faſt ſo tief, daß er Krafft's Anweſenheit und die ganze Situation vergeſſen hätte. Mit Gewalt mußte er ſich losreißen und ſprach zu dem gereiften Freier: „Herr Krafft, Ihr Vertrauen ehrt und erfreut mich.“ — „Und ſo weiter; ich ſchenke Ihnen die Vorrede. Sie ſehen, daß ich auf Kohlen ſtehe. Lachen Sie mich aus, und damit Baſta.“ — „Nichts weniger als das. Ihr Alter, Ihre Perſonlichkeit, Ihre Stellung ſind, auch abgeſehen von Ihrem glänzenden Vermögen, ganz und gar danach angethan, Sie zu einer zweiten Ehe zu berechtigen.“ — „Iſt das Ihr Ernſt?“ — „Mein vollſter. Unzählige Frauen werden mit Kußhand, wie man zu ſagen pflegt, die Ihrige annehmen. Sie konnen noch glücklich machen, und Sie verdienen es zu ſein.“ — „Ich war es, ſtreng genommen, niemals, lieber Wallenberg. Ich hatte keine Zeit dazu. Jetzt könnte ich anfangen, mir die Zeit zu nehmen.“ — „Doch übereilen Sie nichts, weder Fräulein Armgard’s, noch Ihre eigene Vermählung. Sie kennen unſere liebenswürdige Prima-Donna genauer?“ — „Fräulein Lomond kommt häufig zu meiner Tochter; auch beſorge ich ihre kleinen Geſchäfte.“ — „Welche brillant ſtehen, nicht wahr?“ — „Wie man es nimmt, Herr Graf. Manchen Anderen dürfte ihr Vermögen zu einem Antrag beſtimmen; mich nicht. Ich verdiene in einer einzigen Börſenſchlacht, morgen zum Beiſpiel, wo die Aktien unſerer neuen Südweſtbahn in meinem Hauſe ausgegeben werden, mehr als Fräulein Lomond im Jahre.“ — „In der That?“ — „Nun, Sie werden doch auch ihr bischen Singſang und Klingklang nicht mit meiner Arbeit, meiner Verantwortlichkeit vergleichen wollen?“ — „Sicher nicht.“ — „Ihr Haben in ihrem Conto-Corrent bei mir, ſo artig es ſein mag, bedeutet für mich ſo gut wie gar nichts. Was mich, und zwar ſchon länger als ich Ihnen oder mir geſtehen will, an die göttliche Amazone zieht und feſſelt, iſt ihr Reiz, ihr Talent, ihr Charakter.“ — „Die Launen und Leidenſchaften der Sängerin nicht zu vergeſſen.“ — „Das Salz der Ehe, mein Freund, die wahre Würze, wie ſie für einen Fünfziger nöthig iſt. Alles Feuer, das ſie jetzt auf den Brettern verſchwendet, wird mein Haus, mein Alter erleuchten und erwärmen. Ihre Stimme, die unvergleichliche Silberſtimme, gehört mir, mir ganz allein; ich münze ſie aus in meinem Salon, dem erſten der Reſidenz.“ — „Und Sie fürchten nicht, von einer jungen, an die Herrſchaft gewöhnten Frau beherrſcht zu werden?“ — „Je mehr, deſto beſſer, Graf Wallenberg. Mir wird es wohl thun, in tiefſter Seele wohl, einmal einem andern Kopfe als dem meinigen zu folgen. Sie mag herrſchen, ſie ſoll herrſchen. Wenn ſie reiſen will, wir reiſen; ſpielen, — ich ſprenge alle Banken für ſie . . . Wallenberg, das Weib hat's mir angethan. Machen Sie meinen Brautwerber bei ihr, und wenn Sie mir ein Jawort zurückbringen . . . bei Gott, lieber Graf, es ſoll Ihr Schade nicht ſein . . . Keine Antwort jetzt, ich bitte. Sie haben mein Geheimniß, wir reden weiter darüber. Die Loſung bleibt: Ein Königreich für die Amazone!“

Damit ging er ab, der reißende Wolf, ſeinen Schafpelz zurücklaſſend, nämlich nicht allein den koſtbaren Nerz, worin Armgard ihn malte, ſondern auch die Hülle des kalten Geſchäftsmannes, des ſtrengen Haus- und Familien-Vaters, die er bisher ſo ängſtlich feſtgehalten. Wer hätte ſolche Glut unter dem Schnee geſucht? Graf Wallenberg gewiß nicht. Denn er blickte mit noch größerer Betroffenheit, als vorhin dem Maler, jetzt dem Bankier nach.

Zwei Narren für Einen, rief er im ſtillen Selbſtgeſpräch aus. Aber ich will Dir einen dritten zeigen, Guſtel Wallenberg, der noch ein ärgerer Narr iſt, als Beide zuſammen genommen. — Er griff nach einem Handſpiegel, den Roland beim Malen oft zu gebrauchen pflegte; denn der Herr Profeſſor Spiegel zeigt mehr Fehler, als ein Dutzend Kenner und Kritiker, war ſeine Anſicht. — Siehſt Du, Guſtel Wallenberg, der größte Narr von euch Dreien biſt Du ſelbſt, mit allem Reſpekt vor Deiner Excellenz ſei es geſagt. Mit dieſem Antlitz, deſſen Krähenfüße längſt für das unbewaffnete Auge ſichtbar geworden ſind, mit dieſem Haar, das an den Schläfen bereits die Kunſt Deines Kammerdieners herausfordert, und das auf dem Scheitel einen dünnen Mondſchein, letztes Viertel genannt, aufzuweiſen anfängt, mit Deinem Alter, das Dich klug machen müßte, wenn Du das Glück hätteſt, ein Schwabe zu ſein, mit Deinen Paſſivis, die von Jahr zu Jahr eine ſchreiendere Aehnlichkeit mit den europäiſchen Großmächten gewinnen, — mit allen dieſen verzweifelten Gaben ſtehſt Du Jahre lang zwiſchen zwei bildhübſchen, ſteinreichen Mädchen, wie Buridan's Eſel zwiſchen den zwei Heubündeln, und ſchwankſt und ſchwebſt und ſchwatzeſt ſo lange, bis Dir rechts die Eine, links die Andere vor dem Maul weggeſchnappt wird. Denn das unterliegt nicht dem mindeſten Zweifel, daß die

Lomond klug genug iſt, ihren ſeufzenden Kröſus zu nehmen, und Meiſter Roland kindlich genug, ſich zu der kleinen, feinen Bankprinzeſſin belehren zu laſſen. Ich ſelbſt habe ihn ja auf ſie hingeführt: dreifacher Thor, der ich bin . . . Halt, Guſtel Wallenberg, ehe es zu ſpät iſt. Hier heißt es einlenken. Entweder ich hetze die Nebenbuhler, Vater Krafft und Roland, gegen einander, ſo daß Keiner von ihnen die Erkorene davonträgt, die ich dann für mich behalte. Der ſchlaue Fuchs Krafft ſpricht von ihrem Vermögen in ſo unbeſtimmten Zügen, daß in jedem Falle eine runde Summe mit verſchiedenen Nullen dahinter ſteckt. Ohne eine günſtige Bilance ihres Conto-Corrents nähme ſie der Rechenmeiſter nicht. Oder aber ich wende die Sängerin einem ihrer zwei Freiwerber zu und komme auf meine früheren Abſichten zurück, auf Armgard. Oder endlich, dritte Kombination: ich ſpiele den Edelmüthigen und bringe als geſchickter Eheprokurator beide Paare unter die Haube, Krafft mit Seraphine, Roland mit Armgard, während ich leer ausgehe, ledig bleibe . . . Welche Operation iſt die richtige? Zunächſt temporiſiren wir. Nur nicht vor der Zeit vollendete Thatſachen machen, mit welchen ſpäter nicht mehr zu rechnen iſt. Roland's Paſſion muß unterhalten werden, nicht abgeſchreckt, wie bisher. Seraphine und Armgard ſondire ich kraft meines Amtes als doppelter Bevollmächtigter. Dem alten Herrn, dem ungeduldigſten von Allen, der auf Reſultate drängt, erwecken wir Hinderniſſe, um gleichzeitig zu reizen und zu verzögern. Die Fäden liegen noch in meiner Hand; es ſteht bei mir, ob ich ſie zerreißen will, oder glatt abwickeln, oder unlösbar verwirren, oder endlich laufen laſſen, wie es dem Zufall, dem gewaltigen Meiſter unſer Aller, gefällt.

So weit war Wallenberg in ſeinem Monolog gediehen, als Roland, nach einer ziemlichen Weile, von der Toilette zurückkam, ein lebendiges Kunſtwerk aus Raffael's Händen. Er entſchuldigte ſich bei dem Grafen, daß er ungebührlich habe warten laſſen. „Ich mußte," ſagte er, „mir nicht bloß die Hände waſchen, ſondern auch tüchtig den Kopf, für allen Unſinn, den ich mir hineingeſetzt. Ein paar Minuten ruhiger Ueberlegung haben mich zur Beſinnung gebracht. Ich fange an einzuſehen, daß Sie im Rechte ſind, lieber Freund, mit Ihren Bedenken gegen eine doppelte Künſtlerehe." — „Welch' raſche Umkehr," entgegnete mißvergnügt Wallenberg. — „Wir Künſtler ſind, ich ſagte es Ihnen, Kinder in unſeren Entſchlüſſen, die das praktiſche Leben berühren. Das Wort eines erfahrenen, zuverläſſigen Mannes bläſt ſie über den Haufen." — „Sie gehen weiter, als meine Anſicht und Abſicht geweſen, Roland." — „Sein Sie nicht, aus Freundſchaft für mich, ſchwach gegen meine

Schwachen.“ — „Wenn ich Ihnen aber ſage, daß Sie mich mißverſtanden haben!“ — „Heißt das, Sie ſtimmen nunmehr für meine Werbung um Seraphinen, nachdem Sie dieſelbe vor einer halben Stunde, auf dieſer nämlichen Stelle, gefährlich, gewagt, unmöglich genannt haben?“ — „Weder für, noch wider, mein theurer, ſtürmiſcher, wankelmüthiger Freund! Ich zeige Ihnen nur, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Iſt Ihre Liebe für die große Künſtlerin eine echte, probehaltige, ſo muß ſie, wie jede Leidenſchaft, aus ſich ſelbſt, nicht nach den Rückſichten der Geſellſchaft beurtheilt und behandelt werden. Gönnen Sie ſich, ihr, mir, uns Allen Zeit zur wechſelſeitigen Prüfung. Guter Rath kommt über Nacht. Warten wir ihn ab. Es bleibt zunächſt bei unſerer Vereinbarung: ich begebe mich morgen in das Lager der Amazone, als Ihr Abgeſandter. Alles Weitere findet ſich je nach dem Ergebniſſe meiner Miſſion. Und jetzt zu Tiſche!“

Arm in Arm verließen die Freunde das Atelier. Graf Wellenberg ſtellte das Menu ſeines ländlichen Mahles im Hinausgehen zuſammen. Lucullus ſpeiste bei Lucullus. „Wir haben,“ ſagte er mit rührender Wehmuth, „die letzten Auſtern dieſes Jahres, und die erſten Forellen, getrennt durch eine Kräuterſuppe, Potage printanier, worin die Küche meiner Frau Förſterin excellirt. Dann ſchreibt mir der Förſter, der das Wild noch beſſer zuzubereiten als zu erlegen verſteht, von einem Schnepfen-Salmi mit Trüffeln und von einem Auerhahn, der ſeine fröhliche Urſtänd auf unſerer Tafel feiert, nachdem er acht Tage lang in kühler Erde begraben gelegen. Wir werden unter uns ſein und vortrefflich bedient werden. Ich laſſe im Eckpavillon ſerviren, mit der Ausſicht über das Thal und in den Strom. Ach, lieber Roland, glauben Sie mir, die Rückkehr zur Natur iſt das Einzige, was uns nach allen Geſchäften und Leidenſchaften des Lebens als Erholung übrig bleibt." — „Natur mit Trüffeln und Auſtern, frappirte Natur," lachte Roland, indem er in den Wagen ſtieg. Siehe da, auf den Kiſſen lagen zwei Veilchenſträuße, welche Seraphine herausgeſchickt. „Das Fräulein," meldete der Kutſcher, „läßt den gnädigen Herren guten Appetit wünſchen." Beide ſteckten die Blumen nachdenklich in's Knopfloch. — „Vorwärts, in's Forſthaus. Laß Deine Pferde ausgreifen. Schlag ſechs Uhr biſt Du droben."

6. Beim Lever einer Theater-Prinzeß.

Auf den Freitag, an welchem die bisher erzählten Begebenheiten ſich zugetragen, folgte ein Sonnabend. Wir würden dieſes Umſtandes, der an und für ſich nicht eben merkwürdig genannt werden kann, kaum Erwähnung thun, hätte er nicht auf den Gang der Ereigniſſe, die uns und unſere verehrten Leſer beſchäftigen, beſchleunigend eingewirkt. Wäre unſere Geſchichte in den erſten Wochentagen angegangen, ſtatt am Freitage, ſo verliefe ſie ungleich ruhiger., regelmäßiger. Aber gegen Schluß der Woche geräth ſämmtliches Leben, das öffentliche wie das private, äußeres und inneres, unwillkürlich in raſcheren Fluß. So klein der Zeitabſchnitt auch iſt, ſo ſteigert ſich doch gegen das Ende zu alle Bewegung, und inſonderheit der Sonnabend, ſüdlich der Mainlinie Samstag geheißen, iſt ein vorzugsweiſe ſtürmiſcher Tag, eine Springflut vor der ebbenden Sabbath-Stille des letzten Wochentages. Wie viele Beſen, Scheuerlappen, Schwämme befinden ſich in fieberhafter Erregung! Auf den Straßen welches Gedränge von Wäſcherinnen, Schuſterbuben, Schneiderlehrlingen mit geheimnißvollen Packeten! Auf den Märkten, in den Läden, am Poſtſchalter, in Comptoiren und Kanzleien welches Gewühl!

Auch in Fräulein Lomond's Wohnung, die überhaupt nicht zu den ſtillen im Lande gehörte, ſtellte ſich dieſer Sonnabend unter unruhigen Zeichen ein. Die Sängerin reſidirte in der Nähe des Theaters, Roſenſtraße Nr. 27. So zierlich das Bild iſt: eine Nachtigall in Roſen, ſo gebietet uns doch die Wahrheitsliebe, des Geſchichtſchreibers höchſte Pflicht, hier zu erklären, daß nicht von Roſengärten die Straße ihren duftenden Namen empfangen, ſondern von einem alten, herrſchaftlichen Haus, das zur rothen Roſe genannt wurde, noch von Olim's Zeiten her, als die Häuſer nicht nummerirt waren wie jetzt, vielmehr durch Sinnbilder und Schilder unterſchieden. Ueber der Hausthür der rothen Roſe prangte, in Stein gehauen, die Königin der Blumen, eine koloſſale Centifolie, die man freilich, wäre ſie grün, ſtatt ziegelroth, angeſtrichen geweſen, ebenſo gut für einen Kohlkopf hätte anſehen können. Das Haus ſtammte aus einer Periode, wo italieniſche Baumeiſter in der Stadt graſſirt und ſie mit allerlei exotiſchen Steingewächſen bereichert hatten; Fluren mit Oberlicht, gewölbte Gemächer, lange Korridore, Balkone mit eiſernen, ehedem vergoldeten Gittern, Mezzanine, Attiken mit Figuren, flache Dächer, und was dergleichen wälſche Spielereien mehr ſind. Fräulein Lomond fand Geſchmack daran, vielleicht in Erinnerung an Neapel. Sie bezog den Hauptſtock der rothen Roſe, eine Reihe von hohen, hallenden Zimmern, mit einem Balkon auf die Straße und einer Loggia auf den mit Akazien bepflanzten Hof. Ueber ihr, in der Attika, hauste ein polytechniſcher Schüler, der ſie im Stillen anbetete. Wenn ſie übte oder ſtudirte, lag er mit verhaltenem Athem auf dem Fußboden, das Ohr an die Dielen gedrückt. Vor den Fenſtern ihres Schlafzimmers hing er von Oben an langen Bindfaden anonyme Selams auf. Begegnete er ihr aber einmal zufällig auf der Stiege, ſo lief er davon, als ob ihm der Kopf brennte, und zwar ohne Gruß. Unter ihr im Entreſol fand häufiger Wechſel der Miethsparteien ſtatt; jetzt wohnte ein penſionirter Finanzrath darin, der ſich hatte zur Ruhe ſetzen und nebenbei ein Freibillet auf die Oper genießen wollen. Unglückſeliger Wahn! Außer der Skala, der täglichen, hörte der Muſikfreund nichts oder doch nicht viel von ſeiner Hausgenoſſin. Dagegen liefen am Morgen Theaterdiener, Livréediener, Lohndiener die Treppen lärmend auf und ab; Mittags oder Abends kam luſtige Geſellſchaft, und nicht ſelten wurde bis lange nach Mitternacht über dem Haupte des Penſionirten gewalzt, gepolkt, geländlert. Er zählte verzweiflungsvoll die Stunden bis zur Ziehzeit. In's Erdgeſchoß der rothen Roſe theilten ſich ein Geldwechsler und eine Weinhandlung, welche beide Fräulein Lomond häufig in Nahrung zu ſetzen liebte.

Ehe wir an ihrer Thür anläuten, wollen wir ein Geſtändniß machen. Wenn unſere geneigten Leſerinnen „den bürgerlichen Haushalt, wie er ſein ſoll“, „die perfekte Köchin“ oder „das Ganze einer Muſterwirthſchaft“ bei ihr kennen zu lernen hoffen, ſo bleiben ſie beſſer draußen. Fräulein Lomond gehörte nicht zu den Auserwählten, Hausfrauen von Gottes Zorn, die beim erſten Schritt in's Zimmer ein Staubwölklein im entfernteſten Winkel, ein ſchief aufgezogenes Rouleau, einen nicht ganz loth- oder wagrecht hängenden Spiegel wahrnehmen und mit Fanatismus zu Felde ziehen gegen ſolche Sünden wider den heiligen Geiſt. Sie hatte das Bedürfniß und die Gewohnheit, ſchön umgeben zu ſein, ſetzte den Fuß lieber auf brüſſeler Teppiche, als auf den nackten Boden und ſaß (noch häufiger lag) ohne ſonderliche Schonung und Rückſicht in Lehnſtühlen von Sammet, auf Ruhbetten von Seidendamaſt. Es kam ihr auch nicht darauf an, ihre Möbel nach Herzensluſt und augenblicklicher Laune durcheinander zu werfen, einmal am Schreibtiſch zu frühſtücken und auf dem Piano ein haſtiges Billet mit Bleifeder hinzukritzeln. Wie alle Singvögel, die zugleich Zugvögel ſind, war ſie ziemlich gleichgültig gegen ihr Neſt, dabei jedoch himmelweit entfernt von der genialen Unordnung mancher Theater-Kolleginnen, welche Schminktopf und Kaffeetaſſe neben einander ſtellen, und zwar auf ein Noten- oder Zeitungsblatt, das Camelien-Bouquet von geſtern Abend zwiſchen den Pantoffeln von heute morgen liegen laſſen, und wenn ein Beſuch gemeldet wird, haſtig ein paar Strümpfe, ein gebrauchtes Taſchentuch oder ſchmutzige Handſchuhe unter die Sophakiſſen ſtopfen, von wo ſie der Schooßhund, das Ungeheuer, im entſcheidenden Moment der Unterhaltung hervorzerrt ... O Schickſal! — Von ſolcher Künſtlerwirthſchaft dachte die Sängerin wie Roland von der maleriſchen Unordnung eines Ateliers.

So viel vorausgeſchickt, treten wir ein. Im Vorzimmer, obgleich es noch nicht zehn Uhr Vormittags iſt, findet ſich bereits eine zahlreiche Geſellſchaft. Auf den Bänken mit hoher Lehne räkeln ſich ſtattliche Lakaien, Ueberbringer von Briefen, Viſitenkarten, Blumenſträußen und Blumentöpfen, welche ſämmtlich perſönlich übergeben ſein wollen. Den Ehrenplatz im ledernen Armſeſſel behauptet Vater Winter, das wandernde Album aus Bremen im Schooß, das die gefeierte Künſtlerin an paſſender Stelle mit einem kurzen Denkſpruche ausſtatten ſoll. Ein paar andere Lohndiener haben ſich ihm angeſchloſſen, um Jagd auf Billete zur letzten Vorſtellung zu machen. Der Uhrmacher, der Sonnabend aufzieht, der Klavierſtimmer, der Sonnabend ſtimmt, der Theaterſchneider mit einem neuen Helm zum Anprobiren, der Kapelldiener, ſtehende Figuren in dieſen Räumen, harren am Eingang. Jn den finſterſten Winkel verkriechen ſich jammervolle Geſtalten: Damen mit baumwollenen Handſchuhen und karrirten Shawls, auf der linken Seite getragen; Herren, welche die Röcke bis an den Hals hinauf krampfhaft zuknöpfen, während ihre Fußzehen aus dem Stiefel neugierig in die Welt blicken. Die ſchmierigen Reiſepäſſe, die ſie in erfrorenen Fingern halten, ſagen, was ſie ſind: „Kunſtler" ohne Engagement, welche auf Kollekte gehen. Zuweilen werden Geſpräch und Gelachter der buntgemiſchten Geſellſchaft zu laut; dann öffnet ſich die innere Thür, ein majeſtätiſcher Männerkopf mit Ohrringen ſchaut heraus, ein gebieteriſcher Finger legt ſich an den Mund, — und „die Stille wird ſtiller".

La Diva, die Göttin, ſchlummert noch. Ehe im Allerheiligſten, dem Schlafzimmer, das erſte Glockenzeichen getönt hat, muß ehrfurchtsvolles Schweigen im Tempel herrſchen, dafür ſorgt der Oberprieſter, Signor Beppo, eben jenes majeſtätiſche Antlitz mit den goldenen Ohrbommeln. Wenn Herr Raff, genannt Raffael, ein Original iſt, ſo iſt Beppo ein Jdeal, der Jnbegriff aller möglichen und unmöglichen Vollkommenheiten der dienenden Menſchheit, wie er ſich nur noch in Jtalien realiſirt. Wen der Himmel lieb hat, den züchtigt er mit einem ſolchen Factotum. Die Prima-Donna brachte ihn aus

Neapel mit. Er ſchrieb und unterſchrieb ſich: Giuseppe del Sotto, Intendente della Signora Lomondi Seraphina. prima donna assoluta del teatro reale. Nur ſeiner Herrin räumte er das Recht ein, ihn kurzweg Beppo zu rufen; im Haus, im Theater, in der Stadt beſtand er auf ſeinem Geſchlechtsnamen, deſſen Quelle er bis in das graueſte Alterthum, die pelasgiſchen Kolonieen in Großgriechenland, nachwies. Sein Aeußeres widerſprach der Angabe keineswegs. In ſchwarzem Frack, kurzen Unausſprechlichen und ſeidenen Strümpfen, eine weiße Kravatte mit Brillantnadel um den Hals, glatt raſirt, das dunkle Haar zu Berge geſtrichen, ſah er unglaublich vornehm aus. Ueber der ſtolz geſchwungenen Adlernaſe funkelten ein Paar Augen, die das blaßgelbe Geſicht noch heller heraushob. Er trug bei großen Gelegenheiten den Orden vom goldenen Sporen im Knopfloch, der ihm, ſtreng genommen, das Recht gegeben haben würde, ſich Cavaliere del Sotto zu betiteln; allein er verſchmähte das. „Herr del Sotto“, oder „Herr Haushofmeiſter“ genügte; „Herr Kammerdiener“ verſetzte ihn in Wuth. Wer ihn „Beppo“ nannte, empfing keine Antwort. Die Thätigkeit des Ideals iſt eine bis zum Unendlichen vielſeitige. Vor Tagesanbruch, ehe noch ein Fenſter oder Auge im Haus ſich geöffnet, ſteht er auf, Winter und Sommer. Er ordnet, wie ein Hausgeiſt, unſichtbar und unhörbar, alle Zimmer. Sogar das Parquet hält er nicht unter ſeiner Würde; auf einer Bürſte, die gleich einem Kothurn unter die Füße geſchnallt wird, läuft er pfeilſchnell über den Boden dahin, der glatt und blank wie eine Eisfläche aus ſeiner Behandlung hervorgeht. Dann werden die Möbel, die Rahmen, die Vorhänge, die Teppiche abgeſtäubt, die Blumen verſchnitten und mit Bürſte und Schwamm bedient, der Käfig des Papageien und der Korb der Wachtelhunde gereinigt. Um ſieben, acht Uhr iſt dieſe erſte Herkulesarbeit beendigt: wehe dem Sterblichen, der ihn dabei überraſcht! Die Küchenmagd, welche einmal helfen wollte, wurde ſofort entlaſſen. Niemand darf wiſſen, was für eine Hand hier gewaltet hat. Um acht Uhr beginnt der zweite Theil der Tagesordnung: Beppo ſorgt in der Küche für die Chokolade der Herrin. Wer anders als er könnte dieß Getränk nach echt italieniſcher Art bereiten und Ravioli dazu, Seraphinens unentbehrliches Naſchwerk? Mit dem Frühſtück, das ſie im Schlafzimmer, oft im Bett einnimmt, ſervirt Beppo die eingelaufenen Zeitungen und Briefe, jene aufgeſchnitten, dieſe erbrochen, beide geleſen. Er „arbeitet mit der Signora“. Wiederum wehe dem Sterblichen, der zu ſtören wagte! Der Zimmerputzer hat ſich in den Mandoletti-Bäcker, der Bäcker hierauf in den Geheimſekretär verwandelt. Die Signora diktirt kurze

Notizen zur Erledigung der ſtarken Korreſpondenz: der Signor Intendente ſchiebt die Papiere in ſein Portefeuille und zieht ſich zurück in ſein Hofgemach, um zu expediren. Nur eine annähernde Vorſtellung zu geben von der überraſchenden Fertigkeit des Vielſeitigen im deutſchen Briefſtyl, ſchalten wir hier ein paar ſeiner Antworten ein, die er, nach dem Thema, zu variiren wußte, con grazia, in infinitum.

Nummer Eins, an einen Bittſteller: „Eier Wolgeborn! In Erwiderung auf Ihren Allerwertheſten a dato 24 voriges Monat, ſo winſchen Sie eine Unterſtutzung. Dieſen ißt in gegenwärtigen Augenblicken nicht möglick. Aetten Sie fruher, wäre möglick. Haber was nicht möglick, ißt unmöglick. Mit haller Hachtung Ihren haufrickten: Giuſeppe del Sotto, Intendente u. ſ. w.“

Nummer Zwei, an einen Theaterdirektor: „Eier Wolgeboren! In Erwiderung auf Ihren Allerwertheſten a dato 9 laufendes Monat, ſo winſchen Sie von uns heinige Gaſſerollen. Dieſen ißt in gegenwartigen Augenblicken nicht möglick. Denn warum, ſo aben wir ſchon ſo ville Gaſſerollen mit haußwartige Impreſarii, daß wir nicht wiſſen, wie hihne halle befriedigen. Vielleickt auf eine handere Jahren ißt möglick. Mit halle Hachtung u. ſ. w. (wie oben).“

Bis zehn Uhr wurde im Kabinet konzipirt, mundirt, expedirt und hierauf Toilette gemacht. Signor Beppo ging immer ſchwarz, nur mit farbigem Halstuch, Sommers im Strohhut, Winters in einem weißen Cylinder, jeder Zoll ein Gentleman. Er begab ſich zur Poſt, beſorgte die mündlichen Aufträge ſeiner Gebieterin, kaufte ein: Geflügel, Wild, junge Gemüſe, Früchte. Hier ſpielte das Taſchenbuch dieſelbe wichtige Rolle, wie im Sekretariat das Portefeuille: „Butter — due funti (zwei Pfund), Eier — cinque mandole (fünf Mandel)“ u. ſ. w. Heimgekehrt, hüllte ſich Beppo in die weiße Schürze und Mütze des Mundkochs, wobei er der aſſiſtirenden Hausmagd ſelten zu erzählen unterließ, daß auch Roſſini, der göttliche Maëſtro, der Schwan von Peſaro, ſich niemals das Recht nehmen laſſe, ſeine Maccaroni, ſein Riſotto ſelbſt zu komponiren. Bei Tiſch bediente er aber nur die Sängerin; für Gäſte wurden Lohndiener angenommen. Große Diners dirigirte ſein Haushofmeiſterſtab; auch hier wehe dem Sterblichen, der eine ſilberne Gabel fallen ließ oder mit den Tellern klapperte! Ein Blitz aus den funkelnden Augen mit nachfolgendem Donnerſchlag, der im Stillen mittelſt des Stabes applicirt wurde, vernichtete ihn. Abends beſuchte Beppo das Theater, jedoch niemals die Bühne. Er hatte ſeinen Sperrſitz unmittelbar hinter dem Orcheſter, ſtand mit allen Mitgliedern deſſelben auf dem Prieſen-Fuß und übte eine furchtbare Kritik, ſtellenweiſe auch Antikritik, über die Opernvorſtellungen, während er im Schauſpiel regelmäßig ſchlief. Einen Fremden, der ſich neben ihm unterfangen hatte, die Lomond auszuziſchen, warf er im Zwiſchenakt aus dem Parquet in's Orcheſter, ſo daß er mitten in die große Trommel zu ſitzen kam. Er wurde verhaftet und nur auf Verwendung der einflußreichen Prima-Donna wieder losgegeben. „Signora," ſagte er bei der Rückkehr aus dem Polizei-Arreſt, „ich küſſe Ihnen die Füße für meine Freiheit; aber die Strafe war verdient, nicht von mir, ſondern von Ihnen." — „Beppo, was fällt Euch ein?" — „Signora hat wirklich ſchlecht geſungen an jenem unglücklichen Abend; ſie hat zweimal falſch eingeſetzt, einmal zu früh, einmal zu ſpät, und die Schlußkadenz der großen Arie verdorben." — „Ich war zerſtreut, Beppo, müde, indisponirt." — „Signora, dann ſingt man nicht. Man kompromittirt nicht ſeine Freunde." Sie verſprach Beſſerung und erhielt Verzeihung, nicht im Scherz, nein, vollkommen ernſthaft gemeint. Denn aufrichtig und groß war der Reſpekt der Sängerin vor dem muſikaliſchen Urtheil ihres getreuen Beppo. Er beſaß ein unbeſtechlich feines Ohr, angebornen Sinn für Takt und Tempo, Geſchmack und Erfahrung in Verzierungen des Geſanges, und ein eigenes Repertoir neapolitaniſcher Volkslieder, dem die Prima-Donna manches Parade-Rößlein für den Salon verdankte. Deßwegen benützte ſie ihn auch zuweilen im Studium neuer Partieen: zum Geheimſekretär, Haushofmeiſter, Kammerdiener, Koch, geſellte ſich eine abermalige Verwandlung: der Muſikmeiſter. Beppo ſchwur einen körperlichen Eid, er werde auch Amme werden, dry nurse, wie die Engländer ſagen, falls es der Signora einfallen ſollte, was der Himmel verhüte, Kinder zu kriegen.

Außer Beppo umfaßte der Hausſtand Seraphinens nur noch eine präſentable Perſon, Marie, die Jungfer, der wir im Hühnerhof von Rolandseck am Arme Raffael's flüchtig begegnet ſind. Marianka war eine Czechin mit Leib und Seele: ſie trug breite Backenknochen, längliche, etwas ſchief geſtellte Augen und rabenſchwarzes Haar, das, aufgelöst, ſie wie ein Mantel bis herab zum Knie bedeckte, ſprach wenig, hörte und horchte deſto mehr, galt für eine Fee mit der Nadel und dem Bügeleiſen und konnte ohne Theater nicht leben. Ihr Bereich ging über Schlafzimmer, Toiletten-Kabinet und Garderobe der Herrin nicht hinaus. Wagte ſie einmal, Fuß oder Hand jenſeits dieſer Grenzen auszuſtrecken, ſo begegnete ſie auf Schritt und Tritt dem zähen Widerſtand des Italieners. Die Tochter Libuſſa's und der Enkel der Pelasger lebten in unaufhörlichem Kriege mit einander. Da beide das

Deutſche nur gebrochen redeten, fielen ſie in der Hitze des Gefechtes immer in ihre Mutterſprachen zurück und wurden einander vollkommen unverſtändlich. Dergleichen Zankduette waren die Wonne vertrauter Hausfreunde; Graf Wallenberg, des Böhmiſchen und des Italieniſchen mächtig, verſäumte niemals, die zwei Feinde zuſammenzubringen und durch die perfideſte Dolmetſchung zur höchſten Leidenſchaftlichkeit zu ſteigern. Ihre Fehde entſtand, angeblich, aus eitel Liebe und Treue für die Herrſchaft. Marianka's Herz blutete unaufhörlich, weil Beppo, — der Schnipfer, der Salami-Mann, — Pana, die ſo gut und arglos, bei Rechnung ſeiniges betrog. Beppo hinwiederum bezüchtigte die Wilde, das Kalmücken-Geſicht, ſie plaudere die Geheimniſſe der Theater-Garderobe an den erſten Commis der Weinhandlung im Erdgeſchoß aus, mit dem ſie ein Techtel-Mechtel habe. Die Sängerin ſchlichtete den edlen Wettſtreit mit einem Urtheil Salomonis, indem ſie ſagte: „Ihr habt beide recht; nun laßt mich in Ruhe!"

Ruhe . . . Als ob das Leben einer Prima-Donna in und außer dem Hauſe die Ruhe jemals kennen lernen könnte! Ihr Daſein braucht, gleich der Uhr, die Unruhe zum Gehen. Unruhig war denn auch, wie geſagt, unſer Sonnabend-Morgen, zu welchem wir nach einer kleinen Farbenſkizze von Signor Beppo und Mademoiſelle Marie zurückkehren.

Er hielt ſich, der Vielſeitige, ſeit neun Uhr bereits im Speiſezimmer auf und wartete ungeduldig auf das Zeichen der Glocke, das ihn mit der Chokolade und dem ſilbernen Teller voll Briefen und Zeitungen zu der aufgehenden Sonne beſcheiden würde. Das Speiſezimmer iſt ein mäßig großes, höchſtens auf ein Dutzend Gäſte berechnetes Gemach. Von Silberzeug weist das Büffet nur die nöthigſten Stücke auf. An den Wänden hängen, in Kupferſtich und Steindruck, die Porträts berühmter Theater-Größen, mit eigenhändigen Unterſchriften der Sängerin gewidmet; den glänzendſten Rahmen hat ihr Geſanglehrer, ein Neapolitaner, dem ſie den erſten ihr geſpendeten Kranz, eine Erinnerung an San-Carlo, mit Schleifen in den italieniſchen Farben, grün-weiß-roth, auf das Haupt gedrückt. Ein Athemzug der Weltgeſchichte weht durch die welken Blätter dieſes Kranzes. Die Hand, die ihn vor Jahr und Tag geworfen, büßte damals auf Jschia in Eiſen und Banden das Verbrechen, die nationale Tricolore auf den Brettern von San-Carlo gezeigt zu haben . . . Links an den kleinen Speiſeſaal ſtößt der Salon, das einzige Zimmer, das nicht mit reichen Teppichen und Portieren verſehen iſt, weil hier geſungen und muſizirt wird. Zwei Flügel von Böſendorfer theilen ſich mit einer Menge kleiner Etabliſſements für geſellige Gruppen in den weiten Raum: Fauteuils, Chaiſes-Longues, Cauſeuſen, Dos-à-Dos, Eckdivans in bunteſter Unordnung. Blumentiſche, koſtbare Majolikaſchalen, bis an den Rand mit Viſitenkarten gefüllt, deckenhohe Spiegel, drei Lüſtres, ein marmorner Kamin, mit Bronzen bedeckt, wirken zu einem ſtattlichen Geſammteindruck zuſammen, während Etagèren mit fingerlangen Rippen und Porzellan-Püpplein, deßgleichen photographiſche Albums nur durch ihre Abweſenheit glänzen. Ein einziges Bild ſchmückt die Hauptwand: das Porträt des Landesherrn in Oel gemalt, ganze Figur, Geſchenk Seiner Majeſtät zum letzten Namenstage der Künſtlerin.

In dieſem Salon, wie in jenem Speiſezimmer, vor der Thür und an den noch dicht verſchloſſenen Gardinen des Himmelbettes, — überall wurde gewartet. Im Salon befinden ſich zwei Gruppen, die wir uns näher anſehen müſſen. Am Kamin harrt ein Paar ältlicher Herren, der Eine ein Theateragent, Namens Baldrian, der Zweite ein Theater-Direktor, unter der Benennung Salamander im ganzen deutſchen Bühnenſtaat berühmt. Herr Baldrian, der Mächtigſte ſeiner Zunft, erſcheint ſelbſt bei der Prima-Donna nur im bequemen Morgenanzug; die Füße gegen das Bronze-Gitter des Kamins geſtemmt, beide Hände in den tiefen Rocktaſchen vergraben, mit finſtergerunzelter Stirn ſitzt er da. Ihn verdrießt das Warten. Seine Zeit iſt Geld. „Dieſe Prinzeſſinnen aus meinem Theater-Almanach,“ klagt er bitter, „laſſen länger antichambriren, als die des Gothaiſchen.“ Der Salamander zuckt die Achſeln; ein geſchmeidiges, feiſtes, freundliches Amphibium von „Künſtler“ und „Bühnenvorſtand“, in einer wundervollen ſchwarzen Perrücke und einem ſchwarzen Frack, der etwas zu weit iſt (um auf dem Theater auch über Wattirung getragen werden zu können) und auf der linken Bruſt ein paar Maſchen hat zum Einhängen von Sternen und Großkreuzen aus Blech. Seine Handſchuhe, trotz der frühen Stunde buttergelbe, riechen nach Terpentin, weil ſie einige Male gewaſchen worden ſind, und von ſeinen Stiefeln tropft, vielleicht von der Kaminwärme, der Lack auf den Fußboden. Der Salamander beruhigt den Baldrian und ſchlägt ihm, die Zeit zu vertreiben, ein kleines Geſchäftchen vor. „Seid Ihr denn wieder flott?“ fragt der Agent. — „Noch nicht, aber ich hoffe es zu werden, durch die Lomond.“ — „Satanskerl! Dreimal abgebrannt, viermal bankerott gemacht und immer oben auf.“ — „Ich arbeite jetzt an einer neuen Konzeſſion für Pommern.“ — „Die wie vielte iſt das?“ — „Ungefähr das Dutzend voll, das Ausland, Schweiz, Holland, Elſaß, nicht gerechnet.“ — „Und was ſagt der Herr Regierungs-Präſident dazu?“ — „Ich berufe mich auf die Opfer, die ich bei der letzten Landestrauer gebracht habe.“

— „O Salamander ohne Gleichen. Auch von der Landestrauer profitirt er! Als ob man nicht wüßte, daß Ihr zum fünften Male hättet zu Grunde gehen müſſen, wenn der Theaterſchluß nicht zur rechten Zeit gekommen wäre!“ — „Sans Spaß, das Geſchäft ging brillant; beim Sommertheater hätte ich ein Heidengeld herausgeſchlagen.“ — „Ohne die Wintergagen zu bezahlen, Salamanderchen?“ — „Jede Jahreszeit für ſich, Gevatter Baldrian. Aber ſans Spaß, wollt Ihr mir eine Geſellſchaft machen, wenn ich Pommern kriege?“ — „Darüber läßt ſich reden, wenn Ihr's habt. Der jetzigen Direktion, Stullmüller und Breul, ſpiele ich gern einen Poſſen; ſie arbeiten ſeit zwei Jahren nicht mehr mit mir, ſondern mit meinem Erbfeind, dem Muſteragenten, der die Proviſion auf ſechs Prozent herabſetzen wollte, dem Doktor Siebenreuter.“ — „Die Rache iſt ſüß, Baldrianchen. Rächen wir Euch. Seht einmal nach, was Ihr auf Lager habt.“ — Der Agent zog eine Brieftaſche heraus, die mehr Sack als Taſche heißen durfte; ſo ſtrotzte ſie von Briefen, Rechnungen, Zeitungsblättern, Telegrammen, photographiſchen Porträts, Rollenverzeichniſſen u. ſ. w. Er öffnete ſeinen Sklavenmarkt. „Von Johannis ab disponibel,“ las er, „Frau Deubel-Fitzinger, das erſte tragiſche Talent der Gegenwart.“ — „Wohl ſchon mehr Vergangenheit, Baldrianchen?“ — „Unſinn!

Dreißig Jahre alt, Augen wie Minerva, eine Büſte wie Juno, gewachſen wie die Venus Kallipygos. Famoſes Repertoir. Alle klaſſiſchen Rollen. Kein Hoftheater beſitzt eine Jungfrau, die ihr nur das Waſſer reichte." — „Was thu' ich in Anklam mit der Jungfrau? Ich brauche eine muntere Liebhaberin, Spieltenor, Naturburſchen, vor Allem eine Soubrette für Oper und Geſangspoſſe." — „Wißt Ihr was? Nehmt die Mintſchka; ein reizender Balg, achtzehn Jahr alt, den Satan im Leibe. Studirt in allen Offenbach'ſchen Opern. Spielte die ſchöne Helena in Altona zehn Male mit aufgehobenem" . . . — „Abonnement?" — „Nein, Peplon." — Nachdem die Biedermänner eine Minute lang über den köſtlichen Witz gelacht hatten, daß ihre Bäuchlein wackelten, fuhr der Direktor fort: „Sans Spaß! Könnt Ihr mir die Mintſchka liefern? Und nicht zu theuer?" — „Um ein Spottgeld. Sie iſt ſchwer anzubringen, weil kein Direktor es lange mit ihr aushält. Ihrem vorletzten, Heumeiſter in Torgau, hat ſie auf offener Szene eine Ohrfeige gegeben." — „Was that Heumeiſter darauf?" — „Er entließ ſie." — „O Heupferd! Drei Monatsgagen Strafe hätte ich ihr angeſetzt und ein brillantes Geſchäft gemacht. Ich nehme die Mintſchka." — „Ihr ſollt ſie haben, wenn die Konzeſſion da iſt." — „Dazu muß die Lomond herhalten. Wenn ich ein Gaſtſpiel von ihr im Sack habe, kann der Regierungs-Präſident nicht Nein ſagen.“ — „Aber wie wollt Ihr das Honorar aufbringen? Sie ſingt Euch nicht unter hundert Louisd'or.“ — „Ich verſchreibe ihr tauſend, wenn ſie's verlangt. Dergleichen Gäſte bezahlt man ohnehin nicht.“ — „Man bezahlt ſie nicht?“ — „Niemals. Ich verſpreche halbe Einnahme, ganzes Benefiz, Garantie bis in's Blaue hinein. Iſt das Gaſtſpiel vorüber, ſo ſchicke ich dem berühmten Gaſt, wenn er weichherzig iſt, ein halbes Dutzend Theater-Kinder über den Hals, je zerlumpter, deſto beſſer. Ich erſcheine auch, ich ſpreche vom Hungertuch, ich weine; keine Ruhe, bis mir das Honorar erlaſſen wird. Bei hochfahrenden Damen, wie die Lomond, zähle ich in kleiner Münze einen Bettel auf den Tiſch, den ſie ſich anzunehmen ſchämen: ſie werfen ihn mir in's Geſicht, mich zur Thür hinaus, und ich lache draußen in's Fäuſtchen.“ — Der Agent ſah den Direktor mit einem Blicke unverholener Bewunderung an, als wollte er ausrufen: „Wenn ich nicht Baldrian wäre, möchte ich Salamander ſein!“ Jedoch verlor ſich ihr vertrauliches Zwiegeſpräch in dem immer lauter anwachſenden Lärm der anderen Gruppe, die um den weit aufgeſchlagenen Böſendorfer verſammelt war.

Dort erklärte Herr Bullermann, der Verfaſſer der Amazone, dem Redakteur der halboffiziellen Morgenzeitung, dem Baſſiſten Braun und dem Ritter von Blumenberg Tendenz und Charakter ſeiner neueſten Tondichtung: die Sündflut. Er kündigte dieſelbe, mit ebenſo viel Beſcheidenheit als Sehergabe, als das abſolute Kunſtwerk der Zukunft an. Der Meiſter der Schule, die vom „Wagen“ den Namen führt, iſt darin bereits meilenweit überflügelt; er liegt tief unten und hinten, ein überwundener Standpunkt. Ebenſo ſind alle Grenzen und Formen der Kunſt ſiegreich niedergeworfen. Die Sündflut iſt weder Oratorium, noch ſymphoniſche Dichtung; noch weniger kann und will ſie für ein muſikaliſches Drama gelten. „Muſik gewordene Weltgeſchichte“ wäre die etwa einzige, treffende Bezeichnung für das Werk. Zur Aufführung bedarf der „Schöpfer“ eines Theaters von der Größe und Einrichtung des altrömiſchen Cirkus Maximus; der eine Halbkreis wird für die Zuſchauer, der andere für das Orcheſter beſtimmt, während in der Mitte die Sänger und Darſteller ihren Platz haben. Wie die Schauſpiele der Hellenen beginnt das Werk mit Sonnenaufgang, unter freiem Himmel, und endet, nach den nothwendigen Pauſen, um Mitternacht bei bedecktem Raume. Von der Myſterienbühne des chriſtlichen Mittelalters borgt es die Dreitheilung des Schauplatzes, Himmel, Erde, Hölle; von der Neuzeit alle Wunder der Malerei, des Koſtümes und der Maſchinenkunde. Daſſelbe zerfällt in ſieben Theile, wie denn die myſtiſche Zahl Sieben

(ſieben Schöpfungstage oder Epochen, ſieben Farben des Regenbogens u. ſ. w.) in Septimen-Akkorden ſinnig durch das Ganze klingt. Idylliſch iſt der Anfang: Erwachen der Natur bei Sonnenaufgang. Eine Heerde Kühe mit Glocken, — die kein Anachronismus ſind, da Tubalkain das Erz bereits erfunden, — ein Zug Kameele wird über die Bühne getrieben, natürlich in natura. Hirten, ſo viel wie möglich auch in naturalibus, ſingen, tanzen, ſpielen Schalmayen. Hierauf entfaltet ſich das Patriarchenleben in ſeiner Reinheit: Noah, nebſt Töchtern, tritt auf. (Noah — Herr Braun, tiefer Baß.) Dann ein Zwiſchenſtück in der Hölle: ein gefallener Engel, dem Heldentenor zugedacht, wird von Satan, humoriſtiſcher Baßbuffo, auf die Erde geſandt, um die jugendliche Menſchheit zu verderben. Es gelingt ihm nur zu leicht: wer kennt nicht die unwiderſtehliche Macht des hohen C über weiche, weibliche Gemüther? Vierte Abtheilung: rieſige Orgie; alle drei Schauplätze wirken mit. Im oberſten Stock weinen die Engelchöre, in der Mitte brüllen Trink-, Spiel-, Liebeslieder, unten heulen die Triumphdithyramben der Dämonen, worin die ſechzehn Kontrabäſſe, unisono, hohnlachen. Hienach verdunkelt ſich die Bühne, das geſammte Haus, über dem ſich plötzlich eine Decke wölbt. Sündflut, mit wirklichen, von Stufe zu Stufe des Amphitheaters und von einem Tone zum anderen wachſenden Waſſern. Noah baut die Arche; prachtvoller Chor der Zimmergeſellen mit taktgemäßen Axtſchlägen. Chor der Ertrinkenden, decrescendo, während das Orcheſter, die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt, bis in die höchſten Flageolettöne der erſten Geige. Hierauf tiefe Stille. Man ſieht die Arche ſchwimmen. Sechster Theil: Die Noahstauben fliegen aus; das Schlagen ihrer Flügel wird durch einen Schlag mit dem Holz des Fiedelbogens auf die Saiten täuſchend nachgeahmt. Die Waſſer fallen, fallen, fallen; mit einem Ruck durch's ganze Orcheſter ſtrandet die Arche auf Ararat. Dankopfer Noah's und der Geretteten; Jubelchöre im Himmel, (Seraphine — erſter Seraph), Verzweiflung in der Unterwelt, wohin der erſte Tenor in einem Muſikſtück zurückkehrt, das zwiſchen Don Juan und Tannhäuſer, aber hoch über Beiden ſteht. Ein Septimen-Akkord geht mit dem Mondregenbogen auf und in melodiſche Farbenmalerei über. Siebenter Theil: Gründung des Weinbaus, im antiken Sinne aufgefaßt, ſo daß Noah, gleich Bacchus, den Kulturbringer darſtellt. Bacchantiſches Finale.

Von dieſer Schöpfung gab ihr Urheber, Herr Bullermann, ſeinen Getreuen am Piano einen kleinen Begriff. Bei dem Sänger Braun hatten ſeine Intentionen zum Voraus gewonnenes Spiel; derſelbe freute ſich auf die Partie des Noah und gedachte namentlich deſſen Trinkſzene meiſterhaft auszuführen, worin taumelnde und abgebrochene Läufe des engliſchen Horns einen zarten Rauſch wundervoll andeuteten. Ob er's aushalten würde, fragte Ritter von Blumenberg, der bedenklichſte des kleinen, aber auserleſenen Auditoriums. Statt aller Antwort erhob ſich Braun und ſchlug auf ſeinen Bruſtkaſten, der wie ein Faß dröhnte ... Ein geborner Noah! Herr Braun iſt ſechs Fuß lang, wie die meiſten Baſſiſten, unverhältnißmäßig breit, wie viele, und mit einer ſanft gerötheten Naſe verſehen, wie einige von ihnen. Noch größere Skrupel als Vater Noah's Ausdauer verurſachte die Maſchinerie dem einigermaßen ängſtlichen und kritiſchen Ritter Blümchen von Blumenberg. „Wie werden Sie können machen die Sündflut?“ fragte er kopfſchüttelnd. — „Durch Druckwerke; nichts leichter als das.“ — „Wie werden Sie laſſen regnen?“ — „Durch Waſſer, an hohen Glastafeln herabgeſchüttet. Ein leichter Gazevorhang davor macht die Täuſchung vollkommen. Außerdem iſt das Haus halb dunkel, und das Ohr hilft dem Auge, indem es den Regen im Orcheſter hört.“ — „Aber der Regenbogen?“ — „Optiſche Apparate von koloſſalen Dimenſionen bringen ihn glänzender hervor als die Natur ſelbſt.“ — „Und die Tauben?“ — „Haben Sie nicht von Ziegen gehört, die für die Bühne dreſſirt worden? Von den Börſentauben?“ — „Die Arche endlich?" — „Das Schiff aus der Afrikanerin!" — „Tauſendkünſtler! Eine Antwort hat er für Alles." — „Sagen Sie, er iſt Alles in Allem!" rief enthuſiaſtiſch der Mann der Morgenzeitung aus: „Dichter, Komponiſt, Regiſſeur, Dekorateur, Maſchinenmeiſter! Bullermann, Du biſt ein Univerſal-Genie!" — Der Maëſtro wiegte lächelnd das Haupt; wobei es ungewiß bleiben mag, ob das Univerſal-Genie ihm zu viel oder zu wenig ſchien. Die Freunde umarmten einander, über den Böſendorfer hinweg; ein Schauſpiel für Götter: die offizielle Preſſe und die neue Muſik im herzlichſten Einverſtändniß!

Wenige Monate vorher war ihr Verhältniß noch das entgegengeſetzte geweſen. Damals diente das oppoſitionelle Abendblatt als Organ der Zukunftsmänner, während die Morgenzeitung das eine ihrer Häupter einen Waſſerkopf, das andere ein verbranntes Hirn, die geſammte Schule ein Irrenhaus nannte. Der Bekehrungstag von Damaskus iſt inzwiſchen angebrochen, das Blatt hat ſich durchaus gewendet. Vielmehr beide Blätter. Die Morgenzeitung ſchwärmt für die Romantiker, das Abendblatt wüthet gegen ſie. Nur eines iſt beim Alten geblieben: der gegenfüßleriſche Standpunkt beider Organe und ihrer Vertreter. Der Feuilletoniſt der Morgenzeitung, Meyer Hirſch, ſitzt im Salon; das Licht des Abendblatts, Hirſch Meyer, wartet allein im Kabinet der Prima-Donna. Sie dürfen ſich perſönlich nicht begegnen, ſonſt gibt es ein Unglück, Mord und Todtſchlag.

Und doch — wenn jemals zwei Sterbliche durch die Stimme des Blutes, des Berufes, der innigſten Seelenverwandtſchaft zu einem Paar von Buſenfreunden beſtimmt geweſen, ſo ſind es Hirſch Meyer und Meyer Hirſch. Sie gehören zu der intereſſanten Gattung von Säugethieren, die ein Staatsmann der Gegenwart mit dem Namen „Preßjuden“ taufen wollte. Beide führen keineswegs das Steuer in den Redaktionen ihrer Organe; ſie bedienen nur das Feuilleton mit Kunſtartikeln, vermiſchten Nachrichten, Verbrechen und Unglücksfällen. Die halboffizielle Morgenzeitung geht tapfer hinter der Regierung her, durch Dick und Dünn. Ihr Hauptredakteur iſt ein Mann in Amt und Würden, der aus dem Vorzimmer des Miniſters dirigirt wird und auch dirigirt. Sie zeichnet ſich aus durch Berichtigungen, die regelmäßig vier Wochen hinter den Ereigniſſen dreinhinken und niemals ſagen, was geſchehen iſt, ſondern nur im Orakelſtyle leugnen, was geſchehen ſein ſoll. Umgekehrt das Abendblatt, welches ebenfalls durch Dick und Dünn vor der Oppoſition einherläuft. Eigenthümer iſt eine Aktiengeſellſchaft, die in Liberalismus ſpekulirt, je nach dem Tageskurs. Wird das Blatt in irgend einem Staat verboten, ſo reist ein Hauptaktionär ſofort ab, um an Ort und Stelle Buße zu thun. Beſſerung zu geloben. Konfiskationen hingegen ſind beliebte, oftmals abſichtlich herbeigeführte Maßregeln, die den Kurs in die Höhe treiben. Freiheitsſtrafen ſitzt Hirſch Meyer ab nach einer beſtimmten Diätenſkala. Seine Spezialität iſt die Theaterkritik; doch ſchreibt er auch glänzende Leitartikel. Wenn die Kammern einberufen werden, ſo donnert er gegen unzeitige Verſchwendung; es ſind die Regierungsvorlagen noch nicht fertig, die Ausſchüſſe unvorbereitet. Vertagt man dieſelben, dann blitzt Hirſch Meyer von der anderen Seite: Wehe dem Lande, wo die Stimme der Volksvertretung unterdrückt wird! Eben wirft er auf den Schreibtiſch der Sängerin, einem Prachtſtück aus Vieux-Boule, die glühende Improviſation auf fliegende Blatter: „Fuſion der Parteien, Konfuſion der Miniſter“. Pitt und Fox, — nicht die Miniſter, ſondern die zwei Wachtelhunde Seraphinens, — zerren dabei ſpielend an ſeinen herabhängenden Rockſchößen, der Papagei ſpritzt ihm von der Stange herab Hanfkörner und Waſſertropfen in's Geſicht.

Aber die Prima-Donna, aber Seraphina? Wo bleibt ſie, was treibt ſie? Sie ſchläft den Schlaf der Gerechten; feſter als irgend eine Fenella bei Mas Aniello's langer Schlummer-Arie. Erſt als die Sündflut im Salon bis in die höchſten Taſten ihres Böſendorfer ſteigt, als gleichzeitig draußen auf dem Gang der prächtige

Chor der Zauberflöte: O Jſis und Oſiris, überlaut angeſtimmt wird, ein Morgen- und Abſchiedsſtändchen, der Sängerin vom Chorperſonal des Theaters gewidmet, erſt da, gegen zehn Uhr, fährt ſie unruhig und erſchreckt empor. Sie läutet; ein heftiger Zug an der Glocke über ihrem Bett bedeutet Sturm. Marie ſtürzt herbei und reißt die dunkelblauen Vorhänge auseinander. „Was iſt das? Was ſoll das? Wer ſingt da?“ — „Theater-leut’ ſein draußen, Pana, wullen machen Nachtmuſik.“ — „Und drüben am Flügel?“ — „Weiß nit. Salon is ganz vull von Mannsbilder, fremdiges; Beppo hat einlaſſen, Pana.“ — „Wie viel Uhr?“ — „Acht hat geſchlagen, vor paar Stund’, Pana.“ — „Bis zehn Uhr läßt man mich ſchlafen?! Unerhört, abſcheulich! Ich könnte ſterben, keine Seele ſieht nach mir!“ — Wiederum zwei Glockenzüge; der Sturm wird ſtärker, von obligatem Jſis und Oſiris und leiſem Wimmern der Erſäuften aus der Ferne begleitet. Beppo erſcheint ruhig und lächelnd. — „Was unterſtehſt Du Dich, Beſuch zu empfangen, ehe ich auf bin?“ — „Sie mögen warten, Madonna.“ — „Sie ſollen nicht warten, Du auch nicht. Hinaus mit Dir.“ — Beppo verſchwindet, immer ruhig lächelnd. — „Meinen Schlafrock; raſch!“

Nach einer haſtigen Toilette von fünf Minuten rauſchte ſie hinaus, aus dem Schlafzimmer in’s Kabinet. Das zitternde Abendblatt fiel ihr zuerſt in die Hände. „Sie hier, Herr Meyer Hirſch? Was wünſchen Sie?“ — „Hirſch Meyer, gnädiges Fräulein.“ — „Einerlei. Was wünſchen Sie?“ — „Nur einige Notizen, zu einem Abſchiedsartikel: Ihr Leben, göttliche Lomond.“ — „Bin ich todt, daß Sie einen Nekrolog über mich ſchreiben wollen? Ich will nicht einbalſamirt ſein bei lebendigem Leibe!, Verſtanden?“ Damit eilte ſie an ihm vorüber und warf die Thüre hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten. Pitt und Fox bellten ihr nach, der Papagei kreiſchte mit gellender Stimme: „Bravo! Braviſſimo!“ — Im Speiſezimmer ſtand Beppo, und öffnete, ruhig und lächelnd, beide Flügelthüren des Salons dem heranziehenden Ungewitter.

Seraphine begrüßte die frühen Eindringlinge mit ironiſcher Verbeugung. „Entſchuldigen Sie, meine Herren,“ ſagte ſie, „daß ich nicht von acht Uhr Morgens auf dem Paradebett liegen und Cour annehmen kann.“ — Der Agent faßte ſich am erſten ein Herz, während die andern Anweſenden ſcheu zurückgetreten waren. Er haſchte vergeblich nach ihrer Hand und begann eine pathetiſche Anrede, die aber ſofort unterbrochen wurde. „Herr Enzian, oder Thymian, wenn ich nicht irre?“ fragte die zornige Göttin. — „Baldrian, zu dienen, Generalagent Baldrian, geſchickt von der hochfürſtlichen Hoftheater-Intendanz zu …“

— „Ich muß Sie an meinen Intendanten verweiſen. Signor Beppo, den Hut des Herrn Baldrian. Und wer ſind Sie, mein Herr?“ blitzte ſie den Direktor aus Hinterpommern an, indeß Baldrian durch den lächelnden Beppo hinauskomplimentirt wurde. — „Direktor Mander, genannt Salamander; konzeſſionirt für Stargard, Stolpe, Cöslin, Kolberg; Sommertheater in Swinemünde. Feines Publikum. Eine einzige Gaſtrolle rettet meine Geſellſchaft. Brandunglück ..“ — „Genug, genug, mein Herr. Folgen Sie Herrn Thymian zu meinem Intendanten. Er allein kennt meine Dispoſitionen.“ — Der Salamander ſchlich langſam hinaus. — „Nun zu Ihnen, meine Freunde!“ fuhr die Göttin fort. Ritter Blümchen eilte überglücklich herbei und ergriff ihre eine Hand, Bullermann die andere, der Mann von der Morgenzeitung ſuchte verzweifelnd die dritte. „Es thut mir leid, auch Sie verabſchieden zu müſſen. Ich brauche heute Ruhe für morgen. Auf Wiederſehen. Noch Eines. Herrn Hirſch Meyer bitte ich, mir einen Augenblick in mein Kabinet zu folgen.“ — „Meyer Hirſch, meine Gnädige.“ — „Gleichviel. Ich erwarte Sie.“

Die Sonne verſchwand, wie ſie erſchienen war, in Sturmwolken. Der Ritter und der Muſiker ſuchten das Weite; die Morgenzeitung pochte, ungewiß der Dinge, die da kommen ſollten, zaghaft an das Kabinet. Drinnen ſtanden urplötzlich, überraſcht und ergrimmt, die zwei feindlichen Brüder einander gegenüber. Seraphine lächelte, zog eine Schublade ihres Schreibtiſches auf, worin Gold, Silber, Banknoten, Schmuck, Briefe, Karten, Etuis, allerdings in einiger Unordnung, zuſammen lagen und ſprach, indem ſie eine Scheere ergriff: „Ich möchte, ehe ich gehe, ein gutes Werk ſtiften und zwei unverſöhnliche Feinde wenigſtens auf eine kurze Zeit unzertrennlich verbinden.“ — „Unmöglich, niemals,“ ſo lautete die Antwort. — „Laſſen Sie mich den Verſuch wagen. Sehen Sie dieſe Banknote?“ Sie zeigte einen preußiſchen Hundertthalerſchein und ſchnitt ihn mit einer künſtlichen Wellenlinie in zwei ungleiche Theile, jedem der Gegner einen davon darbietend. „Seid einig — einig — einig,“ rief ſie dazu aus und verſchwand im Schlafzimmer, die Kritiker ſich ſelbſt überlaſſend. Sie hatten wie unwillkürlich die ſonderbare Abſchiedskarte der Sängerin aus ihrer Hand genommen und ſahen ſprachlos zuerſt ihr nach, dann ſich an. Meyer Hirſch erwachte vor Hirſch Meyer aus der Verzauberung und rannte eilig hinaus; Hirſch Meyer noch eiliger hinter Meyer Hirſch drein. Und in der That erfüllte ſich der Künſtlerin Wunſch, wenn auch nur für eine einzige Stunde. Man ſah Hirſch Meyer und Meyer Hirſch, ein nie dageweſenes Schauſpiel, ſelbander zunächſt in einen Buchbinderladen treten und dort mit Kleiſter und Pinſel eine geheimnißvolle Operation vornehmen. Hierauf gingen ſie, wiederum ſelbander, in das Wechſel-Comptoir zur rothen Roſe, aus dem ſie mit rothen Geſichtern zurückkehrten, um alsbald auf den alten, entgegengeſetzten Wegen davonzurennen. Niemand hat das Räthſel dieſer engen, aber ach! nur flüchtigen Freundſchaft zwiſchen Morgenzeitung und Abendblatt jemals gelöst.

Seraphine ſtreckte ſich, erſchöpft durch ihren frühen Feldzug, noch einmal auf dem kaum verlaſſenen Lager aus. Beppo verabſchiedete auf ihren Befehl mit einem Geſchenk die Supplikanten und die Choriſten, welche auf Iſis und Oſiris noch das ſchöne Volkslied: „Ach! iſt es möglich denn, daß ich Dich laſſen muß!“ zum Beſten gaben und eben an ein drittes Stück gehen wollten. Alle übrigen Morgenopfer wurden mit kurzem Dank angenommen, das Bremer Album dem knurrenden Vater Winter unbeſchrieben zurückgeſtellt, und ſo kehrte allmälig, draußen und drinnen, der Frieden in das bedrängte Hauptquartier der Amazone zurück. Sie erholte ſich unter den Händen Marianka's, die ihre Fußſohlen ſtreichelte; ein untrügliches Mittel, die aufgeregten Nerven zu beſchwichtigen.

Beppo brachte die Chokolade und die erſten Erdbeeren des Jahres, welche Ritter Blümchen perſönlich hatte zu

Füßen legen wollen, der mit ſchnödem Undank Belohnte. Aber alle dieſe Aufmerkſamkeiten vermochten nicht, die finſteren Wetter zu zerſtreuen, hinter denen an dem ſtürmiſchen Sonnabend die Sonne aufgegangen war. Die Liebkoſungen der Wachtelhündlein, das Geplauder des Papageien, ſie blieben unerwiedert. Die Amazone klagte, mehr ſich ſelbſt als ihren Getreuen, die Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit ihrer Lage. Die Heldin, welche, einen Augenblick vorher, alle ihre Feinde und Freunde mit eigener Kraft aus dem Felde geſchlagen hatte, geberdete ſich nicht anders, als wäre ſie ein ſchwaches, erbarmenswerthes Kind. Signor Beppo bemerkte ihr dieß beim Einſchenken. „Signora haben,“ ſo ſagte er mit feierlichem Ernſt, „ſich ſelbſt geholfen, beſſer und tapferer, als es der ſtärkſte Mann vermöchte.“ — „Das heißt, ich war wieder einmal recht heftig.“ — „Superba,“ rief Beppo mit komiſcher Emphaſe aus. — „Ueber dieſe verwünſchte Leidenſchaftlichkeit, die ich niemals werde bezwingen lernen! Sie macht mich unausſtehlich für Andere, unglücklich in mir ſelbſt. Daß ich ein Mittel wüßte, mich zu zähmen, eine Hand, die mich zurückhielte, einen Mann, dem ich mich unterwerfen könnte, — einen . . . Meiſter!“ —

Sie nahm, in Gedanken verloren, ein Blatt von ihrem Nachttiſch, ein Billet, deſſen Sigel ein Wappen mit der Grafenkrone trug. Geſtern Abend ſpat, nach dem Konzert, war es abgegeben worden. Wallenberg kündigte ihr darin auf heute Mittag ſeinen Beſuch an, in wichtigen Angelegenheiten. Errieth ſie die letzteren, oder nicht? Von den zahlreichen Briefen und Karten, die eingelaufen, beſchaftigte ſie ſich nur mit dem einen, kleinen, bereits geleſenen Billet. Sie ſtudirte die zierliche Handſchrift, die faſt einer weiblichen glich, das Wappen, den Stempel; ſie rollte das ſtarke Papier, hellblau mit Silberrand, um ihre Finger. „Es ſind ſeine Farben, Wallenberg's Farben,“ ſagte ſie, „und die meinen: blau und weiß.“

Nach geraumer Zeit ſprang ſie haſtig auf und rief Beppo zu: „Ich bin für Niemanden zu Hauſe, außer für den Grafen Wallenberg, der nach zwölf Uhr kommen wird. Für Niemanden, hörſt Du? Geh' und beſorge das Nöthige. Und Du, Marie, komm' zum Anziehen. Du ſollſt mich ſchon machen, ſo ſchön Du kannſt; aber kein Auge darf das Gemachte ſehen. Gib mir den weißen Morgenüberrock, die blaue Sammetjacke.“

Die Amazone rüſtet ſich zum Kampfe.

7. Ein alter Römer.

Auch Theſeus hatte ſeine beſten Waffen angelegt zu der verhängnißvollen Begegnung. Als Beinſchienen trug er hellgraue Frühlings-Pantalons, als Bruſtharniſch ein Gilet von dunkelblauem engliſchem Sammetplüſch mit ſchwarzen Juddknöpfen, als Mantel einen kurzen ſchwarzen Gehrock mit Seidenkragen; ſämmtliche Stücke Meiſterwerke aus den Ateliers von Duſauton zu Paris. Sein Helm war der feinſte Filzhut, der Handſchuh, den er der Amazone hinzuwerfen gedachte, ein däniſcher von erſter Qualität. Aber das Antlitz des kampfbereiten Heroen zeigte nicht die gewöhnliche Munterkeit und Friſche. Unter dem ſonſt ſo klaren Auge lagerten dunkle Schatten, die nicht von dem trefflichen Diner im Forſthaus ſtammen konnten, vielleicht eher von einer ſchlafloſen Nacht. Auf der Rückfahrt war zwiſchen ihm und Maler Roland noch ein Langes und Breites verhandelt worden über die Ehe im Allgemeinen und diejenige des Letzteren insbeſondere. In verſchwiegenem Kämmerlein hatte der Diplomat dieſe wichtigen Betrachtungen fortgeſetzt, mit Anwendung auf ſein eigenes Ich, auf das kritiſche Zeitalter, in dem er ſich befand, und auf ſeine Zukunft. Daraus war ſpät aber feſt der Entſchluß hervorgegangen — nun, ein ſehr merkwürdiger Entſchluß, den uns der Verlauf dieſes unſeres ſiebenten Kapitels in ganzer Größe und in allen ſeinen Folgen darthun wird.

Kurz nach zwölf Uhr läutete er bei Fräulein Lomond an. Da Beppo noch abweſend war, führte ihn Marie ſofort ein, und zwar nicht in den Salon, ſondern in das Kabinet, wo die Sängerin ſeiner harrte. Die erſte gegenſeitige Begrüßung, der Handkuß, ſo leicht er ſcheinbar gegeben und empfangen wurde, ein kurzes, vorbereitendes Schweigen verriethen die Erregtheit, in welcher ſich Beide befanden. Es lag eine elektriſche Spannung in der Atmoſphäre des kleinen Gemachs, aus dem alle Störer entfernt worden waren, auch Pitt und Fox und der geſchwätzige Papagei. Als man Platz genommen, die Dame auf dem Eckdivan, der Herr in einem Fauteuil an ihrer Seite, mit kluger Berechnung das Licht in ſeinem Rücken, hatte der Mann von Welt ſeine volle Sicherheit wiedergewonnen und ſchlug mit aller Fertigkeit das Vorſpiel des Geſprächs an. „Mein Fräulein,“ ſagte er, ſeinen Hut neben ſich auf den Teppich ſtellend, „Sie kennen die römiſche Geſchichte?“ — „So viel zu Norma oder der Veſtalin nöthig iſt; wenig mehr.“ — „Immer genug, um zu wiſſen, wie jener alte Römer hieß, der in den Senat von Karthago eintrat — oder war es anderswo? mein Livius iſt mir nicht gegenwärtig —

ſeine Toga feierlich in Falten ſchlug und den verſammelten Vätern zurief: „Hier bringe ich Frieden und Krieg! Nun wählet!“ — „Eine Kriegserklärung, Herr Graf? Sie erſchrecken mich!“ — „Ich will kurz und offen ſein, mein Fräulein, wie der alte Römer oder ein neuer Diplomat. Ich erſcheine bei Ihnen in außerordentlicher Sendung zweier Großmächte. Meine Toga enthält zwei Heirats-Anträge für Sie.“ — „Nur zwei? Es vergeht keine Woche im Jahre, die mir nicht mindeſtens eben ſo viele bringt. Wo ein Kaufmann zu Grunde gehen will, wenn ein junger Kavalier ſeinen Marſtall ſtandesgemäß zu montiren gedenkt, ſpekuliren ſie zunächſt auf meine Hand. Die Hand einer Sängerin iſt Gemeingut. Laſſen Sie ſich von Signor Beppo in ſein geheimes Archiv führen; ein großes volles Fach deſſelben trägt die Aufſchrift: Offerte di matrimonio.“ — „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mich nicht zum Träger ſolcher Botſchaften hergeben würde. Was ich bringe, ſind ernſte, ehrenhafte Werbungen. In der linken Seite der Toga“ — er faltete ſeinen Rockſchooß zuſammen — „ſteckt kein geringerer Freiersmann, als Herr Hans Heinrich Krafft; Sie ſehen, wie ſeine Schwere die antiken Falten beinahe zerreißt.“ — Seraphine lächelte, aber ohne jedes Zeichen von Ueberraſchung. Der Geſandte fuhr fort: „Auf jedes Jahr, das er im Verhältniß zu Ihnen zu viel haben mag, legt er mit freigebiger Hand eine Million; ſein Haus kennen Sie. Er bietet Ihnen, und das mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſpäter Neigungen, ſein Herz.“ — Das Lächeln verſchwand. Die Sängerin ſpielte nachdenklich mit den Quaſten und Franſen des Divans. Nach kurzem Schweigen fragte ſie: „Und das Gegengewicht zur Schwere dieſes erſten Antrags? Karthago hatte zwiſchen Krieg und Frieden die Wahl, Herr Abgeſandter. Wen birgt die rechte Seite der römiſchen Toga?“ — „Einen Freund, mein Fräulein,“ war die ſehr ernſte Antwort, „den Maler Roland.“ — Seraphine wurde blaß bis in die rothen Lippen hinein. Die Hand, die mit den ſeidenen Quaſten tändelte, klammerte ſich feſt an ſie, um ein tiefes Zittern zu verbergen. Es entſtand eine ſchwüle Stille, in der man jeden leiſen Pendelſchlag der Vieux-Boule-Uhr auf dem Schreibtiſch deutlich vernahm, beinahe auch den noch raſcheren, lauteren Herzſchlag der Amazone. Graf Wallenberg beobachtete ſie ſcharf; er fühlte ſich nicht weniger als ſie bewegt. Nachdem ſie ihre Faſſung wieder erlangt, ſprach ſie, den diplomatiſchen Vermittler feſt anblickend: „Sie nennen ſich Roland's Freund, Herr Graf. Ich glaube Ihnen, daß Sie es ſind. Haben Sie als ſolcher ſeine Werbung gutgeheißen?“ — Er zögerte. — „Offen und ehrlich, wie ein alter Römer.“ — „Wohlan, offen und ehrlich, nicht wie ein alter Römer, ſondern als ſein und Ihr Freund: Nein.“

Seraphine ſprang auf, vielmehr ſie wollte aufſpringen. Der Graf ergriff ihre Hand, die eiskalt war, ſo kalt, daß er es durch den Handſchuh hindurch ſpüren konnte, und hielt ſie zurück. Er bat: „Hören Sie mich ruhig an und aus, mein Fräulein. Die Sache, eine ſehr zarte und ſchwierige, ſteht folgendermaßen. Aus nahe liegenden Gründen wünſcht Herr Krafft ſeine Tochter vor ſich vermählt zu ſehen. Er will Fräulein Armgard keine Stiefmutter in's Haus führen. Nun weiß er, oder glaubt als ſcharfſichtiger Vater zu wiſſen, daß ſeine Tochter eine geheime Neigung für ihren Meiſter hegt; vielleicht eine von dieſem getheilte. Eine Verbindung zwiſchen Roland und Armgard ſcheint mir, und wohl nicht mir allein, nicht bloß äußerlich vortheilhaft für unſeren Freund, ſondern auch ein tieferes, dauerndes Glück in ſeinem Leben. Ich denke dabei gar nicht einmal an ihren Reichthum, vielmehr an die innere Wahlverwandtſchaft der beiden verſchiedenen Naturen. Sie iſt ein kluges, feines Weltkind, mit gerade ſo viel Phantaſie als nöthig, um einen Künſtler zu verſtehen, zu feſſeln. Sein Weſen, durchaus auf die ideale Seite des Lebens gerichtet, verlangt zur Ergänzung einigen geſunden Realismus. Nicht bloß in der Staatskunſt, auch in der Ehe gilt die Lehre von der heilſamen Vereinigung ungleichartiger Größen. Seraphine Lomond und Roland, die gefeierte Prima-Donna und der berühmte Maler, ſind ein herrliches Geſchwiſterpaar. Als ſolches haben Beide Jahre lang in den reinſten und edelſten Beziehungen zu einander geſtanden. Die plötzliche Ueberſetzung dieſer idealen Beziehungen in den poſitiven Eheſtand wird ein gewagter Verſuch. Die natürliche, ja nothwendige Unſtätigkeit jeder Künſtlerlaufbahn widerſtrebt der Verſchlingung zweier in eine. Atelier und Bühne vertragen ſich nicht. Der Maler braucht eine Hausfrau, welche die Sängerin nicht ſein kann; die Sängerin einen Hausherrn, der im Maler nicht ſteckt, im Künſtler überhaupt nicht. Wäre die Ehe nichts weiter, als ein freies Bündniß der Herzen, ſo gäbe es keine ſchönere, höher geſtimmte, als eine Ehe zwiſchen zwei Künſtlern. Aber ſie iſt mehr als das oder weniger; ſie iſt, trocken geſagt, ein Geſellſchafts-Vertrag mit höchſt ernſten, äußerlichen, proſaiſchen Vorausſetzungen, über welche keine Poeſie des Gemüths hinweghilft. Dieß meine Theorie, theuerſte Freundin, nicht kurz, und vielleicht auch in Ihrem hochfliegenden Sinne nicht gut, aber aus der Praxis gezogen, durch ſie bewährt." — „Und dieſe Theorie," fragte Seraphine, die aufmerkſam zugehört hatte, weiter, „dieſe Theorie haben Sie Herrn Roland vorgetragen?" — „Offen und ehrlich, wie Ihnen; geſtern

Abend, auf unſerer Rückkehr vom Forſthaus.“ — „Roland gibt Ihnen recht?“ — „Sein Verſtand muß, mag ſein Herz wollen oder nicht.“ — „So will es nicht?“ drang Seraphine in ihn ein, und es war, als ob eine heimliche Hoffnung, ein halber Jubelton aus ihrer letzten Frage klänge. — „Sein Herz iſt, wie das Ihre, ein echtes Vollblut-Künſtlerherz. Es weiß nicht, was es will. Es träumt heute von Ihnen, morgen von Armgard. Aber unſanft wird es aus dieſem Traume erwachen, ſobald es eine Verbindung geſchloſſen hat, bei welcher die eherne Stimme des Verſtandes nicht gehört worden iſt.“ — „Ich weiß genug und bitte Sie, mich einige Augenblicke zu entſchuldigen.“ Mit dieſen Worten erhob ſich Seraphine langſam und zog ſich in ihr Schlafzimmer zurück. Graf Wallenberg blieb allein; ein nicht unzufriedenes Lächeln ſpielte um den feinen, geſchloſſenen Mund. Theſeus glaubte vielleicht den Gürtel der Amazone ſchon in der Hand zu haben? Gemach, gemach!

In dem dunkelſten Winkel des Schlafzimmers ſtand ein Betſtuhl, darüber eine kleine, marmorne Bildſäule der Jungfrau mit dem Kinde. Vor ihr warf ſich Seraphine nieder, zu einem Gebet ohne Worte: „Madonna, Mutter Gottes, gebenedeite Schutzpatronin, ſiehe, ich komme zu Dir, nicht im hohlen Gaukelſpiel einer Opern-Preghiera, nein, Madonna, in heiligem, heißem Ernſt. Steh' mir bei zu dem großen Opfer, das ich bringe. Mein blutendes Herz leg' ich Dir zu Füßen, mit allen ſeinen geheimen, thörichten, ach! und doch ſo ſüßen Wünſchen. Nimm es hin. Es iſt Dein, da es ſein nicht werden kann. Ihm gib alles Glück, das ich mir rauben muß . . .“

„Amen,“ hauchte ſie und ſtand auf. Die Kunſt der Schauſpielerin half der Natur des Weibes. Sie trat an die Toilette und kühlte mit der Haarpuder-Quaſte das glühende Geſicht. Keine Thräne im Auge, aber auch kein Lächeln auf den Lippen, erſchien ſie wieder vor dem doppelten Brautwerber. Ihr goldenes Haar leuchtete um die weiße Stirn wie der Nimbus einer Märtyrerin. „Herr Graf,“ ſagte ſie mit heller Stimme, „ich danke Ihnen für Ihren weiſen Rath. Mehr noch, ich folge ihm. Sagen Sie unſerem Freunde, daß ſein Antrag mich hoch ehrt und erfreut, daß er beinahe mich gerührt hätte, daß ich aber bei reiflicher Ueberlegung der Stimme der Erfahrung und Freundſchaft, der Ihrigen, Graf Wallenberg, Gehör gebe und für mich frei bleibe. Ich wünſche dringend, daß auch Roland durch Sie ſich beſtimmen laſſe und mir bald, recht bald ſeine Verlobung mit Fräulein Krafft anzeige.“ — Wallenberg küßte ihre Hand und erwiederte: „Meinen Glückwunſch zu Ihrem raſchen, muthigen Entſchluß. Doch welche Antwort bringe ich auf den ſchweren Antrag aus der linken Rocktaſche?“

— Die Sängerin beſann ſich eine Weile, ehe ſie erwiderte: „Wie hoch ſchätzen Sie Herrn Krafft's Vermögen, Graf Wallenberg?“ — Er ſtutzte und ſah ſie erſtaunt, faſt mißbilligend an, indem er bei ſich dachte: „Sie iſt geſcheidt genug, die Millionen für die Jahre anzunehmen, wie ich vorausgeſehen.“ Worauf Seraphine, ebenſo im Geiſt, entgegnete: „Wie falſch mich der welt- und menſchenkundige Diplomat in dieſem Augenblicke doch beurtheilt! Er meint, ich frage um das, was mir der Vater zubringt, während ich nur die Mitgift der Tochter für Roland kennen möchte, um zu wiſſen, ob ſie mein Opfer aufwiegt?“ — „Wie reich Krafft iſt,“ ſagte Wallenberg darauf, „mag er ſelbſt kaum ſagen können. Unermeßlich, ſagt die Börſe. Indeß, wer ſchätzt dergleichen unberechnete Größen richtig ab? Und welchen Schwankungen, welchen Gefahren bleibt ein ſolcher Beſitz in meiſt künſtlichen Werthen immer ausgeſetzt!“ — „Wenn ich Sie recht verſtehe, mein freundlicher Rathgeber, ſo warnt mich die Stimme des Verſtandes auch vor dieſer Verbindung, die doch augenſcheinlich eine wahre Vernunftheirat heißen kann.“ — „Vielleicht; vielleicht auch nicht.“ — „Wie? Finden Sie denn hier nicht diejenigen Gegenſätze in vollſter Schärfe vor, welche Ihre Theorie der ungleichartigen Größen zu einer gelungenen Ehe verlangt? Atelier und Bühne vertragen ſich nicht, ſagen Sie. Sie ſind zu nahe verwandt, um ſich heiraten zu dürfen. Einverſtanden. Welchen Grad der Seelenverwandtſchaft entdecken Sie aber zwiſchen Theater und Börſe? Meine Silberſtimme, wie Meyer Hirſch ſie nennt, und das Gold der Firma Hans Heinrich Krafft gäben, dächt' ich, vereinigt einen guten Klang." — „Sie haben mich falſch verſtanden," rief Wallenberg eifrig aus. „Das Herz ſoll nicht ganz ſchweigen bei dem wichtigſten Entſchluſſe des Lebens, die Vernunft nicht allein reden. Nur ein Kompromiß zwiſchen beiden liefert das richtige Reſultat. Ihre Vermählung mit Papa Krafft wäre, wie ſag' ich denn nur, zu verſtändig. Sie würde Ihre künſtleriſche Natur, welche ihre vollberechtigten Anſprüche hat, nicht zu befriedigen im Stande ſein. Der Unterſchied der Jahre . . ." — „Wird ausgeglichen durch eine Million für jedes. Lautete nicht ſo Ihr eigener Ausſpruch, Herr Graf?" — „Den Sie verkannt haben, liebes Fräulein, wenn Sie ihn ſo deuteten, als ſollten Sie ſich gleichſam an den Meiſtbietenden verkaufen. Wenn Sie ſich einmal entſchließen, aus dem Glanz der Bühne in das Privatleben herabzuſteigen . . ." — „Das werde ich, früher oder ſpäter, müſſen; darum beſſer, es geſchieht zu früh, als zu ſpät." — „Wär' es möglich, daß Sie in der Fülle der Kraft entſagen, auf dem Gipfel Ihres Ruhmes und Ihrer Herrſchaft abdanken könnten?" — „Sie kennen die Kehrſeite der Münze nicht, Graf Wallenberg, weil Sie nicht hinter die Couliſſen geblickt haben. Ich darf Ihnen geſtehen, daß ich das Theater von Herzen müde bin. Es war meine Heimat nicht, ſollte auch nicht Ziel meines Wegs, nur eine Station darauf ſein. Glauben Sie mir, mein Freund, wenn ich morgen Abend in der Amazone nicht nur der hieſigen Bühne, ſondern dem Theater überhaupt Ade ſagen mußte, ſo wäre dieß Opfer nicht das ſchwerſte meines Lebens." — „Wenn das iſt, Seraphine, ſo ſteigen Sie, nicht doch, ſo ſpringen Sie mit gleichen Füßen von den Brettern, die die Welt bedeuten, auf jene, die die Welt ſind. Verlaſſen Sie die Bühne, aber nicht, um in dem Comptoir oder in dem bürgerlichen Salon Krafft's unterzugehen, ſondern um von einer Höhe zur andern überzutreten, vom Theater in die Geſellſchaft; herrſchen Sie in Wahrheit und Wirklichkeit als Dame, wie Sie bisher als Prima-Donna nur in einer Welt des Scheines geherrſcht haben." — „Jetzt verſtehe ich Sie nicht, Herr Abgeſandter." — „Weil ich vergeſſen habe, Ihnen zu ſagen, daß die römiſche Toga eine dritte Taſche hat, die Bruſttaſche, gerade an der Stelle, wo das Herz ſchlägt." — „Das Herz eines Diplomaten, das nur dem Verſtande folgt." — „Wenn es nicht mit dem Verſtande auf und davon läuft." — Graf Wallenberg griff in die bezeichnete Taſche und zog ein elegantes Büchlein, aus dieſem eine Viſitenkarte hervor, hellblau mit ſilberner Einfaſſung, auf welcher in Kupferſtich zu leſen ſtand: Le Comte Auguste de Wallenberg, Chambellan et Ministre de . . . und ſo weiter; zwei Reihen voll ſtolzer Titel. Er überreichte mit tiefer Verbeugung die Karte der Sängerin und ſagte mit ſcherzhaftem Tone, der aber ſeine Aufregung nur ſchlecht verbarg: „Aller guten Dinge ſind drei.“

Seraphine warf ſich, laut auflachend, in die blauen Kiſſen zurück. — „Iſt das meine Antwort?“ fragte erſtaunt, wenn nicht verletzt, der Brautwerber für eigene Rechnung. — „Beſter Graf, Sie verlangen doch nicht, daß ich Ihren Antrag für etwas Anderes nehmen ſoll, als für das, was er iſt: ein Impromptu, das humoriſtiſche Scherzo, mit welchem Sie Ihre ernſte Symphonie ſchließen?“ — „Auf Ehre, mein Fräulein, mir iſt ſelten im Leben ſo ernſt zu Muthe geweſen wie heute. Eine unruhige Nacht gab mir Anlaß zur Einkehr in mich ſelbſt, deren Ergebniß, ſo wenig ſchmeichelhaft und erfreulich es für mich iſt, ich Ihnen mit ganz undiplomatiſcher Offenheit mittheilen will, damit Sie mich richtig verſtehen.“ — „Sie machen mich neugierig.“ — „Ich feiere, was Sie juſt Niemandem ohne Noth zu wiederholen brauchen, allernächſtens mein vierzigſtes Wiegenfeſt.“ — „Das beſte Alter des Mannes.“ — „Sehr verbunden. So ſagt man ihm zum Troſte, nachdem das gute Alter vorüber iſt. Ich bin erzogen gleich den Meiſten meines Standes: durch das Leben; nachdem mir ein ſchlechter Hauslehrer von dem Wenigen, was er wußte, das Wenigſte beigebracht hatte. Der zweite Sohn einer alten und reichen, aber auch zahlreichen Familie, trat ich in die Diplomatie, wie meine jüngeren Brüder in die Armee, die Marine, die Kirche. So lange der ältere, der Majoratsherr, meine Schulden bezahlte, habe ich gehörig welche gemacht. Die Wucherer aller europäiſchen Hauptſtädte kennen meine Unterſchrift. Seit weder ſie, noch mein Bruder mir mehr borgen, fange ich an, mich zu rangiren. Zwar ſteht meine Bilanz noch nicht ſo günſtig und feſt, daß ein vorſichtiger Hausvater, wie Papa Krafft, mir auf mein ehrliches Geſicht unbeſchränkten Kredit geben würde, aber ich habe mich doch aus dem Gröbſten herausgearbeitet. Eine ſolide Ehe wird mich ganz und gar auf feſten Grund und Boden ſtellen, zu geſchweigen davon, daß ſie auch meinem Hofe wohlgefällig iſt, der ungern ſieht, wenn ſeine Vertreter unbeweibt ſind und kein Haus machen. Das meinige iſt ungaſtlich genug. Nur um den nächſten geſelligen Verpflichtungen zu genügen, laſſe ich alljährlich zur Karnevalszeit meine Schweſter, Aebtiſſin des Stiftes zu Kaltenmünſter, auf Beſuch kommen. Sie dirigirt meine kleinen

Hausbälle wie ihre Kapitel-Sitzungen mit finſterem Ernſt. Bei meinen Garçon-Diners verſchwindet ſie, ehe der Kaffe erſcheint, weil ihr die Cigarre ein Greuel iſt. Kurz, meine Junggeſellen-Wirthſchaft läßt Anderen viel, mir Alles zu wünſchen übrig, ſo daß eine eheliche Verbindung für mich die Erlöſung von manchem Uebel werden kann; obenan die Tyrannei meines Kammerdieners, neben welchem Signor Beppo wie ein weißes Lamm an Einfalt und Redlichkeit daſteht."

Seraphine unterbrach die Geſtändniſſe des Diplomaten. „Es kann Ihnen, Herr Graf," ſagte ſie, „nicht an Gelegenheit zu den glänzendſten Partieen gefehlt haben." — Er entgegnete kopfſchüttelnd: „Nicht Alles, was glänzt, iſt Gold. Auch ſuche ich Geld und Gut nicht allein, nicht einmal zuerſt. Bisher hat nur der Verſtand geſprochen, hören Sie auch mein Herz. Allerdings iſt es nicht mehr jung genug, dieß Herz, um die Erſtlinge ſeiner Liebe darbringen zu können, aber es verlangt ſolche auch nicht zur Erwiederung, und es iſt nicht ſo alt, daß es nicht einem edlen und ſchönen Weibe noch eine warme, würdige Stätte zu bereiten vermöchte." — „Irre ich nicht," lächelte Seraphine, „ſo war das Herz, von dem Sie ſprechen, ſchon eine Zeitlang bewohnt von derſelben jungen Dame, die Sie jetzt Herrn Roland beſtimmen wollen." — „Ich leugne nicht, daß ich mich für Armgard Krafft intereſſirt habe. Allein meiner Verheiratung mit ihr ſteht mein bekannter Grundſatz entgegen: derjenige von den gleichartigen Größen, die nicht zur Ehe ſtimmen. Sie iſt ein kleines, kluges Weltkind, wie ich heute ſchon einmal geſagt habe. Deßhalb paßt ſie zu Roland, deſſen tiefſinniges Künſtlergemüth viel aus ihr machen wird, aber nicht zu mir, der ich auch nicht mehr bin als ein Menſch von dieſer Welt, wenn auch ein alter. Für mich taugt nur eine außerordentliche Perſönlichkeit, ein neues, meinem Leben bisher fremd geweſenes Element, ein Weſen höherer Art, mit einem Wort oder Namen: Seraphine. Sie erinnern ſich, daß Verbindungen zwiſchen der erſten Geſellſchaft und dem Theater nicht ungebräuchlich ſind; der engliſche Pairs-Almanach weiſt eine Reihe Beiſpiele auf. Die Ariſtokratie des Talents vermiſcht ſich noch am Leichteſten mit der Geburtsariſtokratie, viel leichter, als mit dem maſſiven oder plattirten Geldadel. Ich kann mir uns Beide als ein wohl aſſortirtes Paar denken. Ueber das heimliche Achſelzucken meiner Standesgenoſſen, der ſogenannten Mesalliance wegen, ſetze ich mich hinweg. Dieß Vorurtheil wird uns um ſo weniger berühren, als meines Bleibens in der hieſigen Reſidenz nicht lange mehr iſt. Der erſte Botſchafter-Poſten, der in Rom, Paris, London, Petersburg offen wird, gehört mir. Wir treten in eine vollkommen neue Sphäre, beginnen gemeinſam ein neues Leben. Ihr Talent, Ihr Geiſt, Ihre Schönheit ſchmücken unſer Haus; meine Stellung in der Geſellſchaft erbaut Ihnen ein Piedeſtal, gediegener und erhabener als die Bühne. Ich geleite Sie auf Höhen des Lebens, von welchen Ihnen wunderbare Fernſichten aufgehen, und ein weiter Horizont ſich erſchließt. Sogar der Theilnahme an meinen Arbeiten werden Sie, mit Ihrer raſchen Auffaſſung und vielſeitigen Bildung, Geſchmack abgewinnen. So ſind Sie in jedem Sinn und Betracht zu meiner beſſeren Hälfte geeignet, wie keine andere. Und wie nahe Sie meinem Herzen ſtehen, das habe ich, wahrhaftig zu meiner eigenen Verwunderung, erſt erfahren, als die gleichzeitige Doppelwerbung mir die Gefahr Ihres Verluſtes zeigte. Laſſen Sie mich denn noch einmal, in ganzem, gutem Ernſte, Sie für mich um dieſe reizende Hand bitten, welche Sie ſowohl Roland wie Krafft verſagen müſſen, und gönnen Sie mir eine freundliche Antwort, wenn Sie ſich von dem Schreck über die drei Freier an einem Morgen erholt und Ihren großen Entſchluß, von der Bühne auf immer Abſchied zu nehmen, zur That gemacht haben.“

Graf Wallenberg griff nach ſeinem Hut, er wollte aufbrechen. Seraphine winkte ihm zu bleiben. Sie ſprach: „Entziehen Sie ſich meinem Danke nicht, Herr Graf.

Den ſchulde ich Ihnen zuerſt für Ihr Vertrauen, das ich erwiedern werde; dann für Ihren Antrag, der, ehrenvoll und ſchmeichelhaft an ſich, für mich den beſonderen Vorzug hat, zu raſcher Entſcheidung über ſchwebende Lebensfragen mich zu nöthigen. An dem Scheidewege, an welchem ich angelangt bin, zwiſchen Sein und Nichtſein, Bühne und Haus, alter oder neuer Welt, da thut die Hand eines kundigen Führers, eines Freundes wohl. Ich faſſe die Ihrige mit Zuverſicht.“ — „Und behalten ſie? Sagen Sie Ja, Seraphine!“ — „Uebereilen wir nichts. Für heute mag es genug ſein an dem zweimaligen Nein, das ich Ihnen für Herrn Krafft und . . . für Roland zur Antwort gebe.“ — „In den Korb für Papa Krafft hoffe ich den Brautkranz ſeiner Tochter legen zu können, zum Troſt des würdigen alten Herrn, zum Heil unſeres Freundes Roland. Welchen Beſcheid aber habe ich auf meine eigene Anfrage von Ihnen zu erwarten?“ — „Laſſen Sie mir Zeit, bis wenigſtens meine hieſigen Verpflichtungen gelöst worden ſind, und . . . bleiben Sie mir nahe in den Tagen des ſchweren Kampfes mit mir ſelbſt.“ — „Dieſe Erlaubniß empfange ich als eine günſtige Vorbedeutung für meine Werbung.“ — „Des Einen dürfen Sie gewiß ſein, daß ich Ihrer werth bin, Graf Wallenberg. Dieſe Hand kann ſich zum ewigen Bunde ohne Beben in die Rechte jedes Ehrenmannes, auch des beſten, des höchſtgeſtellten legen; ſie iſt rein von jedem Makel.“ — „Wer zweifelt daran, meine theure Seraphine?“ — „Im Stillen Sie ſelbſt. Leugnen Sie nicht, Wallenberg. Sie äußerten eben, daß Sie die Erſtlinge der Liebe weder bieten konnten, noch fordern wollten. Und dann kenne ich unſere vornehmen Herren. Ihre Jugend bringen ſie zu in dem zweifelhaften Dunſtkreiſe der Demi-Monde, ihr reiferes Alter innerhalb jener chineſiſchen Mauer, mit welcher ſich die Geſellſchaft, die vorzugsweiſe ſo genannte, nach Außen abſchließt. Die Begriffe von weiblicher Tugend und Würde, die ſie aus beiden Sphären mitbringen, ſind nicht die beſten. Gerathen ſie nun gar in Berührung mit dem Paria-Volk des Theaters, ſo kann der Herr Baron, der Herr Graf, der Herr Fürſt ohne Weiteres als Cäſar verfahren: kommen, ſehen, ſiegen. Aus kurzer Hand wirft er der Tänzerin, der Schauſpielerin ſein Schnupftuch zu, überzeugt, daß es nicht zurückgewieſen wird, wenn ein Brillantſchmuck oder eine Brieftaſche voll Banknoten darin verborgen iſt.“ — „Welche finſtere Lebensanſchauung ſpricht aus Ihnen!“ — „Es iſt diejenige Ihres Standes, Herr Graf, aber, dem Himmel ſei Dank, nicht die richtige. Ich ſtehe ein für den meinigen, obwohl ich für ihn nicht geboren und erzogen bin. Es gibt im Halbdunkel, im Schmutz der Bühne noch reine und ſtarke Weiblichkeit, ſo gute wie in Jhren Salons, in den Stuben des Bürgerhauſes, ja beſſere, weil ſie ſchlimmere Proben zu beſtehen hat. Ueber die wohlfeile Tugend eurer jungen Mädchen aus gebildeten Ständen, die das Auge einer nur zu erfahrenen Mutter nicht zu täuſchen vermögen und dafür, ſobald ſie ihm entronnen ſind, den Ehemann hinter dem Rücken oder auch in's Geſicht hinein belügen und betrügen! Rechnet doch ab, wo am Meiſten verführt und entführt, Ehe verſprochen und gebrochen wird, auf unſerem Theater oder auf dem eurigen! Und doch — wie ausgeſetzt ſind wir von dem erſten Schritt an auf unſerem hohen, hellen, aber ſchlüpfrigen Wege den feinen und plumpen Werbungen Einzelner, dem berauſchenden Beifall der Menge, dem Aufruhr unſerer eigenen Sinne, dem zwanglos freien Verkehr mit den gefährlichſten Männern! Wer da feſtſtehen will, muß ſich auf ſich verlaſſen, muß ſich ſelbſt bezwingen können. Mit Stolz darf ich ſagen: ich habe es gethan. Mein Leben liegt offen unter dem Auge der Welt; es iſt kein Fehltritt darin. Meine Vergangenheit wird nicht den geringſten Schatten werfen in das Haus, das ich als Frau betrete, und wäre es das glänzendſte!“

Die Künſtlerin war aufgeſtanden, fortgeriſſen vom Strom ihrer Empfindungen, durch das Bewußtſein ihres

Werthes gehoben. Ueberwältigt fiel ihr Wallenberg zu Füßen mit dem Ausruf: „Sie ſind ein Engel, Seraphine! Seien Sie mein guter Engel: ziehen Sie mich hinauf in Ihre lichte Höhe!“ — Sie erwiederte, abwehrend und einlenkend: „Nicht ſo, mein Freund! Stehen Sie auf, ich bitte Sie. So ſchmeichelhaft es iſt, einmal einen wirklichen Grafen vor ſich knieen zu ſehen, ſtatt der Herzöge und Ritter vom Theaterzettel — es beſticht mich nicht. Wir ſind von der Bühne daran gewöhnt.“ — „Sie ſpotten, Seraphine.“ — „Ich will nur Sie und mich zurückführen in das verlaſſene Gleis eines ruhigen, ernſten Geſpräches unter Freunden. Dieß geſchieht am Beſten, indem ich Ihnen von der nüchternſten, niedrigſten Proſa des Lebens, vom Gelde ſpreche. Setzen Sie ſich noch einen Augenblick zu mir.“ — „Sie legen es darauf an, mich zu verletzen.“ — „Warum? Haben Sie mir Ihre Schulden gebeichtet, ſo darf ich Ihnen meine Armuth bekennen. Zwiſchen uns ſoll keine Täuſchung walten; ich weiß, daß Sie nicht nach Geld freien; die reichſte Erbin würde Ihnen nicht entgehen. Sie aber müſſen wiſſen, daß ich nicht reich bin, nicht einmal wohlhabend für Ihre Verhältniſſe, mag mich das Gerücht auch dafür ausgeben. Meine Ernten zählen erſt ſeit einigen Jahren. Ich brauche viel für Andere, nicht wenig für mich. Wie hoch ſich mein erworbenes Vermögen beläuft, iſt mir nicht bekannt. Als ich meinen getreuen Finanzminiſter, Herrn Krafft, zum letzten Male danach fragte, vor einem Jahre etwa, antwortete er mit der runden Summe von hunderttauſend Thalern; er fügte hinzu, nur das erſte Hunderttauſend ſei ſchwer zu erwerben, die folgenden kämen von ſelbſt nach, wenn man fein vernünftig wäre und das liebe Kapital ungeſtört arbeiten ließe. Ich fürchte, ich bin nicht vernünftig geweſen; ich habe gezogen, gezogen, gezogen, zur gewaltigen Unzufriedenheit meines ſparſamen Verwalters, mit dem ich heute wieder abrechnen wollte. Das geht nun natürlich nicht an. Und doch muß ich Ordnung in meine Angelegenheiten ſtiften, Papa Krafft ſeiner Vormundſchaft entheben, die er nun nicht länger wird führen mögen, Signor Beppo entlaſſen oder in eine ſtrengere, verantwortliche Stellung bringen. Eine Menge verdrießlicher Geſchäfte. Auch für ſie bin ich an den Rath des erfahrenen Freundes gewieſen.“ — „Befehlen Sie über mich.“ — „Sobald ich frei bin, werden wir eine lange, lange Konferenz mit einander halten; nach der Sonntags-Oper.“ — „Darf ich Sie vorher nicht beſuchen?“ — „Wenn Sie die Bühne nicht ſcheuen, ſind Sie mir im zweiten Zwiſchenakt willkommen.“ — „Alſo auf Wiederſehen auf dem Schlachtfeld, ſchöne Amazone.“ — „Morgen Abend, Theſeus.“

Entzückt küßte der Graf ihre Hand und ging. Als er ſchon in der Thür war, rief ihn Seraphine zurück. „Graf Wallenberg!“ — „Mein Fräulein?“ — „Ich habe noch etwas auf dem Herzen.“ — „Herunter damit; je mehr, deſto beſſer.“ — „Etwas, das ich bisher Niemandem in der Welt offenbart, keinem Kollegen, nicht einmal dem brüderlichen Freunde Roland. Der heutige Tag, das Geſpräch mit Ihnen, die Nähe der Entſcheidung über mein Schickſal öffnen alle verroſteten Schleuſen in meinem Inneren.“ — „Wenn Sie wüßten, wie glücklich mich Ihr Vertrauen macht!“ — „Haben Sie noch eine Viertelſtunde für mich übrig?“ — „Mein Leben gehört Ihnen, Seraphine!“ — Sie trat an den Schreibtiſch, öffnete ein verborgenes Fach und nahm eine kleine, mit blauem Sammet überzogene Schatulle heraus, auf deren Deckel ein Wappen in Silber geſtickt war; Sammet und Stickerei ſahen verblaßt, abgeſchoſſen aus. Dabei rang ſich ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt. Den geheimen Inhalt dieſer Schatulle hatte ſie vor Roland's Augen ausbreiten, ihm als Erwiederung ſeines Kindermärchens erzählen wollen, was nun ein Anderer hören ſollte. . . . Nachdenklich ſank ſie in den Seſſel am Schreibtiſch und ſtützte den Ellbogen auf dieſen, den Kopf in die Hand; Wallenberg hatte ihr gegenüber Platz genommen, ſichtlich geſpannt und unruhig. Nach einer ziemlichen Pauſe begann ſie mit trübem Lächeln: „Wie ſagten Sie vorhin, Wallenberg? Sie würden ſich über das Vorurtheil Ihrer Standesgenoſſen gegen die Mesalliance mit mir hinwegſetzen; war es nicht ſo?“ — Er nickte. — „Dieſen immerhin gewagten Sprung könnte ich Ihnen erſparen, wenn wir ſo weit mit einander wären. Mein Uebergang von der Bühne in die Geſellſchaft würde nur eine Rückkehr ſein.“ — „Wär's möglich? . . .“ — „Daß eine Künſtlerin Ihrem Stande angehörte, Herr Graf? Warum nicht?“ — „Sie ſind von den Unſrigen?“ jubelte Wallenberg auf. „Nun leugne man noch die Stimme der geheimen Blutsverwandtſchaft, die ſämmtliche einzelne Glieder unſeres Standes zu einem und demſelben Körper macht. Auch wenn wir uns nicht kennen, erkennen wir uns, ahnen uns an jenem unnennbaren Etwas, das . . .“ — „Das Sie an mir ſeit jahrelangem Verkehr nicht haben entdecken können,“ unterbrach ihn lächelnd Seraphine, „und das Sie in derſelben Minute finden wollen, in welcher ich Ihnen das Geheimniß verrathe. Laſſen wir das, mein beſter Graf, und erlauben Sie mir, in dieſer Sache anderer Anſicht zu ſein und zu bleiben als Sie, vielleicht nur, weil ich nicht zum deutſchen Adel gehöre.“ — „Ich erinnere mich, daß die Sage ging, Sie ſeien ſchwediſcher Abſtammung.“ — „Ganz richtig; das Abendblatt erzählte, da ich mein hieſiges Engagement antrat, ich käme aus fabelhaft hohem Norden, etwa aus Iſenland, wie die grimme Brunhild, meine rothhaarige Ahnfrau. Worauf die Morgenzeitung halboffiziell berichtigte, meine Heimat ſei vielmehr Sizilien, mein Geſchlecht normänniſchen Urſprungs. Beide waren gleich gut unterrichtet, wie das zu geſchehen pflegt. Ich bin eine Schottin.“ Seraphine ſchloß die kleine Schatulle auf und legte ein Päckchen Briefe, vergilbte, zum Theil ſchwarz geränderte Blätter, das Porträt eines Greiſes und die Bleifederzeichnung eines hochländiſchen Schloſſes auf den Tiſch. „Hier haben Sie die Adreſſe, das Bild meines Vaters, hier mein Vaterhaus. Nehmen Sie, leſen Sie!“ Sie ſenkte noch tiefer ihr Haupt und verhüllte mit beiden Händen die blauen Nixen-Augen.

Graf Wallenberg ergriff mit einiger Scheu das dargebotene Räthſel. Auf den Briefen ſtand: To the Earl of Menteith, Menteith-Castle, near Callander, Scotland. Das Porträt, eine verblichene Miniatur, zeigte ein Geſicht mit ſtrengen, düſteren Zügen, Haar und Brauen ſchneeweiß; in die Stirne gedrückt die ſchottiſche Mütze, blau und weiß geſäumt, mit der Spielhahnfeder; um die Schultern geſchlungen den blau und weiß gewürfelten Plaid. Menteith-Caſtle erſchien als ein grauer, halbverfallener Bau, mit hohen Mauern und ſchweren

Thürmen, mitten in Moor und Haide gelegen; im Hintergrund ein melancholiſcher See, von Bergen überragt und beſchattet.

Nachdem der Graf geraume Zeit in die moderduftigen Zeugniſſe einer fernen, fremden Vergangenheit geblickt hatte, begann er mit leiſer Stimme: „Ich begegne hier einem der ehrwürdigſten Namen aus der ſchottiſchen Geſchichte.“ — „Er iſt geſtrichen,“ erwiederte die Sängerin in dumpfem Tone, „aus dem goldenen Buche des Adels der drei vereinigten Königreiche, aus der Reihe der Lebendigen. Der letzte Graf von Menteith liegt begraben in der Gruft ſeiner Ahnen auf Inch-machome, das heißt auf der Inſel der Ruhe, im See von Menteith. Seine einzige Tochter, Lady Mary Menteith, iſt für die Welt ertrunken in den Tiefen des Loch-Lomond ... Sie ſitzt vor Ihnen, Wallenberg!“ — „Séraphine!?“ — „Seien Sie ruhig, mein Freund! Wenn ich Ihnen mein Leben ausführlich erzählen wollte, würden Sie keine Kriminalgeſchichte neueſten Styls hören, allerdings aber ein Stück Romantik aus Walter Scott's Schule, oder auch die Senſations-Novelle eines neuengliſchen Blauſtrumpfs. Ich könnte anfangen wie Lady Milford in der großen Szene des zweiten Aktes ... Doch ich will Sie nicht erſchrecken, Herr Major Ferdinand von Walter. Es kommt kein Fürſt in dem ziemlich einfachen und kurzen Roman vor. Sie müſſen ihn kennen, um nicht irr an mir zu werden. Der Schluß — bleibt Ihnen vielleicht anheimgegeben.

„Mein Vater, der letzte Graf von Menteith, war ein ſchottiſcher Edelmann von echtem Schrot und Korn, katholiſchen Glaubens, ein begeiſterter Anhänger der Ueberlieferungen ſeines Hauſes und ſeines Volks. Wie der Häuptling eines Clans ſaß er auf ſeinem Stammſchloß, in ſteter Fehde mit den Nachbarn, auf Händen getragen von den Seinigen, denen er als ein vortrefflicher Gutsherr, ein Laird von altem Schlage, in patriarchaliſchem Regiment vorſtand. Wenn er ſeinen erblichen Sitz in der Pairskammer zu London einnahm, machte er dem Miniſterium eine ziemlich unfruchtbare, aber deſto erbittertere und hartnäckigere Oppoſition. Er haßte Graf Derby und Lord Palmerſton mit gleicher Glut, donnerte gegen die Hochkirche und ſchwärmte, mit Kindeseinfalt und Greiſenblindheit zumal, für eine unmögliche Selbſtſtändigkeit Schottlands unter einem eigenen, rechtgläubigen König, für Herſtellung der Clans, der Adelsvorrechte, für Staats- und Geſellſchaftsformen, die Märchen geworden ſind und niemals wieder zur Wirklichkeit werden können.

„Zweimal war er vermählt geweſen, ohne einen Erben zu ſehen. Seine ſtattlichen Beſitzungen fielen, wenn er ohne männliche Nachkommenſchaft verſtarb, an

Verwandte, zwar auch Schotten, aber proteſtantiſcher Religion und engliſcher Politik. Ein unerträglicher Gedanke für ihn. Im ſechzigſten Lebensjahr ſchritt er zu einer dritten Ehe. Vier Jahre ſpäter fühlte ſich Lady Menteith geſegneten Leibes. Sein Jubel kannte keine Grenzen. Daß das Kind ein Knabe ſein mußte, ſtand über jedem Zweifel. Die Halle von Menteith-Caſtle wurde nicht leer von Gäſten, von Freudenfeſten. Aus den entlegenſten Gegenden ſtiegen ſie herab, die Söhne des Clans, um ihren Laird zu beglückwünſchen, auf die Geſundheit des jungen Herrn zu trinken. Sein Name war ſchon beſtimmt: David, der Name der alten Könige Schottlands. Zimmer wurden für ihn gerichtet, die ſonnigſten des finſteren Schloſſes, kleine Gebirgspferde eingeſtellt zu ſeinem Dienſt, eine Amme geworben, die kein Wort Engliſch ſprach, ein Erzieher, bei dem er aus Oſſian, nach dem Urtext, leſen lernen ſollte. Lady Menteith verging vor Angſt und Sorge über das tolle Gebahren, das ſie Gott verſuchen nannte: ſie war ein ſchwaches Weib, das vor dem Earl zitterte, unterwürfiger als ihre niedrigſte Magd. Da ihre Stunde gekommen, gab ſie — mir das Leben, und verlor das ihrige aus Schreck über die furchtbare Täuſchung. Zehn Tage nach ihrer Entbindung ward ſie zur Ruhe gebettet, auf dem Eiland der Ruhe, neben ihren beiden Vorgängerinnen.

„Ich bin fünf Jahre alt geworden, Wallenberg, ohne meinen Vater zu ſehen . . . Er hat mich gehaßt, Wallenberg. Wenn ein Schrei ſeines unſchuldigen Kindes zufällig ſein Ohr traf, gerieth er in ſchäumende Wuth. Meine Warterin, die, mich im Arme tragend, ihm eines Tages auf der Wendeltreppe des Waſſerthurms begegnete und nicht raſch genug ausweichen konnte, jagte er mit der Hetzpeitſche aus dem Hauſe, obwohl ſie ihre Schürze über mich geworfen hatte . . . Vorüber, o vorüber!

„An körperlicher Pflege ging mir nichts ab. Ich wuchs gedeihlich auf unter den Kindern der Schloßdienerſchaft, der Fiſchersleute am See Menteith. Am Abend meines ſechsten Geburtstages holte mich der alte Kammerdiener des Earls, im Stillen mein zärtlicher Freund, in die Bibliothek. ‚Ihr ſollt zum Laird kommen, Miß Maria,' ſagte er. — ‚Warum ſoll ich?' — ‚Er iſt Euer Vater, wißt Ihr?' — ‚Ich weiß.' — ‚Ihr müßt ihn lieb haben.' — ‚Muß ich?' — Er ſeufzte, ergriff meine Hand und führte mich hinauf. Er war viel bewegter als ich, da wir zuſammen die ſteinernen Stufen langſam emporſtiegen und in das hohe, dunkle Zimmer traten. Der Earl ſaß im Lehnſtuhl am Kamin, in welchem ein mächtiges Feuer loderte. Ich ſehe ihn noch, den weißen Kopf wie mit Blut übergoſſen vom Widerſchein der Flammen. Scheu ſtand ich an der Thüre, die Walter, der Kammerdiener, hinter mir geſchloſſen hatte. Wir waren allein. Mir graute aber gar nicht. Da ſich der alte Mann im Lehnſtuhl nicht rührte, ging ich gerade auf ihn los und ſagte in gäliſcher Mundart laut, was mir Walter auf der Treppe einſtudirt hatte: ‚Gott ſegne meinen lieben Herrn und Vater!‘ — Mit einem Male fühlte ich mich von zwei bebenden Armen emporgehoben, an ſeine Bruſt gedrückt, daß ich vor Schmerz hätte aufſchreien mögen, und meine Stirn von einem Thränenſtrom überſchwemmt, ſo heiß, daß mir iſt, als brennten mich heute noch die Tropfen bis in alle Haarwurzeln hinein.

„Von dieſer Dämmerſtunde an bis zu der Nacht, worin mein Vater ſtarb, bin ich wenig mehr von ſeiner Seite gekommen. Er hat mir ſpäter geſagt, daß der Ton meiner Stimme ihn ſo mächtig bewegte, ihn bekehrte zu dem neuen Leben, das für uns Beide begann. Ich ſchlief neben ſeinem Schlafgemach, theilte ſeine Mahlzeiten, folgte ihm auf einem ſicheren Pony zur Jagd, fuhr mit ihm in den See zu fiſchen und Waſſervögel zu ſchießen. Oftmals, wenn ich in geſtrecktem Galopp ohne Bügel mit fliegendem Haare in den Schloßhof ſprengte, nachdem ich mein Pferdchen in die Schwemme geritten, oder mit meiner kleinen Büchſe ein Rebhuhn mitten aus der aufgehenden Kitt herunterlangte, klopfte der Vater freudeſtrahlend meine glühenden Wangen und ſagte zu Walter: „Würde ſie nicht einen kapitalen Buben gegeben haben?“ Worauf ſich der alte Getreue immer abwandte und ſchmerzhaft ſeufzte. Allmälig lernte ich Sinn und Grund dieſes Wunſches begreifen, der unwillkürlich aus dem gebrochenen Herzen meines armen Vaters hervorquoll, wie Blut aus einer ſchlecht geheilten Wunde. Ich erinnere mich, daß es eine Zeit gab, wo ich niemals mein Nachtgebet ſprach, ohne aus eigener Erfindung hinzuzufügen: Maria, heilige Mutter Gottes, gebenedeite Schutzpatronin, laß mich doch morgen früh als ein Knabe aufwachen, damit Pa, mein lieber Pa nicht mehr traurig iſt! Dieſer kindliche Wunſch verwuchs ſo feſt mit mir, daß ich, auch nachdem ich zu reiferen Jahren gelangt, mich ernſthaft fragte, ob es einem Mädchen gar zu ſchwer fallen würde, die Eigenſchaften eines Knaben zu erwerben? In allen männlichen und ritterlichen Uebungen that ich es dem wildeſten Jungen gleich: ich ritt, fuhr, focht, ſchwamm, ſchoß mit jedem um die Wette und war dabei mit zwölf Jahren eine vollkommen entwickelte Jungfrau. Von weiblichen Künſten und Fertigkeiten beſaß ich hingegen nur eine: Geſang und Muſik; ein Erbſtück meiner Mutter, die eine vorzügliche Harfenſpielerin geweſen war und ſchottiſche Balladen vorzutragen wußte wie eine Meiſterin. Allein im Spinnen, Stricken, Nähen, Sticken blieb ich ſchauderhaft zurück; ich erinnere mich, daß eine Jagdtaſche, die ich Papa auf ſeinen Namenstag verehrte, mit zwei Kaninchen durch meiner Hände Arbeit verherrlicht, den alten Herrn in die ausgelaſſenſten Lachkrämpfe verſetze.

„Nachdem ich vom Schloßkaplan die heilige Firmung erhalten, ſollte ich ein Fräulein werden, in die Welt treten. Doch war von geſelligem Zwang nicht viel die Rede. Wir lebten einſam, nur mit wenig Nachbarn verkehrend. Der Earl nahm mich aber von nun an mit auf weitere Reiſen. Wir beſuchten Edinburgh, die Seen, die Berge, die Inſeln unſerer herrlichen Heimat. Ich lernte ihre Geſchichte kennen, und die unſeres Hauſes, ſeine glorreiche Vergangenheit, ſeine dunkle Zukunft. Auch in meine eigene ließ mich der Vater einen bangen Blick thun. Ich war dem Erben ſeines Beſitzthums zur Frau beſtimmt, einem künftigen Herzog, dem Sohne eines ſchottiſchen Vaters, einer engliſchen Mutter, die in London zu leben pflegten. In den Schulferien beſuchte uns einmal der Jüngling, der meines Alters ſein mochte, aber ein blaſſes, frühreifes, wenn nicht welkes Bürſchlein, mit Sitten eines Mannes und dem verweichlichten Dialekte der Hauptſtadt. Er ſagte ſtatt Menteith-Caſtle nie anders als Menteith-Caſſel, und betrachtete daſſelbe, mich eingeſchloſſen, bereits als ſein Eigenthum. Bei einem Morgenritt mit mir zwang ich ihn durch Hohn und

Spott über einen Graben zu ſetzen, den ich mit Leichtigkeit genommen hatte. Er ſtürzte und brach den Arm dabei. Das vergab er mir niemals, mit um ſo größerem Rechte, als ich ihn noch derb auslachte und die Pflege des Kranken den Dienern und Mägden überließ. Ich war ihm zuwider, er mir. Daß er bei der Einrichtung des gebrochenen Armes ohnmächtig wurde, ſchien mir verächtlich. Ach, mein Freund, die Amazone iſt in mir nur allzuzeitig zum Durchbruch gekommen!

„In meinem fünfzehnten Jahre, ſeinem achtzigſten, ſtarb mein Vater. Von London, von Edinburgh, von Glasgow berief der Telegraph die Leidtragenden, die lachenden Erben, die Advokaten, die Notare, die Schreiber; ein langer, ſchwarzer Zug krächzender, beutegieriger Raben. Die Todtenglocke auf dem kleinen Eiland der Ruhe im Menteith-See wimmerte den ganzen Tag, bis ſie ihn, mit Fackeln und auf Kähnen, hinübergeſchafft in ſeine letzte Ruheſtätte. Das Landvolk war meilenweit aus der Umgegend herbeigeſtrömt, ihm das Geleit zu geben und in der Halle den Leichenſchmaus zu feiern. Ich ſtand allein, auf Gottes weiter Welt mutterſeelenallein, in einem Erkerfenſter des Waſſerthurms und ſah die Fackeln durch den Nebel glimmen wie Funken und hörte, vom Nachtwind herübergeweht, die Klänge der Todtenmeſſe. Das war eine bange, bange Nacht!

„Am nächſten Morgen hing über dem Hauptportal des Schloſſes das große Trauerwappen der Earl von Menteith. Von den Thürmen flatterte, mit Flor umwunden, ihr blauweißes Banner. Das Kabinet meines ſeligen Vaters, die Familienpapiere enthaltend, war mit mächtigen Siegeln verſchloſſen. Fremde Menſchen gingen im Hauſe ab und zu, geſchäftig, lärmend, zum Theil luſtig. Ein Herr, den ich in Edinburgh flüchtig geſehen hatte, ſtellte ſich mir als mein Vormund vor und kramte einen tiefen Sack voll Akten, Rechnungen, Briefen aus. ‚In vier Wochen,‘ ſagte er, ‚wird das Teſtament des verlebten Earl von Menteith in der Halle feierlich eröffnet und geleſen werden. Seine Gnaden der Herr Herzog kommen zu der Handlung von London herauf.‘ Mir ward unheimlich zu Muthe. Die ſchweren Thürme, die dicken Mauern drückten auf mein junges, wundes Gemüth. Ich mußte fort, um jeden Preis und ohne Verzug fort. Mit Einwilligung meines Vormunds und der Anverwandten, die mir übrigens theilnehmend und gütig begegneten, zog ich mich mit Walter, der Haushälterin und meiner Jungfer zurück auf ein kleines Jagdſchloß, das ſich der Earl von Menteith hart am Ufer des Lomond-Sees erbaut hatte, und zwar an der ſchönſten Stelle deſſelben, unweit Tarbet, gegenüber der maleriſchen Felspartie, welche unter dem Namen: Rob-

Roys Gefängniß bei allen Touriſten berühmt iſt. Rob-Roys-Lodge hieß die ſchmucke, freundliche Villa, im gefälligſten Cottageſtyl erbaut. Von ihren Fenſtern und Galerieen hat man eine wunderbare Ausſicht auf den König der ſchottiſchen Seen, Loch-Lomond, und den Rieſen der ſchottiſchen Berge, Ben-Lomond, der ſeinen breiten Fuß in die weite, glänzende Waſſerfläche taucht und das ſpitze Haupt faſt immer in graue Nebel und Wolken ſtreckt. Dort fand ich, was ich zunächſt brauchte: Ruhe und Abgeſchiedenheit. Ich fing ein zweites Leben an, von dem erſten gar ſehr verſchieden. Meine Flinte roſtete über dem Kamin, die Ponies wurden feiſt und faul im Stalle. Ich las, ſchrieb, zeichnete, ſang. Nur die Seefahrten gab ich nicht auf. Mit Walter oder Jeanie, meinem Mädchen, welches Ruder und Steuer eben ſo gut wie ich zu führen verſtand, beſtieg ich den kleinen Nachen und kreuzte auf Loch-Lomond, bald längs den Ufern, bald quer hinüber, ſtundenlang. Man ließ mich gewähren. Erſt als ich das ſiebenzehnte Jahr erreicht hatte, entboten mich die Verwandten nach London, wo ich meine erſte Seaſon machen, an Hof und in die Welt kommen ſollte, mit allem Glanze, die der letzten Tochter der Menteith gebührte. Ich folgte ungern und nur in ſo weit leichten Herzens, als mein Zukünftiger nicht daheim, ſondern auf dem Kontinent verweilte. Die Reiſe entſchied über mein Leben. Im Theater der Königin hörte ich die erſte Oper, eine italieniſche. Als der Vorhang fiel, war der in meinem Innern aufgegangen: die Bühne, nicht das ſtolze Herzogshaus an Belgrave-Square, ſtand als höchſtes Ziel, unverrückbar, vor meinen flammenden Augen. Was kümmerten mich Bälle, Routs, Drawing-Rooms? Abend für Abend, bis tief in die Nacht hinein, ſaß ich in dem finſterſten Winkel der herzoglichen Loge, das ſüße Gift in tiefen Zügen einſaugend; den Tag über, den lieben, langen Sommertag, hinter der Harfe und dem Flügel, die geſchickteſten Meiſter des Geſanges, der italieniſchen Sprache an meiner Seite. Meine Verwandten ſtörten mich nicht, in dem Wahne, meine Leidenſchaft für die Muſik ſei die Thür, durch welche ich aus meiner Wildniß in die große Welt eintreten werde. Umgekehrt. Ich wollte durch ſie ihrer großen Welt entſchlüpfen und einer verhaßten Verbindung, deren Vollzug beabſichtigt war, ſobald ich das neunzehnte Jahr erreicht haben würde.

„Im Herbſt, am Schluſſe einer beſonders langen und reichen Seaſon, kehrte ich nach Rob-Roys-Lodge zurück, den Plan meiner Flucht fertig und feſt im Kopfe. Der einzige Vertraute deſſelben war Walter, der mich unterſtützen, mich begleiten mußte. An Geld gebrach es mir nicht: aus der Freigebigkeit meines Vaters und meinen reichen Jahreseinkünften hatte ich Erſparniſſe gemacht, die für einige Zeit jeder Sorge überhoben. Als Walter's Nichte, auf ſeinen Namen und Paß wollte ich reiſen. An einem nebligen Oktobermorgen beſtiegen wir Zwei das kleine Boot und fuhren über den See, an einem öden Punkte des jenſeitigen Ufers unbemerkt ausſteigend. Der Kahn ward in die höher als gewöhnlich gehenden Wellen zurückgeſtoßen, mein Hut, mein Tuch, Walter's Plaid, die Ruder in das Waſſer geworfen. Wurden ſie gefunden, ſo galten wir unfehlbar für verunglückt, ertrunken. Und ſo geſchah es denn auch. In Neapel legte mir der alte, getreue Freund meiner Kindheit und unſeres Hauſes mit vorwurfsvollem Kopfſchütteln das engliſche Zeitungsblatt vor, in welchem unter der Rubrik ‚Lamentable death by accident‘ gemeldet ſtand, der letzte Zweig vom Stammbaume der Menteith habe in einem Sturm auf Loch-Lomond ein frühes und trauriges Ende gefunden. In Wahrheit hatte ich mit meinem neuernannten Oheim auf einer kleinen Station das Dampfboot des Sees beſtiegen, Balloch, und dort die Eiſenbahn nach Glasgow gewonnen, den londoner Nachtzug erwiſcht, in Catherine-Wharf das bereit liegende belgiſche Poſtſchiff erreicht und am nächſten Nachmittag in Oſtende den Boden des Feſtlandes glücklich betreten. Alles mit engliſcher Geſchwindigkeit und Genauigkeit. Von Oſtende ging es über

Paris, Marſeille, nach Neapel. Zwei Jahre ſpäter ſtand ich in San-Carlo zum erſten Male auf den Brettern, getauft nach dem See, in dem ich untergegangen war, ungefähr zu derſelben Zeit, wo ich in der Heimat hätte an den Traualtar treten müſſen. Ich debütirte als Donna del Lago, als Fräulein vom See, in Roſſini's köſtlicher Oper. Mit welcher Empfindung ich, im Hintergrunde des Theaters in einem Kahne ſitzend, die ‚holde Morgenröthe‘ begrüßte, welche die heimatlichen Berge um Loch-Catherine mit transparenter Theaterbeleuchtung vergoldete, brauche ich nicht zu beſchreiben. Mein Walter hatte den entſcheidenden Abend, leider, nicht erlebt: er ſtarb, am Heimweh oder am Herzſchmerz über die unverwindbare Schmach, daß die letzte Gräfin von Menteith dem italieniſchen Bettelvolk für Geld was vorſingen wollte.

„Ich ſtehe am Ende meiner Novelle, Wallenberg. Daß ich in Neapel Roland gefunden, ſpäter Sie, und wie ſich von San-Carlo aus meine Künſtlerlaufbahn geſtaltet, wiſſen Sie. Ob ſie morgen endigt, was folgen mag . . .? Das weiß der Himmel!“ —

Die Sängerin ſchwieg, erſchöpft und zugleich erregt von ihren Erinnerungen. Graf Wallenberg, der ihr mit wachſender Theilnahme zugehört hatte, ergriff und küßte, ſich zum Abſchiede erhebend, noch einmal ihre Hand.

„Ich will Ihnen jetzt nicht ausſprechen, was ich empfinde,“ ſagte er mit gerührter Stimme, „und wie tief Ihre wunderbare, märchenhafte Mittheilung mich erſchüttert hat. Doch nur mit den heiterſten Hoffnungen ſcheide ich von Ihnen, um wiederzukehren, bald wiederzukehren. Faſſen Sie Muth, meine theure Freundin, und einen Ihrer würdigen Entſchluß. Der erſte Theil Ihres Lebens liegt verſunken in Seestiefen, ein köſtlicher Hort, den ich zu heben und zu bergen gedenke. Möge den zweiten der Scheiterhaufen der Amazone am morgenden Abend weihevoll verzehren. In den dritten führt, wenn Sie mich durch ein Jawort beglücken, meine Hand Sie ein; heut' über's Jahr herrſcht die auferſtandene Gräfin Menteith als meine angebetete Gemahlin im Botſchaftshotel zu London, auf ihrem natürlichen Grund und Boden, an der Spitze des erſten Hauſes der erſten Stadt der Welt.“ —

Seraphine-Maria antwortete nichts. Sie neigte weder, noch ſchüttelte ſie das ſchöne Haupt; ſie drückte die Hand des Grafen und winkte ihm zu gehen. Ihr Auge ſtarrte, wie abweſend, in die Blätter, die aus der blauen Schatulle gefallen waren.

* * *

Die Amazone.

Novelle

von

Franz Dingelſtedt.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1868.

Dramatiſche Bearbeitung und Ueberſetzungs-Recht vom Verfaſſer
vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
8. Der gordiſche Knoten 1
9. Goldene Berge 39
10. Partie carrée 76
11. Schwanengeſang 124
12. Coda 166

8. Der gordiſche Knoten.

Wer den Guſtel Wallenberg an jenem unruhigen Sonnabend, kurz nach ein Uhr Nachmittags, aus der rothen Roſe kommen, durch die Roſenſtraße, über den Theaterplatz, in die ſtädtiſchen Anlagen, nach dem Prinzeſſinnen-Garten eilen ſah, an deſſen Saum das Geſandtſchaftshotel liegt, der mußte nothwendig glauben, es ſei am politiſchen Horizont ein Ereigniß, und zwar ein für ihn hoch erfreuliches eingetreten. Der Herr Miniſter ſtrahlte von Befriedigung und Glückſeligkeit. Er ging nicht, er ſchwebte; er ſchwebte nicht, er flog. Das Wetter ſtimmte zu ſeiner Gemüthsverfaſſung, als ob es dazu gemacht worden wäre: ein herrlicher Frühlingstag, an dem die Sonne nicht bloß ſchien zu ſcheinen, ſondern wirklich und wonnig wärmte, eine laue Luft, die in Büſchen und Bäumen die trägſten Keime, im Menſchenherzen die geheimſten Ahnungen und Hoffnungen weckte. In den Anlagen und im Prinzeſſinnen-Garten wimmelte es denn auch von Spaziergängern, welche Shawl und

Paletot zum erſten Mal auf dem Arm, ſtatt auf dem Rücken trugen. Kranke ließen ſich in kleinen Rollwagen umher fahren, Geneſende wagten, am Arm ihrer Pfleger, den erſten Ausflug. Die Arbeiter nahmen den Beeten und Statuen ihre häßlichen Winterdecken von Stroh ab. Aus langer Haft erlöst, warfen die Najaden das Waſſer der Springbrunnen luſtig und frei in die Höhe, und durch den großen Teich, welcher den wolkenloſen Himmel in tiefer Bläue abſpiegelte, zogen die Schwäne ihre langen, gekräuſelten Bahnen, dann und wann muthwillig untertauchend und ſtatt des geſchwungenen Halſes den ſtumpfen Schweif und die zappelnden Füße nach oben kehrend. Eine Schaar geputzter Kinder mit ihren Wärterinnen tummelte ſich im erſten Grün des Raſens oder im friſchen Sand der Wege, die Gummibälle und die Reiſe flogen nach allen Richtungen, Drachen ſtiegen, kleine Trompeten quäkten. Wallenberg gewahrte ein paar ſtramme, pausbäckige Knaben mit ſchottiſchen Mützen und gewürfelten Schürzen über den nackten Beinchen. „So werden," dachte er und lachte im Stillen, „meine Buben ausſchauen. Ich ſchaffe ihnen einen Dudelſack an, auf dem ſie die kriegeriſche Weiſe des Clans ihres Großpapas aufſpielen. Und ein Biſſel von der Erbſchaft des alten Earl muß doch zu retten ſein, wär's auch nur das Jagdſchlöſſel am Lomondſee mit famos geſchontem Wildſtand …"

Unter ſo lachenden Vorſtellungen war er, ohne es zu merken, zu Hauſe angelangt. Das Geſandtſchaftshotel liegt am Prinzeſſinnenplatz, nahe dem Garten deſſelben Namens; ein vornehmes, den londoner Squares nachgebildetes Viereck deſſen eine Seite von einem ſtattlichen Palaſt eingenommen wird, dem Wohnſitz zweier unvermählter Muhmen des Königs. Auch die anderen drei Seiten weiſen nur anſehnliche Bauwerke auf: den prächtig eingerichteten Nimrodklub für Freunde des Sport und des hohen Spiels, eine neue engliſche Kirche, die Häuſer zweier Mitglieder der erſten Kammer, das Geſandtſchaftshotel, die Villa des Vereins für Obſtbau und Blumenzucht. Das Alltagsleben der inneren Stadt dringt nicht in dieſe Gegend; Läden, Werkſtätten, Frachtwagen, Schiebkarren kennt ſie nicht, wohl aber Equipagen, elegante Reiter und Reiterinnen, gepuderte Livree-Bediente und galonirte Portiers in den Thorwegen.

Wallenberg's Haus iſt das wenigſt gutgehaltene und imponirende am ganzen Platze. Aus welchem Grunde wohl? Weil es dem Staat angehört, den Graf Wallenberg vertritt, und von einem Junggeſellen bewohnt wird. Der kleine Garten, der es umgibt, iſt jetzt, inmitten des April, noch nicht beſtellt; verwildert und in winterlicher Unordnung liegt er da, der Raſen ungepflegt, die Rabatten vertreten, die Wege nicht gereinigt, die

Bosquets nicht verſchnitten. Im Souterrain des Hauſes, wo die zahlreiche Dienerſchaft ihr Unweſen treibt, ſpielt, um ein Uhr Nachmittags, der Koch mit dem Leibjäger Karten, die Küchenmägde ſchäkern und haſchen mit dem Reitknecht. Der Kutſcher ſchläft auf einer Bank im Hof, den breiten Rücken der Sonne zugekehrt. Auf der Haupttreppe plaudern die verdächtig hübſche Haushälterin und der Kammerdiener, ein Kabinetsſtück mit weißen Händen, weißen Haaren, weißer Halsbinde, wie die Unſchuld ſelbſt anzuſehen in ſeiner Ehrwürdigkeit, trotz deſſen aber ein durchtriebener Spitzbube. Der Portier hat draußen vor dem Thor Stab, Hut und Bandelier in den Landesfarben ſammt dem langen Rock abgelegt, um ſeinem Spitz die Frühlingstonſur zu geben, bei welcher idylliſchen Beſchäftigung ihn ſein Herr und Gebieter überraſcht, durch die Gartenthür unbemerkt eingetreten. Erſchreckt und haſtig legt der Pförtner ſeinen Staat an und zieht dreimal die große Hausglocke, ein Warnungszeichen, daß der Graf zurückgekehrt iſt. Das erwartete Donnerwetter geht indeß glücklich über ſeinem Haupte vorüber; im Gegentheil, der gnädige Herr ſtreichelt dem Spitz, der ſich froſtig ſchüttelt, das kahle Fell und fragt in roſigſter Laune, die er aus der Roſe mitgebracht: „Viel Leut' da, Petrus?" — „Das Vorzimmer voll, Ex'lenz, wie alle Täg'." — „Nichts Wichtiges?" — „Glaub' nit. Meiſt

Handwerksg'ſellen." — „Herr von Marvál noch nicht zurück?" — „Vor Zwei, Ex'lenz? Niemalen!" — „Richtig." — „Aber der Herr Fürſt ſein droben." — „Gut. Ich bin für Beſuche nicht zu Haus. Du weiſeſt Alles ab, Herrn Roland ausgenommen." — „Befehlen, Ex'lenz."

Der Graf trat durch die Thür, deren Flügel ſich ehrerbietig vor ihm öffneten, in die Hausflur und wandte ſich rechts einer Thür zu, an welcher mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Geſandtſchafts-Kanzlei." Drinnen, im erſten Zimmer, fand er eine zahlreiche Verſammlung vor, ähnlich derjenigen, die wir bei Seraphinens Lever belauſcht haben, und doch auch wieder weſentlich verſchieden. Die Reiſenden, welche hier warteten, kamen nicht um eine Unterſtützung, ſondern um das Viſa ihrer Päſſe und Wanderbücher. In gleicher Eigenſchaft war auch Vater Winter da, der Unvermeidliche, heute kein bremer Album im Schooß, ſondern eine hanſeatiſche Legitimations-Urkunde. Herr Raff, genannt Raffael, hatte die Botſchaft auszurichten, daß Herr Profeſ—, nein, er ſchluckte den Titel mühſelig wieder hinunter — daß Herr Roland ſchlechtweg gegen zwei Uhr bei dem Herrn' Grafen vorſprechen werde. Herr Hirſch Meyer ſtand in einer Fenſterniſche, gleichſam auf dem Anſtand; er pflegte ſich in dieſem offiziellen Revier, der

Oppoſitionsmann, dann und wann auf politiſche Neuigkeiten wilddiebiſch anzupirſchen. Ein anderer Herr, im ſchwarzen Leibrock, war zum neunundvierzigſten Mal erſchienen, ſich zu erkundigen, ob der erwartete Orden noch nicht eingetroffen? An der Konſole lehnte ein verkanntes Erfinder-Genie, das Modell einer neuen Taucherglocke im Arm, auf das er, durch Wallenberg's Vermittelung, ein Patent von deſſen Regierung erwirken wollte. Zwei verſchleierte Damen ſaßen auf dem mit beſcheidenem Roßhaar überzogenen Kanape: ſie brachten Empfehlungsſchreiben der allervertraulichſten Gattung. Einige Subſcribentenſammler, ein blinder Flötenvirtuos mit ſeiner klaſſiſch-dekolletirten Antigone, ein Photograph, der ein Muſeum des deutſchen Adels in Porträts nach dem Leben herauszugeben beabſichtigte, und ein Phrenolog, welcher zu Vorleſungen über ſeine Wiſſenſchaft einlud, vollendeten die bunte Geſellſchaft.

„Seine Excellenz der Herr Miniſter!" kündigte der dienſtthuende Lakai an, die Thür geräuſchvoll und weit aufreißend. Der laute Ruf ſetzte die durch langes Harren verſteinerte Gruppe plötzlich in Bewegung. Die beiden Damen entſchleierten ſich, der Taucher wiſchte mit dem Sacktuch ſeine Glocke ab, Antigone verſetzte dem Vater einen kindlichen Rippenſtoß, der Hirſch Meyer ſchoß aus ſeinem Verſteck hervor. Graf Wallenberg neigte freundlich das Haupt, erſt nach links, dann nach rechts, und ſagte in mildeſter Tonart: „Ich bin deſperat, meine Herrſchaften, daß Sie haben warten müſſen. Bitte nur noch ein paar Minuten zu verziehen. Der Herr von Marvál werden gleich hier ſein, ſind nur zum Speiſen gegangen. Herr Doktor Hirſch Meyer, wenn's gefällig wäre, mir zu folgen?“ — Wieder ein liebevoller Abſchiedsblick auf die Verſammelten, eine Verneigung, erſt nach rechts, dann nach links, und Seine Excellenz der Herr Miniſter verſchwanden, wie ſie erſchienen waren, und ſtiegen die Treppe hinauf, über welcher noch die Winterteppiche lagen; Hirſch Meyer mit ſtolz erhobenem Haupte hinterdrein.

Im erſten Stockwerk wurde nicht Halt gemacht. Hier befinden ſich die Staatsgemächer für feierliche Repräſentation. Zuerſt der Empfangsſalon, verziert mit den lebensgroßen Porträts von Wallenberg's Allerhöchſten Herrſchaften in prächtigen, gekrönten Goldrahmen; eine Mittelthür führt hinaus auf den Balkon. Roland nennt unter vier Augen dieſen Raum, worin Gala-Couren und andere Hauptaktionen vor ſich gehen, das Wachsfiguren-Kabinet ſeines erlauchten Freundes. Rechts daran ſtößt der große Speiſeſaal, der noch größere Tanzſaal mit einigen Seitenkabineten; links eine Reihe Spiel- und Konverſationszimmer. Die Herrlichkeit wird nur benützt, ſo lange die Aebtiſſin des freiadeligen Damenſtiftes zu Kaltenmünſter, Guſtel's Schweſter, die Honneurs ſeines Hauſes macht. Sobald ſie verſchwindet, herrſchen Grabesruhe, Halbdunkel und Staub im ganzen erſten Stock. Die Läden werden geſchloſſen, die Vorhänge herabgelaſſen, Kronleuchter und Möbel mit grauen Ueberzügen geſchützt. Wenn ſich ein Stubenmädel mit dem Kehrbeſen einmal herein verirrt, fürchtet ſie ſich unſäglich. Die Frau Aebtiſſin mit der Habichtsnaſe und dem diamantenen Kreuz auf der linken Achſel geht hier bei helllichtem Tage ſpuken, ſchneidet ſteife Reverenzen vor den Allerhöchſten Herrſchaften in Lebensgröße und gibt geſpenſtiſchen Muſikanten auf der Tribüne des Tanzſaales mit aufgehobenem Zeigefinger das Signal zum Ende des ſtummen Cotillons.

Die zweite Etage empfängt uns ungleich heiterer und wohnlicher. Sie umfaßt eine lebensluſtige Junggeſellen-Wirthſchaft: Guſtel Wallenberg's Speiſezimmer, für höchſtens neun Perſonen berechnet, ſein Arbeitszimmer mit der Bibliothek, ſein einſames Schlafgemach, Toiletten- und Garderoberäume, ein Kabinet mit Jagd- und Fiſchgeräth, und was er ſeinen Schornſtein zu nennen pflegt, einen halbrunden Tempel, in welchem dem Götzen des Tabaks ausgiebige Brand- und Rauchopfer dargebracht werden. Guſtel hat ſeine Privat-Appartements nicht nur mit Geſchmack, reich und bequem eingerichtet, ſondern auch durch Jagd-Trophäen und Reiſe-Erinnerungen bedeutungsvoll ausgeſchmückt. Den Fußboden bedecken Bärenhäute, deren vormalige Eigenthümer er an der Seite des Kaiſers von Rußland erlegte, Löwenfelle, die ihm der Vizekönig von Aegypten nach gemeinſamen Wüſtenritten zum Geſchenk machte. Roland behauptet zwar, es gebe auf den petersburger Hofjagden nur noch angebundene Bären, und ebenſo in dem Revier von Kairo bloß zahme Löwen auf zwei Beinen; allein wer wird dem ungläubigen Thomas glauben, der ſelbſt nichts glaubt? Guſtel ſchläft auf einem kunſtvoll gegerbten Elenn-Fell, ihm von einem Lappen in Stockholm verehrt, dem er bei dem Feſt der Sonnenwende in Hammerfeſt das Leben rettete. Seine Jagdhüte, ſeine Waidmeſſer, Waffen, Büchſen, Piſtolen hängen an Hirſchgeweihen und Elephantenzähnen, welche eine ähnliche Geſchichte haben. Jedes einzelne Stück des Hausrathes ſteht in einer perſönlichen Beziehung zum Beſitzer; ſogar die bunte Schellenkappe, die in humoriſtiſcher Anwandlung einem Globus im Arbeitszimmer aufgeſetzt iſt: ſie mahnt an einen Maskenball in der großen Oper zu Paris. Am wenigſten Inhalt und Reichthum weiſen die Glasſchränke der Bibliothek auf, in welchen ein indiskreter Blick hinter die grün ſeidenen Vorhänge eine lange Reihe des gothaiſchen Almanachs, Heyſe's

Fremdwörterbuch, das Konverſations-Lexikon und ähnliche mehr nützliche als wiſſenſchaftlich werthvolle Werke enthält. Auf dem Handels- und Wechſelrecht, auf Märten's Recueil des traités liegt dicker Staub. Im Uebrigen verrathen ſämmtliche Räume und deren Einrichtungen den Diplomaten, indem ſie nichts verrathen. Nirgends hervorſtechende Farben, überall dicke Teppiche, doppelte Thüren, ſchwere Portièren, verſteckte Ein- und Ausgänge. Hier wird nicht gelauſcht, nicht durch Schlüſſellöcher geſchielt; man begegnet ſich auch nicht, wenn man nicht will. Die Wohnung iſt verſchwiegen wie der Herr.

Einen Beſuch für ſich allein verdient das Rauchkabinet, ein Meiſterſtück des Sammlerfleißes. Niedrige Divans und Tiſche ſind die einzige Ausſtattung; auf letzteren ſtehen Aſchenbecher in allen denkbaren Formen. Zierliche Eckſchränke enthalten in Originalkiſten, was die Erde an Cigarren hervorbringt, von der kleinſten Stroh- und Papier-Cigarre bis zum rieſigſten Regalia-Format. An den Wänden hängen in gleicher Vollſtändigkeit die Pfeifen: ein Nargileh, in Smyrna gekauft, die Houkah des Indiers, das Calumet der Rothhaut, wiener Meerſchaumköpfe, ulmer Holzköpfe. Auch die germaniſche Studentenpfeife fehlt nicht mit dreifarbiger Quaſte, grün-weiß-ſchwarz, und mit dem Weſtphalen-Wappen, auf den Porzellankopf gemalt; darunter ſteht die Widmung: Wittekind-Droſte ſeinem Wallenberg. Guſtel hat ſich ein Jahr lang Studirens halber in Heidelberg aufgehalten und einige Gaſtrollen im Pandektenſaal, mehr noch in der Hirſchgaſſe gegeben. Wenn er recht müde und angegriffen ſich fühlt, der arme Chargé d'affaires, der mit Geſchäften Ueberladene, zieht er ſich in ſeinen Schornſtein zurück, verſchwindet nach kurzer Zeit in duftigen Wölklein, die, damit ſie nicht beläſtigen, durch einen ſinnreichen Ventilations-Apparat im Plafond des Tempels hinausgeführt werden.

In dieſe anheimelnden Räumlichkeiten, und zwar in das Arbeitszimmer, trat Graf Wallenberg, von Hirſch Meyer gefolgt. Es befand ſich bereits ein junger Mann darin, mit dem wir ſpäter Bekanntſchaft machen werden. Zunächſt ſehen wir, wie der Graf ſeinem Begleiter eine Mittheilung in's Ohr flüſtert, welche dieſer überraſcht und erfreut aufnimmt. Hirſch Meyer grinst und nickt mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er den Grafen verſtanden, und will ſich, verabſchiedet von ihm, entfernen. Da fällt ſein Blick auf einige blaue Couverts, die auf dem Fußboden liegen. „Excellenz, Herr Graf," ſagte er, „darf ich ausſprechen eine Bitte? Laſſen Sie mich aufleſen die Broſamen, die gefallen ſind von des Herrn Tiſche." Er zeigte auf die Couverts. — „Was können Ihnen die leeren Couverts nützen, Doktor?" — „Viel, excellenter Herr Graf, grauſam viel. Steht doch darauf Euer Excellenz hochgräflicher Name oder die hohe Geſandtſchaft. Wenn ich kann zeigen im Vertrauen das Couvert einer ſolchen Depeſche, ſo werden ſteigen meine Artikel um fünfzig Prozent.“ Der Graf lachte, worauf Hirſch Meyer ſeelenvergnügt ſeinen Raub aufraffte und davoneilte in die Druckerei, um die Befehle der Excellenz auszuführen.

Nach ſeinem Abgang erhob ſich der junge Mann, welcher hinter engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen verſteckt geſeſſen hatte, mit dem Rothſtift anſtreichend, was dem Grafen wichtig ſein konnte. Es war ſein Attaché, Fürſt Paul Seß zu Neuſeß-Seſſenheim, ſeit Kurzem der Geſandtſchaft beigegeben und jetzt, bei Beurlaubung des Sekretärs, mit deſſen Dienſt betraut. Der angehende Staatsmann, Sohn des ſeiner Zeit allmächtigen Premiers, eben von der Univerſität gekommen, brachte den Ruf profunder Gelehrſamkeit mit und galt für eine hervorragende, zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigende Kraft der Diplomatie ſeines Vaterlandes. Schon auf den erſten Blick ſtellt er ſich dar als vollkommener Gegenſatz ſeines Chefs, des Grafen Wallenberg. Was dieſer zu leicht iſt oder ſcheinen mag, iſt oder ſcheint jener zu ſchwer. Er gehört der jüngſten Jugend unſerer Zeit an, wie ſie mit erſchreckender Gleichförmigkeit in allen Großſtädten aufwächst, hauptſächlich durch den gemeinſamen Zug charakteriſirt, daß ſie älter iſt, als das älteſte Alter. Wer friſche Lebensluſt, Neigung und Talent für Geſelligkeit, verbindliche Formen im Umgang, namentlich mit dem weiblichen Geſchlecht, Redſeligkeit und guten Humor ſucht, der klopfe bei Knaben über fünfzig Jahren an; die Männer darunter, beſonders die Greiſe zwiſchen zwanzig und dreißig, ſind bei ihrem Eintritt in die Welt über alle dieſe Eigenſchaften hinweg, die ſie als frivol und altmodiſch verachten. Unter ernſten Ereigniſſen und Kämpfen geboren und erzogen, überall von materiellen Beſtrebungen umgeben, den Kopf voll poſitiver Kenntniſſe, das Herz leer von allen Idealen, fangen ſie damit an, womit ihre Väter aufhörten. Ihr einziges Dichten und Trachten heißt: Carrière machen, en carrière, über Nacht reich werden oder berühmt, ſich eine Stellung erwerben. Alles Andere erſcheint ihnen Ueberfluß, wenn nicht vom Uebel. Sie ſprechen wenig, eſſen und trinken nicht viel, tanzen gar nicht, es ſei denn auf Befehl, reiten ſo viel es der Arzt, des lieben Unterleibs wegen, verlangt, und beſchäftigen ſich auch mit Turf und Sport nur, entweder aus Standespflicht, oder um zu gewinnen. So ſind ſie, unſere jungen engliſchen Lords, die Marquis aus Frankreich, die ruſſiſchen Kneſe, die italieniſchen Principi, die deutſchen Grafen und Barone: Alles ein

Geſchlecht, auch im Aeußeren! Mit ihren blaſſen, harten Geſichtern und kurz verſchnittenen Haaren, ihren weiten Aermeln und ſchlotternden Hoſen, ihren dicken, doppelſohligen Schuhen und grauen Filzhüten ſehen ſie aus wie neu aufgelegte Rundköpfe, Puritaner in Miniatur, aber ſolche, die an nichts glauben, außer an den Erfolg, und keine andere Religion haben, als den Egoismus; Fanatiker von der ſchlimmſten Sorte, der kalten!

Fürſt Paul — ein Prachtexemplar dieſer Gattung, der fertigſte Greis von dreiundzwanzig Jahren, den man ſich denken kann — ſtand nach Hirſch Meyer's Abgang von ſeiner Arbeit auf und ſagte bedenklich: „Fürchten Sie nicht, Herr Miniſter, daß der Journaliſt uns kompromittirt?“ — „Durch das leere Couvert eines Telegramms?“ — „Hm! Geſtohlene oder verlorene Depeſchen, Briefe, die in unrechte Hand gekommen, haben Verlegenheit oder Verwirrung genug angerichtet.“ — „Lieber Paul, dann wäre kein Menſch vor ſeinem Papierkorb ſicher.“ — „Ich verbrenne den Inhalt des meinigen jeden Abend.“ — „Dieſen da leert mein Herr Kammerdiener. Ob er Poſtmarken und Siegel an Sammler verkauft, oder ob ein armer Preßjude einmal mit einem Stück Abfall ſpekulirt, was verſchlägt das?“ . . . Der Graf fragte abbrechend: „Nichts Neues mit der Mittagspoſt?“ — „Eine Zirkular-Note unſerer Regierung an ihre Agenten im Ausland. Sie erläutert ihre Handelspolitik im friedfertigſten Sinn und weist uns an, überall das beſte Einvernehmen mit den fremden Kabineten aufrecht zu erhalten und nach Außen zu betonen.“ — „Wenn der Herr Miniſter Frieden predigt, iſt ein Handſtreich in der Luft, vielleicht der Anfang vom Ende. Seien wir auf der Hut. Aus Amerika keine Nachricht?“ — „Keine. Doch meint Marvál, jede Stunde könne eine wichtige Meldung unſeres geheimen Agenten in Liverpool bringen.“ — „Ich wette, daß ſie wieder kommt, wie der Dieb in der Nacht. Laſſen Sie mich nur im äußerſten Nothfall wecken. Ich habe eine ſchlafloſe Nacht hinter mir und brauche Ruhe. Sie haben den Schlüſſel zur Chiffre-Schrift. Die Sache wird liegen bleiben können bis morgen früh.“ — „Wenn Sie erlauben, bivouakire ich im Hotel und ſchicke um Marvál. Eine intereſſante Unterſuchung wird uns die Zeit vertreiben. Profeſſor von Siebold ſandte mir ein paar wundervolle Exemplare von Schalthieren. Denken Sie ſich,“ — fuhr der junge Puritaner fort und wurde ſo warm, wie es ihm möglich war — „Siebold hat in einer ganz kleinen Muſchel einen noch kleineren Krebs gefunden, von dem bisher ſchlechterdings nicht zu errathen war, wie er da hinein gekommen. Nun ſtellt ſich heraus, daß das Schalthier das Weichthier vertreibt und ſich in dem Gehäuſe feſtſetzt.

Dem Burſchen will ich mit der Loupe zu Leibe gehen." — Graf Wallenberg ſah ſeinen naturforſchenden Attaché mit Verwunderung an. „Wiſſen Sie auch," ſprach er lächelnd, „daß Sie unter dem Mikroſkop ein ungleich intereſſanteres Thierlein ſind, als Ihr Seekrebs? In Ihren Jahren, lieber Paul, unterſucht man Hummern und Auſtern in der Regel aus anderen Zwecken, als Herr von Siebold es thut." — „Das Studium der Mollusken iſt meine Spezialität, Herr Graf, und meine Erholung." — „In einer ſchlafloſen Nacht?" — „Ich bedarf nie mehr als vier Stunden Schlaf." — „Bei Ihrer Jugend? Wenn Sie in mein Alter kommen, werden Sie gar nicht mehr ſchlafen."

Der Geſandte faßte vertraulich den Arm ſeines Sekretärs und fuhr fort, indem er mit ihm durch die geöffnete Zimmer-Reihe auf und ab ging: „Sie wiſſen, Fürſt Paul, vielmehr, Sie wiſſen nicht, wie nahe Sie meinem Herzen ſtehen. Lächeln Sie nicht. Wir alten Knaben haben noch Herzen. Ihr großer Vater hat mich in die Geſchäfte eingeführt. Fürſtin Clariſſe, Ihre unvergeßliche Mutter, war meine Lehrmeiſterin. Als Schule der Diplomaten galt damals der Salon; es gab nämlich noch Salons in der Zeit, von welcher ich Ihnen ſpreche. Dieſe ſeltene Frau, welche für hart, hochfahrend, unbeſonnen, leidenſchaftlich verſchrieen worden iſt, beſaß das edelſte, maßvollſte, weiblichſte Gemüth, in deſſen Tiefen nur wenig Augen eingedrungen ſind. Sie ſpielte mit wahrhaft heldenmüthiger Selbſtüberwindung eine ſchwierige und undankbare Rolle vor der Welt, als die geheime, aber unendlich wirkſame Mitarbeiterin Ihres Vaters. Was er an ſpitzen Antworten und Beſcheiden, an abſichtlichen Verletzungen und ſcheinbaren Indiskretionen, an kleinen Hausmitteln für öffentliche Zwecke gebrauchte, übertrug er ſeiner Gemahlin, die ſein thätigſter Agent und obendrein unverantwortlich war. Wenn einmal Memoiren aus jener Zeit erſcheinen, wird man mit Erſtaunen ſehen, wie viele feine Fäden ihre geſchickte Hand geſponnen und verflochten, wie manchen verwickelten Knoten ſie muthig zerhauen hat. Ihre Menſchenkenntniß, ihre Erfahrung, ihr Scharfblick, ihre Gewandtheit — wahrhaftig, man wußte nicht, was man mehr an ihr bewundern ſollte. Ich verdanke ihr unendlich viel, denn ich ſtand, wohl darf ich es ſagen, hoch in ihrem Vertrauen, ihrer Gunſt. Einen Theil meiner Schuld möchte ich an den Sohn abtragen." — Ein liebenswürdiges Erröthen färbte bei der Erinnerung an die Verſtorbene die Wangen Wallenberg's. Es ſtand ſeinem diplomatiſchen Geſichte gut, dieſes undiplomatiſche Erröthen. Fürſt Paul erwiederte ihm: „Ich danke Ihnen, Herr Graf, für mich und für das ſchöne Andenken an meine Mutter, an welche ich ſelbſt nur eine dunkle Erinnerung habe.“

— „Laſſen Sie mich nicht als Chef, ſondern als väterlicher Freund zu Ihnen ſprechen, lieber Paul. Sie arbeiten zu viel und nicht immer in der rechten Weiſe. Bei Ihrem Eintritt in die hieſige Geſandtſchaft wurde Ihnen eine Denkſchrift über die Eiſen-Induſtrie dieſes Landes aufgetragen. Sie lieferten ſie in vier Wochen, eine Arbeit, zu der Unſereiner wenigſtens drei Vierteljahre und einen außerordentlichen Urlaub gebraucht haben würde.“

— „Es handelte ſich ja faſt nur um ſtatiſtiſche Auszüge und Zuſammenſtellungen. Das Material war mir zur Hand, der Gegenſtand geläufig.“ — „Gleichviel; eine weiſe Zögerung hätte Ihrem Memoire nur höheren Werth verliehen. Ihr Neulings-Eifer überlegt nicht, daß ſchon die Würde des Geſchäftsganges, das Decorum ſchickliche Pauſen, eine Tempo maeſtoſo erheiſcht. Dann kennen Sie die Herren vom Miniſterium daheim noch nicht. Sie beneiden uns ohnehin unſere Poſten im Ausland. Je mehr wir leiſten, deſto mehr begehren ſie. Wenn wir, heute gefragt, morgen antworten, müſſen ſie auf den Gedanken kommen, wir hätten nichts zu thun.“

— Fürſt Paul lächelte verſtohlen. — „Ich weiß, was Ihr Schmunzeln bedeutet: daß wir in der That mit Arbeit nicht überhäuft ſind. Irrthum, mein Freund! Unſere Arbeit iſt eine andere als diejenige in der Kanzlei einer Behörde, auch als die in dem Studirzimmer des Gelehrten. Man zählt ſie nicht ab an den Nummern unſerer Berichte, an der Ziffer des Auslauf-Journals. Der Diplomat iſt oft am wenigſten müßig, wenn er müßig ſcheint. Haben Sie niemals nachgedacht über den erhabenen, den tiefen Doppelſinn, der in dem Wort Geſchäftsträger liegt? Geſchäfts-Träger! Die Kraft der Trägheit iſt das nothwendige Gegengewicht der Kraft der Bewegung. So war denn auch die erſte und letzte Inſtruktion, welche Talleyrand bei jeder wichtigen Sendung gab: ‚Vor Allem — kein Eifer!‘ Point de zèle, lieber Paul! Merken Sie ſich die goldene Regel.“

Der Graf zündete, da er eben am Rauchkabinet vorüberwandelte, mit Kennerblick wählend, eine Regalia-Londres an, milde, abgelagerte Waare, wie ſie vor dem Diner räthlich iſt. Sein Sekretär lehnte ab; er rauchte nicht, der Mann des Poſitiven. Nach den erſten Zügen ſetzte ſein Lehrmeiſter den peripatetiſchen Vortrag fort wie folgt: „Ihr jungen Herren lernt zu viel. Das ſchreibt ſich her von euren abgeſchmackten Prüfungen: Fakultäts-Examen, Staats-Rigoroſum, praktiſcher Konkurs; lauter nachmärzliche Errungenſchaften, von denen die gute, alte Zeit keine Ahnung beſaß. Mit etwas Figur und Tournure, ein paar Sprachen, einem Bischen Talent und möglichſt viel Geld, vor Allem mit einem guten

Namen, kamen wir raſch an, langſam vorwärts. Die Uebung machte den Meiſter, nicht das mitgebrachte Wiſſen. Heutzutag beſteht kaum noch ein Unterſchied zwiſchen einem Attaché und einem Privatdozenten. Sie zum Beiſpiel, Fürſt Paul, haben jetzt ſchon mehr vergeſſen, als ich, Zeit meines Lebens, gewußt." — „Sie beſchämen mich, Herr Miniſter." — „Ein Diplomat ſchämt ſich nicht. Ich bin ſogar unverſchämt genug, mich meiner Ignoranz weniger zu ſchämen, als Ihrer Polyhiſtorie. In Ihrem Eiſen-Memoire haben Sie ſpezielle Sachkenntniſſe verrathen. Sie urtheilen über ſchwediſches, belgiſches, ſteyeriſches Roheiſen, vertiefen ſich in die ſchmutzige Kohlenfrage und liefern als Zugabe einen Exkurs von zwanzig Seiten Folio über die Arbeiter-Bewegung. C'est déroger, mon Prince, c'est complètement déroger. Dergleichen Detail gehört den Fachmännern, den Kommiſſionen von Experten ad hoc, wie der Kunſtausdruck lautet. Wenn wir uns in ſolche Einzelnheiten verlieren, büßen wir die Freiheit unſeres Standpunktes ein, den klaren Blick. Viel Wiſſen macht Kopfweh, ſagt ein bedeutungsvolles Sprüchwort. Wir aber bedürfen vor Allem einen offenen Kopf. Die Staatskunſt hat, wie jede Kunſt, im Können, nicht im Wiſſen ihren Schwerpunkt. Wenn Kenntniſſe den Staatsmann machten, hätte es nirgends glänzender um die deutſche Politik geſtanden, als in der famoſen Kirche, die Ihren Namen führt, in der Paulskirche, wo faſt lauter Profeſſoren von Profeſſion ſaßen. Und doch! . . . Laſſen Sie mich mein langweiliges Colleg ohne Heft mit einem zweiten Citat aus Talleyrand ſchließen. Erinnern Sie ſich ſeiner Definition der Diplomatie?“ — Fürſt Paul murrte, gleichgültig, wenn nicht verächtlich, er erinnere ſich nicht. — „Diplomatie iſt der geſunde Menſchenverſtand, angewendet auf die großen Geſchäfte der Welt. Eine prächtige Formel, weder philoſophiſch, noch mathematiſch, aber praktiſch, aus dem Leben, für das Leben.“

Fürſt Paul hatte aufmerkſam zugehört und ſich zu einer Erwiederung geſammelt. Er begann: „Ich bin meinem gütigen Chef tief verpflichtet für ſein Wohlwollen, wie für ſeine guten Rathſchläge. Sie werden durch ſeine bewährte Erfahrung, durch glänzende Reſultate verbürgt. Wer von uns Epigonen wüßte nicht, daß Ihnen, Herr Graf, das Verdienſt gebührt, unſere Regierung aus ihrer gefährlichen Iſolirtheit zurückgeführt zu haben in das europäiſche Konzert? Es war ein Meiſterſtreich Ihrer Hand, welcher der weſtlichen Allianz das erſte Loch beibrachte.“ — „Und wiſſen Sie auch, wie und wo mir der Streich gelungen? Nicht durch Depeſchen und Noten, lieber Fürſt. Den erſten Stoß verſetzte ich ihr, dieſer bedrohlichen Allianz, auf einer Hofjagd. Acht Tage ſpäter wurde ſie in der Quadrille eines Kammerballs vollends unter die Füße getreten. Wenn der verſchloſſene Mund da einmal reden wird,“ ſagte der Graf, und brach ab, auf einen Schrank im Arbeitszimmer deutend, der ſeine geheimen Papiere enthält . . . „Doch, fahren Sie fort, Paul.“ — „Mit aller aufrichtigen Pietät ſei es denn geſtanden, Herr Graf, daß wir völlig verſchiedene Ausgangspunkte und Ziele haben. Das macht: die Revolution liegt zwiſchen uns, jene Sündflut, auf welche das berühmte Après moi le déluge leichtfertig hinwies, und die nun in vollem Ernſt plötzlich über uns gekommen iſt, alle Rechte unſeres Standes mit ſich hinwegſchwemmend, und uns nur Pflichten zurücklaſſend. Die Schule der Diplomatie, als deren Stifter mein ſeliger Vater gilt, die Sie, der glücklichſte ſeiner Nachfolger, allein noch repräſentiren, ſie beruht, wie Sie ſelbſt ſagen, auf der begabten Perſönlichkeit, dem angebornen Talent; dieſe Staatskunſt iſt allerdings eine freie Kunſt. Aber eine andere neue Schule erwächst ſchon in der Gegenwart, für die Zukunft: die Staatskunſt der Nothwendigkeit. Das Individuum tritt überall zurück gegen die Maſſen, auch in unſerem Beruf. Genie und Talent allein genügen nicht mehr, um die Thatſachen zu beherrſchen. Unſere Zeit, Herr Miniſter, iſt eine eiſerne; ſie geht im Sturmſchritt, mit Dampf, auf materielle Intereſſen los. Die feinſten Berichte, die Sie in dieſer Stunde ſchreiben, kann der Telegraph in der nächſten überholen oder widerlegen. Die Diplomatie muß, wohl oder übel, aus ihren Kabineten herabſteigen auf den Markt, an die Börſe, in die Kammern und Volksverſammlungen, wo eben Geſchichte gemacht wird. Bemerken Sie gefälligſt, wie die Souveräne ſchon angefangen haben, unſerer Dienſte ſich zu entſchlagen; ſie handeln ſelbſt, ſtatt durch Unterhändler, ſie halten Kongreſſe unter ſich, bei denen wir antichambriren dürfen. Es vergeht keine Woche, in welcher nicht das Miniſterium des Auswärtigen einen oder den andern ſeiner Agenten geradezu fallen läßt, obgleich — nicht doch, weil er nichts Anderes gethan, als ſeinen Inſtruktionen folgte. Das Volk, die öffentliche Meinung glaubt ſchon längſt nicht mehr an uns. Wir können die verlorene Stellung nur wiedererobern, indem wir der Bewegung folgen, ſie leiten, uns an die Spitze ſtellen. Unſere Diplomatie muß eine poſitive werden, die Trägerin der internationalen Handelspolitik, Vermittlerin der Völker in ihren nächſten, natürlichſten Bedürfniſſen, die Hüterin der allgemeinen Wohlfahrt und Geſittung. Sie glauben kaum, mein Herr Graf, auf welche wunderbaren Reſultate die Forſchung ſtößt, wenn ſie die jetzt kaum angebahnte Bewegung rückwärts in ihre erſten Spuren verfolgt. Ich ſammle ſeit meinem zweiten Jahrgang auf der Univerſität Materialien zur Geſchichte der Diplomatie. Nur wo ſie poſitiv geweſen, hat ſie Reſultate gehabt. Nichts lehrreicher, als der Vergleich zwiſchen den Agenten des Kapitols und denen des Vatikans, zwiſchen den Miniſter-Kardinälen und den Miniſter-Marſchällen Frankreichs, zwiſchen altruſſiſcher und neuruſſiſcher Schule, zwiſchen engliſchen und amerikaniſchen Geſandten. Bis in die griechiſch-byzantiniſche Epoche führe ich meine Studien zurück. Man kann den Lorbeer eines Thucydides mit der Arbeit verdienen.“ — „Und die Falten eines Sokrates,“ lachte Guſtel Wallenberg, der Unverbeſſerlichſte aller vorſündflutlichen Staatsmänner. „Lieber Paul, der Himmel bewahre meine Stirn vor beiden! Das aber iſt der Unterſchied zwiſchen uns alten Diplomaten und euch neuen: wir machten Geſchichte; ihr ſchreibt ſie.“

Ein leiſes Klopfen, vielmehr Kratzen an der Thür unterbrach das Geſpräch. Legationsrath von Marvál ſchlich herein, ſeine rothe Maroquin-Mappe unter dem Arm. Schlag zwei Uhr war er, wie täglich, vom Speiſen gekommen, hatte in wenig Minuten die Beſuche und Anliegen in der Kanzlei abgefertigt und kam nun, dem Chef Bericht zu erſtatten und diejenigen Papiere vorzulegen, welche deſſen Unterſchrift benöthigten.

Schade, ewig ſchade, daß Herr von Marvál zu ſpät in unſerer Erzählung auftritt, um ſich nach Verdienſt darin auszubreiten. Wir können von dieſer höchſt intereſſanten Figur im Vorbeigehen nur eine Profilſkizze liefern.

Theophil Marvál hat von der Pike auf gedient. Er iſt der Zeitgenoſſe und das Geſchöpf des Fürſten Joſeph Maria Seß zu Neuſeß-Seſſenheim, Paul's Vater. Unter anderen Schönheiten liebte der Herr Premier-Miniſter eine ſchöne Handſchrift. Der junge Marvál, als Kopiſt auf Tagelohn in einer Kanzlei des auswärtigen Amtes aufgenommen, ſchrieb wie geſtochen. Niemand vermochte den Anfangsbuchſtaben einer Depeſche, eines Reſkripts mit ſo wunderbaren Schnörkeln zu verbrämen, ſo akkurat Zeile an Zeile, Ziffer unter Ziffer zu reihen, wie er. Der Premier, durch ein großes W eines Tages wahrhaft geblendet, ließ den Kalligraphen kommen, fand Gefallen an ihm, zog ihn in ſein Kabinet, nahm ihn mit auf Reiſen, brauchte (und mißbrauchte) ihn zu allerlei Sendungen, machte ihn zum Kanzliſten, zum Sekretär, zum Rath. Marvál beſtand alle Proben, ſogar die gefährlichſte, die eines ſchnellen Avancements. Er hörte nicht auf, ſich nicht nur nützlich, ſondern auch angenehm zu erweiſen. Seiner Talente waren gar mancherlei. In Papparbeiten, Silhouettenſchneiden, Kartenkunſtſtücken, Zitherſpiel und Bauchreden hatte er ſeinesgleichen nicht.

Jede fremde Handſchrift verſtand er bis zur Täuſchung nachzuahmen, natürlich nur zum Scherz, ebenſo Briefe zu eröffnen und wiederum zu verſchließen, ſo daß das ſchärfſte Auge keine Spur der geſchickten Operation wahrnahm. Aus welchem Grunde der Fürſt nach zwanzigjährigem Beiſammenſein einen ſolchen Tauſendkünſtler von ſich that und, mit Erhebung in den Adelſtand, als Legationsrath der Geſandtſchaft beigab, iſt für die profane Welt Geheimniß geblieben. Es ging eine Sage, unſtreitig Verläumdung, Marvál habe auf eigene Fauſt ein ſchwarzes Kabinet angelegt und der hohen Polzei in's Handwerk gepfuſcht, als Meiſter. Andere behaupteten, er ſei zur Kontrole dem damaligen Geſandten beigegeben worden, einer mißliebigen Perſönlichkeit. Genug, daß Marvál im neuen Wirkungskreis ebenſo heimiſch und nothwendig war, wie im alten. Fünfundzwanzig Jahre bekleidete er ſeinen jetzigen Poſten; Graf Wallenberg war der ſiebente Chef, dem er diente. In Marvál perſonifizirte ſich die ganze Geſandtſchaft. Sein Kopf galt mit Recht für ein illuſtrirtes Staatshandbuch, für den mit den werthvollſten Notizen durchſchoſſenen Adreßkalender der Reſidenz. Er kannte alle Kreiſe, von den höchſten bis zu den niedrigſten. Mit den Bürgern ſpielte er Billard, Domino und Tarok in den Kaffehäuſern und Bierſtuben; in der biederen, gemüthlichen Volksmundart ſeiner Heimat, die er in der Vollendung ſprach, gewann er ihre Herzen, ihr Vertrauen. Sämmtlichen Damen des diplomatiſchen Corps verſchrieb er die neuen Hüte beim Anfang der Saiſon, dem Beichtvater der Königin böhmiſche Faſanen und Tokaier-Ausbruch. Bis in die Portierslogen erſtrecken ſich ſeine fruchtbaren Aufmerkſamkeiten: den kleinen Kindern darin brachte er bei jedem Beſuch Zuckerwerk mit, den großen Romane, die von der Polizei konfiszirt worden waren, ſeltene Tulpenzwiebeln und komiſche Faſchingsmasken. Aber wie bekannt war er auch bei Jung und Alt, wie beliebt, der gute Herr von Marvail! Wenn er über die Straße ging, nie anders als im ſchwarzen Frack und in weißer Halsbinde, — nicht ein fingerbreiter Streifen, nachläſſig umgeſchlungen, wie ihn die heutige Mode trägt, ſondern eine ſolide, geſtärkte und geſteifte Kravatte, vom Kinn bis zum Schlüſſelbein reichend, — kerzengerade wie ein Lineal, trocken wie eine Stange Siegellack, ſcharf und blank wie eine Stahlfeder, — da flogen von allen Seiten die Mützen, die Hüte, das vertrauliche Kopfnicken der vornehmen Dame aus ihrer Glaskutſche, der erröthende Gruß des jungen Bürgermädchens, das er unter ſeinen Schirm nahm, wenn ein plötzlicher Regenguß die weißen Strümpfe bedrohte.

Der Herr Legationsrath ſtand neben ſeinem Chef, legte ihm mit der linken Hand die Papiere zur Unterzeichnung vor, die meiſten darunter von ſeiner eigenen, durch die Jahre nicht in einem Haar- oder Grundſtrich verſchlechterten Schrift bedeckt, und hielt in der dienſtfertigen Rechten die Streuſandbüchſe bereit, um das zierliche Autograph Wallenberg's feierlich zu verſilbern. Während dieſer wichtigen Prozedur, welcher Fürſt Paul zuſah, um ſich in die laufenden Geſchäfte einzuſchießen, meldete Marvál, daß die Kanzlei vollſtändig leer ſei bis auf die zwei Damen, die von dem Roßhaar-Kanape nicht weichen wollten. „Wer ſind ſie denn eigentlich und was bringen ſie?“ fragte Wallenberg im Unterſchreiben. — „Für zwei polniſche Gräfinnen geben ſie ſich aus, die vertrieben ſeien, flüchtig gangen von wegen der Religion. Immer die nämliche Geſchicht', und kein wahres Wort daran. Aus Petersburg kommen ſie, Geſchäftsreiſende, mit Rekommandationsſchreiben von der Botſchaft.“ — „Den Teufel auch! Unſere großſtädtiſchen Kollegen ſind zuweilen von einer verzweifelten Naivetät. Was ſie ſich in Petersburg, Paris, London ungenirt erlauben, bringt uns hier um alle Reputation. Namentlich ich darf mich gerade jetzt um keinen Preis kompromittiren.“ — „Anſchauen möchten ſie der Herr Graf doch; auch anhören. So ein fahrendes Fräulein weiß immer mehr, als Einer denkt.“ — „So viel ich im Flug bemerkt, ſind ſie bildſauber, beſonders die eine, die größere. Fürſt Paul, haben Sie nicht Luſt, den fremden Damen die Honneurs zu machen? Sie ſind jung, unverheiratet. Ein Attaché kann nicht kompromittirt werden.“ — „Wenn Sie befehlen, Herr Miniſter.“ — „Dergleichen darf man ſich nicht befehlen laſſen. Ich ſehe ſchon, Herr von Marvál muß ſich wieder einmal aufopfern. Laden Sie die Reiſenden heute Abend ein, Marvál; nicht in eine Reſtauration, in Ihre Wohnung. Ein paar reſpektable, aber unbedenkliche und diskrete Perſonen bitten Sie dazu. Das Souper muß glänzend ſein. Den Champagner ſparen Sie nicht, er löst die Zungen. Die Koſten berechnen Sie auf unſere geheimen Fonds.“ — „Sehr wohl, Herr Graf.“

Wallenberg erhob ſich, fertig mit den Unterſchriften, froh, aus den fremden Geſchäften zu ſeinen eigenen, nicht den auswärtigen, ſondern den inneren Angelegenheiten überzugehen. Als ſich ſeine zwei Untergebenen empfahen, ſagte er: „Noch eins, Herr von Marvál. Sie ſind ſo gefällig, meines verwahrlosten Hausſtandes ſich anzunehmen. Wie ſteht es um den Stall, die Livréen, Silberzeug, Leinenkammer und ſo weiter? Es wird Mancherlei nachzuſchaffen ſein.“ — „Der Herr Graf hatten au contraire Einſchränkungen befohlen.“ — „Später; im Augenblick geht das auf keinen Fall.“ — „So wird der Groom nicht entlaſſen? Der Jäger kann alleweil ſeinen

Dienſt mitverſehen." — „Unmöglich, Marvál. Sagen Sie, Fürſt Paul, welche Figur ich machen würde, wenn ich vor dem Koloß dahergeritten käme? Ein Zwerg, der einen Rieſen zur Jahrmarktsſchau führt. Der Reitknecht bleibt. Bei Brandmeyer in Wien muß ein Coupé beſtellt werden, elegant, blau lakirt, mit weißer Seide ausgeſchlagen. Das Wappen ſchicke ich ihm." — Marvál zuckte kläglich die Achſeln. — „Ich verſtehe Sie, alter Freund. Es fehlt am Beſten. Vermitteln Sie noch eine kleine Zwangsanleihe, Marvál. Die letzte, meiner Seel': die letzte. Nur zwanzigtauſend Gulden." — „Das iſt eine Summe, Herr Graf." — „Nicht für den, der ſie hat; nur für den, der ſie nicht hat." — „Geld iſt knapp. An allen Börſenplätzen ſtieg das Diskonto auf 7½. Wir werden nur unter den ungünſtigſten Bedingungen abſchließen." — „Pah, ungünſtiger, als die unſeren Großmächten auferlegten, können ſie nicht ausfallen. Was einem reichen Finanzminiſter recht iſt, muß einem armen Geſandten billig ſein. Sorgen Sie, Marvál, mein getreuer Chargé d'affaires." — „Bei Herrn Krafft?" — „Durchaus nicht." — „So ſuchen wir halt einen anderen Juden," murmelte der Legationsrath, indem er mit Fürſt Paul hinausging, dem Sohne ſeines verewigten Gönners reſpektvoll den Vortritt laſſend. „Da iſt 'was im Werk, Durchlauchtchen," flüſterte er draußen. — „Und was?“ — „Eine Vermählung oder eine Crida.“

Während ſie die Treppe hinunterſtiegen, zog ſich Wallenberg in den Divan des Rauchkabinets zurück. Sein Feldzugsplan war gemacht. Heute Abend ſchon platzte die erſte Bombe; ein Artikel im Abendblatt, den er Hirſch Meyer in’s Ohr geraunt, brachte die Nachricht, Seraphine Lomond werde ſich von der Bühne ganz und gar zurückziehen, um einem bei Hof und in der Geſellſchaft hochgeſtellten Herrn ihre Hand zu reichen; ſie ſelbſt ſei von vornehmer Abkunft und wolle am Tage ihrer Vermählung das bisherige Inkognito ablegen. Dieſe wohl überlegte Indiskretion ſollte Seraphinen „engagiren“, hinter ihr die Brücke zur Rückkehr auf die Bühne abbrennen. Papa Krafft wurde für ſeine abgewieſene Werbung entſchädigt durch den Schwiegerſohn ſeiner Wahl. Armgard, die nette, kleine, geiſtreiche Bankprinzeſſin mit ihrer Million Mitgift, an welche Guſtel ſelbſt einmal im Ernſt gedacht hatte, — ſowohl an die Million, wie an das Mädchen, — war ein mehr als ausreichendes Schmerzensgeld für Roland . . .

Wie auf das Stichwort meldete ihn der Kammerdiener, als die Uhr im kleinen Salon halb Drei ſchlug. Wallenberg ging dem Eintretenden mit einiger Befangenheit entgegen. Der Maler ſah verſtört aus. „Sie waren bei ihr," rief er, noch ehe er Platz genommen hatte. „Ich ſah Sie in das Haus gehen, ſah Sie herauskommen. Seit geſtern Nacht irre ich umher, wie ein ruheloſer Geiſt. Raffael, den ich auf Kundſchaft an ſeine Marianka abgeſchickt hatte, hinterbrachte, daß Sie eine Stunde lang mit Seraphinen allein geweſen. Das Mädchen lauſchte, verſtand aber nichts. Ihre Herrin hatte verweinte Augen, da Sie fortgingen. Was iſt geſchehen, Wallenberg? Ich liege auf der Folter. Reden Sie doch!" — „Sobald Sie mich anhören wollen. Faſſung, lieber Freund!" — „Faſſung, alſo keine Hoffnung? Um Himmels willen, nur in dieſer Stunde nichts von diplomatiſchen Ausflüchten und Abſchweifungen!" — „Die außerordentlichſten Dinge haben ſich zugetragen, Roland; Märchen aus Tauſend und eine Nacht, an die ich nicht glauben würde, hätte ich nicht mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Augen geſehen. Der Schleier, der über Seraphinens Vergangenheit lag, iſt gelüftet. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen jetzt ſchon Alles mittheilen darf. Erfahren Sie wenigſtens ſo viel, daß ſie von hoher Familie ſtammt." — „Das hat ſie Ihnen anvertraut? Mir verſchwieg ſie es, Jahre lang; mir, ihrem Freund, ihrem Bruder. Freilich, wenn ſie eine vornehme Dame iſt, ſteht ihr der Cavalier näher, als der Künſtler." — „Halten Sie ein, Roland, Seraphine iſt ein Engel.“ — „Das war ſie, auch ehe ſie Ihresgleichen wurde, Herr Graf.“ — „Sie ſind bitter und ungerecht. Ich werde ſchweigen, bis Sie ſich geſammelt haben.“

Nach einer ſchweren Pauſe, während deren Beide, jeder in ſeine eigenen Gedanken verloren, ſtumm neben einander geſeſſen hatten, begann Roland wieder mit erzwungen ruhigem Tone: „Vergeben Sie meiner Beſtürzung, Wallenberg, und meinem Schmerz. Ich ahne Alles. Laſſen Sie mich wiſſen, was ich wiſſen darf, wiſſen muß.“ — Hierauf erzählte der Graf mit Weglaſſung der Namen und der Einzelnheiten, was ihm die Sängerin mitgetheilt hatte, wohlweislich beim Ende anfangend, mit ihrer Jugendgeſchichte. Er baute eine Brandmauer auf zwiſchen ihr und Roland, welche dieſer mit jedem Wort um einen Stein wachſen ſah. Dabei ſchwoll dem Bauernſohn aus Tyrol die ſtraffe Volksader; er glaubte zu verſtehen, — und Wallenberg's künſtlich verworrener Vortrag beſtärkte den Glauben, — daß Seraphinens abſchlägige Antwort durch das erwachte Standesgefühl diktirt worden ſei. Ihre bisherige Vertraulichkeit gegen ihn kam auf Rechnung der Künſtlerſchaft; die Sängerin wollte mit dem Maler zwar verkehren, aber die geborene Dame nicht mit dem ungeborenen Proletarier. Sie wandte ihm und dem Theater zugleich den

Rücken und zog ſich zurück auf die kalten, ſpitzen Höhen der Geſellſchaft. Ade, ſchöner Traum, ade!

Der Diplomat fühlte, daß er, Fuß für Fuß, Terrain gewann; als kluger Feldherr verfolgte er ſeinen Vortheil. Von Krafft's Antrag erwähnte er nichts: hierzu hatte er keine Vollmacht, und wo Diskretion angezeigt ſchien, blieb er verſchwiegen wie das Grab. Allein durch ein raſches, kühnes Manöver vorwärts verbrannte er auch ſeine eigenen Schiffe. „Ich geſtehe dem Freund,“ ſagte er mit naiver Bonhomie, „daß mein altes Intereſſe an dem wunderbaren Weibe bei den überraſchenden Enthüllungen des heutigen Morgens ſich auf's Neue heftig geregt hat. Faſt möchte ich Ihnen, lieber Roland, Ihre geſtrige Frage um guten Rath jetzt zurückgeben. Was meinen Sie dazu, wenn ich für mich die Werbung aufnehme, welche Sie, nicht bloß auf Seraphinens Antwort, ſondern auf meinen Vorhalt über die Gefährlichkeit einer Künſtler-Ehe, fallen laſſen?“ — „Ich verſtehe,“ nickte Roland. — „Sie verſtehen nicht oder falſch. Verdrängen wollte ich Sie nicht. Ehrlich und offen habe ich Ihres Auftrages an Seraphinen mich entledigt. Da ſie meine Anſicht forderte, gab ich ſie, wiederum ehrlich und offen, faſt mit den nämlichen Worten, mit welchen ich ſie Ihnen geſtern ausſprach. Weder Sie, noch Seraphine vermochten ſich dem Gewicht meiner

Gründe zu entziehen. Die Poſition iſt und bleibt für Sie verloren. Begehe ich einen Bruch des Vertrauens, einen Verrath an der Freundſchaft, indem ich für meine Perſon in dieſelbe eintrete?“ — „O nicht doch, Herr Graf. Sie verfahren nur wie ein gewiegter Diplomat: Sie unterhandeln in fremdem Namen für eigenes Intereſſe.“

Roland wollte aufbrechen, gereizt und mehr als das, beinahe betäubt. Wallenberg hielt ihn eifrig zurück. Der Strateg fürchtete, zu weit ſich vorausgewagt zu haben: eine Diverſion mußte gemacht, ein Hülfscorps in’s Feuer geführt werden. Armgard hieß die ſchmucke Schaar, die er als deckendes Angriffsobjekt dem Feinde entgegenwarf. — „Wenn Sie doch endlich,“ ſprach er eindringlich, „einſehen wollten, wo Ihr wirklicher, wahrer Vortheil liegt! Es wird Ihnen dargeboten, und Sie rennen daran vorüber, an Armgard. Die Stadt verlobt ſie mit Ihnen. Mißachten wir nicht die Orakel der Volksſtimme. Volksſtimme, Gottesſtimme. Sie ſpricht unbewußt das Rechte aus, Dasjenige, was ſich ziemt, was frommt. Das Mädchen iſt Ihnen gewogen. Ihr Vater deutet ſogar eine ſtille Neigung an. Lächeln Sie nicht abweiſend, Roland. Jedem Manne ſchmeichelt es, wenn ihm ein ausgezeichnetes weibliches Weſen mit reinem und edlem Gefühl entgegenkommt.“ — „Wie Seraphine

Ihnen," grollte der Maler. — „Geſetzt dem wäre ſo, was verſchlägt es Ihnen, da ich Sie des Gefühles nicht beraube? Seien Sie, in der wichtigſten Frage, bei welcher es um Ihr Lebensglück und um ein zweites ſich handelt, nicht ein eigenſinniges Kind, das um ein verſagtes Spielzeug klagt; nicht ein träumeriſcher Künſtler, der einen ſicheren Gewinn verſchmäht, weil ihm der Einſatz auf eine übel gewählte Nummer verloren ging. Zöge Sie eine ausgeſprochene, unüberwindliche Leidenſchaft zu Seraphinen, wahrhaftig, ich würde Sie nicht an Armgard verweiſen, die ein ganzes Herz verdient, die mir ſelbſt nicht gleichgültig iſt. Aber glücklicher Weiſe exiſtirt eine ſo unglückliche Paſſion nicht; unglücklich ſchon deßhalb, weil ungetheilt. Sie geſtanden noch geſtern, daß Sie, mit ſich und mit ihr im Unklaren, nicht beſtimmt wiſſen, ob Sie lieben, ob Sie geliebt werden? Nehmen wir jedoch auch beide Fälle an, und den weiteren, daß ich Ihnen Seraphinens Jawort gebracht hätte. Was dann? Sie heiraten ſie: die Amazone verläßt die Bühne, den Schauplatz zahlloſer, berauſchender Siege; ſie tauſcht ihren Namen gegen einen anderen ein, der zwar gleich berühmt iſt, den aber ſie nicht gemacht hat, und verſchwindet allmälig als Hausfrau in Rolandseck. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen, auf die Gefahr, Sie zu verletzen, offen und ehrlich ſage, daß Sie Seraphinen keinen genügenden Erſatz zu bieten vermögen, nicht für die Bretter, welche die Welt bedeuten, und nicht für die wirkliche, große Welt, auf die ſie durch ihre Geburt Rechte beſitzt.“ — „Wahr, nur zu wahr,“ ſeufzte der Maler. — „Nun ſehen Sie wohl,“ fuhr der ſiegreiche Diplomat fort, „daß dieſe Partie mit Seraphinen unter widerſtrebenden, geſtörten Verhältniſſen geſchloſſen werden würde, während jene mit Armgard vollkommen gleich ſteht und jede mögliche Bürgſchaft für das Gelingen, für die beiderſeitige Zukunft enthält. Papa Krafft bekennt ſich mit Fanatismus zu ſeinem Bürgerthum. Sein Wahlſpruch lautet: ſchlicht und einfach. Er hat Ihnen ſelbſt geſagt, daß er mit ſeinem Töchterlein nicht hoch hinaus will, und mir, daß Sie ihm als Eidam willkommen ſind. Er ſchätzt Sie verdienter Maßen hoch als Ehrenmann, als Künſtler. Armgard's inneren Werth kennen Sie. Das Mädchen hängt an Ihnen wohl mit wärmerer Empfindung, als die Schülerin am Meiſter. Sie lieben ſie allerdings jetzt nicht, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren liebt. Aber Sie werden ſich von der kleinen Zauberin lieben laſſen, ſo lang und ſo ſüß, bis Sie ſie wieder lieben. Das gibt die beſten Ehen. Zudem ſind die äußeren Vortheile einer Verbindung mit dem Krafft'ſchen Hauſe ſo unermeßlich, daß Sie die Augen nicht verſchließen dürfen, mögen Sie ſie auch mit ſchöner Uneigennützigkeit nicht in erſte Linie ſtellen. Wer heiratet, hat die Pflicht, nicht an ſich allein, ſondern auch an ſeine Kinder zu denken." — „An ſeine Kinder," wiederholte Roland, in weicherem Ton als früher. — „Auf, mein Freund! Schütteln Sie dieß dumpfe Brüten von ſich! Ein raſcher, feſter Entſchluß allein hilft in den großen, ſchmerzlichen, aber heilſamen Kriſen unſeres Gemüths. Held Roland ziehe ſein gutes Schwert Durendarte und haue den garſtig verwickelten gordiſchen Knoten entzwei."

Roland ſprang auf und ergriff den Hut. „Wohin?" fragte der Graf. — „Zu Krafft's!" — „Vittoria," jubelte der Diplomat, aber inwendig, für ſich, wie Diplomaten jubeln, wenn ſie einen ſchwierigen Sieg erfochten haben. „Ich begleite Sie," rief er aus und warf den Reſt der Regalia-Londres in die Ecke. — Roland erwiederte zögernd und mit einem Seitenblick: „Erlauben Sie mir zu danken, Graf Wallenberg. Dießmal ziehe ich dem gütigen Unterhändler eigenes Handeln vor." — „Noch immer mißtrauiſch!" — „Ich will Ihnen nicht Anlaß zu einem zweiten Opfer der Freundſchaft geben, Sie nicht noch einmal zwingen, in meine verlorene Poſition großmüthig einzutreten. Armgard's Korb hole ich mir ſelbſt. Für den von Seraphine, vielmehr von Comteſſe Lomond, zukünftige Gräfin Wallenberg, bleibe ich in Ihrer Schuld. Auf Wiederſehen."

Er ſtürmte fort. „Orlando Furioſo,“ murmelte Guſtel. „Er iſt doch weniger . . . Künſtler, als ich gedacht.“ Nach einigen Wanderungen durch die Privat-Appartements riß er plötzlich an der Glocke, gerade als die Uhr im kleinen Salon halb Vier ſchlug: — „Anſpannen; das offenbacher Coupé.“ — Nach fünf Minuten war der verſchwiegene braune Wagen ohne Wappen auf dem Perron vorgefahren. Der Portier riß das Hausthor, der Jäger den Schlag auf. Seine Excellenz der Herr Miniſter ſtiegen ein, nachdem Sie dem Jäger, dieſer dem Kutſcher zugeflüſtert: „Krafftſtraße, dreißig.“ Die Fenſtervorhänge im Wagen wurden von innen herabgelaſſen, . . . wohl der indiskreten Aprilſonne wegen?

9. Goldene Berge.

Zieh' die Schuhe aus, miſerabler Leſer, der Du zu Fuß durch unſere faſhionable Geſchichte gehſt; zum Mindeſten die Ueberſchuhe, wenn Du das Unglück haſt, mit dieſem Erzeugniß unſeres Kautſchuk-Zeitalters auf Deinem ſchmutzigen, leichdornenvollen Lebenswege behaftet zu ſein. Hut ab, ihr Alle, weß Standes und Alters ihr ſeid, mit Ausnahme des ehrwürdigen Hebräers, der lieblichen

Tochter aus dem Stamme Judah, die uns folgen. Sie mögen nach altteſtamentariſcher Sitte ihr Haupt bedecken, da wir in den Tempel desjenigen Gottes treten, den in prophetiſchem Fernblick ihr auserwähltes Volk ſchon vor etwelchen Jahrtauſenden in der Wüſte anbetete — das güldene Kalb!

So iſt es! Unſere Erzählung ſteigt, in bewundernswerth planvoller Oekonomie, ſtufenweiſe aus einem Höllenkreiſe der heutigen Geſellſchaft in den anderen: der zunächſtfolgende immer um einen Grad höher als der vorhergehende. Der erſte, niedrigſte, jedem Sterblichen gegen ein Trinkgeld an Herrn Raff, genannt Raffael, offene war das Atelier. Aus dem Atelier ſchritten wir in das ſchon ſchwerer zugängliche Boudoir der Prima-Donna. Vom Boudoir erhoben wir uns in das verſchloſſene Kabinet eines Diplomaten. Ein kühner Sprung und wir ſtehen auf der Spitze der ſozialen Pyramide: im Comptoir. Welche Ausſicht! Schwindel ergreift den Schwachen; das Eldorado, Kalifornien, das wahre Land der Verheißung, das gelobte Land, das Goldland liegt offen da. Zerknirſcht ſinken wir vor dem feuerfeſten Schrank im Kaſſenzimmer in den Staub: ſeid umſchlungen, Millionen!

Krafftſtraße, Nummer dreißig, lautet die bürgerliche Adreſſe des Allerheiligſten. Unter der Krafftſtraße haben wir uns nicht ein Armen-Viertel zu denken, ähnlich der Fuggerei in Alt-Augsburg. Die Geldfürſten in den deutſchen Reichsſtadten des Mittelalters ſtifteten Hütten zu freien Wohnſitzen der Armuth, und wenn Kaiſerliche Majeſtät als Gaſt an ihrem Herde weilte, zündeten ſie dem allzeit Mehrer des Reichs und Minderer ſeines eigenen Gutes ein höchſt wohlgefälliges Kaminfeuer aus ſeinen Schuldſcheinen an. Die Großmächte der heutigen Börſe verſtehen ſich beſſer auf den Geiſt der Zeit und ihre Aufgabe. Auch ſie machen ihren Souveränen mit Obligationen den Kopf warm, aber in einem figürlichen Sinn, und wenn ſie ſich auf Häuſerbau einlaſſen, geſchieht es nur in Spekulation. Herr Hans Heinrich Krafft hatte in dieſem Artikel wie in anderen Unternehmungen ein Meiſterſtück gemacht. Als die raſche Vergrößerung und Verſchönerung der Reſidenz durch Abbruch eines unſauberen und winkeligen Stadttheiles im Mittelpunkt des Geſchäftslebens ein weites Areal bloß legte, kaufte ein ſtrebſamer Architekt den Grund und Boden, um auch einmal auf Spekulation zu bauen. Gemeinnützig wie immer eröffnete ihm Krafft einen Kredit. Nun wurde gebaut, leicht, luſtig, luftig, in die Länge, die Höhe, die Breite. Ueber Nacht wuchſen die Häuſer gleich Pilzen aus dem Schutt empor; Arbeiter ſtrömten zu aus aller Herren Länder, ſo daß der babyloniſche Thurm ſich zu wiederholen ſchien. Aber auch die babyloniſche Verwirrung ſtellte ſich allmälig ein, nicht der Zungen, ſondern des Soll und Haben, bis Krafft ſich unliebſam genöthigt ſah, in der kritiſchen Stunde, der elften, dem babyloniſchen Meiſter plötzlich den Kredit zu ſchließen. Die halb fertige Straße lag als Ruine da, in welcher die brodlos gewordenen Arbeiter händeringend umherirrten. Wiederum gemeinnützig, ſtand Krafft vor dem Riß. Er brachte die Häuſer um die Hälfte des Werthes an ſich, ließ ſie vollenden und verkaufte ſie dann theils um das Dreifache, theils vermiethete er ſie dergeſtalt, daß ſein Kapital ſich zu Zehn vom Hundert verzinste. Die neue Straße empfing von dem dankbaren Magiſtrat Krafft's Namen, während der Architekt, als Schwindler flüchtig gegangen, ſteckbrieflich verfolgt wurde. Die alte Geſchichte von Chriſtoph Columbus und Amerigo Vespuzzi.

Sie machte das Entzücken des redlichen Bürgers, die Krafftſtraße, und die Verzweiflung der Künſtler. Gleich Soldaten in Reih und Glied ſtand ſie da, ein Haus wie das andere, zum Verwechſeln. Kein Giebel hing über, kein Erkerlein drängte ſich vor: eine ſchnurgerade, glatte, glänzende Front. Nirgends war an Raum oder unnöthigen Zieraten etwas verſchwendet. In den Thüren und den zahlloſen Fenſtern herrſchte tadelloſe Symmetrie.

Sämmtliche Erdgeſchoße enthielten Läden, die geſuchteſten der Reſidenz, mit hohen Scheiben und Inſchriften in moderner, das heißt uralter, möglichſt unleſerlicher Schrift. Jeder erſte Stock ſchmückt ſich mit zwei Balkonen von drohender Schwerfälligkeit, eingefaßt von Eiſengittern genau deſſelbigen Muſters. Und ſo ging es weiter, von Stock zu Stock, bis auf die Dächer, deren Manſarden ſich glichen wie ein faules Ei dem andern. Unter einem der Dächer wohnte unentgeldlich die Frau des Baumeiſters mit ihren Kindern. Herr Krafft war nicht bloß gemeinnützig, ſondern auch großmüthig.

Sein eigenes Haus, ſchlicht und einfach wie der Mann, bildete in rechtem Winkel die Ecke der Krafftſtraße und des Königsplatzes, eines lebhaften, mit Bäumen bepflanzten, zum Winter-Corſo der ſchönen Welt dienenden Raumes, in deſſen Mitte das Standbild des erſten Königs des Landes prangte. Hier lag die Hauptwache mit doriſchen Säulen, das Finanz-Miniſterium mit joniſchen, die Stadt-Komandantur mit korinthiſchen, ein Kredit-Palaſt im byzantiniſchen Styl und das rein gothiſche Polytechnikum. Ein wunderbarer Anblick, beſonders wenn man die beiden Kanonen zwiſchen den doriſchen Säulen und das zweifarbige Schilderhaus, überragt von korinthiſchem Akanthus, als reizend muthwillige Anachronismen in's Auge faßte. In den Königsplatz mündete die Königsſtraße, ebenfalls an Laden reich, wie auf der entgegengeſetzten Seite die Krafftſtraße durch die Bankgaſſe zum Börſenplatz führte. Das Haus Krafft ſtand alſo recht eigentlich im Zentrum des Handels und Wandels, gleich weit entfernt von den höher gelegenen Stadttheilen, in welchen der Hof und der Adel ſaß, und von den nach allen Richtungen umlaufenden Vorſtädten, deren eine, zu Sankt Margareth, wir im erſten Kapitel flüchtig durchwandert haben.

Die zwei Seiten des Krafft'ſchen Hauſes, ſtreng von einander getrennt, ſtellen zwei Welten dar. Nach der Krafftſtraße zu herrſcht das Geſchäft, Herr Hans Heinrich Krafft; auf den Königsplatz blickt das Vergnügen, Fräulein Armgard Krafft. Jene Hälfte wird eingenommen von unermeßlichen Kellern, wo die Proben von Oel, Sprit und anderen flüſſigen Waaren lagern, im Erdgeſchoß von der Bank für Arbeiter, im erſten Stock von den Comptoirs, im zweiten von den Kaſſen-Zimmern, im dritten und höher hinauf, über den Hofraum in die Hinterhäuſer fortgeſetzt, von Speichern für Kolonial-Waaren, Getraide, Wolle, Hanf, Hopfen und ſo weiter. Denn die Firma Hans Heinrich Krafft macht nicht nur Bankgeſchäfte, ſondern ſie treibt auch Handel en gros. Ihre Magazine befinden ſich zwiſchen den Bahnhöfen und dem Stromhafen, eine kleine Stadt für ſich. Was an Zöllen und Steuern jährlich von ihr bezahlt wird, ſchreibt ſich in Summa mit fünf Ziffern, deren erſte keine Eins iſt. Ihr Perſonalſtand überſteigt gar manches Bundes-Kontingent, und am Zahltag, am unruhigen Sonnabend, haben zehn Kaſſiere zu thun, um an den verſchiedenen Schaltern die offenen Hände zu füllen. Doch kennt Krafft — der Herr Prinzipal, wie er ſich nach alter Sitte von Jedem ſeiner Leute nennen läßt, von den Prokuraführern angefangen bis hinab zum jüngſten Volontär oder Abläder — alle Seinigen von Angeſicht zu Angeſicht. Sein Gedächtniß iſt furchtbar, ſowohl für Zahlen wie für Menſchen, und ſeine Allgegenwart bis in die dunkelſten Winkel ſeines Reichs märchenhaft. Wo er am Wenigſten vermuthet wird, da erſcheint er plötzlich, immer in Schwarz oder Weiß, immer zu Fuß. Regenſchirm und Galoſchen hat kein ſterbliches Auge jemals an ihm erblickt. Die Gewandtheit ſeines Armes beſchämt den rüſtigſten Fruchtmeſſer auf den Kornböden, ſeine Rechenkunſt die fähigſten Köpfe der Comptoirs, und wenn eilige Fälle es nöthig machen, die Schnelligkeit ſeiner großen Füße ſogar den Hundetrab des alten Schimmels, der viermal täglich die Briefe vom Hauptpoſtamt in einem kleinen Karren abholt.

Nach dieſen Andeutungen ermeſſe der geneigte Leſer, welch' buntes und lärmendes Treiben auf der Straßenſeite des Hauſes Krafft waltet. Dagegen auch welche tiefe, wohlthuende Stille liegt über der Platzſeite! Sie hat ihren eigenen Eingang, Königsplatz Nummer eins, durch einen kleinen Garten und über eine bedeckte Treppe. In dem hohen Erdgeſchoß halten wir uns nicht auf: es umfaßt das Empfangszimmer, den Speiſeſaal mit einer Flügelthür in den Hausgarten und einige Kabinete; die Räumlichkeiten für große Diners. Auch der erſte Stock mit dem feierlichen Tanzſaal feſſelt uns nicht, trotz der weißen Marmorwände deſſelben, den goldenen Kron- und Wandleuchtern, dem reichen Mobiliar in orangefarbenem Seidendamaſt. Erſt im zweiten Stock wird es uns wohnlich. Hier wohnt Armgard. Ihre Umgebung beſchreiben . . . Nein, wir wollen unſerer Leſerin kein unangenehmes Gefühl bereiten. Meyer Hirſch hat dieſe Räume in einem Feuilleton beſungen, auf das wir verweiſen: „Armida's Garten.“ Der zauberhafteſte Theil des Zauberreichs iſt eine Galerie mit der Ausſicht auf den Platz, im Sommer offen, im Winter zu einem Paradies unter Glas und Rahmen verwandelt, in welches die Treibhäuſer und Baumſchulen von Krafft's Landgütern ihre erleſenſten Schätze abliefern. O wie viele ſchmachtende Blicke flogen, gleich Schmetterlingen, an die bunten Scheiben des Wintergartens, kletterten ſehnſüchtig empor an ſeinen Schlingpflanzen, ſpähten in die Niſche, wo ſie ſaß unter Palmen und Goldorangen, die Goldfee des Märchens, ihre Goldfiſche fütternd oder in Goldfaden ſtickend, die Bankprinzeſſin, die Eva des Paradieſes, bislang noch ohne Adam! Wie tief ſenkten ſich vor ihrem leicht nickenden Lockenköpflein die blanken Schwerter der Wachtparade, die um zwölf Uhr Mittags mit klingendem Spiel aufzog, oder die Peitſchen der roſſelenkenden Helden, welche durch den olympiſchen Staub des Königsplatzes Pferd und Wagen tummelten, wie im Wettrennen nach dem köſtlichen Ziel da droben auf hohem Balkone.

Am ſtürmiſchen Sonnabend war und blieb das Ziel verhüllt, wie hell auch draußen der Frühling lachte und lockte. Warum? Wir werden es ſpäter erfahren. Zunächſt gehen wir dem Maler Roland* entgegen, welcher vom Prinzeſſinnenplatz durch die Ritterſtraße über den Landſchaftsplatz herabgeeilt kommt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, in den Havelock-Mantel gewickelt wie ein Verſchwörer. Der an Kunſtſchätzen ſo reiche Königsplatz, der ihm ſonſt bei jedem Beſuche je nach Laune ein Hohngelächter oder einen Fluch abnöthigte, wird keines Blickes gewürdigt. Krafftſtraße Nummer dreißig iſt ſein Ziel. Nicht die Tochter ſucht er, ſondern den Vater; das Geſchäft, nicht das Vergnügen. Will er etwa auch ſpekuliren, er, der Künſtler, ungewarnt durch des Babyloniers Schickſal?

Vielleicht. Iſt doch Sonnabend der große Tag, an welchem, von Glocke Vier an, in der Bank des Herrn Hans Heinrich Krafft die Einzeichnungen auf die Südweſtbahn angenommen werden. Abermals ein gemeinnütziges Unternehmen von unüberſehbarer Tragweite. Unlängſt hatte er den Proſpekt deſſelben dem Finanz-Miniſter in einer geheimen Konferenz erklärt. Ueber eine Stunde lang gingen die beiden ſo nahe verwandten und doch keineswegs immer einigen Machthaber im Sprechzimmer Seiner Excellenz vertraulich konverſirend auf und nieder. Sie freuten ſich dabei, kindliche Seelen, der erſten Schwalben, welche unter ihren Augen, dicht vor den Fenſtern, in den Schnecken der joniſchen Kapitale zu niſten anfingen. „Eine glückliche Vorbedeytung für Ihr Geſchäft, Herr Nachbar,“ ſagte huldvoll der Herr Miniſter. „Was ſind Sie für ein Kopf! Wie ſchade, daß Sie ſich nicht für die Direktion einer Abtheilung in meinem Departement gewinnen laſſen.“ — „Mit ein paar Tauſend Gulden Jahrgehalt, Excellenz?“ lächelte Krafft. „Nein, zum Beamten tauge ich nicht. Ich bin und bleibe ein Bürger, ſchlicht und einfach. Jeder dient dem Staat auf ſeine Weiſe. Erlauben Sie mir, die meine zu behalten.“ — „Der Staat wird Ihnen wieder dienen, wenigſtens ſo lange ich an ſeiner Verwaltung Theil nehme. Uebrigens haben Sie recht, Herr Nachbar,“

ſetzte die Excellenz ſeufzend hinzu. „Es geht nichts über die perſönliche Freiheit. Gern und gleich legte ich mein Portefeuille in Ihre Hände nieder.“ — „Soll mich der Himmel in Gnaden bewahren, Herr Miniſter. Ich unſtudirter Kaufmann würde am grünen Tiſch des Kollegiums, im Konſeil, auf der Marterbank vor den Kammern eine ſchöne Figur machen. Wir ſind Beide an den rechten Plätzen. Bleiben wir da.“ — „Und Freunde dazu,“ ſchloß der Miniſter mit einem biederen Händedruck. Hierauf wurden noch einige Privat-Angelegenheiten Seiner Excellenz verhandelt, deren Vermögen Herr Krafft ausnahmsweiſe in Verwaltung genommen hatte. Man kam überein, daß Excellenz ſich mit einer hübſchen runden Summe an der Südweſtbahn betheiligen werde, und ſchied im beſten Einvernehmen. Der Herr Miniſter begleitete den Herrn Krafft kurzweg, der im reſpektwidrigen Ueberrock erſchienen war, durch das mit Uniformen und ſchwarzen Fräcken überfüllte Vorzimmer bis an die Thür, welche der Bureaudiener mit morgenländiſchen Bücklingen vor dem Abgehenden aufriß. Unten, unter den joniſchen Säulen, ſalutirte der Portier mit ausgeſtoßenem Stabe unendlich devoter als vor einem Rath erſter Klaſſe, faſt wie vor Seiner Excellenz, und war überglücklich, als ihm Herr Krafft freundlich ſagte: „Na, Niklas, an dem gewiſſen Samſtag könnt Ihr Euch im Comptoir melden; es ſoll ein kleines Pöſtchen für Euch zurückgelegt werden.“

Männiglich erſtaunte, als wenige Tage nach einer ſo zärtlich beendigten Konferenz der halboffizielle Meyer Hirſch einen Artikel gegen die neue Bahn losließ. Die Morgenzeitung warnte vor überſpannten Spekulationen und zeigte, wie die Regierung, welche keinerlei Zinſengarantie übernommen, ſich die Hände von jeder Verantwortlichkeit rein wuſch. Nur Eingeweihte ſahen, daß dieſer nämliche Artikel in jener nämlichen Konferenz verabredet worden war. Die Staatsverwaltung wollte ihre Unabhängigkeit von Herrn Krafft darthun, den Standpunkt ſtrenger Unparteilichkeit wahren. Das Publikum aber, mißtrauiſch gegen jede offizielle Stimme, las zwiſchen den Zeilen, daß die Herren Bureaukraten die Unternehmung eines Mannes aus dem Volke mit ſcheelem Auge anſahen und den kleinen Leuten einen ſicheren Gewinn mißgönnten. In dieſem Sinn antwortete ein Artikel von Hirſch Meyer im Abendblatt. Die Reklame von zwei Seiten hatte ihre Schuldigkeit gethan und die beabſichtigte Wirkung hervorgebracht.

Letzteres offenbarte ſich am Sonnabend Nachmittag auf das Augenſcheinlichſte. Schon vor drei Uhr drängte eine von Minute zu Minute anſchwellende Menſchenmaſſe nach Krafft's Hauſe zu. Die Straße war binnen

Kurzem geſtopft voll und immer noch ſtrömte vom Börſenplatz wie von der Königsſtraße her die wachſende Woge nach. Der Geſchäftsmann, der Staatsdiener, die Rentière, der Arbeiter, ſogar der Dienſtbote ſtürmte zur Unterzeichnung herbei, um ſo gieriger, als verlautet hatte, die Liſten würden bald geſchloſſen, alle Beträge reduzirt werden, der unzweifelhaften Ueberzahlung wegen. Das Gerücht ließ ſo drohend ſich an, daß bewaffnete Schutzmänner zu Fuß und zu Pferd requirirt, die Straßen abgeſperrt und vor der Thür von Nummer dreißig Schranken aufgeſtellt werden mußten, wie an der Theaterkaſſe vor Beginn außerordentlicher Vorſtellungen. Auch alte Bekannte von uns ſchwimmen in dem tobenden Strome: da bringt Signor Beppo ſein Bischen Armuth, dort ragt Vater Winter's ehrwürdiges Haupt empor, ſchweißtriefend und hochroth; Meiſter Bullermann weiß die ohnmächtige Wittwe an ſeinem Arm nicht beſſer zu ſchützen, als indem er ſie an die Wand drückt, Hirſch Meyer und Meyer Hirſch kämpfen, auf entgegengeſetzten Flügeln wie immer, um einen bevorzugten Platz auf dem Eckſtein, von dem ſie die Szene überſehen und ſchildern können. Der Angſtſchrei weiblicher Stimmen, männliches Gelächter und Gebrüll, der vergebliche Ordnungsruf der Gendarmen, Fauſtkämpfe und Fußtritte, Chöre von Neugierigen und Neidern aus den benachbarten Fenſtern, das

Jauchzen der lieben Gaſſenjugend, dieſe einzelnen Mißlaute alle vermiſchten ſich zu einer hölliſchen Symphonie, des Götzen würdig, dem ſie dargebracht wird, und der droben thront, hinter Schloß und Riegel, im Allerheiligſten ſeines Tempels, dem feuerfeſten Schrank, unnahbar, aber ſtets auf's Neue von ſeinen raſenden Anbetern umſchwärmt, todt, und doch täglich ſeine lebendigen Menſchenopfer heiſchend und verſchlingend.

Unmuthig wich Roland zurück, bevor er ſich durch den wüthenden Strom fortgeriſſen ſah. Er hatte an das große Ereigniß des Sonnabends nicht gedacht oder nichts davon gewußt. Doch verlangte ſeine aufgeregte Stimmung ſo dringend nach einem Abſchluß, nach Entſcheidung, daß er ein Herz faßte und durch den Eingang zu Armgard's Gemächern, vom Königsplatze aus, ſich den Weg zu Papa Krafft bahnte. Ein Diener führte ihn, den bekannten Hausfreund, unbedenklich über eine mit grünem Tuch bedeckte Seitentreppe, die Verbindung zwiſchen Vater und Tochter, in das Comptoir. Da innen herrſchte Ordnung, Ruhe, Stille. Das Toben der Flut ſcholl von unten herauf wie Meeresbrauſen über den ſchützenden Deich. Nur die Neulinge lugten verſtohlen durch die Fenſter und kicherten, wenn im Getümmel ein weiblicher Shawl unter die Füße getreten, ein männlicher Rockſchooß abgeriſſen wurde. Die älteren Commis, an ſolche Schlachten gewöhnt, arbeiteten ungeſtört fort, je zwei an einem Pult von ſchwerem Eichenholz, über dem eine Gaslampe mit grünem Schirm hing. Man hörte nichts als das Knirſchen der Stahlfedern, das Rauſchen umgeſchlagener Blätter in Rieſenbüchern, das Kniſtern ſchmaler und dünner Papierſtreifen, Wechſel genannt, das Flüſtern von ein paar Stimmen, die raſch und fertig ein Rechenexempel erledigten, doppelt, zur Kontrole. Auf Seitentiſchen wurden Kopirmaſchinen und Stempelpreſſen in unaufhörliche Bewegung geſetzt. Geräuſchlos wie die Schatten ſchlichen die Bewohner dieſer unheimlichen Räume von einem Pult, einem Zimmer zum andern. Ein Comptoir-Diener, ebenfalls ein Schatten in unſcheinbar grauer Livree, reichte das Veſperbrod umher, Kaffe mit Semmeln, Butter und Brod, Obſt, das haſtig, ſchweigend, im Stehen verzehrt wurde. Und ein Pult, ein Zimmer, auch ein Menſch ſah genau aus wie die anderen; an den Wänden hingen dieſelben Kursliſten, dieſelben Eiſenbahn- und Telegraphen-Karten, dieſelben Tages-Kalender, dieſelben Münz-Tabellen, in den Winkeln ſtanden dieſelben Waſchbecken, darüber gebreitet dieſelben weißen Handtücher mit denſelben rothen Zeichen H. H. K. . . . O über die unvollkommene Menſchheit! Nähmaſchinen hat ſie glücklich erfunden, warum nicht auch Schreib- und Rechen-Maſchinen? Dann würde doch in einer ſolchen Geldfabrik wenigſtens das Schnurren der Räder und das Aechzen des Dampfes wie in den übrigen gehört werden! Aber nein; im Tempel des furchtbaren Dämons, in der unmittelbaren Nähe ſeiner finſteren Majeſtät ziemt nur Schweigen, das Schweigen des Grabes!

Die dicke, ſchwüle Luft verſetzte Roland beim Eintritt den Athem. Er fühlte ſich beklommen wie in einer fremden, geſpenſtiſchen Welt. So oft er auch Krafft und ſeine Tochter beſucht hatte, in dieſe Gegend war er niemals gedrungen. Auf die Frage nach Herrn Krafft, die er, unwillkürlich leiſe redend, an ein Pult gerichtet hatte, wies eine Stahlfeder in das nächſte Zimmer. Dieſe Pantomime wiederholte ſich ein halbes Dutzend Mal, bis er endlich im Comptoir des Prinzipals ſtand. Herr Krafft war nicht allein. Ein ſehr alter Mann war bei ihm, einen abgeſchabten Filz in der Hand, unter dem noch abgeſchabteren Paletot den abgeſchabteſten aller Fräcke tragend, auf dem das Johanniter-Kreuz ſich einigermaßen ſeltſam ausnahm. Auf Roland's Entſchuldigung, daß er ſtöre und gerade in dieſer Stunde, erwiederte Krafft freundlich: „Keine Umſtände, lieber Roland. Ich erwarte Sie eigentlich ſeit heute Morgen. Der Spektakel unten kümmert uns nicht. Die Maſchine iſt im Gang, ſie läuft ohne mich.“ Damit führte er den Maler an das kleine lederne Sopha, das in der Ecke des Comptoirs ſtand. Dann wandte er ſich an den anderen Beſuch und ſprach mit dem rauheſten Ton ſeiner rauhen Stimme: „Wir Zwei, Herr Baron, ſind fertig mit einander. Sparen Sie jeden weiteren Weg.“ Etwas leiſer, aber immer noch hörbar für Roland, fügte er hinzu: „Von mir beziehen Sie zweitauſend Thaler Jahrgehalt. Meine Tochter gibt Ihnen aus ihrem Nadelgeld eben ſo viel; hinter meinem Rücken, wie ſie meint, aber ich ſehe es doch; ich ſehe Alles; Ihnen iſt nicht zu helfen. Leben Sie wohl.“ Der Johanniter ging ohne Gruß, mit einem giftigen Blick davon. „Wiſſen Sie,“ ſprach Krafft, ſich neben Roland niederlaſſend, „wer das war?“ — Roland verneinte. — „Mein Schwiegervater, der Baron von Röhring; derſelbe, der mich, als ich um ſeine Tochter warb, durch Lakaien die Treppe hinunterwerfen ließ, der ihr und mir die Thüre vor der Naſe zuſchlug, da wir nach unſerer heimlichen Verbindung ſeine Vergebung, ſeinen Segen anzuflehen kamen. Seit er mit Hab und Gut fertig geworden, lebt er von meinen Almoſen und von Schulden, die er auf meinen Namen macht. Halten Sie mich nicht für hart gegen den Vater meines ſeligen Weibes. Sie war ein Engel, er iſt ein Teufel, nicht bloß ein armer Teufel. Nur eine Probe ſeiner hochadeligen Sitten. Es iſt noch nicht lange her, daß er mich eines Morgens, wie heute, aufſuchte, um zu betteln. Er weinte, er drohte, ſich in den Kanal zu ſtürzen, wenn ich ihm nicht aus der Noth hülfe. Ich gab ihm eine Handvoll Goldſtücke. Eine Stunde ſpäter ging ich über den Prinzeſſinnenplatz. Herr von Röhring ſaß auf der Terraſſe des Nimrod-Clubs und frühſtückte: einen halben Hummer, ein Beefſteak mit Trüffeln, eine Flaſche Laffitte ſtanden in ſilbernen Schüſſeln vor ihm. Er nickte herablaſſend und rief mir vor einer zahlreichen Geſellſchaft von ſeinesgleichen zu: ‚Bon jour, Herr Schwiegerſohn. Ich bedaure, Sie nicht zu meinem Dejeuner einladen zu können. Aber Sie kennen unſere Statuten; Bürgerliche haben keinen Zutritt.‘ . . . Solche Leute muß man kurz halten, ſie eine wirkliche Ueberlegenheit fühlen laſſen gegen ihre vermeintliche. Geldſtolz gegen Ahnenſtolz.“

Roland ſchwieg nachdenklich. Sollte dieſe Lektion unter Adreſſe des Schwiegervaters am Ende gar beſtimmt geweſen ſein für den künftigen Schwiegerſohn? Das Blut ſchoß ihm in's Geſicht. Doch wurde der häßliche Verdacht beſeitigt durch die vergleichsweiſe milde und gewinnende Art, mit welcher Herr Krafft, ſeine Hand ergreifend, fortfuhr: „Nun zu erfreulicheren Dingen. Ich weiß, warum Sie kommen. Graf Wallenberg hat mit Ihnen geſprochen, ich mit meiner Tochter.“ — „Was erwiederte Fräulein Krafft?" — „Was bei ſolchen Gelegenheiten junge Mädchen zu erwiedern pflegen. Sie weinte und umarmte den Papa, unter dem ſie ſich im Stillen wahrſcheinlich Jemand Anderes dachte. Wenn Sie wollen, gehen wir hinüber zu ihr. Ich habe vorher nur noch einen Bericht meines Buchhalters zu erwarten. Sehen Sie ſich einſtweilen bei mir um. Sie haben mir ſo oft die Honneurs Ihres Ateliers gemacht, daß ich Ihnen gern einmal das meinige zeige. Es wird wenig Intereſſe für Sie haben; allein da Sie bald in näheren Beziehungen zu meinem Hauſe ſtehen werden, müſſen Sie es doch kennen lernen."

Roland ſah ſich gewünſchtermaßen um, immer mit dem leiſen Gefühle des Mißbehagens, der Verlorenheit in einer fremden Welt. Das Comptoir des Prinzipals war daſſelbe wie die Comptoirs ſeiner Commis. Zwiſchen den beiden Fenſtern ſtand der Schreibtiſch mit Haufen von Zeitungen, Stößen von Briefen, Bergen von Folianten, in Leinwand oder Leder gebunden, mit Meſſing-Ecken; ein Chaos für jedes Auge, jede Hand, außer für diejenigen des Herrn. Ein Rohrſtuhl vor dem Tiſch ließ an Härte und Einfachheit nichts zu wünſchen übrig. Deßgleichen das Stehpult, um keine Holzfaſer reicher oder bequemer als alle übrigen. Die vier Wände verſchwanden unter Regalen, die von Kartons, Büchern und

Heften ſtrotzten, alle mit der Ziffer des Jahrgangs, dem Namen des Landes bezeichnet, welche ſie betrafen. Sämmtliche fünf Welttheile waren vertreten. In einem Winkel verkroch ſich das ſchmale Lederſopha, in einem zweiten ein kleiner Tiſch, worauf ein Stück Schwarzbrod und zwei Borsdorfer Aepfel das Veſperbrod des Millionärs darſtellten. Ein paar verirrte Rohrſtühle luden zum Nichtſitzen ein. Nirgends eine Blume, ein Bild, ein Teppich, ein weicher Vorhang, eine farbige Decke; Alles nackt und nüchtern, kühl und kahl. Und darum Bankier und Großhändler?!

Der Kaufmann ahnte, was in dem Künſtler vorging. Lächelnd ſagte er: „Es gefällt Ihnen bei mir nicht. Ich begreife das. Doch urtheilen Sie nicht nach dem Augenſchein. Auch die proſaiſche Welt, in welche Sie hier mit einem troſtloſen Blicke ſtarren, hat ihre verborgene Poeſie. Mir gilt mein Stand für den erſten der Welt, und ich habe mich immer bemüht, ſeine Aufgabe ſo großartig, ſo gemeinnützig wie möglich aufzufaſſen. Der blaue Karton dort oben iſt die Wiege eines ſüdamerikaniſchen Freiſtaates. Unter der Aufſchrift Melbourne verbirgt ſich die erſte Einführung auſtraliſcher Wolle in Deutſchland. Bei der Baumwollenkriſis der letzten Jahre war unſer Königreich das einzige, das von den Kalamitäten aller auswärtigen Märkte, Mangel der Waare, unverhältnißmäßige Steigerung der Preiſe, Stockung der Arbeit, verſchont blieb, weil ich meine zu rechter Zeit geſammelten Vorräthe dem einheimiſchen Verkehr überlaſſen konnte. Gewann ich dabei, ſo gewann doch mit mir, durch mich das Ganze noch weit mehr. In dieſem einfachen Comptoir laufen mannigfaltige Fäden aus allen Erdtheilen zuſammen. Und wie viele ſind noch angeſponnen, die in ſpäteſter Folgezeit eine andere Hand, als die meinige, ihrem Ende zuführen wird! Ich leugne nicht, daß es mir lieb geweſen wäre, wenn mein Schwiegerſohn die Fortſetzung meines Lebens übernommen hätte. Das will ſich nun anders fügen. Doch läßt ſich zuletzt auch Ihrer ſchönen Kunſt, mein lieber Roland, eine praktiſche Seite abgewinnen, in der wir uns begegnen, wo wir gemeinſam, mit meinen Mitteln, wirken. Ich kann mir für Ihre Zukunft eine erſprießliche Thätigkeit denken, welche alle deutſchen Ausſtellungen, Akademieen, Sammlungen umfaßt und allmälig beherrſcht. Wenn wir das Gute überall ankaufen, für das Beſte Prämien ausſetzen, durch großartige Beſtellungen die Richtung der zeitgenöſſiſchen Kunſt beſtimmen, die deutſche Malerei mit dem Auslande vermitteln, Unterſtützungs- und Vorſchußvereine gründen . . .“ — „Dann werden wir Kunſthändler ſein, Herr Krafft, nicht Künſtler,“ unterbrach ihn Roland. „Ein mir vollkommen fremdes Feld, auf das ich Ihnen nicht einmal in Gedanken zu folgen vermag.“ — „So folgen Sie mir denn wenigſtens hier noch einen Schritt in mein Kurioſitäten-Kabinet,“ ſagte Krafft, indem er die Thür eines Alkovens neben dem Comptoir öffnete. Roland erblickte darin ein ſchmales, niederes Bett aus Tannenholz mit einem blau und weiß gewürfelten Kiſſen, einem Strohſack und einer Pferdedecke; daneben ein Schrank, in dem ein Arbeiter-Kamiſol, eine lederne Hoſe, ein paar hohe Stiefel, ein Schurzfell mit zahlreichen Narben und Flecken, die Tragbänder eines Abladers und eine Wachstuchkappe aufgehängt waren. — „Hier ſehen Sie meine Anfänge, Herr Roland,“ erläuterte der Millionär nicht ohne Feierlichkeit und Stolz. „Das iſt mein erſtes Lager, das ich mit meiner Hände Arbeit nach jahrelangem Darben und Sparen erwarb; ich habe niemals beſſer geſchlafen, als auf dieſem Strohſack. In dem Schrank bewahre ich die Kleidung, das Handwerkszeug, womit ich meine hieſige Carrière als Tagelöhner begann. Wenn ich mich ſammeln oder Demuth lernen will, flüchte ich in mein Kabinet. Setzen Sie ſich eine Minute zu mir auf das harte Bett. Hans Heinrich Krafft wird Ihnen erzählen, wie er ein Kaufmann ward.

„Ich bin als Bauernſohn geboren. Den kleinen Hof meines Vaters erbte der älteſte Bruder. Bei uns gilt auf dem Lande, wie unter dem höchſten Adel, das ſtrengſte Recht der Erſtgeburt. Als Knecht durfte ich bleiben, wenn ich wollte. Doch ich wollte nicht, ich trat in die Dienſte des nächſten Rittergutsbeſitzers. Siebenzehn Jahre alt, war ich Großknecht bei ihm: er hatte Vertrauen zu mir, als zu einem nüchternen, ernſten, ſparſamen Burſchen, den man auf keinem Tanzboden, keiner Kirchweih, hingegen mit Sonnenaufgang hinter dem Pflug und in tiefer Nacht noch in den Ställen fand. Zur Zeit des Wollmarkts in der großen, drei Tagereiſen vom Gut entfernten Handelsſtadt, den wir alljährlich im Monat Juni mit unſerer Wolle beſuchten, fügte es ſich einmal, daß der Herr krank darniederlag und ſelbſt nicht verkaufen konnte, wie er pflegte. Der Inſpektor war, eben der Krankheit wegen, unentbehrlich. Ich erbot mich zu gehen. Mein Baron ſchickte mich, nach einigem Beſinnen, ab mit der Ordre, zu demſelben Preiſe wie voriges Jahr abzugeben, acht Thaler per Stein Mittelwolle. Mit meinen hochbepackten Wagen, einem ganzen Zuge, fuhr ich davon. Einige Meilen dieſſeits der Stadt ſtieg ich ab, mir die Füße ein wenig zu vertreten, und ging — in den nämlichen Stiefeln, die Sie dort ſehen — den durch den Sand langſam folgenden Wagen eine tüchtige Strecke voraus. Ich kam an einen Krug, einſam an der Landſtraße gelegen, als Ausſpann für Fuhrleute. Vor der Thür ſtand eine Bank. Müde und erhitzt ließ ich mich nieder und labte mich an einem Glaſe Weißbier, über welches zahlloſe Fliegen noch durſtiger als ich herfielen. In der Gaſtſtube drinnen, deren Fenſter offen ſtanden, unterhielten ſich ein paar Fremde und zwar ſo, daß ich jedes Wort vernahm. Der Name meines Herrn fiel in das Geſpräch, worauf ich die Ohren noch höher ſpitzte. Die eine von den redenden Stimmen kam mir bekannt vor. Richtig: ſie gehörte dem Chef des Hauſes, dem wir unſere Wolle gewöhnlich verkauften, an das auch ich dießmal gewieſen war. Ich hatte ihn in der Stadt öfters geſehen und gehört, da ich die Reiſe ſchon ein paar Male mitgemacht. Er erzählte, er ſei unterwegs, um die Wolle meines Barons abzufangen, die heute Abend, dem Avis-Briefe zufolge, eintreffen müßte. ‚Ich bin dem Alten,‘ lachte er, ‚ſo weit entgegen gefahren, weil er von dem unvermutheten Aufſchlag der Preiſe auf unſerem Wollmarkt nichts wiſſen kann. Heute iſt der Stein mit elf Thaler bezahlt worden, morgen kann er zwölf, auch dreizehn koſten. Die ruſſiſche Regierung macht ungeheure Beſtellungen; es heißt, daß ſie zum Kriege rüſtet. Wenn ich die Wolle hier erwiſche und um die vorjährigen Preiſe abſchließe, mache ich ein feines Geſchäft.‘ — Dieß hören und ſpornſtreichs zurückrennen, war bei mir eins. Ich ſetzte mich auf den erſten Wagen und in einer halben Stunde hielt mein Wagen vor dem

Ausſpannhaus, wo Brod gefüttert werden ſollte. Der Hausknecht hatte die Krippe noch nicht aufgeſtellt, ſo fuhr der wegelagernde Stadtherr aus ſeinem Hinterhalt heraus, auf mich los. — ‚Guten Tag, Hans Hinnerk.‘ — ‚Guten Tag auch, Herr.‘ — ‚Wo ſteckt Dein Baron?‘ — ‚Im Bett, Herr, ſchwer krank.‘ — ‚Und der Herr Inſpektor?‘ — ‚Zu Haus, bei der Heuernte.‘ — ‚Verflucht!‘ . . . Daß ich's kurz mache, Roland. Nun ging der Schacher an. Der Kaufmann wollte den Großknecht breit ſchlagen, bot erſt den vorjährigen Preis, dann einen, zuletzt anderthalb Thaler per Stein drüber. Hans Heinrich wehrte ſich ſeiner Haut und Wolle. ‚Herr,‘ ſagte er, ‚achter'm Berge wohnen auch Leute. Wir haben von den Wollpreiſen auf Eurem Markte gehört. Der Ruſſe kauft, weil's losgehen ſoll, mit dem Türken oder Griechen, was weiß ich. Ihr gebt zwölf Thaler zehn gute Groſchen per Stein und habt unſere Wolle. Wo nicht, fahr' ich zu Markte.‘ Mein Herr hatte mir alle Vollmacht gegeben. Nach einigem Sträuben ging's: Top, top. Wir waren Handels einig. Ich fuhr in die Stadt, lieferte ab, erhob mein Geld, zweitauſend Thaler mehr, als der Baron gefordert, kehrte um und trat vier Tage ſpäter an das Bett meines Herrn. Auf die Decke ſtellte ich ihm in leinenen Beuteln zuerſt diejenige Summe, die er zu erwarten hatte, lauter harte Thaler, denn Papier gab es dazumalen, Anno 1822, bei uns zu Lande noch keines, ſo wenig wie Eilzüge und Telegramme. Ein Großknecht konnte noch in ganz primitiver Weiſe Geſchäfte machen. Mein Herr nickte, band einen der Säcke auf, ließ die Thaler, blanke, funkelnagelneue Münzen, die ich mir vom Kaſſier extra erbeten hatte, aus Freude an dem ſchönen Metall klingend durch ſeine mageren Finger gleiten und ſchenkte mir fünf Thaler. Darauf rückte ich mit den zweitauſend Preußen, Reſerve-Mannſchaft, vor. Der Baron ſah mich ſtarr an; noch heute ſtehen mir ſeine großen Augen lebhaft vor der Seele, noch größer geworden vom böſen Fieber. — ‚Hans Hinnerk, was bedeutet das?' — ‚Nichts Unrechtes, Herr.' Und ich erzählte freudeſtrahlend meine Verkaufsgeſchichte aus dem Krug. Er ſann eine Weile nach, ſchüttelte dann den Kopf und ſprach: ‚Du haſt recht und unrecht gehabt, mein Junge. Recht als ein Kaufmann, der vor allen Dingen ein Geſchäft mit Vortheil machen will, unrecht als mein Knecht, dem ich befohlen hatte, zum vorjährigen Preis abzugeben. Daſſelbe war dem Korreſpondenten in der Stadt gemeldet worden, bei dem ich nun wie ein wortbrüchiger Spekulant daſtehe. Dein Profit, Hans Heinrich, wandert morgen in die Stadt zurück. Ich bin kein Kaufmann, ſondern ein Edelmann. Meine Ehre über Alles.' — Ich kratzte mich hinter den Ohren und wollte mit einem trübſeligen Blick auf den verlorenen Gewinn hinausſchleichen. Mein Herr rief mich zurück. ‚Hans Heinrich,‘ ſagte er, ‚ich bin Dir nicht böſe, Du mußt es auch mir nicht ſein. Jedem ſeine Weiſe. Dein Kunſtſtück im Krug mag für Dein Meiſterſtück gelten. Du biſt ein geborner Kaufmann, mein Junge, kein Bauer. Ich weiß, Du borgſt den Mägden und Knechten auf hohe Zinſen. Deine Haberrechnungen in Kreide an der Stallthüre ſind ſauberer und ebenſo ſicher als dem Inſpektor ſeine Bücher. Du beſitzeſt alle guten und alle ſchlechten Eigenſchaften eines künftigen Millionärs. Geh' in die Stadt und werde ein Millionär, Hans Hinnerk!‘

„Ich that, wie mein Herr mir befohlen. Am nächſten Vierteljahr, Michaelis, verließ ich das Rittergut, kam, mit zwei Louisd'ors, in der Taſche jenes grauen Kamiſols eingenäht, in dieſe Stadt und brachte es darin binnen vierzig Jahren — aber welche Jahre, Roland! — vom letzten Ablàder in dem Material- und Farbwaaren-Geſchäft von Peter Niemeier und Söhne zu dem Herrn dieſes Comptoirs, des Hauſes und der Firma Hans Heinrich Krafft.“ —

„Eine lehrreiche Geſchichte,“ ſagte Roland nachdenklich, als Herr Krafft ſchwieg; „lehrreich beſonders deßwegen, weil ſie auf demſelben Strohſack endigt, mit welchem ſie begonnen.“ — „Was wollen Sie?“ verſetzte der Millionär. „Zuletzt iſt der Wollſack im engliſchen Parlament auch kein Lotterbett voll Eiderdaunen, und der Thron, der höchſte aller menſchlichen Sitze, bleibt ein unbequemes Stück Möbel, je maſſiver, deſto härter, mögen ſie ihn mit noch ſo weichen abſolutiſtiſchen Polſtern zudecken, oder auf die ſanfteſten konſtitutionellen Schaukelfüße ſtellen.“ — „Sie ſollen recht haben, Herr Krafft, jedoch auch mir recht geben, wenn ich ſage: der Menſch wird für ſeinen Beruf geboren; Selbſtwahl und Erziehung beſtimmen denſelben nicht. Den Künſtler machen Sie nicht zum Kaufmann, ſo wenig wie Sie, der Kaufmann, zum Landwirth zu machen waren.“

Herr Krafft wollte antworten, wurde aber abgehalten durch eine eilige Meldung des Herrn Heyboldt, erſten Prokuriſten, der in das Comptoir trat: nicht eine veraltete Komödien-Figur mit Schnallenſchuhen, in grob wollenen Strümpfen, Sammethoſen und einem langſchößigen Ueberrock, den Jabot voll Schnupftabak und eine Gänſefeder hinter dem komiſch beweglichen Ohr, ſondern ein ganz feiner Mann nach dem neueſten Schnitt und ſchwarz gekleidet, die Rettungsmedaille im Knopfloch und mit einem ernſten, ausdrucksvollen Kopf. Er war Hauseigenthümer, Mitglied des Stadtraths und Landwehr-Hauptmann; der goldene Schaupfennig und das farbige Bändlein auf ſeiner linken Bruſt erzählten, daß er in der Schwimm- und Bade-Anſtalt mit Gefahr ſeines Lebens dasjenige eines von der Strömung fortgeriſſenen Leander erhalten hatte. Seine Meldung, ſo dringend ſie war, machte er ohne Haſt, gemeſſen und kalt, etwa wie ein Steuermann dem Schiffskapitän anzeigt, daß ein bedenklicher Wind aufſpringt. „Herr Prinzipal,“ ſagte er, „das Volk hat die Schranken und den einen Flügel der Thorfahrt eingebrochen, ſie ſtürmen das Comptoir.“ — „Wer zerbricht, bezahlt,“ ſcherzte Herr Krafft; „wir werden ihnen die Zeche ankreiden.“ — „Die Schutzmannſchaft reicht nicht aus; ſie hat um Militär auf die Hauptwache geſchickt.“ — „Iſt recht, Heyboldt. Kein Unglück vorgefallen, Arm- oder Beinbruch?“ — „Nicht, daß ich wüßte.“ — „Schade für Meyer Hirſch; er würde in der offiziellen Morgenzeitung prächtig gegen die Ausſchreitungen der Spekulationswuth gedonnert haben. Auch keine Verwundung durch die Schutzmänner?“ — „Bis jetzt keine.“ — „Schade für Hirſch Meyer. Das oppoſitionelle Abendblatt verliert eine koſtbare Gelegenheit, über die Rohheit der Soldateska zu weinen. Jedenfalls ſollen die beiden Organe fortfahren, eines für uns, das andere gegen uns zu ſchreiben. Halten Sie Hirſch Meyer und Meyer Hirſch in Athem.“ — „Sehr wohl, Herr Prinzipal.“ — „Jedem widmen Sie eine verbindliche Zeile, des Inhalts, wir hätten uns erlaubt, für ihn einige Aktien zu zeichnen, um ſie zum geeigneten Zeitpunkt zu verkaufen und ihm die Differenz baar zu ſchicken." — „Soll geſchehen, Herr Prinzipal." — „Unſere Südweſtbahn geht alſo gut, Heyboldt?" — „Mit Dampf, Herr Prinzipal." Der ernſthafte Mann lächelte über ſeinen verwegenen Spaß, und Herr Krafft lächelte verbindlich mit. „Die Summe, die noch zu begeben iſt, wird im Handumdrehen gezeichnet ſein. In Maſſen werfen die Leute Geld, Banknoten, Staatspapiere unſeren Kaſſieren zu, die nicht raſch genug die Quittungsformulare ausfüllen können. Auf der Börſe riß man ſich um die Bogen." — „Die nächſten vier Wochen treiben wir den Kurs noch in die Höhe, Heyboldt; dann mag er fallen, aber langſam, mit Anſtand." — „Ich verſtehe, Herr Prinzipal." — Ein Kaſſier kam, ohne anzupochen, hereingeſtürzt. „Herr Prinzipal," ſtammelte er ängſtlich, „wir haben keine Schema mehr, und die Leute drängen immer tobender auf uns ein. Wilde Stimmen begehren nach Ihnen." — „An Ihren Poſten, Herr," donnerte ihm Krafft zu. „Ich werde kommen, wenn es mir an der Zeit ſcheint. Keinesfalls," ſetzte er ruhiger hinzu, „ehe das Militär anrückt. Wir brauchen ſeine Einſchreitung, der Kurſe wegen." — Der Eilbote war verſchwunden; aber in den Thüren der Comptoirs tauchten bleiche, rathloſe Geſichter auf; das

Haus verlangte nach dem Herrn, die zitternde Tochter ſchickte ein um das andere Mal nach dem Vater. „Machen wir dem Schauſpiel ein Ende!“ ſagte nach kurzem Beſinnen Herr Krafft, trat in das mittelſte der Comptoirs, riß ein Fenſter auf und ſchrie, die rauhe Stimme zum lauteſten Ton erhebend, in die wogende Menge hinunter: „Ihr ſucht mich, Leute. Hier bin ich. Was wollt ihr von mir?“ — „Aktien! Unterzeichnungen!“ ſcholl die lärmende Antwort zurück. — „Ihr fordert ohne Recht und Sitte. Dieß iſt mein Haus, ein friedliches Bürgerhaus. Ihr brecht ein, als wär' es eine Frohnveſte, ein Arſenal, eine Steuer-Einnehmerei, als lebten wir mitten in der Revolution. Schämt ihr euch nicht?“ — Dumpfes Gemurmel lief durch die beſtürzten Reihen. — „Wenn ihr Geſchäfte mit mir machen wollt,“ fuhr der Kaufmann fort, „ſo lernt erſt Zucht und Ordnung. Habe ich euren Beſuch eingeladen? Brauche ich euer Geld oder braucht ihr meine Aktien? Schickt Deputirte herauf, eure Wünſche mir vorzutragen. Mit aufrühreriſchem Geſindel unterhandle ich nicht!“ — Damit warf er beide Fenſterflügel zu, daß die Scheiben klirrten, die Scherben hinunterfielen auf die Köpfe der Aktienſtürmer. „Der Prinzipal verſteht mit dem Volk zu reden,“ ſagte Heyboldt ſtolz zu Roland, dem ſtummen Zeugen des ſonderbaren Auftritts. „Er ſpricht ſeine Sprache. Auf eine zerbrochene Thür antwortet er mit einem zerbrochenen Fenſter.“

Mittlerweile war im Eilſchritt, unter Trommelwirbel, eine Kompagnie Soldaten angerückt. Das Kommando der Offiziere ſchmetterte durch die ſtörrigen, ſtill werdenden Volkshaufen: „Fällt das Gewehr! In Zügen rechts und links ſchwenkt! Vorwärts marſch!“ Hof und Gänge wurden geſäubert, die Thüren beſetzt; in der Straße ſtaute ſich, zurückgedrängt, die dumpf grollende Flut. Beſchämt und verlegen erſchienen drei Abgeordnete und baten um Gehör bei Herrn Krafft. Der Kaufmann empfing ſie wie ein Fürſt, umgeben von ſeinem Hofſtaat, inmitten ſeiner Commis, im großen Comptoir. Der Wortführer begann: „Wir bitten um Vergebung, Herr Krafft, für das Vorgefallene.“ — „Pfui, daß ihr unter ruhige Bürger, zu einem friedlichen Geſchäft Soldaten als Zeugen und Ordnungsſtifter herbeizieht.“ — „Es hatte verlautet, wir ſeien zum Narren gehalten mit der Unterzeichnung, die ganze Summe bereits an der Börſe begeben.“ — „Und wenn dem ſo wäre, träfe mich eine Schuld? Die Südweſtbahn-Geſellſchaft muß dreißig Millionen aufbringen. Das Doppelte, das Dreifache der Summe wird ihr geboten. Kann ich dafür, daß Reduktionen ſich nöthig machen?“ — „Nicht doch. Aber man ſagt, an uns kleine Leute ſolle nicht ein Heller kommen;

die großen Börſenmänner haben die fetten Biſſen uns vor dem Maul weggeſchnappt.“ — „Sagt man das? Wer ſagt es? Hofbottchermeiſter Täubert, ich frage Euch, wer das ſagt?“ — „Halten zu Gnaden, Herr Hofbanquier …“ — „Nichts da von Gnaden oder Hof! Mein Name iſt Krafft, Hans Heinrich Krafft. Ich denke, wir kennen uns, Meiſter Täubert. Wir machen nicht zum erſten Male Geſchäfte mit einander. Ihr habt einen artigen Antheil an meiner Arbeiter-Bank. Kornmakler Wüſt, Euch iſt eines der Häuſer in meiner Straße verkauft. Dränge ich Euch um die Raten?“ — „Beileibe nicht, Herr Krafft. Sie ſind ein braver Mann, ein gemeinnütziger Mann, kein Geldmacher, kein Blutſauger, kein Jud!“ rief im Chore das deputirte Triumvirat. — „Ich bin nichts, als was ihr ſeid: ein Geſchäftsmann, der von ſeiner Arbeit lebt, eines Bauern Sohn, ein ſchlichter, einfacher Bürger. Ich habe kleiner angefangen als der kleinſte unter euch, aber ich vergeſſe nie, daß ich Fleiſch von eurem Fleiſch, Blut von eurem Blut bin. Thatſachen haben das bewieſen. Ich beweiſe es heut' auf's Neue. Geht heim und ſagt den Leuten, die euch geſchickt: Hans Heinrich Krafft verzichtet, zu Gunſten der weniger bemittelten Bürger dieſer Stadt, auf den Theil, den ſein Haus für die Südweſtbahn gezeichnet hat. Die fünfmalhunderttauſend Thaler ſollen nach Verhältniß repartirt werden auf die gezeichneten Beträge unter fünfhundert Thalern.“ — „Der Himmel ſegne Sie, Herr Krafft,“ ſtammelte der Hofböttcher, und der Kornmakler verſuchte eine dankbare Thräne zu vergießen; der Geheime-Kanzelliſt, Herr Lange, der Dritte im Bunde, haſcht nach der Hand des Großmüthigen, um ſie gerührt zu küſſen. Unwillig zog ſie Krafft zurück. „Keine Erniedrigung, Herr Lange,“ ſagte er. „Wir ſind Männer aus dem Volke; geberden wir uns als ſolche. Gott befohlen, meine Herren. Ihr kennt meinen Willen. Gebt ihn den guten Leuten bekannt, die drunten warten, und macht, daß ich meine Einquartierung los werde. Laßt die Zeichnung in Ordnung und Ruhe vor ſich gehen, Einen hübſch nach dem Anderen. Adieu, Kinder!“ — Die Deputation zog ſich zurück. Einige Minuten ſpäter erhob ſich ein donnernder Hochruf: „Herr Krafft ſoll leben! Dreimal Hurrah für Vater Krafft!“ Er zeigte ſich am Fenſter, nickte kurz und ernſt mit dem Kopf und winkte, man möge auseinandergehen.

Während das Getümmel ſich verlief, kehrte Krafft mit Roland in das Comptoir des Prinzipals zurück. „Sie haben,“ ſprach der Letztere, „edel geſprochen, edel gehandelt.“ — „Ich habe ein Geſchäft gemacht, weder mehr, noch minder, obendrein kein ſchlechtes.“ — „Wie verſtehe ich das?“ — „In drei Monaten kaufe ich um

70, vielleicht darunter, was ich heute zu 90 Anderen überlaſſe." — „Das wiſſen Sie zum Voraus?" — „Mit mathematiſcher Gewißheit. Das Publikum verſpricht ſich, wie von jeder neuen Unternehmung, von der Südweſtbahn goldene Berge. Das Geſchäft wird allerdings gut, ſonſt hätte ich es nicht gemacht. Aber man muß abwarten können, daß die Saat reift. Die kleinen Leute thun das nicht; ſie ſäen heute und wollen morgen ernten. Bei der erſten Einzahlung iſt ihr Herz und ihr Beutel guter Dinge. Bei der zweiten, dritten ſtockt es in beiden. Für den kleinſten Gewinn werfen ſie das Papier, für welches ſie ſich um's Haar die Hälſe brachen, auf den Markt und entwerthen ihr Eigenthum. Drückt gar ein zufälliges Ereigniß auf die Kurſe, ſo laſſen ſie im paniſchen Schrecken Alles fallen, was ſie haben, um jeden Preis. Dieſen Augenblick nehme ich wahr und kaufe. Binnen Jahr und Tag, wenn die Bahn fertig iſt und ihren Anſchluß an auswärtige Kommunikationswege hat, werden die Aktien, die zu 90 emittirt worden, die ich um 60 bis 70 gekauft, auf 100 und darüber ſteigen. Sie können meinen Gewinn an den Fingern abzählen." — „Das heißt," ſagte Roland nachdenklich, „Sie gewinnen an dem Verluſt der Leute, deren Vertrauen Sie erweckt, dann mit künſtlichen Werthen befriedigt und am Ende für ſich ausgebeutet haben." —

„Geſchäft iſt Geſchäft,“ erwiederte die bekannte rauhe Stimme. „Wenn ich nicht Falſchmünzer oder Banknotenfälſcher werden will, kann ich nur das Geld anderer Leute zu dem meinigen machen; wohlverſtanden: auf ehrlichem Wege.“ — „Und Sie thun das, ohne zu fürchten, daß ein Anderer, Größerer, Glücklicherer, als Sie, Ihnen einmal deßgleichen thut?“ — „Darauf muß ich gefaßt ſein; ich bin es.“ — „Auch darauf, daß eines Tages ein Sturm, keiner der von Ihnen gemachten, ſondern einer von Gottes Zorn, die ganze papierene Herrlichkeit unſerer Zeit über den Haufen bläst und die ſchaudererregende Ungleichheit unſerer ſozialen Zuſtände auf ein allgemeines Nichts zurückführt?“ — „Auf dieſen jüngſten Tag wollen wir es getroſt ankommen laſſen,“ lachte der Bankier und ergriff des Künſtlers Arm. „Nun zu meiner Tochter,“ ſagte er; „ſie wird ängſtlich ſein um den Vater, ungeduldig auf den Meiſter.“ Sie gingen.

War es Zufall oder Abſicht, daß Papa Krafft den künftigen Schwiegerſohn durch den zweiten Stock ſeines Hauſes führte, denjenigen, in welchem die Kaſſenzimmer gelegen ſind? Düſtere, unheimliche, luft- und lebloſe Zellen, die an Gleichförmigkeit den Comptoirs nichts nachgeben und ſie weit übertreffen an herzbeklemmendem Eindruck. Hohe, mit grünen Woll-Vorhängen inwendig verhüllte Gitter reichen vom ſtaubigen Fußboden bis faſt an die vom Qualm der Sicherheitslampen geſchwärzte Decke. Es können ſo gut Thiere wie Menſchen ſich hinter den Gittern verbergen, man erblickt keins von beiden. Dagegen hört man überall die helle Stimme des Silbers, die vollere des Goldes. Es iſt Sonnabend, alſo unruhiger Zahltag, und die Stunde der Löhnung nah. Darum werden volle Säcke ausgeſchüttet, leere Rollen gefüllt, feſtgeſtampft, verſiegelt, überſchrieben. Die Federn knirſchen im zweiten Stock genau wie im erſten, und ebenſo rauſcht das Papier, der Streuſand, das umgeſchlagene Blatt der großen Bücher voll ſchwarzer Ziffern und rother Linien. Zuweilen öffnet ſich in den hohen Gittern ein niedriges Schubfenſterlein; eine Hand wird ſichtbar, die auf das Zahlbrett vor der ſchmalen Oeffnung mit fieberhafter Schnelligkeit Geld oder Banknoten in langen Reihen wirft, dann und wann ſich netzend an dem Schwamm, der in einem kleinen Napf neben dem ſchmutzigen Schreibzeug liegt. Die Kaſſendiener, unſcheinbar und ſchattengrau wie die Comptoirdiener, gleiten ab und zu, ſtreichen die Summen ein, ſtecken ſie in dicke Brieftaſchen oder in Leinwandſäcke und verſchwinden, die koſtbare Laſt auf der Schulter oder auf dem Herzen, durch geheime Thüren. Im Allerheiligſten, Hauptkaſſa überſchrieben, ächzt das ſiebenfache Schloß des feuerfeſten Schrankes, ein ſo künſtliches Gebilde, daß nur zwei Sterbliche auf Erden es nach einer Geheimformel zu öffnen verſtehen, der Prinzipal und der Hauptkaſſier.

Roland athmete auf, als er auch dieſen Höllenkreis hinter ſich hatte und in Armida's Zaubergarten eintrat.

10. Partie carrée.

Fräulein Armgard Krafft, die zweite Liebhaberin unſerer ſehr menſchlichen Komödie, iſt uns ſeit ihrem Abgange aus Roland's Atelier einigermaßen aus dem Geſicht gekommen. Der geneigte Leſer kennt ſie zumeiſt aus den Auffaſſungen dritter Perſonen: als Weltkind durch Graf Wallenberg, als Bankprinzeſſin durch die leidenſchaftliche Amazone, durch ihren eigenen Vater als verzogenes Töchterlein, ſo daß zu beſorgen ſteht, ſie erſcheint allgemein in ungünſtigem Lichte. Ihr geſchieht damit ein ſchreiendes Unrecht. Armgard iſt . . . Aber nein, ſie mag zeigen, was ſie iſt. Handelnd und leidend trete ſie auf. Wer weiß, ob ſie nicht bis zum nahen Ausgang unſerer Geſchichte, welchen der bei allem Scharfſinn höfliche Leſer nicht errathen darf — die Leſerin hat wohl verſtohlen auf die letzte Seite geblickt, — ob ſie, die zweite Liebhaberin, nicht bis zum Schlußkapitel der erſten Heldin über den Kopf wächst?

Für Armgard war, wie für ihren Vater, für Wallenberg, für Seraphine, für Roland, der Sonnabend ein Tag der Aufregung und Unruhe. Die ſtrenge Hausordnung, welche im Hotel Krafft, und zwar in den beiden Hälften deſſelben, herrſchte, wurde empfindlich geſtört. Dieſe Ordnung beſtand darin, daß Armgard ſchon um acht Uhr Morgens, im Sommer um ſieben, friſirt und angekleidet am Frühſtückstiſch im kleinen Speiſezimmer erſchien, um mit dem Vater und mit Mrs. Henderſon, Hofdame der Bankprinzeſſin, den Thee zu nehmen. Papa Krafft, ebenfalls ſchon in Schwarz oder Weiß für den ganzen Tag fertig, trank Kaffe, ohne Zucker, einen einzigen Napf, in welchen handfeſte Semmeln zu einem ſteifen Brei gebrockt wurden, ein erſtes Mahl, das an die großknechtiſche Vorzeit im Leben des Millionärs mahnte. Um zwölf Uhr, vor der Börſe, wurde das einfache, haſtige Mittageſſen verzehrt, von Armgard beharrlich nur als Dejeuner bezeichnet;, die ſechste Stunde brachte das Abendbrod, das ſie Diner nannte. Und ſo alle Tage, mit Ausnahme größer Gelegenheiten und des bewußten Sonnabends. An dieſem zog ſich nach dem Frühſtück Herr Krafft mit Armgard in den Wintergarten zurück, wo die Tochter den erſten Arbeiten ihres Tages, Füttern der Goldfiſche im Aquarium und der frei umherfliegenden Singvögel, nachzugehen pflegte. Der Vater erklärte zuerſt der Tochter ihre geheime Liebe für Meiſter Roland. Sie fiel aus den Wolken. Hierauf fuhr er fort, ſeine eigenen Abſichten auf eine zweite Ehe, mit der Sängerin, nicht ohne Räuſpern und Zögern, mitzutheilen; eine Neuigkeit, die für die kluge Tochter keine war, ſie jedoch nichts weniger als erfreulich berührte. Sie hatte das wachſende Wohlgefallen ihres Papas an der ſchönen Künſtlerin längſt bemerkt, ohne ſich an den Gedanken gewöhnen zu können, eine Stiefmutter, und gerade dieſe, zu bekommen. Nachdem ſie von ihrem Erſtaunen ſich erholt, ergriff ſie zärtlich den Arm des Vaters, der mit unruhigen, ſchweren Schritten in dem grünen Paradies umherwandelte, die Lachtauben verſcheuchend und hier und da aus Verlegenheit ein Blatt, eine Blume zerpflückend. „Sie wiſſen, lieber Vater," flötete ſie mit der feinen Silberſtimme, „daß Alles, was Sie beglücken kann, mich beglücken muß. Mit den innigſten Segenswünſchen begrüße ich daher Ihren wichtigen Entſchluß, den Sie mir gewiß nicht vertraut haben würden, wenn Sie ihn nicht zuvor bei ſich reiflich erwogen hätten. Ueber das Glück und die Zukunft meiner eigenen kleinen Perſon aber erlauben Sie mir auch meine eigenen kleinen Gedanken zu haben und zu behalten.“ — „Die mit den meinigen in Widerſpruch ſtehen, wie immer,“ brummte der väterliche Baß. — „Meine Selbſtſtändigkeit iſt das Werk Ihrer Güte, cher papa.“ — „Meiner Schwache, Fräulein Turandot.“ — „Sie ſind einverſtanden geweſen, ſo oft ich bisher eine Werbung zurückwies.“ — „Weil ich Dich weder zu Deinem Glück, noch zu Deinem Unglück zwingen will, Trotzkopf. Daß indeſſen dieſe zimperliche Korbflechterei nicht ewig dauern darf, ſiehſt Du ein. Wir kommen in der Leute Mäuler. Die Stadt fragt, auf welchen Fürſten die Bankprinzeſſin eigentlich warten mag. Muß ich noch einmal, wie geſtern im Atelier, daran mahnen, daß Dein Geburtstagskalender auf 22 weiſt?“ — „Daraus folgt nicht, daß Sie meine Hand ausbieten, cher papa.“ — „Ich will Dich verſorgt wiſſen, ehe es zu ſpät iſt.“ — „Verſorgt! Als ob ich es nicht im vollſten Maße wäre durch Ihre verſchwenderiſche Güte! Armgard Krafft braucht in ihrer Heirat nicht eine Verſorgung zu ſehen.“ — „Die reichſte Erbin der Welt bleibt, unverheiratet, eine alte Jungfer, gleichviel, ob ſie keinen Mann kriegt oder keinen nimmt.“ — „Ueber das Unglück!“ — „Du ſprichſt, wie Du es verſtehſt. Du verſtehſt Dich ſelbſt nicht einmal, wenn Du aus Stolz Deine Neigung für Roland leugneſt. Du liebſt ihn, ohne es zu wiſſen.“ — „Als meinen beſten Freund, nicht um einen Pulsſchlag anders.“ — „Täuſchung, mädchenhaftes Gezier.“ — „Beſter Vater!“ — „Du machſt mich nicht blind, andere Leute auch nicht. Graf Wallenberg glaubt wie ich an dieſe Neigung. Wie ich findet er Deine Verbindung mit Roland durchaus paſſend.“ — „Sagte er das?“ — „Wie ein Diplomat dergleichen Dinge ſagt: ſchweigend. Doch nein. Ich beſinne mich ſogar, daß er geſtern, da ich ihm in Roland's Atelier begegnete und ſeinen weltkundigen Rath mir erbat, dieſe Wahl ausdrücklich billigte; ſie könne, ſagte er, auf keinen Würdigeren fallen, als Roland. Erfreut über ſeine Billigung meines Lieblingsplanes habe ich ihm denn auch meine weiteren Abſichten anvertraut. Er will meine Werbung, wenigſtens eine vorläufige Anfrage, an Seraphine bringen. Ich erwarte ſeinen Beſuch im Laufe des heutigen Nachmittags. Du wirſt Dich auf Roland gefaßt machen können.“ — „Er findet mich gefaßt.“ — „Armgard, ſpiele nicht Verſteckens mit Deinem Herzen, auch nicht mit Deinem Vater. Er verdient es nicht um Dich. Sei beſonnen. Uebereile nichts. Brich nicht abermals durch ein raſches Nein die Hoffnungen eines wackeren Mannes, der Dich liebt, eines Vaters, den Du liebſt, ich weiß es.“ — „Von Herzen, mein Vater.“ — Nach einer Umarmung ſchied Herr Krafft mit der Ankündigung, er werde zum Mittageſſen nicht herüberkommen. „Schick' mir,“ bat er, „kalte

Küche in's Comptoir und ſpeiſe mit Deiner Engländerin. Ich habe einen heißen Tag vor mir, die Unterzeichnungen auf der Börſe und hier im Haus, dann die zwei Beſuche. Heute Abend hoffe ich Alles in Ordnung, Dich glücklich zu ſehen. Bis dahin Adieu, liebe Tochter.“

Er ging, leichteren Herzens, als er gekommen, mit deſto ſchwererem Armgard zurücklaſſend. Sie ſtürmte durch ihr Paradies, das ihr bald ein verlorenes werden ſollte, warf ſich aufgelöst in ein Sopha, brach in einen Thränenſtrom aus . . . So denkt der geneigte Leſer. Nichts von dem Allen, gar nichts. Iſt doch Armgard keine leidenſchaftliche Künſtlerin, ſondern ein wohlerzogenes Weltkind. Sie ſetzte ſich, ſcheinbar vollkommen ruhig, in die bekannte Fenſterniſche, ſchlug die Füße über einander und ſah durch die farbigen Scheiben auf den Königsplatz, wo eben die Straße mit Waſſer beſpritzt wurde und die Ablöſung vor der Hauptwache die neunte Morgenſtunde anzeigte. Daß aber das Herz des Weltkindes höher ſchlug als gewöhnlich, verrieth der weiße Morgenüberrock; das ſchwarze Auge funkelte, das Stumpfnäschen erhob ſich trotzig, die feingeſchnittenen Lippen ſchloſſen ſich feſt zu, die feine, glanzlederne Fußſpitze tanzte auf und ab in anderem als dem Walzertakt. Zwei Glockenſtunden verharrte ſie in dieſer Stellung, von Neun bis Elf. Die bunten Vögel im Paradies wußten nicht, was Mutter Eva widerfahren war. Sonſt brachte ſie vom runden Frühſtückstiſch Zucker und Backwerk mit herüber zum Deſſert der erſten Fütterung: heute fiel kein Broſamen für ſie. Neugierig kamen ſie von allen Seiten herangeflogen, drehten die zierlichen Köpfe nach der Herrin, ſchauten mit hellen Augen fragend zu ihr empor und nieder, riefen in allen Tönen ſie an . . . Vergebens. Armgard war verzaubert. Aber ſie weckte ſich ſelbſt. „Wieder er: immerfort er,“ ſagte ſie leiſe vor ſich hin, indem ſie langſam aufſtand; die einzigen hörbaren Worte ihres langen Monologs. Dann zog ſie an der Glocke, beſtellte die Jungfer zum Ankleiden, und in einer halben Stunde Jack mit den Ponies. Bei Mrs. Henderſon ließ ſie ſich entſchuldigen, wenn ſie zu ſpät zum Dejeuner käme: Mrs. Henderſon möchte nicht warten.

Die Kammerjungfer, Jack, die Ponies hatten, auch ſie, einen ſchlimmen Tag. Trotz aller Erziehung und Selbſtbeherrſchung muß ein armes Weltkind an etwas doch den berechtigten Zorn auslaſſen dürfen, und da ſind dienſtbare Hände, welche ungeſchickt ſchnüren, nachläſſig anſpannen, eine Thür überlaut in's Schloß oder eine Nadel auf den Boden fallen laſſen, immerhin noch die natürlichſten Blitzableiter. Die Ponies rauchten wie eine Lokomotive, als ſie Armgard zum dritten Male um das

Neptuns-Baſſin im Königspark trieb. Maſter Jack thronte auf hohem Bock neben ihr, um eine Stufe niedriger, den betreßten Hut tief in die finſter gerunzelte Stirn gedrückt, die Arme krampfhaft in einander geſchlagen. Daß er von Miß Krafft ingrimmig angefahren worden war, wurmte ihn viel weniger, als daß ſie die Ponies — them poor baists, wie er vor ſich hin murmelte — ſchonungslos überfuhr. Er dankte dem Himmel, als ſie vor der Seufzer-Allee, der einſamſten Stelle des Parks, anhielt, ihm die weißen Zügel zuwarf und von der Americaine herabglitt, um zu Fuß, mit niedergeſchlagenem Schleier, auf und ab zu wandeln, während er neben ihr, im Fahrweg, die poor baists im Schritt verſchnaufen ließ. Armgard brachte ihr Selbſtgeſpräch zu Ende und zu einem kühnen Entſchluß. Da ſie wieder aufſtieg, ſchien ſie heiteren Muthes und hellen Angeſichtes. Sie klopfte den mißhandelten Ponies ſchmeichelnd den Hals. Ob ſie nicht auch für Maſter Jack ein begütigendes Wort hat? Die heißblütige Amazone pflegt, wenn der Ausbruch des Veſuv vorbei iſt, Signor Beppo lachend die Hand zu reichen oder an Marianka ein abgelegtes Kleid als Schmerzensgeld zu ſchenken. Solche Herablaſſung fällt dem wohlerzogenen Weltkinde nicht ein: Maſter Jack, die Kammerjungfer Louiſe, die Haushälterin, die geſammte Dienerſchaft exiſtirt für ſie nur im Zuſtand lebendiger Maſchinen. Mit ihnen ſprechen, eine Sylbe mehr, als zum Befehlen oder Zanken nöthig — warum nicht gar?

Sie kehrte um zur Stadt, dießmal in einem mäßigen Trab. In der Königsſtraße wurde angehalten, vor dem Haus der Gebrüder Kilian, Hofjuweliere ſeiner Majeſtät und verſchiedener Prinzen des königlichen Hauſes. Empfangen und bedient von dem ganzen Ladenperſonal, Gebrüder Kilian an der Spitze, ſuchte ſie geraume Zeit, fand endlich, was ſie brauchte, und ſchob das ſammetne Etui in die Taſche ihrer rothen Jacke. Dann ging's heim. Um zwei Uhr hielt der Wagen Königsplatz Nummer eins; Jack und die Ponies wurden in Gnaden in den Stall geſchickt. Oben im zweiten Stock wartete die getreue Henderſon, trotz des Gegenbefehls, mit dem Frühſtück. Die gute, alte, ſchwerhörige Aja ſah und hätſchelte in Prinzeß Armgard immer noch ihr Baby, das ſie als mutterloſe Waiſe vom Arm der Amme genommen und ſeit einundzwanzig Jahren nicht verlaſſen hatte. Ein Tag, an dem ſie mit Armgard allein, ohne den Vater, eſſen durfte, war ihr immer ein Feſttag. Sie beſtellte die Lieblingsgerichte des verzogenen Töchterleins, heute ein suprême de volaille, für das ſie Todesangſt ausgeſtanden, des langen Harrens wegen. Auch eine Karaffe ſüßen Frauen-Weins war ſervirt, Muskat-Lunel, von dem Armgard gern nippte, Mrs. Henderſon noch lieber trank. Wie oft die Alte, ungeduldig und beſorgt, an das Fenſter trippelte, ehe ſie die rothe Jacke von fern leuchten ſah!

Endlich kam ſie, die Erſehnte, den ſchwarzen Krauskopf vom Wind zerzaust, nicht nur die Wangen, ſondern auch die Stumpfnaſe roſig angehaucht. „Wo iſt der Wildfang ſo lange geweſen?“ fragte Mrs. Henderſon. — „Im Park, Veilchen pflücken. Sieh’ nur, Mama Henderſon.“ — Sie hielt ihr das Etui von Gebrüder Kilian offen hin. Darin lag in grünem Sammet, wirklich wie ein Veilchen im Moos, ein Stiefmütterchen von farbigem Gold, in der Mitte ein großer Brillant. Mama Henderſon bewunderte durch ihre Brille das reizende Kunſtwerk. „Aber,“ ſagte ſie, „Herr Krafft wird zanken.“ — „Darüber ſicher nicht, ich wette mit Dir.“ — „Du haſt des Schmuckes mehr als genug.“ — „Dieſe Broche iſt nicht für mich.“ — „Für wen denn?“ — „Fräulein Lomond ſoll damit überraſcht werden.“ — „Und warum?“ — „Weißt Du, zu ihrem Abſchied,“ ſagte Armgard, die den wahren Zweck des Geſchenks nicht verrathen mochte. — „Ich will froh ſein,“ brummte Mrs. Henderſon, „wenn die rothhaarige Miß Feuerbrand einmal aus dem Wege iſt.“ — „Pfui, Mama Henderſon; was hat ſie Dir gethan? — „Mir nichts. Ich haſſe ſie, weil ſie nicht ladylike iſt, nicht ein Bischen. Erinnerſt Du Dich des Diners, wo ſie zum Kaffe dem nordamerikaniſchen Geſandten eine abſcheuliche dicke Cigarre abnahm und als einzige Dame mitten unter den Herren rauchte wie ein Schlot? Shocking!“

Nach dem Frühſtück, dem Armgard nur geringe Ehre erwieſen, rückte ſie für Mama Henderſon den Armſtuhl an's Kamin, ein Tiſchlein zum Armſtuhl, auf das Tiſchlein die Karaffe Muskat-Lunel und ſagte ſchmeichelnd: „Nun wird Mama Henderſon ein artiges Kind ſein und einen kleinen Nipp machen, hernach einen kleinen Nap. Und heute Abend, wenn ſie mich zu Bett bringt, erzähle ich ihr ein wunderſchönes Märchen, wie ſie einſt mir gethan, von der Prinzeſſin Eſelshaut, die keinen Mann nehmen wollte und deßwegen von ihrem Vater in's Elend verſtoßen wurde, aus dem ſie eine gute Fee rettete.“ — „Kind, Kind, bau' Du nicht auf die Fee und thu' fein, was Papa König haben will.“

Armgard flog kopfſchüttelnd davon, an ihren Schreibtiſch. Dort wurde das Etui aus Gebrüder Kilian's Laden in das feinſte Seidenpapier geſchlagen und auf das ſtärkſte Briefpapier folgendes Billet in zarten, kleinen, ineinander verſchlungenen, ſchwer leſerlichen Zügen geſchrieben: „Guten Morgen, Stiefmütterchen! So ruft Ihnen, liebe Seraphine, die Blume zu, die ich für Sie gepflückt habe. Mein guter, theurer Vater vertraute mir heute früh ſeine Abſicht. Darf ich für ihn hoffen, bitten? Für mich kann ich nur verſprechen, daß ich mich als gehorſame Tochter von Ihnen verziehen laſſen werde, wie bisher von Papa. Ihre Armgard.“ Mit dieſer Sendung belaſtet jagte alsbald ein Diener in die Roſenſtraße Nr. 27, während die Briefſtellerin, fertig mit des Tages Laſten und allen widerwärtigen Gedanken, in ihrem Schreibſeſſel ſich bequem zurücklehnte. Um auch einen Nap zu machen, ein Mittagsſchläfchen, wie Mutter Henderſon? Nicht doch. Dergleichen geſtattet ſich ein wohlerzogenes Fräulein nur vor Schlacht-, das heißt Ball-Abenden, zur Erfriſchung des Teints. Armgard ſetzte ihr Märchen von Prinzeß Eſelshaut für ſich fort. Ihr Skizzenbuch, das aus einem Schubfach des Schreibtiſches hervorlugte, bot Illuſtrationen dazu. Auf zwei gegenüberſtehenden Blättern deſſelben hatten ſich in einer heiteren Stunde Graf Wallenberg und Roland durch ihre Karrikaturen verewigt. Der Diplomat ſtellte den Künſtler als Paladin dar, ihm die Palette zum Schild gebend, einen gewaltigen Pinſel als Flammberg, den Malerſtab als Lanze. Darunter kritzelte er mit ſeiner zierlichen Hand: «Orlando furioso. Guſtel Wallenberg fecit.» Der Künſtler zeichnete den Diplomaten in großer Uniform, mit Bändern und Sternen bedeckt, ein rieſiges

Portefeuille unter dem Arm. «Un ministre, étranger aux affaires,» lautete die Unterſchrift. Armgard ſtudirte die beiden, ſehr ähnlichen, ſehr komiſchen Porträts mit einer Aufmerkſamkeit, als ſähe ſie dieſelben zum erſten Male. Sie verſank ſo tief in deren Betrachtung, daß ſie bei einem heftigen Riß an der Glocke draußen beinahe erſchrocken auffuhr. „Die Hand kenne ich,“ ſagte ſie lächelnd. „Es braucht keine Anmeldung. So läutet nur die Amazone. Wehe ihr, wenn ſie meine alte Henderſon geweckt hat, trotz Schlaf und Taubheit. Not at all ladylike. O no.“

Eine Minute darauf trat wirklich Seraphine ein. Armgard ging ihr entgegen zu einer Umarmung, ähnlich der geſtrigen im Atelier, nur daß die Sängerin heute in anderer Weiſe ſich erregt fühlte. „Ich bringe Ihnen,“ begann ſie, „meinen Dank für das ſchöne Geſchenk, das ich eben empfangen.“ — „Sie kommen meinem Beſuch liebenswürdig zuvor.“ — „Aber als Stiefmütterchen nehme ich Ihre Blume nicht an, Armgard. Das iſt ein häßliches Wort, ein noch häßlicheres Ding. Wir wollen es engliſch überſetzen.“ — «Hearts-ease,» rief Armgard aus. — „Richtig. Erleichtern wir unſere Herzen. Das meine iſt zum Zerſpringen voll. Haben Sie eine halbe Stunde Zeit für mich?“ — „So viel Sie wollen, je mehr, deſto beſſer. Bleiben Sie, bis mein

Vater kommt. Ich erwarte ihn und . . .“ — „Und Roland. Ich weiß. Unſer Diplomat hat gearbeitet. Thun wir deßgleichen: eine geheime Konferenz!“ — „Ein Kriegsrath?“ — „Im Gegentheil, ein herzlicher Friedensſchluß.“ Seraphine drückte noch einmal Armgard an ihre Bruſt, mit einer Wärme, daß dieſe erſtaunt in ihre glänzenden Augen ſah, die heute nicht ſchalkhaft und ſchlimm wie Nixen-Augen blickten, auch nicht leidenſchaftlich wie auf der Bühne, ſondern mit einem weichen, weiblichen Ausdruck, feucht und verklärt, als hätte die Amazone geweint. Sie flüſterte, noch in der Umarmung, in der Freundin Ohr: „Du ſollſt ihn haben, Mädchen. Ich gebe ihn Dir, Dir allein. Mach’ ihn glücklich.“ — „Seraphine, ich verſtehe Sie nicht.“ — „Kein Sie, Armgard, in dieſem Augenblick. Kein Eis auf mein heiß überfließendes Herz. Oeffne auch das Deinige einmal. Weg mit allem Zwang unter uns. Wie wir in dieſer Stunde einander gegenüber ſtehen, geſchieht es wenig Frauen in der Welt.“ — „Liebe, ſüße Freundin . . .“ — „Du haſt recht. Ich will ruhig ſein, muß ruhig ſein. Komm’, ſitzen wir nieder.“

Sie gaben ein liebliches Bild: Roſe und Veilchen an einem Stengel: Hand in Hand geſchlungen die hohe, blonde, blaue Königin, hell ſtrahlend in der Fülle ihrer Macht und Pracht, und die zarte, zierliche Prinzeſſin mit den dunklen Augen, dem ſchwarzen Lockenkopf; zwei weibliche Weſen, gleich an Reiz und doch wie verſchieden ſowohl in der Erſcheinung wie an Gemüth! So ſaßen ſie dicht neben einander in Armgard's engem Sopha, eine kurze Weile in gegenſeitiges Anſchauen und Sinnen verloren. Die Sängerin brach das Schweigen, indem ſie ausrief: „Nein, zur Tochter mag ich Dich nicht, aber Schweſtern müſſen wir werden. Willſt Du, Armgard?“ — „Kaum getrau' ich mich, Dich, Du Herrliche, in eine kleine Mädchen-Freundſchaft mit mir herabzuziehen.“ — „Laß das. Ueberlegen wir, wie wir Deinem Vater ausweichen, ohne ihm weh zu thun.“ — „So hat er nichts zu hoffen?“ — „Sage, Du haſt nichts zu fürchten. Siehſt Du, eine Unzahl Mädchen, die vornehmſten, die hübſcheſten der Stadt, griffen an meiner Stelle mit beiden Händen zu. Papa Krafft iſt eine Partie, die auch ich zu ſchätzen weiß; mehr als das, ein Ehrenmann iſt er, dem ich mich von ganzem Herzen zugethan und ergeben fühle. Aber heiraten kann ich ihn nicht. Wir Zigeunervolk vom Theater ſind gar wunderlich geartet. Wir ſingen und ſpielen und tanzen um's Geld; das Lieben und Heiraten um's Geld überlaſſen wir den Herren und Damen aus der großen Welt. Wenn wir uns verehelichen ſollen, ernſtlich, anders als an einem Traualtar von Pappendeckel und vor einem Prieſter mit einem langmächtigen Wollbart, ſo koſtet das einen ungeheuren Entſchluß. Das Herz muß uns dazu treiben, unbezwinglich, oder ein gebieteriſches Intereſſe." — „Mein Vater wird ſchwer betrübt ſein über die Vereitlung ſeiner Wünſche. Ich habe ſeine Neigung für Sie . . ." (Seraphine drohte mit dem Finger) . . . „für Dich entſtehen und wachſen ſehen; ſie iſt ernſter als Du vielleicht glaubſt." — „Du weißt am Beſten ihn zu nehmen. Sprich ihm meinen Dank aus, aber auch die Unmöglichkeit, daß ich die Seinige werde." — „Ein harter Auftrag für die Tochter." — „Wenn ich ſelbſt ihn übernehme, darf ich mein Nein verſilbern durch Dein Jawort?" — „Mein Jawort?!" — „Verſtelle Dich nicht. Du weißt, daß Roland um Dich wirbt, daß Dein Vater dieſe Verbindung nicht bloß billigt, daß er ſie wünſcht. Wallenberg hat mich überzeugt, daß Ihr Beide, Roland und Du, für einander geſchaffen ſeid." — „Auch daß er mich liebt?" — „Wie ſollte er nicht! Du biſt liebenswürdig, ſchön, begabt in jeder Hinſicht. Roland zeichnet Dich vor allen Frauen, dieß Haus vor der ganzen übrigen Stadt aus. Er pflegt Dein Talent, er beſchäftigt ſich mit Dir, er liebt Dich, muß Dich lieben!" — Armgard lächelte, indem ſie fortfuhr: „Und ich, nicht wahr, ich muß ihn wieder lieben?" — „Wenn Du ihn kennſt, den hohen, herrlichen Mann, wie ich ihn kenne: ja! Er iſt ein Kind an Gemüth, ein Held an ſittlicher Kraft und Würde, ein Gott an Talent! Mädchen, welch' ein Loos erwartet Dich an ſeiner Seite! Die innige Gemeinſchaft mit einem ſolchen Geiſte, das Leben und Weben in ſeinen Ideen, die völlige Hingabe an dieſe gewaltige Perſönlichkeit, das Aufgehen in ihm und in ſeinen Schöpfungen .... Armgard, Du wirſt das glücklichſte Weib auf Erden, wenn Du ſein Weib wirſt!"

Die Sängerin umſchlang ihre Freundin leidenſchaftlich und küßte ſie wiederholt. Der vormalige Groll, die wilde Eiferſucht gegen die Bankprinzeſſin war in dem Herzen der Amazone verſchwunden, ſeit ſie dem Wohl des im Stillen geliebten Mannes das Opfer ihrer Neigung gebracht, ihn an Armgard abgetreten hatte. Die beſtimmte Braut des Freundes erſchien ihr wie ein Stück von ihm. Den ganzen Schatz von Liebe, den ſie ihm nicht zeigen durfte, ſtrömte ſie aus über das Mädchen ſeiner Wahl. Auf Armgard's Wangen brannten Küſſe, deren zärtliche Glut verrieth, daß ſie in ihrem eigentlichen Ziele ſich verirrten. Das ſchlaue Weltkind empfand gar wohl, was in Seraphinen vorging. Es gehörte nicht viel Scharfblick dazu, bis auf den Grund dieſer offenen Seele zu dringen, die ſich ſelbſt nicht immer klar war, Anderen aber um ſo leichter erkennbar. Armgard erwiederte ihre Liebkoſungen und ſprach, die Hand Seraphinens an ihre Lippen ziehend: „Ich verſtehe Dein Herz, Du liebe Schweſter. Glaube mir, ich verſtehe es ganz. Du biſt, in viel höherem Grade als ich, des Meiſters, ſeiner Liebe und ſeines Beſitzes würdig, biſt ihm ebenbürtig an Geiſt, in der Kunſt wahlverwandt.“ — „Ich?“ rief Seraphine aus. „Roland denkt nicht an mich, wenigſtens nicht anders, als man an einen guten Kameraden, einen Jugendfreund aus der Schulzeit denkt. Und wie könnte ich mit meiner unſeligen Heftigkeit, meinen Launen und Unarten ihn, oder überhaupt einen Mann beglücken? Nein, Wallenberg hat recht, wenn er den Satz aufſtellt: Künſtler taugen nicht zur Ehe. Will ich einmal heiraten, ſo muß ich der Bühne entſagen und nicht in ſtiller Häuslichkeit oder in einem Herzensbündniß, ſondern in einer Partie aus der großen Welt mein Glück ſuchen.“ — „Ueber den untrüglichen Menſchen- und Herzenskenner! Hat er nicht auch Dir Deinen Zukünftigen ſofort beſtimmt, wie mir?“ — Seraphine lachte und erröthete doch zugleich, als ſie antwortete: „Kind, das iſt eine Geſchichte für ſich, und zwar eine recht thörichte.“ — „Du machſt mich neugierig.“ — „Wahrlich, ohne Grund.“ — „Ein halbes Vertrauen, ein Geheimniß unter Schweſtern? Ich werde böſe.“ — „Weiß ich doch ſelbſt kaum, wie es geſchehen iſt, daß ich zu Wallenberg, als er heute Morgen bei mir war, von längſt vergangenen und vergeſſenen Dingen ſprach: von Dingen, über die ſeit Jahr und Tag mancher Tropfen Waſſers dahingefloſſen iſt, die ich ruhig unter dem Waſſer hätte liegen laſſen ſollen.“ — „Er verſteht die Zungen zu löſen, der Diplomat, aber nicht alle,“ murmelte Armgard halb für ſich. — „Mich verdroß es, daß der Herr Graf ſo gar hoch zu Roß ſaß, auf dem altadeligen Steckenpferd der Meſalliancen. Da platzte ich, in einer jener Wallungen, die mich zuweilen überkommen, mit etwas heraus, was ich bisher verſchwiegen, Dir, Deinem Vater, Roland, meinem ganzen Freundeskreiſe verſchwiegen habe. Ich erzählte dem Grafen, daß ich von Geburt ſeines Standes ſei, aus einem berühmten ſchottiſchen Geſchlecht.“ — „Seraphine, welche Ueberraſchung!“ rief Armgard aufſpringend. „Und er, und der Graf?“ ſetzte ſie, haſtig fragend, hinzu. — „Er machte mir aus dem Stegreif einen Heiratsantrag für ſich, nachdem ich denjenigen des Herrn Krafft abgelehnt.“ — „Und Sie nahmen natürlich an?“ drängte Armgard, indem die Reihe des Erröthens und Erbleichens nunmehr an ſie kam. — „Nicht ſo haſtig, wie meine vergeßliche Schweſter vorausſetzt. Weder nein noch ja ſagte ich. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Da haſt Du die ganze Geſchichte.“ — „Deren Ende leicht vorauszuſehen iſt: Graf und Gräfin Wallenberg empfehlen ſich als Neuvermählte:“ ſo lächelte, erzwungen, faſt bitter, die kleine Prinzeß, trotz aller Erziehung und Selbſtbeherrſchung um ein Haar ſich verrathend. — Verwundert fragte Seraphine: „Was haſt Du? Du ſcheinſt verletzt.“ — Armgard, die ſich raſch geſammelt hatte, entſchlüpfte mit der Wendung: „Wenn ich es wäre, hätte ich Unrecht? Meinem Vater gibſt Du einen Korb. Freilich, er iſt kein Jüngling mehr und Du willſt keine Vernunftheirat. Aber Wallenberg wirſt Du doch auch nicht gerade für einen Knaben halten, und eine Verbindung mit ihm kann am Ende für nichts mehr gelten, als für eine aus Konvenienz, aus Ueberlegung geſchloſſene. Es wäre denn, Du liebteſt ihn, er hätte Dir’s angethan, wie Dein Vertrauen zu ihm, zu ſeinen Rathſchlägen beinahe beweist. . . . Lache nicht, ſtolze Amazone! Geſtehe, daß Dein Theſeus gefunden iſt!“ — „In Guſtel Wallenberg wahrhaftig nicht.“ — „Ei, ei, ſind wir ſchon bei dem zärtlichen ‚Guſtel‘ angelangt? Wie ſchnell doch und wie wunderbar die Standesgleichheit wirkt!“ — „Thorheit, nichtige Thorheit! Der Name, den ich mir gemacht, gilt mir tauſendmal mehr, als der ererbte, welchen ich wegwarf.“ — „Wenn das der Fall iſt, ſo begreife ich nicht, warum Du von Deiner Höhe, der erſten Stelle im Theater, herunterſteigen willſt, um unter der Menge in einem langweiligen Salon zu verſchwinden. Es gibt nur eine Seraphine Lomond in der Welt, dagegen ein paar Dutzend Gräfinnen in jeder Reſidenz. Du kannſt, Du darfſt für einen leeren Schall Deiner herrlichen Kunſt nicht entſagen.“ — „Ach ja,“ ſeufzte die Sängerin, „die Kunſt an und für ſich iſt wohl eine hehre, herrliche; wenn nur das Handwerk nicht dabei wäre, unzertrennlich von ihr, nothwendig für ſie! Du weißt nicht, Armgard, wie dieß Handwerk erniedrigt, ermüdet, auf die Dauer erdrückt. Von Außen ſiehſt Du nur die glänzende Seite der Bühne, aber nicht die Schatten, welche die blendende Theaterſonne wirft. Unter dem Schein einer heiteren künſtleriſchen Freiheit und Selbſtherrlichkeit verbirgt ſich in unſerem Beruf die traurigſte Abhängigkeit; Abhängigkeit von der Direktion, von der Regie, von unfähigen oder böswilligen Kollegen, vom Publikum, von der Preſſe, von hundert verſchiedenen, einander oft geradezu entgegenwirkenden Einflüſſen. Der kurze Rauſch eines einzigen Abends wird erkauft durch endlos nüchterne Morgenſtunden, wo wir im grauen Zwielicht der Bühne, im Dunſt des Probenſaals ‚arbeiten‘, wie die Galeerenſklaven arbeiten, unter dem Stab eines eigenſinnigen Kapellmeiſters, der uns, mitten im Fluß der Begeiſterung, hart und hölzern aufhält, an eine und dieſelbe Kette geſchmiedet mit unwürdigen Handwerkern, die hemmen, wo ſie helfen ſollten. Und die Tondichter erſt mit ihren ewigen

Anliegen, die Bullermänner der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Und das Publikum mit ſeinen Launen, ſeinen Ungerechtigkeiten und Vorurtheilen, heute warm, morgen kalt, das Schlechte zum Himmel hebend, weil es Mode iſt, und das Beſte, das es nicht verſteht, blind und blöde mit Füßen tretend. Und eine Kritik endlich, die wir um ſo genauer in ihrem wahren Werth zu ſchätzen wiſſen, als wir ſie baar bezahlen.“ — „Halt ein, Du malſt in's Schwarze.“ — „Nur nach dem Leben, nach einem Leben, von dem Du, mein Goldkind, drüben in Deinem Wintergarten, hier in Deinem Veilchen-Boudoir keine Ahnung haſt; einem Leben, das, nach ſchwerer Vorbereitungszeit, nach fünf harten Lehrjahren, im beſten Falle fünf Jahre aufwärts geht, fünf Jahre auf der Höhe ſich erhält, und dann mit jähem Abſturz in die Nacht der Vergeſſenheit ſich begräbt. Der Vorhang fällt, die Komödie iſt aus ... die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze!“ — „Aber die Mitwelt trägt ihn auf den Händen, und Dein Leben, ſelbſt wie Du es ſchilderſt in düſteren Farben, es iſt doch ein Leben. Du haſt Kämpfe zu beſtehen, Gegner zu überwinden; Du arbeiteſt, Du duldeſt ſogar, aber Du lebſt, während ich, wenn denn einmal verglichen werden ſoll, nur vegetire wie eine träge Pflanze, ein Vogel, ein Gefangener in meinem geprieſenen Wintergarten. Keine Anregung, kein Streben, kein

Wechſel: ein Tag gleicht dem andern, mit dem einzigen Unterſchied, den die Hauſſe oder die Baiſſe an der Börſe bringt. Nach dem Kurszettel, der mir mit dem Morgenthee ſervirt wird, kann ich die Stimmung meines Tages, die Temperatur dieſes Hauſes notiren: bewegt, gehoben, angenehm, flau, gedrückt, matt, ſtürmiſch . . . Ich ſchwöre Dir, Königin der Amazonen, die arme, kleine, verwunſchene Bankprinzeſſin hat Stunden, wo ſie mit Wonne alles Gold aus dem feuerfeſten Geldſchrank ihres Vaters für das Rauſchgold Deiner Theaterkrone dahingäbe, wo ſie aus der Tiefe ihres gelangweilten Mädchen-Herzens zu dem ewig blauen Himmel hinaufſchreien möchte: Eine Million für eine Wolke — einen Sturm!“ —

Was iſt das? Soll der frevelhafte Wunſch der rebelliſchen Prinzeſſin erhört werden, noch ehe er vollendet? Vom Königsplatz und aus dem Hofe dringt wilder Lärm in das Gemach. Draußen in den Gängen werden Thüren und Läden haſtig verſchloſſen, die Dienerſchaft rennt unruhig treppauf, treppab, hinüber und herüber . . . Beſtürzt ſahen die zwei Freundinnen ſich an. Während ihres eifrigen Geſpräches hatten ſie den Auflauf in der Krafftſtraße, den nämlichen, den unſer voriges Kapitel geſchildert, überhört oder nicht beachtet; Armgard mochte denken, es ſei der gewöhnliche Sturm und Drang des Zahltags an die Kaſſen. Sie eilte zum Glockenzug, Seraphine zum Fenſter. „Der ganze Platz,“ rief dieſe aus, „iſt mit Menſchen bedeckt. Die Hauptwache ſteht unter dem Gewehr. Berittene Schutzmänner ſprengen durch die auseinander ſtäubende Menge. Am Ende Feuerlärm?!“ —

Der eintretende Diener verneinte. Er ſtotterte, das Volk wolle die Bank ſtürmen. — „Wo iſt mein Vater?“ — „Im Comptoir, Fräulein.“ — „Eilen Sie hinüber. Ich bitte, ich beſchwöre ihn, er ſoll ſich nicht ausſetzen, ſoll herüberkommen, ſogleich.“ — Nach einigen Minuten kehrte der Bote zurück: „Fräulein möchten ſich beruhigen; Herrn Krafft würde nichts geſchehen; nur der ſtarke Andrang zu den Unterzeichnungen hätte den blinden Lärm veranlaßt; ſo bald wie möglich erſchiene Herr Krafft ſelbſt.“ — Armgard und Seraphine blieben wieder allein. Sie blickten verſtört auf den Platz, den die tobende Menge überſchwemmte. Einzelne kecke Füße waren bereits in den kleinen Hausgarten eingeſtiegen; es wurde gelacht, gepfiffen, geſchrieen, mit den Fäuſten an das verrammelte Thor der Privatwohnung gepocht, drohend heraufgewieſen auf das Fenſter, hinter welchem Armgard und Seraphine ſtanden. Jene zitterte und bebte, ihres Verlangens nach einem Sturm gänzlich uneingedenk, während der Amazone der Kamm ſchwoll vor Zorn über den ausgelaſſenen Pöbel. Sie begehrte Waffen; das

Fenſter wollte ſie öffnen, ward aber daran gehindert von Armgard, welche die Vorhänge eilig zuſammenzog, von Mrs. Henderſon, die, ihr common prayer-book in der Hand, jammernd und wehklagend hereingeſtürzt kam, und ein über das andere Mal bat: «O don't, don't; — shocking, shocking!» — Wiederholte Sendungen an Herrn Krafft brachten immer die nämliche Antwort, bis Armgard, da ſie von Weitem Trommelwirbel vernahm, verzweifelt zu einem letzten Mittel griff: „Gehen Sie nochmals hinüber,“ — befahl ſie lächelnd, wenn auch mit bleichen Lippen, — „und ſagen Sie, Herr Krafft müſſe kommen, Fräulein Lomond erwarte ihn hier.“ — „Was thuſt Du, Armgard?“ — „Ich ziehe die höchſte Nothflagge auf; gib Acht, nun iſt die Hülfe nah.“ — — Richtig. Dießmal lautete die Erwiederung: „Herr Krafft folgt mir auf dem Fuße und bringt den Herrn Roland mit.“ Seraphine ſuchte fliehend nach ihrem Hut, ſie wollte, ſie mußte fort — zu ſpät! Auf der Schwelle begegnete ſie dem Bankier und dem Maler.

Herr Hans Heinrich Krafft kam außerordentlich aufgeräumt, triumphirend und ſtrahlend herüber. In der Thür noch hörte er, wie Armgard und Seraphine einander dutzten, ein kaum zu mißdeutendes Vorzeichen für den günſtigen Erfolg ſeiner Werbung. „Wir ſind im Hafen,“ rief ſeine rauhe Stimme fröhlich aus, „der

Sturm iſt vorüber.“ Armgard empfing ihn mit kindlichen Vorwürfen, auf die er lachend entgegnete: „Kind, dergleichen Tage gehören zum Geſchäft. Es war ein kleiner Aufſtand von Kommuniſten eigener Art: die guten Leute wollten kein Geld holen, ſondern mehr bringen, als ich nehmen mag.“ Während er die noch immer ängſtliche Tochter und Mama Henderſon beſchwichtigte, hatten Roland und Seraphine ſich begrüßt, ſie todtenbleich, er feuerroth geworden über das ſeltſame Wiederſehen. Die Sängerin hielt dem Maler die Hand entgegen, welche dieſer nur mit den äußerſten Fingerſpitzen berührte. In ſeinem Herzen wallte es ſiedend auf bei dem Anblick der geliebten, der verloren gegebenen Freundin; Groll, Eiferſucht, Schmerz, Wehmuth, Liebe erſtickten ſeine Stimme. „Meinen Glückwunſch!“ ſtammelte er kaum vernehmbar. „Es hat ſich Vieles ſeit geſtern zugetragen. Ich nehme den tiefſten Antheil an der Wendung Ihres Schickſals.“ — „Roland, welch' ein Ton zwiſchen uns!“ — „Der alte,“ ſagte er kopfſchüttelnd, „iſt verklungen, unwiederbringlich. Sie ſind eine große Dame geworden; vielmehr Sie waren es immer und werden bald eine noch größere werden. Ihre Erſcheinung in der Kunſt war nur eine Gaſtrolle, ein pikantes Inkognito; unſere Freundſchaft ein flüchtiger Traum. Ich erwache und ſage Ihnen Lebewohl, gnädige Gräfin.“

Er wandte ſich weg von ihr und zu Armgard, deren kleine Hand er mit einem bei ihm ungewohnten Aufwand von Galanterie küßte. Seraphine ſah es mit einem Stich durch das Herz. Krampfhaft drückte ſie die Rechte auf die Bruſt und ſagte für ſich: „Es iſt gut ſo. Ich überwinde ihn leichter, wenn er mir dazu beiſteht.“ Dann hing ſie ſich vertraulich an Krafft's Arm und fragte, ob ihr getreuer Finanzminiſter an einem ſo ſtürmiſchen Tage noch Zeit und Luſt habe zu der verſprochenen Privat-Audienz? — „Immer zu meiner ſchönen Königin Befehl,“ war die Antwort, worauf ſich Beide in ein Nebenzimmer begaben. Auf einen Wink Krafft's folgte Mrs. Henderſon; ‚das Brautpaar‘ blieb allein. „Ich bin,“ ſchmunzelte ſeelenvergnügt Herr Krafft, „das Muſter eines Schwiegerpapas. Freiwillig räume ich den jungen Leutchen das Feld.“ Seraphine nickte und lächelte. Aber ihr Blick auf Roland und Armgard, die zuſammen in demſelben engen Sopha ſaßen, worin ſie neben der neugewonnenen Schweſter geſeſſen hatte, dieſer Blick wußte nichts von jenem Lächeln. Er nahm einen ſchweren, ſchmerzlichen Abſchied für's Leben. Die Portièren fielen hinter ihr zu. Das Opfer war vollendet.

Hätte ſie freilich das Liebespaar auf hohen Befehl, väterlichen und diplomatiſchen, weiter beobachten können, ſo würde ihr Blick weniger elend und trüb geweſen ſein.

Fräulein Krafft, erſchüttert von dem letzten Schrecken und den vorausgegangenen Gemüthsbewegungen, erlag einem heftigen Nervenanfall, der ſich zuerſt in einem Thränenſtrom, darauf in einem Lachkrampf Luft machte. Roland wollte um weiblichen Beiſtand ſchicken, den ſie entſchieden abwehrte. Er mußte, ſtumm und rathlos, den Zeugen einer Szene abgeben, die ihn ebenſo fremd und peinlich berührte, wie die Wanderung durch Vater Krafft's unheimliches Goldland, wie Alles, was er ſeit vierundzwanzig Stunden an ſich und Anderen erlebt. In einer dumpfen Betäubung befangen, konnte er nur ungeduldig abwarten, daß ſeine Schülerin ſich langſam erholte. Noch ſchwankend zwiſchen Lachen und Weinen, nach Faſſung ringend, wandte ſie ſich endlich mit der Bitte an ihn: „Vergebung, Herr Roland, für Ihre erbärmlich ſchwache Schülerin. Die Kriſis geht vorüber. Ich will, ich muß ruhig werden.“ — Der Maler erwiederte kleinlaut: „Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Fräulein Armgard; mir iſt um kein Haar breit beſſer zu Sinn als Ihnen.“ — Geſammelter fuhr ſie fort: „Seit geſtern leben wir alle wie im Traume. Ich glaube den neckiſchen Poltergeiſt zu kennen, der uns durcheinander hetzt, wie Puck die zwei Liebespaare in dem Zauberwald bei Athen. Auf der Bühne nimmt ſich eine ſolche Jagd allerliebſt aus; deſto unbehaglicher in der Wirklichkeit, beſonders für die unwillkürlich Mitſpielenden.“ — „Sie haben recht, der Bann muß gebrochen werden; aber wie?“ — „Heute Morgen war mein Entſchluß gefaßt. Was ſeitdem geſchehen iſt, hat ihn umgeſtürzt. Ueberlegen wir zuerſt, wo und wie wir ſtehen. Sie wiſſen, daß mein guter Vater um Seraphinen angehalten hat?“ — „Das wußte ich nicht. Auch er? O die Sirene!“ — „Thun Sie ihr nicht unrecht, wie ich es zuweilen gethan. Seit einer Stunde iſt ihr Herz, ein edel und warm empfindendes Herz, mir klar.“ — „Auch die Maske, welche ſie bisher ſtandhaft getragen, um ſie auf einmal bei Wallenberg's Werbung abzuwerfen?“ — „Vielleicht ließ ſie dieſe Maske nur fallen, weil ihr der Graf mit ſeinen Anträgen zu ſcharf zuſetzte.“ — „So ſprach Graf Wallenberg auch für Ihren Herrn Vater?“ — „Für ihn und für ſich.“ — „Und für mich,“ platzte Roland heraus. — „Vortrefflich,“ rief Armgard, in die Hände klatſchend. „Jetzt iſt die Reihe an mir, auszurufen: Auch Sie?! Die Situation beginnt ſich zu klären.“ — „Verzeihen Sie, mein Fräulein . . .“ — „Daß Sie nicht um mich, ſondern um Seraphinen werben, lieber Freund? Ich verzeihe das nicht bloß, ich wollte es Ihnen rathen, nachdem ich Seraphinen meinem Vater ausgeredet hätte. So war mein Plan heute früh.“ — „Um mich los zu werden? Sehr verbunden! Graf Wallenberg gab mir gerade den entgegengeſetzten Rath. Er war geſtern im Atelier, nachdem Sie es verlaſſen. Ich vertraute ihm meine Abſicht auf Seraphinen. Er ſuchte mich abzubringen durch allerlei ſcheinbar wohlgemeinte, triftige Gründe.“ — „Dieſelben, die er umgekeht gegen Sie bei Seraphinen brauchte.“ — „Während er für mich hätte ſprechen ſollen. Der Treuloſe! Ich durchſchaue das Gewebe ſeiner Ränke. Er weist mich hierher, damit er mich aus ſeinem Wege zu Seraphinen räumt.“ — „Und dieſen anderen Weg gehen Sie nicht?“ — „Theuerſte Armgard, Sie wiſſen, wie hoch ich Sie und Ihren trefflichen Vater verehre. Aber . . . lachen Sie mich nicht aus . . . Ihr Reichthum macht mir Angſt. Drüben im Comptoir fürchte ich mich vor Geſpenſtern.“ — „Und hier vor mir, kleinmüthiger Meiſter?“ — „Sie wiſſen, daß ich Sie nicht fürchte, Armgard.“ — „Aber auch, daß Sie mich nicht lieben, der Platz iſt beſetzt,“ ſagte das muthwillige Weltkind, wieder vollkommen ſie ſelbſt geworden, ſchlug auf Roland’s Herz und ſetzte flüſternd hinzu: „Ich weiß auch von wem. Und wenn Sie recht brav und folgſam ſein wollen, verrathe ich Ihnen ein Geheimniß, das ich vor einer halben Stunde auf dieſer nämlichen Stelle erfahren habe.“ — „Armgard, ſpotten Sie nicht!“ — „Ich ſpotte nicht. Nein, in ganzem, gutem Ernſt ſage ich Ihnen: Seraphine liebt Sie wieder, heiß und leidenſchaftlich, wie nur

Amazonen lieben.“ — „Und den Grafen Wallenberg heiratet ſie, die geborne Gräfin,“ lachte Roland bitter. — „Freveln Sie nicht an dem ſchönſten Gefühl, das Ihnen jemals geweiht worden iſt. Seraphine opfert ihre Liebe für Sie dem, was ſie für Ihr Glück hält, einer Verbindung zwiſchen Ihnen und mir.“ — „Das iſt Wallenberg's Einfluß. Seine verwünſchte Theorie der gemiſchten Ehen ſtiehlt mir einen Himmel, den der ſchlaue Geſchäfts- und Zwiſchenträger für ſich behalten will. Aber er irrt ſich. Ich zerreiße ſein Lug- und Trug-Geſpinnſt. Ich entlarve ihn. Ich . . .“ — „Ich duellire mich mit ihm, nicht wahr, und mache Seraphinen zur Wittwe, ehe ſie Braut iſt! Pfui, Roland! Was als Luſtſpiel begonnen hat, wollen Sie tragiſch endigen? Iſt das künſtleriſch gedacht? Schlagen wir vielmehr Meiſter Puck mit ſeinen eigenen Waffen, auf ſeinem eigenen Felde.“ — „Ueber Diplomatenliſt geht nichts.“ — „Als Künſtlerhumor und Mädchenſcherz. Ueberlaſſen Sie ſich mir, lieber Freund. Geſtatten Sie, daß ich die Hand einmal führe, welche die meinige auf dem Reißbrett und der Leinwand ſo treu und ſo oft geleitet hat.“ — „Was haben Sie vor?“ — „Einen verſpäteten Karnevalsſtreich. Maske gegen Maske. Sie wiſſen doch, was Kreuzmariage iſt?“ — „Ein Kartenſpiel, glaub' ich, das ich aber nicht verſtehe.“ — „Ihre Erziehung ſcheint mir unverantwortlich vernachläſſigt. Kreuzmariage heißt Wallenberg's Theorie von der Ehe, in 32 Karten überſetzt. Die beiden ſich gegenuberſitzenden Partner ſpielen zuſammen. Solch' eine Partie hat unſer Staats- und Herzenskünſtler ſich ausgedacht, hat bereits die Karten gemiſcht und gegeben, ſo daß er, der Kavalier, mit Seraphinen, der Sängerin, Sie, der Maler, mit mir, der Bankprinzeſſin, moitié machen. Kreuzen wir ſeine Kreuzmariage. An die Stelle ſeiner neuen Theorie, Bündniſſe zwiſchen Gegenſätzen, bringen wir ein gutes, altes, deutſches Sprüchwort: Gleich und gleich geſellt ſich gern.“ — „Und führen,“ fiel Roland ein, „den Maler mit der Sängerin zuſammen“ (Armgard nickte lebhaft) „und den Grafen mit der Prinzeſſin.“ — Armgard rief haſtig und erröthend aus: „Von ihr iſt nicht die Rede. Sie ſpielt nicht mit, höchſtens als Strohmann, wie im Whiſt. Auch muß der Graf leer ausgehen, zur Strafe für ſeine heilloſen Kunſtſtücke.“ — „Aber die Prinzeſſin nicht.“ — „Sie will's nicht beſſer.“ — „Sie muß wollen, wie die Spielregel will.“ — „Sie treiben mein Spiel weiter, als ich beabſichtigte.“ — „Im Ernſt alſo: lieben Sie Wallenberg?“ — „Wenn das Liebe iſt, was Sie für Seraphinen empfinden, Seraphine für Sie . . . nein. Einer ſolchen Leidenſchaft ſind nur bevorzugte, große, poetiſche Naturen fähig, nicht wir gemeinen Menſchenfinder.“ — „Aber eine gewiſſe, kleine, weltliche Neigung, ein Wohlgefallen an Wallenberg's ſeiner Perſon, ſeinem Rang, ſeinem Geiſt, ſeinen eleganten Sitten, ein ſtilles Gelüſt, Frau Botſchafterin und Frau Gräfin zu werden — das fühlt meine liebe, kluge, zarte Schülerin; nicht wahr? Offenheit gegen Offenheit, Armgard, oder ich ſpiele nicht mit!“

Armgard ſprang auf, öffnete eine Lade ihres Schreibtiſches, dann eine verſchloſſene Mappe in demſelben und nahm daraus eine Zeichnung, die ſie Roland überreichte mit den Worten: „Hier iſt meine Antwort, Meiſter.“ Dabei überflog ein wunderbar reizendes Erröthen das bleiche Geſicht bis hoch unter die dunklen Locken; verſchämt barg ſie es an Roland's Schulter. Er betrachtete das Blatt, ein Porträt Wallenberg's in Kreide, und ſagte, ihr Köpfchen ſanft aufrichtend: „Ich ſpreche meinen Lehrling los für dieſe Arbeit. Sie iſt das Beſte, was Sie jemals gemacht haben. Wer das gezeichnet hat, kann nicht nur zeichnen, ſondern auch . . . lieben.“ — „Ja,“ ſprach ſie leiſe und innig zu ihm herauf, „ich liebe ihn, in meiner Art, aber von ganzem Herzen.“ — „Nun glaube ich Ihnen,“ erwiederte lächelnd Roland, „daß Sie Seraphinen und mich glücklich machen wollen. Unſere Intereſſen ſind dieſelben: Sie müſſen Wallenberg von Seraphinen trennen, ich Seraphinen von Wallenberg.

An's Werk denn. Ich eile zu ihm und öffne dem Beneidenswerthen die Augen." — „Um Alles zu verderben?" — „Ich verſtehe Sie nicht." — „Große Herren ſchätzen und lieben nur das, was ſie verloren haben oder doch verloren glauben. So lange ich frei war, hatte Wallenberg wenig mehr als ritterliche Galanterie für mich. Findet oder wähnt er mich verſagt, dann wird meine kleine Perſon alsbald in einem ganz anderen Lichte vor ihm erſcheinen. Spielen Sie alſo, nur zum Schein und ganz kurze Zeit, die Rolle — wenn auch nicht meines Verlobten, ſo weit dürfen wir unſeren Scherz nicht treiben — doch eines erhörten Anbeters." — „Eine dankbare Rolle." — „Die Ihnen doch vorhin recht ſauer wurde." — „Vor Seraphinen. Sie weihen wir natürlich in unſere diplomatiſche Intrigue ein?" — „Keineswegs. Ihre Lebhaftigkeit könnte unſere Erfolge gefährden." — „Wie aber löſen wir die Beziehungen, die zwiſchen ihr und Wallenberg ſchon angeknüpft worden ſind?" — „Seien Sie außer Sorgen, Freund Othello. Jago entführt Ihnen Desdemonen nicht." — „Was bürgt uns dafür?" — „Das Theater!" — „Wie ſo?" — „Heute iſt Fräulein Lomond feſt entſchloſſen, ihm Valet zu ſagen. Wenn ſie morgen Abend zum zwölften Mal herausgerufen, mit Blumen überſchüttet und von zweibeinigen Pferden im Triumphwagen nach Haus gezogen worden iſt, bringen ſie vier vierbeinige von der geliebten Bühne nicht weg. Wurden Sie den Pinſel niederlegen, um die Stahlfeder drüben im Comptoir meines Vaters zu führen?“ — „Nicht für alles Gold in dem geſpenſtiſchen Schrank mit den ſieben Schlöſſern.“ — „Nun denn. Morgen Abend ſpäteſtens bricht Seraphine mit Wallenberg, wenn ſie wirklich ſchon mit ihm angeknüpft hat.“ — „Sie ſind ein Engel, Armgard.“ — „Weil ich Sie nicht heirate? Sehr verbunden!“ — „Ein Dämon ſind Sie, ein Geiſt und Witz ſprühendes Teufelchen, ein wirklicher, geheimer Oberbeelzebub, durch den wir das kleine diplomatiſche Beelzebüblein ſiegreich austreiben.“ — So rief Roland frohlockend aus, umſchlang die Prinzeſſin und küßte ſie mit einem Feuer, das für die Darſtellung der ihm übertragenen Liebhaberrolle die beſten Hoffnungen erwecken durfte.

Genau in demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür; Herr Krafft und Seraphine kehrten zurück: jener nicht mehr ſtrahlend, wie er gegangen, ſondern niedergeſchlagen und ſehr ernſt; dieſe, als ſie der maleriſchen Gruppe anſichtig wurde, vor tiefem, innerem Weh zuſammenfahrend. „Ihr ſeid einig, Kinder?“ fragte Herr Krafft mit weichem Ton, während Armgard ſich von Roland losriß und raſch das Porträt verſteckte. — „Vollkommen einig,“ jubelte der Maler. — „Das freut mich,“ ſeufzte

Papa, nicht ganz aufrichtig. „Mir," ſetzte er hinzu, „mir wird es nicht ſo gut. Wir armen reichen Leute! Wir können uns Alles kaufen, was wir nicht mögen. Wenn wir uns aber einfallen laſſen, etwas zu beſitzen, was man für Geld nicht haben kann, ein Bischen Liebe, Glück, Genuß, den Sonnenſchein für den Abend eines mühevollen Lebens — dann wird uns der Wunſch verſagt, vielleicht unſer letzter, einziger. Fräulein Lomond weiſt meine Werbung zurück." — Armgard und Roland kondolirten, die Heuchler. — Seraphine aber ſagte, den alten Herrn zärtlich umfaſſend: „Wenn die treueſte kindliche Liebe, wenn Dankbarkeit und Freundſchaft . . ." — Herr Krafft unterbrach ſie rauh: „Kindliche Liebe, Dankbarkeit, Freundſchaft . . . wo ich um ein Herz bettelte! Das iſt gerade ſo, als wenn ein ſchlechter Schuldner Bankrott macht und mich mit zehn Prozent abfindet. Indeß . . . ich nehme ſie. Im Geſchäft nimmt man, was man kriegen kann. Ihren Arm, ſchöne Königin, nicht zum Traualtar, ſondern zum Abendbrod. Die Henderſon hat ſchon zweimal geſchickt. Und ich bin auf den heißen Tag durſtig geworden, wie ein Schiffszieher auf dem Leinpfade."

Allein in den Sternen ſtand geſchrieben, daß Vater Krafft auf den wohlverdienten Labetrunk, Mama Henderſon mit ihrem Diner oder Souper, wie Mittags mit dem Dejeuner, geraume Zeit warten ſollten. Als die vierblätterige Geſellſchaft in das Speiſezimmer hinübergehen wollte, wurde Graf Wallenberg gemeldet. Er kam, erſchöpft und ermüdet, von den verſchiedenen Perſonen des kleinen Kreiſes in ſehr verſchiedener Stimmung empfangen: Seraphine maß ihn mit verdrießlich kühlem Blick; er gefiel ihr gar nicht: ſie fand ihn, neben Roland, klein, unbedeutend, beinahe unmännlich, ſeine Eleganz übertrieben, die Sicherheit ſeines Auftretens verletzend. Mit unbefangenem Gruß ging nur Armgard ihm entgegen, während die beiden Männer, Krafft und Roland, ihn faſt gleichzeitig mit ſehr widerſprechenden Apoſtrophen überfielen. „Ich weiß Alles,“ raunte Papa Krafft ihm drohend zu: „Sie ſind mir ein ſchöner Unterhändler. Warum haben Sie mir geſtern nicht gleich geſagt, daß Sie auf denſelben Abſchluß ſpekuliren, wie ich?“ — Noch ehe der Diplomat erwiedern konnte, drängte ihn Roland, auf einen Wink der neckiſchen Prinzeſſin, in eine andere Ecke und flüſterte: „Ich fange an, Ihnen recht zu geben. Armgard iſt ein treffliches Weſen. Wie vielen Dank werde ich Ihnen ſchuldig ſein.“ — Wallenberg machte ſich von Beiden los und bat: „Wollen mich die Herrſchaften gefälligſt zu Wort kommen laſſen? Seit zwei Stunden bin ich unterwegs hieher. Um halb vier Uhr vom Prinzeſſinnen-Platz abgefahren, fand ich die

Kraftſtraße geſperrt. Ich kehre um, einen anderen Weg zu ſuchen. Da ſprengt mir mein Reitknecht entgegen. Eilige Depeſchen an die Geſandtſchaft ſind angekommen. Ich fahre zurück. Marvál und mein junger Fürſt Paul ſitzen bereits über der Arbeit, ſie dechiffriren, daß ihnen der Kopf raucht." — „Darf man fragen, was es gegeben hat?" warf Krafft ein. — „Warum nicht? Morgen werden die Zeitungen die Neuigkeit ohnehin bringen." — „Wohl erſt übermorgen; Sonntags erſcheint kein Blatt." — „Richtig. Meine Nachrichten haben alſo einen Vorſprung von vierundzwanzig Stunden. Unſer Agent in Liverpool telegraphirt einen glänzenden Sieg der Südſtaaten; der Beſtand der Union ſei in Frage geſtellt. Aus London meldet man gleichzeitig, England werde die Südſtaaten anerkennen." — „Das gibt," ſagte Krafft aufhorchend, „einen tüchtigen Stoß an der Börſe. Amerikaner werden garſtig fallen. Ich eile in's Comptoir." — „Papa, ſchon wieder?" — „Ei was! Bis zum Schluß der Abendbörſen habe ich noch eine Stunde vor mir. Sie wiſſen nicht, Graf Wallenberg, was Ihre Nachricht werth ſein kann." — „Sie verkaufen?" — „Noch heute Abend, ſo viel wie möglich, um Anfang nächſter Woche beim niedrigſten Stand des Kurſes doppelt und dreifach zu kaufen." — „So glauben Sie an den Beſtand, den endlichen Sieg der Union?" — „Wie an das Einmaleins. Die nordamerikaniſche Republik iſt eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Ihr Diplomaten mögt ſo viel monarchiſche Keile zwiſchen die Freiſtaaten des Südens und des Nordens eintreiben, wie ihr wollt oder könnt, das Prinzip behält ſchließlich doch recht. Ich verkaufe und kaufe. Ich gehe an die Arbeit, laſſe den Telegraphen ſpielen nach allen Richtungen. Wer mich lieb hat, folgt und hilft mir. Armgard, komm'. Bei dieſem Geſchäft kann ich fremde Hände nicht brauchen; ich muß es allein und insgeheim machen.“ — „Nehmen Sie mich mit,“ ſagte der Diplomat; „Ihre Auffaſſung intereſſirt mich im hohen Grade. Ich möchte mehr von Ihnen hören.“ — „Nicht mehr als billig, daß Sie an der Frucht Ihrer koſtbaren Neuigkeit ſich betheiligen.“ — Der Bankier war ſchon draußen; Armgard, Wallenberg wollten ihm nach. Roland murmelte: „Was gehen mich die Südſtaaten an? Ich bleibe hier. Das unheimliche Comptoir ſieht mich nicht wieder.“ — Seraphine erfaßte den Arm des Grafen; ſie konnte weder bleiben allein mit Roland, noch mit Krafft hinübergehen. „Graf Wallenberg,“ ſagte ſie haſtig, „ich bitte, mir Ihren Ritterdienſt zu widmen. Geleiten Sie mich nach Haus.“ — „Mit Freuden, mein gnädiges Fräulein; aber . . .“ — „Kein Aber, ich bitte Sie.“ — „Das heißt, Sie befehlen.“ — Er bot ihr mit einem unterdrückten Seufzer den Arm: ſie rauſchte, nach einem kurzen Gruß an Roland, der den Abgehenden unruhig nachſah, hinaus.

Zwei Stunden arbeitete Krafft in ſtiller Kompagnie mit Armgard im Comptoir: eben ſo lange Graf Wallenberg als Geſchäftsträger der Primadonna. Er fuhr ſie nach der Roſenſtraße, ohne daß unterwegs mehr als ein paar nichtsbedeutende Worte zwiſchen Beiden gewechſelt worden wären. Er und ſie hingen den eigenen Gedanken nach, die weit, weit aus einander lieſen. Am Treppengeländer ſchon empfing ſie Signor Beppo. Er hielt der Herrin das Abendblatt entgegen, noch feucht, kaum aus der Druckerei gekommen. — «Una bellissima novella!» knirſchte er mit wuthfunkelnden Augen. — „Was gibt's? Warum erſchreckt Ihr mich?“ — «Ecco!» Er zeigte auf einen Artikel unter der Rubrik: „Neueſte Nachrichten.“ — „Leſen Sie,“ bat die Sängerin den Grafen in dem Tone, in welchem Sängerinnen bitten, nachdem ſie die Zeitung Beppo's Händen entriſſen hatte und in ihr Kabinet geeilt war, Wallenberg mußte ſeine eigene Improviſation vortragen:

„* Wir erfahren ſo eben aus zuverläſſiger Quelle, daß unſere gefeierte Primadonna, Fräulein Seraphine Lomond, in der morgigen Partie der ‚Amazone‘, der bekannten Verirrung des Zukunftsmeiſters Bullermann, nicht nur ihren allbeklagten Abſchied von unſerer Hofbühne nehmen, ſondern überhaupt der Kunſt und dem Theater Lebewohl ſagen wird. Sie ſteht im Begriffe, ſich mit einem in der hieſigen Geſellſchaft ſehr hoch ſtehenden Herrn zu vermählen. Weiter können wir dem Leſer verrathen, und zwar ebenfalls aus zuverläſſiger Quelle, daß unter dem Pſeudonym: Seraphine Lomond, der letzte Sprößling aus einem der älteſten und edelſten Geſchlechter des fernen Auslandes bisher ſich verborgen hat, demnächſt aber aus dem romantiſchen Dunkel hervortreten wird. Von unſerem Standpunkte legen wir begreiflicher Weiſe geringen Werth auf letzteren Umſtand; die bedeutende Künſtlerin ſteht uns höher als das vornehme Fräulein. Allein derſelbe könnte vielleicht zur Erklärung des hochfahrenden und abſtoßenden Weſens dienen, mit dem die ſonſt ſo achtungswerthe Sängerin ihren Kunſtgenoſſen und den Vertretern der unabhängigen Preſſe zu begegnen pflegte. H(irſch) M(eyer)."

Die letzte Stelle, eine Quittung über die verſilberte Hälfte der zerſchnittenen Hundert-Thaler-Note, wollte Wallenberg in ahnungsvoller Geiſtesgegenwart ſtreichen, das heißt verſchweigen. Aber das ſcharfe Auge Seraphinens zwang ihn auszuleſen und durchbohrte ihn, da er geendigt hatte. Sie brach in ein ſchallendes Gelächter aus. „Für dieſen Ritterdienſt bin ich Ihnen verbunden, Herr Graf. Bisher habe ich die Diskretion für eine diplomatiſche Eigenſchaft gehalten.“ — „Es gibt Fälle, wo die gröbſte Indiskretion zur feinſten Diskretion wird.“ — „Das verſtehe ich nicht, es iſt mir zu . . . diplomatiſch. Aber ich verſtehe, daß dieſer infame Artikel mir den Erfolg des morgigen Abends rauben wird. Ich fordere Genugthuung und zwar durch Sie. Nicht an dem elenden Meyer Hirſch . . .“ — „Hirſch Meyer, liebe Freundin.“ — „Einerlei, mein diplomatiſcher Freund.

Dem Hirſch oder dem Meyer, am Beſten Beiden, um den Richtigen zu treffen, werde ich ſelbſt meine Karte abgeben, pour prendre congé, mit der Reitgerte." — „Seraphine!" — „Herr Graf? . . . Sie bitte ich, ſofort in die Druckerei zu eilen. Laſſen Sie im Morgenblatt die Nachricht widerrufen." — „Morgen, als am Sonntag, erſcheint es nicht." — „So unterdrücken Sie das ganze Pasquill, oder ſchreiben Sie in meinem Namen eine Gegenerklärung, die in größtem Plakatformat mit Tagesanbruch an allen Straßenecken klebt. Beppo geht zum Intendanten, zum Regiſſeur, zum Kapellmeiſter: ich ſinge morgen nicht." — „Liebes Kind!" — „So weit ſind wir noch nicht, Herr Graf von Wallenberg. Ich bin weder ein Kind, noch Ihr liebes Kind. Allerdings aber bin ich ein ſchwaches, alleinſtehendes Weib, das ſich ſelbſt helfen muß und ſich ſelbſt helfen wird. Sie kennen meinen Willen. Er iſt unbeugſam. Gute Nacht, Herr Graf." Damit verſchwand das ſchwache, hilfloſe Weib im Schlafgemach und gleich darauf berief ein gellendes Sturmgeläut, ähnlich dem vom heutigen Morgen, Signor Beppo und die getreue Marianka, die mit ſcheelen Blicken an dem hinauseilenden Grafen vorüber hineineilten.

Wallenberg's diskretes Coupé raste in die Expedition des Abendblattes. Die Nummer war ausgegeben, der

Pfeil unaufhaltſam im Fluge. „Laſſen Sie die Exemplare von der Poſt zurückfordern, von den Abonnenten abholen.“ — „Unmöglich, Excellenz.“ — „Sagen Sie, die Nummer ſei von der Polizei konfiszirt worden.“ — „Damit der Staatsanwalt uns peinlich anklagt auf Amtsehren-Beleidigung und Aufreizung zur öffentlichen Unzufriedenheit?“ — „Sitzen Sie; ich zahle Alles!“ — „Excellenz, wir ſind ein freies Blatt,“ ſagte mit römiſchem Bürgerbewußtſein der Chef der Expedition und kehrte zum Einzelverkauf der verhängnißvollen Nummer zurück, welche reißend abging. Wallenberg ſtürzte, einen nicht ganz diplomatiſchen Fluch zwiſchen den Zähnen, zum Hauſe hinaus in ſeinen Wagen und befahl, in das Redaktionsbureau der offiziellen Morgenzeitung zu fahren. „Wenn's die Gäule aushalten, mir kann's egal ſein,“ brummte der Leibkutſcher und raſte abermals weiter, in das entgegengeſetzte Ende der Stadt. — „Der Geheime Ober-Regierungsrath noch im Bureau?“ — „Zu Befehl, Excellenz.“ — „Melden Sie mich.“ — „Nicht nöthig, Excellenz; belieben nur hinaufzuſpazieren.“ — „Beſter Freund,“ ſagte der Graf zu dem Geheimen, „ich überfalle Sie wie ein Dieb in der Nacht. Es geſchieht im Intereſſe einer ſchönen Frau; alſo werden Sie entſchuldigen.“ — „Jedes Intereſſe, das mir die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft, Herr Miniſter, iſt mir von Wichtigkeit.“ — „Sehr verbunden! Die heutige Nummer des Abendblattes bringt einen Artikel über unſere Lomond, der ſie furchtbar aufregt.“ — „Habe bereits geleſen,“ lachelte der Geheime, „und darf vielleicht, ohne Indiskretion, dem Herrn Miniſter gratuliren.“ — „Mir!! Keine Ahnung hatte ich von der Nachricht. Die Lomond iſt mir empfohlen, ich kann ſagen: befreundet. Sie wendet ſich an mich um Schutz. Könnte nicht das offizielle Organ, da Sonntag keine Zeitung erſcheint, in einem Extra-Blatt heute Abend noch oder doch morgen in aller Frühe das Oppoſitionsorgan berichtigen?“ — „Ein Extra-Blatt in Theater-Angelegenheiten will mir für ein halboffizielles Organ nicht wohl paſſend erſcheinen.“ — „Allerdings wahr. Mir fällt ein Auskunftsmittel ein. Geben Sie in dem Extra-Blatt eine wichtige Nachricht aus New-York, die bis jetzt wir allein beſitzen, und fügen Sie, gewiſſermaßen als Poſtſcriptum, die Berichtigung hinzu. Von lokaler Bedeutung iſt Letztere immerhin. Die Lomond ſingt morgen nicht ohne Berichtigung.“ — Der Geheime hieß die Depeſchen aus Liverpool und London willkommen und beſchied, während er ſie für das Extra-Blatt redigirte, Herrn Meyer Hirſch, „die Spezialität unſeres Organs in Kunſtartikeln,“ in das Bureau. Bald darauf war das Extra-Blatt geſetzt, gedruckt, abgezogen. Unter dem Sieg der Sklavenſtaaten und dem Ende der Union ſtand in zierlichſter Nonpareille:

„† Unſer leichtgläubiger Kollege vom Abendblatt hat ſich wieder einmal einen ungeheuren Bären aufbinden laſſen. Es iſt nicht wahr, daß Fräulein Lomond die Bühne verläßt; nicht wahr, daß ſie einem hochgeſtellten Herrn aus der hieſigen Geſellſchaft die Hand reicht. Da die böswillig erfundene und ebenſo eingekleidete Nachricht dem morgenden Schwanengeſang der verehrten Künſtlerin bei dem Publikum Eintrag hätte thun können, berichtigen wir ſie bei gegebener Gelegenheit ſofort, der Wahrheit gemäß, indem wir alles Perſönliche derſelben, das uns nichts angeht, dem liberalen Abendblatt und ſeinem Kunſt-Korreſpondenten überlaſſen. M(eyer) H(irſch)."

Mit dieſer „Genugthuung" in der Taſche und einem Händedruck wechſelſeitiger Dankbarkeit an den Geheimen verließ Wallenberg das offizielle Bureau und eilte in die Roſengaſſe 27. Seraphine hatte ſich, mit entſetzlicher Migräne, zu Bett gelegt und empfing ihn nicht; er ſandte durch Marianka ſein Bedauern und das Extra-Blatt hinein. Darauf hieß er den Kutſcher Königsplatz Nummer eins fahren. „Dein letzter Weg für heute, dann haſt Du Ruhe," fügte er gütig hinzu.

Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, als er in die ledernen Wagenkiſſen mehr fiel, als ſich ſetzte. Im Grund jedoch war er froh, ſeine Uebereilung von heute Morgen gut gemacht zu haben; ebenſo um Seraphinens wie um ſeiner ſelbſt willen. Andere Gedanken ſtiegen in ihm auf, die das Dementi auch der Heirat wegen wünſchenswerth erſcheinen ließen. „Ich hätte nicht geglaubt,“ ſagte er für ſich, „daß der kleine Dienſt bei einer großen Sängerin ſo ſtreng iſt.“

Nun, bei Krafft's konnte er ſich erholen, der müde Ritter. Die Geſellſchaft ſaß am Tiſch, da er eintrat. Roland neben Armgard. An ihrer linken Seite wurde ein Platz für ihn bereitet, ein beneidenswerther. Papa Krafft, durch die Amerikaner wieder in roſigſte Laune verſetzt, ſprach mit ſcharfem Verſtand und aus reicher Erfahrung über die große Frage; Armgard ſekundirte mit bald zuſtimmenden, bald abweichenden Anſichten: immer geiſtreich und gewandt, bewies ſie, daß ein leichtſinniges Weltkind nicht bloß über Mode- und Salon-Artikel zu reden weiß, ſondern auch feinen Sinn und eigenes Urtheil haben kann in den wichtigſten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und der Zeit. Roland hörte zu, ſichtlich zerſtreut: nur auf geheime Winke Armgard's miſchte er ſich dann und wann in das Geſpräch. Dem Grafen wurde wohl und behaglich in dieſer Umgebung, an der reich beſetzten Tafel, in einer Unterhaltung, die poſitive Intereſſen und Thatſachen, ſeine Sphäre, berührte. Zum Deſſert gab er, mit diskreter Cenſur, ſeine Irrfahrten im Dienſte der Primadonna zum Beſten. Krafft und Armgard ſchütteten ſich dabei aus vor Heiterkeit. Auch Roland, dem ſchweigſamen Meiſter, wurde die

Zunge gelöst, als er erfuhr, wie Seraphine unbewußt mit ihm und ſeiner Verbündeten gearbeitet hatte. So trennte ſich in der einträchtigſten, luſtigſten Stimmung erſt nach Mitternacht der trauliche Kreis.

Wallenberg und Roland gingen, Arm in Arm, die Cigarre im Munde, langſam nach Haus. Der Erſtere ſagte nachdenklich: „Sie ſind ein Glückskind, Freund Roland. In der kleinen Bankprinzeſſin ziehen Sie das große Loos der Eheſtands-Lotterie.“ — Der Maler, aus eigener Erfindung noch einen gewagten Zug dem abgekarteten Kreuzmariageſpiel hinzufügend, erwiederte: „Und Sie wiſſen nicht einmal, Graf Wallenberg, daß Sie dieſen Treffer bereits ſo gut wie in der Taſche gehabt haben?“ — „Ich!?“ — „Sie! Armgard geſtand mir eine ſtille, freilich überwundene Neigung für Sie. Sie hat, ganz im Geheimen, Ihr Porträt gezeichnet, eine wunderbar gelungene Arbeit, ſehr fein aufgefaßt, wenn auch geſchmeichelt.“ — „Geſchmeichelt? Ich danke Ihnen. Daß ihr Künſtler doch immer grob ſein müßt!“ — „Doppeltes Unrecht, da ich es an Ihnen begehe. Ihr Opfer, wenn auch ein unabſichtliches, macht mich zum glücklichſten Sterblichen unter jenem blaſſen Mond. Hätten Sie das Mädchen nur heute Abend geſehen und gehört, wie ich es gethan. Zwei Stunden arbeitete ſie mit dem Vater; er geſtand, daß ſie jedes Comptoir, jedes

Kabinet dirigiren könnte mit ihren Sprachkenntniſſen, ihrem geſchäftlichen Ueberblick, ihrer ſicheren und fertigen Hand; und hernach ihre Konverſation am Tiſch: wie leicht und doch wie inhaltsreich, ſprühend von Witz und Geiſt! Sie glauben gar nicht, wie tief ich Ihnen, beſter Graf, für dieſen Schatz verpflichtet bleibe." — „Bitte, bitte," ſagte, ſehr einſylbig werdend, der Graf. Auf dem Landſchaftsplatz trennten ſich die Wege der beiden Nachtwandler; Roland ſchlug ſich in die Vorſtadt, Wallenberg gegen ſeinen Prinzeſſinnenplatz. Er ging immer langſamer, rauchte immer geſchwinder. Sein Läuten an der Glocke des Geſandtſchaftshotels war aus Seraphinens Muſikſchule: Sturm! Der Portier, der Lakai, der Kammerdiener ſtürzten erſchrocken herbei. Schweigend ſtieg er die Treppe in den zweiten Stock hinan, begab ſich in's Schlafzimmer, ließ ſich entkleiden . . . Plötzlich ſchleuderte er ſeine Cigarre wild von ſich, daß die Funken über den ſmyrnaer Teppich ſtoben. „Verwünſcht," rief er laut aus, „daß ich die Unrichtige treffen mußte!" — Der Kammerdiener liſpelte, indem er die Reſte ſorgſam aufhob oder auslöſchte: „Befehlen Excellenz eine andere?" — „Was andere, Dummkopf?" — „Cigarre, Excellenz." — „Geh' zum . . . zu Bett!" — „Sehr wohl, Excellenz. Hab' die Ehre, eine gehorſamſte gute Nacht zu wünſchen!"

11. Schwanen-Geſang.

Der Wunſch des getreuen Kammerdieners ſollte leider nicht in Erfüllung gehen. Graf Wallenberg hatte eine nichts weniger als gute Nacht, vielmehr, gleich der vorigen, eine zweite ſchlafloſe. Schauderhafte Träume ſtörten ſeinen ſpäten, unerquicklichen Schlummer. Er ſah ſich auf dem Theater, genöthigt, vor einem zahlreichen Publikum, deſſen tauſend Augen alle auf ihn gerichtet waren, die Partie des Theſeus zu ſpielen und zu ſingen. Der Chor, der ihn umringte, beſtand aus lauter Mitgliedern des corps diplomatique in ihren Gala-Uniformen; der Oberprieſter am Opferaltar war, trotz der weißen Perrücke und dem Umhängebart, unverkennbar der Miniſter des Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten. Ganz deutlich vernahm er deſſen tiefe Baßſtimme in dem gewaltigen Chorgeſang und Finale:

Wilde Amazone,
Rüſte Dich zum Krieg;
Hellas edlem Sohne
Bangt nicht um den Sieg!
Sieg :,:

bei welchem Refrain mit den Blechſchilden zuſammengeſchlagen wurde, daß dem unglücklichen Träumer die Ohren gellten. Er ſelbſt beſtand, in Angſtſchweiß gebadet, den Zweikampf mit Antiope, der Amazonenkönigin, die aber nicht Seraphine war, auch nicht Armgard, ſondern, unſinniger Weiſe, die gute alte Mrs. Henderſon, deren ungeheurer Chignon von falſchem blonden Haar hinten aus dem goldenen Helm herabhing. Und — o Graus — als er, Theſeus-Wallenberg, ſchmählich überwunden zu Boden ſtürzte, entfiel ihm nicht nur Schild, Schwert und Helm, nein, ſeine ganze Kleidung, Stück für Stück, verlor er, ſo daß er, im langen Nachthemd und im Unflüſterbaren (das heißt Unterhoſen) vor hohem Adel und verehrungswürdigem Publico ſtand, vielmehr lag, verzweifelnd ſich wälzte, während Antiope Henderſon einmal über das andere Mal «shocking, shocking» ſchrie und das geſammte Orcheſter höhniſch Tuſch blies. Mama Henderſon machte der entſetzlichen Situation ein Ende, indem ſie ſich, ſchamhaftig und edelmüthig zugleich, über den beſiegten Feind warf und ihn kräftig an den Schultern ſchüttelte — ſo daß er erwachte. Das Schütteln erwies ſich als Wahrheit, allein nicht von der Gouvernante, ſondern von ſeinem Kammerdiener ausgeführt. „Hochgräfliche Gnaden wollen entſchuldigen,“ liſpelte der Getreue, „daß ich mich gehorſamſt unterſtehe, Excellenz zu wecken. Die Marianka iſt unten, die Jungfer von Fräulein Lomond, wiſſen Excellenz; eine ſchöne Empfehlung und gnädiges Fräulein hätten ihren Stimmſchlüſſel verloren und er müßte in unſerem offenbacher Wagen ſich finden. Da der Kutſcher alles vergebens durchſucht hat, dachten wir, Excellenz hätten den Schlüſſel vielleicht an ſich genommen.“ — „Schlüſſel?“ lallte der Graf noch ſchlaftrunken. „Den Chiffre-Schlüſſel hat Marväl.“ — „Nicht den Chiffre-Schlüſſel, halten zu Gnaden. Den Stimmſchlüſſel von Fräulein Lomond in einem grünen Saffian-Etui ſucht Marianka. Sie iſt deſperat; ihr Fräulein kann ohne Schlüſſel nicht ihre Skala ſingen.“ — „Ich weiß von keinem Schlüſſel. Man ſoll mich in Ruh' laſſen.“ — „Zu Befehl, Excellenz.“ — „Wie viel Uhr iſt's jetzt?“ rief der Graf dem Abgehenden nach. — „Halb Neun, Excellenz.“ — „Daß ſich Niemand unterſteht, vor zwölf Uhr ſich hören oder ſehen zu laſſen.“ — „Sehr wohl, Excellenz.“ — Das arme Morgenopferthier der Primadonna legte ſich auf die andere Seite, ein unfehlbares Mittel gegen die Fortſetzung böſer Träume, zog die grünſeidene Bettdecke über die Achſel und verſank alsbald wieder in tiefen Schlaf.

Wie er, war auch Roland nach einer ebenfalls nicht ſehr ruhigen Nacht durch eine weibliche Botſchaft geweckt worden. Herr Raff, genannt Raffael, legte ein viereckiges Brieflein kleinſten Formats von der unleſerlichen, kritzelnden Handſchrift Armgard's auf den Nachttiſch. „Von der Millionärin.“ brummte er grimmig. — „Was unterſtehſt Du Dich?“ — „Iſt ſie's nicht? Um ſo ſchlimmer für ſie." — Armgard ſchrieb: „Unſere Partie ſteht vortrefflich. Sie haben, lieber Meiſter, geſtern Abend geſpielt — wie ein Meiſter. Heute verhalten Sie ſich ganz ruhig. Am beſten, Sie laſſen ſich gar nicht ſehen, weder bei W. noch bei S., namentlich auch nicht im Theater. (Die letzten Worte unterſtrichen.) Morgen begrüße ich Sie als Sieger, vielleicht ſchon heute Abend in meiner letzten Soirée, der Sie nicht fehlen dürfen. Freundlich grüßend A. K." — Der Rath ſtimmte zu ſehr mit Roland's Neigung überein, als daß er ihn nicht eifrig befolgt hätte. Ihn verlangte nach Einſamkeit. Er ſteckte ſein Skizzenbuch in die Taſche und fuhr mit dem erſten Frühzug auf der Eiſenbahn in das Gebirge, Studien zu machen für die Fels- und Waldpartie der Amazonenſchlacht. Vor Abend wollte er nicht zurück ſein.

Seraphinens Lever zum zweiten Male beizuwohnen, wird der geneigte Leſer wenig Luſt verſpüren. Wir deßgleichen. Schleichen wir an der rothen Roſe vorüber, ſachte, ſachte. Theater-Arzt, Theater-Regiſſeur, Theater-Diener gehen aus und ein. Dumpfe Gerüchte zirkuliren, die Lomond habe abſagen laſſen und werde nicht ſingen; andere: ſie habe nicht abſagen, ſondern ſich erbitten laſſen und werde ſingen. Die beiden Artikel im Abendblatt und im Extrablatt wandern in den Kaffehäuſern von

Hand zu Hand: es bilden ſich Parteien für und wider, die Aufregung wächst mit jeder Minute, und trotz ſabbatlicher Stille, Glockengeläut und Kirchenparade macht man ſich allgemein auf einen unruhigen Abend gefaßt.

In Armida's Garten aber iſt Frieden, Aſyl. Das Familienfrühſtück war im Gegenſatz zum geſtrigen eine geßner'ſche oder voſſiſche Idylle: Papa Krafft im Lehnſtuhl, das Töchterlein ihm Kaffe und Sahne darbietend, Mutter Henderſon Brodſchnitten röſtend und mit ſelbſterzeugter Butter beſtreichend; ein ſummender Theekeſſel, im geöffneten Wintergarten lenzartiges Vogelgezwitſcher, und durch deſſen farbige Scheiben bunte Sonnenlichter, welche die Blumen auf dem Teppich des kleinen Speiſezimmers wie lebendige aufblühen ließen. Bevor Vater Krafft in die Kirche ging, die er ſelten verſäumte, vergönnte ihm Armgard einen Blick in ihre Karten; ſie erklärte ihm Wallenberg's falſche Theorie und ihre richtige Praxis, durch ſie und Roland gegen jenen angewendet. Auch geſtand ſie, für Roland keine Neigung zu haben, ſondern für den Grafen. Dem Bankier konnte der Tauſch der Schwiegerſöhne recht ſein, nicht des Grafen wegen, wie er überlaut betheuerte — was lag ihm daran, dem ſchlichten, einfachen Bürger! — vielmehr nur, weil Wallenberg doch ein Mann in Amt und Würden, mit dem ſich reden, ſogar ein Geſchäft berathen ließ, welcher

Sinn für das Poſitive, Reelle beſaß und zu einer glänzenden Carrière berufen war. Seine Schulden! Bah, man macht ein Auge zu und den Beutel auf. Am Ende weiß man doch, was man für ſein Geld hat. Roland hingegen, bei aller Achtung vor dem berühmten Künſtler, dem tadellos braven Mann ſei es geſagt, er benahm ſich geſtern im Comptoir wunderlich und kramte Anſichten aus, die einem anderen Jahrhundert angehören. „Du biſt“ — ſo ſchloß Herr Krafft ſeine Bilanz ab — „Du biſt ein Wettermädel, Armgard; ſchade, daß nicht ein Bub' aus Dir geworden iſt. Was hätteſt Du für einen Kaufmann abgegeben: Und welche Firma für die Ewigkeit: Hans Heinrich Krafft & Sohn! Nun, man kann eben nicht Alles um's Geld haben,“ ſo tröſtete er ſich, griff nach Hut, Handſchuhen und Geſangbuch und ſchritt, erhobenen Hauptes, aufrecht und ſteif, hinweg in die Kirche.

Armgard blieb allein zurück. Ihre Morgen-Andacht beſtand in einer General-Beichte, welche ſie ſich ſelber ablegte. Ja, ſie mußte ſich der Hoffart und der weltlichen Eitelkeit zeihen. Der Hoffart: denn da ſie geſtern Nacht den ſchwarzen Lockenkopf ſeelig-lächelnd in die Spitzenbeſätze ihres Kiſſens begrub, drehte er ſich vor Vergnügen und Stolz darüber, daß ſie, ein kleines Mädchen, an ihrem ganz kleinen Finger einen großen

Staatsmann, einen großen Künſtler, eine große Sängerin, einen großen Bankier zu führen gewußt, in Letzterem obendrein ihren leiblichen Herrn Vater. Der weltlichen Eitelkeit: denn als erſte Quelle ihrer Neigung zu Wallenberg geſtand ſie, wie dieß auch Roland richtig herausgefunden hatte, ihr Gelüſt, Frau Gräfin, Frau Geſandtin zu werden. Verargen wir es indeſſen dem armen Kinde nicht zu ſehr. Sie, die Alles beſaß, was für Geld zu haben iſt, mußte eines Vorzuges bisher ſchwer entbehren, der in weiblichen Augen ungemein viel zu gelten pflegt, ſich aber nicht kaufen läßt, des Vorzuges vornehmer Geburt. Herr Krafft ging nicht zu Hof: die Ehre, ausnahmsweiſe auf die Liſte der Eingeladenen geſetzt zu werden, hatte er, gleich der Pairie und Nobilitirung, dankend abgelehnt. Auch die miniſteriellen Abendgeſellſchaften ſahen ihn ſelten. Ich bin, pflegte er zu ſagen, kein bauernfeld'ſcher Komödien-Bankier und Theatervater, der im erſten Akt getauft, im dritten geadelt werden muß, um im vierten einen ruinirten Baron zum Eidam zu kriegen. Meine Tochter und ich, wir halten uns zu Unſersgleichen, wo wir weder hochmüthig geduldet, noch herablaſſend ausgezeichnet werden, wo unſer natürlicher Platz iſt. Wer uns da ſucht, ſei willkommen, höher hinauf ſtreben wir nicht. Armgard Krafft rivaliſirt nicht mit den gnädigen Comteſſen, weder im Vermögen, noch in der Erziehung: ſie bleiben unter ſich, wir unter uns. . . . So und ähnlich lautete Hans Heinrich Krafft's geſellſchaftliches Glaubens-Bekenntniß, worauf ſein Töchterlein, wohl oder übel, mitſchwören mußte. Das hinderte jedoch nicht, daß ſie manche Zurückſetzung, eingebildete noch mehr als wirkliche, bitter empfand. Und dennoch mochte ſie ſich nicht entſchließen, durch eine Verbindung in der Reſidenz in deren hohe Kreiſe ſich gleichſam einzuſchmuggeln. Halbe Stellungen waren ihr ein Greuel. Ihr Sinn ſtand in die Ferne, die Weite. Ein fremder Ritter ſollte ſie erlöſen aus dem heimiſchen Bann und Zwang. Wallenberg ſchien ihr von der erſten Begegnung ganz und gar zu dieſem Ritter vorbeſtimmt zu ſein. Er näherte ſich ihr auch zuweilen in nicht zu verkennender Abſicht; aber es fehlte das zwingende Motiv zu einem Abſchluß des gegenſeitigen Verhältniſſes. Dieſes wurde endlich gegeben in Roland's verſtellter Werbung. Seit dem geſtrigen Abend wußte Armgard, daß ſie des Grafen, trotz ſeines Sturms auf Seraphinen, ſicher ſein durfte. Ihre Träume, die ſie am lichten Tage ausſpann, zeigten ihr ſchon ſchimmernde Nebelbilder einer Hofjagd in Compiègne, des königlichen Drawing-Room im St. James-Palaſt, einer Schlittenfahrt auf der Newa. Dort, in einer Weltſtadt, an einem großen auswärtigen Hoflager, unter einer neuen

Geſellſchaft war ihre Stelle. Daß ſie dieſelbe würdig ausfullen, daß ſie dem Grafen nicht allein eine paſſende Gräfin ſein würde, ſondern auch ein treues und gutes Weib, eine Lebensgefährtin in Ernſt und Scherz, deſſen war ſie ſich bewußt. Sie liebte ihn auf ihre Weiſe und wollte auf die ſeinige von ihm geliebt werden. Kein Roman, kein Ideal, eine im beſten Sinn moderne Ehe ſchwebte ihr vor, an deren Glück für beide Theile ſie keinen Augenblick zweifelte.

So verging unter roſigen Fernſichten für Armgard der Sonntag Morgen, während Seraphine in tiefer Stille und Abgeſchiedenheit ſich für den Abend zu ſammeln ſuchte. Ihr Herz war kleinmüthig und ſchwer, die Erinnerung des geſtrigen Tages laſtete darauf. Sie ließ Niemanden vor, legte alle Botſchaften, Beileidsbezeugungen wie Glückwünſche, die ſie zu ihrem Abſchied begrüßen wollten, ſtumm bei Seite; darunter auch ein koſtbares, rieſiges Bouquet, das Graf Wallenberg am Nachmittag mit ſeiner Karte ſchickte, blaue und weiße Kamelien, die Farben ſeines Hauſes und der Menteith, kunſtvoll in Würfel getheilt nach ſchottiſcher Weiſe . . . Welcher Dämon nur über ſie gekommen war, daß ſie die Geſchichte ihrer Vergangenheit plötzlich offenbart hatte? Was galt ihr heute ein verklungener Name, der verlaſſene Stand, die freiwillig aufgegebene Heimat? Seraphine

Lomond hieß ſie, dem Theater gehörte ſie an; ſie vermochte, dem Glück des Freundes ihre ſtille, ſtarke Liebe zu opfern; aber auch ihren Beruf einem Freiwerber aus dem Stegreif, der Aufregung und Verſtimmung einiger unruhiger Stunden? — Nimmermehr! Morgen früh, vielleicht noch heute Abend, erklärte ſie dem Grafen ihre beſtimmte Abſicht, die Bühne nicht zu verlaſſen. Fort von hier wollte ſie, mußte ſie auf jeden Fall. Roland als Armgard's Gatten ſehen — unmöglich! Aber ebenſo unmöglich erſchien es ihr, ihre Hand dem Grafen zu reichen und aufzuhören, wie ſie angefangen, als Lady. Sie nahm den Vertrag mit dem Impreſario der „internationalen Oper“ aus dem Nachttiſch. Das war ihr Weg: weit, weit in die Welt hinaus, ohne Raſt von einer Stagione zur andern, über Land und Meer, in fremde Gegenden, ja Erdtheile! Da winkt nicht Frieden und Glück, aber Betäubung, Vergeſſen, Vergehen, Verſchwinden.

Um fünf Uhr meldete Beppo den Theaterwagen, noch feierlicher, als gewöhnlich, mit der ſchaurigen Verbeugung eines — Scharfrichters, der ſein Opfer zum letzten Gange abruft. Wahrhaftig, ſo war ihr zu Sinn; der große, weiße Korb, in welchen Marie den Amazonenſtaat gepackt hatte, gemahnte ihre mit finſtern Bildern angefüllte Phantaſie wie ihr eigener Sarg. Der Kutſcher, der begleikende Wagendiener empfingen ſie unten in Schwarz, wie Leichenbitter. Eine Menge neugieriger Zuſchauer hatten ſich vor der rothen Roſe aufgeſtellt, um ſie einſteigen zu ſehen. Aus dem erſten Stock ſchaute der penſionirte Hausgenoſſe im Sammetkäppchen mit langer Pfeife und nickte triumphirend, daß er den Poltergeiſt los wurde. „Zum letzten Male," ſo winkten ihr alle dieſe Zeugen zu, „zum letzten Male!"

Der Theaterplatz wimmelte von Menſchen, die ſich um die Kaſſe drängten, wie geſtern um die Vater Krafft's. Der Wagen vermochte nur im Schritt zu fahren; man umringte ihn, ſah in den Schlag, fragte, und als der Diener auf dem Bock ſchmunzelnd nickte, brachen donnernde Rufe aus der Menge los; „Lomond hoch! Die Amazone lebe! Hierbleiben! Nicht fortgehen!" Seraphine, die, tief verſchleiert, ſich in eine Ecke drückte, wollte ſich nicht zeigen und wurde von Marianka über dieſen Mangel an Rückſicht auf das ſouveräne Publikum bitter ausgezankt. Die ſchlaue Czechin wußte in ſolchen Stunden, wo ihre Herrin weich oder trübe geſtimmt war, ihr Regiment über dieſelbe ſtaatsklug zu befeſtigen. „Pana ſan fuchtig," ſagte ſie ſchmollend, „an Tag wie heutiges. Aber Leut' arme können nix vor Laune von gnädige Fräulein. Wann Leut' nit ſchreien möchten, wär' Pana auch nit recht." Und ſie nickte begütigend nach beiden Seiten, der linken und rechten, wie der verantwortliche Miniſter eines unverantwortlich übel aufgeräumten Monarchen, zeigte dem Volk ihre weißen Zähne und empfing herablaſſend die Huldigungen für die unſichtbar bleibende Heldin des Abends.

Endlich hielt die alte Karroſſe, ein ausgedientes Inventarſtück des königlichen Marſtalls ſammt den lebensſatten Schimmeln, die ihn zogen, an der kleinen, mit einem beſcheidenen Schutzdach verſehenen Seitenpforte, welche den Weg zur Bühne verſchloß, eine Treppe, ſteil und dunkel, wie der Anfang des Tugendpfads im alten Kirchenlied, von einer ewigen Lampe auch am Tage matt erhellt. Der Theater-Wachtmeiſter in großer Uniform öffnete die ſchmale eiſerne Thür. Seraphine trat in das Zwielicht des Bühnenraumes und athmete hoch auf in der heimatlichen Luft, die ſie umfing, jene unbeſchreibliche, eigenthümliche Theater-Atmoſphäre, gemiſcht aus Gas, Oel, Spiritus, Kolophonium, Staub, Holz, Leinwand, Leder, Sammet, Seide, Wolle, allen möglichen unter- und überirdiſchen Gerüchen. Auf den Brettern, die ſie überſchreiten mußte, um in ihre Garderobe zu gelangen, hatte ſich das Chor- und Ballet-Perſonal, fertig koſtümirt als Amazonen, helleniſche Krieger und Prieſter zu ihrem feſtlichen Empfang verſammelt und bildete ein Spalier, durch das ſie hindurchſchritt, Marie mit dem weißen Korb ſtolz hinterdrein. Auch die Zimmerleute in Sonntags-Jacken, jeder ein Sträußchen im Knopfloch, die Garderobe-Offizianten, männliche wie weibliche, die Hausſtatiſten brachten der Primadonna ihren Gruß. In der Couliſſe erwarteten ſie der Regiſſeur, Baſſiſt Braun, im Gewand des Oberprieſters, und Theſeus, der erſte Bariton. Der Regiſſeur küßte ihr die Hand, Braun väterlich die Stirn, Theſeus kollegialiſch die Wange. Von beiden Letzteren geführt, unter Vortritt des Regiſſeurs, ſtieg ſie die paar Stufen zu ihrer Garderobe empor. Die Thür öffnete ſich; blendender Lichtglanz ſtrahlte ihr entgegen. Sämmtliche Kunſtgenoſſen, Oper, Schauſpiel, Ballet, waren in dem mit Blumen, Teppichen und Draperien geſchmückten Gemach aufgeſtellt. Ein roth gedeckter Tiſch in der Mitte trug zwiſchen Armleuchtern und Loorbeerkränzen mit langen Schleifen einen ſilbernen Amazonenſchild, ein Meiſterſtück aus der Werkſtatt der Gebrüder Kilian, das Abſchiedsgeſchenk des Theaters an Seraphinen. Sprachlos ſtand ſie da, hörte die feierliche Rede des älteſten Mitglieds, Helden- und Väter-Darſteller Reißmüller, und empfing aus den Händen der tragiſchen Mutter, Madame Wandel-Schneider, den Schild, der in der Mitte ihr Medaillon-Porträt, um den Rand eine Darſtellung der Amazonenſchlacht in getriebener Arbeit und auf der Rückſeite die Inſchrift trug: „Der Königin der Amazonen von ihrem treuen Volk am Abend des Abſchieds.“ Schwere Thränen ſtürzten aus den Nixen-Augen; die Sängerin vermochte nur unzuſammenhängende Worte zu ſtammeln und fiel aus einem Arm in den anderen, bis der Regiſſeur, die Uhr ziehend, an das Ende der ergreifenden, für ſeine Vorſtellung gefährlichen Szene mahnte. Seraphine blieb allein und ſtreckte ſich, noch ein paar Minuten vor dem Kampf zu ruhen, auf die Chaiſe longue, während Marie den Korb auspackte: die fleiſchfarbenen Seiden-Tricots, Sandalen, den ſilbernen Helm und Harniſch, Arm- und Bein-Schienen, die weiße Tunika, in blau à la Grecque geſtickt, das Tigerfell, das um die Schultern fliegt, auf der Bruſt von zwei ſilbernen Krallen gehalten, das Schwert mit dem Wehrgehäng, und die Requiſiten des Toilette-Tiſches, Schminke, Farben, Pinſel, Schwamm, Haarpuder, Quaſte, Haſenfuß, Bürſten, Kämme, Handſpiegel . . . nichts war vergeſſen. Die Amazone kleidete ſich an. Als ſie fertig vor dem hohen Trumeau ſtand, aus dem ihr im tageshellen Lichte zweier Gasflammen ein vollendet ſchönes Bild entgegenkam, ſchön von dem frei und voll herabwallenden Goldhaar bis zu den Silberfranſen der blauen Sandalen, da ging ein Lächeln, das erſte des Tages, in dem wunderbar beſeelten Antlitz auf. Sie drückt den Helm auf's

Haupt, ergreift mit feſter Hand den goldenen Herrſcherſtab und ſchreitet, wirklich mit dem Gang einer Königin, hinab zur Bühne, zu ihrem harrenden Volk. Aber plötzlich bleibt ſie auf der ſchmalen Stiege erſchrocken ſtehen. Ihr fehlt etwas. „Marie,“ ruft ſie aus, unter der Schminke erbleichend, „Marie, mein Pferdehaar.“ — „Jeſus, Maria, Joſeph, hab' ich vergeſſen auf Pferdehaar.“ — „Unglückliche, gerade heute.“ — Marie iſt ſchon auf und davon. Bald weiß die ganze Welt hinter den Couliſſen, daß der Primadonna ihr Pferdehaar vergeſſen worden iſt. Sie ſingt niemals, ohne um den kleinen Finger der linken Hand ein Roßhaar gewickelt zu haben; ein untrügliches Mittel gegen die Jettatura, auf welches das ganze Theatervölklein von der Skala bis San Carlo ſchwört. Lächle der geneigte Leſer nicht über ſolchen Aberglauben bei einem ſonſt nicht übertrieben gläubigen oder primitiven Stande. Die Bühnenkünſtler geben in dieſem Punkte dem Hirten, dem Waidmann, dem Matroſen nichts nach. Wir kennen handfeſte Geſellen unter ihnen, welche nicht auf die Bretter treten, ohne vorher dreimal ausgeſpuckt zu haben, wohl zu merken: hinter ſich, über die linke Achſel. Am Freitag eine neue Rolle oder Geſangspartie zu liefern, wagt kein Freigeiſt des Theaters. Für die Amazone hängt der Erfolg eines Abends an einem Haar, dem bewußten

Pferdehaar. Ein Königreich, nicht für ein Pferd, nur für ein Pferdehaar! — Eben kommt Marie athemlos zurück. Der dienſtfertige Inſpizient, Herr Lindemann, hat Rath gewußt. Er eilt hinunter in den Hofraum, wo die lebensſatten Schimmel unter einem Schuppen neben Feuerſpritzen und Leitern warten, bis auf den Brettern die Opfer der Tragödie gefallen ſind und nach Haus gefahren werden. Ein kühner Griff und Riß liefert eine Handvoll des bewährten Zaubermittels. „Iſt's auch gewiß ein echtes?“ fragte Seraphine, den Finger umwickelnd. — „Friſch vom Faſſe,“ verſichert der ſcherzhafte Herr Lindemann, und Marianka beſtätigt es, ſeinen Namen als gute Czechin naturaliſirend: „Hab' ich geſehen mit Augen meinige, wie Pan Lipoman ausraufen hat aus Schweiferl von weiße Schimmel an Theaterkutſchen.“

Das zweite Glockenzeichen war inzwiſchen gegeben worden; noch eine Viertelſtunde und die Vorſtellung begann. Im Orcheſter, deſſen Mitglieder in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde erſchienen, wurde eingeſtimmt. Maëſtro Bullermann, der ſelbſt dirigirte, eilte von einem Pult zum anderen, um noch einige Korrekturen letzter Hand anzubringen. Parterre und Galerie waren gedrängt voll; die Logen und Sperrſitze füllten ſich allmälig. Den Beſuch des Hofes, beider Majeſtäten, der Prinzen und Prinzeſſinnen hatte der Intendant, als er

Seraphinen begrüßte, angekündigt: die Uniformen der Adjutanten und Kammerherren zeigten ſich bereits im Hintergrunde der großen Mittelloge.

Seraphine lugte hinaus in das wie ein Bienenſchwarm ſummende Haus durch jenes kleine Loch im Vorhang, wodurch man von der Bühne aus das Schauſpiel im Zuſchauerraum betrachtet, zuweilen ein nicht weniger intereſſantes, als das auf den Brettern gegebene. Sie ſuchte in der dritten Reihe der Parketſitze den Eckplatz links. Der Platz war leer. Oft, wie oft hatte ſie Roland an dieſer Stelle geſehen; er kam immer frühzeitig, wenn ſie „zu thun hatte“, wie der maleriſche Kunſtausdruck der Bühnenſprache lautet. Zuweilen begegneten ſich ihre Blicke, der ihrige durch das runde, winzige Fenſterlein — die Mundöffnung in der tragiſchen Maske — der ſeine von unten, unbewußt, wie magnetiſch in einander treffend. Heute nicht; Roland blieb aus. Auch Wallenberg's Geſandtſchaftsloge im erſten Rang war noch unbeſetzt. Dagegen tauchte eben in einer Loge des zweiten Rangs Armgard's zierliche Geſtalt auf. Haſtig zog ſich die Amazone von ihrem Beobachtungspoſten zurück in ihr Zelt, deſſen Vorhänge hinter ihr zufielen. Wenn er, ſtatt in ſeinem Parketſitz, plötzlich droben, in der Loge, hinter ihr ſichtbar würde! Sie ſtünde nicht dafür, daß ſie bei dieſem Anblick nicht zuſammenbräche, gleichviel, welches Ende ihr Schwanenlied nähme!

Beim Eintritt des Königs und der Königin erhob ſich Bullermann's Stab, die Introduktion brach los: Todtenſchweigen lag über dem, jetzt in allen Rängen und Räumen, Kopf an Kopf, übervollen Haus. Der Vorhang rauſcht auf: der Chor der Amazonen hält Kriegsrath über den gefangenen Theſeus. „Zum Gericht, zum Tode! Zum Tode, zum Gericht!“ ſchmettern die hellen Weiberſtimmen, wiederholen rufend, drohend die Trompeten. Da ſchlagen ſich die Gardinen des königlichen Zeltes langſam auseinander; Antiope ſteht da im ſiegreichen Glanz ihrer Schönheit, den goldenen Szepter gebieteriſch erhebend. Ein minutenlanger Jubelſturm durchrast bei ihrem Anblick das Theater; die Maſſe der Zuſchauer erhebt ſich wie Ein Mann, weiße Tücher wehen herab aus den Logen, Kränze und Blumen regnen von allen Seiten auf die Bretter, der donnernde Zuruf von tauſend Kehlen übertäubt, unterbricht die Muſik, bis, auf Bullermann's Wink, das Orcheſter in einem dreimaligen Tuſch einfällt. Vom Ziſchlaut einer Oppoſition keine Spur; die Erſcheinung der Amazone hat ihre Gegner alle überwunden. Erſchüttert beugt Seraphine das Haupt unter dieſem Orkan, während die Choriſtinnen die Blumenſpenden aufleſen und ihr entgegenhalten. Sie nimmt mit tieſer Verbeugung einen Strauß und legt ihn am Altar des Mars nieder, deſſen Stufen bald mit friedlichen Opfern bedeckt ſind. Allmälig ſinken die Wogen des Beifalls: mit zitternder, aber mit reiner und klangvoller Stimme ſetzt die Sängerin ein: „Wer richtet ohne mich, die Königin?“ und führt, von Takt zu Takt an Sicherheit, Fülle und Kraft des Tones gewinnend, ihre große Szene mit dem Chor der Amazonen durch, an deren Schluß der Held der Hellenen herbeigeführt wird. Das darauf folgende lange Duett mit ihm hat Seraphine niemals mit ſolcher Vollendung geſungen und geſpielt wie heute, von dem Anfang an:

Theſeus biſt Du, des Aegeus Sohn?
— Du ſagſt es!

bis zu dem berühmten Parlando, wo die Wendung eintritt:

Lebe, Theſeus . . . lebe für mich!

und der verſchlungenen Schlußſtrophe:

— Mein Herz, das nie empfunden,
Bekennt ſich überwunden;
O Sieger, nimm es hin!
Erwacht zu neuem Leben,
Will ich mich Dir ergeben,
Ein Weib, nicht mehr die Königin!

— Du haſt in wenig Stunden
Zweimal mich überwunden,
Erhab'ne Königin:

Du ſchenkteſt mir das Leben,
Dir will ich's wiedergeben.
Nimm den Beſiegten hin!

Auf gleicher Höhe hielt ſich die Künſtlerin in dem lärmenden Finale, dem Aufſtand ihrer Amazonen gegen ſie, durch Theſeus' Freilaſſung und Flucht erregt. Sie war wirklich «superba», wie Signor Beppo zu ſagen pflegt, als ſie den goldenen Stab zu Boden warf und dem tobenden Schwarm die Worte zuſchleuderte:

— Fort mit der verhaßten Bürde,
Mit dem unfruchtbaren Stab:
Müde der geborgten Würde,
Leg' ich ſie freiwillig ab.
Mars, Du Schutzgott dieſer Schaaren,
Dem ich mich gelobt, verzeih'!
Lebet wohl, ihr Undankbaren:
Seht: Antiope iſt frei!

Wie oft ſie nach dieſem glänzenden Abgang und Aktſchluß, wie oft vorher bei offener Szene gerufen worden, haben Hirſch Meyer und Meyer Hirſch in ihren Berichten über die denkwürdige Vorſtellung gewiſſenhaft aufgezeichnet. Uns intereſſirt es mehr, zu erfahren, was hinter dem Vorhang und den Couliſſen ſich begeben. Da ſehen wir denn, wie die Königin nach ihrer Abdankung in ihre Garderobe ſchwankt, die Thür für jeden Beſuch verſchließen läßt und unter Mariens Händen wehklagend zuſammenbricht. Sie muß ſich umziehen, aus dem ehernen Amazonen-Schmuck in das unſcheinbare Gewand eines griechiſchen Sklaven, in welcher Verkleidung ſie im zweiten Aufzug Theſeus' königliche Burg aufſucht. So hat ſie einen willkommenen Vorwand, allein zu bleiben.

„Marie,“ ſeufzt ſie, „er war nicht da!“ — „Doch, Pana, war er da. Hat geſeſſen vorn in Löwengruben, mit Speckpertiv langmächtigen immer geſchaut.“ — „Wer ſpricht von ihm, von Wallenberg?“ — Ihn hatte ſie allerdings entdeckt unten in der Proſceniumsloge rechts, welche die Löwengrube genannt wird, weil die Lions der vornehmen Welt darin ſich verſammeln. Was galt ihr Hekuba, der Graf? Roland ſuchte ſie während des ganzen Aktes. Er hatte ſich nirgends ſehen laſſen; auch nicht auf der Bühne, verſicherte Marie. Alſo iſt es entſchieden: er bricht mit Seraphinen. Nicht einmal ihren Schwanengeſang hört er mehr ... Mit tiefem Herzeleid kroch die Gequälte in die dunkle, ärmliche Tracht, die zu ihrer Stimmung paßte. Am Liebſten wäre ſie in einer Verſenkung verloren gegangen für den ganzen Abend, für die ganze, ihr unſäglich gleichgültige Welt. Aber nein, ſie muß hinaus, muß ſingen, ſpielen. Herr Lindemann pocht an die Thür, der zweite Aufzug hat bereits begonnen. Gleich kommt das große Terzett zwiſchen Antiope, Theſeus, Phädra; darauf der Amazone leidenſchaftlicher Monolog, anhebend mit einem ausdrucksvollen Violoncell-Solo. O Himmel, wenn ſie gewußt hätten, die klatſchenden, Bravo rufenden, verzückten Menſchen da drunten, daß es wahre, wirkliche, blutige Thränen waren, die ſie weinte mit dem weinenden Inſtrument! Wenn ſie in das gebrochene Herz hineinſehen könnten, aus dem, wie ein Ausbruch der eigenſten Empfindung, die zürnende Klage emporſtieg:

— Daß er mich verlaſſen,
Ich kann ſie nicht faſſen,
Die ſchreckliche That!
O Schmach ohne Gleichen,
Der Feindin zu weichen;
O ſchnöder Verrath!

„Das iſt keine Kunſt mehr," jubelten begeiſtert, außer ſich, alle Kenner, „das iſt Natur, höchſte, reinſte Natur!" Sie ahnten nicht, die glücklichen Menſchen, wie recht ſie hatten, oder auch wie unrecht. Doch verſtummte jeder laute Beifall, und ein kalter Schauer, beredter und ſchmeichelhafter als der lärmendſte Applaus, ging durch das Haus bei dem Schluß des Monologs:

— Hört, ihr Unſterblichen,
Hört mich geloben!
Helft, ihr Verderblichen
Drunten und droben!
Rache geſchworen
Sei ihm und ihr;

Er iſt verloren,
Stirbt von mir.
Stählt meine Sehnen,
Weiht dieſen Leib:
Tod dem Hellenen,
Tod ſeinem Weib!

Seraphine ſang dieſen Fluch — ſie knirſchte und keuchte ihn mehr, als ſie ſang — abgebrochen, in einzelnen Sätzen, bei jedem einen Schritt weiter in das Proſcenium vortretend, die rechte Hand immer höher hinaufſtreckend. Ihr Buſen flog. Das Auge, nicht mehr nixenhaft glänzend, ſondern ſtechend wie das einer Furie, ſtreifte mit einem grünen Schlangenblick eine Loge im zweiten Rang; wir wiſſen, welche. Graf Wallenberg, welcher drin ſaß — er hatte im Zwiſchenakt einen Beſuch gemacht und war hängen geblieben — fuhr, wie vom Blitz getroffen, zurück. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er Armgard's Opernglas von der Brüſtung hinuntergeworfen. Die kleine Bankprinzeſſin lächelte in das Bouquet, das ſie in der Hand hielt. Den Schrecken des Diplomaten verſtand Niemand beſſer als ſie, die geheime Ober- und Gegen-Diplomatin, wie ſie allein auch wußte, warum die Lomond heute ſo ganz und gar wunderbar ſang und ſpielte, wen das Verderben ſprühende Auge der Amazone geſucht und nicht gefunden hatte an Armgard's grüner Seite. Denn grün war ſie heute, lichtgrün, die Frühlingsfee, wie ſie veilchenblau am Freitag geweſen. Sie hatte eine unglaubliche Toilette gemacht, zu Ehren der ſcheidenden Freundin, verſteht ſich; eine Toilette, wie ſie Millionärinnen nicht machen können, wenn ſie nicht vor den Nullen des väterlichen Schatzes oder Erbes eine eigene, angeborene Ziffer beſitzen, Geſchmack und Verſtand. Eine Robe trug ſie von meergrünem Moirée-Antique, mit ellenlangem Schlepp, aufgeputzt mit weißen Valenciennes; in dem Lockenkopf aber, an der Bruſt und in der Hand natürliche Maiblumen, die friſch dufteten und ihre Glöcklein luſtig ſchüttelten, ſo oft ſich der lebendige Frühling bewegte. Graf Wallenberg konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem reizenden Weſen, wie überhaupt das Kleeblatt in der kleinen Loge ausnehmend guter Dinge war und im herzlichſten Einverſtändniß von Minute zu Minute erſtaunliche Fortſchritte machte. Papa Krafft hatte nach der Kirche telegraphiſche Nachrichten über ſeine Amerikaner erhalten, die ihn in die roſigſte Laune brachten. Auf den Diplomaten fiel ein Schimmer dieſer Laune; war er es doch geweſen, der die erſte Anregung zu dem vortheilhaften Geſchäft gegeben. Wallenberg ſelbſt ergötzte ſich an einem Turnier mit Armgard, worin Beide wetteifernd ihre Gewandtheit im Angreifen, Ausweichen und Vertheidigen zeigten und die ſpitzen, blanken Waffen an einander verſuchten. Gegen den

Schluß des zweiten Akts machte Armgard dem ritterlichen Spiel ein Ende, indem ſie ſagte: „Es wäre grauſam, Herr Graf, Sie jetzt noch länger hier zu halten.“ — „Grauſamer iſt es, mich zu vertreiben.“ — „Auf der Bühne wird man Sie längſt erwarten. Gehen Sie und überbringen Sie unſerer Freundin, die ſich heute ſelbſt übertrifft, Papas Bewunderung und von mir dieſen Strauß Maiblumen.“ — „Ohne eine für mich zu unterſchlagen?“ — „Eine Maiblume im Knopfloch eines Diplomaten? Warum nicht gar! Der Strauß iſt nicht einmal koſtbar genug, ihn Seraphinen auf die Bretter zu werfen. Nur der Träger verleiht der Gabe ihren Werth. Auf Wiederſehen, mein Herr Geſchäftsträger.“ — „In Armida's Zaubergarten.“

Die außerordentliche Geſandtſchaft war dem Grafen nicht unwillkommen. Seraphine hatte ihn für den zweiten Zwiſchenakt zu einem Beſuch eingeladen, der nun, durch Armgard's Botſchaft, unverfänglich nach beiden Seiten wurde. So begab er ſich denn hinunter und hinauf, nicht ohne dem Cerberus, der an der dunklen Treppe, dem Eingang zur Bühne, Wache hielt, ſeinen Kuchen in Geſtalt eines harten Thalers hingeworfen zu haben. Die eigenthümliche Welt jenſeits des Vorhanges berührte ihn fremdartig, wild, unangenehm. Seit er, ein glücklicher Neuling, im Flügelkleide des Attaché, die

Couliſſen der großen Oper in Paris dann und wann durchſtreift hatte, ſeit geraumer Zeit alſo war er nie mehr in ähnliche Regionen gerathen. Niemand achtete auf ihn; ſeine Fragen erhielten halbe oder keine Antworten. Ein Theater-Arbeiter rannte den vornehmen Herrn mit einer Zeltſtange unſanft bei Seite, und ein aufmarſchirender Zug helleniſcher Krieger, die vom Statiſtenführer zum Kampf einexerzirt wurden, nahm ihn lachend in ſeine blutdürſtige Mitte. Nur die Amazonen des Ballets, die, an der Couliſſe mit einer Hand ſich haltend, „übten“, das heißt zum Waffentanz des dritten Aktes die langen Beine ausrenkten, indem ſie den Vorübergehenden Naſenſtüber mit der großen Zehe gaben, nur dieſe mitleidigen Seelen erbarmten ſich des verſchlagenen Wanderers. Eine derſelben, ein berliner Kind, hing ſich dienſtfertig an ſeinen Arm und forſchte im ſchönen Dialekt vom reinſten Spreewaſſer nach ſeinem Begehr: „Wohin, Herr Jraf, mit Ihre ſchöne Maibommeln?“ — „Sie kennen mich, holde Amazone?“ — „Na, ob; wir kennen Ihnen alle. Sie oller Daniel aus der Löwenjrube.“ — „Daniel?“ fragte der überraſchte Prophet. — „Als den Zahmſten von die jungen Löwens in der jroßen Loge nennen wir Ihnen man immer Daniel.“ — „Sehr verbunden, mein Kind. Noch dankbarer aber würde ich Ihnen ſein, wenn Sie mich zu

Fräulein Lomond's Garderobe geleiten wollten." — „Zur Primadonna! Is nich, Herr Jraf." — „Warum nicht?" — „Unſer König is bei ſie auf Beſuch," ſagte die Amazone mit Selbſtgefühl. Wallenberg machte einen Saltomortale in's tiefſte Dunkel der Couliſſen. Der König auf der Bühne! Es fehlte nur noch, daß die Majeſtät ein Stück vom diplomatiſchen Corps unter ſeinem Corps de Ballet fand, ſo war der Herr Miniſter vor den Scherzen des humoriſtiſchen alten Herrn des Lebens nicht mehr ſicher. Geſchwind ein diplomatiſcher Rückzug, der dem Grafen auch an und für ſich höchſt gelegen kam. „Wiſſen Sie was, liebe Amazone?" ſagte er zu ſeiner Führerin durch das Labyrinth des Bühnenlebens; „ich übergebe Ihnen dieſen Strauß und meine Karte, und Sie beſtellen Beide an Fräulein Lomond, wenn die Majeſtät fort iſt." — „Ehrlich wie ein Dienſtmann, ohne Blech," betheuerte die Gefällige. Wallenberg ſchrieb mit der Bleifeder eine haſtige Entſchuldigung und Armgard's Gruß auf ſeine Karte und entfernte ſich ſchleunigſt, nachdem er den wohlverdienten Botenlohn in die mit einem zärtlichen Druck dankende Hand der Tänzerin hatte gleiten laſſen. Er war froh, als er wieder feſtes Land, den Teppich ſeiner Geſandtſchaftsloge, unter den Füßen fühlte, in welche Fürſt Paul vor wenig Augenblicken erſt eingetreten war. Auf die Frage, wo er ſo lange geſteckt, antwortete der junge Rundkopf: „Ich habe in der Eile eine Ueberſicht der Ereigniſſe im amerikaniſchen Krieg zuſammengeſtellt, die wir demnächſt brauchen werden.“ — „Unverbeſſerlich gut,“ ſeufzte ſein Chef und zog ſein Perſpektiv, ein Rieſen-Teleſkop, auseinander, um im zweiten Rang einen Stern erſter Größe zu beobachten.

Mittlerweile war in Seraphinens Garderobe die Sonne der Allerhöchſten Gnade aufgegangen. Der König, der nicht häufig, nur in Ausnahmefällen, auf die Bühne kam, hatte die Sängerin mit ſeinem Beſuch überraſcht. Er ſprach ſie mit der herzgewinnenden Leutſeligkeit an, die ihm eigenthümlich iſt. „Als alter Soldat,“ ſagte er, „dekorire ich gern auf dem Schlachtfeld. Empfangen Sie deßwegen das Porträt der Königin, das ſie Ihnen ſchickt. Ich bitte Sie, es am Band meines Ordens zu tragen, zum Andenken an mich, an meine Frau und an den heutigen Abend.“ — Seraphine empfing das koſtbare Geſchenk aus des Königs Händen und dankte mit tiefer Verneigung. „Majeſtät, eine ſo ſeltene Ehre . . .“ — „Verdient eine ſeltene Künſtlerin wie Sie, Fräulein Lomond. Ihr Abſchied zeigt, was wir an Ihnen verlieren.“ — „Ich ſcheide ſehr ſchwer, Majeſtät.“ — „Warum bleiben Sie nicht? Freilich, Sie wollen dem Theater entſagen, wollen heiraten.“ — „Bis jetzt nur in den Zeitungen, Sire.“ — „Wieder einmal eine Indiskretion der

Preſſe! Ich weiß ein Lied davon zu ſingen . . . Deſto beſſer, wenn Sie ſich der Kunſt erhalten. Unter uns, ſchöne Amazonen-Königin, Ihr Reich iſt auch viel unterhaltender als unſere Salons; faſt hätte ich geſagt, als das meinige. Sie haben keine Stände und Ihr Miniſter-Conſeil beſteht aus hübſchen Frauen. Aber verrathen Sie das meinen Excellenzen und unſeren allzeit getreuen Ständen nicht.“ — „Nicht einmal meinen Kolleginnen, um ſie nicht ſtolz zu machen, Majeſtät.“ — Der König fügte einige anerkennende Worte hinzu über den Schwanengeſang Seraphinens und verabſchiedete ſich dann von ihr mit einem galanten Handkuß, um auf der Bühne noch hier und da einen freundlichen Blick oder Gruß fallen zu laſſen und hierauf den Rückweg anzutreten. Dabei mußte er die Front des Amazonen-Bataillons abſchreiten, das ſich, trotz allem zornigen Winken und Pochen des Balletmeiſters, ihm muthvoll in den Weg geſtellt hatte. Er muſterte die ſchmucken Waffenröcke, denen auch die ſtrengſte Kammer keine Verſchwendung an Stoff vorwerfen konnte, und grüßte mit einem wohlgelaunten: „Guten Abend, Kinder!“ worauf, vollkommen reglementsmäßig, erwiedert wurde: „Guten Abend, Majeſtät.“ Dann flatterte die leichte Kolonne in alle Couliſſen, weil Herrn Lindemann's Glockenzeichen und der Stab des Balletmeiſters ſich hören ließen.

Der dritte und letzte Akt begann, der gelungenſte der Oper. Nach dem Waffentanz der Amazonen, dem Mordlärm der Schlacht und der Zweikampfſzene zwiſchen Theſeus und Antiope folgte ein Nachtſtück, poetiſch und wirkſam zugleich, der ſtimmungsvolle Abſchluß des Ganzen. Hatte der Theater-Mond, mit ſeinem bleichen Schein durch blaue Gläſer, beruhigend auf Seraphinen gewirkt, oder war in ihr die Künſtlerin ſiegreich und verſöhnend aus den Kämpfen des Weibes emporgeſtiegen? Gleich einem kühlenden Balſam floß die ſanfte Muſik über die brennende Wunde ihres Herzens, das ſein heißes Blut auszuſtrömen ſchien bis zum letzten Tropfen in dem Lied der Amazone an den Mond, einer klaſſiſch-romantiſchen Variante auf das ehrwürdige: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille.“ Seraphine ſang:

— O bleicher Stern der Amazonen,
Vor dem mein Knie ſich dienend beugt,
Du leuchteſt durch die Blätterkronen
Trüb wie mein Aug' und thränenfeucht.

Oft wieſeſt Du mit vollem Glanze
Die Wege Deiner treuen Magd:
Zum Sieg im grimmen Waffentanze,
Zum Stand des Wilds auf heißer Jagd.

So leih' mir auch zum heut'gen Wege,
Dem letzten, Deinen milden Strahl:
Verlaß mich nicht auf engem Stege,
Der abwärts führt, in's Todesthal.

Mir bangt nicht vor dem Grau'n des Pfades,
Ein Schritt noch und er iſt vollbracht.
Ich komme . . . Sei gegrüßt, o Hades!
Theſeus, Geliebter — gute Nacht!

Bei dem Ausrufe: „Ich komme!“ hob ſie den im Mondlicht funkelnden Dolch und brach langſam unter dem Stoß zuſammen, den Abſchied an den Treuloſen wie einen gebrochenen Seufzer, kaum hörbar, in das Geliſpel der Flöten und Oboen hauchend. Wenig Augen im Hauſe blieben trocken bei dieſem elegiſchen Ende. Die heißeſten Thränen vergoß der kleine Polytechniker, der Hausgenoſſe der Sängerin. Armer Junge! Er hatte ſeine ſilberne Taſchenuhr auf das Verſatzamt getragen, um den erhöhten Eintrittspreis auf die Gallerie zuſammenzubringen, wo er, eingeklemmt zwiſchen die kompakten Maſſen ſonntäglicher Theatergäſte, den Schwanengeſang der Künſtlerin und zugleich das Todtenlied ſeiner kindlichen, kindiſchen, ſeiner erſten Liebe hörte. Nachdem es verhallt war, kamen die Amazonen, ſuchend nach ihrer Königin. Fackeln irrten durch den Bergwald, von Fels zu Fels auf gewundenen Wegen niederſteigend, bis die ſchöne Leiche gefunden wurde unter dem Schatten einer mächtigen Pinie, ausgeſtreckt auf bemoosten Steinen, den Kopf rücklings übergelehnt, ſo daß das entfeſſelte Goldhaar lang und ſchwer herunterfiel, die rechte Hand, welcher die tödtliche Waffe entglitten war, ſchlaff niederhängend. Sie deckten ſie zu mit dem Königsmantel und ſangen, den geweihten Mondreigen um ſie ſchlingend, die leiſe Todtenklage:

— Sie, die noch geſtern
Unter den Schweſtern
Gleich wie die Ceder im Bergwald ſtand,
Wehe, ſie fiel aus der ſchimmernden Höhe,
Wehe, wehe,
Fiel durch die eigene, tapfere Hand!

Seraphine lag unter dem Mantel, aufgelöst in ſanftes Weinen. Ihr war zu Muth wie einem ſelig abgeſchiedenen Geiſt, der die Klaglieder der Zurückgebliebenen aus der Ferne vernimmt und durch jede Tonwelle weiter von ihnen und von dem Strande der Lebendigen hinweggeriſſen wird in das offene, ſtille Meer des Todes. An ihrem Auge ging, während ſie ſo regungslos dalag, ihr ganzes Leben vorüber: Erinnerungen aus dem Nebel ihrer Kindheit, ihre Flucht, die Anfänge ihrer Künſtlerlaufbahn, ihre ſtrahlende Begegnung mit Roland, ihre Ankunft in der Reſidenz, ihre Triumphe, der heutige Abend — Alles in verſchwommenen Bildern, ſchattenhaft. Sie träumte und hätte niemals erwachen mögen. Doch weckte ſie unſanft der fallende Vorhang, das wiederkehrende Gewitter des Beifalls, Hervorrufs, Abſchieds-Jubels, das ſchonungslos über ſie hereinbrach. Sie mußte ſich aufraffen, hinausſchwanken, einmal, noch einmal, zum dritten, vierten Mal — Niemand zählte mehr wie oft — und immer flogen ihr neue Blumenregen, Gedichte, Kränze entgegen. Sie ſtammelte verwirrt und zuſammenhangslos einige Worte des Danks und des Abſchieds und durfte endlich, endlich in ihrer Garderobe verſchwinden.

Dort erſt fand ſie Ruhe, als Haus und Bühne langſam ſich geleert hatten. Ihre Genoſſen fühlten Mitleid mit ihrer Erſchöpfung und ließen ſie allein. Marie mußte die Lichter löſchen bis auf eines. Die Amazone wollte da capo ſterben: noch einmal, dießmal für ſich und ungeſtört, den Traum ihres Erdenlebens durchträumen und abſchließen mit einer ganzen, reichen Vergangenheit. Sie ſtreckte ſich aus auf dem Ruhebett, wie draußen auf dem Felsſtück, zugedeckt mit dem Mantel, denn ihr war heiß, und nicht ausgekleidet, weil ſie, an allen Gliedern zerſchlagen, zu matt ſich fühlte, um aus dem Theaterſtaat in den blauen Schlafrock zu ſchlüpfen. Sie wollte nur träumen, träumen . . .

Noch hatte ſie nicht lange gelegen, als draußen ein raſcher Schritt über die ſchmale Treppe ſtürmte, eine feſte Hand an die Thür ihrer Garderobe klopfte. So geht, ſo pocht nur ein Mann der Welt. Hoch horcht ſie auf. Weg mit dem Mantel; alle Ermüdung iſt vergeſſen.

Noch vor Marien, die öffnen will, ſteht ſie auf der Schwelle, fällt mit einem Freudenſchrei in Roland's Arme: „Roland, ſeh' ich Dich wieder?“ — „Seraphine, Du Engel, Du Göttliche!“ — „Wo warſt Du den ganzen, langen, tödtlichen Tag?“ — „In der Wolfsſchlucht, wohin das Scheuſal gehört,“ lachte der von innerem Glück ſtrahlende Künſtler, „am Morgen in der des Gebirges, am Abend in der finſteren Parterreloge, die ihr ſo nennt.“ — „Nicht an Deinem Platz!“ — „Hier iſt mein Platz, von dem alle Diplomaten und alle Bankiers der Erde mich nicht vertreiben ſollen,“ ſo ſagte Roland, indem er Seraphinen zu dem Ruhebett führte und zu ihren Füßen niederſank. — „So kehrſt Du zurück zu Deiner Schweſter?“ — „Zur Schweſter? Nein! Zur einzig und ewig Geliebten, meiner Braut, meinem Weib! Willſt Du mein ſein, Du große, Du herrliche Amazone?“ — „Dein auf ewig, mein Theſeus, mein Herr und Meiſter,“ erwiederte ſie mit einem Strom von Freudenthränen, beugte ſich herab zu dem Knieenden und begrub ihn in den weißen Nixen-Armen, unter den Wogen des goldenen Haares.

Wir machen es wie Marianka, die verſchwiegene Czechin. Auf den Zehen ſchleichen wir hinaus, ziehen die Thür hinter uns zu und ſetzen uns auf der Schwelle nieder, Wache zu halten, daß Nichts die Glücklichen ſtöre, die ſich wiedergefunden haben, eigentlich gefunden, zum erſten Male gefunden in dem offen hervorbrechenden, lang verhaltenen Hochgefühl einer reinen und mächtigen Leidenſchaft. Sie löſen einander das Räthſel ihrer Herzen, auch das neckiſche Spiel der zwei letzten Tage. Mit jedem Wort zerreißt ein Vorhang vor ihren Blicken, eine neue, zauberhaft beleuchtete Szene den trunkenen Blicken enthüllend, hier ein Paradies der Erinnerung, dort einen Himmel der ſüßeſten, ſicherſten Hoffnung. Mit ſich allein, abgeſchieden, als wären ſie gar nicht auf der Welt, träumten ſie, aber anders, als es die Amazone gewollt, zu Zweien, Hand in Hand geſchlungen, Aug' in Auge verſunken. Der Schwanengeſang der Künſtlerin endet in ein hohes Lied der Liebe.

Die Ankunft Wallenberg's, den Marie meldete, unterbrach die kurzen, aber ein ganzes, doppeltes Menſchenleben einſchließenden Minuten. Ihn hatten Krafft's geſchickt, wiederum mit einer außerordentlichen Botſchaft. Der kleine Kreis von Auserwählten, der ſich heute zum letzten Male in der Saiſon bei Armgard verſammelte, harrte auf die Heldin des Abends, auf den Hausfreund. „Ich ſoll Sie Beide bringen,“ lächelte der Diplomat, „lebendig oder todt, ſo lautet mein Auftrag.“ — „Sagen Sie, wir ſeien ſelig geſtorben,“ erwiederte Roland. — „Und auferſtanden,“ ſetzte Seraphine hinzu. „Aber nicht, um einen Tag, wie den heutigen, durch eine Soirée zu beſchließen. Nicht für eine Million des Papa Krafft.“ — „Auch nicht für eine Millionärin,“ ſcherzte Roland. — Wallenberg ſah, was mit dem verzauberten Paare vorgegangen war. Er glaubte als Diplomat Herr der Situation zu ſein und ſagte, liſtig ſchmunzelnd: „Ich ſehe, daß ich allein zurückkehren muß.“ — „Nicht doch,“ fiel Seraphine ein. „Wir behalten Sie mit Gewalt für uns.“ — „Einen außerordentlichen Geſandten? Das iſt Bruch des Völkerrechts.“ — „Sie ſoupiren mit uns Beiden.“ — „Ein Souper zu Drei? Dabei iſt immer Einer zu viel.“ — „Wenn ich aber meinen Ritter nicht herausgeben will? Nehmen Sie ſich in Acht, Graf Wallenberg. Sie erinnern ſich Ihrer geſtrigen altrömiſchen Miſſion. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Vielleicht gebe ich Ihnen zum Deſſert die verſprochene Entſcheidung.“ — „Sie iſt bereits gegeben,“ lächelte Wallenberg. Ernſter werdend fuhr er fort, indem er Roland's und Seraphinens Hände ergriff und zuſammenlegen wollte: „Ihr ſeid einander werth; werdet ſo glücklich, wie Ihr es verdient, wie ich es wünſche!“ — „Welch' väterlicher Ton,“ rief Roland aus. — Seraphine zog ſchalkhaft ihre Hand zurück und ſagte: „Gemach, mein Herr Diplomat! Sie ſündigen gegen Ihre eigene Staatsweisheit und vergeſſen, daß ich noch eine Antwort auf den dritten Antrag, den aus der Bruſttaſche Ihrer Toga, zu geben habe. Wie nun, wenn ich ihn annähme?“ — Roland unterbrach ſie ungeſtüm: „Keine Wirren und Winkelzüge mehr, wenn ich bitten darf, auch nicht im Scherz. Lieber Graf, Sie haben uns genugſam im Labyrinth Ihrer guten Rathſchläge umhergeführt.“ — „Iſt das mein Dank?“ — „Auch noch Dank begehrt er, der große Herzenskünſtler!“ — „Er begehrt ihn nicht, doch verdient er ihn. Ihr Glück, iſt es nicht mein Werk? Begreifen Sie nicht, daß ich Sie Beide nur auf die Probe ſtellen wollte? Sie haben ſie glorreich beſtanden. Ich gratulire und ziehe mich zurück.“ — Roland und Seraphine ſahen erſt ihn, dann ſich erſtaunt an, brachen hierauf in ein ſchallendes Gelächter aus und riefen wie aus einem Munde: „Eine Probe?!“ — Der Diplomat erklärte mit bewundernswerthem Aplomb: „Nichts Anderes. Vergegenwärtigen wir uns die Lage. Zwei ſchöne, edle, große Herzen, zwei echte Künſtlerherzen ſpielen ſeit Jahr und Tag Verſteckens, oder Bruder und Schweſter mit einander, während ſie ſich leidenſchaftlich lieben. Ein treuer Freund, der Beide ſchätzt und verehrt, der ſie auch verſteht, obgleich er nicht auf die Höhe ihrer Empfindungen ſich zu ſchwingen vermag, ſinnt vergeblich auf ein energiſches Mittel, die geſpannte Situation befriedigend zu löſen. Ihm fällt ein: wenn man verſuchte, die zwei wahlverwandten Seelen zu verbinden, indem man ſie ſcheinbar trennt? Er ſchiebt zwei fremde Potenzen zwiſchen ſie; er opfert ſich ſelbſt zu dieſem Zweck. Das Experiment gelingt. Der berühmte Künſtler erhält Gelegenheit, ſeine uneigennützige, reine Liebe im hellſten Licht zu zeigen. Die gefeierte Künſtlerin erkennt ihn und ſich ſelbſt, gedrängt von der Gefahr, den Theuren zu verlieren. Die zwei für einander beſtimmten Seelen finden und verbinden ſich, geläutert durch die Schmerzen einer kurzen Prüfungszeit, während der fremde Körper, der ſeine Aufgabe erfüllt hat, ſich, beſcheiden und zufrieden mit dem Erfolg, entfernt.“ — Seraphine fiel dem ſalbungsvollen Redner lachend um den Hals. „Der reine Saraſtro!“ rief ſie aus. „Dafür küßt ihn die dankbare Pamina!“ — Der Maler trennte die Umarmung und ſagte: „Fremder Körper, hebe Dich hinweg. Vollende Dein Freundſchaftsopfer, indem Du Dich mit dem zweiten fremden Körper vereinigſt. Eine neue Ausgabe der Wahlverwändtſchaften, frei nach Goethe von Guſtel Wallenberg, dem Diplomaten, wie er ſein ſoll.“ — „Mit Randzeichnungen von Meiſter Roland, in Muſik geſetzt von Seraphine Lomond. Gute Nacht, Ihr ſeligen Schwärmer. Ich mach' es wie Verrina; ich gehe zum alten Doria.“ — „Ecke der Krafftſtraße und des Königsplatzes . . . Wir grüßen herzlich . . . Wir gratuliren item ... Wir laſſen uns entſchuldigen ... Wir empfehlen uns als Verlobte ... Und bitten um ſtilles Beileid ...“ So jubelten, ſo ſangen die zwei Stimmen durcheinander, hinter dem davoneilenden Freunde her, der ſeinen diplomatiſchen Rückzug ſchleunig antrat.

Seraphine ſchob den Geliebten ihm nach. „Nun gehſt Du hinaus, bat ſie, „und gibſt mir fünf Minuten Zeit zum Umkleiden: hernach begleiteſt Du mich nach Haus.“ — Roland verſetzte: „In die Roſengaſſe, wo eine Nachtmuſik, ein Fackelzug Dich erwarten, wo der feierliche Beppo uns ſeine Maccaroni oder Polenta mit kleinen Vögeln mit dem Anſtand eines fürſtlichen Tafeldeckers aufſetzt, während Marianka durch's Schlüſſelloch lauſcht und guckt? Nimmermehr. Wir ſchleichen durch ein Seitenpförtlein des Muſentempels hinaus, werfen uns in einen Fiaker und fahren nach Rolandseck. Meine Jungen ſollen die Erſten ſein, der Frau Meiſterin zu huldigen.“ — „Wie der Herr Meiſter befiehlt,“ knixte Seraphine und Marie ſchloß ihm die Thür vor der Naſe zu.

Er ging hinunter auf die leere Bühne, die geſpenſtiſch ausſah, wie eine Kirche um Mitternacht. Der Vorhang war wieder hinaufgezogen, jedoch nur zur Hälfte. Aus den Soffiten hing eine mächtige Laterne herunter, das einzige Licht in dem weiten öden Raume. In der erſten

Couliſſe tickte die große, laute Kontroluhr der Feuerwache. Hier und da lagen Waffen, Prieſterſtäbe, Balletflitter, Blumen auf dem Boden umher. Im Haus machte die Frau des Theater-Wachtmeiſters mit der Blendlaterne ihre Runde, nach verlorenen Sachen ſuchend. Dann und wann quiekte eine Thür, klappte ein Sperrſitz, oder ein nächtlicher Luftzug bewegte die Draperie der königlichen Loge, ein verlorener Lichtſtreif ſpiegelte ſich in der vergoldeten Brüſtung. Ein wunderbares Nachtſtück, das der Maler mit neugierigem Blick ſtudirte, auf demſelben Felſen ſich niederlaſſend, der Seraphinens Thränen aufgetrunken hatte. Pünktlich nach fünf Minuten erſchien ſie im blauen Hausgewand, den dunklen Shawl umgeworfen, das beſtrickende Haar in einem blauen Sammetkapuchon verſteckt. Sie hing ſich in Roland's Arm; Marie folgte, nachdem ſie die Garderobe und alle Herrlichkeiten darin verſchloſſen hatte. Sie begleitete die Herrin als Schutzwache; nicht ungern, weil ſie dem ſchwarzen Bart des Herrn Raff, genannt Raffael, zu begegnen hoffen durfte.

Der enge Fiaker wurde dem liebenden Paare zum Elias-Wagen, die Reiſe durch die von Gaslichtern funkelnde Stadt zur Himmelfahrt. Als ſie draußen angekommen, zog Roland an derſelben roſtigen Glocke, die wir im erſten Kapitel haben läuten hören. Phylar erkannte den Herrn und heulte Freudentöne. Raff und einige der Schüler eilten mit Windlichtern zum Empfange herbei. „Kinder," rief Roland, „ich bringe euch meine Hausfrau, eure Meiſterin!" — „Die Amazone! Ein neunmaliges Hurrah der Amazone!" — Und da half kein Sträuben, kein Wehren, kein Flehen. Raff und Stark faßten kräftig zu, der Meiſter ſelbſt leiſtete Beiſtand: ſie wurde emporgehoben, auf den Schultern, im Triumph über die Schwelle getragen, welche die ihrige werden ſollte. Phylax ſprang wedelnd hinterdrein, der Hühnerhof, den Schein der Lichter für die Morgenröthe nehmend, krähte ein luſtiges Willkommen.

Im Speiſeſaal waren die jungen Herren verſammelt geweſen zu einer kleinen Nachfeier des Schwanengeſangs der Amazone, welchem ſie alle beigewohnt. Sie wurde raſch zu einem nächtlichen Braut- und Feſtmahl ausgedehnt. Herr Raff braute die erſte Maibowle des Jahres, ſtreng nach dem Rezept der düſſeldorfer Schule. „Da ſag' mir Einer, die Düſſeldorfer hätten kein Kolorit," murmelte er, die goldene Flüſſigkeit mit dem Löffel umrührend, in welche Mariens dienſtfertige Hand Orangenſcheiben warf. „Weder ſüßlich, noch ſchwach," lautete ſein Kenner-Urtheil; „Düſſeldorf wird verleumdet." Das mächtige Trinkhorn erſchien, nur bei großen Tagen des Hauſes gebraucht. Der erſte Umtrunk ward, nach einer humoriſtiſchen Anſprache Stark's, als des älteſten Schülers, dem Meiſter und der Meiſterin gebracht. Den zweiten weihte Roland der Kunſt — „der hohen, hehren, heiligen, die wir erfaßt haben und niemals laſſen wollen, der wir angehören mit Leib und mit Leben, im Ernſt und im Scherz, in Ehren und Treuen!“ Zum Nachtiſch begaben ſich Alle in des Meiſters Thurm. Er holte lächelnd die kleine Büchſe mit Papier-Cigarren, Laferme, erſte Qualität. Und während die ausgelaſſenen Jungen auf die Plattform ſtürmten, ein improviſirtes Feuerwerk abzubrennen — das die milde Polizei der Vorſtadt zu St. Margarethen nachmals nur mit einer geringen Geldbuße heimſuchte — während deſſen ſaßen Roland und Seraphine unter denſelben Oleandern, in den nämlichen Amerikanern, wo wir ſie vorgeſtern, am Freitag, ſitzen ſahen. Damals hatte der Meiſter das dunkle Kindermärchen ſeiner Vergangenheit erzählt, heute bauten Beide die ſchimmernden Luftſchlöſſer ihrer Zukunft. Seraphine erklärte, ſie werde die hieſige Bühne zwar verlaſſen, nicht aber das Theater; die Weltfahrt des Amerikaners wolle ſie mitmachen. Roland ſtimmte bei. „Ich begleite Dich,“ ſagte er; „der weißen Neger bin ich lang überdrüſſig; wir wollen ſchwarze, echte, in der Wolle gefärbte, ſehen, kaufen, malen.“ — Seraphine ſchlang den Arm um ihn und ſang ihm leiſe ſchmeichelnd in's Ohr: „Auf

Flügeln des Geſanges, Herzliebſter, trag' ich Dich fort ..." — Er fiel ſtürmiſch ein: „Fort nach den Ufern des Ganges, des Nil, des Ohio — an alle ſüßen Waſſer der alten und neuen Welt, wo Du, meine Nachtigall, unſeren ewigen Liebesfrühling ſchmetterſt."

In demſelben Augenblick krachte auf dem Dach die erſte Signal-Rakete, kerzengerade in den mitternächtlichen Himmel aufſteigend, um den Engeln da droben zu verkündigen, daß es auch auf Erden noch Glück gibt.

12. Coda.

Vier Wochen nach dieſer Frühlingsnacht, genau bezeichnet: am ſiebenzehnten Mai, elf Uhr Vormittags, hielten vor dem Haus zur rothen Roſe vier ſtattliche Kutſchen, umgeben von einer ſchauluſtigen Volksmenge. Es waren dieß nicht etwa kommune oder kommuniſtiſche Miethswagen, wie ſie dem glücklich geprieſenen Mittelſtand an den drei großen Tagen der Taufe, der Hochzeit und des Begräbniſſes dienen, immer die nämlichen, nur im Tempo ihrer Bewegung verſchieden, ſondern eigene Equipagen mit gepuderten Kutſchern und galonirten Livrée-Bedienten. Zwei davon hatte Herrn Hans Heinrich Krafft's Remiſe, zwei diejenige des Grafen Wallenberg geſtellt, darunter das neue Meiſterſtück von Brandmayer in Wien, freilich nicht mit dem Allianz-Wappen der Wallenberg und der Menteith's auf dem Schlage. Mit dem Glockenſchlag Elf trat aus der Hausthür Nummer 27 der Hochzeitszug der Amazone, auf welchen die Wagen harrten. Den erſten derſelben nahmen ein: Signor Beppo und Herr Raff, genannt Raffael, dieſer mit einem noch ſchwärzeren Bart als gewöhnlich, jener glatter raſirt denn jemals und mit dem goldenen Sporen im Knopfloch. Sonderbar, daß jeder von den beiden Edlen den Anderen gerade um das verachtete, auf was dieſer am Stolzeſten war: ein blankes oder ein haariges Kinn. Im zweiten Wagen, dem Brandmayer, fuhr der Bräutigam mit ſeinem Beiſtand, Guſtel Wallenberg. Der Herr Miniſter erſchien, beſcheiden ſtolz, nicht in Uniform, vielmehr nur im ſchwarzen Frack, mit einem Stern erſter Größe und dem dazu gehörigen Grand-Cordon über der Weſte, unter dem Kleide. Er muſterte noch im Einſteigen die Toilette ſeines Freundes, und er ſah, daß Alles gut war bis auf das Fehlende. „Wenn Sie nur," ſeufzte er, „ſich überreden laſſen wollten, eine Achtel Elle buntes Band auf Ihren ſchwarzen Rock zu hängen!" — „Und warum?" lachte Roland. — „Weil es einmal dazu gehört, zum Anzug nämlich. Sie ſehen aus, als waren Sie eben auf die Welt gekommen; man ſchämt ſich, neben Ihrer Nacktheit zu ſitzen.“ — Den Wagen Nummer drei, Herrn Krafft's Staatskutſche, füllte die Braut mit der Brautjungfer, Armgard, und dem ſtellvertretenden Brautvater, Papa Krafft. Die Amazone ſah gar ſchön aus in dem langen Schleppkleide von weißem Seidentafft, dem koſtbaren Spitzenſchleier und dem grünen Myrtenkränzlein mit Orangeblüten, welches Armgard aus ihrem Wintergarten gewunden hatte; aber nicht mehr wie eine Amazone ſtark und ſiegreich ſah ſie aus, nein, fromm, bewegt, ſcheu, weiblich, mädchenhaft. Das Porträt der Königin in Brillanten funkelte an ihrer linken Schulter, über ihrer Stirn ein Diadem, das Hochzeitsgeſchenk von Papa Krafft, an ihrer Hand ein breites Armband in Schleifenform, mit dem Wappenſpruch ihres Hauſes in Blau und Weiß: Fides et fidelitas, eine ſinnige Gabe Wallenberg's. Die Bankprinzeſſin behauptete ein zurückhaltendes Inkognito, wiefern ſie alle ihre Brillanten zu Hauſe gelaſſen hatte und ein weißes Tarlatan-Kleidchen von faſt geſucht zu nennender Einfachheit mit blauen Bändern trug und blaue Blumen im dunklen Haar. Den Schluß des kleinen Cortège machten im vierten Wagen der gute Legationsrath von Marvál, überall an ſeinem Platze, auch bei einer Trauung, und Stark, Roland's erſter Schüler, dem die ſteife, weiße Kravatte das Blut ſchlagflußdrohend zu Kopf und in das Geſicht trieb. Er rächte ſich durch heimliche Fauſtſchläge auf den gleich verhaßten ſchwarzen Cylinder, der auf ſeinem Schooß ruhte; auf ſein Haupt paßte er nicht, da er aus dem Schrank des Herrn Raff, genannt Raffael, geborgt worden war.

In vorbemeldter Ordnung fuhren die vier Wagen in ſcharfem Trab aus der Roſengaſſe ab und an der Bonifaziuskirche auf dem Biſchofsplatze vor, wo der Herr Biſchof in eigener hoher Perſon die Trauung verrichten wollte, aſſiſtirt von einem zahlreichen Klerus. Dieß Schauſpiel, gewiſſermaßen die allerletzte, obendrein unentgeldliche Vorſtellung der Amazone, hatte ein noch ſtärkeres Publikum angezogen als die letzte im Theater. Der weite Biſchofsplatz war bedeckt mit Equipagen, darunter ein paar Hofwagen, mit reitender Schutzmannſchaft und mit Fußvolk, das heißt: Volk zu Fuß, welches Letztere ſich in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, vollkommen ruhig verhielt, ſo daß es nur den angeſtrengteſten Bemühungen der Polizei, ihrem unabläſſigen Auf- und Abſprengen durch die dichteſten Haufen und der gefälligen Unterſtützung dreinhauender Hofkutſcher gelang, die bei großen Verſammlungen zur Unentbehrlichkeit der hohen Obrigkeit unentbehrlichen Unordnungen hervorzubringen. Das Innere der Kirche, Schiff, Chor und Orgel, wimmelte ebenfalls von Menſchen, unter denen wir, faſt vollzählig, alle Perſonen unſerer Erzählung mit Entzücken wiederfinden. In der Nähe des Altars, auf reſervirten Plätzen, verweilten die Privilegirten: ein Flügeladjutant des Königs, der dienſtthuende Kammerherr der Königin, von den Majeſtäten zu der Feierlichkeit eigens abgeordnet, der bisherige Chef der Primadonna, Fürſt Paul, mehrere andere Mitglieder des diplomatiſchen Corps, der Herr Finanzminiſter, aus nachbarlicher Artigkeit gegen Herrn Krafft anweſend, eine Deputation der königlichen Akademie der Künſte, ihren Direktor an der Spitze, ſowie einige Notabilitäten der Kunſt und Wiſſenſchaft. Im Schiff ragen die feindlichen Häupter Hirſch Meyer's und Meyer Hirſch's an zwei entgegengeſetzten Enden aus der Menge hervor, ihre morgenden Artikel bis auf die Einzelheiten bereits fertig in der Taſche; ein Jeder behauptet darin ſein Recht, und nicht mit Unrecht. Denn verläßt Fräulein Lomond nicht die Bühne, freilich zunächſt nur die hieſige? Vermählt ſie ſich nicht mit einem hochſtehenden Herrn der Geſellſchaft, freilich bloß mit einem Künſtler, allein wer ſtünde höher als er in der ſittlichen Weltordnung? Endlich, hat ſie ſich nicht als Abkömmling der Earl von Menteith demaskirt, freilich, um ihren alten Namen ſofort gegen den neuen: Frau Roland, wieder fallen zu laſſen? . . . Auch Blümchen, Ritter von Blumenberg, befindet ſich unter den theilnehmenden Zuſchauern; ſporenklirrend eilt ſein Fuß von einer Bank zur anderen. In der vorderſten Reihe hat das Perſonal des Hauſes Hans Heinrich Krafft Poſto gefaßt, den Prokuriſten, Herrn Heyboldt, mit der Rettungsmedaille, in der Mitte. Hinter ihnen iſt eine Karawane reiſender Fremdlinge, durch Vater Winter's Einfluß untergebracht. An eine Säule gelehnt, demonſtrirt der Opern-Regiſſeur dem ehrerbietig aufhorchenden Salamander etwelche Mängel in der ſzeniſchen Einrichtung des Aktes. Die jüngeren Schüler Roland's treiben im Dunkel der Seitenſchiffe ihr ſtörendes Unweſen, während am Haupteingange vier Solotänzerinnen, als weiße Jungfrauen verkleidet, mit Blumenkörben im Arm, des Brautpaares harren, um ſeinen Weg zum Altar zu beſtreuen. Ihre genaueſten Freunde, das diplomatiſche Korps, erkennen ſie kaum in der ungewohnten Tracht, unter welcher alle angeborene und vom Balletmeiſter einſtudirte Grazie verſchwindet. Der Menſch iſt und bleibt ein zweibeiniges Gewohnheitsthier. Auch die reizende Spezies: Tänzerin (homo saltatrix), bewegt ſich auf den ihrigen, Beinen nämlich, nur dann mit Anmuth und Sicherheit, wenn dieſelben von unten auf völlig, von oben herab möglichſt unbedeckt ſind . . . Auf der Orgel ſteht im Vordergrunde Maëſtro Bullermann, umgeben vom Solo- und Chorperſonal des Theaters, in das ſich Marianka eingeſchmuggelt hat: es ſoll eine, von ihm zur Feier des Tages geſetzte Feſtkantate aufgeführt werden, deren Soloſtimmen Theſeus, der helleniſche Oberprieſter Braun, die Altiſtin Vogel und Seraphinens Nachfolgerin übernommen haben. Die Letztere ſingt heute mit überraſchender Leichtigkeit; durch Seraphinens Abſchied wird ihr eine Zentnerlaſt von der üppig vollen Bruſt hinweggewälzt. Um, kurz vor Thorſchluß, auch dieſe intereſſante Bekanntſchaft zu machen, wollen wir ſie dem geneigten Leſer vorſtellen als Donna Carmen del Caſtro-Ruyz. Der Name wird ihm ſpaniſch vorkommen, wie ihr Geſang dem Publikum. Von Haus aus iſt ſie aber eine deutſche Jüdin, eine ſtattliche Perſon, von ſpaniſch-dunkler Geſichtsfarbe, ſpaniſche Glut in den Augen, ſpaniſcher Pfeffer im Blut, und ſchreibt ſie ſich eigentlich Madame Karoline Caſſel, geborne Reuß, ihrem Ehemann davongelaufen, welcher einen ſchwunghaften Hauſirhandel im Ober-Elſaß betreibt. Der erfindungsreiche Theater-Agent, Herr Baldrian, hat ihr Talent entdeckt, ihren Namen in's Spaniſche überſetzt und Beide, mit Hülfe diverſer Meyer-Hirſche und Hirſch-Meyer aus dem Thiergarten der deutſchen Theater-Preſſe in eine unglaubliche Höhe geſchwindelt, höher jedenfalls als das Regiſter ihres ſpröden Soprans.

So finden wir denn alle unſere Lieben vor dem Abſchied auf ewig noch einmal beiſammen: es fehlt nur ein theures Haupt, der kleine Polytechniker. Er war am Morgen nach dem Schwanengeſang der Amazone ſpurlos verſchwunden, glücklicher Weiſe nicht durch einen romantiſchen Selbſtmord, ſondern um nach Jahr und Tag in Baldrian's Bühnen-Almanach wieder aufzutauchen, am Hoftheater zu Sondershauſen als Chortenor und für Naturburſchen-Rollen im Schauſpiel engagirt.

Laſſen wir die Nebenperſonen bei Seite, da Held und Heldin eben in die Kirche treten, außen durch lauten Zuruf angekündigt, im Innern von einem gedämpften Murmeln der Bewunderung empfangen. Ein Vorſpiel auf der Orgel begleitet ihren Weg zum Altare. Dann beginnt Bullermann's Kantate, ſehr langſam, ſo lang, daß Stark, dem von Minute zu Minute feierlicher und apoplektiſcher zu Muthe wird, ſich in Verzweiflung auf Raff's Cylinder ſetzt, welcher als Gibus oder Claquehut die Preſſe verläßt. Die heilige Handlung verläuft ohne Störung, bis auf ein krampfhaftes Lächeln Roland's, das zum Glück von Niemandem, als von Seraphine bemerkt wurde. Als der hohe Geiſtliche die übliche Frage an den Bräutigam richtete: „Wollen Sie, Herr Paphnutius Meyer, genannt Roland, gegenwärtige Lady Maria Seraphine von Menteith, genannt Lomond, zu Ihrer Ehefrau nehmen?“ da zuckte es gefährlich durch des Meiſters Züge, ſo ernſt es ihm, ja ſo elend auch zu Sinne war, gleich wie allen Junggeſellen am kritiſchen Hochzeitstage. Ein raſcher Händedruck Seraphinens mußte ihm über den unverwüſtlichen Meyer-Ruzi hinweghelfen. Nach der Trauung wurden nur noch einige hundert Glückwünſche und Dankſagungen, Händedrücke und Umarmungen, immer mit obligaten Thränenſchauern, ausgewechſelt, und hierauf war Alles ſo weit fertig, daß Roland, der die Rückfahrt mit ſeiner jungen Frau machte, während Wallenberg in den Wagen Krafft's ſtieg, Seraphinen eiligſt in den neuen Brandmayer heben und mit ihr auf und davon fliegen konnte. „Ich hätte nicht gedacht,“ ſagte er, „daß das Heiraten ſo ſchwer wäre. Du, mein liebes Weib, biſt an derlei Haupt- und Staats-Aktionen gewöhnt; ich aber erinnere mich einer ähnlichen Strapaze nicht ſeit dem famoſen elften September, wo Herr Meyer-Ruzi, damals noch nicht Roland, über die heilige Taufe gehoben wurde.“

Papa Krafft ließ ſich das déjeuner dinatoire nicht nehmen. Darauf nämlich, nicht „auf einen Löffel Suppe“, wie er befohlen hatte, lauteten die von Armgard ausgefertigten Einladungen, nur an die Nächſten ergangen, und doch fünfzig an der Zahl, alle Comptoiriſten des Hauſes, Roland's Schüler und Seraphinens Kollegen eingeſchloſſen. Die vereinigten Künſtler führten ein luſtiges Intermezzo auf, indem ſie, als Wilde verkleidet, der Sängerin die Federkrone des Reiches Madagaskar und dem ordensſcheuen Meiſter den orientaliſchen Pantoffel erſter Klaſſe in feierlicher Deputation überreichten. Es wurde tapfer gezecht in dem großen Speiſeſaal und weidlich gelacht. Der Jubel ſteigerte ſich zur Ausgelaſſenheit, als, nach der erſten offiziellen Geſundheit auf die Neuvermählten, Papa Krafft mit dem Meſſer an den Champagnerkelch klopfte und um das Wort bat. „Meine Herren und Damen,“ ſagte er, „ich bin kein Redner.“ Lebhafter Widerſpruch von allen Seiten des Hauſes. „Ich bin, hol' mich . . . Dieſer und Jener, kein Redner, und ich habe es, Gott Lob und Dank, auch nicht nöthig.“ Ungeheure Heiterkeit am äußerſten Ende der Tafel, wo die Jugend ſaß. „Allein eine Thatſache fühle ich mich gedrängt, meinen lieben Gäſten als den Erſten mitzutheilen, kurz und bündig, ſchlicht und einfach, wie es meine Art iſt.“ — „Hört, hört!“ — „Daß Heiraten eine anſteckende Krankheit iſt, gilt für ausgemacht. Auch am heutigen Tage beſtätigt ſich der alte Erfahrungsſatz.“ Bedeutſames Räuſpern im Centrum. „Ich habe die Ehre, als Verlobte Ihnen anzuzeigen: meine Tochter Armgard und den hier gegenwärtigen Herrn Auguſtus Grafen von Wallenberg, außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter Seiner . . ." Aber der losbrechende Beifallsſturm verſchlang alle weiteren Titel-Schnörkel, und um die Tafel herum begann eine fröhliche Wanderung voller, an einander klingender Gläſer, ein verworrener Chor von Hochrufen, Segenswünſchen und Freudenbezeugungen, ſo natürlich disharmoniſch, als hätte der anweſende Maëſtro Bullermann ihn künſtlich alſo geſetzt und einſtudirt.

Am Abend deſſelben ereignißreichen Tages entführte der Schnellzug die Neuvermählten. Signor Beppo, die lederne Geldtaſche umgehangen, Herr Raff, genannt Raffael, mit dem Skizzenbuch Roland's, und Marianka mit Seraphinens Toilette bildeten das Gefolge, der Herrſchaft im Bahnhofe harrend. Das nächſte Reiſeziel war Trieſt, von wo Signor Beppo ſeine einſame Rückkehr nach Neapel antreten ſollte, während die Uebrigen den dort vor Anker liegenden Delphin beſteigen und die Künſtlerfahrt um die Welt antreten wollten: erſte Station Korfu, zweite Athen — Konſtantinopel — Smyrna — Alexandria — Kairo — und ſo weiter, und ſo weiter. Vater Krafft gab den Scheidenden das Geleite. „Flattert hinaus," ſagte er beim zweiten Glockenzeichen, „ihr glücklichen Sing- und Zugvögel. Der alte Hans Heinrich Krafft bleibt zurück und baut euch das Neſt für den Winter . . . Lebt wohl, lebt wohl." — Noch ein haſtiges Geläut, das dritte, ein gellender Pfiff und dahin brauste der Zug, umwallt von einer grauen Dampfwolke, aus welcher Seraphinens Tuch die letzten Abſchiedsgrüße winkte.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr ſpäter. „Kairo, den 14. April. Lieber Wallenberg! Die Störche brechen hier zu Lande auf, um nach Europa, reſpektive, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, auch gen Deutſchland zu wandern. Einen dieſer langbeinigen, rothſchnabligen Burſchen empfehle ich Ihnen für vorkommende Fälle ganz beſonders; denſelben, welcher mir vor drei Tagen ein wunderhübſches, kleines Mädchen in die aus Nilſchilf geflochtene Wiege gelegt hat. Die junge Amazone iſt vor einer Stunde in eurer Konſulats-Kapelle getauft worden, in welchem Umſtand mein abergläubiſches Weib Ihre diplomatiſchen Rückwirkungen auf unſer eheliches Glück unſchwer erkennt. Sie hat die Namen empfangen: Johanna Henrika Auguſta Armgard, die wir uns durch ein einſylbiges, an Papa Krafft mahnendes ‚Hans‘ mundgerecht zu machen ſuchen. Zu Marianka's unausſprechlichem Entſetzen trinkt ſie an dem Ebenholz-Buſen einer ſtämmigen Abeſſynierin, mit Namen Kleopatra, die ich ſammt ihrem Manne auf hieſigem ‚Platze‘ um zehntauſend Franken ‚comptant‘ per Stück käuflich an mich gebracht habe. Die brave Böhmakin und mein unvermeidlicher Raff, genannt Raffael — (beiläufig geſagt, haben ſich Beide in Konſtantinopel verehelicht, weil Raff bedenkliche Gelüſte nach muſelmänniſcher Vielweiberei an den Tag legte) — dieß hoffnungsvolle Paar alſo ſchwört darauf, daß mein Kind Tinte ſtatt der Milch zu trinken kriegt, und ſpäht alle Augenblicke, ob das kleine Geſicht nicht ſchwarz anzulaufen beginnt. Bis zur Stunde iſt es indeſſen noch von einem herrlichen krebsrothen Kolorit, bedeckt mit einer Menge zierlicher Fältlein, welche die junge Mutter an die erſten Kaſtanienblätter im Park von Rolandseck gemahnen. Seraphinens Befinden läßt nichts zu wünſchen übrig. Sie benahm ſich in der ſchweren Stunde wie eine Amazone, während Held Theſeus einigermaßen den Kopf verlor und ſogar Heimweh nach ziviliſirten Hebammen, Geburtshelfern und Viertelsmeiſtern zu fühlen begann, ohne welche im lieben Vaterlande Niemand hoch-, hochwohl- und wohlgeboren zu werden wagt.

„Unſer Glück, theurer Freund, kennt nach dieſem Zuwachs keine Grenzen. Wie Seraphine in ihrem letzten Briefe an Armgard gemeldet, hat ſie ihre Sklavenketten gebrochen und dem amerikaniſchen Impreſario in Kairo Valet geſagt. Wir wollen Frühling und Sommer irgendwo am Meer ausruhen von unſerem Nichtsthun und dann im Herbſt zu euch zurückkehren, wohin uns herzliche

Freundſchaft und der dringende Wunſch eures Hofes zieht. Einſtweilen ſammle ich Studien und wilde Thiere nach meiner alten Paſſion. Ich habe ein kleines Krokodil, noch warm aus dem Ei, erſtanden, päpple es mit väterlicher Zärtlichkeit und Eſelsmilch auf und bringe ihm die erſten Begriffe von europäiſcher Kultur durch Faſten und Ruthenſtreiche auf den Bauch bei. Der Vizekönig, der mich tief in's Herz geſchloſſen hat (im Vertrauen geſagt, mein Weib noch tiefer), verſpricht mir den nächſten kleinen Löwen. Von Ibiſſen, wunderbaren Tauben und Hühnern wimmelt der Hof unſeres Hauſes, und im finſterſten Kellerwinkel züchte ich Skorpionen und Spinnen. Daß ich zu Kameel ſitze, wie Maſter Jack zu Roß, leidet nicht den mindeſten Zweifel. Alle dieſe Herrlichkeiten, Kleopatra und ihren Gatten eingeſchloſſen, bringe ich in einer Arche Noah's mit nach Europa, nach Rolandseck, dazu auch zwei fertige Staffeleibilder: ein Sklavenmarkt in Kairo; Engländer, unter den Pyramiden frühſtückend. Letzteres wird viel Spaß machen, Erſteres noch mehr Verdruß in den Akademieen, Kunſtſchulen und anderen Naturverbeſſerungs-Anſtalten des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Ich bitte Sie, weder an Hirſch-Meyer, noch an Meyer-Hirſch dieſe ſtaatsgefährlichen Nachrichten gelangen zu laſſen, auch nicht in der Form der Ihnen ſo wohl gelingenden Extrablätter.

„Im Uebrigen hoffen wir bald von Ihnen zu hören, daß Sie und Armgard unſerem Exempel inzwiſchen gefolgt ſind, und daß Vater Krafft, auf deſſen Kreditbrief ich die ausgiebigſten Sünden begehe, ſich in ſeiner neuen Würde als Großpapa — nur einſtweilen durch Adoption — recht wohl fühlt.

„Gott befohlen, ihr Theuren und Getreuen daheim! Grüßt meine Jungens im verwaiſten Atelier! — Euer Roland, ci-devant Meyer-Nuzi.“

Nachſchrift (mit Bleifeder, von Seraphinens Handſchrift, wenn auch minder feſt und flüſſig als gewöhnlich). „Armgard, Schweſterherz! Ich rufe Dir zu, wie Arria dem Pätus: Es thut nicht weh! Deine ſelige Seraphine.“ — —

Vorſtehender Schreibebrief, durchſtochen und geräuchert, gelangte nicht mehr an ſeine nächſte Adreſſe. Am ſiebenundzwanzigſten April hatte Graf Wallenberg, unlängſt zum Botſchafter am Hofe von St. James ernannt, ſeine Vermählung mit Armgard in tiefſter Stille gefeiert und war noch am nämlichen Tage abgereiſt, um, nach einem kurzen Beſuch bei den Seinigen, den neuen Poſten anzutreten. Das Weltkind und der Diplomat, Beide ſahen ſich am Ziel ihrer heißeſten und geheimſten Wünſche, im ſiebenten Himmel.

— — — — — — — — — — — — — —

Damit, meint der geneigte Leſer, endet dieſe Geſchichte, trivial glücklich, wie einmalhunderttauſend andere, mit einer doppelten Heirat. O Du kurzſichtiger Greis, oder unerfahrener Jüngling, oder leichtgläubiges Magdlein, wie grob iſt euer Irrthum! In unſerem Zeitalter hort der Roman, die Novelle, das Luſt- oder Trauerſpiel nicht auf mit der Hochzeit, ſie beginnen vielmehr dann erſt. Unſere Väter waren des Todes froh und dankten dem Schöpfer, wenn ſie ihre Geſchöpfe auf der letzten Seite oder in der Schlußſzene bis an den Traualtar geführt, die Heldin unter die Haube, den Helden unter die Hörner gebracht hatten. Aber die Romantik des modernen Lebens datirt nicht bis, ſondern von dieſem kritiſchen Zeitpunkte. Man vergleiche alle franzöſiſchen Muſter-Komödien und Monſtre-Romane. Auch unſer unſterbliches Werk hat, außer dem überſtandenen erſten Theil, einen zweiten: Künſtler-Ehen, einen dritten: Ein vornehmes Haus, und ein komiſches Nachſpiel: Raffael und ſeine Maria; ſo daß es ſich, nicht mehr und nicht minder als die klaſſiſchen Tragödieen von Altgriechenland, trilogiſch oder mit Inbegriff des Satyrſpiels tetralogiſch gliedert. Doch wollen wir Gnade vor Recht ergehen laſſen und dieſe immenſe Perſpektive dem geblendeten Auge des Geneigten hier nur andeuten. Eine Billigkeit, die man uns nicht hoch genug anrechnen kann. Derjenige

Schriftſteller, der es heutzutage bei einem Band bewenden läßt, während er nach rechtſchaffenem Leihbibliothekenbrauch drei bringen muß und bis zu neun gehen darf, verſteht augenſcheinlich ſein Handwerk nicht. Man verzeihe dem jungen, ſchüchternen Anfänger.

Uebrigens, wenn der geneigte Leſer recht zufrieden iſt, die ſchöne Leſerin recht dankbar, die hohe Kritik recht anerkennend, der gequälte Herr Setzer recht ſparſam mit Druckfehlern, die ſich immer „aus der unleſerlichen Handſchrift“ entſchuldigen müſſen, der verehrungswürdige Herr Verleger hingegen recht verſchwenderiſch mit ſeinem Honorar, und endlich der über Alles geliebte Herr Verfaſſer recht guter Laune — dann verſprechen wir in ſeinem Namen, daß wir über Jahr und Tag an dieſer Stelle, wo wir jetzunder traurig Abſchied nehmen, eine neue, gemeinſame Wanderung antreten werden.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Shakſpeare's Hiſtorien

Deutſche Bühnen-Ausgabe

von

Franz Dingelſtedt.

Erſter Band:

König Heinrich der Sechſte

Erſter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1867.

Der Unterzeichnete behält ſich das ausſchließende Recht der Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung vor.

Franz Dingelſtedt.

Inhalt.

Seite

Programm.

I. Shakſpeare's Hiſtorien im Original 1
II. Die Reproduction der Shakſpeare'ſchen Hiſtorien . 18
König Heinrich der Sechſte, Erſter Theil 41
Anmerkungen zu Heinrich der Sechſte, Erſter Theil . . 186

Programm.

I.

Shakſpeare's Hiſtorien im Original.

Von den uns überlieferten Stücken Shakſpeare's, 37 an der Zahl, werden zehn, welche ihren Stoff der engliſchen Geſchichte, ihre Titel den Namen engliſcher Könige entlehnt haben, in der Shakſpeare-Literatur, von der erſten Geſammtausgabe an, für ſich, abgeſondert von den Tragödien und den Komödien, behandelt und als eigene Gattung unter der Kategorie Histories verzeichnet. Das unterſcheidende Merkmal dieſer Gattung beſteht darin, daß ſie den Nachdruck auf den geſchichtlichen Inhalt, nicht auf die dramatiſche Form legt; eine Spielart des hiſtoriſchen Dramas, für welche ein ſtrenges äſthetiſches Syſtem kaum eine Stelle finden dürfte. Das Verhältniß zwiſchen hiſtoriſchem Drama und dramatiſcher Hiſtorie wird haarſcharf bezeichnet durch den Unterſchied dieſer zwei Benennungen im Haupt- und Beiwort.

Bekanntlich iſt Shakſpeare nicht der Erfinder der Hiſtorie. Sie entſteht geraume Zeit vor ſeinem Auftreten, ein urwüchſiges Erzeugniß der engliſchen Bühne. Ihre rohen Anfänge können wir uns ähnlich unſeren bluttrieſenden, blechraſſelnden Ritter- und Spektakelſtücken denken; drum- and trumpet-things nennt ſie wegwerfend die ſpätere Kritik. Aber unter Shakſpeare's unmittelbaren Vorgängern haben bereits Dichter von Ruf und Beruf, ein Peel, Green, Marlowe, jene Anfänge künſtleriſch ausgebildet, ſo daß Shakſpeare in dieſer Richtung wie in jeder andern nur an Vorhandenes anknüpft, wie die Frucht an die Blüthe. So will es das Geſetz der Stätigkeit in dramatiſcher Kunſt und Poeſie, welches ungeſtraft niemals, nirgends verletzt wird. Als Beiſpiel warnt das Luſtſpiel unſerer romantiſchen Schule.

Der Grund des im letzten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts in der engliſchen Dramatik vorherrſchenden national-hiſtoriſchen Zuges liegt nahe: in der allgemeinen Zeitſtimmung. Sie iſt oft und mit glänzenden Farben geſchildert, zur Abwechſelung auch wohl ein und das andere Mal in Abrede geſtellt worden. Von unſerem, dem dramaturgiſchen Standpunkt aus glauben wir an eine gehobene, hoch- und wohlgemuthe, der Gegenwart frohe und der Zukunft ſichere Grundſtimmung im luſtigen Altengland, zu der Zeit, da es noch in friſcher Jugend ſteht. Wir glauben daran aus einem Rückſchluß von der volksthümlichen Schaubühne auf das Volk. Ein Nationaltheater wird überall nur auf der Unterlage einer, die Geſammtheit der Nation durchdringenden Stimmung erbaut. Wenn Calderon ſein Drama auf die katholiſch-royaliſtiſche Weltanſchauung ſtellt, Schiller das ſeinige auf die idealiſtiſche: ſo wiſſen beide wohl, was ſie thun; ſie erkennen oder empfinden dieſe Richtung als die vorherrſchende in ihrer Zeit und Nation. Ebenſo umgekehrt. Wenn auf dem Theater Shakſpeare's, wie auf dem des Sophokles, nationale Stoffe überwiegen, ſo muß die Empfänglichkeit für ſie in der Luft gelegen haben. Auch iſt es ganz und gar natürlich, daß Sophokles den Athenern der Perſerkriege nicht mehr mit den Bocksgeſängen und Bocksſprüngen der alten Dionyſosfeſte kommen darf, wie Shakſpeare dem London der Königin Eliſabeth nicht kommt mit den Mirakelſpielen des Mittelalters, den froſtigen Allegorien der Moralitäten oder den Nachahmungen italiäniſcher und ſpäniſcher Modeſtücklein. Ein junges Volk verlangt nach Wahrheit in ſeiner Dichtung; ungefähr wie die Kinder am aufmerkſamſten lauſchen, wenn ihnen „eine wahre Geſchichte" verſprochen wird. All is true: ſo ſteht denn auch zuweilen anlockend auf den Zetteln und Titeln der Hiſtorien zu leſen. Ihrer Seits aber ſucht jede junge Poeſie, dem Drange des Volkes entſprechend, eine Anlehnung an geſchichtliche Ueberlieferung, an die Sage und Chronik des eigenen Volkes. Sie ſingt der Rhapſode auf offenem Markt, der Minſtrel im Hofkreiſe. Erſcheint ſie, verkörpert und verklärt, im Zauberſpiegel der Bühne, ſo iſt die Wirkung um ſo vollſtändiger.

Mitten in die hiſtoriſche Strömung des Theaters geräth Shakſpeare, als er, etliche zwanzig Jahre alt, aus ſeiner Vaterſtadt nach London wandert, unſtreitig getrieben von demſelben Motiv, das Schiller aus der Karlsſchule nach Mannheim jagte. Den geborenen Dramatiker zieht der Inſtinct auf die Bühne; dort allein kann er wachſen, da für ſeine Aufgabe auch die ſtärkſte Naturanlage ohne techniſche Ausbildung und ſtäte Wechſelwirkung zwiſchen Dichter, Darſteller und Publikum nicht ausreicht. Der junge Titane wird ſeiner Kraft ſich bewußt, ſobald er die Bretter betreten, auf doppeltem Wege, als Schauſpieler und als Dichter. Zwar zahlt er den Zoll aller Anfänger durch ein maßlos grauenhaftes Trauerſpiel (Titus Andronicus) und zwei Luſtſpiele nach fremden Muſtern (Irrungen, Widerſpänſtige). Dann aber erfaßt ihn der herrſchende Sturm und Drang. Alle Theater Londons — ein Dutzend an der Zahl, obwohl die Stadt damals nur den ſechsten Theil ihrer heutigen Bevölkerung beſitzt — wimmeln von engliſchen Königen, Fürſten, Rittern. Die Richard's, die Heinriche, die Eduard's ſind ſtehende Bühnen-Figuren, wie auf dem franzöſiſchen Theater unter Ludwig XIV. griechiſche und römiſche Heroen. Die hiſtoriſchen Stücke erfreuen ſich der beſonderen Gunſt aller Stände. Königin Eliſabeth, nachmals auch ihr Nachfolger Jakob, begehren für Hofſchauſpiele wiederholt nach Hiſtorien; unähnlich den regierenden Herrſchaften der Gegenwart, deren Mehrzahl ihre Altvordern von den Brettern verbannt. Der hohe Adel, dem die Theater und die Schauſpieler-Geſellſchaften angehören, regt ausdrücklich zum geſchichtlichen Drama an. Mit dem praktiſchen Blick des Schauſpielers und mit dem Ahnungsvermögen des Dichters erkennt Shakſpeare die Wirkungen und Ziele der Gattung, und da ſeine Hand, im Techniſchen noch unfertig, der Führung durch Fremde bedarf, ſucht er nach Vorarbeiten, die er benützen, einrichten, verbeſſern kann. Er fällt auf ein paar Stücke, die den Krieg der rothen und der weißen Roſe behandeln, und er hat gefunden. Das iſt ſein Eigenthum, das er nimmt, wie Molière, wo er es kriegt; ſein Stoff, den er lebendig in ſich trägt. Hat er ihn beim Rector in Stratford ſtudirt, ſich durch ein Parteiblatt zum Lancaſter- oder York-Mann ausgebildet? Nicht doch. Aber ſeine Heimath, die Grafſchaft Warwick, iſt ein Hauptſchauplatz der blutigen Kämpfe; als Knabe wanderte er umher in den Fußtapfen Warwick's, des ſtolzen Königmachers, er beſuchte das Schlachtfeld bei Bosworth, er kennt den großen Moraſt, der beide Heere ſchied, den „Richards-Winkel", wo der Tyrann zu ſeiner Truppe ſprach, das Dörflein Datlington, in deſſen Nähe die Rieſengräber der Gefallenen noch auf dem Boden ſich abzeichnen. Lebendig ſtehen die Geſtalten aus jener Zeit nicht blos ihm, dem Dichter, ſondern auch dem Volke vor Augen; lebendiger als uns die Helden des ſiebenjährigen Krieges, da wir raſcher leben und nicht abgeſchloſſen auf einer Inſel, ſondern an der Heerſtraße und auf der ewigen Wahlſtatt Europa's. Eine Chronik, volksthümlicher als unſere Volksblätter, maleriſcher als unſere illuſtrirten Zeitungen, hat dem Dichter, da er noch im Vaterhauſe weilte, die Geſchichte des furchtbaren Roſenkrieges erzählt, die Chronik Holinſhed's. Ein zweiter Chroniſt, ihm weniger vertraut, doch ſicher nicht unbekannt, Hall, giebt ſchon die Tonarten der verſchiedenen Königsdramen an, wenn er ſeine Bücher überſchreibt: Die unruhigen Zeiten Heinrich's IV; die ſiegreichen Thaten Heinrich's V; das verworrene Zeitalter Heinrich's VI; die gedeihliche Herrſchaft Eduard's IV; das jammervolle Leben Eduard's V; die Gräuelthaten Richard's III; das ſtaatskluge Regiment Heinrich's VII; die glorreiche Herrſchaft Heinrich's VIII. Liegt in dieſen kurzen, aber ungemein graphiſchen Zügen nicht ein Grundriß des Hiſtorien-Cyclus fertig da?

Mit der Trilogie Heinrich VI begann Shakſpeare ſeine Arbeit, unläugbar nach fremdem Vorbild. Aber in ihr liefert der junge Geſell ſogleich auch das Meiſterſtück und geht, von nun an ſeines Wegs und ſeiner Füße ſicher, unverweilt an den Original-Erſtling, den Schlußſtein der einen Hälfte des Cyclus, Richard III. Von ihm ſchreitet er — rückwärts in der Chronologie, jedoch vorwärts in der Kunſt, und mit welchen Rieſenſchritten! — an die andere Hälfte: Richard II, Heinrich IV in 2 Theilen, Heinrich V. In dieſen Stücken wird die Höhe der Gattung erreicht: die dramatiſche Hiſtorie nähert ſich ſtreckenweis der geſchloſſenen Kunſtform des hiſtoriſchen Dramas. Der Dichter ſchafft frei, zwar noch nach dem Chroniſten, aber nicht mehr im Stoffe ſteckend, nicht mehr haftend an Anderer Vorwurf und Muſter. Mit vollen Händen ſchöpft er aus dem Eigenen und baut nach künſtleriſcher Compoſition. Nun erſt, nachdem er faſt ein Jahrzehent, von 1590 an, die Periode ſeiner ungebrochenen Kraft, einer ungetrübten Lebensanſchauung und des durch erſte Erfolge befruchteten Kunſtfleißes, der Hiſtorie gewidmet hat, wendet er ſich der reinen Dichtung zu, dem Trauerſpiel, Luſtſpiel, Märchenſpiel. Die Hiſtorien ſind Shakſpeare's hohe Schule für die Tragödie geweſen; ohne ſie kein Hamlet, kein Lear, kein Römerdrama. Noch zweimal kehrt er in ſpäterer Zeit, aus der Mitte dieſer freien Kunſtſchöpfungen, zur verlaſſenen Hiſtorie um: in König Johann und in Heinrich VIII. Allein wie beide Stücke durch eine weite Kluft in der Handlung von dem älteren Cyclus getrennt ſind, ſo fallen ſie auch in Werth und Wirkung namhaft von ihm ab. Namentlich Heinrich VIII ſinkt in die Sphäre tendentiöſer Hof- und Gelegenheits-Poeſie und zeigt in ungemein lehrreicher Weiſe, wie gefährlich es iſt, wenn ſich die hiſtoriſche Kunſt zu nah in die Gegenwart wagt; gefährlicher faſt, als die entgegengeſetzte Verirrung in eine entlegene, mit dem Bewußtſein der Gegenwart nirgends mehr zuſammenhängende Ferne. Löſen wir das Vorſpiel, König Johann, und das Nachſpiel, König Heinrich VIII, von der Reihe der zehn Hiſtorien ab, ſo bleibt als geſchloſſenes Ganze ein Cyclus von acht Dramen zurück, welche in ununterbrochener Folge der Handlung die engliſche Chronik des fünfzehnten Jahrhunderts dramatiſiren (1398 bis 1485). Dieſer Cyclus iſt es, mit welchem wir uns beſchäftigen. Ein einziges Schauſpiel, aber eines in vierzig Acten, mit dreihundert Perſonen und zweihundert Scenen; eine Compoſition, welcher ſich an Großartigkeit des Gedankens, wie in der Freiheit und Genialität der Ausführung nur ein einziges anderes Gedicht vergleicht, — Goethe's Fauſt, wohl zu merken, der ganze Fauſt*), — und von den verwandten Künſten das Weltgericht in der Siſtina; beides, wie die Galerie der Shakſpeare'ſchen Hiſtorien, National-Eigenthümer und Heiligthümer.

---

*) Dürfen wir im Vorbeigehen bekennen, daß das Fragment des Fauſt, der erſte Theil, welchen, durch Regie und Cenſur wetteifernd beſchnitten, die deutſche Bühne, ſeit Jahr und Tag wie eine Reliquie an hohen Sonn- und Feſttagen auszuſtellen pflegt, eigentlich eine Mißgeburt iſt? Dieſem Stück von einem Stück fehlt das nächſte Erforderniß, Abſchluß der Handlung. Auf eine Liebestragödie, ſo erhaben ſie ſein mag, darf doch das Himmel, Erde und Hölle umſpannende Werk nicht reducirt werden: ein Gretchen zu verführen, braucht man weder Fauſt zu ſein noch den Teufel zu Hilfe zu rufen. Der erſte Theil des Fauſt ohne zweiten Theil iſt der erſte Act des Don Juan ohne zweiten Act; nicht mehr. Der faule Vorwand, der zweite Theil ſei nicht „bühnengerecht", bedeutet eben ſo viel, wie er beim erſten bedeutet hat, den er über ein Menſchenalter im Bann gehalten. Die Bühne iſt ihm nicht gerecht, weil ſie ihn nicht verſteht. Wenn ſie will, kann ſie alles darſtellen, was ein Dichter ſich denken kann; namentlich mit ihrem heutigen Reichthum an Mitteln und Kräften. Doch es wird die Zeit kommen, welche den Nibelungenhort der deutſchen Poeſie hebt und ihn dem Volke und ſeiner Bühne zurückgiebt. Die Impietät, welche nöthig iſt, um den dramatiſchen und poetiſchen Kern aus allen Stachelhülſen herauszuſchälen, in die ihn das eigenſinnig und ſtarr gewordene Greiſenalter Goethe's abſichtlich „hineingeheimnißt" hat, — dieſe Impietät iſt in höherem Sinn höchſte Pietät. Mag denn, bis jene Zeit gekommen iſt, das größte Hoftheater von der kleinſten Puppenkomödie ſich beſchämen zu laſſen fortfahren!

Verſteigen wir uns nicht zu weit mit der Behauptung, daß die acht Stücke gewiſſer Maßen ein Ganzes ſind, ein einheitliches Kunſtwerk? Wir haben verſucht, die Geneſis der Hiſtorien natürlich zu erklären; machen wir nun weder uns noch Anderen Illuſionen über ihren äſthetiſchen Werth und die Intentionen ihres Verfaſſers! Gewiß hatte Shakſpeare, als er die erſte Zeile an Heinrich VI ſchrieb, die letzte in Heinrich V nicht im Kopfe, den Plan der acht Hiſtorien nicht vor Augen. Sie entſtanden nach einander, aber deswegen doch aus einander. Der Stoff wuchs unter des Dichters Händen, mit dem Stoff die Kraft, unter der Arbeit die Fertigkeit, durch den Erfolg das Werk. Mit jedem Schritt, den Shakſpeare an dem einfachen Faden ſeines Holinſhed fortwandelnd, tiefer in das Labyrinth ſeines ſcheinbar unermeßlichen Gegenſtandes eindringt, ſchärft ſich ſeine Einſicht in denſelben, ſein Blick in die Räthſel der Geſchichte und der Menſchennatur, in die geheimen Triebfedern der Handlungen und den innerlichen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, Schuld und Strafe, Verbrechen und Sühne. Ebenſo gewinnt mit jeder Scene ſeine Geſtaltungskraft, ſein Sinn für dramatiſche Architektur, ſeine Gewalt über die Mittel des Theaters. Wer ſich die Mühe nimmt, die Hiſtorien mit ihren fremden Vor- und Unterlagen zu vergleichen und erſt nach der Reihenfolge ihrer Entſtehung, dann nach der Zeitordnung ihres Inhalts zu ſtudiren: dem wird ſowohl der Entwickelungsprozeß des Dichters, Stufe für Stufe, als die Zuſammengehörigkeit der Dichtung, Stück für Stück, bis zur Handgreiflichkeit deutlich. Wobei wir denn, bei allem Reſpekt vor dem Realismus und ſeiner Kritik, nicht vergeſſen wollen, daß wir es mit einem Dichter erſten Ranges, einem geborenen Dramatiker zu thun haben, deſſen Blick nicht blos eine Sehkraft, ſondern, rückwärts und vorwärts gewendet, eine Seherkraft beſitzt, die dem Auge, auch dem bewaffneten, des Geſchichtsforſchers durch intuitives Vermögen gleichkommt; deſſen Hand den Inhalt eines vollen Jahrhunderts in Ein Kunſtwerk zuſammenfaßt und verdichtet, während die erfindungsloſe Ohnmacht zuweilen eine abgeriſſene Anekdote zu einem fünfactigen Drama verdünnt. Gerade Shakſpeare ſind dieſe Eigenſchaften in unvergleichbarem Maße eigenthümlich. Er verliert über der verwirrenden, oft ausſchweifenden Mannigfaltigkeit des Details niemals den Grundgedanken eines Werkes, und findet ſich durch eine Menge von Epiſoden immer wieder auf den Hauptweg zurück, an das von Anfang ausgeſteckte Ziel. Daß wir ihm dieſe Gaben nicht idealiſirend andichten, ihm Intentionen nicht unterlegen, welche in den Hiſtorien nicht wirklich liegen, das ſteht aus denſelben mit mathematiſcher Gewißheit feſt. Hätte er ſie als einzelne Stücke, nicht als Cyclus aufgefaßt und behandelt, wozu die zahlreichen Hinweiſungen von einem Theil in den anderen, die, wie Glieder einer Kette, das Ganze unlösbar verknüpfen? Wozu die deutlichen Fingerzeige auf den Zuſammenhang der Begebenheiten, die ausdrücklichen Erinnerungen an den Anfang, wenn wir am Ende ſtehen? Wozu endlich die mit weiſeſter Oekonomie bemeſſene Fortführung der Hauptgeſtalten durch drei, vier Dramen? Wie der griechiſche Tragöde wählt er nicht einen einzelnen Menſchen zum Helden, ſondern ein ganzes Geſchlecht. In der einen Hälfte des Cyclus iſt es das Haus Lancaſter, in der anderen das Haus York, an die er die Einheit ſeiner Handlung knüpft; beide wieder mit einander verbunden, jedes von beiden in einer einzigen Geſtalt gipfelnd. Heinrich V iſt der Held der Lancaſter-Tetralogie, im erſten Stück angekündigt, durch die zwei nächſten mit ſichtlicher Vorliebe fortgeſetzt, im vierten auf die Höhe ſeines Ruhmes geſtellt. Ein nationaler Typus, der ſich in England durch alle Folgezeit bis zur Stunde wiederholt hat; wenn nicht in ſämmtlichen Prinzen von Wales, ſo doch in manchem wilden Schößling altadliger Stämme, der ſeine Jugend daheim oder in der Fremde im tollſten Saus und Braus verſchwendet, um durch eine plötzliche Wendung die Welt in Staunen zu ſetzen, bald als Staatsmann auf den Bänken des Oberhauſes oder gar auf dem Wollſack, bald als Held an Bord eines Kriegsſchiffes, an der Spitze eines Heeres. Den Gegenſatz zu ihm, den tiefen Schlagſchatten zum höchſten Licht, bildet der Held der York'ſchen Tetralogie, Richard III; jener durch und durch Natur, dieſer ein vollendeter Heuchler; jener ſteigend von Stück zu Stück, dieſer von Act zu Act fallend, ſein Haus, das ſeiner Gegner, die ganze Generation in ſeinen Sturz mit dämoniſcher Gewalt hinabreißend. Um dieſe zwei hervorragenden Geſtalten gruppirt der Dichter die zahlreichen Geſichter und Figuren im zweiten und dritten Feld ſeiner Compoſition, alle, auch die entfernteſten, im Halbdunkel des Hintergrundes verſchwindenden Nebenperſonen, oft mit einem einzigen Zuge, lebendig und individuell charakteriſirt. Seine Kärrner ſind ſo wahr, ſo natürlich, wie ſeine Könige. Alle Geſtalten ſtehen in einem beſtimmten Verhältniß zum Mittelpunkt; überall bilden ſich Gruppen, treten Parallelen und Contraſte hervor. Neben dem luſtigen, lockeren Prinzen Heinz, der dem Vater ächte Kronprinzen-Oppoſition macht, ſteht auf der einen Seite der ſtrenge, kühle, ſtaatskluge König, auf der anderen der Großmeiſter aller Humore, der unſterbliche Sir John. Richard, „der Hölle ſchwarzer Spürer", iſt zwiſchen den frommen Schwächling, Heinrich VI, und Margaretha, das Weib mit den männlichen Leidenſchaften, geſtellt. Ein Charakter dient immer dem anderen zur Folie, alle zuſammen der Idee des ganzen Werkes. Und bei den koloſſalen Dimenſionen deſſelben, welche Symmetrie der Theile! Shakſpeare baut leichter und ſicherer in Acten, als der Alltags-Dramatiker in Scenen. Er bewegt und bewältigt Maſſen, wie ein Anderer Individuen. Durch vier Hiſtorien läßt er die Handlung ſteigen, durch vier fallen; im Schlußſtück, Richard III. beſchleunigt ſich zu raſender Schnelligkeit die hereinbrechende Kataſtrophe, wie auf dem Höhenpunkte, Heinrich V, ein Moment der Ruhe eintritt, in welchem der Fluß der Handlung ſtockt und behaglich in eine epiſche Breite geht. Bemerken wir, daß dieſes Mittelſtück, Heinrich V, der Entſtehung nach das letzte des Cyclus iſt. Mittlerweile, nach bei nahe zehnjährigem Schaffen, ward der Dichter aus dem Diener ſeines Stoffes deſſen Herr, vom Schüler zum Meiſter ſeiner Kunſt; er beherrſcht die Scene und das Publikum. Daher die faſt ſtylloſe Freiheit gerade in dieſem Stück: Shakſpeare ſpielt mit den Schwierigkeiten der Technik und darf es wagen, aus dem Rahmen des Theaters heraus ſich perſönlich in Beziehung zu ſeinen Zuſchauern zu ſetzen. Vor jedem Act Heinrich's V ſpricht er ſie in Prologen an, die den Faden der Geſchichte erzählend weiter ſpinnen, und der Epilog erinnert, am Ende der letzten Hiſtorie, an den Beginn der erſten, an Heinrich VI. Der Ring iſt geſchloſſen; der Dichter ſteht am Ziele.

Ob er, im Rückblick erſt, nicht ſchon im Entwurf, die Zuſammengehörigkeit des Cyclus erkannt hat? Ob ſeine Hand, nach Vollendung des Ganzen, die Theile einer letzten Ueberarbeitung unterzog und dabei jene Fäden einlegte, welche die einzelnen Stücke an einander heften? Wir wiſſen es nicht; auch verſchlägt es für unſeren beſonderen Standpunkt und Zweck nicht viel. Wir halten uns an die Stücke, wie ſie vorliegen; ſämmtlich, mit Ausnahme der drei Theile Heinrich's VI, noch zu des Dichters Lebzeiten, in Separatausgaben und wiederholten Auflagen gedruckt, nachdem ſie auf der Bühne ſtehende Repertoire-Stücke geworden. Bekanntlich liegen die Shakſpeare-Forſcher, engliſche wie deutſche, ſeit hundert Jahren im Streit über die Aechtheit und die Integrität einzelner Hiſtorien, wie über den Werth aller. Ueber keine Schöpfung des Dichters gehen die Anſichten ſo weit aus einander, als über ſie. Engliſche Staatsmänner und deutſche Gelehrte haben behauptet, man könne aus ihnen engliſche Geſchichte lernen, wie aus einem Lehrbuch; ſogar dem Dichter wird der Zweck untergeſchoben, daß er das Theater zum Katheder habe machen und ſeine Zeitgenoſſen über die Geſchichte ihres Volkes unterrichten wollen. Während ihm eine Seite Parteinahme für die Lancaſter vorwirft, zeihen ihn viele Seiten tendenziöſer Vorliebe für die Tudors. Ein Kritiker meint, in den Hiſtorien ſtehe der Dichter am höchſten, ſei am meiſten er ſelbſt, und mehr als in Tragödien und Komödien, frei von dem geſchmackloſen, bald bombaſtiſch angeſchwollenen, bald ſüßlich gezierten Ton der Hof- und Mode-Poeſie ſeiner Zeit; im Gegentheil ſtellt ſie ein zweiter Kritiker vom äſthetiſchen Richterſtuhl, ein dritter vom realiſtiſchen tief unter die übrigen Dichtungen Shakſpeare's und will ſie nicht als Dramen, ſondern nur als eine dramatiſche Geſchichts-Chronik, als eine Folge loſer, locker an einander gereihter Scenen, eine Bilderbibel der engliſchen Geſchichte, gelten laſſen. Die Charakteriſtik wird einmal als Muſter von Natur, Conſequenz und Colorit geprieſen; das andere Mal verworfen als von jugendlicher Maßloſigkeit und Ueberſpannung ſtrotzend. Woher dieſe Widerſprüche? Nicht allein von der Verſchiedenheit der Standpunkte, die ſich entweder an das Weſen, oder an Form und Technik einſeitig wenden; ſondern hauptſächlich von dem Umſtande, daß den Hiſtorien, mehr als den Tragödien und Komödien, die allein maßgebende Erklärung ihres Weſens wie ihrer Form gefehlt hat, die Aufführung auf der Bühne. Sie, die für das Theater, faſt auf dem Theater gedacht und geſchrieben worden ſind, überweiſt man dem einſamen Leſezimmer. Im beſten Fall werden einzelne, Richard III, Heinrich IV, Richard II aus dem Cyclus herausgeriſſen und, willkürlich verkürzt, zuſammenhangslos, unvermittelt auf die Bretter geworfen. Die Hiſtorien nach der Lectüre beurtheilen, heißt ein Frescobild nach der Photographie recenſiren; einzeln geſehen und gehört, machen ſie den Eindruck, wie Ein Satz aus einer Symphonie, Ein Flügel aus einem Altarbilde herausgeriſſen. Um ſie zu völligem Genuß und Verſtändniß zu bringen, muß die Schauſpielkunſt vermittelnd zwiſchen Dichter und Publikum treten. Wie es nach urſprünglicher Abſicht des Verfaſſers geſchehen, muß die ganze Galerie, muß auf dem Theater geboten werden; die Gemeinſamkeit des Eindrucks, die Wechſelwirkung zwiſchen Dichter, Darſteller, Zuſchauer iſt nöthig, um ſie zur Geltung zu bringen. Für den Dramatiker kennen wir nur einen, allgemein verſtändlichen Commentar — die Darſtellung; nur eine entſcheidende Probe — das Theater. Gebt der Bühne zurück, was der Bühne gehört. Stellt den ganzen Cyclus auf die Bretter, — wohl zu merken in einer Geſtalt, die nicht zu weit abliegt von ihren heutigen Erforderniſſen und Vorausſetzungen, — und auch jetzt noch, nach einer Pauſe von dritthalb Jahrhunderten, und nicht blos in England, werden die Hiſtorien lebendig werden, auf Lebendige einwirken. Sie rücken zuſammen, die acht Stücke, zu einem einzigen Drama, das nach der ſtrengſten Kunſt-Regel conſtruirt erſcheint*). Die unabſehbare Menge Perſonen, deren bloßes Namensverzeichniß den Leſer irre und ängſtlich machen kann, gehen aus einander, löſen ſich vom Hintergrunde ab, gewinnen Fleiſch und Blut. Der Faden der Handlung, der uns über dem unruhigen Scenenwechſel und in den mannigfach verwickelten Epiſoden aus dem Auge kommt, zieht ſich auf der Bühne ſichtbar und greifbar durch das Ganze hin. Ein warmer

---

*) Richard II (Zeit der Handlung: 1398—1400) iſt der erſte Act, die Expoſition. Das Haus Lancaſter gelangt durch Uſurpation zum Thron, deſſen legitimer Inhaber, der letzte Plantagenet, ſein Recht durch Mißbrauch verwirkt und verliert. Heinrich IV, der zweite Act, giebt in zwei Theilen (1402—1403; 1403—1413) die Steigerung der Handlung und den Gegenſatz zum Satz des erſten Acts: die Uſurpation, wie ſie auch perſönlich und thatſächlich berechtigt ſcheint, wird niemals zum Recht; der Uſurpator zittert vor dem eigenen Sohn. Der dritte Act, Heinrich V (1415—1420), zeigt die Handlung auf ihrem Höhenpunkt, Lancaſter auf dem Gipfel der Macht und des Ruhmes, den Ausgleich zwiſchen Legitimität und Uſurpation. Im vierten Act, Heinrich VI, vollzieht ſich durch drei Theile (1422—1444; 1445—1455; 1460—1471) der Umſchlag der Handlung: Lancaſter verliert durch eigene Schwäche und fremden Verrath die Krone an York; der Partei- und Familienſtreit entartet zum Bürgerkrieg, gegen welchen es nur ein Mittel giebt, die Tyrannei. Dies Mittel, die Kataſtrophe der Handlung, führt der fünfte Act, Richard III (1471—1485) herbei: Auflöſung und Selbſtvernichtung des Hauſes York; mit der verſöhnenden Perſpektive in eine neue Aera, als deren Träger der erſte Tudor, Heinrich VII, erſcheint, der, mit den Lancaſter verwandt, eine York heimführt, ſo daß die letzten Sproſſen der zwei feindlichen Häuſer vereinigt werden, — völliger Abſchluß der Handlung.

Hauch des ächteſten, über den Parteien ſtehenden Patriotismus weht uns an, in vielen Stellen aufſchlagend in die glühendſte Beredtſamkeit. Erſchütternder als in irgend einem anderen Drama übt die Gerechtigkeit in dieſem Rieſentrauerſpiel ihr Amt; nicht jene plumpe, ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit („wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch"); auch nicht das blind waltende Fatum der antiken Tragödie; nein, die ſtrenge Nemeſis der Geſchichte ſelbſt, die das Weltgericht iſt und jeder Schuld ihr Maß von Strafe unbeſtechlich zutheilt. Was endlich die menſchliche, ewige Wahrheit der Charaktere wie der Begebenheiten angeht, ei, ſo können wir, gleich als ſtünde ein Tendenzſtück neueſten Styles vor uns, neben jede Perſon ein Original aus der Gegenwart, unter jede Scene ein Datum aus der Tageschronik ſchreiben. Sind ſie nicht mit Händen zu greifen, die entſattelten Reiter des Legitimitäts-Prinzips, die mit Richard's II eigenen Worten auf ihr Recht von Gottes Gnaden ſchwören bis in die elfte Stunde, die ihrer Abſetzung? Die kühnen und glücklichen Uſurpatoren, welche, wie Heinrich Bolingbroke, „die ſchwindlichten Gemüther durch Wirken in der Ferne beſchwichtigen"? Die frommen Könige, die mit Heinrich VI für ihr Volk beten, während ihr Volk für ſie ſich ſchlägt? Die reſoluten Staatsmänner, die unmittelbar von Richard III ihre Theorien über Recht und Unrecht in der Politik, über Eide und Verträge geborgt zu haben ſcheinen? Die „treuen" Vaſallen, die zur Krone ſtehen, ſo lange ſie ſelbſt ſteht, und abfallen, wenn ſie zu fallen droht? Die heißſpornigen Ritter, die im Rathe ſtottern und nur auf dem Schlachtfeld fließend ſprechen, in eigenem und in fremdem Blut? Die Anhänger beider Roſen, die in wildeſtem Bürgerkrieg einander zerfleiſchen, damit eine fremde Hand die letzte Roſe pflücke? Die Demokraten und Communiſten vom reinſten Waſſer, welche nach Cade's unvergleichlichem Urbilde die Fahne der rothen Republik aufpflanzen, um daraus für ihre eigenen Schultern einen Purpurmantel zu ſchneiden? Wahrlich, die Hiſtorien Shakſpeare's brauchen keinen Maler, der ſie illuſtrirt; die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts liefert Randzeichnungen zu ihrem Text, die an treffenden Zügen und tief-ſchneidender Wahrheit nichts zu wünſchen übrig laſſen!

Wenn dem ſo iſt, wie kommt es, daß die Bühne, zumal die engliſche, der ein ſolcher Schatz ſo nahe liegt, die Hiſtorien mehr als alle übrigen Dichtungen Shakſpeare's vernachläſſigt? Antwort auf dieſe Frage giebt die Geſchichte des engliſchen Theaters, das nach Shakſpeare keine Epoche wieder gehabt oder gemacht hat. Auf das puritaniſche Interdict folgte die Reſtauration der Stuarts, welche franzöſiſchen Geſchmack nach England brachte, auch auf die Bühne; Shakſpeare wurde zu Schäferſpielen und Operetten zugeſchnitten. Vom achtzehnten Jahrhundert an bis auf die Gegenwart ziehen ſich Poeſie und Literatur in England vom Theater zurück, mit alleiniger Ausnahme des realiſtiſchen, in die Poſſe entartenden Luſtſpiels; ſie wenden ſich der Lyrik und dem Roman zu, den großen Nationaldichter nur noch wiſſenſchaftlich pflegend, die Schaubühne aber den Schauſpielern überlaſſend. Dieſe haben allerdings, ſowohl in Bearbeitung wie in der Darſtellung, Shakſpeare niemals ganz und gar aufgegeben, aber nur in einzelnen Stücken oder Rollen, je nach ihren beſonderen Zwecken, gepflegt. „Das Pferd, das Pferd" Richard's III iſt das Paraderößlein aller Charakterſpieler von Burbadge bis zu den Keans geweſen und geblieben. Neuerdings griffen die berühmten Revivals, welche Charles Kean auf dem Prinzeſſinnen-Theater zu London veranſtaltete*), auch zu den Hiſtorien zurück, und brachten Richard II, Heinrich IV, ſogar Heinrich VIII in glänzend ausgeſtatteten und höchſt beifällig aufgenommenen Darſtellungen zum Vorſchein; aber Plan und Zuſammenhang fehlte dieſem Experimentiren, das von äußerlichen Standpunkten ausging und unkünſtleriſche Zwecke verfolgte. Im Ganzen und Großen läßt ſich nachweiſen, daß der hiſtoriſch-nationale Zug dem engliſchen Theater längſt abhanden gekommen iſt, wie denn auch im öffentlichen Leben ein trockener Poſitivismus und

---

*) Wir müſſen bekennen, daß wir, nach eigener Anſchauung, in das, auch in Deutſchland angeſtimmte Lob von Kean's Muſteraufführungen nicht einzufallen vermögen. Sie ſind mit peinlichſter Sorgfalt ausgearbeitet und trotz der ängſtlichſten hiſtoriſchen Treue im Beiwerk, in der Hauptſache doch nur zu Genrebildern, aber in einem höchſt prätentiöſen Style ausgeführt worden. Die poetiſche Stimmung und der einheitliche Guß der Darſtellung fehlt; zuweilen verletzt ſogar ein vollkommen unverſtändliches Mißverſtehen der offenbarſten Intention des Dichters. Wenn der Rüpel im Sommernachtstraum eine Laterne trägt, die „nach ächt pompejaniſchem Modell" gearbeitet iſt, ſo kann man über eine derartige Geſchmackloſigkeit nur die Achſeln zucken. Die Anachronismen gehören zum Weſen dieſer Märchendichtung, und es darf weder die Laterne und die Wand in dem Poſſenſpiel derſelben antik, noch der Löwe naturhiſtoriſch ſtyliſirt werden. Aehnlicher Verſtöße giebt es auch in den Hiſtorien Kean's die ſchwere Menge. Die Dichtungen Shakſpeare's (wie der Sardanapal von Byron) werden mißbraucht, um den bunten Kram einer cultur-hiſtoriſchen Induſtrie-Ausſtellung auf ſie zu hängen. Es kennzeichnet dies Verfahren die Richtung des heutigen Theaters in London, welches dem Kryſtallpalaſt Concurrenz machen will und den Decorations-Maler, den Maſchiniſten, Coſtümier und Requiſiteur über den Dichter und den Schauſpieler ſtellt.

Materialismus den romantiſchen und humoriſtiſchen Sinn des Volkes von Tag zu Tag mehr abſorbirt und jeder Kunſt entfremdet. Daß Shakſpeare in ſeinem Vaterland zu den „überwundenen Standpunkten“ gehört, geben die Engländer ſelbſt zu, und haben es dem Zweifelnden durch das klägliche Fiasco ihres Jubiläums im Jahre 1864 ebenſo ſchlagend wie niederſchlagend dargethan, nachdem früher ſchon die engliſche Shakſpeare-Geſellſchaft ihre Arbeit eingeſtellt hatte.

II.

Die Reproduction der Shakſpeare'ſchen Hiſtorien.

Shakſpeare's zweite Heimath, wie Deutſchland gern ſich nennen hört, hat den großen Adoptivſohn, gleich der erſten, engliſchen, mehr in Büchern als auf der Bühne gepflegt, mithin weniger ſeiner Natur gemäß als der ihrigen. Dieſer deutſche Shakſpeare-Cultus iſt jetzt gerade einhundert Jahre alt. Mit dem zweiten Jubeljahr, 1764, begann Wieland's verdienſtliche Ueberſetzung. Gleichzeitig knüpfte Leſſing ſeine Reform des deutſchen Theaters theoretiſch an Shakſpeare. Für Goethe und Schiller wurde er der Durchgangspunkt ihrer erſten eigenen Dichtungen; Götz von Berlichingen und die Räuber ſind der Shakſpeare'ſchen Muſe bluts-verwandt. In der romantiſchen Periode, welche der klaſſiſchen folgte (wie der Mond der Sonne), ſtieg der Shakſpeare-Dienſt noch höher; der britiſche Dichter ſah ſich, nicht ohne Oſtentation und Oppoſition gegen das vaterländiſche Dioskuren-Paar, als der eigentliche Heilige der neuen Schule verehrt. Dafür hat ſich die neueſte Dramatik wieder einiger Maßen von ihm zurückgezogen und ſeine Verherrlichung durch Commentare, Lebensbeſchreibungen und Vorleſungen der gelehrten Welt überlaſſen. Die geſtrengen Herren Hiſtoriographen, Philologen und Philoſophen ſind denn auch dergeſtalt eifrig und fruchtbar an's Werk gegangen, daß wir im dritten Jubeljahr eine Shakſpeare-Literatur beſitzen, ſo umfangreich und vielſeitig, wie ſie kaum ein griechiſcher und römiſcher Klaſſiker aufzuweiſen hat, geſchweige denn ein deutſcher. Gegen das Uebermaß tritt, nach manchem einzelnen Zeichen zu ſchließen, bereits die natürliche Reaction ein. Goethe's Zuruf: Shakſpeare und kein Ende! (den er 1813 wohl weniger an Andere als an ſich ſelbſt richtete) ſchwebt heutzutage auf Vieler Lippen

Daß man uns hierin nicht falſch verſtehe: nicht die Sache, ſondern die Uebertreibung mißbilligen wir; die „Verlorene Liebesmühe“, nicht die Liebe und die Mühe an ſich. In ächt deutſcher Weiſe werden auch in unſerer Shakſpeare-Literatur viele einzelne Beſtrebungen, eine Menge Mittel und Kräfte reſultatlos zerſplittert, ſtatt daß die Summe aller der verſchiedenen Poſten in eines gezogen und das Capital allgemein nutzbar angelegt würde. Dies Ziel ſetzt ſich die deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft, entſtanden 1864; ſie kommt zur rechten Stunde und wird ihr Ziel erreichen, wenn ſie den rechten Weg einhält. Shakſpeare aus der Literatur in das Volk zu führen: das muß die Aufgabe des deutſchen Shakſpeare-Cultus ſein. Und da geht der nächſte Weg denn immer wieder nicht durch Bücher, ſondern über die Bühne.

Gerade ſie, das deutſche Theater, iſt indeſſen bei dem allgemeinen Shakſpeare-Rennen merklich im Rückſtand geblieben. Zuerſt, kurz nach Entdeckung der neuen Welt in der Poeſie, griff man wacker zu, um ſie für die junge Bühne zu erobern. Wer eine Hand im Theater hatte, Schriftſteller wie Schauſpieler, legte ſie an Shakſpeare; von Goethe und Schiller an bis herab zu den Weiße, Gotter und Conſorten. Alle maßgebenden Bühnen, — Hamburg unter Schröder, Mannheim unter Dalberg, Weimar unter Goethe, Berlin unter Iffland, Wien unter Weſt, — führten den neuen Gaſt in einem eigens für ihn bearbeiteten Gewande ein. Daß bei dieſen Bearbeitungen hier und da derb und handwerksmäßig verfahren wurde, lag an dem Geſchmack und an der Bildung der Zeit im Allgemeinen, auch an dem Mangel an Hilfsmitteln zum Verſtändniß des ſchwierigen Fremdlings. Man hielt ſich, kurz und gut, an die Ueberſetzung, ohne ſonderlichen Reſpekt vor dem Original. Im Ganzen aber läßt ſich der erſten Phaſe des Shakſpeare-Cultus auf dem deutſchen Theater eine kühne Rührigkeit und praktiſcher Sinn für das zunächſt Mögliche oder Nöthige nicht abſprechen; ſie brachte manches Stück an's Licht, woran die Mehrzahl heutiger Bühnen mit heiliger Scheu vorbeigeht: ſo Richard II, durch Schröder bearbeitet, Timon von Athen, den Dalberg ſchon 1789 aufführte, die Römerdramen, die bis zur Stunde zu den Ausnahmen, nicht zur Regel des Repertoires zählen, den Sturm, durch Gotter in eine, ſeiner Zeit ſehr populäre Geiſterinſel verwandelt. Solchen Reſultaten gegenüber iſt die Periode der Romantiker eher ein Rückſchritt, als ein Fortſchritt für das deutſche Shakſpeare-Theater geweſen und hat keinen bleibenden Gewinn zurückgelaſſen als den, allerdings unſchätzbaren der Schlegel'ſchen Ueberſetzung. Wenn die Bearbeitung der ehrlichen Alten zu wenig von Shakſpeare übrig ließ, ſo verſahen es die Nachfolger wiederum in dem Zuvielthun: ſie wollten den ganzen Shakſpeare mit Haut und Haar auf die Bretter ziehen; ein Verſuch, der mißlang, wie er mißlingen mußte, wie die eigenen Productionen der

Romantiker auf der realen Bühne mißlangen. Aus ihrem unmuthigen Rückzug entſprang dann die unheilvolle Kluft zwiſchen Literatur und Theater, welche bis jetzt noch nicht ganz ausgefüllt worden, die Vernachläſſigung des Dramas, das gebieteriſche Vordrängen der Oper. Auch dieſe Wendung unſerer Bühnenzuſtände iſt nicht ſpurlos an Shakſpeare vorübergegangen; in und außer Deutſchland hat er ſich in Muſik ſetzen laſſen müſſen. Roſſini's Othello, Bellini's Capuleti, Mendelsſohn's Sommernachtstraum, drei Macbeths (von Chelard, Verdi, Taubert), Nicolai's luſtige Weiber, der Sturm von Halevy, Berlioz' Beatrice und Benedict ſind die an Werth ſehr ungleichen Erzeugniſſe dieſer Richtung, welche ſich in einer ungeheuerlichen Compilation überſchlägt: Verlorene Liebesmühe, der Muſik Mozart's zu Cosi fan tutte als Text untergelegt; ein Monſtrum, das (ſelbſtverſtändlich) nur in Paris das Lampenlicht erblicken konnte, und zwar zur Jubelfeier im Jahre 1864. Als Curioſum ſei erwähnt, daß auch die dritte Theater-Muſe, die Tanzkunſt, ſich Shakſpeare's zu bemächtigen droht; in Berlin iſt ſeit geraumer Zeit „der Sturm" als Ballet in der Luft. Von ſo gewagten Seitenſprüngen in Oper und Ballet das Shakſpeare-Repertoire in einen ruhigen Gang zurückzuführen, giebt ſich das neueſte Theater an manchen, aber vereinzelt daſtehenden Stellen eine verdienſtliche Mühe. Ueberſchlagen wir, im Ganzen und Großen, den Stand der Shakſpeare-Ernte auf der deutſchen Bühne, ſo können wir nur ſagen, daß ſie ſich von Anfang an bis zum gegenwärtigen Augenblicke immer auf denſelben Feldern, das heißt Stücken, bewegt und in einem Kreiſe dreht, der qualitativ dem Mittelpunkt, dem Original, zwar näher kommt, aber quantitativ eher enger, als weiter geworden iſt. Dieſer, weder rühmliche noch tröſtliche Rechnungsabſchluß veranſchaulicht ſich am beſten, wenn wir, nach den Kategorien der alten Herausgeber die Stücke rubricirend, eine tabellariſche Ueberſicht des gegenwärtigen Shakſpeare-Repertoires in Deutſchland hier einſetzen, in welcher unter der erſten Klaſſe die dem allgemeinen Repertoire dauernd gewonnenen Stücke, unter der zweiten die nur auf einzelnen Repertoiren zeitweis erſcheinenden Stücke, unter der dritten die noch gänzlich verlorenen Stücke zuſammengeſtellt werden; wobei wir bemerken, daß wir in die dritte Klaſſe auch ſolche Stücke verweiſen, welche auf einer oder der anderen Bühne als Verſuche aufgetaucht ſind, um wieder zu verſchwinden. Unſere Shakſpeare-Statiſtik ſieht ſich folgender Maßen an:

Komödien	Hiſtorien	Tragödien
Erſte Klaſſe: Allgemeine Repertoire-Stücke.		
Kom. der Irrungen	Richard III	Romeo u. Julia
Viel Lärm um Nichts		Hamlet
Sommernachtstraum		Lear
Kaufmann v. Venedig		Othello
Zähmung der Widerſpänſtigen		Macbeth
Was Ihr wollt		
Wintermärchen		
Zweite Klaſſe: Vereinzelte Repertoire-Stücke.		
Wie es Euch gefällt	König Johann	Coriolanus
	Richard II	Julius Caeſar
	Heinrich IV (2 Theile in Eins)	
Dritte Klaſſe: Verloren gegangene Stücke.		
Sturm	Heinrich V	Titus Andronicus
Beiden Veroneſer	Heinrich VI (3 Theile)	Timon v. Athen
Luſtigen Weiber		Antonius u. Cleopatra
Maß für Maß	Heinrich VIII	Cymbeline
Verlorene Liebesmühe		
Ende gut, Alles gut		
Troilus u. Creſſida		
Perikles		

Hieraus ergiebt ſich; daß von den 37 Dramen Shakſpeare's auf dem deutſchen Repertoire eingebürgert ſind: — 13, von der ganzen Reihe nicht mehr als ein Drittel; dann und wann erſcheinen: — 7, zwei darunter durch gewaltthätige Verkürzung in eines geſchädigt; ganz und gar fehlen: — 17, faſt die Hälfte des Dichters ... Ziffern reden —! —

Am ſchlechteſten von den drei Gattungen kommen in der Bilance die Hiſtorien weg, zu denen wir nach unſerer, auch für unſere nächſten Zwecke nicht unnöthigen Ueberſicht zurückkehren. Während von den Tragödien und Komödien doch die Hälfte auf dem Repertoire ſteht, hat von den engliſchen Königen die deutſche Bühne einen Einzigen erobert, — freilich einen Löwen, — Richard III. Richard II, Heinrich IV, Johann erſcheinen hier und da, ſelten. Heinrich V iſt vor geraumer Zeit einmal und nur auf einer Bühne (Breslau) aufgeführt worden. Von Heinrich VI und Heinrich VIII haben wir nirgends eine Spur gefunden. „Der hiſtoriſche Shakſpeare ruht noch im Grabe", ſo können wir ohne Ueberſchwänglichkeit ausrufen. Und gewiß iſt es weder zufällig, noch bedeutungslos, daß gerade das geſchichtliche Drama des großen Briten unter uns vernachläſſigt worden. Das deutſche Klima war in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und im erſten Viertel des jetzigen der hiſtoriſchen Kunſt nicht günſtig, weder in der Poeſie, noch in der Malerei. Der Wind wehte von der philoſophiſchen Seite. Dieſer Richtung entſprechend, ſtanden auch die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, die gegenwärtig einer hohen Blüthe in Deutſchland ſich rühmen dürfen, in jener Zeit noch im Hintergrunde.

Indeſſen hat kein Geringerer als Schiller ſchon vor langen Jahren die Wichtigkeit der Hiſtorien für die deutſche Bühne erkannt; ob mit der Spürkraft des Dramatikers, oder aus feiner Ahnung deſſen, was ſeiner eigenen Dichtung am meiſten abgeht, ſtehe dahin. Unter dem 28. November 1797 ſchreibt er aus Jena an Goethe in Weimar: „Ich las in dieſen Tagen die Shakſpeare'ſchen Stücke, die den Krieg der zwey Roſen abhandeln, und bin nun, nach Beendigung Richard's III, mit einem wahren Staunen erfüllt ... Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, dieſe Suite von acht Stücken mit aller Beſonnenheit, deren man jetzt fähig iſt, für die Bühne zu bearbeiten. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden." Worauf Goethe, in ſeiner Jugendliebe zu Shakſpeare zwar abgekühlt, doch zuſtimmend, am folgenden Tage antwortet: „— Ich wünſche ſehr, daß eine Bearbeitung der Shakſpeare'ſchen Productionen Sie anlocken könnte. Da ſo viel ſchon vorgearbeitet iſt, und man nur zu reinigen, wieder auf's neue genießbar zu machen brauchte, ſo wäre es ein großer Vortheil." —

Faſt ſiebenzig Jahre ſpäter hat die Weimariſche Bühne das Vermächtniß in dem Teſtament ihrer ehrwürdigen Erzväter angetreten. Zum dritten Jubelfeſt der Geburt Shakſpeare's ging der Cyclus ſeiner Hiſtorien zum erſten Mal in zuſammenhängender Darſtellung, während der Woche vom 23. bis zum 30. April 1864, über die Bretter. Obgleich Unternehmer des Wagniſſes, dürfen wir doch deſſen günſtigen Erfolg, weil er Thatſache, berichten; müſſen aber, ebenfalls als Thatſache, hinzufügen, daß bisher nur auf zwei weiteren Bühnen, Leipzig und Mannheim, dieſer Erfolg ſich wiederholt hat. Sind Schiller und Goethe deswegen zu falſchen Propheten geworden? Wir glauben nicht. Sie dachten wohl nicht an eine Epoche, wie „Die ſchöne Helena" ſie macht, welche mit der Raſchheit einer anſteckenden Seuche über alle Theater in und außer Deutſchland ſich verbreitet; nicht an diejenigen Vortheile, welche die Aufführung von Haſenfuß, Eſelshaut oder Hirſchkuh der Kunſt und dem

Publikum gewährt. Ihnen ſchwebte überhaupt eine andere Entwickelung des deutſchen Theaters vor, als die gegenwärtige, und in derſelben eine tiefe, allgemeine Wirkung des Shakſpeare'ſchen Cyclus. Welche Anregung ihrem eigenen Dichter-Frühling von Shakſpeare gekommen war, empfanden und geſtanden ſie ausdrücklich, mehr als einmal. Er wurde ihnen auch in ſpäterer Zeit wieder lebendig, da ſie ſich auf dem Weimariſchen Theater mit ſeiner Pflege beſchäftigten. Wenn ſie dabei dem Hiſtorien-Cyclus fern blieben, — Richard III nicht ausgenommen, den Schiller der griechiſchen Tragödie gleich achtet, — ſo geſchah dies, weil ihnen die Tragödien näher lagen und vollauf zu thun gaben. König Johann allein wurde ſchon 1791 gegeben. Die Erweckung des hiſtoriſchen Shakſpeare in ſeiner Totalität mußten ſie einer hiſtoriſcher geſtimmten Zeit überlaſſen, und als Wegweiſer in eine ſolche mag Schiller den engliſchen Meiſter erkannt haben, ſeine „Suite“ als eine Vorſchule des hiſtoriſchen Dramas in Deutſchland, Dichter, Darſteller und Zuſchauer für dies höchſte Ziel nationaler Kunſt und Poeſie erziehend. Von ihm ſoll der Dichter lernen, wie man geſchichtliche Wahrheit und dichteriſche Freiheit unlösbar mit einander verbindet; wie man Charaktere bildet; wie man Gruppen und Maſſen bewegt und bewältigt; wie man durch den kleinſten Zug, der Natur abgelauſcht oder der einfältigen Erzählung des Chroniſten entnommen, größere Wirkung erzielt, als durch lange Tiraden und ſtudirte Theater-Effekte. Nach ſeinen hiſtoriſchen Köpfen zeichne der junge Mime (jetzo verdammt nach der Poſſen-Schablone zu handwerkern) wie der Maler nach dem Act, der Bildhauer nach der Antike. In ſeiner unvergleichlichen National-Galerie lerne das Volk die eigene Geſchichte und das Vaterland lieben, laſſe ſich ergötzen, erheben, erſchüttern, in wechſelvollem Eindruck, wie nur das

Leben ſelbſt ihn bietet, und finde den Glauben wieder an die Sendung und die Würde der populärſten Kunſtanſtalt, der tief entweihten Schaubühne. Wahrlich, es ſtünde beſſer um ſie, als es ſteht, wenn, dem Wink Schiller's und dem Wunſch Goethe's Folge leiſtend, das deutſche Drama in die Fußtapfen der Shakſpeare'ſchen Hiſtorie getreten wäre, ſtatt bald das hohe Pathos Schiller's in hohle Phraſe, bald das Fatum des Aeſchylos in eine moderne Schickſalstragödie zu karikiren, oder aus der Scylla des Bücherdramas in die Charybdis des Tendenzdramas zu fallen. Mit allem Suchen und Verſuchen iſt unſere dramatiſche Dichtkunſt an Ziel und Weg zuerſt irre geworden, dann ermüdet, gegenwärtig zu völligem Stillſtand gelangt. Von Jahr zu Jahr wiederholen ſich die Mißernten auf dieſem Felde, dem wichtigſten des Nationaltheaters, ſo daß das Repertoire dem offenen Bankerott gegenüberſteht. Die Werke unſerer Klaſſiker, ſo unvergänglich ihre Blüthe in der Nationalliteratur iſt, genügen nicht mehr dem täglichen Bedarf und dem berechtigten Verlangen nach Neuigkeiten auf der Bühne; es ſind ihrer zu wenige, an der Zahl, und dieſe wenigen werden ſeit einem Jahrhundert ausgebeutet. Wie lange kann es dauern, bis die Dichtungen Leſſing's, Goethe's, Schiller's, bis auch Shakſpeare's Tragödien und Komödien, ähnlich Corneille und Racine auf dem théâtre français, nur noch durch ein Darſtellungs-Genie wie die Rachel fruchtbar zu machen ſind? Was dann? Woher der Nachwuchs? Wo die poſitiven Anfänge einer neuen Aera, welche die unverkennbare Kriſis unſerer Schaubühne von der Auflöſung ab- und in geſunde, organiſche Neubildungen hinüberleiten?

Solche Anſchauungen mögen äußerſt hypochondriſch oder doctrinär ſich ausnehmen vom ſelbſtzufriedenen Standpunkt der goldenen Theaterpraxis, welche, auf der Bühne wie im Zuſchauerraum, von der Hand in den Mund, von einem

Abend zum anderen lebt. Daß ſie nicht unbegründet ſind, zeigt ein einziger Blick auf das herrſchende Repertoire, vom vornehmſten Hoftheater an bis hinunter in die wildeſte Sommerbühne. So notoriſch iſt, in Verbindung mit der Ungunſt äußerer Verhältniſſe, die Heilloſigkeit der gegenwärtigen Theater-Zuſtände geworden, daß in dieſer Heilloſigkeit die Bürgſchaft einer nahen Heilung liegt. Täuſchen wir uns nicht, ſo wird die Wendung zum Beſſeren von derſelben Seite kommen, woher das Verderbniß gekommen iſt: — von der Oper. Haben ihre Uebergriffe und Auswüchſe die harmoniſche Kunſtentwicklung in der zweiten Periode unſeres Theaters*) geſtört, ſo ſcheint ſie jetzt durch Einlenken auf natio-

---

*) Zur Erklärung, nicht um in einer Anmerkung die Geſchichte des deutſchen Theaters zu ſchreiben, nur ſo viel. Wir möchten die erſte Periode des deutſchen National-Theaters datiren vom Geburtstag der Leſſing'ſchen Dramaturgie bis zu Goethe's Rücktritt (1. Mai 1767 bis 13. April 1817). Dieſe Periode iſt der Frühling der jungen Anſtalt; die drei Klaſſiker erbauen ſie, Jeder ſehr charakteriſtiſch für ſeine ganze Richtung, Leſſing auf dem nationalen Princip, Goethe auf dem künſtleriſchen, Schiller auf dem ſittlichen. Ihnen zur Seite, ebenbürtig und gleichberechtigt, erheben ſich Gluck und Mozart in der Oper. Auch die untergeordneten Gattungen, bürgerliches Schauſpiel, Luſtſpiel, Singſpiel, ſtehen in vielverſprechender Blüthe. Seiner äußerlichen Stellung nach iſt das Theater aus dem Wanderleben der Prinzipalherrſchaften übergegangen in den feſten Verband des Hoftheaters; es ſteht unter dem Schutze, aber noch nicht unter der Botmäßigkeit der Höfe, ſeine Leitung liegt an allen maßgebenden Orten in den ſachverſtändigen Händen dramatiſcher Schriftſteller und Künſtler.

In der zweiten Periode entwickelt ſich das excluſive Hoftheater, an deſſen Spitze die kunſtfremde Hofcharge tritt. Dieſe Zeit pflegt in den Annalen der deutſchen Schaubühne nale Bahnen und künſtleriſche Ziele das Correctiv dieſes Uebels und zugleich den Durchgangspunkt in eine neue Phaſe darbieten zu wollen. Wie denn überhaupt ſich wahrnehmen läßt, daß in Deutſchland die Oper dem Drama bisher überlegen geweſen iſt, z. B. Gluck's klaſſiſche Oper dem klaſſiſchen Schauſpiel Goethe's, Weber's romantiſche Oper der romantiſchen Tragödie Schiller's; vielleicht weil die Oper ſich nicht an ſo viele äußerliche Bedingungen knüpft, wie das Drama; vielleicht, weil der deutſche Geiſt, ſeiner urſprünglichen An-

---

als ihre Glanzepoche, ihr üppiger Sommer gerühmt zu werden, während ſie in der Politik als Reſtaurationszeit berüchtigt iſt. Es iſt die Zeit, wo bei völliger Windſtille im politiſchen Leben, unter einem wolkenlos blauen Friedenshimmel, das Theater den einzigen Tummelplatz der öffentlichen Meinung abgiebt; in welcher jede große Sängerin „ein Ereigniß" heißt; in welcher Sabine Heineſetter, gelegentlich ihrer Entweichung aus Kaſſel, in der Londoner und Pariſer Preſſe drucken läßt: Europa möge zwiſchen ihr und dem Kurfürſten von Heſſen entſcheiden. Im Repertoire ſtellen Oper und Ballet das Drama in Schatten. Die literariſche und künſtleriſche Entwickelung verſchwindet mehr und mehr in Aeußerlichkeiten; Schaugepränge ſoll den Mangel inneren Lebens verdecken. In dieſer Richtung wetteifern die Höfe und Hauptſtädte nicht nur erſten, ſondern auch zweiten Ranges; Braunſchweig, Darmſtadt, Kaſſel beſitzen vorzügliche Opern, an Stelle der beſcheidenen Schauſpielhäuſer der alten Zeit werden koloſſale Paläſte erbaut, in deren Dimenſionen das recitirende Schauſpiel ſich verlieren muß.

Das auflöſende Element in dieſem Prozeß ſind die ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Umwälzungen, die von 1830 bis zur nächſten Gegenwart in faſt ununterbrochener Reihe Europa erſchüttern. Das allgemeine Intereſſe wendet ſich vom Theater ab; die überreichen Kräfte und Mittel, die ihm vor der Kataſtrophe zugefloſſen, verſiegen. Sich ſelbſt überlaſſen, muß lage nach, origineller und energiſcher im muſikaliſchen Drama als im poetiſchen ſich ausdrückt. So ſteht auch im Augenblick die Oper der ſogenannten Zukunftsmuſik nicht an volksthümlicher Wirkung allein, ſondern an Intentionen über dem Drama der Zeitgenoſſen, und mag man über ihren Kunſtwerth ſo hoch oder ſo niedrig denken, wie man eben will — ihre ſymptomatiſche Bedeutung kann von Niemandem unterſchätzt werden. Sie lehnt ſich an die nationale Sage an und ſchöpft aus ihren tiefſten Quellen, während ſie in künſtleriſcher Beziehung nach voller Einheit und ſtrengem Styl

---

die Schaubühne mit dem Strome ſchwimmen: das künſtleriſche, ſittliche, nationale Prinzip wird verdrängt durch die Speculation, der Unterhaltungszweck verſchlingt die Kultur- und Bildungszwecke. Das bezeichnendſte äußere Erzeugniß dieſer Uebergangs-Epoche iſt, neben den Theater-Agenturen, die Sommerbühne, zugleich der Gegenſatz des excluſiven Hoftheaters. In den Kunſtgattungen charakteriſirt ſich dieſelbe durch den wuchernden Auswuchs der Oper in die „große" Oper, des Singſpiels in die Couplet-Poſſe, des Schauſpiels in das Schauſtück: die Kunſtformen ſind flüſſig geworden und gehen ſtyllos in einander über.

Mitten in dieſer Kriſis, wenn nicht in deren letztem Stadium, befinden wir uns jetzt. Sie kann, zuſammenfallend mit den ungeheueren Veränderungen der Weltlage im Allgemeinen, der deutſchen Zuſtände im Beſonderen, zur völligen Auflöſung der Schaubühne als einer nationalen Kunſtanſtalt führen. Es kann aber auch, wenn die neue Zeit neue Talente erweckt, und wenn man an die Einigungs- und Reinigungs-Beſtrebungen im politiſchen Leben das Bühnenleben anzuknüpfen verſteht, in den Neubau des deutſchen Staates der Neubau eines deutſchen Nationaltheaters, vom Hofe emancipirt und unter den Schutz des Staates geſtellt, hineinconſtruirt werden. Von dem Beginn deſſelben würde dann die dritte Epoche der deutſchen Schaubühne datiren.

ringt; ein charakteriſtiſcher Unterſchied von dem Eklekticismus der ſogenannten großen Oper, die von Nationalität nichts weiß und kein höheres Ziel verfolgt, als den Effekt. Unſtreitig ſind es jene Eigenſchaften, welche der neuen Richtung durch einen vielleicht unbewußten Zug die Sympathie des Volkes erwerben, das ihren ſchwer verſtändlichen und anſpruchsvollen Werken mit unläugbarer Hingabe folgt. Berückſichtigen wir dabei, daß auch in verwandten Künſten, in Malerei und Plaſtik, gerade die größten und weitläufigſten Erzeugniſſe nationaler Richtung, wie die Bilder-Cyclen eines Cornelius, Kaulbach, Schwind, und Meiſter Rietſchel's Luthergruppe, die ausgebreitetſte Theilnahme finden, ſo ſcheint es ſicher nicht das Volk zu ſein, welches auf der Bühne die Fremdherrſchaft und die ſchmachvolle Deſpotie der frivolen Bagatelle verſchuldet. Im Gegentheil: Augenzeuge und ſelbſtthätiger Theilnehmer an märchenhaft wunderbaren Ereigniſſen, wird es auch auf ſeiner Bühne einen „höheren Flug der Kunſt," geſchichtlichen Inhalt und entſprechend breite, freie Form nicht fliehen, ſondern ſuchen. Wagt es nur, ihm Großes zu bieten, und ihr werdet den ernſten, wahrhaft gebildeten Theil der Nation in das Theater zurückführen, der ſich von der jetzigen, ſittlichen und künſtleriſchen Verwahrloſung deſſelben voll Entrüſtung und Ekel abwendet. Pflegt das klaſſiſche, das hiſtoriſche, das nationale Drama, und wo euch die zeitgenöſſiſche Production im Stich läßt, zieht die vergangene, die fremde herbei. Immer beſſer, ihr borgt bei Sophokles, Shakſpeare, Molière, als bei der parodiſtiſchen Operette und dem Demi-Monde-Drama, dieſen beiden tiefbezeichnenden Kunſtpflanzen des Empire!

Dieſer Gedankengang war es, der uns zuerſt auf die Shakſpeare'ſchen Hiſtorien führte. Wir glaubten, wir glauben noch, ihre Zeit ſei gekommen, und ſie können nicht nur einem augenblicklichen Mangel im Repertoire oder der Verherrlichung eines einzelnen Feſttages im Theater-Kalender dienen, ſondern vielmehr: allgemeinen, höheren und höchſten Zwecken der Kunſt. Aus derſelben An- und Abſicht bieten wir ſie dem leſenden Publikum, in gleicher Geſtalt, wie wir ſie auf die Bühne gebracht haben. Letzteres, ihre Aufführung, war in gewiſſem Sinne vielleicht ein geringeres Wagniß, als das jetzige, die Veröffentlichung im Druck. Ein Theater-Manuſcript auf dem Leſetiſch ſieht aus, wie die Bühne bei Tageslicht; man blickt in die Couliſſen und Flugwerke hinein und geht mit verlorenen Illuſionen davon, wenigſtens mit einem anderen Eindruck, als man ihn Abends zuvor an derſelben Stelle gewonnen. Dies eigenthümliche Verhältniß nöthigt uns, die Methode unſerer Bearbeitung und Einrichtung mit einigen Aufklärungen zu rechtfertigen.

Die Vorfrage, ob Shakſpeare überhaupt bearbeitet werden dürfe, müſſe oder könne, berühren wir kaum. Sie gilt, nach dem Vorgang aller Autoritäten, für erledigt. Auch die ſtrenggläubigſte Shakſpeare-Gemeinde wird ein Stück ihres Dichters auf der Bühne nicht in derjenigen Geſtalt begehren oder nur ertragen, in welcher es von ihm geſchrieben, auf ſeinem Theater dargeſtellt wurde*). Das wirkliche Theater iſt ein ſo mannigfach zuſammengeſetzter und bedingter Organismus, daß jede Zeit und jede Nation ihm ihr eigenes Gepräge unauslöſchlich aufdrückt, wie umgekehrt, nach des Meiſters berühmtem Ausdruck, das Theater dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zeigen ſoll. Demgemäß haben wir zunächſt die Hiſtorien, — obgleich ſie weniger als Tragödien und Komödien gegen Form und Ton der modernen Geſellſchaft verſtoßen, — auf die conventionellen Bedingungen der heutigen Bühne geſtellt; eine Aufgabe, welche, wenn wir den Vergleich mit Michel Angelo's jüngſtem Gericht wiederholen dürfen, in deſſen Geſchichte ihre Parallele findet. Michel Angelo hatte bekanntlich ſeine Geſtalten alle nackt gemalt; Daniel de Volterra mußte ihre Blößen zudecken. Unſtreitig zu großem Jammer der Kenner und Feinſchmecker; ob aber auch zum Schaden des Werkes? Es giebt natürliche Nuditäten, künſtleriſche Cruditäten, die ſo wenig eine Kirche, als die Bühne erträgt.

---

*) Dazu würde unter Anderem auch gehören die Darſtellung weiblicher Rollen durch Männer, und welcher Shakſpeare-Fanatiker ertrüge eine ſchlecht raſirte Ophelia, oder Juliet, im Mutiren begriffen? Man wende uns nicht ein, dieſe Eigenthümlichkeit ſei eine zufällige. Es gehört zum Weſen des Shakſpeare-Theaters ſowohl, daß Männer die Frauenrollen ſpielen, als daß im Zuſchauerraum Frauen von Stand und Ehrbarkeit nur maskirt, incognito erſcheinen. Ohne dieſen, in der geſellſchaftlichen Sitte begründeten Gebrauch wäre die Freiheit des Shakſpeare'ſchen Dramas und Luſtſpiels of-

Auch in ſolchen Auslaſſungen, welche Epiſoden in der Handlung, Nebenfiguren, ſpezifiſch engliſches und hiſtoriſches Detail betreffen, werden wir ſchwerlich einem Widerſpruch begegnen. Desgleichen nicht in der Zuſammenlegung analoger Scenen, in der ſtrafferen Gliederung des Ganzen und im Zuſpitzen der Akt- und Scenen-Schlüſſe. Dieſe Aenderungen erſtrecken ſich ſämmtlich nur auf die Technik der Hiſtorien — vom heutigen Standpunkt betrachtet, ihre ſchwache Seite — oder ſie ſind als unerläßlich begründet durch die Verſchiedenheit unſerer Bühne von der Bühne Shakſpeare's. Die letztere in ihren oft beſprochenen Einrichtungen ſklaviſch

---

ſenſte Unzucht. Vielleicht gewänne unſer geknebeltes Luſtſpiel, wenn wir einmal ein Luſtſpiel Theater ausſchließlich männlichen Geſchlechts verſuchten!

nachahmen, kann Gegenſtand eines intereſſanten Experiments vor einem Parterre von Shakſpeare-Gelehrten ſein, aber ſicher nicht die Aufgabe der realen Bühne. Selbſt die vielbelebte Emporbühne wird in den meiſten Fällen ſich nur als Nothbehelf erweiſen, mit dem wir nicht ausreichen. Unſer Theater fordert Decorationen und deren Wechſel, beſtimmte und wirkſame Abſchlüſſe der Handlung in ihren, durch Scenenwechſel oder den Vorhang bezeichneten Abſchnitten; einen Aufwand äußerer, die Illuſion unterſtützender Mittel, welche unſer verwöhntes Publikum nicht mehr entbehren kann. Das Alles kannte Shakſpeare nicht, hatte es nicht, oder brauchte es nicht, da ſeine Stücke ohne Zwiſchenacte, in einem Zuge weg, vor einem, in den Rahmen der Bühne mithineingezogenen Publikum, oft mit Cumulation verſchiedener Rollen auf einen Darſteller, geſpielt wurden. Hätte Shakſpeare die Mittel unſerer Bühne beſeſſen, er würde ſie ohne Zweifel angewendet haben; ſpottet er doch nicht ſelten recht herbe über die Armuth der ſeinigen. Auch die Mängel ſeiner Technik hat ſein feiner Formenſinn unſtreitig tief empfunden. Allein für die Hiſtorie wäre eine geſchloſſene, ſtreng regelrechte Form zweckwidrig, ſogar unmöglich geweſen. Daß er ſich ihr in den Werken reiferen Alters mehr und mehr nähert, iſt bekannt und gewiß nicht zufällig. Im Uebrigen ſteht auch gar nicht zu ermitteln, wie viel von Aeußerlichkeiten, wie die Eintheilung in Acten und Scenen, die Reihenfolge derſelben u. ſ. w., auf Shakſpeare's Rechnung und auf die ſeiner Herausgeber fällt. Seine Stücke ſind nach Theater Manuſcripten gedruckt und ſolcher Geſtalt uns überliefert worden. Wer jemals, auch in unſeren Tagen, ein ſolches in der Hand gehabt hat, mit den Zeichen des Souffleurs oder Inſpicienten bedeckt, durch Improviſationen oder Striche der Darſteller, zuſammengeklebte Seiten und verworrene Hinweiſungen zu einem wahren Chaos verwandelt, der weiß, was er von der Zuläſſigkeit, Correctheit und Integrität eines Theater-Codex halten ſoll; um wie viel mehr in einer Zeit, welche von der Ordnung unſerer Bühnen-Wirthſchaft kaum einen entfernten Begriff hatte!

So weit alſo, wie unſere Bearbeitung auf Streichen oder Einrichten ſich beſchränkt, wird ſie, ſelbſt vor ſchwierigen Richtern, ein mildes Zugeſtändniß an das Nothwendige erwarten dürfen. Schlimmer ſteht unſere Sache, wo es ſich 7. um eigenes Zuſetzen handelt. Und doch haben wir auch dieſes an einzelnen Stellen für unerläßlich gehalten. Die Bearbeitung eines Dichters ſoll, unſeres Erachtens, dichteriſche Reproduction ſein, kein mechaniſcher Act, den auch die Bleifeder eines erfahrenen Regiſſeurs vollziehen könnte. Indeſſen unterſcheiden wir dabei zwiſchen organiſchen, das Weſen einer Dichtung ändernden Umbildungen — wie ſie nicht allein Schröder, Weiße, Gotter, ſondern auch Goethe und Schiller Shakſpeare gegenüber ſich haben zu Schulden kommen laſſen — und zwiſchen Nachbildungen einzelner, ſchadhafter oder mangelnder Theile, durch welche nicht ein neues, ſondern nur ein ganzes Kunſtwerk hergeſtellt wird. Unſere Thätigkeit nach dieſer Richtung vergleicht ſich der Reſtauration einer antiken Statue. Den Kenner wird das Fehlen eines Armes, einer Naſe, einiger Fußzehen nicht ſtören; im Gegentheil, er findet einen Reiz in dieſem Mangel, und nur in dem fremden Erſatz ein Aergerniß. Anders das große Publikum. Ihm wird das Kunſtwerk ungenießbar, welches Fragment, Torſo iſt; ſein Blick unterſcheidet auch nicht zwiſchen Original und Zuſatz, ſelbſt wenn dieſer aus unedlerem Material beſteht, er hält ſich an das Ganze. Dieſen Standpunkt, der demjenigen eines gemiſchten Theater-Publikums gleichkommt, haben wir bei unſerer Reproduction im Auge gehabt, und ein Muſter dazu, auf welches wir uns — die Differenz des Geleiſteten bei Seite geſetzt — unbedingt beziehen dürfen, Shakſpeare ſelbſt. Auch er hat ſich, wenn er nach älteren Vorlagen arbeitete, nicht damit begnügt, hier und da eine Zeile auszulaſſen, einen verſtümmelten Vers herzuſtellen, die Scene energiſcher zu führen; er ſchreibt das ganze Stück um, fügt Perſonen hinzu, wie er deren beſeitigt, vereinfacht oder vervielfacht die Handlung, je nachdem es ihm nöthig dünkt, macht oft aus einem einzigen Ausruf, einem Ach! und Oh! einen ganzen Monolog und zieht an anderer Stelle eine lange Scene in eine Zeile zuſammen. Seinem Beiſpiel folgen wir. Wir wagen uns nirgends an den Grundgedanken und den Plan ſeiner Dichtungen; wir ändern ſeine Charakteriſtik und ſeine Compoſition nicht, wir rühren auch nicht an das Colorit ſeiner Sprache, ſo weit ſich dasſelbe mit der Bühnenbeleuchtung verträgt. Aber wo die Handlung unvermittelte Sprünge macht, fügen wir ihr ein verbindendes Glied, eine Motivirung ein; wo ſie ſtockt, beſchleunigen wir ihren Gang, und laſſen ſie, in Monologen, ſtillſtehen, wenn ſie einen Ruhepunkt erheiſcht. Was er erzählt, ſetzen wir zuweilen in Handlung um, während wir untergeordnete Partieen der Handlung in Erzählung ausarbeiten. Wir fügen ſeinen Charakteren einen Zug hinzu, ſetzen helleres Licht auf oder mildern eine ſcharfe Linie, wie es unſerer Empfindungsweiſe entſprechend ſchien. Alles dies, wir wiederholen es, vom Standpunkt des heutigen deutſchen Theaters. Weswegen wir, wie für das Original, ſo für unſere Copie der Hiſtorien, an die Bühne appelliren; namentlich vom gedruckten Buche, aus welchem der Unterſchied beider ungleich ſchärfer hervortreten wird, als in der Darſtellung.

Gleiche Freiheit wie mit Shakſpeare haben wir uns mit

Schlegel genommen. Wir ſind keineswegs blind für die hochpoetiſche Farbe ſeiner trefflichen Ueberſetzung, für die Kühnheit ihrer Satzbildung und Wortumſtellung, für ihre ausdrucksvolle Kraft und ihre discrete Treue. Dennoch behandeln wir ſie, unſeren Zweck verfolgend, mit großer Freiheit. Auf den Brettern iſt Deutlichkeit der Rede erſtes Erforderniß. Während der Leſer auf eine dunkle Stelle zurückkommen kann, um ſie ſich klar zu machen, und in dieſem Eindringen in die Sprache des Dichters einen hohen Genuß findet, verliert der Zuhörer ſofort den Zuſammenhang, bald den Faden, wenn das raſch vorüberrauſchende Wort nur ſein Ohr, nicht ſein Verſtändniß trifft, oder wenn in zu gewagten Bildern der Gedanke des Dichters ſich verſteckt. Dieſelbe Rückſicht muß dem Schauſpieler gegenüber walten. Aus dieſen zwei Geſichtspunkten wolle man unſere durchgreifende Aenderung des Schlegel'ſchen Textes beurtheilen. Daß wir ihn weder in eine ſogenannte fließende Sprache verwäſſern, um ihn dem Darſteller mundgerecht zu machen, noch mit moderner Farbe übertünchen, dem Zuſchauer zu gefallen: — das wird man uns einräumen, wenn man eingehend und unbefangen vergleicht.

Wir ſchließen mit einigen Winken und Wünſchen, die Auffaſſung und Benützung unſerer gedruckten Hiſtorien-Ausgabe betreffend.

Dieſelbe ſetzt bei dem Leſer gar nichts voraus, durchaus keine Kenntniß Shakſpeare's, weder im Original, noch in der Ueberſetzung. Erfahrung hat uns gelehrt, daß die Verehrung Shakſpeare's ungleich verbreiteter iſt, als die Bekanntſchaft mit ihm, und daß die vielgebrauchte Phraſe, Schlegel habe ihn zum Gemeingut des deutſchen Volkes gemacht, in der Praxis gar oft Lügen geſtraft wird. Inſonderheit ſind die Hiſtorien für Viele eine neue Welt, weil ſie im Bücherſchrank, nicht auf der Bühne ſtehen. Deshalb geben wir ſie wie vollkommen neue Stücke, begleitet von Anmerkungen, welche dem Kenner unſtreitig ſehr trivial und banal erſcheinen, von Parentheſen, die nur den Schauſpieler, nicht den Leſer intereſſiren, und von Anweiſungen, die ſich ſpezifiſch auf das Theater beziehen. Unſere Abſicht war eben eine doppelte: die Bühne ſoll die Bücher als fertige Theater-Manuſcripte gebrauchen können, der Leſer die Stücke ſo klar vor ſich haben, als würden ſie ihm dargeſtellt. Durch dieſen zwiefachen Zweck hat unſer Werk nach einer Seite einen handwerksmäßigen Anſtrich bekommen, und nach der anderen, durch zahlreiche Wiederholungen und Weitläuftigkeiten, die unbequeme Geſtalt einer Volksausgabe eines fremden, ſchwerverſtändlichen Dichters. Um wenigſtens äußerlich dieſe verſchiedenen Seiten aus einander zu halten, geben wir, zuerſt und für ſich allein, die Stücke ſelbſt, verweiſen die ſachlichen und hiſtoriſchen Erklärungen hinter den Text, und liefern die ſceniſchen wie die dramaturgiſchen Anmerkungen im Anhang. Auf dieſe Weiſe iſt die Anſicht der Dichtungen nicht durch fremdes Geſtrüpp und Beiwerk unterbrochen. In letzterem wird manche Einzelheit, wie ein Datum oder eine Ortsbeſtimmung, pedantiſch erſcheinen; indeſſen thut dergleichen oftmals ſeinen guten Dienſt, indem es das Bild des Ganzen fixiren und beleuchten hilft.

Dabei ſei noch Eines ausdrücklich hervorgehoben: unſere Arbeit iſt eine Copie, eine Reſtauration. Sie macht keinerlei Anſpruch auf Originalität, auf Verdienſte um Textkritik oder Quellenforſchung, auf Neuheit der Auffaſſung, auf Vollſtändigkeit des Materials der Erklärung. Im Original-Text folgt ſie Delius, in der Ueberſetzung Schlegel, in der hiſtoriſch-politiſchen Anſchauung Gervinus, in äſthetiſcher Auffaſſung Ulrici, in populärer Behandlung Kreyſſig, in den Erläuterungen engliſchen Herausgebern, namentlich Malone und Knight. Daß dieſe Vorarbeiten ſelbſtſtändig benützt, nicht geplündert worden ſind, wird der Sachverſtändige auf den erſten Blick ſehen; ſie an einzelnen Stellen anzuziehen, dürfte überflüſſig erſcheinen im Hinblick auf den nächſten praktiſchen Zweck: Citate paſſen nicht in eine Volks- und Bühnen-Ausgabe.

Wir beginnen dieſelbe mit der, nach chronologiſcher Ordnung zweiten Hälfte des Cyclus, mit Heinrich VI. Nicht ſowohl, weil auch Shakſpeare mit dieſer Halbſcheid begonnen, als wiederum aus einem praktiſchen Grunde. Richard III iſt auf dem Repertoire aller, überhaupt in Betracht kommender deutſcher Bühnen. Deshalb knüpfen wir an ihn, den einzigen vorhandenen Punkt, zunächſt an und geben denjenigen Theil des Werks, der, als Vor- und Unterlage zu Richard III, am leichteſten und nutzbarſten auf das Theater gebracht werden kann. Die zweite (eigentlich erſte) Hälfte des Cyclus, Richard II bis Heinrich V, wird nicht auf ſich warten laſſen, wenn dieſe erſte freundliche Aufnahme findet.

Gehet denn hin, ihr drei verlorenen, wiedergeborenen Werke, und macht euch auf euren ſchwierigen Weg. Pocht zuerſt an die Pforten der deutſchen Schauſpielhäuſer, die der ernſten Muſe ſo feſt verſchloſſen zu ſein pflegen, und dann an die Fenſter der ſtillen Dichter- und Schauſpieler-Zellen, deren heilige Nachtarbeit durch höhere Ideale erleuchtet wird, als eine reiche Tantième, Rittergüter oder Ritterorden, eine Schatulle voll Diamanten oder Staatspapiere. Wir ſtellen euch auf das öde Brachfeld der Bühne als Meßſtangen und Richtungsfähnlein, diejenige Bahn zu bezeichnen, welche die dramatiſche Dichtkunſt bei ihrer Rückkehr einſchlagen kann. Wählt ſie andere, eigenthümliche Pfade, oder geht ſie über unſere Vorarbeit hinweg, um den unſterblichen Dichter in reinerer und vollkommnerer Geſtalt wiederzugeben, als wir es vermocht: — nun, wir werden uns zu beſcheiden wiſſen, und des glücklichen Reſultats um deswillen nicht weniger froh ſein, weil es unſere Anfänge überflüſſig macht. Uns erſcheint — um Kleines mit Größtem zu vergleichen — das Verdienſt eines Columbus dem Ruhm des Amerigo vorzuziehen; wir möchten eine neue Welt lieber entdecken, als der entdeckten unſeren Namen gegeben ſehen.

Weimar, an Goethe's Geburtstag, 28. Auguſt 1866.

Franz Dingelſtedt.

König Heinrich der Sechſte

Erſter Theil

Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen
von Shakſpeare

nach Schlegel's Ueberſetzung frei bearbeitet

von

Franz Dingelſtedt.

Einleitung.

Heinrich der Fünfte war nach kurzer aber glänzender Regierung (1413—1422) auf einem letzten Heereszug nach Frankreich zu Vincennes am 31. Auguſt 1422 geſtorben. Er hinterließ die Krone ſeinem Sohne Heinrich dem Sechſten (geboren am 6. Dezember 1421, alſo mit acht Monaten König). Während deſſen Minderjährigkeit zerriſſen Partei- und Familien-Kämpfe England im Innern, und in Frankreich gingen die eroberten Provinzen, eine nach der anderen, bis auf Calais, durch die Erhebung des Volkes unter der Jungfrau von Orleans Führung ſchmählich verloren. Auch nach erlangter Mündigkeit vermochte Heinrich VI, der ſchwache Sohn eines Heldenvaters, von Natur zum Frieden und zu beſchaulicher Frömmigkeit geneigt, weder Sieg nach Außen, noch Eintracht und Ordnung im Innern herzuſtellen. Die Zerwürfniſſe zwiſchen ſeinen nächſten Anverwandten — (Herzog von Gloſter, ſein Oheim, und ſein Großoheim, Cardinal von Wincheſter) — und die Intriguen ſeines Vetters, des Kronprätendenten Herzogs von York, wühlten ungehindert weiter. Mit Frankreich wurde 1445 ein fauler Frieden geſchloſſen, und durch die Verlobung Heinrich's mit Margaretha von Anjou, Tochter Rainer's, Titular-Königs beider Sicilien und Jeruſalems, Muhme König Ludwig's XI von Frankreich, beſiegelt.

Hier beginnt die Handlung des folgenden Stückes.

Perſonen:

König Heinrich der Sechſte.
Margaretha von Anjou, ſeine Gemahlin.
Eduard, Prinz von Wales, beider Söhnlein.
Herzog von Gloſter, Oheim des Königs, Protector des Reiches.
Eleonore, deſſen Gemahlin.
Cardinal von Wincheſter, Großoheim des Königs.
Richard Plantagenet, Herzog von York, Vetter des Königs.
Graf Salisbury,
Graf Warwick, deſſen Sohn
Von der Partei York's, weiße Roſe.
Herzog von Suffolk,
Herzog von Somerſet,
Lord Clifford,
Deſſen Sohn,
Sir Humphrey Stafford,
Von der Partei des Königs oder Lancaſters, rothe Roſe.
John Cade,
Georg Bevis,
John Holland,
Dick, der Metzger,
Smith, der Weber,
Aufſtändiſche aus London und der Grafſchaft Kent.
Zwei Bürger,
Ein Lehrjunge,
als Supplikanten.
Beſſie Burke,
John Hume,
Gauner.
Zwei Mörder.
Der Sheriff.
Ein Bote des Königs.
Ein Schreiber.
Ein Page Gloſter's.
Geiſtliche und weltliche Lords. Ritter. Krieger. Volk. Hofſtaat. Gefolge. Dienerſchaft.

Schauplatz: England. Zeit der Handlung: 1445 bis 1455.

(Die Anweiſungen rechts und links ſind vom Schauſpieler, nicht vom Zuſchauer, genommen.)

Erſter Aufzug.[1]

Schauplatz: Thronſaal im königlichen Palaſt zu London.

Erſter Auftritt.

(**König Heinrich** auf dem Thron, der inmitten der Bühne auf Stufen unter einem Baldachin ſteht; um ihn verſammelt die Peers des Reiches, Großwürdenträger des Hofes, geiſtliche und weltliche Lords, Gefolge, Pagen. Zur Rechten des Königs: **Herzog von Gloſter** mit dem Protectorſtabe. Der **Cardinal von Wincheſter. Herzog von Somerſet. Graf Salisbury. Graf Warwick. Eleonore** mit weiblichem Gefolge. Nachdem der Vorhang langſam aufgezogen werden, treten, auf einen Wink des Königs, unter lang ausgehaltenen Trompeten-Fanfaren, im Vordergrunde links im feierlichen Zuge auf: Pagen in den Farben Frankreichs und Anjou's; hinter ihnen **Suffolk, Margaretha** an der Hand führend; Herren und Damen folgen, auf der linken Seite der Bühne ſich aufſtellend.)

Suffolk (nach einer ausdrucksvollen Pauſe das Knie beugend).

Wie mir von Eurer höchſten Majeſtät
Bei meinem Zug nach Frankreich ward befohlen,
In Stellvertretung meines Herrn und Königs
Prinzeſſin Margaretha heimzuführen:
So hab' ich in der alten Reichsſtadt Tours,
In Gegenwart der beiden Könige
Von Frankreich und Sicilien, — wie desgleichen
Verſchied'ner Herzöge, Prälaten, Grafen,
Baron' und Ritter, — den Befehl vollzogen
Und lief're, unterthänig knieend, nun
In Englands Angeſicht und ſeiner Pairs,

Die Königin, mit der ich ward vermählt,
An meinen König aus, als der das Weſen
Des Schattens iſt, den ich nur vorgeſtellt:
Die ſchönſte Königin, die je ein Land
Dem andern gab, ein König je empfing.

König Heinrich.

Suffolk, ſteh' auf!

(Suffolk erhebt ſich. Der König ſteigt vom Thron herab und nähert ſich langſam Margarethen, die bisher regungslos daſtand.)

Willkommen, Margaretha!
Ich weiß kein beſſ'res Zeichen meiner Liebe
Als dieſen erſten Kuß.

(Sie beugt ſich vor ihm, er umarmt ſie, wendet ſich ſodann gleich wieder ab und tritt beiſeit, zum Gebet.)

O Herr des Himmels,
Leih mir ein Herz, von Dankbarkeit erfüllt;
Gabſt Du in dieſem ſchönen Antlitz doch
Mir eine ganze Welt voll ird'ſchen Glücks,
Wenn unſre Seelen ſich in Eintracht finden.

Margaretha

(dem König anmuthig ſich nähernd; beide ſtehen im Vordergrund, dem übrigen Kreiſe entfernt).

Großmächt'ger König, mein Gemahl und Herr,
Der innige Verkehr, den ich im Geiſt
Mit Euch gepflogen, eh' ich Euch geſehen,
Bei Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen,
Im Hofkreis, wie an meinem Roſenkranz,
Ermuthigt mich, Euch jetzo zu begrüßen
Mit ſchlicht'rem Wort als Ihr zu mir geſprochen,
So einfach, wie es meinem Geiſt geziemt
Und wie mein überglücklich Herz verſtattet.

König Heinrich.

Ihr Anblick ſchon entzückte, nun erpreßt

Die Anmuth ihrer Rede, gleich verſtändig
Wie würdevoll, dem Auge Freudenthränen. (zum Hof gewendet.)
Einſtimmig heißt ſie, meine Lords, willkommen!
(Alle nähern ſich und beugen huldigend das Knie.)

Alle.

Hoch Margaretha, Englands Königin! (Trompeten-Fanfaren.)

Margaretha (ſich verneigend).

Euch Allen Dank.

König Heinrich (der Königin einzeln vorſtellend).*)

Hier unſer Oheim Gloſter,
Des Reichs Protector.

Margaretha (mit ironiſcher Betonung).

Eures Reichs Protector?

König Heinrich.

Mein Vetter York!

Margaretha (mit einem Blick des Haſſes).

Frankreichs Regent geweſen!

König Heinrich.

Der Cardinal von Wincheſter, mein Großohm.

Cardinal (die Hände zum Segen erhebend).

Der Himmel wolle ſegnen Euren Eingang.

Margaretha (ſich beugend, vor ſich).

Und Deinen Ausgang, ränkevoller Prieſter.

König Heinrich.

Der Graf von Salisbury, ſein Sohn Graf Warwick.

Margaretha (zweideutig).

Mit Blut ſtehn ihre Namen eingeſchrieben
Auf Frankreichs Boden.

König Heinrich.

Hier, Eleonore,
Die Herzogin von Gloſter, unſ're Muhme,
Die erſte Dame dieſes Hofs.

Margaretha

(nachdem ſich beide Damen mit Kälte und abgemeſſen gegrüßt haben).

Bisher!

Suffolk

(der mit peinlicher Unruhe für Margaretha die Vorſtellung beobachtet hat, tritt auf Gloſter zu und überreicht ihm eine Rolle mit zwei Kapſeln, die er einem der franzöſiſchen Pagen abgenommen hat).

Gefall' es Eurer Hoheit, Lord Protector,
Hier den Tractat des Friedens zu empfangen,
Den unſer Herr und König Karl von Frankreich
Für achtzehn Monden abgeſchloſſen haben.

Gloſter (entfaltet und lieſt).

„Primo: Sind übereingekommen König Karl von Frankreich und William de la Poole, Marquis von Suffolk, Abgeſandter König Heinrich's. von England, daß beſagter Heinrich ſoll ehelichen Prinzeſſin Margaretha, Tochter Rainer's, des Königs beider Sicilien und Jeruſalems, und ſie krönen laſſen zur Königin von England vor dem dreißigſten im nächſten Maimond. — Item: Daß die Herzogthümer von Anjou und Maine, bisher engliſche Beſitzungen, ſollen freigegeben und überliefert werden dem Könige, ihrem Vater . . .“

(Gloſter ſtockt. Ein ſcharfer Blick Margaretha's auf ihn und alle Uebrigen, die beſtürzt ſtehen. Nur der König bleibt ruhig.)

König Heinrich.

Was iſt Euch, Ohm?

Gloſter (der die Rolle ſinken ließ, ſich faſſend).

Verzeihung, Majeſtät!
Es überkam mich plötzlich eine Schwäche,
Die meine Augen hindert fortzuleſen.

König Heinrich.

So bitt' ich Euch, Ohm Wincheſter, leſ't weiter.

Cardinal (mit Abſicht und Nachdruck wiederholend).

„Item: Sind fernerweit übereingekommen, daß die Herzogthümer von Anjou und Maine, bisher engliſche Beſitzungen, ſollen freigegeben und überliefert werden dem Könige Rainer, Prinzeſſin Margaretha's Vater." (Leiſes Gemurmel unter den engliſchen Großen.) „Und daß beſagte Prinzeſſin ſoll übergeführt werden auf des Königs von England eigene und alleinige Koſten, ohne irgend eine Mitgift zu erhalten."

(Lautes Murren. Ein Blitz aus Margaretha's Augen, Suffolk beruhigt ſie.)

König Heinrich (unterbrechend).

Genug für jetzt. Wir bill'gen die Artikel.

(Abermaliges Murren.)

Wir billigen ſie alle. Marquis Suffolk,
Knie nieder; ſteh' als Herzog Suffolk auf. —

(Kurze Ceremonie.)

Euch, Vetter York, entlaſſen wir von heute
Bis über achtzehn Monde der Regentſchaft
In unſeren franzöſiſchen Provinzen. —
Großoheim Wincheſter, mein Ohm von Gloſter,
Und alle andern Lords, nehmt unſern Dank
Für unſ'rer lieben Königin Empfang. (Verbeugung.)
Wir ziehen uns zurück. Beſorgt alsbald,
Daß ihre Krönung wohl gefeiert werde.

(König Heinrich und Königin Margaretha unter Trompeten-Fanfaren und Voraustritt ſämmtlicher Pagen rechts ab. Es folgen: Suffolk, Eleonore und der ganze Hofſtaat, bis auf die im zweiten Auftritt Zurückbleibenden.)

Zweiter Auftrit.

(**Gloſter, Cardinal, York, Salisbury, Warwick.** Drückende Pauſe; Flüſtern in Gruppen. Umherwandeln. (Gloſter, der echte Patriot, bricht zuerſt aus; Cardinal und York halten ſich zurück.)

Gloſter.

Ihr Pairs von England, Pfeiler dieſes Staates,
Der Herzog Gloſter muß vor Euch ausſchütten
Sein Leid, das Eure, unſres Landes Leid.

Wie? opferte mein Bruder Heinrich, Fünfter
Des Namens, deshalb ſeine Jugend auf
Im Kriege, und ſein Volk, und ſeine Habe?
Gewann er deshalb Frankreich als ſein Erbe,
Nachdem, bei Sommersgluth und Winterkälte,
Er oft genug im freien Feld gelegen?
Habt Ihr, mein Vetter York, Graf Salisbury,
Und Ihr, vieltapfrer Warwick, deshalb Narben
In Frankreich und der Normandie empfangen?
Sind wir, mein Ohm von Wincheſter und ich,
Mit dieſes Reiches hochgelahrten Ständen
Deshalb zu Rath geſeſſen, ſpät und früh,
Erwägend wie wir Frankreich niederhielten?
All' unſ're Arbeit, unſer Lohn dahin!
[Umſonſt, daß König Heinerich der Sechſte *)
Als Kind gekrönt iſt worden zu Paris,3)
Dem Feind zum Trotz! — Verloren Alles, Alles!]
O Pairs von England! Schmach auf dieſen Frieden!
Fluch dieſer Heirath, welche Eure Namen
Auslöſcht in der Geſchichte goldnen Büchern,
Und das beſiegte Frankreich uns entreißt,
Alles vernichtend, als wär's nie geweſen!

Cardinal.

Was ſoll die ungeſtüme Rede, Neffe?
Frankreich iſt unſer, und wir halten's feſt.

Gloſter.

„Wir halten's feſt," — ſo lang wir können, Oheim,
Doch daß wir's können, wird nicht lange ſein.
Der neugebackne Herzog Suffolk, der

---

*) Die [......] alſo bezeichneten Stellen können bei der Aufführung ausfallen.

Das Heft in Händen hat, verſchenkte ja
Die Herzogthümer Maine und Anjou ſchon
Dem Bettelkönig Rainer, deſſen Pomp
Gar ſchlecht mit ſeinem ſchmalen Beutel ſtimmt.

Salisbury.

Beim Himmel! Die zwei Herzogthümer waren
Die Schlüſſel zu der Normandie. Doch wie?
Warwick, mein tapfrer Sohn, in Thränen?

Warwick.

Ja!
Vor Zorn, daß ohne Rettung ſie verloren.
[Wär' Hoffnung da, ſie wieder zu gewinnen,
So würde heißes Blut mein Schwert vergießen,
Mein Auge keine Thränen! Maine und Anjou!]
Ich ſelbſt, mit dieſem meinem Arm gewann ſie;
Nun opfert man mit ein paar Tropfen Tinte
Was ich mit meinem beſten Blut erobert!

York.

Zum Pfuhl der Hölle dieſen de la Poole,
Der unſ'res Helden-Eilands Ehren trübt!
Frankreich hätt' eh'r das Herz mir ausgeriſſen,
Als daß ich mich gefügt in ſolchen Frieden!
Ich las noch ſtets, daß Englands Könige
Mit ihren Frauen Geld und Gut erhielten;
Doch unſer König giebt das Seine weg,
Um die zu frei'n, die keine Mitgift bringt.

Gloſter.

Fürwahr, ein ſaub'rer, unerhörter Spaß:
Suffolk begehrt ein volles Fünfzehntheil
Der Steuern, als den Preis der Ueberfahrt.
Wär' ſie daheim verdorben und geſtorben,
Eh' ſie . . . .

Cardinal (ihn unterbrechend)

Ihr ſeid zu hitzig, Herzog Gloſter:
Es war des Königs, unſ'res Herren, Wille.

Gloſter.

„Des Königs — unſ'res Herrn?“ Ohm Cardinal,
Ich weiß, was unter Herren Ihr verſteht.
Die Kirche mag nur ſchwache Fürſten leiden,
Die ſie wie ihre Schüler meiſtern kann.

Cardinal.

Ihr ſelber ſeid im Meiſtern unſer Meiſter,
Und mehr ein Uſurpator, als Protector.

York (heuchlerisch).

Laßt Euren Hader, ſtillet die Gemüther!

Gloſter.

Ihr mahnt zur rechten Zeit; verweil' ich länger,
(mit einem wilden Blick auf den Cardinal)
So fängt das alte Rauſen wieder an.
(zu den Uebrigen)
Lebt wohl! Gedenket, wenn ich nicht mehr bin,
Daß ich geweiſſagt, bald ſei Frankreich hin.
Erinnert Euch: wie heißt der alte Spruch,
Den aufbewahrt ein frommes Sagenbuch?

„Vom fünften Heinrich ward's gewonnen,
Beim ſechſten Heinrich iſt's zerronnen.“ *)

Weh', er erfüllt ſich ſchon! Gebenedeit,
Weß Leben endet vor der Unglückszeit!
(Er geht, heftig bewegt, links ab.)

Cardinal
(ihm nachſehend, dann zu den Uebrigen).

Da geht im Zorn der Lord Protector fort.
Ihr wißt: er iſt mein Feind von Alters her,
Und mehr als das, iſt Euer Aller Feind.

(leiſe) Und, fürcht' ich, nicht einmal des Königs Freund.
(Bewegung.)
Erwägt, Ihr Herrn: auf ihn, als nächſten Erben,
Ging' einmal über dieſes Reiches Krone,
Wenn König Heinrich ohne Kinder ſtürbe.
Kann alſo Gloſter wohl zufrieden ſein
Mit Heinrich's Ehe? Seht Euch vor, Mylords,
Daß Euch ſein heißes Reden nicht bethöre!
Das Volk begünſtigt ihn; mit lauter Stimme
Ruft es: „Dem guten Herzog Gloſter Heil,“
Empfängt auf offner Straße ihn mit Beifall
Und betet: „Gott beſchütze den Protector!“ —
Protector! — Braucht es des Protectors noch,
Seit König Heinrich mündig iſt geworden?
Laßt uns zuſammenhalten, unter uns
Und mit dem Herzog Suffolk, gegen ihn,
So bringen wir wohl eh'ſtens ihn zu Fall.
(nachſinnend, mehr für ſich.)
Die Königin muß helfen, und der Weg
Zu ihr heißt — Suffolk. Ohne Säumen fort,
Den Plan mit ihm, mit Suffolk zu berathen.
(Er geht rechts ab.)

Salisbury (ſchaut ihm kopfſchüttelnd nach).
Stolz geht voran und Hoffahrt hinterdrein.
[Schwer ruht auf uns des Lord Protectors Stab,
Doch iſt der Schatten dieſes rothen Hutes
Noch unerträglicher. Nie ſah ich's anders,
Als daß ſich Gloſter wie ein Edelmann
Betrug. Allein der trotz'ge Cardinal
Geberdet ſich vielmehr als ein Soldat,
Denn als ein Mann der Kirche, keck und ſchroff,
Wie wenn er ſchon der Herr von Allem wäre.]

Wenn Gloſter fällt, ſo ſteigt der Cardinal,
Er oder Suffolk, dieſer neue Günſtling.
Sie alle ſtreben nur, ſich ſelbſt zu fördern,
Drum ziemt es uns, zu ſtreben für das Reich.
Verbinden wir uns für's gemeine Wohl,
Mit aller Macht zu zügeln und zu hemmen
Den Hochmuth Suffolk's und des Cardinals,
Und unterſtützen wir den Herzog Gloſter,
So lang er für des Landes Wohlfahrt wirkt!

Warwick.

So helfe Gott mir, wie mein Volk ich liebe
Und meines Landes allgemeines Beſte!

York.

Das meint auch York und aus den beſten Gründen.

Salisbury (eindringlich).

Mein Schwäher 8) York, Ihr ſeid beim Volk beliebt,
(zu Warwick) Und Du mein Sohn, Du Stütze meines Alters,
Gewannſt durch Deine ſchlichte Tüchtigkeit
Und Heldenruhm die Achtung der Gemeinen.
So rühr' Dich nun und thu', wozu ich mahne!

Warwick.

Ja, mahnt nur, Vater! Maine iſt doch verloren,
Das Maine, das mein Arm im Feld gewann.
Mein ſoll es ſein! Mein Maine will ich haben,
Wenn nicht, ſo mag man mich darin begraben.

(Salisbury und Warwick rechts ab.)

Dritter Auftritt.

York (allein).

(Er geht ſinnend umher. Erſt da er allein iſt, ſpricht er ſich, anfangs in kurzen Sätzen, aus.)

Anjou und Maine gehören den Franzoſen.

Paris iſt hin. Der Normandie Beſitz,
Nachdem ſie fort, hängt noch an einem Haare.
Suffolk ſchloß den Vergleich. Was kümmert's ihn?
Die Pairs genehmigten's. Der König Heinrich
War's gern zufrieden, für zwei Herzogthümer
Zu tauſchen eines Herzogs ſchöne Tochter. ...
Nicht tadeln kann ich ſie. Iſt's doch mein Gut,
Ihr eignes nicht, das ſie dahin gegeben.
Seeräuber mögen ihren Raub verſchleudern,
An Dirnen ſchenken, Freunde drum erkaufen,
Die Herren ſpielen, bis daß Alles hin,
Indeß des Guts rechtmäß'ger Eigenthümer
Darüber weint, Kopf ſchüttelt, Hände ringt,
Und ſcheu von Fern ſteht beim Ruin des Seinen.
So ſteh' ich da und knirſche mit den Zähnen,
Und beiß' mich auf die Zunge, während ſie
Um das, was mein iſt, mit einander feilſchen.
Denn dieſe Reiche, — England, Irland, Frankreich, —
Ich fühl' ſie wie mit meinem Fleiſch und Blut
Verwachſen. (Geſteigert.) Tod und Teufel! Sie ſind mein;
Ich erbe ſie nach einem ält'ren Sohne
Des dritten Eduard, als die Lancaſter:
Mein Recht ſoll dieſer Heinrich mir nicht nehmen,
Nicht in der Knabenfauſt den Scepter führen,
Den goldnen Reif nicht tragen um ſein Haupt,
Das zur Tonſur ſich eignet, nicht zur Krone.
(Er faßt ſich wieder.)
Sei ruhig, York. Auch deine Zeit wird kommen;
Darum ſei wachſam, während Andre ſchlafen!
Wenn Heinrich in der Liebe Freuden ſchwelgt
Mit ſeiner theu'rbezahlten Königin,
Wenn Herzog Gloſter mit den Pairs entzweit iſt,

Wenn Suffolk und der Cardinal ſich ſtürzten, —
Dann heb' ich auf das Schlachtenbanner York's.
Mir ahnt, es wird ein unheilvolles Spiel,
Doch eine Königskrone iſt das Ziel,
Und ſie entreiß' ich mit Gewalt dem Schwachen,
Deß Fehler klein das große England machen!
(Rechts ab.)

Verwandlung:

Cloſet der Herzogin von Gloſter. Mittel- und Seitenthüren.
Tiſche. Lehnſtühle.

Vierter Auftritt.

(**Gloſter** und **Eleonore**, durch die Mitte eintretend; er iſt in ſich gekehrt und gebeugt, ſie hängt ſich ſchmeichelnd und liebkoſend an ihn. Zum Schluß des Auftritts: ein **Page** des Herzogs.)

Eleonore.

Friſch auf, mein Gatte! ſenke nicht das Haupt
Gleich einer Aehre, ſchwer von reifem Korn!
Was ſucht Dein finſtrer Blick am Boden? Sprich,
Was ſtarrſt Du an? — Ein Königsdiadem,
Das Dir das Glück faſt vor die Füße warf?
Iſt's das, ſo kriech' ſo lang danach im Staube,
Bis Du's auf Deiner Stirne ſitzen fühlſt;
Streck' Deinen Arm aus nach der gold'nen Zier;
Wenn er zu kurz iſt, leih' ich Dir den Meinen,
Und wenn wir zwei erreicht die Krone haben,
Soll unſer beider Haupt gen Himmel ſtreben
Und keinen Blick der nied'ren Erd' mehr gönnen.

Gloſter

(der ſich ermüdet und nachdenklich niedergelaſſen).

O Herzens-Lore, liebſt Du Deinen Gatten,
So bann' den Wurm ehrgeiziger Gedanken!

Wenn je ich Böſes ſinne wider ihn,
Den tugendhaften Heinrich, meinen König
Und Neffen, ſei's mein letzter Athemzug
In dieſer ird'ſchen Welt. — Mich ängſtiget
Ein ſchwerer Traum, den ich heut Nacht gehabt.

Eleonore (ſich an ihn ſchmiegend).

Was träumteſt Du? Erzähle mir's, mein Gatte,
Ich ſag' dafür Dir meinen Morgentraum,
Der lieblich iſt, wie Träume in der Frühe.

Gloſter.

Mir träumte, Kind, daß mein Protectorſtab
Zerbrochen ward, von wem hab' ich vergeſſen,
Doch dünkt es mich, es war der Cardinal;
Und auf die Stücke wurden aufgeſteckt, —
Wie ſchrecklich, denk', — das Haupt des Herzogs York
Auf eins, und auf das andre Suffolk's Kopf.
Dies war mein Traum. (Er ſeufzt.)
Gott weiß, was er bedeutet!

Eleonore (ihm die Haare ſtreichend).

Ich will Dir's ſagen, Liebſter. Er bedeutet,
Daß, wer an Gloſter's Macht und Anſehn rührt,
Den Kopf verlieren wird für ſeine Kühnheit. —
Nun hör' auch meinen Traum, mein theurer Herzog.
Mir war, als ſaß' ich im Weſtminſter Dom
Auf Englands Königsſtuhl; die ſtolze Fremde,
Margreth', und Heinrich knieten mir zu Füßen
Und ſetzten auf mein Haupt die Königskrone.

Gloſter.

Pfui, Leonore! Jetzt muß ich Dich ſchelten,
Für Deinen ſchlimmen Hochmuth tüchtig ſchelten.
Biſt Du die zweite Frau im Reiche nicht,
Des Lord Protectors Weib, von ihm geliebt?

Haſt Du nicht Alles, was die Welt an Freuden
Nur bieten kann, weit über Dein Verlangen?
Und grübelſt doch und ſchmiedeſt Hochverrath,
Der Deinen Gatten und Dich ſelbſt vom Gipfel
Der Ehre ſtürzen wird in tiefſte Schmach!

(Sie hängt ſich an ihn, er ſteht unwillig auf.)

Hinweg von mir, ich will nichts weiter hören.

Eleonore (ſchmollend).

Wie? Zankt mein Gatte ſeine Herzens-Lore,
Nur weil ſie ihre Träume ihm erzählt?
Schon gut! Das nächſte Mal verſchweig' ich ſie.

Page (durch die Mitte eintretend).

Mylord Protector, Seine Majeſtät
Der König ladet Euch zur Falkenjagd
Nach Sankt-Alban.

Gloſter.

Ich komme. (Page ab.)
Leonore,
Ich bin Dir nicht mehr böſe.

Eleonore.

Aber ich
Bin's Dir.

Gloſter.

Komm, Herzens-Lore, ſchmolle nicht!

Eleonore (ihn umarmend).

Zieh hin! Laß Deinen Falken wacker ſteigen,
Ich weiß ein Herz, das höher fliegt als er,
Der Sonne zu, vor keinem Adler ſcheu!

(Sie begleitet ihn zur Mittelthür. Abſchied.)

Fünfter Auftritt.

(**Eleonore.** Gleich darauf: **Page, Hume, Beſſie Burke.**)

Eleonore (allein, ihm nachſehend).

Wär' ich wie er ein Mann — ein Herzog, — und
Der erſte aller Prinzen von Geblüt,
Ich würde alle läſt'gen Stolperſteine
Auf meinem Weg zum Thron zur Seite ſchaffen
Und bald am Ziele ſtehn. Doch ſelbſt als Weib
Will ich nicht ſäumen, meine Rolle in
Dem Spiel der Welt gebührend durchzuführen.

(Sie geht zur Seitenthür rechts und ſpricht leiſe hinaus.)

Sind die beſtellten Leute ſchon erſchienen?

(Eine Kammerfrau erſcheint in der Thür und verbeugt ſich bejahend.)

So laß ſie ein. Die Dienerſchaft entferne
Und ſorge, daß im Werk uns Niemand ſtört.

(Sie geht einige Male im Zimmer auf und ab, während **Hume** und **Beſſie Burke**[6] von der Seite geräuſchlos eintreten.)

Beſſie

(zuerſt ſich zurückhaltend, nach einer Pauſe mit hohler Stimme ſich neigend).

Der Himmel ſegne Eure Majeſtät!

Eleonore (zuſammenfahrend).

Was ſagſt Du? Majeſtät? Ich bin nur Hoheit!

Beſſie (grinſend).

Mit Gottes Hilf' …

Hume (einfallend, ſich nähernd).

Und Humes' treuem Rath
Wird aus der Hoheit Majeſtät erwachſen.

Eleonore.

Habt Ihr gethan, wie Euch befohlen wurde?

Beſſie (höhniſch).

Befohlen, Hm!

Hume.

Die Geiſter, hohe Frau,
Die laſſen ſich nun eben nicht befehlen.

Eleonore.

Er kam nicht, den Ihr rieſt?

Hume (prahleriſch).

Der Böſe kam;
Er mußte wohl, da Meiſter Hume ihn rief.
Doch ſag' ich Euch, es war 'ne rauhe Nacht.

Beſſie (ſich ſchüttelnd).

Mich warf's im Zauberkreis zur Erde nieder
In Zuckungen und Krämpfen. Lieber Himmel,
Für unſer Eins das Elend und die Arbeit,
Damit die hohe Herrſchaft glücklich werde!

Eleonore.

Wir ſind nicht undankbar, allein erzählet,
Wie trug ſich's zu?

Hume.

Heut Nacht, Frau Herzogin,
Zur Stunde, da die erſte Eule ſchreit,
Geſpenſter wandern, und die Gräber berſten, —
Das iſt die Stunde des geheimen Werks, —
Begaben wir uns, ich und Mutter Beſſie,
Zum Kreuzweg, wo die hohle Eiche ſteht.
Sie zog den Kreis, ich las die mächt'gen Formeln,
Indeß der Weſtwind über die Heide ſtrich
Und durch die Wolken ſchnitt des Mondes Sichel.

Eleonore.

Er wechſelt eben.

Beſſie (grinſend).

Recht, der Mond nimmt ab,
Und Eure Hoheit zu.

Hume.

Am Himmel ſtanden
Die Zeichen alle günſtig; dennoch mußt' ich
Drei Male rufen und den ſtärkſten Zauber
Gebrauchen, bis der böſe Geiſt erſchien.
Die Gegenkräfte wirkten allzumächtig:
Ihr habt der Feinde viel, Frau Herzogin!

Eleonore.

Ich weiß, ich weiß. Doch ſtand der Geiſt Euch Rede?

Hume.

Er gab uns ſchriftlich Antwort auf die Fragen,
Die wir in Eurer Hoheit Namen ſtellten;
Wir faßten ihn, und haben's ſchwarz auf weiß.

Eleonore.

Wo iſt die Antwort?

Hume (zögernd).

Hier in meiner Taſche.

Eleonore.

Und meine Fragen auch?

Hume (verwirrt).

Wie? Eure Fragen?

Eleonore (ängſtlich).

Mit eigner Hand hatt' ich ſie aufgezeichnet.

Beſſie (einhelfend, da Hume ſtockt).

Mylady, Eure Handſchrift mußten wir
Verbrennen und mit Blut die Aſche löſchen, —
Ja doch, mit unſ'rem eignen, armen Blut —
Sonſt kann der Böſe nicht Geſchrieb'nes leſen.

Eleonore (erleichtert).

Alſo verbrannt iſt meine Schrift?

Hume (gekränkt thuend).

Gewiß;

Ihr werdet uns doch nicht mißtrau'n, Mylady?

Eleonore

Nicht doch; die Antwort?

Beſſie (grinſend).

Hume iſt ein Gelehrter,
Der hat Euch alles ſauber abgemalt,
Die Fragen und die Antwort. Ich, Mylady,
Ich kann nicht leſen und nicht ſchreiben, außer
Das Höllen-ABC.

Eleonore (ungeduldig).

Gebt endlich her!

Beſſie (zögernd).

Frau Herzogin!

Hume (ebenſo).

Frau Kön'gin!

Eleonore (ihnen einen Beutel zuwerfend).

Ich vergaß:
Ihr gebt nicht eh'r, als Ihr genommen habt.

Hume

(haſtig einſteckend und ein Papier der Herzogin überreichend).

Die Waare iſt des Preiſes werth, Mylady.

(Eleonore entfaltet eilig das Papier. Beſſie drängt ſich an Hume. Beide ſtreiten in Pantomimen um die Börſe.)

Eleonore (leſend).

Die erſte Frage: „Was geſchieht dem König?“

Hume (die Antwort gleichfalls aus dem Papier leſend).

„Der Herzog lebt, ſo Heinrich einſt entſetzt,
Jedoch ihn überlebt und ſtirbt gewaltſam.“

Eleonore (nachſinnend, erfreut).

Der Herzog lebt, ſo Heinrich einſt entſetzt, —
Dank euch, ihr Sterne, dieſen Herzog kenn' ich.

Hume (leſend).

„Welch' ein Geſchick erwartet Herzog Suffolk?“

Eleonore (ebenſo).

„Zu Lande nicht, zu Waſſer wird er enden.“
Wie, oder ſteht: Zu Lande, nicht zu Waſſer?

Hume (achſelzuckend).

Ein Zeichen fehlt. Man lieſt es, wie man will.

Beſſie.

Die Hauptſach' bleibt ſich immer gleich: das Ende!

Eleonore.

Drittens: „Was wird dem Herzog York begegnen?“

Hume.

„Es nehme ſich der Thor in Acht vor Thoren.“

Eleonore.

Drei Fragen nur; es waren ihrer ſieben:
Vom Cardinal und Kön'gin Margaretha.

Hume.

Uns war's an jenen Dreien ſchon zu viel,
Glaubt Ihr, der Böſe gab im Guten Antwort?

Beſſie.

Mein Seel', wir waren wie in Schweiß gebadet;
Da Meiſter Hum' die vierte Frage leuchte,
Verſank der Geiſt mit wildem Hohngelächter.

Hume.

In Qualm und Schwefelſtank.

Eleonore.

Sei's denn genug
Für dieſes Mal. Macht Euch heut Abend luſtig
Nach Eurer Arbeit. Ich will insgeheim
Des Blattes Inhalt weiter überlegen
Und um Euch ſchicken, wann ich Euch bedarf.

Beſſie.

Stets zu Befehlen, Hoheit!

Hume.

Majeſtät!

(Kratzfüße, während Eleonore nach links abgeht.)

Sechſter Auftritt.

(Hume und Beſſie Burke kommen.)

Beſſie.

Nun 'raus das Geld und ehrlicher getheilt,
Als vor'ges Mal.

Hume.

Seht doch; die alte Bettel
Iſt nicht zufrieden, ſcheint's, mit ihrem Lohn.
Was iſt ſie denn, wenn ich im Stich ſie laſſe?

Beſſie.

Und Meiſter Hume, wenn Beſſie ihn verräth?
Gevattersmann, ich dächt', wir kennten uns;
Betrügen wir die Andern, nicht einander.

Hume (mürriſch eine Börſe ziehend).

Nun gut, Halbpart!

Beſſie.

Das iſt die rechte nicht;
Die Börſe, die die Herzogin Dir gab,
War grün.

Hume.

Laß mich in Frieden, gier'ge Hexe,
Und nimm, was man Dir giebt, ſonſt kriegſt Du nichts.

Beſſie (lachend).

Als ob ich nicht die theure Handſchrift hätte
Der Herzogin. Die wiegt der Cardinal
Und Herzog York mit blankem Geld mir auf;
Behalt' Du Deinen Lohn und ich den meinen.

(ſie will gehen.)

Hume (ſie zurückhaltend).

Ei, Mutter Beſſie wird doch Spaß verſtehn?
Ich ſagt' es nur, Dich auf die Prob' zu ſtellen;
Wir wiſſen ja, daß wir zuſammenhalten.
Da iſt die grüne Börſe. Theile ſelbſt.

(Sie zählen zuſammen.)

Beſſie.

Juſt fünfzig Kronen.

Hume.

Geiz'ge Herzogin!
Für eine Königskrone fünfzig Kronen!
Nimm Dich in Acht und Deinen Lord-Protector,
Daß wir Euch ungleich höher nicht verkaufen
An Eure Feinde. Dieſer neue Herzog
Von Suffolk und der ſtolze Cardinal,
Und Herzog York, die ſind Euch auf der Spur
Und hetzen mich ſchon lang, Euch aufzubringen.
Die ſieben Fragen, von der Herzogin
Höchſteigenhändig aufgeſchrieben, — hui,
Das wär' ein Fund für ſie.

Beſſie.

Wir nehmen Geld
Von beiden Seiten.

(ſie dreht nach links, wo die Herzogin abgegangen.)

Uebermüthig Volk.
Wie vornehm thun ſie und wie hoch mit uns;
Und dennoch haben wir ſie in der Taſche,
Sie müſſen tanzen, alle, wie wir pfeifen,
Selbſt unſ're neue ſchöne Königin.
Das kitzelt, Hume! Das kühlt den Durſt nach Gold
Und Rache. Komm in die Taverne, Mann.
Hat ihre Hoheit nicht geſagt, wir ſollen

Uns luſtig machen? Komm zu Wein und Würfeln,
Und morgen früh ſoll ſie die Zeche zahlen!

(Sie gehen lachend und lärmend rechts ab.)

Verwandlung:

Eine Halle im Königlichen Palaſt zu London.

Siebenter Auftritt.

(Aus dem Hintergrunde kommen nach vorn: Lehrjunge **Peter**, hinter ihm ſcheu und langſam **Supplikanten**, Bürger und Frauen, alle aufgeputzt, mit Bittſchriften in der Hand. Bald darauf aus dem Vordergrunde rechts: Ein königlicher Page und **Margaretha** an **Suffolk's** Hand.)

Peter (den Nachfolgenden winkend).

Immer heran, Meiſters, immerfort mir nach. Ich weiß Beſcheid im Schloſſe, weil wir hier die grobe Tiſchlerarbeit haben, ich und der Meiſter. Hier wird Mylord-Protector gleich vorbeikommen; er iſt zurück von der Jagd. Da können wir unſere Geſuche überreichen.

Erſter Supplikant (Alter Mann).

Der Himmel ſegne ihn; er iſt ein braver Mann.

Zweiter Supplikant

(nach rechts in die erſte Couliſſe blickend).

Da kommt er mit der Königin. Gewiß, ich will der Erſte ſein. (drängt ſich vor.)

Peter.

Zurück, Du Narr. Das iſt nicht der Lord-Protector; das iſt ja nur der Herzog von Suffolk.

Suffolk

(iſt inzwiſchen aufgetreten und hat ſeinen Namen gehört).

Wer von Euch will etwas von mir, Ihr guten Leute?

Zweiter Supplikant (zurücktretend).

Verzeiht, Herr Herzog. Ich hielt Euch für den Lord-Protector.

Margaretha
(ihm ziemlich heftig ſeine Bittſchrift aus der Hand nehmend und die Aufſchrift leſend).

„Seiner Hoheit dem Lord-Protector.“ Alſo an ihn lauten Deine Bittſchriften. Laßt ſehen. Was will die Deine?

Zweiter Supplikant.

Ich klage wider den Haushofmeiſter des Lord-Cardinals, weil er mir mein Hab und Gut vorenthält, mein Haus, mein Land, und — meine Frau auch.

Suffolk (lachend).

Auch Deine Frau? Das iſt freilich ſchlimm. (Den erſten Supplikanten heranwinkend.) Was bringſt Du? (Er überreicht zitternd ſeine Bittſchrift. Suffolk entfaltet und lieſt.) „Beſchwerde wider Seiner Gnaden, den Herzog von Suffolk, in Betreff Einhegung der Gemeindewieſen zu Melford.“ — Schuft, was iſt das?

Erſter Supplikant.

Ach gnädiger Herr! Ich bin nur ein armſeliger Abgeordneter für unſere ganze Gemeinde.

Peter (ſich vordrängend, wichtig).

Hier etwas in Staatsangelegenheiten, eine Hochverrathsklage. Wider meinen Meiſter, Tiſchler Horner, weil er geſagt hat, der Herzog von York wäre der wahre und wahrhaftige Thronerbe.

Margaretha (haſtig an ihn herantretend).

Was iſt das? Der Herzog von York ſagte, er ſei Thronerbe? (Suffolk nimmt Peter's Schrift, lieſt und ſteckt ſie ein.)

Peter (zurückweichend).

Wer? Mein Meiſter Thronerbe? Ne! — Mein Meiſter ſagte, er wäre Thronerbe. Nämlich der Herzog von York!

Suffolk (in die Couliſſe rechts rufend).

Wache! (Ein Trabant tritt ein.) Nehmt dieſen Burſchen feſt und laßt ſeinen Meiſter ungeſäumt verhaften. (Trabant mit Peter ab. Beſtürzung unter allen Supplikanten. Sie weichen zurück.)

Margaretha

(unter die Supplikanten tretend und einigen von ihnen die Bittſchriften aus der Hand reißend.)

Und Ihr, die Ihr um Protection Euch flüchtet
Unter des Lord Protectors mächt'ge Flügel, —

(Sie zerreißt die Schreiben und wirft ſie ihnen vor die Füße.)

Setzt neue Schreiben auf und geht an ihn!

(Tiefe Beſtürzung. Die Supplikanten leſen die Papiere auf.)

Herr Page, treibt das faule Volk von hinnen!

(Der Page weiſt alle Supplikanten hinaus und geht mit ihnen ab, die ſich haſtig und erſchreckt entfernen. Pauſe.)

Margaretha (fährt haſtig und aufgeregt fort).

Herzog von Suffolk, ſprecht: iſt dies die Sitte
Am Hof von England, dies das Regiment,
Die Majeſtät des Herrſchers Eurer Inſeln?
Soll denn mein Gatte, König Heinrich, immer
Der Mündel ſein des ſtrengen Vormunds Gloſter?
Und bin ich drum als Königin gekrönt,
Um einem Herzog unterthan zu werden?

(Weicher und ſchmeichelnd.)

Ich ſag' Dir, Poole, als in der Reichsſtadt Tours
Du ein Tournier zu meinen Ehren hielteſt
Und aller unſ'rer Damen Herz gewannſt,
Da dacht' ich, König Heinrich gliche Dir
An ritterlicher Wohlgeſtalt und Kraft;
Doch all' ſein Sinnen ſteht auf Frömmigkeit,
Propheten und Apoſtel ſind ihm Helden,
Der Betſtuhl ſeine Rennbahn, ſeine Waffe
Die Bibel, Heil'genbilder ſeine Liebſten . . . .
Ich wünſchte, daß das Cardinal-Collegium
Zum Pabſt ihn wählte und gen Rom beriefe;
Das wär' ein Platz für ſeine Heiligkeit.

Suffolk.

Nur eine kurze Weile noch gedulde
Sich meine Königin. Dieſelbe Hand,
Die Euch in England eingeführt, wird wiſſen
Euch an die rechte Stelle zu geleiten.

Margaretha

Zu Viele ſtehen uns im Wege, Herzog:
Nächſt dem Protector iſt's der Cardinal;
Der grimme York; Graf Salisbury und Warwick;
Ein jeder drunter mächt'ger als der König.
Was aber mehr als dieſe Pairs mich ärgert,
Iſt jenes ſtolze Weib des Lord-Protectors,
Die einen Schweif von Hofſtaat und Gefolge,
Schier ähnlich einer Kaiſ'rin, nach ſich zieht.
Den Fremden ſcheinet ſie die Königin;
Sie trägt auf ſich die Einkünft' eines Reiches
Und rühmt ſich laut, daß ihre ſchlechtſte Schleppe
Mehr werth ſei als die Länder meines Vaters,
Eh' Suffolk Maine und Anjou für mich gab.
Wann werd' ich Rache an ihr nehmen können,
Der übermüth'gen, ſchlechtgebornen Dirne?

Suffolk.

Sie ſoll Euch nicht mehr ſtören, Königin. (Margaretha erſtaunt.)

Suffolk (halblaut.)

Ich halte ihr Geſchick an einem Faden,
Den ich als Schlinge in den Weg ihr legte.
Ein Zug, und ſie iſt hin!

Margaretha (erfreut)

Wär's möglich, Herzog?
O Suffolk, Suffolk! Wenn Euch das gelingt,
So fordert jeden Lohn, er ſoll Euch werden.

(Sie reicht ihm die Hand, die er leidenſchaftlich küßt.)

Suffolk.

Erhab'ne Schönheit, bin ich nicht belohnt,[7]
Weit über mein Verdienſt, durch Euer Lächeln?
Seit jenem Tag, — gedenkt Ihr noch daran?
Ich werd' ihn nun und nimmermehr vergeſſen, —
Da ich vor Angers Euch gefangen nahm,
Im Lager Eures Vaters, folg' ich Euch
Als Sclave, Euch mit Leib und Seele eigen.
Ich nahm nicht Euch, Ihr nahmet mich gefangen,
Und wenn ich Eurer Ehe Band geknüpft
Als Band des Friedens zwiſchen unſern Ländern,
So war's die Staatskunſt nicht, es war mein Herz,
Das Euch um jeden Preis, auch um den höchſten,
Für ſich noch mehr, als England haben wollte.

(Er iſt vor ihr hingeſunken, ſie beugt ſich anmuthig zu ihm herab.)

Margaretha.

Mein Ritter!

Suffolk.

Meine Herrin! (leiſer.)
Margaretha!

(Kurze Pauſe, dann in einiger Entfernung Jagdhörner.)

Margaretha.

Der König kehrt zurück.

Suffolk (aufſpringend).

Verhaßter Zwang!
Doch gilt's Verſtellung, um an's Ziel zu kommen.
So laßt uns denn, obgleich der Cardinal
Uns nicht genehm iſt, uns mit ihm verbünden
Und mit den andern Lords, bis der Protector
Zu Fall gebracht. Was Herzog York betrifft,
So wird die Klageſchrift auf Hochverrath,

(auf ſeine Taſche deutend.)

Die leicht auf ſeine Schuld ſich deuten läßt,
Beim König nicht zu ſeinen Gunſten wirken.
Wir räumen Einen nach dem Andern weg,
Bis meine Königin am Steuer ſteht!

(Hörner, ganz nahe hinter der Scene. Pagen treten von beiden Seiten auf und gehen nach dem Hintergrunde den Nahenden entgegen, ſo auch Margaretha und Suffolk.)

Achter Auftritt.

(**Margaretha, Suffolk.** Durch die Mitte unter Vortritt mehrerer Jagd- und Hof-Pagen: **König Heinrich, Gloſter, Eleonore, Cardinal, York, Salisbury, Warwick.** Andere Lords. Zwei Hofdamen Eleonorens, Gefolge. Diener mit Jagdbeute. Falkeniere mit dem Ring u. ſ. w. Der Eintritt geſchieht unter luſtigen Horn-Fanfaren. Wenn ſie vorüber, gehen Diener, Falkeniere, Pagen zu beiden Seiten des Hintergrundes ab. Der Hof ordnet ſich nach Begrüßung der Königin in Gruppen, dergeſtalt, daß König Heinrich die Mitte der Bühne hat, zu ſeiner Rechten Margaretha und Suffolk, zu ſeiner Linken Gloſter, Eleonore, Cardinal, York, Salisbury, Warwick; das Gefolge im Hintergrunde.)

Margaretha (dem Könige entgegen).

Willkommen, mein Gemahl. War Sanct Hubertus
Euch günſtig.

König Heinrich.

Mir? Ich mag das Waidwerk nicht,
Die beſte Jagd hat unſer Ohm gemacht,
(auf Gloſter deutend.)
Sein Falke ſteigt weit über alle andern.
Ich ſah ihm nach und dachte ſo im Stillen:
Wie Gott doch wirkt in ſeinen Creaturen,
Daß Menſch und Vogel gern empor ſich ſchwingen!

Cardinal.

Kein Wunder, daß des Lord-Protectors Falken
Vortrefflich ſteigen. Aehnlich ihrem Herrn,
Erheben ſie ſich jählings über Andre.

Gloſter.

Das iſt ein niedriges Gemüth, Mylord,
Das höher nicht, als ſolch ein Vogel ſtrebt.

Cardinal.

Bis in die Wolken, gelt?

Gloſter.

Bis in den Himmel,
Wo Euer Eminenz zu Hauſe ſind!

König Heinrich (mit brünſtigem Aufblick).

Der Himmel! Heimathland der Seligen!

Cardinal (zu Gloſter, heftig werdend).

Doch Euer Sinn verweilt auf Erden; nicht
Des Himmels Krone, nein, die irdiſche
Iſt's, die Euch lockt, gefährlicher Protector!

(Eleonore tritt einen Schritt vor, als wollte ſie reden, die Königin ihr entgegen. Gloſter beruhigt Eleonoren mit einem Blick, während die Königin Suffolk auffordert, theilzunehmen an dem Streite.)

Gloſter (ſich bezwingend, zum Cardinal).

Ein Mann der Kirche, und ſo hitzig, Ohm?

Suffolk (zu Gloſter hinüber).

Ein Mann des Staates ſollte frömmer ſein,
Und Ehrfurcht zeigen vor der Geiſtlichkeit.

Salisbury (herüberrufend).

Wenn nur die Geiſtlichkeit auch Demuth zeigte!

Warwick (ihn unterſtützend).

Es ziemt ſich nicht, daß ein Prälat ſo rauft.

York (beide zurückhaltend).

(leiſe) Ei, laßt ſie doch, Ihr kennt den alten Satz:
Wenn zwei ſich zanken, zieht der dritte Vortheil.

Cardinal.

Sieh da, die Nevils! Laßt Ihr Beſſre reden.

Warwick.

Seid Ihr was Beſſ'res, Cardinal, als wir?

Suffolk.

Reſpect dem Cardinal!

Gloſter.

Herzog von Suffolk,
Ihr habt kein Recht, Euch in den Zwiſt zu miſchen;
Doch England kennt ja Eure Anmaßung.

Margaretha (ſich nicht länger haltend)

Und Eure Herrſchſucht.

Eleonore (ebenfalls ausbrechend).

Wenn hier Frauen reden,
So darf auch ich's.

Margaretha.

Ihr ſprecht nur allzulang
Das erſte Wort im Reich, Frau Herzogin.
Ihr herrſchet über Euren Mann, und er
Will England und den König ſelbſt beherrſchen.

(Große Aufregung. König Heinrich, dem Salisbury leiſe zugeſetzt, faßt ſich und tritt in die Mitte.)

König Heinrich.

Still, meine Königin, und gute Muhme,
Ihr reizt nur die erzürnten Pairs noch mehr!
Die Schrift ſagt: „Selig die Friedfertigen!“

(Gloſter und den Cardinal zu ſich winkend.)

Oheime Gloſter und von Wincheſter!
Ich möchte gern, wenn Bitten was vermögen,
In Lieb und Freundſchaft Euch vereinigt ſehen.
Es giebt dem Land ein ſchweres Aergerniß,
Wenn zwei ſo hohe Pairs, wie Ihr, ſich ſtreiten.
Ein gift'ger Wurm iſt dieſer inn're Zwiſt,
Der am Gemeinwohl nagt.

Salisbury.

Hört auf den König!

Suffolk.

Gebt nach, Protector!

Salisbury und Warwick

Cardinal, gebt nach!

Gloſter (halblaut zum Cardinal)

Ich böte lieber als die Hand, das Schwert.

Cardinal (ebenſo).

Ich nehm' es an, das meine ſoll erwidern.

Gloſter.

Haſt Du den Muth, ſo ſteh mir, Mann zu Mann.

Cardinal.

Um ſechs Uhr Abends, im Faſanen-Wäldchen.

König Heinrich.

Was flüſtert Ihr?

Gloſter

Noch von der Falkenbeize.

Cardinal.

Ich ſagte, daß des Lord-Protectors Falkner
Zu früh den Vogel aufgedeckt.

Gloſter.

Zu ſpät!

König Heinrich (erfreut).

So ſchloßt Ihr Frieden?

Gloſter (zweideutig).

Meine Hand auf das,
Was mit dem Cardinal ich ausgemacht.

Cardinal.

Die meine hier. (ſie reichen ſich mit feindlichem Blick die Hände.)

König Heinrich, Salisbury, Warwick.

(erfreut) Verſöhnung!

Margaretha, Eleonore, York, Suffolk.

(für ſich zornig) Nimmermehr!

Margaretha (Suffolk verziehend).

Ihr duldet, daß er wieder triumphirt?

Suffolk.

Wollt Ihr?

Margaretha.

Jetzt oder nie!

Suffolk.

So ſei es!

(Tritt mit einer Verbeugung an den König, ihm die Klageſchrift bietend.)

Nachdem die Weisheit Euer Majeſtät
Den Zwiſt der beiden Pairs geſchlichtet hat,
Bleibt noch ein wichtig Staatsgeſchäft zu ordnen:
Hier eine Klageſchrift auf Hochverrath.

Gloſter.

Halt! Dieſe Schrift gehört in meine Hand.

Suffolk.

Nein, in des Königs.

Gloſter.

Ich bin Reichs-Protector!

Suffolk.

Mir ward ſie übergeben, während Ihr
Euch auf der Falkenjagd erluſtigt habt.

Gloſter.

Herzog von Suffolk, bleibt beim Frauenhandel;
Wo Männer handeln, ſteht Ihr beſſer fern.

Suffolk.

Das geht zu weit.

Margaretha.

Er fängt ſchon wieder an;
Nur er will um den König ſein, nur er
Allein will herrſchen.

Gloſter.
Schöne Königin,
Ich ford're bloß, was meines Amts und Rechtens,
Und wenn mein König für ſich reden will,
So iſt er alt genug, es ſelbſt zu thun.
Margaretha.
Iſt er's, ſo braucht er den Protector nicht.
Gloſter.
Wenn's ihm beliebt, entſag' ich meiner Stelle.
Suffolk.
Entſagt denn, endet Eure Tyrannei.
Seitdem Ihr König wart — (da Gloſter verneint.)
Ihr ſeid's, kein And'rer —
Ging Englands Wohlfahrt jeden Tag zurück:
Jenſeit des Meers gewann der Dauphin Boden,
Und alle Pairs und Edlen dieſes Reiches
Sind Eurer Herrſchaft Unterthan geweſen.
Cardinal.
Das Volk haſt Du gedrückt, die Geiſtlichkeit
Gebrandſchatzt.
Margaretha.
Eures Weibes toller Staat
Verſchlingt viel Tauſende.
York.
Und Eure Strenge
Geht über jegliches Geſetz hinaus;
Ihr habt ſo oft geſtraft, gehängt, geköpft,
Daß Ihr vor Eurem Richter zittern müßt.
Margaretha.
Wenn Ihr Euch unterſteht, vom Frauenhandel
Zu reden, ei, ſo geb' ich's Euch zurück:
Habt Ihr nicht Aemter hier, in Frankreich Städte

Verkauft, den eig'nen Säckel anzufüllen?
Wenn's ſo erwieſen wäre, wie bekannt,
So lieſt Ihr wohl bald ohne Kopf umher.

(Gloſter, wie betäubt von den auf ihn geführten Streichen, blickt von Einem zum Andern, will reden, vermag es aber nicht und eilt mit einer plötzlichen Wendung durch die Mitte ab.)

Alle (ſich anſtarrend).

Was iſt das?

Margaretha (triumphirend).

Das Bewußtſein ſeiner Schuld!

Eleonore (hervortretend).

Nein, die Entrüſtung eines edlen Mannes,
Der unverdient gekränkt ward und verfolgt;
Auch Adler flieh'n, wenn Raben auf ſie hacken.

Margaretha

(läßt abſichtlich den Fächer fallen, womit ſie ſich Kühlung zugeweht. Alle Lords ſtürzen herbei, ihn aufzuheben).

Zurück, Mylords! (Pauſe, langſam.)
In Frankreich gilt als Sitte,
Daß nur die erſte Frau am Hof perſönlich
Die Königin bedienen darf. Frau Muhme,
Hebt unſern Fächer auf.

(Stummes Spiel der beiden Frauen. Spannung unter den Uebrigen.)

Ihr wollt nicht?

Eleonore (kurz und ſtarr).

Nein.

König Heinrich (will ſich bücken).

Geſtattet mir, geliebte Königin ....

Margaretha (ihn zurückhaltend).

Ich bitte, Majeſtät. Wenn Herzog Gloſter
Auf ſeinem Recht beſteht, darf ich's wohl auch.
Frau Herzogin von Gloſter, meinen Fächer!
(halblaut) Der ſtolze Nacken beugt ſich oder bricht!

Eleonore

(der Königin mit tiefer Reverenz ihren eigenen Fächer reichend)

Empfanget, Majeſtät, den meinigen;
Der Eure iſt zu ſchlecht, ihn aufzuheben.

(Sie ſtößt den Fächer der Königin mit dem Fuß weg. Allgemeine und tiefe Senſation.)

Margaretha.

Mir das? Im Angeſicht des ganzen Hofes?!

(Sie wankt und fällt in Suffolk's Arme.)

König Heinrich.

Führt ſie hinweg!

Eleonore (im Abgehen zu Margaretha)

Hochmüthige Franzöſin,
Mich kirrſt und narrſt Du nicht, wie alle Andern;
Nicht ungeſtraft verletzt man Leonore!

(Sie will gehen mit ihren Damen.)

Margaretha (ſtammelnd)

Der König läßt ſie geh'n? (erſtickt.)
Zu Hilfe, Suffolk!

Suffolk (Eleonoren in den Weg tretend).

Im Namen des Geſetzes, Herzogin ....

Margaretha (außer ſich).

Nicht Herzogin! Gemeine Bürgerdirne!

Suffolk.

Noch weniger, — dem Recht verfall'ne Hexe!

(Eleonore wankt, ihre Damen ſpringen zu. Alle fahren zurück.)

König Heinrich.

Welch neues Unheil!

Suffolk (ein Papier hervorziehend).

Majeſtät, Mylords!

(Die Lords treten näher. Cardinal und York mit Zeichen des Einverſtändniſſes und geheimer Freude.)

Ich, Marquis de la Poole, Herzog von Suffolk,

Verklag' Eleonore Cobham, Herzogin
Von Gloſter, hier auf nächt'ge Zauberei
Und Hexenwerk, verübet in Gemeinſchaft
Mit Menſchen nied'ren Stand's und üblen Wandels,
Zum Endzweck böſe Geiſter zu beſchwören
Und König Heinrich, ſo wie andre Große
Des Reichs und Hofs zu ſchädigen am Leben.
So wahr der Himmel mir in Gnaden helfe!

König Heinrich.

Wär's möglich, Muhme?

Salisbury und Warwick.

Zauber!

Cardinal, York.

Hochverrath!

Cardinal.

Die Kirche hatte längſt ein Aug' auf ſie.

York.

Auch meine Späher haben ſie belauſcht
Im nächtlichen Verkehr mit einer Hexe
Und einem Zauberkünſtler, Namens Hume.

König Heinrich.

O Gott, welch Unheil ſtiften doch die Böſen,
Verwirrung häufend auf ihr eignes Haupt!

Cardinal.

So ſollen ſich in unſ'rem reinen Land
Die Gräuel Frankreichs ruchlos wiederholen?
Uns Allen iſt im friſchen Angedenken,
Wie dort ein Hexenweib, genannt die Jungfrau
Von Orleans ....

Alle (ſchaudernd).

Johanna d'Arc!

Cardinal (fortfahrend).

Den Dauphin,
Den Herzog von Burgund und alle Edlen
Bezaubert hat; wie ſie durch Teufelskünſte
Und böſer Geiſter Hilfe unſ're Heere
Bezwang und Englands beſte Krieger ſchlug.
Eleonore, ſolch ein Weib biſt du. Die Kirche
Stößt Dich mit Abſcheu aus. Fahr hin, in Sünden!

Eleonore (die ſich mühſam gefaßt).

Ich bitte um Gericht.

Suffolk.

Es ſoll Euch werden.

York.

Und eine Strafe wie Johanna d'Arc:
Der Scheiterhaufen.

Suffolk.

Fordert Ihr Beweiſe?
(Ein Blatt hervorziehend.)
Hier ſind ſie. Eure eigne Handſchrift, ſeht,
Hat ſieben Fragen auf dies Blatt gezeichnet:
Wie König Heinrich ſtirbt, der Cardinal,
Und York und ich.

Alle.

Entſetzlich!

König Heinrich.

Wohl entſetzlich!
Was that ich Euch im Leben je zu Leide,
Daß Ihr mir das gethan? Noch glaub' ich's nicht.
Sprecht, Muhme: ſchriebt Ihr dieſe Fragen nieder?

Eleonore (ſtolz).

Ich lüge niemals. Ja, ich ſchrieb ſie nieder.

König Heinrich (tief ſeufzend).

So muß ich denn! (zu Suffolk)

Verwahrt ſie dem Gericht!

(Suffolk winkt in die Couliſſe. Trabanten treten auf. In ihrer Mitte geht Eleonore langſam links ab. Niemand folgt.)

Margaretha (zu Suffolk heimlich).

Auf ewig Euer!

Suffolk (ebenſo).

Meine Königin!

König Heinrich.

Mylords, wir ſcheiden voll Bekümmerniß.
Dem Cardinal und York ſei anbefohlen,
Ein geiſtliches und weltliches Gericht
Für dieſe ſchwere Miſſethat zu bilden,
Und alle Schuld'gen ihm zu überliefern,
Wir ſagen alle — auch die Herzogin.
Wer aber überbringt dem Lord-Protector
Die ſchlimme Botſchaft?

Suffolk (nach hinten deutend).

Eben naht er ſelbſt,
Nicht ahnend, was inzwiſchen ihn betroffen.

(**Gloſter** kommt langſam und ruhig durch die Mitte zurück. Alle weichen ihm ſcheu aus, nur die Königin blickt triumphirend auf ihn.)

Gloſter

(in der Mitte der Bühne ſtehend, feſt und ruhig).

Nachdem mein Blut durch einen Gang im Freien
Sich abgekühlt, will ich Euch Rede ſtehn,
Mylords. Was Eure hämiſchen und falſchen
Anklagen anbetrifft, ſo ford're ich
Beweiſe oder Widerruf, und ſtelle
Mich jeder Zeit dem off'nen Staatsgericht.

Margaretha (die nicht an ſich halten kann).

Nur nicht zu haſtig, edler Lord-Protector;

Bevor Ihr Euch im Staatsgerichte reinigt,
Kehrt erſt vor Eures eignen Hauſes Thür.

Gloſter.

Was heißt das, gnäd'ge Königin?

Suffolk.

Daß eben
Eleonore, Herzogin von Gloſter,
Der ſchwarzen Kunſt und ſchwärz'ren Hochverraths
Verklagt und eingeſtändig, dem Gericht
Iſt überliefert worden.

Gloſter (im Aufſchrei).

Leonore!

(Tiefe Stille. Gloſter will zuſammenbrechen, faßt ſich gewaltſam, ſchlägt die Hände vor's Geſicht und blickt dann langſam auf und um ſich.)

König Heinrich.

Mein armer Ohm!

Gloſter (lallend).

Ich hörte wohl nicht recht.
Mir ſchwimmt es vor den Augen. Habt Geduld.
Noch einmal ſagt's: Mein Weib verklagt, verhaftet? —

(Er ſucht ſie im Saale, ihre Frauen ſtehen weinend da. Der König nickt ſchwermüthig mit dem Kopfe.)

So iſt's kein Traum? — Ich wache — (ermannt ſich.)
und ich lebe.
Noch ſteh' ich feſt, frohlocket nicht zu zeitig;
Ein rechter Stamm fällt nicht auf einen Hieb,
Wenn dieſer auch (gebrochen.)
ſein tiefſtes Mark getroffen.

(an ſeinem Stabe ſich aufrichtend.)

Seht! An dem Stab, — dem Sinnbild meines Amtes,
Den mir des ſel'gen Königs Majeſtät,
Mein unvergeßlich theurer Bruder Heinrich
Der Fünfte, ruhmvoll trüben Angedenkens,

Vertraut, den lange Jahre ich geführt
Zu Englands Heil und ſeiner Fürſten Dienſt, —
An dieſem Stabe richt' ich mich empor
Und ſtelle mich dem Angriff meiner Feinde.

Cardinal (halblaut).

Die Zeit wird's lehren, wer am erſten fällt!

Gloſter.

Was mein Gemahl betrifft, ſo weiß ich nichts
Um ihr Vergehn. Doch wenn ſie ſchuldig iſt, —
Der König ſagt's, und alſo iſt ſie ſchuldig, —
Wenn ſie, die ſtets ſich edlen Sinn's erwies,
Geſetz und Sitte, Tugend und Natur
Verletzte, meinen tadelloſen Namen
Und ihren eig'nen Stand mit Scham bedeckend, —
So ſag' ich mich auf ewig von ihr los;
Ich ſtoße ſie aus meinem Bett und Haus,
Mit tiefem Schmerz, doch feſt entſchloſſen, aus.
Das aber trifft mein Recht nicht und mein Amt;
Sie halt' ich feſt. Wenn Ihr mein Weib verdammt,
Mich müßt Ihr frei von jeglichem Verbrechen
An meinem Land, an meinem König ſprechen!

(Margaretha wendet ſich raſch und zornig zum Hintergrunde. König Heinrich folgt zögernd. Suffolk und die Uebrigen gehen mit drohendem Blick auf Gloſter ab, der ruhig und allein ſtehen bleibt, während der Vorhang langſam fällt.)

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz ſtellt den Garten des Tempels in London vor.*) Laubengänge, Blumenbeete. Inmitten der Bühne Roſenſtöcke mit vielen rothen und weißen Roſen. Im Hintergrunde über eine Baluſtrade die Ausſicht auf die Themſe und die alte Londoner Brücke, mit der am rechten Ufer gelegenen Vorſtadt Southwark.

Erſter Auftritt.

(**York**, **Salisbury**, **Warwick**, **Suffolk**, **Clifford**, **Somerſet** und viele andere Lords treten von rechts auf, aus der hinter der Scene angenommenen Halle des Tempels, worin ſie eine Verſammlung gehalten. Einzelne Gruppen, die von einander abgeſondert umhergehen, in einem trüben Schweigen, wie nach einem heftigen Wortſtreit.)

York.

Nun, edle Lords und Herrn, was ſoll dies Schweigen?
Will Niemand reden für mein gutes Recht?

Suffolk.

Wir waren in des Tempelhofes Halle, (nach rechts weiſend.)
Da drinnen, wohl zu laut. Im Freien hier
Läßt unſer Streit ſich ſchicklicher beenden.

Salisbury.

Ich war mein' Tag' im Rechten nur ein Neuling,
Und beugte meinen Willen nie dem Recht,
Doch öfter wohl das Recht nach meinem Willen.

Suffolk.

Entſcheidet Ihr denn, Warwick, zwiſchen uns.

Warwick.

Von zweien Falken, welcher höher ſteigt,
Von zweien Hunden, welcher tiefer bellt,
Von zweien Klingen, welche härter iſt,
Von zweien Pferden, welches beſſer trägt,
Von zweien Dirnen, welche heit'rer blickt,
Beſitze ich vielleicht ein leidlich Urtheil;
Doch von des Erbrechts Schlichen oder Kniffen,
Hat jeder Gimpel mehr als ich begriffen.

York.

Ei, welch beſcheidene Zurückhaltung!
Ich ſage nur, was auch ein Blinder ſieht:
Die nackte Wahrheit ſteht auf meiner Seite.

Suffolk.

Auf *meiner* ſteht ſie, doch ſo wohl bekleidet,
Daß jedes Auge ſie erkennen kann.

(Die Lords weichen aus vor einem entſcheidenden Ausſpruch und gehen achſelzuckend bei Seite.)

York.

Ein Vorſchlag! Weil hier Niemand reden will,
So offenbart in Zeichen die Gedanken.
Wer unter Euch als echter Edelmann
Auf ſeines eignen Hauſes Ehre ſieht,
Und darum mir auch nicht verargen darf,
Wenn ich den Anſpruch York's auf Englands Krone
Feſthalte: der erkläre ſich für York,
Indem er eine *weiße* Roſe pflückt
Von dieſem Strauch, wie ich hiermit es thue.

(Er ſteckt ſie an's Barett.) [10]

Suffolk.

So pflücke, wer zu ſeinem König hält,
Zum Hauſe Lancaſter, die *rothe* Roſe.

(Pauſe unter den Lords. Warwick entſchließt ſich zuerſt).

Warwick.

Ich liebe Schminke nicht, und ohne Schminke,
Wie ohne ſchlaue Höflings-Schmeichelei,
Pflück' ich mit Herzog York die weiße Roſe.
(Einige Andere folgen ſeinem Beiſpiel.)

Salisbury.

Ein Weilchen haltet, Lords, und pflückt nicht weiter,
Bis unter uns wir feſt beſchloſſen haben,
Daß Jedermann der Mehrheit weichen ſolle:
Weiß oder Roth, der Roſen Zahl entſcheide.
(Widerſpruch von Suffolk, Somerſet, Clifford.)

Somerſet.

Nicht ſo, Mylord!

Suffolk.

Wir wählen unſ're Farbe,
Um uns daran in der Parteien Kampf
Zu kennen, aber keine weicht der andern,
Weil ſie durch bloße Mehrheit triumphirt.
Das Recht entſcheidet, nicht die Zahl. Und ſo
Brech' ich von dieſem Strauch die rothe Roſe,
(indem er ſie abpflückt, für ſich.)
Den Spiegel meiner holden Königin;
Ich küſſe ſie und denk' an Margaretha.
(Er ſteckt eine rothe Roſe an die Bruſt.)

Clifford.

Ich halt's mit Lancaſter: die rothe Roſe! (er pflückt.)

Somerſet.

So thu' auch ich.

Mehrere andere Lords.

Und wir.

Salisbury.

Ich wähle weiß.

Suffolk.

Steckt Euch nicht in die Finger, Salisbury,
Sonſt wird die weiße Roſe roth gefärbt,
Und Ihr geht wider Willen zu uns über.

Salisbury.

Suffolk, wenn ich für meine Farbe blute,
So wäſcht den Flecken unſer Recht hinweg,
Und ich verbleibe auf der reinen Seite.

York.

Ihr aber hütet Euch, daß Eure Roſe,
Die rothe, nicht vor Schreck und Furcht erbleicht,
Wenn ſie der weißen Roſen Zahl erblickt.

(Er zeigt auf den Kreis, wo inzwiſchen die Mehrzahl der Lords weiße Roſen, die Minderheit rothe Roſen angeſteckt haben, und Einige ohne Zeichen bei Seite ſtehen.)

Suffolk.

Viel eher wird die weiße Roſ' erröthen,
Vor Scham, auf Eurer Seite ſich zu ſehen.

York.

Suffolk, in Deiner Roſe ſitzt ein Wurm!

Suffolk.

An Deiner, York, erwachſen lauter Dornen.

York.

Sie ſtechen Euch.

Suffolk.

Ja, wenn wir ſie nicht brechen.

York.

Merkt auf! Die bleiche und erzürnte Roſe,
Das Sinnbild meines blutbedürſt'gen Haſſes,
Will ich, bei meiner Ehre, fortan tragen,
Ich ſelbſt und alle Meinen immerdar,
Bis ſie entweder welkt zum Grab wie ich,

Oder zur Höhe eines Throns erblüht.

(Seine Anhänger haben ſich um ihn geſchaart. Gruppe.)

Suffolk.

Wir aber tragen, Euch zum Hohn und Trotz,
An Haupt und Herzen ſtets die rothe Roſe,
Daß Ihr daran als Feinde uns erkennt.
Wir würden hier ſchon unſern Muth erproben,
Wenn Euch des Ortes Heiligkeit nicht ſchützte;
Im Tempelhof, Ihr wißt es, iſt Aſyl.
Doch das weiſſag' ich hier: der heut'ge Streit,
Der die Parteien endlich klar geſchieden,
Wird von den weißen Roſen und den rothen
Noch viele Tauſend betten bei den Todten.
Kommt, Freunde, die ſich Lancaſter geweiht,
Und ew'ge Fehde ſei an York entboten!

(Er geht mit den Seinigen raſch zur Linken ab.)

York.

Wir nehmen's an. (zu den Lords)
Ihr Herren, laſſet jetzt
Mich und die Grafen Salisbury und Warwick,
Was Noth thut, ſtill und reiflich überlegen.
Nichts vor der Zeit, ſoll unſ're Loſung ſein;
Und ſo Euch Allen Dank und Gott befohlen!

(Er verabſchiedet ſeine Partei, welche rechts abgeht.)

Zweiter Auftritt.

(York, Salisbury, Warwick.)

Salisbury.

Ihr thatet wohl, die Andern wegzuſchicken;
Denn mich verlangt ausführlich zu vernehmen,
Wie es mit Eurem Erbrecht ſich verhält.

Warwick.

Beweiſt uns dieſes Recht, ſo ſind wir Euer.

York (recht klar auseinanderſetzend).

So merkt denn auf. York's Recht iſt klar genug,
Und bündig wie das Unrecht Lancaſter's.
Eduard der Dritte hatte ſieben Söhne:
Der ält'ſte Prinz von Wales, der ſchwarze Prinz;
Der zweite, William Hatfield, und der dritte,
Der Herzog Clarence; drauf als vierter Sohn
Johann von Gaunt, Herzog von Lancaſter;
Der fünfte, Herzog York, der ſechſte, Gloſter;
Der ſiebente und letzte, William Windſor.
Der ſchwarze Prinz, Ihr wißt's, ſtarb vor dem Vater
Und hinterließ als einz'gen Erben Richard
Den Zweiten, der dem dritten Eduard folgte,
Bis Heinrich Bolingbroke, der ältſte Sohn
Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaſter,
In off'nem Aufſtand den rechtmäß'gen König
Entſetzte und hernach ermorden ließ.

Warwick.

Ganz recht. Der Herzog ſpricht die Wahrheit, Vater:
So kam das Haus von Lancaſter zur Krone.

York.

Es hielt ſie feſt, ſo wie es ſie gewonnen,
Nicht durch das Recht, durch die Gewalt allein.
Nach Richard's Tod, des ält'ſten Sohnes Erben,
War an der Reihe das Geſchlecht des zweiten;
Da dieſer, William Hatfield, kinderlos
Verſtorben, kam der dritte, Clarence, d'ran,
Von deſſen Stamm jetzt ich die Krone heiſche,
Und nicht des vierten, Lancaſter's, Geſchlecht,
Aus welchem dieſe Heinriche entſproſſen.

Denn Clarence hatte eine einz'ge Tochter,
Vermählt mit Mortimer, Grafen von March,
Der meiner Mutter Aeltervater ward.
Drum, wenn des dritten Sohns Nachkommenſchaft
Vor der des vierten geht, bin ich der König.

Salisbury.

Ihr ſeid's nach Gottes und der Menſchen Recht:
So lang des Clarence Stamm nicht ausgeſtorben,
Darf das Geſchlecht des Lancaſter nicht herrſchen.

Warwick.

Er ſtarb nicht aus, er blüht vielmehr im Herzog
Von York und ſeinen hoffnungsvollen Söhnen.

York.

Nicht blos von Mutter-, auch von Vaters Seite
Fließt königliches Blut in unſern Adern:
Denn meine Mutter, die Urenkelin
Des Herzogs Clarence, wurde einem York
Vermählt, dem Enkelſohn des dritten Eduard.

Warwick.

Mein Vater, laßt uns beide niederknien
Auf dieſem Grund und dem rechtmäßigen,
Dem echten König als die Erſten huld'gen.

Salisbury und Warwick
(mit halber Kniebeugung)

Lang' lebe unſer gnäd'ger Herr und König!

York
(indem er ſie aufhebt mit königlichem Ton und Anſtand).

Wir danken Euch. (Tonwechſel)
Doch bin ich noch nicht König,
Eh' ich gekrönt ward, eh' mein Schwert ſich färbte
Mit Herzblut aus dem Haus der Lancaſter.
Und das kann plötzlich nicht geſchehen, ſondern

Mit Vorſicht nur, allmählig, insgeheim.
Deswegen thut wie ich in ſchlimmen Zeiten:
Ertragt die Anmaßung des Herzogs Suffolk,
Die Leidenſchaft der fremden Königin,
Den Stolz des Cardinals, die loſe Zucht
Der Höflinge wie Somerſet und And're;
Sie alle müſſen dazu erſt uns dienen,
Das Haupt der Gegner von dem Rumpf zu ſchlagen,
Den Lord-Protector, unſern Herzog Gloſter.
Ich weiß, ſie ſuchen ſeinen Sturz und fallen,
Ihm eine Grube grabend, ſelbſt hinein.
Er wankt bereits: denn ſeines lieben Weibes,
Der Herzens-Lore, ſchmähliches Gericht
Wird er gewiß nicht lange überdauern.

Salisbury.

Genug, Mylord. Wir haben Euch verſtanden.

Warwick.

Und ich erleb's noch, daß der Graf von Warwick
Den Herzog York zum König machen wird!

York (beiden die Hände bietend)

Wie ich's erlebe, daß der Graf von Warwick
Zum erſten Mann gemacht wird nach dem König!

(Sie wechſeln Blick und Handſchlag und gehen zuſammen rechts ab.)

Verwandlung:

Tiefe Decoration. Eine Gerichtshalle in London. Quer über die Bühne, in ziemlicher Tiefe, Schranken, mit einem beweglichen Einſatz in der Mitte. Jenſeits der Schranken, auf Stufen, die Tafel der Richter; dahinter ſieben Seſſel, der mittelſte und höchſte für den Cardinal. Zu ſeiner Rechten drei geiſtliche Richter in Kirchen- oder Ordenstrachten. Links drei weltliche in rothen Talaren. Am unteren Ende der Tafel der Gerichtsſchreiber. Auf der Tafel Armleuchter mit brennenden Kerzen, ein Crucifix, die aufgeſchlagene Bibel, Schreibzeug, eine Glocke. Zur Rechten und zur Linken der Richtertafel zwei Tribünen, jene höher als die Sitze der Richter, dieſe gleich hoch. Tribünen und Schranken ſind mit reichen, rothen Draperien geſchmückt. Ein Teppich auf dem Boden.

Dritter Auftritt. 11)

(Sobald der Proſpekt der Verwandlung in die Höhe gezogen, ſieht man den Gerichtshof in voller Verhandlung. Der **Cardinal** beſpricht ſich mit den Richtern, dieſe unter ſich. Der Gerichtsſchreiber ſchreibt eifrig. Auf der Tribüne rechts ſitzen: **König Heinrich**, in ſich verſunken, **Königin Margaretha**, hinter ihrem Seſſel **Suffolk**, ſtehend, Pagen liegen auf den Stufen. Auf der Tribüne links: **Gloſter** mit dem Protectorſtabe, ſitzend. Hinter ihm ſtehen in Trauerkleidern: die Hofdamen Eleonorens. Auf den Stufen Gloſter's Page und ein paar ſeiner Diener, ebenfalls mit Trauer-Abzeichen. Dieſſeits der Schranken ſtehen ein **Sheriff** mit dem weißen Stabe, zwei Büttel, vier Trabanten zur rechten und linken Seite gleich vertheilt. Pauſe, voll Bewegung und ſtummem Spiel.)

Cardinal

(ergreift die Glocke und läutet. Tiefe Stille).

Hiermit beſchließen wir die Rechtsverhandlung
Und ſchreiten zur Verkündigung des Urtels.
Die Angeklagten haben zu erſcheinen.

(Die zwei Büttel gehen rechts und links ab. Gleich darauf kehren ſie zurück von links mit **Hume** und **Beſſie Burke**, von rechts, etwas ſpäter, mit **Eleonore**, die ganz weiß gekleidet iſt und ſehr langſam einherſchreitet. Bewegung bei ihrem Erſcheinen: Die Königin in Haß, Gloſter voll Mitleid und Trauer. Der König wendet ſich ab. Der Cardinal erhebt ſich und fährt fort.)

Im Namen Gottes und des Königs! Hört!
Eleonore Cobham, Herzogin
Von Gloſter! Schwer haſt Du geſündigt wider
Den Himmel und den König, Deinen Herrn.
(Eleonore ſenkt das Haupt noch tiefer.)
Empfange denn in Demuth Deine Strafe
Für Sünden, ſo die Schrift bereits verurtheilt.
(Zu den beiden andern Angeklagten.)

Euch, die nicht blos Mitſchuldige geweſen
Der Herzogin, die ruchlos ſie verleitet
Zum Böſen und durch argen Spuk getäuſcht,
Euch treffe des Geſetzes volle Härte.
Du wirſt, John Hume, in Tyburn aufgehängt
An Deinem Halſe, bis Du todt. Die Hexe,
Die Beſſie Burke ſich nennt, wird in Smithfield
Verbrannt zu Aſche. So von Rechtenswegen.
Eleonore, edler von Geburt
Und minder ſchuldig, wirſt Du, aller Ehren
Verluſtig, nach drei Tagen Kirchenbuße
Und öffentlicher Ausſtellung in London,
Verbannt zeitlebens auf die Inſel Man.
Von Rechtenswegen und durch Königs Gnade.

(Er ſetzt ſich. Der Sheriff zerbricht den Stab und wirft die Stücke den beiden zum Tode Verurtheilten vor die Füße, Eleonoren einen Schleier über den Kopf. Während dies geſchieht, ſpricht Eleonore kaum hörbar.)

Eleonore.

Willkommen, Bann! Willkommner wäre Tod!

Gloſter (zu ihr herunterſprechend).

Eleonore, das Geſetz verdammt Dich.
Rechtfertigen kann ich die Schuld'ge nicht.
Zieh hin in Frieden! (zuſammenbrechend.) Ich vergebe Dir!

(Lautes Schluchzen der Frauen und Diener Eleonorens; ſie ſteht ſtill da.)

Hume (noch ausbrechend).

Die gleiche Schuld und dreierlei Beſtrafung?
Iſt das Dein Recht, Herr Cardinal?

Beſſie Burke (winſelnd).

Mein König,
Begnad'ge mich! Ich hab' noch viel zu ſagen.

Cardinal (aufſpringend und ſie raſch unterbrechend).

Führt ſie hinweg, bevor ſie uns verhext.

(Büttel und Trabanten ſpringen zu.)

Beſſie (auflachend)

Blödſinn'ge Thoren! Wenn ich hexen könnte,
Stünd' ich nicht hier, und ſäßet Ihr nicht dort!

Hume.

Laß gut ſein, Mutter Beſſie! Braucht es doch
Des Hexens nicht, um ihnen wahrzuſagen.
Du Schatten eines Königs . . . .

Cardinal.

Führt ſie fort!

Hume (ſich ſträubend).

Du Lord-Protector, der ſich ſelber nicht
Zu protegiren weiß, Du Baalsprieſter,
Wie wir, ſo ſterbt Ihr Alle — unnatürlich!
Verflucht ſeid, die Ihr uns verdammt!

Beſſie und Hume.

Verflucht!

(Sie werden von Bütteln und allen vier Trabanten gewaltſam hinausgeriſſen nach links. Pauſe.)

Cardinal.

Geleitet auch die Herzogin von hinnen,
Daß ſie zu ihrem Bußgang ſtracks ſich richte.

Eleonore (die ſich gefaßt)

Ich danke meines Königs Majeſtät
Für ſeine Gnade.

(Stummes Spiel mit Margaretha.)

Kön'gin Margaretha,
Lebt wohl. Ihr werdet noch an mich gedenken,
Wenn Eure Buße ſtrenger iſt als meine. —
Herzog von Gloſter harrt hier, bis ich komme;
Ihr könnt ja — Euer Weib — — zum Pranger führen!

(Sie ſchwankt ab, vom Sheriff rechts abgeführt.)

Cardinal.

In Gottes und des Königs Namen! das

Gericht iſt aus. (Er läutet.)

Die Schranken ſind geöffnet!

(Der Büttel öffnet die Schranken. König Heinrich, Margaretha, Suffolk kommen herunter und in den Vordergrund, hinter ihnen ihr Gefolge. Dann, an ſeinem Stabe ſich mühſelig aufrechthaltend, Gloſter, deſſen Dienerſchaft jenſeits der Schranken bleibt. Die Richter verabſchieden ſich vom Cardinal und gehen im Hintergrunde zu beiden Seiten ab. Der Büttel folgt. Der Cardinal kommt nun auch in den Vordergrund).

Gloſter (vorwankend).

O Gloſter, dieſe Schmach bringt vor der Zeit
Dein graues Haupt voll Jammer in die Grube.
Erlaubt mir, Majeſtät, mich zu entfernen,
Mein Leid will Troſt, mein Alter Ruhe ſuchen.

(Er ſchickt ſich an zu gehen. Margaretha winkt dem König zu.)

König Heinrich (unſicher).

Herzog von Gloſter, — Lord-Protector, halt!
Bevor Ihr geht, gebt Euren Stab mir ab.
Der König will ſich ſelbſt Protector ſein;
Nur Gott mein Schutz und meiner Füße Leuchte! (weich)
Doch geh in Frieden, Oheim, Deinem König
So werth noch, als da Du ſein Schirmherr warſt!

Margaretha.

Ich ſeh' nicht ein, warum ein münd'ger König
Beſchützt zu werden brauchte wie ein Kind;
Mit Gott ſoll Heinrich Euren Stab jetzt führen,
Drum gebt ihn ab, Herr Herzog, (drängend)
gebt ihn ab!

Gloſter

(der, ſeinen Ohren zuerſt nicht trauend, ſich allmählich gefaßt hat).

Den Stab? — Hier, König Heinrich, iſt mein Stab.
So willig geb' ich ihn zurück an Dich,
Wie ich ihn willig nahm von Deinem Vater.
Ich leg' ihn Dir zu Füßen. Mögen And're

(mit Blicken auf den Cardinal links und Suffolk rechts)

Daran nun ihrer Herrſchſucht Lüſte büßen.
Leb' wohl, mein König. Auch wenn ich geſchieden,
Umgebe Deinen Thron ruhmvoller Frieden.

(leiſe im Abgehen)

Ich will nach ihr, Eleonoren, ſehn,
Mit ihr zur Schande und in's Elend gehn.

(Rechts ab, ſeine Leute folgen.)

Margaretha
(nachdem auf ihren Wink ein Page den Stab aufgehoben, den ſie feſt ergreift und dem König frohlockend darbietet).

Da, nun iſt Heinrich Herr, und Margaretha
Iſt Königin, der ſtolze Herzog Gloſter
Kaum noch er ſelbſt. Ihn traf zweimal der Blitz:
Sein Weib verbannt und dieſer Stab, ein Glied
Schier ſeines Leibes, plötzlich abgehauen.
Nimm ihn, mein König, aus Marg'r [illegible] en.

König Heinrich (ergreiſt [illegible]

Der Himmel mög' in meinen ihn erl [illegible]
Folgt uns, Mylords, wir wollen in der Kirche
Für uns und jene armen Seelen beten.

(Unter Vortritt der Pagen geht König Heinrich mit Margaretha links ab.)

Cardinal (ihnen nachblickend.)

Der Stab iſt augenſcheinlich ihm zu ſchwer.

Suffolk (lauernd).

Ich wüßte eine kräftigere Hand,
Die ihn mit Ehren und Geſchick wohl führte.

Cardinal (ungewiß).

Ihr meint?

Suffolk (lächelnd).

Richard von York.

Cardinal (enttäuſcht).

Den Prätendenten,
Den Erbfeind Lancaſter's? Unmöglich, Herzog!

Suffolk (einlenkend).
Und wenn ich Euer Eminenz nun meinte?

Cardinal (verſtellt).
Ich bin ein alter Mann.

Suffolk.
An Muth ein Jüngling,
Ein Greis nur an Erfahrung und an Geiſt.

Cardinal.
Die wen'gen Jahre, welche mir noch bleiben,
Könnt' ich dem Lande wohl noch Dienſte leiſten,
Und dann mein Amt an einen Mann vererben,
Der täglich wächſt an Weisheit und an Tugend,
An Gnade auch (mit Bedeutung)
vor beiden Majeſtäten.

Suffolk (erſchreckt).
Herr Cardinal!

Cardinal.
Ein offen Wort, Freund Suffolk.
Nachdem der Lord-Protector überwunden,
Steht uns der Herzog York noch breit im Wege,
Jetzt unſer Feind, bisher ein Bund'sgenoſſe.
Verbünden wir uns denn, erſt gegen ihn,
Und unter uns, wenn wir ihn los geworden.

Suffolk.
Ich bin's zufrieden. Was den Stab betrifft,
Ihn ſuch' ich nicht, behaltet ihn mein'twegen.
Mein Ziel iſt anderswo.

Cardinal
(auf die Roſe auf Suffolk's Bruſt deutend, lächelnd).
Die rothe Roſe?!
(Suffolk erſchrickt wiederum.)
Erſchrecket nur nicht wieder, ſchöner Herzog,
Brautwerber, — Frau'nbeſieger — und ſo weiter.

(In der Couliſſe rechts ein Poſaunenſtoß und der Ruf „Platz einer armen Sünderin!“)

Wer naht da? Unſere Büßerin, fürwahr!
Hinweg, daß wir ihr hier nicht mehr begegnen.
Wir haben einen Weg, verſchied'ne Ziele,
So können wir getroſt zuſammengehen! (Beide links ab.)

Vierter Auftritt.[18])

(Von rechts: der **Sheriff**, hinter ihm **Eleonore**, im weißen Büßerhemd, unverſchleiert, mit aufgelöſten Haaren, mit einem Strick umgürtet, barfuß. Neben ihr **Gloſter**, hinterdrein ihre Frauen. Später ein **Page**. Beim Erſcheinen ruft der

Sheriff
(wiederum nach einem Poſaunenſtoß).

Platz einer armen Sünderin!

Gloſter (Eleonore ſtützend).

O Himmel,
Wie wird Dein zarter Fuß den Stein der Straße,
Dein zarter Sinn des Volkes Hohn ertragen,
Das Dir mit häm'ſchem Blick in's Antlitz gafft?
Du warſt gewohnt, aus Deinem ſtolzen Wagen
Auf ſie herabzuſchau'n. Nun weiſen ſie
Mit Fingern wohl auf Dich und freuen ſich
An Deinen Seufzern, Deinen heißen Thränen ...
Mein armes Weib! Geliebte Herzens-Lore!

Eleonore (finſter).

Erinn're nicht an das, was ich geweſen;
Denn denk' ich dran, daß mein Gemahl ein Prinz
Und dieſes Reichs Protector iſt, ſo ſcheint
Mein Leidensweg mir doppelt unerträglich.
Du ließeſt mich verhaften und verdammen,
Du ſtand'ſt dabei, als hilflos und verlaſſen
Mich Dein' und meine Feinde niederwarfen.

Nun geh nur, überlaß mich meinem Loos,
Doch ſorge, daß es nicht auch Dich ereilt.
(Gloſter ſchüttelt den Kopf.)
Verblendeter, wirſt Du denn nie begreifen,
Daß über Dir daſſelbe Richtbeil ſchwebt,
Das mich zuerſt zum Tod getroffen hat?
Schon ward Dir Deines Amtes Stab genommen,
Ein zweiter Griff wird an Dein Leben gehn.
Der Herzog Suffolk, welcher Alles iſt
Bei ihr, die Dich haßt, die uns Alle haßt,
Und York, und der ruchloſe Cardinal,
Sie ſtellen Dir auf allen Wegen nach
Und raſten nicht, bevor ſie Dich gefangen. (bitter)
Du aber fürchteſt Nichts und wandelſt fort,
Und ſuchſt den Gegnern nicht zuvor zu kommen,
Und läſſeſt Dich, ſammt Deinem Weibe, ſtürzen.
Gloſter.
Was kann mich treffen, wenn ich ſchuldlos bin?
Und hätt' ich zwanzig mal ſo viele Feinde,
Und jeder zwanzig mal ſo viele Macht, —
An meinem Rechte würden ſie zu Schanden.
Dich retten durft' ich nicht, Du haſt gefehlt,
Und nur Geduld und Buße kann Dir frommen.
Drum füge Dich in's Unvermeidliche;
In wenig Tagen iſt der Lärm vorbei,
Und ruhig ſehen wir auf Man uns wieder.
Eleonore.
Für mich giebt's keine Ruhe mehr, kein Glück:
Wohin ich geh', umfängt mich Nacht und Grauen,
Ich wage in die Zukunft nicht zu ſchauen.
Und ach! noch minder in das Licht zurück.

Fünfter Auftritt.

(**Vorige.** Ein **Bote** des Königs. Bald darauf **Volk**, an deſſen Spitze **Bevis** und **Holland**.)

Bote (von links).

Der König ladet Euer Hoheit ein
Zu einem Parlament, das nächſte Woche
In Suffolkſhire zu Bury wird gehalten.

Gloſter (halb für ſich).

Wie, ohne mich zu fragen!?

Eleonore (leiſe zu ihm).

Glaubſt Du nun?

Gloſter (zum Boten).

Ich werde kommen. (Bote links ab.)

Eleonore.

Geh' nicht, mein Gemahl;
Mir ahnt das Schrecklichſte: Du gehſt zum Tode!
(Verworrene Stimmen hinter der Scene links.)

Gloſter.

Was iſt das?

Sheriff (vortretend).

Gnäd'ger Herr, die Stunde ſchlug;
Jetzt ſind dem Volk die Thore aufgethan,
Nun drängen ſie herein. Begebt Euch fort.

Page (leiſe zu Gloſter).

Erlaubt Ihr, Hoheit, daß wir ſie befreien?
Wir legen uns, bewaffnet und vermummt,
In einen Hinterhalt, entführen unſ're
Geliebte Herrin aus des Pöbels Händen
Und bergen ſie an einem ſichern Ort.

Gloſter (ſtreng).

Nichts gegen das Geſetz! Bei Leib und Leben!
(Der Lärm kommt näher.)

(Ausrufe hinter der Scene: „Wo iſt ſie?“)

Sheriff.

Herr Herzog, eilt hinweg! Zu lange ſchon
Hab' ich geduldet, was ich nicht geſollt. (er ruft)
Platz einer armen Sünderin!

(Volk hinter der Scene, ganz nahe.)

Da iſt ſie!

(**Gloſter** ſchließt **Eleonore** in ſeine Arme. Ihre Frauen und **Diener**, die bisher traurig von fern geſtanden, drängen ſich an ſie, fallen ihr zu Füßen, küſſen ihr Hände und Kleider.)

Eleonore (Gloſter von ſich ſtoßend).

Leb' wohl!

Gloſter (rechts abeilend).

Auf Wiederſehn!

Eleonore (mit ſchwerem Kopfſchütteln).

Ade, auf ewig!

(Sie bricht zuſammen. Während Gloſter mit den Seinigen **rechts** abgeht, ſtürzt das Volk, Männer und vornehmlich Weiber, in hellen Haufen von der Linken herein.)

Sechſter Auftritt.

(**Eleonore, Sheriff.** Zwei Büttel. Haufen **Volks,** geführt von **Bevis** und **Holland.**)

Volk (im Hereinbrechen).

Da iſt ſie!

Sheriff (Eleonoren aufrichtend).

Platz der armen Sünderin!

Bevis.

Seht da, die gnädige Protectors-Frau!

Holland.

Die nicht verbrannt wird, wie die Mutter Beſſie!

Bevis.

Nicht aufgehängt, wie andre brave Leute!

Holland.

Vornehme Hexe!

Bevis.

Auf zur Kirchenbuße!

Volk (wiederholt).

Zur Kirchenbuße!

Holland.

Und zur Ausſtellung!

Volk

(immer tobender eindringend).

Zur Ausſtellung!

Bevis.

Wir geben das Geleite!

Holland.

Wir wiſſen, was ſich ſchickt.

Volk.

Sheriff, an's Werk!

(Sheriff will Eleonore abführen.)

Sheriff.

Frau Herzogin!

Eleonore

(klammert ſich beim Anblick des wüthenden Volkes an ihn).

Schützt mich vor dieſen Wilden!

Bevis.

Gelt, Schatz, Dein neuer Hof behagt Dir nicht?

Holland.

Komm nur hinunter! Faule Ei'r und Aepfel
Sind ſchon bereit, Dich feſtlich zu empfangen.

Volk.

Hinunter, Sheriff!

Bevis und Holland.

Sheriff, an Dein Amt!

Sheriff.

Ich muß, Mylady! (eintönig ausrufend)
Platz der Sünderin!

Eleonore

(ſich losreißend in den Vordergrund ſtürzend).

Ich kann nicht! (niederknieend)
Güt'ger Himmel; hab' Erbarmen,
Wenn Menſchen keines haben! Strafe mich
Mit einem Blitz, doch rette mich vor dieſen!

Volk

(in drohenden Gruppen, die Herzogin und den Sheriff bedrängend).

Zur Kirchenbuße! Sheriff, Deine Pflicht!

Eleonore

(ſich aufraffend, unter ſie ſtürzend).

Wahnſinnig Volk, was hab' ich Dir gethan,
Daß Du an meiner Todesqual Dich weideſt?
Ich bin das Weib des Manns, den Ihr vergöttert,
Des guten Lord-Protectors armes Weib!
Wie Vielen that ich wohl, und Keinem wehe!

Sevis und Holland.

Fort mit der Zauberin!

Volk.

Zur Ausſtellung!

Eleonore.

Wohlan, ſo kommt. Geleitet mich zum Pranger!
Ich will nicht wanken auf dem Höllenwege:
Erhob'nen Hauptes zieh' ich Euch voran,
Die Furie vor der Schaar der Rachegeiſter,
Die wirren Haare ſchüttelnd wie die Schlangen.
Und wenn in meiner Bruſt geheime Kräfte,
In meinen Händen ſchlimme Zauber wohnen,

Ich ruf' ſie auf, ich ruf' ſie alle an:
Rache an der, die das an mir gethan!
Ihr ſollt nicht für die arme Sünd'rin beten,
Nein, flucht mit ihr! Fluch über Margarethen!

(Sie ſtürzt ab; das Volk, das ſcheu vor ihr zurückgewichen, folgt mit wüſtem Geſchrei; der Vorhang fällt raſch.)

Dritter Aufzug.

Schauplatz: Alterthümliches Gemach in der Abtei zu Bury in der Grafſchaft Suffolk. An den Wänden Portraits geiſtlicher Herren, Aebte, Biſchöfe. Runder Tiſch mit grünem Teppich. Hohe Lehnſtühle. Kamin. Zur linken Seite ein Fenſter. Mittel und Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

(**König Heinrich, Margaretha, Cardinal, Suffolk, York, Somerſet, Clifford.** Andere Lords im Hintergrunde ſich haltend.)

König Heinrich (am Fenſter).

Mich wundert, wo mein Ohm von Gloſter bleibt;
Er pflegt doch ſonſt der Letzte nicht zu ſein.

Margaretha (neben ihm).

Könnt Ihr nicht oder wollt Ihr nicht bemerken,
Wie ſehr er kürzlich ſich verändert hat?
Zwar war er immer ſpitz und ſchroff im Reden,
Zum Zorn geneigt, gefährlich und gewaltſam,
Allein dabei von ritterlichen Sitten
Und äuß'rem Anſtand leidlich zugethan.
Jetzt geht er ohne Gruß an mir vorüber,
Die Stirne runzelnd, ſich die Lippen beißend,
In finſt'res Brüten unheimlich verſunken.
Deswegen ſcheint es mir nicht klug gethan,
Daß mein Gemahl zu innig ihm vertraut,

Daß Gloſter nicht zum Rath des Königs nur,
Auch zu der höchſten Majeſtät Perſon
Stets freien Zutritt hat. Erwäget nur,
Daß Euer Fall ſein beſter Vortheil wäre,
Daß er auf Rache wegen ſeines Weibes
Bedacht iſt, daß es nur ein Wort ihn koſtet,
Gefährliche Empörung zu erregen.
(Der König ſieht ſie unwillig an, ſie tritt zurück.)
Verzeihung, Majeſtät, wenn mich der Eifer
Für Euer Wohl zu weit geführt. Hier ſtehen
Die Räthe Eures Reichs. Befraget ſie,
Ob grundlos meine Furcht vor Herzog Gloſter.
Gelingt es ihnen, mich zu widerlegen,
So will ich gern Abbitte thun dem Herzog;
Wo nicht, beſtätigen ſie meine Warnung.

Suffolk.

Nur allzurichtig hat die Königin,
Wie mich bedünkt, durchſchaut den Herzog Gloſter.
Ein Sprichwort ſagt: daß ſtille Waſſer tief;
So birgt ſein Schweigen auch wohl finſt're Plane.
Unzweifelhaft begann auf ſeinen Antrieb
Die Herzogin, ſein Weib, die Teufelskünſte,
Und Niemand weiß, ob ihre Wirkung nicht
Fortdauert, ob der Anſchlag auf das Leben
Des theuren Königs noch Mitſchuld'ge hat?

König Heinrich (mißtrauiſch).

Mylord, wir ſind in Gnaden Euch verpflichtet
Für Eure Sorgſamkeit um unſer Wohl,
Doch ſoll ich offen reden, nach Gewiſſen
Und Ueberzeugung, ſo betheur' ich Euch:
Mein Oheim Gloſter iſt mir wohl geſinnt,
Er ſinnt nichts Arges, ſucht nicht mein Verderben.

So rein iſt er von Schuld und Hochverrath
Wie eine ſanfte Taub', ein junges Lamm!

Margaretha
(heftig von ihm weggehend, zum Cardinal und York, ihnen zuwinkend).

Weh' über dieſe blinde Zuverſicht!
Er eine Taube? Sein Geſieder trügt,
Ein ſchwarzer Rabe ſteckt darunter. Er
Ein junges Lamm? Ein Wolf im Schafspelz iſt er,
So lang er lebt, gefährlich für uns alle.

York.

Höchſt ſtaatsgefährlich, ſo bekräft'ge ich.

Cardinal (verſtellt).

Mich ſchmerzt es, meinen Neffen ſo verklagt
Zu hören. Doch ich kann nicht leugnen, daß,
Mit Rückſicht auf des Königs Majeſtät
Und unſ'res Landes Sicherheit, Maßregeln
Genommen werden müſſen wider ihn.
Mir ſcheint, ein kurzer, ſchonender Verhaft
Iſt ſchier das beſte. Gloſter hat dabei
Gelegenheit, ſich glänzend zu vertheid'gen,
Wenn er beweiſt, daß er unſchuldig iſt;
Vermag er's nicht, nun ſo geſchah ihm Recht.
In beiden Fällen iſt Verhaft das beſte.

York und Suffolk.

Wir ſtimmen zu.

Margaretha (raſch).

Der König ſagt nicht Nein.

König Heinrich.

Doch auch nicht Ja.

Cardinal.

So deuten wir ſein Schweigen
Nach unſ'rer Pflicht und handeln demgemäß.

Zweiter Auftritt.

(**Vorige.** Durch die Mitte **Gloſter,** ſpäter Trabanten.)

Gloſter (eintretend).

Heil meinem königlichen Herrn, und mir
Verzeihung, daß ich hier ſo ſpät erſcheine.

Suffolk (auf ihn zutretend).

Ihr kommt zu rechter Zeit, Herzog von Gloſter:
Auf Hochverrath nehm' ich Euch in Verhaft!

(Der König wendet ſich ab. Die Lords umgeben Gloſter, Margaretha ſteht links, ihn mit triumphirenden Blicken meſſend.)

Gloſter (ruhig).

Ich — Hochverräther? Gut! Ihr ſollt mich nicht
Erröthen ſeh'n, noch eine Miene ändern;
Ein unbeflecktes Herz verzagt nicht leicht.
Der reinſte Quell iſt nicht ſo frei von Schlamm,
Wie ich's von Hochverrath am König bin.
Von wem ward ich und weſſen angeklagt?

Cardinal.

Man glaubt, daß Frankreich Euch beſtochen hat,
Und daß Ihr unterſchlugt der Truppen Sold,
Was Seine Majeſtät um Frankreich brachte.

Gloſter.

So? Glaubt man das? Wo ſind die, die es glauben?
Ich unterſchlug niemals der Truppen Sold,
Erhielt von Frankreich niemals einen Pfennig.
So helf' der Himmel mir, wie Nacht für Nacht
Ich hab' durchwacht, auf Englands Wohlfahrt ſinnend.
Der Deut, den ich dem König je entwendet,
Der Groſchen, den ich aufgehäuft für mich,
Soll zeugen wider mich vor meinem Richter.
Im Gegentheil. Manch Pfund aus eig'nen Mitteln
Hab' ich an unſ're Truppen ausgezahlt,

Weil ich das arme Volk nicht drücken wollte,
Und nie Erſatz begehrt.

Cardinal.

Das arme Volk!
Man weiß recht gut, wie ſchwer Ihr es geſchatzt.

Gloſter.

Die ſchweren Zeiten brauchen ſchwere Steuern;
Doch ſucht' ich ſie, wo ſie zu finden waren,
Im vollen Seckel unſ'rer Geiſtlichkeit:
Daher der Ingrimm, Oheim Cardinal!

Suffolk

(dem Margaretha einen ungeduldigen Wink gegeben).

Es hilft nicht viel, daß Ihr Euch ſelbſt entſchuldigt.
Man wird Euch größerer Verbrechen zeih'n,
Davon Ihr Euch ſo leicht nicht rein'gen könnt.
Deshalb, auf ſeiner Majeſtät Befehl,
Verhaft' ich Euch und überlief're Euch
Dem Cardinal zu ſicherer Verwahrung.

Gloſter

(mit feſtem Schritt an den König tretend).

Iſt's wahr? Auf Euer Majeſtät Befehl!

König Heinrich.

Zu Eurem Schutze ſei's, Herzog von Gloſter;
Ich hoffe feſt, daß Ihr Euch reiniget
Von jeglichem Verdacht. Mir ſagt's mein Herz,
Daß Ihr unſchuldig ſeid, kein Hochverräther!

Gloſter

(mit langſamem Kopfſchütteln, ruhig aber ſchmerzlich zum König).

Mein gnäd'ger Herr! Die Zeiten ſind gefährlich:
Mit großen Leiden geht die Zukunft ſchwanger,
So daß, was mich betrifft, nur Vorſpiel iſt
Zu jener dunklen, blutigen Tragödie,

Die ſich auf England's Schauplatz vorbereitet.
(Er weiſt auf ſeine Gegner.)
Ihr Anſchlag, weiß ich, zielt nach meinem Leben,
Und wenn mein Tod dies Eiland retten könnte,
Ein Ende machen ihren argen Ränken, —
Beim Himmel freudig würd' ich ihn erleiden!
Doch bin ich unter vielen Opfern nur
Das erſte, (bedeutungsvoll)
Höh're werden nach mir fallen.
(die Stimme ſenkend)
Sei auf der Hut, mein König und mein Neffe!
Sieh dieſes Prieſters grimmig funkelnd Auge,
Des Höflings Suffolk dreiſt erhob'ne Stirne,
Den feſtverſchloſſ'nen Mund des ſchlauen York;
In ihren Zügen lies, wonach ſie trachten!
Weil ich mich ihrem Treiben widerſetzt,
Vornehmlich York's, der nach dem Höchſten greift,
Deswegen klagen ſie mich fälſchlich an.
(Margaretha tritt unruhig näher. Gloſter wendet ſich frei zu ihr.)
Auch meine Kön'gin ſteht zu meinen Gegnern,
Das Herz des guten Königs mir entfremdend,
Obwohl ich niemals ihr zu nahe trat.

Margaretha.

Seit meinem erſten Schritt auf Englands Boden
Wart Ihr mein Feind. Das leugnet, wenn Ihr könnt.

Gloſter.

So weit nur, als des Landes Vortheil heiſchte,
Das Euch um einen hohen Preis gewann;
Auch wißt Ihr ja, daß vor dem Ehebunde
Mit Euch für meinen königlichen Herrn
Die Anverwandte König Karl's von Frankreich,
Die Gräfin Armagnac, beſtimmt geweſen,

Die eine reiche Mitgiſt uns verſprach.

Suffolk.

Natürlich hätte nur nach Eurem Willen
Der König wählen ſollen. Unerhört!

Cardinal (ebenfalls zutretend).

Sein Schmäh'n wird unerträglich, Majeſtät.
Wenn die, ſo Eure heilige Perſon
Vor des Verräthers Dolch bewahren wollen,
Vom Schuld'gen vor Euch noch getadelt werden,
So kühlt das alle Gutgeſinnten ab
Und ſchadet Eurer königlichen Ehre.

Margaretha (achſelzuckend).

Nun mag er zanken! Wer das Spiel verliert,
Den läßt man hinterdrein geduldig ſchreien.

Gloſter.

Verlier' ich? — Ja, doch ich verliere nur,
Weil die Gewinner falſche Spieler ſind.

Cardinal und Suffolk
(auf Gloſter eindringend).

Mylord!

York (lächelnd).

Ich meinte, Herzog Gloſter wäre
Verhaftet? Seine Zunge iſt noch frei!

Cardinal
(den Lords im Hintergrunde zurufend).

Führt in Gewahrſam ihn, bis zum Verhör!

Clifford (vor Gloſter ſich neigend).

Herr Herzog, Euren Degen!

Gloſter (reicht ihm den Degen).

Erſt den Stab, —
Alsdann das Schwert, — zuletzt den Kopf. Mein Weib,
Eleonore, wird wohl Recht behalten.
(zum König)

So wirfſt Du, Heinrich, Deine Krücke fort,
Eh' Deine Füße ſtark genug geworden,
Um Dich zu tragen. So erſchlägt man Dir
An Deiner Seite Deiner Heerde Schäfer,
Indeſſen die gefräß'gen Wölfe ſchon
Die Zähne fletſchen, heulend um die Hürde,
Wer unter ihnen Dich zerreißen dürfe.
Ach, wäre meine Furcht ein eitler Wahn;
Doch Dein Verhängniß, König, ſeh' ich nahn!

(Er geht, von Clifford und zwei Lords begleitet, langſam durch die Mitte ab. Eine drückende Pauſe entſteht, bis der König, nach der Art unſicherer Naturen, zu einem plötzlichen Ausbruch ſich ſteigert.)

König Heinrich (zum Abgehen ſich wendend).

Mylords, beſchließet jetzt, was Euch gefällt.

Margaretha.

Ihr wollt den Rath verlaſſen, Majeſtät?

König Heinrich (umkehrend).

Ja, Margaretha! Denn mein Herz iſt voll,
Daß es in Unmuths-Thränen überſtrömt.
Mein armer Ohm! Dein treues Angeſicht
War aller Biederkeit und Wahrheit Spiegel,
Und noch, Du Guter, ſoll die Stunde kommen,
In der ich Dich unzuverläſſig fände.
Warum nur dieſe Pairs und mein Gemahl
Zu Deinem Untergang verſchworen ſind?
Zu groß iſt ihre Macht, daß ich vermöchte
Dich zu erretten, und ſo kann ich nur, —
Dem Reh vergleichbar, welches neben ſich
Des Rudels Führer niederſinken ſieht,
Von einem Pfeil aus dem Gebüſch getroffen,
Und das nun hilflos bei dem Todten ſteht, —
Mit thränenvollem Blick von fern Dir folgen.

(zu den Lords mit einem ſcharfen Blick auf Alle)

Drum laßt mich gehn und den Verluſt beweinen;
Es fragt und klagt mein Herz, bis daß es bricht:
Wer iſt Verräther? — Gloſter iſt es nicht!
(Er geht von den Lords begleitet durch die Mitte ab.)

Dritter Auftritt.

(**Vorige** ohne König Heinrich und Gloſter. Zum Schluß **Clifford.**)

Margaretha (entſchloſſen).
Nun ſind wir unter uns, Mylords, und frei!
(Auf ihren Wink ſetzen ſich Cardinal, York, Suffolk zu ihr um den Tiſch.)
Mein königlicher Herr und Gatte iſt
Zu zart in öffentlichen Angelegenheiten
Und weichem Mitleid ohne Maß ergeben.
Die Klagen Gloſter's haben ihn bethört,
Wie Krokodilsgeſchrei den Wandersmann;
Ich aber ſag' es kühl und unumwunden:
Wir werden eh'r nicht unſ're Sorgen los,
Bis daß die Welt den Gloſter los geworden.

Cardinal.
Sehr wahr! Des Königs Herz hängt feſt an ihm,
So feſt, daß es ſich nur losreißen läßt,
Nicht gütlich und nicht künſtlich von ihm löſen.

York.
Die Staatskunſt fordert alſo Gloſter's Tod.

Cardinal.
Doch eines Vorwands wird ſein Tod bedürfen;
Er muß nach Rechtes Lauf verurtheilt werden.

Suffolk.
Unmöglich! dazu findet ſich kein Grund;
Auch wird der König ihn zu retten ſuchen,
Das Volk für ihn gefährlich ſich erheben!

York.

So bleibt ein Weg nur übrig: — (leiſe)
Tod im Stillen.

Suffolk.

Wir wiſſen, Gloſter iſt des Königs Feind,
Iſt unſer Gegner. Dieſer höchſte Grund
Gilt mir für alle. Jegliches Bedenken
Muß dem Nothwend'gen weichen. Gloſter ſterbe!

Margaretha.

Das heiß' ich mannhaft reden, edler Suffolk,
Er ſterbe, ſtimm' ich bei.

Cardinal.

Und ich.

York.

Doch wie?

Suffolk.

Das gilt mir gleich: im Schlafen oder Wachen,
Ob durch Gewalt, durch Liſt; wenn er nur ſtirbt.

Cardinal.

Sobald wir einig ſind —
(mit einem Blick des Zweifels auf York)
wir ſind doch einig? —

York.

Wir ſind es.

Cardinal (fährt fort).

Ueberlaſſe man die That
Vertrauend mir. Ich hab' ihn in Verwahr,
Und will ihn ſo verwahren und beſorgen,
Daß er uns nimmer wieder ſtören ſoll.
Genügt das?

Margaretha.

Er iſt Euer, Cardinal.

Cardinal.

Ueber drei Tage meld' ich Gloſter's Tod.

(Clifford tritt haſtig durch die Mitte ein.)

Margaretha (auffahrend).

Wer wagt zu ſtören?

(Alle ſich erhebend.)

Suffolk.

Clifford voller Eile.

Clifford.

Vergebung, Majeſtät und edle Lords!
Eilboten treffen eben ein aus Irland
Und melden, daß ein Aufſtand ausgebrochen,
Mit Feu'r und Schwert die Unſrigen bedrohend.
Der Lord-Statthalter fordert ſchnelle Hilfe
An Geld und Mannſchaft.

Cardinal.

Unwillkomm'ne Kunde!

Margaretha.

Erſtickt den Funken, eh' er Flamme wird!

Clifford.

Befiehlt man, daß ich es dem König melde?

Suffolk.

Wozu dem König?

Margaretha.

Schont die Majeſtät!
Was wir beſchließen, das genehmigt er.
Doch was beſchließen, und wen ſenden wir?

Cardinal

(einen Blick der Verſtändigung mit Suffolk wechſelnd).

Herzog von York, Ihr habt ja ſchon einmal
Mit trefflichem Erfolg Irland beruhigt;
Ihr kennet Land und Leute! Wollt Ihr gehen?

York (für ſich).
Sie möchten mich entfernen.

Suffolk (leiſe zum Cardinal).
Ob er's thut?

Margaretha.
Der beſte Führer iſt der Herzog ſicher.

York.
Doch wo die Truppen, die ich führen ſoll?

Cardinal.
Wir heben über Nacht erleſ'nes Volk
In jeder Grafſchaft aus, gediente Leute.

York.
Der Schatz ſoll leer ſein.

Suffolk.
Fordert neue Steuern.

Margaretha.
Das Parlament muß ſie bewilligen.

York
(nach einigem Beſinnen entſchloſſen).
Ich bin's zufrieden. Steh'nden Fußes reiſ' ich,
Sobald die Majeſtäten mich entlaſſen,
Und ich mein Haus in Eil' geordnet habe,
Nach Briſtol, wo in vierzehn Tagen längſtens
Ich meine Leute einzuſchiffen denke.

Margaretha.
Wir geh'n zum König, Suffolk, dies zu ordnen;
Ihr, Cardinal, an Euer Werk.

York.
Und ich
Gen Irland, wenn Ihr Macht und Mittel ſchafft!

(Kurze Verabſchiedung. Margaretha. Suffolk. Clifford durch die Mitte, der Cardinal rechts ab.)

Vierter Auftritt.

York (allein).

(Nachdem er die Königin bis an die Thür geleitet hat, kehrt er um und ſchlägt ein gellendes Hohngelächter auf.)

Vortrefflich, theure Freunde! Ganz vortrefflich!
Mich zu entfernen, gebt Ihr mir — ein Heer
Und Freiheit, eben das, was ich bedarf.
Ihr dient mir, während Ihr mich ſtürzen wollt!

(in den Vordergrund tretend, mit voller Kraft)

Jetzt — oder nie! Nun ſtähle, York, Dein Herz.
Verwandle Sorg' und Zweifel im Entſchluß
Und ſei, was Du erſt werden willſt, — ein König,
Sich ſelbſt und And're weisheitsvoll beherrſchend.
Zu träge ging mir längſt das Ränkeſpiel
Der Großen hin und her. Ich ſetze kühn
Den mächtigſten der Hebel in Bewegung,
Das Volk. Dem König biet' ich offen Schach,
Durch Bauern, nicht durch Läufer oder Thürme.

(Pauſe des Sinnens)

In Irland lernt' ich einen Menſchen kennen,
Gebürtig aus der Grafſchaft Kent, John Cade
Mit Namen; ein verſchmitzter, frecher Burſche,
So tapfer mit der Fauſt, wie mit der Zunge,
Den ich als Spürhund oft verwendet habe
Im Feld und bei dem Pöbel unſ'rer Hauptſtadt.
Er ſagt, er gleiche meinem ſel'gen Ahnherrn,
Dem Grafen Mortimer, und Viele glauben's,
Für einen Baſtard Mortimer's ihn haltend.
So mag er, unter ſolcher Maske, denn
Des Volks Geſinnung gegen Lancaſter
Und York erproben, mag hier Aufruhr ſäen,

Den ich, zurückgekehrt aus Irland, ärnte.
Indeß ich fort bin, wird der Herzog Gloſter
Vom Cardinal — beſorgt. Der Cardinal
Und Suffolk fallen, als des Herzogs Mörder,
Des Volkes Rache. Dann ſteht König Heinrich
Allein dem Aufruhr Cade's und meinem Heer
Von Irland preisgegeben. . . . Es gelingt.
Wie Heinrich Bolingbroke, ſo zieh' auch ich
Als Herzog aus und komm' als König wieder, —
Der iriſche Kanal — mein Rubicon!
An's Werk! Die Sonne York's erhebt ſich ſchon,
Und Deine, Lancaſter, geht blutig nieder! (ab)

Verwandlung:

Ein anderes Gemach, des Herzogs von Gloſter Gewahrſam. [19]) Im Hintergrunde zur rechten Seite ein Alkoven mit dunklen Vorhängen geſchloſſen. Daneben links der Haupteingang. Seitenthüren. Fenſtern. Tiſch und Seſſel.

Fünfter Auftritt.

Cardinal und zwei **Mörder**, **Suffolk**. Gleich darauf **König Heinrich**, **Margaretha**, **Clifford**, **Somerſet**. Andere Lords und Pagen. (Nach der Verwandlung ſieht man beide Mörder eilig und verſtört aus den Vorhängen des Alkovens ſchlüpfen, ſich umſchauend und dem Ausgang rechts zueilend.)

Erſter Mörder (raſch und heimlich).

Was zitterſt Du? Zu Suffolk lauf' und melde,
Daß nach Befehl den Gloſter wir beſorgt.

Zweiter Mörder (zerknirſcht).

O wäre noch zu thun, was wir gethan!
Noch niemals ſah ich ſolch erbaulich Sterben!

Cardinal
(aus der Seitenthür links ſchleichend).

Nun, iſt's geſchehn?

Erſter Mörder.

Wie Ihr befohlen, Herr.

Suffolk (raſch von links).

So macht Euch fort. Zu Nacht empfanget Ihr
In meinem Hauſe den bedung'nen Lohn!

Zweiter Mörder (ſchaudernd).

Das Blutgeld!

Cardinal (nach hinten lauſchend).

Raſch! Ich hör' den König nah'n.

(Die Mörder wollen rechts hinübereilen.)

Suffolk.

Noch Eins! Ihr habt doch alles ſo geordnet,
Wie ich Euch angewieſen, — Bett und Leiche, —
Daß keine Spur von der Gewaltthat blieb?

Zweiter Mörder (zitternd zum erſten).

Ich konnt's nicht über mich gewinnen.

Erſter Mörder (ihm Schweigen winkend).

Still!
Jetzt iſt's zu ſpät. Sie mögen's ſelbſt beſorgen. (laut)
Alles in Ordnung!

Suffolk.

Macht Euch weg, man kommt!

(Beide Mörder entſchlüpfen rechts. Suffolk und Cardinal den Nahenden entgegen.)

König Heinrich
(der unter Vortritt zweier Pagen mit der Königin, Clifford, Somerſet und Gefolge eingetreten. Margaretha wechſelt mit Suffolk und dem Cardinal einen Blick des Einverſtändniſſes).

In eigener Perſon erſcheinen wir
Hier im Gewahrſam unſ'res Oheims Gloſter,

Ihn zu verhören. Wenn er ſchuldlos iſt,
Wie wir nicht zweifeln, wollen wir ihn ſelbſt
Aus ſeiner Haft befreien, und zur Sühne
Für die erlitt'ne Unbill, hingeleiten,
Wo unſer Volk in Liebe ſeiner wartet.
Herzog von Suffolk, fordert ihn vor uns!

(Suffolk nach einer Verbeugung rechts ab in den Alkoven.)

Nehmt Platz, Mylords! Und wir erſuchen Euch,
Verfahrt nicht ſtrenger gegen unſern Oheim,
Als Recht und Billigkeit erheiſchen mögen.

Margaretha (verſtellt).

Der Himmel gebe, daß er vom Verdacht
Sich rein'ge. Unter uns iſt ſicher Niemand,
Der ihn aus Feindſchaft, ohne Grund verurtheilt.

(König und Königin, ſämmtliche Lords laſſen ſich nieder. Pagen ſtehen hinter den Stühlen.)

König Heinrich

(Margaretha die Hand reichend).

Dank für dies Wort, das mich von Herzen freut.

(Suffolk tritt verſtört von rechts wieder ein.)

König Heinrich.

Suffolk, warum ſo bleich? Was iſt geſchehen?
Wo iſt mein Oheim?

Suffolk

(ſtammelnd auf den Alkoven weiſend).

Todt, in ſeinem Bette!

Alle (auffahrend).

Der Herzog todt?

König Heinrich (zurückſinkend).

Mein Ohm, mein armer Ohm!

Cardinal.

Das ſind des Himmels heimliche Gerichte!

Mir träumte letzte Nacht, der Herzog wäre
Urplötzlich ſtumm geworden, unvermögend
Ein Wort zu reden.

Margaretha (zu Heinrich eilend).

Helft dem König!

Alle.

Hilfe!

(Ein Page eilt durch die Thür im Hintergrunde ab. Alle Lords ſind mit der Königin um den König beſchäftigt.)

Margaretha.

Erholt Euch, Heinrich! Schlagt die Augen auf!

Suffolk.

Getroſt, er regt ſich.

König Heinrich (zu ſich kommend).

Allbarmherz'ger Himmel!

Suffolk.

Beruhigt Euch, mein gnäd'ger Herr und König!

König Heinrich

(indem er, auffahrend, ihn zurückſtößt, heftig ausbrechend).

Zurück, Suffolk! Will Deine Lügnerſtimme,
Die eben noch ein Todtenlied mir krächzte,
Mich jetzt zur Ruhe ſingen? Hebe Dich
Hinweg aus meinem Angeſicht, bevor
Dein Baſiliskenblick auch mich getödtet,
Wie er den Führer meiner Jugend traf!
Aus Deinen Augen blitzt der Mord! Hinweg!

(Alle ſtehen betroffen vor des Königs Heftigkeit. Margaretha faßt ſich zuerſt, verletzt in ihrer glühenden Neigung zu Suffolk.)

Margaretha.

Was ſcheltet Ihr den Herzog Suffolk ſo?
Obgleich er Gloſter's Feind war, geht ihm doch,
Sein Tod ſo nah' als mir und Eurem Großohm.
Wenn ich mit Thränen ihn erwecken könnte,

Ich thät's, und müßt' ich drüber blind mich weinen.
Die Welt hat wohl gewußt, daß ich und ſie,
Der Cardinal und Suffolk, mit dem Herzog
Von Gloſter in beſtänd'ger Fehde lebten;
Drum wird ſie uns auf ſeinen Tod verklagen.

König Heinrich
(wieder in elegiſche Schwäche zurückfallend).

Ich wein' um Gloſter, meinen armen Oheim.

Margaretha (ſich ſteigernd).

Nein, mich beweine, Dein unglücklich Weib!
Weh mir, ich kann nicht mehr. Stirb, Margaretha,
Wenn Heinrich Dich mit Abſcheu von ſich ſtößt,
Wenn England's Volk, das Du beherrſchen ſollteſt,
Als eines Mords Mitſchuld'ge Dich verwünſcht!
(Sie ſinkt in einen Seſſel.)

Sechſter Auftritt.

Vorige. Durch die Mitte: **Warwick.** Später ebendaher: **Salisbury.** Hinter ihnen Volkshaufen, geführt von **Bevis** und **Holland**, zumeiſt auf dem Gange draußen ſtehen bleibend, nur Einzelne dringen dann und wann, wenn die Aufregung ſich ſteigert, herein. (Die Gruppen müſſen ſehr bewegt und ausdrucksvoll ſein.)

Warwick.

Mein gnäd'ger Herr und König, es verlautet,
Der gute Herzog Gloſter ſei durch Suffolk
Und durch den Cardinal meuchlings ermordet.
Das Volk, ein aufgeregter Bienenſchwarm,
Der ſeinen Weiſel ſucht, ſchweift hin und her,
Nicht ſorgend, wen es ſticht in ſeiner Wuth.
Kaum hielten wir, mein Vater und ich ſelbſt,
Den Aufruhr noch zurück.
(Geſchrei unter dem Fenſter hinter der Scene: „Mord! Mord!“)

Warwick.

Schon ſtürmt er an:
Sie wollen Nachricht von des Herzogs Tode.

König Heinrich.

Daß Gloſter todt, iſt leider nur zu wahr;
Wie er geſtorben, weiß der Himmel, nicht
Der König. Schau den Leichnam ſelber an
Und dann erkläre ſeinen jähen Tod.
(Er deutet abgewendet auf den Alkoven.)

Warwick.

Das will ich, Majeſtät! (Er eilt in den Alkoven.)

König Heinrich
(allein, im Vordergrund).

Allwiſſender,
Der alles richtet — wehre den Gedanken,
Die mich beſchleichen: hier ſei Mord geſchehen!
Vergieb, wenn mein Verdacht ein falſcher iſt,
Denn Dir allein geziemet das Gericht.
Gern möcht' ich gehn, um ſeine kalten Lippen
Mit tauſend Küſſen zu erwärmen, ſein Geſicht
Mit einem Thränenmeer zu überſchwemmen.
Doch ach, vergebens wäre ſolche Trauer,
Und ſeine theuren Züge wiederſehen,
Im Tode ſehn, vermehrt nur meinen Kummer.

Warwick
(reißt den Vorhang des Alkovens auf. Man erblickt Gloſter's Leiche auf einem Lager. Große Pauſe. Die Lords treten langſam näher. Königin, Cardinal und Suffolk weichen zurück in den Vordergrund ſich drängend).

Mein Herr und König, ſeht die Leiche an!

König Heinrich (ſich verhüllend).

Ich kann nicht, Warwick.

Warwick.

Tretet Ihr heran,

Herzog von Suffolk und Herr Cardinal.

Cardinal und Suffolk.

Wer darf das fordern?

Margaretha (nach hinten gehend).

Ich verweigr' es nicht!
Ein Todter iſt wie Alle!

Warwick
(nachdrücklich und feierlich vorkommend).

Nicht wie Alle,
So wahr wie meine Seele hofft zu leben, —
Bei deſſen Blut, der für uns Alle ſtarb: —
Hier iſt ein Mord geſchehn. Gewaltſam ward
Die Hand gelegt an Englands Lord-Protector!
(Murmeln unter den Lords. Draußen Lärm, näher kommend.)

Stimmen.

Nieder mit Suffolk! Rache für Gloſter!

Suffolk (der ſich faßt).

Ein furchtbarer und feierlicher Eid!
Doch wie gedenkt Graf Warwick zu beweiſen?

Warwick (die Lords zur Leiche führend).

Seht, wie ſich in's Geſicht ſein Blut gedrängt,
Das ſonſt, beim Kampf des Lebens mit dem Tode,
Zurück in's tieſte Herz zu flüchten pflegt.
Sein Angeſicht iſt dunkelroth, nicht bleich, —
Die Augen ſtarr, wie bei Erwürgten, — Haar
Und Bart geſträubt, — die Hände ausgeſpreizt,
Als hätten ſie noch mit dem letzten Griff
Sich gegen einen ſtärk'ren Feind gewehrt.

Clifford, Somerſet. Alle Lords
(die Hände erhebend).

Der Herzog Gloſter iſt erdroſſelt worden!
(Der König fällt wiederum in den Seſſel.)

Suffolk.

Wer hätt' ihn denn ermorden ſollen, Warwick?
Der Cardinal und ich, wir hatten ihn
In Obhut. Sind wir Mörder, Graf von Warwick?
Und zeigt ein Schlagfluß nicht dieſelben Zeichen?

Warwick.

Ihr Beide war't des Herzogs offne Gegner;
Wenn Ihr ihn zu behüten hattet, wurde
Er ſicher allzu ſorgſam nicht gepflegt,
So daß ein Feind ihm wohl zu nah'n vermochte.

Margaretha.

Es ſcheint, Ihr klaget dieſe edlen Lords
Der Schuld an Herzog Gloſter's Tode an?

Warwick.

Wer findet in des Geiers Neſt ein Rebhuhn
Und weiß nicht, wie der arme Vogel ſtarb,
Wenngleich der Geier mit unblut'gem Schnabel
Davonfliegt? So auch dieſe blut'ge Scene!

(Er zieht den Vorhang zu.)

Margaretha (ſpottend).

Herr Cardinal, Herr Herzog, ſeid Ihr Geier?
Zeigt Eure Schnäbel, Eure Klauen doch!

Warwick (kalt).

Mit aller Achtung ſei's der Königin
Geſagt: Ein jedes Wort zu Suffolk's Gunſten
Bringt Ihrer Majeſtät Gefahr und Schmach!

Suffolk (ausbrechend).

Kein Meſſer führ' ich, Schläfer abzuſchlachten,
Doch hier ein gutes Schwert, zu lang ſchon roſtend;
Das dreh' ich dem im falſchen Herzen um,
Der mich als Mörder anzuklagen wagt.

Warwick.

Hinaus denn, ſoll ich nicht hinaus Dich zerren,
Vampyr, Blutſauger über Schlafenden!
Du biſt's nicht werth, doch will ich mit Dir fechten,
Um Herzog Gloſter's Schatten zu verſöhnen.

(Suffolk und Warwick das Schwert ziehend, durch die Mitte ab.)

König Heinrich

(wie im Traum).

Welch beſſ'rer Harniſch als ein reines Herz?
Dreimal bewehrt iſt der gerechte Streiter
Und nackt der ſchlechte, ging er auch in Erz;
Er ſiegt nicht, weil ihn ſein Gewiſſen ſchlägt.

Cardinal

(der bis dahin im tiefen Seelenkampfe geſtanden, verwirrt).

Gewiſſen? Sprach hier Jemand von Gewiſſen?
Ich war es nicht.

König Heinrich.

Großoheim!

Cardinal

(nach rechts entfliehend).

Laßt mich gehn!
Mir folge Niemand. Einen größ'ren Gegner
Als Warwick hab' ich zu beſtehn: Mich ſelber!

(Draußen ganz nahe Stimmen und Tritte. Suffolk und Warwick kommen mit gezogenen Degen zurück. Dann Volk in hellen Haufen, das Salisbury zurückhält.)

König Heinrich.

Was iſt das, Lords? In unſ'rer Gegenwart
Entblößte Schwerter? Welcher Lärm da draußen?

Suffolk (athemlos).

Der falſche Warwick und, von ihm gehetzt,
Das Volk, verfolgen mich, großmächt'ger König!

Salisburg

(zu den Nächſten aus dem Volke, ſie aus der Thür drängend, der Gang füllt ſich nach und nach mit Haufen Volks).

Zurück; der König höre, was Ihr wollt.

(zu König Heinrich)

So meldet Euch das Volk durch mich, mein König:
Wenn der Verräther Suffolk nicht ſogleich
Durch Euch verurtheilt oder mindeſtens
Verbannt aus England wird, — ſo wollen ſie
Ihn mit Gewalt aus Eurem Schloſſe reißen
Und ihn zu Tode martern.

Margaretha

(unbewußt vor Suffolk ſich werfend).

Schützt ihn, Heinrich!

König Heinrich (kalt abweiſend).

Mein Schutz gebührt zuerſt der Königin.

Salisburg (fortfahrend).

Sie ſagen, daß der gute Lord-Protector,
Zehnmal ſo viel als Herzog Suffolk werth,
Durch ihn geſtorben ſei; ſie ſagen ferner,
Der Herzog trachte auch nach Eurem Leben,
Und nur aus Treu' und Eifer für den König
Beſteh'n ſie d'rauf, er falle oder weiche!

Volk (draußen und drinnen).

Wir fordern Antwort! Antwort von dem König!

Margaretha

(ſich zu des Königs Füßen werfend, außer ſich).

O laß mich reden!

König Heinrich

(ſie aufhebend und verfinſtert).

Schweige, Margaretha! —

(leiſe, aber ſcharf)

Ahnſt Du denn nicht, daß jedes Wort für ihn,

Von Dir geſprochen, ihn nur ſchuld'ger macht?
(Margaretha weicht zurück.)

Ich dringe nicht in Euer Innerſtes:
In meinem aber regt ſich eine Stimme,
Geheimnißvoll und tief: daß dieſer Suffolk
Kein guter Engel war, an deſſen Hand
Ihr England und ſein Königshaus betreten.
Aus Frankreich kam noch niemals Heil für uns!
Ich ging vertrauend, liebend Euch entgegen;
Ihr wißt am beſten, wie Ihr mir vergolten.
Doch bei dem Todten drinnen ſei's geſchworen,
So ſchwach und ſchwankend ſonſt mein Herz auch iſt,
An ſeinem Mörder will ich Rache nehmen,
Dem Herzog Suffolk ſoll ſein Recht geſchehn.

Volk (wie oben).

Nieder mit Suffolk! Antwort von dem König!

König Heinrich
(die beſtürzte Margaretha allein im Vordergrund ſtehen laſſend und in die Mitte tretend).

Graf Salisbury, bringt meinem Volk die Antwort
Des Königs; ſagt ihm Dank für ſeine Liebe
Zu mir, und daß ich feſt beſchloſſen habe,
Daß ich's beſchwöre bei der Majeſtät,
Von der ich nur der Stellvertreter bin:
Der Herzog Suffolk iſt verbannt aus England
Auf Lebenszeit — von heut' in dreien Tagen!

Salisbury (hinausrufend).

Suffolk verbannt!

Volk (jubelnd).

Der König lebe hoch!

Suffolk (zum König trotzig).

Iſt dies ein Urtheil gleich, das ohne Richter

Geſprochen ward, ſo nehm' ich's dennoch an,
Aus ſchuld'ger Ehrfurcht gegen meinen König.
Und Ihr, Graf Salisbury, laßt Euch genügen
Am Ruhm, daß Ihr Geſandter einer Rotte
Von Keſſelflickern an den König wart;
Ein feines Amt für einen Edelmann!

Salisbury.

Ein Wort von mir an dieſe Keſſelflicker,
Und ſie zerreißen Euch in tauſend Stücke.

König Heinrich.

Graf Salisbury, Ihr bürgt mit Eurem Haupte
Für Suffolk's Leben. Warwick folge uns,
Wir haben Wichtiges mit ihm zu reden.

(König, Warwick, Clifford, Somerſet, Lords, Pagen rechts ab.)

Salisbury (zu Suffolk).

Glückliche Reiſe, Herzog, in's Exil!

Suffolk.

Was zahlt Euch York für dieſes Stücklein, Graf?

Salisbury (bedeutſam).

Nicht das, was Euch die Königin gezahlt,
Als Ihr die Herzogin von Gloſter ſtürztet.
Emporkömmling, lern' an Vergeltung glauben! (zum Volk)
Kommt, Freunde! Was Ihr wollt, habt Ihr erreicht:
Verbannung Suffolk's und für Gloſter Rache!

Volk (im Aufruhr).

Suffolk verbannt! Der König lebe hoch!

(Unter allgemeinem Ruf geht Salisbury und das Volk im Hintergrunde ab. Der Lärm verläuft ſich allmählig hinter der Scene. Es entſteht eine tiefe Stille, ſo daß man Königin Margaretha, die im Vordergrunde links in einen Seſſel geſunken iſt, laut ſchluchzen hört. Suffolk ſteht rechts in ſich gekehrt, die Königin mit trüben Blicken betrachtend. Lange Pauſe, als Ankündigung der folgenden Abſchieds- und Liebes-Scene, welche mit großer Innigkeit und Glut geſpielt werden muß.)

Siebenter Auftritt.

(**Margaretha, Suffolk.** Später durch die Mitte: **Salisbury.**)

Suffolk

(an Margaretha's Seſſel niedergleitend).

Gebiete dieſen Thränen, Margaretha;
Laß Deinen Ritter Abſchied von Dir nehmen.

Margaretha

(ihn in ihren Armen emporhebend).

Mein William! Reich' mir die geliebte Hand,
Daß ich mit heißen Zähren ſie bethaue;
Nie netze Blut und Regen dieſe Stelle,
Um meiner Liebe Tropfen wegzuwaſchen.
(Sie küßt ſeine Hand.)
O prägte ſich in Deine Hand mein Kuß
So glühend ein, daß Du bei dieſem Siegel,
Der Lippen alle Zeit gedenken müßteſt,
Die tauſend Seufzer täglich für Dich athmen!
(Sie ſtößt ihn von ſich.)
Geh, daß ich meinen Schmerz erkennen lerne!
So lang' Du da biſt, kenn' ich ihn ja nur,
Wie ein Geſättigter den Mangel kennt.
(Sie zieht ihn wieder an ſich.)
Ich rufe Dich zurück, deß ſei gewiß,
Und kann ich's nicht, laß ich mich auch verbannen.
Bin ich doch ſchon verbannt, getrennt von Dir.
(Da Suffolk reden will, unterbricht ſie ihn haſtig.)
O rede nicht — entfern' Dich — eil' hinweg, —
Nein, bleibe bei mir! (Sie umklammert ihn.)
So umſchlingen ſich,
Zum Tod verurtheilt, zwei getreue Freunde,

Und ſcheiden tauſend Male, vor dem Sterben
Viel weniger als vor der Trennung bangend.

Suffolk.

Dreifacher Bann liegt auf dem armen Suffolk,
Vom König einer, doppelter von Dir.
Ich würde nicht um meine Heimath jammern,
Die ich verlaſſe, bliebſt Du nicht zurück;
Ja, mehr als England wär' mir jede Wüſte,
Wenn Margaretha ſie mit mir bewohnte.
Wo Du biſt, da iſt Licht und Luſt und Leben,
Und wo Du nicht biſt, hoffnungsloſe Oede!
Ich kann nicht weiter. Lebe wohl, auf ewig!

(Plötzliches Pochen an der Mittelthür. Sie fahren auseinander.)

Salisbury (von außen).

Wo iſt der König?

Suffolk (zum Schwert greifend).

Salisbury noch einmal!

Margaretha.

Er tödtet Dich, wenn er bei mir Dich findet!

Salisbury (inzwiſchen eingetreten).

Ich habe Seiner Majeſtät zu melden:
Der Cardinal, urplötzlich ſchwer erkrankt,
Liegt aufgegeben in den letzten Zügen,
Gott läſternd und der Erde Kindern fluchend;
Bald ſpricht er, als ob Herzog Gloſter's Geiſt
Zur Seit' ihm ſtünde, bald ruft er den König,
Und flüſtert in ſein Kiſſen, wie an ihn,
Der ſchwerbelad'nen Seele Heimlichkeiten.

Margaretha (kalt).

Bringt Eurem König dieſe Trauerbotſchaft.

(Nachdem Salisbury zur Rechten abgegangen.)

Ich trau're nur um eins, um meinen Freund.

Suffolk (ſie umſchlungen haltend).

O laß mich bleiben, komme, was da will!
Sie ſollen mich in Deinen Armen tödten;
An Deiner Seite ſterben iſt ja nur,
Als ob ich Dir im Schooß entſchlummerte!
Hier könnt' ich meine Seele von mir hauchen,
So leicht und leiſe wie ein Wiegenkind,
Das mit der Mutterbruſt im Munde ſtirbt.
Dir fern kann ich nicht leben und nicht ſterben:
Du hältſt entweder die entflieh'nde Seele,
Oder ich athme ſie in Deine Bruſt,
Wo ſie, im ew'gen Paradieſe, lebt.

Margaretha (ſich losreißend).

Nein, geh! Nach Frankreich! Laß von Dir mich hören!
Wo Du auch weilſt auf dieſem Erdenrund,
Soll meine Botſchaft Dich zu finden wiſſen!

Suffolk (langſam).

Ich gehe.

Margaretha.

Und mein Herz, mein Glück mit Dir!

Suffolk (an der Mittelthür).

Wie ein zertrümmert Schiff ſo ſcheiden wir:
Ich ſinke dort zum Abgrund. (auf die Mittelthür weiſend)

Margaretha (nach rechts deutend).

Und ich hier!

(Beide eilen noch einmal auf einander zu. Lange Umarmung. Dann geht Suffolk durch die Mitte ab. Margaretha ſchwankt an's Fenſter links und winkt ihm nach mit dem Tuch. Dann geht ſie rechts ab.)

Verwandlung:

Gemach des Cardinals. Betſtuhl. Bücherſchränke. Ein Ruhebett. Es iſt tiefe Nacht.

Achter Auftritt.

(Von der Seite rechts: Der **Cardinal** im Nachtkleid, halbnackt, außer ſich. Ihm folgt ſein Caplan mit dem Crucifix, ein Diener mit einem Armleuchter. Später durch die Mitte: **König Heinrich, Warwick, Salisbury, Clifford, Somerſet,** unter Vortritt von Pagen mit Fackeln.)

Cardinal (hereinſtürzend).

Ich beichte nicht. Mehr Lichter. Hier iſt's dunkel,
So dunkel wie im Grab. Ich will nicht ſterben.

(Caplan und Diener ſind beſorgt nachgeeilt.)

Hinaus mit Euch. Wen ſuchen dieſe Henker?
Die Fackeln fort! Man darf mich nicht verbrennen.
Ich bin ein Fürſt der Kirche. Meinen Hut
Und Purpur!

Warwick (mit Pagen durch die Mitte).

Seine Majeſtät der König!

(Der Cardinal fällt auf das Ruhebett, wie um ſich zu verbergen.)

König Heinrich (zu ihm tretend).

Wie geht's Euch, Oheim? Sprecht zu Eurem Fürſten!

Cardinal (zitternd).

Biſt Du der Tod? Ich geb' Dir Englands Schätze,
Genug, ein zweites Eiland zu erkaufen,
Wie dies, wenn Du mich ſchmerzlos leben läßt. 14)

König Heinrich (zu ſeinen Begleitern).

Ach welch ein Zeichen iſt's vom ſünd'gen Leben,
Wenn man des Todes Nähe alſo fürchtet.

Salisbury (laut).

Herr Cardinal, der König ſpricht mit Euch.

Cardinal (auffahrend).

Bringt vor Gericht mich, wann es Euch beliebt.
Er ſtarb in ſeinem Bett; wo ſollt' er anders
Geſtorben ſein? — Konnt' ich den Herzog zwingen

Zu leben? (Er windet ſich.)
Foltert mich nicht mehr, ich will
Bekennen. (aufſtarrend)
Lebt der Todte nochmals auf?
Da ſteht er, — da, mit dem Protectorſtab
In ſeiner Hand.... Jetzt ſeh' ich ihn nicht mehr;
Ich gäbe tauſend Pfund, wenn ich ihn ſähe.
Er hat ja keine Augen. Sie ſind blind
Vom Staub des Grabs. Kämmt ſeine Haare nieder;
Sie ſtarren in die Höh', Leimruthen gleich,
Daß meiner Seele Flügel drin ſich fangen. (leiſe)
Gebt mir zu trinken. (flüſternd)
Laßt den Apotheker
Das Gift mir bringen, das ich von ihm kaufte,
Das ſtarke Gift.... (Er röchelt.)

König Heinrich.

O Herr vom Himmelsthrone,
Wirf einen Gnadenblick auf dieſen Wurm
Und nimm von ſeinem Herzen die Verzweiflung;
Verſcheuche von des Sünders Sterbebette
Den böſen Feind, der ſchlimm geſchäftig naht,
Um eine arme Seele zu entführen.

Warwick.

Seht, wie die Todesangſt ihn grinſen macht.
(Er beugt ſich über ihn. Der Caplan hält ihm das Kreuz vor.)

Salisbury.

O ſtört ihn nicht. Laßt ihn in Frieden fahren.

König Heinrich.

Er ſcheid' in Frieden, — wenn es Gott gefällt. (feierlich)
Lord Cardinal, denkſt Du an ew'ges Heil,
So heb' die Hand zum Zeichen Deiner Hoffnung.
(Bange Pauſe. Der Cardinal ſtirbt.)

Er ſtirbt und regt ſich nicht. O Gott, vergieb ihm.

Warwick.

Solch übles Ende zeugt von üblem Leben.

(Alle ſtehen um die Leiche.)

König Heinrich.

Nein, richtet nicht! Wir allzumal ſind Sünder.

(Er entblößt ſein Haupt und kniet nieder. Alle ebenſo.)

Ein Vaterunſer für die arme Seele!

(Leiſes Gebet, während deſſen ſehr langſam der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Schauplatz: Die Heide von Blackheath, mit ſtattlichen Bäumen und Buſchwerk bewachſen. Fernſicht auf London über die Themſe. Sommermorgen.

Erſter Auftritt. [15])

(**Volk** in Gruppen gelagert, in Maſſen herbeiſtrömend; darunter **Georg Bevis, John Holland.** Es wird gezecht, gewürfelt, gelärmt. Eine ländliche Muſikbande ſpielt auf. Bald nach Aufgang des Vorhanges erſcheint vom Vordergrunde rechts aus: **Cade,** mit einer abenteuerlich aufgeputzten und bunt bewaffneten Schaar von Anhängern, worunter **Dick,** der Metzger, und **Smith,** der Weber. Später als Gefangener: ein **Schreiber.** Zum Schluſſe: **Sir Humphrey Stafford,** als Parlamentair mit einem Trompeter und mehreren Lords und Soldaten im Gefolge.)

Bevis (rechts hereinſtürzend).

Sammelt Euch, tummelt Euch! Gleich wird er da ſein. Hier zieht er vorüber, der Volksfreund, der Befreier, John Cade.

Holland (aufſpringend).

Wir wollen ihn willkommen heißen, ihm folgen auf ſeinem Zuge nach London.

Alle (wild durcheinander).

Ja, das wollen wir!

Holland.

Ganz Kent hat ſich ihm ſchon angeſchloſſen, dem braven Tuchmacher. Ich ſage Euch, der wird den alten, abgetragenen Staat ſcheeren, krämpeln und wenden, daß wir oben auf und in die Wolle kommen. Jetzt geht die luſtige Zeit von Altengland wieder an, wo die Edelleute nicht mehr zu ſagen haben, als ein ehrlicher Handwerksmann.

Bevis.

Und wo des Königs Räthe arbeiten müſſen wie wir, im Lederſchurz und in Hemdsärmeln.

Holland.

Deswegen ſollten wir, die wir geborene Arbeiter ſind, im Rath des Königs ſitzen, nicht die faullenzenden Schreiber.

(Trommeln hinter der Scene. Geſchrei: „Cade hoch!“)

Bevis.

Sie kommen, ſie kommen! (Er blickt in die erſte Couliſſe rechts.) Vorausmarſchirt mit der Fahne der lange Gerbersſohn von Aſhford.[16]

Holland.

Er ſoll das Fell unſerer Feinde kriegen, um Hundsleder draus zu machen.

Bevis.

Dann Dick, der Metzger.

Holland.

Er wird den Hochmuth vor den Kopf ſchlagen, wie einen Ochſen, und das Unrecht abſtechen wie ein Kalb.

Bevis.

Und Smith, der Leinweber, der den Adligen den Lebensfaden abhaſpelt.

Holland.

Nun Cade ſelbſt, John Cade aus Aſhford!

Alle.

Cade hoch!

(Tuſch)

Cade
(inzwiſchen aufgetreten, von lautem Zuruf begrüßt).

Wir, John Cade, alſo benannt nach unſerm angeblichen Vater — vom Geiſt getrieben, Könige und Fürſten zu ſtürzen, — wir befehlen Stillſchweigen.

Holland.

Still, Ihr Leute! Schließt einen Kreis um ihn.

Bevis und **Dick.**

Hört! hört!

Cade.

Mein Vater war ein Mortimer —

Dick
(zu Smith, der im Vordergrunde bei ihm ſteht, leiſe).

Er war ein ehrlicher Mann, ſeines Zeichens ein Ziegelſtreicher.

Cade.

Meine Mutter aus dem königlichen Blut der Plantagenet —

Dick (wie oben).

Ich habe ſie recht gut gekannt, ſie war Hebamme.

Cade.

Meine Frau ſteht mit vielen hohen Häuſern in Beziehung.

Dick (wie oben).

Hauſirerin war ſie und zog von Haus zu Haus.

Smith (leiſe zu Dick).

Seit ſie nicht mehr mit ihrem Bündel herumlaufen kann, wäſcht ſie zu Hauſe für Geld.

Cade.

Ihr ſeht, ich habe einen alten ehrwürdigen Stammbaum.

Dick (immer wie oben).

Einen alten nichtswürdigen Weidenbaum hinter der Hecke, unter dem er zur Welt gekommen iſt.

Cade.

Von Natur muthig ....

Smith (wie oben).

Zum Betteln gehört freilich Muth.

Cade.

Viel auszuhalten im Stande ....

Dick.

Das iſt wahr, ich habe ihn drei Markttage hinter einander vom Büttel auspeitſchen ſehen.

Cade.

Fürchte ich weder Feuer noch Schwert.

Smith.

Das Feuer ſollt' er fürchten, als ein gebranntes Kind; er iſt wegen Schafdiebſtahls gebrandmarkt worden.

Cade.

Ich bin der Mann des Volkes und der Zeit! (Zuruf.) Habt Vertrauen zu mir. Ich gelobe Euch Abſtellung aller Mißbräuche. In Zukunft ſollen ſieben Dreier-Brote nur einen Sechſer koſten, und alle Bierkrüge um einen Zoll höher geaicht werden. Wer Dünnbier trinkt, ſei als Hochverräther beſtraft. Alles Eigenthum wird zum Gemeingut erklärt: Häuſer, Aecker, Wieſen, Weiden, Weiber und ſo weiter. Wenn ich König bin, und König werde ich ſein ...

Volk (unterbrechend).

Hoch lebe Seine Majeſtät!

Cade (vornehm thuend).

Dank, guten Leute, — dann ſoll es kein Geld mehr geben. Ihr trinkt und eßt alle auf meine Koſten und geht in derſelben Livrey einher, damit Ihr einander wie Brüder liebt und mich als Euren Herrn verehrt.

Holland.

Als erſtes, was wir thun, laßt uns alle Rechtsgelehrten todtſchlagen.

Cade.

Vortrefflich! Das gedenk' ich zu vollbringen! Jſt's nicht erbärmlich, daß aus dem Fell eines unſchuldigen Lammes Pergament gemacht wird, und daß Pergament, von oben bis unten vollgekritzelt, einen ehrlichen Menſchen zu Grunde richten kann?

Holland und Bevis.

Er hat Recht. Nieder mit den Rechtsgelehrten!

Smith.

Auf unſerem Zuge fingen wir den Amtsſchreiber von Chatam,17) der kann leſen, ſchreiben und rechnen.

Cade.

Abſcheulich!

Holland.

Mit dem laßt uns den Anfang machen.

Bevis.

Ein Exempel muß ſtatuirt werden.

Smith.

Richtig. Wir ertappten ihn juſt, wie er den Schuljungen ihre Exempel durchſah.

Cade.

Verführer der Jugend. Bringt ihn vor uns.

(Der Schreiber wird von rechts herbeigezogen.)

Smith.

Da iſt er.

Cade (gravitätiſch).

Man durchſuche ihn.

Smith (durchſucht ihn).

Ein Buch hat er in der Taſche.

Holland und Bevis.

Höchſt verdächtig!

Cade (ſtreng).

Mich laßt verfahren.

Smith (der in das Buch geſehen).

In dem Buche ſind rothe Buchſtaben.

Cade.

Dann iſt er gewiß und wahrhaftig ein Hexenmeiſter. Es thut mir leid für den Burſchen; aber ich muß ihn ſtreng verhören. Tritt näher, Dein Name?

Schreiber (zitternd).

Emanuel.

Smith.

Ein ſehr vornehmer Name, ein ausländiſcher Name; Dir wird es ſchlimm ergehen. Warum heißt Du nicht Dick oder Smith, wie andere ehrliche Leute?

Cade (zur Ruhe verweiſend).

Mich laſſet verhören. Emanuel, pflegſt Du Deinen Namen zu unterſchreiben, oder drei Kreuze zu machen, wie ein rechtſchaffener Mann aus dem Volke vor Gericht thut?

Schreiber.

Gott Lob, Herr, ich bin ſo gut erzogen, daß ich meinen Namen ſchreiben kann. Ich verſtehe zu ſchreiben, zu leſen, zu rechnen, und habe einen feinen Ductus in Kanzleiſchrift!

Smith.

Er hat bekannt!

Dick.

Fort mit ihm!

Holland.

Er iſt ein Schelm!

Bevis.

Ein Hochverräther!

Volk.

An den Galgen!

Cade.

Nichts von Galgen; das iſt eine altmodiſche Juſtiz. Hängt ihn auf, kurz und gut, an dem Föhrenbaum da drunten, ſein Schreibzeug um den Hals.

Schreiber.

Gnade, Gnade!

Cade.

Hinweg mit ihm!

(Der Schreiber wird unter Smith's Anführung durch die erſte Couliſſe links unter Sträuben und Lärm hinausgezerrt.)

Du aber, freies Volk von England, laſſe Dir ſein Beiſpiel zur Warnung dienen. Wer Schulen errichtet und unterhält, verdirbt die Jugend des Landes. Unſere Voreltern kannten keine anderen Bücher, als die Kreide und das Kerbholz; Druckereien, Papiermühlen und alle dergleichen Lumpenanſtalten ſind Erfindungen des Teufels, der Gelehrten, der Adligen, welche uns knechten wollen. Haben ſie bisher die armen Leute aufgehängt, welche nicht leſen konnten und deshalb die von den Vornehmen willkührlich gemachten Geſetze verletzten, ſo wollen wir von nun an alle diejenigen aufhängen, welche leſen und ſchreiben gelernt haben: — alle Friedensrichter, die redlichen Männern mit naſeweiſen Fragen zuſetzen; — (Zuruf) alle Schulmeiſter, die heidniſches Latein reden und ſcheußliche Worte wie Subjectivum, Nomen, Verbum und ſo weiter im Munde führen; — (Zuruf) alle Kauf- und Handelsherren, die das Geld ſammeln, das wir naturgemäß durch und unter die Leute bringen! Ich ſage: nieder mit ihnen!

Volk (lärmend, jubelnd, drohend).

Nieder! Nieder!

Bevis (vor Cade niederfallend).

Ich habe ein Geſuch an Eure Herrlichkeit.

Cade (geſchmeichelt).

Und wenn es eine Herrlichkeit wäre, es ſoll Dir gewährt ſein.

Bevis.

Nur dies: hebt alle Geſetze in England auf!

Volk (wie oben).

Kein Geſetz mehr!

Cade.

Es ſei gewährt. Verbrennt alle Urkunden und Rechtsbücher. Es giebt nur ein Geſetz, das iſt mein Wille, weil er der Wille des Volkes iſt. Mein Mund ſei das Parlament von England.

Dick (leiſe).

Welch ein großes Maul England haben wird.

Volk.

Hoch unſer Cade! hoch!

Smith (von links eilig zurück).

Nehmt Euch in Acht. Soldaten kommen. Sir Humphrey Stafford als Anführer verlangt im Namen des Königs zu unterhandeln. (Beſtürzung im Volk.)

Cade (ſich breit machend).

Eine Geſandtſchaft des Königs an mich? — Wir werden ſie nach Würden empfangen. Ein Ritter überbringt ſie, ſagſt Du?

Smith.

Ja, Sir Humphrey Stafford mit ſtattlichem Gefolge.

Cade.

Um ihn als ſeines Gleichen zu empfangen, will ich mich ſelbſt zum Ritter ſchlagen. John Mortimer, knie nieder!

(Er zieht ſein Schwert, kniet und ſchlägt ſich mit demſelben drei Mal auf die Schulter.)

Steh' auf als Sir John Mortimer. — Nun mag er kommen.

(Trompeten in der Couliſſe links. **Stafford** tritt auf, vor ihm ein Herold, hinter ihm einige Lords und Diener im Gefolge. Volk weicht zurück.)

Stafford (ſteif und herriſch).

Rebelliſch Volk, Heſe der Grafſchaft Kent,
Legt flugs die Waffen nieder, kehrt zurück
Zu Euren Hütten; dieſen Rädelsführer,
Den närriſchen John Cade, liefert aus,
So wird der König Gnade Euch erzeigen;
Wenn nicht, im Zorn mit Euch verfahren laſſen,
Wie Rechtens iſt und blut'ge Strafe üben.

Cade

(die Lords mit einem verächtlichen Blick ſtreifend).

Dies ſeidene Geſindel acht' ich nicht;

(zum Volk)

Zu Euch, Ihr guten Leute, red' ich nur,
Die ich in Zukunft zu regieren hoffe,
Als der rechtmäß'ge Erbe Eurer Krone.

Stafford.

Du Lump, Dein Vater war ein Ziegelſtreicher,
Du biſt Tuchmacher — oder biſt Du's nicht?

Cade.

Wir ſtammen allzumal von Adam ab,
Und der war Gärtner oder Bauersmann.

Stafford.

Was ſoll das heißen?

Cade.

Daß mein Stammbaum juſt
So alt wie Eurer iſt und wohl noch edler.
Graf Edmund Mortimer vermählte ſich
Mit Herzog Clarence's Tochter, that er nicht?

Stafford.

Gewiß.

Cade.

Von ihr bekam er Zwillinge.

Stafford.

Das iſt nicht wahr.

Cade.

Es iſt wahr, ſage ich,
Ein Knabe und ein Mädchen ſind's geweſen.
Das Mädchen ehelichte einen York,
Der Knabe ward geſtohlen von Zigeunern
Und wuchs, unkundig ſeiner hohen Abkunft,
Zum Handwerksmann, zum Ziegelſtreicher auf.
Sein Sohn bin ich. Das leugnet, wenn Ihr könnt.

Holland (ſich hervordrängend).

Buchſtäblich wahr. John Cade iſt Throneserbe.

Bevis (ebenfalls vortretend).

In meines Vaters Haus, — ein ehrlich Haus,
Daß Ihr's nur wißt, — ſteht heut noch eine Eſſe,
Erbaut von dem vermeinten Ziegelſtreicher,
Der ein geborner Prinz geweſen iſt.
Die Steine geben Zeugniß, leugnet Ihr's?

Stafford.

Unſinnige, ſo glaubt Ihr dem Betrüger,
Dem nied'ren Tagelöhner, der da ſpricht,
Was er nicht weiß?

Volk (laut und feſt).

Wir glauben an John Cade.

Holland.

Geht Ihr nur Eures Wegs!

Volk.

Hinaus mit Euch!

Cade.

Und ſagt dem König, der Euch hergeſchickt,
Um ſeines hochberühmten Vaters willen,
Heinrich des Fünften, ſel'gen Angedenkens, —
Zu deſſen Zeit die Straßenjungen Londons
Ball ſpielten um franzöſiſche Provinzen, —
Mag er den Königstitel beibehalten;
Ich will des Reiches Lord-Protector ſein!

Volk.

John Cade, der Lord-Protector, lebe hoch!

Cade.

In meine Hand gehört der Stab, an dem
Das arme England aufrecht ſich erhalte,
Das Ihr und Eures Gleichen arg verſtümmelt.
Habt Ihr nicht die franzöſiſchen Provinzen
Vom Reich geriſſen und dem Feind verkauft?
Parlirt Ihr nicht franzöſiſch, Hofgeſchmeiß?
Und kann ein guter Engelländer ſein,
Wer mit der Zunge ſeines Erbfeinds ſpricht?

Stafford.

O grobe, klägliche Unwiſſenheit!

Cade.

Stolzirt Ihr nicht einher in Sammt und Seide?
Sogar die theuren Pferde, die Ihr reitet,
Hoch über guter Bürgersleute Köpfe,
Sind angethan mit reich geſtickten Decken,
Indeß wir nackicht und in Lumpen gehn!
Herunter mit den Lords und Pairs von England;
Jetzt kommen *wir* zu Roß! Wir werden Herren!

Volk.

Wir werden Herren! Nieder mit den Lords!

Stafford.

Genug des Wahnſinns. Meine Botſchaft endet,
Und da gelinde Worte nichts vermögen,
So mag das Schwert entſcheiden. Herold, rufe
In jeder Stadt auf off'nem Markte aus:
Wer mit John Cade geht, iſt Hochverräther
Und wird, ſofern er in der Schlacht nicht fällt,
An ſeiner eig'nen Thüre aufgeknüpft!
Wer ſeines Königs Freund iſt, folge mir!

(Herold, Stafford, Lords, Gefolge eilen links ab. Trompeten hinter der Scene mehrere Male.)

Cade.

Und mir, wer ſeines Volks und Landes Freund!
Es gilt die Freiheit; zeigt Euch nun als Männer.
Kein Lord, kein Edelmann darf übrig bleiben;
Nur ſolche ſchont, die Schuh' mit Nägeln tragen,
Denn ſie ſind von den Unſrigen.

(Trommeln und Trompeten hinter der Scene links, die allmählig näher kommen. Es wird zum Sammeln geblaſen. Das Volk ſtutzt. Einige ſchleichen davon.)

Sie nah'n,
Die feigen Miethlinge der Tyrannei!

Smith

(ängſtlich nach links blickend).

Das Heer des Königs ſtellt ſich ſchon in Ordnung.

Cade.

Was Ordnung? Unordnung iſt unſ're Ordnung!
Nur drauf und dran. Jenſeits der paar Soldaten
Liegt London, Kinder. Heute Abend noch
Sind wir im Tower. Die alte Zwingburg falle.
Brecht alle Kerker auf. Setzt die Gefang'nen
In Freiheit, daß ſie uns im Kampfe helfen;
Die reichen Läden in der City geb' ich

Der Plünd'rung preis. Noch heute ſpeiſen wir
In Weſtminſter zur Nacht. Vorwärts nach London!

(Lärmender Aufbruch nach links. Cade zieht voraus. Trommeln auf und hinter der Scene, bis die Verwandlung vorüber.)

Verwandlung:

Im königlichen Palaſt zu London. Margaretha's Cloſet. Mittel- und Seitenthüren. Tiſch und Stuhl.

Zweiter Auftritt.[19])

Margaretha (allein).

(Sie tritt langſam von links auf, in tiefe Trauer gekleidet, ein Medaillon mit Suffolk's Portrait in der Hand.)

Sein Bildniß drück' ich an die ſchwellende Bruſt,
Doch ach! wo iſt er ſelbſt, der theure Freund,
Den ich in dieſen Armen halten ſollte?
Daß ſo viel Hoheit, ſo viel Schönheit fiel
Von des gemeinen Raubs- und Mordes-Hand!

(Sie zieht einen Brief und eine verwelkte Roſe aus dem Buſen und betrachtet beide in ſchmerzlicher Wehmuth.)

Sein Abſchiedswort vom Leben und von mir!

(wie unwillkührlich vor ſich hinleſend)

„Geliebte Königin! In einer Stunde
„Hab' ich zu athmen aufgehört. So ſei
„Mein letzter Hauch, der letzte Zug der Hand
„Denn Dir gewidmet, wie mein Herz es war,
„Mein Leben, ſeit ich Dich erobert habe.
„Gedenk'ſt Du noch, holdſel'ge Margaretha,
„Was mir die ſchnöde Hexe einſt geweiſſagt:
„Zu Lande nicht, zu Waſſer werd' ich enden?*)

---

*) Erſter Aufzug, fünfter Auftritt.

„Ich lachte dazumal, Du weinteſt drüber.
„Nun hat der tolle Spruch ſich toll erfüllt.
„Seeräuber fingen uns, als auf der ſchweren
„Verbannungsreiſe Dover wir erreicht
„Und uns von dort nach Frankreich eingeſchifft.
„Sie forderten von Allen Löſegeld,
„Nur nicht von mir.“ (Sie unterbricht ſich weinend.)
Ein ganzes Königreich
Hätt' ich für ſeine Löſung hingeworfen
Und nicht zu theu'r erkauft den Theuerſten.
„Mein Blut, mein Haupt begehren die Verruchten;
„Sie haſſen den, den Margaretha liebt.
„Ich falle, wie ſo mancher Große fiel,
„Durch kleine Hand. Ein Mitgefang'ner, welcher
„Der andern Löſegeld in London ſchafft,
„Wird insgeheim Dir mein Vermächtniß bringen;
„Dies Blatt und die verwelkte rothe Roſe,
„Die als Dein Zeichen ich am Herzen trug.
„Mein ſtrömend Blut färbt ſie noch einmal röther,
„Als ſie in ihrer jungen Blüthe war.
(In Seufzern abgebrochen.)
„Die Henker kommen. Lebe wohl, Marg'retha;
„Mein Auge grüßt noch brechend Frankreichs Küſte,
„Worauf Dein ſüßer Fuß gewandelt hat,
„Die Heimath unſ'rer kurzen, ſchönen Liebe.
„Gedenk' in Treuen Deines treuen Ritters,
„Der für Dich ſtirbt, wie Er gelebt für Dich!“ —
(Sie küßt Blatt und Roſe wiederholt voll Leidenſchaft.)
Ob ich ſein denke! Hundertmal im Tage,
In ſchlaflos-langen Nächten tauſendmal
Bedeck' ich Euch, die ich im Buſen trage,
Mit Thränen und mit Küſſen ohne Zahl,

Ihr ſtummen Zeugen ſeiner Todesqual.
So viele Tropfen Bluts wie er vergoſſen,
So viele Zähren ſind auf Euch gefloſſen,
Ach! ſalziger und bitt'rer als die See,
Die des Geliebten holden Leib verſchlungen,
Nicht dunkler in des Abgrunds Dämmerungen,
Und tiefer nicht als mein unendlich Weh!

(Bricht im Seſſel zuſammen.)

Dritter Auftritt.

(**Margaretha, König Heinrich** mit **Somerſet,** von rechts eintretend. Bald darauf ebendaher: **Clifford** mit Lords, Offiziere und Dienerſchaft.)

König Heinrich

(Margaretha mit einem trüben Blick lange betrachtend).

Wie, Margaretha, immer noch in Thränen
Um Suffolk's Tod?

Margaretha

(ſich gewaltſam aufraffend).

Mein König zürnt mit Recht:
Der weiche Gram entartet das Gemüth;
Ich will auf Rache, ſtatt auf Trauer ſinnen.

König Heinrich (auf Somerſet deutend).

Hier kommt uns ſchlimme Botſchaft aus der Stadt.
Der Aufruhr wächſt. John Cade hat auf der Heide
Bei Blackheath unſ're Heeresmacht geſchlagen;
Sir Humphrey Stafford fiel an ihrer Spitze,
Sein jüng'rer Bruder ward im Kampf gefangen,
Und — o des Greuels, den die ſcheue Zunge
Zu wiederholen zaudert —

Margaretha (zu Somerſet, kalt).

Was geſchah?

Somerſet.

Die Buben hieben Stafford's Haupt vom Rumpf,
Das ſeines Bruders auch; die Köpfe werden
Dem Kannibalen-Schwarm auf hohen Lanzen
Vorangetragen und noch frech verhöhnt.

König Heinrich (unterbrechend).

Sie wiſſen nicht, die Armen, was ſie thun.

Margaretha (für ſich, dumpf).

Auch ſein Haupt fiel, und nicht von ſanft'rem Streiche!

Somerſet.

Der König zögert, ſtrengere Befehle
Zu geben, wie die höchſte Noth ſie heiſcht.

König Heinrich.

Ich ſandte einen Biſchof als Vermittler.
Verhüte Gott, daß ſo viel Chriſtenſeelen
Umkommen durch das Schwert.

(Mehrere Sturmglocken hinter der Scene, nach und nach hörbar in nicht zu großer Entfernung und ausſetzend.)

Clifford

(haſtig durch die Mitte eintretend. Durch die offen bleibende Thür ſieht man Lords, Soldaten, Diener im Vorſaal. Bewegung).

Mein König, flieht!
Die Meuter überſchreiten ſchon die Themſe,
Sie ſtehn in Southwark; alle Häuſer auf
Der Lond'ner Brücke ſind in Brand geſteckt.
John Cade hat geſchworen, ſich noch heut'
In Weſtminſter mit eig'ner Hand zu krönen.
Nach Blut und Beute gierig, tritt
Der Pöbel Londons ſeinem Haufen bei.
Sturmglocken rufen alle Bürger zu
Den Waffen. Gebt Befehl, daß wir marſchiren;
Vertraut mir Eure treuen Krieger an.

Mit Einem Zuge unſerer Bogenſchützen
Treib' ich den Aufruhr ungeſäumt zu Paaren.

König Heinrich (unſchlüſſig).

Soll ich des Volkes Blut vergießen laſſen?

Clifford.

Eh' Eures fließt. Es iſt die höchſte Zeit!
Noch eine Stunde und wir ſind verloren.

Margaretha.

Entſcheidet Euch!

Somerſet.

Gebt den Befehl, mein König!

Margaretha.

Wenn Suffolk lebte, stünd' es nicht ſo ſchlimm;
Er hielt den Adel und das Volk im Zaume.
Das Bollwerk Eures Throns habt Ihr zertrümmert;
Nun wundert Euch, wenn die empörte See
Hoch über unſerm Haupt zuſammenſchlägt.

Clifford (verletzt).

Auch außer Herzog Suffolk giebt es Ritter,
Die ihren König zu vertheid'gen wiſſen.

Somerſet (ebenſo).

Wir tragen nicht als Zier die rothe Roſe;
Für Englands König unſer Gut und Blut!

Clifford.

Geleitet, Somerſet, die Majeſtäten,
Nach ihrem feſten Schloſſe Kenilworth.

Margaretha (raſch).

Ich fliehe nicht.

König Heinrich.

Den Bürgerkrieg zu enden,
Verlaſſen wir die Hauptſtadt, wenn es nöthig.

Clifford.

So raſch wie möglich, Majeſtät! Noch iſt
Die Straße frei nach Kenilworth. Vielleicht
Nicht lange mehr. (Er ſtockt.)
Ihr wißt nicht alles, Sire.

König Heinrich.

Noch mehr des Unglücks? Laßt mich meinen Kelch
In einem Zug bis auf die Hefe leeren.

Clifford.

Im Eilmarſch naht von Weſten her der Herzog
Von York, mit ſeiner ganzen Heeresmacht,
Durch iriſche Freiwill'ge angeſchwellt.
Zwar hat er noch nicht offen ſich erklärt,
Ob er zum Schutz der Majeſtäten kommt,
Oder gemeine Sache macht mit Cade.

Margaretha (mit Hohn).

Nennt dieſer Cade ſich nicht Mortimer
Und York's Verwandten? Welch ein edles Blut!
Bezweifelt nicht, ein Vetter hilft dem andern,
Und Cade iſt nicht der ſchlimmſte von den Beiden.

Clifford.

Drum eilt nach Kenilworth, indeſſen wir
In London der Empörung Flamme dämpfen,
Eh' ſie mit der aus Irland ſich vereinigt.

König Heinrich.

Kommt, Kön'gin! Hoffen wir auf Himmels Hilfe!

Margaretha (im Abgehen).

Seit Suffolk ſtarb, iſt meine Hoffnung hin.

(Heinrich mit Margaretha, den Lords und Dienern durch die Mitte ab. Ritter und Soldaten treten ein zu Clifford.)

Clifford.

Wir ſäubern ſtracks die Stadt von dem Geſindel.

Feldſchlangen vor! Die Bogenſchützen ſollen
Den Meutern in den Rücken fallen; In den Tower
Bringt friſche Mannſchaft, daß der Commandant
Ihn halten kann! Die guten Bürger zieht
Heran! Trompeten laut! Das Feldgeſchrei:
Für Lancaſter und für die rothe Roſe!

(Alle ziehen und wiederholen im Abgehen den Ruf. Die Sturmglocken werden näher gehört. Dazwiſchen Trommeln und Trompeten mit Angriffs-Signalen. Später einzelne Kanonenſchüſſe. Alles während der Verwandlung und bis in die nächſte Scene hineindauernd.)

Verwandlung:

Vorſtädtiſches Viertel von Smithfield, mit einzelnen Häuſern und Bäumen.

Vierter Auftritt.[19]

(Beim Wegziehen der Zimmer-Decoration ſieht man aus dem Hintergrunde Bürger in großer Menge kommen, theils bewaffnet, theils mit ihren Habſeligkeiten flüchtend. Weiber, Kinder, Greiſe eilen erſchreckt über die Bühne. Hinter ihnen her kommen von rechts: Aufſtändiſche, ſie verfolgend. Unter ihnen zuerſt: **Dick** und **Smith.** Später **Cade, Bevis, Holland,** jeder mit einem bewaffneten Haufen. Zum Schluſſe des Auftritts: **Clifford** mit Soldaten im Vordergrunde links auftretend.)

Dick (bei Seite zu Smith).

'ſ geht ſchief, Gevatter, 'ſ geht ſchief!

Smith.

Nur das Geſindel fällt uns zu.

Dick.

Wer einen Heller zu verlieren hat, hält ihn feſt.

Smith.

Und der gute Bürger nimmt Reißaus vor Cade!

Dick.

Nun kommen die Königlichen! (Kanonenſchuß)

Smith.

Der Himmel ſteh' uns bei, Feldſchlangen!

Dick.

Schlimmer wie in den franzöſiſchen Kriegen. (Hörner)

Smith.

Das ſind die Bogenſchützen!

Dick.

Aus des ſeligen Königs Kriegsſchule!

Smith.

Jetzt wird's Ernſt.

Dick.

Und Zeit für uns zum Rückzuge.

Smith.

Wir ſind friedliche Bürgersleute.

Dick.

Mag fechten, wer dafür bezahlt iſt.

Smith und Dick.

Wir gehen! (im Vordergrunde links ab.)

Cade (aus dem Hintergrunde).

Recht ſo, Leute! Nicht nachlaſſen! Die Fiſchſtraße hinunter! Um Sanct-Magnus Eck' herum!

(**Bevis** und **Holland** treten auf.)

John Holland, Ihr mit Eurem Trupp in das ſavoyiſche Viertel! Reißt nieder, brennt an! Georg Bevis, Ihr mit den Eurigen ſtürmt den Tower! Die Soldaten todt geſchlagen, in die Themſe geworfen! Kein Pardon! (zu den Nächſten) Wir wollen in die City vordringen und Halbpart machen mit den Krämern!

Bevis (murrend).

Das beſte Theil hebſt Du für Dich auf.

Cade.

Weil ich der beſte bin.

Holland.

Wir ſollen ſtürmen und kämpfen, während Du plünderſt? Daraus wird nichts!

Volk (hinter Holland und Bevis).

Wir wollen auch theilen!

Cade.

Ihr wagt zu widerſprechen, wo ich befehle?

Bevis.

Uns hat Niemand zu befehlen.

Holland.

Wir ſind ein freies Volk!

Volk.

Freiheit! Gleichheit!

Cade.

Wer hat Euch bis hierher geführt, Ihr Thoren?
Beſinnt Euch, wo Ihr ſteht. Iſt dies nicht Smithfield,
Der grauſe Richtplatz, der ſo manches Opfer
Der alten Tyrannei verenden ſah
Im Scheiterhaufen, auf dem Hochgericht?
Hier, wo ich ſtehe, fiel Wat Tyler einſt,
Ein Führer und ein Freund des Volks wie ich,
Von der verruchten Hand des Mayors von London;
Ein Ende, wie ich mir dereinſt es wünſche.

Bevis.

Was kümmern uns wurmſtichige Geſchichten?

Holland.

Wir wollen Lohn für unſere Kämpfe.

Volk.

Freiheit!

Bevis.

Theilſt Du mit uns nicht brüderlich und gleich,
So geh'n wir unbeſehns zum König über.

(Trompeten. Halt- und Rückzugs-Signale im Vordergrunde rechts und hinter der Scene.)

Cade.

Wer darf zur Unterhandlung und zum Rückzug
Hier blaſen laſſen, eh' daß ich's befehle?

Clifford

(im Vordergrunde links auftretend).

Wir dürfen das, die wir vom König kommen,
Ans Volk geſandt, daß Du mißleitet haſt.
Verzeihung kündigen wir Jedem an,
Der Dich verläßt und friedlich heimwärts zieht.

(Es bilden ſich Gruppen unter dem Volk. Bevis und Holland ſammeln die Ihrigen. Dick und Smith ſchleichen zurück und miſchen ſich mit halblautem Rath an ihre Nächſten ein.)

Smith.

Landsleute, ſeid geſcheidt!

Dick.

Bedenkt's Euch wohl
Und nehmt die Gnade an, die man Euch bietet.

Smith.

Der König hat denn doch das Recht für ſich.

Dick.

Und auch die Macht, indeſſen dieſer Cade
Euch nur in's Unglück führt und ſitzen läßt.

Smith.

Der König iſt nun einmal unſer König,
Und hat er uns auch hier und da gedrückt,
So läßt man's lieber ſich von ihm gefallen
Als wie von ſeines Gleichen.

Bevis.

Das iſt wahr.

Holland.

Hm, dieſer Cade wär' in kurzer Zeit

Ein ſchlimmerer Tyrann für England worden
Als alle Richards oder Heinriche.

Clifford.

Ihr ſchwankt, beſinnt Euch noch? Ihr habt die Wahl:
Noch eine Stunde gelte der Pardon,
Den Euch der König giebt. Wer ſpäter mit
Den Waffen in der Hand ergriffen wird,
Der ſtirbt am Galgen; hier auf Smithfield ſelbſt;
Ihr kennt den Platz: ihm iſt der Tod nichts Neues.

Smith und Dick.

Es lebe König Heinrich, unſer Herr!

Ein Theil des Volkes (noch unſicher).

Es lebe König Heinrich!

Cade (nicht ohne Größe).

Blödes Volk,
Willſt Du, mit dem verſprochenen Pardon
Um Deinen Hals, durchaus Dich hängen laſſen?
Du ſchwurſt, Dein Schwert nicht früher abzugeben,
Als bis Du Deine Freiheit wieder hätteſt.
Doch Ihr ſeid feige Memmen, all' mitſammen,
Abtrünnige von einer guten Sache
Und Freunde Eurer eignen alten Knechtſchaft.
So ladet Euer Joch denn wieder auf,
Laßt von den Adligen Euch Eure Häuſer
Mit Steuern, Euer Feld mit Zehnten ſchatzen,
Vor Euren Augen Frau'n und Töchter ſchänden, —
Mich kümmert's nicht. Ich will hinfort nur mehr
Für einen Einz'gen ſorgen: für mich ſelbſt.
Euch Alle mag der Fluch des Himmels treffen!
(Er will abgehen.)

Holland (ihn zurückhaltend).

Halt, geh' nicht fort! So darf John Cade nicht ſcheiden!

Bevis.

Bleib' bei uns, Cade!

Ein Theil des Volkes.

John Cade! Er lebe hoch!

Clifford.

Wie einem König oder Königsſohne
Ruft Ihr dem heimathloſen Bettler zu,
Der Nichts beſitzt, der Keinem geben kann,
Der ſelber nur vom Raube lebt an Euch,
Indeß der König jegliches Verdienſt
Um ihn und um das Land mit Gold belohnt,
Mit Rang und Ehrenſtellen ohne Maß.
Wie viele hat er groß gemacht! Ein Jeder
Von Euch kann adlich werden, wie wir's ſind.
Ich bin ein Clifford!

Volk.

Er ein Clifford! Hört!

Dick.

Einer der Beſten, Tapferſten in England!

Clifford.

Auch Ihr habt Ahnen ....

Volk (unterbricht ihn, geſchmeichelt).

Unſ're Ahnen? Hört!

Clifford.

Sie fochten mit den meinen unter Richard
Dem Löwenherzigen im heil'gen Lande,
In Frankreich mit dem ſchwarzen Prinzen Eduard
Und mit dem Vater unſ'res guten Heinrich.
Wenn Ihr die Erben ihres Ruhmes ſeid,
So höret auf, den Schoos des Vaterlandes
Mit ſcharfem Bürgerkriege zu zerfleiſchen.
Tragt Eure Schwerter über den Kanal

Und nehmt zurück, was dort verloren ging,
Damit nicht der leichtfüßige Franzoſe
Auf eig'nem Grund und Boden uns beſuche,
Durch unſere inn'ren Zwiſte ſtark gemacht.
Ihr ſiegt wohl mit uns, niemals wider uns!

Volk (durcheinander).

Nach Frankreich! Clifford hoch! hoch König Heinrich!

Cade

(in eine Ecke gedrängt, für ſich, verächtlich).

Kein Federlein wird alſo hin und her
Von jedem Wind geblaſen, wie dies Volk.
Ein Volk? Nicht doch, ein ſchwacher Haufen iſt's,
Der ſich durch alte Namen kirren läßt
Und gegen ſeinen eignen Vortheil wenden.

(Die Menge unter Smith und Dick beobachtet Cade drohend.)

Wie ſie die Köpfe ſcheu zuſammenſtecken,
Gleich Schafen im Gewitter! Folgt dem neuen
Leithammel nur, bald links, bald rechts geführt!
Für mich iſt meines Bleibens hier nicht mehr.

(Er zieht das Schwert.)

Gebt Raum! Dem Teufel ſelbſt zum Trotz will ich
Durch Eure Mitte einen Weg mir bahnen.
Den Himmel ruf' ich auf zum Zeugen, daß
Nicht Mangel an Entſchloſſenheit und Muth,
Daß nur der ſchnöde, ſchmähliche Verrath
Der Meinigen auf flücht'gen Fuß mich ſetzt.

(Durch die erſtaunt zurückweichende Volksmenge eilt Cade im Hintergrunde ab.)[20].

Clifford.

Er flieht! Wer ihn lebendig oder todt
Einliefert, ſoll vom König tauſend Pfund
Belohnung haben.

Dick
(will ihm nach, wie viele Andere, Soldaten und Volk).
Wie! Ein tauſend Pfund
Auf ſeinen Kopf?

Grois (ihm den Weg vertretend).
Gelt, der wiegt ſchwerer,
Als Deiner, Meiſter Dick, ſo dick er iſt?
Ich aber ſag' Euch: Niemand von uns ſoll
Den Preis verdienen! Laßt den Cade laufen!
Ein tüchtig Volk übt keine Polizei.

Volk und Andere.
Recht, laßt ihn laufen!

Clifford.
Sei's drum! Er entläuft
Dem Richter doch nicht und dem Rächer Stafford's.
Zerſtreut Euch, geht nach Haus, an Eu'r Geſchäft;
Und meine Sorge ſei's, Euch mit dem König,
So ſchwer er zürnt, in Zeiten zu verſöhnen.
(Mit den Soldaten im Vordergrunde ab.)

Volk (im Hintergrunde zerſtreut ab).
Heil unſerm Clifford! Clifford und dem König!

Verwandlung:

Eine Halle im königlichen Schloſſe zu Kenilworth. 21)

Fünfter Auftritt.

(Von rechts: **König Heinrich**, **Margaretha**, **Somerſet**. Lords, Pagen. Bald darauf von links: **Clifford**. Später ebenfalls von links: **Salisbury** und **Warwick**.)

König Heinrich.
Nie ſaß ein König noch auf ird'ſchem Throne,
Dem ach! ſo wenig Glück beſchieden war

Wie mir. Ich lag ein Kindlein in der Wiege,
Neun Monden alt, als ich die ſchwere Krone
Von meinem ſel'gen Vater überkam.
Ich ſehne mich ſo ſehr ſie abzulegen,
Wie wohl kein Unterthan, ſie zu gewinnen.

Clifford (eintretend).

Heil Eurer Majeſtät und frohe Botſchaft!

Margaretha.

Iſt Cade, der Verräther, überwunden?

Clifford.

Und auf der Flucht; die Schaar, die er geſammelt,
Zerſtreut; die Grafſchaft Kent und London ruhig.
Doch folgt dem Wetter, das im Süden kam
Und ſchwand, ein neues, ſchwereres: aus Weſten.
Den Boten York's, Graf Salisbury und Warwick,
Begegneten wir auf des Schloſſes Schwelle,
Zutritt zu Euer Majeſtät begehrend.

König Heinrich.

Sie mögen kommen! (Ein Page links ab.)
Alſo gleicht mein Staat
Dem Schiff, das einem Sturme nur entrann,
Um in Piratenhand zu fallen.

Margaretha (ſchwer, für ſich).

Weh!
Piraten-Hände ſchlugen meinen Freund!

(**Salisbury** und **Warwick** treten ein. Kuhle Begrüßung, ohne Kniebeugung.)

König Heinrich.

Was ſchickt uns unſer Vetter York durch Euch? 22)

Salisbury.

Er kommt von Irland, um ſein Recht zu fordern,
Die Krone, die Ihr auf dem Haupte tragt.

Warwick.

So ſpricht er: wer zu herrſchen nicht vermag,
Der diene. Wer der Menge nicht befiehlt,
Verräther nicht bezwingt, der ſei nicht König;
Für ſeine Hand ein Pilgerſtab, kein Scepter!

Margaretha.

Ihr Erzverräther!

Clifford und Somerſet.

Nehmen wir ſie feſt.

(Sie treten auf Salisbury und Warwick zu.)

König Heinrich.

Ehrt auch im Feinde des Geſandten Recht.

(Er geht auf Beide zu.)

Wie, Warwick, hat Dein Knie verlernt ſich beugen?
Scham auf Dein Silberhaupt, Graf Salisbury,
Daß Du den Sohn zum Bruch der Treu' verleiteſt!
Wo iſt noch Treue, wo Ergebenheit,
Wenn ſie bei Greiſen nicht zu finden iſt,
Die hochbetagt zum Grabe ſchon ſich neigen?

Salisbury.

Mein Fürſt, wir haben bei uns ſelbſt des Herzogs
Von York Anſprüche reiflich überlegt,
Und müſſen ſeine Hoheit anerkennen
Als echten Erben dieſes Königsthrones.

König Heinrich.

Haſt Du nicht mir den Huld'gungs-Eid geleiſtet?

Salisbury.

Das hab' ich.

König Heinrich.

Und willſt nun meineidig werden?

Salisbury.

Ich würd' es, wenn ich jenen Meineid hielte, Den ich dem unrechtmäß'gen Herrſcher ſchwur.

Margaretha.

Ein Hochverräther und Sophiſt dazu!

Warwick (ausbrechend).

Wag's meinen Vater noch einmal zu ſchmähen,
Hochmüth'ge Neapolitanerin,
Du Geißel Englands!

Margaretha (ihm entgegen).

Bin ich Englands Geißel,
So ſoll Dein Rücken unter meinen Streichen
Sich krümmen, Du rebelliſcher Vaſall!
Ihr meintet, wehrlos uns zu überfallen,
Von Eurem würd'gen Bundsgenoſſen Cade,
Dem edlen Vetter York's, halb überwunden.
Ihr habt geirrt. Wir ſtehn gerüſtet da.
Clifford, noch iſt Dein treues Heer beiſammen;
Führ's gegen York! Der König ſelbſt und ich
Begleiten Dich in die Entſcheidungs Schlacht.

Salisburg.

Bei Sanct-Alban wird ſie Euch angeboten,
Wo York ein feſtes Lager hat bezogen,
Gefaßt zu ſiegen, und wenn nicht, zu ſterben.

Clifford.

Ich will ihm Bürge für das letzt're ſein,
Und Dir am Tag der Schlacht auf Deinen Helm
Mit meinem Schwert die gleiche Warnung ſchreiben,
Sobald ich Dich erkannt an Deinem Wappen.

Warwick.

Bei Gott, der Nevils altes Zeichen — den
Aufrechten Bären, an den Pfahl gekettet —
Will ich an meinem Helme offen tragen,
Daß ſchon der bloße Anblick Dich erſchreckt.

Clifford.

Ich fürchte Bären nicht, noch Bärenführer,
Und reiße Dir den Deinigen vom Helm,
Ihn mit verdientem Hohn in Staub zu treten.

Warwick und Salisbury.

Auf Wiederſehn, bei Sanct Alban!

Margaretha, Clifford, Somerſet.

Wir kommen!

Salisbury und Warwick
(im Abgehen nach links).

Hie York und weiße Roſe!

Die Uebrigen (außer dem König).

Hie die rothe
Und Lancaſter!

König Heinrich.

Der Himmel wird entſcheiden!

(Während beide Theile nach links und rechts abgehen, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Das Zelt König Heinrich's im Lager bei St. Alban. 22) Seiteneingänge links und rechts, während der Hintergrund geſchloſſen bleibt. Bett, Tiſch und Bücher. Schatullen, Papiere.

Erſter Auftritt.

(Nach der kurzen kriegeriſchen Zwiſchenakts-Muſik hört man beim Aufgehen des Vorhanges hinter der Scene Getümmel und Trompeten-Signale zum Rückzug, welche von der rechten Seite näher kommen. Nach einer Weile erſcheint von rechts in haſtiger Flucht: **Margaretha,** gewaffnet, im Harniſch. **König Heinrich.** Mit beiden treten Lords, zum Theil verwundet, Diener und Pagen fliehend auf. Bald nach ihnen: **Clifford,** ſchwer verwundet, am Arm ſeines **Sohnes** und eines anderen Lords. Soldaten folgen.)

Margaretha.

Schmach und Verwirrung! Alles iſt verloren!
Was zögert mein Gemahl? (zurückrufend)
O ſputet Euch;
Nur raſche Flucht vermag uns zu erretten!

König Heinrich.

Wer kann dem Schickſal wohl entfliehen? Bleibt
Und laſſet mich das meine hier vollenden.
(Er ſinkt in einen Feldſtuhl.)

Margaretha.

Erſt wolltet Ihr nicht kämpfen, jetzt nicht fliehen,
Wo Flucht doch Tapferkeit und Klugheit iſt.

Wenn Ihr gefangen würdet, ſtünden wir
Am Ende unſ'rer Laufbahn, unſers Lebens.
Entrinnt Ihr aber, was leicht möglich iſt,
Daſern Ihr nicht durch Zögern Zeit verliert,
So iſt uns London nah, wo man Euch liebt.
Was heut verloren ging, kann morgen wieder
Gewonnen werden. Flieht, mein König!

Alle Lords (in Heinrich dringend).

Flieht!

Margaretha.

Wer naht uns dort? Lord Clifford?

Lord Clifford (rechts hereingeführt).

Nur ſein Schatten!

König Heinrich (theilnehmend).

Verwundet?

Clifford Sohn (ſchmerzlich).

Auf den Tod!

König Heinrich (klagend).

So edles Blut,
Für uns vergoſſen!

Lord Clifford

(abgebrochen, in einen Feldſtuhl niedergelaſſen).

Wenn es nicht vergebens
Gefloſſen ſein ſoll, rettet Euch — durch Flucht.

Clifford Sohn.

Der Feind verfolgt noch unſ're Reiterei;
Indeſſen habt Ihr Zeit, die off'ne Straße
Nach London zu erreichen.

Margaretha.

Sagt zuvor, wer traf
So ſchwer den edlen Clifford?

Lord Clifford.

Herzog York!

Clifford Sohn.

Richard, ſein Sohn, erſchlug den Somerſet.

König Heinrich.

Clifford verloren! Somerſet verloren!

Margaretha.

Rache an York und ſeinem ganzen Stamm!

Clifford Sohn.

Ja, Rache! Rache bis in's letzte Glied!

(Er kniet an ſeines Vaters Seite nieder.)

Bei dieſem theuren Blut, des meinen Quelle,
Das unaufhaltſam jetzt dem dunklen Meer
Des Todes zufließt, ſchwöre ich Vergeltung
Dem Herzog York und ſeinem ganzen Haus!
Wie er nicht meinen lieben Vater ſchonte,
Verſchon' ich ihm nicht Kind noch Kindeskind.
Treff' ich ein Knäblein an aus York's Geſchlecht,
So will ich es in ſo viel Stücke hauen,
Wie an Abſyrtus einſt Medea that;
Fortan ſei Grauſamkeit mein höchſter Ruhm!

(Rechts in der Ferne Trompeten-Signale zum Angriff.)

Lord Clifford.

Des Feinds Trompeten! Flüchtet Euren König!

Clifford Sohn.

Und Euch, mein Vater!

(Die Diener wollen, was im Zelt iſt, aufraffen.)

Margaretha.

Laſſet Alles liegen!
Wir ſind gerettet, wenn wir uns nur retten,
Und bald erſcheint der Tag, wo wir erleben,
Daß wir zurück die Niederlage geben!

(Margaretha reißt König Heinrich nach links fort. Lord Clifford wird nachgeführt. Alle in Haſt und Verwirrung links ab, während von rechts die Trompeten York's näher kommen.)

Zweiter Auftritt.

(Von rechts nachſetzend erſcheinen **Warwick** und **York**. Bald darauf **Salisbury**. Ritter, Soldaten, Diener hinter ihm.)

Warwick (in das Zelt brechend).

Das Neſt noch warm!

York.

Die Vögel ausgeflogen,

(auf den Tiſch deutend)

Doch manche Feder ließen ſie zurück.

Warwick (verächtlich).

Des Königs Bücher.

York (zu den Dienern).

Nehmt's an Euch, Ihr Leute.
Uns laſſet einen Augenblick verſchnaufen;
Der Tag war heiß. (Er ſetzt ſich.)

Warwick.

Ein Aernte-Tag für York.

York.

Doch acht' ich nichts gewonnen, wenn Eu'r Vater,
Der tapf're Salisbury, verloren ward.
Wer weiß zu melden von dem greiſen Löwen,
Der in dem heut'gen Blutbad ſich verjüngte?

Warwick.

Da kommt er ſelbſt!

(Alle blicken ihm beſorgt entgegen.)

Salisbury (rechts eintretend).

Ermüdet, nicht erlegt. (Er ſetzt ſich.)
Daß ich's nicht bin, verdank' ich Eurem Sohne,
Dem Richard, der mich dreimal rettete.
Beim Kreuz, wir haben alle brav gefochten,
Doch ihm gebührt der erſte Preis des Tages.

York.

So iſt es: er erſchlug den Somerſet.

Salisbury.

Wenn ſeine Brüder, Eduard und Georg,
Wie junge Löwen fochten, ſtürzte Richard
Gleich einem Tigerthier in's Kampfgewühl
Und ſchlug die ſcharfen Pranken rechts und links,
Daß er von Blut am ganzen Leibe troff.
Wo iſt er, daß ich ihm mein Leben danke?

York.

Er ſetzt mit ſeinen beiden ält'ren Brüdern
Des Feindes Reitern nach, die nordwärts flüchten,
Indeß der König ſich gen Süden wandte,
Der Lond'ner Straße zu.

Salisbury (ſpringt auf).

Genug der Raſt!
Zwar flieht der Feind, doch iſt es ſeine Art,
Daß er ſich zäh' und raſch auf's Neue ſammelt.
Wir müſſen ihn verfolgen, ihn vernichten!

York.

Der König will ein Parlament berufen;
Was meint Ihr, Warwick: ſollen wir's verhindern?
Und ihnen nach?

Warwick.

Nein, ihnen vor, wo möglich;
Damit wir London eh'r als ſie erreichen.
Bei meiner Treu', es war ein großer Tag,
Die Schlacht von Sanct-Alban, durch York gewonnen;
Doch laßt uns vor dem Abend ihn nicht loben.
Trompeten, auf! Noch vieles iſt zu thun;
Wir dürfen erſt am Ziel, in London, ruhn!

(Kriegeriſche Fanfare, in einen ganz kurzen Marſchſatz ausgehend, der die Verwandlung begleitet und wiederum in einer Fanfare aufhört, wenn in dem nächſten Auftritt die Soldaten von York's Partei in die Weſtminſterhalle einbrechen.)

Verwandlung:

In London. Weſtminſterhalle mit dem königlichen Thron in der Mitte des Hintergrundes und den Bänken für Lords und Gemeine im Mittelgrunde.

Dritter Auftritt. 24)

(Vom Vordergrunde links brechen Ritter und Soldaten von York's Partei ein. Ihnen folgen: **Warwick, York, Salisbury.** Alle tragen die weiße Roſe am Helm oder Barett. Großes Getümmel.)

Alle (im Hereinbrechen).

Hie York und weiße Roſe!

Warwick (athemlos).

Noch erreicht,
Und vor dem Feind erreicht!
(Vor dem eintretenden York das Knie beugend.)
Sieghafter York,
Dein harrt der königliche Stuhl von England,
Der Dir gehört und Deinem Heldenſtamm,
Nicht Heinrich, noch dem Sohne Margaretha's.
Beſteig' ihn kühn!

York.

So will ich, Graf von Warwick,
Wenn Ihr und Eures Gleichen mit mir ſeid!

Warwick.

Ich ſchwöre, dies mein Auge nicht zu ſchließen,
Bis ich Dich auf den Thron erhoben ſehe,
Den jetzt das Haus von Lancaſter ſich anmaßt.

Salisbury und die Uebrigen

(während Warwick aufſteht, einen Kreis um York ſchließend).

Wir Alle ſtehn Euch bei!

Salisbury

Bewaffnet wollen
Wir dieſes Haus behaupten, doch nicht eher
Gewalt gebrauchen, bis der König naht,
Um mit Gewalt von hinnen uns zu treiben.

Warwick.

Die Königin gedacht' an dieſem Ort
Am heut'gen Tag ein Parlament zu halten,
Nicht ahnend, daß wir mit zu Rathe ſitzen.
Es ſei das blut'ge Parlament genannt,
Wenn York Plantagenet nicht König wird,
Und dieſer Schwächling Heinrich abgeſetzt,
Der unſ'ren Feinden zum Geſpött uns macht.
Entſchließ' Dich, York! Ergreif' die Krone Englands!

York

(an Warwick's Hand den Thron beſteigend).

So nehm' ich denn Beſitz von meinem Recht.

Alle

(um die Stufen des Thrones gruppirt).

Hoch lebe Richard, unſer echter König!

Vierter Auftritt.

(**Vorige.** Vom Vordergrunde rechts nach einem kurzen Trompetenſtoß auftretend: **König Heinrich, Clifford** der Sohn. Gefolge. Alle mit rothen Roſen.)

König Heinrich.

Seht da, Mylords, den trotz'gen Hochverräther,
Auf unſ'res Reiches Stuhl. Er meint vielleicht,
Mit Hilfe Warwick's, des rebell'ſchen Pairs,

Auf dieſem Thron als Herrſcher ſich zu halten.

Clifford.

Herab mit Dir! Wir leiden Dich nicht droben.

König Heinrich.

Geduldig, Clifford!

Clifford.

Memmen ſind geduldig!
Wenn Euer Vater noch am Leben wäre,
So würde der Verräther dort nicht ſitzen.
Mein gnäd'ger König, hier und auf der Stelle,
Laßt uns die Yorks angreifen und beſiegen!

König Heinrich.

Ihr wißt nicht, daß die City ſie begünſtigt,
Daß Truppen ihres Winks gewärtig ſtehen.

Clifford.

Sie fliehn, ſobald ihr Haupt, der Herzog, fällt.

König Heinrich.

Fern ſei von Heinrich's Seele das Verbrechen,
Ein Schlachtfeld aus dem Parlament zu machen;
Mein gutes Recht ſei meine beſte Waffe.

(Er nähert ſich mit den Seinigen der Partei York's, welche bisher, feſt um den Thron geſchaart, ſich ſchweigend verhalten. Warwick ſteht auf den Stufen, auf ſein Schwert geſtützt.)

Herab von meinem Thron, rebell'ſcher Herzog,
Und knie um Gnade hier zu meinen Füßen;
Ich bin der König!

York (vom Thron herab).

Nicht doch, ich der Deine!

König Heinrich.

So ſoll ich ſtehn, Du auf dem Throne ſitzen?

York.

Das iſt des Schickſals Wille. Gieb Dich drein.

Warwick.
Sei Herzog Lancaſter und York ſei König.
Clifford.
Wie Herzog Lancaſter, iſt er auch König;
Das wird Lord Clifford mit dem Schwert behaupten.
Warwick.
Und Warwick wird's entkräften. Ihr vergeßt,
Daß wir es ſind, die aus dem Feld Euch ſchlugen,
Und Deinen Vater, Clifford, tödteten,
Und Somerſet, die Beſten Eures Heeres.
Clifford.
Dir zum Verderben mahnſt Du mich daran.
Herzog von York, ich werde mehr der Leben
Von Deinen Söhnen, Vettern, Freunden nehmen,
Als Tropfen Bluts mein armer Vater ließ.
Warwick.
Wie wir des Knaben Clifford Droh'n verachten!
Sind wir mit klingendem Spiel und weh'nden Fahnen
Nicht im Triumphe durch die Stadt gezogen
Und in die Thore dieſer Königsburg?
York (aufſtehend).
Wollt Ihr, daß wir um Englands Krone rechten?
Wenn nicht, entſcheide denn das Schwert im Feld.
König Heinrich.
Wo iſt Dein Recht, Verräther, auf die Krone?
Dein Vater war, was Du biſt, Herzog York,
Dein Großvater Graf Mortimer von March.
Ich aber bin der Sohn Heinrich des Fünften,
Der einſt den Dauphin und ganz Frankreich zwang,
Der ſeine Städte, ſeine Länder nahm.
Warwick.
Schweige von Frankreich, welches Du verloren.

König Heinrich.

Der Lord-Protector that es, und nicht ich;
Ich war neun Monden alt, da man mich krönte.

Warwick.

Jetzt ſeid Ihr alt genug, und doch verliert Ihr!

Salisbury

(von der anderen Seite zu York hinauf).

Reißt ihm die angemaßte Krone ab
Und ſetzt ſie Euch auf's Haupt.

Warwick.

Genug der Worte,
Die Trommel rührt, ſo wird der König flieh'n!

König Heinrich.

Denkt Ihr, ich laſſe jenen Thron im Stich,
Worauf mein Vater und Großvater ſaß?
Heinrich der Vierte hat die Kron' erobert.

York.

Er nahm ſie ſeinem König als Rebell.

König Heinrich.

Das iſt nicht wahr. Hier die Weſtminſterhalle
Bezeugt das Gegentheil. Richard der Zweite
Hat hier an dieſer Stelle einſt entſagt
Zu Gunſten Heinrich's, meines Großvaters,
Dem dann mein Vater folgte, dieſem ich.

York.

Er that es, doch gezwungen durch Empörung;
Und York war ſein berechtigt nächſter Erbe,
Dem Lancaſter gewaltſam vorgegriffen.

Warwick und Salisbury.

So iſt's.

Clifford.

Recht oder Unrecht gilt mir gleich;

Mein Schwert läßt König Heinrich nicht entſetzen.
Der Boden ſoll lebendig mich verſchlingen,
Wo ich vor meines Vaters Mörder kniee.

Warwick.

Ihr wollt Gewalt? (Er ſtampft mit dem Fuß.)
Soldaten, tretet ein! —
(Von links mehr Bewaffnete. Die Halle füllt ſich.)
Wenn jetzt dem Herzog York ſein Recht nicht wird,
So ſchreib' ich's mit dem Blut des Uſurpators
An jenen Thron von England an: Hie York
Und weiße Roſe!

Clifford.

Lancaſter und rothe!
(Mit wildem Geſchrei ſtellen ſich beide Parteien auf, Lancaſter rechts, links York. Alle ziehen.)

König Heinrich.

Halt! Einen Vorſchlag, York und Warwick, hört!
Laßt lebenslänglich mich als König herrſchen;
Nach meinem Tod gehöre York das Reich!
(Pauſe der Berathung bei den Yorkiſchen, der Entrüſtung bei Clifford und anderen.)

York.

Ich nehm' ihn an. Beſtät'ge mir die Krone
Und meinen Erben, wenn Du abgeſchieden,
So magſt Du ruhig herrſchen, weil Du lebſt.

Clifford (halblaut zu Heinrich).

Wie haſt Du Dir und uns zu nah gethan,
Und Deinem Sohn, dem Prinzen, welches Unrecht!
Ich ſag' mich los von Dir, kleinmüth'ger König,
In deſſen Blut kein Fünkchen Ehre glüht;
Ich geh' zur Königin, ihr dies zu melden.
Bleib' Du zurück als Beute für die Yorks
Und ſtirb, ihr Sclav', an Deiner feigen That!

(Er eilt rechts ab. Einige Ritter folgen, andere bleiben. Heinrich ſteht rathlos und beſchämt.)

Warwick (zu ihm tretend).

Auf uns ſeht, König Heinrich, nicht auf Clifford;
Er lechzt nach Rache; drum will er nicht weichen.
Wenn Ihr des Vortheils, des Gewinns gedenkt,
Den England macht, ſo braucht Ihr nicht zu ſeufzen.

König Heinrich.

Ich ſeufze nur um meinen Sohn, Graf Warwick,
Den unnatürlich ich enterben ſoll.
Doch Frieden braucht vor allem unſer Land,
Und darum wiederhol' ich den Vergleich:
York ſoll nach meinem Tode König ſein,
Mit der Bedingung, daß er hier beſchwört,
Den Bürgerkrieg zu enden, lebenslang
Als ſeinen Herrn und König mich zu ehren,
Und weder durch Verrath, noch mit Gewalt,
Sich auf den Thron, und mich herabzubringen.

York.

Gern ſchwör' ich dieſen Eid und will ihn halten.
(Steigt vom Thron herab.)

Warwick.

Hoch lebe König Heinrich! York, umarmt ihn!

König Heinrich.

Hoch Herzog York mit ſeinen tapfren Söhnen!

York.

Verſöhnt ſind Lancaſter und York nunmehr!

Warwick.

Der ſei verflucht, der ſie zu trennen ſtrebt!

(König Heinrich und York umarmen ſich. Salisbury und Warwick wechſeln mit einigen Rittern von des Königs Partei Händedrücke. Andere bleiben abgewendet ſtehen. Trompeten-Fanfaren hinter der Scene.)

Fünfter Auftritt.

(**Vorige.** Von links: **Margaretha,** ihr Söhnlein an der Hand. **Clifford,** Ritter, Gefolge.)

Margaretha

(noch in Helm und Harniſch, voll Haß und Zorn).

In ſeinen Armen! Unerhört, abſcheulich!

König Heinrich

Hör' mich geduldig an, mein liebes Weib.

(Er nähert ſich ihr, ſie weiſt ihn zurück.)

Margaretha.

Wer kann geduldig ſein beim Aeußerſten?
Elender, wär' ich unvermählt geſtorben,
Und hätte nie im Leben Dich geſehen,
Dir keinen Sohn geboren, der Du Dich
Als Vater ſo höchſt unnatürlich zeigſt!
Verdient dies Kind, ſein Erbe zu verlieren?
Hätt'ſt Du es halb ſo heiß geliebt wie ich,
Den Schmerz um es getragen, den ich trug,
Gleich mir mit Deinem Herzblut es genährt:
Du würdeſt hundertmal geſtorben ſein,
Eh' Du den Herzog, meinen ärgſten Feind,
Zum Erben ſetzteſt ſtatt des einz'gen Kindes!

(Sie beugt ſich zu dem Prinzen herab.)

König Heinrich.

Vergieb, Marg'retha; lieber Sohn, vergieb;
Mich zwang der Graf von Warwick und der Herzog.

Margaretha.

Dich zwang? Und Du, ein König, läßt Dich zwingen?
Vor Scham erröth' ich über ſolch ein Wort!
Dich, Deinen Sohn und mich haſt Du vernichtet,
Und ſoviel Macht dem Hauſe York gegeben,

Daß Du ſo lang nur herrſcheſt, wie ſie's dulden.
Die Krone ihm und ſeinem Stamm vermachen,
Was heißt das anders, als Dein eignes Grab
Erbau'n, und vor der Zeit in ihm Dich betten?
Der Herzog York wird Reichs=Protector ſein,
Graf Warwick durch ſein Heer das Land beherrſchen
Und auch das Meer, als Hauptmann von Calais.
Und unter ſolchem Schutz wähnſt Du Dich ſicher?
So ſicher wie ein Lamm umringt von Wölfen!

König Heinrich (vor ſich hin).

Daſſelbe ſagte mir mein Ohm von Gloſter,
Als in den Kerker, in den Tod er ging!

Margaretha.

Wär' ich dabei geweſen, die ich nur
Ein ſchwaches Weib bin, lieber hätt' ich mich
Auf der Soldaten Piken ſchleudern laſſen,
Als daß ich ſolchem Frieden mich gefügt.

York.

Er braucht nicht Eure Zuſtimmung, Mylady!

Salisbury.

Seit wann iſt's Sitte, daß die Weiber reden
Im Rath von England?

Margaretha.

Wenn der Mann zum Weib
Geworden, muß das Weib ſich ſelber ſchützen.
Ich kann's, ich will's.

Clifford.

Lord Clifford ſteht Dir bei.
Noch blüht die rothe Roſe Lancaſter's!

(Sie umgeben ſchützend Mutter und Kind.)

Warwick (auf ſie eindringend).

Du feuerſpei'nde Hexe von Neapel,

Du willſt den Frieden unſers Reiches ſtören,
England beherrſchen, deſſen Fluch Du biſt!

Margaretha

(ihm gegenübertretend, mit furchtbarer Hoheit und Kraft).

Und wenn ich Englands Fluch geworden bin,
Weß iſt die Schuld? — Die Eure, Ihr Verräther!

(zu Warwick)

Noch hatt' ich Englands Boden nicht betreten,
Als Du und Herzog York und Herzog Gloſter
Und Wincheſter und die geſammte Rotte
Herrſchſücht'ger Pairs und treuloſer Vaſallen
Mich bei dem Volke ſchon verhaßt gemacht.
Man warf mir unzart meine Armuth vor,
Man ſchalt die Fremde mich, die Bettlerin;
Es gab nicht eine giftige Verleumdung,
Die man auf meinen Namen nicht geſpritzt. (weich)
Den Freund, den ſich mein einſam Herz erkoren,
[Den Einz'gen, welcher mich aus meiner Jugend
Verlor'nem Paradies hierhergeführt,
In dies ungaſtlich nordiſch kalte Eiland, —]
Den riß man mir heimtückiſch von der Seite
Und ſandt' ihn in Verbannung, in den Tod!
Was hab' ich nicht gelitten, Herr im Himmel,
Seitdem ich Königin von England heiße!? (wieder ſtark)
Doch da ich's heiße, will ich's ſein und bleiben,
Ich laß mich nicht von meinem Platz vertreiben,
Wenn mich mein Volk, mein Gatte auch verläßt,
Hier iſt mein Recht, mein Kind; ſie halt' ich feſt!

(Sie kniet zu dem Prinzen nieder. Clifford und ihre Anhänger umgeben ſie jubelnd.)

Clifford.

Hoch Margaretha! Hoch der Prinz von Wales!

Die rothe Roſe.

Das Leben für Margrethen und den Prinzen!

York.

Treibt ſie hinaus!

Warwick.

Den Prinzen reißt ihr weg!

Margaretha (aufſpringend).

Mein Kind! — Verſucht's und lernt die Löwin kennen,
Die für ihr Junges kämpſt!

(Sie zieht das Schwert, nachdem ihr Clifford den Prinzen abgenommen.
Alle weichen entſetzt vor ihr zurück.)

Warwick und York,

Ihr habt's mit keinem Heinrich hier zu thun.
Ich weiche nicht. Wenn Jeder unter Euch,
Ihr ſtolzen und hochtrabenden Vaſallen,
Hier einen Theil der königlichen Macht
Für ſich begehrt, und wenn Ihr mit einander
Um einen Zipfel von dem Purpur rauft,
Den anderwärts, in Frankreich wenigſtens,
Der Adel ſchützt mit ſeinem letzten Blut,
So will auch ich mein Stück davon behaupten;
Denn mir gebührt der Löwentheil der Beute.
Ich gebe mich noch lange nicht beſiegt:
Ihr habt für Euch den Süden, ich den Norden;
Wenn ich mein Schlachtenbanner neu erhebe,
So ſchließen ſich die nord'ſchen Lords mir an,
Die Oxfords, Weſtmorelands, Northumberlands,
Und viele andre noch, die unſer ſind.
Schottland und Frankreich ruf' ich auf um Hülfe,
Und ſeid gewiß, ſie werden nicht verſagen,
Was zu gewähren ihnen Vortheil bringt.
Der Himmel iſt mit mir. Doch wär' er's nicht,

So ſetz' ich auch die Hölle in Bewegung
Für mein' und meines Kindes gute Sache! (Sie will gehen.)

Warwick (halblaut zu York).

Ihr laßt ſie ziehn?

York (ebenſo).

Vermeide jetzt den Kampf;
Mir ſcheinen Manche von den Unſern ſchwankend.

Margaretha
(im Mittelgrunde der Bühne auf Heinrich treffend, kurz und kalt).

Ihr geht nicht mit?

König Heinrich.

Ich habe einen Eid
Im Himmel, den ich halte, liebes Weib.

Margaretha (feierlich, ruhig).

So ſcheid' ich mich von Eurem Tiſch und Bett,
Bis man den Räuber-Frieden widerruft,
Der meinen Sohn betrogen um ſein Erbe.
[Ihr bleibt zurück in unſ'rer Dränger Händen;
Vielleicht, daß wider Euren eignen Willen
Euch Margaretha mit Gewalt befreit.
Bis dahin, lebet wohl!

König Heinrich.

Laßt mir das Kind!

Margaretha
(ihn groß anſehend, dann ſtehen bleibend. Pauſe, hierauf wendet ſie ſich
zu dem Kinde, das an Clifford's Hand ihr gefolgt).

Komm zu mir, Eduard! Sieh, da ſteht Dein Vater,
Hier Deine Mutter. Jener bleibt in London,
Doch Deine Mutter zieht in Krieg hinaus.
Willſt Du beim Vater bleiben oder mit
Der Mutter geh'n?

Prinz Eduard.

Ich gehe mit der Mutter;

Ich will Dir helſen wider böſe Männer,
Die Dir und meinem Vater wehe thun.

Margaretha

(das Kind hoch emporhebend, in der Mitte der Buhne).

Gott hat geſprochen aus dem Mund des Kindes!]
Sieh, Volk von England, dieſes iſt Dein König,
Ein König ohne Land zwar, ohne Erbe,
Auch ohne Vater. Niemand iſt für ihn
Auf Gottes weiter Welt als ich — ein Weib,
Doch eine Königin und eine Mutter!

Clifford und die rothe Roſe

(Margaretha umringend).

Hie Lancaſter!

Warwick und die weiße Roſe.

Hie York!

Beide Partheien

(in der Mitte der Buhne ſich feindſelig und drohend entgegentretend).

Auf Tod und Leben!

(Unter allgemeinem Ausbruch fallt raſch der Vorhang.)

Anmerkungen

zu

Heinrich der Sechſte, Erſter Theil.

1) Die Handlung beginnt im Mai des Jahres 1445, dem dreiundzwanzigſten Jahre der Regierung König Heinrich's VI. König Heinrich iſt 24 Jahr alt, Margaretha 20.

2) Dieſe Vorſtellung der einzelnen Großen des Reiches, die im Original ſich nicht findet, iſt in der Bearbeitung eingefügt worden, um den Charakter Margaretha's von Anfang an dem Publikum in ſcharfen Zügen darzuſtellen. Es wird angenommen, daß der Brautwerber, Suffolk, Margarethen vor ihrer Ankunft in England über die Perſönlichkeiten des Hofes unterrichtet hat; ſie war (wie es in Shakſpeare's Heinrich VI, erſter Theil, am Schluſſe, der Geſchichte treu, vorkommt) von Suffolk vor Anjou kriegsgefangen gemacht worden, und vertraute Beziehungen zwiſchen Beiden knüpften ſich alsbald an. Heinrich's Vermählung mit ihr iſt Suffolk's Werk, im Gegentheil zu den anderweitigen Planen des Herzogs von Gloſter.

3) Dies geſchah im December 1430, zu St. Denis.

4) Aus einer anderen Stelle des Originals (Heiurich VI, erſter Theil, Act 3 Scene 2) hier aufgenommen.

5) Der Herzog von York und Graf Salisbury hatten beide Frauen aus dem Hauſe Nevil geehelicht.

6) Zwei charakteriſtiſche Figuren, welche weder in der Erſcheinung noch im Ton komiſch wirken dürfen, wie überhaupt die ganze Scene dies nicht ſoll. Das Original hat unter viel größerem Apparat von Zauberei eine Geiſterbeſchwörung, welche füglich wegfallen kann, da unſer Publikum dergleichen mit anderen Augen als das Shakſpeare'ſche betrachtet. Dagegen malt die Bearbeitung die Geſtalten Hume's und Beſſie Burke's (bei Shakſpeare: Margaretha Jourdain geheißen) in dieſer, der folgenden und der Gerichtsſcene, Act 2 Scene 3, ſorgfältiger aus, als das Original, als Spione und als Gauner.

7) Die Liebe zwiſchen Margaretha und Suffolk wird hier deutlicher ausgedrückt, als es im Original geſchieht, das dieſelbe vorausſetzen kann, weil ſie am Schluſſe des erſten Theils (Gefangennehmung Margaretha's durch Suffolk vor Anjou und Werbung um ſie in König Heinrich's Namen) bereits angelegt worden iſt. Dieſer Zug, weſentlich für Entwickelung und Kataſtrophe des ganzen Stückes, muß nachgeholt werden. Der Darſtellung bleibt es vorbehalten, die Farbe nicht zu ſtark, aber ſehr warm und wirkſam aufzutragen, damit die berühmte Abſchieds-Scene der beiden Liebenden (Act 3 Scene 7, ein Meiſterſtück Shakſpeare'ſcher Seelenmalerei) das Publikum nicht überraſcht und verletzt oder erſchreckt. Die mächtigſten Effecte auf der Bühne ſind die vorbereiteten.

8) Selbſtverſtändlich muß in der Darſtellung das Wegſtoßen des Fächers mit dem Fuß ſehr leicht und discret gemacht, überhaupt der Zwiſt der beiden Damen mit Maß und Zurückhaltung, aber ſehr ausdrucksvoll, unter fortwährender Spannung und Theilnahme der Anweſenden, in Pauſen und Abſätzen geſpielt werden. Im Original ſteht ſtatt des Fächerſtoßes eine Ohrfeige, welche Margaretha der Herzogin Eleonore verabreicht, die den gefallenen Fächer nicht aufhebt: ein angebliches Mißverſtändniß, wiefern die Königin die Herzogin für eine ihrer dienenden Frauen gehalten haben will. Augenſcheinlich kann die Ohrfeige auf die heutige Bühne nicht überſetzt, ſie muß erſetzt werden: wo denn der Fächerſtoß dem Original am nächſten zu liegen ſcheint. Daß aber die Königin, nicht die Herzogin, die verletzte Seite beim Streite iſt, ſcheint uns nothwendig, um den ſofort erfolgenden Angriff auf die

Herzogin zu motiviren. Wenn Eleonore geſchlagen, unverzüglich darauf peinlich angeklagt und in Haft abgeführt wird, ſo entſteht eine für unſere Empfindung unerträgliche Scene. Fordert ſie hingegen ihr Schickſal heraus, ſo kommt Licht und Schatten, gleich vertheilt, in das Bild, und alle Figuren deſſelben, König, Königin, Herzog, Herzogin, gewinnen.

9) „Temple“ heißt bekanntlich von ſeinen Gründern und erſten Eigenthümern, den Tempelherren, der große Bau am Eingang der City, in welchem ſeit geraumer Zeit und gegenwärtig noch die Rechtsſtudioſen wohnen.

10) Dieſe Roſen-Scene ſteht im Original im erſten, nicht im zweiten, unſerem Stück entſprechenden Theil Heinrich's VI, Act 2 Scene 4. Man vergleiche darüber den Anhang.

11) Das Gericht über Eleonore Cobham, Herzogin von Gloſter, und deren Verbannung ſtehen in der Geſchichte drei Jahre vor der Ankunft Königin Margaretha's in England, alſo 1442. Der ſcharfe, pſychologiſch fein begründete Gegenſatz der beiden Frauen iſt Eigenthum des Dichters, bei ihrer erſten Begegnung ſchon angelegt und alsbald zum offenen Bruch geführt. Ein ſehr wirkſames Motiv in der Oekonomie des Stückes.

12) Das Original macht aus Eleonorens Verurtheilung und öffentlichem Bußgang zwei getrennte Scenen mit Decorationswechſel aus dem Gerichtsſaal in die Straße, auf welcher Herzog Gloſter der hart gedemüthigten Gemahlin begegnet und von ihr, vor ihrer Abführung in's Exil auf der Inſel Man, Abſchied nimmt. Unſere Bearbeitung legt beide Scenen zuſammen und führt nicht die Herzogin auf die Straße, ſondern das Volk in den Gerichtsſaal; was bei Shakſpeare (von ihr und von Gloſter) erzählt wird, Leid und Schmach der Büßerin, ſtellen wir in Handlung unmittelbar vor. Zu dieſer Aenderung beſtimmte uns nicht ſowohl die Abſicht, eine ſceniſche Verwandlung zu erſparen; auch ein wirkſamer Actſchluß durch die Volksſcene war nicht unſer nächſter Zweck. Vielmehr wollten wir: erſtens für die in breiten und mächtigen Zügen, mit den hellſten Farben ausgeführte Figur der Herzogin Eleonore einen dramatiſchen Abgang, ſtatt des elegiſchen Verſchwindens herſtellen; zweitens: das aufgeregte Volk, das bei Shakſpeare erſt im dritten

Act in der Scene des John Cade erſcheint, ſchon hier handelnd einführen, wie wir es denn auch nach der Ermordung Gloſter's, Act 3 Scene 6, auf der Bühne mitthun laſſen, nicht blos hinter den Couliſſen, wie das Original.

13) Gloſter's Verhaftung und geheimnißvoller Tod in der Nacht darauf erfolgten im Winter 1447; die Verbannung Suffolk's 1450, das Ableben des Cardinals von Wincheſter 1447: alle drei Ereigniſſe in der Wirklichkeit ohne that- oder urſächlichen Zuſammenhang. Die Art und Weiſe, wie der Dichter ſie innerlich aneinander und an die Einheit ſeines Planes knüpft, iſt tief poetiſch, echt dramatiſch und von höchſter theatraliſcher Wirkung.

14) In Hall's Chronik wird nach Aufzeichnungen des Caplans und Vertrauten des Cardinals, Doctor John Baker, berichtet, daß der Cardinal auf ſeinem Sterbebette in die Worte ausbrach: „Muß ich denn ſterben, da ich doch ſo reich bin? Wenn mein Leben um den Preis des ganzen Landes zu kaufen wäre, ich würde das Land entweder durch Staatskunſt oder um Geld an mich bringen.“ Man bedenke, wie treu der Dichter dergleichen einzelne Züge aufnimmt, wie unübertrefflich er ſie benützt.

15) Der Volks-Aufſtand unter Cade's Leitung fällt in die Monate Juni und Juli 1450. Auch in dieſen Scenen hat der Dichter ſowohl in der Charakteriſtik der Perſonen, wie in der Motivirung und Gruppirung der Thatſachen mit gleicher Freiheit und Weisheit geſchaltet. Mancher einzelne Zug iſt aus dem Bauernaufſtand Wat Tylers im Jahre 1381 hierher übertragen worden.

16) In der Grafſchaft Kent gelegen, ſüdweſtlich von Canterbury.

17) Ebenfalls in der Grafſchaft Kent gelegen, nahe der öſtlichen Seeküſte, ſüdlich der Themſemündung.

18) Der Monolog Margaretha's iſt, wie Suffolk's Brief an ſie, Eigenthum der Bearbeitung, wenn auch mit Zügen und Farben des Originals hergeſtellt. Shakſpeare giebt in der erſten Scene des vierten Acts die Ermordung Suffolk's, indem er uns an den Strand bei Dover führt und die Execution, im Ganzen der Geſchichte treu, durch Piraten vor ſich gehen läßt. Hierauf erſcheint Margaretha, Act 4 Scene 4, über Suffolk's Kopf trauernd; unzweifelhaft auf

Shakſpeare's Bühne, in dieſem Fall wie in zahlreichen ähnlichen, ſo dargeſtellt, daß der abgeſchlagene als Wachspräparat auf die Bretter kam. Das engliſche Publikum, und zwar nicht blos das damalige, liebt ſcharfe Gewürze in ſeiner Küche, ſcharfe Effecte auf ſeiner Bühne. Die Bearbeitung kann ſelbſtverſtändlich dem Original ſo weit nicht folgen; ſie macht, abſchwächend, aus dem Kopfe ein Miniaturbild und führt dagegen die Klage um den Verlorenen breiter aus als das Original. Dagegen mag eingewendet werden, daß die weiche Sprache, inſonderheit die gereimten Endzeilen am Schluſſe von Margaretha's Monolog, zu dem harten Charakter der Heldin nicht ſtimmen, vielleicht gar ſtören, als moderne, aus dem dramatiſchen Ton lyriſch abfallende Zuthat. Dennoch haben wir ſie angewendet, um zu den tiefen Schlagſchatten, mit welchen der Dichter Margaretha's Bild ausſtattet, eine ſtarke Lichtſeite zu gewinnen: ihre Liebe zu Suffolk, ſpäter die zu ihrem Sohn. Die Darſtellung wird ohne ein ſolches Element in Gefahr gerathen, ein Mannweib aus Margarethen zu machen, widerwärtiger auf der heutigen Bühne, als auf der altengliſchen, auf welcher im Allgemeinen grobe Arbeit gemacht, bekanntlich die weiblichen Rollen von Männern geſpielt worden. Was die Ermordung Suffolk's angeht, ſo ſtreichen wir die Scene, nicht allein um einen ganz neuen Schauplatz (Dover) und eine fremde Epiſode (die Figuren der Piraten und der Paſſagiere) zu entfernen, ſondern auch weil der Auftritt uns widerwärtig und verfehlt erſcheinen will. Shakſpeare verfällt darin in Unnatur, Bombaſt, Affectation: Suffolk ſtirbt, lateiniſche Citate im Munde, auf welche ſein Mörder im gleichen Tone erwidert. Dergleichen Renaiſſance-Ornamentik iſt für uns geradezu unmöglich geworden. Ueber den hiſtoriſchen Vorgang kurz ſo viel. Suffolk hatte ſich nach ſeiner Verbannung eingeſchifft nach Calais. Sein kleines Geſchwader wurde aufgebracht durch ein, dem Herzog von Exeter, Conſtabel des Towers in London, angehöriges Kriegswachtſchiff, genannt: Nikolaus vom Tower. Nach kurzem Gefecht wurde Suffolk von ſeinen Leuten getrennt, gefangen genommen und an Bord enthauptet, ſein Kopf nach London geſandt, ſein Rumpf an den Strand geworfen, von da durch einen Caplan Suffolk's weggeſchafft und in Wingfield-College in Suffolkſhire beigeſetzt. So geſchah es in den erſten Tagen des Mai 1450. (Siehe

Holinſched's Chronik und die Paſton-Correſpondenz.) Suffolk ſchrieb kurz vor ſeinem kläglichen Ende noch ausführlich an König Heinrich; ſein Brief an Königin Margaretha hat alſo, außer dem natürlichen, auch einen hiſtoriſchen Anhaltspunkt.

19) In dieſem einzigen Auftritt ſind vier verſchiedene Scenen des Originals, ein paar darunter kaum ein Dutzend Zeilen lang, zuſammengezogen werden. Die heutige Bühne wird einen Decorationswechſel, den die Bühne Shakſpeare's bekanntlich nur durch Aenderung einer Aufſchrift über dem Schauplatz bewerkſtelligte, ohne zwingenden Grund nicht eintreten laſſen. Auch iſt es für unſer Publikum von keinem Intereſſe, die Fortſchritte des Aufſtands von Straße zu Straße, von Southwark über die Themſe, in die City, nach Smithfield zu verfolgen, während dies dem Publikum Shakſpeare's örtlich und hiſtoriſch von Belang geweſen ſein mag. Man kann ſich den Jubel des Parterre im Globus-Theater vorſtellen, wenn John Cade ſich auf den Londoner Stein, Beſitz ergreifend, niederläßt. (Original Act 4 Scene 6.) Dies alte Wahrzeichen Londons, etwa ähnlich dem „Stock in Eiſen zu Wien,“ angeblich ein römiſcher Meilenzeiger, von Agricola geſetzt, befand ſich in der Kanonenſtraße und wird noch jetzt den Fremden gezeigt, eingemauert in die Façade der Sanct Swithins-Kirche, am Eck der Kanonenſtraße. Eine Abbildung deſſelben giebt Knight's Pictorial-Edition, Band 4 Seite 117.

20) Mit dieſem Abgang verſchwindet John Cade aus unſerem Stück, gleichſam perſpectiviſch. Das Original begleitet ihn, der Geſchichte treu, läßt ihn auf der Flucht durch die Grafſchaft Kent von deren Sheriff, Alexander Iden, in einem Garten verſteckt, halb verhungert, gefangen und nach tapferer Gegenwehr erſchlagen werden (Act 4 Scene 10); worauf Iden, mit des Aufwieglers Haupt in der Hand, ſich zu König Heinrich begiebt und von dieſem zum Ritter geſchlagen wird (Act 5 Scene 1). Uns erſchien dies Ende Cade's, der mehr eine typiſche, als perſönliche oder hiſtoriſche Bedeutung für uns hat, für die nächſten Zwecke des Stückes vollkommen unerheblich, ſogar die Einheit der zum Schluß drängenden Handlung ſtörend; deswegen die Auslaſſung der ganzen Scene, und einer neuen Nebenfigur, des Squire Iden. Um aber wenig-

ſtens eine Hindeutung auf Cade's Ende zu retten, legten wir ihm, bei ſeiner Ankunft in Smithfield, die Erinnerung an einen Volkstribun älterer Tage, Wat Tyler, in den Mund, ſammt dem Wunſch zu ſterben, wie dieſer, der im Jahre 1381 an der Spitze ſeiner aufrühreriſchen Bauern bei einer Unterredung mit König Richard II umgebracht wurde.

21) Das aus Walter Scott's Roman wohlbekannte Schloß, welches ſich Königin Eliſabeth nach dem Tode des Eigenthümers, Grafen Leiceſter, ihres Schuldners, angeeignet hatte.

22 Auch hier hat der Dichter Ereigniſſe, welche der Zeit und dem Orte nach weit auseinander liegen, zuſammengefaßt. York kehrte 1450 aus Irland zurück, ging aber erſt im Jahre 1452 zu offenem Aufſtand gegen König Heinrich vor, aus welchem, nach wiederholten Compromiſſen, die Schlacht bei St. Alban, 1455, entbrannte.

23) St. Alban, eine kleine Stadt in der Grafſchaft Hertford, nordweſtlich von London gelegen, von Benedictiner Mönchen aus einem Kloſter des heiligen Alban erbaut. Die rothe Roſe und die weiße Roſe haben ſich zweimal bei St. Alban geſchlagen: das erſte Mal am 23. Mai 1455, da Heinrich und Margaretha unterlagen, das zweite Mal am 17. Februar 1461, als Margaretha den Grafen Warwick ſchlug. Im Original eröffnet den fünften Aufzug nicht die erſte Schlacht bei St. Alban, wie dies in der Bearbeitung der Fall, ſondern ein abermaliges Wortgefecht, zwiſchen den Lancaſter'ſchen und York'ſchen. York wirft darin dem König Heinrich die Begünſtigungen Somerſet's vor, der als Regent nach Frankreich geſandt worden war und den Reſt der Normandie verloren hatte. Margaretha nimmt Partei für Somerſet. Wir haben dies neue, allerdings geſchichtliche, aber für die Handlung des Stückes unweſentliche Motiv aufgegeben, nehmen an, daß zwiſchen dem vierten und fünften Aufzug in der Bearbeitung, die erſte Schlacht bei Sanct Alban geſchlagen wird, und beginnen den fünften Act mit Heinrich's und Margaretha's Flucht, wiederum zwei verſchiedene Schlachtfeld-Scenen des Originals in einer Zelt-Scene verbindend.

24) Dieſe Scene eröffnet im Original den dritten Theil Heinrich's des Sechſten. Wir ſetzen ſie lieber an das Ende unſeres erſten, im Original zweiten Theils, um der Handlung einen entſprechenden Abſchluß zu geben: eine Pauſe im Kampf, den Scheinfrieden zwiſchen Lancaſter und York. Aus demſelben Grund iſt die Scene im breiteren Styl, als im Original behandelt, wie dies ſchon dadurch nothwendig wird, daß ſie den Act und das Stück abſchließt.

Ende des erſten Bandes.

Shakſpeare's Hiſtorien

Deutſche Bühnen-Ausgabe

von

Franz Dingelſtedt.

Zweiter Band:

König Heinrich der Sechſte

Zweiter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1867.

Der Unterzeichnete behält ſich das ausſchließende Recht der Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung vor.

Franz Dingelſtedt.

Inhalt.

Seite
König Heinrich der Sechſte, Zweiter Theil 1
Anmerkungen zu Heinrich der Sechſte, Zweiter Theil . 118
Anhang zu Heinrich der Sechſte, Erſter und Zweiter Theil 126

König Heinrich der Sechſte

Zweiter Theil

Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen
von Shakſpeare

nach Schlegel's Ueberſetzung frei bearbeitet

von

Franz Dingelſtedt.

Perſonen:

König Heinrich der Sechſte.
Margaretha von Anjou, ſeine Gemahlin.
Eduard, Prinz von Wales, beider Sohn.
Richard Plantagenet, Herzog von York.

Eduard, nachmals König Eduard IV, **Georg**, nachmals Herzog von Clarence, **Richard**, nachmals Herzog von Gloſter, **Edmund**, Graf von Rutland,	Söhne des Herzogs von York.
Graf Warwick, **Herzog von Norfolk**, **Lord Haſtings**, **Lord Stafford**,	von York's Partei (weiße Roſe).
Lord Clifford, **Graf Northumberland**, **Herzog von Somerſet**,	von Lancaſter's oder des Königs Partei (rothe Roſe).

Lady Eliſabeth Grey, nachmals Gemahlin König Eduard's IV.
Lord Rivers, deren Bruder.
Der junge **Graf von Richmond**, nachmals König Heinrich VII.
Der Commandant des Towers, **Sir Robert Brakenbury**.
Zwei Wildhüter.
Edmund's Lehrmeiſter.
Geiſtliche und weltliche Lords, Edle, Ritter, Krieger, Volk, Hofſtaat, Gefolge. Dienerſchaft.

Schauplatz: **England**. Zeit der Handlung: 1460 bis 1471.

(Die Anweiſungen rechts und links ſind vom Schauſpieler, nicht vom Zuſchauer, genommen.)

Erſter Aufzug.

Schauplatz: Ein Zimmer im Schloſſe Sandal (York's Burg in Yorkſhire, unweit Wakefield gelegen).

Erſter Auftritt.[1])

(**Eduard**, **Georg**, **Richard**, in erregtem Geſpräch auf- und niedergehend. Darauf **York**. Zum Schluſſe: Ein **Bote**.)

Eduard.

Ich bin der ält'ſte, mir gebührt das Wort.

Richard.

Der ält'ſte iſt nicht ſtets der weiſeſte.

Eduard.

Auch hab' ich Gründe von Gewicht und Kraft,
Die für mich ſprechen.

Georg.

Brüder, höret mich.
Wie ich in Jahren zwiſchen Euch geſtellt bin,
So laßt mich friedlich Euren Streit vermitteln.

Richard.

Ein Zwiſchenträger biſt Du, kein Vermittler.

Eduard.

Du hältſt es bald mit ihm und bald mit mir.

Richard.

So daß Du mit uns beiden es verdirbſt.

Georg

Wenn guter Rath hier keinen Eingang findet,
So folget Eurer blinden Leidenſchaft;
Noch hoff' ich, daß ſie unſer Vater zügelt.

Eduard.

Wir müſſen ungeſäumt den Kampf beginnen.

Richard.

Das ſag' ich auch.

Eduard.

Zuerſt mit Margaretha,
Die gegen uns ein Heer geworben hat
Und ſchon im Anzug iſt.

Richard.

Vermeiden wir
Der Königin im Felde zu begegnen,
Bevor nicht König Heinrich abgeſetzt
Und York gekrönt iſt. London werde unſer,
Wo Warwick als des Reichs Protector weilt,
Und dann erſt off'ner Krieg mit Margaretha.

Eduard (heftig).

Nicht ſo! Wir fangen bei der Kön'gin an
Und hören auf in London.

Richard (ebenfalls heftig).

Umgekehrt!
Jetzt nehme unſres Vaters Hand die Krone,
Und ziehe dann das Schwert.

Georg.

So hört doch nur!

York

(ſchon bei den letzten Worten durch die Mitte eingetreten).

Wie? Meine Söhn' im Streit? Ich rief Euch hier,
Auf Sandal-Schloß, der alten Burg der York's,

Zuſammen, daß wir weislich uns berathen,
Und nicht zum Bruderzwiſt. Wer fing ihn an?
Worüber handelt ſich's?

Richard (bedeutſam).

Um eine Krone.

Eduard.

Die Euer iſt, die Ihr ergreifen ſollt,
Doch nicht, bevor ein Sieg ſie Euch gewonnen.

York.

Die Krone, wie? Wohl nicht vor Heinrich's Tod!

Richard.

Wir ſind im Recht. Sein Leben oder Sterben
Kann dieſes Recht nicht ändern, noch verzögern.
Ihr ſeid der Erbe. Tretet an die Erbſchaft;
Laßt Ihr dem Haus von Lancaſter die Zeit,
So kommt es noch einmal den York's zuvor.

York (den Kopf ſchüttelnd).

Ich ſchwor, daß Heinrich König bleiben ſollte,
So lang er lebt.

Richard (lächelnd).

Hängt das von uns nicht ab?

Eduard.

Und iſt die Krone keinen Meineid werth?

Georg.

Verhüt's der Himmel!

Richard (ruhig).

Meineid ſeh' ich keinen!

York.

Meineidig werd' ich, wenn ich mit Gewalt
Die Krone oder Heinrich's Leben nehme.

Richard.

Laßt mich das Gegentheil beweiſen, Vater.

Georg.

Das kannſt Du nicht.

Eduard.

Erſt hör' ihn.

York.

Sprich, mein Sohn.

Richard (langſam, kalt).

Ein Eid gilt nichts, der nicht geleiſtet wird,
Vor einer wahren, echten Obrigkeit,
Die über den Gewalt hat, der da ſchwört.
Doch König Heinrich iſt ein Uſurpator,
Der nicht Gewalt hat über Euch noch uns.
Da er es war, vor welchem Ihr geſchworen,
Iſt Euer Eid vor Gott und Menſchen nichtig.
Drum fort nach London! Setzt die Krone, Vater,
Auf Euer Haupt, dem ſie mit Recht gebührt, —
Die Krone, aller Wünſche höchſtes Ziel!
Graf Warwick ſteht uns bei. Was zögern wir?
Ich raſte nicht, bevor die weiße Roſe
Mit Heinrich's lauem Herzblut ſich gefärbt.

Eduard.

So denk' auch ich. Doch Margaretha muß,
Da ſie die Macht beſitzt, vor König Heinrich,
Nicht hinterdrein, durch uns bewältigt werden.

Richard.

Thut, was Ihr wollt, wenn etwas nur geſchieht;
Wir gingen ſchon zu weit, um ſtillzuſtehen
Auf halbem Weg.

York.

Das ſcheint auch mir.

Georg.

Und mir.

York
(nach einer Pauſe der Ueberlegung).

Brich auf, Georg, nach London, alſogleich,
Und ſporne Warwick zu dem Unternehmen.
Du, Richard, gehſt zu Herzog Norfolk hin
Und meldeſt ihm vertraulich unſern Plan.
Indeß verſucht Eduard in Kent ſein Glück
Und reizt das Volk zum raſchen Aufſtand an,
Das ſtets ein Feind von Lancaſter geweſen.
Derweil Ihr dies betreibt, will ich im Stillen
Gelegenheit zum Ausbruch für uns ſuchen,
Daß nicht der König meinen Anſchlag merkt,
Noch irgend Einer von den Seinigen.

(Ein **Bote** tritt eilig durch die Mitte ein.)

Doch halt, was giebt's? Hier kommt uns wicht'ge Botſchaft.

Bote.

Die Königin mit ihren Lords aus Norden
Und einem Heer von zwanzigtauſend Mann
Gedenkt in Eurer Burg Euch zu belagern;
Sie ſteht nicht weit von hier. Drum ſeht Euch vor
Und macht die Veſte wehrhaft, edler Herzog.

Richard.

Mit unſ'rem Schwert!

Eduard.

Denkſt Du, wir fürchten ſie?
Es fügt ſich doch, wie ich's beſchloſſen hatte.

Richard.

Dies Weib, beim Himmel, iſt der einz'ge Mann
Im Hauſe Lancaſter. Sie ſei willkommen!

York.

Nun ändert ſich der Plan, den wir gemacht:
Eduard und Richard bleiben hier zurück;

Georg begiebt ſich insgeheim nach London
Und meldet an Graf Warwick, was geſchieht:
Er ſoll den König Heinrich ſcharf bewachen,
Dem Eid nicht trauend, den der Schwächling ſchwor,
Und uns Entſatz, ſobald wie möglich, ſchicken.

Georg.

Ich eile, Vater, ohne Abſchiednehmen.

(Durch die Mitte ab, Bote folgt.)

York.

Wir rüſten uns auf die Belagerung.

Richard.

Nicht doch, wir gehn der Dame zart entgegen.

York (bedenklich)

Fünftauſend gegen zwanzigtauſend, Sohn?
Denn höher nicht beläuft ſich unſ're Hausmacht,
Die wir in Yorkſhire ſchnell verſammeln können.

Richard.

Fünfhundert ſind genug, wenn Noth an Mann,
Und wenn ein Weib die Zwanzigtauſend führt.

Eduard.

Ja, Vater, bieten wir die off'ne Schlacht.

York.

Fünf gegen zwanzig, ſchwere Uebermacht!
Doch ward in Frankreich mancher Tag gewonnen,
Wo unſer Feind zehnmal ſo ſtark als wir.

Eduard.

Wir wagen.

Richard.

Und gewinnen. Laßt das Banner
Des dritten Eduard weh'n, von welchem Ihr
Das Recht der York's auf Englands Krone leitet.
Invitis nubibus, zum Trotz den Wolken,

So heißt die Inſchrift; iſt das Zeichen nicht
Die Sonne, die durch Nebel ſtrahlend bricht?
Wohl! Das Geſchick entſcheide ſich ſchon hier:
Entweder ſoll es Euch als König krönen,
Oder vor dieſen Mauern ſterben wir,
Der tapfre Vater mit den tapfren Söhnen!

(Sie gehen durch die Mitte ab.)

Verwandlung:[2]

Unter lautem Kriegslärm, Trommeln, Trompeten u. ſ. w. verwandelt ſich die Scene in das Schlachtfeld bei Wakefield (in Yorkſhire); eine Winter-Landſchaft, in deren Hintergrunde das Schloß Sandal auf einer Anhöhe geſehen wird. Die Schlacht iſt zu Ende, die Yorkiſchen ſind in raſchem Rückzuge begriffen, der nach dem Schloſſe zu geht. Haufen fliehender Soldaten brechen von links nach rechts über die Bühne.

Zweiter Auftritt.

(Auf der Flucht zur linken Seite auftretend: **Edmund** mit ſeinem Lehrmeiſter, einem Geiſtlichen.[3]), verfolgend: **Clifford** mit Soldaten. Getümmel über die ganze Bühne. Trompeten hinter der Scene.)

Edmund (zuſammenſinkend).

Ich kann nicht mehr. Ach, Meiſter, wie entrinn' ich?
Da ſtürmt der blut'ge Clifford ſchon heran!

(Der Lehrmeiſter wirft ſich vor Edmund, ihn zu ſchützen, wird aber von Clifford und den Soldaten angegriffen.)

Clifford.

Hinweg, Caplan! Dich ſchützt Dein Prieſterkleid;
Doch dieſe Schlangenbrut des Herzogs ſtirbt:
Sein Vater hat den meinigen erſchlagen!

Lehrmeiſter.

Laßt mich mit meinem Knaben ſterben, Herr!

Clifford.

Hinweg!

Lehrmeiſter

(indem er links abgeführt wird).

Ermordet nicht ein ſchuldlos Kind,
Sonſt werdet Ihr verhaßt bei Gott und Menſchen!

Clifford

(an Edmund tretend, der wie beſinnungslos niedergefallen iſt).

Wie? ſchon geſtorben oder nur entſeelt
Vor Furcht und Schreck? Ich öffne ihm die Augen.

(Berührt Rutland mit dem Schwert.)

Edmund

(von den Knieen ſcheu zu Clifford aufſehend, der mit gezucktem Schwert über ihm ſteht).

Erbarm' Dich, Himmel! — Alſo blickt der Löwe
Das Opfer an, das er zerreißen will,
Und das erzittert unter ſeinen Tatzen!
O lieber Clifford, laß Dein Schwert mich tödten,
Und nicht ſolch einen Baſilisken-Blick.
Schenk mir das Leben! Ich bin noch ſo jung,
Viel zu gering für eines Helden Grimm;
An Männern räche Dich, doch Kinder ſchone!

Clifford

(das Schwert wider Willen fallen laſſend).

Du flehſt vergebens, armer Knabe. Lauter ſchreit,
Als Deine Stimme, meines theuren Vaters
Vergoſſ'nes Blut gen Himmel. Du mußt ſterben.

Edmund.

Ich that Dir nichts zu Leid.

Clifford (ſich wieder erhitzend).

Dein Vater that's,
Als er bei Sanct-Alban den meinen ſchlug.
Erblick' ich einen Sproß des Hauſes York,

So fällt es mich wie Wuth und Wahnſinn an,
Und eh' ich nicht den ganzen Stamm vertilgt,
Daß Keiner übrig bleibt, find' ich nicht Ruhe.
Darum — (Er holt aus.)

Edmund.

Bevor ich ſterbe, laß mich beten;
Zu Dir, Lord Clifford, um Erbarmen beten!

Clifford.

Erbarmen, — wie's ein Gnadenſtoß gewährt.

Edmund.

Ich will Zeitlebens Dein Gefangner ſein.
Und wenn ich einmal Grund zum Zorn Dir gebe,
So tödte mich. Jetzt haſt Du keinen Grund.

Clifford.

Ich keinen Grund? Das war Dein letztes Wort.
Dein Vater ſchlug den meinen und ich Dich.
(Er durchſtößt ihn.)

Edmund (ſterbend).

So ſterb' ich denn für meinen Vater! (leiſes Gebet)
Amen!

Clifford

(auf die Leiche deutend).

Bringt ihn der Königin! Lord Clifford ſchickt ihn!
(Soldaten tragen Edmund's Leiche zur Linken ab.)
Richard von York, wo biſt Du? Sieh, ich komme,
An meinem Schwerte Deines Jüngſten Blut.
Da roſte es, bis Deiner andern Söhne
Und bis Dein eig'nes Blut es abgewiſcht.

(Unter kriegeriſchem Lärm nach rechts ab. Getümmel und Flucht währen fort.)

Dritter Auftritt.

(Von der Linken Auftritt **York**. Kurz darauf nachziehend: **Northumberland**, Offiziere, Soldaten beider Heere. Dann **Clifford** von rechts zurückkehrend. Zuletzt von links **Margaretha**.)

York.

Das Heer der Kön'gin hat das Feld gewonnen,
Und all mein Volk weicht dem erhitzten Feind,
Vor ihm entfliehend, wie vor Wölfen Lämmer.
Und meine Söhne! Mag der Himmel wiſſen,
Was ſie betroffen hat, nur Eines weiß ich:
Sie hielten ſich wie Männer, ruhmeswerth,
Lebendig oder todt. Drei volle Male
Hieb Richard durch das dickſte Schlachtgewühl
Sich durch zu mir, ich hörte ſeine Stimme
Mir laut zurufen: „Eine Krone oder
Ein Grab, mein Vater!“ Ebenſo viel Male
Erblickt' ich Eduard nah an meiner Seite,
Sein Eiſen bis zum Griffe roth gefärbt.
Und Edmund, jüngſtes Reis der weißen Roſe,
Mein holder Liebling, wohin führte Dich
Des Krieges Wege? - Allzumächtig war
Die Ueberzahl der Feinde. Ihrem Drang
Vermochten wir nicht lang zu widerſtehn.
Wir wankten, wichen, wurden weggeriſſen,
Dem Schwane gleich, der ſich vergebens müht
Zu ſchwimmen gegen überſtarke Strömung.

(Sieges-Fanfaren hinter der Scene links.)

Horch, die verhängnißvollen Sieger nahen,
Und ich bin ſchwach, kann ihnen nicht entfliehn.
Ich will auch nicht, ſelbſt wenn ich es noch könnte.
Die Körner in der Sanduhr meines Lebens

Sind abgezählt. Hier bleib' ich, hier vollend' ich,
Im Angeſicht des Schloſſes meiner Väter;
Wo meine Wiege ſtand, da ſteh' mein Grab.
(Er tritt den nahenden Feinden entgegen.)

Northumberland (zuerſt auftretend).

Herzog von York, ergebt Euch!

York (das Schwert ziehend).

Mich ergeben?

Northumberland (zum Kampf ſich auslegend).

So wollt Ihr fechten?

York (ſein Schwert wegwerfend).

Nein, ich fechte nicht!

Northumberland.

Ruft Clifford und die Königin herbei,
Laßt ſie erfahren, welchen Fang wir machten.
(Trompeten auf und hinter der Bühne. Offiziere eilen rechts und links ab.)

York.

Was Ihr mir anthun mögt, ich acht' es nicht.
Zum Himmel blick' ich auf und ſeh' es droben:
Ein Phönix wird aus meiner Aſche ſteigen,
Mich rächend und Euch alle überflügelnd;
Auf ſeinem Haupt glänzt blutig eine Krone!

(Er ſteht mitten auf der Bühne, nach oben blickend und die Arme ausbreitend, als erwarte er den Todesſtreich. Die Soldaten weichen zurück. Northumberland zaudert.)

Clifford

(eilig von rechts auf York losſtürzend).

Wo iſt er, wo? Daß mir ihn Keiner tödte!
Denn er iſt mein. Stumm will ich ihn erwürgen,
Kein Wort mit ihm, nur Streich' um Streiche wechſelnd.

Margaretha (von links herbeieilend).

Halt, tapfrer Clifford!

Northumberland (ihn von York wegreißend).

Keinen Tropfen Bluts
Verſchwend' an ihn. Er fiel in unſ're Hand;
Auf Gnad' und Ungnad' hat er ſich ergeben,
Und jeden Vortheil nimmt man wahr im Kriege.
Was wollt Ihr, Königin, daß ihm geſchehe?

(Margaretha tritt an York. Clifford und Northumberland auf deſſen anderer Seite. Offiziere und Soldaten ſchließen einen Halbkreis um die Gruppe, bald naher, bald ferner ſtehend, drohend, höhnend; eine ſehr lebendige Scene.)

Margaretha (nach einer Pauſe).

Ei, ſtellt ihn dort auf einen Maulwurfshügel,
Der nach der höchſten Berge Gipfel griff,
Und doch zuletzt nichts als den Schatten faßte. (zu York)
Seid Ihr's, der Englands König werden wollte,
In unſ'rem Parlamente ſchrie und lärmte
Und prahleriſch von ſeiner Abkunft ſprach?
Wo iſt jetzt Eurer Söhne wilde Sippſchaft,
Um Euch zu helfen? Wo der luſt'ge Eduard,
Georg der Weiſe? Wo der Wechſelbalg
Von Häßlichkeiten, Richard, deſſen Stimme
Dem Alten Muth in Meuterei'n zukrächzte?
Wo Edmund, Euer ſüßer Benjamin? —
Sieh' York! dies Tüchlein taucht' ich in das Blut,
Das Clifford's Schwert dem Knaben abgezapft;
Und wenn Du weinen kannſt um ſeinen Tod
So trock'ne damit Deine Thränen ab!

(York verhüllt das Geſicht in das Tuch, das ihm Margaretha aufzwingt.)

Wie? So geduldig, Mann? Und keine Thräne?
Ich höhne Dich, um raſend Dich zu machen;
Stampf', knirſche, tobe, daß ich fröhlich werde.
Allein ich weiß ſchon, was Dir fehlt: Die Krone!
Nur eine Krone löſt den Yorks die Zunge.

Soldaten, flechtet aus der nächſten Hecke
Ihm eine Krone, wie er ſie verdient,
Aus Neſſeln und aus Diſteln. Doch vergeßt
Die weiße Roſe ſammt den Dornen nicht.

(Ein paar Soldaten eilen zur Seite ab, und kehren mit einem Kranz aus Laub und Reiswerk zurück, der aber nicht burlesk ausſehen darf.)[4]

Seht da, der unſern König ſtürzen wollte
Und der von ihm zum Erben ward ernannt;
Doch ungeduldig konnt' er's nicht erwarten
Und griff, bei des rechtmäß'gen Herrſchers Leben,
Nach einer Krone.

(Sie ſetzt York, der regungslos daſteht, den Kranz auf.)

Wohl, ſie ſoll ihm werden!
Wir krönen ihn mit unſ'rer eig'nen Hand;
Ihr Ritter und Soldaten, neiget Euch
Und rufet Heil!

(Tiefe Stille. Die Stimmung iſt umgeſchlagen in Mitleid für York.)

Ihr wollt nicht? — Haltet denn
Gericht ob dem meineidigen Verräther!
Die Kron' herunter und das Haupt zugleich;
In dieſem Augenblick ſein Todesſtreich!

Clifford (auf York eindringend).

Das iſt mein Recht, um meines Vaters willen!

Margaretha ([illegible] zurückhaltend).

Ein Weilchen noch! Laßt hören, wie er betet!

York

(der die Lippen zuvor bewegt, ſonſt aber regungslos geſtanden).

Wölfin von Frankreich, gift'ge Natterzunge,
Wie übel ziemt es ſich für Dein Geſchlecht,
Daß Du das Unglück und den Schmerz verhöhnſt.
Ein Weib iſt ſanft und mild und mitleidsvoll,
Doch Du biſt ſtarr, gefühllos, kieſelhart.

Wär' Dein Geſicht nicht unbewegt wie Larven
Und hätte das Erröthen längſt verlernt,
So trieb' ich alles Blut in Deine Wangen,
Indem ich hier von Deiner Abſtammung,
Von Deiner Tugend, Deiner Treue ſpräche.
O Du das Gegentheil von allem Guten,
Du Tigerherz in einem Frauenbuſen,
Du fingſt des Kindes Herzblut auf und hießeſt
Den Vater ſich damit die Augen trocknen,
Und trägſt doch eines Weibes Antlitz noch?

(Northumberland wendet ſich ab, viele Soldaten mit ihm.)

Ich ſollte raſen, ſagteſt Du? Ich raſe.
Ich ſollte weinen? Ja, Du haſt's erreicht.
Die Todtenfeier meines holden Knaben
Sind dieſe Thränen; jeder Tropfen ſchreit
Für ſeinen Tod um Rache wider Euch,
Hartherz'ger Clifford, tückiſche Franzöſin!

Northumberland (halblaut).

Fürwahr, mich rühren ſeine Klagen ſo,
Daß ich den eignen Thränen kaum gebiete.

York (ſteigernd).

Ein Kannibale hätte ſein Geſicht
Nicht angerührt, es nicht mit Blut befleckt;
Es war ſo ſchön, ſo kindlich unſchuldsvoll.
Doch Ihr ſeid unerbittlicher und wilder,
Ja, zehnmal wilder als hyrkan'ſche Tiger.
Sieh eines unglückſel'gen Vaters Thränen,
Grauſame Königin: Du haſt dies Tuch
In meines ſüßen Kindes Blut getaucht,
Doch meine Thränen waſchen aus das Blut.

(Er wirft ihr das Tuch hin.)

Behalte Du das Tuch. Thu' groß damit.

Erzähle die Geſchichte; alle Hörer,
Selbſt meine Feinde, werden Thränen weinen
Und ſagen: ach, es war ein traurig Stück!

(Er ſchleudert auch die Krone weg.)

Nimm Deine Krone: meinen Fluch mit ihr!
Und wenn Dich Leid betrifft, — es wird Dich treffen, —
So finde gleichen Troſt, wie Du ihn mir
In meiner letzten Noth fühllos geboten.
Auch Du biſt Mutter. Deinem Sohne ſei
Die Sendung übertragen, mich zu rächen,
Vor Deinen Augen, Wölfin, ſoll er enden,
Dem meinen gleich, zerfleiſcht von Mörderhänden!

Northumberland (für ſich).

Und hätt' er mir mein ganz Geſchlecht erſchlagen,
Ich weinte mit ihm um ſein ſchweres Leid!

(zu Margaretha ſtreng)

Ein Ende macht!

(Die Soldaten murren.)

Margaretha.

Northumberland in Thränen?
Des Unrechts denkt, das er uns allen that,
So werden Eure weichen Augen trocknen.
Würgengel Clifford, geht an Euer Werk!

Clifford

(den Herzog York mit zwei gewaltigen Streichen niedermachend).

Dies meinem Eid, und dies für meinen Vater!

Margaretha

(ihn ebenfalls durchbohrend).

Und dies für unſ'res milden Königs Recht!

York (ſterbend).

Die weiße Roſe hoch! Sie triumphirt ....
Trotz allen Wolken .... Edmund, wart', ich komme!

(Pauſe)

Margaretha (tritt an die Leiche).

Den Kopf ab! Pflanzt ihn auf das Thor von York;
Der Herzog überſchaue ſeine Stadt. (halb für ſich)
Und ſo geſchieht ihm, wie die Hexe ſagte,
Obgleich wir ihr prophetiſch Wort verlacht:
Vor Thoren nehme ſich der Thor in Acht!

(Sie ſteht auf ihr Schwert geſtützt ſinnend hinter der Leiche. Clifford zur Linken, Northumberland zur Rechten, die Offiziere und Soldaten lautlos im Kreis, einzelne abgewandt. Der Vorhang fällt langſam.)

Zweiter Aufzug.[1]

Schauplatz: Ein Wald in der Grafſchaft Hereford. Dämmerung, bald nach dem Anfang der Scene in Morgenröthe übergehend.

Erſter Auftritt.

(**Eduard** und **Richard** mit Gefolge und Truppen von rechts auftretend, ermüdet wie Truppen auf dem Marſch, und zerſtreut. Zum Schluſſe der Scene: York's **Bote**.)

Eduard.

Laßt unſ're Truppen hier ein Weilchen raſten;
Der ſchnelle Marſch bei Nacht hat ſie ermüdet.

(Halt-Signale in der Couliſſe rechts, wiederholt und fern verhallend. Die Soldaten lagern ſich, ebenſo im Vordergrunde die Prinzen.)

Eduard (zu Richard).

Ob unſer edler Vater wohl entkommen
Vor Clifford's und Northumberland's Verfolgung?
Wär' er gefangen, hätten wir's gehört.
Wär' er erſchlagen, hätten wir's gehört;
Wär' er entkommen, dünkt mich, müßten wir
Die frohe Zeitung auch vernommen haben.
Was meinſt Du, Bruder? Warum trauerſt Du?

Richard.

Ich kann nicht ruhig ſein, bevor ich weiß,
Welch Schickſal unſ'rem tapfren Vater ward.

Ich ſah ihn in der Schlacht: gleich einem Löwen,
Der eine Schaar von Büffeln überfällt, —
Gleich einem Bären, welcher in der Hatz',
Von Hunden ganz umringt, den einen ſchüttelt,
Den andern niederwirft, daß Beide heulend
Entfliehn und alle übrigen von fern
Nur nach ihm bellen: — alſo brach der Vater
In unſ're Feinde, alſo wichen ſie
Vor ihm zurück. Sein Sohn zu heißen iſt
Schon Ruhms genug. (links deutend)
Doch ſieh, der Morgen öffnet
Im fernen Oſten weit ſein gold'nes Thor;
Der junge Tag erſcheint in vollem Glanze,
Schmuck wie ein Buhle, der zur Liebſten eilt.
(Ein grelles Licht fällt plötzlich von links auf die Bühne.)

Eduard (aufſpringend).

Bin ich geblendet? Seh' ich nicht drei Sonnen?

Richard

(ebenfalls aufſtehend und nach links blickend).

Fürwahr, drei Sonnen, jede ganz vollkommen,
Nicht unterbrochen durch die zieh'nden Wolken,
Vom blaſſen, klaren Himmel ſcharf getrennt!
Sieh nur! Die Sonnenbilder nah'n einander,
Verſchlingen, wie verbündet, ihre Ringe,
Und ſind jetzt Eine Sonne nur, Ein Licht.
Der Himmel kündet ein Ereigniß an!

Eduard.

Wer ſah und hörte je ein ſolches Wunder?
Drei Sonnen ſind am Himmel aufgegangen,
Als Zeichen und als Mahnung den drei Söhnen
Richard's von York, daß ſie ihr Licht vereinen,
Wie jene thun, und ſo die Welt erleuchten.

Ich will hinfort drei Sonnen-Angeſichter 6)
Auf meinem Schild als Wappen führen.

Richard

(mit halblautem Spott ſich abwendend).

So?

Drei Frauen-Angeſichter taugten beſſer,
Er iſt im Lieben ſtärker als im Leuchten.

(Der **Bote** York's erſcheint von rechts.)

Sieh, unſer Bote! Mann, Du bringſt ein Unglück;
Dein Blick iſt trüb.

Bote

(mit geſenktem Haupt und Ton).

Weil er geſehen, daß
Richard Plantagenet, Herzog von York,
Mein gnäd'ger Herr und Euer edler Vater,
Erſchlagen ward im Feld von Wakefield.

(Bewegung unter den Prinzen und den nächſten Soldaten. Dieſelben ſpringen erſchreckt auf und ſammeln ſich allmählich um den Boten.)

Eduard.

O ſprich nicht mehr! Ich hörte ſchon zu viel.

Richard.

Nein, ich will Alles hören; ſag', wie ſtarb er?

Bote.

Durch Uebermacht, wie eine mächt'ge Eiche
Nicht einem Streiche fällt, wohl aber vielen.
Umzingelt ward er von der Feinde Menge,
Allein ermordet blos vom grimm'gen Arm
Des wilden Clifford und der Königin.
Sie höhnt' ihm in's Geſicht und da er weinte,
Gab die Barbarin ihm, ſich abzutrocknen,
Ein Tuch, getaucht in das ſchuldloſe Blut
Des jungen Edmund, welchen Clifford ſchlug.

(Bewegung des Abſcheu's.)

Des Herzogs Haupt, nach vielem Spott und Schimpf,
Ward abgehau'n und auf das Thor von York
Gepflanzt; da ragt es grauſig noch empor,
Das jammervollſte Schauſpiel, das ich ſah!

Eduard.

Geliebter Vater, unſer Stab und Stütze,
Was bleibt uns nun, da Du gefallen biſt?
Gefallen durch Verrath und Uebermacht;
Denn niemals hätte Clifford Dich, die Zier
Des Ritterthums, durch Tapferkeit beſiegt.
Und Du, mein Bruder, als ein Kind gemordet!

Richard.

Ich kann nicht weinen. Alle meine Thränen
Genügen nicht, dies heiße Herz zu löſchen.
Wer weint, vermindert ſeines Grames Tiefe;
Für Kinder Thränen, doch für mich die Rache!
Den Namen erbte ich von Dir, mein Vater,
Mit ihm die heil'ge Pflicht, Dein Blut zu ſühnen:
Vermag ich's nicht, ſo ſterb' ich im Verſuch.

Eduard.

Dir ließ der edle Vater ſeinen Namen,
Mir ſeinen Herzogshut und Stuhl zurück.

Richard.

Des Königs Thron und Krone, willſt Du ſagen;
Weh' Dir, wenn Du, dem königlichen Adler
Entſtammt, nicht in die Sonne wagſt zu ſchau'n!

(Trompeten hinter der Scene rechts.)

Zweiter Auftritt.

(**Vorige.** Von rechts mit Gefolge: **Warwick.**)

Eduard (Warwick entgegen).

Graf Warwick, unſer tapfrer Vater fiel.

Richard.

Der Dich wie ſeiner Seele Heil geliebt,
Ward ſchmählich umgebracht vom finſt'ren Clifford.

(Gegenſeitige Begrüßung, voll Leid und Theilnahme.)

Warwick.

Zehn Tage ſchon hab' ich die Trauerbotſchaft
Ertränkt in Thränen; Euer Leid zu mehren,
Meld' ich Euch jetzt, was ſich ſeitdem begab.
Nach jenem blut'gen Tag von Wakefield,
Dem letzten, welchen Euer armer Vater
Auf Erden ſah, ward Kunde mir gebracht
Von Eurer Niederlag' und ſeinem Tode.
Ich war zurückgeblieben, wie Ihr wißt,
In London als des König Heinrich's Hüter,
Verſammelte die Schaaren unſ'rer Freunde
Und rückte, wohlgerüſtet, wie ich meinte,
Dem Siegeszug der Königin entgegen.
Den König nahm ich als Gefang'nen und
Als Geiſel mit, weil mir gemeldet worden,
Die Kön'gin komme mit beſtimmtem Zweck,
Den letzten Parlamentsbeſchluß zu ändern
Von Eurem Erbrecht, nach des Königs Eid.
Um kurz zu ſein: in Sanct-Alban begegnen
Sich unſ're Heere —

Eduard (unterbrechend).

An derſelben Stelle,
Wo wir ſchon einmal unſern Feind geſchlagen?

Warwick.

Die gleiche Stelle war's, nicht gleiches Glück!
Auf beiden Seiten wurde brav gefochten;
Doch ob es nun des Königs Gleichmuth war,
Der auf ſein krieg'riſch Weib gar friedlich blickte,
Was meiner Leute heißen Muth gedämpft, —
Ob das Gerücht von ihrem jungen Sieg,
Ob Furcht vor Clifford, der Verderben ſchnaubte, —
Genug, die Feinde flogen auf wie Adler,
Die Unſrigen wie ſcheue träge Eulen.
Ich eiferte durch die gerechte Sache
Sie an, verhieß vermehrten Sold und Lohn;
Umſonſt, ſie hatten zum Gefecht kein Herz,
Weil ihnen jede Siegeshoffnung fehlte.
Geſchlagen wurden wir und mußten fliehen:
Der ſchwache König ging zur Kön'gin über;
Georg, Euer Bruder, Norfolk und ich ſelbſt,
Wir machten uns zu Euch in Eile auf,
Weil wir vernommen, daß Ihr hier verweilt,
Zu neuem Kampfe Mannſchaft aufzubringen.

Eduard.

Wo iſt Norfolk? Wann kam Georg zurück?

Warwick.

Ihn ſandte Eure Muhme von Burgund
Mit einem Hilfsheer unlängſt erſt herüber; 7)
Und Norfolk ſteht ſechs Meilen weit von hier.

Richard.

Ungleicher Kampf muß das geweſen ſein,
Fürwahr, wo der beherzte Warwick wich;
Oft hört' ich unter Siegen ſeinen Ruhm,
Noch niemals ſeine Schande in der Flucht.

Warwick.

Auch jetzt vernimmſt Du meine Schande nicht.
Denn noch iſt dieſe Rechte ſtark genug,
Von Heinrich's ſchwachem Haupt das Diadem,
Aus ſeiner Hand das Scepter wegzureißen,
Wär' er ſo ruhmvoll auch und kühn im Kriege,
Wie er berühmt als fromm und friedlich iſt.

Richard.

Was nun beginnen in der trüben Zeit?
Die Panzerhemden von den Leibern werfen,
In Trauerkleidern gehn, wie Heinrich beten?
Mylords, wer ſtimmt dafür? — Ihr ſchweigt? Wohlan,
So wollen wir gleich Hagel niederpraſſeln
Auf unſ'rer Feinde Helm und unſ're Andacht
Mit hochgeſchwung'nem Arm an ihnen üben.

Eduard und alle Uebrigen
(ſtürmiſch).

Das wollen wir!

Warwick.

Deswegen kam auch ich.
Vernehmt, ihr Herrn! Der ſtolzen Siegerin,
Sammt Clifford und Northumberland und allen
Hochmüth'gen Lords aus Norden, iſt's gelungen,
Des Königs Herz gleich weichem Wachs zu ſchmelzen.
Er, welcher Euer Erbrecht jüngſt beſchworen,
Im feierlichen, off'nen Parlament,
Eilt nun zurück nach London, ſeinen Eid
Und jeden Schaden, der mit ihm dem Haus
Von Lancaſter geſcheh'n iſt, zu vernichten.
An dreißigtauſend, denk' ich, ſind ſie ſtark;
Wenn Ihr mit Norfolk's Beiſtand und dem meinen,
Von treuen Wäliſchen und andrem Volk

Nur fünfundzwanzigtauſend Mann vereint,
So ziehn wir ungeſäumt und ſtracks nach London,
Beſteigen nochmals die beſchäumten Roſſe
Und rufen nochmals: Siegen oder ſterben!

Richard.

Nun hör' ich wieder meinen lieben Warwick.

Eduard.

Dein ſtarker Arm, Graf Warwick, ſoll mich ſtützen;
Wenn Du fällſt, fall' ich mit, was Gott verhüte.

Warwick.

Was, fallen? Steigen müßt Ihr, auf den Thron!
Ihr ſollt als König ausgerufen werden
In jedem Flecken, welchen wir durchziehn;
Wer ſeine Mütze nicht vor Freuden wirft,
Verliert als Hochverräther Kopf und Kragen.
Auf, König Eduard, tapfrer Richard, auf!
Laßt uns nicht länger hier von Thaten träumen,
Uns ruf' an's Werk die ſchmetternde Trompete.

Richard.

Clifford, wär' auch Dein Herz von Stein und Stahl,
Wie Deine blut'ge Miſſethat es zeigte,
So will ich's doch durchbohren, durch und durch!

Eduard.

Die Trommel rührt! Mit Gott und Sanct Georg!

(Unter kriegeriſchem Spiel allgemeiner Aufbruch von links.)

Verwandlung:

Freier Platz vor der Stadt York, deren Mauern, Kathedrale und Thürme im Proſpect geſehen werden. Es iſt heller Tag.

Dritter Auftritt.

(Von links treten auf: **König Heinrich, Margaretha, Prinz von Wales, Clifford, Northumberland,** Gefolge, Pagen.)

Margaretha (zum König).

Willkommen, Herr, vor Eurer vielgetreuen
Stadt York! (in die Couliſſe rechts deutend)
Seht dort auf ihrem Thore
Das Haupt von unſ'rem Todfeind aufgepflanzt,
Das ſich mit Eurer Krone ſchmücken wollte.
Erfreut nicht ſolch ein Anblick Euer Herz?

König Heinrich
(mit Abſcheu ſich hinwegwendend).

Wie Klippen einen Scheiternden erfreuen;
Mir thut der Anblick in der Seele weh!
O ſtraf' nicht, lieber Gott! Ich war nicht ſchuldig,
Und nicht abſichtlich brach ich meinen Eid.

Clifford (unmuthig).

Mein gnäd'ger Herr, den allzuweichen Sinn
Und ſchwaches Mitleid müßt Ihr von Euch thun.
Wem wirft der Löwe ſanfte Blicke zu?
Dem Thier nicht, das in ſeine Höhle dringt.
Und weſſen Hände leckt der Bär des Waldes?
Nicht deſſen, der ſein Junges vor ihm würgt.
Der kleinſte Wurm, wird er getreten, krümmt ſich,
Die Taube ſelbſt vertheidigt ihre Brut. —
Voll Ehrgeiz ſtrebte York nach Eurer Krone;
Er, nur ein Herzog, wollte ſeinen Sohn
Zum König machen, ſeinen Stamm erhöhen;
Indeſſen Ihr, ein König durch Geburt,
Von Gott mit einem wack'ren Sohn geſegnet,
Lieblos als Vater ihn enterben ließet!

Margaretha
(indem ſie den Prinzen von Wales vorführt).

Sieh auf Dein Kind, und laß ſein edles Antlitz,
Den hoffnungsvollen Spiegel großer Zukunft,
Dein weiches Herz zu dem Entſchluſſe ſtählen:
Was Dein iſt feſtzuhalten; ihm ſein Erbe,
Und Dein Vermächtniß ungekränkt zu laſſen.
Wär's nicht ein Jammer, wenn der muth'ge Jüngling,
Sein Eigenthum durch Vaters Schuld verlöre
Und ſeinen Kindern einſtmals ſagen müßte:
„Was mein Großvater und mein Urgroßvater
Erworben, ließ mein Vater thöricht fallen?!“

König Heinrich (verneinend).

Lord Clifford, Eure Zunge iſt noch ſchärfer
Als Euer Schwert. Doch habt Ihr nie das Sprichwort
Vernommen: Unrecht Gut gedeihet nicht?
Und Du mein Weib, iſt's für den Sohn ein Glück,
Wenn ſich ſein Vater in die Hölle kargte?
Ich laſſe meine tugendhaften Thaten
Dem Sohn zurück. (Er ſeufzt.)
Daß doch mein Vater mir
Nicht mehr gelaſſen hätte! — Alles andre
Bringt tauſendmal mehr Sorge zu bewahren,
Als im Beſitz ein Jota von Genuß.
(Er blickt in die Couliſſe und verſinkt in Schwermuth.)
Ach, Vetter York, wenn Deine Freunde wüßten,
Wie es mich ſchmerzt, Dein Haupt dort ſehn zu müſſen!
(Pauſe. Clifford nud die anderen Lords treten unmuthig zurück. Margaretha winkt ihnen zu und wendet ſich an den König, die Hand auf ſeine Schulter legend, um ihn aufzuwecken.)

Margaretha (halblaut).

Erhebt Euch, mein Gemahl. Die Feinde nahen,
Zur Unterhandlung von uns her entboten.

Die Unſrigen entmuthigt Eure Trauer;
Drum werft ſie ab. Ertheilt den Ritterſchlag
Dem Prinzen Eduard, wie Ihr ihm verſprochen.

(Der König fährt auf. Auf ſeinen Wink tritt der Prinz von Wales in die Mitte der Bühne, die Lords und Ritter ſchließen mit gezogenen Schwertern einen Halbkreis um ihn.)

König Heinrich.

Eduard Plantagenet, hier kniee nieder
Und ſteh' als Ritter auf.

(Ritterſchlag unter den bekannten Ceremonien.)

Gebrauch Dein Schwert
Nur für die gute, die gerechte Sache!

Prinz von Wales
(mit jugendlicher Begeiſterung ſein Schwert ſchwingend).

Mit Eurer Majeſtät Vergunſt will ich
Dies Schwert als Erbe Eures Thrones ſchwingen
Und bis zum Tod in ſolchem Kampfe führen.

Clifford (ihm die Hand ſchüttelnd).

Das heiß' ich reden wie ein tapfrer Prinz.

Margaretha (ihn umarmend).

Gott ſegne Dich, mein liebes einz'ges Kind.

Northumberland.

Der Prinz von Wales ſoll leben!

Alle Ritter und Soldaten.

Eduard hoch!

(Trompetenſtöße in der Couliſſe rechts.)

Northumberland.

Das iſt das Zeichen, daß die York'ſchen kommen.

Clifford.

Will Euer Majeſtät ſich nicht entfernen
Und unſ're Königin verhandeln laſſen?

Margaretha.

Thut das, vertraut uns unſ'rem eignen Schickſal.

König Heinrich.

Das iſt mein Schickſal auch, und darum bleib' ich.

Northumberland.

So ſei es mit Entſchloſſenheit zum Kampf.

Clifford.

Kein Weichen mehr. Wie wir den Vater trafen,
So auch die Söhne, wenn Ihr ſtandhaft ſeid.

Vierter Auftritt.

(**Vorige.** Von rechts treten unter Trompetenſtoß im kriegeriſchen Zuge auf **Eduard, Georg, Richard, Warwick, Norfolk.** Andere Lords. Gefolge. Soldaten. Eine bedeutſame Pauſe leitet den Auftritt ein. Die Yorkſchen gruppiren ſich rechts, die Lancaſterſchen links. Begrüßung. Stummes Spiel.)

Eduard

(der, von Richard gereizt, ausbricht).

Meineid'ger Heinrich, knieend fleh' um Gnade,
Und ſetze Deine Krone mir auf's Haupt.

Margaretha

(vor König Heinrich tretend).

Schilt Deine Creaturen, frecher Knabe,
Nicht Deinen König und rechtmäß'gen Herrn.

Eduard.

Ich bin der ſeine. Niederfallen muß er,
Da ich nach ſeinem Eid ſein Erbe bin.
Freilich, Ihr habt das feierlich Gelobte
Seitdem gebrochen; Ihr, in Wahrheit König,
Wenn Euer Gatte auch die Krone trägt,
Habt ihn vermocht, mein gutes Recht zu ſtreichen
Und ſeinen eig'nen Sohn drin einzuſetzen.

Clifford.

Mit Recht! Wer folgt dem Vater, als der Sohn?

Richard.

Du auch da, Schlächter? O, ich kann nicht reden!

Clifford.

Krummbuckel, Dir und jedem Anderen
Von Deiner frechen Sippe ſteh' ich Rede!

Richard.

Du tödteteſt den jungen Edmund, nicht?

Clifford.

Ja, und den alten York. Bin noch nicht ſatt!

Richard.

Um Himmelswillen, gebt zum Kampf das Zeichen!
Ich halte mich nicht länger.

(Drohende Bewegung auf beiden Seiten.)

Warwick

(die Drängenden zurückhaltend.)

Hört den König!
Sprich, Heinrich, willſt der Krone Du entſagen?

Margaretha.

Verlauter Warwick, redeſt Du hier mit?
Zu Sanct-Alban, wo wir uns trafen, brauchteſt
Du Deine Beine mehr, als Deine Hände.

Warwick.

Wir flohen damals; jetzt trifft Euch die Reihe.

Richard.

Brecht das Geſpräch ab. Ich vermag nicht länger
Das hochgeſchwoll'ne Herz zurückzuhalten.
Clifford, verruchter Kindermörder, komm!

(Richard und Clifford wollen auf einander losſtürzen. König Heinrich tritt zwiſchen Beide.)

König Heinrich

(mit Würde, gebieteriſch).

Die Schwerter weg, Mylords. Der König ſpricht.

Margaretha
(zu Heinrich's Rechten, wie Northumberland zu ſeiner Linken tretend, halblaut).

Biet' ihnen Trotz. Wenn nicht, ſo ſchweige lieber!

König Heinrich

Setz' meinem Wort, ich bitte, keine Schranken;
Ich bin der König. Frei ſei meine Rede.

Northumberland (halblaut).

Mein König, Worte heilen nicht die Wunde,
Die uns zerreißt. Drum ſpart die Eurigen.

Eduard.

Nun, Heinrich, wird mein Recht mir oder nicht?
Viel Tauſend ſind heut Morgen aufgeſtanden,
Die ſich zur Nacht nicht wieder ſchlafen legen,
Wenn Du nicht feierlich der Kron' entſagſt.

Georg.

Wir fordern unſer Recht, von Dir beſchworen.

Prinz von Wales
(ſich vordrängend).

Wenn Recht iſt, was Ihr fordert, möcht' ich wiſſen,
Was Unrecht ſei?

Richard.

Ziſcht auch die *junge* Schlange?
Wer Dich auch zeugte, dort ſteht Deine Mutter;
Dein böſes Zünglein gleicht der ihrigen!

Margaretha.

Du freilich gleicheſt weder Deinem Vater,
Noch Deiner Mutter, mißgebor'nes Scheuſal,
Das Gott gezeichnet hat, damit man's meide,
Wie eine ekelhafte, gift'ge Kröte!

Richard.

Wo Fürſten reden, wagſt Du drein zu ſprechen,

Du, deren Vater König ſich läßt nennen,
Als würde eine Pfütze See genannt?

Margaretha
(in die Couliſſe rechts weiſend, mit tödtlichem Hohn).

Fürwahr, Dein Vater iſt ſo hoch geſtellt,
Wie ſich der meine niemals wird verſteigen.

Eduard, Georg, Richard
(auf Margaretha eindringend).

Das fordert Blut!

Clifford und Northumberland
(die Königin deckend).

Ihr wollt mit Frauen kämpfen?

Eduard
(außer ſich vor Zorn, zu Margaretha).

Du griech'ſche Helena, zwar nicht ſo ſchön,
Wie dieſe, aber Deinem Menelaus
Treuloſer noch, als ſie dem ihren war,
Du biſt die Fackel dieſes Unglückskrieges,
Der Lancaſter und England noch verzehrt.
Wenn Du nicht wäreſt, hätte York vielleicht
Aus Mitleid für den ſanft geſinnten König
Sein Recht auf eine ſpät're Zeit vertagt.

Georg.

Schmarotzerkraut, in Englands fettem Boden
Von draußen widerrechtlich eingepflanzt,
Und unter unſ'rer Sonne groß geworden,
Wir reuten Dich bis auf die Wurzel aus;
Obgleich uns ſelbſt der erſte Streich verwundet,
So laſſen wir die Axt nicht eher ſinken,
Als bis ſie Dich und Deine Frucht vertilgt.

Richard.

Zum Kampf!

Eduard.

Ich ford're Dich zum letzten Kampf,
Und will von Unterredung nichts mehr wiſſen;
Da Du das Wort dem ſanften König weigerſt.
Trompeten, blaſt! Laßt wehn die blut'gen Fahnen,
Um uns zum Sieg, zum Grab den Weg zu bahnen!

(Alle Yorkſchen wenden ſich zum Aufbruch nach rechts. Trompeten.)

Margaretha.

Halt, Eduard!

Eduard.

Nein, wir wollen auf und fort,
Ein Menſchenleben koſtet jedes Wort!

(Unter allgemeinem Aufbruch nach rechts und links.)

Verwandlung:

Schlachtfeld bei der Stadt Towton bei Yorkſhire;[8])
Seite der Yorkſchen.

Fünfter Auftritt.

(Von links nach einander auftretend, wie ermüdet vom Kampfe: **Warwick, Eduard, Georg, Richard,** jeder mit Begleitung. Im Hintergrunde kämpfen die Heereshaufen. Trommeln. Trompeten.)

Warwick.

Erſchöpft von Müh', wie Renner in der Bahn,
Laßt einen Augenblick mich hier verſchnaufen;
Denn manch' empfang'ner und ertheilter Streich
Beraubte meine Sehnen aller Kraft. (Er ſinkt nieder.)

Eduard.

O lächle, Himmel; finſter blickt die Erde,
Die Sonne Eduards hat Gewölk umzogen.

Warwick.

Iſt keine Hoffnung?

Georg.

Nur Verzweiflung noch!
Gebrochen ſind die Reih'n der Unſrigen;
Was rathet Ihr, wohin entſliehen wir?

Eduard.

Entſliehn? Die Feinde folgen uns auf Flügeln,
Wir ſind zu ſchwach, wir halten ſie nicht auf.

Richard.

O Warwick, warum haſt Du Dich entfernt?
Der durſt'ge Grund trank Deines Bruders Blut,
Von Clifford's Lanzenſpitze abgezapft.
In Todesnöthen rief er röchelnd aus:
„Mein Bruder Warwick räche meinen Fall!“
Und unter ihrer Roſſe Bauch, die wild
In edlem Blut die Ferſenbüſchel netzten,
Gab ſeinen Geiſt der tapfre Ritter auf.

Warwick (ſich aufraffend).

So möge denn in unſer aller Blut
Die Erde ſich berauſchen! Hört mich, Prinzen:
Mein Pferd erſchlag' ich, denn ich will nicht flieh'n.
Was ſtehen wir wie Klageweiber hier
Und jammern um Verluſte, weil der Feind,
In ſeinem Glücke ſchwelgend, weiter tobt?
Wir ſchauen zu, als wär's ein Trauerſpiel,
Von fremden Gauklern vor uns aufgeführt,
Statt daß wir mitthun oder leiden ſollten.
Hier auf den Knieen ſchwör' ich laut zum Himmel:
Ich will nicht ruhen, bis ich Rache habe,
Mein volles Maß an Rache, oder bis
Ich todt auf dieſem Grund gebettet bin.

Eduard (neben Warwick ſich niederwerfend).

O Warwick, neben Dir werf' ich mich nieder

Und kette meine Seel' im Schwur an Deine!
Bevor ſich von der Erde kaltem Antlitz
Das Knie erhebt, erheb' ich hoch die Hände,
Die Augen und das Herz zu dem im Himmel,
Der Kön'ge niederſtürzet und erhöhet.
Ich fleh' Dich an, wenn es Dein Wille iſt,
Daß dieſer Leib ein Raub der Feinde wird,
So nimm doch meine ſünd'ge Seele gnädig
In Deines Himmels off'ne Thore auf.

(Er ſpringt auf. Trompeten.)

Nun ſcheidet, Lords, bis wir uns wiederſeh'n,
Wo es auch ſei, hienieden oder droben!

Richard.

Reicht Eure Hände, Brüder; edler Warwick,
Laß dieſe müden Arme Dich umfaſſen,
Daß ich an Deinem Herzen Kraft gewinne.
Ich, der ich niemals weinte, ſchmelze nun
In Thränen hin, wie unſer Glück zerſchmilzt.

(Gruppe der vier Ritter.)

Warwick.

Noch nicht. Ein Jeder geh' zu ſeiner Schaar.
Wer da nicht bleiben will, den laſſet fliehen,
Doch wer bei uns verharrt, den haltet hoch
Und ſichert, wenn's gelingt, ihm ſolchen Lohn,
Wie einem Sieger wird im ſchwerſten Wettkampf.
Denn noch iſt Hoffnung da auf Sieg und Leben,
Wenn wir uns ſelbſt nur nicht verloren geben.

(Alle eilen unter Trompetenklang zur linken Seite ab. Der Lärm der Schlacht verliert ſich in der Ferne, dauert aber fort.)

Verwandlung:

Daſſelbe Schlachtfeld, nur entfernter, zur Linken. Man ſieht König Heinrich's Zelt auf der Seite des Lancaſter'ſchen Heeres auf einem Hügel, der das Feld beherrſcht. Es wird allmählig Abend.

Sechſter Auftritt.

König Heinrich (von unten heraufſteigend).

O Greuel über Greu'l! Barmherz'ger Himmel,
Verſchließ' Dein Auge, daß es nicht erblickt,
Wie ſich ein Volk um Fürſtenzwiſt zerfleiſcht;
Wenn Löwen ſtreiten, müſſen Lämmer bluten
Weh über Weh! Mehr als gemeines Leid!
Entſetzlich Schauſpiel! Einen Vater ſah ich,
Der ſeinen einz'gen Sohn im Einzelkampf
Erſchlagen hatte; einen Sohn, der blindlings
Zum Vatermörder ward! — Sie fluchten mir,
Der ſchuldlos dieſe ehr'ne Zeit verſchuldet! —
Wie viele Schreckensthaten, ſchlächtermäßig,
Verblendet, meuteriſch und unnatürlich,
Die tödtliche Entzweiung nicht gebiert!
In jedem Tropfen Blut, der für mich fließt,
Erkenn' ich immer nur die rothe Roſe,
Das Zeichen meines unglückſel'gen Hauſes,
Und aus dem Antlitz jedes Sterbenden
Grinſ't mir die weiße Roſe York's entgegen.
Im Tode nur ſind roth und weiß vereinigt;
O wär' ich ſelber todt, durch Gottes Huld
Von jedem Fehl entlaſtet und gereinigt,
Indeß hienieden ohne meine Schuld,
Das Schickſal mich mit tauſend Qualen peinigt.

(Er ſinkt am Eingang des Zeltes nieder.)

Hier will ich ruh'n. (mit trübem Lächeln)
Die Königin und Clifford
Entfernten mich von ſich, weil meine Nähe
So ſagten ſie, den Unſern Unglück bringt.
Sie ſchickten aus dem Treffen mich hinweg,
Das unentſchieden auf- und niederſchwankt,
Der See vergleichbar, die in ihrer Richtung
Dem Winde bald, und bald der Fluth gehorcht,
Die beide, Stirn an Stirn, ſich um ſie reißen,
Keins überwindend, keines überwunden.
(mit einem frommen Aufblick gen Himmel)
Der Sieg ſei deſſen, dem ihn Gott beſcheert!
(Pauſe. Der Lärm iſt allmählich verſtummt.)
O Gott, mich dünkt, es wär' ein glücklich Leben,
Nichts beſſ'res als ein ſchlichter Hirt zu ſein.
Auf einem Hügel ſitzend, ſo wie jetzt,
Würd' ich mir ſaubre Sonnenuhren ſchnitzen,
Um dran zu ſeh'n, wie die Minuten laufen,
Wieviel Minuten eine Stunde machen,
Wieviele Stunden einen Tag vollbringen,
Wieviele Tag' ein Jahr, und wieviel Jahre
Ein Menſch auf Erden lebt. Wenn ich das wüßte,
Dann theilt' ich ſorglich meine Zeiten ein:
Soviele Stunden wart' ich meine Heerde,
So viele ruh' ich, und ſo viele bet' ich;
Und wieviel Tag' es währt, daß Schafe tragen,
Wieviele Wochen, bis die Armen lammen,
Wieviele Jahre, eh' ich Wolle ſcheere ....
Minuten, Stunden, Wochen, Monde, Jahre,
Zu ſeinem Zweck ein jegliches benützt,
Sie würden unvermerkt mein weißes Haar
Zum ſtillen Grabe bringen. Welch ein Leben

Wie ſüß, wie lieblich, und welch ſanfter Tod!
Giebt jener Hagedorn nicht kühl'ren Schatten
Dem Schäfer, der die treue Heerde hütet,
Als wie ein reich geſtickter Baldachin
Dem König, der Verrath der Bürger fürchtet?
Iſt eines Hirten mag'rer Ziegenkäſe,
Der dünne Trank aus ſeiner Lederflaſche,
Und unterm Baume ſein gewohnter Schlaf,
Was alles er in Sicherheit genießt,
Nicht köſtlicher als Fürſten Speiſ' und Trank,
In gold'ner Schüſſel, gold'ner Schale blinkend,
Als eines Königs Bett, kunſtvoll bereitet,
Doch rings von Argwohn und Verdacht umlagert? —

(Trompeten. Rückzugs-Signale von der Rechten näher kommend.)

Trompeten ſtatt Schalmeyen! Wehe, wehe!

Siebenter Auftritt.

(**König Heinrich.** Von rechts eilen flüchtig herein: der **Prinz von Wales, Margaretha,** einzelne Ritter, verwundet und geführt. Zum Schluſſe **Clifford.**)

Prinz von Wales.

Flieht, Vater! Alle Unſern ſind gewichen;
Graf Warwick tobt wie ein gehetzter Stier.
Auf unſern Ferſen ſitzt der Tod! Entflieht!

Margaretha.

Zu Pferde, mein Gemahl! Nach Berwick jagt!
Eduard und Richard, zwei Windhunden gleich,
Die vor ſich her den flücht'gen Haſen hetzen,
Verfolgen uns, die Augen wuthentbrannt,
Und in der Hand den blutgefärbten Stahl.

(da König Heinrich reden will)

Nein, ſäumet nicht mit Einwendungen, eilt
Hinweg mit mir, und wollt Ihr nicht, mir nach.
Northumberland iſt todt, Lord Clifford ſterbend.
Was treu und tüchtig war, liegt auf der Wahlſtatt.
Hier giebt es nichts zu retten, keine Hilfe.
Drum auf: nach Schottland Ihr, und ich nach Frankreich,
Bei Fremden Sicherheit und Beiſtand ſuchend.

(Sie zieht den König und den Prinzen links fort. Die Ritter folgen nach allen Seiten fliehend.)

Clifford

(an ſeinem Schwert ſich mühſam hereinſchleppend, den Kopf verbunden, ohne Helm, die Rüſtung gelockert, dem Tode nahe. Einzelne Soldaten begleiten ihn).

Hier brennt die Kerze aus. Ja, hier erliſcht ſie,
O Lancaſter, ich fürchte Deinen Sturz
Mehr, als der Seele Abſchied von dem Leib.
Viel Freunde warb ich Dir durch Furcht und Liebe;
Nun da ich ſcheide, reißt das ſtarke Band,
Und die Zerſprengten gehn zu York hinüber,
Zur neuen Sonne, die die Mücken lockt.
O Heinrich, hätteſt Du geherrſcht als König,
Wie es Dein Vater und der ſeine thaten,
Dem Hauſe York um keinen Fuß breit weichend,
So ſchwärmten jetzt die Sommerfliegen nicht,
So hinterließ' ich nicht, gleich tauſend Andren,
In dieſem armen Land betrübte Wittwen,
So ſäßeſt Du auf Deinem Throne feſt.
Was nährt das Unkraut als gelinde Luft,
Und was macht Räuber kühn, als zu viel Milde?
Vergeb'ne Klagen! Meine Wunden brennen,
In ihre Tiefe blies der Frühlingswind,
Und ſtarker Blutverluſt hat mich erſchöpft.

(Sieges Fanfaren rechts hinter der Scene.)

Da kommen ſie!

(zu den Soldaten, die ihn ſtutzen)

Legt mich am Zelte nieder;
Ich kann nicht weiter, und dann rettet Euch.
Der Feind iſt hart, er wird ſich nicht erbarmen;

(grimmig lächelnd)

Auch hab' ich's wahrlich nicht um ihn verdient.

(Er richtet ſich mit letzter Kraft doch auf und ruft)

York, Richard, Warwick, kommt; was zögert Ihr?
Lord Clifford ruft. Ich ſchuf Euch Leids genug,
Als Eure Väter, Brüder, Freund' ich ſchlug;
Was ich an ihnen that, das thut an mir!

(Er bricht beſinnungslos zuſammen. Die Soldaten entfliehen. Kurze Pauſe.)

Achter Auftritt.

(Mit fliegenden Fahnen treten rechts auf: **Eduard, Georg, Richard, Warwick.** Viele Ritter und Soldaten, manche verwundet.)

Eduard.

Nun athmet, Freunde, auf; das Kriegesglück
Hat uns gelächelt, und wir ruhn als Sieger.
Die blut'ge Königin von uns verfolgt,
Sammt ihrem ſanften duldenden Gemahl,
Den ſie davongeführt, [wie wohl ein Segel,
Vom Winde angefüllt, das ſchwache Schiff
Der Fluth entgegentreibt]*) trotz ſeinem Sträuben.
Doch glaubt Ihr, Lords, daß Clifford mit entfloh'n?

Warwick.

Unmöglich ſcheint es mir, daß er entkommen;

---

*) Die [....] eingeklammerten Stellen können bei der Aufführung wegbleiben.

Eu'r Bruder Richard hat ihn ſo gezeichnet,
Daß, wo er iſt, ſein Grab ihm ſicher bleibt.

(Clifford ächzt im Verſcheiden.)

Eduard.

Wer iſt's, der da ſo ſchwer vom Leben ſcheidet?

Richard.

Ein Röcheln zwiſchen Zeit und Ewigkeit!

Eduard.

Seht nach, und da die Schlacht vorüber iſt,
Behandelt ſchonend ihn, ob Freund ob Feind.

Richard

(der unterdeſſen mit einigen Rittern nach dem Todten geſehen, und Clifford erkannt hat).

Die Gnade widerrufe! Es iſt Clifford,
Der Mörder unſres Vaters, unſres Bruders.

Eduard.

Bringt her den Leichenvogel unſres Hauſes,
Der nichts als Tod den Unſrigen gekrächzt;
Nun iſt für ewig ſtumm die Unglücksſtimme.

(Die Leiche wird in den Mittelgrund vorgetragen. Alle umringen ſie mit Haß und doch mit Scheu.)

Warwick.

Er ſcheint beſinnungslos, wohl ſchon verſchieden.

(ſich herabbeugend)

Sprich, Clifford, kennſt Du den, der mit Dir redet?

(Pauſe)

Der Tod umdüſtert die gewalt'gen Züge;
Er ſieht uns nicht, er hört nicht, was wir ſagen.

Richard.

O thät' er's doch! Vielleicht verſtellt er ſich,
Um gleichem Hohn und Schimpfe zu entzehn,
Wie er bei unſers Vaters Tod verübt.

Georg.

Laßt uns mit ſcharfen Worten ihn verſuchen.

Richard (in das Ohr des Todten).

Clifford, um Gnade bitte; finde keine.

Eduard (ebenſo).

Clifford, bereue in zu ſpäter Buße.

Warwick (ebenſo).

Clifford, erſinne Lügen Dich zu retten.

Georg.

Indeß wir neue Foltern Dir erſinnen.

Eduard.

Wie Edmund's Du, will ich mich Dein erbarmen.

Richard.

Wo iſt Dein Schirm- und Feldherr, Margaretha?

Georg.

Clifford, man höhnt Dich; fluche, wie Du pflegteſt.

(Pauſe)

Richard.

Was, keinen Fluch? Dann ſteht es ſchlimm, wenn Clifford
Für ſeine Freunde keinen Fluch mehr hat.
Daran erkenn' ich, daß er todt iſt. Ha,
Wenn dieſe Rechte, ihm zwei Stunden Lebens
Erkaufen könnte, um mit Spott und Qual
Ihn heimzuſuchen: abhau'n würd' ich ſie
Mit meiner linken Hand und mit dem Blut
Den Wütherich erſticken, deſſen Durſt
Mein Vater und mein Bruder nicht geſtillt!

Warwick.

Ja, er iſt todt. Herab mit ſeinem Kopf
Und ſtellt ihn auf, wo York's bisher geſtanden.
Und nun zurück nach London im Triumph,
Um Eduard's Königskrönung dort zu feiern.

Ein Parlament ſei feierlich berufen,
Erkläre Lancaſter in Acht und Bann
Und ſetze York in alle Rechte ein.
Ich geh' alsdann zu Schiff nach Frankreich über
Und werbe um die Hand Prinzeſſin Bona's,
Ludwig des Elften holder Schwägerin,
Für unſern jungen königlichen Herrn. (zu Eduard)
So wirſt Du beide Länder feſt verknüpfen,
Und darfſt im Bund mit Frankreich nicht beſorgen,
Daß der zerſtreute und geſchlag'ne Feind
Sich wieder ſammelt, wie er hoffen mag.

Eduard.

Dein Wille, tapfrer Warwick, ſoll geſchehn,
Und niemals will ich etwas unternehmen,
Wobei Dein Rath mir fehlt und Deine Stimme.
Richard, ich mache Dich zum Herzog Gloſter,
Georg zum Herzog Clarence. Warwick ſoll,
Gleich mir, nur thun und laſſen, was er will.

Richard (halblaut).

Vertauſche unſ're Titel, gieb mir Clarence,
Und Gloſter dem Georg. Das Herzogthum
Von Gloſter ſteht in übler Vorbedeutung:
Zwei ſeiner Träger ſind ermordet worden
Als Hochverräther gegen ihren König. *)

Eduard.

Wie thöricht!

Richard.

Wohl, ich habe Dich gewarnt.

---

*) Thomas Herzog von Gloſter 1397, auf König Richard's II Befehl, und Humphrey Herzog von Gloſter 1447 (ſ. Heinrich VI, Erſter Theil.)

Warwick.

Nun auf nach London, um in den Beſitz
Der neuen Ehren uns alsbald zu ſetzen.

(Allgemeiner Aufbruch nach dem Hintergrunde.)

Richard.

Ich folge gleich. Noch hab' ich hier zu thun

(Auf einen fragenden Blick Eduard's und Warwick's, mit einem Fingerzeig auf Clifford's Leiche.)

Mit dieſem ſtillen Mann. Ein Werk der Rache,
Das Haupt des Feinds von ſeinem Leib zu trennen,
Das überlaſſ' ich keiner fremden Hand;
Ich üb' es ſelbſt. Auch todt will ich ihn haben:
Den Kopf auf's Thor von York; den Rumpf den Raben!

(Er zieht das Schwert und ſtürzt auf die Leiche zu, während die Uebrigen nach allen Seiten abgehen. Der Vorhang fällt raſch.)

Dritter Aufzug.*)

Schauplatz: Ein dichtes Jagdgehege im Norden Englands, nahe bei der ſchottiſchen Grenze. Es iſt Nacht mit trübem Mondlicht.

Erſter Auftritt.

(Von rechts kommen zwei **Wildhüter**, mit der Armbruſt auf der Schulter. Gleich darauf von links, verkleidet, **König Heinrich**.)

Erſter Wildhüter
(mit dem zweiten, aus dem Dickicht tretend).

Kam'rad, in dieſem Dickicht laß uns lauern;
Hier pflegt das Wild zu wechſeln. Unſer Stand
Iſt gut. Wir leſen aus die beſten Stücke.

Zweiter Wildhüter (ſich umſehend).

Ich will dort oben auf den Hügel treten,
So kommen wir wohl alle zwei zu Schuß.

Erſter Wildhüter.

Das darf nicht ſein; der Lärm von Deiner Armbruſt
Verſcheucht das Rudel, und mein Schuß iſt hin.
Wir bleiben hier, und daß die Zeit uns nicht
Zu lang wird, geb' ich Dir ein Jagdgeſchichtchen,
Das mir auf dieſem ſelben Platz begegnet.

Zweiter Wildhüter (nach links deutend).

Da kommt Jemand; den laß nur erſt vorbei.

(Beide treten hinter ein Gebüſch im Vordergrund, während König Heinrich verkleidet, ein Gebetbuch in der Hand, langſam von der linken Seite auftritt. Der Mond beleuchtet ihn hell.)

König Heinrich.

Aus Schottland hab' ich mich hinweggeſtohlen,
Mit ſehnſuchtsvollem Blick mein Land zu grüßen.
Nein, Heinrich, nimmermehr Dein eignes Land;
Dein Thron iſt neu beſetzt, geraubt Dein Scepter,
Das Oel, das Dich geſalbt hat, abgewaſchen.
Kein Knie wird ſich vor Dir als Herrſcher beugen,
Kein Bittender Dich anflehn um ſein Recht;
Wie hülf' auch Andern, der ſich ſelbſt nicht half?
(Er verſinkt in Nachdenken.)

Erſter Wildhüter
(leiſe zum Zweiten).

Das iſt ein Stück, das gutes Schußgeld bringt,
Der weiland König. Greifen wir ihn auf.

Zweiter Wildhüter (haſtig).

Der König Heinrich?

Erſter Wildhüter.

Ja, ich kenn' ihn wohl:
Ich hatt' einmal den Dienſt in Sanct-Alban
Bei einer Falkenjagd.

Zweiter Wildhüter (will vortreten).

Was zögern wir?

Erſter Wildhüter (ihn zurückhaltend).

Halt, ſteh zurück! Er redet mit ſich ſelbſt,
Wer weiß, was wir noch Alles hier erlauſchen?
(Sie treten zurück.)

König Heinrich.

Marg'retha und mein Sohn ſind hin nach Frankreich,
Um Beiſtand am verwandten Hof zu ſuchen.
Es heißt, auch Graf von Warwick weile dort,

Bona, des Königs Ludwig Schwägerin,
Für Eduard als Gemahlin zu begehren.
Iſt dies gegründet, arme Margaretha,
So acht' ich Deine Mühe für verloren.
Graf Warwick iſt ein mächt'ger Redner, Ludwig
Ein König, den gewandte Worte rühren.
Zwar Margaretha rührt ihn wohl noch tiefer,
Sie iſt ein ſo beklagenswerthes Weib!
Doch kommt ſie um zu flehn, Warwick zu geben:
Sie weint und ſagt, ihr Heinrich ſei entſetzt,
Er, lächelnd, ſpricht, ſein Eduard ward gekrönt.
Dann kann vor Gram die Aermſte nicht mehr reden,
Indeſſen Warwick ſeine Werbung macht,
Sein Unrecht glatt beſchönigt und mit Gründen
Des Königs Herz von ihren Bitten wendet,
Daß er die Schwägerin verſpricht, ſammt allem,
Was König Eduard's Macht befeſtiget.
So wird es ſein: die arme Margaretha,
Geht hilflos fort, wie hilflos ſie gekommen.

Zweiter Wildhüter
(König Heinrich hart antretend).

Sag', wer Du biſt, der Du von Königen
Und Königinnen ſprichſt?

König Heinrich
(mit Würde).

Mehr als ich ſcheine,
Und wen'ger, als ich von Geburt geweſen: —
Ein Menſch; viel wen'ger kann ich doch nicht ſein!
Und Menſchen dürfen ja von Kön'gen reden
Warum nicht ich?

Erſter Wildhüter.
Ihr redet nicht wie wir.

Zweiter Wildhüter.

Du ſprichſt, als ob Du ſelbſt ein König wäreſt.

König Heinrich.

Ich bin es im Gemüth, und das genügt.

Zweiter Wildhüter.

Biſt Du ein König, wo iſt Deine Krone?

König Heinrich.

Im Herzen trag' ich ſie, nicht auf der Stirn;
Sie funkelt nicht von Gold und Edelſtein,
Unſichtbar iſt ſie, heißt Zufriedenheit,
Und ſelten freu'n ſich Kön'ge dieſer Krone!

Zweiter Wildhüter.

Schon gut. Als König der Zufriedenheit
Mußt Du's zufrieden ſein, mit uns zu gehen.
(Der König tritt einen Schritt zurück.)
Verſtellt Euch nicht, wir beide kennen Euch:
Ihr ſeid's, den König Eduard abgeſetzt,
Und wir, als Unterthanen, welche Treue
Geſchworen, ſahen Euch als ſeinen Feind.

König Heinrich.

Habt Ihr noch niemals einen Eid gebrochen?

Zweiter Wildhüter.

Nie ſolchen Eid, und wollen's jetzt auch nicht.

König Heinrich.

Wo wart Ihr, als ich König war von England?

Erſter Wildhüter.

In dieſer Gegend, wo wir jetzt noch wohnen.

König Heinrich.

Neun Monden alt war ich geſalbter König,
Mein Vater, mein Großvater waren es;
Ihr habt mir Unterthanen-Pflicht geſchworen,
So ſagt denn: Bracht Ihr Eure Eide nicht?

Erſter Wildhüter.

Nein. Denn wir ſind nur unterthan geweſen,
So lang' Ihr König wart.

König Heinrich.

Bin ich geſtorben?
Ich athme noch, wie ein lebend'ger Menſch!
Ach, thöricht Volk, Ihr wißt nicht, was Ihr ſchwört.

(Dem einen Wildhüter eine Feder vom Hut nehmend.)

Seht, wie ich dieſe Feder von mir blaſe,
Und wie die Luft zu mir zurück ſie treibt,
Und wie ſie nachgiebt jedem ſtärk'ren Hauche:
So leichten Sinn's ſeid Ihr geringen Leute!
Doch meinetwegen brecht nicht Euren Eid,
Ich will mit dieſer Sünd' Euch nicht beladen.
Obgleich ich König bin, gehorche ich;
Ihr ſollt befehlen, die Ihr Diener ſeid.

Zweiter Wildhüter (barſch).

Wir ſind des Königs treue Unterthanen,
Des Königs Eduard, daß Ihr es nur wißt.

König Heinrich (begütigend).

Ihr würdet's auch dem König Heinrich ſein,
Wenn er an Eduard's Stelle wieder ſäße.

Erſter Wildhüter.

In Gottes und des Königs Namen mahnen
Wir Euch, zum Friedensrichter mitzugehen.

König Heinrich.

So führt mich denn in Gottes Namen hin;
Ihm und dem König ſei von mir gehorcht.
Was Gott will, das mag Euer König thun,
Und dem, was er will, füg' ich mich in Demuth.

(Alle drei gehen, der König voran, langſam zur rechten Seite ab, die beiden Wildhüter erfreut mit einander flüſternd.)

Verwandlung:

Thronſaal im königlichen Palaſt zu London, wie in der erſten Scene des erſten Theils.

Zweiter Auftritt.

(Auf dem Throne, Audienz ertheilend: **König Eduard,** zu ſeiner Rechten **Georg** und **Richard**. Zu ſeiner Linken der Hofſtaat. Pagen auf den Stufen des Thrones. Bittſteller im Mittelgrund der Bühne. Zunächſt dem Throne, an deſſen linker Seite knieend, **Lady Grey,** in tiefer Trauer. Die Audienz iſt im Gange.)

König Eduard.

Erhebt Euch, Lady Grey. (Sie ſteht auf.)
Wir wollen Euer
Geſuch mit unſern Brüdern noch berathen.

(Auf ſeinen Wink entfernt ſich der ſämmtliche Hofſtaat, wie auch die Bittſteller. Es bleiben: Georg, Richard, Lady Grey. König Eduard, ſeine Brüder zur Rechten, die Lady zur Linken mit ſich fortführend, fährt im Vordergrunde fort.)

Bei Sanct-Alban ſtarb dieſer Frau Gemahl,
Sir Richard Grey.[16] Sein Gut verfiel dem Sieger.
Nun ſucht ſie nach um Wiedereinſetzung,
Die wir ihr billig nicht verweigern können,
Weil in dem Streit für unſer Haus von York
Der würd'ge Mann ſein Leben eingebüßt.

Richard.

Eu'r Majeſtät thut wohl, ihr zu gewähren
Um was ſie bittet. Weigern wäre ſchimpflich.

König Eduard.

So denk' auch ich, doch ſchieb' ich es noch auf.

Richard

(bei Seite, zu Georg, wie alle folgenden Zwiſchenreden).

Mir ſcheint, die Dame ſoll etwas gewähren,
Bevor der König ihr Geſuch gewährt.

Georg

(heimlich zu Richard, mit einem Seitenblick auf König Eduard, der Lady Grey anſieht, und ſich ihr zu nähern ſucht).

Als guter Waidmann bleibt er bei der Fährte.

König Eduard

(mit angenommener Kälte, um ſeine Bewegung zu verhehlen).

Wir wollen, Wittwe, das Geſuch erwägen,
Kommt ſpäter wieder, den Beſcheid zu holen.
(Er entläßt ſie ſcheinbar.)

Lady Grey

(ſich dem König mit dringender Bitte nähernd).

Vergebung, Majeſtät, ich kann nicht warten;
Entſcheidet gleich, und wie Ihr nun entſcheidet:
Was Euch gefällt, das ſoll auch mir genügen.

Richard (bei Seite).

Brav, Wittwe. Ich verbürge Dir Dein Gut,
Wenn das, was ihm gefällt, auch Dir genügt.
Sei auf der Hut! Sonſt wird Dir eins verſetzt.

Georg (bei Seite).

Ich ſorg' mich nicht um ſie, wenn ſie nicht fällt.

Richard (bei Seite).

Ei, thut ſie das, ſo nützt er ſeinen Vortheil.

König Eduard

(immer wie eben, mit wachſender Theilnahme).

Wie viele Kinder habt Ihr, edle Wittwe?

Georg (bei Seite).

Am End' verlangt er gar ein Kind von ihr?

Richard (bei Seite).

Nicht doch, er ſchenkt ihr lieber eins dazu!

Lady Grey.

Drei, Kinder, Majeſtät.

König Eduard.

Es wäre hart,

Wenn ſie des Vaters Gut entbehren ſollten.

Lady Grey.

Sehr hart, mein König, drum gewährt es ihnen.

König Eduard

(mit Ueberwindung zu ſeinen Brüdern).

Laßt uns allein. Ich will die Wittwe prüfen.

Richard

(ſich mit Georg in den Hintergrund zurückziehend).

Prüft Alles, doch behaltet nur das Beſte!

König Eduard.

Ihr liebt wohl Eure Kinder recht von Herzen?

Lady Grey.

Mehr als mich ſelbſt, mein güt'ger Herr und König.

König Eduard.

Und wär't im Stande, viel für ſie zu thun?

Lady Grey.

Zu leiden auch, für ihr Wohl jedes Uebel.

König Eduard.

Erwerbt Euch denn ihr Erbe für ihr Wohl.

Lady Grey.

Deswegen, Majeſtät, bin ich gekommen.

König Eduard (leiſe und näher).

Ich ſag' Euch, wie es zu erwerben iſt.

Lady Grey

Das wird mich Euch zum tiefſten Dank verpflichten.

König Eduard (ermunternd).

Was giebſt Du mir zurück, wenn ich es gebe?

Lady Grey

(die den König längſt verſtanden hat, ſich zurückziehend, aber kokett).

Was Ihr befehlt, (Der König nähert ſich, ſie weicht aus.)
und was ich geben darf.

König Eduard.

Du kannſt das geben, was ich bitten will.

Lady Grey.

Dann habt Ihr's ſchon.

Richard

(im Hintergrunde leiſe zu Georg).

Sieh, wie er ſie beſtürmt;
Viel Tropfen höhlen auch den Marmor aus.

Georg (ebenſo zu Richard).

Und wie er glüht. Da muß ihr Wachs ja ſchmelzen.

Lady Grey

(mit welcher der König inzwiſchen leiſe geſprochen hat, ſicher geworden).

Ihr ſteckt, mein König? Sprecht, was Ihr begehrt.

König Eduard.

Es iſt nicht ſchwer: (herausplatzend)
nur einen König lieben.

Lady Grey ([illegible]).

Das thu' ich ſchon — als treue Unterthanin.

König Eduard.

Wenn Du mich liebſt, ſo geb' ich Dir die Güter.

Lady Grey (mit Reverenz).

Und ich empfehle mich mit tauſend Dank.

(Sie ſtellt ſich, als ob ſie ginge.)

Richard ([illegible]).

Der Pakt iſt fertig, ſie beſiegelt ihn
Mit einem Knix.

König Eduard (Lady Grey zurückhaltend).

So war es nicht gemeint,
Verziehe noch, ich bat um — and're Liebe.
Um welche Liebe glaubſt Du, daß ich werbe?

Lady Grey (ihre Hand ihm entziehend).

Um ſolche, wie ſie Tugend giebt und nimmt.

König Eduard.

Und wenn ich — eine ſüß're Liebe meinte?

Lady Grey.

Dann meint Ihr anders, Sire, als ich gemeint.

König Eduard.

Gerad heraus: Dich ſelbſt will ich beſitzen.

Lady Grey.

Gerad heraus, dabei verlör' ich mich.

(Sie zieht ſich wiederum ſcheinbar zurück.)

König Eduard (ſich abwendend).

Gut, ſo bekommſt Du Deine Güter nicht.

Lady Grey.

Um ſolchen Preis kann ich ſie nicht erkaufen.

König Eduard.

Doch thuſt Du Deinen Kindern ſehr zu nah.

Lady Grey (traurig, aber reizvoll).

Ihr thut es, Majeſtät; ſo mir, wie ihnen;
Denn Eure munt're Laune will nicht paſſen
Zu meinem erſten, traurigen Geſuch.
Entlaßt in Gnaden mich. Ja oder Nein?

König Eduard.

Sprich ſelbſt Dein Urtheil, ich will Echo ſein:
Wenn Du bejaheſt — ja; verneinſt Du — nein!

Lady Grey

(mit vollſter Liebenswürdigkeit).

Nein denn, mein König, (ſeufzend)
wie die Pflicht gebeut.

(Sie verhüllt ihr Geſicht.)

Richard (wie oben).

Die Wittwe weint, ſie gab ihm einen Korb.

Georg (ebenſo).

Nie warb ein Menſchenkind auf Erden plumper.

König Eduard

(allein im Vordergrund, mit ſeiner Neigung kämpfend).

Ihr Aeuß'res zeugt von höchſter Ehrbarkeit,
Von feinſtem Geiſt ein jedes ihrer Worte,
Und ſchön iſt ſie, wie kaum ein Weib auf Erden;
Sind alles dies nicht königliche Gaben,
Die ſie für einen König nur beſtimmen?
So oder ſo, ich will und muß ſie haben,
Sie wird mein Liebchen — oder mein Gemahl.

(Er führt ſie zurück, ihre Hand abermals ergreifend.)

Geſetzt, der König würb' um dieſe Hand?

Lady Grey

(mit einem freudigen Schreck).

Das wird wohl eh'r geſetzt, als durchgeſetzt;
Die Unterthanin taugt vielleicht dem König
Zu kurzem Zeitvertreib, doch nicht zum Weibe.

König Eduard.

Bei meiner Krone ſchwör' ich, ſchöne Wittwe:
Ich ſagte nur, was ich im Ernſt beſchloſſen:
Das iſt, als mein Gemahl Dich zu beſitzen.

Lady Grey.

Doch wenn Euch meine Söhne Vater nennen,
So kränkt's die Majeſtät.

König Eduard.

Fürwahr, nicht mehr,
Als wenn Dich meine Töchter Mutter nennen.

(Sie birgt erröthend ihr Geſicht und will ſprechen.)

Erwid're nichts. Nur Du wirſt Königin,
Und gleich vor Zeugen ſei es Dir beſtätigt.
Geliebte Brüder, tretet wieder näher.

(Richard und Georg kommen aus dem Hintergrunde.)

Euch wundert's, was wir beide hier geflüſtert?

Georg
(mit einem Blick auf Lady Grey).
Nicht doch, mein König, wir bewundern nur.

Richard (einfallend).
Wie raſch der Wittwe Trauer Ihr getröſtet.

König Eduard.
Was ſagtet Ihr, wenn ich zur Frau ſie machte?

Georg.
Für wen, mein Fürſt?

König Eduard.
Ei, Clarence, für mich ſelbſt.
(Eindruck)

Richard.
Das wär' das achte Wunderwerk der Welt.

Georg.
Wohl ſo vergänglich, wie die andern ſieben.

König Eduard.
Ihr mögt nur ſcherzen, mir iſt's hoher Ernſt:
Ich habe ihr Geſuch gewährt, ſie meines,
Und Lady Grey wird Eure Königin!

Georg (halblaut).
Unmöglich!

Richard (halblaut)
Unerhört! Doch ihm verderblich,
Und darum mir zum Nutzen. Immer zu.

Georg
Doch Warwick's Werbung um Prinzeſſin Bona?

König Eduard.
Als Heinrich eine fremde Fürſtin freite,
Wie ſchalt ihn England da um ſeine Wahl!
Nun wähl' ich eine Tochter meines Landes,
Von gutem Haus, ſittſam und hochverſtändig,

Und das iſt auch nicht recht. Wir armen Fürſten!
Wir heißen Herrſcher, doch wir ſind beherrſcht;
Ein Jeder meiſtert uns nach ſeinem Sinn.
Und folgen einmal wir dem eig'nen Willen,
So giebt's Verdruß, Empörung, Ungehorſam.

Richard.

Nicht doch, mein Fürſt, wir ehren Euren Willen.

König Eduard

(Lady Grey, die bisher beſcheiden zur Seite geſtanden, die Hand bietend und ſie zur Rechten abführend).

Haltet zuerſt die Königin in Ehren;
Ich geh', ſie meinem Hofe vorzuſtellen! (Verbeugungen)

Georg.

Sei luſtig, Richard. Nun wird's Hochzeit geben.
Die frohe Mähr' muß ich doch gleich verbreiten.

(Er eilt links ab.)

Dritter Auftritt.

Richard

(allein zurückbleibend, mit ſpöttiſchem Nachblick).

Ja, Eduard hält die Weiber hoch in Ehren. (leidenſchaftlich)
Wär' er doch aufgezehrt an Mark und Bein,
Damit kein blüh'nder Sproß aus ſeinen Lenden
Die Ausſicht meiner gold'nen Tage kreuze!
Doch zwiſchen mir und meinem höchſten Wunſch
Steht außer Eduard, dieſem Wollüſtling,
Noch Clarence, Heinrich und ſein Prinz von Wales,
Sammt ihren unerwünſchten Leibeserben;
Für meinen Zweck wie viele Hinderniſſe!
So träum' ich alſo nur vom Königthume,
Wie wer, auf einem Vorgebirge ſtehend,
Nach einem fernen Ufer ſehnlich blickt,

Das nur ſein Auge, nicht ſein Fuß erreicht,
Weil ihn die See von ſeinem Ziele trennt.
(Pauſe. Er geht grübelnd umher.)
Wenn mir die Krone unerreichbar iſt,
Welch' and're Freuden bietet mir die Welt?
Ich ſuch' in eines Weibes Schoos den Himmel,
Mit ſchmucken Kleidern deck' ich meinen Leib,
Bezaub're holde Frau'n durch Wort und Blick ....
(bitter auflachend)
O kläglicher Gedanke, minder möglich,
Als zwanzig Herrſcherkronen zu erlangen!
Schwor Liebe doch im Mutterleib mich ab,
Und daß ihr ſanft Geſetz für mich nicht gelte,
Beſtach ſie die gebrechliche Natur
Mit irgend einer Gabe, dieſen Arm
Wie einen dürren Strauch mir zu verſchrumpfen,
Dem Rücken einen neid'ſchen Berg zu thürmen,
Als hohen Thron der höchſten Häßlichkeit,
Die Beine nach ungleichem Maß zu bilden,
Und kurz, ſo ungeſtalt mich zu erſchaffen,
Wie ein noch ungelecktes Bärenjunges.
Und bin ich alſo wohl ein Mann zum Lieben?
Thörichter Wahn, daran auch nur zu denken! —
Weil dieſe Erde denn kein Glück mir bietet
Als herrſchen, meiſtern, Schön're unterjochen,
So ſei mein Himmel — von der Krone träumen,
Und dieſe Welt der Hölle gleich zu achten,
Bis auf dem mißgebornen Rumpf mein Kopf
Mit einem gold'nen Reife ſich umgiebt.
(Wiederum eine Pauſe.)
Noch weiß ich nicht, wie ich das Ziel erreiche.
Ich gleiche einem Wand'rer, der, verirrt

In einem dornenvollen Wald, den Weg
Verliert, je ängſtlicher er nach ihm ſpäht,
Und der verzweifelnd vorwärts dringt in's Freie.
So mart're ich mich, die Krone zu erhaſchen
Und will von ſolcher Folter mich befreien,
Wo nicht — mit blut'ger Axt den Weg mir hau'n.
Kann ich doch lächeln und im Lächeln morden,
„Schön“ rufen, wenn mich was von Herzen wurmt,
Die Wangen netzen mit verſtellten Thränen,
Mein Angeſicht nach jedem Zweck verwandeln,
Mehr wie ein Proteus, ein Chamäleon,
Mit Blicken tödten wie der Baſilisk.
Betrügen wie Ulyß, wie Neſtor reden, —
Das Alles kann ich. Und ich könnte nicht
Die Krone, die ſo mancher trug, erſchwingen?
Ob noch ſo hoch, ich will herab ſie zwingen!

(Er geht entſchloſſen und feſt zur Linken ab.)

Verwandlung:

Seeküſte bei Dover. Rechts hohe Kreidefelſen, auf einem derſelben das befeſtigte Schloß. Links Fiſcher- und Schiffer-Hütten. Quer über die Bühne die Mauern des Quai's. Fernſicht auf die See.
Es iſt Abend.

Vierter Auftritt. 11)

(**Margaretha** und der **Prinz von Wales** treten von rechts auf.)

Prinz von Wales.

Vermeid' es, Dich zu zeigen, theure Mutter;
Noch liegen Acht und Bann auf Lancaſter,
Im Tower ſitzt gefangen unſer König,
Und York auf ſeinem Thron.

Margaretha (geheimnißvoll).
Wer weiß wie lange?

Prinz von Wales.
Ach wiege Dich nicht mehr in eitler Hoffnung!
Mir ſchwand die letzte, ſeit mein guter Ohm,
Der König Ludwig, uns im Stiche ließ,
Und Warwick's Werbung freudig billigte.
Der Erbfeind unſers Hauſes triumphirt;
Und wenn, von Frankreich heimgekehrt, Graf Warwick
Bei ſeiner Landung hier Dich überraſcht,
Auch uns gefangen nimmt ....

Margaretha (ihn unterbrechend).
Das wird er nicht.
Er iſt's, auf den ich paſſe, liebes Kind!

Prinz von Wales.
Auf den feindſel'gen Warwick, unſern Dränger?

Margaretha
Deswegen eben muß ich ihn bekämpfen,
Zu uns herüberziehen!

Prinz von Wales.
O Du träumſt!

Margaretha.
Die Waffe reichte mir der König Eduard;
Sie iſt unfehlbar.

Prinz von Wales
(zwiſchen Hoffnung und Zweifel).
Mutter, liebe Mutter!

Margaretha.
Merk' auf! Haſt Du noch nie geſehen, wie
Inmitten einer ſchwülen Wetternacht
Ein Windſtoß plötzlich das Gewölk zerreißt,
Daß aus dem Dunkel der verborg'ne Mond

Hervortritt, Erd' und Himmel ſanft beleuchtend,
Die ohne Ahnung ſeines Glanzes waren?
Alſo geſchieht es uns. (In tiefer Bewegung)
Aus dieſem Meer,
Worin das ſchönſte Sternbild meines Lebens
Verſunken iſt, geht mir nach langen Stürmen
Der erſte Strahl der Hoffnung wieder auf;
Und Warwick iſt's, der dieſen Morgen bringt.

Prinz von Wales.

Was hat ſich zugetragen?

Margaretha.

Frage nicht!
Verbirg Dich wieder in der Fiſcherhütte
Am Strand, bis ich Dich rufen laſſen werde!
(da der Prinz gehen will)
Noch eins, mein Kind. Wenn ich zu unſerm Beſten,
Zu Deinem Heil und Deines Vaters Rettung
Verfügen müßte über Deine Hand,
Geſtatteſt Du's?

Prinz von Wales.

O räthſelvolle Mutter!
Solch' ein Gedanke iſt mir nie gekommen,
Ich weiß nicht, was ich drauf erwidern ſoll.

Margaretha.

Befrage nicht Dein Herz, geliebter Sohn!
Wenn Du nach einem Königsmantel ſtrebſt,
So lerne ſeine Schläge früh erſticken, —
Dich ſelbſt beherrſche, mächtiger als andre!
Nicht Neigung iſt es und nicht eig'ne Wahl,
Die über eines Fürſten Hand entſcheidet;
Dem Land gehört ſie, wie der ganze Mann,
Und hohe Staatskunſt flicht den feinen Faden,

Der zwei, oft fremde Leben ewig bindet.

Prinz von Wales (zärtlich und gerührt).

Du biſt mir Alles in der Welt geweſen,
Vater und Mutter, Haus und Heimathland.
Nur Du haſt mich geliebt, und ich nur Dich;
So nimm mich hin, und ſchalte wie Du magſt
Mit meiner Hand. Mein Herz iſt Dein und bleibt es.

(Sie preßt ihn heftig an ſich, er reißt ſich los und eilt links ab.)

Fünfter Auftritt.

Margaretha (allein).

Er liebt noch nicht; ſo iſt's für ihn kein Opfer,
Wie einſt für mich. Ach, hier beſtürmen mich
Süße und ſchmerzliche Erinnerungen.
An dieſer Stelle ſtiegen wir an's Land,
Suffolk und ich, als wir zum erſten Mal
Von Frankreich auf die Küſte Englands traten.
Da iſt die Treppe noch, damals bedeckt
Mit rothem Tuch zu feſtlichem Empfang,
Die ich an ſeinem Arm heraufgeſchwankt,
Von erſter See und erſter Liebe trunken.
Vielleicht ſtieg er dieſelben Stufen wieder
Hinab auf ſeinem bittren Todeswege . . . . .
O Dover, Dover, Paradieſes-Pforte
Und Thor der Hölle, Deine weißen Felſen,
Sie ſtarren mich wie ungeheure Mahle
Auf einem Kirchhof an. Das alte Lied,
Das ſeit Jahrhunderten die Meeresfluth
Der Küſte ſingt, hallt tief im Herzen wieder,
Wie langvergeſſ'ne, heimathliche Lieder!

(Von dem Schloſſe donnern kurz nach einander drei **Kanonenſchüſſe**.)

Ein Schuß! Wenn er es wär'! Ein zweiter, dritter!
Graf Warwick iſt gelandet. Nun beſtimmt
Sich unſer Schickſal. Himmel, ſteh' mir bei;
Was über mich auch Deine Schlüſſe ſind,
Hilf einer Mutter für ihr einzig Kind!

(Zuruf hinter der Scene rechts: „Graf Warwick hoch! Der Lord-Protector hoch!“. Margaretha geht den Nahenden entgegen.)

Sechſter Auftritt.

(**Margaretha.** Von rechts hereindrängend: **Volk,** Matroſen, Diener, **Warwick, Somerſet.** Andere Lords, Gefolge. Die Diener mit Gepäck beladen. Die Lords in Mänteln und Reiſekleidern. Zum Schluſſe: der **Prinz von Wales.**)

Volk.

Graf Warwick hoch! Der Lord-Protector hoch!

Margaretha

(Warwick entſchloſſen entgegenkommend).

Auf Englands Boden ſei willkommen, Warwick!

Warwick.

Marg'retha, die Verwieſene, in Dover?
Wagt ſich die Fledermaus bei Tag an's Licht,
Das garſt'ge Zwitterding von Weib und Mann?
Herbei, Geſellen! Fangt ſie, ſchlagt ſie todt!

Volk.

Die Hexe von Neapel! Schlagt ſie todt!
In's Meer mit ihr! Ein Stein um ihren Hals!

(Gedränge um Margaretha.)

Margaretha.

Zurück von mir! Ich muß mit Warwick reden!
Der Held wird doch ein einzeln Weib nicht fürchten?

Warwick.

Laßt los! Ich fürchte Niemand. Und fürwahr,

Mir widerſtrebt's auch, unſer junges Glück
Mit Blut, und wär's das ſchuldigſte, zu färben.
Sie ſoll es hören, ſehn und dran erſticken.
Was ſagſt Du, Margaretha, daß Dein Land,
Dein ſchönes Frankreich, Dir den Rücken kehrte
Und Deinen Feind an ſeinen Buſen ſchließt?
Ich bring' dem König Eduard eine Braut.

Margaretha (lächelnd).

Du kommſt zu ſpät.

Warwick.

Zu ſpät? Was ſoll das heißen?

Margaretha.

Der König Eduard iſt bereits vermählt.

Warwick (ſtammelnd).

Mein König Eduard ....

Margaretha.

Ja, Dein König Eduard.

Somerſet.

Sie ſpricht im Wahnſinn.

Margaretha
(Briefe hervorziehend).

Briefe ſind nicht toll;
Ich habe ſelbſt mich auf den Weg gemacht,
Die wicht'ge Nachricht Dir zuerſt zu bringen.

Warwick
(nachdem er die Briefe haſtig ergriffen, aufreißt und abgebrochen lieſt).

Mit Lady Grey — Verlobung — Hochzeit — Krönung —

Margaretha.

Auf einen Tag. Die Liebe, Graf, hat Flügel.

Warwick
(die Briefe auf den Boden werfend).

Ich bin des Todes, bin entehrt ....

Somerſet
(auf das neugierige Volk deutend)

Habt Acht!

Warwick.

Was ſteht Ihr noch und gafft? Treibt ſie hinweg.

Volk.

Man wird doch ſchauen dürfen, Lord Protector!

Warwick.

Nichts dürft Ihr. Laßt uns hier allein. Hinweg!
(Das Volk verliert ſich murrend nach allen Seiten.)

Somerſet (der inzwiſchen geleſen).

Kein Zweifel; Margaretha ſprach die Wahrheit.

Warwick

So unerhört betrogen und verhöhnt!

Margaretha.

Indeſſen Ihr für ihn Euch aufgeopfert.

Somerſet.

Was wird der König, die Prinzeſſin ſagen?

Warwick.

Ich ſcheere mich den Teufel um Franzoſen;
Mich kümmert einzig meine eig'ne Schmach!

Somerſet.

Ein ſolcher Treubruch ohne jede Kunde!

Warwick (ausbrechend). [12])

Hier vor des Himmels unbewölktem Antlitz
Und bei der Hoffnung auf mein Seelenheil
Schwör' ich mich feierlich von Eduard los,
Nicht meinem König mehr, dem lock'ren Buben,
Der mich und ſich und unſer England ſchändet.
Was that ich nicht für ihn und ſeinen Vater
Und ſeine Brüder? So werd' ich belohnt,
Mit Schande, der ich jeder Ehre werth!

Margaretha.

Glücklich der Fürſt, der einen Diener findet,
Nein, einen Freund, wie Warwick war den York's.

Warwick.

Was ſind ſie ohne mich? Ich habe ſie
Erhoben, und ich ſtürze ſie, — allein —
Sobald ich will.

Margaretha.

Du haſt die Macht dazu.

Warwick.

Und auch das Recht.

Margaretha.

Mein Vetter, König Ludwig,
Und die Prinzeſſin Bona, ſchwer verletzt,
Wie Warwick, bieten ſicher ihm die Hand
Zur Rache. Mir verſprach man, eh' die Werbung
Dazwiſchen trat für dieſen falſchen Eduard,
Fünftauſend auserleſ'ne Mann zur Hilfe.

Somerſet (vermittelnd).

Auch Lancaſter hat viel geheime Freunde.

Margaretha.

Und Clarence ſteht, wie meine Briefe melden,
Schon im Begriff, von Eduard abzufallen,
Weil er nach Luſt und Laune ſich vermählt,
Nicht nach des Landes Ehr' und ſeinem Vortheil.

Warwick.

Marg'retha, Königin, könnt Ihr vergeben,
Was ich an Euch und Eurem Gatten that,
Dem frommen Heinrich, welchen ich entſetzt?

Margaretha.

Ich bin erfreut, daß Du zu ihm Dich wendeſt
Und unſer Weg fortan zuſammengeht.

Vergeben und vergeſſen ſei der Groll,
Der uns entzweit hat, ſeit ſo langer Zeit;
Ein neues Leben fang' ich heute an,
Als ob ich eben erſt gelandet wäre,
Und Warwick ſoll mein Freund und Führer ſein.

Warwick.

Wenn Ihr es ernſtlich meint, gebt mir ein Pfand.

Margaretha

(Somerſet, etwas zuflüſternd, der links abgeht).

Was bot Euch York, das Lancaſter nicht bietet?
Macht, Ehre, Schätze? — Nehmt, ſo viel Ihr wollt.
Ihr theilt bei uns mit mir allein, Mylord;
Bei York mit Eduard, mit Georg und Richard,
Dem krummen Teufel, der uns Alle haßt.
Des Königs Sanftmuth kennt Ihr; laßt ihm ſein
Gebetbuch, ſo wird er das Schwert Euch laſſen
Und des Protectors Hirtenſtab dazu.
Ich — bin ein Weib. Ein Mann wie Ihr, Graf Warwick,
Wird mich beherrſchen, weil er herrſchen kann,
Und weil nach einem Halt mich längſt verlangt.
Mein Sohn — (Somerſet kommt mit dem Prinzen Wales zurück.)
da kommt er eben, — iſt ein Knabe,
Doch raſch und hoffnungsvoll zum Manne reiſend.
Genügt Euch dieſer zum begehrten Pfand,
Ich geb' ihn Euch — für Eure Tochter Anna,
Und wenn ſie Königin von England iſt,
Kann, dächt' ich, Warwick ſchon zufrieden ſein.

Warwick.

Ich bin's, hier meine Hand.

Margaretha.

Ich nehme ſie.
Sohn Eduard, gieb die Deinige dazu,

Und mit ihr Dein unwiderruflich Wort,
Daß Warwick's Tochter Deine Gattin wird.

Prinz von Wales.

Ich geb' es gern. (Gruppe)

Warwick.

Und nun zu Pferd nach London!
Als Eduard's Abgeſandter zog ich fort
Und kehre heim als ſein geſchworner Feind;
Auf Heirathsſtiftung lautete die Sendung,
Durch ſeine Schuld wird droh'nder Krieg daraus.
Zum Spielzeug machte mich ſein Uebermuth,
Ich will den Spaß in blut'gen Ernſt verkehren,
Hinweg die weiße Roſe von dem Hut,
Die rothe kommt durch mich zu neuen Ehren!

(Warwick und Somerſet reißen die weiße Roſe von ihren Hüten und werfen ſie weg; Margaretha und der Prinz von Wales reichen ihnen die ihrigen. Während ſie in verſchlungener Gruppe zum Abgehen ſich wenden, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Schauplatz: Der Thronſaal im königlichen Palaſt zu London, wie im vorigen Aufzug, aber feſtlich mit Blumen und Stoffen verziert.

Erſter Auftritt.[13]

(In Erwartung des Königs und der Königin iſt der ganze Hofſtaat, Herren und Damen, Pagen, Trabanten u. ſ. w. verſammelt. Im Vordergrunde rechts ſtehen in abgeſonderter Gruppe: **Georg, Richard, Norfolk.** Gleich darauf von links: **König Eduard, Königin Eliſabeth** (Lady Grey), **Graf Rivers, Lord Haſtings, Lord Stafford,** Gefolge.)

Richard

(im vertrauten Geſpräch mit den beiden anderen).

Sagt deutlich, Bruder Clarence, was Ihr denkt
Von dieſem Ehebund mit Lady Grey?
Traf unſer Bruder keine würd'ge Wahl?

Georg.

Ihr wißt, es iſt ein weiter Weg von Frankreich;
Er hielt's nicht aus, bis Warwick wieder kam.

(Tuſch von Trompeten und Pauken in der erſten Couliſſe links.)

Norfolk.

Brecht ab, Mylords. Der König kommt.

Richard.

Mit ihm
Die neue Königin in vollem Staat.

Georg.

Ich ſag' ihm, wie ich denke, rund heraus.

(Unter Vortritt von Pagen und dem Ceremonienmeiſter mit dem Stabe treten von links auf: **König Eduard, Königin Eliſabeth** (im Staat). Ein Gefolge von Hofherren und Hofdamen, unter erſteren **Graf Rivers, Haſtings, Stafford.** Die Aufſtellung geſchieht ſo, daß König und Königin die Mitte der Bühne haben, jener rechts, dieſe links. Zu des Königs Rechten bleiben die Gegner ſeiner Ehe: Georg, Richard, Norfolk. Zur Linken der Königin ihre Anhänger: Rivers, Haſtings, Stafford. Empfang des königlichen Paares. Tuſch. Verbeugungen. Pauſe.)

König Eduard (zu Georg).

Mein Bruder Clarence, Ihr ſteht nachdenklich,
Faſt mißvergnügt. Wie ſcheint Euch unſre Wahl?

Georg (höhniſch).

Juſt ſo, wie König Ludwig und Graf Warwick
Sie ſcheinen wird. Allein die ſind ſo ſchwach,
Daß die Beleid'gung ſie nicht kränken darf.

König Eduard.

Geſetzt, ſie wären ohne Grund beleidigt,
So ſind ſie doch nur Ludwig und nur Warwick,
Indeß ich Eduard bin, der König Eduard,
Des Grafen Warwick Herr und Euer Herr;
Drum kann ich, dächt' ich, meinen Willen haben.

Richard.

Den ſollt Ihr haben, hier und überall;
Nur die zu große Eile mag verletzen,
Mit welcher Ihr die neue Eh' geſchloſſen.

König Eduard.

Auch Bruder Richard unzufrieden?

Richard (heuchleriſch).

Ich?!
Verhüte Gott, daß ich geſchieden wünſchte,
Was er vereinigt hat. Auch wär' es ſchade,
Ein Pärlein trennen, das ſo ſchön ſich fand.

König Eduard.
Von Eurem Widerwillen abgeſehen,
Sagt mir, weswegen Lady Grey mein Weib
Und Englands Königin nicht werden ſollte?
Herzog von Norfolk, ſprecht auch Ihr Euch aus.

Norfolk (ernſt).
So iſt dies meine Meinung: König Ludwig
Wird Euer Feind, weil Ihr ihn mit der Werbung
Um ſeine Schwägerin zum Beſten hattet.

Richard.
Was wicht'ger noch: Graf Warwick, welcher warb,
Sieht durch die neue Heirath ſich entehrt.

König Eduard.
Wenn ich ſie beide nun durch andre Mittel,
Die ich erfinden kann, zufrieden ſtelle?

Norfolk.
So bleibt der Schaden Englands ſtets zurück.
Denn ſolch ein Bündniß mit dem Nachbarn Frankreich
Hätt' unſern Staat geſchützt vor äuß'ren Stürmen,
Mehr als es eine heim'ſche Ehe kann.

Rivers.
Weiß Norfolk nicht, daß England durch ſich ſelbſt
Geſchützt iſt, bleibt es nur ſich ſelbſt getreu!

Haſtings.
Und daß es beſſer iſt, Frankreich benützen,
Als Frankreich trauen? Gott und unſer Meer,
Das uns der Himmel gab zum feſten Wall,
Beſchirmen mächtiger als jeder Fremde.

Königin Eliſabeth
(mit Anmuth und Würde vortretend).
Mylords, geſtattet Ihr auch mir ein Wort?
(Allgemeine Stille.)

Bevor es Seiner Majeſtät beliebte,
Zum Rang der Königin mich zu erheben,
War ich, das müßt Ihr billig eingeſtehn,
Von edler und untadelhafter Abkunſt, 14)
Auch mütterlicherſeits verwandt mit Heinrich
Dem Fünften, unſres Volkes Heldenkönig.
Gering're Frau'n als ich beſtiegen ſchon
Den hohen Stuhl für Englands Königinnen,
Den ich, deß ſeid gewiß, nicht ſchänden werde,
Nicht durch mein Blut, noch meine Aufführung.
Wie hoch nun mich und alle Meinigen

(mit einem Blick auf Rivers)

Das Glück erfreut, deß wir gewürdigt worden,
So ſchmerzt uns tief, daß Ihr uns abhold ſeid,
Die ich am erſten mir gewinnen möchte,
Als meines Herrn und ſeines Thrones Nächſte.
Erlaubt mir denn, um Eure Gunſt zu werben,
Und nehmt mit Nachſicht eine Schweſter auf,
Die Frieden, nicht Entzweiung ſtiften will
In dieſes Reiches königlichem Hauſe.

(Die rechte Seite ſteht ſtumm, die linke bewegt.)

König Eduard (gereizt)

Laß ab, den Unzufriedenen zu ſchmeicheln.
Dich wird kein Leid und keine Noth betreffen,
So lang als Eduard Dein beſtänd'ger Freund
Und ihr Monarch, dem ſie gehorchen müſſen;
Ja, und gehorchen werden, und Dich lieben,
Wenn ſie nicht meinen Haß erfahren wollen.

(Die Gegner auf der rechten Seite treten etwas zurück.)

Richard (für ſich)

Ich ſage nichts. Doch denk' ich deſto mehr.

Zweiter Auftritt.

(**Vorige.** Von rechts der **Bote** York's.)

König Eduard.

Sieh, unſer Bote ſchon zurück aus Frankreich?
Was bringſt Du uns für Brief' und Neuigkeiten?

Bote.

Mein König, keinen Brief, nur wen'ge Worte,
Und ſolche, wie ich ſie nicht melden darf,
Wenn Euer Majeſtät es nicht befiehlt
Und mir, dem Boten, erſt Verzeihung ſichert.

(Schadenfrohe Bewegungen rechts, gegenüber Beſorgniß.)

König Eduard (ungeduldig).

Gut, ich befehl' es, ich verzeihe Dir;
Nun wiederhole raſch, was Du gehört.
Was ſprach auf unſern Brief der König Ludwig?

Bote.

Dies waren ſeine unehrerbiet'gen Worte:
Geh, ſage Deinem eingebild'ten König,
Dem falſchen Eduard, daß der König Ludwig
Von Frankreich ihm zu ſeinem Hochzeitsfeſte
Fünftauſend Gäſte ſchicken wird — in Eiſen.

König Eduard.

Die Drohung ſchreckt nicht; hält er mich für Heinrich?
Sprich weiter, was Prinzeſſin Bona ſagte.

Bote.

So lautet ihre ſanft unwill'ge Antwort:
Sag' Deinem Herrn, ich will mein Myrthenkränzlein
Noch nicht zerreißen, ſondern ſein bewahren
In Hoffnung ſeines bald'gen Wittwenſtandes.

(König Eduard und Rivers unterſtützen die Königin Eliſabeth.)

Königin Eliſabeth.

Der Pfeil war giftig.

König Eduard.

Tückiſche Franzöſin;
Der Himmel ſchütze mich vor ſolchem Weibe!
Doch nun zum Schluß, wie ſprach ſich Warwick aus?

Bote.

Den Grafen Warwick traf ich nicht mehr an
In Frankreich; er war ſchleunig abgereiſt,
Mit der Bewilligung des Königs Ludwig.
In Dover fand ich ihn, wo er bereits
Mit Margarethen ſich gefunden hatte.
Herzog von Somerſet war auch dabei.

König Eduard.

Warwick und Margaretha? Welch ein Bund?

Richard (für ſich).

Gefährlicher für meinen theuren Bruder,
Als er wohl denkt; ein Glücksfall für mich ſelbſt!

König Eduard.

Wie nahm's denn unſre tugendhafte Muhme?

Bote.

Sie lächelte und ſprach: obgleich Dein Herr
Dich nicht an mich geſchickt hat, meld' ihm doch
Ich hätte meine Trauer abgethan
Und kriegeriſche Rüſtung legt' ich an.

König Eduard.

Will ſie die Amazone wieder ſpielen,
So häufig ausgeziſcht in dieſer Rolle?
Und Warwick — gieb das Beſte uns zuletzt.

Bote.

Er, mehr als alle Uebrigen erzürnt
Auf Euer Majeſtät, hieß mich Euch ſagen:

Ich krönte ihn, doch er hat mich gekränkt,
Drum will ich ihn entkrönen, eh' er's denkt.

König Eduard.

Das wagte er zu ſagen? Hochverräther,
Du warnteſt mich; ich will die Warnung nützen
Und rüſten wider Dich, ſammt Deinem Anhang.
Krieg wollt Ihr und Ihr ſollt ihn haben: Krieg
Auf's Aeußerſte, um Euren Trotz zu brechen. —
Sprich, Warwick iſt verſöhnt mit Margaretha?

Bote.

Ja, gnäd'ger Herr! So innig iſt die Freundſchaft,
Daß ſich ihr Sohn, der Prinz von Wales, vermählt
Mit einer von des Grafen Warwick Töchtern.

Georg.

Wohl mit der jüng'ren, Clarence will die ält'ſte.

(Allgemeines Staunen.)

Hiermit, Ihr Herren, nehm' ich meinen Abſchied.
Lebt wohl, mein Bruder König. Sitzt hübſch feſt;
Mir ahnt, es werden arge Stürme kommen,
Die Eure Eh' und Euren Thron erſchüttern.
Ich geh' zu Warwick, ſeine Tochter freien,
Damit ich, wenn mir Eure Krone fehlt,
Im Glück der Liebe Euch nicht nachſteh'n möge.

(Er ſieht ſich unter den Lords bedeutungsvoll um. Stummes Spiel mit Richard.)

Wer mich und Warwick lieb hat, folge mir!

(Clarence geht zur Rechten ab. Nach einigem Zögern folgt Norfolk. Richard ſteht unbeweglich.)

Richard (für ſich).

Ich bleibe, nicht aus brüderlicher Liebe,
Nur um der Krone nah zu ſein. Sie wankt
Auf Eduard's Haupt. Wenn ſie in's Fallen kommt,

So bin ich nah und haſche mit der Hand.

König Eduard

(der inzwiſchen nachdenklich mit der Königin und ihren Anhängern ſich beſprochen hat).

Warwick und Somerſet und Clarenc fort;
Ich muß gefaßt ſein auf den ſchlimmſten Fall.
Lord Stafford, bietet unſ're Mannſchaft auf
Zum Krieg. Ich folg' in eig'ner Perſon.

(Lord Stafford nach einer Verbeugung rechts ab.)

Zuvor ein Wort mit Euch, Mylord von Haſtings.
Ihr ſeid vor allen Warwick nah verwandt
Und auch befreundet. Wenn Ihr ihn mehr liebt,
Als mich, ſo ſagt es frei, und geht zu ihm;
Ein off'ner Feind taugt mehr als falſche Freunde.
Doch wenn Ihr treulich halten wollt zu mir,
So gebt mir Euer Ritterwort darauf,
Daß nie ein Argwohn gegen Euch mich plage.

Haſtings (mit Kniebeugung).

Gott helfe Haſtings, wie er Eduard hilft.

Rivers (heftig).

Und mir nach meiner Treu' für meinen König.

(König ~~Heinrich~~ Ed reicht beiden die Hand und wendet ſich dann erwartungsvoll zu Richard. Spannung unter Allen.)

König Eduard.

Wie iſt's mit Euch?

Königin Eliſabeth

(mit gewonnenem Vertrauen und Liebe).

Mein Bruder Richard bleibt!

Richard (entſchloſſen).

Ich bleibe!

König Eduard.

Dann iſt mir der Sieg gewiß!

(Richard ſteht zwiſchen Eduard und Eliſabeth, von beiden umarmt. Die Uebrigen in theilnehmenden Gruppen. Unter allgemeiner Wendung zum Abgang nach links verwandelt ſich der Schauplatz, in dem der Proſpekt der nächſten Scene, ziemlich kurz, verfällt. Die epigrammatiſchen Spitzen und Kürzen, in welchen die Scene abſichtlich abgeſchloſſen iſt, müſſen durch langſames Tempo, ſcharfe Betonung, ausdrucksvolles Spiel zur Wirkung gebracht werden.)

Verwandlung:

Freier Platz im Lager Warwick's in Warwickſhire. Zelte, Baracken, Wachtfeuer u. ſ. w.

Dritter Auftritt.

(**Warwick** auftretend im Geſpräch mit **Georg** und **Norfolk.**)

Warwick.

Noch einmal ſeid willkommen, Clarence, Norfolk.
Ich halt's für Feigheit, da noch Argwohn hegen,
Wo uns ein edles Herz die offne Hand
Als Liebespfand freiwillig dargeboten;
Sonſt könnt' ich denken, Clarence, Eduard's Bruder,
Sei unſ'rer Sache nur ein falſcher Freund.

(Georg macht eine betheuernde Bewegung.)

Ich glaub' Euch. Für mein gänzliches Vertrauen
Kann ich Euch beſſ're Bürgſchaft nicht gewähren,
Als meiner Tochter Hand, um die Ihr warbt.
Sie ſei die Eurige. Umarmt mich, Sohn.

(Umarmung Warwick's und Georg's.)

Und mag der Himmel Eure Ehe ſegnen!

Georg.

Großmächt'ger Warwick, ſo vereinigt Ihr
In Eurem Hauſe friedlich beide Roſen:
Prinz Eduard, Margaretha's junger Sohn,

Und ich, ein Sproß der York, ſind nun verſchwägert,
Durch Eurer Töchter glücklichen Beſitz.

Warwick.

Auch unſ'rem armen England hoff' ich bald
Zurückzugeben den erſehnten Frieden,
Nach dem es über zwanzig Jahre ſeufzt.
Der Anhang Heinrich's wächſt mit jedem Tage:
Das Landvolk ſtrömet uns in Haufen zu,
Die Truppen, welche König Ludwig ſandte,
Sind angelangt und völlig kampfbereit.
So bieten wir demnächſt dem Feind die Schlacht,
Wenn's nicht gelingt, durch einen kühnen Handſtreich,
Den ich erſonnen, Alles zu beenden.

Clarence.

Was iſt's?

Warwick.

Ihr ſollt's erfahren, wenn's geſcheh'n.
Gelingt es, ſo iſt Eduard abgethan.
Nicht daß ich ihm an's Leben wollte; nein,
Unſchädlich nur gedenk' ich ihn zu machen,
In ſicherem Gewahrſam feſtzuhalten
Und ſo den Bürgerkrieg zu endigen.
Wir zieh'n nach London, holen König Heinrich
Aus ſeinem Tower im Triumphe ab
Und ſetzen ihn auf ſeiner Väter Thron.

Vierter Auftritt. [15])

(**Vorige. Margaretha.** Bald darauf **Somerſet** mit **König Eduard** als Gefangenen. Viele Soldaten, Trabanten, Diener. Ungewöhnliche Bewegung im Lager. Soldaten laufen ab und zu. Trompeten hinter der Scene, Sieges-Fanfaren ſchmetternd).

Norfolk
(nach dem Hintergrunde eilend, um nachzuſehen).
Was giebt's?

Soldaten (auf und hinter der Scene).
Ein Fang, ein Fang!

Margaretha (hereinſtürmend).
Wir haben ihn!

Warwick (jubelnd).
Den König?

Georg.
Euer Handſtreich? —

Margaretha.
Iſt gelungen;
Mir auf dem Fuß folgt der Gefangene,
Von Somerſet und vielem Volk geleitet.
Ich bin voraus geeilt, es Euch zu melden.

Georg, Warwick, Norfolk.
Erzählt, erzählt.

Margaretha.
Laßt mich zu Worte kommen.
Ihr wißt, daß Eduard ſich in Warwickſhire
Gelagert hatte, gar nicht weit von hier,
Leichtſinnig, wie er pflegt, im offnen Felde,
Indeß die Seinen in den Städten lagen.

Warwick.
Er hatte einen hohen Schwur gethan,
So lang bis ein Theil völlig unterlegen,
Er oder wir, in keinem Bett zu ſchlafen,
Auch nicht in feſten Plätzen zu campiren,
Als nächtlich Obdach nur ein Zelt zu brauchen,
Das er mit Richard und Lord Haſtings theilt,
Von wenigen Soldaten nur bewacht.

Dies ward durch Ueberläufer uns verrathen,
Und darauf gründete ich meinen Plan, —

Margaretha (einfallend).

Den Somerſet vortrefflich ausgeführt.
Erſt letzte Nacht erſpähten wir die Stelle,
Wo Eduard Lager hielt. [Kaum eine Meile
Von Warwick, Eurer Stadt, am rechten Ufer
Des Avon, auf der andern Seite durch
Die Höh'n gedeckt, worauf die Feſte thront;
Ein heimlicher, wohl ausgewählter Platz.
Wir wagten keinen Angriff, weil Stadt Warwick
Von York'ſchen voll iſt. Sachte ſchlichen wir
Am linken Ufer im Gebüſch hinunter,
Bis wir dem Zelt hart gegenüberſtanden.
Der Himmel war uns günſtig: nicht ein Stern,
Pechſchwarze Finſterniß. Ein Fiſcherboot
Trug Somerſet und ſechs verweg'ne Burſche,
Darunter zwei von meinen Anjou-Schützen,
Hinüber. So geräuſchlos ging die Fahrt,
Mit Stroh die Ruder und den Kiel umwunden,
Daß ich, ganz dicht am Rand des Waſſers ſtehend,
Nicht einen Laut vernahm. Mir ſchlug das Herz
Bis in den Hals, wenn aus dem Stromesbett
Ein Fiſchlein aufſprang, oder in den Weiden
Ein junger Bachſtelz aus dem Neſte fiel,
Weil er von eines Habichts Stoß geträumt.
Plötzlich wird's laut: „Wer da?“ Nun ſind ſie drüben,
Nun ſind ſie dran. „Hie Lancaſter und Warwick“
Klang's durch die Stille; „vive Margaretha“
Von meinen Schützen. Somerſet befiehlt.]
Die Wachen, zwei bis drei, zu Boden werfen,
Mit einem Tigergriff das Zelt zerreißen,

Eduard, im Seſſel, halb bekleidet, packen,
Aufheben, — iſt das Werk einer Minute;
Er war gefangen, eh' er aufgewacht.
Richard und Haſtings, welche bei ihm ſchliefen,
Entflohn [und ſchlugen Lärm. Ein Feldpiket,
Das in der Nähe ſtand, entſandte Fackeln
Und Leute. Doch die Unſ'rigen gewannen
Den Abhang und ihr Boot vor den Verfolgern.
Ein Dutzend Pfeile, ſchwer und bleiern, wie
Nachtvögel, ſchwirrten ihnen um die Ohren
Und fielen, machtlos ziſchend, in das Waſſer.
So ſtießen ſie mit der koſtbaren Beute
An's rechte Ufer, wo wir ſie empfingen,
Den Fuß im Bügel, friſche Pferd' am Zaum.]
Vor unſ'rem beſten Reiter feſtgebunden,
Auf ſchnellſtem Renner, mit verhängtem Zügel,
Ward Eduard fortgeriſſen, Somerſet
Dem kleinen Trupp voraus, ich hinterdrein.
Der Windsbraut gleich, ging's über Berg und Thal
Bis hierher, um die Hufen unſrer Thiere
Bald Wolken Staubs, bald einen Funkenregen.
Bei Gott, es war die ſchönſte Jagd, die ich
Zeitlebens mitgemacht, und irr' ich nicht,
So kommt das Wild dort, in der Treiber Mitte.
Auf, Hörner, ſchmettert Euren Königsgruß!
Für den gefang'nen York das Halali,
Und Waidmannsheil für Lancaſter und Warwick!

(Hörner auf und hinter der Scene. Allgemeiner Zuruf. Unterdeſſen wird König Eduard, in unordentlicher Kleidung, ohne Waffen, bleich, verſtört, von Somerſet und Soldaten vorgeführt. Ausdrucksvolle Pauſe.)

Warwick

(auf Eduard zugehend).

Herzog von York, Ihr ſeid mein Kriegsgefang'ner!

König Eduard
(nach kurzem Schweigen ſich umſehend).

Der ſchnöde Gruß kann mir nicht gelten, Warwick;
Denn da wir ſchieden, nannteſt Du mich König.

Warwick.

Mein Bote hat es Euch bereits verkündet:
Ich krönte Euch, und ich entkröne Euch.
Wie ſolltet Ihr ein Königreich regieren,
Der Ihr nicht wißt, Geſandte zu behandeln,
Nicht wißt, mit einem Weib Euch zu begnügen,
Nicht wißt, mit Brüdern brüderlich zu leben,
Nicht wißt, für Eures Volkes Wohl zu ſorgen,
Nicht wißt, vor Euren Feinden Euch zu bergen?!

König Eduard.

Graf Warwick liebt es, Vorſehung zu ſpielen
Als ſtolzer Königs-Macher und Vernichter.
(Er ſieht ſich um, ſein Blick begegnet Georg, der verwirrt bei Seite ſteht.)
Mein Bruder Clarence unter meinen Gegnern?
Nun ſeh' ich wohl, daß ich verloren bin.
Drei ſtrenge Richter hab' ich: Margaretha,
Den Herzog Clarence und den Grafen Warwick.
Sie mögen thun an mir nach ihrer Macht:
Ich aber, allem Mißgeſchick zum Trotz,
Will wie ein echter König mich betragen,
Und größer ſein als mein Verhängniß iſt.
Merk' Dir's, Graf Warwick. Wenn das Rad des Glückes
Dich einſt nach unten kehren wird, ſo ſtrebe
Ruhig, wie ich, und würdevoll zu ſinken.
(Er wendet ſich ſtolz zum Hintergrunde.)

Warwick

Norfolk, geleitet ihn — zu meinem Bruder,
Dem Erzbiſchof von York. Er ſoll in ſich'rer,

Doch ritterlicher Haſt den Herzog halten.

(Norfolk mit König Eduard ab; die Soldaten verlaufen ſich, dem Gefangenen nachziehend.)

Margaretha

(unzufrieden an Warwick herantretend).

Ihr laßt ihn zieh'n?

Warwick.

Ihr hört's, in ſich're Haſt.

Margaretha (ausbrechend in Grimm).

Die einzig ſich're Haſt ſind ſieben Fuß
In grünem Raſen oder friſcher Erde.

Warwick.

Woraus die ſpäte Hand der Rache wächſt.
Ich bin kein Schlächter, wie Lord Clifford war,
Und führe mit Gefang'nen ohne Wehr
Nicht gerne Krieg. Ich dächte, Königin,
Die weiße Roſe trank genug des Bluts,
Um roth zu werden, und die rothe Roſe
Verlor genug, zur weißen zu erbleichen.
Das Land iſt ſatt der Wunden und der Leichen;
Seid Ihr es auch, helft Frieden zu erreichen!

Margaretha.

Ihr irrt, Graf Warwick. Der allein beſchließt
Den langen ſchrecklichen Vertilgungskrieg,
Der ſich, als einzig Lebender, auf Todten
Den neuen Thron des Königreichs errichtet.
Entweder tödtet oder laßt Euch tödten;
Kampf bis auf's Meſſer: das iſt meine Loſung.
Ich geh' zum Heer. Vertraut mir gütig die
Fünftauſend Mann, die König Ludwig ſchickte;
Ich will mit Somerſet und meinem Sohn
Sie führen, bis der Feind vernichtet iſt.

Warwick.

So ſei's; ich kehre, Heinrich zu befreien,
Zurück nach London. Glück ſei mit uns Zweien.

(Margaretha und Somerſet rechts ab; Warwick und Clarence links.)

Verwandlung:

Der innere Hof des Towers in London, ein unregelmäßiges Viereck, rechts von einer kleinen Capelle, links von zwei mächtigen Thürmen eingefaßt. Hohe Mauern, Zinnen, Gitter-Thüren und Fenſter. Ein paar verkrüppelte Bäume im Hof, darunter eine Bank.

Fünfter Auftritt.

(Aus einem der Thürme treten: **König Heinrich, Clarence, Warwick, Somerſet,** an ſeiner Hand **Richmond**. Andere Lords mit dem **Commandanten** des Towers. Zum Schluſſe: **Norfolk**.)

König Heinrich.

Nachdem des Herrn und meiner Freunde Arm
Eduard vom königlichen Sitz geſtoßen
Und mein Gefängniß wiederum in Freiheit,
In Luſt mein Leid hilfreich verwandelt hat,
So bleibt beim Abſchied mir nur noch zu fragen:
Was ich dem Commandanten ſchuldig bin?

Commandant.

Der Unterthan begehrt vom Herren nichts;

(mit demüthiger Kniebeugung)

Doch wenn ich eine Bitte wagen darf,
Erfleh' ich Euer Majeſtät Verzeihung.

König Heinrich

(hebt ihn auf und reicht ihm die Hand zum Kuſſe).

Wofür? Daß Du mich gut behandelt haſt!
Sei überzeugt, ich werde Deine Güte
Niemals vergeſſen und an Dir vergelten;

Sie hat mir meine Haft in ein Vergnügen
Verwandelt, wie die Vögel es im Käfig
Empfinden, wenn, nach langer Traurigkeit,
Sie ſich zuletzt bei ihrer Lieder Tönen
An den Verluſt der Freiheit ſtill gewöhnen.
Leb' wohl, mein Alter.
(ſich zurückwendend und auf ein vergittertes Fenſter im Thurm mit der Hand grüßend)
Du auch, traute Zelle,
In der ich wie ein Eremit gelebt,
Gedacht, geleſen und gebetet habe,
Durch Deine dunklen Gitter ungeſtört; (ſeufzend)
Es waren meine ſchlecht'ſten Tage nicht.
Je nun, wer weiß, wann wir uns wiederſehen?

Warwick.

Verbannt, mein gnäd'ger Fürſt, ſo düſtre Bilder.

König Heinrich.

Ach, guter Warwick, ſieh Dich um: wir ſtehen
Im Tower; wenn die Steine reden könnten,
So würden ſie in Blut und Thränen ſagen,
Wie viele Ritter, Fürſten, Könige
Dies Haus beherbergt — und begraben hat!

Warwick.

Verlaſſet denn den Aufenthalt des Schreckens.
Die Geiſtlichkeit harrt Euer in Sanct-Paul;
Geſtattet, daß wir Euch dahin begleiten.

König Heinrich

Das iſt ein Amt, das Dir vor Allen ziemt.
Nächſt Gott, haſt Du, Graf Warwick, mich befreit:
Er war die Hand der Rettung, Du das Werkzeug.
Damit ich nun des Glückes Neid entwaffne,
Werd' ich in ſtiller Niedrigkeit mich bergen,

Und daß der Unſtern, welcher mich verfolgt,
Dies ſegensvolle Land nicht länger plage,
So will ich nur zum Schein die Krone tragen
Und übergebe Dir mein Regiment;
Du biſt beglückt in allem, was Du thuſt.

Warwick.

Ihr war't als tugendhaft allzeit berühmt,
Und zeigt Euch nun ſo klug, wie tugendhaft,
Des Schickſals Spiel durchſchauend und vermeidend;
In Einem nur muß ich Euch Unrecht geben,
Daß Ihr nicht Clarence, ſondern mich erwählt,
An Eurer Statt das Regiment zu führen.

Georg.

Nicht alſo, Warwick. Ihr ſeid werth zu herrſchen,
Ihr, dem der Himmel ſchon bei der Geburt
Den Oelzweig und den Lorbeerkranz verlieh.
Ihr werdet glücklich ſein in Krieg und Frieden,
Und willig geb' ich meine Stimme Euch.

Warwick.

Ich aber wähle Clarence als Protector.

König Heinrich.

Warwick und Clarence, reicht mir Eure Hände:
Fügt ſie zuſammen, und zugleich die Herzen.
Euch zwei mach' ich zu Schirmherrn meines Reiches,
Indeß ich ſelbſt ein ſtilles Leben führe
Und in Betrachtung meine Tage ende.

Warwick.

Was ſagt Ihr, Clarence, zu des Königs Willen?

Georg.

Ich füge mich darein, wenn's Warwick thut;
Denn nur auf Euer Glück kann ich vertrauen.

Warwick.

In Gottes Namen denn! Clarence und ich,
Wir wollen wie ein Doppelſchatten ſein
Von Heinrich's Leib und ſeinen Platz vertreten;
Für uns die Laſt und Sorge ſeiner Herrſchaft,
Die Ehren ihm und die verdiente Ruhe.
Das erſte unſ'rer Staatsgeſchäfte ſei,
Eduard als Hochverräther zu erklären
Und alle ſeine Güter einzuziehen.

Georg.

So wie demnächſt das Erbrecht feſtzuſetzen.

Warwick.

Bei welchem Clarence nicht vergeſſen werde.

König Heinrich.

Vor dieſen dringenden Geſchäften laßt
Euch bitten, — (lächelnd)
ich befehle ja nicht mehr, —
Die Königin Marg'retha, mein Gemahl,
Und meinen Sohn nach London zu berufen,
Die noch beim Heere ſtehn.

Warwick, Georg (kurz und finſter).

Es ſoll geſchehen.

König Heinrich.

So lange ſie nicht hier ſind, hüllen Zweifel
Mein junges Glück und neue Freiheit ein.

(Herzog von **Norfolk** tritt im Vordergrunde rechts auf.)

Warwick.

Was bringt in ſolcher Eil' uns Herzog Norfolk?

Norfolk.

Zwei unwillkomm'ne Kunden auf einmal:
Lady Eliſabeth, Eduard's Gemahlin,

Hat mit der Hilfe ihres Bruders Rivers
In eine heil'ge Freiſtatt ſich gerettet,
Um allen Nachſtellungen zu entgehn.

Warwick.

Wir führen nicht mit Weibern Krieg. Was noch?

Norfolk.

Was ſchlimmer iſt: Der Erzbiſchof von York
Entbietet Euch den brüderlichen Gruß
Und meldet, daß es Eduard jünſt gelungen,
Aus ſeiner Haft bei Nachtzeit zu entfliehen.
Er habe, heißt's, ſich nach Burgund gewendet.

Warwick.

Mißlieb'ge Botſchaft!

Georg.

Wie entkam er nur?

Norfolk.

Dem Waidwerk pflegt' er täglich obzuliegen,
Was ihm der Erzbiſchof von York verſtattet,
Mit nur geringer Folge und Bewachung.
So ward er denn durch ſeinen Bruder Richard
Und den Lord Haſtings, die im Hinterhalt,
Am Saum des Parks, auf ihn gewartet hatten,
Entführt. Er floh nach Lynn, von da nach Flandern.

Warwick.

Mein Bruder war zu läſſig in der Haft.

König Heinrich.

Zürnt ihm deswegen nicht; es thut gar weh,
Gefangen ſein, noch mehr: gefangen halten.

Georg.

Doch wird uns dieſe Flucht viel Nachtheil bringen
Und Eduard's Freunde auch im Volk verſtärken.

König Heinrich.

Das fürcht' ich nicht. Ich that dem Volk kein Leides,
Verſtopfte ſeinen Bitten nicht mein Ohr,
Und half, wo ich zu helfen nur vermochte.
Ich habe England niemals ſchwer gedrückt,
Mit Laſten und Abgaben nicht geplagt,
Auch nicht mit harten Strafen heimgeſucht.
Weswegen ſollte man mir Eduard vorzieh'n?

Warwick.

Doch wollen wir in Zeiten jeden Schaden,
Der uns begegnen könnte, kräftig wehren,
Und Euch vor Allem raſch als König zeigen.
Wenn's Euch beliebt, mein Fürſt ....

(Sie wenden ſich zum Abgang, wobei König Heinrich den jungen Richmond gewahrt,16) der mit Somerſet auf der Bank unter den Bäumen geſeſſen.)

König Heinrich.

Ein Augenblick!
Wer iſt der feine Knabe, den der Herzog
Von Somerſet ſo treu zu hüten ſcheint?

Somerſet

(den jungen Richmond vorſtellend).

Der junge Graf von Richmond, Majeſtät.

König Heinrich.

Wie heißeſt Du mein Kind?

Richmond.

Ich heiße Heinrich,
Wie Du, mein guter Mann.

Somerſet (halblaut).

Reſpect dem König!

Richmond (findlich).

Biſt Du ein König?

König Heinrich (lächelnd).

Ja!

Richmond (mit Knabenſtolz).

Ich bin ein Tudor!

König Heinrich.

Mein kleiner Vetter alſo? Küſſe mich!
Die Lancaſter und Tudor ſind verwandt!

(Er küßt den Knaben und beugt ſich herab zu ihm.)

Die ſchönen Augen! Sanft und doch voll Feuer!
Es liegt ein Strahl von — Majeſtät darin!

(In des Knaben Anblick ganz verſunken.)

Wenn ich in ihren Sternen richtig leſe,
So blüht in dieſem Knaben Englands Hoffnung,
Sein blondes Köpflein wächſt der Krone zu!

Warwick.

Welch' wunderliche Ahnung, Majeſtät!
Habt Ihr nicht ſelbſt ſchon einen großen Prinzen?
Iſt Clarence nicht vermählt?

König Heinrich (halb viſionär).

Hört mich, Mylords!
Oft ſenkt in fromme Seelen Gott die Gabe
Der Weiſſagung. Mir iſt, als fühlt' ich ſie
In mir beim Anblick dieſes Kinds erwachen,
Es iſt noch rein.

(Richmond's Hand ergreifend)

Die kleine weiße Hand
Hat niemals Blut befleckt. All' unſ're Kämpfe
Gehn ſpurlos an dem klaren Sinn vorüber,
Gleich Sommerwolken an dem blauen Himmel,
Und weiß' und rothe Roſe ſind ihm Blumen,
Nichts weiter. Solche Männer braucht die Zukunft,
Indeſſen wir, ſammt unſern nächſten Sproſſen,
Ein unbeglücktes, trauriges Geſchlecht,
Für ſie die Wege bahnen, ach! mit Blut,

Und ſelber unterwegs verderben, ſterben.

(Die Hand auf des Knaben Haupt legend)

Habt Acht auf dieſen Heinrich, haltet ihn
In Ehren. Herzog Somerſet, verſprecht,
Vor unſ'ren Bürgerkriegen ihn zu ſchützen.
Noch ſind ſie nicht vorüber. Eduard droht
Mit neuen Stürmen. Flüchtet ihn hinüber
In die Bretagne, wo er ſicher iſt
Am Hof des Herzogs, ſicherer als hier.
Wollt Ihr?

Somerſet (gerührt).

Ich ſchwör' es Euer Majeſtät.

König Heinrich

(den jungen Richmond zärtlich umarmend).

Leb' wohl! Der Himmel ſchenke Dir das Glück
Im vollen Maß, für welches Du geboren;
Ein Heinrich giebt an England einſt zurück,
Was es durch einen andern, — mich — verloren!

(Er geht in Gedanken verloren ab. Die Uebrigen folgen erſtaunt, der Herzog von Somerſet den jungen Richmond an der Hand führend. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.17)

Schauplatz: Vor dem Thore der Stadt Coventry. Freier Platz mit Bäumen, vorſtädtiſchen Häuſern u. dgl. m. Das Thor iſt practikabel; auf demſelben, innere Seite, ſtehen Wachen.

Erſter Auftritt.

(Vom Vordergrunde rechts treten auf: **König Eduard, Richard, Haſtings,** Gefolge von Rittern und Kriegern, ein Trompeter dabei. Später **Warwick** mit Begleitung. Dann **Norfolk, Somerſet, Georg,** jeder mit bewaffneter Mannſchaft.)

König Eduard.

Noch einmal hat ſich unſer Glück gewendet,
Daß ich den Platz mit Heinrich tauſchen kann.
Mit Hilfe von Burgund kehr' ich zurück,
Mein Königreich auf's Neue zu erobern.
So pocht denn an, am Thor von Coventry,
Und ſagt, der Herr des Hauſes ſtehe draußen.

(Ein Soldat klopft heftig am Thore.)

Soldat (als Wache oben erſcheinend).

Zurück, die Stadt iſt im Belag'rungsſtand.

Richard.

Das Thor verſchloſſen? Das gefällt mir nicht.
Man ſagt, wenn Jemand auf der Schwelle ſtolpert,
Bedeutet dies, daß ihm ein Unglück droht.

König Eduard.

Vorzeichen dürfen jetzt uns nicht erſchrecken:
Ich muß hinein, im Guten oder Böſen;
Hier ſammeln ſich der beiden Heere Führer.
Trompeter, lad' zur Unterhandlung ein.

(Trompete: Parlamentair-Signale.)

Richard (bei Seite).

Hat nur der Fuchs die Schnauze erſt im Bau,
So weiß er bald die Ruthe nachzuzieh'n.

(**Warwick** mit Gefolge erſcheint in dem geöffneten Thor.)

König Eduard.

Der finſt're Warwick ſelbſt als Commandant!

Warwick

(im Vorkommen für ſich).

Verwünſchte Ueberraſchung! Eduard hier?
Wo ſchliefen unſ're Späher, wer beſtach ſie,
Daß wir von ſeinem Nahen nichts gehört?

König Eduard.

Graf Warwick, öffneſt Du vor uns die Thore,
Giebſt gute Worte, beugſt Dein Knie in Demuth,
Erkennſt als König uns und flehſt um Gnade:
So ſoll Dein Frevel Dir vergeben ſein!

Warwick.

Bekenne Du vielmehr, wer Dich erhoben,
Und wer Dich ſtürzt'; entferne Deine Schaaren,
Bereu' und nenne Warwick Deinen Schirmherrn:
So laß ich Dir Dein Herzogthum von York.

Richard.

Er ſpricht, als ſchenkte er ein Königreich.

Warwick.

Ein Herzogthum iſt eine ſchöne Gabe.

Richard (höhnend).
Vornehmlich, wenn ein armer Graf ſie reicht;
Ich will dafür Dein treuer Lehnsmann werden.

Warwick.
Sein Königreich empfing er auch von mir.

König Eduard.
So bin ich König, wenn gleich nur durch Dich.

Warwick.
Du warſt kein Atlas für die ſchwere Laſt;
Drum, Schwächling, nahm ich mein Geſchenk zurück.
Mein Herr heißt Heinrich. Warwick bleibt ihm treu.

König Eduard (höhnend).
Doch Warwick weiß nicht, daß ſein Herr und König
Gefangen ſitzt?

Warwick.
Gefangen, König Heinrich?

Richard.
Du haſt den Armen im Palaſt verlaſſen
Und findeſt ihn im Tower wieder. Gelt,
Das dachteſt Du wohl nicht, da Du die Karten
So ſchlau gemiſcht, daß man aus Deinem Spiel
Gerade Deinen König fiſchen würde?

König Eduard ([illegible]).
Desungeachtet bleibſt doch Du im Lande
Der Erſte, Königs-Macher und Vernichter.

Richard.
Nimm Deinen Vortheil wahr und thue Buße:
Das Eiſen ſchmiede, Mann, ſo lang' es warm iſt.

Warwick ([illegible]).
Eh' hau' ich meine rechte Hand vom Leibe
Und werf' ſie Dir mit meiner linken Hand
In's Antlitz, eh' ich Dir die Segel ſtreiche.

Richard (zornig).

Häng' Deine Segel immer nach dem Winde;
Doch geb' ich Dir den Schwur hiermit zurück:
Mit dieſer meiner rechten Hand will ich
Dein Haupt abhauen, und ſo lang es warm,
Mit Deinem Blute ſchreiben in den Sand:
„Der wetterwend'ſche Warwick wechſelt nimmer.“

Warwick (würdig).

Der Himmel hörte unſer beider Eid;
Er weiß auch, daß Ihr mit mir nur geſiegt,
Nie gegen mich. (zu Eduard)
Mit Deinen groben Deutſchen
Und ſtumpfen Niederländern, welche Du
Im Ausland gegen uns geworben haſt,
Wirſt Du Alt-Englands Söhne nicht bezwingen.

(Trommeln und Trompeten hinter der Scene links.)

Sie nahen ſchon. Hörſt Du ihr klingend Spiel?
Siehſt Du die freudenvollen Fahnen wehen?
Sie deuten Deiner Sonne Untergehen.

(**Norfolk** mit Bewaffneten, Fahnen und Spielleuten tritt links auf. Alle tragen die rothe Roſe.)

Norfolk (im Auftreten).

Norfolk für Lancaſter!

Warwick.

Sei mir willkommen!

(Begrüßung)

Norfolk.

Ich bringe Dir die Blüthe meiner Grafſchaft,
Bereit für Heinrich und für Dich zu ſterben.

König Eduard.

Viel Feind', viel Ehr'! Mein Herz weiſſagt mir Sieg.

(Neue Signale wie oben.)

(**Somerſet** tritt links auf, wie Norfolk.)

Somerſet.

Hie Somerſet für Lancaſter.

Warwick.

Willkommen,
Herzog von Somerſet, wir brauchen Dich.

Richard.

Bereits zwei Herzöge von Somerſet 16)
Verkauften an das Haus von York ihr Leben;
Du biſt der dritte, wenn mein Schwert nur hält.

(Zum dritten Male Signale links.)

(**Georg** tritt auf.)

Warwick.

Seht meinen Eidam dort, Georg von Clarence,
Mit Macht genug, dem Bruder Schlacht zu bieten.
Ihm gilt ein bied'rer Eifer für das Recht
Mehr als Natur und brüderliche Liebe.
Komm, Clarence, komm! Dein Vater Warwick ruft!

(Stellung: Rechts Eduard, Richard mit ihrem Gefolge. Mitte: Warwick. Links: Norfolk, Somerſet, Georg, jeder mit ſeiner Schaar. Die ganze Bühne iſt voll.)

Georg

(nach einer langen ſpannungsvollen Pauſe ſeine rothe Roſe vom Hut nehmend und an Warwick werfend, nach rechts gehend).

Weißt Du, was das bedeutet, Schwäher Warwick?
Mit Abſcheu werf' ich meine Schmach von mir!
Nicht ſtürzen will ich meines Vaters Haus,
Mit ſeinem eig'nen, heil'gen Blut erbaut,
Und Lancaſter erhöhen. Dachteſt Du,
Georg ſei ſo verhärtet unnatürlich,
Auf ſeinen Bruder und rechtmäß'gen König
Des Krieges tödtliches Geſchoß zu wenden?
Du wirfſt vielleicht mir das Gelübde vor,

Das ich Dir that. Meineid iſt ſolcher Eid;
Ihn halten Sünde, Ehre ihn zu brechen.
So ſchwer bereu' ich meine Uebereilung,
Daß ich, um meinen Bruder zu verſöhnen,
Mich feierlich für Deinen Feind erkläre.
Ich will Dich treffen, wo es immer ſei
Und Dich beſtrafen, weil Du mich verführt.
So wend' ich mich von Dir, hochmüth'ger Warwick,
Zu meinem Bruder. — O verzeih' mir, Eduard;
Mein Richard, zürne meinem Fehler nicht:
Ich will fortan Euch nimmermehr verlaſſen.

König Eduard (ihn umarmend).

Willkommen, Bruder, zehnmal theurer mir,
Als wenn Du niemals meinen Zorn erregt.

Richard
(von der anderen Seite ihm die Hand bietend)

Das heißt gehandelt wie ein Bruder, Clarence.

Warwick (niedergeſchmettert).

O unerhörter Abfall und Verrath!

Norfolk

Laßt den verlor'nen Sohn.

Somerſet.

Auch ohne ihn
Sind wir noch ſtark genug, das Kleeblatt York
Auf jedem Schlachtfeld in den Staub zu treten.

Richard.

Verſucht, ob Ihr es könnt!

Warwick

Es ſei. Zu Barnet
Hab' ich mein Heer verſammelt. Margaretha
Kommt mit dem ihrigen von Tewksbury;
Nehmt Ihr das Treffen an, das wir Euch bieten?

König Eduard, Georg, Richard.

Wir nehmen's an.

König Eduard.

Und mit Euch Allen auf.
Entrollt das Banner Eduard's.

(Die Fahne York's — Sonne in Wolken — wird aufgehoben.)

Trotz der Wolke
Beginnt die Sonne York's den neuen Lauf;
Bald ſtrahlt ſie über Englands freiem Volke!

(Marſch. Trommeln. Rechts ziehen die Yorkiſchen ab, links Warwick, Norfolk, Somerſet mit den Ihrigen. Während der Verwandlung geht der Marſch in eine kurze, energiſche Schlachtmuſik im Orcheſter über, welche die Verwandlung deckt und das Spiel der nächſten Scene, einige Kämpfe auf dem Schlachtfelde, begleitet, bis der Dialog anhebt; dann nur noch einige Signale nach Vorſchrift.)

Verwandlung:

Schauplatz: Schlachtfeld bei Barnet.

Zweiter Auftritt.

(Nach kurzem, ſehr heftigem Kampfe kommt von links, ſchwer verwundet: **Warwick**. Bald darauf von derſelben Seite: **Norfolk, Somerſet.** Dann von rechts: **König Eduard, Georg, Richard,** mit ihnen: **Haſtings, Rivers, Grey.** Später von links: **Margaretha** mit ihrem Sohne, **Prinz von Wales.** Zum Schluſſe die Lancaſter'ſchen als Gefangene und geſchlagen. Während der ganzen Scene Signale, Kämpfe, Märſche, zuletzt Sieges-Fanfaren.)

Warwick.

Niemand zur Hand? Freund oder Feind — er komme
Und künde, wer geſiegt: York oder Warwick?
Doch warum frag' ich? Meine vielen Wunden,
Woraus mein Leben treulos fliehen will,
Beſtätigen, daß ich den Leib der Erde
Und meinem Feind den Sieg muß überlaſſen.

(Er ſinkt auf ein Raſenſtück.)

So fällt der Axt die Ceder, deren Zweige
Dem königlichen Adler Schutz verliehen,
In deren Schatten ſchlummernd lag der Leu,
Und die mit ihrem Wipfel den der Eiche,
Des breiten Baums des Zeus, hoch überragte,
Viel niedriges Geſträuch vor Sturm beſchirmend. —
Hier dieſe Augen, jetzt vom Tod verſchleiert,
Sind hell geweſen, wie die Mittagsſonne,
Und haben tief in's Spiel der Welt geblickt.
Vor meiner Stirne Runzeln zitterte
Gar mancher König. Niemand lächelte,
Wenn Warwick finſter blickte oder drohte.
Nun ſinkt mein Ruhm dahin in Blut und Staub,
Von allen Gütern, welche ich beſeſſen,
Bleibt nur ein ſchmales Grab mir zugemeſſen,
Macht, Hoheit, Reichthum iſt des Todes Raub!

(Er bricht zuſammen.)

Somerſet

(von links mit Nevill haſtig auftretend).

O Warwick, ging' es Dir ſo gut wie uns,
So gäb's noch Hoffnung, den Verluſt zu wenden.
Am rechten Flügel hält die Königin
Mit den Franzoſen tapfer Stand. Verſuche,
Dich aufzuraffen und mit ihr zu einen.

(Sie richten ihn empor, er fällt wieder zurück.)

Warwick.

Ich kann nicht mehr! Grüßt meinen theuren Bruder!
Wo iſt er, daß ſein Kuß auf meinen Lippen
Die flieh'nde Seele nicht zurückhält? — Sprecht,
Was ward aus meinem Bruder? Lebt er noch?

Somerſet (halblaut).

Er eilte Dir voraus.

Warwick
(im Schmerz noch einmal aufſtehend).

Mein Bruder — todt?

Somerſet.

Sein letzter Hauch war: Warwick, lebe wohl!

Warwick.

Doch nicht auf lange Zeit. Lebt wohl, auch Ihr —
Entflieht und rettet Euch .... Dort — Wiederſehen!
(Er ſtirbt.)

Norfolk.

Er ſtirbt! (Beide knieen neben ihm nieder, ihm die Augen zudrückend.)

Somerſet.

So ruh' in Frieden, großer Held,
Geprieſener, beneideter von allen!
Soldaten, tragt die Leiche aus dem Feld;
Sie ſoll nicht in des Feindes Hände fallen.

(Warwick's Leiche wird links abgetragen. Norfolk und Somerſet begleiten ſie. Beim Abgehen ſtoßen ſie auf **Margaretha**, die mit dem Prinzen von Wales und franzöſiſchen Truppen von links auftritt.)

Somerſet.

O Königin, der edle Warwick fiel.
(Beſtürzung unter den Soldaten, einige fliehen.)

Margaretha

Wir wollen ihn beweinen, wenn es Zeit iſt.
Soldaten, haltet Stand, nur eine Stunde!
Nicht um Verlornes klagt, um Warwick! Rettet,
Was noch zu retten. Giebt der Steuermann
Das Schiff wohl preis, ſobald der Maſt gefallen?
Warwick war unſer Maſt. Er ward gekappt;
Doch haben wir noch Segel, Tau' und Anker,
Und auch an tücht'gen Leuten fehlt es nicht.
Wohl, alle Händ' auf's Deck! Bedenkt, was Euch
Erwartet, wenn Ihr in die See Euch ſtürzt.

Der wilde Eduard iſt die See. Georg
Ein falſcher Flugſand. Richard eine Klippe,
Unnahbar, ſchroff und tödtlich. Wollt Ihr ſcheitern,
Ertrinken? Rettet Euch und Euer Schiff!

Prinz Eduard.

Wer hört ein Weib ſo kühn und tapfer reden
Und fühlt nicht Mannesmuth in tiefſter Bruſt?
Noch jung, bin ich zum Sterben alt genug,
Drum vorwärts: Lancaſter und Margaretha!

Somerſet.

O wack'rer Prinz! Sein hochberühmter Ahne,
Heinrich der Fünfte, ſteht uns auf in ihm.
Wo Frau'n und Jünglinge zu Männern werden,
Wird jeder Krieger, jeder Mann zum Helden.

Alle.

Vorwärts für Lancaſter und Margaretha!

(Alle drängen nach rechts ab.)

(Trommeln. Trompeten. Kampf, worin die Lancaſter'ſchen von rechts nach links zurückgeworfen werden, und die York'ſchen allmählig vorrücken. **König Eduard** bricht nach einer Weile von rechts hervor mit **Georg** und **Richard**. Gleich darauf von links als Gefangene, von Bewaffneten umgeben, ohne Fahne und Schwert, welche die Sieger mit ſich führen: **Margaretha, Somerſet, Norfolk.** Viele York'ſche Soldaten. Leichen werden weggetragen, Gefangene und Verwundete vorübergeführt. Das lebhafte Bild einer Schlacht in den letzten Zügen.)

König Eduard

(mit den Brüdern zuletzt auftretend, die Gefangenen hinter ſich).

Laßt Stillſtand blaſen! Unſer iſt der Tag,
Geendet dieſe ſchmähliche Empörung,
Und in des Siegers Hand der Feinde Haupt.

(Hier treten die Gefangenen auf.)

Hinweg mit Norfolk in das Schloß von Ham;
Dem Hochverräther Herzog Somerſet
Das Haupt herab. Kein Wort von ihnen beiden.

Somerſet.

Nicht Dir, doch unſ'rer Königin! Lebt wohl!
Zum Tod für Lancaſter und Margarethen!

Norfolk.

Lebt wohl!

Margaretha.

In meinem Herzen lebt Ihr ewig!

(Somerſet und Norfolk werden zur Seite abgeführt.)

König Eduard.

Zu Dir hernach. Wo iſt die junge Schlange,
Eduard, der ſogenannte Prinz von Wales?

Richard.

Entſchlüpft!

König Eduard.

Man ſoll ihn überall verfolgen.
Lebendig oder todt, belohnt ihn reich,
Und iſt's mein Feind, ſo ſchenk' ich ihm ſein Leben.

(Soldaten nach allen Seiten ab.)

Sei dies die letzte Schlacht, die wir zu liefern
Gezwungen worden, wie der beſte Sieg.
Viel tapf're Gegner mähte unſer Schwert,
Wie herbſtlich Korn, in dieſem langen Kampfe:
Drei Herzöge von Somerſet, zwei Cliffords,
Und zwei Northumberlands, die beiden Bären,
Die ſelbſt den Königsleu in Banden hielten,
Warwick und ſeinen Bruder Montague;
Nun ärndten wir die Frucht von unſern Mühen
Und ſteigen, wenn auch durch ein Meer von Blut,
Auf unſern wieder feſtgeſtellten Thron.

Richard (für ſich).

Steht er ſo ſicher? Mir verlieh der Himmel
Zum Heben eine hohe Schulter; laß

Doch ſehn, ob ſie den Thron erſchüttern kann?

Georg (nach rechts deutend).

Der Prinz von Wales gefangen!

Margaretha (aufſchreiend).

O mein Sohn!

(Prinz Eduard wird gefangen von rechts hereingeführt.)

König Eduard.

So jung fängt ſchon zu ſtechen an die Schlange?
Führt doch den Helden vor, daß wir ihn hören!

(Prinz Eduard in der Mitte der Bühne, rechts die drei Brüder, links ſeine Mutter. Stummes Spiel.)

Eduard, wie giebſt Du mir Genugthuung
Dafür, daß Du mein Volk haſt aufgewiegelt,
Und Krieg geführt und Unheil angeſtiftet?

Prinz Eduard (feſt).

Herzog von York, wir wechſelten die Rollen:
Mir kommt die Frage zu, die Du gethan;
Denn ich ſteh' hier an meines Vaters Stelle,
Er iſt Dein König, York iſt ſein Vaſall,
Und hier zu meinen Füßen iſt Dein Platz.

Margaretha (im Mutterſtolz).

O wär' Dein Vater doch ſo feſt geweſen.

Richard.

Dann hätteſt Du die Kunkel fein behalten,
Und nicht den Scepter und das Schwert geführt.

Prinz Eduard (zu Richard).

Du haſt den Buckel, nicht den Witz Aeſop's;
Erlaſſ' die plumpen Fabeln meiner Mutter.

Richard.

Der Bucklige wird Dich zertreten, Wurm!

Georg (zu Prinz Eduard).

Du biſt zu vorlaut!

Richard.

Alſo macht ihn ſtumm.

(Er ſtürzt auf den Prinzen zu, Margaretha dazwiſchen, König Eduard winkt Alle zurück.)

König Eduard.

Ich will den trotz'gen Knaben Sitte lehren.
Eduard, wenn Du zur Stelle niederknie'ſt
Vor mir und mich als König anerkennſt,
So ſchenk' ich Dir das Leben.

Prinz Eduard (verächtlich).

Mir das Leben?

(von einem Gedanken erfaßt, mit liebeglühendem Blick auf die Mutter)

Und meiner Mutter auch?

König Eduard.

Nein, Dir allein;
Von Deiner Mutter ſpäter.

Margaretha.

Nimm es an;
Knie' nieder, ſüßes Kind!

Prinz Eduard

(leidenſchaftlich vor Margarethen niederfallend).

Vor Gott und Dir,
Geliebte Mutter! (Er ſpringt auf.)
Nie vor einem York.
Meineidiger Georg, wollüſt'ger Eduard,
Und mißgeborner Richard, alle drei
Seid Ihr Verräther, ich bin Euer König!

König Eduard (erſticht ihn).

So fahr' zur Hölle! 19)

Georg (mit einem zweiten Dolchſtich).

Und nimm das noch mit!

Richard (mit einem dritten Stich).

Und das, um Deiner Qual ein End' zu machen!

Margaretha

O ſeid barmherzig, tödtet mich mit ihm!

(Sie wirft ſich auf Eduard.)

Mein einz'ges Kind!

(Lange und tiefe Pauſe.)

Prinz Eduard (ſterbend in ihrem Schooß).

Lieb Mütterlein, gut' Nacht!

König Eduard (leiſe).

Wir ſind zu raſch geweſen!

Georg (ebenſo).

Ja, wir thaten
Zu viel.

Richard (laut).

Nicht doch, wir thaten nicht genug.
Die Mutter ſterbe mit dem Kind!

(Er ſtürzt mit dem Dolch auf Margaretha.)

König Eduard.

Zurück!
Ich will es, ich befehl' es, — ich, der König!

Richard (hämiſch).

Ja ſo, der König! — Er hat zu befehlen,
Und ich gehorche, — ich, der Unterthan ....
So werdet Ihr hier fertig mit dem Weibe,
Ich ſuch' mir meinen Mann. (Er will ab.)

Georg (ihn aufhaltend, halblaut).

Wo das?

Richard (halblaut, ſehr energiſch).

Im Tower!

Margaretha
(ſich halb aufrichtend, leichenblaß).

Mein Eduard, ſprich mit Deiner Mutter ...

(Sie legt das Ohr an den Mund der Leiche.)

Kind,

Kannſt Du nicht ſprechen? (Sie fährt auf.)
O blutdürſt'ge Mörder,
Iſt jemals eine That geſchehn wie die?
Ein Kind zu morden vor der Mutter Augen, —
Drei Männer auf ein wehrlos Kind! — Nicht Männer,
Nein Buben, Schlächter, Henker, Kannibalen!
O ſeid verflucht, in Ewigkeit verflucht! (zu Eduard)
Die Frucht, mit welcher Deines Weibes Leib
Geſegnet iſt, ſie ſei verflucht! Sie ſterbe,
Wie dieſes Kind, durch Mord! Verflucht Ihr Alle!
(Sie ſtürzt zuſammen.)

König Eduard.

Führt ſie hinweg! Wenn's ſein muß, mit Gewalt!

Margaretha
(die man von der Leiche wegreißen will, weich).

Laßt mich bei meinem Kind, nicht leben, ſterben!
Gebt mir den Tod und mit demſelben Eiſen,
Das ſeine ſüße Bruſt zerriſſen hat.
Eduard, den Tod!

König Eduard.

Hinweg!

Margaretha
(vor Georg niederknieend).

Ein Gnadenſtoß
Von Deiner Hand.

Georg (ſich abwendend).

Ich ſchwur, Dich nicht zu tödten.

Margaretha.

Georg, Du pflegſt ja Deinen Schwur zu brechen,
O brich auch den!
(Georg kehrt ſich noch weiter ab. Margaretha blickt wie wahnſinnig im Kreis umher.)
Du willſt nicht? Wo iſt Richard,

Der finſt're Höllenſchlächter? Sag', wo biſt Du?
Dir iſt ein Mord Almoſen und Vergnügen,
Du weiſeſt keine Bitt' um Blut zurück!

König Eduard.

Zum letzten Mal, wer führt die Furie weg?

(Soldaten ſpringen zu.)

Margaretha

(raſch, ſehr weich werdend, bis zum Abgang).

Nicht ohne ihn! Gebt mir mein Kind! Was ſag' ich?
Nur meines Kindes Leiche gebt mir mit!

(König Eduard nickt bejahend. Soldaten heben die Leiche auf.)

Thut ihm nicht weh. Ich hab' ihn zart gewöhnt.
In meinem Schooße iſt er eingeſchlafen,
Das that er oft, da er noch kleiner war,
In dieſen weichen Armen eingewiegt.
Ihr guten Leute, tragt ihn in ſein Bettchen,
Allein behutſam, bitte: weckt ihn nicht;
Ihr hörtet ja, er ſeufzte: „gute Nacht!"

(Die Leiche iſt aufgehoben.)

An meinen Buſen legt ſein hold Geſicht,
So hat er's gern. Nun kommt. Doch ſachte, ſacht!

(Der kleine Zug geht langſam ab. Pauſe.)

Georg.

Was denkſt Du mit Marg'rethen anzufangen?

König Eduard.

Sie ſoll zurück nach Frankreich, wo ihr Vater,
Der König Rainer, und ihr Vetter Ludwig
Gewiß noch Löſegeld für ſie bezahlen.

Georg.

Und wir?

König Eduard.

Wir gehen ungeſäumt nach London.

Georg (bedeutſam).

Wohin uns Richard ſchon vorangeeilt,
Um ein Geſchäft im Tower abzumachen.

König Eduard.

Uns ruft ein fröhlicherer Dienſt: die Taufe.
Vielleicht, daß unſ're theure Königin
Dem Reich und uns ſchon einen Erben ſchenkte.
Brecht auf! Das Leid, die Sorgen fahren hin;
Wir hoffen einer neuen Zeit Beginn,
In der wir endlich uns mit unſern Treuen
Des gold'nen Friedens insgeſammt erfreuen!

(Allgemeiner Aufbruch. Siegesmarſch bei der Verwandlung im Orcheſter übergehend, in eine ſanfte, elegiſche Weiſe, bis in die nächſte Scene.)

Verwandlung:

König Heinrich's Zelle im Tower. Abenddämmerung. Hölzerner Tiſch und dergleichen Seſſel. Das Ganze mehr düſter, als ärmlich.

Dritter Auftritt. 20)

(**König Heinrich** mit dem **Commandanten** des Towers, durch die Mitte kommend. Gleich darauf [illegible] **Richard**.)

Commandant.

Ihr wollt Euch ſchon zurückziehn?

König Heinrich.

Ich bin müde.

Commandant.

Mögt Ihr die Laute?

König Heinrich.

Nein, ſie iſt verſtimmt.

Commandant.

Das Schachbrett?

König Heinrich (lächelnd).

Ich gewinne ſtets im Spiel,
Und das mißfällt mir, wie ein Hohn des Schickſals.

Commandant.

Befehlt Ihr Licht?

König Heinrich.

Laßt mir mein Dämmerſtündchen;
Zum Beten iſt es hier
(auf das Herz deutend)
noch hell genug.

(Er lieſt. Der Commandant tritt zurück an die Thüre und betrachtet ihn theilnehmend. Pauſe.)

König Heinrich (ſteht auf).

Seltſam. Es fehlen meiner Seele heute
Die Flügel, ſich zum Himmel aufzuſchwingen.
Ich bin zerſtreut. . . . . Mir träumte letzte Nacht
Von meinem lieben Sohn. Ich ſah ihn deutlich
In einem weißen Mäntelchen. Drei Punkte,
Blutrothe Punkte, mitten auf der Bruſt.
Der Traum hat eine gute Vorbedeutung;
Denn Blut bedeutet Kinder. Eduard wird
Drei Kinder zeugen.
(Es pocht hart an der Mittelthür.)
Sieh, wer noch uns ſtört.

Commandant

(hinausſchauend und erſchreckt zurückfahrend).

Der Herzog Gloſter.
(Pauſe)

König Heinrich.

Richard! — Laß ihn ein!
(Er lieſt wieder.)

Commandant
(zögernd und die Thür von innen zuhaltend).

Ich ſoll —

Richard (hereindrängend).

Einlaſſen ſollſt Du, hörſt Du nicht?
Guten Tag, Herr! Noch ſo fleißig im Brevier?

König Heinrich.

Ja, guter Gloſter — Gloſter müßt' ich ſagen;
Denn Schmeichelei und Lüg' iſt eine Sünde,
Und guter Gloſter ebenſo verkehrt
Wie guter Teufel; darum beſſer ſo:
Nicht guter Gloſter, guten Abend Dir!

Richard
(zum Kommandanten, der ängſtlich zwiſchen Beiden ſteht).

Laß uns allein, ich hab' mit ihm zu reden.

Commandant
(Richard bei Seite ziehend, leiſe).

Herzog von Gloſter, bringt Ihr Vollmacht mit?

Richard (nicht [illegible]).

Vom König, den Gefang'nen zu befrei'n.

Commandant (erſtaunt).

Befrei'n?

Richard (wie eben).

Und einen weiten Weg zu ſchicken;
(Er ſpielt an ſeinem Dolch.)
Du haſt wohl Luſt die Reiſe mitzumachen?

Commandant
(verläßt ihn, geht zu Heinrich und küßt ſeine Hand).

Lebt wohl, mein König!
(Richard wirft ihm einen furchtbaren Blick zu.)

Commandant

Herzog, wollt' ich ſagen.
(König Heinrich nickt ihm ſanft zu. Kommandant ab.)

König Heinrich
(dem abgehenden Commandanten nachſehend und ſich erhebend).

So flieht der Schäfer ängſtlich vor dem Wolf;
So giebt das fromme Lamm erſt ſeine Wolle,
Dann ſeine Gurgel an des Schlächters Meſſer.
Will Roscius neue Todesſcenen ſpielen?

Richard

Ein bös Gewiſſen fürchtet ſich vor Allem,
Und jeder Buſch erſcheint dem Dieb als Häſcher.

König Heinrich.

Der Vogel, den im Buſch die Ruthe fing,
Mißtraut von Stund' an jedem Buſch im Walde.

Richard (lachend).

Du hätteſt Deinem jungen Vöglein doch
Dies Mißtrau'n lehren ſollen.

König Heinrich (ängſtlich).

Meinem Sohn?

Richard.

Dem Ikarus, dem Du das Fliegen lehrteſt
Und der trotz Schwingen doch zuletzt ertrank.

König Heinrich (nickt).

Mein Knabe — Ikarus; ich — Dädalus;
Dein Vater — Minos, hemmend unſ're Fahrt;
Die Sonne, die des Knaben Flügel ſchmolz, —
Dein Bruder Eduard; und Du ſelbſt — das Meer,
Das in den gier'gen Abgrund ihn verſchlang.
O tödte mit dem Schwert mich, nicht mit Worten;
Den Dolchſtoß duldet leichter meine Bruſt,
Als wie mein Ohr die traurige Geſchichte.
Doch warum kommſt Du? Um mich umzubringen?

Richard.

Bin ich ein Henker?

König Heinrich.

Wenn die Unſchuld morden
Das Amt des Henkers iſt, biſt Du ein Henker.

Richard.

Nicht ſeiner Unſchuld, ſeiner Unart wegen
Hab' ich Dein freches Früchtlein abgepflückt.

König Heinrich
(ausbrechend und im väterlichen Schmerz ſich ſteigernd).

O hätte man Dich abgepflückt, als Du
Ausbrachſt in Deine erſte gift'ge Blüthe,
So lebteſt Du jetzt nicht, um nur zu tödten.
Und alſo prophezeih' ich: viele Tauſend,
Die meine Furcht zur Stunde noch nicht ahnen,
Und manches Greiſen, mancher Wittwe Seufzer,
Und mancher Waiſe thränenſchweres Auge
Wird noch die Nacht, die Dich gebar, verfluchen.
Die Eule ſchrie dabei, ein böſes Zeichen,
Die Krähe krächzte, Unglückszeit verkündend,
Der Sturm riß Bäume nieder, Hunde heulten,
Der Rabe kauerte auf Feuereſſen,
Und Elſtern ſchwatzten unharmon'ſche Weiſen.
Deine Mutter fühlte mehr als Mutterwehen,
Und keiner Mutter Hoffnung kam an's Licht;
Ein roher, ungeſchlachter Klumpen war's,
Der einen Mund voll Zähne mitgebracht,
Zum Zeichen, daß er kam, die Welt zu beißen,
Und wenn das alles wahr iſt, was ich hörte,
Erſchienſt Du —

Richard (ſtößt ihn nieder).

Stirb, Prophet, in Deiner Rede;
Dazu ward, unter and'rem, ich berufen!

König Heinrich (zuſammenſtürzend).
Ja, und zu vielem Metzeln noch. O Gott,
Vergieb mir meine Sünden, und ihm dieſe. (Er ſtirbt.)

Vierter Auftritt.

Richard (allein).
Wie? Fließt der Lancaſter hochfliegend Blut
Abwärts zur Erde? Dacht' ich doch, es würde
Gen Himmel ſteigen.
(Er betrachtet grimmig lächelnd ſein Schwert.)
Sieh mein Schwert! Es weint
Purpurne Tropfen um des Königs Tod.
Vergöſſ' es immer doch ſo helle Zähren
Um die, ſo unſerm Hauſe Uebles ſinnen. —
Wenn noch ein Funken Leben übrig iſt
Hinab zur Hölle! Sag', ich ſchickte Dich!
(Er durchſticht den Körper noch einmal und ſetzt einen Fuß auf ihn, den Arm auf das Schwert geſtützt.)
Da läge eine weit're Stufe wieder
Zu meinem Ziel. Der König Heinrich und
Sein Sohn ſind hin. Nun kommen And're dran,
Clarence zuerſt, — dann ſeine Kinder — Eduard's ....
Welch eine lange Reihe! Vettern, Neffen
Und Brüder .... Nein, ich habe keinen Bruder;
Ich gleiche Niemand, Niemand, auf der Welt,
Ich liebe keinen, wie mich keiner liebt.
Wenn's wahr iſt, daß der Himmel meinen Leib
Unförmlich ſchuf, ſo ſchaffe denn die Hölle
Ihm ähnlich meinen Geiſt — zum Ungeheuer!
Hinweg mit jedem Reſt von Menſchlichkeit,
Ich rott' ihn aus in mir mit Blut und Feuer,

Und ſchaffe meine eig'ne, eh'rne Zeit.
Nur eins ſei mir im Leben werth und theuer;
Die Krone, — ſonſt iſt dieſes Herz von Stein,
Und leer die Welt. Ich bin — ich ſelbſt allein!

(Während er, hoch aufgerichtet, das Schwert geſchwungen, über der Leiche ſteht, fällt langſam der Vorhang.)

Anmerkungen

zu

Heinrich der Sechſte, Zweiter Theil.

1) Die Handlung beginnt im Winter 1460, ſo daß zwiſchen dem Schluß des erſten Theils (Schlacht bei Sanct-Alban, darnach Compromiß zwiſchen York und Lancaſter) und dem Anfang des zweiten in der Geſchichte fünf Jahre liegen, während in der Dichtung der zweite Theil ſich unmittelbar an den erſten anſchließt.

2) Die Schlacht bei Wakefield wurde am 30. (nach Anderen 31.) December 1460 geliefert. Wakefield iſt ein anſehnlicher Ort in Yorkſhire, Diſtrict Weſt-Riding gelegen, der Schauplatz des berühmten Romans von Goldſmith („Der Vicar von Wakefield"). Sandal, die Burg York's, iſt unweit Wakefield.

3) Der Lehrmeiſter Edmund's, geiſtlichen Standes, heißt nach der Chronik: Sir Robert Aſpall. Die Benennung Sir giebt die Shakſpeare'ſche Zeit allen, dem geiſtlichen Stande Angehörenden, wie dieſelben in Oeſtreich und Süddeutſchland noch heut zu Tage „die geiſtlichen Herren" heißen. (Vergl. Auerbach's Hairle.) Die Anrede Domine iſt auch noch hier und da im Gebrauch.

4) Der Kranz aus Laub und Reiſig, mit welchem der Herzog York verhöhnt wird, kommt in den Chroniken vor. Shakſpeare macht eine Papierkrone daraus; warum, iſt nicht abzuſehen. Der Dichter hat doch kaum eine ſcharf an das Komiſche ſtreifende Wir-

kung erzielen wollen, die in dieſem tief ergreifenden Auftritt am unrechten Ort ſcheint.

5) Im zweiten Aufzug faßt Shakſpeare die Ereigniſſe von der Schlacht bei Wakefield bis zu der Schlacht bei Towton, einen Zeitraum von drei Monaten (30. December 1460 bis Palmſonntag, 29. März 1461) zuſammen. Er übergeht eine Schlacht (bei Mortimer's Kreuz in Herefordſhire, geſchlagen am Lichtmeßtage 1461), worin Eduard von York die Lancaſter'ſchen überwand; doch nimmt er aus ſeinem Chroniſten die vor der letztgenannten Schlacht erzählte Erſcheinung der drei Sonnen über dem Lager der York'ſchen auf. Eine weitere Schlacht, die zweite bei Sanct-Alban, 17. Februar 1461, worin Margaretha den Grafen Warwick ſchlug, wird nur erwähnt, nicht dargeſtellt. Bei aller hiſtoriſchen Treue und ſceniſchen Freiheit hütet ſich der Dichter, der Geſchichte auf jedes einzelne Schlachtfeld, ebenſo in alles krauſe Detail politiſcher Verhandlungen und Zerwürfniſſe zu folgen. Er malt in großen Zügen, nicht durch Chronologie und Annaliſtik gebunden, Licht und Schatten nach dem auf- und niederſchwankenden Kriegesglück vertheilend.

6) Die Erſcheinung der drei Sonnen, meteorologiſch erklärt durch Spiegelung in den Nebeln eines Februar-Morgens, giebt Eduard Veranlaſſung, zum Feldzeichen für ſich drei Sonnen zu wählen. Als König verlieh er ſeinen Anhängern eine Ordenskette, aus Sonnen und Roſen gebildet, daran gehängt den weißen Löwen der Grafen von March, aus deren Geſchlecht York ſeine Thronanſprüche ableitete.

7) Die Verwandtſchaft des Herzogs von York mit der Herzogin von Burgund, welche Shakſpeare deſſen Tante nennt, datirt eigentlich erſt aus ſpäterer Zeit, 1468, da die Schweſter des Herzogs Eduard von York, Margaretha, den berühmten Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, gefallen in der Schlacht bei Nancy, ehelichte. Daß die Brüder Eduard's, Georg und Richard, vom Dichter im zweiten Act wieder eingeführt werden, iſt gleichfalls nicht ungenau hiſtoriſch. Sie waren unmittelbar nach der, für York unglücklichen Schlacht von Wakefield nach Flandern geſchickt worden, und kehrten von da erſt zurück, als ihr Bruder Eduard die Krone bereits beſaß.

8) Die Schlacht zwiſchen Towton und Saxton in Yorkſhire kann als die entſcheidende, die blutigſte im Kriege der zwei Roſen gelten. Sie währte nach einem vorausgehenden, für Lancaſter glücklichen Gefecht am Palmſamstag, den ganzen Palmſonntag, den 29. März 1461, über vierzehn Stunden, zuerſt mit günſtigem Erfolg für Lancaſter, dann aber zum vollen Sieg für York gewendet. Das Heer Heinrich's ſoll nach Hall 40,000 Mann, das Eduard's über 48,000 gezählt haben. Die Zahl der Todten wird über 37,000 angegeben; Lancaſter'ſche allein 28,000. Daß Shakſpeare auf dieſer Spitze des Bürgerkrieges einen Vater auftreten läßt, der ſeinen Sohn, einen Sohn, der ſeinen Vater im Gemetzel unabſichtlich erſchlagen, iſt ein Zug, der nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe der Chroniſten für vollkommen wahr gelten mag; doch wird er, ſchon aus ſceniſchen Rückſichten, in eine Darſtellung auf der heutigen Bühne nicht aufzunehmen ſein.

9) Wiederum liegen zwiſchen dem Ende des zweiten und dem Anfang des dritten Actes in der Geſchichte vier Jahre, da die Gefangennehmung König Heinrich's erſt 1465 ſich ereignete. Margaretha war nach dem Unglückstag bei Towton nach Frankreich geflohen, von wo ſie 1462 einen erfolgloſen Landungsverſuch in England machte. Heinrich verbarg ſich in Schottland. Er und ſeine Anhänger wurden darauf am 15. Mai 1464 bei Hexham, in Northumberland am Tyne gelegen, von den Yorkiſchen abermals geſchlagen. Heinrich ſuchte und fand eine Zufluchtsſtätte im Norden Englands, bis ihn 1465 ein Verräther preisgab, während er in Waddington an der Tafel ſaß. Er wurde in ſchimpflichſter Weiſe, die Beine unter ſeinem Pferd zuſammengebunden, nach London geführt und an Warwick ausgeliefert, der ihn in den Tower ſetzte. Die Gefangennehmung des unglücklichen Königs durch zwei Wildhüter in einem Jagdgehege, ein reizendes Nachtſtück, iſt Shakſpeare's Eigenthum. Seine engliſchen Ausleger wollen in der Scene Jugend-Erinnerungen des Dichters wittern, der bekanntlich in ſeinen Heimathsjahren am Avon in fremden Gehegen zu pirſchen liebte.

10) Der verſtorbene Gemahl Eliſabeth's heißt in Wirklichkeit Sir John, nicht Sir Richard Grey, wie ihn Shakſpeare nennt, vielleicht durch den Vornamen ihres Vaters irre gemacht, Sir

Richard Woodville, Grafen von Rivers. (Siehe Anmerkung 14.) Daß er für die Partei York's in der Schlacht gefallen, iſt entweder eine falſche Angabe ſeiner Wittwe, der ſchlauen, ſchönen Bittſtellerin, oder ein Irrthum Shakſpeare's, welcher (in Richard III, Act 1 Scene 3) im Gegentheil ſagen läßt: Sir Richard Grey ſei allezeit ein Anhänger der Lancaſter geweſen und auf ihrer Seite in der Schlacht bei Sanct-Alban geblieben. Im Uebrigen iſt die ganze Art und Weiſe, mit welcher König Eduard um Lady Grey wirbt, Erfindung des Dichters. Nach dem Chroniſten macht Eduard die Bekanntſchaft der Wittwe bei einem Beſuche in Grafton, wo ihre Mutter, Lady Rivers, wohnte. Gegen ſeine Werbung ſträubte ſich ſeine eigene Mutter, die Herzogin von York, auf das Nachdrücklichſte; ebenſo ſeine übrige Familie. Daß gleichzeitig durch Warwick um eine franzöſiſche Prinzeſſin für Eduard angehalten worden ſei, findet ſich nur in den Chroniſten Shakſpeare's, Holinſhed und Hall, aber bei keinem Hiſtoriker.

11) Warum die Bearbeitung den Sprung der Handlung nach Frankreich, die Perſonen Ludwig's XI und der Prinzeſſin Bona, und die Begegnung Warwick's und Margaretha's am franzöſiſchen Hofe geſtrichen, darüber ſprechen wir uns im Anhang aus. Die Scene, welche wir, weſentlich aus einzelnen Zügen des Originals zuſammengeſtellt, anſtatt des franzöſiſchen Zwiſchenſpiels einlegen, vereinfacht die Handlung und ſtellt abſichtlich in den, ihr eigenthümlichen Zügen, namentlich im Monolog Margaretha's, wiederum deren Karakter in einem milderen Lichte dar. (Vergl. Anmerk. 18 zu Heinrich VI, erſter Theil.)

12) Der Bruch Warwick's, des ſtolzen Königsmachers, mit York, ſein Uebertritt von der weißen Roſe zur rothen, wird in der Geſchichte durch andere Motive erklärt, als durch die Compromittirung Warwick's in ſeiner Werbung für Eduard. Ein alter engliſcher Scholiaſt, Ritſon, erinnert daran, daß allzuſchwere Verpflichtungen auf einer Seite beide Seiten zu trennen, ſtatt zu binden pflegen; wozu ein tiefes Wort des Tacitus angezogen wird: beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exsolvi posse; ubi multum antevenere, pro gratia odium redditur. (Wohlthaten ſind genehm, ſo lange man hoffen darf, ſie vergelten zu können;

wenn ſie uns zu weit überholen, zahlen wir Haß zurück ſtatt Dank.) Außer dieſem, fein angedeuteten pſychologiſchen Motiv, entfernten auch Thatſachen, die aus Eduard's Vermählung mit Eliſabeth hervorgingen, den Grafen Warwick von der Yorkſchen Partei. Die neue Königin trieb Familienpolitik, indem ſie ihre Schweſtern, Brüder, Söhne erſter Ehe, theils mit Hofämtern, theils mit vortheilhaften Heurathen zu verſorgen wußte. (Siehe Original Heinrich VI, dritter Theil, Act 4 Scene 1.) Der Abfall des ſchwachen und wankelmüthigen Herzogs Georg von Clarence, ſeine Vermählung mit Warwick's älteſter Tochter, Iſabella, 1469, diejenige des Sohnes Margaretha's mit Warwick's jüngerer Tochter, Anna, 1470, vollenden erſt den völligen Uebertritt Warwick's von Eduard's auf Heinrich's Seite. Ueberhaupt war dieſe Wendung Clarence's und Warwick's das Werk reiflicher Erwägung und langwieriger Intriguen, während ſie uns der Dichter, vollkommen in ſeinem Recht, als raſche Entſchlüſſe eines entſcheidenden Moments darſtellt. Daß Clarence, noch einmal abſpringend, von der rothen Roſe zur weißen zurückkehrt, war nicht Folge der Stimme des Blutes, ſondern habſüchtiger Aerger darüber, daß das Erbtheil der älteren Tochter Warwick's ſich ſchmälerte durch Verehelichung der jüngeren mit dem Sohne Margaretha's.

13) Der vierte Aufzug beginnt um 1463, in welchem Jahre König Eduard IV ſeine Vermählung mit Lady Eliſabeth Grey insgeheim bewerkſtelligt hatte.

14) Edler Abſtammung und Verwandſchaft mit dem königlichen Blute konnte Lady Eliſabeth Grey in der That ſich rühmen. Ihr Vater war Sir Richard Woodville, Graf von Rivers; ihre Mutter, Jacoba, die Tochter Peter's von Luxemburg, Grafen von Sanct Paul, hatte in erſter Ehe Herzog Johann von Bedford, Bruder König Heinrich's V, in zweiter den Grafen Rivers geheurathet.

15) Die Gefangennehmung Eduard's durch Warwick und ſeine ſpätere Flucht aus dem Schloſſe Middleham in Yorkſhire, wo er in Gewahrſam gehalten wurde, findet ſich bei Shakſpeare's Chroniſten, aber in keinem Geſchichtſchreiber. Shakſpeare macht daraus zwei eigene Scenen, mit neuen Figuren, wofür die Bearbeitung eine

detaillirt ausgeführte Erzählung ſubſtituirt, die durch die Darſtellerin Margarethens zur Geltung zu bringen iſt. Daß unſer Publikum einen, im Schlafrock und auf dem Lehnſtuhl aus ſeinem Zelt entführten König nicht anders als mit heiteren Augen anſehen würde, rechtfertigt die Aenderung.

16) Heinrich, Graf von Richmond, nachmals König Heinrich VIII, wurde geboren 1456 oder 1455, zählte alſo bei ſeiner Erſcheinung in unſerem Stück, da die Reſtauration Heinrich's VI durch Warwick in 1470 fällt, vierzehn Jahre. Sein Vater war Edmund, Graf von Richmond, ſeine Mutter Margaretha, Tochter des Herzogs von Somerſet. Die Verwandtſchaft der Richmond und Tudor mit Lancaſter erklärt ſich folgendermaßen: Edmund, Graf von Richmond, iſt der Halbbruder Heinrich's VI. Beide haben eine und dieſelbe Mutter: Katharina, Tochter König Karl's VI von Frankreich, in erſter Ehe mit Heinrich V von England vermählt (ſiehe den letzten Act Heinrich's V), in zweiter mit Sir Owen Tudor, einem Edelmann aus Wales, der für die Lancaſter bei Mortimers-Kreuz gefochten hatte und kurz darauf zu Herford enthauptet worden war, 1461. Lord Bacon erzählt das Curioſum, daß König Heinrich VII bei Pabſt Julius um Canoniſation Heinrich's VI nachgeſucht habe, aus Dankbarkeit für die günſtige Prophezeihung über die Zukunft des Hauſes Tudor; der heilige Vater lehnte aber ab, da Heinrich VI nur als ein frommer, einfältiger Mann in der Welt bekannt geweſen ſei, und die Kirche einen Unterſchied machen müſſe zwiſchen Unſchuldigen und Heiligen, damit die Heiligſprechung an Werth nicht verliere. Johnſon bemerkt, daß Shakſpeare ſein Geſchäft verſtanden habe, wenn er den jungen Tudor in ſo vortheilhafter Weiſe auf die Bühne bringt, wie in dieſer Scene und in Richard III geſchieht; dieſer Heinrich war der Großvater der Königin Eliſabeth, und der Erblaſſer der engliſchen Krone an Jacob I. Ohne über die Abſicht oder die Wirkung des Compliments urtheilen zu wollen, bemerken wir blos, daß Shakſpeare Holinſhed's Chronik auch in dieſem Zuge treu folgt; er hat alſo die Schmeichelei nicht erfunden.

17) Der fünfte Aufzug beginnt im Jahre 1471, zu deſſen Anfang Eduard als heimathloſer Flüchtling im Ausland verweilte. Mit fremden Truppen nach England zurückgekehrt, trat er zuerſt

nicht offen als Kron-Prätendent auf, ſondern er wollte angeblich nur wieder in ſeines Herzogthums York Beſitz ſich ſetzen. Als ihm die Ueberrumpelung der Stadt York gelungen (ſ. Original Act 4 Scene 7), wendete er ſich dann gegen London, wo Heinrich abermals in ſeine Hände fiel, und dann gegen Warwick, der in Coventry die Anhänger der rothen Roſe ſammelte. Unſere Bearbeitung zieht die Scenen vor York und vor Coventry in eine zuſammen, wie ſie ſpäter auch aus den beiden Schlachten bei Barnet (am Oſterſonntag, 14 April 1471, Niederlage und Tod Warwick's und bei Tewksbury (Sonnabend, 3. Mai 1471, Niederlage und Gefangennehmung Margaretha's mit ihrem Sohne) eine einzige Scene macht (im Original vier verſchiedene, Act 5 Scene 2, 3, 4, 5). Coventry liegt nicht weit von der Stadt Leiceſter, Barnet in nordweſtlicher Richtung, nahe bei London, Tewksbury in Glouceſterſhire am Fluſſe Severn.

18) Hiſtoriſch ließen drei Herzöge von Somerſet für Lancaſter ihr Leben. Der erſte (im erſten Theil unſers Stückes erſcheinende) fiel in der Schlacht bei St. Alban. Der zweite, des erſten Sohn, wurde in dem Treffen bei Hexham (ſiehe Anmerk. 9) gefangen genommen und darauf enthauptet, 1463; der dritte, Bruder des zweiten, hatte bei Tewksbury, 1471, daſſelbe Schickſal wie der zweite.

19) Nach der Chronik iſt der junge Prinz von Wales nicht am Tage und auf dem Schlachtfelde von Tewksbury von den drei Brüdern York niedergeſtochen worden, ſondern am nächſtfolgenden Morgen, 4. Mai 1471. Der ihn gefangen nahm, war Richard Croftes. König Eduard hatte für des Prinzen Fang einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 100 Pfund ausgeſetzt, dem Prinzen aber das Leben geſichert. Als der achtzehnjährige Jüngling vor die Sieger geführt wurde und in die muthig trotzige Rede ausbrach, die ihm auch der Dichter in den Mund legt, ſtieß ihn Eduard heftig von ſich, Richard und Georg, ſowie aus deren Umgebung, Dorſet und Haſtings, hieben ihn nieder; eine Greuelthat, welche die Mehrzahl der Thäter bitter bereut hat. Von der Anweſenheit Margaretha's bei ihres Sohnes Mord weiß die Chronik nichts. Sie ward gefangen genommen, fünf Jahre im Tower gehalten und von Frankreich um 50,000 Kronen ausgelöſt, wo ſie am 25. Auguſt 1482, 57 Jahre alt, ſtarb.

20) König Heinrich's Ende unter Richard's Dolch oder Schwert berichtet der Chroniſt. Anhänger des Hauſes York geben an, er ſei aus Gram über ſeines Sohnes Tod und die verlornen Schlachten, eines natürlichen Todes im Tower geſtorben, am 23. Mai 1471, ſein Leichnam am Vorabend des Himmelfahrtsfeſtes, 29. Mai 1471, in der St. Pauls-Kirche ausgeſtellt und dann im Stillen im Kloſter zu Chertſey, fünfzehn engliſche Meilen von London entfernt, beigeſetzt worden; wir begegnen der ſterblichen Hülle des armen Dulders auf dieſem ihrem letzten Wege noch einmal, in Richard III, Act 1 Scene 3. Bekanntlich ſchwebt ein gleich ungewiſſes Dunkel über dem Ende ſo mancher Opfer des Bürgerkrieges: König Richard II in Schloß Pomfret, der Herzog von Gloſter in der Abtey zu Bury, beide Söhne Eduard's IV und der Herzog von Clarence im Tower. Man wird kaum fehl gehen, wenn man in den meiſten Fällen an einen gewaltſamen Tod glaubt. So denn auch der Dichter, dem die Bearbeitung folgt. Sie ſtellt nur Heinrich's Tod und Richard's Monolog als Schluß des Stückes hin, an welchen ſich der Anfang Richard's III unmittelbar anreiht, und läßt die im Original darauf folgende Scene, worin Eduard IV als König und Sieger, wie als glücklicher Vater eine feierliche Anſprache an die Seinigen im Palaſt zu London hält, theils wegfallen, theils in der vorausgehenden Scene auf dem Schlachtfeld ohne innere, wie äußere Schwierigkeiten aufgehen.

Anhang

zu

König Heinrich der Sechſte.

Das Original beſteht bekanntlich aus drei Theilen, jeder zu fünf Acten. Der erſte Theil gilt manchen Auctoritäten, engliſchen wie deutſchen, für unächt; der zweite und dritte ſind, nachweisbar, Bearbeitungen zweier fremder Stücke, welche, vollſtändig erhalten, zum Vergleich vorliegen. Auffallend bleibt der Umſtand, daß alle drei Theile bei Lebzeiten Shakſpeare's niemals im Druck erſchienen, ſondern erſt nach ſeinem Tode in die Geſammt-Ausgabe ſeiner Werke aufgenommen worden ſind, während die übrigen fünf Hiſtorien zwiſchen 1597 und 1600 in Separat-Ausgaben, mit des Dichters Namen, gedruckt, verſchiedentlich aufgelegt und nachgedruckt worden ſind.

Unſere Bearbeitung ſtreicht, bis auf eine einzige Scene, den ganzen erſten Theil; im zweiten (bei uns erſten) Theil: die Geiſterbeſchwörungs-Scene bei der Herzogin von Gloſter, die Gaukelei des vergeblichen Krüppels Simpcox und deſſen Entlarvung durch den Herzog von Gloſter, den Zweikampf Meiſter Horner's und ſeines Lehrlings, die Ermordung

Suffolk's durch Piraten in Dover, die Erſchlagung Cade's durch Iden; im dritten (bei uns zweiten) Theil: den Sprung der Handlung an den franzöſiſchen Hof, König Ludwig XI und Prinzeſſin Bona, die Gefangennahme und die Flucht Eduard's IV.

Die Beſeitigung des ganzen erſten Theils iſt weniger gewaltſam als ſie ſcheinen mag. Dieſer erſte Theil ſtellt an ſich nur ein Vorſpiel zu den zwei folgenden dar. Er reiht an einen, durch 22 volle Jahre (1422 bis 1444) locker ausgeſponnenen Faden die Ereigniſſe von Heinrich's V Tode bis zur Verlobung ſeines Sohnes Heinrich's VI mit Margaretha von Anjou. Die Handlung des Stückes, wie deſſen Schauplatz iſt durchweg zweiſpaltig; in einer Hälfte wird der Verluſt der engliſchen Eroberungen in Frankreich erzählt, in der anderen die Parteiung in der engliſchen Herrſcherfamilie. Eine beträchtliche Anzahl Epiſoden läuft unvermittelt und zuſammenhangslos nebenher, ſo daß das ganze Stück in lauter Stückwerk zerfällt, in einzelne, loſe Scenen, die man, unbeſchadet des Verſtändniſſes und des Eindrucks, ſogar zu beider Frommen, theils wegnehmen, theils umſtellen könnte. Für ein deutſches Publikum würde nur die Erſcheinung der Jungfrau von Orleans Intereſſe haben; allein die Auffaſſung derſelben, mag ſie hiſtoriſch oder national zu rechtfertigen ſein, verſtößt dergeſtalt gegen Sinn und Sitte unſerer Zeit, daß dieſe Jungfrau, auch ohne den nahe liegenden Vergleich mit Schiller's idealer Licht- und Luftgeſtalt, eine Unmöglichkeit wird. (Merkwürdig, wie drei große Dichter verſchiedener Nationen — Shakſpeare, Voltaire, Schiller — von ſo karakteriſtiſch verſchiedenen Seiten ſich an dem Heldenmädchen von Orleans vergriffen haben!) Da obendrein der eine Theil der Handlung, die Erhebung des franzöſiſchen Volkes unter der Fahne der Jungfrau und die Vertreibung der

Engländer aus Frankreich, unbedenklich als bekannt vorausgeſetzt werden durfte, ſo erübrigte nur, den anderen Theil, die inneren Zerwürfniſſe im Schooße Englands, durch einzelne nachgeholte Züge und namentlich durch die bedeutſame Roſen-Scene (Original Theil I, Act 2, Scene 4; Bearbeitung Theil I, Act 2, Scene 1) zur Anſchauung zu bringen, und das ganze erſte Stück der Trilogie wurde überflüſſig. Die Roſen-Scene, zu welcher wir eine geſchichtliche Unterlage vergeblich geſucht haben, verſinnlicht ungemein klar und ausdrucksvoll die Entſtehung der Abzeichen der zwei feindlichen Häuſer Lancaſter und York und giebt damit die Baſis der geſammten Handlung ab.

Unſere anderweitigen Auslaſſungen ſind minderen Belangs. Die Geiſterbeſchwörungs-Scene, welche bei Shakſpeare's Publikum ein angenehmes „Gruſeln" hervorgebracht haben mag, würde im Gaslicht der heutigen Bühne unſtreitig einen unbeabſichtigten komiſchen Eindruck machen, da ſie auf groben Betrug hinausläuft. Ebenſo ſpezifiſch altengliſch iſt der Zweikampf Horner's mit ſeinem Lehrling; dergleichen volksthümliche Gottesurtheile kennt die engliſche Juſtiz noch lange nach Shakſpeare, und wenn ſie auf der Bühne mit naturwüchſiger Kraft und Treue dargeſtellt wurden, erregten ſie ſeiner Zeit einen nicht geringeren Beifallsſturm, als gegenwärtig eine Preisboxerei. Daß der franzöſiſche Hof, König Ludwig XI und Prinzeſſin Bona, ganz und gar verſchwunden ſind, wird ſich gleichfalls rechtfertigen laſſen. Nicht blos der plötzliche und kurze Sprung des Schauplatzes von England nach Frankreich macht die Scene bedenklich, ſondern vielmehr die blos ſkizzenhafte Ausführung, die ihr der Dichter angedeihen läßt. Shakſpeare iſt auch darin ein Vollblut-Engländer, daß er jeden Ausländer ſchlecht oder doch ungerecht behandelt, inſonderheit den Nachbarn jenſeits des Kanals. Seine Franzoſen verhalten ſich zu ſeinen Engländern, wie Reliefs zu Statuen. Unſerem hiſtoriſchen Blick wie unſerer theatraliſchen Gewohnheit aber wird es kaum erträglich ſein, in dem Drama Heinrich V Karl VII von Frankreich, in Heinrich VI Ludwig XI — zwei Monarchen von ſehr ausgeprägter, bekannter Phyſiognomie — faſt nur wie Kartenkönige, durch wenig mehr als Krone und Hermelin karakteriſirt, erſcheinen und alsbald wieder verſchwinden zu ſehen. In Heinrich V muß, weil in dieſem Stück auf den Gegenſatz zwiſchen Engländern und Franzoſen Alles ankommt, der mangelhaften Zeichnung nachgeholfen, Karl VII muß mit geſchichtlichen Zügen zu einem Bild ausgeführt werden. Anders in Heinrich VI. Hier greift Ludwig XI perſönlich weder in die Handlung noch in die Karakteriſtik ein; ſein Erſcheinen kann ſtören, nicht ſein Wegbleiben, und wenn die Werbung Warwick's wie das Anliegen Margaretha's bei ihm erzählt, ſtatt dargeſtellt wird, ſo verliert dabei das Stück gar nicht; vorausgeſetzt, daß die Begegnung der beiden letzteren ſtehen bleibt, aus welcher eine Hauptwendung hervorgeht. Dies der Grund, weswegen wir den franzöſiſchen Hof geſtrichen, dagegen das Zuſammentreffen Warwick's und Margaretha's, nach Dover verlegt, zu einer breiten, den Act wirkſam abſchließenden Scene erweitert haben. Zwei Hauptgeſtalten treten dadurch in helleres Licht, während eine Gruppe von Nebenfiguren wegbleibt.

Ganz aus demſelben Grunde erſetzen wir Suffolk's Abſchlachtung auf offener Scene durch einen Monolog Margarethens. Wir verweiſen darüber, wie über die Auslaſſung des Todes Cade's, der Gefangennahme und Flucht Eduard's IV, endlich über Zuſammenlegung vieler einzelnen kurzen Schlachtſcenen theils auf die Darlegung unſerer Methode in der Einleitung, theils auf unſere Anmerkungen zu den betreffenden

Stellen. Dagegen haben wir hier, dem Plane einer Bühnen-Ausgabe gemäß, noch einige der Darſtellung dienſtbare Erläuterungen über die Karaktere der Hauptperſonen zu geben.

Heinrich der Sechſte iſt der paſſive Held beider Stücke, im Gegenſatz zu dem activen, Richard III. Geboren 1421, ermordet 1471, zählt er zu Anfang unſers erſten Theiles 24 Jahre, am Ende des zweiten 50. Der Schauſpieler wird dies Altern durch dünner werdendes, aber nicht ganz und gar ergrauendes Haar und durch zunehmenden Bart veranſchaulichen; am deutlichſten zeige ſich die Veränderung von der Scene im Tower an (Theil II, Act 4, Scene 5). Brauchbare Portraits liefern die zeitgenöſſiſchen Quellen nicht; ihnen wird der Darſteller nichts abſehen können, als ein ſchmales ovales Geſicht mit weichen Zügen und langem Haar. Seine hervorſtechende Karakterfarbe iſt eine wahre, warme Frömmigkeit, Hang zum Frieden und zu beſchaulichem Stillleben; beides nicht unter einer manierirten Betbruder-Maske. Heinrich's Schwäche und Wankelmuth ſind weſentlich andere, als Richard's II, des Tyrannen von Gottes Gnaden, gleiche Eigenſchaften. Er iſt zum Regieren geboren, aber nicht erzogen worden. Seine ehrgeizigen Oheime und Vormünder ließen ihn zwar als Kind krönen, aber auch als Mann nicht herrſchen. Der Schauſpieler hüte ſich, ihn beſchränkt oder einfältig im gewöhnlichen Sinne zu nehmen; Heinrich durchſchaut ſeine Höflinge, ſeine Verwandten, bald genug auch ſeine Gemahlin. Ihm fehlen nur Willen und Thatkraft, freilich die erſten Erforderniſſe des Regentenberufs. Zeitweilige Wallungen des Zorns, der Rache, der Herrſchbegier ſind dieſer ſanften, gebundenen Natur keineswegs fremd. Ihr Feuer flackert am hellſten auf kurz vor dem Erlöſchen, dem Mörder gegenüber. Richard hat die Vaterliebe Heinrich's getroffen, den Fleck, wo auch der

Schwächſte zum Helden werden kann. Das Herz des Dulders zuckt noch einmal gewaltig auf, um gleich im Gebet und in einem Seufzer der Vergebung für den Todfeind zu brechen. — Der Vortrag der Rolle meide den naheliegenden Fehler elegiſcher Monotonie. Neben der dominirenden Molltonart und dem Piano muß an rechter Stelle kräftig und voll ein männlicher, ja, ein königlicher Ton angeſchlagen werden.

Margaretha, geb. 1425, geſt. 1482, das Weib, zugleich der Gegenſatz Heinrich's. Dieſe zwei Naturen können ſich nicht verſtehen; davon klingt in Heinrich's Willkomm bei der erſten Begegnung ſchon eine leiſe Ahnung an, als er ausruft: „Wenn unſ're Seelen ſich in Eintracht finden!“ Aber nicht nur mit dem König, mit ihrer ganzen Umgebung befindet ſich Margaretha im Widerſpruch: ſie iſt die einzige Franzöſin unter Engländern. Ihre Miſſion, die der Furie des Hauſes Lancaſter, treibt dies Haus und ſie ſelbſt dämoniſch dem Untergange zu. Ehrgeiziger als Lady Macbeth, will ſie Königin nicht blos heißen, ſondern ſein. Ihre Energie kennt keine Hinderniſſe, ihre Zähigkeit keine Niederlagen, ihre Willenskraft keine Scrupel. Doch mache die Darſtellerin deswegen weder ein Mannweib aus ihr, noch eine Gottbegeiſterte Jungfrau, wenn ſie im Harniſch, mit dem Schlachtenbanner der Lancaſter erſcheint. Daß ſie ein Weib iſt, zeigt ſie auf zwei Seiten: in der Leidenſchaft für Suffolk, in der Liebe zu ihrem Sohn. Von allen Seiten aber muß ſie als Königin erſcheinen, niemals gemein im Ausdruck, auch wo er ſcharf und bitter iſt. Die Darſtellerin gebe ſich dämoniſche Schönheit, heroiſche Kraft, ſüdliche Gluth. Die Rolle, — die dankbarſte, welche im Fach tragiſcher Heldinnen exiſtirt, und die größte von Shakſpeare's Frauengeſtalten, — wächſt erſt in Richard III völlig aus, wo Margaretha, ungebrochen durch Bann und Elend, zu antiker Erhabenheit ſich aufſchwingt. Wenn eine begabte Schauſpielerin darüber kommt, wird eine überraſchend wirkungsvolle dramatiſche Creation entſtehen.

Eduard, Prinz von Wales, geb. 1453, erſchlagen 1471. Im erſten Theil ein Kind, alt genug, um ſeine wenigen Worte natürlich reden können, dabei aber noch ſo klein, daß Margaretha es aufzuheben und zu halten vermag. Im zweiten Theil ein achtzehnjähriger Jüngling, der Mutter ähnlicher als dem Vater, friſch, offen, muthvoll, von einnehmender Perſönlichkeit. (Die Rolle darf nicht von einer weiblichen Darſtellerin geſpielt werden.)

Der Herzog von Gloſter. Nach der Geſchichte ein hab- und herrſchſüchtiger Parteigänger, keineswegs der Biedermann und Patriot, als welchen ihn der Dichter darſtellt. Der Schauſpieler wird ſich an den letzteren zu halten haben. Er gebe den Reichsprotector mit Würde und Wärme, voll Vertrauen in ſein gutes Recht, bis zur Blindheit ſelbſtzuverſichtlich, hochfahrend und ſtreitluſtig gegen die Nebenbuhler, dagegen ſchwach für ſeine Gemahlin, die „Herzens-Lore,“ welche ihn beherrſcht. Mit ihrem Verluſt verliert er ſich ſelbſt und bricht zuſammen, ohne daß er es weiß. Gloſter ſtirbt 1447, wenig über 50 Jahre alt.

Eleonore, Tochter des Lord Cobham, mit dem Herzog von Gloſter vermählt, nachdem deſſen erſte Ehe (mit der bekannten Jacobäa von Bayern) durch den Pabſt für ungiltig erklärt worden. Um zwanzig Jahre jünger als ihr Gemahl, von imponirender Erſcheinung, mit einem leiſen Anflug von dem Stolz des Emporkömmlings. Herrſchſüchtig wie Margaretha, aber mehr aus Eitelkeit als aus Ehrgeiz; die erſte Rolle, die ſie in ihrem Haus ſpielt, will ſie bei Hof und im Lande unbeſtritten fortſetzen. Daher ihre Feindſchaft mit Margarethen, — die übrigens, wie in unſeren Anmerkungen erwähnt worden, nicht hiſtoriſch, ſondern Erfindung, jedoch eine trefflich benützte des Dichters iſt. Ihr Verkehr mit der Geiſterwelt ſtammt weniger von einem romantiſchen Hang, als aus Träumen vom Throne. Die Rolle will ſehr fein nüancirt ſein, und kann namentlich in der Fächer-Scene nicht discret, in der Gerichts-Scene nicht kräftig genug geſpielt werden, damit ſich ihr Ende in der Dichtung nicht verliert, wie dies in der Geſchichte der Fall geweſen. Eleonore ſtarb, ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, in ihrem Exil auf der Inſel Man, wohin ſie, drei Jahre vor Margarethens Ankunft in England, verwieſen worden war.

Der Cardinal von Wincheſter, umgekehrt wie Gloſter, vom Dichter in dunkleren Farben geſchildert, als von der Geſchichte. Die letztere kennt ihn, den Sohn des alten Gaunt (Johann von Gent, in Richard II), als einen über die Maßen reichen, geizigen, ſtolzen Kirchenfürſten, auch als Gegner Gloſter's; aber von ſeiner unmittelbaren Schuld an deſſen Ermordung weiß ſie ſo wenig wie von den Gewiſſensqualen ſeiner Todesſtunde. Nach Shakſpeare's beſtimmter und außerordentlich wirkſamer Zeichnung wird der Darſteller den Cardinal keineswegs in der herkömmlichen Theater-Maske für „Pfaffen" ſpielen dürfen, auch nicht als hochbetagten Greis, ſondern als einen ſtattlichen, rüſtigen Sechziger, von ehrfurchtgebietendem Aeußern, mehr Staatsmann als Prieſter, jedes Falls mit durchaus weltlichen Neigungen, zu politiſcher Intrigue geneigt, zu Händeln, auch mit dem Schwert, allzeit fertig, ſarkaſtiſch im Ausdruck, ſicher und feſt in ſeiner Haltung. Dieſe bricht zuſammen, wie vom Blitz getroffen, beim Anblick der Leiche des erdroſſelten Gloſter. Das Gewiſſen, ein Gericht Gottes, hat ihn geſchlagen. Seine eigene Sterbe-Scene iſt ein Cabinetsſtück Shakſpeare'ſcher Kunſt, des größten Schauſpielers würdig.

Suffolk, Günſtling des Hofes, dem Volk verdächtig und verhaßt; glatt, glänzend, geſchmeidig; eiferſüchtig auf ſeine Stellung, argwöhniſch gegen jeden neuen und fremden Einfluß; egoiſtiſch wie jeder Hofmann. Seine Liebe zu Margarethen iſt auch mehr äußerliche Abſicht und geſchmeichelte Eitelkeit, als tiefe Empfindung; weniger Zweck als Mittel. Erſt die Leidenſchaft des begabten Weibes erwärmt und erhebt ihn bis auf die Höhe des Gefühls, das in der wunderbar ſchönen, glühend ſinnlichen Abſchiedsſcene durchbricht. Im gewöhnlichen Liebhaberton darf die Rolle nicht geſpielt werden.

Warwick, Suffolk's Gegentheil, Liebling und Held des Volks. Der Darſteller bedenke, daß er den mächtigſten Mann ſeiner Zeit zu ſpielen hat, den „Königmacher," den „Letzten der Barone" (in Bulwer's berühmtem Roman), der aber nicht mit dem „letzten Ritter" unſerer deutſchen Romantik vermiſcht werden darf. Das ritterliche, heroiſche Element in dem Karakter ſteht unter dem politiſchen. Warwick iſt das Urbild des ſtolzen Vaſallenthums im Mittelalter, das, ſtärker und reicher als die Krone, auf ihren Schlachtfeldern wie in ihrem Rath den Ausſchlag giebt, und das dieſer Macht ſich völlig bewußt iſt. In ſolchem Licht erſcheint ſein Uebertritt von der weißen Roſe zur rothen nicht wie wankelmüthige Schwäche, auch nicht wie Treuloſigkeit. Warwick bleibt ſich ſelbſt treu, wenn er da ſteht, wohin ſeine Ehre, wohin der Vortheil des Landes ihn ſtellen. Er iſt weſentlich verſchieden von den Clifford's, den Somerſet's, den Northumberland's, welche Werkzeuge oder Anhängſel ihrer Partei ſind; wilde Todtſchläger wie der junge Clifford, ſubalterne Geiſter wie Somerſet. Warwick ſtellt ſich nicht nur über ſie, ſondern über die Könige, denen ſie dienen, während er ſie ein- und abſetzt, „ſeine Könige.“ Seine Geſtalt kann nicht hoch genug angelegt, nicht bedeutend genug durchgeführt werden.

York, der Prätendent in leibhaftiger, lebendigſter Geſtalt. Sein Lebensziel, die Krone, immer feſt im Auge, ſucht er jeden Weg auf, der an das Ziel zu führen verſpricht, ſowohl den Weg des angeblichen oder wahren Rechts, als den kürzeren der Gewalt. Bei Hof und im Volk, im Parlament, im Straßenauflauf und auf dem Schlachtfeld ſetzt er ihm nach; verſteckt, ſo lang es nöthig iſt, offen, ſobald es möglich wird.

Ueber das Kleeblatt ſeiner Söhne, Eduard, Georg, Richard, und über des erſteren Gemahlin, die ſchlaue, ſchöne Eliſabeth, ſprechen wir im Anhang zu Richard III, da erſt im Schlußſtück der Trilogie ihre Karaktere zur Entwickelung gelangen. Sein vierter Sohn, Edmund, Graf von Rutland, der Geſchichte nach älter als Georg und Richard, muß nach dem Dichter als der jüngſte der Brüder gegeben werden, faſt noch ein Knabe, von zartem, weiblichem Anſehen, deswegen auch durch eine Dame zu ſpielen.

John (oder Jack) Cade: eine typiſche Figur, ſo treu nach dem Leben gezeichnet, daß ſie Portrait oder Tendenzbild neueſten Datums ſcheint. Der Karakter iſt ſchwer zu vergreifen: der Darſteller hüte ſich nur, ihn burlesk aufzufaſſen. Auch die Züge Banſen's im Egmont paſſen hier nicht. Cade iſt kein finſt'rer Schleicher, kein feiger Hetzer; mit ſeiner Perſon ſteht er für ſeine Sache ein, ſogar dann noch, als er ſie verloren geben muß. Ein Mann aus dem Volk und ein Mann für das Volk, ſpielt er dennoch, voll überlegenen Humors, ſowohl mit dem Volk, wie mit dem Adel. Um ihn gruppiren ſich nach der einen Seite Bevis und Holland, handfeſte Geſellen, die, leicht erregbar, drauf und drangehen, wo es einen Aufſtand gilt; nach der anderen Dick und Smith, die Repräſentanten des nüchternſten, niedrigſten Spiesbürgerthums, das mit dem Strom ſchwimmt, nach jedem Wind ſich dreht.

Das Volk, — das in den Hiſtorien eine handelnde Rolle ſpielen muß, deſſen das hiſtoriſche Drama ſo wenig entbehren kann, wie das Hiſtorienbild der Gruppen und Maſſen, — dies Volk will in der Darſtellung, obgleich es auf dem Zettel zu unterſt ſteht, mit oberſter Sorgfalt bedacht und behandelt werden. Die Schwierigkeit ſolcher Enſemble-Scenen, Verſammlungen, Aufſtände, Schlachten, Rückzüge u. ſ. w., kennt jeder Erfahrene. Sie ſind im Schauſpiel viel größer als in der Oper, wo der Taktirſtab des Kapellmeiſters und des Chordirektors wenigſtens eine äußerliche Einheit herzuſtellen vermag. Und doch beruht ein guter Theil der Wirkung Shakſpeare'ſcher wie anderer hiſtoriſcher Dramen auf glücklicher Ausführung der Volks-Scenen. Die gewöhnliche Praxis und Routine der Regie reicht dazu nirgends aus; ihr Triumph pflegt darein geſetzt zu werden, daß im Handgemenge kein Krieger den Gegner trifft, und daß ſogenannte Tutti-Reden „zuſammenklappen,“ als kämen ſie aus Einem Munde. Nichts iſt verkehrter als dies. Doch läßt ſich für den einzelnen Fall eine beſtimmte Vorſchrift nicht geben. Der Geiſt der Scenen, ihre Intention, ihr Verhältniß zu den Hauptperſonen und zur Handlung, der Wechſel ihres Ausdrucks muß genau ſtudirt und nach dem Leben reproducirt werden. Man ſuche auf, was darinnen liegt, und man wird erſtaunt ſein über die Wirkung, welche oft ein einziger, wilder Ausruf, ein Lärm in der Couliſſe hervorbringt. Nur behandle man dergleichen Vorwürfe nicht nach der Schablone; man laſſe das Volk verworren durch einander ſprechen, nur einzelne Stichworte (wie Rache, Mord, Nieder, Hoch) klar hervortreten, und nicht auf das Commando des Statiſtenführers den Lärm plötzlich ausbrechen und ebenſo plötzlich abbrechen, ſondern allmählich entſtehen, wachſen, zurückweichen, verhallen. Man nüancire den Ausdruck, die Bewegungen, Geſichter und Geſtalten aller Mitwirkenden und vergeſſe nie, daß das Einſtudiren ſolcher Scenen, das in der Regel auf einer Generalprobe abgemacht wird, mehr Mühe erfordert, als das Zuſammenſpiel der Hauptdarſteller.

Ende des zweiten Bandes.

Shakſpeare's Hiſtorien

Deutſche Bühnen-Ausgabe

von

Franz Dingelſtedt.

Dritter Band:

König Richard der Dritte.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1867.

Der Unterzeichnete behält ſich das ausſchließende Recht der Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung vor.

Franz **Dingelſtedt.**

Inhalt.

Seite

König Richard der Dritte 1

Anmerkungen zu König Richard der Dritte 121

Anhang zu König Richard der Dritte 129

König Richard der Dritte

Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen
von Shakſpeare

nach Schlegel's Ueberſetzung frei bearbeitet

von

Franz Dingelſtedt.

Perſonen:

König Edward der Vierte.
Eliſabeth, deſſen Gemahlin.

Eduard, Prinz von Wales, nachmals König Eduard V,
Richard, Herzog von York,
des Königs minderjährige Söhne.

Georg, Herzog von Clarence,
Richard, Herzog von Gloſter, nachmals König Richard III,
Brüder des Königs.

Ein junger Sohn
Eine junge Tochter
des Herzogs von Clarence.

Margaretha von Anjou, Wittwe Heinrich's VI.
Herzogin von York, Mutter Eduard's IV.
Anna, Schwiegertochter Heinrich's VI, nachmals mit dem Herzog von Gloſter vermählt.
Heinrich, Graf von Richmond, nachmals König Heinrich VII.

Graf Rivers,
Lord Grey,
Marquis von Dorſet,
Verwandte der Königin, vormals Lady Eliſabeth Grey.

Herzog von Buckingham,
Lord Lovel,
Sir Richard Ratcliff,
Sir William Catesby,
Herzog von Norfolk,
Anhänger und Vertraute Richard's, Herzogs von Gloſter.

Lord Stanley, Stiefvater Heinrich's, Grafen von Richmond.
Lord Haſtings.
Sir Robert Brakenbury, Commandant des Towers.
Sir James Tyrrel.

Der Lord-Mayor von London.
Zwei Mörder.
Drei Bürger von London.
Drei Eilboten König Richard's III.
Geiſtliche und weltliche Lords, Edle, Ritter, Rathsherren, Krieger, Volk, Hofſtaat, Gefolge, Dienerſchaft.
Geiſter-Erſcheinungen.

Schauplatz: Vom erſten bis fünften Aufzug: London; im fünften Aufzug: Lager und Schlachtfeld bei Bosworth, in der Nähe von Leiceſter.

Zeit der Handlung: 1471 bis 1485.

(Die Anweiſungen rechts und links ſind vom Schauſpieler, nicht vom Zuſchauer, genommen.)

Erſter Aufzug.¹)

Schauplatz: Eine Straße in London, mit einem Eck, ſpitzwinklig, in die Mitte der Bühne, aber nicht zu weit in den Vordergrund vorſpringend.

Erſter Auftritt.

Gloſter

(aus dem Hintergrunde links langſam, im Selbſtgeſpräche, auftretend).

Nun ward der Winter unſers Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne York's;
Die Wolken all', die unſer Haus bedroht,
Sind in des Weltmeers tiefem Schooß begraben.
Nun zieren unſ're Stirnen Siegeskränze,
Die ſchart'gen Waffen hängen als Trophä'n;
Aus rauhem Feldlärm werden munt're Feſte;
Aus furchtbar'n Märſchen holde Tanzmuſiken.
Doch ich, zu Poſſenſpielen nicht gemacht,
Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln,
Ich, roh geprägt, im Ebenmaaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falſch betrogen,
Entſtellt, verwahrloſt, vor der Zeit geſandt
In dieſe Welt des Athmens, halb kaum fertig,

Gemacht, und zwar ſo lahm und ungeſtalt,
Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei, —
Ich nun, in dieſer ſchlaffen Friedenszeit,
Weiß keine Luſt, die Zeit mir zu verkürzen,
Als meinen Schatten in der Sonne ſpäh'n,
Und meine eig'ne Mißgeſtalt erörtern.
Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen dieſe fein beredten Tage,
Bin ich gewillt ein Böſewicht zu werden,
Und feind den eitlen Freuden dieſer Welt.
Anſchläge macht' ich, ſchlimme Einleitungen
Durch trunk'ne Weiſſagungen, Schriften, Träume,
Um meinen Bruder Clarence und den König
In Todfeindſchaft einander zu verhetzen.
Und iſt nur König Eduard treu und echt,
Wie ich verſchmitzt, falſch und verrätheriſch,
So muß Georg heut noch verhaftet werden
Für eine Weiſſagung, daß Buchſtab G
Den Erben Eduard's nach dem Leben ſteh'!
Taucht unter, ihr Gedanken! Clarence kommt.

Zweiter Auftritt.[1])

(**Gloſter. Clarence** kommt mit Wache und **Brakenbury** vom Vordergrunde rechts.)

Gloſter.

Mein Bruder, guten Tag! Was ſoll die Wache
Bei Euer Gnaden?

Clarence (ironiſch).

Seine Majeſtät,
Beſorgt um meine Sicherheit, verordnet
Mir dies Geleit, mich nach dem Tower zu ſchaffen.

Gloſter.

Aus welchem Grund?

Clarence.

Weil man Georg mich nennt.

Gloſter (ſpöttiſch und wie zweifelnd).

Ach, Mylord, das iſt Euer Fehler nicht;
Verhaften ſollt' er darum Eure Pagen.
Vielleicht hat ſeine Majeſtät im Sinn,
Umtaufen Euch zu laſſen dort im Tower.
(in ernſten Ton einlenkend)
Doch was bedeutet's, Clarence? Darf ich's wiſſen?

Clarence.

Ja, Richard, wann ich's weiß: denn ich betheure,
(Richard ſtellt ſich ſehr erſtaunt.)
Noch weiß ich's nicht. Nur dies hab' ich gehört:
Er horcht auf Weiſſagungen und auf Träume,
Streicht aus dem Alphabet den Buchſtab' G,
Und ſpricht: Ein Deuter ſagt ihm, daß durch G
Enterbung über ſeinen Stamm ergeh';
Und weil mein Nam' Georg anfängt mit G,
So denkt er, folgt, daß es durch mich geſcheh'!
Dies, wie ich hör', und Grillen, dieſen gleich,
Bewegen ſeine Hoheit zum Verhaft.

Gloſter
(achſelzuckend und heimlich).

So geht's, wenn Weiber einen Mann regieren.
'S iſt Eduard nicht, der in den Tower Euch ſchickt;
Mylady Grey, ſein Weib, nur ſie allein
Reizt ihn zu dieſem harten Aeußerſten.
War ſie es nicht, und jener Mann der Ehren,
Ihr guter Bruder Anton Woodeville,
Die in den Tower Lord Haſtings ſchicken ließen,

Von wo er eben heute los gekommen?
(den Kopf ſchüttelnd, leiſe)
Wir ſind nicht ſicher, Clarence, ſind nicht ſicher!

Clarence.

Beim Himmel, Niemand iſt es, als die Sippſchaft
Der Königin, und nächtliche Herolde,
Des Königs Botenläufer zu Frau Shore;
Hörtet Ihr nicht, wie ſich, demüthig flehend,
Lord Haſtings um Befreiung an ſie wandte?

Gloſter.

Demüthig klagend ihrer Göttlichkeit,
Ward der Herr Oberkämmerer befreit.
Hört an: ich denk', es wär' die beſte Art,
Wenn wir in Gunſt beim König bleiben wollen,
Bei ihr zu dienen und Livrei zu tragen.
Die eiferſücht'ge, abgenützte Wittwe
Und jene, ſeit mein Bruder ſie geadelt,
Sind mächtige Gevatterfrau'n im Reich.

Brakenbury (tritt zwiſchen Beide).

Ich erſuch' Eu'r Gnaden beide, zu verzeih'n;
Doch Seine Majeſtät hat ſtreng befohlen,
Daß Niemand, welches Standes er auch ſei,
Soll ſprechen insgeheim mit ſeinem Bruder.

Gloſter.

Ja ſo! Beliebt's Eu'r Edlen, Brakenbury,
So hört nur Allem, was wir ſagen, zu:
Es iſt kein Hochverrath, mein Freund; wir ſagen:
Der König ſei ſo weiſ', als tugendſam,
Und ſein verehrtes Eh'gemahl an Jahren
Anſehnlich, ſchön und ohne Eiferſucht;
Wir ſagen: Shore's Weib hab' ein hübſches Füßchen,
Ein Kirſchenmündchen, Aeuglein, Honigzunge,

Und daß der Kön'gin Sippſchaft adlig worden.
Was ſagt Ihr, Herr? Iſt Alles das nicht wahr?

Brakenbury (zurücktretend).

Mylord, ich bin bei alledem nichts nutz.

Gloſter.

Nichtsnutzig bei Frau Shore? Hör' an, Geſell:
Iſt wer bei ihr nichtsnutzig, als der eine,
Der thät' es beſſer insgeheim, alleine.

Brakenbury.

Als welcher eine, Mylord?

Gloſter.

Ihr Mann, Du Schuft; willſt Du mich fangen?

Brakenbury.

Ich erſuch' Eu'r Gnaden, zu verzeihn, wie auch
Nicht mehr zu ſprechen mit dem edlen Herzog.

Clarence.

Wir kennen Deinen Auftrag, Brakenbury,
Und woll'n gehorchen.

Gloſter.

Wir ſind die Verworf'nen
Der Königin und müſſen ſchon gehorchen.
Bruder, lebt wohl! Ich will zum König gehn,
Und wozu irgend Ihr mich brauchen wollt,
Müßt' ich auch Eduard's Wittwe*) Schweſter nennen,
Ich will's vollbringen, um Euch zu befrei'n.
Denn dieſe ſchwere Schmach der Brüderſchaft
Rührt tiefer mich, als Ihr Euch denken könnt.

Clarence.

Ich weiß es, ſie gefällt uns Beiden nicht.

---

*) Das heißt die Wittwe, welche Eduard geheurathet hat, Eliſabeth.

Gloſter.

Wohl, Eu'r Verhaft wird nicht von Dauer ſein:
Ich mach' Euch frei, ſonſt ſtell' ich mich für Euch.
Indeſſen habt Geduld.

Clarence.

Ich muß; lebt wohl!

(Clarence mit Brakenbury und der Wache links ab.)

Dritter Auftritt.

Gloſter (allein).

Geh' nur des Weg's, den Du nie wiederkehrſt.
Einfält'ger Clarence! So ſehr lieb' ich Dich,
Ich ſende bald dem Himmel Deine Seele,
Wenn er die Gab' aus meiner Hand will nehmen.
Doch wer kommt da? Der neu befreite Haſtings.

Vierter Auftritt.

(**Gloſter. Haſtings,** von der linken Seite kommend).

Haſtings.

Vergnügten Morgen meinem gnäd'gen Herrn!

Gloſter.

Das Gleiche meinem lieben Kämmerer.
Seid ſehr willkommen in der freien Luft!
Wie fand Eu'r Gnaden ſich in den Verhaft?

Haſtings.

Geduldig, edler Herr, wie man wohl muß;
Doch hoff' ich, denen Dank einſt abzuſtatten,
Die Schuld geweſen ſind an dem Verhaft.

Gloſter.

Gewiß, gewiß, und das wird Clarence auch:
Die Eure Feinde waren, ſind die ſeinen,
Und haben gleiches wider ihn vermocht.

Haſtings.

Ja, leider wird der Adler eingeſperrt,
Und Gei'r und Habicht rauben frei indeß.

Gloſter.

Was giebt es Neues draußen?

Haſtings.

So Schlimmes draußen nichts, als hier zu Haus.
Der Fürſt iſt kränklich, ſchwach und melancholiſch,
Und ſeine Aerzte fürchten ungemein.

Gloſter.

Nun, bei Sanct Paul! Die Neuigkeit iſt ſchlimm.
O, er hat lange ſchlecht Diät gehalten
Und ſeine fürſtliche Perſon verzehrt.
Es iſt ein Herzeleid, wenn man's bedenkt;
Sagt, hütet er das Bett?

Haſtings.

Er thut's.

Gloſter.

Geht nur voran, ich folge bald Euch nach.

(Haſtings rechts ab.)

Gloſter (allein).

Er kann nicht leben, hoff' ich, darf nicht ſterben,
Eh' Georg mit Extrapoſt gen Himmel fährt.
Ich will hinein und ihn auf Clarence hetzen
Mit wohlgeſtählten Lügen, trift'gen Gründen;
Und wenn mein tiefer Plan mir nicht mißlingt,
Hat Clarence weiter keinen Tag zu leben.
Dann nehme Gott in Gnaden König Eduard,
Und laſſe mir die Welt, darin zu hauſen.
Dann mach' ich Hochzeit mit der ſchönen Anna:
Ermordet' ich ſchon ihren Mann und Vater,
Den Grafen Warwick und den Prinzen Wales;

Der ſchnellſte Weg, der Dirne g'nug zu thun,
Iſt, daß ich ſelber werd' ihr Mann und Vater.
Das will ich denn, aus Liebe nicht ſo wohl,
Als and'rer tief verſteckter Zwecke halb,
Die dieſe Heirath mir erreichen muß.
Doch mach' ich noch die Rechnung ohne Wirth;
Noch athmet Clarence, Eduard herrſcht und thront:
Erſt wenn ſie hin ſind, wird die Müh' belohnt.

(Er geht links im Hintergrunde ab.)

(Ein Trauermarſch von Blaſe-Inſtrumenten beginnt hinter der Scene rechts, und kommt näher. Langſam erſcheint der Conduct Heinrich's VI. Voran Pagen mit wehenden Flören und Fackeln. Dann die Muſik, Gefolge in Trauer, Prieſter. Die Bahre mit Heinrich's Leiche, umgeben von Hellebardirern, hinter ihr Anna. Hofdamen und Herren in Trauer ſchließen den Zug.)

Fünfter Auftritt.

(**Anna** mit Gefolge, wie eben. Gleich darauf von links: **Gloſter.**)

Anna.

Setzt nieder Eure ehrenwerthe Laſt,
Wofern ſich Ehre ſenkt in einen Sarg,
Indeſſen ich zur Leichenfeier klage
Den ſchnöden Mord des frommen Königs Heinrich,
Den Richard mit verruchter Hand verübt.
Du eiskalt Bildniß eines heil'gen Königs,
Des Hauſes Lancaſter erblich'ne Aſche,
Blutloſer Reſt des königlichen Bluts!
Vergönnt ſei's, aufzurufen Deinen Geiſt,
Daß er der armen Anna Jammer höre,
Des Weibes Deines Sohnes, von demſelben
Ermordet, welcher dieſe Wunden ſchlug.
In dieſe Fenſter, die ſich aufgethan,
Dein Leben zu entlaſſen, träufl' ich, ſieh!

Hilfloſen Balſam meiner armen Augen.
Kommt nun nach Chertſey mit der heil'gen Laſt,
Die von Sanct Paul wir zur Beſtattung holten,
Und immer wenn Ihr müde ſeid, ruht aus,
Derweil' ich klag' um König Heinrich's Leiche.

(Die Träger nehmen die Leiche wieder auf. Der Zug will links abgehen, als Gloſter, zurückkommend, ihm entgegen tritt. Die Muſik, die wieder angehoben, reißt plötzlich ab.)

Gloſter.

Halt! Ihr der Leiche Träger, ſetzt ſie nieder!

Anna (zurückweichend).

Welch ſchwarzer Zaub'rer bannte dieſen Böſen
Zur Störung frommer Liebesdienſte her?

Gloſter.

Schurken! die Leiche nieder! Bei Sanct Paul!
Zur Leiche mach' ich den, der nicht gehorcht!

Einer aus dem Gefolge
(die Hellebarde vorſtreckend).

Mylord, weicht aus, und laßt den Sarg vorbei.

Gloſter.

Schamloſer Hund! Steh Du, wenn ich's befehle;
Senk' die Hell'barde mir nicht vor die Bruſt,
Sonſt bei Sanct-Paul, ſtreck' ich zu Boden Dich,
Und trete, Bettler, Dich für Deine Keckheit.

(Die Träger ſetzen erſchreckt den Sarg nieder.)

Anna.

Wie nun? Ihr zittert, Ihr ſeid all' erſchreckt?
Doch ach! ich tadl' Euch nicht: Ihr ſeid ja ſterblich,
Und es erträgt kein ſterblich Aug' den Teufel.
Heb' Dich hinweg, Du grauſer Höllenbote!
Du hatteſt Macht nur über ſeinen Leib,
Die Seel' erlangſt Du nicht: drum mach' Dich fort!

Gloſter.

Sei chriſtlich, ſüße Heil'ge! Fluche nicht!

Anna.

Um Gotteswillen, ſchnöder Teufel, fort!
Und ſtör' uns ferner nicht! Du machteſt ja
Zu Deiner Hölle die beglückte Erde,
Erfüllt mit Fluchgeſchrei und tiefem Weh.
Wenn Deine grimm'gen Thaten Dich ergötzen,
Schau her, was Deine Mörderhand vollbracht!
Seht, ſeht, Mylords, des todten Heinrich's Wunden
Oeffnen den ſtarren Mund und bluten friſch.
Denn Deine Gegenwart haucht dieſes Blut
Aus Adern, kalt und leer, wo kein Blut wohnt;
Ja, Deine That unmenſchlich, unnatürlich,
Ruft dieſe Fluth hervor, ſo unnatürlich.
Du ſchufſt dies Blut; Gott räche ſeinen Tod!
Du trinkſt es, Erde; räche ſeinen Tod!
Laß, Himmel, Deinen Blitz den Mörder ſchlagen!
Gähn', Erde, weit, und ſchling' ihn lebend ein!

Gloſter.

Herrin, Ihr kennt der Liebe Vorſchrift nicht,
Mit Gutem Böſes, Fluch mit Segen lohnend.

Anna.

Bube, Du kennſt kein göttlich, menſchlich Recht;
Das wild'ſte Thier kennt doch des Mitleids Regung.

Gloſter.

Ich kenne keins und bin daher kein Thier.

Anna.

O Wunder! wenn ein Teufel Wahrheit ſpricht!

Gloſter.

Mehr Wunder, wenn ein Engel zornig iſt.
Geruhe, göttlich Urbild eines Weibes,

Von der vermeinten Schuld mir zu erlauben
Gelegentlich bei Dir mich zu befrei'n.

Anna.

Geruhe, gift'ger Abſchaum eines Manns,
Für die bekannte Schuld mir zu erlauben
Gelegentlich zu fluchen Dir Verfluchtem!

Gloſter.

Du, ſchöner als ein Mund Dich nennen kann,
Verleih' geduld'ge Friſt, mich zu entſchuld'gen.

Anna.

Du, ſchnöder als ein Herz Dich denken kann,
Für Dich gilt kein Entſchuld'gen, als Dich hängen.

Gloſter.

Verzweifelnd ſo verklag' ich ja mich ſelbſt.

Anna.

Und im Verzweifeln wäreſt Du entſchuldigt.
Haſt Du nicht dieſen König umgebracht?
(auf die Leiche deutend)

Gloſter.

Ich geb' es zu.

Anna.

Wohlan, ſo geb' auch Gott,
Daß Du verdammt ſeiſt für die böſe That.
O, er war gütig, mild und tugendſam!

Gloſter.

So taugt er bei des Himmels Herrn zu wohnen.

Anna.

Er iſt im Himmel, wo Du niemals hinkommſt.

Gloſter.

Er danke mir, der ihm dazu verholfen:
Er taugte für den Ort, nicht für die Erde.

Anna.

Du taugſt für keinen Ort, als für die Hölle.

Gloſter.

Ja, einen noch, wenn ich ihn nennen darf.

Anna.

Ein Kerker.

Gloſter (äußernd).

Euer Schlafgemach.

Anna.

Verbannt ſei Ruh' vom Zimmer, wo Du liegſt.

Gloſter (ebenſo).

Das iſt ſie, Herrin, bis ich Euch beſitze.

Anna.

Ich hoff's.

Gloſter.

Ich weiß es. Aber, Lady Anna,
Um aus dem raſchen Anlauf unſ'res Witzes
In einen mehr geſetzten Ton zu fallen:
Iſt, wer verurſacht den zu frühen Tod
Der zwei Plantagenets, Heinrich und Eduard,
So tadelnswerth als der Vollzieher nicht?

Anna.

Du warſt die Urſach' und verfluchte Wirkung.

Gloſter.

Eu'r Reiz allein war Urſach' dieſer Wirkung;
Eu'r Reiz, der heim mich ſucht in meinem Schlaf,
Von aller Welt den Tod zu unternehmen
Für eine Stund' an Eurem ſüßen Buſen.

Anna.

Dächt' ich das, Mörder, dieſe Nägel ſollten
Von meinen Wangen reißen dieſen Reiz.

Gloſter.

Mein Auge kann den Reiz nicht tilgen ſehn;
Ihr thätet ihm kein Leid, ſtünd' ich dabei.
Wie alle Welt ſich an der Sonne labt,

So ich an ihm; er iſt mein Tag, mein Leben.

Anna.

Nacht ſchwärze Deinen Tag und Tod Dein Leben!

Gloſter.

Fluch', hold Geſchöpf, Dir ſelbſt nicht: Du biſt beides.

Anna.

Ich wollt', ich wär's, um mich an Dir zu rächen.

Gloſter.

Es iſt ein Handel wider die Natur,
Dich rächen an dem Manne, der Dich liebt.

Anna.

Es iſt ein Handel nach Vernunft und Recht,
Mich rächen an dem Mörder meines Gatten.

Gloſter.

Der Deines Gatten, Herrin, Dich beraubte,
That's, Dir zu ſchaffen einen beſſ'ren Gatten.

Anna.

Ein beſſ'rer athmet auf der Erde nicht.

Gloſter.

Es lebt wer, der Euch beſſer liebt, als er.

Anna.

Du lügſt!

Gloſter.

Hier iſt er! (Pauſe)

Anna

(aus ihrer unwillkührlichen Betäubung ſich aufraffend).

Aus meinen Augen fort! Du ſteckſt ſie an.

Gloſter.

Dein Auge hat das meine angeſteckt.

Anna.

O wär's ein Baſilisk, Dich todt zu blitzen.

Gloſter.

Ich wollt' es ſelbſt, ſo ſtürb' ich auf einmal:

Denn jetzo giebt es mir lebend'gen Tod.
Dein Aug' erpreßte meinem ſalz'ge Thränen,
Dem Auge, nie benetzt von Mitleidsthränen;
Nicht als mein Vater York und Eduard weinten
Bei Rutland's bangem Jammer, da ſein Schwert
Der ſchwarze Clifford zückte wider ihn;
Noch als Dein tapf'rer Vater wie ein Kind
Kläglich erzählte meines Vaters Tod,
Und zehnmal inne hielt, zu ſchluchzen, weinen,
Daß wer dabei ſtand, naß die Augen hatte
Wie Laub im Regen: *) — in der traur'gen Zeit
Verwarf mein männlich Auge nied're Thränen.
Was alles Leid ihm nicht entſaugen konnte,
Das that Dein Reiz und macht' es blind vom Weinen.
Ich flehte niemals, weder Freund noch Feind,
Nie lernte meine Zunge Schmeichelworte:
Doch nun Dein Reiz mir iſt geſetzt zum Preis,
Nun fleht mein ſtolzes Herz und lenkt die Zunge.
(Anna ſieht Gloſter halb verächtlich, halb zweifelnd an.)
Nein, lehr' nicht Deinen Lippen ſolchen Hohn:
Zum Kuß geſchaffen, Herrin, ſind ſie ja.
Kann nicht verzeih'n Dein rachbegierig Herz,
So biet' ich — ſieh, dies ſcharfgeſpitzte Schwert;
Birg's, wenn Du willſt, in dieſer treuen Bruſt,
Und laß die Seel' heraus, die Dich vergöttert:
Ich lege ſie dem Todesſtreiche blos,
Und bitt' in Demuth knieend um den Tod.
(Er entblößt ſeine Bruſt. Anna zielt mit dem Degen nach ihm.)
Nein, zög're nicht, ich ſchlug ja König Heinrich,
Doch Deine Schönheit reizte mich dazu.

---

*) Vergl. den erſten Aufzug Heinrich's VI, zweiter Theil.

Nur zu! Denn ich erſtach den jungen Eduard,
(Anna zielt wieder nach ſeiner Bruſt.)
Jedoch Dein himmliſch Antlitz trieb mich an.
(Anna läßt den Degen fallen.)
Nimm auf den Degen, oder nimm mich auf.

Anna (in der Umſtimmung).

Steh', Heuchler, auf! Wünſch' ich ſchon Deinen Tod,
So will ich doch nicht ſein Vollſtrecker ſein.

Gloſter.

So heiß mich ſelbſt mich tödten, und ich will's.

Anna (unſicher).

Ich that es ſchon.

Gloſter.

Das war in Deiner Wuth.
Sag's noch einmal und gleich ſoll dieſe Hand,
Die Deine Lieb' aus Lieb' erſchlug zu Dir,
Weit treu're Liebe Dir zu Lieb' erſchlagen;
Du wirſt an beider Tod mitſchuldig ſein.

Anna (ſchwankend).

Kennt' ich doch nur Dein Herz.

Gloſter.

Auf meiner Zunge wohnt's.

Anna.

Vielleicht ſind beide falſch.

Gloſter.

Dann meint es Niemand treu.

Anna (leiſe

Nun wohl, ſteckt ein das Schwert.

Gloſter.

Gewährſt Du Frieden mir?

Anna.

Das ſollt Ihr künftig ſeh'n.

Gloſter.

Darf ich in Hoffnung leben?

Anna.

Ich hoffe, jeder thut's.

Gloſter.

Tragt dieſen Ring von mir.

Anna.

Annehmen iſt nicht Geben. (Sie ſteckt den Ring an.)

Gloſter.

Sieh, wie der Ring umfaſſet Deinen Finger,
So ſchließt Dein Buſen ein mein armes Herz;
Trag' beide, denn ſie ſind ja beide Dein.
Und wenn Dein treuſter Diener eine Gunſt
Erbitten darf von Deiner gnäd'gen Hand,
So ſicherſt Du ſein Glück ihm zu für immer.

Anna.

Was iſt es?

Gloſter.

Daß Ihr dies traur'ge Werk dem überlaßt,
Der größ're Urſach Leid zu tragen hat,
Und Euch ſogleich nach Crosby-Hof begebt;*)
Wo ich, nachdem ich feierlich beſtattet
In Chertſey-Münſter dieſen edlen König,
Und reuevoll ſein Grab genetzt mit Thränen,
Mit aller ſchuld'gen Ehr' Euch will beſuchen.
Aus mancherlei geheimen Gründen, bitt' ich,
Gewährt mir dies.

Anna.

Von ganzem Herzen;

---

*) Gloſter's Wohnung in London, nach ihrem urſprünglichen Beſitzer, Sir John Crosby, genannt, welcher 1470 Sheriff war, ein warmer Anhänger Richard's, wie viele City-Männer.

Ich will's nicht wehren und es freut mich ſehr,
Zu ſehn, daß Ihr ſo reuig worden ſeid. —
Weſſel und Berkley, kommt, begleitet mich.

Gloſter.

Sagt Lebewohl mir!

Anna.

Ihr verdient es nicht.
Doch weil Ihr, Euch zu ſchmeicheln, mich gelehrt,
So denkt, ich ſagte ſchon Euch Lebewohl.
(Sie geht mit zwei Herren aus ihrem Gefolge rechts ab.)

Gloſter (rauh).

Nehmt auf die Leich', Ihr Herrn.

Erſter Edelmann.

Nach Chertſey, edler Lord?

Gloſter.

Nein, zu den Carmelitern, dort erwartet mich!
(Der Zug mit der Leiche geht zur linken Seite ab.)

Sechſter Auftritt.

Gloſter (allein).

Ward je in dieſer Laun' ein Weib gefreit?
Ward je in dieſer Laun' ein Weib gewonnen?
Ich will ſie haben, doch nicht lang' behalten.
Wie? Ich, der Mörder ihres Manns und Vaters,
In ihres Herzens Abſcheu ſie zu fangen,
Im Munde Flüche, Thränen in den Augen,
Der Zeuge ihres Haſſes blutend da;
Gott, ihr Gewiſſen, all' dies wider mich,
Kein Freund, um mein Geſuch zu unterſtützen,
Als Heuchlerblicke und der baare Teufel, —
Und doch ſie zu gewinnen! Alles gegen nichts!
Ha!

Entfiel ſobald ihr jener wackre Prinz,
Eduard, ihr Gatte, den ich vor drei Monden
Zu Tewksbury in meinem Grimm erſtach?
Solch einen holden, liebenswürd'gen Herrn,
In der Verſchwendung der Natur gebildet,
Jung, tapfer, weiſ' und ſicher königlich,
Hat nicht die weite Welt mehr aufzuweiſen.
Und will ſie doch ihr Aug' auf mich erniedern,
Der dieſes Prinzen gold'ne Blüthe brach,
Und ſie verwittwet im betrübten Bett?
Auf mich, der nicht dem halben Eduard gleichkommt?
Auf mich, der hinkt und mißgeſchaffen iſt?
Mein Herzogthum für einen Bettlerpfennig,
Ich irre mich in mir die ganze Zeit:
So wahr ich lebe, kann ich's gleich nicht finden,
Sie find't, ich ſei ein wunderhübſcher Mann.
Ich will auf einen Spiegel was verwenden,
Und ein paar Dutzend Schneider unterhalten,
Um Trachten auszuſinnen, die mir ſtehen.
Da ich bei mir in Gunſt gekommen bin,
So will ich's auch mich etwas koſten laſſen.
Doch ſchaff' ich den Geſellen erſt in's Grab,
Und kehre jammernd dann zur Liebſten um.
Komm, holde Sonn', als Spiegel mir zu Statten,
Und zeige, wenn ich geh', mir meinen Schatten!

(Während er links abgeht, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Schauplatz: Ein Gemach im königlichen Palaſt zu London. Tiſche und Seſſel. Im Hintergrunde Stufen. Mittel- und Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

(**Königin Eliſabeth**, **Lord Rivers** und **Lord Grey**.)

Rivers
(neben der Königin ſtehend, die nachdenklich in einem Seſſel ſitzt).

Seid ruhig, Fürſtin; bald wird Seine Majeſtät
Sich wieder in erwünſchtem Wohlſein finden.

Eliſabeth.

Was würde mir begegnen, wenn er ſtürbe?

Grey.

Kein ander Leid, als ſolches Herrn Verluſt.

Eliſabeth.

Solch eines Herrn Verluſt ſchließt Alles ein.

Grey.

Der Himmel ſchenkt' Euch einen wackern Sohn,
Wenn er dahin iſt, Tröſter Euch zu ſein.

Eliſabeth.

Ach, er iſt jung, und bis zur Mündigkeit
Führt über ihn die Sorge Richard Gloſter,
Ein Mann, der mich nicht liebt, noch wen von Euch.

Rivers.
Iſt's ausgemacht, daß er Protector wird?
Eliſabeth.
Es iſt beſchloſſen, noch nicht ausgemacht:
Allein es muß ſein, wenn der König ſtirbt.

Zweiter Auftritt.

(Vorige. Buckingham, Stanley durch die Mitte.)

Grey.
Da ſind die Lords von Buckingham und Stanley.
Eliſabeth.
Saht Ihr den König heute, Mylord Stanley?
Stanley.
Wir kommen, Herzog Buckingham und ich,
Nur eben jetzt von Seiner Majeſtät.
Eliſabeth.
Was iſt für Anſchein ſeiner Beſſ'rung, Lords?
Buckingham.
Die beſte Hoffnung; Eu'r Gemahl ſpricht munter.
Eliſabeth.
Gott geb' ihm Heil! Beſpracht Ihr Euch mit ihm?
Buckingham.
Ja, gnäd'ge Frau, er wünſcht den Herzog Gloſter
Mit Euren Brüdern wieder auszuſöhnen,
Und dieſe mit dem Oberkämmerer,
Und hieß vor Seiner Hoheit ſie erſcheinen.
Eliſabeth.
Wär' alles gut! Doch das wird nimmer ſein:
Ich fürchte, unſer Glück hat ſeine Höh'!

Dritter Auftritt.

(**Vorige. Gloſter** und **Haſtings**, durch die Mitte im eifrigen Geſpräch eintretend.)

Gloſter.

Sie thun mir Unrecht und ich will's nicht dulden.
Wer ſind ſie, die beim König ſich beklagen,
Ich ſei — man denke — hart und lieb' ſie nicht?
Beim heil'gen Paul, der liebt ihn obenhin,
Wer ſo ſein Ohr mit Zankgerüchten anfüllt.
Weil ich nicht ſchmeicheln und nicht ſchwatzen kann,
Anlächeln, ſtreicheln, hintergehn und kriechen,
Fuchsſchwänzen wie ein Franzmann und ein Aff',
So hält man mich für einen häm'ſchen Feind.
Kann denn ein ſchlichter Mann nicht harmlos leben,
Daß nicht ſein redlich Herz mißhandelt würde
Von ſeid'nen, ſchlauen, ſchmeichleriſchen Gecken?

Grey.

Mit wem in dieſem Kreis ſpricht Euer Gnaden?

Gloſter (höhniſch).

Mit Dir, der weder Tugend hat noch Gnade.
Wann kränkt' ich Dich? Wann trat ich Dir zu nah?

(zu Stanley und Rivers)

Und Dir? Und Dir? — Wann Einem Eurer Rotte?
Die Peſt Euch Allen! Unſer gnäd'ger Fürſt,
Den Gott erhalte, beſſer als Ihr wünſcht,
Kann kaum ein Athemholen ruhig ſein,
Daß Ihr ihn nicht mit wüſten Klagen ſtört.

Eliſabeth ([illegible]).

Bruder von Gloſter, Ihr mißnehmt die Sache.
Der König hat auf eig'nen höchſten Antrieb,

Vielleicht vermuthend Euren inn'ren Haß,
Zu Euch geſandt, damit er ſo erfahre
Die Urſach' Eures Grolls und weg ſie ſchaffe.

Gloſter.

Ich weiß es nicht; die Welt iſt ſo verderbt,
Zaunkön'ge hauſen, wo's kein Adler wagt;
Seit jeder Hanns zum Edelmanne ward,
Iſt mancher edle Mann zum Hanns geworden.

Eliſabeth.

Schon gut. Man kennt die Meinung, Bruder Gloſter;
Ihr neidet mein und meiner Freunde Glück.
Gott gebe, daß wir nie Euch nöthig haben.

Gloſter.

Gott giebt indeß, daß wir Euch nöthig haben:
Denn unſer Bruder iſt durch Euch verhaftet,
Ich ſelbſt in Ungnad', und der Adel Preis
Der Schmach gegeben, da man hohe Poſten
Täglich verleiht, mit Ehren die zu krönen,
Die geſtern keine Kron' im Beutel hatten.

Eliſabeth.

Bei dem, der mich zu banger Höh' erhob
Von dem zufried'nen Loos, das ich genoß,
Ich reizte niemals Seine Majeſtät
Wider den Herzog Clarence, war vielmehr
Ein Anwalt, welcher eifrig für ihn ſprach.
Mylord, Ihr thut mir ſchmählich Unrecht an,
Da Ihr mich falſch in ſolchen Argwohn bringt.

Gloſter.

Ihr könnt auch leugnen, daß Ihr Schuld gehabt
An Mylord Haſtings neulichem Verhaft?

Rivers.

Sie kann's, Mylord, denn —

Gloſter.

Sie kann's, Lord Rivers? Ei, wer weiß das nicht?
Sie kann noch mehr, als dieſes leugnen, Herr:
Sie kann Euch helfen zu manch' ſchönem Poſten,
Kann leugnen ihre Hand im Spiel dabei,
Und alles nennen des Verdienſtes Lohn.
Was kann ſie nicht? Sie kann — ja traun, ſie kann ....

Rivers (drohend einfallend).

Was kann ſie, traun?

Gloſter.

Was kann ſie traun? Sich mit 'nem König trau'n,
Der Junggeſelle war, ein hübſcher Burſch;
Hat Eure Großmama ſo gut gefreit?

Eliſabeth.

Mylord von Gloſter, allzulang ertrug ich
Eu'r plumpes Schelten und Eu'r bitt'res Schmäh'n.
Ich melde Seiner Majeſtät, beim Himmel,
Den groben Hohn, den ich ſo oft erlitt.
Ich wäre lieber eine Bauernmagd,
Als große Königin, mit der Bedingung,
Daß man mich ſo verachtet und beſtürmt.
Ich habe wenig Freud' auf England's Thron.

Vierter Auftritt.

(Vorige. Königin Margaretha [illegible] beobachtend im Hintergrunde [illegible]

Gloſter.

Was? Droht Ihr mir, dem König es zu ſagen?
Sagt's ihm und ſchont nicht: ſeht, was ich geſagt,
Behaupt' ich in des Königs Gegenwart.
Ich wag' es drauf, zum Tower geſchickt zu werden.

'S iſt Redens Zeit: man denkt nicht meiner Dienſte.
Eh' Ihr den Thron beſtiegt und Eu'r Gemahl,
War ich das Packpferd ſeines großen Werks,
Ausrotter ſeiner ſtolzen Widerſacher,
Freigebiger Belohner ſeiner Freunde;
Sein Blut zu fürſten, hab' ich meins vergoſſen.
In all' der Zeit wart Ihr und Euer erſter
Gemahl parteiiſch für die Lancaſter;
Ihr, Rivers, wart es auch. — Fiel Euer Mann
Nicht zu Sanct-Alban, in Margaretha's Schlacht?
Erinnern muß ich Euch, wenn Ihr's vergeßt,
Was Ihr zuvor geweſen und noch ſeid;
Zugleich was ich geweſen und noch bin.
Verließ nicht Clarence ſeinen Vater Warwick,
Ja und brach ſeinen Eid, — verzeih's der Himmel, —
Um neben Eduard für den Thron zu fechten?
Zum Lohn ſperrt man den armen Prinzen ein.
Wär' doch mein Herz ſteinhart, wie Eduard ſein's;
Wo nicht, ſein's weich und mitleidsvoll wie mein's!
Ich bin zu kindiſch, thöricht für die Welt.

Rivers.

Mylord von Gloſter, in der heißen Zeit,
Woran Ihr mahnt, der Feindſchaft uns zu zeihn,
Da hielten wir an unſerm Herrn und König,
Wie wir auch Euch es thäten, wenn Ihr's würdet.

Gloſter (auflachend).

Ich König würde? Lieber ein Hauſirer!
Fern meinem Herzen ſei's, es nur zu denken.

Eliſabeth.

So wenig Freude, Mylord, als Ihr denkt,
Daß Ihr genößt als dieſes Landes König;

So wenig Freude mögt Ihr denken auch,
Daß ich genieß', als deſſen Königin.

Margaretha (unter ſie tretend).

Hört mich, Thronräuber, die Ihr hadernd zankt,
Indem Ihr theilt, was Ihr geraubt von mir;
Wer von Euch zittert nicht, der auf mich ſchaut?
Beugt Euch der Königin als Unterthanen,
Sonſt bebt vor der Entſetzten als Rebellen.
(zu Gloſter, der hinwegeilen will)
Ha, lieber Schurke, wende Dich nicht weg!

Gloſter.

Was ſchaffſt Du, ſchnöde Hexe, mir vor Augen?
Biſt Du bei Todesſtrafe nicht verbannt?

Margaretha.

Ich bin's, doch größ're Pein find' ich im Bann,
Als mir der Tod kann bringen, weil ich blieb.
Den Gatten und den Sohn biſt Du mir ſchuldig,
Und Du das Königreich, Ihr Alle Dienſtpflicht;
Dies Leiden, das ich habe, kommt Euch zu,
Und alle Luſt, die Ihr Euch anmaßt, mir.

Gloſter.

Der Fluch, den Dir mein edler Vater gab,
Als Du die Heldenſtirn mit Dornen kröntest,
Und höhnend Bäch' aus ſeinen Augen zogſt,
Und reichteſt, ſie zu trocknen ihm ein Tuch,
Getaucht in's reine Blut des holden Rutland:
Die Flüch' aus ſeiner Seele Bitterkeit,
Dir da verkündigt, ſind auf Dich gefallen,
Und Gott, nicht wir, ſtraft Deine blut'ge That.

Eliſabeth.

Ja, ſo gerecht iſt Gott zum Schutz der Unſchuld.

Haſtings.

Es war die ſchnöd'ſte That, das Kind zu morden,
Die unbarmherzigſte, die je gehört ward.

Rivers.

Tyrannen weinten, als man ſie erzählte.

Buckingham.

Northumberland, der's anſah, weinte drum.

Margaretha.

Wie? fletſchtet Ihr die Zähne, als ich kam,
Bereit ſchon, bei der Gurgel Euch zu packen,
Und kehrt Ihr nun all' Euren Haß auf mich?
Dringt denn kein Fluch die Wolken durch zum Himmel?
Auf! Trennt die ſchweren Wolken, raſche Flüche!
Wo nicht durch Krieg, durch Praſſen ſterb' Eu'r König,
Wie Mord des unſ'ren ihn gemacht zum König!

(zu Eliſabeth)

Eduard, Dein Sohn, der jetzo Prinz von Wales,
Sterb' in der Jugend, vor der Zeit, gewaltſam,
Wie es mein Sohn, Eduard von Wales, gethan.
Du, Königin, ſtatt meiner, die ich's war,
Gleich mir Elenden, überleb' Dein Loos!
Lang lebe, Deine Kinder zu bejammern!
Sieh' eine and're, wie ich jetzo Dich,
Gekleidet in Dein Recht, wie Du in mein's!
Lang ſterbe Deines Glückes Tag vor Dir,
Und nach viel bangen Stunden Deines Grams,
Stirb, weder Mutter, Weib, noch Königin!

(zu den Uebrigen)

Lord Grey und Rivers, Ihr ſaht zu dabei,
Auch Du, Lord Haſtings, als man meinen Sohn,
Erſtach mit blut'gen Dolchen — Gott fleh' ich,
Daß Euer Keiner ſein natürlich Alter

Erreich', und plötzlich werde weggerafft!

Gloſter.

Schließ' Deinen Spruch, verſchrumpfte böſe Hexe.

(Er wendet ſich ab.)

Margaretha.

Und ließ Dich aus? — Bleib, Hund, Du mußt mich hören.
Bewahrt der Himmel eine ſchwere Plage,
Die übertrifft, was ich Dir weiß zu wünſchen,
So ſpar' er ſie, bis Deine Sünden reif;
Dann ſchleudr' er ſeinen Haß herab auf Dich,
Den Friedensſtörer dieſer armen Welt.
Dich nage troſtlos des Gewiſſens Wurm;
Argwöhne ſtets die Freunde, wie Verräther,
Und Erzverräther acht' als Buſenfreunde.
Dein tödtlich Auge ſchließe nie der Schlaf,
Es ſei denn, weil ein peinigender Traum
Dich ſchreckt mit einer Hölle grauſer Teufel.
Du, der geſtempelt ward bei der Geburt,
Du Makel der Natur, der Hölle Spott,
Du Schandfleck für der Mutter ſchweren Schooß,
Verflucht ſei ....

Gloſter (raſch einfallend).

Margaretha!

Margaretha.

Richard!

Gloſter.

He?

Margaretha.

Ich rief Dich nicht.

Gloſter.

So bitt' ich um Verzeihung: denn ich dachte,
Du riefſt mir all' die bitt'ren Namen zu.

Margaretha.

Das that ich auch, doch Antwort wollt' ich nicht.
O laß zum Schluß mich bringen meinen Fluch.

Gloſter.

Ich that's für Dich, er endigt in Marg'retha.

Eliſabeth.

So hat Eu'r Fluch ſich auf Euch ſelbſt gewandt.

Margaretha.

Gemalte Kön'gin, Scheinbild meines Glücks,
Was ſtreu'ſt du Zucker auf die bauch'ge Spinne,
Die Dich mit tödtlichem Geweb' umſtrickt?
Thörin, Du ſchärfſt ein Meſſer, das Dich würgt;
Es kommt der Tag, wo Du herbei mich wünſcheſt
Zum Fluchen auf den giftgeſchwoll'nen Molch.

Buckingham
(beſchwichtigend zu Margaretha tretend).

Still, ſtill! aus Scham, wenn nicht aus Chriſtenliebe.

Margaretha.

Rückt Chriſtenliebe nicht, noch Scham mir vor:
Unchriſtlich ſeid Ihr mit mir umgegangen,
Und ſchamlos würgtet Ihr mir jede Hoffnung.
Haß iſt mein Lieben, Leben meine Schmach!

Buckingham.

Hört auf, hört auf!

Margaretha.

O Buckingham, ich küſſe Deine Hand,
Zum Band der Freundſchaft und des Bunds mit Dir.
Dir geh' es wohl und Deinem edlen Haus!
Dein Kleid iſt nicht befleckt mit unſ'rem Blut,
Und Du nicht im Bezirke meines Fluchs.

Buckingham.

Auch keiner ſonſt; nie überſchreiten Flüche

Die Lippen deß, der in die Luft ſie haucht.

Margaretha.

Ich glaube doch, ſie ſteigen himmelan
Und wecken Gottes ſanft entſchlaf'nen Frieden.
O Buckingham, weich' aus dem Hunde dort!
Sieh, wenn er ſchmeichelt, beißt er; wenn er beißt,
So macht ſein gift'ger Zahn zum Tode wund.
Hab' nichts mit ihm zu ſchaffen, weich' ihm aus!
Tod, Sünd' und Hölle haben ihn gezeichnet,
Und ihre Diener all' umgeben ihn.

Gloſter.

Was ſagt ſie da, Mylord von Buckingham?

Buckingham.

Nichts, das ich achte, mein gewog'ner Herr.

Margaretha.

Wie? höhnſt Du mich für meinen treuen Rath
Und hegſt den Teufel da, vor dem ich warne?
O denke deß auf einen andern Tag,
Wenn er Dein Herz mit Gram zerreißt, und ſage:
Die arme Margaretha war Prophetin.
Leb' Euer jeder, ſeinem Haß zum Ziel,
Und er dem Euren, und Ihr Alle Gottes!

(Sie geht durch die Mitte ab. Pauſe.)

Fünfter Auftritt.

(Vorige, ohne Margaretha. Catesby, ſpäter zwei Mörder.)

Haſtings (beiſeit).

Mir ſträubt das Haar ſich, fluchen ſie zu hören.

Rivers (ebenſo).

Es wundert mich, daß man ſo frei ſie läßt.

Gloſter.

Ich ſchelte nicht ſie, bei der Mutter Gottes!
Sie hat zu viel gelitten und mich reut
Mein Theil daran, was ich ihr angethan.

Eliſabeth.

Ich that ihr nie zu nah, ſo viel ich weiß.

Gloſter.

Doch habt Ihr allen Vortheil ihres Leides.
Ich war zu hitzig, Jemand wohl zu thun,
Der nun zu kalt iſt, mir es zu gedenken.
Mein Treu', auch Clarence wird es gut vergolten,
Man mäſtet ihn für ſeine Müh' im Koben.
Verzeih' Gott denen, welche Schuld dran ſind.

Rivers.

Ein tugendhafter, chriſtlicher Beſchluß,
Für die zu beten, die uns Böſes thun!

Catesby
(von links eintretend, von den Stufen herunterſprechend).

Fürſtin, Euch fordert Seine Majeſtät.

Eliſabeth.

Ich komme, Catesby. Geht Ihr mit, Mylords?

Rivers.

Wir ſind zu Euer Gnaden Dienſt.

(Eliſabeth mit ſämmtlichen Anweſenden links ab, Catesby voraus.)

Gloſter (allein zurückgeblieben).

Ich thu' das Böſ' und ſchreie ſelbſt zuerſt;
Das Unheil, das ich heimlich angeſtiftet,
Leg' ich den And'ren dann zur ſchweren Laſt.
So thu' ich immer, weislich ſo belehrt;
Denn flucht' ich jetzt, hätt' ich mich ſelbſt verflucht.

(Es wird dreimal an einer kleinen Seitenthür rechts hinter der Scene geklopft.)

Doch ſtill, da kommen meine Henkersknechte.
(Er öffnet. **Zwei Mörder** ſchleichen herein.)
Nun meine wack'ren, tüchtigen Geſellen,
Geht Ihr anjetzt, den Handel abzuthun?

Erſter Mörder.

Ja, gnäd'ger Herr, und kommen um die Vollmacht,
Damit man uns einlaſſe, wo er iſt.

Gloſter.

Ganz wohlbedacht, ich habe hier ſie bei mir.
(Er giebt ihnen die Vollmacht.)
Wenn Ihr's vollbracht habt, kommt nach Crosby-Hof.
Doch ſeid mir ſchleunig bei der Ausführung;
Zugleich verhärtet Euch, hört ihn nicht an;
Denn Clarence iſt beredt und kann vielleicht
Das Herz Euch rühren, wenn Ihr auf ihn achtet.

Erſter Mörder.

Pah! gnäd'ger Herr! Wir ſchwatzen nicht erſt lang;
Die Hände brauchen wir und nicht die Zunge.

Gloſter.

Ihr weint Mühlſteine, wie die Narren Thränen,
Ich hab' Euch gerne, Burſchen: — friſch an's Werk!
Geht, geht! — Macht zu! (Die zwei Mörder eilen rechts ab.)

Sechſter Auftritt.

Gloſter (allein).

Clarence, den ich in Finſterniß gelegt,
Bewein' ich gegen manchen blöden Tropf,
Ich meine Stanley, Haſtings, Buckingham,
Und ſage, daß die Kön'gin und ihr Anhang
Den König wider meinen Bruder reizen.
Nun glauben ſie's, und ſtacheln mich zugleich

Zur Rache gegen Rivers, Vaughan, Grey;
Dann ſeufz' ich, und nach einem Spruch der Bibel
Sag' ich: Gott heiße Gutes thun für Böſes.
Und ſo bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen, aus der Schrift geſtohlen,
Und ſchein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin.
(Er geht rechts ab.)

Verwandlung:

Ein Gemach im Tower, düſter und einfach. **Rechts** Tiſch und Lehnſtuhl. Dämmerung.

Siebenter Auftritt.

(**Clarence** und **Brakenburg** treten von der Seite ein.)

Brakenburg.

Wie ſieht Eu'r Hoheit heut ſo traurig aus?

Clarence.

O, ich hatt' eine jämmerliche Nacht,
Voll banger Träume, ſcheußlicher Geſichte!
So wahr als ich ein frommer gläub'ger Chriſt,
Ich brächte nicht noch eine Nacht ſo zu,
Gält' es auch eine Welt beglückter Tage;
So voll von grauſen Schrecken war die Zeit.

Brakenburg.

Was ſagt Eu'r Traum, Mylord? Ich bitt' Euch, ſagt mir's.

Clarence.

Mir däucht, ich war entſprungen aus dem Tower
Und eingeſchifft hinüber nach Burgund,
Und mich begleitete mein Bruder Gloſter.
Der lockt' aus der Kajüte mich, zu gehn
Auf dem Verdeck; von da ſahn wir nach England,

Und führten tauſend ſchlimme Zeiten an
Vom Kriege zwiſchen York und Lancaſter,
Die uns betroffen. Wie wir ſchritten ſo
Auf des Verdeckes ſchwindlichtem Getäfel,
Schien mir's, daß Gloſter ſtrauchelt' und im Fallen
Mich, der ihn halten wollte, über Bord
In das Gewühl der Meereswogen riß.
O Gott, wie qualvoll ſchien mir's, zu ertrinken;
Welch grauſer Lärm des Waſſers mir im Ohr,
Welch ſcheußlich Todesſchauſpiel vor den Augen!
Mir däucht', ich ſäh' den Graus von tauſend Wracken,
Säh' tauſend Menſchen, angenagt von Fiſchen;
Goldklumpen, große Anker, Perlenhaufen,
Stein' ohne Preis, unſchätzbare Juwelen,
Zerſtreuet Alles auf dem Grund der See.
In Schädeln lagen ein'ge; in den Höhlen,
Wo Augen ſonſt gewohnt, war eingeniſtet,
Als wie zum Spotte, blinkendes Geſtein;
Das buhlte mit der Tiefe ſchlamm'gem Grund,
Und höhnte die Gerippe rings umher.

Brakenbury.

Ihr hattet Muß' im Augenblick des Todes,
Der Tiefe Heimlichkeiten auszuſpäh'n?

Clarence.

Mir däucht' es ſo, und oft ſtrebt' ich, den Geiſt
Schon aufzugeben: doch die neid'ſche Fluth
Hielt meine Seel' und ließ ſie nicht heraus,
Die weite leere freie Luft zu ſuchen;
Sie würgte ſie mir im beklemm'nen Leib,
Der faſt zerbarſt, ſie in die See zu ſpei'n.

Brakenbury.

Erwachtet Ihr nicht von der Todesangſt?

Clarence.

O nein, mein Traum fuhr nach dem Leben fort:
Und da begann erſt meiner Seele Sturm.
Mich ſetzte über die betrübte Fluth
Der grimme Fährmann, den die Dichter ſingen,
In jenes Königreich der ew'gen Nacht.
Zum erſten grüßte da die fremde Seele
Mein Schwiegervater, der berühmte Warwick.
Laut ſchrie er: „Welche Strafe für Verrath
Verhängt dies düſt're Reich dem falſchen Clarence?“
Und ſo verſchwand er. Dann vorüberſchritt
Margaretha's Sohn, der junge Prinz von Wales,
Ein Schatten, wie ein Engel, helles Haar,
Mit Blut beſudelt, und ſchrie laut:
„Clarence iſt da, der eidvergeſſ'ne Clarence,
Der mich im Feld bei Tewksbury erſtach!
Ergreift ihn, Furien, nehmt ihn auf die Folter!“
Somit umfing mich eine Legion
Der argen Feind' und heulte mir in's Ohr
So gräßliches Geſchrei, daß von dem Lärm
Ich bebend aufwacht' und noch längſt nachher
Nicht anders glaubt', als ich ſei in der Hölle:
So ſchrecklich eingeprägt war mir der Traum.

Brakenbury.

Kein Wunder, Herr, daß Ihr Euch drob entſetzt,
Mir bangt ſchon, da ich's Euch erzählen höre.

Clarence.

O Brakenbury, ich that alles dies
Was jetzo wider meine Seele zeugt,
Eduard zu Lieb' — und ſieh, wie lohnt er's mir!
O Gott, kann Dich mein innig Fleh'n nicht rühren,
Und willſt Du rächen meine Miſſethaten,

So übe Deinen Grimm an mir allein;
O ſchon' mein ſchuldlos Weib, die armen Kinder!
Ich bitt' Dich, lieber Wärter, bleib' bei mir:
Mein Sinn iſt trüb', und gerne möcht' ich ſchlafen.

Brakenbury.

Ich will's, Mylord; Gott geb' Euch gute Ruh'!

(Clarence ſetzt ſich zum Schlafen in einen Lehnſtuhl.)

Leid bricht die Zeiten und der Ruhe Stunden,
Schafft Nacht zum Morgen, und aus Mittag Nacht.

Achter Auftritt.

(**Brakenbury. Clarence** ſchlafend. Nach einer Pauſe treten durch die Mitte die beiden **Mörder** ein.)

Erſter Mörder.

He, wer iſt da?

Brakenbury.

Was willſt Du, Kerl? Wie biſt Du hergekommen?

Erſter Mörder.

Ich will Clarence ſprechen, und ich bin auf meinen Beinen hergekommen.

Brakenbury.

Wie? ſo kurz ab?

Zweiter Mörder.

Herr, beſſer kurz ab, als langweilig. Zeige ihm unſern Auftrag, laß Dich nicht weiter ein.

(Sie überreichen dem Brakenbury die Vollmacht, welche er lieſt.)

Brakenbury.

Ich werde hier befehligt, Euren Händen
Den edlen Herzog Clarence auszuliefern.
Ich will nicht grübeln, was hiemit gemeint iſt;
Denn ich will ſchuldlos an der Meinung ſein.

Hier ſind die Schlüſſel, dorten ſchläft der Herzog.
Ich will zum König, um ihm kund zu thun,
Daß ich mein Amt ſo an Euch abgetreten.

Erſter Mörder.

Das mögt Ihr, Herr; es wird weislich gethan ſein. Gehabt Euch wohl!

(Brakenbury durch die Mitte ab. Pauſe. Beide Mörder umſchleichen den ſchlafenden Clarence.)

Zweiter Mörder (halblaut).

Sollen wir ihn ſo im Schlaf erſtechen?

Erſter Mörder (ebenſo).

Nein, er wird ſagen, das war feige von uns, wenn er aufwacht.

Zweiter Mörder.

Wenn er aufwacht? Ei Narr, er wacht gar nicht wieder auf, bis zum großen Gerichtstag.

Erſter Mörder.

Ja, dann wird er ſagen, wir haben ihn im Schlaf erſtochen. (Pauſe der Unentſchloſſenheit.)

Zweiter Mörder.

Die Erwähnung des Wortes „Gerichtstag“ hat eine Art Gewiſſensbiß in mir erregt.

Erſter Mörder.

Was? Du fürchteſt Dich?

Zweiter Mörder.

Nicht ihn umzubringen, dazu habe ich ja die Vollmacht; aber verdammt dafür zu werden, wovor mich keine Vollmacht ſchützen kann.

Erſter Mörder.

Ich dachte, Du wärſt entſchloſſen.

Zweiter Mörder.

Das bin ich auch — ihn leben zu laſſen.

Erſter Mörder.

Ich gehe wieder zum Herzog von Gloſter und ſage es ihm. (Er will abgehen.)

Zweiter Mörder.

Nicht doch, ich bitte Dich, wart' ein Weilchen. Ich hoffe, dieſe fromme Laune ſoll vorübergehen; ſie pflegt bei mir nicht länger anzuhalten, als dieweil man etwa ein Gebet verrichtet. (Pauſe. Er betet mit entblößtem Haupt.)

Erſter Mörder.

Wie iſt Dir jetzt zu Muthe?

Zweiter Mörder.

Mein Treu, es ſteckt immer noch ein gewiſſer Bodenſatz von Gewiſſen in mir.

Erſter Mörder.

Denk' an unſern Lohn, wenn's gethan iſt.

Zweiter Mörder (ſetzt ſein Barett auf).

Recht; er iſt des Todes. Den Lohn hatt' ich vergeſſen.

Erſter Mörder.

Wo iſt Dein Gewiſſen aber?

Zweiter Mörder.

Im Beutel des Herzogs von Gloſter. Komm, wollen wir an's Werk gehen?

Erſter Mörder.

Gieb ihm eins mit dem Degengriff über'n Hirnkaſten, und dann ſchmeiß' ihn in das Malvaſierfaß im nächſten Zimmer.

Zweiter Mörder.

O herrlich ausgedacht! Wir machen aus ihm einen Brocken in der Brühe. (Sie treten lärmend an den Herzog.)

Erſter Mörder.

Still! Er wacht auf!

Zweiter Mörder.

Schlag zu!

Erſter Mörder.

Nein, laß uns erſt mit ihm reden.

Clarence (erwachend).

Wo biſt Du, Wärter? Einen Becher Weins!

Erſter Mörder (rauh und laut).

Ihr ſollt Wein genug haben, Herr, im Augenblick.

Clarence.

Im Namen Gottes, wer biſt Du?

Erſter Mörder.

Ein Menſch, wie Ihr ſeid.

Clarence.

Doch nicht, wie ich bin, königlich!

Erſter Mörder.

Noch Ihr, wie wir ſind, bürgerlich.

Clarence.

Wie dunkel und wie tödtlich ſprichſt Du doch!
Eu'r Auge droht mir: warum ſeht Ihr bleich?
Wer hat Euch hergeſandt? Weswegen kommt Ihr?

Beide Mörder.

Um, — um —

Clarence.

Mich zu morden?

Erſter Mörder.

Was wir thun wollen, thun wir auf Befehl.

Zweiter Mörder.

Und der uns befahl, iſt unſer König.

Clarence.

So wendet Euch an meinen Bruder Gloſter,
Der wird Euch beſſer lohnen für mein Leben,
Als Eduard für die Zeitung meines Todes.

Zweiter Mörder (lachend).

Ihr irrt Euch. Euer Bruder Gloſter haßt Euch.

Clarence

Geht nur von mir zu ihm.

Erſter Mörder.

Das thun wir auch,
Doch erſt nachdem wir den Befehl erfüllt,
Den er und König Eduard uns gegeben.

Zweiter Mörder.

Seht hinter Euch, Mylord!

Erſter Mörder (erſticht ihn).

Nehmt das und das; reicht Alles noch nicht hin,
So tauch' ich Euch in's Malvaſierfaß draußen.

(Er ſchleppt den Sterbenden zur linken Seite hinaus.)

Zweiter Mörder.

O blut'ge That, verzweiflungsvoll verübt!
Gern, wie Pilatus, wüſch' ich meine Hände
Von dieſem höchſt verruchten, ſünd'gen Mord.

(Er eilt dem erſten nach.)

Verwandlung:

Das Gemach im königlichen Palaſt zu London, wie am Anfang des Aufzugs.

Neunter Auftritt.

(**König Eduard** wird krank hereingeführt von der linken Seite. Hinter ihm **Eliſabeth, Rivers, Haſtings, Buckingham, Grey.** Gefolge, Arzt und Diener.)

König Eduard.

So recht. Ich ſchafft' ein gutes Tagewerk.
Ihr Pairs, verharrt in dieſem ein'gen Bund!

(Er wird ſorgfältig in den Seſſel niedergelaſſen.)

Ich warte jeden Tag auf eine Botſchaft,

Daß mein Erlöſer mich erlöſt von hier;
Die Seele ſcheidet friedlich nun zum Himmel,
Da ich den Freunden Frieden gab auf Erden.
Rivers und Haſtings, reichet Euch die Hände;
Hegt nicht verſtellten Haß, ſchwört Lieb' Euch zu.

Rivers.

Beim Himmel, meine Seel' iſt rein von Groll,
Die Hand beſiegelt meine Herzensliebe.

(Giebt Haſtings die Hand.)

Haſtings.

So geb's mir wohl, wie ich dies wahrhaft ſchwöre!

König Eduard.

Gebt Acht, treibt keinen Scherz vor Eurem König,
Auf daß der höchſte König aller Kön'ge
Die Falſchheit nicht zu Schanden mach' und jeden
Von Euch erſeh', des Andern Tod zu ſein.

Haſtings.

Mög' ich gedeih'n, wie echte Lieb' ich ſchwöre!

König Eduard.

Nun ſieg'le, edler Buckingham, dies Bündniß.
Umarm' auch Du die Nächſten meiner Frau,
Und mach' in Eurer Eintracht mich beglückt.

Buckingham (zur Königin).

Wenn Buckingham nicht ſtets mit ſchuld'ger Liebe
Euch und die Andern hegt, ſo ſtraf' mich Gott
Mit Haß, wo ich am meiſten Lieb' erwarte!

(Er umarmt Rivers und die Uebrigen.)

König Eduard.

Ein ſtärkend Labſal, edler Buckingham,
Iſt meinem kranken Herzen dies Dein Wort.
Nun fehlt nur unſer Bruder Gloſter hier
Zu dieſes Friedens ſegensreichem Schluß.

Buckingham.

Zur guten Stunde kommt der edle Herzog.

Zehnter Auftritt.

(Vorige. Gloſter von rechts.)

Gloſter.

Guten Morgen meinem hohen Fürſtenpaar,
Und edle Pairs, Euch einen frohen Tag!

König Eduard.

Froh in der That verbrachten wir den Tag.
Bruder, wir ſchafften hier ein chriſtlich Werk,
Aus Feindſchaft Frieden, milde Lieb' aus Haß,
Bei dieſen hitzig aufgereizten Pairs.

Gloſter.

Geſegnetes Bemüh'n, mein hoher Herr!
Wenn Jemand unter dieſer edlen Schaar
Auf falſchen Argwohn oder Eingebung
Mich hielt für ſeinen Feind;
Wenn ich unwiſſend oder in der Wuth
Etwas begangen, das mir irgend wer,
Hier gegenwärtig, nachträgt, ſo begehr' ich
In Fried' und Freundſchaft mich ihm auszuſöhnen.
In Feindſchaft ſtehen iſt mein Tod; ich haſſ' es,
Und wünſche aller guten Menſchen Liebe.
Erſt, gnäd'ge Frau, erbitt' ich wahren Frieden
Von Euch, den ſchuld'ger Dienſt erkaufen ſoll.
Von Euch, mein edler Vetter Buckingham,
Ward jemals zwiſchen uns ein Groll beherbergt; —
Von Euch, Lord Rivers, — und Lord Grey, von Euch:
Die all' ohn' Urſach' ſcheel auf mich geſehn.
Nicht Einen weiß ich, der in England lebt,

Mit dem mein Sinn den mind'ſten Hader hätte,
Mehr als ein heute Nacht gebornes Kind.
Ich danke meinem Gott für meine Demuth.

Eliſabeth.

Ein Feſttag wird dies künftig für uns ſein.
Gott gebe, jeder Zwiſt ſei beigelegt!
Mein hoher Herr, ich bitt' Euer Hoheit, nehmt
Zu Gnaden unſern Bruder Clarence an.

Gloſter (mit verſtellter Verwunderung).

Wie? Bot' ich darum Liebe, gnäd'ge Frau,
Daß man mein' ſpott' in dieſem hohen Kreis?
Wer weiß nicht, daß der edle Herzog todt iſt?

Alle (zurückfahrend).

Todt?

Gloſter.

Zur Ungebühr verhöhnt Ihr ſeine Leiche.

Eliſabeth.

Allſeh'nder Himmel, welche Welt iſt dies?

König Eduard.

Starb Clarence? — Der Befehl war widerrufen.

Gloſter.

Der Arme ſtarb auf Euer erſt Geheiß,
Und das trug ein geflügelter Merkur;
Ein lahmer Bote trug den Widerruf,
Der allzuſpät, ihn zu begraben, kam.
Geb' Gott, daß Andre, minder treu und edel,
Näher durch blut'gen Sinn, nicht durch das Blut,
Nicht mehr verſchulden als der arme Clarence,
Und dennoch frei umhergehn von Verdacht.

Eduard (aufſtehend).

Kein Mord, Gedanken waren ſein Vergehn,
Und doch war ſeine Strafe bitt'rer Tod.

Wer bat für ihn, wer kniet' in meinem Grimm
Zu Füßen mir und hieß mich überlegen?
Wer ſprach von Bruderpflicht, wer ſprach von Liebe?
O Gott! ich fürchte, Dein Gericht vergilt's
An mir und Euch, den Meinen und den Euren. —
Komm, Haſtings, hilf mir in mein Schlafgemach.
O armer Clarence!

(Der König, die Königin, Haſtings mit Gefolge links ab.)

Gloſter (zu Buckingham).

Das iſt die Frucht des Jähzorns! Gabt Ihr Acht,
Wie bleich der Kön'gin ſchuldige Verwandte
Ausſah'n, da ſie von Clarence Tode hörten?
O immer ſetzen ſie dem armen König zu!
Gott wird es rächen. (zu den Uebrigen, die geblieben)
Wollt Ihr kommen, Lords,
Daß wir mit unſ'rem Zuſpruch Eduard tröſten.

(Alle gehen dem König nach.)

Eilfter Auftritt.

(Die **Herzogin von York** tritt von rechts auf, mit des Clarence **Sohn** und **Tochter**.[*] Sie tragen Trauerkleider.)

Sohn.

Großmutter, ſagt uns, iſt der Vater todt?

Herzogin.

Nein, Kind!

Tochter.

Was weint Ihr denn und blickt zum Himmel?
Und ruft: „O Clarence! unglückſel'ger Sohn?“

---

[*] Ueber die Schickſale der zwei hier eingeführten Kinder des Herzogs von Clarence vergleiche man Anmerk. 9 zu Richard dem Dritten.

Sohn.

Was ſeht Ihr ſo und ſchüttelt Euren Kopf,
Und nennt uns arme, ausgeſtoß'ne Waiſen,
Wenn unſer edler Vater noch am Leben?

Herzogin.

Ihr lieben Kinder mißverſteht mich ganz.
Des Königs Krankheit jammr' ich, ſein Verluſt
Macht Sorge mir; nicht Eures Vaters Tod:
Verloren wär' der Gram um den Verlor'nen.

Sohn.

So iſt der Vater alſo doch verloren,
Mein Ohm der König, ſeines Todes Schuld?
Gott wird es rächen! Ich will in ihn dringen
Mit täglichem Gebet.

Tochter

Das will auch ich.

Herzogin.

Still, Kinder, ſtill. Der König hat Euch lieb.
Unſchuldige, harmloſe Kleinen Ihr,
In Eurer Einfalt könnt Ihr nicht errathen,
Wer Eures Vaters Tod verſchuldet hat.

Sohn (altklug).

Großmutter, doch. Vom guten Oheim Gloſter
Erfuhr ich, daß die böſe Königin
Den König zu des Vaters Tod gereizt.
Und als mein Ohm das ſagte, weinte er,
Beklagte mich und küßte meine Wange,
Hieß mich auf ihn vertrau'n wie einen Vater,
Er wolle lieb mich haben wie ein Kind.

Herzogin (für ſich).

Betrüger — ſelbſt an unſchuldsvollen Kindern!
Er iſt mein Sohn; doch ſolche Heuchelei

Hat er an meiner Bruſt nicht eingeſogen.

Sohn (ahnungsvoll).

Großmutter, glaubſt Du, daß mein Ohm von Gloſter
Sich gegen uns verſtellt hat?

Herzogin.

Ja, mein Kind.

Sohn (traurig).

Ich kann's nicht glauben. (Klagerufe hinter der Scene links.)
Horch, was für ein Lärm!

Zwölfter Auftritt.

(**Vorige. Königin Eliſabeth** tritt, in Schmerz aufgelöſt, auf. **Grey** und **Rivers** folgen ihr, ſie zurückhaltend.)

Eliſabeth.

Wer will zu weinen mir und jammern wehren?
(zur Herzogin) [3]
Der König, mein Gemahl, Dein Sohn iſt todt.
Was blüh'n die Zweige, wenn der Stamm verging?
Was welkt ſein Laub nicht, dem ſein Saft gebricht?
Wollt Ihr noch leben? Jammert! Sterben? Eilt,
Daß unſ're Seelen ſeiner nach ſich ſchwingen;
Ihm folgend wie ergeb'ne Unterthanen
Zu ſeinem neuen Reich der ew'gen Ruh'.

Herzogin.

Ach, ſoviel Theil hab' ich an Deinem Leiden,
Als Anſpruch ſonſt an Deinem edlen Gatten.
Zwar biſt Du Wittwe, doch Du biſt auch Mutter,
Und Deiner Kinder Troſt ward Dir gelaſſen:
Mir riß der Tod den Gatten aus den Armen,
Und dann zwei Krücken aus den ſchwachen Händen,
Clarence und Eduard. O wie hab' ich Grund,

Da Deins die Hälfte meines Leids nur iſt,
Dein Wehgeſchrei durch meins zu übertäuben!

Sohn.

Ihr weintet nicht um unſern Vater, Muhme,
Nun weinen wir auch nicht um Euren Gatten.

Eliſabeth.

Der eig'nen Thränen hab' ich, ach! genug.
Nie büßte eine Wittwe ſo viel ein!

Sohn und Tochter.

Nie eine Waiſe.

Herzogin.

Eine Mutter nie.

Eliſabeth.

O weh uns allen.

Herzogin, Sohn und Tochter.

Ja, uns allen weh! (Trauernde Gruppe.)

Dreizehnter Auftritt.

(**Vorige. Gloſter, Buckingham, Stanley, Haſtings,** Gefolge aus des Königs Sterbegemach links kommend.)

Gloſter.

Faßt, Schweſter, Euch; wir alle haben Grund
Um die Verdunklung unſers Sterns zu jammern:
Doch Niemand heilt durch Jammer ſeinen Harm.
Ich bitt' Euch um Verzeihung, edle Mutter!
Ich ſah Eu'r Gnaden nicht. Demüthig auf den Knie'n
Bitt' ich um Euren Segen.

Herzogin.

Gott ſegne Dich und flöße Milde Dir,
Gehorſam, Lieb' und echte Treu' in's Herz!

Gloſter.

Amen!

Und laſſ' als guten alten Mann mich ſterben! —
(bei Seite)
Das iſt das Hauptziel eines Mutterſegens:
Mich wundert, daß ihr' Gnaden das vergaß.

Buckingham.

Betrübte Prinzen, edle Frau'n und Pairs,
Die dieſe ſchwere Laſt des Jammers drückt,
Laßt uns in Liebe nun zuſammenſtehn.
Iſt unſ're Erndt' an dieſem König hin,
So werden wir des Sohnes Erndte ſammeln.
Mir däucht es gut, daß gleich ein klein Gefolg'
Von Ludlow her den jungen Prinzen hole,
Als König hier in London ihn zu krönen.

Rivers.

Warum ein klein Gefolge, Buckingham?

Buckingham.

Ei, Mylord, daß ein großer Hauſe nicht
Des Grolles kaum geheilte Wunde reize.

Gloſter.

So ſei es denn; und gehn wir zu entſcheiden,
Wer ſchnell ſich auf nach Ludlow machen ſoll.
Fürſtin, und Ihr, Frau Mutter, wollt Ihr kommen,
Um mitzuſtimmen in der wicht'gen Sache?

(Alle gehen links ab, bis auf Gloſter und Buckingham, die ſich ebenfalls zum Abgang wenden, aber auf ein Zeichen des Letzteren umwenden.)

Vierzehnter Auftritt.

(Gloſter und Buckingham, zurückbleibend.)

Buckingham.

Mylord, wer auch zum Prinzen reiſen mag,
Um Gotteswillen, bleiben wir nicht aus:
Denn unterwegs ſchaff' ich Gelegenheit,

Der Königin hochmüth'ge Vetterſchaft
Von der Perſon des Prinzen zu entfernen.

Gloſter (ſchmeichelnd und liebkoſend).

Mein and'res Selbſt, Du meine Rathsverſammlung,
Orakel und Prophet; mein lieber Vetter,
Ich folge Deiner Leitung wie ein Kind.
Im ſchönſten Sonnenſchein blüht unſer Glück;
Nach Ludlow denn, wir bleiben nicht zurück!

(Während beide ſich zum Abgang nach links wenden, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Schauplatz: Freier Platz vor dem Tower, deſſen Eingang, ein finſteres, feſtes Thor mit Zugbrücke (praktikabel), im Hintergrunde ſichtbar iſt. Ringsum Bäume, Häuſer.

Erſter Auftritt.[1]

(**Volk**, verſammelt in Gruppen, wie in Erwartung einer Schau. **Drei Bürger** nach einander auftretend.)

Erſter Bürger (nach dem zweiten).

Wohin ſo eilig, Nachbar? Nehmt mich mit!

Zweiter Bürger.

Dem Zug entgegen. Heute kommt der Prinz.

Erſter Bürger.

Der neue König, meint Ihr wohl?

Zweiter Bürger.

Gott beſſer's!
Das geht bei uns zu Land jetzt ſo geſchwind
Mit unſ'rer Kön'ge Sterben und Verderben,
Daß unſer Einer völlig irre wird.
Und ſelten kommt etwas Geſcheidt'res nach;
Ich fürcht', die ganze Welt dreht ſich rundum.

Dritter Bürger (inzwiſchen hinzugetreten).

Ja, weh dem Lande, das ein Kind regiert.

Erſter Bürger.

Der Prinz von Wales ſoll ſehr gewachſen ſein.

Zweiter Bürger

Nicht doch, der jüng're Bruder, Herzog York,
Iſt größer als der ält're.

Dritter Bürger.

Unkraut ſchießt.

Erſter Bürger.

Nun, wenn der König minderjährig iſt,
Regiert ſein Rath; davon iſt was zu hoffen.

Dritter Bürger.

So ſtand's gerade, als der ſechſte Heinrich,
Neun Monden alt, gekrönt ward in Paris.
Nein, dazumal war's beſſer noch als heute:
Der Staat war hochbegabt mit würd'gen Räthen,
Und Oheime des Königs voll Verdienſt
Verſah'n die Vormundſchaft. Doch heutzutage ....

Zweiter Bürger (halblaut).

Ja, ja! dem Gloſter iſt nicht viel zu trauen.

Erſter Bürger.

Geht, wir verzagen. Alles wird noch gut.

Dritter Bürger.

Wenn's gut wird, — wenn, — ſo iſt's wahrhaftig mehr,
Als ich erwarte, oder wir verdienen.
Das erſte, was der Herzog Gloſter that
Als Lord Protector, iſt, daß er den Grafen
Von Rivers, Marquis Dorſet und Lord Grey,
Der Kön'gin Brüder, ließ gefangen nehmen
Und auf Schloß Pomfret ſetzen.

Erſter Bürger

(mit der Pantomime des Köpfens).

Die ſind hin.

In Pomfret's Mauern ließ der arme König
Richard der Zweite weiland auch ſein Leben.

Zweiter Bürger.

Verfluchte Tage unruhvollen Zankes,
Wie manchen euer ſahen wir nun ſchon!
Erſt waren oben auf die Lancaſter,
Nun ſind's die York's: noch immer keine Ruh'.
Jetzund bekriegen ſich die Sieger unter
Einander, Bruder gegen Bruder, wie
Im Bürgerkriege Bürger wider Bürger.

Dritter Bürger.

Der Himmel ſchütze nur den armen Prinzen,
Der jetzt von Gottes Gnaden König iſt.
Die Kön'gin, ſeine Mutter, hat den jüngſten,
Richard von York, in eine heil'ge Freiſtatt
Geflüchtet, als ſie ihrer Brüder Haft
Vernommen. Wär' nur Eduard auch bei ihr!

Erſter Bürger (ſcheu).

Ihr meint doch nicht ....

Dritter Bürger (leiſe).

Von Gloſter mein' ich — Alles,
Was ſchlimm iſt, und von Gutem — nichts. Er herrſcht
Mit ſeinen Creaturen über England
Und giebt den Stab gutwillig nicht mehr her.
Kennt Ihr das Verslein, das auf ihn gemacht
Und ſeine Spießgeſellen?

Erſter Bürger

Nein.

Zweiter Bürger.

Laßt hören!

Dritter Bürger (ſehr leiſe).

„Eine Katz', ein' Ratz', ein Hund im Bund,

Beherrſchen Engelland zur Stund';
Ihr Herr und unſer aller iſt
Ein Wildſchwein, das die Roſen frißt."

Erſter Bürger.

Verflucht! Das Ding gefällt mir, doch erklärt's!

Dritter Bürger.

Die Katz' iſt Catesby, Ratcliff iſt die Ratz',
Lovel, der glatte Schmeichler, iſt der Hund,
Das Wildſchwein ....

Zweiter Bürger.

Richard, der's im Wappen führt.

Erſter Bürger.

Ein feiner Kopf, der dieſen Spruch erdacht.

Dritter Bürger (mit Pantomime).

Vielleicht, daß er dafür erhöht wird.

Erſter Bürger.

Zum Galgen meint Ihr?

Dritter Bürger.

Oder auf's Schaffot.

Zweiter Bürger.

Der Himmel ſei uns gnädig! Welche Zeit!

Dritter Bürger.

Wann Wolken zieh'n, nimmt man den Mantel um,
Wann Blätter fallen, iſt der Winter nah,
Und vor dem Sturme ſteigt und ſchwillt das Waſſer.
So warnt, wenn ſich ein großer Wechſel naht,
Mißtrau'n und Furcht der ſchwankenden Gemüther.
Das meine ſieht das Ende ſchon voraus:
Verweg'ne Tyrannei beginnt zu ſtürmen
Auf eines Kindes unbeſchützten Thron.
Wir können nichts thun, als uns ſtill verhalten
Gott mag nach ſeinem eig'nen Willen ſchalten.

(Trompeten-Fanfaren in der Couliſſe rechts, näher kommend.)

Erſter Bürger (nach rechts).

Da nahen ſie.

Zweiter Bürger (nach links).

Und dorten der Lord-Mayor!

(Glockenläuten, Trompeten, Kanonenſchüſſe im Tower. Bewegung unter dem Volke. Trabanten treten von beiden Seiten auf und drängen mit der Hellebarde das Volk zurück. Boten rufen in der Couliſſe und auf der Scene.)

Platz Seiner Majeſtät und dem Protector!

(Von rechts treten auf zwei Pagen, dann der Prinz von Wales, Gloſter, Buckingham und viele Lords. Von links ſpäter der Lord-Mayor und die Aldermänner von London.)

Zweiter Auftritt.

(Der **Prinz von Wales**, **Gloſter**, **Buckingham**, **Catesby** und Andere. Tuſch von rechts.)

Buckingham.

Willkommen, Prinz, in London, Eurer Kammer!*)

Gloſter.

Willkommen, Vetter, meines Herzens Fürſt!
Der Reiſ' Ermüdung macht Euch melancholiſch.

Prinz.

Nein, Oheim; der Verdruß von unterwegs
Hat ſie mir ſchwer gemacht, langweilig, widrig.
Die andern Onkel**) fehlen zum Empfang.

Gloſter.

Mein Prinz, die reine Tugend Eurer Jahre
Ergründete noch nicht der Welt Betrug.

---

*) Camera regis iſt der Titel Londons als königliche Reſidenz.

**) Die Oheime mütterlicher Seite (Rivers, Grey) vermißt der Prinz. Sie waren bereits in Haft.

Ihr unterſcheidet nichts an einem Mann,
Als ſeinen äuß'ren Schein; und der, weiß Gott,
Stimmt ſelten oder niemals mit dem Herzen.
Gefährlich ſind die Onkel, die Ihr mißt:
Eu'r Hoheit lauſchte ihren Honigworten
Und merkte nicht auf ihrer Herzen Gift.
Bewahr' Euch Gott vor ſolchen falſchen Freunden!

Prinz.

Vor falſchen Freunden; ja! ſie waren keine. —
Viel früher, dacht' ich, würde meine Mutter
Und Bruder York uns unterweges treffen.
Pfui! welche Schneck' iſt Haſtings, daß er uns
Nicht meldet, ob ſie kommen oder nicht.

Buckingham

Hier naht zum Willkomm der Lord-Mayor von London.

(Der **Lord-Mayor** und ſein Zug treten auf. Die Schlüſſel werden überreicht.)

Lord Mayor (von links).

Der Himmel ſegne Euer Majeſtät.

Prinz.

Ich danke Euch, Mylord, und meinen Bürgern.

(Der Zug tritt in den Hintergrund.)

Dritter Auftritt.

(**Vorige.** Von links **Haſtings** mit dem **Herzog von York** und einem kleinen Gefolge.)

Buckingham.

Lord Haſtings eilt herbei und Euer Bruder.

Prinz (ſcherzhaft zu York).

Sieh da, wie geht es unſers Bruders Liebden?

York (ſcherzhaft).

Gut, Majeſtät, ſo muß ich jetzt wohl ſagen.

Prinz.

Ja, Bruder, mir zum Grame, ſo wie Euch.
Er ſtarb ja kaum, der dieſen Titel führte.

Gloſter.

Wie geht es unſ'rem edlen Neffen York?

York.

Ich dank' Euch, lieber Oheim. War't nicht Ihr's,
Der ſagte, Unkraut wachſe ſchnell? Nun ſeht,
(Er mißt ſich mit dem Prinzen.)
Mein Bruder wuchs mir wieder über'n Kopf.

Gloſter.

Ja wohl, Mylord.

York.

Und iſt er darum Unkraut?

Gloſter.

O beſter Neffe, das möcht' ich nicht ſagen.

York.

Dann habt Ihr ihn mehr lieb als mich, mein Ohm.

Gloſter.

Er hat mir zu befehlen als mein Fürſt,
Doch Ihr habt Recht an mir als ein Verwandter.

York.

Ich bitt' Euch, Oheim, gebt mir dieſen Dolch.

Gloſter.

Den Dolch, mein kleiner Neffe? Herzlich gern.

Prinz.

Ein Bettler, Bruder?

York.

Nur beim guten Oheim,
Der eine Kleinigkeit ohn' Arges giebt

Gloſter.

Auch größ'res will ich meinem Neffen geben.

York.
Noch größ'res? O das iſt das Schwert dazu.

Gloſter.
Ja, lieber Neffe, wär's nur leicht genug.

York.
Dann ſeh' ich wohl, Ihr ſchenkt nur leichte Gaben;
Bei Dingen von Gewicht ſagt Ihr dem Bettler: „nein!“

Gloſter.
Er hat zu viel Gewicht für Euch zu tragen.

York.
Für mich hat's kein Gewicht, und wär's noch ſchwerer.

Gloſter.
Wie? Wollt Ihr meine Waffen, kleiner Lord?

York.
Ja, und mein Dank ſoll ſein, wie Ihr mich nennt.

Gloſter.
Wie?

York.
Klein.

Prinz.
Mein Bruder iſt im Reden keck,
Oheim; Euer Hoheit weiß ihn zu ertragen.

York.
Ihr meint, zu tragen, nicht mich zu ertragen.
Oheim, mein Bruder ſpottet mein und Euer;
Er denkt, weil ich nur klein bin wie ein Aff',
So ſolltet Ihr wie ein Kameel mich tragen.
(Ein giftiger Blick Gloſter's.)

Buckingham.
Mit welchem ſcharfen Witz der Knabe redet!
So ſchlau und noch ſo jung iſt wunderbar.

Gloſter (halblaut, aber ſcharf).
Zu kluge Kinder werden nimmer alt. (zum Prinzen)

Mein gnäd'ger Fürſt, beliebt es Euch zu gehn?
Ich und mein guter Vetter Buckingham,
Wir woll'n zu Eurer Mutter und ſie bitten,
Daß ſie im Tower Euch trifft und Euch bewillkommt!

York.

Wie? Geht Ihr in den Tower, Majeſtät?

Prinz (traurig).

Mylord Protector will es ſo, durchaus.

York.

Ich ſchlafe ſicher nicht mit Ruh' im Tower.

Gloſter.

Warum? — Was könnt Ihr fürchten?

York.

Ei, meines Oheims Clarence zorn'gen Geiſt.
Großmutter ſagt, er wurde da ermordet.

Prinz.

Ich fürchte keinen todten Oheim.

Gloſter.

Auch keine hoff' ich, die am Leben ſind.

Prinz.

Sind ſie's, ſo hab' ich nichts zu fürchten, hoff' ich.
Doch kommt, Mylord; nur mit beklemm'nem Herzen
Ihrer gedenkend, geh' ich in den Tower.

(Der Prinz, York, Haſtings, Lord Mayor und alles Gefolge ab in den Tower, deſſen Kommandant und Wache den Zug mit klingendem Spiel empfängt.)

Vierter Auftritt.

(Gloſter, Buckingham, Catesby.)

Buckingham.

Scheint Euch, Mylord, der kleine Schwätzer York
Nicht aufgereizt von ſeiner ſchlauen Mutter,

So ſchimpflich Euch zu necken und verſpotten?

Gloſter.

Gewiß, gewiß. O 's iſt ein ſchlimmer Burſch';
Keck, raſch, verſtändig, altklug und geſchickt,
Die Mutter ganz vom Wirbel bis zur Zeh'.
He, Catesby!

Buckingham.

Catesby, komm hierher!
Du ſchwurſt ſo auszurichten unſ're Zwecke
Als heimlich zu bewahren unſ're Winke;
Was meinſt Du: ſollt' es nicht ein Leichtes ſein,
Lord William Haſtings unſ'res Sinns zu machen
Für die Erhebung dieſes edlen Herzogs
Auf unſ'rer weltberühmten Inſel Thron?

Catesby (den Kopf ſchüttelnd).

Er liebt den Prinzen Wales des Vaters wegen,
Und läßt zu nichts ſich wider ihn gewinnen.

Buckingham.

Wie denkſt Du über Stanley?

Catesby.

Der wird in allem ganz wie Haſtings thun.

Buckingham.

Nun wohl, erforſche denn von fern Lord Haſtings,
Wie er geſinnt iſt gegen unſ're Abſicht
Und lad' ihn ein auf heute in den Tower,
Der Krönung wegen mit zu Rath zu ſitzen;
Dann gieb uns Nachricht über ſeine Neigung.
Noch heute halten wir beſondern Rath,
Wobei wir höchlich Dich gebrauchen wollen.

Gloſter.

Empfiehl mich dem Lord Haſtings; ſag' ihm, Catesby,
Daß ſeiner Todfeind' alte Rotte heute

In Pomfret-Schloß zur Ader wird gelaſſen:
Heiß' meinen Freund für dieſe Neuigkeit
Frau Shore ein Küßchen mehr aus Freuden geben.

Buckingham.

Geh', guter Catesby, richt' es tüchtig aus!

Catesby.

Ja, werthe Lords, mit aller Achtſamkeit.

Gloſter.

Wird man von Euch vor Schlafengehn noch hören?

Catesby.

Gewiß, Mylord.

Gloſter.

In Crosby-Hof, da findet Ihr uns beide.
(Catesby geht ab.)

Buckingham.

Mylord, was ſoll'n wir thun, wenn wir verſpüren,
Daß Haſtings unſern Plänen ſich nicht fügt?

Gloſter.

Den Kopf ihm abhau'n, Freund, — das iſt zu thun.
Und wenn ich König bin, dann ford're Du
Die Grafſchaft Hereford und alles fahr'nde Gut,
Was ſonſt der König, unſer Bruder, hatte.

Buckingham.

Ich will mich auf Eu'r Hoheit Wort berufen.

Gloſter.

Es ſoll Dir freundlich zugeſtanden werden.
Komm, ſei für heut mein Gaſt, um dann hernach
In unſern Anſchlag 'ne Geſtalt zu bringen.
Hinweg muß alles! Richt's nach meinem Sinn,
Und ew'gen Dank Dir, wenn ich König bin.
(Beide gehen ab.)

Verwandlung:

Ein Gemach im Tower; düſter, hoch und geräumig. Tiſch, Seſſel, Mittel- und Seitenthüren.

Fünfter Auftritt.

(**Haſtings, Catesby** durch die Mitte.)

Haſtings (eintretend).
Als ich das letzte Mal den Tower beſuchte,
War's als Gefang'ner.

Catesby.
Und dieſelben Herrn,
Die damals Euch verhaften ließen, Rivers
Und Grey, von der Partei der Königin,
Die laſſen heut in Pomfret-Schloß ihr Leben.

Haſtings (übermüthig).
Um dieſe Nachricht traur' ich eben nicht;
Sie waren immer meine Widerſacher.
Eh' vierzehn Tag' in's Land geh'n, lieber Catesby,
Schaff' ich noch manche fort, die nicht dran denken.

Catesby (zweideutig lächelnd).
Ein häßlich Ding zu ſterben, edler Lord,
Unvorbereitet und ſich nichts verſehend.
Graf Rivers und die andern Herren ritten
Aus London wohlgemuth gen Pomfret hin
Und hatten wirklich keinen Grund zum Argwohn;
Nun ſeht Ihr, wie ihr Tag ſich raſch bewölkt.

Haſtings.
In unſerm Staate wankt und wackelt Vieles.

Catesby (herausdrückend).
Er ſteht nicht eher feſt, bis Richard's Haupt

Den Kranz des Sieges trägt.

Haſtings (überraſcht)

Die Krone meinſt Du?

Catesby.

Nicht anders.

Haſtings.

Das wird nimmermehr geſchehen,
Auch denkt er nicht daran.

Catesby.

Er denkt daran,
Deß ſeid verſichert, und er zählt darauf,
Daß Ihr ihm hilfreich ſeid, ſie zu gewinnen.

Haſtings.

Ich — ihm? Dem König Eduard ſchwur ich Treue,
Und eh' ich ſeiner echten Erben Nachtheil
Beſchließe, treffe mich des Himmels Fluch!

Catesby.

Ihr ſeid gewarnt. Erwählt nun, was Ihr wollt.

Haſtings.

Was könnte mir begegnen? Steh' ich nicht
Bei Richard und bei Buckingham in Gunſt?

Catesby.

„In unſerm Staate wankt und wackelt Vieles,"
So ſagtet Ihr noch eben von Graf Rivers.

Haſtings.

Mein Haupt mag fallen, wie das ſeine that,
Eh' ich die Krone dem entwenden laſſe,
Der ſie von ſeinem Vater kaum geerbt.

Catesby.

Brecht ab, Mylord. Da kommt die Rathsverſammlung!

Sechſter Auftritt. *)

(**Vorige.** Durch die Mitte unter Vortritt eines Dieners mit dem Stab erſcheinen: **Buckingham, Stanley, Ratcliff, Lovel,** andere geiſtliche und weltliche Lords; unter jenen der Biſchof von Ely. Nach gegenſeitiger Begrüßung laſſen ſie ſich um den Tiſch zur Berathung nieder. Buckingham als der Vornehmſte eröffnet die Verhandlung.)

Buckingham.

Was, edle Pairs, uns hier verſammelt, iſt,
Die Krönung feſtzuſetzen. — In Gottes Namen,
Da alles fertig iſt zum Königsfeſt,
So ſprecht, wann iſt der königliche Tag?

Ratcliff.

Ich achte morgen einen guten Tag.

Buckingham.

Wer kennt des Lord-Protectors Sinn hierin?
Wer iſt Vertrauteſter des edlen Herzogs?

Stanley.

Eu'r Gnaden kennt wohl ſeinen Sinn am erſten.

Buckingham.

Wir kennen von Geſicht uns, doch die Herzen,
Da kennt er mich nicht mehr, als Eures ich.
Lord Haſtings, Ihr und er ſeid nah vereint.

Haſtings.

Ich weiß, er will mir wohl, Dank ſeiner Hoheit,
Doch über ſeine Abſicht mit der Krönung
Hab' ich ihn nicht erforſcht, noch hat er drüber
Sein gnäd'ges Wohlgefallen mir eröffnet.

---

*) Nach dem Chroniſten fand dieſe Rathsſitzung im Tower ſtatt am Freitag, 13. Juni 1483, berufen von Richard als Protector des Reichs, um über die Krönung des jungen Königs zu deliberiren.

Ihr mögt, mein edler Lord, die Zeit wohl nennen,
Und ich will ſtimmen an des Herzogs Statt,
Was, wie ich hoff', er nicht verübeln wird.

Catesby.

Zu rechter Zeit kommt da der Herzog ſelbſt.

(Alle erheben ſich.)

Gloſter (ſehr heiter).

Ihr edlen Lords und Vetter,*) guten Morgen!
Ich war ein Langeſchläfer, doch ich hoffe,
Mein Abſein hat kein groß Geſchäft verſäumt,
Das meine Gegenwart beſchloſſen hätte.

Buckingham.

Kamt Ihr auf Euer Stichwort nicht, Mylord,
So ſprach Lord William Haſtings Eure Rolle;
Gab Eure Stimme, mein' ich, für die Krönung
Des jungen Eduard, unſers gnäd'gen Herrn.

Gloſter.

Niemand darf dreiſter ſein, als Mylord Haſtings;
Sein' Edeln kennt mich gut und will mir wohl.

(zum Biſchof von Ely)

Mylord von Ely, jüngſt war ich in Holborn
Und ſah in Eurem Garten ſchöne Erdbeer'n;*)
Laßt etliche mir holen, bitt' ich Euch!

(Der Biſchof geht mit einer Verbeugung ab.)

Mylord von Catesby, auf ein Wort mit Euch!

(Er nimmt Buckingham und Catesby bei Seite.)

Catesby [illegible]

Ich prüfte Haſtings und fand ihn ſo ſtarr,
Daß er den Kopf daran wagt, eh' er leidet,
Daß ſeines Herrn Sohn, wie er's ehrſam nennt,

---

*) Buckingham.

An Englands Thron das Erbrecht ſoll verlieren.

Gloſter.

So geht mit Buckingham auf's Gildehaus,
Wo der Lord-Mayor mit den Bürgern ſitzt.
Daſelbſt, wie's dann die Zeit am beſten giebt,
Dringt auf die Unechtheit von König Eduard,
Die ſchon in ſeinen Zügen kund ſich gab,
Als keineswegs dem edlen Vater ähnlich.
Doch das berührt nur ſchonend wie von ferne,
Weil meine Mutter, wie Ihr wißt, noch lebt!
Gelingt's, ſo bringet in mein Schloß die Bürger,
Wo Ihr mich finden ſollt, umringt vom Kreis
Gelehrter Biſchöf' und ehrwürd'ger Väter.

Buckingham.

Ich geh', und gegen drei bis vier erwartet
Das Neue, das vom Gildehauſe kommt.

(Er geht mit Gatesby ab.)

Siebenter Auftritt.

(**Vorige**, ohne Buckingham und Gatesby.)

Haſtings (zu den Uebrigen, die am Tiſche ſitzen).

Heut ſieht Seine Hoheit mild und heiter aus:
Ihm liegt etwas im Sinn, das ihm behagt,
Wenn er ſo munter guten Morgen bietet.
Ich denke, Niemand in der Chriſtenheit
Kann minder bergen Lieb' und Haß wie er;
Denn ſein Geſicht verräth ſogleich ſein Herz.

Stanley.

Was nahmt Ihr im Geſicht vom Herzen wahr?

Haſtings.

Ei, daß er wider Niemand hier was hat;

Denn wäre das, er zeigt' es in den Mienen.

Gloſter

(an den Tiſch tretend mit finſterer Miene.)

Ich bitt' Euch alle, ſagt, was die verdienen,
Die meinen Tod mit Teufelsränken ſuchen
Verdammter Hexerei, und meinen Leib
Mit ihrem höll'ſchen Zauber übermannen?

Haſtings.

Die Liebe, die ich zu Eu'r Hoheit trage,
Drängt mich in dieſem edlen Kreis vor allen
Die Schuld'gen zu verdammen; wer ſie ſei'n,
Ich ſage, Mylord, ſie ſind werth des Todes.

Gloſter.

Sei denn Eu'r Auge ihres Unheils Zeuge:
Seht nur, wie ich behext bin! Schaut, mein Arm
Iſt ausgetrocknet wie ein welker Sproß.
Das that die Königin, die arge Hexe,
Verbündet mit der ſchandbar'n Metze Shore,
Die ſo mit Hexenkünſten mich gezeichnet.

Haſtings.

Wenn ſie die That gethan, mein edler Herr —

Gloſter.

Wenn! Du Beſchützer der verdammten Hexe,
Kommſt Du mit „Wenn" mir? Du biſt ein Verräther!

(Alle fahren auf.)

Den Kopf ihm ab! Ich ſchwöre bei Sanct Paul,
Ich will nicht ſpeiſen, bis ich den geſeh'n!
Lovel und Ratcliff, ſorgt, daß es geſchieht;
Und wer mich liebt, ſteh' auf und folge mir.

(Der Staatsrath geht beſtürzt mit Gloſter ab.)

Achter Auftritt.

(Haſtings, Lovel und Ratcliff.)

Haſtings (erwachend aus ſeiner Betäubung).

Weh, weh um England! Keineswegs um mich!
Ich Thor, ich hätte dies verhüten können:
Dreimal geſtrauchelt hat mein Leibpferd heute,
Und hat geſcheut, wie es den Tower erblickt',
Als trüg' es ungern in das Schlachthaus mich.

Ratcliff.

Macht fort, Mylord! Der Herzog will zur Tafel,
Beichtet nur kurz, ihm iſt's um Euren Kopf.

Haſtings.

O blut'ger Richard! Unglückſel'ges England!
Ich prophezeie grauſe Zeiten Dir,
Wie die bedrängte Welt ſie nie geſeh'n.
Kommt, führt mich hin zum Block! Bringt ihm mein Haupt;
Bald wird, wer meiner ſpottet, hingeraubt.

(Haſtings zwiſchen Beiden durch die Mitte ab.)

Verwandlung:

Halle in Gloſter's Schloß Baynard*) zu London. Flügelthüren im Hintergrunde, durch welche man, wenn ſie geöffnet werden, in die Schloßkapelle blickt, deren Altar auf Stufen erhöht iſt. Der Eingang von draußen iſt links, der zu den inneren Gemächern rechts.

Neunter Auftritt.

(**Gloſter** und **Buckingham**, jener von rechts, dieſer von links kommend.)

---

*) Ein der Familie York angehöriges Schloß, Baynard-Caſtle, in der Themſeſtraße am Ufer des Fluſſes gelegen, erbaut von dem Herzog von Gloſter, der aus Heinrich dem Sechſten uns bekannt iſt.

Gloſter (haſtig).

Wie ſteht's, wie ſteht's? Was ſagt die Bürgerſchaft?

Buckingham.

Die Bürgerſchaft iſt ſtockſtill, ſagt kein Wort.

Gloſter.

Spracht Ihr denn von der Unechtheit des Königs?[6]

Buckingham.

Von ſeiner und der Unechtheit der Prinzen.
Dann hielt ich ihnen Eure Züge vor,
Als Eures Vaters rechtes Ebenbild;
Ließ in der That nichts, dienlich für den Zweck,
Im Sprechen unberührt, noch leicht behandelt.
Und als die Redekunſt zu Ende ging,
Sagt' ich: Wer ſeinem Lande wohl will, rufe:
Gott ſchütze Richard, unſern großen König!

Gloſter.

Und thaten ſie's?

Buckingham.

Sie ſagten nicht ein Wort.
Wie ſtumme Bilder, unbelebte Steine,
So ſah'n ſie ſtarr ſich an und todtenbleich.
Als ich geſchloſſen, ſchwenkten ein'ge Leute
Von meinem Troß am andern End' des Saals
Die Mützen um den Kopf; ein Dutzend Stimmen
Erhoben ſich: Gott ſchütze König Richard!
Ich nahm den Vortheil dieſer Wendung wahr;
„Dank liebe Freund' und Bürger!“ fiel ich ein,
„Der allgemeine frohe Beifallsruf
Giebt Weisheit kund und Lieb' in Euch zu Richard!“
Und damit brach ich ab und ging davon.

Gloſter.

Die ſtummen Blöcke! Wollten ſie nicht ſprechen?
Kommt denn der Mayor mit ſeinen Bürgern nicht?

Buckingham.

Der Mayor iſt hier nah bei. Stellt Euch beſorgt;
Laßt Euch nicht ſprechen, als auf dringend Bitten.
Und nehmt mir ein Gebetbuch in die Hand,
Und habt, Mylord, zween Geiſtliche zur Seite,
Denn daraus zieh' ich heil'ge Nutzanwendung.
Laßt das Geſuch ſo leicht nicht Eingang finden,
Thut mädchenhaft, ſagt immer „nein“ und nehmt.

Gloſter.

Ich geh', und wenn Du weißt, für ſie zu ſprechen,
Wie ich Dir „Nein“ für mich zu ſagen weiß,
So bringen wir's gewiß nach Wunſch zu Ende.

Buckingham.

Geht, geht, entfernt Euch! Der Lord-Mayer kommt.

(Gloſter geht zur rechten Seite ab. Buckingham bleibt.)

Zehnter Auftritt.

(**Buckingham, Lord-Mayor.** Aldermänner und Bürger treten von links auf. Dann **Catesby.**)

Buckingham.

Willkommen, Mylord! Ich warte hier umſonſt;
Der Herzog, ſcheint's, will ſich nicht ſprechen laſſen.

(**Catesby** kommt von rechts.)

Nun Catesby? Was ſagt Eu'r Herr auf mein Geſuch?

Catesby.

Er bittet Euer Gnaden, edler Lord,
Kommt morgen wieder oder übermorgen.
Er iſt mit zwei ehrwürd'gen Vätern drinnen,
Vertieft in geiſtliche Beſchaulichkeit;
Kein weltliches Geſuch möcht' ihn bewegen,
Ihn von der heil'gen Uebung abzuzieh'n.

Buckingham.

Geh, guter Catesby, noch zum gnäd'gen Herzog,
Sagt ihm, daß ich, der Mayor und Aldermänner,
In trift'ger Abſicht, Sachen von Gewicht
Betreſſend, minder nicht als aller Wohl,
Hier ſind, um ein Geſpräch mit Seiner Gnaden.

Catesby.

Ich geh', Mylord, ſogleich. (Catesby rechts ab.)

Eilfter Auftritt.

(**Vorige,** ohne Catesby.)

Buckingham.

Ha, Mylord, dieſer Prinz, das iſt kein Eduard,
Den find't man nicht auf üpp'gem Ruh'bett lehnend,
Nein, auf den Knieen liegend in Betrachtung.
Beglückt wär' England, wenn der fromme Prinz
Deſſelben Oberherrſchaft auf ſich nähme.
Allein, ich fürcht', er iſt nicht zu bewegen.

Lord-Mayor.

Ei Gott verhüte, daß uns ſeine Gnaden
Nein ſagen ſollte.

Buckingham.

Doch ich fürcht', er wird's.

Zwölfter Auftritt.

(**Vorige. Gloſter,** durch die von Catesby geöffneten Flügelthüren, im Hintergrunde am Altar, zwiſchen zwei Geiſtlichen ſichtbar werdend.)

Buckingham (zurücktretend).

Seht, ſeht nur, ein Gebetbuch in der Hand;
Die wahre Zier, woran man Fromme kennt.

(Er nähert ſich der Capelle.)

Großer Plantagenet, erlauchter Prinz,
Leih' unſerem Geſuch ein günſtig Ohr,
Und woll' die Unterbrechung uns verzeihn
Der Andacht und des chriſtlich frommen Eifers.

Gloſter (herabkommend).

Mylord, es braucht nicht der Entſchuldigung;
Vielmehr erſuch' ich Euch, mir zu verzeih'n,
Der ich, im Dienſte meines Gottes eifrig,
Verſäumte meiner Freunde Heimſuchung.
Doch das bei Seite, was beliebt Eu'r Gnaden?

Buckingham

Was, hoff' ich, Gott im Himmel auch beliebt,
Und den rechtſchaff'nen Männern insgeſammt,
So dieſes unregierte Eiland hegt.

Gloſter.

Ich ſorg', ich hab' in etwas mich vergangen,
Das widrig in der Bürger Aug' erſcheint;
Und daß Ihr kommt, um mein Verſehn zu ſchelten.

Buckingham.

Das habt Ihr, Mylord: woll' Eu'r Gnaden doch
Auf unſ're Bitten Euren Fehl verbeſſern!

Gloſter.

Weßwegen lebt' ich ſonſt in Chriſtenlanden?

Buckingham.

Wißt denn, Eu'r Fehl iſt, daß Ihr überlaßt
Den höchſten Sitz, den majeſtät'ſchen Thron,
An die Verderbniß eines falſchen Sprößlings.
Dies abzuſtellen geh'n wir dringend an
Eu'r gnädig Selbſt, das höchſte Regiment
Von dieſem Euren Land auf Euch zu laden,
Nicht als Protector oder Stellvertreter, —
Als Euer Eigenthum und ehrlich Recht.

Gloſter.

Ich weiß nicht, ob ſtillſchweigend wegzugehn,
Ob bitterlich mit Reden Euch zu ſchelten,
Mehr meiner Stell' und Eurer Faſſung ziemt.
Antwort' ich nicht, ſo dächtet Ihr vielleicht,
Verſchwieg'ner Ehrgeiz will'ge ſtumm darein,
Der Oberherrſchaft gold'nes Joch zu tragen,
Das Ihr mir thöricht auferlegen wollt.
Doch, Gott ſei Dank! es thut nicht Noth um mich;
Und wär's, thät' vieles Noth mir, Euch zu helfen.
Der königliche Baum ließ Frucht uns nach,
Die, durch der Zeiten leiſen Gang gereift,
Wohl zieren wird den Sitz der Majeſtät,
Und deß Regierung uns gewiß beglückt.
Auf ihn leg' ich, was Ihr mir auferlegt,
Das Recht und Erbtheil ſeiner guten Sterne,
Was Gott verhüte, daß ich's ihm entriſſe!

Buckingham.

Mylord, dies zeigt Gewiſſen in Eu'r Gnaden,
Doch ſeine Gründe ſind gering und nichtig.
Drum, beſter Herr, nehm' Euer fürſtlich Selbſt
Der Würde dargebrachtes Vorrecht an.

(Lord-Mayor mit den Bürgern einige Schritte näher tretend.)

Lord-Mayor.

Thut, beſter Herr, was Eure Bürger bitten.

Buckingham.

Weiſt, hoher Herr, nicht ab den Liebes-Antrag.

Catesby.

O macht ſie froh, gewährt ihr bill'ges Fleh'n!

Gloſter.

Ach warum dieſe Sorgen auf mich laden?
Ich tauge nicht für Rang und Majeſtät.

Ich bitt' Euch, legt es mir nicht übel aus:
Ich kann und will Euch nicht willfährig ſein.

Buckingham.

Wenn Ihr es weigert, Lieb' und Eifers halb,
So wißt, ob Ihr uns willfahrt oder nicht,
Doch ſoll Eu'r Bruderſohn uns nie beherrſchen;
Wir pflanzen jemand anders auf den Thron
Zu Schimpf und Umſturz Eures ganzen Hauſes.
Und ſo entſchloſſen, laſſen wir Euch hier.
Wir woll'n nicht länger bitten, Bürger; kommt!

(Buckingham geht ſcheinbar mit der Deputation ab.)

Catesby.

Ruft, lieber Prinz, ſie wieder und gewährt es!
Wenn Ihr ſie abweiſt, wird das Land es büßen.

Gloſter.

Zwingt Ihr mir eine Welt voll Sorgen auf?
Wohl, ruf' ſie wieder! (Catesby links ab.)
Ich bin ja nicht von Stein,
Durchdringlich Eurem freundlichen Erſuchen,
Zwar wider mein Gewiſſen und Gemüth.

(**Buckingham** kommt mit den Uebrigen zurück.)

Vetter von Buckingham, und weiſe Männer,
Weil Ihr das Glück mir auf den Rücken ſchnallt,
Die Laſt zu tragen willig oder nicht,
So muß ich in Geduld ſie auf mich nehmen.
Wenn aber ſchwarzer Leumund, frecher Tadel
Erſcheinet im Gefolge Eures Auftrags,
So ſpricht mich Euer förmlich Nöth'gen los
Von jedem Makel, jedem Fleck derſelben.
Denn das weiß Gott, das ſeht Ihr auch zum Theil,
Wie weit entfernt ich bin, dies zu begehren.

Lord-Mayor.

Gott ſegn' Eu'r Gnaden! Wir ſehn's und wollen's ſagen.

Gloſter.

Wenn Ihr es ſagt, ſo ſagt Ihr nur die Wahrheit!

Buckingham.

Dann grüß' ich Euch mit dieſem Fürſtentitel:
Lang' lebe Richard, Englands würd'ger König!

Alle.

Amen!

Buckingham.

Beliebt's Euch, daß die Krönung morgen ſei?

Gloſter.

Wann's Euch beliebt, weil Ihr's ſo haben wollt.

Buckingham.

So warten wir Eu'r Gnaden morgen auf,
Und nehmen hiermit voller Freuden Abſchied!

Gloſter.

Ich gehe wieder an das heil'ge Werk; —
Lebt wohl, mein Vetter! Lebt wohl, werthe Freunde!

(Beim Abgehen Gloſter's in die Capelle fällt der Vorhang.)[7]

Vierter Aufzug.*)

Schauplatz: Der königliche Palaſt zu London. Dieſelbe Decoration wie in Heinrich VI, erſter Theil, Act 1 Scene 1 und in Heinrich VI, zweiter Theil, Act 4 Scene 1.

Erſter Auftritt.

(**Richard**, als König auf dem Thron, umgeben von ſeinem geſammten Hofſtaat. Zu ſeiner Rechten zunächſt: **Buckingham**, dann geiſtliche und weltliche Lords, darunter **Lovel, Catesby**. Würdenträger. Pagen. Bei Aufgang des Vorhangs hört man Muſik: Fanfaren und lauten Zuruf: „König Richard hoch!“)

Richard (mit der Hand winkend).

Steht Alle ſeitwärts!

(Alle ziehen ſich in den Hintergrund links und rechts.)

Vetter Buckingham!

Buckingham

(mit tiefer Verbeugung ſich nähernd).

Mein gnäd'ger Fürſt!

(Richard zieht ihn auf die Stufen des Thrones und ſteht auf.)

Richard.

Gieb mir die Hand. So hoch durch Deinen Rath
Und Deinen Beiſtand ſteht nun König Richard.

(Beide in den Vordergrund kommend, heimlich.)

Doch ſoll der Glanz uns einen Tag bekleiden,
Wie, oder dauern, und wir ſein uns freu'n?

Buckingham.
Stets leb' er, möge dauern immerdar!

Richard.
Ach, Buckingham, den Prüfſtein ſpiel' ich jetzt,
Ob Du Dich wohl als echtes Gold bewährſt.
(Betheuerung Buckingham's.)
Der junge Eduard lebt; rath', was ich meine.

Buckingham.
Sprecht weiter, beſter Herr.

Richard.
Ei, Buckingham, ich möchte König ſein.

Buckingham.
Das ſeid Ihr ja, mein hochberühmter Fürſt.

Richard.
So? — Bin ich König? Wohl! Doch Eduard lebt.

Buckingham.
Wahr, edler Prinz.

Richard.
O bitt're Folgerung,
Daß Eduard ſtets noch lebt! „Wahr, edler Prinz." —
Vetter, Du warſt ja ſonſt ſo blöde nicht:
Sag' ich's heraus? Die Buben wünſch' ich todt,
Und wollt', es würde ſchleunig ausgeführt.
Was ſagſt Du nun? ſprich ſchleunig, faſſ' Dich kurz.

Buckingham (zurückhaltend).
Euer Hoheit kann verfahren nach Belieben.

Richard.
Pah, pah! Du biſt wie Eis; Dein Eifer friert.
Sag', biſt Du es zufrieden, daß ſie ſterben?

Buckingham.
Laßt mich ein Weilchen Athem ſchöpfen, Herr,
Eh' ich beſtimmt in dieſer Sache rede.

Ich geb' Eu'r Hoheit alſobald Beſcheid.

(Buckingham geht rechts ab.)

Catesby (halblaut zu Lovel).

Der König iſt erzürnt; er beißt die Lippen.

Richard.

Ich will mit eiſenköpf'gen Narr'n verhandeln,
Mit unbedachten Burſchen; keiner taugt mir,
Der mich mit überlegtem Blick erſpäht.
Der hochgeſtieg'ne Buckingham wird ſchwierig.
He, Burſch', geh', ruf' mir Tyrrel her!

(Ein Page geht links ab.)

Der tiefbedächt'ge, ſchlaue Buckingham
Soll nicht mehr Nachbar meines Rathes ſein.
Hielt er ſo lang' mir unermüdet aus
Und muß nun Athem ſchöpfen? — Wohl, es ſei.

Zweiter Auftritt.

(**Vorige. Stanley**, von der rechten Seite eintretend.)

Richard.

Lord Stanley, nun? was giebt es Neues?

Stanley.

Wißt, geweg'ner Herr,
Der Marquis Dorſet, hör' ich, iſt entfloh'n
Zum Grafen Richmond, über See, nach Frankreich.

Richard

(nickt Stanley zu, der ſich zurückzieht).

Catesby, komm her. Bring' ein Gerücht herum,
Gefährlich krank ſei Anna, mein Gemahl;
Ich ſorge ſchon, zu Hauſe ſie zu halten.

(Catesby erſchrickt.)

Find' einen Mann von ſchlechter Herkunft aus,
Dem ich zur Frau des Clarence Tochter gebe.

Der Jung' iſt thörlich und ich fürcht' ihn nicht. *)
Sieh, wie Du träumſt! Ich ſag's noch mal: ſtreu' aus,
Anna, mein Weib, ſei krank und ſchier zum Sterben.
An's Werk! — Mir liegt zu viel dran, jede Hoffnung
Zu hemmen, deren Wachsthum ſchaden kann.

(Catesby links ab.)

Heirathen muß ich meines Bruders Tochter,
Sonſt ſteht mein Königreich auf dünnem Glas.
Erſt ihren Bruder morden, dann ſie freien!
Unſich'rer Weg! Doch wie ich einmal bin,
So tief in Blut, reißt Sünd' in Sünde hin!
Bethräntes Mitleid wohnt nicht mir im Auge.

Dritter Auftritt.

(**Vorige.** Der Edelknabe kommt mit **Tyrrel** zurück.)

Richard.

Ich kenn' Dich, Tyrrel; biſt Du der Alte noch?

Tyrrel.

Prüft mich, mein gnäd'ger Herr. (Er kniet nieder.)

Richard.

Schlägſt Du wohl einen meiner Freunde todt?

Tyrrel.

Wie's Euch beliebt; doch lieber noch zwei Feinde.

Richard.

Da triffſt Du's eben: zwei Erzfeinde ſind's,
Die Störer meiner Ruh' und ſüßen Schlafe,
An denen ich Dir gern zu ſchaffen gäbe.
Tyrrel, ich mein' im Tower die Baſtard Buben.

Tyrrel.

Gebt mir zu ihnen off'nen Zutritt nur,
So ſeid Ihr bald die Furcht vor ihnen los!

Richard.

Du ſingſt mir ſüßen Ton. (Er reicht ihm einen Ring.)
Geh' auf dies Unterpfand — ſteh' auf und leih' Dein Ohr.
(Er flüſtert mit ihm.)
Nichts weiter braucht es. — Sag', es ſei geſchehn,
Und lieben und befördern will ich Dich.

Tyrrel.

Ich will es gleich vollzieh'n. (Er geht links ab.)

Vierter Auftritt.

(**Vorige**, ohne Tyrrel. **Buckingham**.)

Buckingham (zurückkommend).

Mein Fürſt, ich hab' erwogen im Gemüth
Den Wunſch, um den Ihr eben mich befragt.

Richard.

Laß gut ſein. — Dorſet iſt entfloh'n zum Richmond.

Buckingham.

Ich höre ſo, mein Fürſt.

Richard (zu Stanley).

Richmond iſt Euer Stiefſohn; gebt wohl Acht.

Buckingham.

Mein Fürſt, ich bitt' um mein verſprech'nes Theil,
Wofür Ihr Treu' und Ehre mir verpfändet:
Die Grafſchaft Hereford und ihr fahrend Gut,
Die ich, wie Ihr verſpracht, beſitzen ſoll.*)

Richard.

Stanley, gebt Acht auf Eure Frau; befördert
Sie Brief' an Richmond, ſteht Ihr dafür ein!

Buckingham.

Was ſagt Eu'r Hoheit auf die bill'ge Ford'rung?

---

*) Siehe Act 3 Scene 4 des Stückes.

Richard.

Es iſt mir noch im Sinn, Heinrich der Sechſte
Weiſſagte, Richmond würde König werden,*)
Da er ein klein verzognes Bübchen war.
König! — vielleicht —

Buckingham.

Mein Fürſt ....

Richard.

Wie kam's, daß der Prophet nicht damals mir,
Der ich dabei ſtand,**) ſagt', ich würd' ihn tödten.

Buckingham.

Mein Fürſt, die mir verſproch'ne Grafſchaft ....

Richard.

Richmond! — Ich war letzthin in Exeter,
Da wies der Schulz verbindlich mir das Schloß,
Und nannt' es Richmond; bei dem Namen ſtutzt' ich,
Weil mir ein Bard' aus Irland einſt geſagt:
Nicht lange lebt' ich, wenn ich Richmond ſähe.

Buckingham.

Mein Fürſt, —

Richard.

Was iſt die Uhr?

Buckingham.

Ich bin ſo dreiſt, Eu'r Hoheit zu erinnern,
An das, was Ihr verſpracht.

Richard.

Gut, doch was iſt die Uhr?

Buckingham.

Zehn auf den Schlag.

Richard.

Nun gut, ſo laß es ſchlagen.

---

*) Heinrich VI, zweiter Theil, Act 2, Scene 5.

**) Das iſt in der Scene bei Shakſpeare nicht der Fall.

Buckingham.

Warum es ſchlagen laſſen?

Richard.

Weil zwiſchen Deiner Bitt' und meinem Denken
Du wie ein Glockenhanns den Hammer hältſt.*)
Ich bin nicht in der Gebelaune heut.

Buckingham.

Nun ſo erklärt Euch, ob Ihr wollt, ob nicht?

Richard.

Du ſtörſt mich nur, ich bin nicht in der Laune.

(Richard mit Hofſtaat und Gefolge rechts ab.)

Buckingham (allein zurückgeblieben).

So ſteht's? Bezahlt er meine wicht'gen Dienſte
Mit Hohn? Macht' ich deshalb zum König ihn? —
Lord Haſtings warnt mich, und ich will, derweilen
Dies bange Haupt noch ſteht, zu Richmond eilen!

(Er geht links ab.)

Fünfter Auftritt.

(**Tyrrel,** 10) verſtört und bleich zurückkehrend.)

Tyrrel.

Geſcheh'n iſt die tyranniſch blut'ge That,
Der ärgſte Greuel jämmerlichen Mords,
Den jemals dieſes Land verſchuldet hat:
Die beiden jungen Prinzen ſind ermordet.
Dighton und Forreſt, die ich angeſtellt
Zu dieſem Werk ruchloſer Schlächterei,
Zwei eingefleiſchte, blutgewöhnte Hunde,

---

*) Das heißt: weil Du, wie ein Automat, der die Stunden an der Thurmuhr anſchlägt, mit Deinen wiederholten Geſuchen meine Gedanken ſtörſt.

Sie weinten doch, vor zartem Mitleid ſchmelzend,
Als ſie die traurige Geſchicht' erzählten.
In einem Bettlein lag das holde Paar,
— Sprach Dighton, — mit den Armen ſich umfangend;
Vier Roſen eines Stengels ihre Lippen,
Die beim Entſchlafen ſich begegnet waren.
Und ein Gebetbuch lag auf ihrem Kiſſen;
Das wandte faſt, ſprach Forreſt, meinen Sinn,
Allein der Teufel ... Dabei ſtockt der Bube,
Und Dighton ſchließt: wir haben ſie erwürgt,
Das ſchönſte Meiſterwerk, das die Natur
Seit Anbeginn der Schöpfung je gebildet.
Drauf gingen beide reuevoll hinweg
Und ich hierher, dem König zu berichten.
Da kommt er eben.

Sechster Auftritt.

(Richard. Tyrrel.)

Tyrrel.

Heil Euch, Majeſtät!

Richard ([illegible] zurückkommt).

Freund Tyrrel, macht mich Deine Zeitung glücklich?

Tyrrel ([illegible]).

Wenn das vollbracht zu wiſſen, was Ihr mir
Befohlen, Euch beglückt, — ſo ſeid denn glücklich. —
Es iſt geſcheh'n.

Richard.

Doch ſah'ſt Du ſelbſt ſie todt?

Tyrrel.

Ja, Herr.

Richard.

Und auch begraben, lieber Tyrrel?

Tyrrel.

Der Kapelan im Tower hat ſie begraben;
Wo, weiß ich nicht, die Wahrheit zu geſtehn.

Richard.

Komm zu mir, Tyrrel, nach dem Abendeſſen;
Da ſagſt Du mir den Hergang ihres Todes.
Denk' drauf, was ich zu Lieb' Dir könnte thun,
Und Dein Begehren fällt ſogleich Dir zu.
Leb' wohl indeß.

Tyrrel.

Zu Gnaden Euch empfohlen.

(Geht links ab.)

Richard (allein).

Den Sohn des Clarence hab' ich eingeſperrt,
Die Tochter in geringem Stand verehlicht;
Im Schoos des Abraham ruh'n Eduard's Söhne,
Und Anna ſagte gute Nacht der Welt. **)
Nun weiß ich, der Bretagner Richmond *) trachtet
Nach meiner jungen Nicht' Eliſabeth,
Und blickt, ſtolz auf dies Band, zur Kron' empor:
Drum will ich zu ihr als ein munt'rer Freier.

Siebenter Auftritt.

(Richard, Catesby.)

Catesby (bang).

Herr —

Richard.

Giebt es gute, oder ſchlimme Zeitung,

---

*) Heinrich, Graf von Richmond, war, auf Heinrich's VI Rath, durch ſeinen Oheim, Herzog von Somerſet, an den Hof des Herzogs der Bretagne geflüchtet worden. Heinrich VI, zweiter Theil, Schluß des vierten Acts.

Daß Du ſo grad' hereinſtürmſt?

Catesby.

Schlimme Zeitung,
Der Biſchof Ely floh zu Heinrich Richmond,
Und Buckingham, Euch plötzlich abgefallen,
Rückt in das Feld mit ſeinen Wäliſchen.

Richard.

Ely ſammt Richmond drängen näher mich,
Als Buckingham's ſchnell aufgeraffte Macht.
Auf! Denn ich lernte, bängliches Erwägen
Sei ſchläfrigen Verzuges blei'rner Diener;
Verzug führt Bettelei im lahmen Schneckenſchritt.
Sei denn mein Flügel, feur'ge Schnelligkeit,
Zum Königs-Herold und Merkur bereit.
Geh', muſt're Volk; mein Schild iſt jetzt mein Rath;
Verräther Trotz im Felde ruft zur That! (ab.)

Verwandlung:

Schauplatz: Vor dem Tower, wie zu Anfang des dritten Aufzugs.

Achter Auftritt.

(**Margaretha.** Bald darauf **Königin Eliſabeth** und die **Herzogin von York.** Alle drei in tiefer Trauer.)

Margaretha.

Wohl! Meine Rache reift! Das Glück der Feinde,
Iſt welk und einem bald'gen Abfall nah'.
Ich will zurück nach Frankreich, da ich hier
Ein traurig Vorſpiel angeſehen habe,
Das hoffentlich in gleicher Weiſe endigt.

Eliſabeth.

Ach, arme Prinzen, meine zarten Knaben,

Unaufgeblühte Knoſpen, ſüße Keime!
Weilt Eure Seele in den Lüften noch
Und ſchwebt um jenen dunklen Haufen Steine,
Der Euer Kerker, Euer Grab geworden,
So hört die Klagen Eurer Mutter an!

Margaretha
(die ſich zurückgezogen, halblaut).

Ja, hört ſie an und meldet ihr, daß Gleiches
Mit Gleichem ward vergolten, Blut um Blut.

Herzogin.

Zu viel des Elends hat mein Herz gebrochen;
Die jammermüde Zung' iſt ſtill und ſtumm.
Eduard Plantagenet, ſo biſt Du todt?

Margaretha (wie eben).

Ein Eduard für den and'ren!

Eliſabeth.

Gott im Himmel,
Wann ſchlieſſt Du je bei ſolchen Greuelthaten?

Margaretha (wie eben).

Seitdem mein Gatte und mein Sohn verrathen.

Herzogin (zu ſich ſelbſt).

Ich armes, ruheloſes Nachtgeſpenſt,
Dem Tod vom Leben grauſam vorenthalten,
Auszug und Denkſchrift längſt vergang'ner Tage,
In Thränen achtzig Jahr und grau geworden,
Warum kann ich allein nicht Ruhe finden,
In Englands Erde, die des Bluts ſo viel
Getrunken hat, bis ſie berauſcht geworden?

(Sie ſinkt auf eine Bank unter einem Baum.)

Eliſabeth (neben ihr ſich hinſetzend).

Daß dieſe Erde mir ein Grab gewährte,
So leicht, wie dieſen Sitz. O weh uns, weh!

Margaretha
(vortretend und ſich zu ihnen ſetzend).

Wenn ält'res Leid den Vorrang hat vor neuem,
Und wenn der Gram Geſellſchaft dulden mag,
So darf ich mit Euch, darf die Erſte klagen:
Zählt Euer Leiden an den meinen ab!
Mein war ein Eduard, Richard ſchlug ihn todt,
Mein war ein Heinrich, Richard ſchlug ihn todt;
(zur Königin Eliſabeth)
Dein war ein Eduard, Richard ſchlug ihn todt,
Dein war ein Richard, Richard ſchlug ihn todt.

Herzogin (zu Margaretha).

Mein war ein Richard, Du erſchlugſt ihn, Du!
Ein Edmund mein! Du ließeſt ihn erſchlagen!

Margaretha (zur Herzogin).

Dein war ein Clarence, Richard ſchlug auch den!
O Du, aus deren Schoos der Höllenhund
Gekrochen iſt, der uns zu Tode hetzt,
Der Hund, der Zähne eh'r als Augen hatte,
Zum Zeichen, daß er Lämmer würgen ſollte,
Erfahre nun, wie weh ſein Beißen thut,
Da er in Deinem Fleiſch und Blute ſchwelgt!

Herzogin.

O juble, Heinrich's Weib, nicht um mein Leid;
Gott iſt mein Zeug': ich hab' um Deins geweint!

Margaretha.

Ertrage mich; ich hab' ſo viel ertragen,
Daß ich nach Rache hungrig war und durſtig,
Und nun im vollen Zug mich ſättige!

Eliſabeth.

Du prophezeiteſt einſt, es käm' die Zeit,
Wo ich herbei Dich wünſchte, mit zu fluchen

Der gift'gen Spinne, dem geſchwoll'nen Molch.

Margaretha.

Nun iſt mein Wort erfüllt, mehr als erfüllt.
Wo iſt Dein Gatte?

Eliſabeth.

Weh!

Margaretha.

Wo Deine Brüder?
Wo Deine beiden Kinder?

Eliſabeth, Herzogin.

Wehe, wehe!

Margaretha.

Wo iſt Dein Thron? Wo ſind die edlen Pairs,
Die knieend rufen: Heil der Königin?
Und wo das Volk, das Dir in Haufen folgt?
Geh' alles durch und ſieh: was biſt Du jetzt?
Kein glücklich Weib, — nein, eine bange Wittwe,
Noch Mutter, — aber eine kinderloſe,
Statt Königin, — nur eine arme Magd,
Statt allgefürchtet, — einen Einz'gen fürchtend,
Statt allgebietend, — nicht gehorcht von Einem.
So hat das Rad des Rechts ſich umgekehrt
Und Dich in ſeinem Lauf zermalmt als Opfer.
Nur die Erinn'rung blieb Dir, was Du warſt,
Damit Dich, was Du biſt, noch ärger folt're.
Du maßteſt meinen Platz Dir an; nun fällt
Auch meiner Leiden volles Maß Dir zu.
Halb trägt Dein ſtolzer Nacken nun mein Joch,
Und daß es vollends Dich zu Boden drücke,
Entzieh' ich ihm mein lebensmüdes Haupt.
Ich geh' nach Frankreich. Englands Unglück ſoll,
Von fern geſehen, laben meinen Sinn.

Leb' wohl, York's Weib, des Unglücks Königin;
York's Mutter, Unglücksmutter, fahre hin!
(Sie wendet ſich zum Abgang.)

Eliſabeth.

O weile, grauſe Meiſterin im Fluchen,
Und lehr' mich wirkſam meinen Feind verwünſchen;
Schärf' meine ſtumpfen Worte an den Deinen!

Margaretha (ſcharf ſteigernd).

Verſag' Dir Nachts den Schlaf, bei Tage faſte;
Am todten Glück ermiß lebend'ges Weh;
Denk' Deine Knaben holder als ſie waren,
Und ihren Mörder ſchnöder als er iſt;
Laß ihre Unſchuld ſeine Schuld vermehren;
Vergiß ihn nie, auch wenn Du beteſt nicht;
Erinn'rung ſei Dir erſt' und letzte Pflicht: —
Sie wird, Eliſabeth, Dich fluchen lehren!
(Sie geht langſam im Hintergrunde ab.)

Herzogin (ihr nachſehend).

Daß doch der Schmerz ſo reich an Worten iſt!

Eliſabeth.

Sie ſind nur luft'ge Blaſen ſeiner Tiefe;
Gönnt ihnen Raum. Obſchon zu nichts ſie frommen,
Erleichtern ſie die Bruſt, die zu beklemmen.
(Trompeten hinter der Scene laut.)

Herzogin.

Iſt's ſo, dann binde Deine Zunge nicht;
Ich hör' den Schöpfer alles Unheils kommen:
Wir ſchleudern unſern Fluch ihm in's Geſicht.

Neunter Auftritt.

(**Herzogin, Eliſabeth. Richard,** mit zahlreichem bewaffneten Gefolge auftretend.)

Richard

(dem beide Frauen mit gehobenem Arm drohend entgegentreten).

Wer hält in meinem Zuge hier mich auf?

Herzogin

Sie, die Dich aufgehalten haben möchte
In ihrem fluchbelad'nen Mutterleib,
Dich würgend, eh' Du all' den Mord-verübt.

Eliſabeth.

Du deckſt mit einem gold'nen Reif die Stirne,
Auf der des Mörders Brandmal ſtehen ſollte;
Sprich, wo ſind meine Brüder, meine Kinder?

Herzogin.

Wo iſt Dein Bruder Clarence, wo ſein Söhnlein?

Eliſabeth.

Wo, der Dein treuer Schatten war, Lord Haſtings?

Richard.

Ein Tuſch, Trompeten! Trommeln, ſchlaget Lärm!
Der Himmel höre nicht die Schnickſchnack-Weiber
Des Herrn Geſalbten läſtern. Schlagt, ſag' ich!

(Wirbel.)

Geduldig ſeid und gebt mir gute Worte,
Sonſt in des Krieges lärmendem Getöſe
Erſäuf' ich Eure wilden Ausrufungen.

Herzogin.

Biſt Du mein Sohn?

Richard.

Ja, Gott ſei Dank, und Euch, und meinem Vater.

Herzogin.

So hör' geduldig meine Ungeduld.

Richard.

Ich hab' 'ne Spur von Eurer Art, Frau Mutter,
Die nicht den Ton des Vorwurfs dulden kann.

Herzogin.

O laß mich reden.

Richard.

Thut's, doch hör' ich nicht!

Herzogin.

Ich will in meinen Worten milde ſein.

Richard.

Und kurz; denn, gute Mutter, ich hab' Eile.

Herzogin.

Biſt Du ſo eilig? Ich hab' Dein gewartet,
Gott weiß, in Marter und in Todesangſt.

Richard.

Doch kam ich endlich nicht zu Eurem Troſt?

Herzogin.

Nein, bei dem heil'gen Kreuz! Zur Welt gebracht,
Haſt Du die Welt zur Hölle mir gemacht.
Eine ſchwere Bürde war mir die Geburt,
Launiſch und eigenſinnig Deine Kindheit,
Dein Jugendlenz verwegen, wild und tollkühn,
Dein reifes Alter ruchlos, ſchlau und blutig ....
Welch' eine gute Stunde kannſt Du nennen,
Die je in Deinem Beiſein mich beglückt?

Richard.

Find' ich ſo wenig Gnad' in Euren Augen,
So laßt mich weiter zieh'n und Euch nicht ärgern.
Trommel gerührt!

Herzogin.

Ich bitte, hör' mich reden.

Richard.

Ihr redet allzu bitter.

Herzogin.

Noch ein Wort;
Niemals vernimmſt Du meine Stimme wieder.

Richard.

Wohlan, ſo ſprecht.

Herzogin.

Entweder ſtirbſt Du ſelbſt,
Eh' Du aus dieſem Krieg als Sieger kehrſt,
Oder ich vergeh' vor Gram und hohem Alter;
Wir beide ſeh'n einander nimmermehr.
Drum nimm mit Dir den allerſchwerſten Fluch,
Der härter auf Dir liegt am Tag der Schlacht,
Als Deine ganze Rüſtung, die Du trägſt.
Für Deine Gegner ſtreitet mein Gebet
Und meiner Enkelkinder zarte Geiſter,
Sie flüſtern ihnen Muth und Hoffnung zu.
Blutig begannſt Du; blutig ſollſt Du enden,
Wie Du Dein Leben, wird Dein Tod Dich ſchänden.

(Sie geht haſtig ab.)

Eliſabeth.

Ich hab' mehr Leid, als ſie, doch minder Muth;
Drum ſag' ich „Amen" nur zu ihrem Fluche.

(Sie will der Herzogin folgen.)

Richard (ſie zurückhaltend).

Bleibt, gnäd'ge Frau; ich muß ein Wort Euch ſagen.

Eliſabeth (erſtaunt).

Ihr — mir? Ich habe keine Söhne mehr
Zu morden!

Richard.

Doch beſitzt Ihr holde Töchter.

Eliſabeth (raſch und ängſtlich).

Die ſollen Nonnen werden, welche beten,
Nicht Königinnen, die zu Tod ſich weinen.
Nach ihrem Leben braucht Ihr nicht zu trachten.

Richard.

Die eine heißt Eliſabeth, wie Ihr;*)
Sie iſt ſo ſchön, wie tugendſam und fromm,
Ihr möcht' ich ſo viel Gutes thun, ja mehr,
Als ich Euch und den Euren Leides that.
Erhöhen will ich ſie.

Eliſabeth.

Auf's Blutgerüſt?

Richard.

Nicht doch. Von Herzen lieb' ich Eure Tochter.

Eliſabeth.

Wie Du von Herzen ihre Brüder liebteſt,
Und wie ich's Dir verdanke, auch von Herzen.

Richard.

Verwirret meine Abſicht nicht ſo raſch;
Was ich beſitze, ja mich ſelbſt und Alles
Will ich verſchenken an Eliſabeth,
Wenn Ihr Vergangenes vergeſſen könnt.

Eliſabeth.

Seid kurz. Der Antrag Eurer Freundſchaft möchte
Sonſt länger dauern, als die Freundſchaft ſelbſt.

Richard.

Ich mache ſie zur Königin von England.

Eliſabeth.

Wer ſoll ihr König ſein?

Richard.

Wer denn als ich?

---

*) Siehe über dieſe Werbung den Anhang zu Richard III.

Eliſabeth.

Wie könnt Ihr um ſie frei'n?

Richard.

Das möcht' ich lernen,
Von Euch, die ihren Sinn am beſten kennt.

Eliſabeth.

Ich will's Euch lehren. Hört Ihr?

Richard.

Herzlich gern!

Eliſabeth.

Schickt durch den Mann, der ihre Brüder ſchlug,
Ihr ein paar blut'ge Herzen. Grabt darein:
Eduard und Richard. Wenn ſie drüber weint,
So bietet ihr, — wie Margaretha einſt
Ein Tüchlein Eurem Vater bot, getränkt
In Rutland's Blut, — ein rothes Tüchlein dar,
Und ſagt ihr, daß es ſeine Farbe ſog
Aus ihrer beiden Brüder ſüßem Leibe,
Und heißt ſie ihre Thränen damit trocknen.
Rührt dieſe Lockung ſie zur Liebe nicht,
So ſchreibt ihr einen Brief voll Eurer Thaten:
Sagt ihr, Ihr räumtet ihren Oheim Clarence
Und Rivers weg, ja halfet, ihr zu Liebe,
Der guten Muhme Anna ſchleunig über . . . .

Richard (ſie unterbrechend).

Geſetzt, ich that es nur aus Lieb' zu ihr? —
Seht, was geſcheh'n iſt, ſteht nicht mehr zu ändern;
Der Menſch geht manchmal unbedacht zu Werk,
Doch kann er hinterdrein bereu'n und ſühnen.
Nahm Euren Söhnen ich das Königreich,
So geb' ich's als Erſatz an Eure Tochter.
Bracht' ich die Früchte Eures Leibes um,

So zeug' ich mir aus Eurem Blute Erben,
Die Eures ſpäten Alters Freude ſind.
Verlor'nes kann ich Euch nicht wieder geben,
Drum nehmt, was ich in Güte bieten kann.
Geht, holde Mutter, zu der holden Tochter:
Legt in ihr zartes Herz der Hoheit Flamme,
Und wenn mein ſtarker Arm den Zwergrebellen,
Den tollen Buckingham, gebändigt hat,
Führ' ich in's Bett des Siegers Eure Tochter
Und ſetz' auf ihre Stirne Kranz und Krone.

Eliſabeth (ſchwankend).

Auf welchen Namen würd' ich wohl für Euch,
Den Erd' und Himmel ihr zugleich verbieten?

Richard.

Zeigt Englands Frieden ihr in dieſem Bündniß.

Eliſabeth.

Den ſie erkaufen wird mit ew'gem Krieg.

Richard.

Sagt ihr, der König, ſonſt gebietend, bitte.

Eliſabeth.

Was zu gewähren, das Geſetz verbiete.

Richard.

Sie werde eine mächt'ge Königin.

Eliſabeth.

Um ſo wie ich, den Titel zu bejammern.

Richard.

Schwört ihr, daß ich ſie ewig lieben werde.

Eliſabeth.

Wie lang wird wohl das Wörtchen „ewig" währen?

Richard.

Bis an das Ende ihres ſüßen Lebens.

Eliſabeth.

Und dieſes ſüße Leben ſelbſt?

Richard.

So lange
Der Himmel es verlängert.

Eliſabeth.

Oder auch
Die Höll' und Richard plötzlich es verkürzt.

Richard.

Sei'n alle Glücksplaneten meinem Thun
Zuwider, wenn ich nicht in Ernſt und Treue
Um Eure ſchöne, edle Tochter werbe.
Auf ihr beruht mein Glück und Eures auch;
Denn ohne ſie erfolgt für mich, für Euch
Und für ſie ſelbſt, und für das ganze Land
Tod und Verwüſtung, Fall und Untergang.
Nur ſie allein vermag es abzuwenden!

Eliſabeth (halb gewonnen).

Soll ich vom Teufel mich verlocken laſſen?

Richard.

Wenn er zum Guten Euch verlocket — ja!

Eliſabeth.

Darf ich die Tochter zu gewinnen geh'n?

Richard.

Ihr ſelbſt gewinnt als Mutter, wenn Ihr's thut.

Eliſabeth.

Wohlan, ich gehe. Schreibt mir allernächſtens,
Und Ihr vernehmt von mir, wie ſie geſinnt. (Sie geht ab.)

Richard.

Bringt meinen Liebeskuß ihr und lebt wohl! —
Nachgieb'ge Thörin, wankelmüth'ges Weib! —
Nun, was giebt's Neues?

Zehnter Auftritt.

(**Richard.** Darauf raſch auf einander: **Ratcliff** und **Catesby.**)

Ratcliff.

Gewalt'ger Fürſt, im Weſten längs der Küſte
Wogt eine mächt'ge Flotte, angriffsfertig.
Man meinet, Richmond ſei ihr Admiral,
Und warte auf die Hülfe Buckingham's.

Richard.

Ein flinker Freund ſoll hin zum Herzog Norfolk,
Du, Ratcliff, oder Catesby; wo iſt er?

Catesby.

Hier, beſter Herr.

Richard.

Catesby, flieg' hin zum Herzog.

Catesby.

Das will ich, Herr, mit aller nöth'gen Eile.

Richard.

Ratcliff, komm her. Reit' hin nach Salisbury:
Wenn Du dahin kommſt — (zu Catesby)
Unachtſamer Schurke,
Was ſäumſt Du hier und gehſt nicht hin zum Herzog?

Catesby.

Erſt, hoher Herr, erklärt die gnäd'ge Meinung,
Was ich von Euer Hoheit ihm ſoll melden.

Richard.

Wahr, guter Catesby. Gleich aufbringen ſoll er
Die größte Macht und Mannſchaft, die er kann,
Und treffe mich alsbald zu Salisbury.

(Catesby eilt rechts ab.)

Ratcliff.

Was ſoll ich, wenn's beliebt, zu Salisbury?

Richard.

Ei, was haſt Du da zu thun, bevor ich komme?

Ratcliff.

Eu'r Hoheit ſagte mir, vorauszureiten.

Eilfter Auftritt.

(**Vorige, Stanley.** Dann **drei Boten,** eilig nach einander.)

Richard.

Ich bin jetzt and'ren Sinn's. — Stanley, was bringſt Du?

Stanley (von rechts).

Nichts Gutes, Herr, daß Ihr es gerne hörtet,
Doch auch ſo Schlimmes nicht, daß ich zögern müßte,
Es Euch zu melden. Richmond iſt auf der See.

Richard.

Verſänk' er da und wär' die See auf ihm!
Landläufer ohne Herz, was thut er da?

Stanley.

Ich weiß nicht, mächt'ger Fürſt, und kann nur rathen.

Richard.

Nun, und Ihr rathet?

Stanley.

Er kommt nach England und begehrt die Krone.

Richard.

Iſt der Stuhl ledig? Ungeführt das Schwert?
Iſt todt der König, herrenlos das Reich?
Sind Erben York's am Leben außer mir?
Und wer iſt England's König als York's Erbe?
Drum ſage mir, was thut er auf der See?

Stanley.

Iſt's das nicht, Herr, ſo kann ich's nicht errathen.

Richard.

Ich fürcht', Ihr fallt mir ab und flieht zu ihm.

Stanley.

Nein, mächt'ger Fürſt; mißtraut mir alſo nicht.

Richard.

Wo iſt Dein Volk denn, ihn zurückzuſchlagen?
Wo haſt Du Deine Leut' und Lehnsvaſallen?
Sind ſie nicht an der Küſt' im Weſten jetzt,
Geleit zum Landen den Rebellen gebend?

Stanley.

Nein, meine Freunde ſind im Norden, Herr.

Richard.

Mir kalte Freunde: was thun ſie im Norden,
Da ſie ihr Fürſt zum Dienſt im Weſten braucht?

Stanley.

Sie waren nicht befehligt, großer König.
Geruht Eu'r Majeſtät mich zu entlaſſen,
So muſtr' ich meine Freund' und treffe Euch,
Wo es und wann Eu'r Majeſtät beliebt.

Richard.

Ja, ja, Du möchteſt gern zum Richmond ſtoßen:
Ich will Euch Herrn nicht trau'n.

Stanley.

Gewalt'ger Fürſt,
Ihr habt an meiner Freundſchaft nicht zu zweifeln,
Ich war und werde nimmer treulos ſein.

(Erſter Bote tritt auf.)

Richard.

Geht, muſtert Volk. Doch hört Ihr, laßt zurück
Georg Stanley, Euren Sohn; wankt Eure Treu',
Gebt Acht, ſo ſteht ſein Kopf nicht allzu feſt.

Stanley

Verfahrt mit ihm, wie ich mich treu bewähre. (Er geht ab.)

Erſter Bote.

Mein gnäd'ger Fürſt, es ſind in Devonſhire
Sir Edmund Courtney, Biſchof Exeter
Und viele Mitverbündete in Waffen.

Zweiter Bote

(tritt mit verbundenem Kopfe auf).

Mein Fürſt, das Heer des großen Buckingham —

Richard.

Fort mit Euch, Uhus! Nichts als Todtenlieder?
(den Boten ſchlagend)
Da nimm das, bis Du beſſ're Zeitung bringſt.

Zweiter Bote.

Was ich Eu'r Majeſtät zu melden habe,
Iſt, daß durch jähe Fluth*) und Wolkenbrüche
Buckingham's Heer zerſtreut iſt und verſprengt,
Und daß er ſelbſt gefangen fortgeführt
Nach Salisbury — —

Richard.

Schlagt ihm den Kopf herunter.
(Er wirft dem zweiten Boten eine Börſe zu.)
Da nimm dies Geld, verbinde Deine Wunden.
In's Feld! In's Feld! Weil wir in Waffen ſind:
Wo nicht zu fechten mit auswärt'gen Feinden,
Zur Dämpfung der Rebellen hier zu Haus!

Dritter Bote

(dem König entgegentretend, der abgehen will).

Im Hafen Milford, gnäd'ger Herr und König,

---

*) Ueberſchwemmungen des Fluſſes Severn, an deſſen Ufer ſich Buckingham mit Richmond, der aus Wales heranzog, vereinigen wollte.

Iſt Richmond mit gewalt'ger Macht gelandet.*)

Richard.

Nach ihm entgegen! Während wir hier ſchwatzen,
Könnt' eine Hauptſchlacht ſchon entſchieden ſein.
Bring' mir den abgeſchlag'nen Kopf des Buckingham,
Indeß ich dieſen Knaben Richmond-dränge.
Ein Jagdlied blaſt, der Eber wetzt die Fänge!

(Während er, unter Fanfaren und Trommelwirbel mit ſeinem Gefolge abeilt, fällt der Vorhang.)

---

*) Die Landung Heinrich's VII erfolgte am 6. Auguſt 1485 in Milfordhaven, Südwales.

Fünſter Aufzug.[12]

Im Lager Richmond's, nahe bei Bosworth. Das Zelt Richmond's
in den Farben der Tuder, grün und weiß, im Hintergrund.
Es iſt Abenddämmerung.

Erſter Auftritt.

(**Richmond,** umgeben von den Befehlshabern ſeines Heeres, Soldaten, Diener, Pagen.)

Richmond.

Ihr Waffenbrüder und geliebten Freunde,
Zermalmet unter'm Joch der Tyrannei,
So weit in's Innerſte des Landes ſind
Wir vorgedrungen ohne Hinderniß.
Der freche, blut'ge, räuberiſche Eber,
Der Eure Saaten umwühlt, Eure Gärten,
Und Euer warmes Blut wie Spühlicht ſäuft,
Liegt jetzt in dieſes Eilands Mittelpunkt,
Nah bei der Stadt Leiceſter, wie wir hören.
Er hat nur Freunde, die aus Furcht es ſind;
Sie werden ihn in tiefſter Noth verlaſſen
Und uns zufallen. Alles iſt uns günſtig.
Auf denn, in Gottes Namen, tapf're Freunde,
Die Frucht beſtänd'gen Friedens einzuerndten
Durch eine blut'ge Probe ſcharfen Kriegs.

Zweiter Auftritt.

(**Vorige. Stanley,** vermummt.)

Stanley.

Glück und Triumph bekröne Deinen Helm.

Richmond.

Dank Dir und Heil, mein edler Pflegevater!
Sag' mir, wie geht es unſ'rer theuren Mutter?

Stanley.

Ich ſegne Dich aus Vollmacht Deiner Mutter,
Die im Gebet verharrt für Richmond's Wohl.
Und dies läßt ſie vertrauend Dir entbieten:
Obgleich die Königin Eliſabeth, — 18)
Bewegt von weiblich-mütterlicher Schwäche, —
Der Werbung Richard's um die holde Tochter
Ein allzu duldſam Ohr gelieh'n, hat doch
Prinzeß Eliſabeth aus eig'nem Antrieb
Den blut'gen Freier ſtandhaft abgewieſen
Mit allem Abſcheu, welchen er verdient;
Der letzte Zweig der weißen Roſe York's
Bleibt Dir, mein Sohn, bewahrt, damit er ſich
In Dir dem Stamm der Tudor feſt verbünde
Und Englands neues Herrſcherhaus begründe.

Richmond.

Erwünſchte Botſchaft.

Stanley.

Nun von ernſten Dingen.
Bereite Dich zur Schlacht und ſtell' getroſt
Dein Glück dem blutigen Entſcheid anheim.
Ich ſteh' Dir bei in zweifelhaftem Sturm
Und nehme jeder Stunde Vortheil wahr,
Um meine Schaar der Deinen zuzuführen.

Noch kann ich's offen nicht; nur mit Gefahr
Des [illegible]ig'nen Lebens und des lieben Sohnes
Hab' [illegible]on Richard heimlich mich entfernt
Und [illegible], zum Schein, noch einmal wiederkehren.

Richmond.

Ihr Herrn, gebt ihm ein ſicheres Geleit,
Ich will indeſſen auszuruhen trachten,
Daß bleierner Schlaf nicht morgen auf mir laſte,
Wenn ich auf Siegesflügeln ſteigen ſoll.

(Richmond und Stanley nehmen Abſchied. Dieſer wird von einigen Lords begleitet. Die Krieger zerſtreuen ſich.)

Dritter Auftritt.

Richmond (allein).

O Du, für deſſen Feldherrn ich mich achte,
Sieh Deine Schaaren an mit gnäd'gem Blick! —
Mach' uns zu Dienern Deiner Züchtigung,
Auf daß wir preiſen Dich in Deinem Sieg!
Dir anbefehl' ich meine wache Seele,
Eh' ich der Augen Fenſter ſchließe zu.
Schlafend und wachend ſchirme Du mich ſtets.

(Er geht in's Zelt ab.)

Verwandlung:

Das Innere von Richard's Zelt auf dem Schlachtfelde bei Bosworth.

Vierter Auftritt.

(**König Richard, Norfolk, Ratcliff, Catesby,** Lords, Krieger, Gefolge, Pagen.)

Richard.

Hier ſchlagt mein Lager auf, im Feld bei Bosworth.

Mylord von Norfolk!

Norfolk.

Hier, mein gnäd'ger Fürſt!

Richard.

Hier giebt es Schläge? He, nicht wahr?

Norfolk.

Man giebt und nimmt ſie, mein gewog'ner Fürſt.

Richard.

Hier will ich ruh'n zur Nacht.

(Das Lager des Königs wird aufgeſchlagen. Ein Feldbett, Seſſel, Tiſch.)

Doch morgen, wo? — Gut, es iſt Alles eins!
Wer ſpähte der Verräther Anzahl aus?

Norfolk.

Sechs-, ſiebentauſend iſt die ganze Macht.

Richard.

Ei, unſer Herr zählt dreimal ſiebentauſend!
Auch iſt des Königs Nam' ein feſter Thurm,
Woran der feindlichen Partei es fehlt.
Ruft ein'ge Männer von bewährtem Rath,
Der Lage Vortheil ſucht zu überſchau'n,
Laßt Zucht uns halten und nicht läſſig ruh'n;
Denn Lords, für morgen giebt's vollauf zu thun.

(Die Mehrzahl der Anweſenden gehen zu beiden Seiten ab.)

Fünfter Auftritt.

(**Richard, Ratcliff, Catesby, Norfolk,** Pagen.)

Richard.

Was iſt die Uhr?

Catesby.

Nachteſſenszeit, mein Fürſt

Es iſt neun Uhr.

Richard.

Ich will zu Nacht nicht eſſen.
Gebt mir Papier und Tinte.
Nun, iſt mein Sturmhut leichter als er war?
Und alle Rüſtung mir in's Zelt gelegt?

Catesby.

Ja, gnäd'ger Herr, 's iſt Alles in Bereitſchaft.

Richard.

Mach', guter Norfolk, Dich auf Deinen Poſten;
Halt' ſtrenge Wache, wähle ſich're Wächter.

Norfolk.

Ich gehe, Herr.

Richard.

Sei mit der Lerche munter, lieber Norfolk!

Norfolk.

Verlaßt Euch drauf, mein Fürſt. (Er geht zur Seite ab.)

Richard.

Ratcliff!

Ratcliff.

Mein Fürſt?

Richard.

Send' einen Waffenherold
Zu Stanley's Regiment, heiß' ihn ſein Volk
Vor Sonnenaufgang bringen, oder ſein Sohn
Fällt in die blinde Höhle ew'ger Nacht. —
Füllt einen Becher Wein's, gebt mir ein Nachtlicht.
Sattelt den Schimmel mir ganz früh zur Schlacht!
Ratcliff!

Ratcliff.

Mein Fürſt?

Richard.

Sahſt Du den melanchol'ſchen Lord Northumberland?

Ratcliff.

Er ſelbſt und Thomas Graf von Surrey gingen

Von Schaar zu Schaar, ermunternd unſ're Leute.

Richard.

Das iſt mir lieb. Gebt mir 'nen Becher Weins.
Ich habe nicht die Rüſtigkeit des Geiſtes,
Den friſchen Muth, den ich zu haben pflegte.

(Es wird ein Becher Wein und eine Lampe gebracht.)

So, ſetzt ihn hin. — Papier und Tint' iſt da?

Ratcliff.

Ja, gnäd'ger Herr!

Richard.

Heißt meine Schildwacht munter ſein, verlaßt mich.
Wenn halb die Nacht vorbei iſt, kommt in's Zelt
Und helft mich waffnen. Gute Nacht. Verlaßt mich.

(Alle ziehen ſich ehrfurchtsvoll zurück.)

Sechſter Auftritt.

(**Richard,** allein.)

(Tiefe Stille. Hinter der Scene Feldhörner, aber entfernt. An ihre Signale ſchließt ſich im Orcheſter eine leiſe, melodramatiſche Muſik an, welche die Geiſter-Erſcheinungen ankündigt und karakteriſtiſch begleitet. Die Bühne, wie auch der Zuſchauerraum werden völlig dunkel. Richard hat ſich bei Beginn der Muſik auf ſein Lager geworfen. Er entſchläft. Der hintere Vorhang ſeines Zeltes theilt ſich langſam. Die ganze Tiefe der Bühne in Wolken gehüllt, nicht ſichtbar. Im Mittelgrund erſcheinen auf einer Erhöhung, in magiſchem, nicht zu hellem Lichte, die Geiſter; im Hintergrund das Innere des Zeltes Richmond's, den man heller als die Geiſter beleuchtet, ruhig auf ſeinem Lager ſchlummern ſieht. Richard liegt rechts auf der Bühne, ſich unruhig hin und her wälzend; Richmond links in der Höhe. Zwiſchen Beiden ſtehen die Geiſter. [illegible] rechts heraus in den Vordergrund, halb links hinauf in die Höhe richtend.)

Erſte Erſcheinung: Prinz von Wales

(Heinrich's VI Sohn, zu Richard).

Schwer mög' ich morgen Deine Seele laſten.
Denk', daß Du mich erſtachſt in meiner Blüthe
Zu Tewksbury; verzweifle drum und ſtirb! (zu Richmond)

Sei freudig, Richmond. Die erzürnten Geiſter
Erwürgter Prinzen ſtreiten Dir zum Schutz;
Dich tröſtet Heinerich des Sechſten Sohn!

Zweite Erſcheinung: **König Heinrich.**

Du bohrteſt mir, da ich noch ſterblich war,
Voll Todeswunden den geſalbten Leib;
Denk' an den Tower und mich. Verzweifle, ſtirb;
Heinrich der Sechſte ruft: Verzweifle, ſtirb! —
(zu Richmond)
Heilig und tugendhaft, ſei Sieger Du.
Heinrich, der Dir die Krone prophezeit,
Kommt, Dich im Schlaf zu tröſten: lebe, blühe!

Dritte Erſcheinung: **Clarence.**

Schwer mög' ich morgen Deine Seele laſten,
Ich, todt gebadet einſt in eklem Wein,
Dein Bruder Clarence, den Dein Trug verrieth.
Denk' in der Schlacht an mich und fallen laß
Dein abgeſtumpftes Schwert. Verzweifle, ſtirb
(zu Richmond)
Du Sproß der Häuſer Lancaſter und Tudor,
Es beten für Dich York's gekränkte Erben.
Dich ſchirm' ein guter Engel. Lebe, blühe!

Vierte Erſcheinung: **Rivers, Dorſet, Grey.**

Rivers.

Schwer mög' ich morgen Deine Seele laſten,
Rivers, der ſtarb zu Pomfret. Verzweifle, ſtirb!

Alle Drei.

Gedenk' an Dorſet, Grey. Verzweifle, ſtirb!

Rivers (an Richmond).

Erwach' und denke, für Dich kämpfen wir
In Richard's Bruſt.

Alle Drei.

Erwache! Sieg' im Felde!

Fünfte Erſcheinung: **Haſtings.**

Blutig und ſchuldvoll, wache ſchuldvoll auf,
Und ende Deine Tag' in blut'ger Schlacht.
Denk' an Lord Haſtings und verzweifle, ſtirb! —

(zu Richmond)

Der Du in Frieden ſchläfſt, erwach', erwache,
Und kämpf' und ſieg' um unſ'res Englands Sache!

Sechſte Erſcheinung: **Die beiden Söhne Eduard's.**

Prinz von Wales.

Von Deinen Neffen träum', erwürgt im Tower,
Und ſei'n wir Blei in Deinem Herzen, Richard,
In Unfall, Schmach und Tod Dich niederziehend.
Die Geiſter Deiner Neffen rufen Dir:

Beide.

Verzweifle, ſtirb!

Herzog von York (an Richmond).

Schlaf' friedlich, Richmond, und erwach' voll Muth;
Dich ſchirmt ein Engel vor des Ebers Wuth,
Dich ſegnend rufen Eduard's Söhne aus:

Beide.

Leb' und erzeug' ein reiches Königshaus!

Siebente Erſcheinung: **Anna.**

Richard, Dein Weib, — Anna, Dein elend Weib,
Das keine Stunde ruhig bei Dir ſchlief, —
Füllt Deinen Schlaf jetzt mit Verwünſchungen.
Denk' in der Schlacht an mich und fallen laß
Dein abgeſtumpftes Schwert. Verzweifle, ſtirb! —

(zu Richmond)

Schlaf', reine Seele, Deinen reinen Schlaf;
Dir zeige Sieg und Glück im Traume ſich:
Es betet Deines Gegners Weib für Dich!

Achte Erſcheinung: **Buckingham.**

Der erſte war ich, der zum Thron Dir half,

Der letzte fühlt' ich Deine Tyrannei,
Die mich am Allerſeelentag gerichtet!
Gedenke in der Schlacht an Buckingham
Und ſtirb in Schrecken über Deine Schuld.
Träum' weiter, träum' von Tod und von Verderben,
Du ſollſt verzweifeln und verzweifelnd ſterben.

(Alle Erſcheinungen wenden ſich vor dem Verſchwinden noch einmal mit drohend erhobener Hand gegen Richard, mit ſegnender Geberde gegen Richmond. Starker Inſtrumentalſatz. Die Wolken ziehen ſich zu. Der Zeitvorhang geht langſam wieder zuſammen.)

Siebenter Auftritt.

Richard (noch im Traum).

Ein andres Pferd! Verbindet meine Wunden.
Erbarmen, Himmel! (auffahrend)
Still, ich träumte nur.
Das Licht brennt blau. 's iſt todte Mitternacht.
Mein ſchauderndes Gebein deckt kalter Schweiß.
Was fürcht' ich denn? — Mich ſelbſt? — Sonſt iſt hier
Niemand!
Richard liebt Richard; das heißt: Ich bin ich!
Iſt hier ein Mörder? — Nein! — Ja, — ich bin hier!
(ſpringt auf)
So flieh'! Wie, vor Dir ſelbſt? — Mit gutem Grund;
Ich möchte rächen. Wie? — Mich an mir ſelbſt?
Ich liebe ja mich ſelbſt. Wofür? Für Gutes,
Das je ich ſelbſt hätt' an mir ſelbſt gethan?
O leider nein! Vielmehr haſſ' ich mich ſelbſt,
Verhaßter Thaten halb, durch mich verübt.
Ich bin ein Schurke — doch ich lüg's, ich bin's nicht!
Thor, rede Gut's von Dir! — Thor, ſchmeichle nicht!
Hat mein Gewiſſen doch viel tauſend Zungen,
Und jede Zunge bringt verſchied'nes Zeugniß,

Und jedes Zeugniß ſtraft mich einen Schurken.
Meineid, Meineid im allerhöchſten Grad,
Mord, grauſer Mord im fürchterlichſten Grad,
Jedwede Sünd', in jedem Grad geübt,
Stürmt an die Schranken, rufend: „Schuldig, ſchuldig!"
Ich muß verzweifeln — kein Geſchöpf liebt mich!
Und ſterb' ich, wird ſich keine Seel' erbarmen!
Warum denn ſollten's And're? Find' ich ſelbſt
In mir doch kein Erbarmen mit mir ſelbſt.
Mir ſchien's, die Seelen all', die ich ermordet,
Kämen in's Zelt und ihrer jede drohte
Mit Rache morgen auf das Haupt des Richard.

Achter Auftritt.

(**Richard. Ratcliff,** von links kommend.)

Ratcliff.

Mein Fürſt!

Richard.

Wer iſt da?

Ratcliff.

Ratcliff, mein Fürſt: ich bin es. Eure Freunde
Sind auf und ſchnallen ihre Rüſtung um.

Richard.

O Ratcliff, ich hatt' einen furchtbar'n Traum.
Was denkſt Du? Halten unſ're Freunde Stand?

Ratcliff.

Gewiß, mein Fürſt!

Richard.

Ratcliff, ich fürcht', ich fürchte, —

Ratcliff.

Nein, beſter Herr, entſetzt Euch nicht vor Schatten!

Richard.

Bei dem Apoſtel Paul! Es warfen Schatten
Zur Nacht mehr Schrecken in die Seele Richard's,
Als weſenhaft zehntauſend Krieger könnten,
In Stahl und angeführt vom flachen Richmond.
Noch wird's nicht Tag. — Komm, geh mit mir;
Ich will den Horcher bei den Zelten ſpielen,
Ob irgend wer von mir zu weichen denkt.
(Beide links ab.)

Verwandlung:

Vor Richmond's Zelt, wie zu Anfang des fünften Aufzugs.
Es iſt Morgendämmerung.

Neunter Auftritt.

(**Richmond** tritt aus dem Zelte. Heerführer. Krieger. Pagen. Spielleute.)

Alle.

Heil Richmond, Heil! (Fanfare)

Richmond.

Bitt' um Verzeihung, Lords und wache Herrn,
Daß Ihr mich trägen Säumer hier ertappt.
Den ſüß'ſten Schlaf und Träume ſchönſter Ahnung,
Die je gekommen in ein müdes Haupt,
Hab' ich gehabt, ſeit wir geſchieden, Lords.
Mir ſchien: die Seelen, deren Leiber Richard
Ermordet, traten in mein Zelt und riefen
Mir Heil und frohe Siegeshoffnung zu.
Doch nun iſt's Zeit, daß man ſich rüſt' und ord'ne.
(Er tritt zu den Kriegern.)
Mehr als ich ſagte, bied're Landsgenoſſen,
Verbietet darzulegen mir die Zeit.
Jedoch bedenkt: Gott und die gute Sache

Ficht für uns, wie ſie gegen Richard ſtreiten.
Im Namen Gottes denn und unſ'res Rechtes
Schwingt Euer Banner, zieht Eu'r willig Schwert.
Mein Löſegeld für das mißlung'ne Wagniß
Sei meine kalte Leich' auf kalter Erde.
Doch wenn's gelingt, ſoll an Gewinn der That
Sein Theil auch dem Geringſten Euer werden.
Schallt Trommeln und Trompeten, froh zum Krieg;
Gott und Sanct Georg! Richmond und Heil und Sieg!

(Unter Trommeln und Trompeten allgemeiner kriegeriſcher Aufbruch.)

Verwandlung:

Ein Theil des Schlachtfeldes bei Bosworth. Es iſt Morgen, aber trübes Wetter.

Zehnter Auftritt.

(**Richard**, gerüſtet. Ihm folgt **Ratcliff**. Eine Schaar Soldaten.)

Richard.

Was hat Northumberland geſagt vom Richmond?

Ratcliff.

Er ſei nicht auferzogen bei den Waffen.

Richard.

Er hatte Recht, ſo iſt es in der That.
Wer ſah die Sonne heut?

Ratcliff.

Ich nicht, mein Fürſt.

Richard.

So weigert ſie den Schein; nach dem Kalender
Muß ſie im Oſt ſchon eine Stunde prangen.
Dies wird ein ſchwerer Tag für Jemand werden.
Ratcliff!

Ratcliff.

Mein Fürſt?

Richard.

Die Sonne läßt ſich heut nicht ſehn;
Der Himmel wölbt ſich finſter unſ'rem Heer,
Die thau'gen Thränen möcht' ich weg vom Boden. —
Nicht ſcheinen heut! — Ei nun, was gilt das mir
Mehr als dem Richmond? — Denn derſelbe Himmel,
Der ſich mir wölkt, ſieht trüb herab auf ihn.

Eilfter Auftritt.

(Vorige. Norfolk.)

Norfolk.

Auf, auf! mein Fürſt! Der Feind ſtolziert im Feld!

Richard.

Kommt, tummelt Euch! Mein Pferd gezäumt!
Ruft Stanley auf, heißt ſeine Schaar ihm bringen.

(Ratcliff eilt ab.)

Norfolk.

Mein Fürſt, dies fand ich heut in meinem Zelt.

(Er giebt Richard einen Zettel.)

Richard (lieſt).

„Hans von Norfolk, laß klüglich Dir rathen!
Richard, Dein Herr, iſt verkauft und verrathen.“
Das iſt ein Stück vom Feinde ausgedacht. —
Nun geht, Ihr Herrn, auf ſeinen Poſten jeder!
Laßt plauderhafte Träum' uns nicht erſchrecken.
Gewiſſen iſt ein Wort für Feige nur,
Zum Einhalt für den Starken erſt erdacht:
Uns iſt die Wehr — Gewiſſen; Schwert — Geſetz.
Was hab' ich mehr Euch vorzuhalten noch?
Bedenkt, mit wem Ihr Euch zu meſſen habt.

Ein Schwarm Landläufer, Schelme, Vagabunden,
Bretagner Abſchaum, nied're Bauernknechte.
Wer führt ſie als ein kabler Burſch, ſeit lange
Von unſ'rem Bruder*) in Bretagne ernährt;
Ein Milchbart, einer, der ſich lebenslang
Nicht über ſeine Schuh' in Schnee gewagt.
Peitſcht dies Geſindel über's Meer zurück!
Soll'n wir beſiegt ſein, nun ſo ſei's durch Männer,
Und nicht durch die Baſtarde von Bretagnern.
Soll'n dieſe unſ're Länderei'n beſitzen?
Bei unſ'ren Weibern liegen, unſ're Töchter
Bewält'gen? (Trommeln hinter der Scene.)
Horcht! Ich höre ihre Trommeln!
Kämpft, Englands Edle! Kämpft, beherzte Männer,
Legt ſchützend auf die Bogen ſich're Pfeile.
Spornt Eure ſtolzen Roſſ' und reitet in Blut!

---

*) Die engliſche Textkritik weiſt nach, daß hier in Shakſpeare's Quelle, der Chronik Holinſhed's, ein Druckfehler vorliegt, der ſich im Text des Stückes wiederholt hat. Statt mother (Mutter) ſoll brother (Bruder) in beiden zu leſen ſein. Demnach meint Richard: „Richmond iſt in der Bretagne von unſerem (das heißt meinem) Bruder unterhalten worden;" welcher Bruder nicht etwa Eduard IV oder Georg von Gloſter iſt, da die York's niemals etwas für Richmond gethan, ſondern ihr Schwager (brother-in-law), der Herzog Carl von Burgund. Behält man die gewöhnliche Lesart, Mutter, bei, ſo kann ſie nur ſo gedeutet werden: „Richmond iſt von unſer Aller gemeinſamen Mutter, von England, in der Bretagne erhalten worden." Thatſächlich unrichtig, da niemals engliſche Staatsgelder an den jungen Tudor in der Fremde gewendet werden; auch unklar im Ausdruck und gezwungen in der Erklärung. Weswegen wir der Emendation: Bruder, ſtatt Mutter, folgen.

Erſchreckt das Firmament mit Lanzenſplittern,
Und Himmel, Erd' und Hölle ſoll erzittern!

(**Ratcliff** kommt zurück.)

Richard.

Was ſagt Lord Stanley? Bringt er ſeine Schaaren?

Ratcliff.

Mein Fürſt, er weigert ſich zu kommen.

Richard.

Herunter mit dem Kopfe ſeines Sohnes!
Wohl tauſend Herzen ſchwellen mir im Buſen:
Voran die Banner! Setzet an den Feind!
Und unſer altes Wort des Muthes, Sanct Georg,
Beſeelt' uns mit dem Grimme feur'ger Drachen!
Ein auf ſie! unſ're Helme krönt der Sieg!

(Alle ab links. Trommeln und Trompeten von allen Seiten, bald näher, bald entfernter, bis zur Verwandlung.)

Verwandlung:

Schlachtfeld bei Bosworth. Ganze Tiefe der Bühne. Kampf im Hintergrund. Signale.

Zwölfter Auftritt.

(**Catesby** begegnet **Norfolk** mit ſeiner Schaar.)

Catesby (von links).

Rettet, Mylord von Norfolk; rettet, rettet!
Der König thut mehr Wunder als ein Menſch,
Und trotzt auf Tod und Leben, wer ihm ſteht;
Ihm fiel ſein Pferd und doch ficht er zu Fuß,
Und ſpäht nach Richmond in des Todes Schlund.
O rettet, Herr, ſonſt iſt das Feld verloren!

(Norfolk eilt mit ſeinen Kriegern links ab.)

Dreizehnter Auftritt.

(**Catesby. Richard,** von links nach rechts.)

Richard.

Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für'n Pferd!

Catesby.

Herr, weicht zurück! Ich helf' Euch an ein Pferd.

Richard.

Ich ſetzt' auf einen Wurf mein Leben, Knecht,
Und will des Würfels Ungefähr beſtehn.
Ich denk', es ſind ſechs Richmonds hier im Feld;
Fünf ſchlug ich ſchon an ſeiner Stelle todt.
Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!

(Wachſendes Getümmel. Starke Schlachtſignale. Richmond verfolgt Richard, beide gehen fechtend ab. Pauſe, ausgefüllt von Einzelkämpfen.)

Vierzehnter Auftritt.

(Richmond's Krieger. **Richmond, Stanley,** Gefolge Richmond's. Einer aus dem Gefolge trägt Richard's Banner und ſeinen Helm.)

Alle.

Sieg! Sieg! (Lange Fanfare auf und hinter der Scene.)

Richmond.

Preis Gott und Euren Waffen! Freunde, Sieger!
Das Feld iſt unſer und der Bluthund todt!

Stanley.

Wohl haſt Du Dich gelöſt, beherzter Richmond!
Sieh: hier dies lang geraubte Königskleinod
Hab' ich von des Elenden todten Schläfen
Geriſſen, Deine Stirn damit zu zieren.

(Er ſetzt ihm die Krone von Richard's Helm auf. Richmond kniet.)

Stanley.

Trag' es, genieß' es, bring' es hoch damit![14]

Richmond (aufſtehend).

Zu Allem ſpreche Gott im Himmel Amen!
Doch ſag' mir, iſt Dein lieber Sohn am Leben?

Stanley.

Er lebt und iſt in Sicherheit in Leiceſter,
Wohin wir uns, mein Fürſt, begeben könnten,
Wenn's Euch beliebt.

Richmond.

Stellt die Verfolgung ein;
Ruft Gnade aus für die gefloh'ne Mannſchaft,
Die unterwürfig zu uns wiederkehrt.
Und dann, worauf das Sakrament wir nahmen,
Vereinen wir die weiß' und rothe Roſe.
England, in langem Wahnſinn, ſchlug ſich ſelbſt,
Entzweit durch Lancaſter's und York's Entzweiung.
Nun mögen Richmond und Eliſabeth,
Der beiden Häuſer echte, letzte Erben,
Durch Himmels Fügung ſie und ſich vereinen.
Mög' ihr Geſchlecht, wenn's Gottes Wille iſt,
Die Folgezeit mit ſchönem Frieden ſegnen!

Stanley.

Heil Richmond und Eliſabeth!

Alle mit Richmond.

Heil England!

(Gruppe. Fanfaren. Fahnen. Der Vorhang fällt.)

Anmerkungen

zu

König Richard der Dritte.

1) Die erſte Scene Richard's III ſchließt ſich unmittelbar an die letzte Heinrich's VI an: König Heinrich VI, den wir in dieſer unter Gloſter's Dolch und Schwert fallen geſehen, wird in jener, unter ſtillem Geleit ſeiner Schwiegertochter Anna, Warwick's jüngerer Tochter, in die Gruft, im Kloſter zu Chertſey, abgeführt. Dies geſchah am Vorabend des Himmelfahrtsfeſtes, 29. Mai 1471; an welchem Tage demnach die Handlung Richard's III beginnt.

2) Die Handlung macht hier inmitten des erſten Aufzugs einen mächtigen Sprung, von 1471 bis 1478, in welchem Jahre erſt die Verhaftung Georg's, Herzogs von Clarence, ſtattgefunden hat. Daß Richard die Ungnade Georg's bei König Eduard geradezu und allein veranlaßt habe, iſt poetiſche Fiction, welche auf den Helden unſeres Stückes zu allen phyſiſchen Häßlichkeiten auch alle moraliſchen Schäden und Schandflecke abſichtlich häuft. Nach dem Chroniſten beſtand unter den drei Brüdern ein gleichmäßig ſchlechtes, uneiniges Verhältniß. Georg wurde dem König Eduard gefährlich durch ſein Vermögen, ſeinen Einfluß, ſeine Verbindungen, welche alle er, nach dem Tode (oder Giftmorde) ſeiner Gemahlin Iſabella, durch eine zweite Verbindung mit der Tochter Carl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, zu vermehren gedachte.

König Eduard, durch die Königin und ihre Verwandten gehetzt, widerſetzte ſich dieſem Plan, ließ Georg auf Mitſchuld an hochverrätheriſchen Intriguen und Zaubereien anklagen, von den Pairs zum Tode verurtheilen und im Tower verſchwinden. Die Sage von dem Ertränken im Malvaſierfaß wird bei Holinſhed wohl erwähnt, aber in keinem Geſchichtſchreiber verbürgt. Mit Richard hatte Georg wegen ihrer Verſchwägerung im Zerwürfniß gelebt; einer gönnte dem anderen das reiche Erbe der Frau nicht. Georg wollte auch um jeden Preis die Wiederverehelichung ſeiner Schwägerin Anna, nach dem Tode ihres jungen Gemahls, des Prinzen Wales, verhindern und nur durch Liſt gelang es Richard, zu der Wittwe zu dringen, die in London unter Verkleidung und im tiefen Verſteck lebte: daraus macht Shakſpeare die vielen Kritikern ſo wunderliche, ſchwerbegreifliche, anſtößige Werbe-Scene auf offener Straße, an dem Sarge des erſten Gatten; worüber man das im Anhang zu Richard III Geſagte vergleichen wolle.

3) König Eduard IV verſtarb am 9. April 1483. Der Dichter legt demnach abermals Ereigniſſe nahe zuſammen, welche in der Wirklichkeit weit von einander getrennt ſind, wie des Herzogs von Clarence Ermordung im Tower und der Tod König Eduard's (1478 und 1483). Die nächſtfolgenden Begebenheiten ſchildert er treu nach dem Chroniſten: wie Richard alsbald nach König Eduard's Tod den Thronfolger, Eduard V, und deſſen Bruder, ſeine Neffen, in ſeine Gewalt zu bekommen trachtete und mit ſeinen Creaturen umgab; wie er die Verwandten und Anhänger der Königin-Wittwe in peinliche Prozeſſe und Verhaftungen verwickelte; und wie er für ſeine Bewerbung um die Krone durch ſeine Anhänger im Volk intriguiren ließ. Der junge König, welcher auf Schloß Ludlow, dem Sitz der Prinzen von Wales, an der Grenze von Wales, reſidirt hatte, wurde durch Richard III auf ſeiner Reiſe nach London in Stony-Stratford eingeholt und ſammt ſeinem Bruder im Tower untergebracht. Die Königin-Wittwe, voll banger Ahnung für die Zukunft, ſuchte Schutz in dem Aſyl von Weſtminſter. Soweit geht im zweiten Aufzug die Handlung des Stückes.

4) Die Volks-Scene (im Original Act 2 Scene 3) iſt nach einzelnen, anderwärts zerſtreuten Zügen aus denſelben erweitert

werden, um die öffentliche Stimmung zu karakteriſiren. Zugleich ſind einige Erinnerungen an Heinrich VI und Beziehungen zwiſchen beiden Stücken eingefügt. Das Epigramm, welches einem der Bürger in den Mund gelegt wird, findet ſich nicht bei Shakſpeare, aber in Heywood's Geſchichte König Eduard's IV. Verfaſſer desſelben war ein gewiſſer Collingbourn, der zur Strafe für ſein Paſquill grauſam hingerichtet wurde. Es lautet vollſtändig:

The cat, the rat, and lovel, the dog
Do rule all England under a hog.
The crookback'd boar the way has found,
To root our roses from the ground
Both, flower and bud, will he confound,
Till king of hearts the swine be crown'd:
And then the dog, the cat and rat
Shall in his trough feed and be fat.

Unter dem Eber iſt natürlich Richard zu verſtehen, der einen weißen Eber als Helmzeichen führte. Lovel, ein gebräuchlicher Namen für Schooshunde, Catesby (cat = Katze) und Ratcliff (rat = Ratte) ſind ſeine Mignons; die zerſtörten Roſen ſeine Opfer aus den Häuſern Lancaſter und York.

5) Die Erdbeer-Epiſode hat die Erklärer Shakſpeare's und die Darſteller Richard's III gleichmäßig beſchäftigt. Jene ſuchen dahinter die tief verborgenſten Abſichten des Dichters; dieſe karakteriſiren den Tyrannen, indem ſie ihn bei einem Todesurtheil gemüthlich von dem feinen Tafelobſt des Biſchofs von Ely naſchen und die Stiele dem Erſten Beſten in's Geſicht werfen laſſen. Die herkömmliche Bühnen-Bearbeitung des Stückes fügt, behufs einer feinen politiſchen Motivirung, zwei eigene Zeilen dem Text hinzu; Richard ſagt darin:

„Die Biſchofsmütz' ſitzt mir zu ſtolz im Rath,
Drum mag ſie draußen ſich nach Erdbeern bücken."

Das Original weiß von dieſen Fineſſen nichts. Shakſpeare läßt, wie es natürlich iſt, den Biſchof weder ſelbſt nach Holborn laufen, um die Erdbeeren zu holen, noch dieſe ſogleich gebracht werden, was bei der Entfernung Holborn's vom Tower eine ſceniſche Unwahrſcheinlichkeit iſt, die ſich Shakſpeare ſelten geſtattet. In großen

Dingen nimmt er ſich die größte Freiheit, während er im Detail bis zur Aengſtlichkeit genau zu ſein pflegt. Bei ihm geht der Biſchof von Ely hinaus, ſendet nach den Erdbeeren und kehrt ſofort in den Rath zurück; die Erdbeeren werden auch nicht alsbald gebracht und nicht auf dem Fleck gegeſſen. Vielleicht haben ſie keinen anderen Zweck, als den nächſten und einfachſten: einen kleinen Zug, den Shakſpeare bei ſeinem Chroniſten Holinſhed fand, nicht verloren gehen zu laſſen. Der Biſchof von Ely in eigener Perſon hat den Zug geliefert. Er war es, der Sir Thomas More, dem Verfaſſer einer höchſt maleriſchen Biographie Richard's III, aus welcher Holinſhed abgeſchrieben, mündlich erzählte von der Rathsſitzung im Tower und von ſeiner Erdbeerenſendung. Der Dichter nahm die Anekdote auf, weil ſie für ſein Publikum den Reiz des Wirklichen, des Bekannten hatte; möglicherweiſe auch in der Abſicht, Richard's Unbefangenheit, ſeine erheuchelte Leutſeligkeit und Heiterkeit in dem Augenblick vor Haſting's Tode und ſein Kurz-Angebundenſein, einem hohen Kirchenfürſten gegenüber, nach dem Leben zu zeichnen.

6) Daß Richard III Gerüchte gegen die Ebenbürtigkeit ſeiner Neffen verbreiten ließ, erwähnen die Chroniſten. Die Ehe Eduard's IV mit Eliſabeth Grey wurde als ungültig dargeſtellt, wegen eines früheren Eheverſprechens, das der galante Fürſt einer Lady Lucy, gebornen Wyat, gegeben werden ſoll; deswegen wären alſo die beiden Prinzen, Eduard V und Richard, nicht ſucceſſionsfähig. Verläumdungen ähnlicher Art werden Richard III gegen ſeine eigenen Eltern Schuld gegeben, jedoch nach dem Zeugniſſe Unparteiiſcher ohne Grund: Richard lebte mit ſeiner Mutter, der Herzogin von York, in gutem Einvernehmen, ſogar in einem und demſelben Hauſe.

7) Gefeierte Richard-Darſteller, denen es an der hinlänglich derben Heuchelei Richard's und Buckingham's, gegenüber dem Londoner Magiſtrat, noch nicht genug iſt, ſtatten den Schluß des Aufzuges mit einer, nach ihrer Meinung beſonders wirkſamen Pantomime aus. Richard winkt, da der Lord-Mayor mit dem Collegium abgeht, ſeinen Vertrauten zurück, wirft das zum Schein wieder vorgenommene Gebetbuch hohnlachend in einen Winkel und drückt

in ſtummem Geberdenſpiel mit Buckingham die Freude an der gelungenen Liſt und den Spott über die abgehenden Rathsherrn aus. Es liegt am Tage, wie ſchwer eine ſo plumpe Ausführung gegen die Intention des Dichters verſtößt, welcher, viel wirkſamer und conſequenter, die Scene und den Act dergeſtalt abſchließt, daß Richard in ſeiner Rolle bleibt, zu dem Hausaltar zurückkehrt und die Deputation der Hauptſtadt in Gnaden entläßt.

8) Die Handlung des vierten Aufzugs knüpft unmittelbar an die letzte Scene des dritten an. Einen Tag nach der Komödie mit der Londoner Deputation, welcher Auftritt ganz getreu nach der Chronik vom Dichter geſchildert wird, am 6. Juli 1483, läßt ſich Richard III als König krönen. Sein Neffe, Eduard V, hat demnach nur drei Monate, von April bis Juni 1483, und nur dem Namen nach regiert, unter der Vormundſchaft und dem Protectorat Richard's. Mit des Letzteren Krönung eröffnen wir den vierten Aufzug, der im Original mit einer Lamentation der Mutter Richard's, der verwittweten Königin Eliſabeth und der neuen Königin Anna vor dem Tower beginnt. Trotz ſchöner Einzelnheiten, namentlich der Klagen Anna's über ihre freudenloſe Ehe, und Eliſabeth's über das, ihren jungen Söhnen im Tower drohende Schickſal, hat unſere Bearbeitung dieſe Scene des Originals geſtrichen, da ſie nichts weſentliches für die Handlung enthält, den ohnehin ſehr langen vierten Act bedeutend und um eine ſceniſche Verwandlung ausdehnt, und ſich zum Theil in der ſpäteren Fluch- und Klage-Scene der Frauen (Act 4 Scene 9 in unſerer Bearbeitung) genau wiederholt.

9) Die beiden Kinder des Herzogs von Clarence, welche Richard III als ſeinem Erbrecht gefährlich beſeitigen will, haben ihn überlebt, aber doch ein gewaltſames Ende gefunden. Der Sohn, Eduard, ungefähr 10 Jahre alt um die Zeit, worin er in unſerem Stück erſcheint, und damals noch nicht thörlich, wie ſein Oheim ſagt, wurde durch Heinrich VII, gleich nach der Schlacht von Bosworth 1485, in den Tower geſetzt, und nachdem er in der Haft blödſinnig geworden, im Jahre 1499 noch unter Heinrich's VII Regierung enthauptet. Die Tochter Margaretha heirathete einen unter Heinrich VIII vielgenannten Krieger, Sir Richard Pole, wurde aber auf Befehl Heinrich's VIII im Jahre 1541, 70 Jahre

alt, enthauptet. So ſchafften die beiden erſten Tudor die beiden letzten legitimen Plantagenets und deren berechtigte Succeſſions-Anſprüche aus dem Wege.

10) Ueber dem letzten Schickſal der beiden Söhne Eduard's IV ſchwebt ein dunkles Geheimniß. Man will unter der Regierung Carl Stuarts II, im Jahre 1674, ihre Gebeine in dem „blutigen Thurm" des Towers zufällig gefunden haben. Bekanntlich hat Delavigne ein Trauerſpiel (Les enfans d'Edouard) aus ihrer Ermordung gemacht, die auch zwei berühmte Gemälde von Delaroche und Hildebrand darſtellen. Die beiden Mörder, welche Tyrrel anwendet, heißen in der Chronik wie bei Shakſpeare: Miles Forreſt und John Dighton. Der Gouverneur des Tower, Sir Robert Brakenbury, weigerte ſich jeder Theilnahme an der Greuelthat, für welche Tyrrel von Richard III reichen Lohn und den Ritterſchlag empfing.

11) Anna, Warwick's Tochter, in erſter Ehe mit Margaretha's Sohn, in zweiter mit Richard III, damals noch Herzog von Gleſter, im Jahre 1472 vermählt, ſtarb 1484, dem allgemeinen Glauben nach an Gift von des Gatten Hand; ſie hat nur ein Jahr als Königin gelebt; ihr und Richard's III einziger Sohn war im April des nämlichen Jahres 1484 geſtorben. Man ſieht, wie Shakſpeare in wenig Zeilen und Zügen die entlegenſten Ereigniſſe zuſammendrängt. Schlag auf Schlag häufen ſich, von der Krönung an, die Gefahren für Richard: Buckingham's Abfall, die Landung des Kronprätendenten Heinrich Richmond, Stanley's zweideutige Haltung, die bewaffneten Aufſtände in Devonſhire und Wales.

12) Der fünfte Aufzug beginnt in unſerer Bearbeitung am Vorabend der Schlacht bei Bosworth, die am 22. Auguſt geſchlagen wurde. Im Original eröffnet ihn eine kurze Scene: ein Monolog Buckingham's, der zur Hinrichtung in Salisbury geführt wird. Sie kann ohne jede Beeinträchtigung wegfallen, ſo daß die Handlung des fünften Aufzugs ſich auf die kriegeriſche Action bei Bosworth concentrirt und der Zeit nach nur einen einzigen Tag einnimmt. Bosworth iſt ein Dorf in der Nähe der Stadt Leiceſter. Dorthin, nach Leiceſter, war Richard III aufgebrochen. Sein letztes Nachtquartier hatte er in der Schenke „zum blauen Eber" zu Lei-

ceſter gehalten, in einem Feldbett, das, in den Beſitz eines Alderman von Leiceſter übergegangen, noch lange Zeit als Curioſität gezeigt wurde; es beſaß einen doppelten Boden, worin Richard ſeine Kaſſe, in Geldſtücken bei 300 Pfund Sterling, verbarg. Richard's Gegner, Richmond, in Wales gelandet, war über den Severn gegangen und rückte über Tamworth gegen den König vor. Das Heer Richard's belief ſich auf 12,000 Mann, während Richmond nur 5000 Mann zuſammengebracht hatte. Allein der kurz vor Beginn des Treffens erfolgte Abfall Stanley's mit ſeinem 3000 Mann ſtarken Heereshaufen lenkte den Vortheil auf Richmond's Seite. Auch andere Heerführer thaten ihre Schuldigkeit nicht: ſo Northumberland, der nur ungern dem König gefolgt war. (Richard nennt ihn deswegen den Melancholiſchen.) Richard verlor trotz ſeiner perſönlichen Tapferkeit Schlacht, Krone und Leben. Er wurde begraben in der Kloſterkirche zu Leiceſter. Die Schlachtordnung, Stellung der Lager, Verlauf des Kampfes u. ſ. w. wird von den Chroniſten ganz genau beſchrieben; es iſt ſogar, in einer alten Topographie der Grafſchaft Leiceſter, ein Plan darüber enthalten. Shakſpeare folgt mit gewohnter Treue ſeinen Quellen. Unſere Bearbeitung läßt nichts weg, als unweſentliche Einzelnheiten, reſtaurirt dagegen die ganze, nach einer dürftigen Angabe in Hall von Shakſpeare meiſterhaft componirte Traum-Scene vor der Schlacht, die bei den meiſten Aufführungen unverantwortlich verkürzt wird. Ueber deren Einrichtung vergleiche man den Anhang.

13) Der Chronik zufolge wies den Antrag Richard's, ſeine Nichte Eliſabeth zu heirathen, weder die Mutter noch die Tochter zurück. Die Prinzeſſin Eliſabeth ſoll ſich ſogar noch bei Lebzeiten der armen Königin Anna am Hof als deren Nachfolgerin geberdet und ungeduldig auf das Ende der Dulderin gewartet haben. Richard's Tod vereitelte die Verbindung. Nachmals vermählte ſie ſich mit Heinrich VII (18. Januar 1486) und ſtarb im Wochenbett (11. Februar 1504).

14) Heinrich Richmond beſtieg als König Heinrich VII, der erſte aus dem Hauſe Tudor, den engliſchen Thron. Seine Krönung fand ſtatt in der Paulskirche zu London, am 30. October

1486. Seine Regierungszeit wurde noch durch mancherlei Prätendenten und Pſeudo Yorks beunruhigt. (Vergleiche Warbeck, Fragment von Schiller.) Er ſtarb, 48 oder 49 Jahre alt, am 22. April 1503, nachdem er die Wohlfahrt des Landes durch weiſe Geſetzgebung, Förderung des Handels, Gründung der Marine u. ſ. w. kräftig erhöht hatte.

Anhang

zu

König Richard der Dritte.

Das erſte Originaldrama Shakſpeare's, entſtanden um 1593, gedruckt 1597, iſt ſeit ſeinem Erſcheinen Lieblingsſtück des engliſchen Publikums geweſen und durch die Bemühungen aller namhaften Karakterrollen-Spieler der engliſchen Bühne um die glänzende Titelrolle bis zum heutigen Tage geblieben. Gleiches Glück und aus denſelben Gründen hat das Stück in Deutſchland gemacht. Die früheſten Bearbeiter, Weiße, Gemmingen, Schröder, Iffland, ziehen Richard III in die Anfänge des klaſſiſchen Repertoires; nur die Weimariſche Schule läßt ihn bei Seite liegen, vielleicht weil dem künſtleriſch ſtrengen Sinn Goethe's die Maßloſigkeit des Helden nicht zuſagte. Gegenwärtig iſt Richard III, von allen Hiſtorien allein, ſtehendes Repertoireſtück.

Man bedenkt dabei nicht, welche Barbarei man begeht, wenn Richard III ohne Heinrich VI gegeben wird. Und doch iſt das gerade ſo, als wollte man vom Don Juan nur das Finale, ohne die vorausgehenden Nummern, aufführen. Richard III iſt nicht mehr und nicht weniger als der Schluß der Trilogie (oder Tetralogie), gigantiſch an ſich, aber unverſtändlich, da das Stück mit den Vorſtücken unauflöslich zuſammenhängt. Schon die Introduction, der Leichenconduct Heinrich's VI, hat keinen Sinn, wenn man den König nicht leben und leiden geſehen hat. Alle die zahlloſen Beziehungen, die in Richard III auf Heinrich VI hinweiſen, die Klagen Eliſabeth's, die Flüche Margaretha's, das Traumgeſicht Clarence's, die Lamentation ſeiner Mutter und ſeiner Waiſen, die Viſion Richard's in der Nacht vor der Entſcheidungsſchlacht, ſind null und nichtig, wenn das Publikum die früheren Stücke nicht kennt. Die Theater-Praxis hilft ſich freilich, indem ſie kurzen Prozeß macht: ſie ſtreicht alles und jedes, was in Richard III an Heinrich VI erinnert, zuweilen ſogar die ganze Rolle der Margaretha. Dergleichen Operationen nennt man in der Theaterſprache: „ein Stück einrichten.“ Dem Stück Arme und Beine brechen, wäre ein ungleich treffenderer Kunſtausdruck. Der Himmel bewahre jedweden lebendigen und todten Dichter vor dem Meſſer ſolcher Militär-Chirurgen, — in denen kein Schiller ſteckt, — die dabei nicht ſelten für ihr eigenes Fleiſch und Blut ſo empfindlich ſind, daß ſie über einen einzigen, ihren Dichtungen geraubten Vers Zeter und Mordio ſchreien!

Was beſonders die Hauptrolle, Richard III, verliert, wenn ſie nicht ganz, ſondern nur mit ihrem Ende zur Erſcheinung kommt, iſt nicht zu ſagen. Dieſer Richard, der ſich, ſobald der Vorhang aufgeht, als ächter Theater-Böſewicht aus dem Stegreif einführt und ſeine Mordthaten ohne jegliche Motivirung aus dem Aermel ſchüttelt, kann als moraliſche und phyſiſche Mißgeburt erſchrecken, anwidern, abſtoßen, aber weder als dichteriſche Schöpfung noch als hiſtoriſche Geſtalt intereſſiren. Man muß ihn wachſen ſehen, im Verbrechen, wie in der Kraft und Luſt dazu, über Sitte und Geſetz hinaus, um ſeine Natur, ſeine Sendung zu begreifen. Indeſſen — was kümmert ſolch eine künſtleriſche oder auch ſittliche Nothwendigkeit einen Virtuoſen, dem es nur um die Glanzrolle zu thun iſt, eine Bühne, welche ihr Zugſtück für den einzelnen Abend begehrt? Wenn man ſich nicht ſcheut, Wallenſtein's Tod ohne die Piccolomini zu geben, oder aus beiden Stücken ein einziges zuſammenzuſudeln, — Werke verſtümmelnd, die in Aller Händen befindlich ſind, — warum dann mit einer ausländiſchen, veralteten Tragödie viele Umſtände machen?!

Wir können, ſolchem Gebahren gegenüber, nur die Verſicherung geben, daß die Reſtauration des ganzen Richard, in jedem Betracht, der Mühe lohnt. Um dem Tragöden den Verſuch zu erleichtern, haben wir das Schlußſtück, Richard III, ſo weit wie möglich der auf den meiſten Bühnen herkömmlichen Redaction anbequemt, ſo daß das unliebſame „Umlernen" dem Darſteller der Hauptrolle erſpart, und nur ein mäßiges „Nachlernen" ihm zugemuthet wird. Scenen, die uns unerläßlich ſcheinen, wie diejenige der beiden Kinder des Herzogs von Clarence, die Volksſcene nach König Eduard's Tode, die Klage- und Fluchſcene der drei Frauen, die verwegene Werbung Richard's um ſeine junge Nichte, ſeinen Traum vor der Schlacht, — ſie haben wir unbedenklich, wenn auch mit Kürzungen, hergeſtellt. Außerdem galt es nur, im zweiten, dritten und vierten Aufzug einige unweſentliche Scenen zu ſtreichen oder zu verlegen, während Anfang und Ende des Stückes dem Original faſt vollkommen treu belaſſen werden konnten. In der berühmten Viſions-Scene — ein Kreuz aller Regiſſeure — glauben wir, durch ein ebenſo einfaches wie naheliegendes Mittel aller Verlegenheit ein Ende gemacht zu haben. Da es unſerer Bühne unmöglich iſt, wie es die Shakſpeare-Bühne gethan, die Lager beider

Feldherren einander gegenüber zu ſtellen und die Geiſter-Erſcheinungen von der Emporbühne bald rechts, bald links herunterſprechen zu laſſen, ziehen wir das Zelt Richmond's mit in den Rahmen der Viſion hinein. Richard, im Vordergrund der Bühne liegend, ſieht im Mittelgrunde die Geiſter erſcheinen, und im Hintergrunde in das offene Zelt des ſchlafenden Feindes hinein, das ihm gegenüber und erhöht liegt. Die Geiſter ſprechen, in halber Wendung, zu Richard und zu Richmond; Beleuchtung, Gaze-Vorhänge und eine discrete Muſik im Orcheſter unterſtützen den Eindruck und machen ein vollkommen abgeſchloſſenes Bild aus der Scene.

Ueber die beiden Werbungen Richard's um Anna und Eliſabeth noch einige Worte.

Die Brautwerbung am Sarge und auf offener Straße pflegt als ein ungeheuerliches, jeder Wahrſcheinlichkeit Hohn ſprechendes Kunſt- und Wagſtück des Dichters bald angeſtaunt, bald verworfen zu werden. Mit Unrecht, wie wir glauben. Gerade das Unwahrſcheinliche dieſer Werbung macht ihren Erfolg wahrſcheinlich. Hätte Richard die Prinzeſſin Anna in ihrem Gemach aufgeſucht und dort in gewöhnlichem Brautwerberſtyl um ſie angehalten, ſo würde er ohne Zweifel verdienter Maßen abgewieſen worden ſein. Daß er wie ein Raubthier ſie auf offener Straße anfällt, frappirt ſie, wie ihre, durch Schmerz und Trauer aufgeregte Stimmung an ſich ſchon große und heftige Eindrücke begünſtigt. Denken wir uns dazu die Prinzeß als eine junge, unerfahrene, vielleicht unbedeutende Dame, deren Einbildungskraft mit dem ſchrecklichen Richard, dem Feind ihres Hauſes, dem Würgengel ihrer Zeit, ſich oft genug beſchäftigt haben mag. Nun ſieht ſie plötzlich den gefürchteten Wütherich, den gefeierten Helden ſo mancher Feldſchlacht zu ihren Füßen. Seine rauhe Stimme flüſtert ihr heiße Liebesbetheuerungen zu. Er ſchwört, ſie allein, wie ſie ihn zu ſeinen Gräueln getrieben habe, ſei im Stande, ihn zu beſſern, zu zähmen, glücklich zu machen. Iſt es ſo unglaublich, daß ſie ſich bethören läßt? Junge Mädchen und Frauen intereſſiren ſich bekanntlich nicht ſelten für übel berufene Männer am leichteſten; das Räthſel einer wilden, ungewöhnlichen Natur zieht ſie an, und die leiſe Hoffnung, dieſe Natur durch Liebe zu meiſtern, ſchmeichelt ihnen. In dieſer Weiſe aufgefaßt, erſcheint die Werbung am Sarge am Ende wie ein pſychologiſches Meiſterſtück; namentlich, wenn wir in Erwägung ziehen, daß man in den regelloſen Ausnahmezuſtänden des Bürgerkriegs anders lebt und ſtirbt, als inmitten eines ſicheren, geſitteten Friedens..

Wie aber verhält es ſich mit dem Seitenſtück zu jener berühmten Scene, mit der zweiten Werbung Richard's bei der Königin-Wittwe um deren Tochter? Sie war bisher immer geſtrichen worden, dieſe Scene; und doch iſt ſie ungemein karakteriſtiſch und wirkſam, und hat ſich ſo auch auf der Bühne bewährt. Sie zeigt, in einem letzten Zuge, daß Richard über jede Schranke von Sitte und Geſetz auch nach dieſer Seite ſich hinwegſetzt. Seine Dynaſtie zu befeſtigen, iſt ihm höchſter Zweck, jedes Mittel dazu recht. Eliſabeth hingegen, die feine, ſchlaue Wittib, die mit Königen umzuſpringen weiß, läßt es unentſchieden, ob ſie des wunderſamen Eidams überraſchenden Antrag annimmt oder ablehnt. Dieſe ungewiſſe Farbe der meiſterhaft geführten Scene liegt, wenn wir nicht irren, in des Dichters eigentlicher, tiefer Abſicht. Das Publikum ſoll ſo wenig wie Richard wiſſen, wie es mit Lady Eliſabeth daran iſt, die ſich von ihrem erſten Auftreten an, als Bittſtellerin vor König Eduard's Thron, mit außerordentlicher Discretion und Zurückhaltung geführt hat, und nun zu guter Letzt in einem vortheilhaften Zwielicht verſchwindet.

Sehen wir uns unter den Hauptkarakteren des Stückes noch ein wenig um, ſo bleibt über den Helden, Richard, kaum noch etwas zu ſagen übrig, nachdem Bücher zu ſeiner Erläuterung geſchrieben werden ſind. Der Chroniſt Hall ſchildert uns ſeine Perſönlichkeit höchſt anſchaulich: „Klein von Geſtalt, mit übelgebildeten Gliedern, bucklig, die linke Schulter um vieles höher als die rechte; der Ausdruck ſeines Geſichts ein kriegeriſch-wilder, finſterer." Nach Holinſhed's Zeugniß ſoll er ſeit der Ermordung ſeiner Neffen nicht eine Nacht mehr ruhig geſchlafen haben, ſondern allzeit mit rollendem, unſicherem Auge, unſtäten Ganges, die Hand am Dolchgriff, wie ſtets zu neuem Stoße bereit, erſchienen ſein. Auch ſeiner Gewohnheit, ſich die Lippen zu beißen, wird ausdrücklich gedacht. (Siehe Richard III, Act 4 Scene 1, am Ende.) Zu welchem Bild des äußeren Menſchen denn die Schilderung des inneren völlig paßt: „Er war," ſagt Hall nach More, „verſchloſſen und heimlich, tief verſtellt, demüthig im Ausſehen, hoffährtig im Herzen, zum Schein freundlich, wo er in Wahrheit haßte, den mit Küſſen verfolgend, den er umbringen wollte; grauſam, nicht immer aus natürlichem Trieb, ſondern ſeinem beſonderen Zweck zu Gefallen; weder Freund noch Feind berückſichtigend, wenn es ſeinen Vortheil galt; kein Leben ſchonend, wo der Tod ihm nützte." Züge, aus denen der Karakterſpieler ein vollkommenes Bild machen kann. Der erſte derſelben iſt und bleibt eine zur Natur gewordene Heuchelei. Doch darf er die Rolle nicht ausſchließlich beherrſchen; dieſelbe enthält vielmehr Elemente aus allen Fächern: vom Helden, vom Liebhaber, vom Humoriſten, vom Böſewicht. Vor allem muß ſie mit Naturell, mit Raſſe geſpielt werden. Künſtelei richtet hier nichts aus, und wird fertig ſein vor dem fünften Act, der, den Wendepunkt im Karakter herbeiführend, dem kräftigen und begabten Darſteller erſt den dankbarſten Theil ſeiner Aufgabe liefert. Sie löſt ſich unendlich leichter, wenn ſie an zwei Abenden, durch zwei Stücke, ſich gewiſſer Maßen aus ſich ſelbſt entwickelt. Doch haben wir es vorgezogen, nicht ſchon im erſten Theil Heinrich's VI Richard erſcheinen zu laſſen, wie Shakſpeare thut, ſondern erſt im zweiten. Durch drei Stücke gehend, muß Richard in zu jugendlichem Alter erſcheinen, als daß die Rolle dem Karakteriſtiker angemeſſen ſein könnte. Uebrigens war Richard bei ſeinem Ableben nicht älter als 33 Jahre.

König Eduard IV (geb. 1442, geſt. 1483) iſt eine ſogenannte Repräſentations-Rolle, die nach keiner Seite beſtimmt hervortritt, außer in der galanten Neigung des Fürſten zum ſchönen Geſchlecht. Die Eigenſchaft ritterlicher Tapferkeit und Tüchtigkeit hat Eduard mit allen Männern jener ehernen Zeit gemein; ſie ſind geborne Krieger.

Georg, Herzog von Clarence (geb. 1449, geſt. 1478). Egoiſt, auf ſeinen Vortheil bedacht; ſchwankend zwiſchen Eduard und Richard, wie zwiſchen weißer und rother Roſe; darum von beiden Seiten mit Mißtrauen betrachtet. In Richard III wird die Rolle dankbarer; der Traum und die Sterbeſcene können zur höchſten Geltung gebracht werden.

Eliſabeth, weibliche Karakterrolle, voll der reizendſten Einzelnheiten. Wir denken uns die ſchöne Wittwe blond, ähnlich einer Venus aus der venetianiſchen Schule; neben der dunklen Judith aus der römiſchen, Margaretha. Das Debut bei Hof iſt ein Cabinetsſtück weiblicher Koketterie, ihr Erſcheinen und ihre Haltung als Königin maßvoll und zart. Es ſteckt etwas von Richard's Schlauheit und Intriguen-Talent in der Gemahlin Eduard's, die ihre Vettern ſo wohl zu verſorgen, ihre Gegner ſo fein fernzuhalten weiß. Shakſpeare giebt ihr in Richard III erwachſene Söhne, die wir, der theatraliſchen Convenienz zu Liebe, in Brüder verwandelt haben.

Anna. Was über ſie zu ſagen, die nur in der Werbungs-Scene erſcheint, haben wir bei Beſprechung derſelben geſagt.

Die Herzogin von York (geſt. 1495) läßt ſich nicht treffender zeichnen, als mit den Worten, welche ihr ſelbſt der Dichter in den Mund legt:

> „Ich armes, ruheloſes Nachtgeſpenſt,
> Dem Tod vom Leben grauſam vorenthalten,
> Auszug und Denkſchrift längſt vergang'ner Tage,
> In Thränen achtzig Jahr' und grau geworden.“

Neben dieſer Ruine ſteht das Knospenpaar der Kinder des Clarence und die Zwillingsblüthe der beiden Prinzen, welche ihr Mörder ſo ergreifend ſchildert. Wie Shakſpeare überhaupt unerreicht iſt in Zeichnung von Kindern (vergl. Macbeth, Wintermärchen), ſo ſind ihm die Geſtalten des jungen, ſchwermüthigen Prinzen von Wales und ſeines frühreifen, ſcharfzüngigen Bruders, die einzigen lichten in dem Nachtſtück, beſonders gelungen. Bei der Darſtellung ſehe man darauf, daß die Naivetät des kleinen Richard nicht naſeweis-widerwärtig ſei, und daß alle vier jugendlichen Rollen mit großer Natürlichkeit geſpielt werden. Prinz Eduard von Wales iſt bei ſeinem Tode 13 Jahre alt, ſein Bruder Richard um 4 Jahre jünger. Doch kann auf der Bühne dies wirkliche Alter ſelbſtverſtändlich nicht maßgebend ſein. Beide Rollen werden von Damen geſpielt, ebenſo das ältere Kind des Herzogs von Clarence, ſein Sohn, während für deſſen Schweſterlein ein gut geſchultes Theaterkind am beſten taugt.

Die beiden Gruppen von Höflingen, welche ſich um König Eduard und Eliſabeth einer Seits, anderer um Richard ſchließen, ſind von geringem Belang: Diener ihres eigenen Intereſſes unter der Livrei ihrer Herrſchaft; Buckingham und Haſtings die hervorragendſten unter ihnen. Indeß verlangen dieſe Rollen gewandte und verläßliche Darſteller; ein unſicherer Catesby kann Richard das Spiel gewaltig verderben.

Wir ſchließen mit einigen Bemerkungen über Scenerie und Coſtüme. Beſtimmte, in Einzelnheiten eingehende Anweiſungen darüber zu geben, liegt nicht in unſerem Plane; würde auch wenig frommen, da jede Bühne aus dem eigenen Beſtand zu wirthſchaften hat. Wir begnügen uns daher mit der allgemeinen Vorſchrift: Decorationen und Coſtüme hiſtoriſch zu ſtyliſiren, wie ſolches in einem hiſtoriſchen Stück ſich ziemt. Vollſtändige Aechtheit iſt weder nöthig, noch möglich. Es kommt durchaus nichts darauf an, daß die Architektur des alten London und die Mode des fünfzehnten Jahrhunderts auf der Bühne in getreuen Spiegelbildern nach zeitgenöſſiſchen Quellen erſcheine; deſto mehr darauf, daß dies äußerliche Beiwerk, welches den Geſammt-Eindruck ebenſo fördern wie ſtören kann, zweckmäßig und geſchmackvoll geordnet ſei. Von großer Wirkung iſt die Durchführung derſelben Decorationen durch den ganzen Hiſtorien-Cyclus. Der Zuſchauer orientirt ſich raſch, wenn alle Hoffeſte, Vorſtellungen, Huldigungen in demſelben Thronſaale vor ſich gehen, und wenn dieſelbe Weſtminſterhalle, mit ihrem dunklen Getäfel an Wand und Decke, ihrer bunten Glasmalerei an den Fenſtern, welche die Abdankung Richard's II geſehen hat, den Vertrag zwiſchen York und Lancaſter ſieht. Ein und derſelbe Gewahrſam im Tower muß Heinrich VI und Clarence bergen, damit aus den Räumen ſchon der Hauch der Geſchichte und die Stimme des Gerichts das Publikum treffe.

Den ſogenannten Zwiſchenvorhang, der die ſceniſchen Verwandlungen während des Acts deckt, laſſe man weg. Die

Neuzeit bildet ſich viel ein auf dieſe Erfindung, die uns immer nur wie ein fauler Nothbehelf der Regie hat erſcheinen wollen. Was der Dichter ſich in fünf Acten denkt, ſoll dem Decorateur zu Liebe nicht in zwanzig zerriſſen werden. Es iſt wichtiger, daß die Aufmerkſamkeit und Sammlung des Publikums erhalten bleibe, die bei jeder, auch noch ſo kurzen Schließung der Scene entweicht, als daß man auf der Bühne gemächlich abräumen, verwandeln und die ſo beliebten „lebenden Bilder“ arrangiren könne. Sie müſſen ſich vor dem Zuſchauer, aus der Handlung, von ſelbſt entwickeln, nicht hinter dem Vorhang geſtellt werden. Alſo: kein Zwiſchenvorhang; dagegen Muſik im Zwiſchenact und ſorgfältige Benützung der Tonkunſt auch auf und hinter der Scene. Shakſpeare weiß gar wohl, was er thut, wenn er häufig Muſik in ſeine Stücke einlegt. Das Ständchen in Richard II, das Schlummerlied vor Heinrich's IV Tode, ein kriegeriſcher Marſch in Heinrich V, ein ſinnvolles Melodram zu Richard's III Traum ſind ausgiebige Stimmungsmittel, und dabei keineswegs ein Mißbrauch.

Das Coſtüm des fünfzehnten Jahrhunderts karakteriſirt ſich im Allgemeinen durch lange Gewänder mit weiten, herabfallenden Aermeln, ſehr reich in Stoffen, und dieſe mit großen Muſtern. Das Wamms der Männer iſt kurz, wie auch die Taille der Frauen, mit Gürteln, die vorn geſchnallt werden. Die Schuhe haben lange, aufwärts gekehrte Spitzen. Das Haar der Frauen wird bei feſtlichen Gelegenheiten aufgelöſt und über die Schultern fallend getragen; hohe Kopfputze, nach dem Schnitt der normänniſchen Hauben, ſind auch beim Volk Mode. Die Männer tragen das Haar ebenfalls lang, über der Stirn in gerader Linie verſchnitten, die an den Schläfen in rechtem Winkel nach unten ſich wendet. Rüſtungen, Waffen, Fahnen u. ſ. w. müſſen beſonders reich und bezeichnend ſein. Namentlich ſehe man darauf, daß Schilde und Helme die Abzeichen der Häuſer oder Parteien führen, welche Abzeichen nicht immer mit den Wappen gleich ſind. So führt der Prinz von Wales bekanntlich (ſeit dem ſchwarzen Prinzen, der in der Schlacht von Crecy, 1346, die mit drei Federbüſchen geſchmückte Krone Johann's von Luxemburg eroberte) im Schilde die drei Federn mit der Deviſe „Ich dien", auf dem Helm einen Löwen, und auf dem Wappenrock geviertelt die drei Leoparden Englands und die drei Lilien Frankreichs. Die Nevils führen als Feldzeichen einen Bären, Eduard IV die Sonne, Richard III den Eber. Auch in dieſer Richtung iſt nicht ſowohl volle hiſtoriſche Treue, als klare, durchgehende Bezeichnung nöthig. Die Hausfarbe der Lancaſter iſt blau und weiß, der York braun (eigentlich maulbeerfarb) und weiß; ſie braucht jedoch nur von Pagen und Dienern getragen zu werden, während die Roſe, weiße und rothe, ſowohl bei den Häuptern der Partei, wie bei ihren Anhängern als Feldzeichen bei Kämpfen und bei Zuſammenkünften fortwährend erſcheint. Dergleichen äußerliches und augenfälliges Detail fördert das Verſtändniß in hohem Grade. Doch hat als allgemeine Regel auch hier zu gelten, daß die heutige Bühne zwar nicht mehr bei der blos andeutenden Symbolik der Shakſpeare'ſchen ſtehen bleiben darf, aber auch nicht in peinliche Realiſtik ſich zu verlieren braucht, vielmehr eine künſtleriſche Mitte und ihre eigene, theatraliſche Convention mit Conſequenz inne zu halten ſuchen muß.

Ende des dritten Bandes und der erſten Abtheilung.

[illegible]

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 23

verbr.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an Herrn Verlagsbuchhändler **A. Hofmann** in Berlin zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R. W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. Hofmann in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Mitglieder des Vereins beigefügt werden.

---

*) In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 40 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

☞ Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen. ☜

+

In den bisher erschienenen Serien I—III kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I (1874/1875)

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

Serie II (1875/1876)

Richter, H. M., Geistesströmungen.

Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.

Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.

Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.

Hoyns, Dr. G., Die alte Welt.

Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Serie III (1876/1877)

Vambéry, H., Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Büchner, Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Goldbaum, W., Entlegene Culturen.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

☛ In der IV. Serie 1877/78 kommen nachstehende Werke zur Ausgabe:

Büchner, Dr. Louis, Liebeslust und Liebesleid in der Thierwelt.

Dingelstedt, Fr., Literarisches Bilderbuch.

Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper. Zweiter Theil.

Lazarus, Dr. M., Prof., Reden und Vorträge.

Strodtmann, Ad., Lessing, Lebensbild.

Vogel, Dr. H., Professor, Mehr Licht!

Woltmann, Dr. A., Professor, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

DAS CURATORIUM:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath und General-Intendant der Königlichen Museen zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann,** Verlagsbuchhändler in Berlin.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Literariſches Bilderbuch.

Literariſches Bilderbuch

von

Franz Dingelſtedt.

Verein für Deutſche Literatur

~~Wilhelm Rahde~~
~~Bibliotek~~
~~No.~~

Berlin. 1878.
A. Hofmann & Co.

Ba[illegible]che
St[illegible]k
[illegible]

Vorrede.

Eine Sammlung biographiſcher, kritiſcher, literatur- oder cultur-hiſtoriſcher Eſſays vergleicht ſich den Photographien-Albums, welche die herrſchende Mode der Neuzeit auf dem Schautiſch der Salons, wohl auch auf dem Sims des häuslichen Heerdes auflegt, um an Tagen des Empfanges durchblättert, vielleicht dann und wann im Familien-Kreiſe vorgeleſen zu werden, Stoff zur Erklärung und Unterhaltung zu gewähren, zu eigenem Denken und Urtheilen anzuregen. In dem Album finden ſich Porträts bekannter Perſonen, Copien berühmter Werke von Malern und Bildhauern, Abbildungen von Gegenden aus irgend einer Schweiz, von gothiſchen Kirchen und Renaiſſance-Paläſten, die man auf Reiſen geſehen hat; alles dies zuweilen ſorgfältig geordnet, öfter noch in bunter Reihe zuſammengeſtellt. Ebenſo ſammelt der Eſſayiſt ſeine zerſtreuten Studien- und Charakter-Köpfe von Künſtlern oder Dichtern, Skizzen intereſſanter Partien aus der Literatur-Geſchichte, Randzeichnungen und Illuſtrationen zur Chronik der Vergangenheit und der Gegenwart, für welche das ſtreng wiſſenſchaftliche Lehrbuch keinen Raum übrig hat, während ſie ihrerſeits über den Rahmen des Tageblatts oder der Wochenſchrift hinausragen. Die freie, loſe Form iſt dem Schriftſteller ſo bequem wie dem Leſer, und deswegen hat ſich, in unſerer raſch und breit dahinlebenden Zeit, welche in kürzeſter Friſt möglichſt viel lernen, anſchauen, genießen, ſich aneignen will, der Eſſay, ſowohl der einzelne wie die Sammlung, von Frankreich und England-Amerika aus in Deutſchland eingebürgert. Daß eine ſolche Sammlung durch Vielſchreiber oder Geldmacher zum Papierkorb mißbraucht werde, dieſe Gefahr liegt nicht in der Gattung, ſondern im Individuum. Der Schriftſteller, welcher ſein Publikum und ſich ſelbſt achtet, wird nichts aufbewahren, was der Aufbewahrung nicht werth iſt, und alles, was in einer zweiten Auflage veröffentlicht wird, ſorgfältiger Durchſicht und Ueberarbeitung vom Standpunkte gewonnener Erfahrung unterziehen. Er ſammelt ſich ſelbſt, wenn er die Blätter vergangener Lenze zur Zeit herbſtlicher Reiſe zu Fruchtſtücken ſammelt.

Auf ſolchem Wege, in ſolcher Abſicht iſt das nachfolgende literariſche Bilderbuch entſtanden. Die darin enthaltenen Aufſätze machen keinen Anſpruch auf das Verdienſt geſchichtlicher Forſchung, neuer Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunſt, abſchließender Kritiken in der Literatur. Sie heißen Bilder, und nur Bilder wollen ſie ſein, aus des Verfaſſers eigenen Standpunkten aufgenommen, nach der Natur gemalt, colorirt, wie es ſich in einem Familien-Buche geziemt. Einige darunter entſtammen Vorleſungen, die der Verfaſſer ſeit einer anſehnlichen Reihe von Jahren in München, Weimar, Wien gehalten. Die Mehrzahl hängt mit dem Theater zuſammen, dem deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen Theater, welchem, nunmehr ein volles Menſchenalter hindurch, das theoretiſche Studium und die praktiſche Wirkſamkeit des Verfaſſers gewidmet geweſen. Zwei, — die Aufſätze über Hebbel und über die Jungfrau von Orleans, — erſcheinen zum erſten Male im Druck.

Möge das Buch aufgenommen werden, wie es dargeboten wird: eine literariſche Weihnachtsgabe, die mehr unterhalten als belehren will, die alte, zum Theil bekannte Stoffe in unveralteter Form und in neuem Lichte darſtellt und die in der Behandlung fremder Vorwürfe den nationalen Geſichts- und Richtpunkt, in Rückblicken auf Vergangenes die Beziehung auf die Gegenwart in erſter Linie feſthält.

Wien, 24. December 1877.

Franz Dingelſtedt.

Inhalt.

Seite

Ein Beſuch in Shakeſpeare's Globus 1

Molière's Tartufe. Eine literaturgeſchichtliche Studie 25

Das franzöſiſche Theater unter der Schreckensherrſchaft . . . 57

Die Première der Räuber von Schiller . . . . 8[illegible]

Victor Hugo und ſein ſocialiſtiſcher Roman: Les Misérables . . 109

Zwei Bilderſtürmer: Ein alter Praktikus; Der Realiſt 141

Moſenthal. Ein Stammbuchblatt 165

Friedrich Hebbel. Frei nach Kuh, Baldeck & Co. 187

Auerbachs Höhe 241

Drei Jungfrauen und Keine 259

Der zerbrochene Krug. Eine Scherbe zum Kleiſt-Jubiläum 1877 . . 319

Ein Beſuch in Shakeſpeare's Globus.

„Shakeſpeare und kein Ende!“ So rief bekanntlich Goethe ſchon aus, und ſo wiederholt heute ein nicht unanſehnlicher Theil des leſenden Publicums, das ſich durch die Commentare und Biographieen, die polemiſche wie apologetiſche Literatur über den Unerſchöpflichen erſchöpft zu fühlen anfängt. Dagegen gewinnt auf einer anderen Seite der Shakeſpeare-Cultus täglich an Boden: auf der deutſchen Bühne. Deswegen lohnt es wohl der Mühe —, nicht Shakeſpeare, den ſterblichen Menſchen, mit einer neuen Lebensbeſchreibung, oder Shakeſpeare, den unſterblichen Dichter, mit einer tauſend und erſten Erläuterung heimzuſuchen, — ſondern den Schauſpieldirector, den Regiſſeur Shakeſpeare, den wir nur auf unſerem Theater kennen, auf dem ſeinigen eingehend zu betrachten, den Meiſter in ſeiner Werkſtatt.

Auf den erſten Anblick mag dieſe Aufgabe unfruchtbar erſcheinen, vielleicht nur für Theaterleute, Fachmänner, Antiquitäten-Krämer intereſſant. In Wahrheit ſtellt ſich die Sache anders dar. Die Form, in welcher das Drama zur Erſcheinung gelangt, iſt keineswegs ein unweſentliches, äußerliches, zufälliges Moment. Leib und Seele ſind nicht mehr Eines, als Bühne und Drama. Ueberall, wo ein nationales Theater entſteht und beſteht, ſchafft ſich daſſelbe, allmählich, von innen heraus ſeine eigene charakteriſtiſche, bedeutungsvolle Technik. Die antike Bühne unter freiem Himmel, in rieſigen Proportionen, mit feſtlichen Aufzügen und Chorgeſängen, ſpiegelt ſie nicht den helleniſchen Geiſt? Die autos sacramentales das Zeitalter der ſpaniſchen Philippe? Racine's Tragödie und Molière's Luſtſpiel das Siècle de Louis Quatorze? Gerade ſo ſpiegelt ſich in dem alt-engliſchen Theater die Aera Eliſabeths. Dem entwickelten politiſchen, ſocialen, geiſtigen Leben der Nation entſpricht eine Bühne, welche ihre Anfänge längſt hinter ſich hat und in harmoniſcher Wechſelwirkung aller Kräfte und Mittel Dichtkunſt und Schauſpielkunſt, ſceniſche Technik und Maſchinerie neben- und durcheinander verkörpert.

Die Ueberlieferungen aus jener Zeit ſind mannigfaltig, reichhaltig. Theater-Chroniken und Kritiken, Regietagebücher, Inventarien, Rechnungen, Kaufbriefe u. ſ. w. liefern eine Menge originaler Züge zu dem Bilde des damaligen Theater-Lebens. Sie ſind zu dieſem Zwecke auch ſchon zu wiederholten Malen, einzeln und geſammelt, herausgegeben worden und machen einen namhaften Theil der Shakeſpeare-Literatur aus. So haben wir denn ein Panorama der Shakeſpeare-Bühne vor uns, weder Phantaſiegemälde noch Genrebild, aus dem wir uns die Geſtalt der engliſchen Bühne im letzten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts lebhaft vergegenwärtigen können.

Um dieſe Zeit, gegen 1585, war es, daß Shakeſpeare, nach einer für uns dunklen, für ihn trüben Jugend nach London kam, ſein Glück beim Theater zu verſuchen, wie mehrere ſeiner Landsleute aus Stratford am Avon gethan. Welch' ſchwere Lehrzeit er durchgemacht, davon weiß die Sage zu berichten, die ſeine welthiſtoriſche Miſſion in dramatiſcher Poeſie und Kunſt damit anheben läßt, daß er den Cavalieren die Pferde gehalten an den Eingängen der Schauſpielhäuſer. Aber nicht fünf Jahre dauerte es, bis er ſelbſt hoch zu Roſſe ſaß, feſt im Sattel und Bügel, nicht blos als dramatiſcher Dichter, welcher ſein Flügelpferd weit über alle anderen Renner hinaustummelte, ſondern auch als Schauſpieler und Miteigenthümer des vornehmſten Theaters der Hauptſtadt. Sein Glück hatte ihn derjenigen Truppe zugeführt, welche unter dem Protectorat des Grafen Leiceſter ſtand, ſpäter ſogar unter dem der Königin Eliſabeth und ihres Oberſtkammerherrn. Das Haus, worin dieſe Geſellſchaft ſpielte, war 1575 unter der Direction des James Burbadge erbaut worden und nannte ſich nach dem Stadtviertel, worin es gelegen, Blackfriars, ein Name, der bekanntlich heute noch exiſtirt. Dieſe Stätte, auf welcher der Dominikaner-Orden der ſchwarzen Brüder ein Kloſter beſeſſen, ſcheint ein Lieblingsplatz des zuweilen ſeltſam ſpielenden Weltgeiſtes zu ſein. Zuerſt ſteht ein Kloſter dort; als dieſes ſäculariſirt worden, ein Theater; gegenwärtig der erſte Preßpalaſt der Welt, die Officin der Times, mit ihrem eigenen unterirdiſchen Kabel, ihren Dampfmaſchinen und Telegraphen-Bureaux. Drei weltumfaſſende Mächte haben ſich auf derſelben Stelle, und zwar in bezeichnender Reihenfolge abgelöſt: im Mittelalter die Kirche, am Morgen der neuen Zeit das Theater, am hohen Mittage die Preſſe. Ob der dreimal geweihte Boden in geheimnißvoller Wahlverwandtſchaft mit ſeinen verſchiedenen Beſtimmungen vor- und rückgewirkt hat, ſo daß im Kloſter ein bischen Komödie geſpielt, in der Komödie ein bischen Politik gemacht, in dem politiſchen Weltblatt abwechſelnd ein bischen geiſtlich und ein bischen weltlich gezankt worden iſt? Engliſche Spiritualiſten mögen auf dieſe Fragen antworten.

Blackfriars iſt indeſſen nicht als das ächte, rechte Shakeſpeare-Theater zu betrachten. Dies hat er ſelbſt ſich erbaut als Hauptgründer und vertraglicher Verwaltungsrath, um das Jahr 1599, mit einem in der Wahl des Ortes und des Namens gleich glücklichem Griffe. Das Haus lag nicht in der City, im Gerichtsbann des Lord-Mayors und der Aldermen, geſchworener Gegner des Theaters, auch nicht in Weſtminſter, dem Sitze des Hofes und der Staatsgewalt, ſondern dem eigentlichen London gegenüber, am rechten Themſeufer, mitten im Volksleben drin. Das Stadtviertel hieß und heißt bis zur Stunde Southwark, damals eine Londoner Vorſtadt, heute eine von dem Weltmeer der Metropole verſchlungene Inſel, aus welcher zahlloſe Schlote und Feuereſſen in den Tag hineinrauchen, in die Nacht hineinglühen. Jedes Zeitalter trägt eben ſeine eigene Signatur: Altägypten — Pyramiden, das chriſtliche Mittelalter — Kathedralen, Neu-England — Schornſteine. Zu Shakeſpeare's Zeit aber war in Southwark noch genug freier Raum und friſche Luft für allerlei Volksluſtbarkeit: Bärenhatz, Hahnenkampf, Wettlauf, Ringſpiel u. dgl. m. Auf der ebenen Waſſerſtraße der Themſe und auf der noch nicht verbauten, mit Gärten und Sommerhäuſern beſetzten Landſtraße zwiſchen Weſtminſter und City konnte das Publicum aller Stände bequem zu dem neuen Theater gelangen. Shakeſpeare taufte daſſelbe weder Hof-, noch Stadt-, noch Volkstheater, auch nicht nach dem Stadttheile ſo geheißen, wie Blackfriars, Whitefriars, Shoreditch benannt genannt waren. Er folgte dem mythologiſchen Zeitgeſchmack, welcher ein Phönix-Fortuna-Hoffnungs-Theater gegründet, und wählte zum Wahrzeichen ſeiner Bühne einen Hercules — oder Atlas — mit der Weltkugel auf dem Rücken. Nach dieſem hieß das Theater der Globus. Nicht als ob ſein Schöpfer, beſcheiden und einfach, wie das Genie es immer iſt, geahnt hätte, daß die Geſtalten aus dieſem Hauſe die Reiſe um die Welt machen würden. Nein! die erläuternde Inſchrift am Giebel erklärte das Symbol alſo: „Totus mundus agit histrionem“; zu deutſch: „Die ganze Welt ſpielt Komödie.“ Eine nach unſeren Begriffen cenſurwidrige Deviſe für das faſhionabelſte Theater in London.

Dieſer Globus iſt das echte, rechte Shakeſpeare-Theater, auf deſſen Brettern des Dichters reichſte Werke das Licht der Lampen erblickt haben: Romeo und Julie, Hamlet, Othello, Macbeth, Lear, Wintermärchen, Sturm. Das Aeußere entſpricht, die Wahrheit zu ſagen, einem ſolchen Inneren nicht, zumal wenn man als vergleichenden Maßſtab unſere heutigen Muſentempel im Gedächtniß mitbringt. Im Globus empfangen uns keine Säulenhallen mit geländerten Zufahrten für Wagen und Eingänge für das Fußvolk, keine von Gold und Marmor ſtrotzenden Veſtibules und Foyers, keine Prachtſtiegen, funkelnd unter Gaskandelabern, von weichen Teppichen und rauſchenden Atlasſchleppen bedeckt. Von außen betrachtet, hat der Globus etwas von einer Citadelle, etwas von einem Circus, etwas von einer Cottage. An die Citadelle mahnt die ungeſchlachte Form, ein ſechsſeitiges Prisma, an der Grundfläche breiter als oben, mit wenig Fenſtern und nur zwei Eingängen, einer zur Bühne führend, der andere zum Zuſchauerraum, das Ganze umgeben von einem breiten Graben, dem Abzug des von Natur feuchten Bodens. Einem Circus gleicht der aus Holz gezimmerte, mit Holz gedeckte Bau, ziegelroth angeſtrichen in jenem grellen Ton, für welche der Licht- und Farbenarme Norden, England, Schweden, Norwegen, eine charakteriſtiſche Vorliebe hegt. An die Cottage endlich erinnern zwei Thürmlein oder Giebel, über dem Eingange zur Bühne ſich erhebend, zwiſchen beiden der Hercules mit der Erdkugel, unſtreitig ein höchſt primitives Kunſtwerk, und von ihrer Zinne herabwehend eine bunte Fahne, welche aufgezogen wird, wenn eine Vorſtellung ſtattfindet.

In der guten Jahreszeit, im Sommer, der beſten Saiſon für das damalige London wie das heutige, iſt dies täglich der Fall. Doch wird nicht Abends geſpielt, ſondern Nachmittags von drei bis fünf Uhr. Die Londoner Geſellſchaft ſpeiſte damals um zwei Uhr, das Bürgerthum um zwölf. Ein dreimaliger Trompetenſtoß gibt das Zeichen des Beginnes; gerade ſo wie in den Schaubuden unſerer Jahrmärkte und Kirchweihen. Wir folgen der zuſtrömenden Maſſe und drängen uns ein, nachdem wir, wiederum in der primitivſten Weiſe, nicht an einer feierlichen Kaſſa unſer Billet gelöſt, ſondern dem am Eingange poſtirten Schwarzrock unſer Entrée in ſeine zudringlich vorgeſtreckte Blechbüchſe geworfen. Die Eintrittspreiſe betrugen nach den verſchiedenen Plätzen einen Penny, ſechs Pence, einen Shilling, anſcheinend erſtaunlich wenig, und doch dem gegenwärtigen Tarif ungefähr gleichkommend, wenn in Erwägung gezogen wird, daß der Werth des Geldes im Laufe dreier Jahrhunderte um mindeſtens das Fünffache ſich vermindert hat. Bei beſonderen Gelegenheiten werden, wie der rieſige Theaterzettel am Eingange mit rothen Lettern ankündigt, die Preiſe verdoppelt und die freien Entréen aufgehoben; zum Beweis, daß dieſe, ſowie manche andere Maßregel, die man ungerechter Weiſe für ſataniſche Erfindungen der Neuzeit halten möchte, ſchon in der guten alten Zeit geübt wurden. Außerdem zahlen Standesperſonen nach Belieben, wie ſie auch auf der Bühne (nicht gleich dem übrigen Publicum im Parterre oder auf den Galerieen) placirt ſind.

Das Innere des Globus ſtellt ſich nicht, wie die Außenſeite, als Sechseck dar, vielmehr eirund, ein O von Holz, wie es im Prologe zu Heinrich V. genannt wird. Zwei Drittheile des Raumes nimmt das Spectatorium ein, ein Drittheil die Bühne. Der Zuſchauerraum beſteht aus dem Parterre, damals noch nicht, wie im heutigen engliſchen Theater, pit genannt, ſondern yard, zu deutſch: der Hof; eine Erinnerung an die Entwickelung der ſtändigen Bühnen aus Wanderbühnen, welche in den Höfen der Wirthshäuſer aufgeſchlagen wurden. Der Hof oder Parterre iſt ungedeckt, nicht mit Sitzplätzen verſehen, ſondern nur zum Stehen hergerichtet, umgeben von zwei niedrigen Galerieen, die ebenfalls mit Holz und Stroh überdacht ſind und mehrere Reihen einfacher Bänke enthalten.

Geſchloſſene Logen und geſperrte Sitze gibt es weder auf den Galerieen noch im Parterre. Das Publicum, wie bunt zuſammengeſetzt, wie verſchieden in Stand, Bildung, Sitte, Tracht, verſchmilzt zu einer einzigen Maſſe und iſt weder unter ſich, noch von der Bühne räumlich abgetrennt. Die erſte Galerie gehört den beſſeren Ständen an, den Bürgern der Altſtadt mit ihren Frauen, welche nach ihren Steifröcken und Puffärmeln Citywives, Drahtpuppen der Altſtadt, geſchimpft werden. Auf der oberſten Galerie verſammeln ſich, was Mephiſto „ſüßer Pöbel" nennt (König Mob in England nicht minder zu Hauſe als ſein duftiger Gegenſatz, Königin Mab), Handwerksgeſellen, Matroſen, Soldaten; ein gefürchteter, gefährlicher Haufe, der häufig ein Schauſpiel im Schauſpiel aufführt, bald mit dem Parterre rauft, bald, vereinigt mit demſelben, gegen die Bühne und die vornehmen Stammgäſte auf derſelben Sturm läuft. Das Parterre iſt der wichtigſte, im Urtheil den Ausſchlag gebende Theil des Publicums. Da ſtehen, in dichten Schaaren bis hart an die Bühne ſich vordrängend, die Kritiker von Profeſſion, die Kunſtenthuſiaſten, die Studenten, die Comptoiriſten, die Fremden. Das ſind die Grundlinge (groundlings), von welchen Hamlet ſpricht, die understanders (ein unüberſetzbares Wortſpiel, das zugleich Sachverſtändige und Untenſtehende bedeutet), über die die Dramatiker der Zeit ſich ſo ſchwer beklagen. Die vorzugsweiſe hohe und ſchöne Welt bildet ein Publicum für ſich, das ſeinen Eintritt über die Bühne, ſeinen Platz auf beiden Seiten der Bühne findet. Dort erblicken wir die Löwen des Tages: Hofherren wie Lord Leiceſter und Graf Eſſex; Helden zur See und Land wie Sir Walter Raleigh und Francis Drake; Staatsmänner wie Lord Bacon; adelige Schöngeiſter wie Sir Philip Sidney, dort unſers Dichters beſondere Gönner und Freunde Southampton, Pembroke, Rutland. Der vornehmſte Stand gemiſcht mit dem ſtandloſen Komödianten; Bramine und Paria dicht beiſammen. Nach unſeren Begriffen eine wunderliche Sitte, der wir aber bekanntlich auch auf dem Theater Molière's begegnen. Die Geſellſchaft der Earls, der Lords, der Baronets ſteht, ſitzt, liegt in maleriſcher Gruppirung, nach der excentriſchen Mode der Zeit ebenſo auffallend als koſtbar gekleidet, einen farbenſchillernden Rahmen um das Bild auf der

Schaubühne ziehend, unmittelbar neben dem Spielenden. Lange, lang ausgeſtreckte Beine, wie wir ſie zur Stunde auf jedem engliſchen Dampfſchiff, in jedem Hôtel, ſogar im Ober- und Unterhaus in Weſtminſter bewundern, ragen nahe in die Spiellinie hinein. Spätkommen gilt für vornehmen Ton. Ein kecker Page trägt ſeinem Herrn die Pfeife, den Tabaksbeutel, den dreifüßigen Schemel (tripods) zum Sitzen nach, etwa wie heut zu Tage für verſpätete Stammgäſte noch ein Paar Extraſchemel (strapontins in Paris genannt) improviſirt werden. Ueber dem ganzen wechſelnden, immer bunten, immer bewegten Bilde ſchwebt eine dichte Tabakswolke —, denn in allen Theilen des Hauſes, von Männern und Frauen, werden dem neumodiſchen Tagesgötzen offene Rauchopfer dargebracht, — und der durchdringende Geruch von verbranntem Hanf, womit man von Zeit zu Zeit die Luft zu reinigen ſucht. Und von draußen ſchallt wie Meeresbrauſen herein das Gelächter und Gelärm der vor den Thoren der Schauſpielhäuſer allzeit verſammelten Straßenjugend, das Geſchrei der Obſt-, Bier- und Branntweinkrämer, der gellende Ausruf des fliegenden Buchhandels, der ſeine Tagesneuigkeiten, Flugſchriften und Zerrbilder feilbietet. Und von droben ſchaut ſtill und bleich der Nebelhimmel Alt-Englands hernieder und ſendet dann und wann einen lächelnden Strahl ſeiner milden Sommerſonne in unſeren Globus, der zu ſolchen Stunden in der That eher dem Chaos als dem Kosmos gleich ſieht.

Wenden wir uns vom Zuſchauer-Raum ab und der Bühne zu, ſo begegnen wir auch da weſentlichen Unterſchieden von dem heutigen Brauch. Zunächſt in den Maaßen. Unſere Bühnen, auf Couliſſen und Maſchinerie angelegt, zur Entfaltung und Bewegung größerer Maſſen beſtimmt, haben mehr Tiefe als Breite. Umgekehrt die Bühne Shakeſpeare's. Sie ſtellt Reliefbilder und bedarf deswegen mehr Breite als Tiefe. Die Bühne des Globus maß in ihrer ganzen Tiefe nur 27½ Fuß, in der Breite dagegen 43. Decorationen, das iſt: bewegliche, bemalte Couliſſen und Proſpecte, kennt die Shakeſpeare-Bühne nicht; ſie ſind erſt unter den ſpäteren Stuarts in Gebrauch gekommen. Bis dahin beſtand die Wandbekleidung der Bühne, wie aller größeren Gemächer in derſelben Zeit aus gewirkten Teppichen, Arras geheißen, nach der franzöſiſchen

Stadt dieſes Namens, aus welcher ſie zuerſt eingeführt worden. Dieſe Teppiche hangen zu beiden Seiten und im Hintergrunde herab, während oben, an Stelle unſerer heutigen Soffiten lichtblau gemalte Leinwandſtreifen angebracht ſind, wenn die Handlung am Tage ſpielt, dunkelbraune, um Nacht zu bezeichnen. Andere Verwandlungen der Scene gibt es nicht. Ein Brett mit dem Namen der Stadt oder des Landes macht für Jedermann den Schauplatz der Handlung deutlich. So oft dieſer wechſelt, — und bekanntlich geſchieht dies in Shakeſpeare'ſchen Stücken nur zu häufig, — wird das Brett mit der Aufſchrift gewechſelt. Es leuchtet ein, wie bequem dies einfache Hausmittel geweſen, nicht blos für die Arbeit des Theatermeiſters, ſondern auch für dichteriſche Freiheit.

Noch zweckmäßiger, namentlich für den Regiſſeur, erweiſt ſich eine andere, vielbeſprochene Eigenthümlichkeit des Shakeſpeare-Theaters, die Mittel- oder Empor-Bühne. Sie entſtand dadurch, daß die beiden, um den Zuſchauer-Raum laufenden Galerieen auch über dem Bühnen-Raum fortgeſetzt waren und im Hintergrunde der Scene balkonartig etwas in dieſelbe hineintraten. Auf dieſe Art bildete ſich auf der Bühne ein oberes Stockwerk, eine eigene, kleine, zweitheilige, höher gelegene Bühne, welche mit dem übrigen Bühnen-Raum durch Treppen verbunden und doch wiederum durch Vorhänge von ihm abgeſchieden war. Dieſe Emporbühne, in welcher der Altmeiſter unſerer Neuromantiker, Ludwig Tieck, das Ideal einer poetiſchen Bühneneinrichtung überſchwänglich verehrte, ermöglicht allerdings, dem Zuſchauer eine vielgliedrige und verwickelte Handlung in ihrer örtlichen, äußerlichen Theilung und zugleich in ihrem inneren Zuſammenhange ungemein faßlich vorzuführen. Auf der Emporbühne, und zwar in ihrem oberen Stock, iſt Julia's Balkon, unter welchem Romeo ſchmachtet; das Capitol, deſſen Stufen Cäſar hinaufſteigt; König Duncans Schlafgemach, von Macbeth mit Tigerſchritten umkreiſt; Titania's Elfenpalaſt. Dagegen ſind im unteren Stockwerk die Gräber Julia's und Ophelia's, das Sterbebett Desdemonens, Calibans Höhle im Sturm, alle ſchauerlichen Stätten, Grüfte, Kerker, Hexenküchen u. ſ. w. So findet ſich in faſt allen Shakeſpeare'ſchen Stücken die Emporbühne auf das Glücklichſte angewendet und erzielt Wirkungen, um die ſich unſere complicirte Technik mit Verſenkungen, Wolkenſchleiern und elektriſchem Licht immer unter unglaublichen Schwierigkeiten und oft vergebens abmüht. Damit iſt keineswegs geſagt, daß das Theater der Gegenwart die Emporbühne und die Wandteppiche des Globus ſich aneignen ſoll oder kann. Was vor dreihundert Jahren natürlicher Brauch war, würde heut zu Tage ein künſtliches Experiment ſein, intereſſant und pikant für ein paar Dutzend Shakeſpeare-Gelehrte, dem Publicum jedoch vollkommen unverſtändlich, unvereinbar mit jener Illuſion, die der modernen Bühne und ihrem Realismus nothwendig iſt.

Ebenſo einfach und natürlich wie dieſer techniſche Behelf, wird das Verhältniß der Muſik zum recitirenden Schauſpiel auf der Shakeſpeare'ſchen Bühne aufgefaßt. Bei uns bildet ſie, die Muſik, einen Staat im Staate; ſelbſtſtändig wirkt ſie und für ſich, während ſie bei Shakeſpeare, ſehr häufig zwar, aber immer nur dienend, als Stimmungs-Mittel und ſo zu ſagen ſymboliſch benutzt wird. Auf unſerem Theater ſchiebt ſich ein breiter Orcheſter-Raum trennend zwiſchen Publicum und Bühne ein. Im Globus iſt das Orcheſter, dem Zuſchauer unſichtbar, auf der Bühne, zuweilen auch unterhalb derſelben, angebracht. Eine Vorrichtung, in welcher ſich das Theater Shakeſpeare's und das Theater Richard Wagners begegnen. Wir erdulden eigene Ouvertüren und Zwiſchenacts-Muſiken, welche mit der Handlung des Stückes und mit der Stimmung des Zuſchauers nichts gemein haben, und wenn ein Melodram vorkommt, ſo klopft vorher der Orcheſter-Dirigent warnend auf ſein Pult; die Geiger fahren zuſammen, die Bläſer richten ſich militäriſch, der Contrabaſſiſt greift krampfhaft nach ſeinem Inſtrument, das bis dahin ſchlaftrunken am Souffleurkaſten lehnt, und nun urplötzlich mit ſeinem Giraffen-Hals vor dem Auge des Zuſchauers in das Bild auf den Brettern hineinſchneidet. Ganz anders im Globus. Derſelbe hat ein reich ausgeſtattetes Orcheſter, beſetzt mit Lauten, Violinen, Hörnern, Flöten, Querpfeifen, Trompeten, Pauken, Trommeln. Jedes Inſtrument erfüllt ſeine beſondere Aufgabe: die Laute begleitet die in den Text eingeſtreuten Geſangſtücke; ein Trompetenſtoß kündigt Könige, Helden, Herolde an, das Horn Jagd und Jäger, ein Trommelwirbel Heeresmaſſen, Flöten und Obo-

Geiſter- und Elfenerſcheinungen. Ouverturen gibts nicht, noch weniger Zwiſchen-Acts-Muſiken; nur in einzelnen Fällen führt feierliche Scenen eine kurze Introduktion ein, — ſolemn dump in dem Bühnen-Manuſcript genannt. In dieſer ſehr mannigfaltigen und doch ſo einfachen, allgemein verſtändlichen, typiſch gewordenen Weiſe unterſtützt die Tonkunſt die wechſelnden Zwecke der Dichtung, bereitet die Stimmung im Zuhörer vor und ſchließt, wie in dem Melodram zum Ende des Wintermärchens, große, grelle Effecte harmoniſch ab.

Nur nach einer Seite hin, in der Garderobe und in den Requiſiten des Globus, macht ſich ein Luxus bemerklich, der mit der Einfachheit des übrigen Theaterhaushalts ſtark contraſtirt. Schon im Jahre 1586 kommt eine Bittſchrift von puritaniſch geſinnten Gegnern der Bühne vor, welche den Staatsſecretär Wolſingham anflehen, dem Aergerniß ein Ende zu machen, daß zweihundert Gaukler und Poſſenreißer in Prunkgewändern einherſtolziren, indeß fünfhundert ehrliche Bürger Londons am Hungertuche nagen. Solche einzelne Ausſchreitungen abgerechnet, wird anzunehmen ſein, daß die damalige Theater-Garderobe weder ſo hiſtoriſch treu, noch ſo prächtig und koſtbar iſt, wie die heutige. War doch auch die wirkliche Tracht des Eliſabethiſchen Zeitalters mehr nach Ständen und Volksclaſſen, als nach Individualitäten verſchieden. Den Hofherrn, den Richter, den Advocaten, den Arzt, den Studenten, den Kriegsmann, den Handwerker, — ſie alle erkannte man an der eigenthümlichen Tracht; ſogar politiſche Parteien und kirchliche Secten, Cavaliere und Rundköpfe, Anglicaner und Puritaner, unterſchied der Schnitt ihres Haares, ihres Kleides.

Den Reichthum an Requiſiten lernen wir aus Inventarien und Rechnungen kennen: ein wunderlicher Gegenſatz gegen den Mangel jeder Decoration. Es finden ſich auf der Shakeſpeare-Bühne: Felſen, Altäre, Thürme, Gräben, Mauern, Bäume; ein Wagen des Phaethon kommt vor, ein Regenbogen, Sonne und Mond, Flugmaſchinen für Engel, Verſenkungen für Geiſter der Unterwelt, eine Vorrichtung zum Blitzen und Donnern; ſogar — was wir, leider, nicht beſitzen, ſondern durch unſchuldige Paukenſchläge erſetzen, — eine veritable Kanone. Das letzte Requiſit iſt dem

Globus theuer zu ſtehen gekommen. Bei der Aufführung Heinrichs des Achten, welche am 13. Juni 1613 ſtattfand, — die verhängnißvolle doppelte 13 wolle bemerkt werden, — wurde mit dieſer Kanone das Zeichen zum Beginn von Eliſabeths Tanzzug gegeben, und ſiehe da! durch Ungeſchick der Theaterartillerie oder durch böſen Zufall gerieth das Schindeldach des Hauſes in Flammen und legte die ganze Herrlichkeit in Aſche und Trümmer. So erreicht der Globus nicht einmal das gewöhnliche Theateralter, welches von den Statiſtikern, einem Menſchenalter gleich, auf dreißig Jahre geſchätzt wird, während umgekehrt der Stand der Schauſpieler zu den langlebigſten gehört. Achtzehn Frühlinge hat er geſehen, iſt er geſehen worden und erfüllt darauf den Beruf aller Theater, die eigentlich nur gebaut werden, um abzubrennen. An Altersſchwäche zu ſterben iſt ein ſeltener Ausnahmsfall in der Biographie der Theater.

Wir würden uns an dem Andenken des Globus verſündigen, dieſes Lieblings der Kunſtgeſchichte, wenn wir mit einer bloßen Photographie ſeiner äußeren Erſcheinung von ihm ſcheiden wollten. Einige Züge aus ſeinem inneren Leben mögen das Bild vervollſtändigen.

Betrachten wir erſt die geſellſchaftliche Verfaſſung des Shakeſpeare-Theaters. Die Schauſpielertruppen jener Zeit haben wir uns nicht zu denken, wie ein heutiges Hoftheater-Perſonal, welches ſeinen eigenen Gothaiſchen Almanach beſitzt, penſionsberechtigt und ſogar hofkalenderfähig iſt; noch weniger wie die Banden unſerer Wander- und Winkel-Bühnen, mit dem maleriſchen Ausdruck der Couliſſenſprache „Meerſchweinchen" genannt. Die dramatiſchen Künſtler von Alt-England, wie von Alt-Frankreich ſtehen unter ſich, mit allen Rechten und Pflichten einer Körperſchaft, in einem freien ſelbſtſtändigen Geſellſchafts-Verbande. Sociétaires heißen ſie noch heute im Théâtre Français. Das Theater, ſofern es nicht einem Lord oder Earl angehört, iſt ſammt dem Inventar gemeinſames Eigenthum und wird auf Vortheil und Nachtheil des Conſortiums betrieben. Die Einnahmen werden getheilt, nicht nach gleichen Raten, ſondern in beſtimmtem Verhältniß, bemeſſen nach den Einlagen, der künſtleriſchen Stellung, dem Verdienſte jedes Einzelnen

Untergeordnete Mitglieder und Bedienſtete ſtehen in feſtem Lohn. Der Globus zahlte funfzehn Actionäre und gab von ſeinen Tages-Einnahmen, welche Drake auf durchſchnittlich 20 Pfd. St. nach Abzug der Koſten veranſchlagt, außer den funfzehn Raten noch drei für Dichter-Tantièmen. Nach damaligem Geldwerth überſetzt, nahm der Globus täglich zweitauſend Mark ein. Von Shakeſpeare, der arm nach London gekommen, wiſſen wir, daß er in ſeinem Teſtament über ein artiges Vermögen verfügte. Seine Jahreseinnahme als dramatiſcher Dichter, Schauſpieler und Theaterunternehmer iſt ihm, wie es ſcheint nicht ohne Neid, mit zwei, drei Stücken jährlich, vier Antheilen an Globus und Blackfriars, auf 300 Pfd. St. nachgerechnet worden, was einem heutigen Einkommen von jährlich 1500 Pfd. St. = 30,000 Mark gleichzuachten ſein möchte. Unſere Theaterdirectoren haben ungleich mehr Verdienſt, unſere Theaterdichter ungleich weniger; Beides ohne Neid geſagt. Daß die Geſellſchaft, welcher Shakeſpeare angehörte, die vornehmſte und gleichzeitig beliebteſte in London geweſen, iſt bereits erwähnt worden. Sie ſpielte Winters in Blackfriars, Sommers im Globus, bei höheren Preiſen als die übrigen, und wurde vorzugsweiſe auf die Landſitze der Großen oder an die Sommer-Reſidenzen des Hofes berufen zum Zwecke dramatiſcher Unterhaltungen. Unter Jakob dem Erſten avancirte ſie in den beſonderen Hofdienſt, mit dem auszeichnenden Prädicat Königliche Schauſpieler (Kings players), gerade ſo, wie Molière's Truppe in Paris allmählich zu comédiens ordinaires du Roi emporſtieg. Die Wohlthat einer königlichen Cenſur war ſchon früher ſo dem Globus, wie allen Theatern der Hauptſtadt angediehen. Der Mann, welcher von 1579 bis 1610 dies wenig beneidenswerthe Amt verſehen und demnach faſt alle Stücke Shakeſpeare's cenſirt hat, heißt Tilney. Er führte ſeinen Rothſtift mit vergleichsweiſe milder Hand; nicht nur die derbſten und keckſten Bocksſprünge des Humors, weit über die Grenze hinausgehend, wo der Scherz aufhört und die Zote beginnt, paſſiren unbeanſtandet, ſondern ſogar perſönliche Ausfälle gegen hochſtehende Günſtlinge, wie Eſſex und Raleigh, gegen die an Macht und Einfluß wachſende Secte der Puritaner, gegen das Collegium der Aldermen, die keine Narrenfreiheit auf der Bühne dulden wollen, weil ſie für ihre Sitzungen ein Monopol darauf genommen. In manchen anderen Dingen verſtand der geſtrenge Herr Tilney freilich keinen Spaß: er ſtrich in Richard II. die Abſetzung des Königs durch das Parlament, in Hamlet die Anſpielung auf die Trunkſucht der Dänen, weil der Beſuch einer däniſchen Majeſtät am engliſchen Hofe dieſem Zuge durch Allerhöchſtes Beiſpiel eine beſonders ſcharfe Pointe gegeben, desgleichen, ſeit ein ſchottiſcher Stuart auf die engliſchen Tudors gefolgt war, alle Späße auf den ſchottiſchen National-Charakter, die bis dahin einen ſtehenden Artikel im Luſtſpiel abgegeben hatten, wie gegenwärtig etwa die komiſche Figur des Irländers. Daß die Nachfolger Tilney's nicht minder fleißig ſind als er, und daß das politiſch freieſte Culturvolk Europa's, das engliſche, die ſtrengſte Theater-Cenſur beſitzt, ſei nur vorübergehend erwähnt. Die gewiſſen Operetten und Stücke der neueſten franzöſiſchen Schule, welche von Paris aus ungehindert nach Brüſſel, Wien, Berlin, ſogar nach St. Petersburg wandern, fallen in jeder Saiſon der Londoner Cenſur zum Opfer.

Ueber den künſtleriſchen Geiſt und Styl der Shakeſpeare-Bühne werden wir nur einiges Wenige nachtragen. Von einem theoretiſch begründeten, kritiſch gereinigten Darſtellungsſtyle und von einer zunftmäßigen Schauſpielkunſt wird kaum die Rede ſein können. Exiſtirt ſo etwas überhaupt und irgendwo? Iſt nicht die Kunſt dramatiſchen Vortrags und mimiſcher Menſchendarſtellung mehr ein Product natürlicher Anlage, bewußter Nachahmung und practiſcher Uebung, als eine nach beſtimmten Grundſätzen gelehrte, im planmäßigen Studium erlernte Kunſt? Die neueſte Erfahrung lehrt wenigſtens, daß je häufiger die Theaterſchulen, pardon: Akademieen werden, deſto ſeltener die Schauſpieler. Zu Shakeſpeare's Zeiten herrſchte eher ein Ueberfluß an dramatiſchen Talenten. Vier und vierzig Namen dramatiſcher Dichter werden bei Drake aufgezählt, darunter manche des beſten Klanges, der noch bei uns nachtönt, der wilde Marlowe, welcher den erſten Fauſt geſchrieben, Robert Green, die Luſtſpielzwillinge Beaumont und Fletcher, von Shakeſpeare's Zeitgenoſſen über Shakeſpeare geſchätzt, Shakeſpeare's perſönlicher Feind und Nebenbuhler, der giftige Ben Jonſon, und viele, viele andere. Auch berühmter Schauſpieler gab es ſchon einen ſtattlichen Kreis: James Burbadge, welcher Richard III., Othello, Lear creirt, — Edwin, der erſte Hamlet, — Shakeſpeare ſelbſt, der als Geiſt im Hamlet excellirte, — und zwei über alle beliebte Komiker: Tarlton und Wilſon. Warum wir daneben keine weiblichen Namen anführen? Einfach deswegen nicht, weil alle weiblichen Rollen auf der altengliſchen Bühne von Jünglingen, vom Nachwuchs der Geſellſchaft geſpielt werden. In unſeren Augen eine Schattenſeite des ſonſt ſo lichten Bildes. Uns kommt es unbegreiflich vor, daß die liebeglühende Julie von einem, kurz vor der Balkonſcene raſirten engliſchen Jungen geſpielt, Ophelia's Wahnſinns-Lied, Desdemona's berühmtes „Weide, Weide" von einer im Mutiren begriffenen Knabenſtimme geſungen wird. Und doch nimmt weder Publicum noch Kritik jener Zeit Anſtoß an dieſer, für unſeren Geſchmack geradezu ungeheuerlichen Erſcheinung. Im Gegentheil, daß weibliche Rollen von Weibern geſpielt werden, ſcheint damals nicht nur für unpaſſend nach der Sitte, ſondern auch für künſtleriſch bedenklich gehalten worden zu ſein. Ein engliſcher Touriſt jener Tage ſchreibt aus Venedig nach Haus, daß zu ſeinem Erſtaunen die italiäniſchen Schauſpielerinnen nicht viel ſchlechter geſpielt als ihre männlichen Stellvertreter in England. Vielleicht ſtammt von dieſer Eigenthümlichkeit die Vorliebe Shakeſpeare's für männliche Verkleidungen ſeiner Heldinnen, namentlich im Luſtſpiel: wenn Portia, Roſalinde, Viola in Männertracht ſich verkleiden, ſo unterſtützt die Wahrheit die Täuſchung. Gewiß iſt, daß die Emancipation der Frauen auf der engliſchen Bühne erſt geraume Zeit nach Shakeſpeare's Tode ſich vollzog. Noch im Jahre 1629 wurden die Damen einer franzöſiſchen Truppe durch das entrüſtete Londoner Parterre mit Gewalt von den Brettern vertrieben und nicht früher als 1656 betrat die erſte engliſche Schauſpielerin, Miß Coleman, das Theater. Daß die gegenwärtigen Theater über dieſen überwundenen Standpunkt hinausgegangen und glücklich bei dem andern Extreme angelangt ſind, iſt bekannt. Jetzt werden männliche Rollen in Shakeſpeare-Stücken von Damen geſpielt, nicht blos in Deutſchland, auch in England. Mr. Phelps, einer der namhafteſten Shakeſpeare-Pfleger, der mit ſeiner Truppe in Nord-Deutſchland unlängſt gaſtirte, läßt den Narren im Lear von einer Dame ſpielen. Romeo, das Ideal aller jugendlichen Liebhaber-Rollen, iſt — vermuthlich um dem jungfräulichen Schamgefühl des Herrn von Hartmann zu genügen — als Paradepferd für reiſende Virtuoſinnen, erſt in der Oper, dann auch im Schauſpiel, zugeritten worden. Und zur Krönung des Gebäudes, des Narrenthurms nämlich, hat mit einer, eines ſchlechteren Erfolges würdigen Kühnheit Felicitas Weſtphal das Bravourſtück eines weiblichen Hamlet aus Amerika in Deutſchland importirt.

Da wären wir denn mit einem Satze aus dem Globus heraus und in der Gegenwart mittendrin. Athmen wir auf und verſuchen es, von ihrer Höhe herab, nachdem wir durch allerlei theatergeſchichtliches Detail, wie durch Geröll und Geſtrüpp, uns tapfer durchgeſchlagen haben, einen abſchließenden Blick auf das Shakeſpeare-Theater zu werfen, wobei gelegentliche Seitenblicke auf den Mikrokosmos der Bühnenwelt und den Makrokosmos der Weltbühne, beide untrennbar vereinigt und einander ſcharf abſpiegelnd, unſeren Gegenſtand in das rechte Licht ſetzen werden.

Erſt von dieſem Standpunkte aus, — wie Spinoza's ſchöne Kategorie lautet: sub specie aeterni, unter dem Geſichtspunkte des Ewigen, — ſtellt ſich das Shakeſpeare-Theater mit ſeinem nationalen Fundament und ſeinem hiſtoriſchen Hintergrund dar, als das, was es wirklich iſt: ein National-Theater im vollen tiefen Sinne des Wortes. Seine Gegner haben ihm freilich dieſe Eigenſchaft abgeſprochen und ſich alles Ernſtes zu der Behauptung verſtiegen: das Shakeſpeare-Theater ſei von untergeordneter Bedeutung für ſein Zeitalter geweſen, geringgeſchätzt von deſſen wahrer Bildung, und vorzugsweiſe von den unterſten Ständen beſucht. Meiſter Rümelin ſchildert den Globus wie eine Art von Dante'ſchem Höllenkreis, ein Pandämonium, in welchem bei helllichtem Tage alle Laſter frei gewaltet, einen Tummelplatz roher Geſellen, unter die ſich eine ehrbare Frau nur ausnahmsweiſe verirrt und niemals ohne Geſichtsmaske. Einmal im Zuge, geht der ſchwäbiſche Shakeſpeare-Stürmer noch weiter und läugnet geradezu das von den hervorragendſten Kunſthiſtorikern in den hellſten Farben geſchilderte Selbſtgefühl des engliſchen Volksthums zur Zeit Eliſabeths, die friſche Frühlings- und Morgens-Stimmung jener unvergleichlichen Aera, von welcher das geſammte Volk und ſeine junge Schaubühne gehoben und getragen wurde. Ein paar richtige Züge aus dem Geſammtbild der Zeit und ein paar Beiſpiele, theils aus Gegenſätzen, theils aus Seitenſtücken entlehnt, werden genügen, um ſolche kritiſche Schlagſchatten zu zerſtreuen.

Was zuerſt die unſchuldige Sammet- oder Seiden-Larve anbetrifft, ſo iſt ſie nicht viel mehr als unſere heutigen kleineren Schleier, und wird nicht blos in England, ſondern ſo ziemlich aller Orten und Enden von allen Frauen getragen, wann und wo ſie öffentlich erſcheinen, auf der Straße, bei Spaziergängen, unter Fremden. Lucretia Borgia trägt ſie in Venedig, Gräfin Almaviva ſogar in ihrem Schloß-Park bei Sevilla, wodurch, im Vorbeigehen bemerkt, ihre Verwechſelung mit Suſannen erſt ermöglicht wird. Daß mit oder ohne Maske, außer den Bürgerfrauen der City, auch vornehme und faſhionable Damen das Theater beſucht, beweiſt die jungfräuliche Königin in Allerhöchſt eigener Perſon, welche ſich bekanntlich bei Shakſpeare Stücke eigens beſtellt und zu wiederholten Malen, in Heinrich VIII., ſich ſelbſt als Täufling auf der Bühne geſehen hat. Selbſtverſtändlich konnte bei ſolchen Anläſſen der Hofſtaat der Königin und die ariſtokratiſche Geſellſchaft nicht fehlen. Doch gehörte nicht ihr allein das Theater, ebenſowenig wie dem Bürgerthum allein. Es war dem Gebildeten ſo verſtändlich wie dem Ungebildeten, dem Reichen und dem Armen gleich zugänglich. Das iſt ja eben das erſte kennzeichnende Moment eines Nationaltheaters, daß daſſelbe nicht an einzelne Stände oder Claſſen ſich wendet, ſondern an das geſammte Volk, daß es weder als excluſives Hof-Theater noch als Volks- oder Vorſtadt-Theater nach modernem Begriffe gelten will, daß es inmitten der Nation ſteht, wie es ſeine demagogiſche Natur verlangt, die auf die Maſſen wirkt und zu dieſer Wirkung das einheitliche Bewußtſein dieſer Maſſe bedarf, den innigen Zuſammenhang zwiſchen Bühne und Publicum, die lebendige Wechſelwirkung aller Factoren eines wirklich dramatiſchen Zeitalters.

Alſo mitten im Volke ſoll das National-Theater ſtehen, aber gleichzeitig — zweites Moment, — auf der Höhe der Bildung, wo Dichtkunſt und Schauſpielkunſt einander begegnen, beide ſchon bis zu einem gewiſſen Grad der Vollkommenheit gediehen. Nur reife Nationen bringen ein claſſiſches Drama hervor, nachdem ihr Frühling in der Lyrik oder im Epos abgeblüht hat. Ob auch dieſe Bedingung vom Theater Shakeſpeare's erfüllt worden iſt? Uns, die wir ſeine Vorgänger und Nachfolger aus dem Geſichte verloren haben, erſcheint er wohl wie eine vereinzelte Größe. So gewahren wir aus der Ferne einen hohen Berg als eine einzige, weithin leuchtende Spitze. Erſt wenn wir näher kommen, wenn die Uebergangsformen des Mittelgebirges uns ſichtbar werden, erkennen wir, daß dieſe Bergſpitze der Gipfel eines ganzen Gebirgszuges iſt. Auch Shakeſpeare war nichts weniger als eine Improviſation des Weltgeiſtes. Seine Dichtung wie ſeine Bühne knüpfen überall an Vorhandenes, an Ueberliefertes an, ſie ſind nicht unvermittelte Anfänge, ſondern vorbereitete Vollendungen, ihr Schöpfer iſt ein Reformator, kein Revolutionär. Und ſo muß es auch ſein, wo ein Nationaltheater zu Stande kommen ſoll. Aus ſich ſelbſt heraus, in Fortſchritten, nicht in Sprüngen, in organiſchem Bildungs-Proceſſe, nicht durch krankhafte Neugebilde entwickelt ſich daſſelbe. Ein warnendes Beiſpiel vom Gegentheil ſtellt das Buchdrama dar, welches der deutſchen Literatur ſo manche ſchätzbare Kraft entzogen hat, um durch weſenloſe Experimente, die ſich abſichtlich außer der realen Bühne hielten, nur todtgeborene Homunculuſſe zu erzeugen. Auf der Jugend der deutſchen Schaubühne laſtete zuerſt der Druck franzöſiſcher Fremdherrſchaft, wie ſeiner Zeit auf der claſſiſchen Tragödie der Franzoſen die obendrein mißverſtandene Regel des Ariſtoteles gelaſtet hatte. Dann kamen die Verſuche und Spielereien der neuromantiſchen Schule, welche neben Leſſing, Goethe, Schiller und neben die allerdings hausbackene, aber doch im eigenen Haus gebackene Proſa des Iffland'ſchen Familien-Stückes den Calderon, den Shakeſpeare, auch wohl den Sophokles ſtellten, unvermittelt, unverarbeitet, mit Haut und Haar in ein fremdes Element herübergezogen. Dergleichen ruinirt das lebendige Theater, das urwüchſig in ſeiner Entſtehung, in ſeiner Entwicklung frei, in ſeinen Formen bildſam und doch feſt ſein muß, wie dies Alles das Shakeſpeare-Theater geweſen. In England geboren, in England groß gezogen, mit engliſchen Stoffen befruchtet, von engliſchen Dichtern und Schauſpielern getragen, ſtellt dies Theater ein treues Abbild ſeiner

Zeit und ſeines Volkes dar, welche, begünſtigt durch die Abgeſchloſſenheit ihres Eilandes gegen Außen, ebenfalls in und für ſich zu reifen vermochten, ohne von fremden Einflüſſen beirrt und geſtört zu werden.

Wenn nach dem Vorausgehenden nur in dem feſten Boden einer in ſich geeinigten Nation der Wunderbaum dramatiſcher Kunſt und Poeſie Wurzel zu ſchlagen vermag, ſo bedarf er über ſich, um ſeine Wipfel ſtrecken zu können, den Himmel einer freien großen Zeit. Das iſt für den Ausbau eines National-Theaters das letzte, das am ſeltenſten verwirklichte Erforderniß, bei deſſen Betrachtung wir anſcheinend auf wunderliche Widerſprüche ſtoßen. Es hat Zeitalter der zügelloſeſten politiſchen Freiheit gegeben, welche nicht einen einzigen Dramatiker geboren, ſo die engliſche und die franzöſiſche Revolution. Und wiederum blüht anderwärts das Drama überraſchend auf unter dem Drucke des ſtarrſten Abſolutismus, der Lorbeer Racine's und Molière's am Thron Ludwig des Vierzehnten, neben dem Scheiterhaufen der Inquiſition Calderons myſteriöſe Paſſionsblume. Mitten im Sturm und Drang der Perſerkriege entfaltet ſich das Kleeblatt: Aeſchylus, Sophokles, Euripides, und am deutſchen Himmel ſtrahlt das Dioscuren-Geſtirn: Goethe-Schiller aus dem Nachtgewölk einer ſchmachvollen Zeit. Große und mächtige Nationen bringen es niemals zu einem Originaltheater, die römiſche zum Beiſpiel: während ihre Lyrik und ihr Epos volles Bürgerrecht in der Weltliteratur erlangt haben, kommt ihr Drama über Nachahmungen und Ueberſetzungen des griechiſchen nicht hinaus, und die volksthümliche Schauluſt ſucht und findet im Circus, nicht im Theater ihre Befriedigung. Wie erklären ſich derlei ſeltſame Erſcheinungen? Wohl einfach daraus, daß die politiſche Freiheit, die Negation aller formalen Beſchränkung, nicht auch die poſitive, poetiſche Schöpferkraft des Individuums und der Nation bedingt, und daß, umgekehrt, wo dieſe Kraft vorhanden iſt, ſie nicht aufgehoben wird durch Störungen und Stürme von außen, vorausgeſetzt, dieſe berühren nicht den Kern des Nationalbewußtſeins. So lang der Volksgeiſt in ſich geſund und geeinigt iſt, ſo lange das Gleichgewicht materieller und geiſtiger Intereſſen nicht zu empfindlich nach einer oder der anderen Seite geſtört wird, ſo lange ein Gefühl der Kraft, des Wohlſeins und des Behagens den Einzelnen und die Maſſen durchſtrömt, — ſo lange erſtarrt auch im Volke nicht der künſtleriſche Trieb; im Gegentheil, er wird eher geſteigert durch Epochen von äußerer Bewegung, wo ſiegreiche Kriege ſie herbeiführen, und durch geſchichtliche Zuſtände, die eine außerordentliche Anſpannung aller Einzelbeſtrebungen erzeugen. Alle dieſe Momente finden ſich vor, und in einem ſehr ſeltenen Zuſammentreffen im Zeitalter der Eliſabeth. Wer das, mit Rümelin, nicht glaubt, der kann es mit Händen greifen in einem Gegenſatz: Altengland und Jungengland, und in einem Seitenſtücke: Altengland und Neu-Deutſchland. Altengland und Jungengland haben eigentlich die Rollen getauſcht und ſpielen verkehrte Welt: Altengland, das ſprichwörtlich luſtige, Merry Old England, — und Jungengland, das notoriſch ernſte, nüchterne, im leidigen Geſchäft erſtarrte, im Egoismus verſteinerte. Es gibt keine Jugend mehr in Jungengland, und mit ihr ſind Kunſt und Poeſie entweder vor der Zeit gealtert oder in Handwerks-Dienſt übergetreten. Was ſich anderwärts erſt vorbereitet, iſt in England vollzogene Thatſache: die Preſſe hat die Literatur getödtet. Wo ſind, um von der Shakeſpeare-Zeit zu ſchweigen, die herrlichen Romane des achtzehnten Jahrhunderts, aus denen ächt nationaler Humor ſprühte und ſprudelte, die Romane Fieldings, Smolletts, Goldſmiths? Wo iſt Scott's Ideal eines hiſtoriſchen und nationalen Romans, wo Byrons kosmopolitiſcher Weltſchmerz, wo ſelbſt die zahme, aber reine Lyrik der Lakiſten? Dahin, alles dahin! In Thackeray und Dickens ſind die letzten engliſchen Poeten geſtorben, auch ſie ſchon ſtark angekränkelt vom bleichen Utilitarismus der Gegenwart und von fahler Tendenzpoeſie. Heut zu Tage wird, was die Magazine oder die Leihbibliotheken an ſchöner Literatur nun einmal bedürfen, fabrikmäßig erzeugt, ſtückweis abgeliefert, ſtückweis verſchleißt. Der Senſations-Roman mit der Criminal-Novelle und der Damen-Roman mit ſeinen hochkirchlichen oder ſectirenden Ablegern theilen ſich in den Markt. Deßhalb ſehen unſere Tauchnitz aus, als wären ſie zu einer Hälfte im Frauenverein geſtrickt, zur andern im Zuchthaus geſponnen. Und nun gar das Theater, die höchſte, die reifſte Blüthe, nicht doch — die edelſte Frucht geiſtigen Lebens! Das London der Königin Eliſabeth iſt jetzt eine kalte

Million Einwohner und ſiebzehn ſtehende Theater, täglich offen, ſogar — o des Gräuels! — am Sonntag. Das London der Königin Viktoria zählt über drei Millionen Einwohner und kaum ein Dutzend namhafter Theater, unter welchem Dutzend wir unlängſt erſt vergeblich nach einem einzigen ſuchten, in das wir eine junge Reiſegefährtin hätten führen können. Die große Oper, Her Majesty's Theatre vorzugsweiſe geheißen, liegt ſeit Jahr und Tag in Aſche; der Phönix, der aus den Flammen ſteigen ſoll, läßt ungebührlich lange auf ſich warten. In Coventgarden und Drury-Lane wird italieniſch geſungen, im St. James- und Princeſſes-Theater franzöſiſch geſpielt, auf den kleineren Bühnen am Strand wechſeln Offenbach'ſche Operetten ab mit Ausſtattungsſtücken, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Dramatiſirungen der neueſten Mode-Romane. Shakeſpeare iſt ein überwundener Standpunkt; ſein Jubiläum im Jahre 1864 war ein klägliches Fiasco ſeiner Heimath. Seine Stücke werden nur hervorgeſucht, wenn ein unternehmender Director wie Kean oder ein reiſender Virtuoſe wie Fechter dieſelben für ihre beſonderen Zwecke brauchen. „Der Reſt iſt Schweigen." Jungengland hat keine Paſſion, alſo auch keine Theater-Paſſion. Wenn für Altengland das Theater ein nationales Bedürfniß geweſen, iſt daſſelbe für Jungengland höchſtens eine geſellſchaftliche Gewohnheit. Induſtrie-Ausſtellung, Kryſtallpalaſt, Zoologiſcher Garten, Thierſchau, Rundreiſen mit Extrazügen, — ſie ſtehen auf der engliſchen Tagesordnung, nachdem ſogar die Ascot- und Derby-Tage abgeſetzt und im offenen Parlament für veraltet erklärt worden. Ohne zum Rümelin an Jungengland zu werden, dürfen wir ſagen: ſo reich, ſo mächtig, ſo frei, ſo gebildet es iſt, kann es ein National-Theater nicht beſitzen, wie Altengland eines beſeſſen hat.

Ob Neu-Deutſchland die Erbſchaft antritt — ? — Bisher ging durch das deutſche Theater überall der Nachhall des wehmüthigen Todesſeufzers, mit welchem der Vater unſerer Schaubühne, Leſſing, höher um ſie verdient als ſelbſt unſere Claſſiker, ſeine Hamburger Dramaturgie geſchloſſen: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein National-Theater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind." Er hat Recht, wie immer. In dieſem

Mangel einer einheitlichen Grundlage und eines feſten Mittelpunkts ſpiegelt das deutſche Theater ſo treu, wie jedes andere, die Zeit und das Volk ab. Der Riß zwiſchen Welf und Waibling iſt nicht tiefer durch den deutſchen Bund gegangen als durch die deutſche Bühne, und der Vortheil, daß eine ganze Menge kleiner Hof- und Stadt-Theater in viele einzelne Punkte der Peripherie die Pflege der dramatiſchen Kunſt hinüberleitete, er wird nicht ausgeglichen durch den Schaden, den der Abgang eines gemeinſamen Centrums, eines volksthümlichen Geſammtbewußtſeins als Subſtrat des realen Theaters dieſem zufügt. Die Claſſiker und Romantiker halfen ſich hinweg über den Zwieſpalt, indem ſie in luftige Höhen, in duftige Fernen flüchteten. Dabei verloren ſie aber den feſten Boden unter ihren Füßen und die ſtarke Handhabe nationaler Stoffe. Fürwahr, wenn man vom Standpunkte der Conjectural-Kritik Literatur-Geſchichte ſchreiben dürfte, ließe ſich die Frage aufwerfen, was aus Goethe und Schiller geworden ſein würde, — ſie, welche beide, ſichtlich und abſichtlich, an Shakeſpeare anknüpfen und, der Eine im Götz, der Andere in den Räubern, ſo mächtige nationale Anläufe nehmen, — wenn ſie in der Atmoſphäre einer Weltſtadt frei ſich bewegt, die Wechſelwirkung mit einem lebendigen Publicum empfunden und Anregung nicht blos immer gegeben, ſondern auch zuweilen empfangen hätten. So ſind denn in Deutſchland — Gott ſei es geklagt und iſt es oft genug geklagt worden — viele herrliche Kräfte zerſplittert, koſtbare Mittel vergeudet worden, ohne daß ſie einem großen Ganzen und hohen Zwecken gedient hätten. In Deutſchland, und nicht auf der Bühne allein!

Das ſoll nun anders werden, heißt es, iſt auch zum Theil ſchon anders und beſſer geworden, und zwar naturgemäß im ſtaatlichen und geſelligen Leben vor dem Scheinleben der Bühne. In ihre Finſterniß iſt das neue Licht bis zur Stunde noch nicht gedrungen. Ernſtere Fragen, dringlichere Aufgaben haben das Theater noch nicht auf die allgemeine Tagesordnung gelangen laſſen. Mit Fug und Recht. Erſt die Nation, dann das National-Theater. Accessorium sequitur rem principalem, die Nebenſache kommt hinter der Hauptſache her, ſelbſt wenn jene an und für ſich auch eine Hauptſache wäre. Doch ſtehen die Zeichen für den endlichen und wirklichen Beginn einer originalen, nationalen Dramatik in Deutſchland nicht ungünſtig, wenn wir aus einer hervorſtechenden Aehnlichkeit zwiſchen Altengland und Neu-Deutſchland, von gleichen Urſachen auf gleiche Wirkungen ſchließen dürfen. Dort wie hier, — in dem England von 1570 wie in dem Deutſchland von 1870, — der offene Bruch mit Rom, die Emancipation vom Vatican. Dort der Sturz der ſpaniſchen Weltherrſchaft zu Land und zur See; hier der Niedergang Frankreichs, welches in dem Supremat über Europa Spanien ablöſte. Dort wie hier, nach langen, blutigen und unblutigen Kämpfen, die Auflöſung des Feudalſtaates, der Auf- und Ausbau des Rechtsſtaats. Dort wie hier eine Epoche wichtiger, für die Geſellſchaft unendlich folgereicher Erfindungen, Entdeckungen, Eroberungen; abenteuerliche Reiſen in weite Fernen, und daheim unabläſſiges Ringen um die höchſten Güter der Menſchheit: Freiheit und Geſittung. Dort wie hier, nach tiefem Schlummer und langer Gebundenheit, das Erwachen und der Aufſchwung eines nationalen Einheits- und Volks-Bewußtſeins . . . . . .

Die Fundamente wären nachgerade gelegt worden, wenn auch zum Theil noch unterirdiſch. Wo, an welcher Stelle, durch weſſen Hand — wird ſich über ihnen der Bau eines deutſchen Globus erheben?!

Molière's Tartuffe.

Eine literaturgeſchichtliche Studie.

Die Literaturgeſchichte zeichnet wie die Erdbeſchreibung vergleichende Höhenprofile und unterſcheidet darin Ur- und Uebergangsgebirge, vulkaniſche Gebilde, grobes Geröll, aufgeſchwemmtes Land u. ſ. w. Als Ur- und Hochgebirge ragen aus der langen Reihe dichteriſcher Erzeugniſſe nur einige wenige, der Zahl nach kaum ein Dutzend Meiſterwerke hervor, welche, obwohl auf dem beſonderen Boden ihrer Zeit und ihres Volkes aufgebaut, doch in den unbegrenzten Aether des allgemeinen Menſchengeiſtes hineinreichen. Ihre Häupter, vom Strahle der hellſten, heißeſten Kunſt niemals geſchmolzen, ſondern immer glänzender beleuchtet, funkeln in eigenem, ewigem Lichte, lange nachdem in den dunklen Zwiſchenthälern des Epigonenthumes die Sonne eines einzelnen kurzen Literatur-Tages in grauer Dämmerung erloſchen iſt. Als das erſte dieſer Hochgebirge der Poeſie ſtellt ſich Homer's Epos dar, während hinter ihm die Sophokleiſche Tragödie, wie vollendet ſie an ſich auch erſcheint, doch ſchon wieder in ihr beſtimmtes Kunſtmaß, auf das beſondere Zuſchnitt des helleniſchen Weſens zurücktritt. Die römiſche Literatur, weſentlich eine der Nachahmung, liefert gar keinen Beitrag zur Welt-Literatur; erſt im Chriſtenthume, in der Romantik kommen deren urſprüngliche, ſelbſtändige Gebilde wiederum hervor: Dante's Himmel und Hölle umfaſſendes Heldenlied, deſſen allgemeine Höhe weder Arioſt noch Taſſo erreicht, — der in ſeiner tragikomiſchen Bedeutung weltgeſchichtliche Ritter von der traurigen Geſtalt, welchem die Calderon'ſche Tragödie als ſpecifiſch-chriſtlich und ſpecifiſch-ſpaniſch nicht gleichzuſtellen iſt, — das Shakeſpeare-Drama, — Goethe's Fauſt, an ſeiner Seite ſein muſikaliſcher Zwillingsbruder, der Don Juan von Mozart.

Wenn dies Ur- und Hochgebirge in der Kunſtgeſchichte ſind, was bezeichnen wir hernach neben, oder vielmehr unter ihnen, als Vulcane? Das ſind Erzeugniſſe einer beſonderen, leidenſchaftlich bewegten Stimmung oder Richtung in Zeit und Welt, die oft erſt nach jahrelangem Drängen zum Durchbruch gelangen und nicht ſelten eben ſo plötzlich verſchwinden, wie ſie aufgetaucht. Ohne ſo hoch zu ragen, ſo weit hinaus zu wirken, wie ihre granitnen Nachbarn, regen ſie die nächſte Umgebung gewaltiger auf als dieſe. Solch ein Vulcan, aber ein Thränen ſtatt Flammen ſpeiender, war der junge Werther, deſſen wohlgezielter Piſtolenſchuß mitten in's Schwarze traf, in die dunkle Empfindſamkeit und Zerriſſenheit ſeiner Zeit. Solch ein Vulcan waren Schiller's Räuber, mit dem bezeichnenden Sinnbild des aufſteigenden Löwen und der ebenſo bezeichnenden Aufſchrift: In tyrannos. Solch ein Vulcan endlich, ein oftgenannter, wohlbekannter, ſchwarzer und doch nicht ausgebrannter, iſt unſer frommer, friedfertiger Freund Tartufe. „Le pauvre homme!" —

Komm denn einmal hervor, du dämoniſcher Geſelle, und laß dich, ſtatt an dem täuſchenden Lampenlichte der Bühne oder durch die Nebel des Parteikampfes, einmal am unbeſtechlichen Tageslichte der Wahrheit, der Geſchichte betrachten! Zeige dich von deinen beiden Seiten, — denn zweiſeitig, zweideutig iſt nun einmal deine und deinesgleichen Art, — von der äſthetiſch-kritiſchen und von der hiſtoriſch-tendenziöſen Seite; zuvor aber laß, obgleich wir dich als in Jedermanns Gedächtniß annehmen dürfen, uns doch einmal in raſchen Umriſſen deinen Inhalt wiederholen, den Stoff des Stückes, von dem unſre Betrachtung überall ausgeht, zu dem ſie immer wieder zurückkehrt.

Orgon, ein wohlhabender Mann aus höherem Bürgerſtande, in welchen Molière ſeine Stücke gern zu legen pflegt, hat, gutmüthig und barmherzig von Natur, in ſeinem Hauſe einen Abenteurer aufgenommen, einen Glücks- oder vielmehr Glaubens-Ritter, Tartufe. Alle Glieder des Hauſes bis auf den Herrn und deſſen Mutter, durchſchauen bald die Heucheleien des fremden Eindringlings, der nichts geringeres beabſichtigt, als die ſchöne Frau ſeines Wohlthäters zu verführen und ihn um Hab' und Gut zu bringen.

Aber die Warnungen der Gattin, des Schwagers, der Kinder, des künftigen Eidams, sogar die ebenso anhänglichen wie naseweisen Kammerzofe, ohne deren drastische Figur das französische Lustspiel nicht bestehen kann, sie alle scheitern an Orgon's Leichtgläubigkeit. Er behält den Heuchler im Hause, verschreibt ihm dasselbe sogar als Schenkung, sagt ihm die Tochter zu und läßt sich ein gefährliches Geheimniß, politische Schriften, von einem flüchtig gegangenen Freunde ihm anvertraut, durch den Betrüger ablocken. Erst als Elmire, Orgon's bessere, auf jeden Fall klügere Hälfte, ihren verblendeten Ehegemahl und ihren zudringlichen Anbeter zugleich auf eine bedenkliche Feuerprobe stellt, viel bedenklicher als die in der Zauberflöte, als Orgon, unter dem Tische verborgen, mit eigenen Ohren Tartufe's wahres Glaubensbekenntniß vernimmt, erst da gehen dem schwachen Manne die Augen auf und das Herz, eben weil es schwach ist, vor Zorn sogleich über. Tartufe wird mit Schimpf und Schande fortgejagt. Aber — er kehrt zurück, diesmal nicht im Schafspelz, sondern als wirklicher wüthender Wolf. Mit der Schenkungs-Urkunde in der Hand, will er Orgon aus dem Hause werfen, ihn durch die Anzeige seines gesetzwidrigen Depots in den Kerker liefern. Drohend ziehen sich die Wolken über Orgon zusammen, bis im rechten Augenblick, im letzten, eine höhere Hand aus denselben herablangt. Ein Befehl des Fürsten amnestirt Orgon für seinen entfernten Versuch des Hochverraths und führt Tartufe in beruhigender Perspective hinter Schloß und Riegel ab. Hierauf allgemeine Heiterkeit, zum Schluß eine glückliche Heirath und ein Lob- und Danklied auf den gerechten gütigen Landesherrn, der kein andrer ist als Ludwig XIV. — Kanonendonner. Der Vorhang fällt.

Das ist der Tartufe. Beim Anblick dieser einfachen, zum Theil so lockern, so groben Fäden wird man versucht zu fragen: „Um so wenig Wolle so viel Geschrei?!" — In der That hat es denn auch nicht an Angriffen gegen das nächste, den Kunstwerth des Stücks gefehlt. Die Erfindung und Handlung ist einfältig, die Verwicklung eher tragisch als komisch, die Lösung erzwungen, die Charakteristik überladen, die Sprache schwülstig, der Versbau hart gescholten worden. Doch genug. Diese wenigen Andeutungen macht die zeitgenöſſiſche Kritik obendrein in einem Tone, worüber die Nachwelt erröthet, einem Meiſter gegenüber, zu welchem ſie, als zu dem unerreichten Muſterbild komiſcher Dichtung, aus der ehrerbietigen Ferne zweier Jahrhunderte bewundernd emporblickt.

Wir wollen von dieſem Standpunkte aus jene Vorwürfe, einen nach dem anderen, zu entkräften ſuchen.

Tartufe iſt ein Charakter-Luſtſpiel, vielleicht vorzugsweiſe das Charakter-Luſtſpiel. Bekanntlich beſteht deſſen Eigenthümlichkeit, der Unterſchied zwiſchen Charakter-Luſtſpiel und Intriguenſtück darin, daß dieſes abſichtlich die Fäden verwirrt, während das Charakter-Luſtſpiel die ſeinigen entwickelt. In jenem ſpielt der Zufall die Hauptrolle, in dieſem die menſchliche Natur: in jenem überſtürzen ſich die von außen herbeigezogenen Situationen, je bunter durcheinander deſto beſſer, in dieſem geht die Handlung mit innerer Nothwendigkeit hervor aus dem Conflict der Charaktere unter ſich, oder aus dem der Neigungen und Pflichten in jedem Einzelnen.

Dieſe oberſte Kunſtregel hat Niemand treuer befolgt als Molière. Harpagon liebt das Geld über Alles und verliebt ſich in ein armes Mädchen; er zankt ſeinen Sohn, weil er von Wucherern borgt, und er ſelbſt muß unbewußt ihm leihen. Alceſt, der Menſchenfeind, ſchwört allen Umgang ab und ſchwärmt für eine Cokette, die von Anbetern umringt iſt; wahrheitsliebend bis zur Grobheit, wird er dazu gebracht, dem Eitelſten aller Sterblichen, einem berühmten Dichter, ſeine Meinung über deſſen ſchlechte Verſe zu ſagen. Orgon, unſer Orgon, von Natur ein ganz zärtlicher Vater, gelangt zu dem unnatürlichen Entſchluß, ſeine Kinder zu enterben; ſeine aufrichtige Gläubigkeit, in Leichtgläubigkeit überſpannt und als ſolche mißbraucht, ſtürzt ihn in's Verderben. Tartufe, der vor der ganzen Welt ſeine fromme Maske behält, verliert ſie, gleichſam unwillkürlich, wo Habſucht und Wolluſt ihn beherrſchen, dieſe polaren Gegenſätze ächter Frömmigkeit; der verſtockteſte Böſewicht fängt ſich durch ein Verſteck, das ihm eine unbefangene Frau bereitet hat. Kann das Luſtſpiel ſchärfer charakteriſiren, charakteriſtiſcher den Knoten ſchürzen und löſen? Denn auch die Löſung, welche als ein gewaltſames Zerhauen durch einen Deus ex machina getadelt worden iſt, entſpinnt ſich, genau betrachtet, vollkommen folgemäßig aus dem Mittelpunkt des Ganzen, aus Tartufe's Charakter. Nicht zufällig gerade vorübergehend, oder von der Straße heraufgerufen, tritt, in Geſtalt eines Polizeidieners, der Schutz- und Rache-Engel in den Schluß des Stückes ein: Tartufe ſelbſt hat ihn gerufen, er zieht, indem er das weltliche Gericht gegen Orgon anruft, das geiſtliche aber ſein eigenes Haupt herab. Dieſe Kataſtrophe, wie die vorhergehende Peripetie, die Gefahr für Orgon und die Seinen, iſt Vielen zu tragiſch erſchienen, um in den Rahmen des Luſtſpiels zu paſſen; allein kann denn ein in ſeiner Erſcheinung ſo häßliches, in ſeinen Folgen ſo furchtbares Laſter wie die Heuchelei mit den Maßen gemeſſen, mit den Mitteln gezüchtigt werden, welche das Luſtſpiel gegen gewöhnliche geſellſchaftliche Thorheiten anwendet? Denken wir uns einmal, das Stück ſchlöſſe mit der Verweiſung Tartufe's aus Orgon's Hauſe, würde ein ſolches Ende die Zuſchauer befriedigen? Nein, der Heuchler ſteht nicht mehr unter der Competenz der komiſchen Muſe; ohne Dazwiſchenkunft einer äußeren Macht iſt ſie allein nicht im Stande, ihn zu ſtrafen, wie ſie ihn auch nicht zu beſſern vermag. Letzteres hat ein berühmter Kritiker, der Abbé Geoffroy, Schöpfer des Feuilletons im Journal des Débats, — bekanntlich ein Zögling der Jeſuiten, wie auch der Dichter des Tartufe, wie Voltaire, — als Mangel an ſittlicher Wirkung dem Stücke vorgeworfen; er ſagt: Tartufe hat viele ehrliche Leute unterhalten, jedoch noch keinen Heuchler bekehrt. Wie aber, wenn durch Tartufe wenigſtens hie und da ein Orgon gewarnt worden wäre? Und wenn es mit Recht als Zweck des Luſtſpiels gilt, Thorheiten zu beſſern, wie als Zweck des Trauerſpiels, Leidenſchaften zu reinigen, hat denn Thalia andere Mittel zum Zweck wie Thränen, Schweſter Melpomene für den ihrigen eine höhere Gewalt als das Gelächter? Die Bühne erzieht nicht, wie die Kinderſchule, mit der Ruthe, ihr ſteht nicht, gleich der Kirche, Buße und Bann als Beſſerungsmittel zu Gebote, ſie iſt endlich kein Zuchthaus, wo zur eigenen Strafe und zum Beiſpiel für Andere Wolle gekratzt und in bevorzugten Fällen heilſamlich gezüchtigt wird. Das Theater übt nur poetiſche Gerechtigkeit, und auch dieſe nicht in der plumpen Art,

„Daß ſich das Laſter erbricht, während die Tugend ſchmauſt.“

Das wäre widernatürlich und darum unkünſtleriſch, Molière's, des Meiſters in Natur und Kunſt, doppelt unwürdig, wie es im Gegentheil ein ſehr feiner, durch alle ſeine Stücke gehender Zug iſt, daß ſeine Originale vom Anfang bis zum Ende ſich treu bleiben. Der Geizige ſtürzt ab zu ſeinem lieben Geldkaſten, nachdem er ſich zu guter Letzt noch einen Hochzeitsrock auf fremde Koſten herausgeſchlagen. Der bourgeois gentilhomme, weit entfernt, von ſeiner Thorheit geheilt zu ſein, ſchätzt ſich im fünften Aufzug noch glücklich, ſeine Tochter an den vermeintlichen Sohn des Großtürken zu verheirathen. Gewiß, wenn Tartufe nicht ernſt ausgehen, nicht in dunklem Hintergrunde verſchwinden müßte, ſo würden wir ihn zum Schluß mit der Tochter des Gefangenwärters und mit deſſen Sparbüchſe durchbrennen ſehen, nachdem er mit ſeinen Haftgenoſſen geiſtliche Exercitien abgehalten.

Aber uns bleiben noch zwei Einwürfe gegen das Stück, die gewichtigſten von allen, zu beſeitigen. Man hat das Charakterbild Tartufe's als überladen und als gefährlich für die öffentliche Moral bezeichnet. Jene Ausſtellung ſtammt von dem franzöſiſchen Theophraſt, La Bruyère, der bekanntlich ſelbſt eine Reihe von Charakterbildern gezeichnet hat, novelliſtiſche Aquarelle neben Molière's Theaterfreſken, darunter auch, als Correctiv Tartufe's, einen Onuphre, den Heuchler wie er ſein ſoll. La Bruyère meint, Tartufe hätte nicht frömmeln, Elmire nicht verfolgen, Orgon nicht berauben, kurz weder gehäſſig noch lächerlich erſcheinen, ſondern ſeine Rolle ſo ſpielen ſollen, daß durch ihn nicht nur alle Perſonen im Stück, ſondern auch ſämmtliche Zuſchauer getäuſcht worden wären. Allein mit einer ſolchen Superfeinheit würde der Dichter die Bühnenwirkung und zugleich den ſittlichen Zweck ſeines Werks verfehlt haben: Tartufe, alſo aufgefaßt und dargeſtellt, iſt nicht der Spiegel und die Geißel, ſondern die Schule und der Sieg der Heuchelei. Ohne Zweifel gibt es auf der Weltbühne genug Onuphriuſſe, unentdeckt, ungeſtraft bleibende, vollendete Heuchler; aber die Bühnenwelt kann, wie überhaupt weder vollkommene Tugenden noch vollkommene Laſter, als Heuchler nur Tartufe's brauchen, die, genau in die Mitte geſtellt zwiſchen Undurchſichtigkeit und Transparenz, nur bis auf eine gewiſſe Entfernung täuſchen, ohne einen Augenblick über ihr wahres Weſen oder über die Abſicht des Dichters im Unklaren zu laſſen. Daß Molière den Charakter haarſcharf in dieſe Mitte ſtellt und mit ſicherer Kraft ihn da feſthält, eben das verhindert von künſtleriſcher Seite jede falſche Auffaſſung der Rolle, und verhindert von der ſittlichen, wenn ſie eine ſittliche iſt, jede Mißdeutung, jeden Mißbrauch des Stücks. Ein öffentliches Aergerniß, eine Gefahr für die echte Religioſität konnte aus Tartufe nur dann erwachſen, wenn ihn der Dichter zwiſchen Frömmigkeit und Frömmelei in unbeſtimmter Schwebe gehalten hätte. Allein das thut er nicht: er kündigt ihn von vorn herein als Heuchler an; mit Ausnahme von Zweien durchſchauen ihn alle Perſonen des Stücks, ſogar die kluge aber doch ungebildete Kammerzofe, und damit nicht die Möglichkeit eines Irrthums übrig bleibe, ſteht neben der, in ſchwärzeſten Tönen gemalten Heuchler eine ganze nuancenreiche Farbenleiter von echten Frömmigkeiten, auf deren hellem Grunde der Schlagſchatten um ſo kenntlicher und wirkſamer ſich abhebt. Kleanth iſt das Bild eines ſtrenggläubigen, aber aufgeklärten Mannes; ſeine vortreffliche Rede für die wahre Frömmigkeit, welche den erſten Aufzug ſchließt, niemals ohne einen wahren Beifallsſturm erregt zu haben, bezeichnet ſchon von der Expoſition an Sinn und Richtung des Stücks. Elmire, die ſittſame, aber auch duldſame Frau von Welt, ſpricht ebenfalls ihr Glaubensbekenntniß aus:

> Je ne suis point du tout de ces prudes sauvages,
> Dont l'honneur est armé de griffes et de dents.

Selbſt wo komiſche Lichter aufgeſetzt werden, in Orgon's beſchränkter aber aufrichtiger Gläubigkeit und in der eigenſinnigen Altweibereinfalt ſeiner Mutter, überall wird der entſchiedene Abſtand vom Heuchler klar ausgedrückt. So ſpielen alle Perſonen im Stück ihre Glaubensfarbe aus, Alle, bis auf eine, Tartufe. Er hat nicht einen einzigen Vertrauten, — ſein Diener Laurent bleibt hinter den Couliſſen, — ja nicht einmal gegen ſich ſelbſt verräth er ſich, in einem Monolog. Das iſt eine bewunderungswürdige Feinheit, ſowohl pſychologiſch wie poetiſch, und Lady Tartufe, der bekannte Nachwuchs und Nebenſchößling der heutigen franzöſiſchen Luſtſpiel-Literatur, fällt unbegreiflich daneben ab, wenn ſie auf

Schritt und Tritt einen Mitwiſſer und Mitſchuldigen hinter ſich herzieht und gleich in der erſten Scene dem Publicum geſteht, welch' durchtriebene Perſon ſie iſt. Wie klar, wie fein, wie feſt hat dagegen Molière den ganzen Charakter und jeden einzelnen Zug in demſelben gezeichnet! Wie zurückhaltend und zugleich wie wirkſam iſt es, daß die Hauptperſon erſt im dritten Aufzug erſcheint, während ſie, auch unſichtbar, von Anfang an alles Intereſſe in ſich concentrirt! Welches Maaß in allen Verhältniſſen des Stücks, welche ſichere Berechnung des Effects, wie großartig die Compoſition, wie angemeſſen dem Stoffe Styl und Colorit! Allerdings erheben ſich letztere nicht zu Racine's Glanz, wie ſie Boileau's Correctheit nicht erreichen; allein wir wollen dabei nicht außer Acht laſſen, daß der Soccus des Luſtſpiels einen minder tönenden Gang wie der Kothurn der Tragödie nicht nur geſtattet, ſondern geradezu erheiſcht, und wollen ebenſo in Anſchlag bringen, daß Molière um ein halbes Menſchenalter früher als der berühmte Kritiker und der noch berühmtere Dramatiker auftritt. Ein Jahrzehent wiegt bekanntlich ſchwer, namentlich in dem Zeitalter Ludwig's XIV., welches in der Sprache der Kunſt und in der Kunſt der Sprache wahrhaft cyklopiſche Arbeiten gefordert hat. Molière, keineswegs Naturdichter, ſo wenig wie Shakeſpeare, lehnt ſich in ſeiner ganzen Bildung mehr an die frühere, härtere Schule, an Corneille und Scarron, als an die Formvollendung der ſpäteren Meiſter. Seine Farbe wie ſeine Zeichnung iſt nicht Raphaeliſch, ſondern Rubenſiſch, und wenn ſeine natürliche Fülle in Worten und in Gedanken zuweilen in jene Ueppigkeit überfließt, die dem keuſchen Fénelon ſo anſtößig war, ſo iſt zu bedenken, daß bei der Schnelligkeit, womit Molière ſchrieb, ſo wie bei der Leichtigkeit, womit er den Jambus behandelte, der ihm oft unverſehens in ſeine Proſa hineinhinkt, daß es dabei unmöglich geweſen, hinter jedem harten Hemiſtich oder jedem nachläſſigen Reim drein zu jagen.

So hoch, ſicher nicht zu hoch, ſtellen wir Molière als Dichter, und unter ſeinen Werken ſchier am höchſten den Tartufe, dasjenige von allen, woran er nachweisbar am längſten gearbeitet, das er in der vollen Reife männlicher Kraft begonnen, auf dem Gipfel ſeines Ruhmes vollendet hat.

Rechtfertigt aber dieſer innere Werth allein den äußeren Erfolg des Stücks? Erklärt er die hitzige Fehde, deren Gegenſtand oder Vorwand daſſelbe geweſen iſt? Gewiß nicht; um darüber klar zu ſehen, müſſen wir Tartufe von ſeiner zweiten Seite, der hiſtoriſch-tendenziöſen betrachten. Im Uebergange dazu nehmen wir allerlei Perſonalien unſers Helden mit, anekdotiſches Beiwerk, ſeinen Namen und Stand betreffend, darunter einige ergötzliche Curioſitäten, welche, unter vielem Plunder, die Trödler der Literatur-Geſchichte zu Markt gebracht haben. Dieſelben erzählen Folgendes:

Zur Zeit, da Molière mit ſeinem Meiſterwerke ſchwanger ging, — eine Zeit, worin die hoch aufgeregte Dichternatur alle Erſcheinungen der Außenwelt, auch die geringfügigſten und fremdartigſten, auf ihre ſchwere Arbeit zu beziehen pflegt, — begab es ſich, daß Molière beim päpſtlichen Nuntius mit zahlreicher, zum Theil geiſtlicher Geſellſchaft zuſammentraf. Ein Bäuerlein aus Perigord trat ein und bot friſche, ungewöhnlich große Trüffeln zum Verkauf an. Beim Anblick und Duft dieſer herrlichen Frucht, — für welche viele ausgezeichnete Männer alter wie neuer Zeit eine an ſich höchſt reſpectable Schwäche haben, — rief man bewundernd von allen Seiten aus: Tartufi, tartufi, Signor Nunzio; nach andrer Lesart mit liebkoſendem Verkleinerungswort: Tartufoli, Signor Nunzio, tartufoli! Die Betonung dieſes Ausrufs hatte etwas ſo Weltlich-Lüſternes und zugleich Geiſtlich-Enthaltſames, die Augen wurden dabei ſo feinſchmeckeriſch verklärt, daß Molière, deſſen geübter Beobachtungsgabe nichts entging — Boileau nannte ihn le contemplateur, — den Namen ſeines Helden friſch und warm vom Munde eines Originals pflückte.

Dies die unverbürgte Anekdote. Den Etymologen von echtem Schrot und Korn iſt ſie nicht pikant, nicht abgelegen genug: ſie graben tiefer, um auf die rechte Trüffelſpur zu gerathen. Etienne meint allen Ernſtes, der Vergleichungspunkt zwiſchen Tartufe und der Trüffel liege in der Verſtecktheit und verführeriſchen Kraft Beider. Ich halte dies für eine ſchwere Verläumdung, — nicht Tartufe's, ſondern der Trüffel, — und ſchlage mich entſchieden zu der Anſicht von Chasles, welcher Tartufe's Namen durch eine ziemlich gewöhnliche Buchſtabenverſetzung von trufa ableitet, was im Italieniſchen und auch im Spaniſchen Betrug bedeutet (Trug, tromper!). Trufeur, trufateur, trufacteur kommt im Franzöſiſchen des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts für Betrüger vor. Demnach wäre Tartufe, der ſich, beiläufig geſagt, nach neuerer und beſſerer Rechtſchreibung mit Einem F ſchreibt, obwohl er aus dem FF iſt, — ein naher Namensvetter des bekannten Trufaldino und ſein Name bedeutete grade ſo viel wie der zweite Titel des Stücks: L'imposteur, der Betrüger. Es offenbart ſich auch bei dieſer Gelegenheit in ſehr bezeichnender Weiſe die ſiegreiche Gewalt echter Poeſie. Ein Eigenname, welchen ſie in freier Erfindung geprägt hat, wird nicht nur der charakteriſtiſche Stempel für den in ihm perſonificirten Begriff, das allgemein kenntliche Brandmal für das in ihm dargeſtellte Laſter, — ſo Tartufe für Heuchelei, wie für Geiz Harpagon, — ſondern dieſer Eigenname geht auch als Gattungswort, als vollgültige Münze in den Schatz der lebendigen Sprache, in das Wörterbuch der Akademie über. Noch nach zweier Jahrhunderte Verlauf wird ihm in Frankreich und in Deutſchland nachgeprägt: eine „Lady Tartufe" und „Das Urbild des Tartufe."

Bei Erwähnung des Letzteren wird hier gleich bemerkt, daß die Annahme, worauf das Stück, übrigens mit vollkommner poetiſcher Berechtigung, beruht, der Parlaments-Präſident Lamoignon ſei das Original des Tartufe, ebenſo unhaltbar iſt, wie die mythiſche Theater-Annonce: „Tartufe kann heute nicht aufgeführt werden, weil der Herr Präſident verboten hat, ihn auf die Bühne zu bringen." Nach der Ausſage gut unterrichteter Zeitgenoſſen, worunter Frau von Sevigné und der Abbé von Choiſy, hat allerdings den Stoff des Tartufe eine wahre Geſchichte aus der Chronique scandaleuse geliefert, eine beſtimmte Perſon zum Bilde des Helden geſeſſen. Jene Geſchichte, das Original des Duetts zwiſchen Tartufe und Elmire, mit obligatem Orgon unter dem Tiſche, ſoll ſich im Boudoir der Frau Herzogin von Longueville zugetragen haben, dieſe Perſon der Abbé Roquette geweſen ſein, — nachmals Biſchof von Autun, — alſo ein Vorfahr Talleyrand's, hoffentlich keiner des friſchen Lyrikers Roquette. Zu dieſer Erklärung bekennt ſich unter Andern auch Chénier in folgendem Epigramm:

De Roquette en son tems, Talleyrand dans le nôtre
Furent tous deux prélats d'Autun;
Tartufe est le portrait de l'un, —
Si Molière eut connu l'autre!

was überſetzt ungefähr lautet:

Roquette in ſeiner Zeit, in unſrer Talleyrand,
Sie geben für Autun ein edles Paar Prälaten;
Tartufe iſt als Porträt des Erſten wohl gerathen,
O hätte doch Molière den Zweiten auch gekannt! —

Uebrigens ob Roquette, ob ein Andrer, ob Niemand — die ganze Frage erſcheint müßig. Wie alle komiſchen und ſatyriſchen Dichter, welche nicht, wie die glücklichen Lyriker, von ihren eigenen edlen Gefühlen, ſondern von anderer Leute Narrheit leben, ſo hat auch Molière bei Lebzeiten genug zu leiden gehabt durch die wunderliche Sucht, zu jeder ſeiner Caricaturen, zu den lächerlichſten und häßlichſten am allereifrigſten, einen Gevatter, ein Urbild zu ſuchen. Nach ſeinem Tode kann man füglich die Mühe ſparen, unbekannte Namen unter allbekannte Originale zu ſchreiben, welche Letztere keiner Erklärung bedürfen, weil ſie lebendige Typen der menſchlichen Natur und als ſolche Eigenthum aller Bühnen, Gemeingut der Menſchheit ſind.

Viel wichtiger als die Urbilds-Jagd iſt die Frage nach dem *Stand* Tartufe's, denn ſie berührt den Kern des Stücks und die Sittengeſchichte der Zeit. Da muß ich nun vorweg der Wahrheit gemäß erklären, daß Molière Tartufe urſprünglich als *Geiſtlichen* ſich gedacht hat. Weit entfernt, darin einen Angriff auf dieſen Stand als Geſammtheit zu finden, betrachte ich es vielmehr, und das alles Ernſtes, wie eine Huldigung für denſelben. Wenn ein komiſcher Dichter das ſittliche Gebrechen der Feigheit perſonificiren wollte, ſo würde er zu deſſen Träger ſich kaum ein Schneiderlein erkieſen, da dieſes ebenſo nützliche wie angenehme Handwerk, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, nun einmal nicht in dem Geruche hervorragender Tapferkeit ſteht. Ungleich wahrſcheinlicher ſuchte er ſich ſeinen Helden, wie dies Plautus wirklich gethan, im Krieger ſtande. So wie in dieſem der Mangel an Muth am lächerlichſten erſcheint, ſo das Laſter der Scheinheiligkeit am abſcheulichſten im Stande des Geiſtlichen, der die wahre Frömmigkeit nicht nur zu lehren, ſondern auch zu üben verpflichtet iſt. Nun iſt mir freilich wohl bekannt, daß man behauptet hat, Tartufe könne ſchon um deswillen nicht als Geiſtlicher gedacht und dargeſtellt worden ſein, weil er mit Orgon's Tochter verlobt werden ſoll. Allein dieſe dichteriſche Freiheit beweiſt nichts; ganz und gar die nämliche nimmt ſich Molière auch in den gelehrten Frauen, wo Philaminte zum Schwiegerſohn Herrn Triſſotin ſich erwählt, der nachweisbar als Abbé aufgefaßt und dargeſtellt worden iſt, während ihn das Perſonenverzeichniß als Schöngeiſt (bel esprit) bezeichnet. Mit dergleichen Widerſprüchen oder Unwahrſcheinlichkeiten in Motiven und Situationen nahmen es Dichter und Zuſchauer damals weniger genau als heute. Uebrigens liefert auch einen poſitiven Beweis für Tartufe's geiſtlichen Stand die Aeußerung Molière's in der zweiten Bittſchrift, welche er wegen Freigebung des Stücks an den König gerichtet. Er ſagt: Je l'ai déguisé en homme du monde, — „ich habe ihn in weltliche Kleider geſteckt," wozu denn doch als einzig möglicher Gegenſatz nur die frühere geiſtliche Tracht übrig bleibt. Dieſe iſt allerdings auf den meiſten der heutigen Bühnen eine unmögliche Erſcheinung geworden; aber anders als wir empfand darin, und nicht darin allein, das Zeitalter Molière's. Das Theater beſaß der Kirche gegenüber freilich ſchon damals nicht mehr die volle Freiheit des Mittelalters, — welches, ſtark in ſeinem ungebrochenen chriſtlichen Geſammtbewußtſein, die heiligſten Myſterien ſeines Glaubens, zur allgemeinen Erbauung, Niemandem zum Aergerniß, dramatiſch darſtellen ließ, oft von Geiſtlichen und in Klöſtern, welches außerdem, neben dem Ernſt dieſer Mirakelſpiele, auch den Scherz mit kirchlichen Perſonen und Zuſtänden in voller Toleranz geſtattete. Wie durch den komiſchen Roman des Mittelalters eine lange Reihe luſtiger Bettelmönche geht, deren Ausläufer noch bei Rabelais, Scarron, Cervantes, Swift zu verfolgen ſind, ſo beſitzt auch die gleichzeitige Bühne geiſtliche Groteskfiguren, die ſo gut wie die Hofnarren als ſtehende Masken an- und aufgenommen werden. Erſt nachdem ſich das kirchliche Leben in ſich geſpalten hat, fängt es an empfindlich nach außen zu werden, reizbar in der Berührung mit dem Staat, der Geſellſchaft, der Preſſe, namentlich auch mit der Bühne. Von jenem Zeitpunkt an bis zum heutigen Tage iſt die Aengſtlichkeit auf der einen Seite, die Strenge auf der andern Grad um Grad gewachſen; jeder Einzelne von uns kann bei ſeinen eigenen Bühnenerinnerungen die zarte Grenzlinie zwiſchen Kirche und Theater immer ſchroffer werden ſehen. Das Theater Molière's oder Shakeſpeare's, geſchweige erſt der alten Italiener und Spanier, alſo gerade der zwei katholiſchſten Völker, hatte, wie in äſthetiſchen Dingen, ſo auch in Sitten und Trachten eine im Vergleich zur heutigen Bühne vollkommene Maskenfreiheit. Zu Paris wurde gleichzeitig mit dem Verbot des Tartufe ein Poſſenſpiel aufgeführt: Scaramouche Ermite; der ſeiner Zeit berühmte Mime Tiberio Fiorelli aus Florenz ſpielte deſſen Titelrolle. Geiſt und Ton dieſes Machwerks wird dadurch hinlänglich bezeichnet, daß Scaramuz als Einſiedler bei nächtlicher Weile fenſterln geht, und von dem erſtiegenen Balcon von Zeit zu Zeit herabruft Questo è per mortificar la carne. — „Solches thue ich, um mein Fleiſch zu kaſteien." — Wo ein derartiger Auftritt bei Hof und im Theater der Hauptſtadt nicht blos geduldet, ſondern mit Beifall aufgenommen wurde, da gab ſicherlich Tartufe's ſchwarzes Kleid auf den Brettern auch noch kein Aergerniß. Des Königs eigener geſunder Sinn war von dem Widerſpruch zwiſchen dem Ablaß für Scaramuz und dem Bannſpruch gegen Tartufe ſo betroffen, daß er eines Abends, unmittelbar nach einer Darſtellung des Scaramuz, den Prinzen Condé fragte: „Sagen Sie mir nur, mein Vetter, warum die Leute ſo viel Aergerniß an Tartufe nehmen, indeſſen ſie über Scaramuz kein Wort ſagen?" — „Sire," antwortete Condé, „die Urſache iſt einfach: Scaramuz verſpottet den Himmel und den Glauben, um welche alle dieſe Herrn ſich nichts kümmern, Tartufe hingegen ſie ſelbſt, das können ſie nicht ertragen." Dieſer Unterſchied trifft den Nagel auf den Kopf: was verletzte, war nicht der Angriff auf einen privilegirten Stand, ſondern der Angriff auf das privilegirte Laſter.

Mit dieſem Satze ſind wir auf der Höhe unſrer Aufgabe angelangt, auf der Spitze des Vulcans, da wir nunmehr Molière im

Kampf mit der herrſchenden Richtung ſeiner Zeit zu betrachten haben. In der That ein wunderbares Schauſpiel! Ein einzelner Mann, aber ein Mann im vollen Sinne des Worts, — muthig, ausdauernd, zähe, — wie ſein echter Erbe Beaumarchais, nur ſittlich und dichteriſch ungleich höher ſtehend als er, dieſer Mann nimmt den Kampf auf, nicht allein mit ſeinem nächſten Gegner, dem Laſter, ſondern mit der ganzen Staats- und Kirchen-Gewalt, bei welcher daſſelbe eine Freiſtatt ſucht. Alle Stände der Geſellſchaft werden, zum Theil mit den Haaren, in's Handgemenge hereingezogen, die junge Macht der Preſſe allarmirt, die Bühne zum breiten Schlachtfelde umgewandelt. Hoch hinauf bis zum Throne des abſoluteſten Monarchen, bis zu St. Peters Stuhle ſchlagen die Flammen und noch weit über Molière's Grab hinaus zieht ſich die dunkle Rauchwolke, welcher auch der Schwefelgeruch der ſtrenggläubigſten Hölle nicht fehlt.

Die Geſchichte dieſes merkwürdigen Kampfes iſt vollſtändig bisher niemals geſchrieben worden. Auch ihre Quellen fließen nur ſparlich und faſt alle trübe: in den Flugſchriften der zwei Parteien, deren wir, um unparteiiſch zu ſein, keine als Richter in eigener Sache anerkennen dürfen und doch jede als Zeugen hören müſſen.

Molière ſelbſt liefert reiches Material in ſeiner Vorrede zu Tartufe und in den drei Bittſchriften an den König, welche den meiſten Ausgaben ſeiner Werke beigefügt ſind; zu umfangreich zur Mittheilung, zum Auszuge zu ſchön, verdienen ſie ſelbſt geprüft und genoſſen zu werden.

Außer ihnen ſpricht für den Dichter unter den gleichzeitigen Stimmen nur noch Eine: Lettre sur la Comédie de l'Imposteur, Auguſt 1667. Die andern Ausſagen zu Molières Gunſten, darunter die beſten Autoritäten der Literatur und des Theaters, von Boileau bis Sainte-Beuve, werden erſt nach Molière's Tode laut; im Leben, im Kampfe ſtand er ſo gut wie allein, allein — und doch Sieger! Auf der entgegengeſetzten Seite iſt der Schwarm deſto größer. Die Gegner Tartufe's und die Feinde Molière's, Fanatiker für die *Sache* und Zeloten gegen die *Perſon*, verbinden ſich zu einem furchtbaren Corps der Rache, das, neben den Spitzen der weltlichen und der geiſtlichen Macht, den Abhub der Literatur und des Theaters in ſich ſchließt, worin Mitglieder aller Stände und Anhänger aller Parteien dienen, der ahnenſtolze Marquis neben dem bauernſtolzen Emporkömmling, der gelehrte Jeſuit neben dem eifrigen Janſeniſten, das endlich die Repräſentanten aller menſchlichen Thorheiten, der gekränkte Dichter, der verbuhlte Blauſtrumpf, der ausgelachte Hahnrei, als Freiwillige vermehren. Orientiren wir uns in dem Gewühl mit Vorſicht und Unbefangenheit!

Molière's Künſtlerlaufbahn zerfällt in zwei Hälften. Die erſte umfaßt ſeine Lehr- und Wanderjahre, das luſtige, leichtfertige Zigeunerleben, welches er, Anfangs als Liebhaber verſchiedener Theaterſchönheiten, dann als dramatiſcher und poetiſcher Kunſtnovize, zuletzt als Principal einer fahrenden Schauſpielergeſellſchaft, in den Provinzen Frankreichs geführt hat. Als Dichter hängt er in dieſem Zeitraum eng mit der alten italieniſchen Intriguen- und Maskenkomödie zuſammen: er überſetzt, er ſchreibt Poſſen, und noch ſein erſtes regelmäßiges Luſtſpiel, L'Etourdi (1653), iſt dieſer herrſchenden Gattung dienſtbar. Dieſe Epoche ſchließt gegen 1661, nicht eher als bis Molière das ſchwäbiſche Stufenjahr der Geſcheidheit, die Vierzig, überſchritten und ſeinen eigentlichen Boden, Paris, gefunden hat. Wie Shakeſpeare erſt Meiſter wird, nachdem er Londons ſich bemeiſtert, ſo Molière erſt in Paris; der Gigant muß, um zu ſiegen, auf ſeiner Muttererde ſtehen. Am 20. Januar 1661 bezieht er ſein Schauſpielhaus im Palais-Royal, daſſelbe, aus welchem ſich nicht lange darauf das Théâtre français entwickelt hat. Von dieſem Wendepunkt an verläßt er auch als Dichter die überlieferten Formen, wirft nicht nur die fremden Muſter, die geborgten Stoffe, ſondern auch die Plane von Terenz und Plautus ab, fängt an, nach der Natur zu zeichnen, ſtatt zu copiren, ſchöpferiſch zu erfinden, ſelbſtändig zu geſtalten und mit eigner kühner Hand in das nahe volle Leben zu greifen, das in allen Kreiſen, bis zum höchſten, offen vor ihm lag. Denn noch in demſelben Jahre führt ihn ein günſtiges Geſchick ſeinem Ziel um eine bedeutende Stufe näher: er kommt mit Ludwig XIV. in unmittelbare perſönliche Beziehungen. Wohl dürfen wir es eine providenzielle Fügung nennen, daß dieſe beiden, trotz allem Unterſchiede der Stellung, einander ſo nahe ſtehenden, ſo nothwendigen Männer zu gleicher Zeit auftreten; der Eine auf dem Thron, der Andere auf der Bühne. Ludwig XIV. wird nach Mazarin's Tode, den 9. März 1661, mündiger, unumſchränkter Selbſtherrſcher; um dieſelbe Zeit wird Molière als Dichter ſelbſtändig und frei. Es läßt ſich faſt Tag und Stunde beſtimmen, worin Beide in ihrem Wechſelverhältniß ſich ſo zu ſagen erkannten und fanden. Dies geſchah Mittwoch den 17. Auguſt 1661 zu Vaux, bei dem Feſte, welches der unvorſichtige Finanz-Intendant Fouquet mit fabelhafter Verſchwendung, gewiſſermaßen als ſein eigenes Leichenmahl, dem König gab. Dabei erſchien nach andern Unterhaltungen auch Molière's comédie-ballet: Les fâcheux, eine der glücklichſten Improviſationen, die jemals gemacht worden ſind, ein dreiactiges Stück, in vierzehn Tagen geſchrieben, gelernt, geſpielt. Molière ſelbſt leitete es auf das Ueberraſchendſte ein, indem er, nicht in der Maske des herkömmlichen Prologs, ſondern, wie er erzählt, en habit de ville, in ſeinem gewöhnlichen Anzug, den König und den Hof unmittelbar begrüßt. Von dieſem Augenblicke an bildete ſich zwiſchen König und Dichter ſo zu ſagen ein ſtillſchweigender Vertrag.

Ludwig XIV., in ſeinen Vorzügen wie in ſeinen Mängeln eine großartig angelegte Natur, unter andern Leidenſchaften auch eines wahrhaft leidenſchaftlichen Theaterbedürfniſſes voll, hatte für deſſen Befriedigung an Molière ſeinen Mann gefunden, eine immer ſchlagfertige Hand, die, für jedes Hoffeſt mit einem neuen Stücke bereit, jedes Gelegenheitsſtoffes ſich bemächtigend, Tag und Nacht des Winkes der Majeſtät gewärtig, zu deren Füßen ein wahres Füllhorn von Komödien, Divertiſſements und Satyren ausſchüttete. Umgekehrt empfing dagegen der Dichter vom König die unbeſchränkteſte Freiheit, Kaperbriefe gegen die ganze Geſellſchaft, den Hof und die Hauptſtadt keineswegs ausgenommen, jedoch natürlich mit der geheimen Clauſel, den Herrn niemals zu berühren, den Herrn immer zu unterhalten.

Wie Molière dieſe Freiheit benutzt hat, das beweiſen ſeine Stücke, deren er von 1661 bis zu ſeinem Tode, 1673, in zwölf Jahren zwanzig geliefert, das beweiſt in dieſen Stücken die Gallerie komiſcher Originale, worin alle Stände der Geſellſchaft, alle Modethorheiten, alle Verkehrtheiten der Zeit, alle Schwächen der menſchlichen Natur ſchonungslos gegeißelt worden ſind. Sie insgeſammt durfte Molière nicht nur ungeſtraft, ſondern in jedem Sinne reich belohnt, auf der Bühne ausſtellen. Ludwig ſchützte ihn gegen den Neid ſeiner Höflinge, wie gegen die Rache ſeiner Leibärzte, er ſelbſt bezeichnete oft dem gefürchteten Sittenmaler neue Vorwürfe, er begünſtigte ihn ſowohl in ſeiner Theaterleitung wie perſönlich mit vollkommener Vorurtheilsfreiheit, mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit und echt königlicher Macht- und Gnaden-Geſinnung. Nur einmal in zwölf langen Jahren iſt dies ſeltene Verhältniß getrübt worden; allein auch dies eine Mal haben ſich Beide wiedergefunden, hat ſich Jeder ſeiner ſelbſt und des Andern würdig bewährt: dies eine Mal war im Tartufe.

Auf weitem, aber nicht unabſichtlichem Umwege ſind wir zu ihm zurückgekehrt. Es kam mir darauf an, in dem Verhältniß Ludwigs XIV. und Molière's Beider Verhalten zum Tartufe darzulegen, und ebenſo muß ich nun noch in einem zweiten Excurs das nicht minder wichtige Verhältniß Molière's und Tartufe's zu ihrer Zeit darſtellen.

Das ſiebenzehnte Jahrhundert iſt in Frankreich eines der Reaction. Wie ein Damm, beſſer wie die natürliche und nothwendige Ebbe, liegt es zwiſchen der auflöſenden Sturmfluth des ſechzehnten und der zerſtörenden Springfluth des achtzehnten. Je näher wir von Heinrich IV. an Ludwig XIV. kommen, um ſo klarer tritt im Staat, in der Kirche, in der Geſellſchaft, folglich auch in Literatur und Kunſt, die Rückkehr zum Poſitiven, zur Regel, zum Maaß hervor. Auf den Zweifel Montaigne's folgt Pascal's Gläubigkeit, auf die heidniſch-epikuriſche Poeſie von Ronſard, Marot, Regnier, die tief-chriſtliche Tendenz Corneille's, auf den Cyniker Rabelais der kühle, kirchliche Racine. Von dieſer allgemeinen Richtung macht die einzige hervorragende Ausnahme Molière. Allerdings gehörte auch er weſentlich in das Zeitalter Ludwigs XIV., er wurzelt darin, aber er überragt es in ſeiner Univerſalität, rückwärts wie vorwärts, er knüpft unmittelbar an die Negation, die Satire des ſechzehnten Jahrhunderts an und hängt mittelbar durch die Encyklopädiſten mit der Revolution des achtzehnten zuſammen. Aus dieſer Richtung, deren ſich der Dichter ſelbſt niemals bewußt gewerden, fließt der Tartufe. Nicht blinde Wahl, noch weniger knabenhafter Muthwille, am allerwenigſten eigener irreligiöſer Sinn treiben Molière zum Tartufe. Ich bin feſt überzeugt, daß Molière in religiöſen Dingen kein Freigeiſt, daß er kein Gegner des Chriſtenthums war; das Theater pflegt eher abergläubiſch als ungläubig zu machen. Mir ſcheint ſogar, daß — wie ſein Groll gegen die Aerzte unbewußt aus ſeinem unheilvollen Bruſtleiden ſtammen mag, — ſo umgekehrt ſein Haß gegen die Quackſalber des Chriſtenthums von ſeiner geſunden Frömmigkeit herrührt. Ihn führt derſelbe Zug, die nämliche Nothwendigkeit, welche in der Revolution Beaumarchais auf feudale Unſitten, welche in der Gegenwart Ponſard oder Dumas auf die Corruption durch die Börſe oder auf das Courtiſanen-Stück hinweiſen. Mit der Seherkraft des echten Dichters, mit dem Freimuth des ehrlichen Mannes tritt Molière im Tartufe demjenigen Laſter entgegen, das, aus dem neuerweckten kirchlichen Leben hervorgegangen, das herrſchende zwar nicht war, aber nur zu bald zu werden drohte, und das Molière in ſeiner gefährlichen Tragweite vollkommen erkannte. Er wußte, daß überall, wo dieſe Peſt, Heuchelei und Scheinheiligkeit, ausbricht, gleichviel in welcher confeſſionellen Farbe ihre ſchillernde Lüge ſpielt, die friſche fröhliche Entfaltung der Kunſt ſtockt, das freie Streben der Wiſſenſchaft erlahmt, die Luft des ſtaatlichen, kirchlichen, geſelligen und volksthümlichen Lebens ſich vergiftet. In die Familie, in das umfriedete Heiligthum des Hauſes dringt ihr Hauch, Mißtrauen und Zwietracht unter die nächſtverbundenen Herzen bringend; das unſichtbare Netz eines heilloſen Spionir- und Denunciations-Syſtems ſpinnt ſich um alle Kräfte, durch alle Kreiſe, und unter dem Deckmantel der frömmſten Regungen und Uebungen treiben gerade die frechſten Leidenſchaften, die frevelhafteſten Laſter ihr verwilderndes Spiel. Was eine geſündere Vergangenheit gebaut hat, wird zerſtört oder löſt ſich auf, und ſo tief dringt das verderbliche Princip in den Kern des Volkes, in den Boden der Zeit ein, daß beide, oft auf viele Jahre hinaus, mit Unfruchtbarkeit geſchlagen werden. Wem dieſe Schilderung ins Schwarze gemalt ſcheint, der blicke nur auf entfernte Beiſpiele, der ſehe, was aus dem luſtigen Altengland geworden iſt unter der Herrſchaft der Rundköpfe, wie Frankreich, la belle France, ſich verwandelt hat zwiſchen der goldenen Jugend Ludwigs XIV. und ſeinem grauen, durch Pfaffen und Weiber geknechteten Alter. Molière hat dies traurige Ende ſeiner großen Zeit nicht mehr erlebt, aber ahnungsvoll im Tartufe angedeutet. Ein Menſchenalter ſpäter wäre dies Werk nicht mehr möglich geweſen; ſeine Unterdrückung würde ſo gewiß gelungen ſein, wie ſie bei ſeinem Erſcheinen fehlſchlug. Ein halbes Jahrhundert ſpäter hingegen, in der Regentſchaft — wo es zum guten Ton gehörte, die Bibel zu verhöhnen, wo Kirchenfürſten den entweihten Purpur durch den Schlamm allnächtlicher Orgien ſchleppten, — in dieſer Zeit wäre Tartufe ebenſo geſinnungstüchtig dageſtanden, wie im Jahr 1848 dieſſeits des Rheins ſo mancher feige Freiheitsſänger, der ſich jetzt ſchon lange wieder mit zeitgemäß krebſelnden Rückſchritts-Beinen in die treue Stütze des Throns und des Altars umgewandelt hat. Nein, nur da, wo er ſteht, kann und muß der Tartufe ſtehen, nicht bloß ein unſterbliches Kunſtwerk, ſondern auch eine weltgeſchichtliche That.

Als ſolche kündigt ihn denn auch ſeine Erſcheinung an. Staunen, beinahe Grauen erfaßt uns, wenn wir vor dem wunderbaren Schauſpiel ſeiner erſten Aufführung den Vorhang hinwegziehen.

Bei einem glänzenden, eine volle Woche währenden Hoffeſt in Verſailles — vor König Ludwig, vor der Königin, ſeiner jungen Gemahlin, und der Königin Wittwe, ſeiner frommen Mutter, vor den Prinzen ſeines Hauſes, vor den galanten Paladinen und Damen ſeiner Tafelrunde, den Bourbons-Condé, den Guiſe, den Armagnac, Saint-Aignan, Noailles, Foix — nach einem allegoriſchen Ballet der zwölf Bilder des Thierkreiſes und einem mythologiſchen Schäferſpiel, worin Se. Majeſtät Allerhöchſtſelbſt mitgewirkt hatte, — unter ſolchen Zeichen und Wundern wurden, am heiterſten Frühlingsabend, am zwölften Mai 1664 die erſten drei Aufzüge des Tartufe von Molière und ſeiner Truppe zum erſten Male dargeſtellt. Augenſcheinlich hat Molière in dieſem Verſuche oder Bruchſtück einen „Fühler“ dem ganzen Wagniß vorausſchicken, vielleicht auch über Verſailles, unter dem Schutze des Hofes, das Stück nach Paris, in die Hauptſtadt, einſchmuggeln wollen. Er ſelbſt ſpielte den Orgon, ſeine Frau — Mademoiſelle Molière heißt ſie in der offiziellen Theaterſprache, weil die Etikette das Prädikat

Madame keiner Schauſpielerin zugeſteht — die Elmire, Du Croiſy den Tartufe. Nicht wahr, dieſes Schauſpiel mahnt geiſterhaft an die erſte Aufführung von Figaro's Hochzeit vor Marie Antoinette, ihrer Lamballe, ihrem ganzen kopfloſen Hofe? Dort erkennen wir in dem Scheermeſſer des furchtbaren Barbiers das Wetterleuchten der Guillotine; hier ſehen wir in dem ſchwarzen Geſpenſt, das mitten im höchſten Glück, im heiterſten Glanze vor Ludwig XIV. plötzlich aufſteigt, den böſen Schatten, der ſeinen Ruhm bedecken, ſein Reich in Nacht begraben ſollte.

Wir beſitzen über den Erfolg dieſer erſten Aufführung kein authentiſches Zeugniß. Von 600 Perſonen, die derſelben beigewohnt, ſpricht aber nicht Eine von einem Aergerniß, einem Anſtoß. Daraus läßt ſich mit Recht ſchließen, daß der König und der Hof das Stück günſtig aufgenommen haben, daß alſo nicht aus Verſailles, ſondern aus Paris die Wolken des über Tartufe heraufziehenden Gewitters emporgeſtiegen ſind. Man irrt gründlich, wenn man meint, Ludwig XIV. habe eigene Gewiſſensſcrupel gegen Tartufe empfunden; noch lag ja das Regiment der Maintenon in weiter Ferne, das der Lavallière ſtand in voller Blüthe. Der König hielt ſich hier um ſo aufrichtiger auf des Dichters Seite, als ſeinen lebens- und liebesluſtigen Sinn das fromme Grollen und Murren der Hauptſtadt beläſtigte, als er ihren ſtrengen Sittenpredigern auch einmal eine ſcharfe Gardinenpredigt hinter dem Theatervorhange von Herzen gönnte. In Paris hingegen, wo die Reſte der Fronde und die Elemente des Janſenismus zu einer zwar ſtummen, aber ſtarren Oppoſition ſich verbanden, mißbilligte man ſchon aus Oppoſition das Verſailler Treiben, folglich in erſter Linie auch Molière's Beiträge zu demſelben. Die jeſuitiſche Partei, ſonſt bekanntlich der ſcharfe Gegenſatz der Janſeniſten, machte doch gegen Molière mit ihnen gemeinſchaftliche Sache; ſie hatte in Tartufe's Philoſophie, namentlich in ſeiner elaſtiſchen Moral für Elmirens Hausgebrauch, eine bittere Satyre auf ihr eigenes Syſtem finden wollen, um nicht zu ſagen, gefunden. So bezog denn jede von den beiden kirchlichen Parteien Molières Satyre im Stillen auf ſich, deutete ſie aber öffentlich auf die andere. Rechnet man dazu, wie bei dieſer willkommenen Gelegenheit bei Hofe und in den verſchiederen Theatern, — in dieſen Hauptherden für alle Kabale, — geſchürt werden ſein mag, welche Fäden zwiſchen Paris und Verſailles ſichtbar und unſichtbar angeſponnen wurden, ſo wundert man ſich gewiß nicht, wenn König Ludwig den ganzen Intriguen-Knäuel als Alexander auf einmal zerhaut: Tartufe wird, wie es in dem gedruckten Procès-verbal ausdrücklich heißt, mit Anerkennung der guten Intentionen des Verfaſſers, für das Publicum verboten.

Dies hinderte nicht, im Gegentheil reizte nur noch mehr an, das ſchon vor der Erſcheinung zum Ereigniß gewordene Stück in exclusiven Hofkreiſen zu wiederholen, ſo vor dem Bruder des Königs, vor beiden Königinnen, vor dem Prinzen von Condé, wo am 29. November 1664 alle fünf Acte zum erſten Male dargeſtellt worden ſind. Außerdem las es der Dichter in tonangebenden Salons, namentlich bei der berühmten Ninon und bei Frau von La Sablière; er las es ſogar vor dem päpſtlichen Legaten, der im Juli deſſelben Jahres in außerordentlicher Sendung von Rom nach Paris gekommen war, und rühmte ſich öffentlich, von ihm wie von andern erleuchteten Prälaten die entſchiedenſte Billigung ſeines Werkes erhalten zu haben. Allein den an die große Bühnenwirkung gewöhnten Dichter konnten dieſe einzelnen Erfolge ſo wenig befriedigen, wie ſie ſein reizbares, durch Widerſtand nur geſteigertes Temperament für die erlittene erſte Niederlage entſchädigten. Er ſpielte den Kampf auf ein anderes Terrain, in ein neues, in begreiflicher Stimmung oder Verſtimmung geſchriebenes Stück. Am 15. Februar 1665 erſchien ſein Don Juan, ou le festin de pierre. Im zweiten Auftritt des fünften Aufzugs ſchleuderte La Grange, der Darſteller des Don Juan, als Herold des Dichters, deſſen offene Kriegserklärung in das feindliche Lager. „Alle menſchlichen Laſter," rief er aus, „ſind dem Tadel zugänglich, Jedermann darf ſie laut angreifen, öffentlich verſpotten; nur die Heuchelei iſt eine privilegirte Sünde, ihre Hand ſchließt jeden Mund und ſie genießt in voller Ruhe eine ſouveräne Straflosigkeit!"

Dieſe Rede war deutlich, und die Antwort war es nicht minder. Es entſpann ſich ein Vorpoſten-Gefecht, worin beide Theile auf Don Juan, den Wüſtling, ſchlugen und den Heuchler, Tartufe, meinten. Aber bald entbrannte auch die Hauptſchlacht auf allen Zeten. Molières Feinde vertheilten genau und überlegt ihre Stellungen, ihre Waffen, ihre Hülfsmittel unter ſich; mit all' der ſtrengen Mannszucht, welche dieſe Partei von jeher ausgezeichnet hat, aber auch mit der ganzen unſittlichen Rückſichtsloſigkeit in der Wahl ihrer Mittel, die ſie, damals wie heute, brandmarkt, organiſirten ſie ihren Vertheidigungs- und Angriffsplan, den ich, der Zeitordnung zuweilen vorgreifend, im Zuſammenhange darſtellen werde. Wenn Jemand in dieſer nur auf geſchichtliche Thatſachen, auf buchſtäblich treue Citate geſtützten Darſtellung zuweilen das Zetergeſchrei neueſter Zionswächter, das Geſchnatter allernächſter Capitel- und Capital-Gänſe zu vernehmen glaubt, ſo bitte ich inſtändigſt, dieſe Aehnlichkeit nicht für ein Verdienſt meines Witzes zu halten, ſondern für ein wunderbares Naturſpiel, das diejenigen am beſten erklären werden, die es hervorbringen.

Die Vorhut des ſchwarzen Heeres gegen Molière bildeten leichte literariſche Tirailleurs; ſie hatten die Aufgabe, ihn als Dichter ſchlecht zu machen, ſeine angeblichen Plagiate aufzuſtöbern, ſein Schauſpieler-Talent auf Koſten des poetiſchen zu loben. Hören wir in einer kurzen Probe, wie unter Vielen ein Herr von Rochemont in einer 1665 veröffentlichten Flugſchrift dieſe Ordre ausführte. „Herr Molière,“ ſagt der Edle, „hat allerdings Talent, aber nur für die Poſſe; er ſchreibt ein ziemliches Franzöſiſch und überſetzt noch beſſer aus dem Italieniſchen, wie er denn auf Originalität und Genie wohl ſelbſt keinen Anſpruch erheben wird. Seine Luſtſpiele, die bei der Aufführung Lachen erregen, verdienen im Druck nur Mitleid; ſie gleichen Weibsbildern, die geputzt und geſchminkt ſein müſſen, um zu gefallen, oder falſchen Geldſtücken („mauvaises pièces!“), mit denen er als Falſchmünzer die gute Stadt Paris betrügt.“ — Ganz genau in daſſelbe Horn ſtößt eine 1670 anonym erſchienene Kritik des Tartufe in Alexandrinern, deren letzte Verſe in der Urſprache alſo lauten:

Molière plaît assez, son génie est folâtre,
Il a quelques talens pour le jeu du théâtre,
Et, pour en bien parler, c'est un bouffon plaisant,
Qui divertit le monde en le contrefaisant.
Il est mauvais poëte et bon comédien,
Il fait rire, et de vrai, c'est tout ce qu'il fait bien

Molière à son bonheur doit tous ses avantages;
C'est son bonheur qui fait le prix de ses ouvrages.
Je sais, que le Tartufe a passé son espoir,
Que tout Paris en foule a couru pour le voir;
Mais, avec tout cela, quand on l'a vu paraître
On l'a tant applaudi, faute de le connaître
Un si fameux succès ne lui fut jamais dû,
Et s'il a réussi, c'est qu'on l'a défendu.

Ernſthafter als dieſe Plänkeleien waren die Angriffe der regelmäßigen Infanterie, in geſchloſſenen Colonnen von Abbé's, Pfarrern, Gottesgelehrten, Advocaten anrückend. Ihr Raiſonnement dreht ſich immer um das eine Sophisma: Molière hat den Glauben und das Chriſtenthum verſpottet, weil er (ſoll heißen: obgleich er nur) die Heuchelei geißelt. Sie führen alte Kirchenväter und neue Kirchenlichter mit ſich, den beredten Chryſoſtomus, der in ſeiner Abhandlung über die Hypokriſie dieſelbe angeblich vertheidigt, den ſcharfſinnigen Auguſtinus, welcher ſagt: „Die Scheinheiligkeit iſt das Unkraut im Evangelium, das man nicht ausrotten kann, ohne den Weizen mit auszureißen," Bourdaloue, der in ſeiner Predigt am ſiebenten Sonntag nach Oſtern 1669 unter dem Thema gegen die Heuchelei doch Molière derb den Text geleſen, Boſſuet, mit dem ſtolzen Beinamen des Adlers von Meaux, der als echter Leichenvogel noch das Grab Molière's umkrächzt. Unter der ernſthaften Schaar iſt doch auch eine luſtige Perſon, der Pater Maimbourg, von deſſen Faſtenpredigten Molière zu ſagen pflegte: „Ich ſehe nicht ein, warum ich auf der Bühne nicht Moral predigen ſoll, wenn Pater Maimbourg in der Kirche Poſſen reißen darf." Das ſchwere Geſchütz, die weiteren Verbote des Königs, des Erzbiſchofs, des Parlaments, laſſen wir nicht hier, ſondern weiter unten an chronologiſcher Stelle, auffahren; dagegen mögen jetzt gleich noch einige der Armee nachzügelnde Marodeure vorbeiſprengen, welche die zum Feldzugsplane unumgänglich gehörigen Verhetzungen bei dem regierenden Hofe wie bei der Königin-Mutter zu beſtellen haben. Von ihnen wird geiſtreich hervorgehoben, welches Licht es auf Molière's eigene politiſche Geſinnung werfe, wenn er einen Hochverräther, wie Orgon doch iſt, leer ausgehen und Tartufe, der nur loyale Unterthanen-Pflicht erfüllt, beſtraft werden laſſe. Wieder andere Troßknechte bemerken warnend, daß das Aergerniß, welches Molière gebe, auf die Allerhöchſten Herrſchaften zurückfalle, und daß ſie die Pflicht haben, ihn auf Erden zu ſtrafen, damit ſie nicht mit ihm im Himmel beſtraft werden.

In einem ſolchen Meiſterſtück heißt es:

„Molière ſelbſt iſt ein vollendeter Tartufe, ſeine Luſtſpiele verderben die Menſchheit, ſtatt ſie zu erziehen. Er dient als Werkzeug des Teufels, das Himmel und Hölle lächerlich macht. Und alles dies geſchieht unter dem Scepter des größten, gottſeligſten Monarchen! Während er den Glauben aufrecht erhält, arbeitet Molière an deſſen Zerſtörung. Kaiſer Auguſtus ließ einen Gaukler hinrichten, weil er den Jupiter verhöhnt, Theodoſius warf die Glaubensſpötter den wilden Thieren vor; und was ſind ſie gegen Molière? Möge er endlich in ſich gehen und bedenken, daß die Gottloſigkeit zuweilen wohl (!) dem Scheiterhaufen der Erde, aber dem hölliſchen Feuer niemals entläuft! Möge er nicht länger die Gnade ſeines großen Königs, die Frömmigkeit unſerer gottesfürchtigen Königin mißbrauchen, denen er zur Laſt iſt, deren heiligſte und zarteſte Gefühle er compromittirt.“ Auf die Spitze wird dieſe erbauliche Polemik getrieben in einer Flugſchrift, die 1670 herauskam mit dem übrigens völlig unbekannt gebliebenen Namen des Verfaſſers: Monsieur le Boulanger de Chalussay, ein Name, der kein angenommener ſein kann, weil er ſich auch in dem vorgedruckten Privilegium findet. Es iſt dies, der Form nach, eine fünfactige, in Verſen verfaßte Komödie, betitelt: Elomire hypocondre (Elomire = Molière, durch Anagramm!), dem Inhalte nach ein in den allergemeinſten Perſönlichkeiten gegen Molière ſich ergehendes Pasquill. Das Tapeziererhandwerk ſeines Vaters, die rothen Haare ſeiner Frau, der lahme Fuß ſeines Schwagers, ſein eigener Huſten kommen vor, ſeine geheimſten häuslichen Verhältniſſe, das Geſchäftliche zu den Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft, ſeine Laufbahn als Dichter und Schauſpieler, das Vermögen, das er ſich erworben — dies Alles wird und zwar unter dem gehäſſigſten Lichte zuſammengeſtellt, Wahrheit und Lüge treulos vermiſcht, und ſogar Verbrechen ſo entſetzlicher Art werden hinzugeſetzt, daß die Sprache den Dienſt zu deren

Bezeichnung verſagt. O ihr Dichter, ihr Denker, ihr Dulder unſrer Tage, denen die Nadelſtiche eines Parteiblattes, der Scheerenſchnitt der Cenſur bis auf's Blut weh gethan, — lernt, um eure kleinen Leiden leichter zu tragen, ſie an Molière's Rieſenleids-Qual meſſen und thut wie er gethan, der gegen alle Angriffe nur Eine Antwort hatte: — ſchweigend auf ſeinem Wege vorwärts und auf ſein Ziel loszugehen!

Sein nächſter Schritt auf dieſem Wege war eine Bittſchrift an den König, die erſte der drei früher genannten. Nicht empfindlich, nur würdevoll fleht er darin um keine andre Gnade, als um das Recht, ſein verwundetes Stück durch öffentliche Aufführung für ſich und für ihn ſprechen zu laſſen. Der Zeitpunkt dieſer, wahrſcheinlich 1665 verfaßten Bittſchrift iſt ebenſo wenig bekannt wie des Königs Antwort. Da aber nicht anzunehmen ſteht, daß Molière einen Staatsſtreich auf eigne Fauſt gewagt, ſo ſchließen wir aus der ſtattgefundenen Aufführung wohl mit Recht auf deren Erlaubniß zurück, welche jedoch an beſtimmte Bedingungen geknüpft geweſen zu ſein ſcheint. Denn der Titel des Stücks iſt in L'imposteur, der Name des Helden in Panulphe geändert, alſo der gefürchtete Tartufe ſammt dem geiſtlichen Gewande verſchwunden und hier und da eine Stelle, die möglicherweiſe ängſtlichen Gemüthern noch anſtößig ſein konnte, geſtrichen oder geändert. In ſolcher Geſtalt, ohne die Anweſenheit des Königs, welcher ſchon im Mai 1667 mit dem Hof zum flandriſchen Feldzug aufgebrochen war, ging das Stück Freitag den 5. Auguſt 1667 in Paris zum erſten Male in Scene. Zum erſten und vorläufig auch zum letzten Male, denn ſchon am nächſten Tage traf es das Verbot Lamoignon's, des Parlaments-Präſidenten. Ihm ſtand, ſo lange der König im Lager, der Kanzler mit dem Staatsrath in Compiègne verweilte, die oberſte Polizeigewalt in der Hauptſtadt zu. Bei dieſem Anlaſſe nun, als ein brechend volles Haus die angekündigte zweite Vorſtellung in athemloſer Spannung erwartete, ſoll Molière mit dem bekannten Leichenbittergeſicht, das bei plötzlichen Unpäßlichkeiten und ähnlichen öffentlichen Theater-Ueberraſchungen vor dem Vorhang zu erſcheinen pflegt, das Publikum nach den herkömmlichen drei Bücklingen mit dem Wortſpiel begrüßt haben: „Tartufe kann heute nicht gegeben werden, weil der Herr Präſident verboten hat, ihn auf die Bühne zu bringen.“ Abgeſehen davon: erſtens, daß Molière bei aller Reizbarkeit ſeines Temperaments ſich wohl gehütet haben würde, der oberſten Staatsbehörde ſo nutzlos und ſo plump entgegen zu treten und zweitens, daß dies Wortſpiel auf Lamoignon gar nicht paßte, weil derſelbe niemals im Geruche der Frömmelei geſtanden, vielmehr als Beamter und als Menſch der allgemeinen Achtung, ſogar eines gewiſſen liberalen und mäcenatiſchen Nimbus als Vertheidiger des gefallenen Fouquet's, wie als Freund Boileau's und Racine's genoſſen hat, — abgeſehen von dem Allen iſt aus äußern Gründen die Anekdote unmöglich. Molière's Theater ſpielte nur drei Male in der Woche: Dienſtags, Freitags, Sonntags; am Freitag war Tartufe gegeben worden, am Sonntag ſollte die erſte Wiederholung ſtattfinden, aber ſchon am Sonnabend erfolgte das Verbot. Daß daſſelbe wie ein Lauffeuer die Runde in Paris machte, iſt doch wohl anzunehmen und danach kaum glaublich, daß Sonntags noch Zuſchauer ſich eingefunden. Wären aber auch ſolche gekommen, ſo würden ſie nur verriegelte Thüren gefunden haben. Molière ſchloß ſein Theater, wie aus den Regiſtern der Comédie française nachgewieſen iſt, vom 6. Auguſt bis zum 25. September, volle fünfzig Tage. Nicht aus Groll oder Trotz that er das, ſondern nur gedrungen: er hatte ſein ganzes Repertoir auf Tartufe geſtellt und außerdem ein unentbehrliches Paar Mitglieder, La Grange und Thorillière, unmittelbar nach dem Verbot mit einer zweiten Bittſchrift an den König in das Lager von Lille abgeſchickt. Außer dieſen vollwichtigen Beweiſen gegen die Wahrheit einer faſt geſchichtlich gewordenen Phraſe ſteht derſelben auch noch ein kleiner, aber nicht unweſentlicher, dem glücklichen Erfinder entgangener Umſtand im Wege: da der Name Tartufe im Stück und auf dem Zettel gar nicht mehr vorkam, er war ja in Panulphe umgetauft worden, — welchen Sinn hätte er, welche Spitze das Wortſpiel in der Theater-Anzeige noch gehabt? Nein, dieſes Bonmot iſt gleich ſo vielen ſchlechteren und beſſeren nachträglich fabricirt worden, obendrein nach einem ſpaniſchen Muſter, das uns Ménage erzählt, und wenn ich mich nicht ganz ſchlecht auf literariſche Fabrikzeichen verſtehe, ſo möchte ich wohl vermuthen, daß Molière's Gegner die Urheber und

Verbreiter einer Skandalgeſchichte geweſen ſind, die, [illegible], den gehaßten Dichter und den gefürchteten Staatsmann compromittirte und die wohl geeignet ſchien, Erſterem neue Schwierigkeiten zu bereiten. An letzteren fehlte es ebenfalls nicht: auf das Verbot des Parlaments vom 6. Auguſt, folgte am 11. wie der Donner auf den Blitz das des Erzbiſchofs von Paris. Der Erzbiſchof unterſagte „Jedermänniglich und zwar bei Strafe der Excommunication, das neuerlich L'imposteur genannte Luſtſpiel aufführen zu ſehen, zu leſen oder leſen zu hören, ſowohl öffentlich wie insgeheim.“ Damit ſchien nun Tartufe definitiv todt und begraben: der geiſtliche Donner ſchlug viel tiefer ein als der weltliche Blitz, und zugleich viel höher: denn er traf außer dem großen Publicum auch die erlauchten privilegirten Kreiſe, den König, ihren Mittelpunkt, nicht ausgenommen.

Inzwiſchen verblieben die Sachen zu Paris in statu quo, rückten auch im Lager vor Lille nicht weiter. Molière's Abgeordneten fanden gnädige Aufnahme, aber nur die Antwort: Seine Majeſtät würden nach der Rückkehr das Stück noch einmal prüfen laſſen und behielten Sich vor, erſt dann die Aufführung Allergnädigſt zu verſtatten. Die Rückkehr erfolgte am 7. September, aber — Tartufe erſchien nicht. Es vergeht ein Jahr, es vergeht faſt noch ein Jahr, ohne daß wir von dem Schickſale unſeres Helden etwas erfahren; auf einmal taucht er wieder auf. Petit bon homme vit encore.

Bei dem Prinzen von Condé, zu Chantilly, alſo außer dem Sprengel von Paris, vor dem Bruder des Königs und deſſen Gemahlin, wird am 20. September 1668 der ganze Tartufe und in alter Geſtalt aufgeführt; augenſcheinlich hat ihn Molière immer in Bereitſchaft, ſo zu ſagen hinter den Couliſſen fertig gehalten. Endlich, — volle fünf Jahre nach der Entſtehung, im [illegible] des Kampfes mit den [illegible] und [illegible], mehr als vier Jahre nach der Generalprobe in Verſailles, am 5. Februar 1669, — dies Mal nicht wie [illegible] unglückliche Mal an einem Freitag, ſondern an einem Dienſtag, was [illegible] Gemüthern zur Stärkung [illegible] [illegible] [illegible] — wird er

Théâtre du Palais-Royal Tartufe Morgens angekündigt, Abends gegeben.

Wenn es erlaubt iſt, einmal umgekehrt wie gewöhnlich, von kleinen Wirkungen auf große Urſachen zu ſchließen, ſo möchte ich die Erklärung wagen, daß die ſpäte und dann doch wieder plötzliche Freigebung Tartufe's vielleicht nicht außer Zuſammenhang mit den Weltereigniſſen ſteht. Das Neujahr 1669 hatte Frankreich den erſehnten Frieden in ſeiner Kirche und mit Rom gebracht, Clemens IX. und Ludwig XIV., Jeſuiten und Janſeniſten waren verſöhnt, Doctor Arnault in den Schooß der Kirche zurückgeführt, die Nonnen in Port-Royal wieder eingeſetzt, ſomit, ſo lange es dauern ſollte, alle Parteien in das herzlichſte Einvernehmen zurückgekehrt. Wie, wenn unſer kluger Freund Molière dieſen günſtigen Wind oder vielmehr die augenblickliche Windſtille benutzt hätte, um auch ſein in Quarantäne gelegenes Schiff wieder flott zu machen und in den offen gewordenen Hafen der allgemeinen Menſchenliebe hinein zu bugſiren?

Gewiß iſt, daß Tartufe vom 5. Februar 1669 an drei und vierzig Male hinter einander gegeben wurde. Der Erfolg und die Einnahme war ſo außerordentlich, daß Molière den von jeder Aufführung ihm gebührenden Antheil doppelt erhielt. An den König hatte er juſt am Tage der erſten Vorſtellung ſeine dritte Bittſchrift gerichtet, die ſo reizend und ſo kurz iſt, daß wir deren Mittheilung uns nicht verſagen können.

„Sire,“ ſchreibt er, „ein ganz vortrefflicher Arzt, deſſen Kranker ich zu ſein die Ehre habe, verſpricht mir und will ſich gerichtlich anheiſchig machen, mich noch dreißig Jahre leben zu laſſen, wenn ich ihm eine Gunſt von Eurer Majeſtät auswirke. Ich habe ihm auf ſein Anerbieten erwidert, daß ich ſo viel nicht verlange, vielmehr mich zufrieden ſtelle, wenn er ſich verpflichtet, mich nicht todt zu machen. Jene Gunſt, Sire, iſt das erledigte Canonicat der Capelle zu Vincennes. Darf ich es wagen, auch dieſe Gnade noch von Eurer Majeſtät zu erflehen, am großen Tage der Auferſtehung Tartufe's, den E. M. Huld vom Tode erweckt hat? Durch dieſe Gnade bin ich mit den Frommen ausgeſöhnt, jene würde meinen Frieden mit den Aerzten machen: aufrichtig für mich zu viel der Ehre auf einmal, aber gewiß nicht zu viel für E. M., Allerhöchſtderen Antwort auf mein Geſuch ich in ehrfurchtsvollſtem Vertrauen erwarte.“

Der hier erwähnte Arzt, deſſen Sohn die Stelle wirklich erhielt, hieß Mauvillain. Er iſt derſelbe, von dem Molière eines Tages auf die Frage des Königs: „Wie kommen Sie denn mit Ihrem Doctor zurecht?“ ſagte: „Sire, wir plaudern zuſammen, er verſchreibt mir etwas, ich nehme es nicht und auf dieſe Art werde ich geſund.“

Aus dem heitern, zum König faſt vertraulichen, gegen die Ueberwundenen ſchon wieder ſpöttiſchen Siegertone der Bittſchrift blickt bereits das alte Verhältniß zwiſchen König und Dichter, der vollkommene Schutz des einen und die vollkommene Freiheit des andern, als wiederhergeſtellt hervor. Molière ſtand am Ziele ſeines Lebens: Tartufe, deſſen Hauptaufgabe, war der Literatur und dem Theater für ewige Zeiten erobert. Er erſchien im Druck am 23. März 1669 und wurde um den hohen Preis von drei Livres im Selbſtverlage des Verfaſſers verkauft. Letzteres erklärten Molière's Feinde dahin, mit giftigen Partherpfeilen noch auf den Rückzug ſchießend, daß kein Buchhändler das gottloſe Werk hätte übernehmen wollen; in Wahrheit behielt es abſichtlich und das mit vollem Recht der Dichter für ſich, um ſelbſt zu ernten, wo er allein geſäet hatte.

Von jenem denkwürdigen Tage an bis zum heutigen iſt Tartufe nicht mehr vom Repertoire der Comédie française verſchwunden, außer auf kurze Zeit, während der Revolution. Die Tartufe's der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unterdrückten ihn, angeblich wegen der Lobrede auf den „Tyrannen“, mit der das Stück ſchließt, in Wahrheit aus der tief geheimen, auf Solidarität der Intereſſen gebauten Wahlverwandtſchaft zwiſchen Roth und Schwarz, welche durch die ganze Farbenlehre der Weltgeſchichte, lehrreich und dennoch am rechten Orte nie verſtanden, beſtätigt wird.

Wir ſtehen am Ende; nur auf das Nachſpiel des Kampfes, den wir geſehen, werfen wir noch einen wehmuthsvollen Abſchiedsblick.

Der ſterbende Chriſtus verzieh am Kreuze ſeinen Feinden;

aber die After-Prieſter ſeines Glaubens verfolgen ihre Opfer noch über das Grab hinaus.

Molière's Wittwe mußte für ihren großen Todten ein ehrliches, nur halbweg chriſtliches Begräbniß durch königlichen Machtſpruch erzwingen, ſie mußte Geld unter aufgewiegelte Volkshaufen werfen, damit dieſe, vor dem Trauerhauſe zuſammengerottet, den aus dem Volke emporgeſtiegenen Dichter auf ſeinem letzten Wege nicht beſchimpften.

Am 21. Februar 1673, zu ſpäter Abendſtunde, ſchwankte ein für die Stadt und für den Mann armſelig zu nennender Zug, kaum hundert perſönliche Freunde des Verſtorbenen zählend, Jeder eine Fackel in der Hand, aus der Rue Richelieu, wo jetzt das Molière-Denkmal ſteht, zum Friedhofe St. Joſeph, Rue Montmartre. Keine Kirche hatte dem lorbeerloſen Sarg zur Einſegnung ſich aufgethan, kein Gebet ward geſprochen, kein Chor geſungen; ſtumm und haſtig ſchritten zwei Geiſtliche dem ängſtlich nachdrängenden Gefolge voraus. Hätte Jemand gefragt: Wen verſcharrt Ihr da? ſo wäre die rechte Antwort geweſen: Nicht den Dichter, nein den Sieger des Tartufe!

Das franzöſiſche Theater

unter der Schreckensherrſchaft

Das franzöſiſche Theater reift zur Revolution nicht zu gleicher Zeit, ſondern früher als Staat und Geſellſchaft, wie es denn im Allgemeinen zu geſchehen pflegt, daß die Uhr der Bühnenwelt früher geht, als diejenige der Weltbühne: früher und doch auch wiederum langſamer. Das klingt paradox, hat aber ſeine Bedeutung. Wie Windwechſel und Gewitter erſt in höheren Luftſchichten ſich ankündigen, ehe ſie im niederen Dunſtkreiſe ausbrechen, ſo gehen Bewegungen im geiſtigen Leben der Völker ihren Staatsumwälzungen voraus; im Gegentheil vollendet ſich die neue Thatſache raſcher, als der wiſſenſchaftliche Gedanke, die künſtleriſche Richtung. Ein Thron, und ſtünde er ſcheinbar noch ſo feſt, iſt ſchneller umgeſtürzt, als ein wiſſenſchaftliches Geſetz oder eine künſtleriſche Form, wären dieſe obendrein falſch. Dieſen Satz beweiſend, hat die Baſtille-Stunde für das franzöſiſche Theater vor dem 14. Juli 1789 geſchlagen, ſeine Reaction begonnen vor dem 9. Thermidor, und dennoch iſt daſſelbe, — obgleich durch zahlreiche Phaſen hindurchgegangen, faſt ſo zahlreich, wie die politiſchen Revolutionen, — auf dem feſten Boden neuer Kunſtbildungen und organiſcher Kunſtformen bis zur Stunde nicht angekommen.

Der republikaniſche Theater-Kalender datirt von Dienſtag dem 27. April 1784. Auf den Zetteln der comédie française, von welchem, als dem eigentlichen National-Theater der Franzoſen hier zunächſt und zumeiſt die Rede iſt, die an jenem Abend in dem kleinen Theater Les menus ſpielte, ſteht mit weltgeſchichtlicher Bedeutung: La folle journée, unter bekannterem Titel: Le mariage de Figaro. Der Schauſpieler Fleury, von dem wir ſchätzbare, wenn auch von Parteifarbe nicht freie Denkwürdigkeiten beſitzen, hat uns die Hausgeſchichte dieſer Epoche machenden Vorſtellung erzählt. Zehn Stunden vor Anfang waren die Thüren des Theaters belagert, die eiſernen Gitter trotz der verdoppelten Wachen mit Gewalt bald geſprengt. Keine Möglichkeit, eine Karte an der Kaſſe zu erhalten, an der Controle zu zeigen; das Geld wird den Thürhütern ungezählt hingeworfen, Loge oder Parterre im Sturm genommen. In den Garderoben der Schauſpieler haben über dreihundert Perſonen zu Mittag geſpeiſt, — darunter Herzoginnen und Marquiſen, — um eines Platzes im Hauſe vor deſſen Eröffnung ſich zu verſichern. Alle alten Namen, alle jungen Geſichter von Paris ſind da: in den Rängen funkelt ein Feuermeer von Brillanten, ein Schmelz von Perlen; da glänzt ein Regenbogen von Lyoner Seidenſtoffen, da rauſchen Fächer, winken weiße Arme, nicken gepuderte Häupter, von denen ſo manches, — eines der ſchönſten zum Beiſpiel, das der Fürſtin Lamballe, — in unferner Zeit von der Pike herniederſchauen ſollte. Vor einem ſolchen Publicum wurde entſprechend geſpielt: Dazincourt war Figaro, Molé Almaviva, die Sainval die Gräfin, Olivier ein reizender Page, die Contat eine unvergleichliche Suſanne. Zwanzig Abende hinter einander führt man das Stück auf; die Einnahme dieſer zwanzig Abende beläuft ſich, trotz des kleinen Hauſes, über 100,000 Livres. Bis zur fünfundſiebzigſten Vorſtellung bleibt die Anziehungskraft ungeſchwächt, über Paris hinaus in den Provinzen und im Auslande wirkſam, ſo daß Beaumarchais mit Recht ſagen konnte: „Je sais quelque chose de plus fou que ma pièce: c'est le succès." — Allein an dieſem Erfolg iſt es dem Unermüdlichen nicht genug: bei Hof mußte ein Stück aufgeführt werden, das von der Cenſur Jahre lang verboten, von der Polizei aus einem Theater in's andere geſchoben worden war; die Königin zog die Schürze der Soubrette an, der Graf Artois, ſpäter Karl der Zehnte, Figaro's bunte Schnürenjacke. Wen die Götter verderben wollen, den ſchlagen ſie mit Blindheit. Unter dem ganzen glänzenden Kreiſe war nur ein Auge, von Natur ein kurzſichtiges, aber ſcharf und fein für geiſtige Dinge, welches in dem Scheermeſſer des luſtigen Barbiers von Sevilla die Guillotine wetterleuchten ſah. Dies Auge gehörte einem Seher und Opfer zugleich, Ludwig dem Sechzehnten; wie er ſechs Jahre früher, am 30. März 1778, der Krönung und Apotheoſe des greiſen Voltaire nicht beigewohnt hatte, — bekanntlich liebte er Voltaire nicht, — ſo ſprach er in den wahnſinnigen Beifall des „Tollen Tages“ für ſich, ſchon damals, ſchon 1784, den berühmt gewordenen Sterbeſeufzer der Monarchie: „Si j'étais ministre, cette pièce ne serait jouée.“ Nicht wahr, die Todten reiten ſchnelle? Von dieſem Wehgeſchrei bis zu dem Allmachtsworte ſeines Ahnen: L'état c'est MOI, liegt nur eine Spanne Zeit, aber ein Abgrund in der Weltgeſchichte!

Das revolutionäre Luſtſpiel iſt um mehr als fünf Jahre früher als das revolutionäre Drama geboren, welches letztere erſt am 4. November 1789 mit Cheniers Karl dem Neunten das Licht der Welt oder der Lampen erblickte. Obendrein geht jenes von einer anderen Seite den Kampf ein, als dieſes: Figaro von der ſocialen, Karl der Neunte von der politiſchen. Daß die politiſche Tragödie nach dem ſocialen Luſtſpiel kommt, erklärt ſich aus einem natürlichen, nahe liegenden Grunde: weil zu neuen Entwickelungen und Wendungen die ſchwere Tragödie längerer Zeit bedarf, als das leichtgeſchürzte Luſtſpiel; ſo dann auch, weil ihr Ereigniſſe und Stimmungen den Weg bahnen müſſen, welche das Luſtſpiel zeigt. Ueber Figaro's Hochzeit und die ſittliche wie politiſche Tragweite ihres Eindrucks mochte eine entartete Hauptſtadt, ein unbeſonnener Hof ſich täuſchen, durch Beifall und Gelächter ſich betäuben; Karl der Neunte war ein unverkennbarer, furchtbarer Ernſt, der dann erſt die Bühne beſchreiten konnte, als bereits die Baſtille erſtürmt, der Thron unterwühlt worden war. Voltaire, wiederum der alte Voltaire, die Incarnation ſeines Jahrhunderts, hatte in einem Briefe an Saurin das prophetiſche Wort fallen laſſen: „Es wird eine Zeit kommen, wo man die Päpſte auf unſere Bühne bringt, wie Atreus und Thyeſtes auf die griechiſche gebracht wurden, — um ſie verhaßt zu machen; eine Zeit, wo die Bartholomäusnacht Stoff zu einem Trauerſpiel giebt.“ Dieſe Zeit, die der alte Zeichendeuter vielleicht noch um ein volles Jahrhundert entfernt wähnte, ſie war eilf Jahre nach ſeinem Tode erfüllt, die Bartholomäusnacht brach auf den allein claſſiſch machenden Brettern der comédie française herein, auf dem vorzugsweiſe und ausſchließlich erwählten Hoftheater, und mit ihr war unwiderruflich die Sonne des alten Frankreichs in dramatiſcher Poeſie und Kunſt untergegangen.

Wir ſind angelangt inmitten unſerer Aufgabe, heute und legt das allmählich verſumpfende Binnenmeer einer in Unnatur und Nachahmung verkommenen Kunſtepoche; vor uns ohne Gränze, aber ſcheinbar auch ohne Weg und Ziel, die hohe, offene, ſtürmiſche See der Revolution. Den Uebergang aus jenem in dieſe bezeichnen die zwei Hercules-Säulen, Beaumarchais und Chenier, der Luſtſpieldichter und der Tragöde, beide noch aus Voltaire's Schule hervorgegangen, beide Erſcheinungen, wie ſie nur eine kritiſche Zeit gebiert, Sturmvögel mit unmelodiſcher Stimme, mit ſcharfen Klauen und Schnäbeln, in ihrem perſönlichen Leben ebenſo unruhig bewegt, ſo kampfluſtig, ſo abenteuerbedürftig, wie in ihrem dichteriſchen Streben, das auf die Entzündung fremder Leidenſchaften, auf maſſenhafte Wirkung gerichtet iſt; nicht Künſtler im ruhigen reinen Sinn des Wortes, ſondern Parteimänner, aber, — und darin ruht ihre Stärke — nicht bleiche, blutloſe Schatten der Tendenzpoeſie, ſondern in allen Stücken die ächten Söhne ihres Landes, mit feſten Wurzeln in ſeinem Boden verwachſen, das Haupt muthig und nie gebeugt emporſtreckend in die gewitterſchwangere Luft ihrer Zeit.

Allein bevor wir eingehen auf die einzelnen Erſcheinungen der neuen Zeit, ſo weit ſie hierher gehören, haben wir uns in dieſer im Allgemeinen zu orientiren. Vor allem ſtellen wir eine weder gleichgiltige noch von ſelbſt ſich verſtehende Thatſache feſt: das Theater ging keineswegs auf oder unter in der Revolution. Uns, die wir, obgleich ſchon aus ſicherer Schweite, doch noch mit tiefem Grauen die Jahre von 1789 bis 1794 betrachten, uns ſcheint es beinahe unglaublich, daß eine über jedes Maß aus allen Fugen gegangene Zeit, wie in den Gewohnheiten und Bedürfniſſen des alltäglichen Lebens, ſo namentlich auch in der Schauluſt und Theaterbegierde in den Stundengang der ruhigſten Zeitläufte einlenkt. Das bewirkt nicht blos die allgemeine Dehnbarkeit der Menſchennatur, die auch aus der außerordentlichſten Spannung immer in die alltägliche Ordnung zurückſchnellt, ſondern auch der beſondere Volksgeiſt der Franzoſen, denen das Bedürfniß, und entſprechender Weiſe die Gabe dramatiſcher Darſtellung in höherem Grade angeboren iſt, als anderen Völkern. In England hat die Puritanerherrſchaft die Bühne über den Haufen geworfen; das vermöchte in Frankreich weder ein Robespierre, noch ein Napoleon, wie es denn dort auch kein politiſches Syſtem verſucht, vielmehr ein jedes dem Theater beſondere Pflege und Aufſicht zugewendet hat. Während der ganzen Revolution ſind nur einmal, nach den furchtbaren Septembermetzeleien in den Gefängniſſen, die Bühnen auf kurze Zeit, die comédie française auf 18 Tage, geſchloſſen geweſen; außerdem haben ſie fortdauernd nicht nur Zuſchauer gefunden, ſondern auch, was ſchwerer zu finden iſt, Darſteller und Dichter. Eine Zeit, die mit vollem Recht wie Macbeth von ſich ſagen durfte:

— Ich hab' zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern
Und bin geſättigt von Entſetzen.

dieſe Zeit verſpürte nichtsdeſtoweniger Theaterhunger, ſchrie nach Brot, aber auch nach Spielen, dürſtete Morgens nach Blut auf dem Platz der Revolution und Abends im Opernhauſe nach ſüßen Mehul'ſchen Weiſen. Wie viele Opfer, zwanzig, dreißig, fünfzig, der Henkerkarren der Guillotine auch zugeführt hatte, der Theſpiskarren blieb neben und nach ihm deswegen doch im Gange, geraume Zeit hindurch ſogar im alten Gleiſe. Unmittelbar unter den Todesurtheilen und Hinrichtungen des jungen Moniteur, kommt einen Tag wie den andern die Reihe der Theaterzettel; eine und dieſelbe Spalte des vergilbten Zeitungspapiers, das unſerem Auge mit unauslöſchlichen Blutflecken gezeichnet ſcheint, enthält Donner und Blitz einer Mirabeau'ſchen Rede und die Einladung zum Jahresabonnement, eine Debatte auf Tod und Leben im Nationalconvent und eine hitzige Couliſſenpolemik. An demſelben Tage, wo Ludwig der Sechszehnte den Thron verlor, am 10. Auguſt 1792, gab man im Schauſpiel La métromanie und La famille extravagante, in der Oper Le droit du seigneur; da er das Schaffot beſtieg, am 21. Januar 1793, hatten ſich unſtreitig mehr ſeiner Anhänger zum Ami des Lois im Théâtre de la Nation eingefunden, um ihn durch Tendenzapplaus zu rächen, als am Blutgerüſt, um über ihn zu weinen.

In dieſem Zuge, dem Zuge zum Theater, gleicht alſo das damalige Paris dem heutigen; nicht doch, das altrepublikaniſche übertrifft das neurepublikaniſche, in welchem, wie überall, allgemeinen und tiefbegründeten Geſetzen gemäß, das Theater aus dem Vordergrund des öffentlichen Intereſſes zurückgedrängt, von der Preſſe, der Kammer, der Kaſerne, dem Glaspalaſt der Induſtrie verdeckt wird. Das jetzige Paris, von beſtimmten Theatergeſetzen wiederum beherrſcht, kennt einige und zwanzig Theater; das Paris der Revolution, welche mit dem Bürgerrecht auch das Theaterrecht in volle Willkür ausdehnte, hatte nicht weniger als 52 Spectakel: darunter spectacles parlants, chantants, declamants, sautants — Schauſpiele zu Fuß und zu Roß, — Marionetten — ſogar gemüthliche Kindertheater. Dieſe Erſcheinung iſt nicht blos ein ſittengeſchichtliches Curioſum, ſondern ſie beweiſt auch für die unverwüſtete Geſundheit des Volkes und für den feſten Zuſammenhang zwiſchen ihm und ſeiner Bühne. Während andere Bühnen, wie die engliſche und ſpaniſche, nur in beſonders günſtigen Zeiten auf dem Gipfel des öffentlichen Intereſſes ſtehen, iſt das théâtre français vom Anfang ſeines Beſtandes an nicht nur der Sammelplatz der Geſellſchaft, ſondern auch ein treuer Spiegel des Volkes, der Zeit- und Sittengeſchichte. Nicht ohne tiefe Bedeutung ſpricht man ſoviel von ſeinem berühmten Foyer; er war in der That der Heerd, der Brennpunkt künſtleriſcher und geſellſchaftlicher Bewegungen, der Puls des geiſtigen Lebens, deſſen Schläge nicht ſtockten, als das Herz der Nation in wildeſtem Fieber klopfte. Ja, wenn wirklich das dramatiſche Leben in Störung oder Verfall gerathen wäre, man hätte es künſtlich fördern und ſchüren müſſen, um, in einer Zeit, wo Parteikämpfe um die Herrſchaft an der Tagesordnung waren und jede geiſtige Kraft auf die Rednerbühne zuſtrebte, nicht eines Haupthebels auf die öffentliche Meinung zu entbehren. Nirgends hat das Volk eine empfänglichere Haut, als im Theater; da ſtecken die Ideen am leichteſten an, theilen ſich Eindrücke am ſchnellſten und in weiteſtem Umkreiſe mit. Was Tribüne, Katheder, Preſſe, Club als vereinzelte Mittel leiſten, daſſelbe leiſtet, für ſich allein, unendlich durchſchlagender und wenigſtens gleich nachhaltig, die Bühne.

Mit dieſen Sätzen gehen wir über ein ziemlich verbreitetes Vorurtheil hinweg, das die franzöſiſche Revolution unfruchtbar in dramatiſcher Kunſt und Poeſie nennt. Das iſt eine falſche Anſicht, falſch für den einzelnen Fall, falſch auch nach der zu Grunde liegenden allgemeinen Anſchauung. In der Regel ſind es nicht die Gewitter der Revolution, auch nicht Kriegsſtürme, wohl aber ſchwüle

Reactionen, faule Reſtaurationen, welche poetiſchen Mißwachs, namentlich in der edelſten Geiſtesfrucht, im Drama, hervorbringen. So that es in England die Reſtauration der Stuarts, in Frankreich die der Bourbonen, indeſſen Sophokles und Schiller, Shakeſpeare und Goethe in friedensloſer Zeit wirkten, Dante und Milton ihr unſterbliches Heldenlied von Himmel und Hölle mitten im Fegefeuer des Bürgerkriegs dichteten. Aehnliche Einzelgrößen hat allerdings die franzöſiſche Revolution nicht hervorgebracht; ihre Aufgabe war zunächſt nach allen Seiten, auch nach der artiſtiſchen, eine negative: ſie mußte zerſtören, wegräumen, ebenen. Aber wie ihr öffentliches Leben, ſo trägt auch ihr dramatiſches viel eher den Charakter der Superfötation, als den des Marasmus oder der Aſthenie.

Alle Erzeugniſſe dieſer überreizten Epoche, reichhaltiger an Zahl und gewiß nicht geringer an Werth als die des Directoriums und des Empire, Revue paſſiren zu laſſen, liegt ſo wenig in der Möglichkeit wie in unſerer Abſicht. Wenn es uns gelingt, einige hervorragende Stücke zu charakteriſiren, ſo werden aus dieſen einzelnen Richtung und Wirkung des Ganzen am beſten anſchaulich werden. An der Spitze ſteht der bereits erwähnte Karl IX. von Marie Joſeph Chénier; ein Stück, das freilich keiner feierlichen Kritik von heute mehr Stich hält, — kein Stück aus Granit wie die Corneille's, auch nicht aus Marmor wie Racine's, nicht einmal wie Voltaire's aus ſcharfem, tönendem Erz, — nur ein Stück aus Lava, die, nachdem ſie erkaltet, farblos iſt, aber ihren vulkaniſchen Urſprung doch nicht verläugnet. Chénier gab mit demſelben eine verſpätete Antwort auf ein barbariſches Parteimanifeſt, auf die Tragödie eines Herrn Chantelouve, die ſchon 1575, alſo drei Jahre nach der Bartholomäusnacht erſchienen, den Mord der Hugenotten als Gott gefällige That, den Admiral Coligny als Verſchwörer gegen das Leben des Königs und gegen den Staat darſtellt. Karl IX. war ſchon im Sommer 1788 vollendet geweſen; der Dichter rühmt ſich nachmals, vor der Revolution ein Stück geſchrieben zu haben, das nur nach der Revolution geſpielt werden konnte. Die kriegeriſchen Vorſpiele der Aufführung, das Geplänkel mit dem Cenſor Suard, die Vorpoſtengefechte in der Preſſe, in den Clubs, auf den Straßen, das ſtürmiſche Verlangen des Stücks im Theater, als man am 19. Auguſt 1789 die „Veſtalin", eine elende Tragödie von Fontenelle, ausgepfiffen hatte, die anzüglichen Geſpräche, die zwiſchen Fleury und dem Wortführer des Parterres, keinem anderen als Danton, hin- und herflogen, die Verhandlungen zwiſchen dem Maire Bailly und den erſchreckten comédiens ordinaires du Roi: das Alles, wie bezeichnend es auch iſt, erwähnen wir nur, und faſſen die Tragödie ſelbſt, wie ſie, häufig angeſetzt und zurückgenommen, am 4. November 1789 endlich wirklich erſchien. Ihr Held, Karl IX., wird uns vom Dichter als ein ſchwacher, leichtgläubiger, abhängiger Charakter gegeben, auf den von einer Seite ſeine Mutter, der Kardinal von Lothringen, der Herzog von Guiſe, von der andern der edle Coligny und der weiſe Kanzler L'Hôpital einwirken. Der Erſteren Einfluß behält die Oberhand, der König befiehlt den Mord, der Kardinal weiht Dolche und Schwerter — das genaue Urbild des berühmten Hugenottenfinales, — die Sturmglocken heulen, die Schreckensnacht vollendet ſich, jedoch nur in L'Hôpitals Schilderung, nicht vor den Augen der Zuſchauer. Im fünften Aufzuge erſcheint Karl wieder; Heinrich von Navarra hält ihm ſtrafend ſeine Schuld vor, und er bricht unter ihrem Gewichte auf der Bühne bewußtlos zuſammen. Dies der ganze Stoff, nach heutigen Anforderungen für einen vollen Theaterabend nicht ausgiebig, nicht inhaltsreich genug. Auch die Behandlung iſt keineswegs meiſterhaft; ſie verräth in jedem Zuge die alte Schule, nur auf neue Zwecke angewendet. Statt geſchichtlicher Farbe herrſcht das grelle Licht der Gegenwart vor; ſtatt des Dialogs erhalten wir Debatten, Anſpielungen für Wahrheit, Parteimeinungen für Charaktere. Dennoch war der Erfolg ein unerhörter: zwei Könige, eine Königin, ein Cardinal im Kirchenornat, ein Kanzler auf den Brettern, das allein iſt mehr als hinreichend, um den Verfaſſer zum Theaterdichter der Revolution zu krönen, wie weniger als das vor einem Jahre hingereicht hatte, ihn in die Baſtille zu liefern. Schon vor dem Aufziehen des Vorhangs begann das Schauſpiel, wie denn das Publikum damals oft nicht nur mitſpielte, ſondern die erſte Rolle ſpielte. Ein Redner des Parterres verlangte, daß jeder Ruheſtörer der Gerechtigkeit des Volks ſofort überliefert würde; à la lanterne, hallte das Echo aus den Ecken des Saals zurück. Vom Anfang des Stücks folgte auf jeden Tendenzblitz ein Beifallsdonner. Mirabeau gab das Zeichen dazu, weit übergebeugt aus ſeiner Loge, die an jenem Abend die königliche ſchien; in jedem Zwiſchenakt ward er ſelbſt jubelnd begrüßt. Als die Anſpielung auf die Baſtille fiel:

Ces tombeaux des vivants, ces bastilles affreuses,
S'écrouleront un jour sous des mains généreuses,

da erhob ſich das Publikum in Maſſe und verlangte, wie eine italieniſche Arie, die Stelle noch einmal zu hören. Die Aufführung wurde außerdem durch ein der Kunſtgeſchichte merkwürdiges Ereigniß verherrlicht: Talma, der als Séide im Mahomet nicht unbemerkt, aber auch nicht ſiegreich debütirt hatte, trat zum erſten Male in einer bedeutenden Rolle auf, in der Karls des Neunten. Sie war vom Dichter dem Schauſpieler Saint-Phal zugetheilt, dem chef d'emploi, wie der techniſche Ausdruck lautet, den Talma nur doublirte. Saint-Phal zog die im gewöhnlichen Schauſpielerſinn dankbarere Rolle Heinrichs von Navarra vor und gab mit Karls Szepter das Szepter der ſeit Voltaire's und Lekains Tode doppelt verwaiſten comédie française an Talma. Das junge, blaſſe, ſchwermuthsvolle Geſicht glich täuſchend den Bildern Karls des Neunten: die in jeder Kleinigkeit treue Tracht, die Haltung, der Ausbruch der an Wahnſinn grenzenden Reue, das Zurückweichen, Zuſammenbrechen machte einen tiefen, furchtbaren Eindruck. Am Schluſſe tobte ein Erdbeben des Beifalls durch das Haus: der Dichter erſchien an Talma's Hand, beide wurden im Triumpf heimgeleitet, Chéniers Fenſter waren beleuchtet, wie böſe Zungen behaupten, von ihm ſelbſt und ſchon im Voraus; kurz der Tag endete wie ein großer Abſchnitt in der Geſchichte der Nation. Camille Desmoulins fand am folgenden Morgen die bezeichnende Wendung: Chénier hat der tragiſchen Muſe die Nationalkokarde angeheftet. Danton rief frohlockend aus: Wie Figaro den Adel getödtet hat, ſo tödtet Karl IX. das Königthum. Fabre d'Eglantine ſetzte hinzu: dieſer ſteht an Wirkung ſo hoch über jenem, wie die Leidenſchaft über dem Witz. Im Prozeß des Marquis von Favras, welcher am 18. Februar 1790 auf dem Grèveplatz gehängt wurde, figurirt als Anklagepunkt: er habe Karl IX. auspfeifen wollen! Die Stimmen der Gegner blieben auch nicht aus: der Hof that Stück und Dichter in Bann, Monſieur, ſpäter Ludwig XVIII., kündigte ſeine Theaterloge, Rivarol, Sulleau, alle Journaliſten der königlichen Partei donnerten gegen Chénier als eines der Ungeheuer, die das Land verderben, dem Pluto diktirt und Satan das Tintenfaß gehalten; kurz, der Haß der Beſiegten vollendete den Triumpf des Siegers. Dreiunddreißig Vorſtellungen hinter einander brachten eine Einnahme von 128,000 Livres, wovon 5018 auf die erſte allein treffen.

Chénier verlor keine Zeit: im November 1789 war Karl IX. gegeben worden, im Januar 1790 begannen ſchon die Proben von Heinrich VIII. Zwiſchen beide Trauerſpiele fällt aber ein Wendepunkt in der äußern Geſchichte der comédie française, welcher beſondere Erwähnung verdient.

Bekanntlich beruht die uralte Verfaſſung des théâtre français auf einem ſehr kunſtvoll gebauten und zuſammengeſetzten Syſtem, welches zwiſchen Selbſtverwaltung und Hofregierung eine ſchwer zu treffende Mitte einhält. Von der Gründung durch Ludwig den Vierzehnten (1680) bis zur Revolution, alſo über ein volles Jahrhundert, war das Räderwerk dieſes Syſtems, einzelne, durch die Zeit gebotene Veränderungen ausgenommen, ſo ziemlich daſſelbe und in regelmäßigem Gange geblieben. Die Anſtalt bezog eine jährliche Subvention, die von den urſprünglichen 12,000 Livres Ludwigs des Vierzehnten in allmähligen Erhöhungen immer geſtiegen iſt und, beiläufig geſagt, heut zu Tage auf 3—400,000 Francs ſich beläuft. Ihre ordentlichen Mitglieder, die Societäre, theilten nach einem beſtimmten Verhältniß den Ertrag und verwalteten ihren Geſellſchaftsverband ſelbſt, unter der Jurisdiction des Königs, ihres Schutzherrn, und den beſonderen Befehlen ſeiner Stellvertreter, der premiers gentilshommes de la Chambre. Die Macht der letzteren erſtreckte ſich, bei aller Selbſtregierung der Geſellſchaft, bis in die geringfügigſten Einzelnheiten der Verwaltung und der künſtleriſchen Leitung: die Aufnahme neuer Mitglieder, die Penſionirung der Veteranen, die Ernennung der Ausſchüſſe, das Repertoire, die Fächerbeſetzung und Rollenvertheilung: in allem dem hatten die königlichen Kammerherrn ihre Hand. Einer von ihnen befahl ſogar, — und dies iſt keine Anekdote, ſondern aktenmäßige Wahrheit, — daß kein Schauſpieler mehr als einen Platz in den königlichen Hofwagen anzuſprechen habe, mit komiſcher Ausnahme des außerordentlich wohlbeleibten Deſeſſart. In ſeltſamem Widerſpruche mit einer ſolchen, in vieler Hinſicht privilegirten Stellung befanden ſich die bürgerlichen Standesverhältniſſe der Schauſpieler. Talma erzählt uns in ſeinen Denkwürdigkeiten, daß er nur ſchwer einen Geiſtlichen fand, der ihn traute, wie ſeinem Ahnherrn Molière ein chriſtliches Begräbniß verſagt worden war. Nicht einmal das Recht, Almoſen zu ſpenden, geſtand die Intoleranz dem Theater zu: erſt aus den Händen des Polizeilieutenants, nicht unmittelbar von den Künſtlern, nahm der Erzbiſchof von Beaumont die Erträgniſſe der Armenbenefize entgegen. Dieſer Kirchenbann und jenes Kammerregiment, mit den Grundſätzen der Revolution beide unvereinbar, erreichen durch ſie ein frühes Ende. Wie dieſelbe gegen alle Privilegien zu Felde zog, ſo auch gegen die Privilegien der Hoftheater. Am 12. Oktober 1789 erhält das théâtre français die Weiſung, ſich zukünftig nur der Mairie von Paris zu unterſtellen. Aber neben ſüßen Früchten fallen auch bittere. Das allmächtig gewordene Stadthaus, das Hauptquartier der neuen Ordnung oder Unordnung, beherrſcht nun auch das Theater, bis es von dem Nationalconvent abgelöſt wird. Am 11. September 1791 zieht der Staatsſchatz die Subvention zurück; eine harte Maßregel, dadurch um ſo härter gemacht, daß durch die ſchon früher erfolgte Aufhebung aller Theaterprivilegien und der Abgrenzungen ihrer Wirkſamkeit die Concurrenz völlig freigegeben worden war.

Gleichzeitig mit dieſen äußeren Einwirkungen regten ſich im Innern der Anſtalt zerſetzende Einflüſſe. Nach Lekains Tode (1778) war die Geſellſchaft ein Rumpf ohne Haupt, eine minorenne Familie ohne Regentſchaft geblieben. Sie zählte 36 männliche, 9 weibliche Mitglieder, großen Theils junger Nachwuchs, den kein allgemein geachteter Stamm überragte, kein anerkannter Mittelpunkt zuſammenhielt, wie Molière, Baron, Quinault, Lekain geweſen, wie Talma werden ſollte. Um ſo leichter war der geweihte Kunſtkreis äußeren Einwirkungen zugänglich. Der Parteigeiſt drang in die Couliſſen, in die Garderoben. Schon zu Anfang der Revolution fragte man ſich da: Es-tu Necker? Es-tu Calonne? wie man ſich heute daſſelbe fragt: Avez-vous acheté du Nord? Vendez-vous votre crédit mobilier? Mit der Fluth der Ereigniſſe wuchs die jeden Einzelnen fortreißende Theilnahme. Talma's Eintritt vollendete den Gährungsprozeß. Schon ſein Talent, von einzelnen Kunſtgenoſſen erkannt und bewundert, von der Mehrzahl gefürchtet, ſchied die comédie française in zwei Lager: für und wider Talma. Als er ſich gar der Revolution rückhaltslos in die Arme warf, mit ihrem Dichter, Chénier, und ihrem Maler, David, ein einiges Dreigeſtirn bildend, da entbrannte offener Bürgerkrieg im Foyer des ehrwürdigen Molièretheaters. Die älteren Mitglieder, Molé, Fleury, Larive, Saint-Prix, Naudet blieben ihrem Titel: comédiens ordinaires du Roi getreu; Talma, ſein Lehrer Dugazon, von den Damen die Veſtris gingen zur Revolution über. Es regnete Streitſchriften in der Preſſe, Skandale im Theater, die bis zu thätlicher Mißhandlung und Zweikampf unter den Künſtlern führten. Talma und Chénier erklärten in den Blättern, daß ſie nur bewaffnet contre les spadassins et les noirs de la comédie française ausgingen. Dieſe, im Bewußtſein ihrer Würde, erhob ſich voll Muth, ſchloß Talma aus und ſtrich Karl IX. vom Repertoire. Die Wiederaufnahme beider mußte erzwungen werden; Mirabeau, die in Paris zum Föderationsfeſt verſammelten Abgeordneten, alle Clubs, alle Gaſſen wirkten mit. Aber der Bruch war unheilbar. Das Theater fiel auseinander. Talma, Dugazon und die Veſtris wanderten aus und ſtifteten, im Bunde mit der Geſellſchaft des Palais-Royal, ein zweites théâtre français, das ſeinen Sitz in der Richelieuſtraße aufſchlug, während das erſte im Faubourg St. Germain blieb. Ein verderblicher Dualismus iſt nun organiſirt: das alte Theater nennt ſich de la Nation, das neue de la République; das alte hält am Hof feſt, das neue folgt der Revolution, das alte pflegt vorzugsweiſe die Comödie und von der Tragödie das klaſſiſche Repertoire, das neue das revolutionäre Drama. Chénier weihte es am 27. Auguſt 1791 ein mit Heinrich VIII., indeß die Nebenbuhler nach ihrem Oſterſchluß erſt am 2. Mai wieder eröffneten. Es war ein heißer Abend, ein hartnäckiger Kampf gegen Kabalen von politiſchen Gegnern, von eiferſüchtigen Collegen; jedoch behauptete das Schlachtfeld wenn nicht der Poet, ſo der Patriot. Das Stück gefiel nicht, obgleich, vielleicht weil es beſſer war als Karl IX.; namentlich die Heldin, Anne Boleyn, iſt eine ſchöne Geſtalt; ihre große Scene mit Heinrich gehört zu dem Beſten, was in hoher Tragik vorhanden. Aber ſie hatte die Sympathien des Publikums nicht; ein Parterre von Jakobinern wollte keine Rührung durch eine leidende Königin, hinter welcher Marie Antoinette geſucht oder gefunden werden konnte, es wollte einen, dem Haß preisgegebenen Tyrannen, und Chéniers Heinrich VIII., wie der bekannte Kritiker Geoffroy boshaft aber richtig bemerkt, macht ſich nur lächerlich, wenn er durch fünf Aufzüge auf der Bühne umhertobt, nur um das zu werden, was man nicht ſein, nicht einmal ſcheinen darf, — ein betrogener Ehemann. Indeſſen zog das Stück dennoch, hauptſächlich durch Talma, der den engliſchen König Blaubart, ſpäter auch König Johann, überhaupt alle Tyrannen vortrefflich gab; es erhob ſich freilich niemals zu der Höhe von Karl dem Neunten, und erhielt ſich auch nicht. Den Todesſtoß gab ihm das Hemiſtiche der Heldin: Je ne reviendrai plus, (— „Johanna geht und nimmer kehrt ſie wieder!“ —) welches von der feindſeligen Partei regelmäßig beklatſcht wurde.

Chénier hat der Bühne nach Heinrich dem Achten noch ſechs Stücke gegeben: Calas, ein von Dramatikern häufig behandelter Juſtizmord, der aus Voltaires literariſcher Erbſchaft ſeinem Schüler mit Recht zufiel, — Cajus Gracchus, worin der Sohn der Revolution ſchon ſo weit von ſeiner Mutter entfernt iſt, daß er in den Ausruf ausbricht:

Des lois, et non du sang! Ne souillez pas vos mains:
Romains, vous oseriez égorger des Romains? —

Fénélon, das Bild eines ehrwürdigen Geiſtlichen, als Gegenſatz zu den zahlreichen Zerrbildern dieſes Standes, welche damals über die Bretter gingen, — Timoléon, den Robespierre verbieten wollte, — und volle zehn Jahre ſpäter, 1804, den Cyrus, eine Tendenztragödie auf Napoleon, und unter dem Empire ſein letztes, beſtes Werk: Tiberius, taciteiſch in Geſinnung und im Styl, vom Kaiſer Napoleon eines beſondern Haſſes gewürdigt. Der Weg des Dichters hat ſich im Verlaufe von ſeinem Ausgangspunkte dergeſtalt entfernt, daß die Revolution, auf ihrer Höhe angelangt 1793, Karl IX. als royaliſtiſch, Gracchus als ariſtokratiſch, Fénélon als fanatiſch, Timoléon als contrerevolutionär, den Dichter als verdächtig (suspect!) verfolgt. Unter der Schreckensherrſchaft war er flüchtig, geächtet, um ein Haar breit von dem Blutgerüſt entfernt, das ſein Bruder André Chénier, der Platen der franzöſiſchen Lyrik, als eines der letzten Opfer wirklich beſtieg. Im Kaiſerreich fehlte nicht viel daran, daß er eingeſteckt oder verbannt worden, und nur der Schutz eines mächtigen Freundes, Daunou, verwandelte den Zorn des Allmächtigen gegen den Dichter in Mitleid, harte Strafen in noch härtere Almoſen. Sein Leben war eine Kette von Kämpfen; den Royaliſten zu demokratiſch, den Demokraten zu ariſtokratiſch, dem Autokraten zu liberal, ſtand er zuletzt allein, mit allen Waffen des Parteigeiſtes, des Schriftſtellerneids, der Feindesverläumdung angegriffen; aber unermüdet nach allen Seiten hin erwidernd mit Satiren, Epiſteln, Epigrammen, die Juvenal nicht ſchärfer geſchrieben, die ſeine beſte und eigenthümlichſte That ſind und in der franzöſiſchen Literatur unübertroffen daſtehen. Er ſtarb, gebrochenen Herzens, ungebeugten Hauptes, 46 Jahre alt, am 10. Januar 1811; ſeine Lobrede in der Akademie hielt ſein Nachfolger, und in allen Stücken, außer in der Ungnade Napoleons, ſein Gegner — Chateaubriand.

Wir haben bei dieſem Dichter lange verweilt, weil gerade er ein tief lehrreiches Bild ſeiner Zeit giebt. Dafür können wir an allen anderen Erſcheinungen des revolutionären Dramas kurz vorübergehen, ſie ſind mit der Strömung des Tags, die ſie gebracht, längſt hinweggeſchwemmt. Daß es darin an geköpften Tyrannen und gekrönten Freiheitshelden nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. Sie werden aus der alten und neuen Welt, aus der älteſten und neueſten Geſchichte genommen, ſogar aus fremden Dichtern überſetzt, wozu der Franzoſe ſich ſchwer bequemt: Philipp der Zweite und Waſhington, Czar Peter und Johann ohne Land, Wilhelm Tell und Lorenz von Medicis, auch einzelne nachzügelnde Leonidaſſe, Neros, Spartacuſſe, ſchwarze Sklaven im Aufſtand und braune Hindoſtanwittwen auf dem Scheiterhaufen, Schillers Räuber Moor, in einen Robert chef de brigands verwandelt, und Calderons Alcalde von Zalamea, durch Collot d'Herbois nationaliſirt, ſie alle gehen, bunt durcheinander, aber immer mit tricolorem Feuer beleuchtet, über die Bühnen von Paris, von Frankreich. Als beſonders geſuchte Spielart beſteht neben dem politiſchen Drama das geiſtliche: Klöſter, Biſchofsmützen, Mönchskutten, Nonnenſchleier waren zu lange verbotene Reize geweſen, um nicht vorzügliche Anziehungskraft zu üben. Diderots Nonne (La religieuse) machte ſchon vor der Revolution den Anfang, auch Laharpe's Mélanie verſuchte ſich früh darin. Die Nachfolger nehmen die Sache theils tragiſcher, theils bis zum Burlesken komiſch: Fiévée bringt: Les rigueurs du cloître, der Schauſpieler Monvel: Les victimes cloîtrées, Chénier ſeinen bereits genannten Fénélon, Laujon ein artiges Luſtſpiel im Style von Greſſets bekanntem Vert-Vert, ein Anonymus eine ſchmutzige Poſſe „Der Ehemann als Beichtvater“, und auf die Spitze wird das Aergerniß getrieben durch eine Operette „die Päpſtin Johanna“, welche 1793 erſchien. Reichte Stoff oder Kraft für ein ganzes Stück nicht aus, ſo machte man Stückwerk, dramatiſche Gelegenheitsgedichte, pièces d'occasion, de circonstance. Alle Bühnen ſind frei gegeben, alle Stoffe flüſſig geworden, alle Regeln und Gattungsſchranken gefallen; der alte ariſtoteliſche Canon bindet nicht mehr, Boileau's Geſetze werden mit Füßen getreten, Racine's Muſter karikirt, ein Augenblick liefert den Vorwurf des Stücks, ein Augenblick gebiert, ein Augenblick begräbt es. Während früher das graue Alterthum, nicht trotz, ſondern wegen ſeiner Entlegenheit, die würdigſte Sphäre für den Dramatiker erſchien, — Major e longinquo reverentia, — greift er jetzt in die grüne, feuchte Gegenwart hinein, verſucht es, den Schaum der Tageswoge feſtzuhalten, zum Kunſtgebilde zu geſtalten. Kaum hat Mirabeau die Augen geſchloſſen, ſo erſcheint er auf zwei Bühnen: Mirabeau au lit de mort, Mirabeau aux champs Elysées. „Die letzten Augenblicke Jean Jacques Rouſſeaus“ vergreifen ſich an einem der mächtigſten Vorläufer der Revolution. Neue Namen, welche das Bürgerrecht im Wörterbuch der Akademie nie erhalten, werden geſchöpft für neue Erſcheinungen, die in der Aeſthetik ebenſo wenig heimiſch geworden; der Theaterzettel verkündigt unter der Ueberſchrift: De par le peuple, welche die monarchiſche: par ordre ablöſt, eine sansculottide, eine pièce nationale, ein hiérodrame, ähnlich wie in unſerer, längſt chroniſch gewordenen Theaterrevolution nur ſelten noch ein reines Trauerſpiel oder ein ehrliches Luſtſpiel auftritt, deſto häufiger aber lyriſche oder romantiſche Tragödien, dramatiſirte

Charakter- und Sittengemälde, Genrebilder, Künſtlerleben, Volksmärchen. Bühne und Wirklichkeit, Schein und Sein hängen in Stoff und Form ſo eng zuſammen, daß ihre Grenze nicht mehr gefunden wird; wie das öffentliche Leben in ſeinen rohen Thatſachen unvermittelt auf das Theater dringt, ſo miſcht ſich der theatraliſche Zuſchnitt, die künſtliche mise en scène, das Spiel auf den Knalleffekt überall in das öffentliche Leben. Die Aufzüge zu Ehren Mirabeau's und Marats, die Apotheoſe Voltaire's oder Rouſſeau's, die Bundes- und Bruderfeſte auf dem Marsfelde ſind lauter Theaterſtücke. Wenn Mirabeau dem Abgeordneten des Königs entgegenruft: Allez dire à votre maître que nous sommes ici par l'ordre du peuple, et que nous n'en sortirons que par la puissance des baïonettes, ſo iſt das faſt wörtlich eine redneriſche Umſchreibung der Voltaire'ſchen Verſe:

Allez-dire à Tarquin
Ce que vous avez vu dans le Sénat Romain.

Der alte römiſche und republikaniſche Geiſt, in verborgener Wurzel ſchon in Corneille enthalten, in Voltaire zur Blüthe gebracht, trägt jetzt ernſte Früchte und wird nur zu bald widerliche Fratze. Das brüderliche Du, der allgemeine Bürgertitel, die Umtaufe geſinnungstüchtiger Schuhflicker in Brutuſſe und ruinirter Gewürzkrämer in Scävola's, die Sectionen, die Volksverſammlungen, der antikiſirende Jahres- und Staatskalender, beweiſen ſie nicht alle, daß die Politik und die Geſellſchaft Comödie ſpielt, am hellen Tage, auf offenem Markte? Nun denn, ebenſo treibt die Comödie Politik, treibt ſie in ihren drei Faktoren: Dichter, Schauſpieler, Publikum. Daß letzteres mitſpielt, nicht ſelten die Hauptrolle ſpielt, haben wir bereits geſehen. Unterbrechungen des Stücks, lärmende Geſpräche zwiſchen Schauſpielern und Zuſchauern und der Zuſchauer unter ſich, ſind an der Tagesordnung; man verlangt, man verbietet Stücke, die Marſeillaiſe muß in der erſten Zeit ihrer Blüthe den Zwiſchenact in allen Theatern füllen, und das Publikum macht den Chor zu der berauſchenden Weiſe, welche man auf der Bühne knieend anſtimmt. Erblickt Jemand im Halbdunkel einer Loge einen Mann des Tags, im Parterre einen Baſtilleſtürmer, ſo muß er heraus, auf den Balkon, muß Angeſichts Aller ſich feiern laſſen. Die Theater beſitzen eine politiſche Claque, die nicht minder gut organiſirt iſt, wie die artiſtiſche: die Spuckgeſtalten der Schreckenszeit, Robespierre's Strickerinnen und Guillotinefurien, die tape-durs der Galerie, bärtige Männer in weiten Hoſen und kurzen Jacken, auf dem Kopf die rothe Mütze oder die Fuchspelzkappe, barfuß, wenn nicht in Holzſchuhen, einen Knotenſtock in der Fauſt, der ironiſch constitution heißt, ſie bilden in den höchſten Regionen ein Publikum, vor dem der Schauſpieler zittert, mancher Zuſchauer nicht minder. In den Logen ſind die gepuderten Köpfe faſt, aber nicht ganz verſchwunden, im Parterre haben den höflichen Dreiſpitz die runden, breit geränderten Hüte des Bürgerthums (chapeaux civiques) abgelöſt, welche vorſchriftsmäßig abgenommen werden ſollen, jedoch häufiger heruntergeſchlagen werden. Weſſen man ſich bei einem ſo zuſammengeſetzten Publikum zu verſehen hat, beweiſt am deutlichſten die auf den Zetteln ſtehend gewordene Anzeige: Conformément aux ordres de la Municipalité le public est prévenu que l'on entrera sans cannes, bâtons, épées, et sans aucune espèce d'armes offensives. Trotz dieſer Maßregel verging ſelten ein Abend ohne Theaterſcandal: die dreifarbige Schärpe des ruheſtiftenden Beamten erſchien wie ein regelmäßiges Theaterrequiſit, oder wie Frau von Staël bitter bemerkt, wie ein Regenbogen, immer nach dem Gewitter. Calembourgs und Anſpielungen hat der Franzoſe überall und immer, auch auf der Bühne: der Dichter erfindet ſie ſcharf, der Schauſpieler bringt ſie noch ſchärfer heraus, das Publikum faßt ſie am ſchärfſten auf. Wo unſere Tendenzdramatiker in's Blaue hinein, über's Ziel hinausſchießen, hauen ihre überrheiniſchen Nachbarn immer auf den Treffer. Am Morgen nach der Februarrevolution zog in Felix Pyats „Lumpenſammler" Frédéric Lemaître aus dem Kehrichthaufen eine Krone; und wenige Tage vor oder nach dem 2. Dezember ließ Augier ſeinen Richelieu ſagen:

Le despotisme seul féconde le chaos!

Wir haben bis jetzt das Theater nur von einer Seite, von der revolutionären, kennen gelernt; es iſt Zeit, auch die Kehrſeite, die Contrerevolution auf der Bühne zu zeigen. Von der tapferen Haltung der alten Garde, der comédie française iſt bereits die Rede geweſen. Ihr ſchloß die Oper ſich an, in der häufig ſtürmiſche

Demonſtrationen zu Gunſten der königlichen Familie gewagt wurden. Mitten durch das furchtbare ça ira ſang Gretry's Blondel ſeine berühmte, zum Guillotinemarſch der Royaliſten gewordene Strophe:

O Richard, o mon Roi
L'univers t'abandonne:
Au monde il n'y a que moi,
Qui s'intéresse à ta personne.

Clairval legte für beſondere Gelegenheiten die Variante ein:

O Louis, o mon Roi,
Notre amour t'environne:
Pour notre coeur c'est une loi
D'être fidèle à ta personne.

Auch die Königin erhielt ihre Strophe, ebenſo wie bei jeder Aufführung von Glucks Iphigenie in Aulis der Chor: Chantons, célébrons notre Reine enthuſiaſtiſch beklatſcht wurde. Zuweilen nahmen König und Königin, letztere auf Mirabeau's ausdrücklichen Rath, ſolche Huldigungen perſönlich entgegen; beide Majeſtäten mit Madame Eliſabeth und den Kindern von Frankreich erſchienen noch am 26. September 1791 im Théâtre de la Nation und wurden mit unbeſchreiblichem Jubel begrüßt. Weniger glücklich endete ein Beſuch in der italieniſchen Oper, (die übrigens nur noch dieſen Namen führte, aber ſeit geraumer Zeit franzöſiſche Singſpiele und Luſtſpiele brachte). Man gab Les événemens imprévus: Madame Dugazon hatte den ungeſchickt wohlgemeinten Einfall, den Vers ihres Couplets:

Oh comme j'aime ma maitresse

unmittelbar und mit einer tiefen Verneigung an die königliche Loge zu richten. Der Beifallsdonner der Logen blieb nicht aus, aber gleich hinterdrein folgte auch ein abkühlender Regen von der Gallerie. Point de maitresse, plus de maitre, erſcholl es von droben, und aus dem Parterre ziſchten die tödtlichen Schlangenſtimmen gegen die Oeſterreicherin, gegen Frau Veto, gegen Madame Déficit. Das Stück mußte unterbrochen werden, und Marie Antoinette hat ſeit jenem Abend kein Theater mehr betreten. Von den kleinen Bühnen war das 1792, alſo mitten in der Revolution, geſtiftete Vaudeville entſchieden und ſtandhaft contrerevolutionär; es blieb in der Oppoſition bis zum Directorium, deſſen Zwangsanleihe noch mit einem beißenden Tendenzſtück verfolgt wurde. Die comédie française nahm abſichtlich royaliſtiſche Stücke wieder auf, wie Heinrichs des Vierten Jagdpartie, um das Bild eines populären Monarchen auf Ludwig XVI. übertragen zu können. Auch Ludwig XII., der „Vater des Volks" wurde in Scene geſetzt, aber ſo unglücklich, daß man das Stück nicht ausſpielen konnte. Beſſer gelang „das Erwachen des Epimenides" von Flins, am 1. Januar 1790, als ſogenannte, noch heute übliche Jahresſchau (revue de l'année) gegeben; es geißelte unter dem Deckmantel der Unparteilichkeit die Revolution auf das Unbarmherzigſte. Zwei hiſtoriſche Stücke erſchienen: Die Belagerung von Calais, Gaſton und Bayard, welche ſelbſt vor den Augen der abſoluten Monarchie, am Hof Ludwigs XIV. Gnade gefunden haben würden. Das ſtärkſte Wagniß in dieſer Richtung war L'ami des lois, von Laya, zum erſten Male am 3. Januar 1793, wenige Tage vor des Königs Hinrichtung, im théâtre de la Nation gegeben. In dieſem höchſt merkwürdigen Stücke werden mit der ganzen Freiheit der antiken Comödie die Machthaber des Tages perſönlich auf die Bretter gebracht, in greifbarem Schatten öffentlich an den Pranger geſtellt. Ariſtophanes hat Kleon den Gerber nicht kecker angepackt, als Laya Robespierre, den er Nomophage, den Geſetzfreſſer, nennt, oder Marat, als Duricrâne, Hartſchädel, einführt. Vier Aufführungen des Stückes folgten ſich ungeſtört unter fabelhaftem Zulauf. Wenn Fleury mit der eigenthümlichen Schärfe ſeines Tons, ſeiner Haltung vom Proſcenium aus über das todtenſtille Haus die tönenden Alexandriner ſchüttete:

Guerre, guerre éternelle aux faiseurs d'anarchie!
Royalistes tyrans, tyrans républicains.
Tombez devant les lois; voilà vos souverains!
Honteux d'avoir été, plus honteux encor d'être,
Brigands, l'ombre a passé, songez à disparaître. —

ſo beugten ſich ſelbſt die eiſernen Stirnen der Schreckensmänner wie von Hammerſchlägen getroffen, und die gepreßte Bruſt der Unterdrückten athmete in einem unbeſchreiblichen Beifallsjubel den langen Druck blutiger Jahre erleichtert aus. Am fünften Abend erſchien wiederum der Regenbogen, der Maire Chambon mit der dreifarbigen Schärpe, und der Kommandant der Nationalgarde Santerre. Das gewöhnliche Geſchrei empfing ſie: „A bas le général mousseux“, brüllte man dem kriegeriſchen Bierbrauer entgegen. Der Maire meldet mit drohendem Tone, que la salle est cernée, que deux pièces viennent d'être braquées contre le théâtre: ein raſches Wortſpiel erwidert ihm: „Nous n'en voulons qu'une. — la pièce!“ Eine Deputation, den Dichter an der Spitze, begiebt ſich auf der Stelle in den Nationalconvent, der damals, mit des Königs Todesurtheil beſchäftigt, Tag und Nacht permanent ſaß. Die Freiheit des Theaters wird anerkannt; die Deputation kehrt jubelnd zurück, der ſchäumende, diesmal vor Zorn wirklich ſchäumende General zieht ab, und Fleury, der die Woche hat, le semainier du théâtre, läßt mit einer kräftigen Gelegenheitsrede den Vorhang auf-, das Stück zu Ende gehen.

Freilich, das Gewitter hatte ſich nur entfernt, nicht verzogen; es kehrte zurück und brach aus über einem an ſich unſchuldigen Stücke: Pamela, von Neufchâteau, zum erſten Male am 1. Auguſt 1793 im théâtre de la Nation aufgeführt, vom Wohlfahrtsausſchuß ſogleich verboten, und deſſenungeachtet mit unweſentlichen Aenderungen nach vier Wochen wieder aufgenommen. Darauf folgte am 3. September, auf Anzeige des Jakobinerklubbs, der Schluß des Theaters, am nächſten Morgen die Verhaftung aller Mitglieder: die Herren wurden in den Madelonnettes, ſpäter in Picpus, die Damen in Sainte-Pélagie eingeſperrt. Demoiſelle Montanſier, früher Schauſpieldirectorin in Verſailles, dem Hofe von da nach Paris gefolgt und dort an die Spitze eines kleinen Theaters getreten, ein Liebling der Königin, theilte das Schickſal der Gefangenſchaft.

Der Schrecken hatte alſo doch die alte comédie française überwunden. Zwar verfiel keines ihrer Mitglieder der Guillotine, obwohl Tag für Tag ein ungewöhnlich ſtarker Haufe von Zuſchauern die Quais bedeckte, in der Befürchtung, die allbekannten, vielgeliebten Künſtler der Nation auf dem verhängnißvollen Karren zu erblicken. Talma, — der mit dem Strome zu ſchwimmen verſtand, ſogar bis in den Hafen Napoleoniſcher und Bourboniſcher Gnade, — Talma verwendete ſich für die ehemaligen Kollegen, ein theaterfreundliches Mitglied des Revolutionstribunals warf, — ein kurzes

Mittel, das damals Vielen geholfen, — den Act der comédie française ins Feuer. Ihre Mitglieder ſaßen, bis ſie vergeſſen waren, die Damen in ſo lärmender Heiterkeit, daß ſie ihre Nachbarin, Madame Roland, häufig ſtörten und ärgerten, die Herren, ſtatt an der Kunſt, am Handwerk ſich verſuchend. Fleury, der ein köſtliches Kapitel: Détails de prison, giebt, tapezierte die Zellen; Saint-Prix, auf der Bühne Agamemnon, band Beſen, der dicke Dugazon wuſch Tiſch- und Handtücher. Mit dem 9. Thermidor tagte ihnen, wie ſo vielen anderen Opfern, die im Gefängniß des Lebens ſicherer geweſen als in der Freiheit, die Erlöſung.

Wir können die comédie française auf ihrer Wanderſchaft durch die zahlreichen Bühnen der Hauptſtadt, in die Provinz und in das Ausland nicht begleiten, können ſie auch nicht empfangen bei ihrer Heimkehr, die nach und nach ſtattfand, und bei der Wiedervereinigung der zwei Theater in eines. Erſt am 31. Mai 1799 erfolgte, und zwar in dem bis jetzt ihr verbliebenen, 1790 vollendeten Hauſe, die feierliche Reſtauration der comédie française mit dem „Cid“ und mit der „Schule der Ehemänner“.

Ebenſo müſſen wir darauf verzichten, die Revolutionsgeſchichte der übrigen Theater zu verfolgen. Daß auch ſie nicht unfruchtbar geweſen, daß namentlich die Oper neue, theils künſtleriſch, theils nationalbedeutſame Weiſen fand in einer Zeit, wo der kaum verſtorbene Gluck zu wirken begann, wo Cherubini debutirte, Méhul und Grétry in voller Kraft ſtanden und Boieldieu heranwuchs, dieſe Thatſachen wiſſen wir heute in ihrem vollen Werthe zu ſchätzen.

Raffen wir, zum Schluſſe eilend, in einigen haſtigen Sätzen die Ergebniſſe des Geſchehenen zuſammen.

Das revolutionäre Zeitalter iſt im Theater wie überall eine Epoche des Uebergangs, aber eines Uebergangs in Sprüngen, in Gegenſätzen, namentlich zu dem ſiebenzehnten Jahrhundert, in experimentirenden Ueberſtürzungen. Durch ſeine Läuterungsflammen ſind die alten Schäden der Bühne geheilt worden, welche das kalte Eiſen der philoſophiſchen Schule, das Meſſer Voltaire's nicht zu heilen vermochte; was auch im Feuer der Revolution nicht genas, das ſtirbt nach und nach ab in der allmählich, aber ſicher ſich vollendenden Auflöſung des geſammten jetzigen Bühnenweſens.

Die Wirkungen des revolutionären Theaters ſind nicht nach einzelnen Leiſtungen und Erſcheinungen, ſondern im Ganzen, in Maſſen zu beurtheilen. Die dramatiſche Poeſie, der erſte Factor, iſt ein entſchieden anderer geworden: die Form der antikiſirend-klaſſiſchen Tragödie, abgeſtumpft, nachdem zwei- bis dreitauſend Stücke in ſie gegoſſen, liegt zerbrochen da, ebenſo die leere Hülſe des Luſtſpiels, das von Molière bis Miravaux, Stufe um Stufe, herabgekommen war. Die traditionelle, akademiſche, elegante, excluſive Literatur verſchwindet von der Bühne, wie die Watteaux und Bouchers aus der Malerei; geſchichtlicher Inhalt, Naturwahrheit und Volksgeſinnung, Hand in Hand mit formeller Unabhängigkeit, treten an ihre Stelle. Bis auf Voltaire's Zaire hatte die franzöſiſche Nation ſich ſelbſt nie auf dem Kothurn geſehen, den nur Griechen und Römer, höchſtens noch Morgenländer anziehen durften: Agamemnon mit dem Lilienſcepter, Brutus mit dem Staatsdegen, Lucretia mit Schönpfläſterchen, Mahomet im Jabot. Eingekeilt in die drei Einheiten, ſchloß ſich die tragiſche Handlung in Königsſchlöſſern und Heldenhallen ab. Das wurde durch die Revolution anders: franzöſiſche Stoffe befruchteten die franzöſiſche Bühne, die Handlung ſtieg aus dem Palaſt auf das Forum, das Volk griff thätig in ſie ein, wie in Shakeſpeare's Coriolan und Julius Cäſar, die ohne Volksſcenen auch kahl und kalt ſein würden. Daß man aus einem Extrem in's andere ſpringt, von den Atriden im Puder zu Atriden in Holzſchuhen, das liegt im Charakter der Zeit, welche ebenſo Politik in der Comödie treibt, wie ſie Comödie in der Politik ſpielt.

Wie die dramatiſche Poeſie hat ſich in der Revolution auch die Schauſpielkunſt erweitert und verjüngt: Talma und die Mars, zwei Namen, mehr als hundert andere wiegend, und zeugend für das Ganze, ſind aus der bewegten Schule jener Zeit hervorgegangen, die überall in Vortrag, Mimik, rhetoriſcher Plaſtik, Bekleidung und Ausſtattung von conventionellem Zwang ſich losriß und auch von ihrer Seite, einer durchaus nicht unweſentlichen, auf Natur, auf geſchichtliche Treue und Wahrheit hinſtrebte. Uebereinſtimmend damit hat ſich auch die Verfaſſung der Theater, ihre künſtleriſche Stellung, das geſellſchaftliche Verhältniß ihrer Mitglieder, die Wechſelwirkung zwiſchen Dichter und Darſteller, Darſteller und Publikum, freier entwickelt. Die Beſchränkung veralteter Privilegien iſt gefallen, dagegen ein feſter Rechtsboden für das Bühnenleben in allen ſeinen Verzweigungen gewonnen worden. Steht auch, wie wir zugeben müſſen, in der Gegenwart die comédie française nach außen weniger hoch und mächtig da, als hundert Jahre früher, wo der Pariſer Stamm Ableger in ganz Europa, bis nach Sansſouci und in Katharina's Hermitage in Petersburg, getrieben hatte, ſo wolle man daneben nicht überſehen, daß inzwiſchen der Stamm hohl und morſch geworden war und nicht naturgemäß durch geſunden Kunſttrieb und volksthümliche Theilnahme ſich erhielt, ſondern durch äußerliche Kräfte und Mittel, namentlich durch eine zahlreiche Reihe vortrefflicher Schauſpieler, an denen gerade das achtzehnte Jahrhundert reich geweſen. Der Stamm wäre rettungslos abgeſtorben, hätte die Revolution ihn nicht verjüngt, ihn wie das geſammte geiſtige Leben Frankreichs. Ohne ihren Materialismus iſt Chateaubriand's Spiritualismus nicht möglich, ohne ihren Realismus nicht der Idealismus Lamartine's; ebenſo ruht auf dem ſtürmiſchen Theater der Revolution die neuklaſſiſche Schule Delavigne's und die neuromantiſche Victor Hugo's. Ob das ein Verdienſt iſt oder eine Schuld, und wenn eine Schuld, ob nicht eine felix culpa: dieſe Frage wird nicht eher zu beantworten ſein, als bis die große Umwälzung im Reiche der Geiſter die vorbeſtimmte Reiſe um die Welt zurückgelegt hat. Aber, — damit wir ſchließen, wo wir angefangen, — die Literaturgeſchichte geht langſamer als die Weltgeſchichte, und dieſe — eilt nicht immer. Qui vivra verra.

Die Première der Räuber

von Schiller.

Der Reiz einer „Première“, — das heißt, aus der Pariſer Couliſſenſprache in ehrliches Deutſch übertragen: der erſtmaligen Darſtellung eines neuen Stückes, — iſt in der Regel von mehr geſelliger, als künſtleriſcher Art. Gehört doch überhaupt der Standpunkt, das Theater als Kunſtanſtalt zu betrachten, zu den beinahe überwundenen. Eine Groß-Kinderbewahranſtalt, in welcher die Saiſon-Abende wohlfeiler und bequemer todtgeſchlagen werden als in den nachgerade aller Welt läſtig gewordenen Routs, — das und nichts weiter bedeutet für das moderne Durchſchnitts-Publikum die Schaubühne. Wenn nun jenſeits des Vorhanges durch ein neues Stück, das immer mehr oder weniger ein Hazardſpiel iſt, das Lampenfieber der darſtellenden Künſtler ſich über das herkömmliche Maß ſteigert, ihre Kräfte, ihren Eifer, ihre Stimmung leidenſchaftlich erregend, und wenn gleichzeitig dieſſeits des Vorhangs die Geſellſchaft, in Erwartung ungewiſſer Ereigniſſe, ſich zahlreicher verſammelt als an gewöhnlichen Theaterabenden, beſonders gewählte und reiche Toiletten gemacht werden, das Häuflein der Kritiker ex officio vollzählig erſcheint, Parterre und Gallerie ſich in Spannung befinden: nun, dann liefern alle dieſe Factoren zuſammengenommen ein Bild, welches an Gährungsſtoff für ein blaſirtes Publikum der lebhaften Scene auf dem Turf nichts nachgiebt. Auch die Wetten für und wider, auf Erfolg oder Durchfall, fehlen nicht, und für die Einſätze tritt die Logen- und Sitz-Agiotage ein.

Aber außer dieſen Premières, welche die Spalten der Frühſtücks-Zeitungen am lendemain mit Senſations-Artikeln füllen, um ebenſo raſch verſchlungen wie vergeſſen zu werden, giebt es in der Theater-Chronik künſtleriſch merkwürdige erſte Darſtellungen: ächte, rechte Schlachtabende, an denen es ſich um Sieg oder Niederlage eines Princips handelt; Wendepunkte in der Geſchichte dramatiſcher Poeſie und Kunſt; Opfer- oder Grenzſteine zwiſchen verſchiedenen Epochen, auf welchen Dichter und Schauſpieler geboren oder geſchlachtet werden.

Solch eine Première war die erſte Aufführung von Corneille's Cid (1636); denn an dieſem Abend ſchlug der Dichter mit der guten Toledaner-Klinge ſeines romantiſch-ſpaniſchen Helden nicht blos die Pariſer Akademie, ſondern auch den großen Kardinal Richelieu auf's Haupt. Solche Premières waren die von uns geſchilderten erſten Darſtellungen des Tartufe von Molière (5. Februar 1669), des Tollen Tages von Beaumarchais (27. April 1784). Solch eine Première war die erſte Aufführung des Ernani (25. Februar 1830); denn an dieſem Abend ſchlug abermals eine junge Romantik die alternde Claſſik aus dem Felde, ſogar aus ihrem feſten Feldlager, dem Théâtre français heraus. Solch eine Première war diejenige, mit welcher wir uns jetzt näher beſchäftigen wollen: die Première der Räuber (13. Januar 1782). An dieſem Abend kam Schiller zur Welt. Er ſelbſt ſpricht das aus, wenn er einige Tage nach der Epoche machenden Aufführung ſchreibt: „Wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir beſitzt, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen. Ein emphatiſcher Ausſpruch, aber nicht ein übertriebener. Denn in Wahrheit und Wirklichkeit wird der dramatiſche Dichter nicht an demjenigen Tage geboren, den das Kirchenbuch verzeichnet. Bei Shakeſpeare iſt dieſer Tag bis zur Stunde bekanntlich unbekannt, und bei Schiller, dem volksthümlichſten unſerer Dramatiker, drohte er, vor Ablauf eines Jahrhunderts, unbeſtimmt zu werden, zwiſchen 10. und 11. November ſchwankend. Der dramatiſche Dichter wird geboren an dem Abend, an welchem ſein erſter durchſchlagender Erfolg das Lampenlicht der Bühne erblickt, der erſte donnernde Applaus die Wände des überfüllten Hauſes beſchreit.

Die Premières der Oper ſind ſeltener und minder Entſcheidung gebend, als die des Schauſpiels. Von Gluck's Iphigenie ſagte der Meiſter ſelbſt am Morgen nach der Première niedergeſchlagen: „Elle est tombée“; worauf ein weiter blickender Freund tröſtend verſetzte: „Oui, tombée du ciel!“ Auch Mozart hat nicht immer am erſten Abend geſiegt, Tannhäuſer ſeine Bußfahrt vom Venusberg auf das Capitol etappenweiſe zurückgelegt, die Stumme nur durch das Sturmjahr 1830 in einem kühnen Balletſprung ihr Ziel erreicht.

Alle dieſe Abende aber haben Eines mit einander gemein: ſie ſind nicht allein Epochen in der Bühnenwelt, ſie ſtehen mit Wendepunkten auf der Weltbühne in tiefem Zuſammenhange, als künſtleriſche Ausbrüche politiſcher oder ſocialer Kriſen.

Man kann dieſen Satz nicht oft genug wiederholen, nicht ſcharf genug durch Beiſpiele beweiſen. Oder hat vielleicht der Eleve Schiller in der Manſarde der hohen Karlsſchule die Titanenſtürme ſeines Karl Moor zufällig geträumt, hat er ſeine Räuber künſtlich erfunden, künſtleriſch geſtaltet? Gilt der beiſpielloſe Erfolg, der das Stück auf der Bühne empfing und wie ein Wirbelwind durch Deutſchland trug, ſogar nach Frankreich hinüber, wo die deutſche Schaubühne damals noch ein unentdecktes Land war, — gilt dieſer Erfolg dem Kunſtwerke des Dichters, dem Meiſterſpiele ſeiner Darſteller allein und zuletzt? Nicht doch, wer genauer hört, der erkennt es, daß in den Applauſen der Mannheimer Gallerie der erſte Donner des Gewitters grollt und dröhnt, das volle ſieben Jahre ſpäter in die Baſtille einſchlug. Dieſſeits wie jenſeits des Rheines zucken die erſten Stöße des noch nicht beruhigten Erdbebens im Theater, das ja, wie Vater Shakeſpeare ſagt, dem Jahrhundert und dem Körper der Zeit den Abdruck ihrer Geſtalt zeigen ſoll. In dieſem Sinne iſt es keine kritiſche oder rhetoriſche Pointe, es läßt ſich vielmehr Zug für Zug nachweiſen, daß Karl Moor und Figaro Zwillinge ſind, die dramatiſchen Dioskuren der Revolution; Karl Moor iſt ihre tragiſche Maske, Figaro die komiſche, — Karl Moor ihre ethiſche, philoſophiſche, idealiſtiſche, mit einem Worte ihre deutſche Seite, Figaro die praktiſche, reale, ſociale, wiederum mit einem Worte: die franzöſiſche Gegenſeite. Bedurfte es eines äußeren Zeugniſſes für dieſe innere Wahlverwandtſchaft, ſo würde daſſelbe unwiderſprechlich darin liegen, daß niemand anders als Beaumarchais, der Dichter des Figaro, die Ueberſetzung der Räuber in das Franzöſiſche veranlaßt hat. [illegible] gands. Imité de l'allemand par le citoyen La Martelière. Paris. 1793.)

Indem wir nun, nach Aufſtellung dieſer allgemeinen Geſichtspunkte, übergehen zu unſerer Aufgabe, der Geſchichte der erſten Aufführung der Räuber, ſetzen wir als bekannt voraus: ſowohl den Dichter, als das Stück, um welches es ſich handelt, die perſönlichen Drangſale und Kämpfe, unter denen es entſtanden, die Schwierigkeiten, die es zu überwinden gehabt, ehe es im Selbſtverlage des Dichters vom Stapel gelaufen. Die Räuber liegen gedruckt vor; wie gelangen ſie, wo und wann auf das Theater?

Auch bei Beantwortung dieſer Frage brauchen wir uns bei oft genannten Namen und viel beſchriebenen Dingen nicht lange aufzuhalten. Bekanntlich iſt Mannheim die Wiege des Rieſenkindes geweſen, Intendant Dalberg ſein Pathe, Buchhändler Schwan der Gevatterbitter. Sehen wir aber zu, wie bedeutungsvoll und einflußreich gerade dieſe drei Namen für die Erſcheinung der Räuber geworden ſind.

Das Mannheim von 1780 war, wie Schiller ſelbſt geſagt, „das Paradies der Muſe“. Sein enthuſiaſtiſcher Landsmann art Schubert ſchildert es in der deutſchen Chronik folgendermaßen:

„Wenn Apoll und die Muſen ſich in Deutſchland niederlaſſen wollten, ſo würden ſie gewiß Mannheim wählen. Welch ein Platz für ſie! Den gnädigſten und einſichtsvollſten Fürſten zum Beſchützer; ſanftes Klima, wie unter griechiſchem Himmel; hier der ſtille Neckar, dort der majeſtätiſche Rhein; ächter deutſcher Wein zur Begeiſterung und die prächtige Bibliothek; eine reichſte Gallerie, mit den größten Meiſterwerken der Kunſt geſchmückt, und dann der prächtige Antikenſaal, der den Embryo eines neuen Winkelmann's aus dem Schlummer wecken kann! — Können's die Muſen auf ihrem Pindus beſſer haben?“

Allerdings hatten die Mannheimer Muſen den Muſenhof Karl Theodor's an München verloren und zwar ſchon vor 1780; allein ihr Theater war ihnen geblieben, und dieſem ein empfängliches und bewegliches Publikum, dem Schauluſt und Theaterbedürfniß im Blute liegt, vielleicht als ein überrheiniſcher Tropfen. Keine Stadt that und thut bis zur Stunde aus eigenen Mitteln für ihre Bühne ſo viel wie Mannheim, das nicht blos in Kriegsſtürmen und Revolutionszeiten mit Verluſten und Opfern ſeinem Theater hold und treu bleibt, ſondern das ihm auch in den ſchlimmeren Zeiten des allgemein ſtagnirenden Intereſſes und materieller Abziehungen mit gleichmäßiger Theilnahme folgt.

An der Spitze dieſes Theaters ſtand damals und noch lange nachher, von 1778 bis 1803, ſein Gründer, Heribert von Dalberg, der Intendant wie er ſein ſoll, und, leider, nicht immer oder nicht mehr iſt, ein Mann, bei deſſen Andenken noch heutzutage mancher junge Dichter, mancher ſtrebſame Schauſpieler den verklungenen Ruf der Reichstage ſehnſüchtig, aber vergebens wiederholt, den Ruf: Iſt kein Dalberg da?! Seine Verwaltung hat Epoche gemacht in der deutſchen Theatergeſchichte: er riß die Initiative im Bühnenleben, die bis dahin Hamburg unter Schröder beſeſſen, die ſpäter Weimar durch Goethe geerbt, mit einem ebenſo kühnen als ſicheren Griffe an ſich, er bildete aus den Trümmern der Gotha'ſchen Bühne, einer Schöpfung des verſtorbenen Eckhof, und aus den Ueberreſten der am Rhein geſcheiterten Seyler'ſchen Geſellſchaft ein Perſonal, das an Friſche wie an Mannichfaltigkeit ſeines Gleichen ſucht, er baute ein Repertoire auf, welches Schiller's und Goethe's Jugendwerke, Leſſing und Shakeſpeare, die bürgerlichen Schauſpiele von Schröder und Iffland, Kotzebue's Debuts umfaßt.

Eines Mannes wie Dalberg, einer Stadt wie Mannheim, nur und gerade ihrer bedurfte Schiller, bedurften die Räuber, um ihre theatergeſchichtliche Miſſion zu erfüllen. Setzen wir einmal in Gedanken den Fall, die Räuber wären dem ehrlichen, aber alternden Schröder in die Hände gerathen, welcher Hamlet und Othello in glücklich ausgehende Familiendramen zuſchnitt, ſie wären in ähnlich verſtümmelter Geſtalt zuerſt vor dem ſpecifiſch ſchweren Hamburger Publikum aufgeführt worden: wie ſähe es um ihre Erſcheinung, ihre Verbreitung, ihre Wirkung ſo himmelweit anders aus! Wiederum ein Beiſpiel, wie viele Factoren nöthig ſind, wie ſie gerade im rechten Augenblicke und an rechter Stelle zuſammenwirken müſſen, um die für die Geburt eines dramatiſchen Meſſias günſtige Conſtellation herbeizuführen!

Daß Schwan als Geburtshelfer gedient, iſt bereits erwähnt worden. Er war ein Theater-Agent, wie Dalberg ein Theater-Intendant, ohne eigenes Intereſſe, voll von jener Theaterleidenſchaft, die damals in Mode kam, wie ſie jetzt außer Mode iſt, dabei geſchäftskundig, weltklug, erfahren. Wie er früher Leſſing und Eckhof für die Mannheimer Bühne zu gewinnen geſucht hatte, die freilich dem Rufe nicht Folge leiſteten, ſo führte er ihr diesmal mit glücklicherem Erfolge Schiller zu. Heil und Dank dafür dem wackeren Schwan! Er iſt es, der den gefangenen, gebannten Gralritter im leichten Nachen den Neckar hinab, über den Rhein gezogen hat, an ein Land, das für den glücklichen Entdecker und Eroberer eine neue Welt zu werden beſtimmt war.

Sonntag den 13. Januar 1782 betrat Schiller den Boden dieſer Welt. Freitag den 11., bei Nacht und Nebel, war er von Stuttgart entwiſcht. Das Stück ſelbſt, 1777 begonnen, 1780 vollendet, 1781 gedruckt, hat ein Jahr gebraucht, um aus der Preſſe auf die Bühne zu kommen. Nathan und Fauſt ſind noch weit langſamer gereiſt, und auch in unſeren Tagen ſollen, ſo jammern wenigſtens die dramatiſchen Dichter, für Theatermanuſcripte noch keine Eiſenbahnen und Telegraphen erfunden worden ſein.

Das Theater von Mannheim war damals weder ſo groß, noch ſo ſtattlich von außen und im Inneren, wie es uns heutzutage entgegentritt. Erſt ſeit einigen Jahren diente das Haus, früher Arſenal geweſen, dem friedlichen Cultus der Muſen. Wunderlicher Anachronismus! Aus einer Zeit, die Zeughäuſer in Schauſpielhäuſer umwandelt, ſind wir fortgeſchritten in eine Epoche der entgegengeſetzten Metamorphoſen: ſo manche Theater werden gegenwärtig geſchloſſen oder zu anderen Zwecken um- und ausgebaut, während Kaſernen, Militärſpitäler, Zeughäuſer wie Pilze aus dem blutgedüngten Boden ſchießen . . . . .

Der Theaterzettel unſerer merkwürdigen Vorſtellung lautet folgender Maßen: „Sonntag den 13. Jänner 1782 wird auf der hieſigen Nationalbühne aufgeführt: Die Räuber, ein Trauerſpiel in ſieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfaſſer, Herrn Schiller, neu bearbeitet.“ Am Fuße des Programms iſt die Warnungstafel angebracht: „Wegen Länge des Stücks wird heute präciſe fünf Uhr angefangen.“

Ob eine ſolche Anzeige, gegenüber einem heutigen Publikum, die Aufführung nicht geradezu unmöglich machte? Wir haben uns hie und da an Sonn- und Feiertagen zu Nachmittagsvorſtellungen, um 2 Uhr beginnend, bequemt. Aber um 5 Uhr, wenn der erſte Rang dinirt, der zweite „jauſenet" oder veſpert, der dritte noch nicht Feierabend macht, — nein, um 5 Uhr bringt uns auch keine Räuber-Première in's Theater, ſo wenig wie wir uns Trauerſpiele in ſieben „Handlungen", zu deutſch: Akten, gefallen laſſen. Fünf iſt unſer Maximum, das Vor- oder Nachſpiel, das uns der Dichter oder der Regiſſeur ausnahmsweiſe zumuthet, vom Uebel.

Anders die theaterluſtigen Pfälzer von 1782. „Aus der ganzen Umgegend", — ſo ſchreibt der treue Reiſe- und Leidensgefährte Schillers, der treffliche Spielmann Andreas Streicher, — „von Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer u. ſ. w. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeſtrömt, um dieſes berüchtigte — (sic!) — Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künſtlern aufführen zu ſehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuſchender Wahrheit gaben und nun hier um ſo ſtärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheurer und ſchrecklicher die Gegenſtände waren, welche dem Zuſchauer vorgeführt werden ſollten. Der kleine Raum des Hauſes nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde, eine Loge zu erhalten, ihre Sitze ſchon Mittags um Ein Uhr zu ſuchen und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte!"

Beſchäftigen wir uns, ehe die Ouverture beginnt, mit dem Stück. Daſſelbe hat weſentliche Veränderungen erlitten, theils von des Dichters eigener Hand, theils von fremder. Wer die gedruckte und die dargeſtellte Ausgabe mit einander vergleicht, wird beinahe zwei verſchiedene Werke finden, von denen aber, nach des Verfaſſers eigener Anſicht, die Theaterausgabe auch nach poetiſcher Seite der Litteraturausgabe vorzuziehen iſt. Schiller hat in der unglaublich kurzen Zeit von Auguſt bis October 1781 die „Umſchmelzung" ſeiner Dichtung, deren „Theatraliſirung" vollendet. Wie er dabei zu Werke gegangen, beweiſt uns, daß er von Haus aus nicht allein ein dramatiſcher Dichter, ſondern auch ein Theaterdichter geweſen.

daß er inſtinctmäßig, intuitiv die inneren wie äußeren Anforderungen und Geſetze der wirklichen Bühne erkennt, die der Pfuſcher niemals, der Handwerker nur nach jahrelangem Experimentiren lernt, und daß der vorherrſchende Zug ſeiner Natur ihn unwiderſtehlich auf das Theater treibt. Der erſte Griff, den der noch nicht zwanzigjährige Jüngling thut, zeugt für eine Meiſterhand. Die Räuber: da iſt ein Stoff, der in der Luft, in der Stimmung der Zeit liegt, ihr Grundton, welcher, bevor und nachdem er auf der Bühne angeſchlagen worden, in zahlloſen Romanen an- und nachklingt. Karl Moor: da iſt ein Held, den der Dichter, ſelbſt ein gefeſſelter Prometheus, zum Träger ſeiner revolutionären Weltanſchauung machen kann, in welchem bei aller Objectivität des Stoffs ſeine Subjectivität vollkommen aufgeht! Franz Moor: da iſt ein Gegenſatz, wie ihn das Drama als wirkſamſtes Motiv bedarf, wie er ganz ſpeciell in einer Menge früherer und gleichzeitiger Stücke, in Klinger's Brüdern, bei Leiſewitz, freilich unvergleichlich ſchwächer, benutzt worden. Und dieſen Stoff, dieſe Charaktere erſchafft der Zögling der hohen Karlsſchule, der Regimentsmedicus, der vom Leben nichts geſehen hat, als Stuttgart, obendrein mit der Perſpective auf den Hohenasperg! Dieſe beiden Rollen, welche für Helden- und Charakterſpieler eine neue Aera bezeichnen, deren Gränze jetzt noch nicht überſprungen, deren Tiefe bis heute nicht erſchöpft worden iſt, es ſchreibt ſie ein Poet, welcher außer franzöſiſchen Operetten, aufgeführt vor einem frivolen Hof und einer morſchen Geſellſchaft, und außer den Feſt- und Gelegenheitsſpielen der Eleven und der Demoiſellen, kaum einer ſceniſchen Darſtellung beigewohnt, der ſich ſogar einmal ſelbſt als Mitwirkender bei einer ſolchen Gelegenheit unſterblich blamirt hatte. Welche Rieſenſchritte der Genius, einmal auf ſeine Bahn gebracht, zurücklegt! Zuerſt: er nimmt ſeinen Stoff aus einer mageren Novelle im Schwäbiſchen Magazin, die er ſofort als dramatiſch erkennt, ſofort in's Drama umſetzt. Unter welchen weſentlichen Veränderungen der beibehaltenen Grundzüge geſchieht dies?

In der Novelle geht Karl, von der Univerſität entlaufend, unter die Soldaten, hernach gar als Knecht zu einem Bauern; als ſolcher rettet er des Vaters Leben und wird glorreich reſtituirt.

Franz, der vater- und brudermörderiſche Böſewicht, erhält, nachdem er entlarvt iſt, vom Vater Verzeihung, vom Bruder ſogar eine Penſion und wird Pietiſt. Was für eine barocke Hiſtorie! Lag nicht die Gefahr namentlich für den jungen und den deutſchen Dichter nahe, ein rührendes Familienſtück daraus zu machen? Statt deſſen, welches ächte Drama hat Schiller daraus geſchaffen! Und wiederum: aus dieſem ächten Drama, das er ſelbſt nicht für das Theater geeignet hielt, welches feſte Bühnenſtück ſchafft er daraus, ſobald ihm das lebendige Theater entgegenkommt! Nicht genug, daß er die Hälfte ſtreicht, vorweg einmal alle lyriſchen, mit ſo viel Liebe eingelegten Beſtandtheile, mit Ausnahme des Räuberliedes, der harmloſen Marſeillaiſe des Bruder Studio; nein, er ändert vielfach die Charakteriſtik, die Oekonomie des Stückes, er ſchiebt neue, ſtärkere Motive unter, er erfindet eine andere, viel beſſere Kataſtrophe, er wirft müßige Figuren und Scenen kurzer Hand zum Tempel hinaus. Franz, in erſter Anlage ein raiſonnirender Böſewicht, wird in Handlung und Bewegung geſetzt; er erhält neue, meiſterhafte Monologe, wie den im 4ten Act. Hermann's Gegenintriguen, ſeine große Scene mit Franz werden völlig umgeſchaffen. Die Verurtheilung Franzens, wie die Aufopferung Amaliens durch den Geliebten ſind in der Umarbeitung Bilder, wie ſie, ſo ſagt Schiller ſelbſt, auf keinem Schauplatz erlebt worden.

Alle dieſe Veränderungen, zu welchen Dalberg's Erfahrung Wünſche und Winke hergiebt, werden von Schiller ausgeführt mit einer Beſcheidenheit und Bereitwilligkeit, die nicht alle dramatiſchen Anfänger beſitzen, auch wenn ſie im Uebrigen keine Schiller ſind oder werden. Der junge Dichter bewährt darin, dem mächtigen Hof- und Weltmann gegenüber, in der That jene Anlage zu praktiſchen Geſchäften, die der feine weibliche Blick einer Freundin in ſeiner ſonſt ſo hoch und idealiſtiſch gearteten Natur herausgefunden hat. Während er in Hauptſachen, in ſo zu ſagen principiellen Fragen, vom Rechte der Poeſie nicht um ein Haarbreit nachläßt, zeigt er ſich in formellen und äußerlichen Dingen biegſam und gefügig. Ja, er ſchmeichelt ſogar dem „Reichsfrei-Hochwohlgeborenen, insbeſonders Hochzuverehrenden Herrn Geheime Rath“ mitunter mehr als eben billig oder nöthig iſt. Eine Einlage von

Dalberg, die in Wahrheit als ſchwach und unhaltbar ſich herausſtellt, findet er „fürtrefflich“. Nach Dalberg's Anſicht ſoll ſich Amalia eigenhändig erſtechen. Schweizer ſagt zum Schluſſe, als Moor ſie fortbringen heißt: „Weib, wo ſollen wir dich hingeleiten?“ Worauf Amalia mit faſt komiſchem Pathos ausruft: „In die Ewigkeit“, einem Räuber den Dolch entreißt, ſich ſelbſt durchbohrt und den Geliebten erſucht, er möge ihr bald nachfolgen. Von dieſer reichsfreien Hochwohlgeborenen Intendanz-Variante ſchreibt Schiller, er würde ſtolz darauf ſein, ſie gemacht zu haben. Dabei iſt der Schelm aber doch klug genug, bei der Ermordung Amaliens durch Karl ſtehen zu bleiben; er ändert nur, auf Dalberg's Rath, das Mordgewehr. Statt des urſprünglichen Dolchs wird die Piſtole genommen; Dalberg meint, das ſei „räubermäßiger“. Darüber läßt ſich am Ende rechten, ob ein Stilet oder ein Terzerol zum Banditen beſſer paßt; aber ſicher iſt, daß der Schuß draſtiſcher wirkt als ein Stich. Der Dolch iſt die Waffe der klaſſiſchen Tragödie; die Romantik braucht Gift oder Pulver und Blei.

Dergleichen einzelne Züge zeigen uns, wie ſorgfältig und bis in jede Einzelnheit erſtreckt die gemeinſame Arbeit des Dichters und des Theaterdirectors ausgeführt worden. In Schiller's Briefen an Dalberg, die gedruckt vorliegen, ein kleines, aber höchſt lehrreiches Buch, ſtehen die unvergänglichſten Spuren jener geheimnißvollen Wechſelwirkung zwiſchen dem Dramatiker und der Bühne. Er iſt nichts ohne ſie: erſt auf den Brettern gelangt er, wie zu voller Wirkung, ſo auch zum Bewußtſein ſeines eigentlichen Berufs; er wird, wie Schiller es geſagt hat, auf der Bühne erſt geboren, er wird, fügen wir hinzu, durch und für die Bühne erzogen. Der Abſtand von den Räubern zu Wallenſtein mag unſere Behauptung beweiſen. Die Bühne ihrerſeits iſt nichts ohne den Dichter, den ſtrebenden, lebenden Dichter; ihr Zögling zuerſt, wird er zuletzt ihr Meiſter, der Demiurgos der vollen, bunt bewegten Welt zwiſchen Podium und Soffiten.

Ueber dieſen orientirenden Blicken in das Soufflirbuch iſt die fünfte Stunde, Schiller's Geburtsſtunde, herangekommen. Athemloſe Stille im brechend vollen Hauſe. Der Schauplatz ein alterthümliches Gemach, das „Porzellainzimmer“ im Mannheimer Dekorationsinventar geheißen. Rechts der Lehnſtuhl des alten Moor, Herr Kirchhöfer. Darüber lehnt ein junger, ſchmächtiger Mann, mit blaſſem Geſicht, mit ſchlichten, dunkeln Haaren; eine weiche, die Worte etwas dehnende Stimme ſetzt ein: „Aber iſt Euch auch wohl, Vater? Ihr ſeht ſo blaß!“ Reſpekt vor dem Manne; er heißt Iffland, und er creirt den Franz Moor. Jedoch iſt das nicht der Iffland, welchen wir aus Berliner Coſtümebildern kennen, wohlbeleibt ausſehend, wie ein lebendig gewordenes Portrait aus ſeinen Familienſtücken. Nicht dieſer alternde Iffland iſt unſer Franz Moor, ſondern der 20jährige Jüngling, welcher mit dem 23jährigen Beil und dem 17jährigen Beck, eben aus Gotha, aus Eckhofs Schule, angekommen, in Mannheim die Blüthezeit ſeiner eigenen Künſtlerſchaft und eines Freundſchaftsbündniſſes mit jenen Beiden feiert, das in der Theatergeſchichte ohne Beiſpiel ſteht. Franz Moor ward eine ſeiner beſten Rollen, ein Paradepferd auf Gaſtreiſen, das überall zog. Am erſten Abend ſpielte er ſie, nach Schiller's eigener Aeußerung, über deſſen Erwartung; Schiller und Streicher verſichern, daß ſeine Darſtellung alles Uebrige weit überragt habe, und daß erſchütternd, ja zermalmend der Eindruck geweſen ſei, als er, nach der Erzählung ſeines Traumes vom jüngſten Gericht, bei den nur halblaut geſprochenen, gepreßten Worten: „Ja, ja, es richtet Einer über den Sternen,“ zuſammenſank, die Lampe in der Hand, welche ſein geiſterbleiches Geſicht beleuchtete. Die ſpätere Kritik hat dies Lob nicht unbedingt unterſchreiben können: ſie fand, daß Iffland das ſchrankenloſe Uebermaß, die dämoniſche Verruchtheit der Rolle nicht zu erreichen vermochte und deswegen einen kalten, raffinirenden Böſewicht gab, indem er die Steigerung des Effects durch pſychologiſche Uebergänge und namentlich durch ſeine maleriſche Declamation herausbrachte.

Karl Moor war Böck. Schiller erſchrak beim Anblick ſeines Helden. Er hatte ſich ihn groß und hager gedacht, und ſiehe da, eine kleine unterſetzte Figur, ein volles Geſicht mit einer Stumpfnaſe ſtürzte auf ihn herein. In der Folge verſöhnte das hinreißende Feuer ſeiner Rede und ſeines Spiels mit der erſten Enttäuſchung, und eine ſichere Theaterroutine, worin Böck Meiſter geweſen ſein ſoll, brachte die Rolle zur vollkommenſten Geltung.

Beck, faſt noch ein Knabe, hoch aufgeſchoſſen, mit reinen, kindlichen Zügen, war wie geſchaffen zu Koſinsky, und Beil, der dritte im Freundesbunde, ein trefflicher Schweizer, Meyer kein beſonderer Hermann, aber ein ausgezeichneter Regiſſeur.

Vom alten Vater Moor und von Amalien verſichert der gegen ſich ſelbſt unerbittlich ſtrenge Dichter, es ſei ſeine Schuld, nicht die der Darſteller, wenn nicht viel aus dieſen zwei Perſonen geworden. Amalia, — eine von jenen Rollen, bei denen jede Schauſpielerin mit einem unbeſchreiblichen Blick gen Himmel und in die Intendanzloge fragt, warum gerade ſie verurtheilt ſei, „ſo etwas“ zu ſpielen, — Amalia gab Frau Toſcani, eine im Tone etwas larmoyante Darſtellerin. Sie hielt ſich an die ſentimentale Seite des Charakters, die heroiſche fallen laſſend. Im Allgemeinen hat es, vermuthlich wegen der traditionellen Undankbarkeit der Rolle, wohl kaum eine Amalia gegeben, die deren Bedeutung vollkommen durchſchaut und zur Anſchauung gebracht hätte; die Räuberbraut iſt nicht ſo unbedeutend, ſo paſſiv, wie ſie, auch in des Dichters Augen, ausſieht.

Von anderen Darſtellern als den genannten ſchweigen wir; ihre Namen ſind vergeſſen, modern im Löſchpapier des Theaterzettels. „Die Nachwelt ſticht den Mimen keine Kränze.“

Zur Aufführung übergehend, haben wir zuerſt eines Gewaltſtreiches von Dalberg zu erwähnen, gegen welchen ſeine Schauſpieler und ſelbſt der Dichter Zeter ſchrieen, ohne Erhörung zu finden. Dalberg verlegte das ganze Stück, ſo modern es gedacht, in Charakteriſtik und Sprache gehalten iſt, um dreihundert Jahre zurück, indem er mit großen Buchſtaben auf den Zettel drucken ließ: „Das Stück ſpielt in Deutſchland, im Jahre als Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutſchland ſtiftete.“ Der Regieausſchuß remonſtrirte hiergegen folgender Maßen: „Wir halten uns verpflichtet, Euer Excellenz zu benachrichtigen, daß die allgemeine Stimme wider das altdeutſche Coſtume der Räuber ſich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieſes Stück im Ganzen machen wird, ſchwer zu beſtimmen iſt, ſollten wir im Fall einer nicht ganz erwünſchten Wirkung uns wohl nicht dem Vorwurf ausſetzen, das veränderte Coſtum habe die Wirkung gemindert. Wir wollen nicht erwähnen, wie ſchwer es halten wird, die Charakteriſtik der Räuber in den altdeutſchen Kleidern auszudrücken. Allen jenen Kleidern, wenn ſie auch mit noch ſo viel Geſchmack angeordnet ſind, würde man es anſehen, daß ſie neu ſind gemacht worden. Wir erwarten hierüber Ew. Excellenz Befehle." Dalberg reſcribirte darauf:

„Mag die allgemeine Stimme ſagen, was ſie immer will; Urtheil des Publicums über Stücke kann nur dann Eindruck machen, wenn die Stücke erſt vorgeſtellt ſind. Hier iſt es ſchiefes Vorurtheil einiger mit Schauſpielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können nach allen Begriffen von Theatereffect nicht anders als mit idealiſtiſchem Anſtrich und älterem Coſtüme gegeben werden. Denn, wo iſt nur der geringſte Grad von Wahrſcheinlichkeit, daß in unſeren jetzigen politiſchen Umſtänden ſich eine ſolche Begebenheit zutragen könne? Das Stück in unſerer Tracht wird Fabel und unwahr."

In Bezug auf die Räubercoſtüme ſchrieb er lakoniſch: „Für das romantiſch Paſſende wird geſorgt werden."

Vergeblich wendete Schiller gegen dieſe den Kern ſeines Werkes treffende Veränderung ein, daß die Sprache aller ſeiner Perſonen für Maximilian's Zeiten zu modern klinge, daß viele kleine und große Züge, ſogar Charaktere aus dem Schooße der gegenwärtigen Welt hervorgegangen ſeien, daß ſo wenig Franzens Voltaire'ſche Weltanſchauung, wie Amaliens und Karls Liebesroman in die Ritterzeit paſſe. Auf alle Gründe des Dichters erwiderte der Intendant mit ſeinem inappellablen Veto, zugleich aber ſo wohlwollend und mit ſo triftigen Erfahrungsſätzen, daß Schiller dagegen nicht aufzukommen vermochte. Um ſo weniger, als er ſelbſt, um einen poſitiven Rath befragt, weder eine beiden Theilen zuſagende Epoche, noch ausführbare Vorſchriften für ein etwaiges conventionelles Coſtüm anzugeben im Stande war. Er rieth: „Karl Moor edel, ohne Zierung, nachläſſig ohne Leichtſinn gekleidet ſein zu laſſen; er möge einen Federbuſch auf dem Hut, einen Stock in der Hand tragen." Demnach müßte der Räuberhauptmann ungefähr ausgeſehen haben, wie ein Freibeuteroffizier auf einem der bekannten, kleinen, charakteriſtiſchen Taſchenbuch-Kupferſtiche von Chodowiecki. Dalberg mag gelächelt haben über die naive Garderobeanweiſung des Dichters. Jedenfalls beſtand er auf ſeinem „altdeutſchen" Coſtümvorſchlag.

auf der Zeit des Landfriedens ſtatt des ſiebenjährigen Kriegs. Schiller mußte ſich fügen, ſich in 1495 finden. Und er fand ſich, nachdem das Zugeſtändniß einmal gemacht worden, mit ſolcher Virtuoſität in das neue Gewand, daß er einige glückliche und wirkſame Züge und Farben hinzuthat, um das befohlne mittelalterliche Colorit des Stückes in's vortheilhafte Licht zu ſetzen: ſo die berühmte Apoſtrophe Karl Moors an das Jahrhundert und gegen den Frieden.

Es iſt nicht bekannt, ob in dem Dichter der Räuber jemals der Gedanke aufgeſtiegen, ſein erſtes Stück in erſter Geſtalt zu reſtauriren, Dalbergs wohlgemeinte Uebermalung wegzunehmen, die urſprüngliche Zeit in ihr Recht einzuſetzen. Das Stück hat darum, weil der ſchreiende Contraſt zwiſchen Charakter und Erſcheinung von der Mehrzahl des Publicums kaum bemerkt und dem Erfolg nirgends nachtheilig geworden, mit der gedankenloſen vis inertiae, die auf dem Theater eine ſo mächtige Rolle ſpielt wie in der Welt, ſeinen Weg in Dalberg'ſcher Vermummung bis in die neueſte Zeit fortgeſetzt. Hat es nicht lange genug gedauert, ehe man auf der deutſchen Bühne „Emilia Galotti“ und „Kabale und Liebe“ nicht „modern“, ſondern im Coſtüm ihrer Geburtszeit darſtellte?

Faſt hundert Jahre ſpäter, als Dalberg ſeinen Staatsſtreich aufgeführt, und in ſehr vereinzelten Beiſpielen, haben deutſche Bühnenvorſtände den Verſuch gewagt, das Stück aus der Abenddämmerung des Mittelalters in das Morgengrauen der Revolution, in welchem es geboren worden, vorzurücken. Sie thaten Recht, ja ihre Pflicht, denn unſer Publicum ſieht und hört ſchärfer, faßt tiefer auf, dringt verſtändnißvoller ein, als das vormalige. Die heutige Bildung ward eine univerſelle. Sie giebt dem Mittelalter, was des Mittelalters iſt, und läßt der modernen Zeit ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Richtung, ihren Charakter. Franz im Puder wird erſt der wahre, der Schiller'ſche Franz, und die Studenten-Perückchen, untermiſcht mit maleriſch zerlumpten Deſerteuruniformen und Vagabundencoſtümen, vollenden das Bild einer gegen Staat und Geſellſchaft verſchworenen, von beiden ausgeſtoßenen Miſchlingsrotte. Dem „Ungeziefer eines langen Friedens“, das uns Freund Falſtaff vorführt, ſtehen in den Räubern die Ausgeburten eines eiſernen

Krieges gegenüber, ausgedrückt in der Zerrüttung aller Verhältniſſe, der Löſung aller Bande, wie ſie der Durchbruch einer neuen Aera immer und überall hervorbringt.

Im Uebrigen hatte es ſich der edle Dalberg etwas koſten laſſen, das Stück würdig, ſogar prächtig auszuſtatten. Schiller ſelbſt rühmt, „daß Alles neu und eigens für daſſelbe angefertigt worden“: ſämmtliche Coſtüme, zwei Decorationen, der Wald der Räuber und die freie Gegend am Donauſtrom, die Gemälde in Moors Ahnenſaal, ſogar ein wirklicher, beweglicher Theatermond, der Karls Monolog am Thurme maleriſch begleitete. Die ganze Herrlichkeit hat nach den Mannheimer Theaterrechnungen gekoſtet: 45 Fl. 54 Kr. (rheiniſch) für Malerei; 50 Fl. 45 Kr. für Holzarbeit; 5 Fl. 25 Kr. für Schloſſerarbeit; 14 Fl. 24 Kr. für zwei Gemälde; 28 Fl. 55 Kr. für Statiſten bei Proben und Vorſtellung. Dieſen „Opfern“ ſteht eine Einnahme gegenüber von 223 Fl. 42 Kr. bei der erſten Aufführung, von 180 Fl. 30 Kr. bei der zweiten. Einen Gulden koſtete der erſte Platz, acht Kreuzer der letzte. „Glückliche Zeiten“, ſeufzen da wohl die heutigen Theaterunternehmer, während das verehrliche Publicum ihnen beſchämend zu Gemüthe führt, daß der „noble“ Dalberg nicht einmal am erſten Abend das Abonnement aufgehoben hatte. Wie florirt dagegen heutzutage Vermiethung, Zwiſchenhandel, Agiotage, ſobald ſich nur eine einigermaaßen verſprechende Novität am Theaterhimmel zeigt! Wie viele Tauſende verſchlingt dafür auch die Ausſtattung!

Daß der Eindruck der Räuber-Premiere ein Epoche machender geweſen, das wiſſen wir. Aber weniger bekannt mag ſein, daß ſich derſelbe nicht früher als vom vierten Aufzuge an offenbarte. Die drei erſten Acte, in der damaligen Einrichtung bis zu Karls Monolog an der Donau reichend, nach einem Briefe Schillers an Körner der Höhepunkt des Werkes, gingen in einer dumpfen Gewitterſchwüle vorüber, bei welcher den Darſtellern hinter dem Vorhang ſchlecht zu Muthe werden wollte. Hatten ſie doch, wie ſie es bis zur Stunde faſt bei jeder Novität pflegen, ein ſchlimmes Ende des Wagniſſes vorausgeſagt.

Woher erklärt ſich dieſer Umſchlag am Schluß? Sind die erſten Theile des Stückes minder glücklich als die Mitte oder das Ende

Im Gegentheil: Gerade die raſche, reiche Expoſition, die Scene in Moors Haus, die Studentenſcene, die Scene in den böhmiſchen Wäldern: ſie erweiſen ſich jetzt als ebenſo wirkſam wie die ſpätere Folge. Aber die Zuſchauer mußten ſich, ſo meinen wir, gewöhnen an das Neue, Unerhörte, Ungeheuere der Erſcheinung, die Schauſpieler warm werden in einem Element, von welchem ſie keine Ahnung gehabt. Erinnern wir uns an die deutſche Bühnenliteratur von damals. Allerdings hatte Leſſing das Theater bereits kritiſch gereinigt und befreit, Schröder es hauswirthſchaftlich eingerichtet, Eckhof künſtleriſch ausgebaut; der klare, kühle Ton aus Emilia Galotti, der einfach-kräftige Styl des Götz, die Sprache Clavigo's waren nach Weiſe's, Gotter's, Engel's, Jünger's Plattheiten, nach Cronegks harttrabenden Alexandrinern als Ausnahmen wohl vor das Publicum, noch lange nicht in das Publicum gedrungen. Und was war dies Alles gegen das geiſtestrunkene Pathos Schiller's, gegen ſeine dithyrambiſch fortſtürmende Leidenſchaft, gegen das praſſelnde, blendende Feuerwerk ſeiner Bilder, gegen den dröhnenden Waſſer- und Felſenſturz ſeiner, der von ihm geſchaffenen Sprache? Mußten Hörer und Spieler nicht betäubt ſtehen, nicht ſcheu und irre werden? Doch ehe ſie zur Beſinnung gekommen, ehe ſie ſich Rechenſchaft gegeben über ihre Stimmung, hatte ſie der Poet, der allmächtige, bereits in ſeine Welt hinübergeriſſen. Im vierten Aufzuge, in der Bildergallerie, brach das Eis. Der erſte Beifallsdonner erſchütterte das Haus. Und nun Schlag auf Schlag, Sturm über Sturm, bis im ſechsten Aufzug, der Schloßbrand und Franzens Traum, im ſiebenten, das Gericht der Räuber im Wald, die Spitze erreicht war. Das Theater, ſagt ein Augenzeuge, glich einem Irrenhauſe: rollende Augen, geballte Fäuſte, ſtampfende Füße, heiſere Aufſchreie im Zuſchauerraume; fremde Menſchen fielen einander ſchluchzend in die Arme, Frauen wankten, der Ohnmacht nahe, zur Thüre, es war eine allgemeine Auflöſung wie im Chaos, aus deſſen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht, ein Flüſſigwerden aller Begriffe, aller Gefühle, ein lebendiges Bild, ähnlich dem erhabenen Anblick, den der Guß eines plaſtiſchen Werkes gewährt in der ſpannungsvollen Minute, da des Meiſters weiſe Hand die Form zerbricht und das glühende Erz in Feuerbächen hineinſtrömt in das bis dahin todte Modell.

Dieſer Meiſter ſelbſt aber, der Schöpfer einer neuen Welt, deſſen Geiſt über den durch ihn bewegten Maſſen ſchwebt, Schiller — wo iſt er geblieben? Dürfen wir ihn über ſeiner Schöpfung vergeſſen? Da er im Schauſpielhauſe nicht hervorgerufen worden, — man denke: nicht ein einziges Mal, während heutzutage bei jedem Kindtaufeſchmauſe, und gelte es der ſchwächlichſten Mißgeburt, der ſtrahlende Vater durch ſeine Sippe und Gevatterſchaft mindeſtens ein Dutzend Male vor die Lampen gejubelt werden muß — ſo ſehen wir uns im Zuſchauerraume um nach ihm, dem Vermißten, Verborgenen, Verlangten.

Er hatte ſich, ſo erzählen die Klatſchbaſen der geheimen Literatur-Chronik, auf dem Wege verſäumt, im Wirthshaus zu Schwetzingen, nicht bei einer Guſtel von Blaſewitz alſo, ſondern bei irgend welcher ſtammverwandten Lorele von Schwetzinge'. Es fehlte nicht viel, ſo würde er das Loos ſeines Dichters in der „Theilung der Erde" gezogen, d. h. zu ſpät gekommen ſein und die Stunde ſeiner Geburt beim Schoppe' Markgräfler verſäumt haben, wie de Thou beim Schachſpiel die ſeiner Hinrichtung. Sicher iſt es, daß er, einer der letzten von dem aus allen Weltgegenden herbeiſtrömenden Publicum, kurz vor der Anfangsſtunde, fünf Uhr, auf ſeinem Platz eingetroffen. Dieſer Platz iſt übrigens nicht im Parterre geweſen, allwo vor der Reſtauration des Hauſes in ſeine jetzige Geſtalt Jahre lang von gebildeten Lohndienern reiſenden Enthuſiaſten die Stelle gewieſen worden. Wie hätte man auch einen offenen Parterreplatz an ſolchem Sturmtage reſerviren können? Nein, Schillers Platz war in einer Parterreloge, in jener, ältern Zuſchauergeſchlechtern aus vorgaslichten Zeiten gewiß noch erinnerlichen Troglodytenregion, in welcher außer ernſthaften Kunſtfreunden auch lichtſcheue Damen im Genuß zwiſchenactlicher Bratäpfel und hausfraulicher Strickzeuge, ungeſehen ſehend, ein behagliches Stillleben führten. In der dunklen Parterreloge des Buchhändlers Schwan, hinter dem Stuhle Margarethens, der Tochter deſſelben, ſtand Schiller. Ob in der aufrechten, gen Himmel gleichſam auffliegenwollenden Geſtalt und mit dem ſtarren Anblick der

Augen nach oben, in's Leere, wie ihn die meiſten Bildhauer uns vorlügen, in dem Wahne, ſeine „ideale" Richtung auf dieſe Weiſe am ſinnigſten zu charakteriſiren, oder ob gebeugt und mit geſenktem Haupte, wie Thorwaldſen ihn geſehen, — wer weiß das? Wer weiß es, ob Vaterwonne oder Mutterwehen in der ſchmalen Bruſt, unter der edlen Wölbung ſeiner Stirn vorherrſchten, und ob er, da die verworrenen Geſtalten ſeiner Jugendträume ſichtbar, greifbar vor ihm lebendig wurden, zurückdachte an deren enge Wiege, — die Karlsſchule, oder vorwärts an neue, ſchattenhaft ihn ſchon umgaukelnde Zukunftsgeſchöpfe, Fiesco und Luiſe Millerin?

Die Stunde war jedenfalls entſcheidend für ſein Leben. Der Titane hat ſeine Mutter Erde berührt, der Dichter die Bühne; nun iſt er unüberwindlich. Der junge Cäſar überſchreitet den Rubicon; aber noch ehe er am römiſchen Ufer ſteht, ſieht er im Geiſte ſeinen Triumphzug auf das Capitol.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Im Mannheimer Hauptbuche findet ſich, unter den Schreiner- und Schloſſerrechnungen der Poſten: „Vor die Reißkoſten des Verfaſſers der Räuber 44 Fl." Der hilfreiche Hofkammerrath Schwan hat die vier Carolin vorgeſchoſſen; Dalberg weiſt die Theaterkaſſe zum Erſatz an. Die Originalquittungen ſind noch vorhanden. Alſo die Reiſekoſten werden dem Dichter vergütet; vom Honorar iſt nicht weiter die Rede. Preiſt euch glücklich, Epigonen des Heroen. Lebt ihr doch in einem Zeitalter, welches Theateragenturen, Cartelvereine, Aſſociationen dramatiſcher Autoren und Componiſten kennt, ſogar internationale Staatsverträge zum Schutze des geiſtigen Eigenthumes. Letztere namentlich eine köſtliche Errungenſchaft, welche das deutſche Theater dem Pariſer Modeſchriftſteller zinspflichtig macht, während jede Gegenſeitigkeit bis zum Lächerlichen illuſoriſch iſt. Das hindert aber alles nicht, daß es in Deutſchland noch Stückräuber genug giebt, — aber keine Räuberſtücke mehr.

Die Mannheimer Première wurde nach ſechszehn Tagen, am 29. Jänner, wiederholt; darauf noch drei Male in demſelben Jahre 1782. Verhältnißmäßig ſehr raſch und gleichzeitig folgen Hamburg und Leipzig am 20. und am 21. September 1782 dem Beiſpiel der rheiniſchen Schweſterſtadt. In letztgenanntem Orte verbot der

Magiſtrat für einige Zeit die Aufführung, weil in der Michaelismeſſe ungewöhnlich viel geſtohlen wurde; natürlich nur in Folge des verführeriſchen Beiſpiels auf der Bühne.

Den bacchantiſchen Siegeszug der Räuber über alle deutſchen Bühnen können wir von Station zu Station allerdings nicht begleiten, doch ſei als charakteriſtiſches Merkmal hervorgehoben: daß die ſüddeutſchen Bühnen den norddeutſchen, die Hoftheater den Stadttheatern den Vorrang laſſen; letzteres aus leichtbegreiflichen Gründen. Der wilde Erſtling des Schiller'ſchen Genius paßte nicht in das Maß derjenigen Bühnen, die ſich ſchon um jene Zeit, — auf der Gränze zweier Theaterperioden: die der Auflöſung nahe Principalherrſchaft und das regelmäßige, ſubventionirte Hoftheater, — auf den Boden des letzteren retteten. Deswegen mußte, um den Rieſen auf polizeilich zuläſſige Dimenſionen zurückzuführen, geſtrichen, geändert, eingerichtet, bearbeitet werden. Wie Pilze wuchſen die Nachahmungen, die Seitenſtücke, die Verbeſſerungen (durchgängig Verbalhornungen), ſtellenweiſe ſogar Fortſetzungen auf den Brettern über Nacht empor; lauter Zeugniſſe der tiefgehenden Wirkung, welche, weit über Leſſings und Göthe's Anfänge hinaus, dies erſte „Senſationsſtück" deutſcher Originaldramatik überall erzielte. Für Berlin, wo die Räuber am Neujahrstage des Jahres 1783 einbrachen, hatte ſich Plümicke, der Theaterdichter der Döbbelin'ſchen Geſellſchaft, des verwahrloſten Kindes angenommen; ſeine Bearbeitung, die auch im Druck erſchien und zwei Auflagen erlebte, läßt am Schluſſe dem wirklichen geheimen Oberräuber Schweizer das Richter- und Racheramt: der treue Mann erſticht zuerſt ſeinen Hauptmann, dann ſich ſelbſt. Noch tiefer als Plümicke ſchnitt ein anderer Chirurg, des Namens Thomas, deſſen Machwerk in Stralſund, Roſtock und anderen nordöſtlichen Deutſchländern graſſirte. Seinem Gemüthe oder ſeinem praktiſchen Bühnenverſtande erſchien gleichfalls das Ende zu haarſträubend blutig. Er erbarmte ſich, ließ Karl und ſeine Amalie nicht bloß am Leben, ſondern machte ein glückliches Ehepaar aus ihnen, während Vater Moor in's Kloſter geſchickt wurde und Franz allein mit ſeinem Tode die Zeche zahlte. Dergleichen ſchauderhafte Mißhandlungen ſeines älteſten, bis dahin einzigen Sohnes, vielleicht auch die faſt einſtimmigen Verdammungsurtheile der geſammten Kritik, — ein franzöſiſches Modejournal, das in Mannheim, am Geburtsorte des Stückes, unter dem Titel „Le Potpourri“ herauskam, prophezeite, daß nach einigen Vorſtellungen von fünfſtündiger Dauer das Publicum ſelbſt durch ſein Ausbleiben Gerechtigkeit an dem Monſtre üben und daſſelbe aus der Welt ſchaffen werde; — alle dieſe Vexationen reizten den milden Sinn unſeres Dichters denn doch ſo heftig, daß er beſchloß, ſelbſt eine Fortſetzung des Stückes zu ſchreiben, das er ja auch ſelbſt mit der treffendſten aller Kritiken begleitet hatte. Dieſe Fortſetzung ſollte ein einactiges Monodram werden, betitelt: „Räuber Moors letztes Schickſal“, — (welches Freſſen für gaſtreiſende Virtuoſen, welche bekanntlich auch das Kunſtſtück fertig gebracht, Karl Moor und Franz Moor in Einer, Eigener Perſon zu verarbeiten!) — und die ethiſche wie äſthetiſche Rechtfertigung des Dichters, ſeines Helden, ſeines Werkes bringen. Glücklicher Weiſe hat Schiller den unglücklichen Einfall nicht ausgeführt. Dies blieb jedoch einem fabelhaften Blauſtrumpf vorbehalten, Frau von Wallenrodt, die im Jahre 1801 eine ſechsactige Tragödie in Mainz und in Hamburg verbrach, unter dem verführeriſchen Titel: „Karl Moor und ſeine Genoſſen nach der Abſchiedsſcene beim alten Thurme. Ein Gemälde erhabener Menſchennatur; als Seitenſtück zum Rinaldo Rinaldini.“ Auch ihre gute Seele ſchenkte dem alten Moor, Karl, Amalien das Leben. Karl wurde zwar vom hohen Gerichtshofe zum Feuertode verdammt, aber von Kaiſerlicher Majeſtät nicht bloß begnadigt, ſondern zum Reichsdetective ernannt, mit der angenehmen Sendung, die Gerichtshöfe im Reiche römiſch-deutſcher Nation zu viſitiren und Berichte über deren Wirkſamkeit an den Kaiſer zu erſtatten!

Sehen wir noch an einer Stelle nach den Räubern uns um, die von beſonderem Intereſſe iſt: auf der Pflanz- und Pflegeſtätte der claſſiſchen Dramatik, — Weimar. Dort wurde das Stück unter Bellomo's Direction, nach Plümicke's Bearbeitung, zum erſten Male am 30. November 1784 und bis 1790 weitere ſieben Male gegeben, die beiden erſten Abende mit aufgehobenem Abonnement. Sehr fruchtbar ſcheint daſſelbe an der Ilm nicht geweſen zu ſein; ſchon bei der vierten Aufführung meldet der Zettel: „Um ſich künftighin eines zahlreichen Beſuches ſchmeicheln zu können, iſt der gewählte Platz auf Sechs Gute-Groſchen abgeſetzt worden.“ Sobald Goethe das Regiment übernimmt, verſchwindet Plümicke. Am 28. April 1792 lautet die Ankündigung: „Die Räuber; ein Original-Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Herrn Hofrath Schiller.“ Aber auch in dieſer Geſtalt ſchwingt ſich das Stück nicht zum Lieblingsſtück auf; es ruht ſogar acht volle Jahre, und zwar gerade in der claſſiſchen Blüthezeit von 1803 bis 1811. Die Vermuthung liegt nahe, daß Vater Goethe wohl ebenſowenig Sympathie für daſſelbe beſeſſen, wie Karl Herzog von Würtemberg. Daß die Räuber gerade in Weimar einen epiſchen Schößling getrieben, der ſich, 1799 erſchienen, wuchernd über ganz Europa ausgebreitet, „Rinaldo Rinaldini“ von Vulpius, ſpäter Goethe's „Schwager“, iſt ein artiges Epigramm der Literaturgeſchichte. Das Original-Drama wurde inzwiſchen dort, wie überall, Repertoir- und Caſſaſtück, vornehmlich bei dem 1815 von Karl Auguſt geſtifteten Wollmarkt in jedem Jahr mit Vortheil gebracht. Einer alten Tradition zufolge, die ſelbſt der „geſtrenge Herr Geheimrath und Intendant von Goethe“ nicht umhin konnte zu reſpectiren, geht jedwede Aufführung unter gefälliger Mitwirkung des Bruder-Studio aus Jena vor ſich, und zwar ſo bis zur heutigen Stunde. In hellen Haufen kommen ſie, zu Roß und zu Wagen, von dem altberühmten Muſenſitze an der Saale herüber, ſchwärmen in den ſtillen Straßen Weimars, ſporenklirrend, Tabak dampfend, umher, füllen die Wirthshäuſer und ziehen Abends, Arm in Arm, mit Sang und Klang, in das von ihnen faſt ganz eingenommene Parterre des Hoftheaters ein. Nachdem die erſte Strophe des Räuberliedes auf der Bühne von den Choriſten abgeſungen worden, erhebt ſich ein Senior und commandirt mit Stentorſtimme: „Silentium! Wir werden jetzt das Gaudeamus ſingen. Der erſte Vers ſteigt.“ Darauf ſtehen die anweſenden Studenten auf, bedecken, dem Verbot zuwider, mit bunten Cereviskäppchen die Häupter, bemooſte wie fuchſige, und ſingen etliche Strophen ab, während die Handlung auf der Bühne ſtockt und im Zuſchauerraum aufmerkſame Stille herrſcht. Nach der letzten Strophe heißt es wiederum: „Ex est. Die Vorſtellung kann weiter gehen.“ Und ſo geſchieht es. Im Laufe der Jahre iſt die wunderliche Sitte einigermaßen herunter-, aber nicht abgekommen. Der eigentliche Impuls, ſo zu ſagen der primitive Jugendübermuth fehlt dem eigentlich doch nur als Improviſation Sinn habenden Intermezzo. Der Studentenchor im Parterre wird von Jahr zu Jahr dünner, der Einſatz des Seniors unſicherer. Doch hat man den unſchuldigen Spaß mit Recht zu keiner Zeit abſchaffen wollen, eingedenk, daß er ſelbſt Goethe's Cenſur paſſirte. Wie mir der ſelige Wolfgang Menzel erzählte, der ihn als Jenenſer Burſchenſchafter mitgemacht, verübten die jungen Leute den Unfug hauptſächlich in der pietätvollen Abſicht, „die alte Hofmumie zu ärgern"; mit welchem epitheton ornans Niemand Geringerer als Excellenz Goethe gemeint wurde. Er pflegte ſich, wenn er der Vorſtellung beiwohnte, bei deren ſtürmiſcher Unterbrechung in das tiefſte Dunkel ſeiner Parterreloge zurückzuziehen, welcher das ſpectaculirende Völklein reſpectwidrig den Rücken zukehrte. Als er einmal nicht erſchienen war, zogen die Jenenſer zu einer ſolennen Katzenmuſik vor ſein Haus, am „Plan" gelegen, und da ſie von dort durch den Nachtwächter vertrieben wurden, auf die Gartenſeite an der „Ackerwand", worauf die Fenſter des Arbeitszimmers und des Schlafgemachs des verfolgten Groß- und Altmeiſters deutſcher Poeſie und Kunſt die Ausſicht hatten. Sie ſtiegen ſogar über die Mauer und poſtirten ſich im Hausgärtlein. . . . So iſt es, in der Nähe beſehen, um die Popularität unſterblicher Größen beſtellt!

Last, not least: die Räuber in Wien. Sechzehn Jahre haben ſie gebraucht, um von Mannheim nach Wien zu dringen; dann weitere zweiundvierzig Jahre auf der Reiſe aus der Vorſtadt in die innere Stadt, nach der alten Volksmelodie: „Immer langſam voran!" Am 10. Auguſt 1808 fand die erſte Vorſtellung im Theater an der Wien ſtatt; am 18. October 1850 im Burgtheater. Alſo erſt im nachmärzlichen Wien ſind die Räuber hoftheaterfähig geworden, obendrein unter der ſchützenden Flagge einer Wohlthätigkeitsvorſtellung, da der 18. October in ſeinem Burgtheater-Erträgniß alljährlich der Aushilfscaſſe des k. k. Invalidenhauſes gehört. Auf dem Zettel der erſten Vorſtellung im Vorſtadttheater ward beſonders angekündigt: „Für dieſe Bühne bearbeitet." Es iſt mir nicht gelungen, dieſer Bearbeitung habhaft zu werden;

doch dürfte anzunehmen ſein, daß der Cenſor an derſelben kaum einen geringeren Antheil hatte, als der Dichter und der Bearbeiter. Auf die Ausſtattung des Stückes hat die Direction namhaften Aufwand gewendet, wie daraus zu erſehen, daß der neuen Decorationen (von den Malern Gail und Sacchetti) beſondere Erwähnung auf dem Zettel geſchieht. Die zweite Vorſtellung fand, nach Wiener Sitte, ſchon am nächſtfolgenden Tage ſtatt, mit der Ankündigung auf dem Theaterzettel: „Mit Abkürzungen“. Alſo hat nach der Cenſurſcheere der Polizeihofſtelle noch der Rothſtift des Regiſſeurs im Fleiſche des Dichters gearbeitet. Uebrigens wurde die Vorſtellung bei keinerlei außerordentlichem Anlaſſe, etwa als Feſtvorſtellung, gegeben, wie auch nicht unter Mitwirkung hervorragender Gäſte von draußen. Seltſam muß es erſcheinen, daß Iffland, der um jene Zeit im Theater an der Wien ſpielte, den Franz Moor nicht darſtellte. Dagegen trat der große Mime in Kotzebue's Don Ranudo, Wirrwarr, Pagenſtreiche, Urtheil Salomonis, Verſchwörung auf Kamtſchatka, auch in Menſchenhaß und Reue auf. War das ſeine Wahl? die der Direction? des Publicums?

Lange vor den Räubern hatten ſich Hamlet und Lear in Wien bereits ſeßhaft gemacht, und zwar ebenfalls im Theater an der Wien, deſſen Chronik bis 1808, dem Geburtsjahr der Räuber, in der ſpecifiſch-öſterreichiſchen Kunſt, der Muſik, Mozarts Titus nicht weniger als 29 Male, Don Juan 68 Male, Zauberflöte gar 302 Male aufzuweiſen hat. Doch ward unter dem Segen einer Großſtadt das Verſäumte raſch eingeholt. Im erſten Jahre erreichten die Räuber die Geſammtzahl von 25 Vorſtellungen, im erſten Jahrzehnt (bis 3. Auguſt 1818) von 62 Vorſtellungen. Natürlich mehrten ſich noch ſchneller die Vorſtellungen und die Einnahmen des Stückes im Burgtheater, nachdem daſſelbe einmal erſtürmt worden. Vor der heiligen Schaar der erſten Darſteller in dem Hauſe am Michaeler Platze ziehen wir den Hut: Karl Moor — Joſeph Wagner; Franz Moor — Dawiſon; Hermann — Fichtner; Spiegelberg — Löwe; Schweizer — Anſchütz; Abgeſandter (auch Magiſtratsperſon getauft, ſtatt des urſprünglichen: Pater) — Beckmann. Von ihnen allen lebt Keiner mehr. Aber die Räuber haben ſie alle überlebt, und einige lebensgefährliche Attentate auf ſie dazu, nicht bloß Maëſtro Verdi's Masnadieri, ſondern das Schrecklichſte der Schrecken: Dilettantenvorſtellungen, in denen die akademiſche Jugend von Zeit zu Zeit, bald auf der, bald auf jener Bühne, ſich ſelbſt, unter dem Vorwande irgend eines wohlthätigen Zweckes, eine Güte zu thun beliebt. Das alles haben die Räuber ſiegreich überſtanden. Ich glaube ſogar zuverſichtlich, daß ſie, gerade ſie, der Erſtling Schillers, nach meinem Dafürhalten von keinem ſpäteren Drama erreicht, geſchweige denn übertroffen, leben werden, ſo lange es ein deutſches Volk, eine deutſche Sprache giebt; eine deutſche Bühne, füg' ich nicht hinzu, weil ich viel eher ihren Untergang als den der Räuber für möglich halte. Richard der Dritte, Karl Moors Ahnherr, hat, abgeſehen von dem tiefen Fall, den gänzlichen Schluß der engliſchen Bühne überlebt. Eine Dernière von Schillers Räubern giebt es für mich nicht.

Victor Hugo

und ſein ſocialiſtiſcher Roman: Les Misérables.

I.

„Im Jahre 1833, vor einem Jahrhundert alſo,“ ſchrieb ſcherzend einmal Victor Hugo. („En 1833, il y a cent ans.“) Es liegt ein tiefer Ernſt in dieſem Scherz, denn der Zeitraum eines Menſchenalters umfaßt jetzunder, wenn man die Tage nicht zählt, ſondern wägt, den Inhalt eines Jahrhunderts in minder bewegten Epochen der Weltgeſchichte. Das Leben unſeres Dichters, dermalen drei Viertel eines Jahrhunderts nach dem Kalender betragend, wie viel reicher als an Jahren iſt es an Ereigniſſen, Wechſeln, Wendungen, Kämpfen, Untergängen, Erſchütterungen, wie reich an Thaten und Werken eines Geiſtes, der ſich immer mit dem arbeitenden Weltgeiſte in nächſtem Zuſammenhang erhalten hat? Wer zählt ſeine lyriſchen Erzeugniſſe, von dem Liederfrühling der Oden bis zu den neueſten Großvaterreimen, die Bände ſeiner Novellen und Romane, die Stücke, mit denen er alle Bühnen Europas, wie die der neuen Welt erſtürmt, die Reden, welche er gehalten auf der Tribüne, auf dem Katheder excluſiver literariſcher Geſellſchaften und im lärmenden Club der Parteien, auf dem Stadthaus, dem Marktplatz, dem Eckſtein, dem Kirchhof? Wer ſammelt ſie, die Blätter, die Journale, die Flugſchriften, die Brandbriefe, die er in die Wirbel und Strudel des politiſchen, des ſocialen, des literariſchen Lebens geworfen? Wahrhaftig, dieſer Greis, — den Chateaubriand „l'enfant sublime“ getauft, den Herzoginnen und Gräfinnen auf ihren Knieen geſchaukelt haben (— ächte Vollblutdamen des Faubourg St. Germain, nicht Theaterprinzeſſinnen oder falſche Baroninnen der Halbwelt!), den zwei monarchiſche Dynaſtien wetteifernd ausgezeichnet, gefeiert, gehoben und zwei Revolutionen nicht zu Fall gebracht, der aus der Akademie und der Pairskammer auf die

Barricade und in die Commune geſprungen, ohne den Hals zu brechen, der auf dem Capitol dreimal, als Lyriker, Epiker und Dramatiker gekrönt und vom tarpejiſchen Felſen in das Exil geſtürzt worden, — dieſer Greis iſt uns den wunderbarſten ſeiner Romane noch ſchuldig, den Roman ſeines Lebens!

Die Ziffer Zwei ſpielt in dieſem Leben eine bedeutende, fataliſtiſch zu nennende Rolle. 1802 wird er geboren; er hat das Ereigniß in einer ſeiner ſchönſten Oden gefeiert („Ce siècle avait deux ans“). 1822 wurde ſeine erſte lyriſche Sammlung (Odes et Ballades) veröffentlicht; worauf ſofort die Verleihung einer königlichen Penſion erfolgte. 1832 im Frühjahr kam Notre Dame de Paris heraus, das Meiſterſtück gothiſcher Bau- und Dichtkunſt, auf deſſen Plattform der ſiegreiche Held das Banner der Romantik aufpflanzte; im Spätherbſt deſſelben Jahres verbot die Cenſur ſein wirkſamſtes Drama, Le Roi s'amuse. 1842 ging der Dichter über den Rhein, ſeinen Rubicon; der politiſche Poet verwandelte ſich, in dem Buche Le Rhin, in den poetiſchen Politiker. Der 2. December ſetzte ihn auf die Proſcriptionsliſte; er antwortete, 1852, mit dem Pamphlet: Napoléon le petit, welches der Kaiſer todtſchlug durch den eigenhändigen Zuſatz auf dem Titelblatte: par Victor Hugo le Grand. 1862 brachte die reifſte Frucht ſeines Genies, die zugleich eine bittere ſeiner Verbannung war: Les Misérables, eine wetter-anziehende, nicht wetter-ableitende Spitze des Tendenzromans. 1872 endlich, nach einer abermaligen Sündfluth, erſchien das neue Frankreich, in welchem auch Victor Hugo, mit wechſelndem Erfolg allerdings ſich erneuerte. Er, der ſo Vieles erlebt, — ſo Viele überlebt, — zahlloſe Gegner und Nebenbuhler, aber auch geliebte Kinder, — daß er nur ſich nicht überlebe! Und doch, wer weiß, welcher Wandlungen dieſe mächtige Proteusnatur noch fähig, was in Frankreich, dem Lande der Unmöglichkeiten, alles möglich iſt!?

Von Angeſicht zu Angeſicht habe ich ihn einmal nur geſehen, dieſen Victor Hugo, oder wie er ſich von ſeinen Höflingen gern nennen hörte: Hugo Victor. Das iſt nun lange her, über dreißig Jahre. Als ſein wunderliches Rheinbuch eben ausgegeben worden war, ſtürzte eines ſchönen Abends einer der Commis ſeines Verlegers Delloye athemlos in den beſcheidenen Reſtaurant, in welchem ein Häuflein deutſcher Dichter und Zeitungsſchreiber, je nach dem momentanen Caſſenſtand: äußerſt mäßig oder auch luculliſch zu diniren pflegte, zu Debaize in der Rue Richelieu. „Il est là!“ rief der franzöſiſche Götterbote, in dem Style, mit welchem „Figaro“ den Troupier zu persiffliren liebt. Er hatte uns Nachricht verſprochen, die wir ihn zu ſehen brannten, wann der Unſterbliche einmal im Buchhandlungsladen erſcheinen würde. Nur unſer zwei leiſteten dem Rufe Folge: Herwegh und ich, während Venedey und Rochau, die gleichfalls anweſend waren, in patriotiſcher Entrüſtung uns Vorwürfe machten, weil wir dem Franzoſen nachliefen. Indeß waren wir ſchon drüben, rue des filles St. Thomas, und ſtudirten verſtohlen das (damals bartloſe) Geſicht, die durch nichts hervorragende Geſtalt des Geſuchten. Ein Mann von mittlerem Alter, mittlerer Größe; der Kopf vielleicht, im Verhältniß zu Rumpf und Gliedern, etwas zu groß, inſonderheit die Stirn, die unter dünnem Haarwuchs von dunkler Farbe nicht gewölbt, ſondern aufgetrieben, vorſpringend, übermäßig entwickelt ſich darſtellte. Schöne, tiefliegende, ein mildes Feuer ausſtrahlende Augen, die uns, die unbekannten Fremdlinge, mit einem gleichgiltigen Seitenblicke ſtreiften. Unſer dienſtfertiger Cicerone ſtellte uns vor: „Deux jeunes poëtes allemands.“ und ſo weiter. Unſere Namen waren dem Unſterblichen natürlich böhmiſche Dörfer; erſt der Beiſatz zu dem meinigen: „Correspondant de la Gazette d'Augsbourg“ verſchaffte mir ein gnädiges Lächeln, das dem feſt geſchloſſenen, faſt zugekniffenen Munde gut ſtand. Wie es nicht anders ſein konnte, wurden nur ein paar durchaus inhaltsleere Worte gewechſelt, und wir verſchwanden, im Stillen denn doch nicht ganz zufrieden mit der Begegnung und mit uns ſelbſt, von den zurückgebliebenen Kameraden einigermaaßen ſpöttiſch begrüßt.

Der Dichter glich damals frappant ſeinen Caricaturen, die in Cham's Chemin de la Postérité, im Charivari, im Corſaire, auch in einer bekannten Statuette Dantan's ſtehende Figuren waren. Sie brauchten nur mit ein paar Strichen und Punkten einen Todtenkopf zu zeichnen, um das Haupt der romantiſchen Schule zu treffen. Die Jahre, das Jahrhundert („en 1833 il y a cent ans“) haben das, ſelbſtverſtändlich, von Grund aus verändert. Aus den heutigen

Illuſtrationen oder Zerrbildern ſchaut uns ein rundes Geſicht, nicht mehr ein dreieckiges, entgegen und eine zur Rundung wenigſtens neigende Geſtalt. Es ſieht faſt aus, als wäre die Stirn zurückgetreten gegen die ſich breiter machende untere Hälfte, das Ideale gegen das Realiſtiſche. „Weniger Himmel, mehr Landſchaft“, wie Victor Hugo einmal mit einem paſſenden Gleichniß eine ſolche Veränderung geſchildert hat. Auch ſtarker Baumſchlag iſt als Nachwuchs hinzugekommen und verdüſtert den Geſammteindruck; um Mund, Kinn und Wange, die früher charakteriſtiſch ausgeprägt waren, ſtarrt ein winterlich weißer Vollbart. Dieſe einfältigen Bärte, mit denen die heutige Mode alle Phyſiognomien nivellirt; dumme Geſichter ſehen darunter aus wie bedeutende, und ausdrucksvolle werden verdeckt, verwiſcht, verdunkelt. Kann ſich Jemand Schillers Antlitz mit Schnurr- und Knebelbart denken, oder den Apollinokopf des jugendlichen Byron mit einem Vollbart? Der Bildhauer, welcher einſt die Büſte oder die Statue Victor Hugo's ausführt, wird wohl thun, ſich an den Mann zu halten, ſtatt an den Greis.

Daß er ſie erhält, der Dichter, dieſe Büſte oder Statue, und mehr als das: daß er ſie verdient, ſteht mir über allem Zweifel. Mit ihm ſtirbt einmal der größte Poet unter den gegenwärtig lebenden, das letzte ſchöpferiſche Originalgenie, welches mehr geleiſtet als ein Schock Talente zuſammengenommen, ein ächt univerſeller Kopf, der, obwohl durch und durch, bis zum ſpecifiſch nationalen Typus, ein Franzoſe, doch der Weltliteratur bleibend angehört. Auf dieſe Höhe ſtellt ihn weder ſeine Lyrik, noch ſein Drama, ſondern ſeine eigentliche Stärke: der Roman. Hugo iſt ein großer, mannigfaltiger, Schule machender Lyriker; er bildet im Verein mit Beranger und Lamartine ein Kleeblatt, um welches das lyriſch reichſte Volk, unſer deutſches, den überrheiniſchen Nachbarn beneiden kann. Ebenſo haben ſeine Stücke auf der Bühne Epoche gemacht, obwohl ſie am meiſten unter dem Grundfehler ſeiner Natur leiden: Neigung zur Unnatur. Derſelbe Dichter, welcher den claſſiſchen Meiſtern in den bahnbrechenden Vorreden zu ſeinen Stücken unabläſſig vorhält, daß ſie das franzöſiſche Theater in Feſſeln der Convenienz geſchlagen haben, daß ihre Charakteriſtik unwahr, ihre Leidenſchaft froſtig und falſch, ihre Sprache ſeicht und ſüßlich iſt, derſelbe Dichter, der ſich als Reformator des Theaters proclamirt und auf demſelben die Wahrheit, die Natur, die Geſchichte in ihre Rechte einzuſetzen verſpricht, — was bietet er uns in ſeinen Stücken? Sophiſtiſch gefälſchte Wahrheit, bombaſtiſch überſpannte Natur, tendenziös colorirte Geſchichte! Künſtlich herbeigezogene und mit unerhörtem Raffinement wirkſam gemachte Gegenſätze, in denen ſich überall ſeine Compoſition wie ſein Stil am liebſten bewegt! Mißgeſchaffene Räthſelgeſtalten, die nur in ſeinem überreizten Hirn leben und ein Scheinleben vor dem Publicum einzig und allein durch den Reiz des Häßlichen friſten! Oder iſt Le Roi s'amuse mehr als eine Caricatur des Hofes Franz des Erſten, der wie ein Schenkenheld dargeſtellt wird? Lucretia Borgia als Ideal der Mutterliebe, — Marion de Lorme, die Ahnfrau der Demi-Monde-Typen auf der Bühne, als Ideal hingebender Weiblichkeit, — Marie Tudor, die bigotte Katholikin, als emancipirte Hetäre, — Cromwell als fanatiſcher Narr, — Karl der Zweite als leichtſinniger Abenteurer: haben dieſe Geſtalten hiſtoriſche Wahrheit, athmen ſie natürliches Leben, ſind ſie poetiſch gedacht und gemacht?

Der Erfolg allein giebt Antwort auf die Frage. Lärm genug haben ſie geſchlagen auf den Brettern, dieſe einbrechenden Romantiker, von Ernani an bis zu den Burggrafen; aber ſie ſind ſo ziemlich überall verſchwunden, während die Cids und die Phädras, die ſie vertreiben ſollten, noch am Leben ſind, von Molière's ewig lebenden Luſtſpielen nicht zu reden. Dagegen ſind nicht minder unſterblich als jene claſſiſchen Dramen die Romane Victor Hugo's, des Romantikers. In der breiten epiſchen Form fand der, ungeheuerliche Dimenſionen liebende Dichter, das freie Feld, den weiten Raum, deſſen er bedarf. Sein umfaſſendes, vielſeitiges Wiſſen, ſeine überreichen Studien, ſeine Spielereien und Liebhabereien in allerlei hiſtoriſchem, architektoniſchem, maleriſchem Kram, — in den Epiſoden ſeiner Romane ſucht und findet er Gelegenheit, ſie unterzubringen. Ungeheuer, die auf der Bühne nur den Eindruck des Widerwärtigen machen, wie Quaſimodo oder l'homme qui rit, im Roman können ſie ſich auswachſen wie ſie mögen. Mit der unvergleichlichſten Phantaſie dringt der Dichter in die tiefſten dunkelſten Abgründe der Geſchichte, bewältigt ihre ſprödeſten Stoffe und macht ihre entlegenſten Geheimniſſe bis zur Durchſichtigkeit anſchaulich. In Notre Dame de Paris hat er die ſteinerne Kirche, in den Travailleurs de la mer gar das Element perſonificirt; 1793 iſt ein hiſtoriſcher, les Misérables ein ſocialer Meiſterroman.

Mit dem letztgenannten, den ich für Victor Hugo's ausgetragenſtes und vollkommenſtes Werk halte, möchte ich mich in den folgenden Blättern einmal wieder eingehend beſchäftigen. Wenn dereinſt das Literaturbild des Dichters, ganze Figur, gezeichnet wird, mögen dergleichen Studien an einzelnen Theilen als Farbenſkizzen dienen und verwerthet werden.

II.

Wie bereits erwähnt worden, erſchien der Roman les Misérables im Jahre 1862. Er ſtammt aus dem Aufenthalt im Exil auf der Inſel Guernſey. Ein königliches Exil, Hauteville-Houſe, Hauteville-Garden, Hauteville-Terrace, wohin dem Dichter ſeine Familie, ſeine Freunde und Anhänger, ſeine Schmeichler und Schmarotzer gefolgt waren. Aber wie Frau von Staël aus dem ſchönen Exil am Genfer See ſich zurückſehnte nach dem Rinnſtein der Rue du Bac, ſo hat Hugo wohl auch auf ſeinem Elba das Heimweh geſpürt nach Paris. Dieſem Heimweh und der ſocialiſtiſchen Phaſe in ſeinem Leben ſind les Misérables entſproſſen, während die eigentliche Frucht des Stilllebens an der See erſt ſpäter, in les travailleurs de la mer, gereift. Wunderliches Wider- und Wechſelſpiel zwiſchen den perſönlichen Zuſtänden des Dichters und den Erzeugniſſen ſeines Genius! Der Virtuos in Contraſten, Victor Hugo, ſchreibt in ſeinen Flitterwochen das düſterſte aller Nachtſtücke, le dernier jour d'un condamné; am Strande des freien Meers die Pariſer Kerker, Cloaken, Spitäler, und in Paris die prachtvollſte Schilderung des Meers, die geheimnißvolle Geſchichte ſeiner Grottenwelt, die Sage vom Seemolch!

„Les Misérables“, oder, wie die Ueberſetzung mit zwei Worten und doch abſchwächend ſchreibt: „Die Armen und Elenden.“

Das Wort ſagt, was wir von dem Werk zu erwarten, mit wem wir es darin zu thun haben, mit der Nachtſeite der menſchlichen Geſellſchaft, für welche Hugo den, unſeres Wiſſens, neuen

Ausdruck ſchöpft: la contre-société — jene ſchauerliche Geſellſchaft, die neben und unter der öffentlichen insgeheim lebt, leidet, kämpft, wühlt, wüthet, mordet, ſtirbt. Zur Demi-Monde eine Contre-Société, beide jenſeits des Rheins längſt cour- und literaturfähig! Wie die Camelien-Damen am Schluſſe höchſt empfindſamer Rührſtücke in Roſenmädchen verklärt werden, ſo brach in die Moderomane die Verklärung der Armen- und Diebsviertel unſerer Rieſenſtädte ein, Sitte und Sittlichkeit predigend; Galeerenſträflinge weinten in den Salons und machten die vornehme Welt weinen. Ehedem begab man ſich in dergleichen Regionen höchſtens beim Mondſchein der Romantik, der auch Hugo's Mirakelhof im mittelalterlichen Paris ſo reizend erſcheinen ließ: jetzt iſt der Fortſchritt, ſocialer und literariſcher, ſchon dahin gelangt, daß wir den Bagno im nüchternen nahen Tageslichte, das Schaffot oder die Guillotine im Lichte der Gegenwart ſehen können, ſehen wollen.

Neu iſt in dieſer Richtung nur der allgemeine Zug, welcher zuſammenhängend mit der Strömung des öffentlichen Lebens, alſo wohl berechtigt, die Dichtkunſt, gleich einer Alpenwirthſchaft, von den Spitzen in die Niederungen drängt. Das claſſiſche Epos wie das claſſiſche Drama behandelt Götter, Heroen, Fürſten; das Volk ſpielt Chor- und Statiſtenrollen und ſteht auf dem Theaterzettel in letzter Reihe: Boten, Diener, Volk. Das iſt in der Wirklichkeit anders geworden, wird alſo auch in der Poeſie anders: das Volk redet und handelt mit, ſo dort wie hier. Daß aber Hugo oder Sue oder irgend ein anderer Meiſter des ſocialen Romans in Frankreich dieſen erfunden hätte, das iſt, mit Reſpect zu ſagen, nicht wahr. Sie waren lange vorher da: Bei Boz, der vor Jahr und Tag ſchon das Pelham-müde Publicum aus der excluſiven Sphäre von Belgrave-Square in die Gaunerherbergen, Armenſchulen, Gerichtshallen, Gefängniſſe und Spitäler von Whitechapel-Road führte. Auf unſerem eigenen Grund und Boden finden ſich noch näher liegende Originale der Miſérables- und der Myſtères-Literatur: ihre Helden ſind, bei Licht beſehen, oft nichts weiter, als in den Adelſtand erhobene Räuberhauptleute und Oberhallunken aus den böhmiſchen Wäldern, mitunter gar aus dem Harz, Quedlinburg bei Baſſe. Der wohlbekannte, doppelgeſtaltige Bandit Abällino hat ein durchaus getreues Seitenſtück gefunden im Chevalier de Flouſtignac; ſogar in Seiner Hoheit dem regierenden Großherzog von Gerolſtein. Ehe jemand an Hugo und ſein Elend dachte, ſchrieb unſer alter ehrlicher Spies ſeine „Reiſen durch die Gemächer des Elends und die Höhlen des Jammers". Ja, Spies und Compagnie iſt den vornehmen Pariſer Zunftgeſellen an Kraft der grauslichen Erfindung vollkommen ebenbürtig (ſintemalen ſolche bei beiden Theilen nicht viel zu bedeuten hat), während freilich nicht nur an Bildung und Technik, ſondern auch in der Tendenz ein weſentlicher Unterſchied zu Gunſten der neuen und der fremden offen vorliegt. Der deutſche Räuberroman iſt — abgeſehen von ſeinem nächſten Zweck, Futter für Leihbibliotheken zu liefern — anſpruchslos: er will unterhalten, ſpannen, zuweilen rühren. Der ſociale Roman von Neu-Frankreich tritt anders auf: er ſtrebt zu reformiren, er legt ſich eine politiſche Miſſion bei, er iſt tendenziös.

Mit dieſer Bezeichnung ſtehen wir denn wiederum an dem bekannten Kreuzweg: ob Tendenz-Poeſie überhaupt geſtattet ſei oder nicht? Der äſthetiſche Abſolutismus, welcher gebietet, daß jedes Kunſtwerk, wie die Welt, nur um ſeiner ſelbſt willen, nicht für fremde Zwecke vorhanden ſei, iſt, obgleich in der Theorie wohl und feſt begründet, durch die Praxis geſtürzt worden. Auch Hugo negirt ihn in der Vorrede ſeines Werks, das er geradezu als ein „nützliches" angeſehen wiſſen will, dem Schönheitsprincip ſtracks zuwider. Er ſagt: „So lange das Proletariat unter den Männern, die Proſtitution unter den Frauen noch Menſchenopfer fordert, ſolange Kinder aus Mangel an leiblicher oder geiſtiger Pflege verkommen oder verkümmern, ſolange es überhaupt Elend auf der Welt giebt, ſo lange wird ein Buch wie die „Elenden" nützen.

Es fragt ſich: wozu?

Bekanntlich ſchrieb die Revolution in allen ihren Phaſen ebenfalls das allgemeine Recht auf Arbeit, die Organiſation der Arbeit, die Emancipation des Weibes, der Familie, die öffentliche Erziehung und ähnliche Probleme mehr auf ihre Fahne; gleich bekanntlich gelang es ihr nicht, auch nur eines derſelben zu löſen. Die Lehre von der Geſellſchaft, die jüngſte unter den Wiſſenſchaften, hat kaum den Saum der ungeheuren Sandwüſte, menſchliches Elend genannt, zu erforſchen vermocht. Oft taucht es auf, mitten unter den geordnetſten Zuſtänden, im vollen, blühendſten Staatsleben; das Geſpenſt des Hungers, der Seuche, der Noth, aller Macht ſchreckt und verfolgt und zehntet es die bange Sterblichkeit. Kann die Dichtkunſt ſolche Geſpenſter bannen? So wenig wie es die Revolution gekonnt; auch will ſie, auch braucht ſie es nicht. Sie will, wenn wir Hugo richtig verſtehen, mit ihrem Scharfſinne der Wiſſenſchaft nur als Pfad- und Quellenfinderin in jener Wüſte dienen; wie berühmte Aerzte der Gegenwart will ſie die Diagnoſe ſtellen, das Heilen anderen überlaſſend. Die Schwären und Schäden am Leibe des Lazarus deckt ſie auf und ſpricht: Hier brennt es, löſche irgendwer! Hier ſchmerzt es: wer kann helfen, daß der Menſch nicht ſtirbt?“ Vortrefflich im allgemeinen, vortrefflich auch in der Anwendung auf den einzelnen Fall. Wenn Hugo den Dieb durch ein ganzes Leben voll Wohlthun und Selbſtverleugnung büßen und ſeine Schuld ſühnen läßt, wenn er das gefallene Weib an der reinſten Liebe der Welt, an der Mutterliebe, ſich aufrichten heißt: ſo weit haben wir gegen den „Nutzen“ ſeines Buchs, meinethalben gegen eine wunderthätige Kraft deſſelben, nichts einzuwenden. Aber der Dichter geht weiter. Mit dem Recht, das dem Romanſchreiber wie jedem Geſchichtſchreiber eignet — vielleicht iſt es ſogar eine Pflicht — mit dem Recht Partei zu ergreifen, ſtellt ſich Hugo in dem Kampf zwiſchen Société und Contre-Société auf Seite der letzteren, auf die Nachtſeite, und er thut dies (erſt da liegt der Fehler!) auf Koſten der Wahrheit, der Vernunft, der Logik. Er hängt nicht den Dieb, ſondern den Richter oder doch das Geſetz: das iſt poetiſche Ungerechtigkeit. Er verdammt die Geſellſchaft, weil, nach ſeiner Anſchauung, ſie das Weib zum Untergang verdammt: das iſt unwahr, ſophiſtiſch, ſchändlich. Er ſchiebt der Menſchheit eine angemaßte, blinde Schickſalsgewalt über den Einzelnen zu, während in der ſittlichen Weltordnung weder das „Fatum“ noch die „Geſellſchaft“, ſondern nur der freie und eigene Wille den Einzelnen beſtimmt. Mit dieſem einen Schritt ſtellt ſich der Dichter ſelbſt außer dem Geſetz und beraubt ſich ebenſowohl des „Nutzens“, den ſein Zweckwert ſtiften ſoll, wie des Eindrucks, den er als Kunſtwerk hervorbringen möchte. Die Tendenz iſt aber [illegible] hinausgeſchoſſen, die Poeſie hinter dem übrigen zurückgeblieben. Reizen, ſpannen, aufregen kann das Buch, auch unter Umſtänden praktiſche Folgen haben; wer ermißt, wie viel aus dem Contrat social und den Encyklopädiſten in die franzöſiſche Revolution übergegangen iſt? Eines aber kann es nicht, was ein ganz hausbackener Ausdruck im Deutſchen vortrefflich bezeichnet: es kann nicht *befriedigen*, weil dem Stoff die äußere wie die innere Wahrheit, weil damit dem Ganzen der Abſchluß, dem Kampfe die Verſöhnung abgeht.

III.

Sind die vorſtehenden Sätze und Geſichtspunkte richtig, ſo folgt aus ihnen, daß wir uns weder mit der Erfindung, noch mit der Compoſition der Misérables einverſtanden erklären können. Im Allgemeinen will es uns ſcheinen, als ob das eigentlich und urſprünglich ſchöpferiſche Element nicht die ſtarke Seite franzöſiſcher Poeſie ſei. Sie iſt weſentlich und zu allen Zeiten eine reflectirte, ſecundäre. Ihr claſſiſches Drama war eine bewußte Nachbildung des antiken; ihre romantiſche Bewegung floß aus deutſchen und engliſchen Quellen; für Luſtſpiel und Roman hat ſie fleißig von den Italienern und Spaniern entlehnt, ohne es immer einzugeſtehen. Es waltet da zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Poeſie ein ähnliches Verhältniß ob, wie zwiſchen helleniſcher und altrömiſcher; Werke wie die Iliade, die Prometheus-Trilogie, die Oreſteien hätte kein Römer, das Nibelungenlied, den Fauſt, die Räuber kein Franzoſe ſchaffen können. Der Weltgeiſt ſtellt auch in der Kunſt ein Princip der Nationalitäten auf, nur mit dem Unterſchied, daß er es anders, ſogar umgekehrt auslegt und durchführt wie die neueſte Staatskunſt; nicht einander zerſtören und aufheben, ſondern ergänzen, zur Vollendung des Ganzen verbinden, ſollen ſich die einzelnen, in ſich ver- und geſchiedenen Volksthümlichkeiten.

So viel vorausgeſchickt, keineswegs zu nationaler Selbſtüberhebung, vielmehr zur Entſchuldigung des Fremden, ſtellen wir an den Misérables aus: eine Armuth der Erfindung, welche mit dem Reichthum der Ausführung im Widerſpruch ſteht; die Unverhältnißmäßigkeit der einzelnen Theile, die Eintönigkeit der Grundſtimmung, das unberechtigte Hervordrängen ſubjectiver Anſchauungen und tendenziöſer, namentlich polemiſcher Wendungen. Viel auf einmal. Wir gedenken den Beweis für alles und jedes Einzelne nicht ſchuldig zu bleiben, wie wir in der Anerkennung der Vorzüge und Verdienſte des Werk- und des Dichters nicht minder rückhaltslos als in der Verneinung ſein werden.

Hugo's „Elend“ zerfällt, gleich der Welt, in fünf Theile, die von ſehr verſchiedenem Umfang und Inhalt ſind. Der Schauplatz iſt im Beiſpiel eine Provinzialſtadt im ſüdlichen Frankreich, D— bezeichnet, vielleicht Draguignan; im erſten Theil wiederum eine Provinzialſtadt, aber im Norden, M— an der M—, was ſich Meaux an der Marne, oder auch Mézières an der Maas leſen laſſen würde, wenn nicht die Berechnung einer Entfernung, zwanzig Lieues von Arras, einen andern von uns nicht zu entziffernden Ort beſtimmte. Der übrige bei weitem größte Reſt ſpielt in Paris. Natürlich. Nach dem Centrum ſtreben alle Radien; je entfernter die Peripherie, deſto intenſiver. Die adminiſtrative Centraliſation in Frankreich iſt arg, die politiſche noch ärger, am allerärgſten die literariſche. Jene Titel, in denen Paris vorkommt, ſind kaum noch zu zählen; es gab eine Zeit, wo ſämmtliche Boulevard-Theater auf einmal Stücke „de Paris“, eine andere, wo ſie nur Stücke „du diable“ aufführten. Die Beſonderheit, daß Hugo zwei Schauplätze ſeiner Handlung mit Anfangsbuchſtaben, ſtatt mit dem vollen Namen bezeichnet, wird möglicherweiſe nur den Schein der Wahrheit des Erzählten erhöhen ſollen. In der Regel ſind franzöſiſche Autoren, gleich den engliſchen, nicht ſo discret.

Der unbeſtimmt gelaſſenen Oertlichkeit ſtehen bezüglich der Zeit ſehr beſtimmte Zahlenangaben gegenüber. Die zehn Bände umfaſſen, in ihrer weiteſten Ausdehnung genommen, das ganze Stromgebiet der franzöſiſchen Revolution, wofern der Held des Beiſpiels im Jahre 1740 geboren wird und das letzte Capitel im Frühling 1833 ſpielt. Die eigentliche Handlung beſchränkt ſich indeſſen auf den verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von zehn Jahren, 1823 bis 1833, wenn die Expoſition, 1815 gelegt, nicht in Anrechnung kommt. Hier ſtehen wir demnach auf nahem und feſtem Boden; der Kalender iſt mit ſo viel ächt franzöſiſcher Genauigkeit und Sauberkeit in das

Buch hineingezeichnet, daß der Leſer Geburt, Hochzeit und Tod faſt jeder einzelnen Perſon bis auf den Tag und die Stunde einzutragen im Stande iſt.

Zwei Drittheile des ſehr umfänglichen Ganzen füllt die Erzählung, der Roman aus, zuweilen ſpringend und in kühnen Linien verkürzt, an andern Orten gleich willkürlich gedehnt, und einen an ſich ſchon dünnen Faden bis zum Zerreißen anſpinnend. Ein ſtarkes Drittheil hängt mit dieſem Faden gar nicht zuſammen; es enthält nicht etwa Epiſoden, die wir dem Roman als ſein gutes altes Recht zugeſtehen würden, ſondern gelehrte, hiſtoriſche oder didaktiſche Excurſe. Nun darf zwar die epiſche Dichtung, auf Stätigkeit angewieſen, lang ſein, unter Umſtänden auch langweilig ſcheinen; der Meiſter des geſchichtlichen Romans, Walter Scott, hat bekanntlich von dieſem Privilegium einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Allein was ſie nicht thun darf, das iſt das Hereinziehen durchaus fremder Stoffe und weitabliegender Tendenzartikel in die geſchloſſene Kunſtform. Dieſe Form ſpringt in der Poeſie ſowohl wie in der Plaſtik, wenn in die aus beſtimmten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte glühende Erzmaſſe während des Guſſes ein fremder Körper fällt. Dergleichen Körper hat unſer Roman eine Menge: rudis indigestaque moles. Was ſoll das Buch, der längſten eines, über Waterloo? Die Schlacht von Waterloo hängt ſehr feſt mit der Weltgeſchichte, aber mit der Geſchichte der Miſérables nur äußerſt entfernt und loſe durch einen einzigen Nebenzug zuſammen. Hugo hat 1861 auf einer Wanderung durch Belgien die Wahlſtatt von Waterloo beſucht; welcher Franzoſe thäte nicht daſſelbe? Er findet, daß bei la belle Alliance von Gott und Rechtswegen nicht die Allianz, ſondern der Kaiſer hätte ſiegen müſſen, ja, daß der Sieg bereits ſein geweſen wäre; welcher Franzoſe thäte nicht wiederum daſſelbe? Er beſchreibt uns die Schlacht, das Schlachtfeld, die Schlachtordnung, letztere unter dem Bild eines großen lateiniſchen A, wie ſpäter die Kaiſerchiffre N einen Barricadenbau verſinnlichen hilft, und giebt in den Kauf eine ſachverſtändige Kritik der drei Heere und Heerführer; welcher Franzoſe thäte nicht endlich daſſelbe? Geborene Feldherren ſind ſie alle, der große Hugo, wie der kleine Thiers; das wiſſen wir. Allein wir wiſſen nicht, warum das

Publicum aus einem einzigen Buch, einem Roman obendrein, Alles lernen muß, was ein zum Profeſſor werdender Dichter aus ſämmtlichen Haupt- und Hülfswiſſenſchaften menſchlicher Erkenntniß zu lehren im Stande iſt. Die Erzählung beginnt in einer biſchöflichen Curie; Vorleſung aus der Dogmatik. Sie berührt im Vorübergehen ein Nonnenkloſter; Excurs aus der Kirchengeſchichte mit Citaten aus diverſen Kirchenvätern. Sie hält einen Augenblick im Jahr 1817; Eſſai über die Reſtauration. Sie ſpringt auf 1831 und 1832: Apologie Ludwig Philipp's, nebſt obligatem Angriff des Nachfolgers, wohlweislich verſteckt genug, um ein Verbot nicht herauszufordern. Sie rafft einen Gamin auf der Straße auf; philoſophiſche Abhandlung vom „Atom". Sie redet Argot, das berüchtigſte Gauner-Rothwälſch, welches einem ſocialiſtiſchen Roman ſo nöthig iſt, wie das Franzöſiſche dem gebildeten Deutſchen; philoſophiſcher Excurs über die Sprachbildungen im allgemeinen, und diejenigen der Pariſer Zuchthäusler insbeſondere. Zu guter Letzt wird ſogar bei der Agriculturchemie unſeres Liebig eine Zwangsanleihe gemacht; ein Beſuch in der Cloake bringt uns eine begeiſterte Lobrede auf den Dünger und die genaue Berechnung der jahraus jahrein auf natürlichſtem Weg von der Welt verſchwendeten Nationalreichthümer. Welch ein Apparat und zu welchen Zwecken! Nur bei Jean Paul findet er ſich aus den bekannten Zettelkaſten polyhiſtoriſchen Angedenkens in ähnlich geſchmackloſer Weiſe zuſammengehäuft. Wollte ein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller Gleiches ſich erlauben, ſo würde die einheimiſche Kritik mit einhelligem Zetergeſchrei ausrufen: das enfant sublime habe den bedeutungsvollen einen Schritt — du sublime au ridicule — glücklich zurückgelegt.

Wären alle dieſe Zwiſchenſätze der Erzählung, die Monologe des aus ſeiner Objectivität plötzlich hervorbrechenden Dichters ebenſoviele Oaſen in der Wüſte des Elends, in welchen der Leſer ausruhen, ſeine Blicke getröſtet und orientirend auf die Sterne des Himmels, auf die Friedenspalmen und Heilsquellen der Erde richten könnte, ſo würde man um des Gegenſatzes willen die ebenſo häufigen als langdauernden Unterbrechungen ſich gern gefallen laſſen. Aber weit entfernt von einer verſöhnenden, vermittelnden Wirkung, dienen die gewöhnlich in eine Spitze auslaufenden Excurſe lediglich dazu, das ohnehin dunkel genug angelegte Colorit des traurigen Nachtſtücks nur noch dunkler, hoffnungsloſer erſcheinen zu laſſen. Allerdings wird Niemand unter der Aufſchrift des „Elends" eine heitere Unterhaltung ſuchen. Daß aber in den ſämmtlichen zehn Bänden, die Lichtgeſtalt im Vorſpiel und den Liebeshimmel am alleräußerſten Ende ausgenommen, nicht eine einzige glückliche Figur auftritt, und daß im Gegentheil von allen Schreckbildern der Erde nicht ein einziges dem Zuſchauer erſpart wird, darin liegt unſers Erachtens ein entſchiedener Fehler der Compoſition. Dante's unſterbliches Heldengedicht kennt nicht bloß eine Hölle, ſondern auch den Himmel. Eine fünfactige Oper in einer und derſelben Tonart, B-moll etwa, wäre geradezu unerträglich. Und doch muthen uns die Misérables Aergeres zu. Die Ouverture führt auf das Schaffot. In der Expoſition ſitzen wir neunzehn Jahre lang auf den Galeeren; auch eine Reiſe dahin, eine wahre Höllenfahrt, machen wir nachmals mit. Zur Erholung führt uns der Dichter vor die Aſſiſen, von da in's Hoſpital. In Paris angelangt, kriechen wir, Schritt vor Schritt von der Polizei verfolgt, durch alle möglichen Schlupfwinkel verdächtiger Weibsbilder, fahrender Dirnen, berüchtigter Diebe, Diebshehler, Raubmörder und ähnlicher Ehrenmitglieder der Contre-Société. Schöpfen wir einmal friſche Luft, ſo geſchieht es im Wein- und Tabaksdunſt einer Studentenkneipe oder in den geſchloſſenen Räumen heimlicher Verſchwörer. Ein ganzer Band ſtellt uns auf die Barricade. Pour la bonne bouche wird ein Gericht aus der Unterwelt, aus den „Gedärmen des Leviathan", angerichtet: wie der hinkende Teufel die Dächer von Paris aufdeckt — ein längſt überwundener Standpunkt — ſo Victor Hugo die Rinnſteine. Wir ſehen eine unterirdiſche Welt — von Schmutz, worin unſer Führer gleich trefflich Beſcheid weiß wie in dem obererdigen Labyrinth des Paris von 1480 oder von 1840. Er ſagt uns, daß dieſe Stadt unter der Stadt nicht weniger als ſechzig Wegſtunden (Lieues) mißt, wo ihre Gaſſen laufen, welche Regierung ſie gebaut hat. Alles das beweiſt nur, daß Paris ſeinen claſſiſchen Namen, Lutetia, nicht geſtohlen, ſondern in einer bedeutungsvollen Präfiguration ſeines Berufs empfangen hat. Uebrigens war vor Hugo ſchon ein anderer Poet, der ſeine Mery (Salons et Souterrains de

Paris) in jene Unterwelt hinabgeſtiegen, in welche Hugo den letzten Höllenkreis ſeines Elends ſetzt. Anderthalb franzöſiſche Meilen legt der Held in dieſen düſtern (und nicht bloß düſtern!) Räumen zurück, den halbtodten Liebhaber auf dem Buckel ſchleppend, mit Blut, Schmutz, Staub und Schweiß bedeckt, in ſteter, peinlich ausgemalter Gefahr zu ertrinken, zu erſticken, ſich zu verirren, lebendig begraben zu ſein. Mit ihm athmet der Leſer auf, als er endlich, endlich das Tageslicht wieder erblickt, in demſelben aber auch zugleich den böſen Engel des Helden in Geſtalt eines königlichen Polizei-Inſpectors.

IV.

Wer iſt dieſer Held des Romans, der Träger einer die Wahrheit und die Geſellſchaft auf den Kopf ſtellenden Weltanſchauung? Ein Auswurf eben derſelben Geſellſchaft, un damné social; ein Galeerenſklave, gekleidet in die Farbe, mit welcher die Menſchheit ihre höchſten Gipfel und ihre tiefſten Abgründe verhüllt, in Purpur, in den Purpur des Elends. Le pourpre d'en bas, ſo nennt Hugo die Sträflingsjacke des Bagno; es fehlt nur, daß die grüne Kappe der lebenslänglich Verurtheilten dem Siegeskranz der Martyrer verglichen werde.

Bekanntlich erſcheint das rothe Geſpenſt aus Toulon nicht zum erſten Mal in der Literatur. Vor dreißig Jahren haben zwei Galeerenſklaven die Bühne der Porte St. Martin, und von dort aus, wie billig, ſämmtliche deutſche Hof- und Nationaltheater unſicher gemacht. Auch in Novellen und Romanen iſt der unheimliche Gaſt oft ein willkommener geweſen. Das kitzelnde Behagen an einer gehörigen Gänſehaut liegt einmal ſo tief in der menſchlichen Natur, daß der neue Pitaval weit gieriger verſchlungen zu werden pflegt als der trefflichſte Roman großer Meiſter. Dabei beſtand jedoch bisher die Ueberlieferung, daß der Galeerenſklave in Wirklichkeit und in der Literatur Gegenſtand entweder des Abſcheues und der Furcht oder des Mitleids war. Den Misérables blieb es vorbehalten, ihn als Muſterbild ſittlicher Vollkommenheit zur Bewunderung aufzuſtellen, ſeinem Cultus Altäre zu bauen. Hugo erhebt ihn zum Mittelpunkt ſeines Werks in ſo ausſchließendem

Grade, daß die übrigen Figuren neben ihm verſchwinden, das Ganze faſt eine Biographie des Einzelnen wird, und ſomit eine alte Regel des Romans, Einheit des Helden, in einem neuen Exempel wieder einmal zu Ehren kommt. Aus der unterſten Hölle, durch alle Grade des Fegfeuers wird der Unſelige vor unſern Augen ſelig gemacht. Nach einem mit aller Wolluſt der Grauſamkeit durchgeführten Beatificationsproceß verklärt ihn die Poeſie, obgleich (nicht doch; weil) die Geſellſchaft ihm eine bürgerliche Reſtitution verſagt. Er ſtirbt als Heiliger: ſein Haupt wird genannt la vénérable tête blanche, ſeine Hand l'auguste main. Die Polizei in eigener Perſon, irre gemacht an ihrer geſellſchaftrettenden Aufgabe, weiß nicht, ob ſie in dem edlen Miſſethäter einen Menſchen oder einen Engel erblicken ſoll, und, um die verkehrte Welt vollſtändig auszuſpielen, ſtürzt ſie ſich ſelbſtmörderiſch ins Waſſer.

Jean Valjean heißt der Held. Das Elend beginnt ſchon mit dem Namen, der eigentlich keiner iſt. Valjean entſteht aus der Corruption V'la Jean. Der ſtereotype Bedientenname bezeichnet ſo wenig ein Individuum wie ſpäter die Nummer im Bagno. Jean Valjean hat keinen Namen. Er wird geboren um 1765 in der Brie, die durch ihren Käſe berühmt und wegen ihres Weins berüchtigt iſt. Sein Vater war Holzknecht; er verunglückte in ſeinem Berufe. Auch die Mutter ſtarb früh. Der Sohn, ebenfalls Holzknecht, wächſt wild auf wie die Bäume des Waldes; wilder als ſie, denn die Bäume putzt er, ihn Niemand. Er bleibt ſich ſelbſt überlaſſen, lernt weder leſen noch ſchreiben, nur das Beil führen und die Büchſe des Wilderers. Eine ältere Schweſter iſt das einzige menſchliche Weſen, das ſeiner ſich annimmt. Er vergilt es an ihren ſieben Kindern. Eines Winters — wir erzählen in den kurzen athemloſen Sätzen des Originals, ein Staccato der Leidenſchaft, das wie kleingehacktes Blei aus der Bombe trifft — eines Winters kommt das Elend aus. Jean hat keine Arbeit. Das Haus hat kein Brod. Kein Brod. Buchſtäblich. Sieben Kinder. Da ſtiehlt Jean. Sonntag Abends bricht er im Bäckerladen ein und nimmt durch's Gitterfenſter einen Laib Brod. Er wird erwiſcht und wandert im Mai 1796 auf fünf Jahre auf die Galeere. Wiederholte Fluchtverſuche dehnen ſeine Haft zu neunzehn Jahren.

Im October 1815 verläßt er Toulon, wo er leſen und ſchreiben und die Geſellſchaft haſſen gelernt hat. Er wirft ſich zu ihrem Richter auf und verurtheilt ſie zu ſeiner Feindſchaft. Die Fehde beginnt. Er iſt frei, aber vogelfrei. Wohin er kommt, verſchließt ihm der gelbe Reiſepaß des entlaſſenen Sträflings Thüren und Hände. Der Schenkwirth jagt ihn vom Herd, der Bauer legt auf ihn an, wenn er um ein Obdach bittet, der Kettenhund beißt ihn aus ſeiner Hütte weg. Nur ein Haus, ein Herz öffnet ſich dem Ausgeſtoßenen: des Biſchofs, der einzigen Lichtgeſtalt im Buche. Er ſpeiſt ihn an ſeinem Tiſch, bettet ihn zu ſeinem Lager. Zum Dank ſtiehlt der Gaſt die ſilbernen Beſtecke des Gaſtfreundes. Gensdarmen faſſen den Flüchtigen und führen ihn zurück. „Mein Sohn,“ ſagt, ſchier zu evangeliſch, der barmherzige Samariter, „du haſt die ſilbernen Leuchter auf dem Kamin vergeſſen, die ich dir ja auch geſchenkt hatte.“ Wie ein Wahnſinniger ſtürzt Valjean fort und raſt, mit dem Gewitter um die Wette, über die Haide. Aber (ein pſychologiſch tiefer Blick und feiner Zug des Dichters) die unglaubliche Gutthat hat die böſe Natur nicht gebeſſert, nur erſchüttert, geblendet, wie ein zu grelles Licht auf die lange Nacht. Ein Savoyardenknabe kommt des Wegs: ihn fällt der wieder entfeſſelte beſtialiſche Trieb an und raubt ihm ein Zweifrankenſtück. Darauf erſt tritt die Kriſis ein. Valjean weint, er wüthet wider ſich ſelbſt, er iſt gerettet.

So weit das Vorſpiel. Im erſten Aufzug tritt der Held in der nördlichen Provinzialſtadt an der Maas oder Marne auf, als ein anderer, ein neuer Menſch. Er nennt ſich Madeleine, vielleicht nach Maria Magdalena. Durch induſtrielle Verbeſſerungen in der Fabrication und Verarbeitung des Gagaths und der Glasperlen wird er der Wohlthäter des Orts, der Gegend, des Departements. In fünf Jahren legt er ein Vermögen von 600,000 Francs zurück und bei Laffitte in Paris an. Der „Vater Madeleine“, wie ihn ſeine Mitbürger zuerſt heißen, avancirt zum „Monſieur Madeleine“, ſpäter gar zum Maire. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, iſt zum Eckſtein oder Schlußſtein der Geſellſchaft geworden. Aber Macht und Reichthum beglücken ihn nicht: er lebt einfach, einſam, ſtreng gegen ſich und gegen andere. Ein Opfer dieſer

Strenge wird ein Weib, das von der Griſette allmählich zur Dirne herabgeſunken iſt. Zu ſpät erkennt Valjean das Unrecht, welches auch an ihr durch die Geſellſchaft verübt wurde; ſie ſtirbt in ſeinen Armen, nachdem er gelobt, ihr Kind, dem zu Liebe ſie ſich verkauft hatte, als das ſeinige anzunehmen. Hierin verhindert ihn jedoch der plötzliche Rückfall in's alte Elend. Durch eine Verkettung unglücklicher Umſtände war ein ebenfalls entlaſſener Galeerenſträfling auf Valjean's Namen wieder ergriffen worden. Valjean's Gewiſſen erwacht. Er ſtellt ſich dem Gericht und wird nach einem abermaligen Fluchtverſuch aus ſeiner proviſoriſchen Haft, im Juli 1823, diesmal auf Lebenszeit, nach Toulon zurückgeliefert.

Schon im November deſſelben Jahres entweicht er, der Abwechſelung willen zu Waſſer, und erreicht Paris. Sein Capital hat er zu bergen gewußt und im Walde vergraben. Nun entführt er das Töchterlein der verſtorbenen Magdalena ihren nichtswürdigen Pflegeeltern und beginnt, natürlich unter einem dritten Namen, ein patriarchaliſches Stillleben, das nur durch die Späherblicke, theils der Polizei, theils der Gaunerei von Paris, unliebſam unterbrochen wird. Mit dem Kind im Arm flüchtet der alte Mann aus einem Schlupfwinkel in den andern. Sein ganzes Herz hängt an Coſette. Das ihrige jedoch, da es erwacht, verſenkt ſich in platoniſcher Neigung an einen jungen Studenten, den Valjean haſſen muß als den Räuber ſeines einzigen ſpäten Glücks, und doch nicht haſſen kann, da die Tochter ihn liebt. Großmüthig und unerkannt rettet er den gefährlich verwundeten Jüngling aus dem Barricadenkampf am 6. Juni 1832. Im nächſten Winter werden die Liebesleutchen ein Paar, von Vater Valjean verſchwenderiſch ausgeſtattet. Doch läßt deſſen ſtrenge Rechtlichkeit nicht zu, daß ſeine Vergangenheit dem Schwiegerſohne verborgen bleibe. Er entdeckt ſich dieſem, nicht der Tochter. Voll Entſetzen zieht ſich Marius zurück, allmählich auch Coſette: Jugend, Glück und Liebe machen egoiſtiſch. Valjean verzweifelt und verſchmachtet allein. Erſt in ſeiner letzten Stunde erkennen die Undankbaren, was er an ihnen gethan und kehren reuig zu ihm zurück. Er ſtirbt verſöhnt in ihren Armen. Der Vorhang fällt über einer thränenreichen Abſchiedsſcene, welche die ſilbernen Candelaber des guten Biſchofs mit einem ſanften Heiligenſchein umgeben.

Das Bild des Helden, zugleich ein Bild des Buchs — denn das Buch iſt der Held — zeigt, wie bei aller Schärfe der Umriſſe, bei allem Glanz der Farbe, in der Compoſition eine gewiſſe großthuende Dürftigkeit ſich bemerkbar macht. Ein Vergleich läßt die dreibändige Notre Dame de Paris reichhaltiger an Stoff, energiſcher in der Stimmung, mächtiger in der Ausführung erſcheinen als die dreimal längeren Misérables. Jenes iſt das Werk eines dreißigjährigen, dieſes eines ſechzigjährigen Dichters. In jenem wirkt ein künſtleriſches Princip, die romantiſche Weltanſchauung, in dieſem eine politiſche Tendenz. In jenem quillt, voll und raſch aus dem Innern hervor, der Strom der Erfindung, der in dieſem ſtreckenweiſe ganz und gar ſtockt und im Sande der Reflexion verrinnt. Wie viele Motive aus den Misérables, wie viele Figuren ſind Wiederholungen aus geiſt- und zweckverwandten Schriften! Entweichungen aus dem Gefängniß, vergrabene Schätze, Polizeiverfolgungen, finden ſie ſich nicht in franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Romanen zu Dutzenden? Die Detectives ſind durch Boz ſtehende Figuren geworden; im Monte-Christo und in Bocage's „Puritanern von Paris" kommen Reichthümer zum Vorſchein, gegen welche Valjean's ehrlich erworbene 600,000 Francs eine Lumperei ſind, und vergraben thut ſogar der ſchüchterne Deutſche, wenn auch nur Papiere und Documente ſtatt baaren Geldes. Im franzöſiſchen Roman wie im franzöſiſchen Theater herrſchen Typen; hier wie dort muß eine glänzende Technik den Mangel an Originalität decken. Wie Einer anlegt, verwickelt, entwickelt, abwickelt, ſo gleich eine ganze Reihe. Im Allgemeinen gemeſſen, ſteht das Niveau der franzöſiſchen Tagesliteratur im Fach des Romans ziemlich hoch; aber wie viele einzelne, ſelbſtändige, individuelle Phyſiognomien, wie viele Charakterköpfe ragen daraus hervor und werden als ſolche in der Literaturgeſchichte erhalten und erhaben bleiben? Sie ſind zu zählen: Hugo, der Meiſter des romantiſchen Styls, Georges Sand, die Schöpferin des roman intime, Balzac, der Erbauer des echten, ernſthaften ſocialen Romans, der dicke Großpapa des Feuilletons, Jules Janin, im Boudoirroman Dumas Sohn, im unſittlichen

Sittenbilde Daudet. Der Reſt, ſo zahlreich er auftritt, ſo laut er ſchwatzt — der Reſt wird Schweigen ſein, noch ehe ſeine Zeit erfüllt iſt.

V.

Neben Valjean, haben wir geſagt, verſchwindet das übrige Perſonal des Romans. Damit iſt nicht behauptet, daß die Geſtalt des Helden dem Dichter vorzugsweiſe gelungen ſei. Im Gegentheil. Dem größten Maler widerfährt es wohl, daß die Hauptfigur ſeines Werkes, diejenige, auf welche er den meiſten Fleiß, die tiefſten Studien, die ſorgfältigſte Zeichnung und Farbengebung verwandte, ſteif, kalt, übertrieben, gezwungen, unnatürlich herauskommt, während kleine Gruppen im Hintergrund, abſichtslos mit ein paar Strichen hingeworfen, volles Leben und ausdrucksreiche Charakteriſtik athmen. Aehnlich iſt es dem Dichter mit Valjean ergangen. Wir wollen um eine oder die andere Verzeichnung mit ihm nicht rechten, obgleich es immerhin zweifelhaft bleiben mag, daß irgend ein Gericht der Welt wegen eines, wenn auch mit nächtlichem Einbruch, geſtohlenen Brodes auf fünf Jahre Galeeren erkennt. Und doch beruht darauf die ganze Fabel allein. Das ſind Einzelheiten, meinethalben poetiſche Licenzen, die dem in allen Stücken ſo fleißig und genau nach der Wirklichkeit arbeitenden Schriftſteller leicht hingehen. Aber es bleiben größere Widerſprüche in der Grundanlage des Charakters zu löſen: Wodurch erklärt es ſich, daß ein ſo bußfertiger und zerknirſchter Sünder, wie Valjean iſt, dem Arm der Gerechtigkeit ſich entzieht, ſo oft er ihn faßt, da doch die wahre Reue ihr Kreuz ſchweigend und ohne Widerſtreben auf ſich nimmt? Warum erwacht in dieſer ſo rein und hoch dargeſtellten Natur das Gewiſſen immer erſt dann, wenn ein Anſtoß von außen es weckt? Wenn Valjean die Geſellſchaft und das Geſetz ſo tief unter ſich fühlt, daß er nicht von ihnen, ſondern nur von ſich ſelbſt, als der oberſten Inſtanz ſein Urtheil fordert, weßwegen legt er auf den Frieden mit der Geſellſchaft und dem Geſetz fortdauernd noch ſo gewaltigen Werth? Hier liegen Sprünge und Lücken in dem Charakterbild, welche aus der innern Unwahrheit und der äußerlichen Tendenz des

Werkes fließen; der Dichter ſchildert nach vorausgenommenen Standpunkten, nicht nach der Natur; er treibt Schablonenmalerei.

Ganz anders verhält es ſich mit den in zweiter Linie ſtehenden Figuren; ſie alle ſind, mit einziger Ausnahme des liebenden Pärleins, geradezu meiſterhaft zu nennen. Vor allem der ſittliche Gegenfüßler Valjean's, Polizeiagent Javert, ein Mann aus einem Stück und Guß, Fanatiker für Geſetz und Geſellſchaft, das blinde Werkzeug aller ihrer Organe, vom Großſiegelbewahrer von Frankreich an bis zum letzten Feldhüter herab. Gleich Valjean iſt er ein Kind des Elends, im Gefängniß von einer Vagabundin geboren. Aber wie zwei Ströme ihre Quellen an einem und demſelben Felſen und dennoch ihren Lauf nach entgegengeſetzter Richtung haben können, ſo dieſe zwei Menſchen: Valjean iſt der Wolf, Javert der Hund, beide durch Racenverwandtſchaft und durch Racenhaß in nothwendige Beziehung zu einander geſetzt. Javert zerſtört ſich ſelbſt, ſobald er an ſeinem Recht irre gemacht, oder, wie Hugo es treffend bezeichnet, aus dem Gleiſe gebracht wird — déraillé. Vom Anfang bis zum Ende iſt dieſer Charakter ſo natürlich wie conſequent gehalten; ſchon die Schilderung der Perſönlichkeit kann für ein Genrebild erſten Ranges gelten. Gleich vorzüglich wirkt im maleriſchen Halbdunkel der Compoſition das Geſindel, le mauvais pauvre, obſchon dergleichen Gruppen den Reiz der Neuheit längſt verloren haben. Es gab eine Zeit, wo auf jeder Kunſtausſtellung italieniſche Banditen, mehr oder minder frei nach Horace Vernet, den harmloſen Zuſchauer anfielen; ſie waren damals in der Wirklichkeit noch ſeltener, als in der fortgeſchrittenen Gegenwart. Von der Leinwand gingen die Lumpen auf das Druckpapier über, als die Spitzbubenromane Mode wurden. In den Misérables ſind ſie recht eigentlich am Platz und zu Hauſe; doch wird die Familienähnlichkeit Thenardiers mit dem Schulmeiſter in den Mystères, ſeiner Frau mit der Chouette daſelbſt auch dem Unbefangenſten auffallen; ſie erſtreckt ſich bis in die kleinſten Züge, wie die Grauſamkeit gegen das unſchuldige Kind. Der hoffnungsvolle Nachwuchs des edlen Paares, Eponine, die verlorne Dirne, die nur noch einen reinen Fleck an Leib und Seele hat, ihre unglückliche Liebe zu Marius, für welchen ſie ſtirbt — Gavroche, der Pariſer

Taugenichts nach Bouffé, der vor der Barricade fällt, einen Gaſſenhauer auf der Zunge — die zwei Kleinen, welche in der Ferne bloß auftauchen, um im Dunkel ſpurlos zu verſchwinden — dieſes ganze Kindervölklein iſt, wie auch die erſte Jugend der armen Coſette, in ſo weichen Tönen, mit ſo anmuthigen, zarten Zügen gemalt, als hätte Hugo Zeitlebens nichts anderes als Rafaeliſche Engelsköpfe geliefert. Nicht daſſelbe gilt vom lateiniſchen Viertel, das ebenfalls eine breite Stelle in dem Panorama einnimmt. Unſtreitig hat der Pariſer Student ſammt ſeiner Griſette im Roman ſich überlebt wie in der Wirklichkeit, in beiden Sphären durch ein viel ſchlimmeres Element, die femme entretenue, überholt. Jene traten zu oft, in zu verſchiedener und doch im Grunde ſtets derſelben Weiſe auf. Ob Paul de Kock den Cancan in der Chaumière von 1830 ſchildert, oder Victor Hugo eine Landpartie zum Reſtaurant Bombarda aus dem Jahr 1817 — es kommt ziemlich auf eins heraus, wenn nicht gar für derartige Vorwürfe die derbe niederländiſche Manier des erſtern beſſer ſich eignet, als des letztern pathetiſcher Vortrag. Das geiſtige Leben der Pariſer Schulen, die Gährung in den jungen Gemüthern während der Reſtauration und des Julikönigthums, die Zeit republicaniſcher Viſionen und ſocialiſtiſcher Träume hat Balzac tiefer erfaßt und wirkſamer geſchildert als irgend ein anderer Schriftſteller.

Mit den ehrlichen Leuten in den Misérables werden wir raſch fertig: es giebt ihrer nur wenige. Monſeigneur Bienvenu, ein Namens- und Geiſtesbruder Bonaventura's im Zauberer von Rom, iſt die einzige ideale Geſtalt, dafür aber auch ſo ideal, daß ſie den Boden verliert. Ein Biſchof, der ſich von einem ſterbenden Conventsmanne den Segen holt — den Segen der freien Menſchheit für den Kirchenfürſten — dürfte auch in dem philoſophiſchſten Zeitalter kaum zu finden ſein. Bemerkenswerth bleibt immer die Neigung der gegenwärtigen Literatur in Frankreich, dem katholiſchen Clerus Genugthuung zu geben für die während der Revolution und Reſtauration durch Zerrbilder erlittene Ungerechtigkeit; auf jeden laſterhaften oder lächerlichen Pfaffen von damals trifft heut ein edler Prieſter. Wohin ſich die Oppoſition nicht flüchtet und verbirgt!

Der Repräſentant der Geſellſchaft und des guten Bürgerthums, Herr Gillenormand, ein achtzigjähriger Egoiſt, Legitimiſt, Voltairiſt, iſt ein künſtleriſch ſehr hoch, ſittlich ſehr niedrig anzuſchlagender Charakter. Pſychologiſch richtig ſetzt der Dichter das einzige Band, durch welches dieſes verknöcherte Herz mit der Welt noch zuſammenhängt, in die Liebe zum Enkel. Die großelterliche Liebe iſt von allen die blindeſte. Und blind in der That muß man ſein, blind wie der Großvater und die Braut, um ſich über die Nichtigkeit des jungen Herrn Marius zu täuſchen, der zuerſt den Vater über den Großvater, dann dieſen über jenen vergißt und verläßt, mit dem einen Legitimiſt und durch den andern Bonapartiſt wird, um am Ende auf die Barricade zu ſtürmen, nicht weil er ſich zum Republicaner bekehrt hätte, ſondern weil ihm ſein Schatz abhanden gekommen. Daß die Liebhaberrollen nicht die dankbarſten ſind, bewährt ſich hier wiederum, und zwar an beiden Theilen, auch an Coſette, welcher ein geſunder Deutſcher ſchwerlich Geſchmack abgewinnt. Ihre Naivetät gemahnt zuweilen an Mimili. Wollen wir dergleichen moderne Schönheiten auch keineswegs an den Urbildern des „ewig Weiblichen" meſſen, an Gretchen oder Mignon, Julia oder Desdemona, ſo liegt doch in greifbareren Beiſpielen, in Immermanns Lisbeth, in dem Barfüßele unſers Auerbach, in George Sands Fadette ein Vergleich mit ächten Kindern des Volks nahe, der nicht zu Gunſten der jüngſten Marienblume ſpricht. Hugo ſelbſt hat in Esmeralda ein unendlich beſſeres Frauenbild geſchaffen. Ihre Liebe zu Phöbus iſt natürlich, während durch das Verhältniß zwiſchen Coſette und Marius, ſowohl im platoniſchen Stadium wie in den Flitterwochen, jene gewiſſe ſüßliche, lüſterne Sinnlichkeit hindurchgeht, von welcher der verſtorbene Lenau zornig und voll Ekel zu ſagen pflegte: „Es weht ein Bocksgeruch in dem Buch." Hircum olet: das war den Feinzünglern des römiſchen Kaiſerreichs ein Reiz beim Weine, und mag für ihre Pariſer Epigonen auch einer bei galanter Literatur ſein; aber aus dem Volksroman ſoll doch, nicht weniger als der Jockeyclub- oder Esbouquet-Parfum, auch der ſcharfe Duft des Satyrtanzes verbannt bleiben.

Unſere Betrachtung verzichtet darauf, einzelne Figuren weiter zu verfolgen. Wir haben nur im Allgemeinen anzuerkennen, daß jede derſelben, auch die kleinſte, des Biſchofs Schweſter und Haushälterin, oder die ſtammelnde Magd Valjeans, mit ein paar Zügen höchſt charakteriſtiſch hingeſtellt iſt. Auf dieſer Seite liegt ein großer Vorzug des Werks, liegt die Stärke des Dichters, wie überhaupt des realiſtiſchen Princips in der Poeſie und in andern Künſten. Nach der Natur, nach dem Act arbeiten, iſt die Aufgabe, und derjenige löſt ſie als Meiſter, der für die Auffaſſung den ſchärfſten Blick, für die Darſtellung die feinſte Hand beſitzt. Von der Rachel erzählte man, gewiß mit Grund, ſie habe im Spital das Sterben auf der Bühne gelernt. So hat auch Hugo für ſein neueſtes Werk Studien gemacht, vor denen wir alles Ernſtes den Hut abziehen. Dergleichen ſchöpft ſich nicht aus dem eigenen Innern, ſammelt ſich auch nicht in der Studirſtube. Wer das Leben ſchildern will, der lerne es zuerſt ſehen — dann kennen — zuletzt wiedergeben; drei ganz und gar verſchiedene Fähigkeiten und Thätigkeiten, die im Dichter zuſammentreffen müſſen, wenn er etwas Lebendiges ſchaffen will.

VI.

Schließen wir mit derjenigen Seite, die unſeres Erachtens am höchſten ſteht: der Technik, dem Styl. Die Anerkennung darf hier um ſo entſchiedener ſich ausſprechen, als ſie einen allgemeinen Vorzug der fremden Literatur vor der einheimiſchen berührt: Wenn, durchſchnittlich genommen, der Deutſche an ſchöpferiſcher Kraft, an Tiefe ſubjectiver Weltanſchauung, an ſtimmungsvoller Durchdringung des Stoffs den Franzoſen überflügelt, ſo hat er ihn um eine ſichere Meiſterſchaft in der Form, um das angeborne Vermögen ſinnlicher Geſtaltung und Darſtellung zu beneiden. Der Engländer nimmt durch das glückliche Gemiſch ſächſiſchen und normänniſchen Bluts in ſeinem Volksthum Theil an beiden Vorzügen: von dem incommenſurablen Shakeſpeare nicht zu reden, halten ſich in Köpfen wie Scott, Bulwer, Dickens das Können und das Wiſſen ungefähr die Wage. Dafür hat die ausgleichende Natur in England nur das Individuum, nicht die Nation mit dichteriſchen Gaben bedacht. Durch die romaniſche und germaniſche Race geht ein künſtleriſcher Naturtrieb: der Italiener ſingt, der Spanier tanzt, der Deutſche dichtet und componirt; ein tanzender Engländer iſt der ſchrecklichſte der Schrecken, nur von einem übertroffen, von der ſingenden Engländerin. Das Volk iſt durch und durch proſaiſch; bloß der Einzelne, er aber auch potenzirt, poetiſch.

Von Victor Hugo hat ſchon Heine geurtheilt, daß er ein Dichter ſei, der die Poeſie commandirt, und zwar in allen drei Formen. Welche neuen mächtigen Töne er in der Lyrik angeſchlagen, iſt bekannt; doch zeigte ſeine letzte Sammlung, la Légende des peuples, eine ſolche Ueberladung mit Zierrathen, ſo viel byzantiniſche Manier, daß Gedanke und Gefühl darunter verſchwanden; ſie braucht faſt nur noch jene als das non plus ultra der Verſification angeſehenen Reime, die der Franzoſe rimes riches nennt, während ſie dem deutſchen Ohr eher ärmlich lauten. Im Drama wie in der Lyrik dankt der Dichter ſeine Triumphe hauptſächlich der Technik, der Sprache, der Form. Stoff und Bau ſeiner Trauerſpiele haben von Anfang an bei der Kritik und beim Publicum mehr Widerſpruch als Bewunderung gefunden. Es iſt überhaupt die Frage, ob er auf der claſſiſchen Bühne Frankreichs ſo raſch durchgedrungen wäre, hätte nicht der Moment ſeines Auftretens ihn offenbar begünſtigt. Talma lebte nicht mehr, die Rachel noch nicht, als der denkwürdige Schlachttag des Hernani im Théâtre français anbrach, und nach ſehr zweifelhaften Wechſelfällen auf des Dichters Seite ſich neigte; es war der Vorabend ſeines 28. Geburtstags, der 25. Febr. 1830. Hugo ſelbſt hat ſich auf den Brettern Corneille's und Racine's nicht gleich heimiſch gefühlt, obwohl ſein Debüt an den Cid noch anknüpft; er wanderte bald an die Pforte St. Martin, wo (wirkſamer als die Mars, in welcher ſich die Comédie française, nicht das romantiſche Drama perſonificirte) Frédéric Lemaître, die Georges, die Dorval, Bocage ſeinen Intentionen ſich hingaben. Charakteriſtiſch für dieſe iſt der Umſtand, daß Hugo's Drama gar bald, nach Hernani und Marion Delorme, den Alexandriner, der bis dahin der Tragödie unvermeidlich ſchien, vom Kothurn abſchnallte und in Angelo, in Lucrezia Borgia, in Marie Tudor in ungebundener Rede über die Bühne ſtürmte. Die Proſa iſt die Sprache der Reform, der Revolution.

Als Vater der neufranzöſiſchen Kunſtproſa kann nun Hugo allerdings nicht gelten; Châteaubriand hat ihm vorgearbeitet. Doch iſt ſeine Sprache, ſein Styl dergeſtalt originell und ſubjectiv von Anfang an geweſen und bis jetzt geblieben, daß der äſthetiſche Legitimiſt, welcher in Voltaire das Ideal des Franzöſiſchen findet, noch zur Stunde behauptet: Schriftſteller wie Hugo und die Sand ſchreiben eigentlich gar nicht Franzöſiſch. Das maleriſche Element, welches Hugo in eine Sprache hineingetragen, die vor ihm höchſtens zur Plaſtik ſich verſtiegen, die Gluth ſeiner Farbe, der Reichthum an Bildern, der jähe Sprung vom Kothurn auf den Soccus, der Bruch mit aller Ueberlieferung und Convention, die in der franzöſiſchen Kunſtgeſchichte eine ſo gewaltige Rolle ſpielen — alle dieſe Eigenſchaften haben ihn von vornherein nicht bloß als Neuerer, ſondern als Fremdling in ſeinem eigenen Volk erſcheinen laſſen. Und doch kennzeichnen eben ſie den ächten, den mächtigen Dichter, dem der abſtracteſte Begriff zum Bild ſich ſubſtanziirt, der, wie es in den Misérables geſchieht, aus dem Gauner-Rothwälſch eine concrete Erſcheinung macht, einen Volksaufſtand perſonificirt und dergleichen furchtbare Geſtalten ſo deutlich hinzuſtellen weiß, daß man ſie mit Händen greifen zu können meint. In dieſer Weiſe eignet er ſeinen Stoff ſeiner Individualität und ſeinem Styl an; er ſteht über ihm, und wie mager derſelbe auch an ſich ſein mag, er läßt ihn nicht eher los, als bis er ihn bis in die letzte Faſer verbraucht, verarbeitet hat. Schilderungen wie die Gewiſſenskämpfe Valjeans, Vergleiche wie der eines über Bord gefallenen im Meer ertrinkenden Menſchen mit dem aus der Geſellſchaft ausgeſtoßenen Verbrecher, Schauergemälde wie der langſam qualvolle Tod im Flugſand — ſie bekunden, daß nach dieſer Richtung die Kraft des Dichters keineswegs abgenommen hat. Nur eine ſtellenweiſe Redſeligkeit des Verfaſſers und ſeiner Perſonen mahnt allenfalls an das Alter, wenn hier nicht der Hang zu dramatiſiren, ein dem Franzoſen angeborner, den Epiker fortgeriſſen hat. Im Ganzen und Großen aber, in der Beherrſchung des Stoffs und der Form, in der Technik ſteht das neueſte Werk Hugo's vollkommen auf derſelben Höhe wie die ſeines Mannesalters.

VII.

Als heiteres Nachſpiel zur Tragödie liefern wir noch eine kleine Blumenleſe aus der Geſchichte der Misérables. Denn das Buch hat eine Geſchichte: habent sua fata libelli. In frühern Zeiten begann dieſe Geſchichte nach der Erſcheinung; jetzt, wo ſie die Reclame ſchreibt, geht ſie derſelben vorher. . . Die Reclame! Das paradieſiſche Alter des literariſchen Lebens wußte von dieſer glorreichen Erfindung nichts. Damals exiſtirten Adam und Eva, Dichter und Publicum harmlos ohne Feigen- und andere Tagesblätter neben einander, für einander, mit einander; die Schlange der Kritik hatte ihnen noch nicht einmal den Zankapfel der Erkenntniß beigebracht, des Unterſcheidens guter und ſchlechter Bücher. Im patriarchaliſchen Alter geſtaltet ſich das Verhältniß ſchon weſentlich anders, das Publicum mehrt ſich; Familien, Stämme, Staaten werden gebildet, in der Literatur Coterie, Schule, Partei. Jede Erſcheinung wird beſprochen, von den Anhängern wie von den Gegnern; Kritik und Antikritik führen das Wort, ſo daß doch immer noch zweierlei Anſichten oder Urtheile zu Gehör kommen. Daraus entwickelt ſich denn früher oder ſpäter eine goldene, ſilberne, eiſerne Tyrannei — je nachdem — die ihrerſeits wieder in Anarchie umſchlägt. Mit ihr beginnt das Reich der Reclame. Die Kritik wird nicht mehr gehört, weder freundliche, noch feindliche. Alle Autorität und aller Glaube an eine ſolche iſt erſchüttert. Kein Name gilt, zieht oder ſchützt noch. Der Verleger beſorgt Alles: Lob, ſo viel wie möglich, Tadel, ſo weit wie nöthig, um den Schein zu retten oder Widerſpruch hervorzurufen. Die Literatur iſt ein Geſchäft geworden, der Buchhandel eine Speculation; die Reclame vermittelt ſie mit dem Publicum; der Puff, der Tatar, die Ente beſorgen die marktſchreieriſchen Späße, die zum Erfolg helfen müſſen.

Unter ſolchen Zeichen und Wundern haben auch die Misérables das Licht dieſer elenden Welt erblickt. Um ſie in Scene zu ſetzen genügten Kräfte und Mittel einer einzigen, gewöhnlichen Buchhandlung nicht. Der Hebel der Neuzeit, Aſſociation, mußte angewendet werden. Es trat, eigens zum Verlag und Betrieb des Werkes, eine Actiengeſellſchaft zuſammen, Lacroix, Verboeckhoven u. Co. in Brüſſel. Reclame. Noch ehe ein Blatt Manuſcript in der Druckerei zerſchnitten worden war, gingen die Anpreiſungen los, die ſich von Woche zu Woche, oft in der ergötzlichſten Weiſe, variirten. Auf einmal kam eine Schreckensbotſchaft: der Druck hatte eine Unterbrechung erlitten! Warum? Die Setzer waren von ſo tiefer Rührung ergriffen, daß Thränen ihre Augen verdunkelten; ſie konnten nicht weiter leſen, nicht weiter ſetzen. Reclame. Ein anderes Mal verſchwand auf eine räthſelhafte Weiſe ein Blatt Manuſcript; ob nicht die Polizei . .? . . Reclame. Nicht doch, ein reiſender Ruſſe, leidenſchaftlicher Autographenſammler, hatte bei einem Beſuch in der rühmlichſt bekannten Officin (kleine Nebenreclame) der Verſuchung nicht widerſtehen können und das Blatt annectirt; als er daſſelbe durchlieſt, ſchaudert er vor dem Inhalt einer furchtbaren Darſtellung des böſen Gewiſſens und ſchickt das Raub reumüthig zurück. Reclame. Gleichzeitig mit der Erſcheinung des Originals werden die autoriſirten Ueberſetzungen in acht lebende Sprachen Europa's angekündigt: Reclame. Neben der Wahrung aller möglichen Rechte gegen Nachdruck behält man ſich auch die Dramatiſirung vor. Ein Sohn des Dichters — ſeit die Literatur ein Geſchäft wie jedes andere geworden, ſetzen die Kinder dasjenige des Vaters unbefangen fort — Monſieur Charles oder Monſieur François Hugo reiſt nach Paris, um die Bühne den Misérables zu erobern, ſcheitert jedoch an dem Verbot der kaiſerlichen Theatercenſur. Starke Reclame. Aus allen Schaufenſtern belgiſcher Kunſt- und Buchläden ſtarrt uns lebensgroß, „im Purpur des Elends“, mit geſtutzten Haaren, Jean Valjean entgegen, und wenn wir erſchreckt zur Seite ſpringen, winkt Coſette mit einladendem Lächeln einzutreten. Reclame mit Illuſtration. Der Ertrag des Werks wird als ein ſo außerordentlicher dargeſtellt, daß von einem Theil deſſelben ein Aſyl für heimathloſe Schriftſteller in der Nähe von Brüſſel gegründet werden ſoll. Reclame ad hominem. In Brüſſel hat ein Misérables-Bankett ſtattgefunden, wobei Victor Hugo's Rede und alle zu ſeinen Ehren ausgebrachten Trinkſprüche ſtenographirt, lithographirt und in fliegenden Blättern an alle fünf Erdtheile expedirt worden. Reclame, Reclame und kein Ende. Gutzkow hat Recht, wenn er ausruft: „Der Genius wird zum Meßelephanten."

Und das alles geſchah nicht etwa in Paris, ſondern in Brüſſel, in dem ſonſt ſo verhaßten und gefürchteten Hauptquartier des Nachdrucks franzöſiſcher Bücher. Daſſelbe hat ſich in eine Citadelle, ein befeſtigtes Lager gegen die ehemalige Metropole — das Piratenriff in einen Nothhafen verwandelt. O Zeichen der Zeit!

Unſtreitig iſt an den meiſten jener Manöver der Dichter unbetheiligt, ſo weit er ſich der Mitwirkung oder Mitleidenheit an ihnen hat entziehen können. Daß ſie bei einem Namen wie dem ſeinigen nöthig erſchienen, iſt an und für ſich traurig genug. Der franzöſiſche Schriftſteller hat ſchon durch die Sprache, in welcher er ſchreibt, einen ungemeinen Vorſprung. Kommt nun eine Berühmtheit wie die Victor Hugo's hinzu, ſo meint man, das Papier hätte unter dem Druck eines ſo unwürdigen wie überflüſſigen Schwindels erröthen müſſen. Der Franzoſe zuckt die Achſeln, wenn man ihn darüber angeht, und ſagt lachend: „Que voulez-vous? Vous finirez par l'imiter." Der Engländer begreift kaum, wie ſich jemand über etwas durchaus Natürliches verwundern kann. Der Deutſche ſchämt ſich, einſtweilen noch, für alle übrigen. Es wird eine Zeit kommen, wo auch er aus Scham über die Scham erröthet!

Zwei Bilderſtürmer:

Ein alter Prakticus; der Realiſt.

„Die Shakeſpearomanie". Zur Abwehr. Von Dr. Roderich Benedix. Stuttgart, Cotta. 1873. — „Shakeſpeare-Studien" (eines Realiſten). Von Guſtav Rümelin. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta. 1874.

I.

Ob es Zufall iſt oder Abſicht, daß dieſe zwei Bücher in demſelben Augenblicke und demſelben Verlage erſchienen, trotzdem das eine ein Nachlaß, das andere eine um mehrere Jahre verſpätete neue Ausgabe? Wer die geharniſchten Vorreden lieſt, mit welchen der Verleger das erſtere, der Verfaſſer das letztere einführt, der wird die Antwort auf die Frage mit Händen greifen. Abſicht iſt es, unverkennbare, eingeſtandene Abſicht. Es handelt ſich in beiden Werken um Einen Gegenſtand; ſie ſind offene Streitſchriften und Tendenzſchriften. Der Streit geht gegen den ketzeriſchen Shakeſpeare-Dienſt, von welchem die deutſche Nation bekehrt werden ſoll; die Tendenz auf die Aufgabe, beſagte Nation in den Schoß der alleinſeligmachenden deutſchen claſſiſchen Literatur, Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, zurückzuführen. Zu dieſem Zwecke wird die berühmte, ſonſt ſo vornehme, vorſichtige, jedem öffentlichen Hader grundſätzlich abgeneigte Verlagshandlung über Nacht kriegeriſch. Sie läßt in einem und demſelben Bücherballen vom Stapel: den ererbten Monitor „Benedix", der gegen das Fort „Shakeſpeare" ſammt ſeinen Außenwerken, Commentarien, Biographien u. ſ. w. eine volle Breitſeite giebt — 446 Seiten Groß-Octav — und das neu aufgetakelte Kanonenboot „Rümelin", armirt mit zwölf Capiteln. Ueber beiden wird die nationale Flagge aufgehißt, die nun einmal heutzutage allerlei zweifelhafte Waare decken muß. Wie käme ſonſt Benedix, der harmloſeſte, politiſch unſchuldigſte aller Schriftſteller, der niemals in Nationalität gemacht hat, dazu, daß unmittelbar nach ſeinem Tode ſein Nachlaß feierlich ſignaliſirt wird als Vermächtniß an die deutſche Nation, Zeugniß gebend von des Verfaſſers echtem deutſchen Sinne, ſeinem durchaus patriotiſchen Charakter? Welchem Signale Rümelin's Vorrede mit einigen Leucht-Raketen ſecundirt, zum Exempel: Die Stellung wird ſich ändern müſſen, welche Shakeſpeare in der deutſchen Literatur bisher eingenommen; die beſondere Miſſion, welche ihm die Shakeſpearomanen zuerkannt („eines Befreiers von beengenden Kunſtformen und eines Ideals des hiſtoriſch-politiſchen Nationaldichters“) iſt erfüllt, hat aufgehört. Seit wann und warum? Nun, antwortet Rümelin, weil das deutſche Volk jetzt auch ſeine Schlachten bei Azincourt und Bosworth ſiegreich geſchlagen und nach langem Hader und Bürgerkriege eine feſte einheitliche Reichsgewalt wiedergefunden hat. Ein Trugſchluß, welcher dem Herzen des ſchwäbiſchen Shakeſpeare-Stürmers mehr Ehre macht, als ſeinem ſonſt ſo ſtreng logiſch und ſo fein dialektiſch geſchulten Kopfe. Weil das deutſche Reich Lothringen und Elſaß, auch Holſtein und Schleswig zurückerobert hat, beſitzt es darum doch noch kein deutſches National-Theater. Weil die neue politiſche Einheit und Freiheit unter manchen alten Banden und Schranken die national-politiſche Tendenz-Poeſie aufhebt, iſt deswegen die erſehnte nationale dramatiſche Poeſie in Deutſchland noch nicht geboren. Große Zeiten mögen große Staatsmänner machen, große Kriege große Feldherren. Sie thun das auch wohl nicht immer und nicht überall. Aber große Dramatiker entſtehen niemals und nirgends aus großen Kriſen oder Kataſtrophen im Volks- und Staatsleben; zu ihrer Erſcheinung braucht es anderer Conſtellationen. Welcher? Auf dieſe poſitive Frage läßt ſich Rümelin nicht ein, wie denn ſeine Shakeſpeare-Studien überhaupt vorwiegend negirender Natur ſind. In ungleich höherem Grade haftet dieſe Eigenſchaft an dem Zwillingsbruder aus Benedix' Nachlaß. Seine Deviſe lautet zwar „Zur Abwehr“, aber eigentlich ſollte ſie „Zum Angriff“ heißen; denn das Buch iſt eine Action, keine Reaction. Wie es bei rein polemiſchen, nicht minder bei rein panegyriſchen Schriften zu geſchehen pflegt, ſchießen Beide, Rümelin und Benedix, über ihr Ziel hinaus; abgeſehen davon, daß ſie im Ziele ſich irren. Sie wollen die Shakeſpeare-Narrheit züchtigen, aber ſie treffen Shakeſpeare ſelbſt. Ihr Bilderſturm gilt in der Richtung dem Altar ſammt ſeinem bald läſtigen, bald lächerlichen

Reliquienkram; in der Ausführung jedoch fallen die gröbſten Hiebe auf das Götter-, das vermeintliche Götzenbild.

Wer ihn gekannt hat, unſeren grundbraven ehrlichen Benedix — und wer hätte ihn nicht gekannt, das gute „bemooſte Haupt“ des kleinbürgerlichen Luſtſpiels, den „alten Magiſter“ aller deutſchen Hof-, Stadt-, Wander- und Haustheater ſeit dreißig Jahren und darüber? — der erkennt ihn in ſeinem Shakeſpeare-Buch ſicher nicht wieder. In der That ſchwante ſeinen perſönlichen Freunden nichts Gutes, als — zuerſt gelegentlich des Nekrologs im Feuilleton der „Neuen Freien Preſſe“ — die Rede ging von ſeinem nachgelaſſenen Shakeſpeare-Eſſay. Es hat nun einmal mit den meiſten poſthumen Werken nicht blos in Deutſchland, ſondern in jeder Literatur ſeine beſondere, keineswegs günſtige Bewandtniß, und das aus ganz natürlichen Gründen. In den ſeltenen Fällen, in welchen ein Schriftſteller mitten aus ſeinem Schaffen, über halbvollendeten Werken, in den Jahren voller Arbeitskraft durch den Tod abgerufen wird, mag es ein Recht, mag es ſogar eine Pflicht der Pietät ſein, die Hinterlaſſenſchaft herauszugeben, Zerſtreutes zu ſammeln, Bruchſtücke, ergänzt oder in Trümmern, an's Licht zu ziehen. Wenn aber ein Dichter ſein Leben auslebt oder gar ſich ſelbſt überlebt, dann laſſe man doch, was auch in ſeinem Schreibtiſche an vergilbten Manuſcripten ſich vorfindet, ruhig liegen. Der Mann wird ſicher gewußt haben, warum er ein oder das andere Trauerſpiel, obgleich fix und fertig, im Pult behielt, weßwegen er welk gewordene Gelegenheits-Gedichte oder eine im weiland „Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft“ ehrlich begrabene Novelle nicht in ſeine „vermiſchten Schriften“ und „ſämmtlichen Werke“ aufgenommen. Hobelſpäne, von der Arbeitsbank beim Schaffen abgefallen, gehören in das Kopfkiſſen im Sarge, nicht auf den Tandelmarkt. Es iſt keineswegs Pietät, ſondern das bare, blanke Gegentheil, höchſte Impietät iſt es, welche hauſiren geht mit Erbſtücken, mit einer Leiche krebſt. Beiſpiele ſind gehäſſig: ſonſt fänden hier unſere größten und edelſten Namen Platz, die Schiller, die Goethe, die Humboldt, deren reine Glorie nicht nur nicht erhöht, ſondern bis in die ſpäteſte Nachwelt hinein getrübt worden iſt durch die Ausſtellung ihrer „Heimlichkeiten“ vor allem Volke.

Auch dem Andenken Benedixens iſt in keiner Weiſe ein Dienſt geſchehen durch Veröffentlichung, ſei es nun berufene oder unberufene, ſeines Nachlaſſes. Kritik und Theorie waren überhaupt niemals ſeine ſtarke Seite; ihm fehlte dafür das erſte Erforderniß, das, was man mit einem bezeichnenden Ausdruck einen guten Schulſack nennt. Und nun gar Benedix über Shakeſpeare, Benedix wider Shakeſpeare! Giebt es doch in der geſammten Literatur kaum einen ſchrofferen Gegenſatz als den: Shakeſpeare — Benedix! Zwar läuft ihr äußerlicher Lebensweg ſcheinbar parallel: Beide ſind Schauſpieler, dramatiſche Dichter, Theater-Directoren geweſen; drei nahe verwandte Berufsarten, die einander ergänzen und fördern. Allein neben dieſen oberflächlichen Aehnlichkeiten welche tiefen Unterſchiede! Shakeſpeare's Genius wurde getragen von der größten Stadt der damaligen und noch der heutigen Welt, von London, obendrein vom London der Königin Eliſabeth, wie Molière es ward vom Paris Ludwigs des Vierzehnten; Benedix wuchs auf, aber nicht einmal aus, in dem beengenden Dunſtkreiſe alter, echter deutſcher Kleinſtädterei. Bei Shakeſpeare die größte Univerſalität, welche dem Dichter und dem Menſchen überhaupt erreichbar iſt; bei Benedix eine nur im Kleinen große Specialität. Shakeſpeare durch volle künſtleriſche Freiheit zum Meiſter geworden, Benedix durch eine an ſich nur löbliche und weiſe Beſchränkung. Shakeſpeare abſoluter Selbſtherrſcher in allen Gattungen dramatiſcher Poeſie, von dem feſten Boden der Hiſtorie an bis in die luftigen Höhen des Märchenſpieles, der Schöpfer neuer Formen, in der Charakteriſtik und in der Technik gleich mannichfaltig, verſchwenderiſch, urkräftig, in jedem neuen Werke ein Neuer und ein Anderer; Benedix vom erſten Stücke bis zum letzten derſelbe, immer in dem nämlichen Kreiſe ſich bewegend, und zwar in dem enggezogenen des bürgerlichen Luſtſpiels, in der Charakteriſtik zwar lebendig und wahr, nach der Natur zeichnend, jedoch allzeit befangen in dem Mikrokosmos der nächſten und untergeordnetſten Geſellſchaft, in den Motiven ſo einfach, ſo arm, daß er es nicht für einen Raub hält, ein und daſſelbe — wie das förmlich ſtereotyp gewordene Motiv der verwechſelten Briefe — durch eine ganze Reihe von Stücken zu wiederholen. Shakeſpeare's Sprache in gebundener und in ungebundener Rede von gleicher

Meiſterſchaft, in Feuerzungen ſprühend (ruft er doch ſelbſt eine „Feuermuſe" an!), jeden Gedanken, auch den abſtracteſten, in Bildern ſubſtantiirend, getaucht in ein blendendes Colorit, das alle Farben in vollſter Pracht ſpielt, vom dunkelſten Ton der Tragödie bis in die hellſten Lichter des Humors, ſich ſelbſt berauſchend in ihrem geiſtestrunkenen Pathos (der „halbtrunkene Wilde" bei Voltaire). Hingegen Benedixens unveränderlicher Grundton, eine klare, ſeichte, ohne Fälle und Abſtürze im ebenen, engen Bette des Stoffes ruhig dahinfließende Proſa, welche als auf ihre Quelle — Hippokrene, wenn man ſo will — unwillkürlich hinweiſt auf Blümchenkaffee oder ein Töpfchen Waldſchlößchen: lauter bezeichnende Diminutive, wie bei Shakeſpeare, nicht minder bezeichnend, ſich die Superlativa von ſelbſt aufdrängen. So Shakeſpeare, ſo Benedix. Zwiſchen Beiden giebt es keine Brücke, keinen Uebergang, keinen Vergleich: ſie ſind Gegenſätze. Was Wunder, daß der Eine den Maßſtab für den Andern nicht zu finden vermochte.

Und doch hat Benedix ſeine Aufgabe ernſt genommen, wie ſeine Abſicht eine ehrliche geweſen iſt. Es war an dem Manne keine falſche Ader, kein neidiſcher Gifttropfen in ſeinem Blute. Außerdem fand wahrlich auch der Dichter keinen Grund, auf die Erfolge eines incommenſurablen Vorgängers eiferſüchtig zu ſein. „Hamlet" macht an und für ſich dem „Doctor Wespe" nicht Concurrenz, und Benedix hat durch ein volles Menſchenalter das deutſche Luſtſpiel-Repertoire beherrſcht, inſonderheit in deſſen mittleren, aber durch die Menge maaßgebenden Regionen, während Shakeſpeare daſelbſt immer nur als Fremdling, ſozuſagen als Gaſt erſchienen. Muß denn einmal ein ſubjectiver Impuls angenommen werden, um die überraſchende Erſcheinung der „Shakeſpearomanie" zu erklären, ſo iſt derſelbe ſicher nur zu ſuchen in dem Lärm, den die Bacchanten im Shakeſpeare-Dienſte, unleugbar übertreibend, geſchlagen haben, und in den abſchreckenden Vergleichen zwiſchen Shakeſpeare auf einer Seite, Goethe und Schiller auf der andern. Benedix liebte ſeinen Schiller über Alles als echter deutſcher Jüngling, der er bis zu ſeinem Ende geblieben. Vielleicht, daß das Shakeſpeare-Jubiläum von 1864 ihn geärgert, weil er es für ein Satyrſpiel nach dem Schiller-Jubiläum von 1859 angeſehen. Vielleicht endlich, daß eine der überſchwenglichſten Shakeſpeare-Verhimmlungen, Otto Ludwigs „Shakeſpeare-Studien“ — ebenfalls ein poſthumes Werk und wiederum ein recht unglückliches — in Benedixens unmittelbarer Nähe und in deſſen letztem Lebensjahre erſchienen, den letzten, entſcheidenden Tropfen abgab, welcher den vollen Becher überlaufen machte. Denn übergelaufen iſt er, und das ebenſo heiß wie breit.

Als Dramatiker vom Fache hat Benedix für ſein Werk die dialogiſche Form gewählt. An und für ſich ein glücklicher Gedanke. Denn er gab Gelegenheit, in Nachbildung der Lucian'ſchen „Götter- und Todtengeſpräche“ ein höchſt inſtructives und illuſtrirendes Panorama der ganzen Shakeſpeare-Literatur auszuführen, von ihren Anfängen bis zur neueſten Zeit, England, Frankreich, Deutſchland umfaſſend, den Gegenſtand von allen Seiten beleuchtend. Da konnten, und zwar mit ihren eigenen Worten redend, die Meiſter der romantiſchen Schule eingeführt werden, die Tieck, Schlegel, Horn; alsdann, mit oder ohne Namen, die Shakeſpeare-Profeſſoren von heutzutage, die Shakeſpeare-Ausleger, die Shakeſpeare-Antiquare, die Shakeſpeare-Statiſtiker, die Shakeſpeare-Bearbeiter, die Shakeſpeare-Nachaffer, die Shakeſpeare-Darſteller, die Shakeſpeare-Dilettanten, lauter mit Händen zu greifende Leute, zu prächtigen Charakterkopien angethan, in die ergötzlichſten Widerſprüche verwickelt. Shakeſpeare durfte in eigener Perſon erſcheinen, ſich ſelbſt erklären, vertheidigen, ironiſiren. Alle Verirrungen und Auswüchſe des Shakeſpeare-Cultus fanden in einer ſolchen literar-hiſtoriſchen Comödie ihre Stelle, und ſozuſagen mit dem Finger war der Nachweis zu liefern, wie in allen Zeitläuften, in jedem Volksthum der große Dichter ſeine charakteriſtiſche Abſpiegelung gefunden hat, bei den romaniſchen Nationen geſungen und getanzt, bei den germaniſchen commentirt und kritiſirt worden iſt, und ſo nach ſeinem Tode noch ſchier ebenſoviele Verwandlungen durchmacht, wie der heidniſche Gott Bramah. Iſt es nicht ein wunderbarer Kreislauf der Theatergeſchichte, daß, während Shakeſpeare's Frauen auf ſeiner eigenen Bühne von bartloſen Jünglingen dargeſtellt wurden, jetzunder in Amerika, ſtellenweiſe auch in Deutſchland, ſeine Männer von bärtigen Mannweibern ſich ſpielen laſſen müſſen? Aber auf alle dieſe Erſcheinungen, ſo charakteriſtiſch und dankbar ſie ſind, läßt ſich Benedix nicht ein. Er muthet ſeiner Phantaſie keinen größeren Aufwand zu, als die Erfindung dreier junger Männer, „die ihr Leben der Wiſſenſchaft gewidmet haben, außer dieſer für Kunſt und Poeſie das lebhafteſte Intereſſe hegen und gern ihre Anſichten in dieſer Beziehung austauſchen". So dürftig und unklar dem Leſer dargeſtellt, unterhalten ſich beſagte drei Männer zehn lange Abende über Shakeſpeare und ſein Verhältniß zur deutſchen Literatur, zur deutſchen Kritik, zu deutſchen Claſſikern. Die drei Phyſiognomien ſind dabei nicht einmal ſo deutlich auseinandergehalten, wie beiſpielsweiſe die Kinder Vater Campe's in den Robinſon-Abenden. Ungleich, ungerecht werden die Rollen unter ihnen vertheilt. Hellmuth, auf der erſten Seite ſchon „erregt" auftretend, iſt der Heißſporn des Kleeblattes; wie ſein ſtammelndes Urbild, Heinrich Percy, zum täglichen Frühſtück ſechs bis ſieben Dutzend Schotten umbringt, ſo kann Hellmuth nicht ſchlafen gehen, ehe er zum Nachteſſen ein ganzes Stück von Shakeſpeare oder auch einige Stücke mit Haut und Haaren verzehrt hat. Er ſitzt in der Debatte auf der äußerſten Linken: Oppoſition um jeden Preis, Oppoſition gegen den ganzen Shakeſpeare, Oppoſition gegen jedes ſeiner Stücke und jeden ſeiner Freunde, Oppoſition auch da, wo der Dichter gar nicht und wo die Ausleger falſch verſtanden worden. Im Centrum, jedoch nur ſcheinbar und angeblich im Centrum, hat Reinhold Platz genommen, unter deſſen Maske wir wohl Benedix ſelbſt zu ſuchen haben; denn er ſpricht wie ein Mann vom Handwerk über techniſche Fragen und leitet die ſtürmiſche Discuſſion. Aber er kokettirt, wie mancher Kammer-Präſident, augenfällig mit der Linken. Im Geiſt und in der Wahrheit macht auch er Oppoſition, obgleich er gern den Unparteiiſchen ſpielt und Hellmuth parlamentariſch zur Ordnung ruft, wenn dieſer die Komiker in „Was ihr wollt" kurz und gut Schweinigel titulirt. Die Rechte — Shakeſpeare's Vertheidigung — vertritt Oswald; allein (ob das eine verſteckte Ironie gegen politiſche Parteikämpfe iſt?) die Rechte kommt ſelten zu Wort, flüſtert gewöhnlich einige ſchüchterne Zeilen und wird alsbald entweder von Hellmuth-Percy gefreſſen oder von Reinhold-Benedix mit einer überlegenen Präſidial-Berichtigung nach Hauſe geſchickt. Das iſt der ganze Apparat der zehn Dialoge, auf die Dauer unerträglich eintönig und ermüdend; umſomehr, als die Methode, in welcher der überreiche Stoff abgehandelt wird, keine Methode iſt. Der erſte Abend gehört einer allgemeinen Einleitung, das heißt eine Reihe von Sätzen wird ohne Zuſammenhang, ohne Namen des Urhebers, ohne Zweck der Anführung, abgeriſſen nebeneinandergeſtellt, um aus ihren Uebertreibungen die Heilloſigkeit der Shakeſpearomanie nachzuweiſen.

Alsdann geht es an die Vereinbarung eines Canons, nach welchem die „Poeſie" abgeurtheilt werden ſoll, welcher Canon indeſſen weniger an Ariſtoteles mahnt, als an Heinſius' „Redner und Dichter", falls dieſer biedere Elementar-Schulmeiſter noch in einigen veralteten Töchterſchulen heimiſch ſein ſollte.

„Die Poeſie zerfällt in mehrere Gattungen: Lyrik, Epik, Didaktik (sic!), Dramatik" — „Hauptzweck der Poeſie iſt: Freude zu erregen" u. ſ. w. Vom zweiten Abend beginnt die Heerſchau über ſämmtliche Stücke Shakeſpeare's; ſie defiliren einzeln, in der rein zufälligen Reihenfolge, in welcher ſie in Schlegel-Tiecks Ueberſetzung erſchienen ſind. „König Johann" macht den Anfang: Hellmuth erklärt von vornherein: „Dies Stück iſt gar kein Stück," und Reinhold führt das Todesurtheil in das Dogma aus: „Die Hiſtorie iſt keine Dichtungsgattung." Nachdem durch dieſen einzigen Streich oder Strich ſämmtlichen „Hiſtorien" kurzer Hand der Garaus gemacht worden, geht es über die Tragödien, die Römerdramen, die Luſtſpiele, die Märchen. Immer und überall derſelbe ſummariſche Proceß, auslaufend in das einſtimmige Verdict: Handlung: blutig, verworren, unklar, unintereſſant, armſelig; Charakteriſtik: übertrieben, unnatürlich, unwahr; Sprache: ſchwülſtig, überladen, roh, redſelig, weitſchweifig, geziert; Scenenführung: unbeholfen, durch unnütze Nebenfiguren und undramatiſche Epiſoden gehemmt. Zum Abſchluſſe der Schlächterei, die grauſamer und „blutfroher" iſt, als irgend eine der hart getadelten „Schlächtereien" in Shakeſpeare's Hiſtorien, bleibt von allen, buchſtäblich allen Stücken kein Stücklein ganz. Hellmuth und Reinhold ſind gleich Macbeth von Mord zu Mord und knietief in Blut geſtiegen. Sie begegnen ſich im Schlußcapitel in einer geradezu ungeheuerlichen, aber vollkommen ernſt gemeinten Zuſammenſtellung Shakeſpeare's mit — der Birch-Pfeiffer.

Shakeſpeare iſt mausetodt von ſeinem unverdienten Piedeſtal herabgeſtürzt. Exit Shakespeare, Rentrée Schiller und Goethe, welche der deutſchen Nation gerettet und in ihre alten Rechte, ihren vollen, durch die Shakeſpearomanie freventlich geſchmälerten Ruhm wieder eingeſetzt worden ſind.

Wahrhaftig, es iſt ſchwer, eine Satire über das unglückſelige Buch nicht zu ſchreiben, wenn man die nicht minder ſchwere Aufgabe überwunden hat, es zu leſen. Jede Kritik wird unwillkürlich zur Satire, und als Schluß- und Nachwort ſind die Fragen durchaus berechtigt: Hat denn Benedix, der Luſtſpieldichter, jemals ein Luſtſpiel Shakeſpeare's in der Urſprache geleſen? Hat Benedix, der Schauſpieler, jemals eine Shakeſpeare-Rolle ſtudirt und geſpielt, wäre es auch nur, um in ſeiner Terminologie zu reden, eine „flaue" Rolle? Hat Benedix, der Schauſpieldirector, jemals ein Stück Shakeſpeare's in Scene geſetzt? Daß Benedix, der Kritiker, keinen Sinn beſitzt für die weſentlichen Unterſchiede, innere wie äußere, der Shakeſpeare-Bühne und des heutigen Theaters, daß er den häufigen Scenenwechſel in Shakeſpeare's Stücken tief perhorrescirt — weil er eben nicht daran denkt, daß auf der Shakeſpeare-Bühne, die keine Decorationen kannte, auch keine „Verwandlungen" vorkamen — daß er den Dichter aus ſeiner Zeit, ſeinem Volke herausreißt, um ihn vom Standpunkte der neueſten Dramatik und Technik in Bauſch und Bogen zu verdammen, das mag hingehen, ſo ſchlimm es in einem Buche iſt, das vor Allem und über Alles Gerechtigkeit üben will. Denn es gehört ein durch philoſophiſche und kunſtgeſchichtliche Studien geſchärfter und geläuterter Blick dazu, dergleichen Unterſchiede zu erkennen und das Zufällige vom Weſentlichen zu ſondern. Allein daß auch für das Letztere, für die Grundeigenſchaften, Vorzüge wie Mängel, des dramatiſchen Dichters die Augen ſeines Kritikers verſchloſſen ſind, daß er an vielen, vielen Stellen die feinſten, der tiefſten Menſchenbruſt abgelauſchten Charakterzüge mißverſteht, die ſtärkſten Motive überſieht, oder verleugnet, oder verdreht, daß ſein Ohr ſtocktaub iſt für die Reize echt poetiſcher Sprache, das erklärt ſich zuletzt doch nur durch die eingeſtandene und angekündigte Tendenz, durch den äußerlichen Zweck des Buches. Um daſſelbe im Einzelnen zu widerlegen, müßte es abgeſchrieben und

Satz für Satz, Seite für Seite mit Randgloſſen begleitet werden. Eine Herkules-Arbeit, dem Umfange nach, nicht wegen der Schwierigkeit. Im Gegentheil; wie leicht es iſt, überall Irrthümer und Fehler aufzudecken, zeige ein einziges Beiſpiel an der Behauptung, welche den Leſer gleich beim Eintritt empfängt. „Die Hiſtorie iſt keine Dichtungsgattung,“ heißt es bei der Verurtheilung „König Johanns“. Nun weiß aber alle Welt, daß die Hiſtorie juſt die Urform der dramatiſchen Poeſie iſt. Die Myſterien- und Mirakelſpiele, aus welchen ſich im ganzen chriſtlichen Mittelalter das Schauſpiel entwickelt, ähnlich wie die griechiſche Tragödie aus den Wettgeſängen bei den Dionyſos-Feſten, was ſind ſie Anderes, als dialogiſirte bibliſche Hiſtorie? Die Oberammergauer und Tiroler Paſſionsſpiele bezeugen das noch zu dieſer Stunde. An Stelle der heiligen Geſchichte tritt dann die profane, ungleich ſpäter erſt die freie Erfindung erdichteter Stoffe. Das Theater emancipirt ſich von der Kirche, in deren Dienſt es, gleich der Malerei, ſeine Miſſion begonnen. Freilich iſt der Weg von der regelloſen Hiſtorie bis zu der ſtreng geſchloſſenen Form des Dramas ein weiter, und dem Flügelkleid der jungen Schauſpielmuſe iſt allerzeiten und allerorten der knappe Schnitt nach Ariſtoteles' oder Boileau's Maaßen fremd geblieben. Selbſt noch in claſſiſchen Epochen nimmt das hiſtoriſche Drama als ſolches vollere Freiheit in Anſpruch, als das von den Franzoſen falſch verſtandene und falſch angewendete Geſetz von den famoſen drei Einheiten geſtattet. Oder haben „Götz von Berlichingen“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Tell“ nicht ebenfalls ein überzahlreiches Perſonal mit einer Maſſe von Nebenrollen, fortwährendem Wechſel der Zeit, des Schauplatzes, der Handlung, Aufzüge, Aufſtände, Gefechte, Spectakel auf und hinter der Scene mit obligaten Trommeln und Trompeten? Der Hiſtoriendichter braucht wie der Hiſtorienmaler Fülle der Geſtalten und breiten Spielraum, welche ſich allerdings für den Luſtſpieldichter, den Genremaler nicht ziemen. Demnach hat Benedix entſchieden Unrecht, wenn er wiederholt ſagt: Die Hiſtorie iſt keine Dichtungsgattung. Recht würde er nur dann haben, wenn er ſagte: In ihrer urſprünglichen Geſtalt taugen die Hiſtorien Shakeſpeare's für die heutige Bühne nicht mehr, und ein neuer Dramatiker darf ſich derſelben Form nicht mehr bedienen.

welche, eben ihrer Formloſigkeit wegen, den Anfängen der dramatiſchen Poeſie und Kunſt als Uebergangsform nothwendig geweſen. Sind deßwegen die Hiſtorien Shakeſpeare's für das Theater verloren? Beileibe nicht! Es handelt ſich darum, ſie, ohne ihr Weſen zu ſchädigen, in eine Form zu bringen, die der heutigen Bühne entſpricht.

Allein dieſer Gedanke führt ab von unſerer nächſten Aufgabe. Der Rückweg wird am leichteſten zu finden ſein, wenn wir von Benedix zu Rümelin — um Beide mit Einem Worte zu charakteriſiren: vom Empiriker zum Doctrinär — übergehen.

II.

Von völlig verſchiedenen Ausgangs- und Standpunkten gelangen Benedix und Rümelin nicht ſelten an daſſelbe Ziel und begegnen ſich in einzelnen Urtheilen — Verurtheilen wohl auch — was um ſo auffallender iſt, als ihre Bildung und ihre Abſicht gründlich verſchieden ſind. Benedix will den Shakeſpeare-Cultus zerſtören, Rümelin ihn reinigen. Im Buche des Letzteren weht entſchieden beſſere Luft, ſpricht ein feiner Geiſt ſich aus, eine würdige Sprache den Leſer an. Man hört überall den deutſchen Profeſſor, der etwas Tüchtiges gelernt hat und etwas Nützliches lehren will. Er verfährt mit Methode, indem er von allgemeinen Sätzen zu beſonderen ſchreitet und, ehe er die einzelnen Stücke Shakeſpeare's beurtheilt, in gleichartige Gruppen überſichtlich geordnet erſt den ganzen Shakeſpeare darſtellt, auf der Unterlage ſeiner Zeit, ſeines Volkes, ſeiner Bühne. Dabei begegnet ihm freilich derſelbe Fehler, welchen er an Gervinus, Ulrici und anderen Shakeſpeare-Exegeten tadelt: er conſtruirt das Zeitalter der Eliſabeth, die Zuſtände des damaligen engliſchen Theaters, das Verhältniß Shakeſpeare's zu jenem wie zu dieſem aus ſeiner ſubjectiven Anſchauung, nach ſeinen beſtimmten Zwecken. Oder hätte Rümelin Recht, wenn er behauptet, die Grundſtimmung des engliſchen Volkes zur Zeit der Eliſabeth ſei keineswegs ſo gehoben, insbeſondere nicht ſo theaterluſtig geweſen, Shakeſpeare durchaus nicht ſo angeſehen und einflußreich, wie gleichzeitige und nachfolgende Schilderungen glauben machen wollen, und wenn er dieſe Behauptung in apagogiſcher Beweisführung damit zu begründen meint, daß unmittelbar auf Eliſabeth und die Stuarts Cromwell folgt mit ſeinen puritaniſchen Rundköpfen und Eiſenherzen, die Verfolgung und Schließung der Theater im ganzen Inſelreiche, das völlige Verſchwinden Shakeſpeare's ſammt allen ſeinen Nachfolgern in einer hundertjährigen Vergeſſenheit? Der entgegengeſetzte Schluß iſt mindeſtens ebenſo berechtigt: weil eine allgemeine Reaction eingetreten, muß eine allgemeine Action vorausgegangen ſein; weil Staat, Gemeinde, Geſellſchaft das Schauſpiel unterdrücken, den Schauſpielerſtand in Acht und Bann thun, muß das Theater eine ungewöhnliche, eine herrſchende Stellung innegehabt, eine tiefgehende Wirkung ausgeübt haben. Und daß Shakeſpeare von zeitgenöſſiſchen Kritikern ſtellenweiſe kühl und vornehm behandelt worden iſt, beweiſt dieſer Umſtand ſeine, wenn auch nur relative Bedeutungsloſigkeit? Ei, da ſehe man doch in den Recenſionen der Maculatur gewordenen Göttinger „Gelehrten Anzeigen" und „Berliner Literaturblätter" von Nicolai und ſeinesgleichen, wie mit den damals neuen Stücken Schillers und Goethe's umgeſprungen wird; nicht glimpflicher fürwahr, als in einem Feuilleton neueſten Datums mit dem Erzeugniß irgend eines dramatiſchen Epigonen. Endlich: wenn Shakeſpeare kurz nach ſeinem Ableben in die Nacht völliger Vergeſſenheit verſank und ein volles Jahrhundert ſpäter, wie Herculanum und Pompeji, aus Schutt und Aſche ausgegraben werden mußte, ſo iſt es doch unſeren Nibelungen und den Schätzen mittelhochdeutſcher Lyrik nicht nur ebenſo, ſondern um ein Beträchtliches ſchlimmer ergangen; auch ſie lagen durch mehrere Jahrhunderte in der Erde, ſo tief verſchüttet, daß noch vor fünfzig Jahren dem Gebildetſten in Deutſchland — vereinzelte Fachgelehrte abgerechnet — die „Iliade" oder die „Aeneide", ſogar die „Göttliche Comödie", „Das befreite Jeruſalem", „Das verlorene Paradies", die entſetzliche „Henriade" ungleich näher ſtanden, als die Helden- und Minnelieder aus dem Blüthenalter des eigenen Volkes. Gegenwärtig aber ſingen und reden die vom Zauberſchlaf erweckten Recken von allen Brettern herab das pietätsvoll lauſchende Publicum an; ſie ſchauen rieſenhaft aus den Fresken der Kunſthallen und der Königsſchlöſſer in die moderne Zwergenwelt und haben ſelbſt in die excluſiven, exotiſch duftenden Räume des Salons auf dem Wege der Illuſtration ſiegreich ihren ſpäten Einzug gehalten. O, es iſt ein ganz eigenes räthſelhaftes Ding um Nachruhm und Nachwirkung, ſo in der großen Welt der Thatſachen und der Ereigniſſe, wie im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Ob dies intermittirende, periodiſche Erſcheinen und Verſchwinden nach beſtimmten, geheimnißvollen Geſetzen erfolgt oder vom blinden Zufall und ſeinen Launen hervorgebracht wird, wer weiß es, wer kennt und formulirt jene Geſetze? Der literaturhiſtoriſche Kalendermacher ſoll noch geboren werden, welcher eine Goethe-Finſterniß, einen neuen Molière-Planeten, einen Kometen-Byron auf Tag und Stunde vorherſagt.

Aehnlich wie gegen die allgemeinen Deductionen Rümelins wäre auch gegen ſeine einzelnen Urtheile Manches und Erhebliches einzuwenden. Da müßte man aber die ganze Schrift Punkt für Punkt durchgehen und, ſofern ſie ſchon an den meiſten Stellen eine Replik iſt, immer die entſprechende Duplik dagegenſtellen. Das iſt bei ihm ebenſo unmöglich wie bei Benedix, mag aber beiſpielshalber in einem einzigen Falle geſchehen — die berühmte Brautwerbungs-Scene in „Richard III.“, ein altes Kreuz der Interpreten, der Darſteller, der Regiſſeure. Natürlich bricht in der Beurtheilung derſelben Papa Benedix in die höchſte ſittliche Entrüſtung aus. Seiner Anſicht nach hätte Prinzeſſin Anna dem unſchicklichen Freier ungefähr die beredte Antwort geben müſſen, welche Unter den Linden zu Berlin zuweilen gehört wird: „Herr, was denken Sie denn von mir? Sie denken wohl, ich wär' ſo Eine? Nein, ich bin ſo Keine nicht. Geſetzt aber, ich wär' ſo Eine, iſt denn hier der Ort und die Zeit dazu? Und geſetzt, hier wär' der Ort und die Zeit dazu (piano): was giebt mich denn der Herr?“ Ganz ſo ſtreng urtheilt nun freilich Vetter Rümelin (in Schwaben heißt Jedermann Vetter) über Richards Attentat nicht; doch nennt auch er daſſelbe auffallend, unbegreiflich, an das Unſinnige und Märchenhafte grenzend und vermuthet, Shakeſpeare habe die mit ſichtlicher Kunſt und Sorgfalt ausgeführte Scene nur geſchrieben, um (Hört! Hört!) einen Vorgänger in demſelben Thema zu überbieten oder eine Wette zu gewinnen über ein ſcheinbar unlösbares Problem. Bei einem Philologen von Fach eine wunderliche Conjectur. Die natürliche Erklärung liegt denn doch nahe genug. In Bezug auf die Thatſache darin, daß im ehernen Zeitalter des Roſenkrieges die Fälle gar nicht ſelten ſind, in denen der Sohn vom Vater abfällt, der Bruder vom Bruder, das Kind vor den Augen der Mutter ermordet wird, die Wittwe den Mörder des Gatten heirathet, ſo daß Scham, Zucht und Sitte in jenen wüſten Tagen bis zu völliger Auflöſung gelockert erſcheinen. In Bezug auf pſychologiſche Motivirung darin, daß gerade am Sarge ihres letzten Beſchützers, verlaſſen von Allen, durch Trauer um Vergangenes und Furcht vor Zukünftigem aufgeregt, die von Haus aus ſchwache und beſchränkte Anna dem in ſeiner Oeffentlichkeit doppelt gefährlichen Ueberfall erliegt und jenem geheimnißvollen Zauber widerſtandslos verfällt, welchen dämoniſche Häßlichkeit, rohe Kraft und deſpotiſcher Wille im Manne über die weibliche Natur erfahrungsmäßig immer und überall ausüben. Nein, dieſe Werbung auf der Straße, am Sarge, unter ſtrömenden Thränen des Weibes, mit dem blanken Degen in der Fauſt des Mannes, ſie iſt ein unendlich tiefer und treffender Charakterzug bei Richard und nebenbei ein in Anlage, Führung, Wirkung unvergleichliches Meiſterſtück Shakeſpeare's. Bedarf ſie einer Erklärung, ſo illuſtrire man ſie durch ein oft gebrauchtes Bild: Schlange und Vöglein. Allerdings lehren kluge Zoologen, ſowohl der Schlangenzauber als die Taubenbetäubung ſeien Märchen. Allein deßwegen darf der Dichter immerhin an das Märchen glauben, denſelben Glauben im Parterre vorausſetzen und aus dem Körnchen Wahrheit, das jede Fabel enthält, auch die aus Raffs Naturgeſchichte, ein poetiſches Motiv entwickeln, wenn er es nur auszuführen verſteht, wie dies Shakeſpeare verſtanden.

Im letzten Capitel, dem längſten und lebendigſten unter allen, zahlt Rümelin auch ſeinen Tribut an die Natur — die unvermeidliche Parallele zwiſchen Shakeſpeare und Goethe-Schiller; nur mit dem Unterſchiede von den meiſten Vorgängern in der Shakeſpeare-Literatur, daß ſeine Bilanz zu Gunſten der deutſchen Claſſiker ausfällt, für welche er mit einer ſchönen Wärme Partei nimmt, ſogar von Parteilichkeit für Goethe, den Dramatiker, nicht frei. Nachdem er ganze ſiebzig Seiten, faſt ein Viertel des Buches, mit dieſem Vergleiche ausgefüllt, ruft er, plötzlich zur Beſinnung kommend, auf der letzten Seite mit liebenswürdiger Naivetät aus:

„Laſſen wir das ewige Vergleichen mit den eigenen Heroen, das doch außer dem gymnaſtiſchen Spiel des Geiſtes und unſerer äſthetiſchen Empfindungen keinen praktiſchen Zweck mehr hat.“ Ja wohl, laſſen wir es, wenn es ſich ſo leicht nur laſſen ließe. Allerdings iſt gewiſſermaaßen jede Kritik ein Vergleich, eine Location. Aber dieſen Vergleich in's Perſönliche ziehen, die Dichter unter einander wie Schulknaben collociren oder auch ihre einzelnen Schriften in Reih' und Glied ſtellen, als wären es Recruten, welche der Feldwebel zur Muſterung nach dem Maaß rangirt, vom Flügelmann abwärts — das iſt eine ſpecifiſch deutſche Eigenthümlichkeit, von welcher nicht die wohlmeinendſten und gelehrteſten Kritiker, gerade ſie am wenigſten, und von allen am allerwenigſten die Profeſſoren von Profeſſion zu laſſen im Stande ſind. Naturam furca u. ſ. w.

Auch mit dem Platze, welchen Rümelin in Folge ſeiner Location Shakeſpeare anweiſt, wird man ſich kaum einverſtanden erklären können. Der vormalige würtemberg'ſche Cultusminiſter baut auf der Höhe ſeiner Shakeſpeare-Studien einen Feſtſaal der deutſchen Poeſie, ausgefüllt mit den Geſtalten unſerer eigenen großen Dichter und Seher. Die bekränzten Bilder der fremden Meiſter, von Homer und den Sängern des Alterthums bis zu den neueſten und jüngſten herab, werden an den Wänden in Niſchen aufgeſtellt. Die größte dieſer Niſchen ſoll Shakeſpeare gehören, „weil wir ihm in der Vergangenheit am meiſten verdanken, in der Gegenwart ihn noch am liebſten leſen, hören, genießen, ihm jedoch in Zukunft nicht länger als Leitſtern und Führer folgen ſollen.“ Alſo Shakeſpeare hinfüro nur noch im Fremdenzimmer der deutſchen Walhalla. Gäbe es wirklich nicht einen näheren, freieren, fruchtbareren Platz für ihn? Zum Beiſpiel: die Bühne? Iſt er auch da abgethan, wie in der Literatur? Rümelin beachtet allerdings in ſeinen „Studien“ das deutſche Theater der Gegenwart ſo gut wie gar nicht, während er das altengliſche Theater eingehend, wenn auch einſeitig, berückſichtigt, und Benedix, obwohl dramatiſcher Dichter von Fach, in der Bühnenpraxis grau geworden, läßt ſich auch nur gelegentlich auf die Beziehungen Shakeſpeare's zum jetzigen Theater ein. Da klafft eine Lücke in beiden Büchern, und in ihnen nicht allein, nein, im ganzen Shakeſpeare-Cultus, welcher im Laufe der Zeiten ſeinen Helden immer mehr aus der ihm gebührenden Stelle verdrängt, von der lebendigen Bühne weg in todte Bücher gebannt hat. Shakeſpeare iſt denn doch, wenn irgend Jemand, ein geborener dramatiſcher Dichter, vorzugsweiſe, faſt ausſchließlich Dramatiker. Seine epiſchen Dichtungen, auch ſeine Sonette — welch letzteren die ſtrenge Kritik Rümelins auffallende Anerkennung zollt — machen beinahe den Eindruck von Habilitations-Schriften, mit denen ſich Shakeſpeare, der um ſeines Standes willen unbeachtete Dichter, in der Welt vornehmer Schöngeiſterei als ein Meiſter auch in der Hof- und Modepoeſie legitimiren möchte. Als Dramatiker aber kann Shakeſpeare nicht vom Katheder herab, nicht durch Gelehrte erklärt werden, ſondern einzig und allein von der Bühne aus, durch Schauſpieler, wie er ebenſo nur verſtanden werden kann im Zuſchauerraum des wirklichen Theaters, nicht im einſamen Leſecabinet. Beſſer als alle Commentatoren und Recenſenten, ſozuſagen inſtinctmäßig weiß der dramatiſche Künſtler, was in dem dramatiſchen Dichter liegt, und bringt das heraus zur Anſchauung, zur Geltung, zur Wirkung, indeß der Gelehrte von ſeinem Eigenen hineinträgt und dem großen Publicum in vielen Fällen das Verſtändniß erſchwert, welches er erleichtern will. Mit der Ausführung dieſes Satzes ſchließt unſere Anti-Kritik, damit ihr die poſitive Seite nicht fehle, die Perſpective auf eine Form und einen Zweck des Shakeſpeare-Cultus, worin ſich alle Parteien begegnen können.

Mit Rümelin unterſcheiden wir in der deutſchen Literatur drei gegen einander feſt abgegrenzte Phaſen des Shakeſpeare-Cultus: die claſſiſche, die romantiſche, die philologiſche (welche Rümelin aus einem äußerlichen Motive, nach der Tendenz ihrer Führer, die national-politiſche nennt). Die claſſiſche Phaſe iſt diejenige, in welcher die deutſchen Claſſiker bewußt und abſichtlich an Shakeſpeare anknüpfen, und zwar Leſſing kritiſch in ſeinem Kampfe gegen das pſeudo-claſſiſche Drama der Franzoſen, Goethe und Schiller productiv in ihren Erſtlingen: „Götz“ und „Räuber“, die unmittelbar aus Shakeſpeare's Schule ſtammen; Wieland und Herder können hier ebenfalls genannt werden, als Mitüberſetzer derſelben der Erſtere, der Letztere als Mitentdecker, des ſeit beinahe anderthalb Jahrhunderten verſchütteten Dichters. Dieſer claſſiſchen Periode, die ſich

Shakeſpeare's ohne vieles Studiren friſchweg für die Bühne bemächtigte, dankt das reale Theater die Goethe'ſchen Bearbeitungen verſchiedener Stücke, von denen die bekannteſte: „Romeo und Julie", nach allgemeinem Urtheile — kein Meiſterſtück, und von Schiller eine Ueberſetzung „Macbeth's", vortrefflich für ihre Zeit, für die unſrige nicht mehr genügend, ſo ſehr ſie Rümelin und Benedix (merkwürdigerweiſe gerade in ihren Fehlern!) bewundern. Neben den Claſſikern in Weimar gingen die Theater-Praktiker in Wien, Hamburg, Berlin, Mannheim und anderen Orten, Schröder voran, ebenfalls reſolut in's Zeug und ſchnitten aus dem engliſchen Dichter neue Stücke heraus, die ſie nicht allein für ihre nächſten Zwecke, für das Repertoire ihrer Theater, verwertheten, ſondern noch vorher nach eigenem Wiſſen und Können, mitunter wunderlich und gewaltthätig genug, zuſtutzten: die Tragödie zu einem bürgerlichen Schauſpiel, die Comödie zu einer derben Poſſe. Immerhin aber wurde das erhebliche Ergebniß erzielt: Shakeſpeare in Deutſchland einzubürgern, und zwar mit Fug und Recht auf der Bühne, durch die Bühne, nicht mittelſt des Umweges durch die Literatur. Von der entgegengeſetzten Seite griff ihre Aufgabe die romantiſche Phaſe an, indem, dem Grundprincip der Neuromantiker getreu, der Inhalt Shakeſpeare's in die Form Shakeſpeare's verflüchtigt wurde. Shakeſpeare diente ihnen als Führer in dem Kreuzzuge gegen alle Form in der Poeſie, nebenbei auch als Gegenkaiſer der Dioskuren in Weimar, welche den damaligen Jungdeutſchen unbequem geworden. Auf die wirkliche Bühne nahm dieſe Richtung geringe Rückſicht; ſie galt den Neuromantikern überhaupt nichts, weil ihnen — den einzigen Kleiſt abgerechnet, der eigentlich nicht zu ihnen zu rechnen iſt — jegliches Verſtändniß für das Bedürfniß des realen Theaters abging. Hätten ſie ſonſt auf die kaum im Werden begriffene nationale Bühne Deutſchlands neben die achtbaren Anfänge eines in Urſprung und Richtung echt deutſchen bürgerlichen Schauſpiels (von Iffland und anderen mehr) eigene Spielereien und Experimente mit Calderon und Shakeſpeare geſtellt? Jedoch verdankt dieſer zweiten Periode im Shakeſpeare-Cultus die deutſche Literatur einen unſchätzbaren Schatz: Schlegels Ueberſetzung, claſſiſch geworden wie irgend ein Originalwerk, von keiner ſpäteren Concurrenz-Arbeit erreicht, geſchweige denn übertroffen, oftmals und mit Recht der Luther'ſchen Bibel-Ueberſetzung und Voß' „Homer" verglichen. Was ſonſt von den Romantikern theils in Nachahmungen Shakeſpeare's, namentlich im phantaſtiſchen Luſtſpiele, und von literariſchen Hilfsmitteln zu ſeinem Verſtändniß geliefert worden, gilt heute für veraltet. Auf dem Theater wäre etwa noch eine Spätgeburt der Shakeſpeare'ſchen Romantik zu erwähnen: der „Sommernachtstraum", Repertoireſtück aller Bühnen geworden, durch Mendelsſohns Muſik, wie Benedix richtig bemerkt. Noch richtiger hätte er geſagt: Die Muſik von Mendelsſohn zum „Sommernachtstraum" iſt populär und claſſiſch zugleich geworden; allein das Stück, welches ſie begleiten ſoll, hat ſie erdrückt. Je höher und ſelbſtſtändiger dergleichen Muſiken an und für ſich daſtehen, die, ihrem Zwecke nach, nur obligat ſein und dem Stücke dienen wollen, deſto ſicherer verfehlen ſie dieſen ihren Zweck. So auch die Muſik zu „Egmont", zu „Antigone", zu „Oedipus". Namentlich im „Sommernachtstraum" kann es in gewiſſem Sinne nur ſtören, wenn in den luftigen Elfen-Dialog oder in die Zwiſtigkeiten der Liebespaare durch Muſikſtücke lange Lücken geriſſen werden, welche das Ballet ausfüllen muß. Wenn endlich gar der brillante Hochzeitsmarſch mit voller Kraft und allen Effectmitteln des modernen Orcheſters einſetzt und dazu, Fackeln in den Händen, ein wohlgeordneter Feſtzug die breiten Stiegen ſich herabwindet, in ein halb antikes, halb mittelalterliches Phantaſie-Coſtüm geſteckt, ſo muß Einem unwillkürlich die Erinnerung an den berühmten Fackeltanz kommen, welchen das königlich preußiſche Staatsminiſterium in Gala-Uniform zur Feier allerhöchſter Vermählungsfeſte im Berliner Schloſſe aufführt. Pucks reizende Schlußworte gehen einmal gewiß in dem Spectakel verloren. Ebenſowenig wie die Muſik in ſolchen Dimenſionen, ſcheint uns gerade bei dieſem Stücke die Nachahmung der Shakeſpeare-Bühne in ihren architektoniſchen Eigenthümlichkeiten berechtigt zu ſein, obwohl ſie nach Tiecks Vorgang faſt überall adoptirt worden iſt. Der Wald bei Athen, in drei Stockwerke vom Maſchiniſten eingetheilt, iſt für die Elfenwirthſchaft und die luſtige Jagd unter den Liebenden eine recht ungeſchickte Scenerie. Wie denn überhaupt dieſer vielbeſprochene Mittelbau auf der Bühne, im Globus-Theater ein Nothbehelf, dem modernen Theater mit ſeinen reichen Mitteln, die auf vollſtändige Illuſion abzielen, nicht zu Geſichte ſteht.

Doch zurück von dieſer techniſchen Abſchweifung zum Hauptthema.

Die dritte Phaſe im Shakeſpeare-Cultus, die philologiſche, hat ſich in England und in Deutſchland faſt gleichzeitig entwickelt, unter dickem archäologiſchen Bücherſtaub und heißem polemiſchen Pulverdampf, welche den Gegenſtand bis zum Verſchwinden einhüllen, auf deſſen Verherrlichung und Erklärung es abgeſehen iſt. Jedes Jahr hat neue Ausgaben, Ueberſetzungen, Biographien, Commentare, Streitſchriften, Apokryphen und dergleichen mehr gebracht und allmählich diesſeits wie jenſeits des Canals eine Literatur aufgehäuft, die kaum noch zu überſehen iſt, zu deren Wartung und Pflege eigene Shakeſpeare-Geſellſchaften und Shakeſpeare-Bibliotheken gegründet worden ſind. Die Philologie, in England und in Deutſchland eine gleich beliebte Wiſſenſchaft, hat Shakeſpeare ebenſo behandelt — vielleicht dürfen wir ſagen: mißhandelt? — wie ehedem einen griechiſchen oder römiſchen Autor, wie ſpäter das Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide. Was hat der Dichter und was ſeine wahre Heimath, die Bühne, dabei gewonnen? Von der Perſon des Erſteren wiſſen wir zur Zeit nicht viel mehr, als da er neu entdeckt wurde; wie ſein Name geſchrieben wird, iſt eine noch nicht geſchloſſene Controverſe und die Chronologie ſeines Lebens zur Stunde unbeſtimmter als diejenige ſeiner Stücke. Seine Verbreitung, ſein Verſtändniß im großen Publicum haben auch nicht in dem Maße zugenommen, wie es die auf ihn verwendete Arbeit erwarten ließ. Die landläufige Redensart, Shakeſpeare ſei ein Eigenthum des deutſchen Volkes geworden, führt ſich in Wahrheit darauf zurück, daß ſeine Werke, Original oder Ueberſetzung, Commentare und Biographien, Chreſtomathien und Illuſtrationen, in den Bücherſchränken aller reputirlichen Häuſer als Schauſtücke ausſtehen. Ob ſie geleſen und genoſſen werden, iſt eine andere Frage. Fehlt uns Deutſchen doch, trotz unſerer rieſigen Shakeſpeare-Literatur, heute noch ein „Family-Shakespeare“, wie ihn das praktiſchere England ſeit Jahr und Tag beſitzt, ebenſo eine volksthümliche Biographie, dergleichen Schiller durch Palleske geworden. Wir unterſchätzen deſwegen dieſe redlichen und ſchwierigen Arbeiten keineswegs: die Geſammt-Ausgabe von Julius mit ihren ſachlichen Erläuterungen, die hiſtoriſche Darſtellung eines Meiſters wie Gervinus, die äſthetiſche eines Denkers wie Ulrici — ſie ſind von unberechenbarem Werthe, wenn ſie als nützliche Werkzeuge in der Hand der Arbeiter vom Fache, Dramaturgen, Regiſſeure, Schauſpieler, gute Dienſte leiſten und, ſtatt einander bald zu widerſprechen, bald ſich zu überbieten, ſtatt ſich ſelbſt Zweck ſein zu wollen, vielmehr zuſammenwirken zu dem allgemeinen Zwecke: Reſtauration Shakeſpeare's in zeitgemäßer Geſtalt auf der heutigen deutſchen Bühne. Sie iſt von dem philologiſchen Shakeſpeare-Cultus ſo gut wie gar nicht beachtet, ja, ſie iſt oft genug von ihm verachtet worden. Die Shakeſpeare-Gelehrten verhalten ſich gegenüber den jetzigen Shakeſpeare-Aufführungen faſt ausnahmslos negativ, weil dieſelben, den unabweislichen Anforderungen des Zeitgeſchmacks und des gegenwärtigen Theaters Rechnung tragend, durch Aenderungen, Auslaſſungen, Zuſätze den urſprünglichen Shakeſpeare alteriren, das heißt im Style der Shakeſpearomanie: ihn verſtümmeln, verfälſchen, entweihen. Daß Leſſing ſchon „beſcheiden", Schiller „beſonnen" Redactionen Shakeſpeareſcher Stücke für den Zweck der Aufführung ausdrücklich forderte; daß ſowohl die Claſſiker wie die Bühnenpraktiker Deutſchlands mit dem Beiſpiele ſelbſtſtändiger Bearbeitungen vorangingen; daß die namhafteſten Shakeſpeare-Bühnen in London: Coventgarden, Sadlers Wells, Princeß-Theater, mit voller poetiſcher und ſceniſcher Freiheit jede ihren eigenen Shakeſpeare an- und ausbauten, beirrte die deutſche Shakeſpeare-Doctrin nicht in ihrer Orthodoxie. So erſtarrte ſie denn immer mehr und mehr in dem abſtracten Senſorium des Literatenthums und iſolirte ihren Dichter innerhalb eines in ſich abgeſchloſſenen Cultus, an dem das Volk und die Bühne ſich zu betheiligen mit dem beſten Willen nicht im Stande waren.

Trügen die Zeichen nicht, ſo neigt dieſe dritte Periode ihrem Untergange zu, den ihr auch Rümelin, er aus politiſchen Wetterwendungen, vorherſagt. Die engliſche Shakeſpeare-Geſellſchaft hat ſchon vor Jahr und Tag das Zeitliche geſegnet, und wenn eben jetzt in den Zeitungen die Rede geht von ihrer Wiedererweckung, ſo wird man ſich, nach dem kläglichen Fiasco der engliſchen Säcularfeier von 1864, wenig Erfolg von dem Verſuche verſprechen dürfen. In Deutſchland zeigen ſich auf beiden Extremen der Shakeſpeare-Literatur Vorboten der Auflöſung; Bücher wie das von Otto Ludwig und ſein Gegenſatz, das von Benedix, ſind gleich ungeſund. Da gilt es denn, daß das Theater, welches anfangs mit dem literariſchen Cultus Shakeſpeare's ſo wacker Schritt gehalten, dann aber unverkennbar zurückgeblieben, die Erbſchaft der Philologie antrete, ihre Fortſchritte ſich zunutze mache, zu einer planmäßigen und ſtetigen Pflege des Shakeſpeare-Repertoires ſich anſchicke. Glaube man doch nicht genug gethan zu haben, wenn „Hamlet" und „König Lear" mit dem „glücklichen" Ausgang überall beſeitigt worden, und wenn die Luſtſpiele nicht mehr nach Beck oder nach Holbein in Scene gehen. So lange noch auf dem fruchtbarſten Shakeſpeare-Repertoire weit mehr als die Hälfte ſeiner Stücke fehlt; ſo lange man auf den maßgebenden deutſchen Theatern bald nach dieſer, bald nach jener Ueberſetzung und Einrichtung ſpielt; ſo lange die Ueberlieferung, das heißt der Schlendrian der handwerksmäßigen Praxis, die Shakeſpeare-Studien des wirklichen Theaters leitet: ſo lange kann von einer neuen Phaſe des Shakeſpeare-Cultus nicht die Rede ſein. Ihr Programm, ſo weit ſich ein ſolches eben improviſiren läßt, wäre etwa: Organiſation eines feſten, allmählich auf alle erreichbaren Stücke ausgedehnten Shakeſpeare-Repertoires; Uebereinkunft der wichtigeren deutſchen Theater über eine beſtimmte, von ihnen allen angenommene Textredaction und Einrichtung der vorhandenen wie der neu gewonnenen Stücke; bei ſchicklichen Veranlaſſungen, Gedächtnißtagen oder Feſtvorſtellungen Aufführungen Shakeſpeare'ſcher Stücke durch die hervorragendſten Schauſpieler des deutſchen Theaters; Herausgabe eines deutſchen Theater-Shakeſpeare oder Shakeſpeare-Theaters für den Gebrauch dramatiſcher Künſtler und zur Orientirung des Publicums; Gründung von Shakeſpeare-Schulen als Annexen der großen Theater, in welchen deren Nachwuchs durch und an Shakeſpeare herangebildet würde, und manche andere Hilfsmittel ſich aus der Verwirklichung der Idee gleichſam von ſelbſt entwickeln möchten.

Iſt eine ſolche Idee wiederum, wie unſer burſchikoſer Benedix ſagt, „verfluchte Ausländerei"? Iſt ſie wirklich eine Sünde am heiligen Geiſte der Nationalität, ein Frevel an den Manen oder an den Werken unſerer heimiſchen Dichter? Niemand glaubt das im Ernſte. Im Gegentheil: die Pflege des einen Heroen fördert unwillkürlich mit innerer Nothwendigkeit auch den andern. Wir haben es wenigſtens in eigener Erfahrung immer ſo erlebt, daß wer ſeinen Shakeſpeare gefunden hat, deßwegen ſeinen Leſſing, Goethe, Schiller nicht nur nicht verliert, ſondern feſter und höher hält als zuvor. Im Reiche der Schönheit gilt ja das Gebot des Monotheismus nicht, und warum ſollten wir Deutſchen, nachdem wir den Particularismus in der Politik überwunden haben, über Nacht particulariſtiſch und chauviniſtiſch werden auf einem Gebiete, dem der Wiſſenſchaft und Kunſt, auf welchem gerade unſere Univerſalität uns den Vorzug vor allen Nationen, den einzigen bisher anerkannten, und die Weltherrſchaft gegeben?

Moſenthal

Ein Stammbuchblatt.

Jr [illegible] kann.
Die Sonnwendbäuerin

I.

Ein Stammbuchblatt! — Der geneigte Leſer rümpft die Naſe, zuckt die Achſeln: das klingt altfränkiſch, kleinſtädtiſch. Wir kennen Autographenſammlungen, Albums, kritiſche Eſſays, Literaturbilder, wie wir uns denn nachgerade in allen Stücken gewöhnt haben, das Kleinſte mit größtem Namen zu nennen. Zum Exempel: eine Wirthshausrechnung und eine Schneidernota aus dem vorigen Jahrhundert — ein Beitrag zur Culturgeſchichte; eine ſchlichte Theaterrecenſion — dramaturgiſche Blätter. Aber Stammbücher kennen wir nicht mehr: ſie ſind antiquirt. Kein moderner Student, kaum noch ein reiſender Handwerksburſch führt noch ein Stammbuch mit ſich. Dergleichen ſchmeckt nach dem vergangenen Jahrhundert; höchſtens nach dem Anfange des gegenwärtigen.

Eben deswegen, Geneigteſter! Weil mich der Tod unſeres armen Moſenthal um ein Menſchenalter, — nicht doch; ſeien wir ehrlich: um vierzig Jahre verjüngt hat, — möcht' ich ſein Andenken in einer, um mindeſtens ebenſoviele Jahre veralteten Form, durch ein Stammbuchblatt, feiern. Wir gehörten zu einem Stamme. Nicht als ob ich Jude wäre, wie er einer geweſen; leider nicht, denn als ſolcher hätt' ich's unſtreitig weiter gebracht. Aber ich bin ein Kurheſſe und ein Schriftſteller, gleich ihm. So ſind wir in doppeltem Sinne von Einer Familie. „Stammbuch“ ſtimmt!

Anno Domini 1836 — da ſind die verfluchten vierzig Jahre; nichts abzuhandeln, im Gegentheil, faſt noch eines darüber, — begab es ſich, daß ich aus der Erziehungsanſtalt für junge Engländer, welche in Ricklingen bei Hannover blühte, und wo ich angeblich das Deutſche lehrte, in Wahrheit aber das Engliſche lernte, urplötzlich abberufen wurde, um proviſoriſch für die Lehrkanzel der neuen Sprachen und Literaturen an dem reorganiſirten Lyceum Fridericianum in Heſſen-Caſſel einzutreten. Der Ruf an ſich war ehrenvoll, von Niemand Geringerem ausgegangen, als von Haſſenpflug, gezeichneten Andenkens, der dem heſſiſchen Unterrichtsweſen ſeine beſondere Sorgfalt zuwendete. Aber ich folgte nur widerſtrebend. Ricklingen ſagte mir ausnehmend zu. Das große Haus Captain Trotts, des Vorſtandes der Anſtalt, war ganz auf dem Fuß eines vornehmen engliſchen Landſitzes eingerichtet: Bequemlichkeit jeder Art, vortreffliche Verpflegung, reichliche geſellige Unterhaltung in der nahen Halbreſidenz, wo der Herzog von Cambridge als Vicekönig repräſentirte und die young gentlemen aus Ricklingen gaſtlich empfing, die in unglaublichen Phantaſieuniformen bei Hof erſchienen. Zu thun gab's blutwenig: ein paar Lectionen am ſpäten Morgen; die Converſationsſtunden nach dem Lunch wurden abgehalten beim Taubenſchießen im Ricklinger Wäldchen oder beim Angeln in dem Bächlein, das dicht hinter dem Hausgarten vorüberfloß. Abends beſuchten wir, Lehrer und Zöglinge gemeinſchaftlich, das Hoftheater, weil wir übereinſtimmend der Anſicht waren, es gäbe keine beſſere Schule für die ſchwere deutſche Sprache als die Bühne. Nach der Vorſtellung beſchloß den Tag ein ſolenner Commers in „Weſſels Schenke", dem Mittelpunkt der ganzen engliſchen Colonie in Hannover, allwo ich den deutſchen Corpsburſchen-Comment einzuführen trachtete und in einer ſchönen Mitternacht ſogar, zu unausſprechlichem Erſtaunen und Vergnügen meiner wißbegierigen Jugend, den „Landesvater" ſteigen ließ, ſämmtliche Cylinder der Anweſenden durchbohrend mit dem Paradedegen eines königlich-großbritanniſch-hannoverſchen Gardelieutenants. Das Alles ſollt' ich vertauſchen gegen die dumpfe, enge Schulſtube eines ordentlichen, öffentlichen Gymnaſiums?! Aber der Vater drängte: der Staatsdienſt ſei doch ein ſicheres Brod und biete eine feſte Stellung, meinem ſchwankenden, ſchweifenden Sinne doppelt heilſam. Armer, guter Papa! Das ſichere Brod warf ich nach fünf Jahren der Knechtſchaft weg, und eine ſichere Stellung . . . . . Welche Stellung iſt denn ſicher in unſeren unſicheren Zeitläuften? Nicht einmal der Thron, geſchweige denn ein Katheder! Das Königreich

Hannover, ſammt dem Kurfürſtenthum Heſſen, wo ſind ſie heute? Afflavit Deus, dissipati sunt!

Aber von Moſenthal, nicht von mir ſollte ja die Rede ſein? Geduld. Wir langen gleich bei ihm an.

An einem ſchönen Maimorgen traf ich in Caſſel ein. Um recht pünktlich zu ſein, meldete ich mich ſofort, noch im Reiſeanzuge, bei meinem neuen Director, dem braven, tüchtigen Weber, der mir aus einem ſtrengen Chef bald ein nachſichtiger Freund geworden. Er maß mit bedenklichem Blicke zuerſt meine hochaufgeſchoſſene, ſchmale Geſtalt, dann den allerdings verwegenen Morgenrock aus ſchottiſchem gewürfelten Stoff, ächt engliſchen Schnitts. „Trauen Sie ſich auch," fragte er, „den nöthigen Ernſt zu, um Disciplin zu halten, und die körperliche Kraft, die der ſchwere Lehramtsdienſt erfordert? Sie finden in Prima und Secunda Schüler, die älter ſind als Sie!" Dabei ſpürte er mit den kurzſichtigen Augen tief in meinen devoteſt überreichten Tauf-, Schul- und Univerſitätszeugniſſen umher. Ich erwiderte, daß ich mich bemühen werde, baldmöglichſt zu altern. Er duplicirte lachend: „Nur dergleichen Späße nicht auf dem Katheder. Ueberhaupt: man weiß hier, daß Sie für ein ſchöngeiſtiges Blatt in Hannover gearbeitet haben." — Für die Poſaune, Herr Director. — „Unſer Herr Miniſter läßt Ihnen ſagen, daß man dergleichen Allotria bei uns nicht liebt, weder höheren noch höchſten Ortes. Sapienti sat." — Ich empfahl mich, ebenfalls ſchon ſatt, noch ehe ich angefangen zu genießen.

Mit den Schülern, die älter als der Lehrer, hatte es übrigens ſeine Richtigkeit. In den oberen Claſſen ſaßen Burſche von vier- und fünfundzwanzig Jahren, vor deren ſtattlichen Backenbärten und gelehrten Brillengläſern ich mich im Stillen ein bischen fürchtete. „Unſer Herr Miniſter" hatte in ſeinen Gymnaſien zwangsweiſe das vertrauliche „Du" eingeführt, das weiland auch in der preußiſchen Landwehr herrſchte. So oft ich mich, den bemooſten Häuptern gegenüber, ſchüchtern und halblaut darin verſuchte, — „Kolbe, überſetze Du nun die nächſte Periode," oder: „In Deinem thème ſind ſieben Fehler, Harnier," — beſorgte ich ein gleich vertrauliches Echo: „Mach's beſſer, Dingelſtedt." Meine Beſorgniß iſt niemals erfüllt worden. Die Schüler, ältere und jüngere, haben mich in kurzer Zeit lieb gewonnen, lange Zeit lieb behalten. Einer von ihnen beſonders: der Moſenthal. Da iſt er endlich.

Er ſaß in Tertia, auf der vierten Bank von oben. In zwei Stunden wöchentlich wurde daſelbſt Franzöſiſch „getrieben“, Numa Pompilius geleſen, überſetzt, erklärt. Es hat mich Arbeit und Kampf genug gekoſtet, ehe ich den langweiligen Florian, Fenelons noch langweiligeren Telemaque, die Reiſen des jungen Anacharſis, Ideler und Nolte's dickleibige Chreſtomathie durch Bernardin de Sainte-Pierre, Chateaubriand, de Vigny, Lamartine erſetzt. Moſenthal fiel mir bald auf durch eine überraſchend gute Ausſprache des Franzöſiſchen und durch bemerkenswerthe Gewandtheit im deutſchen Ausdruck. Er zählte damals ſechszehn Jahre; wie unlängſt ſeine Nekrologe gemeldet: geboren 1821 zu Caſſel in Kurheſſen, von armen, wenngleich jüdiſchen Eltern. Mehr Knabe als Jüngling, eher klein als groß, weniger ſchlank als unterſetzt, von heller, ungewöhnlich friſcher Geſichtsfarbe, mit rothem Haar, welches letztere damals noch nicht, wie heutzutage, für ſchön galt. Seine Aufmerkſamkeit beim Unterricht war geſpannt, bis zur Unruhe; die waſſerblauen Augen, deren Ausdruck eine frühe Brille trübte, hielt er beſtändig auf mich geheftet, mochte ich nun hoch zu Katheder ſitzen oder peripatetiſch dociren, und zappelte emſig mit der ausgeſtreckten Hand, in der bekannten Geberdenſprache, welche andeutet, daß ein eifriger Schüler die Antwort auf eine geſtellte Frage weiß, oder aufgerufen werden und „drankommen“ möchte. Auch lachte er am längſten und lauteſten, wenn ich einmal — die Untugend aller jungen Lehrer — einen ſchlechten Witz riß, zum Exempel mich luſtig machte über den geiſtreichen Inhalt und die geſchmackvolle Form der Aufgaben in der Schulgrammatik: „Lieben Sie die Maus? Nein, ich haſſe die Maus, aber ich liebe den Affen.“ Oder: „Das neue Haus des Hutmachers iſt größer als der Stall des Meſſerſchmieds.“ So hatten wir uns denn bald ſtillſchweigend gefunden, und es währte nicht lange, bis er ſich mir vertraulich näherte. Als ihn die Reihe traf, die franzöſiſchen Exercitien der Claſſe, die ich corrigiren durfte, dreißig bis vierzig an der Zahl, mir ins Haus zu bringen, blieb er, nachdem er ſeine ſchwere Bürde auf meinem Schreibtiſch abgelegt, an der Thür verlegen ſtehen. „Wünſchen Sie noch etwas?“ fragte ich freundlich, das officielle „Du“, wie immer außerhalb der Schule, ablegend. Nach einigem Stammeln: Ja, ich hätte wohl . . . Wenn ich ſo frei ſein dürfte u. ſ. w., zog er aus ſeiner Taſche ein paar, mit ſeiner fließenden Handſchrift dicht bedeckte Blätter hervor: „Gedichte“. Ich hieß ihn ſitzen, leſen, während ich zuhörte, ermuthigend mit dem Kopf nickte, hier und da beſſerte. Sein Geſicht wurde aus roſenroth purpurfarbig; das goldene Haar funkelte förmlich, hörbar flog ſein Athem. Es waren, ſo viel ich mich erinnere, achte Schülergedichte, Leſefrüchte, Schnabelſtudien eines noch nicht flüggen Singvogels. Aber ſie müſſen etwas verſprochen haben; denn als ich, ein paar Jahre ſpäter, — um, wie College Clavigo, „meiner Nation das noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift zu geben“ — in Caſſel eine Zeitung, „der Salon“, aufthat, verſäumte ich nicht, lyriſche Beiträge von Moſenthal heranzuziehen, die er, mehr wohl aus Vorſicht als aus Beſcheidenheit, nicht mit ſeinem Namen, ſondern nur mit ſeiner Chiffre unterzeichnete. Er hatte — auch er ſchon — mit ſeinen mir dargebrachten Erſtlingen eine ſchlimme Erfahrung gemacht. Mit überfließendem Herzen ſprach er einem Mitſchüler davon, daß er mir ſeine Verſe gebracht, daß ich ſie gelobt. Der erzählte es ſofort weiter: die Kunde drang bis zum Claſſenlehrer. Der wiederum ließ ſich den vorlauten Dichter kommen, vermahnte ihn, daß man dergleichen Allotria bei uns nicht liebe, weder hohen, noch höheren und höchſten Ortes (ſiehe oben!) und ſchloß mit dem Befehle: „Uebrigens, wenn Du Verſe machſt, haſt Du ſie nicht dem Herrn Dingelſtedt zu bringen, der **nur** franzöſiſcher Lehrer iſt, ſondern mir, Deinem Ordinarius, der ich ja auch Deine deutſchen Aufſätze corrigire.“ Sprach's und entließ ungnädig den begoſſenen Poeten, der ſtracks zu mir eilte, beſchämt und betrübt den Ausgang ſeines erſten literariſchen Verſuchs berichtete und mich um Rückgabe der kleinen Blätter bat. Ich glaube, er hat dabei geweint, der arme Moſenthal, und ich . . . Nun, ich lachte gewiß auch nicht.

Trotz dem Mißgeſchick, das unſere erſte Begegnung getrennt, ſind wir einander nahe geblieben, Moſenthal und ich, ſo nahe Schüler und Lehrer ſich bleiben können. Als ich im Herbſt 1838 von Caſſel nach Fulda verſetzt, das heißt: verbannt wurde — aus höheren Staatsrückſichten, wie die Officiöſen zu melden wußten — hatte er den Muth, ſich an einer Gabe zu betheiligen, die mir die Schüler der unteren Claſſen zum Andenken widmeten: ein ſilberner Becher, ein ſilbernes Beſteck, deren ich mich noch zur Stunde bediene. Sein Name ſteht unter der begleitenden Adreſſe. Ich aber hatte den Schmerz, in der letzten Lehrerconferenz, welcher ich in Caſſel beiwohnte, einen, ich weiß nicht ob aus hohen, höheren oder höchſten Quellen erfloſſenen Erlaß zu unterzeichnen, des Inhalts, daß alles Collectiren in den Claſſen des Lyceum Fridericianum. gleichviel zu welchem Zweck, bei ſtrenger Strafe verboten werde. Die „Demonſtration" von hundert unſchuldigen Schulknaben zu Gunſten ihres gemaßregelten Lehrers mißfiel entſchieden, ſo hohen, höheren und höchſten Ortes, wie tief unten — wo der gemeine Wurm Neid kriecht und die Natter Verleumdung ſticht.

Zwanzig Jahre und darüber vergingen, bevor ich Moſenthal wiedergeſehen, aber nicht ohne daß ich im lebhaften Briefwechſel mit ihm verblieben, wie er zwiſchen Bühnenvorſtand und Bühnendichter ſich von ſelbſt ergab. Aus dem Knaben war indeſſen ein Mann geworden, zu dem rothen Haar ein rother Vollbart gewachſen, beide kunſtvoll gehegt und gepflegt; auch der Anſatz zu einem behaglichen Bäuchlein hatte ſich eingeſtellt und im Knopfloch des feſchen Wiener Gehrocks eine regenbogenfarbene Ordensſchleife, die muthig getragen, nicht kokett verſteckt wurde. Warum auch nicht, oder warum? Man hat Moſenthal eitel genannt. Wenn er es war, war er's in der entwaffnenden Weiſe voller Naivetät. Er freute ſich ſeiner Erfolge, genoß ſie, vermehrte und verbreitete ſie. Daß in Wiener Schaufenſtern ſein photographiſches Portrait gehangen, in Uniform aufgenommen und mit allen Decorationen, wurde ihm oft und bitter genug vorgehalten. Durchaus mit Unrecht, ſcheint mir. Leute, die, athemlos von der ununterbrochenen heimlichen Hetzjagd auf Kreuze und Sterne, die erbeuteten Ehrenzeichen im Kaſten verſchließen, um ſo zu thun, als ſei ihnen ganz und gar nichts an dem Tand gelegen, — ſie ſind in der Regel viel eitler, viel befangener und bewußter als diejenigen, welche ſich nicht ſchämen, das zu beſitzen, was ſie zu erſtreben ſich nicht geſchämt haben.

Und Freund Moſenthal hatte tüchtig erſtrebt. Im Jahre 1841 nach Wien gekommen, eroberte er, binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit, er, der Jude, eine Anſtellung in einem öſterreichiſchen Miniſterium, und mit einem Judenſtück das Burgtheater. Obendrein zur Zeit des Concordats, der Reaction. Er war vollkommen acclimatiſirt und nationaliſirt in Oeſterreich; was denn freilich dem Juden leichter wird als jedem Anderen, weil er eigentlich nirgends zu Hauſe iſt, alſo auch nirgends fremd. Des ungeachtet und bei aller Leichtlebigkeit, Biegſamkeit und Geſchicklichkeit, die ſeinem Weſen wie ſeinem Talent eigen, wuchs er niemals ſich aus zum ſpecifiſchen Wiener. Er hat zeitlebens nicht den Wiener Dialekt reden gelernt — ein Umſtand, der keineswegs ſo unbedeutend iſt, wie er ſcheinen mag — und wenn man ſeine ganze Erſcheinung, die perſönliche wie die literariſche, genau vergleicht, ſowohl mit höhergeſtellten als mit gleichſtehenden Erſcheinungen, bleibt ein immerhin deutlicher, charakteriſtiſcher Unterſchied übrig. Oeſterreichiſche Typen ſind, um nur von dramatiſcher Poeſie zu reden: Grillparzer, Halm, Bauernfeld; ſind, eine Stufe tiefer: Prechtler, Weilen, Schleſinger, Mautner. Keine Literaturgeſchichte der Welt wird Moſenthal mit dieſen oder jenen zu verwechſeln im Stande ſein. Iſt das ein Lob für ſie, ein Tadel für ihn, oder umgekehrt? Weder eines, noch das andere, vielmehr nur die einfache Conſtatirung der bekannten Thatſache: daß Oeſterreich, daß namentlich Wien, eine eigenthümliche geiſtige Atmoſphäre für ſich beſitzt, in der man geboren und erzogen ſein muß, um in ihr völlig aufzugehen und die man wiederum nicht entbehren kann, wenn man in ihr geboren und erzogen iſt. Die freieſten Geiſter, Anaſtaſius Grün und Lenau, erkrankten am Heimweh, draußen im Reich und drüben jenſeits des großen Waſſers, an tiefem, unheilbarem Heimweh nach Oeſterreich, trotz Cenſur und Polizei, denen ſie zu entfliehen gedachten. Wollte Gott, die Deutſchen — wenn denn nun doch einmal der unſelige Gegenſatz nicht weggedacht werden kann — hätten ein gleich ſtarkes Heimathsgefühl!

Was mich im Anfang der ſechziger Jahre mit Moſenthal zuſammenführte, war eine Generalverſammlung der Schillerſtiftung in deren Vorort: Weimar, meinem damaligen Domicil. Die Wiener

Zweigſtiftung war dabei glänzend vertreten durch den glühenden Moſenthal, den bleichen Kompert, den rechtsgelehrten Weiſſel, welchen letzteren wir, ſeiner imponirenden Ruhe und Milde wegen, Nathan den Weiſſel tauften. Wien ſtimmte tapfer, durch Dick und Dünn, mit Weimar: in der Frage des Vororts, den wir gern dauernd an Weimar geknüpft geſehen hätten, der Schillerlotterie, deren reichen Ertrag die Dresdener Zweigſtiftung für ſich hätte ſchlucken mögen, der Deutſchen Nationalakademie, welche die Idealiſten im Verwaltungsrathe aus der bloßen Unterſtützungsanſtalt, den Satzungen zum Trotz, zu entwickeln gedachten, des Generalſecretariats, das in Gutzkows Händen war und darin erhalten werden ſollte. Heiße Kämpfe, in welchen der inzwiſchen Meiſter gewordene Schüler an der Seite des alten Lehrers focht; allerdings mit wechſelndem Ausgang: auf einem Flügel ſiegreich, im Centrum geworfen. Abends vereinigten ſich Freund und Feind in der gaſtlichen Tafelrunde des Großherzogs von Sachſen, der Moſenthal verdientermaßen auszeichnete. Meine Begegnung mit ihm erneuerte ſich aus gleichem Anlaſſe mehrere Male, erſt in Weimar, dann in Wien, wohin der Vorort übertragen worden war, und wo ich nun, als Delegirter Weimars, den Wiener Bundesgenoſſen ſecundirte. Dieſe vorübergehenden Beſuche und Gegenbeſuche verwandelten ſich in ein feſtes Beiſammenſein, als ich im Herbſt 1867 nach Wien überſiedelte. Moſenthal gehörte zu den Erſten, die mich in meiner Dienſtwohnung im alten Kärnthnerthor-Theater theilnehmend und glückwünſchend begrüßten. Er hätte geahnt, ſagte er, längſt geahnt, daß er für ſeinen ehemaligen Caſſeler Schulmeiſter Quartier gemacht im ſchönen Wien. Darauf gingen wir, alte Erinnerungen friſch zu begießen, Arm in Arm zu meinem Nachbar Sacher ſpeiſen; ich führte noch Junggeſellenwirthſchaft, da meine Familie in Weimar überwinterte. Wir ſpeiſten ſehr gut, ſehr lang, ſehr luſtig. Zwiſchen den verſchiedenen Gängen brachte mir mein Schüler und Landsmann vorſichtig bei: 1) daß er ein neues Stück im Burgtheater habe, den Schulzen von Altenbüren, welches ich dem Generalintendanten, Baron Münch, dringend empfehlen müſſe; 2) daß ich ſeine Oper mit Nicolai, die luſtigen Weiber von Windſor, demnächſt wieder, und zwar neu ſcenirt, wie ſie es bedürfe, auf das Repertoir bringen möge; 3) daß er mir ein Tanzpoëm zu einem Ballet „Fata Morgana“ ſchreiben wolle, wenn ich es ſeinem Freunde Goldmark zur Compoſition und dem zu einem Gaſtſpiel in Sicht ſtehenden Taglioni zur Setzung übertragen wolle. Ich lachte über ſeine Fruchtbarkeit an Plänen und an — Wünſchen, und da er mir beim Aufbruch behülflich ſein wollte, in meinen Ueberzieher zu ſchlüpfen, ſtatt deſſelben aber den ſeinigen erwiſchte, ſagte ich, unvorſichtig genug für einen alten „Lehrer“: „Lieber Freund, Sie haben mir heute ein Schauſpiel, eine Oper, ein Ballet aufgehängt; aber Ihren Rock laſſ' ich mir nicht auch noch aufhängen.“ Ich habe erfahren müſſen, daß er mir den Einfall, der nicht einmal ein guter geweſen, lang nicht verzeihen konnte.

Indeß hat er nicht verhindert, daß wir faſt zehn volle Jahre hindurch in gutem Einvernehmen neben einander gelebt haben, wenn auch nicht allzuviel mit einander. Wien iſt eine große Stadt, die eher zerſtreut, als zuſammenzieht, und die Direction eines Theaters iſolirt unwillkürlich ihren Inhaber. Allein wir beſuchten uns, luden uns ein, begegneten uns auch oftmals in geſellſchaftlichen Kreiſen, welche ſämmtlich, ariſtokratiſche, bureaukratiſche, plutokratiſche, künſtleriſche, dem in Wien äußerſt populär gewordenen Dichter offen ſtanden. Auch manche ernſtere Aufgabe vereinigte uns: ſo das Schiedsrichteramt in der Preisluſtſpiel-Concurrenz, welche Münch ausgeſchrieben, und die Sitzungen des Comités für Errichtung eines Beethovendenkmals in Wien. Zuweilen mußte ich ihm in anderen Stücken meine Mitwirkung zu ſeinen Zwecken verſagen, z. B. bei den „Künſtlerabenden“ im Muſikverein, einer Lieblingsſchöpfung Moſenthals, und bei der Schauſpielſchule, die ihn gleichfalls höchlichſt intereſſirte. Er hat meine Gründe ſtets zu ehren gewußt und iſt, meines Wiſſens, niemals gegen mich aufgeſtanden, an keiner Intrigue betheiligt geweſen, immer wieder zu mir zurückgekehrt, ſogar nach allerlei unvermeidlichen Differenzen bei den zahlreichen Proben ſeiner Stücke auf dem Burgtheater, deren ich daſelbſt mehrere auf die Welt gebracht und begraben.

Nun hab' ich zuletzt noch den Schmerz gehabt, ihn ſelber begraben zu helfen. Am Montag den 19. Februar 1877 geſchah's, an einem wunderbar ſchönen Winternachmittag, nachdem er am Freitag Morgen, plötzlich, in Folge eines Riſſes im Herzen geſtorben. Sein Leichenbegängniß gehörte zu den glänzendſten, welcher Wien ſich erinnert. „Auch Blumen fehlten ſeinem Sarge nicht“, und nicht Muſik, wie er es in ſeinem Teſtament, dem Ritus ſeiner Kirche zuwider, ausdrücklich gewünſcht hatte. Er ſelbſt würde ſeine Freude an der Feier gehabt haben, bis auf die Rede des Oberrabbiners. Da ſprach, über dem kaum erkalteten Staube des Toleranzdichters, nicht der humane de Silva, nicht einmal der orthodoxe Ben Akiba, ſondern ein ächter, zelotiſcher de Santos, der vor Allem den Juden in Moſenthal hervorhob und die Harfe Zions als die erſte, die ewige der Welt pries . . . . Ich glaube, daß unſere Feier im Burgtheater, Donnerstag den 22. Febr., eine Muſtervorſtellung der Deborah, in welcher die unübertreffliche Wolter ſich ſelbſt übertraf, mehr im Geiſte des Dichters geweſen iſt.

II.

Je nun, ſo dann. Begraben wir ihn. Sehen wir zu, was von ihm nicht begraben worden, und nicht zu begraben iſt. Nachdem ich den Menſchen „aus dem Gedächtniß“ gezeichnet, ſtudiren wir an ſeinen Werken den Dichter.

Mit ſeinen Gedichten und ſeinen Erzählungen werden wir uns nicht lang zu beſchäftigen haben. Moſenthal war kein Lyriker. Dem Band Gedichte, welchen er ſchon 1845 bei Klang erſcheinen ließ und 1866 bei Gerold verbeſſert wiederholte — Klang iſt ein hübſcher Name für lyriſchen Verlag; er „klingt“, als wären die Gedichte bereits halb in Muſik geſetzt —, dieſem Bande fehlt es an individuellem Gepräge, alſo gerade an dem charakteriſtiſchen Merkmal des Lyrikers. Ueberhaupt mein' ich, daß lyriſche Blüthen, poetiſche wie muſikaliſche, ſeltene Ausnahmen ſind am ſemitiſchen Stamme, es ſei denn, man geht zurück auf die königlichen Sänger David und Salomon. Ein Lied von Goethe, Uhland, Rückert, oder auch von Schubert, Schumann, das ſchreibt ein Jude nicht. Je eine Ausnahme — Einer, aber ein Löwe — Heine, Mendelsſohn, beweiſt für, nicht gegen die Regel. Vielleicht wird auch in ihrer Lyrik eine genaue Unterſuchung Elemente von Abſtraction, Reflexion, Speculation finden, welche dem lyriſchen Weſen fremd ſind.

Der Epiker Moſenthal ſteht höher als der Lyriker, ohne abſolut hoch zu ſtehen. In grünſter Jugend hat er ſich in blutarmen, ſchmächtigen, bleichen, kurzlebigen Novellen verſucht. Darauf nahm ihn die Bühne in Beſchlag, die immer einen ganzen Mann fordert und nach einem durchdringenden Erfolg auch den ganzen Mann verzehrt. Ab und zu gab er wohl, von ſeinen Sommerfahrten nach Nord und Süd heimgekehrt, in dieſer oder jener Zeitung ein paar flüchtig gezeichnete Reiſebilder, oder erzählte in anmuthender Pietät ſeine Begegnung mit den ſchwäbiſchen Meiſterſingern, Erinnerungen an die Heimath und dergleichen ſubjective Erlebniſſe mehr; willkommene Beiträge zu der beliebten „leichten Lectüre“, aber ohne bleibenden Werth, ohne nachhaltige Wirkung. Erſt da es Abend auf ſeinem Lebenswege zu werden begann, ein früher, von ihm und ſeinen Freunden nicht geahnter Abend, wendete er ſich, durch einige trübe Erfahrungen dem Theater entfremdet, der Erzählung wieder zu, der vertieften, Charaktere und Situationen ſorglich behandelnden Erzählung, und zwar ſonderbarer Weiſe: der ſpecifiſchen Judengeſchichte. Den ſterbenden Dichter zog ein dunkles Heimweh in das Ghetto zurück; er zündete die Schabbeslampe an, die hereinbrechenden Schatten des Todes zu verſcheuchen. Die illuſtrirte Zeitung „Ueber Land und Meer“ veröffentlichte dieſe bemerkenswerthen Novellen.

Bleibt übrig der Dramatiker Moſenthal. Auf der Bühne hat er ſeine lauteſten, ſeine dauernden Erfolge gepflückt. Er taugte für ſie, ſie für ihn. Von mancherlei Seiten zugänglich, des verſchiedenartigſten Anbaus fähig — beinah nach dem alten Syſtem der Dreifelderwirthſchaft: heuer romantiſche Tragödie, über's Jahr ein Volksſtück, im dritten ſociale Comödie, das gemeine Futterkraut des Ausſtattungsſtücks nicht ausgeſchloſſen — ſchnellere und vollere Früchte tragend, als jeder andere Grund und Boden im Literaturgebiete: alſo beſchaffen, bot gerade das Theater dem Talente Moſenthals als vorzugsweiſe geeignet ſich dar. Dies Talent war kein unmittelbar ſchöpferiſches, kein ſturm- und drangvolles; aber es war findig, leicht anregbar, elaſtiſch, accommodationsfähig, geſchickt in der Benützung techniſcher Behelfe, mehr auf Abſtraction und Combination geſtellt als auf Inſpiration; ein echtes, praktiſches, modernes Theatertalent. So hat er denn früh angefangen für die Bretter zu ſchreiben und iſt in ungleich geringerer Zeit, als die Meiſten es bewerkſtelligen, wirklich und wirkſam auf die Bretter gedrungen. Desungeachtet glaub' ich nicht, daß die Bühne ſeine erſte Liebe geweſen, wie Grillparzers, Halms, Bauernfelds. Sie wuchſen von Kindesbeinen auf in der Atmoſphäre des Dramatikers, wohin Moſenthal erſt im reifenden Jünglingsalter durch ſeinen guten Stern geführt wurde, in jener, durch keine äſthetiſche Scheidekunſt genau zu analyſirenden Atmoſphäre, welche aus der beſtändigen Wechſelwirkung eines guten, großen Theaters und eines fein- und warmfühligen Publicums erzeugt wird, eines Publicums, das damals noch nicht corrumpirt war, weder durch Offenbach noch durch Dumas fils. In dieſer Atmoſphäre acclimatiſirte ſich Moſenthal nach ſeinem eigenen Geſtändniß raſch und vollſtändig: er fühlte ſich hingezogen zu der in ihr vorherrſchenden Strömung, der dramatiſchen. Sein offenes Auge, bewaffnet mit den ſcharfen Gläſern des jüdiſchen Spürſinnes, ſtudirte poetiſche Meteorologie, beobachtete, welche Stoffe in der Luft lagen, woher der Wind der Tendenz blies, wie ſich das Gewitter des Beifalls und der kalte Strichregen des Mißerfolges bildeten. Der Aufenthalt in einer Großſtadt, nach den kleinen Reſidenzen Kaſſel, Karlsruhe, in einem anſehnlichen Hauſe, worin Kunſt und Künſtler gaſtlich gepflegt wurden, brachte ihn ſtufenweiſe an das Theater, in das Theater, auf das Theater. Die aus ſolchen, theilweiſe ſehr zuſammengeſetzten Factoren gebildete Zahl ſchreibt ſich: Deborah — auswärts in Leah umgetauft (oder wie man den Proceß bei ihren Glaubensgenoſſinnen ſonſt benennen mag), — Moſenthals gewiſſermaßen erſtes, nicht beſtes, aber glücklichſtes, populärſtes, haltbarſtes Stück. Selten ſind Stoff und Stimmung des Dichters, allgemeine Richtung der Zeit und beſondere Bühnenzuſtände, Erfundenes und Wahres ſo zündend aufeinander geplatzt, wie in dieſem Erſtlingswerk. Selbſt daß es zehn Jahre auf dem äußeren Burghof hat antichambriren müſſen, ſchadete ſeiner geſunden Conſtitution nicht. Gegen die Compoſition deſſelben läßt ſich ja Manches einwenden: die grobe, fadenſcheinige Intrigue, welche die Peripetie herbeiführt, der ohne organiſchen Zuſammenhang dem

Ganzen loſe angehängte Schlußact, die unſichere Zeichnung einzelner Charaktere. Trotz alledem fühlt man lebhafter als in allen ſpäteren Erzeugniſſen den warmen Herzſchlag des Dichters, der, wohl mehr traditionell als individuell, den „tauſendjährigen Fluch ſeines Stammes" empfindet und das friſche Wehen des Zeitgeiſtes. Es iſt, als ob Kaiſer Joſeph, der unſichtbar mitſpielende, mit ſicherem Schritt hinter den Couliſſen auf- und niederwandelte. Und wie altklug hat der junge Poet das „heiklige", heiße Thema, entnommen aus der Gegenwart, heute noch in der Frage der Civilehe fortbrennend, in eine discrete hiſtoriſche Ferne verlegt, Licht und Schatten zwiſchen beiden Parteien vertheilt, ſo daß weder Chriſt noch Jude ſich verletzt finden können, wenn er vor dem idylliſchen Hintergrund einer Dorfgeſchichte ein polemiſches Charakterbild aus der Zeitgeſchichte entrollt!

Deborah hat buchſtäblich die Reiſe um die Welt zurückgelegt und Schule gemacht, als Stammmutter der populären Judenſtücke. Hier wäre nun Gelegenheit, einen lehrreichen Excurs einzuſchalten: Der Jud' auf der Bühne. Wir müſſen uns aber auf wenige Andeutungen beſchränken. Juden hat's auf dem Theater gegeben, ſo lange es Theater gibt. Sie waren auch bisher (unberufen!) niemals und nirgends verboten, gleich anderen Potentaten oder Prieſtern. In den Paſſions- und Mirakelſpielen des Mittelalters wie unter den Marionetten des Puppenkaſtens ſind die Juden ſtehende Figuren, bald groteſk-komiſche, bald tragiſch-pathetiſche. Marlowes Maltheſer Jude und der Shylock Shakeſpeare's ſtellen ſich bereits als veredelte Exemplare der Gattung dar. Ebenſo die von Grillparzer adoptirte Jüdin von Toledo. Hier ſpielt der Jude überall die leidende Rolle: er wird auf der Bühne gefoppt, geprellt, gehetzt. Die Stücke ſind im mittelalterlichen Hephep-Schlüſſel geſchrieben. Der Aera der Aufklärung, der Toleranz blieb es vorbehalten, den Juden auf dem Theater zu rehabilitiren im Zuſammenhang mit der Emancipation in Staat und Geſellſchaft. Cumberlands Schewa, ein Paradepferd aller Charakterſpieler vom Anfang bis zur Mitte unſeres Jahrhunderts, Leſſings Reiſender in ſeinem Luſtſpiel „die Juden", zuletzt und zuhöchſt die Apotheoſe des religiöſen, oder doch kirchlichen Indifferentismus im weiſen Nathan: ſie ſind neue Typen

„Unſeres Verkehrs" auf den Brettern. Die Muſik und Malerei miſchen ſich alsbald auch hinein: Marſchner verherrlicht eine tugendhafte Jüdin, Halevy einen zärtlichen und zugleich zelotiſchen Judenvater; auf allen Kunſtausſtellungen wimmelt es von Juden: trauernde Juden, weinende Juden, wandernde Juden. Ahasverus kommt weder in der Kunſt noch in der Literatur zur Ruhe. Uriel Acoſta erweiſt ſich zäheren Lebens, als alle ſeine Geſchwiſter und Verwandten aus der Familie des jüngeren Deutſchlands, und bis in die nächſte Gegenwart hinein ſetzt im Volksſtück „Einer von unſ're Leut'", im Kunſtdrama der Rabbi im „ami" Fritz, das Geſchäft des braven Theaterjuden glorreich fort.

Und dies ganze Geſchlecht wäre auf Deborah zurückzuführen? Sicher nicht. Sind doch darunter viele Stücke älter als ſie. Aber wo der äußere Zuſammenhang fehlt, wirkt dann und wann der innere nicht minder deutlich. Deborah hat einen mächtigen Anſtoß gegeben, als ein Stück lebendiger Poeſie, zugleich ein poetiſches und praktiſches Theaterſtück. Ihren Erfolg hat der Dichter nachmals nie wieder eingeholt. Juſt ſo iſt es ihm mit ſeinen zahlreichen Operntexten ergangen, deren erſter (die luſtigen Weiber von Windſor) der beſte geblieben. Zufall oder Schuld, Nachlaß, Ungeſchick des Dichters? Waltet darin ein geheimes Naturgeſetz, daß das Talent im Erſtling ſich gleich völlig ausgibt und nur das Genie im crescendo hervorbringt? Vielleicht. Nicht minder vielleicht trägt zu dem unläugbaren Unterſchied der früheſten und der ſpäteren Erfolge eine, kaum liebenswürdig zu nennende Eigenthümlichkeit des deutſchen Publicums bei. Ob daſſelbe nun thront im hohen Parterreſitz oder auf höherem Richterſtuhl der Kritik: einen erſten vollen Sieg verzeiht es nicht ſo leicht. Was hat der Nachwuchs der Griſeldis unter ihrem fabelhaften Glück zu leiden gehabt, obwohl die meiſten Stücke deſſelben ihr unbedingt überlegen: der Sohn der Wildniß, der Fechter, Wildfeuer, Iphigenia in Delphi, Begum Somru! Sie ſind ſammt und ſonders nicht aufgekommen gegen Griſeldis, als legte das ſouveräne Theaterpublicum einen ſo ungeheuren Werth auf dieſe ſeltſame Art eines jus primae noctis!

An Deborah wollen wir die Erwähnung der zwei anderen ländlichen oder volksthümlichen Stücke Moſenthals anſchließen: der

Sonnwendhof und der Schulz von Altenbüren. Dieſes für das Theater und für die Literatur verloren, als eine unhaltbare Verquickung widerſtrebender Elemente, obendrein auf einem dem Dichter fremden Terrain — jenes das am beſten erfundene, componirte, geführte Stück Moſenthals, in ſich abgeſchloſſen, rein von fremdartigen, wie von tendenziöſen Beſtandtheilen, ſtilvoll und einheitlich vom Anfang bis zum Ende. Das in ſich ſo verſchiedene Kleeblatt druckt wiederum aus, welchen Einfluß der vorherrſchende Zug in der Tagesliteratur auf den wachſamen und zugleich lenkſamen Sinn des Dichters ausgeübt: es iſt ſein Tribut an die Herrſchaft der Dorfgeſchichte, welche ſich durch Auerbachs Lorle auch auf die Bühne ausgedehnt hatte. Weder Auerbach noch Moſenthal iſt ein idylliſches Naturkind, ein inſpirirter Naturpoet: ſie ſind beide durch und durch Culturpflanzen, exotiſche obendrein auf deutſchem Boden. Ein Bauernjunge, ein Autodidakt ſchreibt keine Dorfgeſchichten und keine Deborah; dazu gehört tiefe, ſcharfe Beobachtung, raffinirte Speculation, und wenigſtens ebenſoviel Verſtand als Geiſt, ſo viel Schule wie urſprüngliches, ſchaffendes Vermögen.

In eine zweite Gruppe laſſen ſich Moſenthals Renaiſſancedramen zuſammenſtellen: allerlei Stücke verſchiedenartigſten Urſprungs und Vorwurfs, mit willkürlich gegriffenen Stoffen, einem reichen äußerlichen Apparat, auf den Effect gearbeitet und doch über vorübergehende Wirkung nicht hinausgekommen. Darunter hat ſich Iſabella Orſini auf dem Burgtheater erhalten, anderwärts kaum, während die übrigen klanglos zum Orcus hinabgeſtiegen: Cäcilia von Albano, Pietra, Maryna, Gabriele von Precy, Pariſina. Die Vollſtändigkeit des Verzeichniſſes wird nicht verbürgt. Der Nekrolog des Dichters braucht ſich nicht zum ſtatiſtiſchen Nekrolog ſeiner ſämmtlichen Werke auszudehnen. Pariſina, der dramatiſche Schwanengeſang meines armen Landsmannes, hätte ein beſſeres Schickſal verdient, als ihm geworden. Wir hinter dem Vorhange, Dichter, Director, Darſteller, verſprachen uns etwas von dem Stücke. Moſenthal, der den Cultus ſeines Selbſt, in ſeiner Perſon wie in ſeinen Stücken, unbefangen betrieb, freute ſich kindlich an dem ſchönen „Auroraſaal“, den unſer Decorationsmaler geliefert, getreu nach der begehrlichen Vorſchrift des Manuſcripts: „Ein Meer von Lichtern und Blumen.“ Wie ein Löwe kämpfte er in den Proben um jeden Vers, der unter dem Rothſtift verblutet hatte; bald konnt' er dieſen Uebergang, bald jenes Motiv nicht miſſen. Nachdem dann die Première überſtanden war mit einem übertriebenen Aufwand an Hervorrufungen des Dichters, — o über dieſe Premièren mit ihrem wunderlich gemiſchten Auditorium, ihren unzuverläſſigen Eindrücken! — kam am lendemain der kalte Schlag in den Abendblättern als hinkender Bote nach. Die Appellation von der Kritik an das Publicum half nichts: eine große Stadt beſitzt nicht die Sammlung, nicht die Muße, die Kraft, ſich ein eigenes, unabhängiges Urtheil zu bilden. Die Theilnahme, auch die Einnahme, ſank ſchon bei der erſten Wiederholung auf den Gefrierpunkt, und mit der dritten Vorſtellung verſchwand Pariſina.

Der leidigen Gründlichkeit zu Liebe, wollen wir noch zweier Spielarten dramatiſcher Poeſie gedenken, die Moſenthal in je zwei Stücken angebaut: das literatur- und kunſthiſtoriſche Drama, neuerdings aus der Mode gekommen, und das Zauber- und Märchenſpiel. In letzterem hat Moſenthal „das gefangene Bild“ gebracht, meines Wiſſens nirgends ausgeführt, ein todtgeborenes Buchdrama, und den „Goldſchmied von Ulm“, ſporadiſch erſchienen, nicht ohne Erfolg auf der großen Münchener Bühne, wo ich es als Ausſtattungsſtück behandeln und retten konnte. Minder gelang das mit dem Literaturdrama „ein deutſches Dichterleben“. Der Stoff iſt peinlich, der Held, ein Graf von Gleichen unter der Maske unſeres volksthümlichen Balladenſängers, G. A. Bürger, nicht im Stande darüber hinwegzuhelfen. Die Mitglieder des Hainbundes machten den erquickenden Eindruck eines Wachsfigurencabinets: große Namen unter lebloſen Puppen. Als zum Schluſſe der jugendliche Karl Auguſt von Weimar, mit einem blühenden Zweig in der Hand, die Verſöhnung der Kämpfer und die Erlöſung des ſterbenden Helden bringen wollte, entſtand im Parterre ein ſchwer zu mißdeutendes Murmeln, Räuſpern, Kichern, Ziſchen: Bürger hatte ausgelitten. Ungleich tapferer hielten ſich „die deutſchen Komödianten“, namentlich auf dem Burgtheater, wo Adolf Sonnenthal den Ludovici, Charlotte Wolter die Conradine, Zerline Gabillon die Neuberin, Baumeiſter den Wiener Hanswurſten Prehauſer, der ſelige Beckmann und Mama Haizinger das Ehepaar Hühnchen, Papa La Roche endlich — last, not least — in einem ſeiner berühmten Cabinetsſtücke den Feſtungs-Commandanten auf Königſtein ſpielten. Dieſe urſprüngliche Beſetzung iſt auseinander gefallen, und mit ihr zerfällt das Stück. Abgeſehen davon, daß ein heutiges Publicum, auch dasjenige des Burgtheaters, nicht mehr daran glaubt: es ſei das deutſche Schauſpiel zu retten geweſen durch einen, in dem ſächſiſchen Staatsgefängniß aufgefundenen Codex Shakespearianus, und daß alles Lumpazivagabundenthum, ſtudentiſches wie ſchauſpieleriſches, nicht einmal mehr komiſch wirkt, geſchweige rührend oder pathetiſch.

An das Converſationsſtück hat ſich Moſenthal erſt in ſeiner letzten Periode und in nur zwei Stücken, Modeartikeln nach fremdem Muſter, gemacht: „Madeleine Morel", 1871 erſchienen, „die Sirene" aus 1874. Magdalena moralis, wie ein Wiener Spottvogel das erſtere genannt, iſt ein Exercitium im Styl der Pariſer „Sittenbilder", vermiſcht mit Zügen aus dem empfindſam-bürgerlichen Hausdrama der Deutſchen; unſittlich durch und durch, um ſo tiefer unſittlich — was mein guter Moſenthal freilich nie zugeſtehen wollte — als ſeine büßende Magdalena weder zur Sühne ſtirbt, noch zur Rache tödtet oder getödtet wird, ſondern ſich von ihrem beneidenswerth blinden und toleranten Liebhaber ſeiner alten, hochadeligen Familie aus dem Faubourg St. Germain octroyiren läßt, inſonderheit einer angebeteten ehrwürdigen Mutter und einer engelreinen naiven Schweſter. Die Sirene gehört zu den Gouvernantenſtücken: ſchätzbares Mittelgut für den täglichen Bedarf des Theaters, in der Literatur werthlos.

Ehe wir abſchließen, haben wir noch der beſonderen Verdienſte zu gedenken, welche Moſenthal als Librettiſt und als Gelegenheitsdichter ſich erworben. In erſterer Beziehung hebt Eduard Hanslick, der gediegenſte und der gewiegteſte der deutſchen Muſikkritiker, mit Recht hervor: daß Moſenthal der einzige namhafte Dramatiker geweſen, der ſich der undankbaren, bei uns zu Lande in der Regel untergeordneten Kräften überlaſſenen Aufgabe, Operntexte zu ſchreiben, mit Hingebung und mit wirklichem muſikaliſchem Sinn und Verſtändniß unterzogen. So hat er denn mit geſchickter Benutzung älterer oder fremder Vorlagen eine ganze Reihe tragiſcher wie komiſcher Opern geſchrieben für Nicolai, Rubinſtein, Doppler, Käßmayer, Kretſchmar, Brüll u. A. m., und dadurch manchen ſtrebſamen Tondichter in deſſen ſchwierigen Anfängen gefördert und unterſtützt. Seiner Gelegenheitsdichtungen, Prologe, Feſtſpiele Anzahl iſt Legion. Dabei zeigte ſich die ganze Biegſamkeit ſeines Talents und die gefällige Liebenswürdigkeit ſeiner Perſon. Den ſprödeſten Stoffen verſtand er eine glatte, für die Geſellſchaft geeignete Seite abzugewinnen, mit wohlgewählten, wohlgeſetzten Worten bald zum humanen, bald zum patriotiſchen Sinn zu ſprechen und in die heterogenſten Kreiſe eine wohlthuende Geſammtſtimmung zu bringen. Dies Verdienſt mag dem ſtrengen Kunſtrichter gering ſcheinen; in Wahrheit und für den Bedarf einer großen Stadt iſt es kaum hoch genug zu ſchätzen, und Wien wird oft an den verlorenen Herold ſeiner Feſte gemahnt werden, wenn es ſich darum handelt, zu lebenden Bildern oder zu einer verbindenden Muſik den Text zu beſchaffen.

Stehen wir am Ende? Sind wir, in einem Dutzend fliegender Blätter, fertig geworden mit fünfundzwanzig, dreißig Jahren redlichen, raſtloſen Fleißes, mit einem vielſeitig gebildeten Geiſte, einem immer in aufſteigender Linie geführten Dichterleben? Von deſſen Schöpfungen, was überdauert den Schöpfer, außer zwei, drei Stücken, die mit jedem neuen Jahre ſeltener auftauchen, bis ſie ganz verſchwinden? Wunderliche Compenſation! Für ſich hat der Dramatiker vor dem Epiker und dem Lyriker voraus die unmittelbare, volle, laute Wirkung: aber jener ſteht hinter dieſen zurück an Langlebigkeit nach dem Tode. Das Theater frißt wie Vater Kronos ſeine Kinder, unerſättlich, unermüdlich. Kein Menſch kennt und nennt mehr die dramatiſchen Zeitgenoſſen Klopſtocks, die Chronegks, Weiße's, Gotters. Aber Klopſtock wird noch genannt, gekannt, ausnahmsweiſe wohl gar geleſen; von Walther von der Vogelweide und den Nibelungen zu geſchweigen. Das Publicum der Literatur iſt dankbarer, treuer, geduldiger, als das Theaterpublicum.

Moſenthal hat zu viel geſchrieben, zu raſch und zu leicht producirt, um Vollkommenes zu leiſten, ſo greinen die Eunuchen des Muſenſerails. Daß Gott ſich erbarm'! Zwei Dutzend Stücke, auf ebenſo viele Jahre und mehr vertheilt! Lope de Vega zählte die ſeinigen nach Tauſenden, Scribe wenigſtens nach Hunderten. Fruchtbarkeit iſt ja eben das Kennzeichen des dramatiſchen Dichters und einer geſunden Theaterepoche. So lange nicht jeder Schriftſteller von Ruf und Beruf, der ſich überhaupt den Weg zur Bühne frei zu machen verſtanden, alljährlich ſeine drei, vier lebendigen Jungen wirft, ſo lange iſt und bleibt es, trotz aller Freigebung der Theaterunternehmungen, trotz Aufhebung der Cenſur, trotz Theaterſchulen und -Agenturen, Tantièmen und Primen, verdammt ſchlecht um die Zukunft der deutſchen Bühne beſtellt, die ſich nicht mit Pariſer Dünger fruchtbar machen, d. h. ausſaugen und erſchöpfen laſſen will. Unſer claſſiſches Trifolium, Leſſing, Goethe, Schiller, — ſie werden uns bald nicht mehr ſein, als Corneille, Racine, Molière den Franzoſen. Das lebendige Theater, wie es nun einmal iſt, braucht lebendige Dichter; ſeine Zwecke ſind andere, als die eines Muſeums, mit ausgeſtopften Thieren, foſſilen Knochen und monſtröſen Mißgeburten gefüllt, oder einer Glyptothek voll Antiken. Friſches Blut muß in dem vielgliedrigen Körper circuliren, obgleich er, nach Meiſter Shakeſpeare, nur ein Schatten iſt und jedem Zeitalter den Spiegel ſeiner Geſtalt vorhalten ſoll. Alſo: Dichter herbei, um jeden Preis; erſten und zweiten Rangs; nur lebendige, fruchtbare Dichter! Oder iſt es zuletzt dem deutſchen Geiſte verſagt, ſich in der Form dramatiſcher Poeſie voll und nachhaltig zu manifeſtiren? Sind wir ein lyriſch-muſikaliſches, kein urſprünglich dramatiſches Volk? Haben wir mit unſerem Gluck, Mozart, Beethoven, Weber unſer letztes Wort im Welttheater geſprochen? . . .

Wohin bin ich gerathen? Vom Grabe Moſenthals, aus welchem eben die erſten Veilchen ſprießen, auf eine Sternwarte, etwan gar der Zukunftsmuſik?!

„Ich ſteh' auf Berges Spitz
Und werde ſentimental“ . . . .

Ja, wer nur die Courage dazu hätte, ſtatt der zurückhaltenden falſchen Scham! Da oben zwinkert ein röthliches Sternlein, das mich an meinen rothköpfigen Tertianer gemahnt. Die Frühlingsnacht erinnert mich daran, wie oft ich Arm in Arm mit ihm aus dem gaſtlichen Augartenpalais den weiten Weg in die „innere Stadt“

zu Fuß zurückgelegt, um den ſchweren Burgunder eines fürſtlichen Kellers in freier Luft, mit noch ſchwereren Cigarren, zu bewältigen. Ich ſcheide von ihm, wie damals, an der Ecke des Opernhauſes: — Gute Nacht, Moſenthal! Aber ich wollte, ich dürfte, wie damals, hinzufügen: Auf Wiederſehen!

Wenn nicht . . . Je nun, ſo dann!

Friedrich Hebbel,

frei nach Emil Kuh, Baldek & Co.

I.

„Pour faire un civet de lièvre, il faut un lièvre.“ Dies alte, in ſeiner Einfachheit ſo ungemein imponirende Recept würde, aus dem Kochbuch in die Theorie biographiſcher Darſtellung überſetzt, etwa lauten: „Um eine Lebensbeſchreibung zu liefern, braucht man ein Leben.“ Beide Sätze, ſo unumſtößlich ſie ſcheinen, ſind dennoch, gleich vielen anderen, logiſch und thatſächlich nicht minder begründeten, im Lauf der Zeit zu überwundenen Standpunkten herabgeſunken. Wie unſere cordons bleus durchaus keines Haſen mehr bedürfen, um das Gericht: Haſenpfeffer, zu liefern, vielmehr den gänzlichen Mangel an Urſtoff durch Zuſatz, Zuthat, Gewürz, Herrichtung, Anrichtung, Brühe verſtecken, ſo verſtehen ſich moderne Biographen darauf, eine Lebensbeſchreibung ohne Leben zu liefern. Warum ſollten ſie auch nicht? Weiß der Maler jedes Menſchenangeſicht in ein „bedeutendes“ Portrait zu ſtiliſiren, warum ſoll der Geſchichtſchreiber nicht aus einem beſchränkten Stillleben ein langſtiliges Epos ſpinnen?

Dieſe Gedanken wurden, aber nur im beſten Sinne, in uns erregt durch die gegen Pfingſten 1877 nach langem Hangen und Bangen des Verfaſſers wie des Publicums ausgegebene Lebensgeſchichte unſeres Hebbel. Eine Geſchichte, die ſelbſt ſchon eine Geſchichte hat. Hebbel ſtarb im Jahre 1863. Seiner Hand war die Feder kaum entfallen, welche zu autobiographiſchen Anfängen bereits angeſetzt geweſen, als dieſelbe von ſeinem Geſchichtſchreiber, von Emil Kuh, aufgenommen wurde. Mit unſäglicher Liebesmüh', die keine verlorene geweſen, hat Kuh durch ein volles Jahrzehnt die disjecti membra poetae, deſſen Nachlaß, Correſpondenz, Tagebücher, ſowie ſchriftliche und mündliche Ueberlieferungen über ihn, in aller Welt zerſtreute Bauſteine, aufgeſpürt, beigeſchleppt, geſammelt, hat ſich heimiſch gemacht — er, der eingefleiſchte Wiener, — in der Heimath ſeines Helden, holſtiſcher Natur, Geſchichte, Sage, Sitte, hat in Hebbels Fußtapfen Wallfahrten angetreten, um an allen Stätten ſeines Wirkens ſein Weſen zu begreifen. Damit kam ein Material zuſammen, welches nicht nur dem Bearbeiter, ſondern auch dem Gegenſtande über den Kopf gewachſen. Wie Jener fertig iſt und ausholt, die eigene Hand ans fremde Werk zu legen, — ſiehe! da ſteht der Tod hinter ihm, der ihm nachgeſchlichen, als wolle er zwei Leben mit einem Schlage vernichten. Der Kranke entflieht, ſeinen Schatz mit ſich nehmend, über die Alpen, in's heilkräftige Tirol, an den lebenverlängernden Buſen von Neapel. Immer leidend, aber immer ſchreibend, ſo irrt er umher, um Hülfe für ſich, um Kraft für ſeine Aufgabe. Umſonſt. Er bringt ſich zu Ende, ſeinen Hebbel nicht. Im Jahre 1876 ſtirbt Kuh. Eine dritte Hand, Baldeks, führt mit wenigen, kurzen, aber klaren und ſcharfen Zügen das Bild aus, an dem, außer Hebbel, Kuh, Baldek, die Freunde und die Gegner des erſten ebenfalls mitgearbeitet haben. Zwei dicke, dicke Bände, der erſte von 576 Seiten, der zweite von 744; summa summarum: 1320 ſtarke Octavſeiten. Ein Portrait in ganzer Figur, über Lebensgröße. Eine Coloſſalſtatue für eine ideale Geſtalt. Denn in ſeinen äußeren Umriſſen war dies Dichterleben, wie die meiſten ſeines Gleichen, ſo einfach, daß hundert Zeilen genügt haben würden, die Abſchlußſumme zu ziehen. Nun überragt Hebbels Grabſtein alle Monumente, welche Plutarch, Cornelius Nepos, Salluſt, Johnſon, Macaulay, Sainte-Beuve, Varnhagen, Strauß, — kurz, alle alten und neuen Biographen, die Gottſchall in einem kenntniß- und verſtändnißreichen Eſſai zuſammenſtellt, — ihren Helden jemals geſetzt haben. Der einzige John Forſter hat es verſtanden, in ſeinem Leben des Charles Dickens noch weitſchweifiger zu ſein, während er die engliſchen Staatsmänner der Republik, Cromwell, Hampden, Pym u. a. m., viel wirkſamer, weil kürzer, behandelte. Voltaire's Leben von Strauß, ein Meiſterſtück biographiſcher Kunſt, umfaßt einen mäßigen Octavband, und Voltaire wurde vierundachtzig Jahre alt, Hebbel fünfzig;

die Werke des Erſteren zählten ſiebzig Bände, die des letzteren knappe zwölf.

Sagen wir es vorweg, friſch heraus: wir glauben nicht, daß der unverhältnißmäßige Umfang der Biographie dem Helden oder dem Verfaſſer zum Vortheile gereicht. Est modus in rebus. Das heißt, wenn wir unſeren Horaz richtig verſtehen: In den Dingen ſelbſt liegt ein inneres und nothwendiges Maß der Dinge. Die äußere Dimenſion muß dem Inhalt entſprechen, hinter dem Detail darf die Hauptſache nicht verſchwinden. Für eine Lebensbeſchreibung Hebbels war die Hauptſache: Hebbel. Seine einzelnen Werke mochten wie Reliefs auf dem Piedeſtal der Statue behandelt werden, in Beziehung zu ihrem Verfaſſer, zur Erklärung ſeiner Eigenthümlichkeit. Nun iſt allerdings von Hebbel am meiſten die Rede: er wird auch übermäßig oft ſelbſtredend eingeführt, in Tagebüchern, Geſprächen, Bekenntniſſen, im Vaterhauſe wie am eigenen Herd, im Kreiſe vertrauter Freunde wie literariſchen Widerſachern gegenüber. Aber auf geringfügigen Aeußerlichkeiten liegt überall ein zu ſchwerer Nachdruck; zufällige, fremde, vorübergehende Zuſtände werden, nicht blos in ihrer Beziehung zu Hebbel, ſondern für ſich abgehandelt, als ſelbſtſtändige Epiſoden des Epos, und einzelne Partien des Dichterlebens treten dadurch dergeſtalt in den Vordergrund der Darſtellung, daß ſie den Eindruck der im Mittelpunkt zu haltenden Hauptfigur entſchieden abſchwächen. Hebbels Jugend nimmt zweihundert Seiten in Anſpruch, von denen wiederum ein gutes Viertel dem landſchaftlichen Hintergrunde, Schilderung der Dithmarſchen, angehört. Und doch hat dieſe Jugend wenig oder nichts voraus vor den Anfängen anderer Menſchenkinder, ſolcher ſogar, die ſich nicht zu irgendwie hervorragenden Sterblichen auswachſen. Jeder lebhafte Knabe verſchlingt, was er an Büchern an ſich zu reißen vermag. Jeder Knabe von einigermaßen fruchtbarer Imagination ſpielt ſich mit Hülfe der Schürze und des Fußſchemels ſeiner Mutter auf Kanzel oder Theater, wohin ihn eben die Umgebung weiſt. Und wenn alle kleinen Narrenhände, die Tiſch und Wände beſchmieren, ſich zu außerordentlichen Löwenklauen berühmter Maler entwickeln müßten, dann möchte der Himmel unſeren Ausſtellungen gnädig ſein! Dergleichen allgemeine, weder an ſich ausdrucksvolle, noch charakteriſtiſche Züge gehören in keine Lebensbeſchreibung, es ſei denn: in eine Autobiographie. Davon ſpäter.

Für jetzt noch die Bemerkung, daß die Capitel über Hebbels Kindheit, außer an einer mehr als epiſchen Breite, an einem anderen Fehler, an einem entſetzlichen Colorit leiden. Das heißt nicht Grau in Grau, — das heißt Schwarz auf Schwarz malen. Wenn Hebbel ſelbſt (Band I, Seite 4) in ſeinem Tagebuche vom Jahre 1842 niedergeſchrieben: Wer ſein Leben darſtelle, ſolle wie Goethe, nur das Liebliche, Schöne, das Beſchwichtigende und Ausgleichende hervorheben, das man auch in den dunkelſten Verhältniſſen auffinden könne, und das Uebrige auf ſich beruhen laſſen, — nun dann hat ſein Freund und Schüler Kuh gewiß nicht in Hebbels Sinn, vielmehr ſchnurſtracks gegen denſelben gehandelt durch das ſchauerliche Nachtſtück, welches er uns in des Dichters Kindheit mit einer wahren Wolluſt der Grauſamkeit vor Augen ſtellt. Dem Leſer wird keine Beſchränkung, keine Entbehrung, keine Erniedrigung geſchenkt, welche den Knaben betroffen. Dieſer Knabe ſelbſt aber, empfand er denn ſeiner Zeit die Mängel und Schmerzen alle in gleicher Lebhaftigkeit, wie ſie ſein Biograph ihm übertrieben weichherzig nachempfindet? Wenn das Kind es gethan, ſo hat's der Jüngling verwunden, der Mann vergeſſen, und wie Hebbel ſich — unſeres Wiſſens — nirgends und niemals ſeines gedrückten und dunklen Vorlebens bauernſtolz gerühmt, wie ſein eigentliches Leben hell genug ſich geſtaltet hat, um des finſtren Schlagſchattens in der Ferne zur vollen Wirkung nicht zu bedürfen, ſo ſollte um ſo weniger ſein Biograph dem Dichter, der ſich aus eigener Kraft aus Nacht und Niedrigkeit emporgeſchwungen, den Schmutz der Scholle oder Pfütze, aus welcher er aufgeſtiegen, wieder auf die längſt gereinigten Schwingen malen. Eine derartige Auffaſſung, ſei ſie noch ſo wohlwollend, gibt ein entſtelltes Bild deſſen, den man erhöhen, nicht herabziehen will. Den deutlichſten Beweis dafür liefert folgender Umſtand. Kaum war die Biographie erſchienen, ſo kamen in einer Wiener Zeitung excerpirende Feuilletons hinterdrein, mit den lugubren Titeln: Friedrich Hebbel, der Dichter des Hungers — Auf der Galeere — Friedrich Hebbel, der Dichter der Noth. — Ein Bachanal des Schmerzes (letztere Emphaſe nach

Hebbel ſelbſt!) .... Welche Uebertreibung in dieſer Schön-, das iſt Schwarzfärberei! Ob dem gereiften, gereinigten Hebbel mit einer Märtyrer-Glorie à la Chatterton gedient geweſen wäre? Wenn ein ſchleſiſcher Leinweber am Hungertyphus ſtirbt, ſo mag das Ereigniß ſowohl für ein ſociales Zeichen, wie in der Poeſie als wirkſames Motiv gelten. Aber Hebbel iſt ja doch, ihm und dem Himmel ſei es Dank, nicht nur nicht Hungers geſtorben, ſondern in glücklichem, beinah glänzendem Wohlleben, und wie er, hat ſich mancher tüchtige Kopf, manch tapfere Hand unter den Poeten der Vergangenheit und der Gegenwart gefunden, die ſich durch rauhe, ſchmale Anfänge hinaufgearbeitet, und nachdem ſie Vater Goethe's Worte von dem Brot in Thränen, oder von dem bittern Brot der Verbannung in Wahrheit durchgekoſtet, auf eigenen Füßen aufrecht gehalten haben. Solch ein Menſchenſchickſal, das durch niedriges Dorngeſträuch zu ſonnigen Höhen ſelbſt erworbenen Ruhms und Wohlſtands ſich durchhaut, iſt minder tragiſch als ein Lebenslauf in umgekehrter, abſteigender Linie, welcher aus dieſen Höhen, ſei es durch eigene, ſei es durch fremde Schuld, herabſinkt und ſich in dunklen Abgründen verliert.

II.

Autobiographieen üben anerkanntermaßen einen beſonderen Reiz aus: welcher Reiz ſich ſteigert, wenn der Erzähler nicht Schriftſteller von Fach iſt. Dergleichen Lebensgeſchichten, wie ſie unlängſt die Maler Blaas aus Wien, Schirmer aus Düſſeldorf über ſich geſchrieben, wirken gerade durch die techniſche Unbeholfenheit der Form, bei welcher Wahrheit, Ausdruck, Lebendigkeit des Bildes unendlich gewinnen. Ergreift ein Mann, oder gar ein Meiſter der Feder das mit Virtuoſität beherrſchte Inſtrument, um, wie ein Maler aus dem Spiegel, aus der Erinnerung ſein Conterfei zu machen, ſo tritt, abgeſehen von der perſönlichen Eitelkeit, unwillkürlich, mit der Macht der Gewohnheit, die künſtleriſche Conception und Compoſition hinzu. Wenn dies in ſolchem Uebermaß geſchieht, daß Wahrheit und Dichtung bewußt, abſichtlich, nach einem beſtimmten Verhältniß gemiſcht werden, dann entſteht ein freies Kunſtwerk, das aber auf den Namen einer Selbſtbiographie, ſtreng genommen, kaum noch einen Anſpruch erheben darf. Dieſe ſoll durchaus realiſtiſch ſein, gereinigt von jedem idealen Zug. Wenn's ein Goethe iſt, der ſich ſelber ſitzt, — à la bonne heure, dann erweitert ſich das Kunſtwerk zum Meiſterwerk. Bei minder olympiſchen Naturen hingegen liegt, faſt unvermeidbar, die Gefahr nahe, daß aus der ununterbrochenen Beſchäftigung mit dem lieben Ich Selbſttäuſchungen, und damit Täuſchungen des Leſers erwachſen, aus der Selbſtſchau Selbſtgefälligkeit, bei potenzirten Individuen Selbſtſucht ſich entwickelt.

Hebbel hat ſechs Folianten „Tagebuch“ hinterlaſſen. Ein Tagebuch iſt an und für ſich ein ungeſundes Ding. Wie die ordentliche Hausfrau mit Fug und Recht, ſogar pflichtmäßig Rechnung führt über Einnahmen und Ausgaben, ſo mag und muß ja wohl auch der gewiſſenhafte Mann, gleichviel welchem Berufe er obliegt, Facten und Daten aus ſeinem und der Seinigen Leben kurz aufzeichnen, ob in einem durchſchoſſenen Jahreskalender oder, nach gutem, altem Brauch, auf einigen weißen Blättern vor der Familienbibel. Eine derartige Hauschronik iſt aber kein Tagebuch. Dies beſchäftigt ſich mit inneren Zuſtänden, analyſirt und fixirt wechſelvolle Seelenſtimmungen, reflectirt in breiteſter Subjectivität die Perſönlichkeit des oder der Schreibenden. Das iſt es eben, was wir ausſetzen an einem ſolchen verführeriſchen Toilettenſpiegel des Geiſtes. Täglich eine Stunde lang die eigenen Pulsſchläge abzählen, die herausgeſteckte Zunge betrachten, um zu erkennen, ob der Magen ſeine Schuldigkeit thut, in wirkliche oder eingebildete Wunden die Stahlfeder als Sonde einführen, Herz und Nieren prüfen, wie wenn ſie auf dem Secirtiſch lägen, krankhafte Niederſchläge, die ſich aus dem Gährungsproceſſe bewegter Gemüther bilden, mikroſkopiſch beobachten, chemiſch zerſetzen: — dieſe ununterbrochene Beſchäftigung mit ſich ſelbſt ſtammt entweder von Hypochondrie oder führt dahin. Bei Niemandem iſt ſie ſchlechter angewendet als bei dem Dichter, den ſie von der Außenwelt iſolirt und auf ſeine Individualität beſchränkt. Das Tagebuch des Dichters ſind ſeine Dichtungen. Je objectiver er iſt, oder wird, um ſo klarer und um ſo vortheilhafter tritt aus ſeinen geiſtigen Schöpfungen das Bild ſeiner Subjectivität heraus.

Kommt dazu, daß die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, ehe ſie veröffentlicht werden, durch die redigirende Hand einer anderen Perſon gehen, ſo alterirt ſich ihre Wirkung noch tiefer. Das Tagebuch, eigentlich für das Tageslicht an und für ſich nicht geeignet, paſſirt dann vor der Kritik des Leſers noch diejenige des Herausgebers. Der Biograph, mag er wollen oder nicht, wird zum Richter; die Gränzen zwiſchen Biographie und Autobiographie, Subjectivität und Objectivirung verwiſchen ſich. Und ſo ganz und gar vermag der Geſchichtſchreiber in ſeinem Helden doch nicht aufzugehen, daß nicht das Urtheil des Erſteren ſtellenweiſe die Darſtellung des Letzteren färbte.

Dieſer Wechſel der Standpunkte, der ſich dann und wann bis zum Gegenſatz ausdehnt, verwirrt in der That Zeichnung und Colorit unſerer Biographie in merklicher Weiſe an manchen Orten. Bald ſpricht Hebbel, bald ſpricht Kuh; beide über daſſelbe Thema; jeder in ſeiner Tonart. Das gibt keinen harmoniſchen Eindruck, wie denn auch in dem langjährigen und eng-vertraulichen Verhältniß der zwei Männer gegen das Ende eine disharmoniſche Störung eingetreten war. Sie geht wie ein verſteckter Mißlaut durch das Buch, welches beiden zu faſt gleichen Theilen angehört. Erſt nachdem ſie verſtummt ſind, und Baldek in der Coda das Wort ergreift, taucht ein wohlthuend beſtimmter Ton auf, in welchem die ſymphoniſche Dichtung abſchließt und ausklingt.

Nun ſei es genug der Ausſtellungen an einem Werke, das, im Großen und Ganzen betrachtet, liebenswürdig, reſpectabel, von mancher Seite impoſant erſcheint. Die Perſönlichkeit Kuhs offenbart ſich darin in dem allervortheilhafteſten Lichte. Wer ſich ſo rückhaltslos hingeben kann an einen Freund, daß er dem Lebenden wie dem Verſtorbenen einen förmlichen, völligen Cultus widmet, der muß, abgeſehen von allen übrigen Gaben, eine von jeder Selbſtſucht freie, überzeugungstreue, innige und warme Natur beſitzen. Dieſe Natur darf, weil ſie ſich unterordnen und verläugnen kann, deswegen nicht der Schwäche geziehen, eine weibliche Natur geſcholten werden. Es gehört eine gute Doſis Kraft und Tapferkeit dazu, den Schatten eines Hebbel zu ſpielen.

Als Schriftſteller hat Emil Kuh niemals auf den Ruhm der Originalität und Genialität Anſpruch gemacht. Seine weniger ſchöpferiſche als empfängliche, nach- und an-empfindende Eigenart verwies ihn auf die Kritik, die Reproduction. Dieſer urſprünglichen Anlage kam eine umfaſſende Bildung, reiches Wiſſen, außerordentliche Beleſenheit zu Hülfe. Im Urtheil mild und nachſichtsvoll, überall zu Vermittlung der Gegenſätze geneigt, das perſönliche Intereſſe der Theilnahme an allem Ernſten, Schönen und Wahren nachſetzend, hat ſeine vieljährige Thätigkeit als äſthetiſcher Kritiker, wie auch ſein Wirken als Lehrer an verſchiedenen Bildungsanſtalten in Wien das beſte Andenken hinterlaſſen. Seine Schülerinnen in deutſcher Literatur und Kunſtgeſchichte pflegten für ſeine Vorträge zu ſchwärmen, ſchrieben ſie gewiſſenhaft nach und verfehlten auch nicht, das photographiſche Portrait ihres „Profeſſors“ zwiſchen den Blättern ihres Heftes pietätsvoll zu verſtecken. Kuh galt in Wien für einen vorzugsweiſe liebenswürdigen Mann, der ſich niemals hervorthat oder aufdrängte, dafür aber in ſeiner beſcheidenen, ſich ſelbſt beſchränkenden Weiſe für Pflege und Förderung deutſcher Poeſie und Kunſt mehr wirkte, als ſo mancher turbulente Journaliſt, der in abſoluter Verneinung ſeine Stärke, ſeinen letzten Zweck in der Vernichtung ſucht.

Wie's gekommen, daß ein ſo feiner Geiſt ſich gerade an Hebbel hingegeben, wer weiß es zu erklären? Vielleicht zog die Macht des Contraſtes beide, von einander gründlich verſchiedene Individualitäten zuſammen. Sie fanden ſich kurze Zeit nach Hebbels Ankunft in Wien und gingen dann wohl ein volles Jahrzehent, darin ſchwerwiegende und wechſelreiche Jahre, mit einander. Freilich in einem, von der erſten Begegnung an beiderſeits ſcharf bezeichneten und feſt durchgeführten Unterſchied: als Magiſter und Famulus. Bei dem Vergleich darf man beileibe nicht an Fauſt und Wagner denken. Kuh war unvergleichlich mehr als „der trockene Schleicher“, und Hebbel keineswegs ein an ſich ſelbſt zweifelnder Grübler und Träumer. In ſeiner Bruſt wohnten niemals zwei Seelen, ſondern immer nur ein ungebrochenes, einheitliches, ſouveränes Selbſtbewußtſein, das keiner Magie zu bedürfen glaubte, um ſich die Welt zu unterwerfen, ſondern ſie, wie durch eigene Kraft bezwungen, bereits zu Füßen ſah. Nachdem Kuh als ſein literariſches Debut eine Huldigungsſchrift über Hebbel veröffentlicht hat, bleibt er, freiwillig, entſagend, ſtandhaft, an deſſen Seite; ſein Herold, Dolmetſch, Erklärer, Vertheidiger, — „Beichtkind und Beichtvater" in einer Perſon, — der treue Lehensmann, welcher ſich von dem geſtrengen Herrn und Gebieter wohl auch ein und das andere Mal als Leibeigener brauchen oder mißbrauchen läßt, dafür aber bei anderen Gelegenheiten jenen unvermerkt ſeinem Willen dienſtbar macht. Als mit den Jahren, oder auch mit den Erfolgen, Hebbels angeborenes Selbſtgefühl wuchs, als ſein fanatiſcher Glaube an ſich ſelbſt erſtarrte zu päpſtlichem Unfehlbarkeitsbewußtſein und ſeine Anſprüche an die Nächſten in unerträgliche Sultanslaunen ausarteten: da fühlte Kuh, wie vor ihm mancher Andere aus dem Zauberkreis Hebbels, daß die Stunde ſich von ihm loszumachen geſchlagen habe. „Ein verändertes und dabei menſchlich fruchtbares Verhältniß war nicht möglich; dies ſpürte ich." So geſteht Kuh und fügt bei: „Und ſo riß denn eines Tages der Faden ab. Erſt auf Hebbels Sterbebette, ſozuſagen in Gegenwart der Parze, welche die Scheere hinter dem ſchickſalsſchweren Mann erhob, knüpfte er ſich wieder an."

Aus dem Bruch iſt die Biographie entſtanden; zu einer Hälfte eine Sühne für den verlaſſenen, verlorenen Freund, zur anderen eine Genugthuung, die ſich der Verfaſſer nimmt für erlittene Unbill. Ein Monument für Hebbel; zugleich das Teſtament Kuhs, in dem er ſein eigenes Leben abſchließt und ſich, weit über die Grenzen ſeiner Aufgabe hinaus, gewiſſermaßen auseinanderſetzt mit der zurückbleibenden Welt. Was er für oder wider den einen und den anderen Dichter auf dem Herzen hat, er bringt es an, und wäre es in einem Schnörkel am Fußgeſtelle ſeines Standbilds. Wie er über dieſe oder jene literariſche Coterie denkt, warum er gewiſſe Bühnendirectoren haßt und nur einige wenige anerkennt, was er aus ſeiner kritiſchen Zeit her vom Perſonal des Burgtheaters im Sinne trägt, auch wie er ſich zu den Staatsmännern des Vormärz und des Nachmärz verhält, — Alles findet ſeinen epiſodariſchen Platz in dem Buche, das aus einer Lebensbeſchreibung Hebbels eine Doppelbiographie, faſt ein Zeitpanorama, eine Künſtlerchronik Wiens geworden iſt.

III.

Dem Leben Hebbels hat die Jugend gefehlt; ſo meint ſeine Biographie. Wir möchten umgekehrt ſagen: Hebbel iſt um ſein Alter, die Zeit der Reife und der Ernte, gekommen. Was man Jugend nennt, die Lehrjahre, die hat er allerdings nicht in regelrechten Friſten, nicht nach rationeller Methode, nicht einmal nach hergebrachter Manier durchgemacht: acht Jahre Gymnaſium, drei bis vier Jahre Univerſität. Kaum aus den Kinderſchuhen getreten, und aus einer, in jedem Betracht unzulänglichen Dorfſchule, wird er, vierzehn Jahre alt, in einer Gerichts- oder Amtsſtube als Schreiber, Handlanger, Botenläufer angeſtellt. Da bleibt er, aus dem Leben lernend, acht harte, heiße Jahre; geht nach Hamburg zum Beſuche einer gelehrten Schule; ſchon nach einem weiteren Jahre nach Heidelberg und von da bald darauf nach München, Studirens halber; kehrt im ſechsundzwanzigſten nach Hamburg zuruck, und zwar als fertiger, zünftiger Schriftſteller. So lang, die Hälfte ſeines Lebens, iſt er ein Knabe, ein Jüngling geblieben, abhängig von Anderen, und doch auf ſich allein angewieſen; ein Schuler ohne Lehrer; ein Lehrer, ohne gelernt zu haben; ein Meiſter, der weder Lehrling noch Geſell geweſen. Denn das eine Jahr in Hamburg reicht ſelbſtverſtändlich nicht einmal hin, den geringen Schulſackbedarf an Lateiniſch ſich anzueignen, und weder in Heidelberg noch in München kann er für eine beſtimmte Facultät immatriculirt werden, da er kein Zeugniß der Reiſe zu akademiſchen Studien beizubringen vermag. Er wird eingeſchrieben: ad ingenium excolendum; eine Formel, die in allen Fällen zur Anwendung kommt, wo es ſich um kein beſtimmtes Fachſtudium handelt. In den Collegien hoſpitirt er nur; er naſcht vom Baum der Erkenntniß, was ihm erreichbar iſt, oder wonach ihm gelüſtet. Von der Rechtsgelehrſamkeit räth Thibaut in Heidelberg ab, dem der alte Student, unfähig ſein corpus juris im Original zu leſen, bedenklich vorgekommen ſein mag. In München wirken ſtoß- und ſtuckweiſe Görres, der Myſtiker, und der zum Offenbarungs-Philoſophen bereits bekehrte Naturphiloſoph Schelling auf den „Schuler“ ein, dem, gerade dieſen zwei verkleideten Mephiſtos gegenüber, der

Kopf oft genug drehend geworden ſein mag. Dabei iſolirt ſich der Sonderling von der übrigen akademiſchen Jugend und verkehrt, wie er es auch in ſeinem Geburtsort gethan, nur mit wenigen Genoſſen, jünger als er, ihm unterwürfig und dienſtbar, Zielſcheiben ſeines Spottes, lebendige Echos ſeines ſtets gährenden Gedankenlebens. So erſcheint Hebbel in ſeinen Univerſitätsjahren nicht als Student, ſondern als „Autodidakt“; eine Kategorie, über deren Gefährlichkeit man nicht ernſthaft genug reden kann. Es gibt keine Wiſſenſchaft und keine Kunſt, die irgend ein Menſch, und wäre es der begabteſte, aus ſich ſelbſt, mit ſich ſelbſt, durch ſich ſelbſt erlernen kann. Ein Clavierſpieler, der nur „nach dem Gehör“ ſpielt, wird niemals ein Meiſter; ebenſowenig derjenige Maler, welcher, ohne jede fremde Unterweiſung, gleich und ausſchließlich nach der Natur zeichnet. Wenn wir in Hebbels Tagebüchern aus dem Münchener Aufenthalt das Verzeichniß ſeiner wild ausſchweifenden Lectüre betrachten, ſo wird uns ſchwindlich. Durcheinander lieſt er: Tacitus, Gibbon, Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte, Flögels Geſchichte der Hofnarren, Winckelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums, Goethe über Winckelmann, Lichtenberg, Leſſing, Solger, Hegels Philoſophie der Geſchichte ..... Allerdings, wie Kuh ſagt, keine geſunde Nahrung, ſondern ein Schmaus der Einbildungskraft. Welche Indigeſtion im Magen, welches Chaos in dem Hirn des armen Jungen, das obendrein aus eigenem Grunde bereits ſeine Blaſen zu werfen begann! Denn der poetiſche Productionstrieb hatte ſich frühzeitig geregt, lyriſche Gedichte waren in Menge und nach allen Weltgegenden ausgeflogen, Correſpondenzartikel in belletriſtiſche Blätter gewandert, Gevatterbriefe an nicht geringere Adreſſen als Tiecks und Uhlands abgegangen. Und bei dem allen geberdet ſich der junge Muſenſohn in Wort und Schrift in vollem Ernſte wie ein großjähriger, heimathsberechtigter Inſaſſe des Parnaß. Er ſpottet über ſeine Profeſſoren, bevormundet ſeine Commilitonen, richtet auf dem öffentlichen Markt der Kritik, in Zeitungen, über Bücher und Perſonen, Zuſtände und Ereigniſſe mit handwerksmäßiger Schlagfertigkeit. Ueber ſich ſelbſt, ſeinen Beruf, ſeine Zukunft noch vollkommen im Unklaren, thut er, als ob das Leben bereits hinter ihm liege. Die Stimmung des Weltſchmerzes, der damals, in den dreißiger Jahren, aus England eingeſchleppt, in unſerer Literatur graſſirte, ſpricht aus Hebbels Tagebuch und Briefwechſel in einer Weiſe, die herzzerreißend ſein würde, wenn ſie nicht in ihrer Durchſichtigkeit ſtellenweiſe komiſch wirkte. „Meinſt Du im Ernſte,“ fragt er in einem langen, ſelbſtquäleriſchen Schreiben die Hamburger Freundin, „daß mir etwas daran liege, ob ich als Poet anerkannt werde oder nicht, ja daran, ob ich ein Poet bin oder nicht?“ Ein Glück, daß ein Münchener Kindl, ihres Zeichens die Tochter eines braven Tiſchlermeiſters, bei welchem ſich der grollende Titane, — Fauſt, Werther, Manfred, von jedem ein Stück, — einquartiert hatte, es vermochte, alle übernatürlichen Dämonen mit den natürlichſten Mitteln zu beſchwören.

Dieſe grüne Poetenjugend Hebbels hat, wie geſagt, ein Vierteljahrhundert und darüber gewährt. Er ging aus ihr hervor, auch nicht mit einem Male, über Nacht, ein feſter, fertiger Mann werdend, ſondern allmälig, langſam ſogar reifend, unter fortwährendem Kampf mit der äußeren Nothdurft, unſtät in ſeinen Neigungen, wander- und wechſelluſtig, und nur in einem Stücke vom Anfang bis zum Ende ſeiner Laufbahn unerſchütterlich: in dem Glauben an ſich, im perſönlichen und dichteriſchen Selbſtbewußtſein, im Gefühl der Ueberlegenheit und des unbedingten Herrenrechtes über ſeine Umgebungen. Der Tropfen ſouveränen Blutes, der in jeder Dichternatur ſteckt, er pulſirte bei keinem Anderen ſo heftig, ſo heiß wie bei ihm. Wie der Souverän von ſeinem Unterthan jeden Dienſt, jedes Opfer, jede Hingabe als deſſen Pflicht und als ſein Recht unbedenklich hinnimmt, — muß er es, ſtreng genommen, doch, um Souverän zu werden, zu ſein, zu bleiben, — ſo zweifelt auch Hebbel keine Stunde lang an ſeiner Befugniß, alles was ihm nahe kommt, ſich nutzbar zu machen, zu unterwerfen, für ſeine Zwecke zu gebrauchen. Er nennt das: Menſchen verzehren, und geſteht, darin ganz naiv, offen ein, daß dieſer Hunger ihm eigenthümlich, dieſe Speiſe ein Bedürfniß iſt. Frauen ſchulden ihm ihre Liebe, Freunde ihr Geld, das er, geſchenkt und geborgt, annimmt, — der Souverän ſeinen Tribut. Daß er ſeinerſeits dafür etwas zu geben verpflichtet ſei, fällt ihm kaum ein. Giebt er nicht ſich? Die herkömmlichen Begriffe von Dankbarkeit haben für ihn keinen Sinn. Er freut ſich, in Goethe eine Rechtfertigung dieſer Anſchauung zu finden: „Widerwillen gegen das Danken, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten und kommt nur bei vorzüglichen Menſchen vor, ſolchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben in einem niederen Stande oder in einer hilfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf, Schritt vor Schritt, durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen, irdiſch, und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine eigentliche Compenſation nicht gedacht werden kann.“ Goldene Worte, wie gedacht und geſchrieben von oder für Hebbel, der darin die Almoſen an ſeine Kindheit, die Freitiſche und Schürzenſtipendien ſeiner Jugend, ſammt allen Zwangsanleihen bei Bekannten und Vorſchüſſen vom Verleger, bis auf die von Chriſtian dem Achten gewährte Königspenſion, als naturgemäße Vorkommniſſe erklärt fand.

War Hebbel deswegen ein Egoiſt, oder etwas noch Schlimmeres: eine gemeine Natur? Nichts weniger als das. Wir haben ihn aufwachſen ſehen in Noth und Sorgen, auf ſeine eigenen Füße geſtellt, ſo bald ſie ihn kümmerlich zu tragen vermochten, in ſeiner Bildung ſich ſelbſt überlaſſen, ohne häusliche Zucht, ſo gut wie ohne jede Schule, umgeben von einer rauhen, reizloſen Natur, fern von jeder Wechſelwirkung mit gleichalterigen und gleichgeſtimmten Weſen, in jedem Sinne **einſam** und **frei.** Dergleichen Prämiſſen konnten kein anderes Reſultat haben als den Charakter, der ſich in Hebbel, dem Manne, offenbart. Als ſolcher hat er ſich abgelöſt von allen Feſſeln der Convenienz, der Sitte, ſogar des Geſetzes, wie er als Dichter mit jeder Tradition gebrochen, ſich außerhalb aller Clique geſtellt, ſeines eigenen Weges allein gegangen. Mit Richard dem Dritten durfte er ausrufen: „I am myself alone!“

Auf dieſe Höhe geſtellt, iſt Hebbels eigenartige, ſogar fremdartige Erſcheinung in den verſchiedenſten Beleuchtungen abgeſchildert, bald enthuſiaſtiſch, ſogar fanatiſch verklärt, bald wegwerfend oder vernichtend carikirt worden. Ein Kritiker faßt ihn vom pathologiſchen

Standpunkt auf als einen Tollen, wenigſtens einen abnorm und monſtrös organiſirten Sonderling; ein anderer erblickt in ihm das Ideal des dramatiſchen Dichters, den einzigen, unſeren claſſiſchen Heroen ebenbürtigen Epigonen. Es war und es iſt eben ſchwer, mit einem plötzlich auftretenden, wunderlich genug ausſtaffirten, aus den gewöhnlichen Formen, Maßen, Bahnen herausbrechenden Poeten ohne Weiteres fertig zu werden. Man konnte ihn weder als Nachzügler der Romantiker, noch als Mitglied des jungen Deutſchlands unterbringen; ſeine Lyrik ſprach nicht den herrſchenden ſchwäbiſchen Dialekt und auch' nicht den norddeutſchen, ſeine Dramen, Buch wie Vorrede, ſtellten theoretiſch und praktiſch alle Regeln ſammt Beiſpielen auf den Kopf, die Raupachiſchen Nibelungen oder Hohenſtaufen nicht weniger als die Wiener Schule. Von den realen Theatern gar nicht zu reden, die ſich ſofort hermetiſch abſperrten gegen den Eindringling. Jedes neue Stück war eine neue That, Heldenthat für die Seinen, Miſſethat für die Gegner. Woher kommt er, wohin ſtrebt er? Jenes wußte Niemand, dieſes er ſelbſt nicht. Sein Schritt glich demjenigen des Nachtwandlers, wie er denn in ſeinen Dichtungen am liebſten auf lebensgefährlichen Spitzen, an unergründlichen Abgründen ſpazieren ging. Im achtundzwanzigſten Lebensjahre erklimmt er, an der Hand der wackeren Crelinger, das Berliner Schauſpielhaus. Steht er nun am Ziele? Wird er alle Jahre ſein Stück zur Welt bringen, lebendig oder todt geboren, mit den Stücken auf dem Rücken von Bühne zu Bühne hauſiren, von Vorzimmer zu Vorzimmer fechten gehen, Spießruthen laufen durch die Gaſſe der Preſſe? . . . . . So wenig das, als unterkriechen in irgend einem Amt, ducken am häuslichen Herd, ein guter Bürger werden. Der geopferten Jugendfreundin in Hamburg, die ihm Mutter, Schweſter, Weib in einer Perſon geweſen, und die auf Legitimation des Verhältniſſes drang, nachdem ſie ihm zwei Kinder geboren, — ihr ſchreibt er rund heraus, daß er nicht begreife, wie ſie nur an die Möglichkeit einer Ehe denken könne, und daß er ohne zu reiſen nicht mehr zu leben im Stande ſei. „Mich in eine Ecke hinzuhocken, Familienpapa zu werden und mich daran zu ergötzen, wie der Junge wächſt, wird mir ewig unmöglich ſein.“

Mit dieſem Bekenntniß auf den Lippen kehrt er, inzwiſchen zweiunddreißig Jahre alt geworden, von ſeinen Wanderungen außerhalb Deutſchlands zurück; im Weſentlichen derſelbe, wie er ausgezogen. Das Reiſeſtipendium, welches ihm, auf des alten Oehlenſchläger Fürwort, der König von Dänemark nach monatelangem Werben und Warten in Kopenhagen verliehen, hat er benützt, um in Frankreich und in Italien längere Aufenthalte zu machen. Der Zweck war verfehlt, ſo weit Erweiterung poſitiver Kenntniſſe, Erwerbung der fremden Sprache, Bewegung in einem neuen Elemente als ſolcher gemeint geweſen. Hebbel, damals ſchon, nach Judith, Genoveva, Maria Magdalene, als Epoche machender Dramatiker anerkannt und berühmt, hat in Paris und in Rom oder Neapel nicht anders gelebt als in Hamburg oder in München, dort mit Heine, Ruge, Gathy, Bamberg, hier mit Hettner, Stahr, Gurlitt, Rahl, verkehrt, eigentlich alſo den Dunſtkreis des deutſchen Literatenthums nicht verlaſſen, gelegentliche Excurſe in das Gebiet der bildenden Kunſt ausgenommen. Weder Politik noch Theater, nicht das geſellige und nicht das volksthümliche Leben ziehen ihn in der Fremde beſonders an, und wie ihn früher der Streit um „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“, ſpäter der Octoberſturm in Wien, bis auf ein männliches Stellungnehmen zwiſchen beiden Parteien, nur flüchtig berührte, aber nicht in die Action hineinzog, ſo iſt ihm Frankreich und Italien, damals, im Anfange der vierziger Jahre, gerade in intereſſanten Kriſen begriffen, eine terra incognita geblieben. Die Unkenntniß der Sprache allein erklärt die ſtarre Abgeſchloſſenheit des nordiſchen Pilgers gegen die verführeriſchen Reize und den Zauber der Wälſchländer nicht; dies Hinderniß hätte ein eiſerner Wille wie Hebbels überwunden, wenn er es ſich ernſtlich vorgeſetzt. Aber nein: das Gegentheil vielmehr findet bei ihm ſtatt. Er wickelte ſich draußen noch feſter in die Wolke, in welcher er daheim gewandelt. I am myself alone. Den Dichter der Judith kümmerte die Bühne Scribe's verteufelt wenig, und während Goethe unter italieniſchem Himmel die Iphigenie empfing, arbeitete Hebbel daſelbſt gerade an ſeinen düſterſten Stücken und Geſtalten: Moloch, Julia, das Trauerſpiel in Sicilien. Gewiß hat ſein treuer Schildknappe, hat Emil Kuh recht, wenn er, um die Hornhaut ſeines Helden zu entſchuldigen, ſagt: Eine Viertelſtunde vor der Gruppe des Laokoon oder ein Reiſefeuilleton aus dem Süden verwandelt den deutſchen Dichter nicht. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, daß der Aufenthalt in Italien, namentlich in Rom ein Probirſtein für die menſchliche Natur im Allgemeinen iſt, vom Dichter und Künſtler ganz abgeſehen. Wer dort nicht ruhig, nicht reif, nicht fertig wird, dem iſt es überhaupt verſagt, ſich ganz und voll auszuleben.

Zu dieſen Stiefkindern des Glücks zählt Hebbel. Sein eigener, innerer Trieb ging von Anfang an nicht auf Ruhe, auf Reiſe. Er will als Menſch vor allen anderen Dingen frei ſein; welche Freiheit dann im Dichter, im Künſtler in Willkür überſchlägt. Sein Streben geht, viel weniger als auf Schönheit, auf Wahrheit: diejenige Wahrheit, die er als ſolche erkennt, gleichviel, ob ſie Anderen als weſenlos, eingebildet, übertrieben erſcheint. Arm an Kenntniſſen, iſt er im Erkennen überreich; ſein Blick dringt ungeblendet, unerſchrocken in volles Sonnenlicht, wie in das nächtliche Dunkel der tiefſten Abgründe in der Menſchenbruſt. Sein angeborenes Anſchauungsvermögen, das ſich im Knaben ſchon offenbart durch fantaſtiſche Träume, ſteigert ſich im Dichter zur Hellſeherei, und da ſeine Darſtellungskraft dem Anſchauungsvermögen entſpricht, ſubſtantiirt ſich ihm jeder Gedanke zum Bild, die luftigſte Schattengeſtalt zum lebendigen, körperlichen, Fleiſch und Bein gewordenen Weſen. Fremdes ſich aneignen, ſeien es Stoffe oder Formen, an Gegebenes anknüpfen, nach Muſtern arbeiten, das vermag er nicht; er ſchöpft nur aus ſich ſelbſt und ſchließt ſich demnach auch an kein Vorbild, keine Richtung in der Literatur an, weder an die Claſſiker, noch an die Romantiker. Wenn er Kleiſt oder Grabbe gleicht, wenn er Shakeſpeare auf ſich einwirken läßt, ſo geſchieht es nur in Folge innerlicher, unbewußter Wahlverwandtſchaft, nicht nach Selbſtbeſtimmung oder gar Nachahmung. Seine Arbeit iſt auch nicht ein natürlicher Proceß, der ſich in Keim, Halm, Sproß, Blüthe, Frucht gliedert; er producirt beinahe krankhaft, gleichwie im Fieber, in langen Pauſen, aber, einmal im Zuge, raſch, gewaltſam, unaufhaltſam. Gewiß nicht zufällig hat er Judith und Maria Magdalene in ſchwerer Krankheit empfangen und ausgetragen. Ein durchaus moderner Poet, ausſchließlich in der Gegenwart lebend, aus ihr ſeine Motive, ſeine Tendenzen ſchöpfend, Realiſt im ſtärkſten Sinne des Wortes, faßt er dennoch die Erſcheinungen und Ereigniſſe der Wirklichkeit nur durch das Medium ſeiner Subjectivität auf. Der kleinſte Anſtoß in ſeinem äußeren Leben ſetzt an und wirkt nach, oft erſt im Laufe der Jahre. So geſtaltet ſich eine banale Studentenliebſchaft, das Münchener Tiſchlermädel mit der Hobelbank ihres ehrlichen Vaters und dem lockeren Treiben eines lüderlichen Bruders, zur tragiſchen Handlung. Den Segen hiſtoriſcher Stoffe empfindet er erſt ſpät, ebenſo wie den Reiz geſchloſſener Kunſtformen und der gebundenen Rede. Gleich allen bewegenden, nicht blos bewegten Pfadfindern und Bahnbrechern in der Literatur, Leſſing, Goethe, Schiller, fängt er in Proſa an und hört auf im fünffüßigen Jambus, den er, — der Autodidakt, in die Myſterien der Metrik niemals eingeweiht, — im Gyges, in den Nibelungen, im Demetrius, ſo vollkräftig wie Schiller, ſo fein wie Goethe, ſo charakteriſtiſch wie Leſſing behandelt.

Auf der Rückreiſe aus Italien, in Wien, findet der Schiffbrüchige einen Hafen, der Wanderer eine Heimath, der Mann ein Weib, der Dichter eine Künſtlerin, welche ſeine höchſten Gebilde lebendig macht, der größte Tragöde der Gegenwart die fruchtbarſte Bühne, das dankbarſte Publicum, der König einen Hofſtaat, zuſammengeſetzt aus wenigen, aber erleſenen, theils geiſtig hervorragenden, theils jugendlich begeiſterten Anhängern. Er ſteht auf dem Gipfel der Kraft, an der Schwelle des Glücks, auf der Stufe zur künſtleriſchen Meiſterſchaft; gleichzeitig ſteht er am Rande des Grabes. Kaum fünfzig Jahre alt, ſtirbt er. Ein letztes Epigramm macht auf ihn ſein böſer Dämon: der Nordlandsrecke, der da ausſah, als käme er ſchnurſtracks aus der Nibelungenſage, erliegt einer Frauenkrankheit: der Knochenerweichung. In Folge frühen Darbens oder mangelnder, ungenügender Ernährung; ſo ſagen ſeine Apologeten. Nach ſeiner eigenen Auffaſſung läge vielleicht eine andere Erklärung nahe. Hebbel, der es bekanntlich liebte, für ſchwere Sätze geflügelte Worte, und beſtimmte Formeln für oft paradoxe Wahrheiten zu erfinden, hat einmal behauptet: Jedes Leben macht ſich ſeinen eigenen Tod. Auf ihn angewendet, würde die ſchillernde, gewagte Theſis bedeuten: der Mann, der ſich nie geſchont, weder in ſeinen Geiſtes- noch in ſeinen Körperkräften, mußte enden, ſobald der Ueberſpannung die Erſchlaffung, der Hyperſthenie die Aſthenie folgte. „Als Schlüſſel zu ſeiner ganzen Natur und zu allen ſeinen Verhältniſſen“ ſchrieb er unter ſeinen biographiſchen Notizen das Bekenntniß nieder:

> Ich bin immer ſo, wie die meiſten Menſchen
> nur im Fieber ſind.

Nun, dann war es natürlich, daß er zuſammenbrach, als ihn das Fieber verlaſſen.

IV.

Mit Recht kann Hebbel von ſich rühmen, daß er der Sohn ſeiner Werke iſt. So ziemt es ſich wohl, daß wir aus der Literaturgeſchichte und aus Kuhs in die Biographie einzeln eingeſtreuten Angaben ſeine Ahnengallerie zuſammenſtellen, ein Verzeichniß ſeiner Werke, und zwar zu oberſt der dramatiſchen, in chronologiſcher Reihenfolge, die ſich von 1839 bis 1863, durch vierundzwanzig Jahre alſo hinzieht:

Judith (1839), Genoveva (1840—1841), Der Diamant (Ende 1841), Maria Magdalena (1843), Ein Trauerſpiel in Sicilien (1846), Julia (1847), Herodes und Mariamne (1847—1848), Der Rubin (1849), Michel Angelo (1850), Agnes Bernauer (1851), Gyges und ſein Ring (1854), Die Nibelungen-Trilogie (1856—1862), Demetrius (1858—1863).

Dreizehn an der Zahl!

Dazu ein halbes Dutzend Fragmente, welche, mit einziger Ausnahme des zuerſt genannten, beſſer ungedruckt geblieben wären:

Moloch — Die Schauſpielerin — Vier Nationen unter einem Dache — Scene aus den Dithmarſchen — Scene aus dem Struenſee — Scene aus dem Chriſtus.

In der zwölfbändigen Geſammtausgabe, welche von 1865 bis 1867 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſchienen, füllen dieſe dramatiſchen Dichtungen ſechs Bände, die Hälfte des Werkes. Die andere Hälfte enthält: Gedichte, das Epos: „Mutter und Kind“, Novellen, Reiſebilder, Studien und Kritiken, Charakteriſtiken. An letzteren ſchweigend vorüberzugehen, fällt Niemandem ſchwer; ſie gleichen einer Nachleſe auf Stoppelfeldern, der Sammlung verwelkter Zeitungsblätter, in welche der Buchbinder die einzig mögliche Einheit gebracht hat. Auch von dem Epos wird man ſich unſchwer trennen, ſo ſchöne Einzelnheiten daſſelbe enthält, und ſo verdient der Preis geweſen ſein mag, mit dem die Tiedgeſtiftung ſeiner Zeit es gekrönt. Der Contraſt zwiſchen Inhalt und Form, Thema und Ausführung ſtößt unvermeidlich ab: brennende Zeitfragen und ſociale Räthſel laſſen ſich in einem Idyll nun einmal nicht löſen, und weder ein ſteif ehrbarer Kaufherr von der Hamburger Börſe, noch deſſen bleichſüchtige Ehehälfte nimmt ſich beſonders vortheilhaft aus in der claſſiſchen Gewandung des Hexameters.

Leid thut es uns dagegen, auf Hebbels Lyrik hier deswegen nicht eingehen zu können, weil es unſere Abſicht iſt, den Dichter nur im Profil zu zeichnen, von ſeiner Hauptſeite, der dramatiſchen. Auch in den Gedichten liegt freilich der ganze Hebbel; ſie ſind ein ſcharfes Spiegelbild ſeiner mächtigen Perſönlichkeit, ſo ſcharf, daß man dieſe Perſönlichkeit verſtehen, entſchuldigen, lieben muß, um an den Gedichten Gefallen zu finden. Aber, genau betrachtet, ſtellen ſich die meiſten unter ihnen dar als verkappte, abgekürzte, mikrokoſmiſche Dramen, zu den eigentlichen ſich verhaltend wie Rauten zu Diamanten. Der Tragöde trägt das lyriſche Flügelkleid, wie wenn er herausgewachſen wäre. Das gilt inſonderheit von den Epigrammen, die in verhältnißmäßig großer Anzahl vorhanden ſind, meiſtens Früchte von claſſiſcher Erde. Das Epigramm iſt ja weſentlich römiſchen Urſprungs und antik. Die Gattung als ſolche dürfte ſich überlebt haben, nachdem ſie bis zu unſeren hohen und geſtrengen Claſſikern von Gottes Gnaden, ſogar von ihnen in eigener Perſon, noch mit beſonderer Vorliebe angebaut wurde. Wer, außer dem dazu verurtheilten Fachmann, intereſſirt ſich heutzutage für Goethe-Schillers Xenien, und bringt nicht ſelbſt dieſen die, eines eigenen Nußknackers benöthigte Walpurgisnacht mitten in den begeiſtertſten Fauſtentzückungen zur Verzweiflung? Das Feuerwerk, welches, da es abgebrannt wurde, ſo viel Gepraſſel und Geſtank verurſacht hatte, ließ nichts als verkohlte Hülſen und Aſche zurück. Eine Sammlung ſolcher zerſtreuter „Sinngedichte“ wirkt wohl auch deswegen nicht mehr, weil die neue Zeit keine Zeit für die Bagatelle hat. Für einen Dichter von Hebbels Wuchs und Schlag paßt ſie, ſchon der Dimenſionen wegen, nicht. Er war freilich ein Freund der Gnomenpoeſie, die eine Spielart des Epigramms, und excellirte in Spruchweisheit ernſter, humoriſtiſcher, ſogar cyniſcher Richtung. Allein ein ganzer Band ſolcher kurzen Waare muthet den Leſer denn doch wie ein Sandmeer an, in welches ſich Niemand hineinwagt, den einzelnen Goldkörnern zu Liebe. Ebenſo gibt es im Wieſenſchmelz ſeines Liederfrühlings Perlen, ächte Perlen von hohem Werth, auch ein paar ſchwarze Perlen, politiſche Dichtungen. Allein ſie verſchwinden gegen ſeine Dramen. Sonne, Mond und Sterne ſpiegeln ſich beſſer im Meer, als im Thautropfen.

Die Bühne iſt Hebbels hohe Schule geworden. Leicht freilich hat ſie ihn nicht graduirt. Die bunt-ſchillernde Welt des Scheins und der Täuſchung wirft gar oft dem kecken Hazardſpieler auf den erſten Satz einen Gewinnſt zu, dem Routinier einen Kranz, welche ſie berufenen Dichtern verſagt oder doch geraume Zeit vorenthält. Ein ſolcher war Hebbel: für die dramatiſche Poeſie geboren wie Wenige, vor Vielen erkoren, vor allen zeitgenöſſiſchen vorherbeſtimmt. Der herrſchende Zug ſeines Talentes geht in die Tiefe, ſtrebt nach Concentration; das ſind dramatiſche Eigenſchaften. Wie dem Biber das Geheimniß ſeines Baues, iſt Hebbel die Kunſt dramatiſcher Compoſition von Natur gegeben: er exponirt raſch, kurz, lebhaft, ſtellt Satz und Gegenſatz felſenfeſt hin, ſteigert die Handlung bis zur Peripetie und trifft ſelbſt, die ſchwerſte aller Aufgaben, in der Kataſtrophe das richtige, wirkſame Ende. Er denkt in Scenen und in Acten, da ſich ihm jeder Stoff wie von ſelbſt in dramatiſcher Form gliedert. Dabei geſtaltet ſich unter ſeinem tiefblickenden Auge, wie wir dieſes Vorzugs denn ſchon einmal erwähnt haben, das gleichgiltigſte Vorkommniß alltäglichen Lebens zur tragiſchen Fabel, der gewöhnlichſte Alltagsmenſch zum Charakterbild. Seine Figuren ſind nicht Bilder, auch nicht Reliefs; ſie ſteigen, zuerſt vor ihm, dann vor dem Zuſchauer plaſtiſch auf, als hätte, gleich Michel Angelo, mit dem ſich Hebbel gern vergleichen hörte, — der Dichter mit dem letzten Hammerſchlage ihnen ein ſchöpferiſches „Lebe!“ zugedonnert. Mit den Geſtalten, die er erfunden, ſteht er auf einem ſo vertrauten Fuß, daß er ſie reden hört, gehen ſieht, und zum

Beiſpiel mit innerer Wahrheit ernſthaft behaupten darf, er habe die Agnes Bernauerin von Kindesbeinen an gekannt. Die Küſſe Judiths haben, wir ſind deſſen feſt überzeugt, auf Hebbels Lippen gebrannt, wie Clara's Thränen auf ſeiner Hand. Er ſelbſt lebte, was er dichtete, vor, mit, durch, nach; deswegen konnte er auch ſeine Dichtungen beleben. Endlich, welcher neue, kühne, eigenthümlich Ton und Styl, himmelweit verſchieden von der „ſchönen Diction“, welche bei den Nachtretern Schillers in fünffüßige Jamben zerfließt; kurz, auf die Gefahr hin dunkel zu werden, körnig bis zur Grobkörnigkeit, originell bis zum Barocken und zur Bizarrerie! Eine Proſa wie in „Maria Magdalena“ iſt ſeit „Cabale und Liebe“ auf den Brettern nicht gehört worden, und in den letzten Stücken, Gyges, Nibelungen, Demetrius, finden ſich Verſe von einem ſo vollendeten, harmoniſchen Rhythmus, als wären ſie aus Taſſo oder Iphigenia herausgeſchnitten worden.

Das ſind die Lichtſeiten, welche Hebbel als Dramatiker kennzeichnen. Wo liegen die entſprechenden Schatten?

Vor allem in ſeinem unüberwindlichen Hang zum Maßloſen, zum Uebernatürlichen, nicht ſelten zum Unnatürlichen. Ihm war es Bedürfniß, den Herodes zu über-herodeſſen, und wenn ſein poetiſcher Wahn über ihn kam, bedachte er ſich keinen Augenblick, eine Mißgeburt, wie Graf Bertram in Julia, in Spiritus zu ſetzen, freilich: ohne ſie damit lebendig machen zu können. Er glaubte ſteif und feſt wie an das Ideal des Schönen auch an ein Ideal des Häßlichen, mit deſſen geheimnißvollem Reiz er ſich pſychologiſch und metaphyſiſch gern beſchäftigte. Der ſtarke, ſinnliche Trieb, ein weiterer Dämon in ſeiner Natur, ſpielte in dieſe Neigung zum Räthſelhaften hinein. Hebbel, obwohl keineswegs ein laſciver, oder gar ein obſcöner Poet, ſchämte ſich nicht nur nicht ſeiner Nacktheiten, er kehrte ſie gefliſſentlich heraus. Als gar die kritiſchen Schriftgelehrten und Phariſäer ihr gewohntes „Anathema sit!“ zu ſchreien anfingen, warf er ſich ſtolz und ſtarr erſt recht auf ſeine poetiſchen Beſonderheiten im Zeitlich-Weiblichen und riß ſeinen Heldinnen rückſichtslos die letzten Feigenblätter ab. Zügelloſe Freiheit forderte er für ſeine Charaktere, wie in der Wahl ſeiner Stoffe und in deren Behandlung. Die Mehrzahl der Dichter iſt froh, einen unverfänglichen Vorwurf zu finden, für welchen das Publicum zum Voraus Sympathieen mitbringt. Nicht ſo Hebbel. Mag er ſeine Stoffe aus dem Nebel der Sage greifen, aus der Geſchichte, aus der nächſten Gegenwart: immer taucht er ſie in ſeine ſubjectiv gefärbte Weltanſchauung, geſtaltet ſie, ohne Rückſicht auf pragmatiſche oder pſychologiſche Wahrſcheinlichkeit, nach ſeinen Ideen und Intentionen, vermiſcht und verſetzt ſie mit Motiven, die eher geeignet ſind, abſtoßend, ſtatt anziehend zu wirken. So wälzt er gefliſſentlich, eigenſinnig, willkürlich, — der Souverän! — Steine, — nicht doch! ganze Felſen oder Lawinen in ſeinen Weg zum Publicum, den ſich der Poet doch ſo frei wie möglich zu machen und zu halten ſtrebt. Daß er an dieſen vorſätzlich erzeugten Hinderniſſen ſeine Kraft und ſeine Kunſt zeigen kann, daran liegt ihm mehr als an einem leichten Siege auf gebahnter Heerſtraße. Immer und überall derſelbe, ein ganzer Menſch, weder Nachbildner fremder Muſter noch Vorbild für Andere, ſteht er auf der Bühne, wie im Leben: frei, einſam, allein.

Wenn eine ſolche Ur- und Naturkraft mit dem complicirten Organismus, — ſagen wir auch: Mechanismus, — des realen Theaters zuſammenſtößt, kann die Folge eigentlich nur eine Art von Elementarereigniß ſein: die Verbrennung des Dichters, oder ein Bühnenbeben. Zum guten Glück hat es die Praxis anders und friedlicher gefügt. Ueber die Beziehungen Hebbels zum deutſchen Theater wäre ein Buch zu ſchreiben, ebenſo dick wie die Biographie unſeres fleißigen Kuh, die darüber nur Einzelnheiten bringt, — auf vielen Seiten nicht erquicklicher als ſie. Abgeſehen davon, daß das Material zu einer ſolchen Bühnengeſchichte Hebbels aus zahlloſen Theaterzettelbänden und Zeitungsjahrgängen zuſammengeklaubt werden mußte, um nur dem erſten Erforderniß, ſtatiſtiſche Vollſtändigkeit, zu genügen, würde der Erfolg der Rieſenarbeit ein zwerghafter ſein. In wenig Sätzen iſt das Theaterleben Hebbels umſchrieben.

Der deutſche Bühnenalmanach zählt dermalen dreihundert und etliche Theater auf. Von dieſen hat Hebbel für höchſtens dreißig exiſtirt, und von dieſen dreißigen exiſtiren dermalen höchſtens noch zehn, welche ihn am Leben erhalten, indem ſie hie und da eins oder das andere ſeiner Werke aufführen, jetzt, ein Jahrzehnt nach ſeinem Tode. Was wird in einem weiteren Jahrzehnt von ihm übrig ſein?

Hier böte ſich nun Gelegenheit, das alte, zweiſtimmige Klagelied wieder einmal anzuſtimmen: von der Unzugänglichkeit des Theaters für den Dichter, von der Unlenkſamkeit der Dichter auf dem Theater. Allein der Sachverſtändige weiß, daß dieſe Zuſtände ſich überall und jederzeit wiederholen, weil ſie in der Organiſation der Theater begründet liegen. Das vielgeprieſene théâtre français in Paris iſt in der That noch ſchwerer zugänglich, als eine deutſche Hofbühne erſten Ranges. Dort wie hier öffnen hohe Protection, Intereſſe des einzelnen Schauſpielers an irgend einer neuen Rolle, Gelegenheit, Zufall, — ja doch, der blinde, blöde Zufall, — dem ſchüchternen Ankömmling in zehn Fällen leichter ein Gnaden- oder Hinterpförtchen, ehe ſich in einem einzigen das große Eingangsthor à deux battants vor dem ſiegreich einziehenden Talent aufthut. In Deutſchland hat ſich, ſeit der Zeit als Hebbel auftrat, das Verhältniß weſentlich geändert, zum Beſſeren. Der Mangel an neuen Stücken iſt ſo notoriſch, ſo drückend geworden, daß die Theater ſie einander abjagen, wogegen das Häuflein der für die Bühne arbeitenden Dichter mit jedem Tage zuſammenſchmilzt. Auch haben an einer guten Anzahl deutſcher Theater, ſtatt der kunſtfremden Chefs, die ſich mehr von dienſtbaren Geiſtern in der Geſtalt alter Regiſſeure oder junger Tänzerinnen leiten ließen, als ſie leiteten, Dramaturgen von Ruf und Beruf die Führung übernommen, von denen anzunehmen iſt, daß ſie in ihrem Urtheil unabhängig und ihrer Verpflichtungen gegen die Literatur eingedenk ſind. Dergleichen Neuerungen, die ſich in den letzten zwanzig Jahren oder wenig darüber vollzogen, waren, als Hebbel ſich dem Theater zuwendete, zu Anfang der vierziger Jahre, noch nicht einmal in Ausſicht. In Berlin regierte Graf Redern, in Dresden Lüttichau, in München Küſtner, der ſeinen ſchönen Anfängen untreu geworden und in trockener Adminiſtration aufgegangen war, in Wien Holbein, auch nicht mehr der alte, vielmehr der junge Holbein, der dreiſte Bearbeiter Calderons, Shakeſpeare's, Kleiſt's, ſondern ein alter Prakticus. Die größeren

Stadttheater, welche in früheren Zeiten eine ruhmvolle Initiative genommen, Hamburg unter Schröder, Mannheim unter Iffland, Leipzig zu Küſtners Zeit, Breslau zu Schalls oder Holtei's, ſie waren allmählich wieder in's Hintertreffen gefallen und marſchirten hinter dem Gros der Armee drein. Die kleinen Hoftheater endlich, Braunſchweig, Darmſtadt, Caſſel, thaten groß mit großen Häuſern und mit der großen Oper, wie denn dieſe überhaupt und überall im Vordergrund ſtand und das Schauſpiel in den Schatten ſtellte, freilich mit Kräften, wie ſie heute nicht mehr zu finden, und mit Werken wie Tell, Stumme, Robert, die damals noch gleich Novitäten wirkten mit einer unverwüſtlichen Anziehungskraft. Den täglichen Bedarf des Schauſpiel-Repertoirs beſorgten zünftige Meiſter, Raupach, Benedix, die Birch-Pfeiffer, Töpfer u. A. m., deren Sterne im Zenith ſtanden, während diejenigen der jungen Literatur, die dem bisher verachteten Theater ſich rührig zuzuwenden begann, im Aufſteigen begriffen waren.

In ſolch ein wimmelndes Gedränge gerieth bei ſeinem Auftreten unſer Hebbel. Seine Perſönlichkeit bedingte an ſich ſchon eine halb ſtolze, halb ſcheue Zurückhaltung, und auch die Richtung, die ſein Talent einſchlug, war von vorn herein weder auf raſche, noch auf weit ausgebreitete Erfolge geſtellt. Er muthete den Schauſpielern ſchwierige und bedenkliche Aufgaben zu, den Regiſſeuren ſchweißtreibende Anſtrengungen, die über den Schlendrian einer herkömmlichen Scenirung conventioneller Tragödien und bequemer Converſationsſtücke hinausgingen, den Directoren baare Auslagen für ungewöhnliche Ausſtattung aſſyriſcher Heerſchaaren und jüdiſcher Volkshaufen, der Kritik für neue Erſcheinungen neue Standpunkte, dem Publicum das Eingehen auf halsbrechende Vorausſetzungen, insbeſondere auf Nuditäten und Cruditäten, welche nicht blos die ſcheinheilige Prüderie, ſondern auch ein ächtes, berechtigtes Schicklichkeitsgefühl abzuſchrecken geeignet waren. Seinerſeits beſaß nun Hebbel, wie wir ihn kennen gelernt haben, keineswegs das nöthige Zeug dazu, ein handwerksmäßiger Theaterſchriftſteller zu werden, auch wenn er es gewollt hätte. Er arbeitete ruck- und ſtoßweiſe, wenn ihn das Fieber der Production befiel, vollendete dann einmal in einem Zuge, binnen drei Monaten, ein ganzes großes Stück und machte wiederum jahrelange Pauſen im Schaffen, oder verlor ſich gar, der Bühne durch unvermeidliche Enttäuſchungen entfremdet, in unfruchtbare, dem Theater abſichtlich entzogene Buchdramen, wie der Diamant, das Trauerſpiel in Sicilien, Julia, der Rubin. Die Zähigkeit, welche auf einen Mißerfolg unmittelbar einen neuen Verſuch ſetzt und den paſſiven Widerſtand, die vis inertiae der wirklichen Theaterzuſtände durch Ausdauer und unaufhörlich erneute Angriffe überwindet, ſie waren Hebbeln nicht gegeben. Er glich dem Propheten, der von ſeiner inneren Kraft überzeugt, durchdrungen vom Gefühl ſeiner erhabenen Sendung, dem Berg befahl zu ihm zu kommen. Da der Berg nicht kam, ging der kluge Prophet zu dem Berge. Hebbel aber that das Gegentheil. Er ſetzte ſich nieder und wartete, bis er kam, der Berg.

Und, ſiehe da, er kam wirklich. Einmal, zweimal, mehrere Male, von verſchiedenen Seiten. In Berlin intereſſirte ſich die Crelinger für Judith, den wilden Erſtling der Hebbel'ſchen Muſe, in welchem alle Vorzüge und alle Mängel derſelben bereits erkennbar ſind, und zwar nicht blos im Keim, angedeutet, verborgen, ſondern vollends entwickelt und ausgewachſen. Vielleicht war die gefeierte Meiſterin der Declamation und des hochpathetiſchen Styles nicht durchweg die treffende Darſtellerin des leidenſchaftlich bewegten und von weißglühender Sinnlichkeit durchleuchteten Heldenweibs; jedenfalls ſtand ihr in Grua ein Holofernes zur Seite, welcher die viel angefochtene Rolle nicht bewältigte, ſondern ſie ſchlechtweg durch die patentirte Heldenſchablone ſpielte, ohne Ahnung von den humoriſtiſchen Lichtern, die dem Charakterbild vom Dichter aufgeſetzt worden waren. Die kleine, aber dankbare Epiſode des Propheten hatte Seydelmann anzunehmen geruht. Im Uebrigen erwieſen ſich Ort und Stunde dem verdienſtlichen Unternehmen nicht günſtig. Berlin iſt kein Boden für Stücke wie Judith, und die erſte Aufführung fiel in die ſchlimmſte Theaterzeit, auf den 6. Juli 1840. „Eine im Ganzen ehrenvolle Aufnahme“ war das Beſte, was theilnehmende Freunde des Dichters melden konnten. Hebbel trägt dieſe Cenſur in ſein Tagebuch ein und fügt hinzu: „Ich ſchreibe dies mit einer Kälte nieder, als ob's mich gar nicht anginge. Immer mehr Eis im Blut!“ Nun, wir wiſſen ja, wie dergleichen forcirte Objectivität zu verſtehen iſt, und daß hinter dem bitteren Lächeln der Entſagung ſich das brennende Herzeleid des Dichters mühſelig verſteckt.

Für „Maria Magdalena“ fand ſich ebenfalls ein bereitwilliger Gevattersmann: Heinrich Marr, welcher, verführt durch die außerordentliche Rolle Antons, des alten Tiſchlermeiſters, das Schmerzenskind im Leipziger Stadttheater im Jahre 1844 über die Taufe hielt, nachdem es in Berlin zurückgewieſen worden war. Der Erfolg, um welchen ſich neben Marr Bertha Unzelmann, die zu früh verſtorbene, und Joſeph Wagner, ihr nachmaliger Ehegatte, verdient machten, war ein ſenſationeller, um im heutigen Couliſſen-Jargon zu reden. Aus dem geſammten Sachſenlande, ſogar aus Berlin reiſten Zuſchauer zu, und die Preſſe loderte in einer Polemik für und wider das Stück auf, an welcher ſich Federn wie Viſchers und Ruge's betheiligten. Die Vorrede, mit welcher Hebbel von Paris aus das Stück begleitet hatte, goß Oel in's Feuer, gerade wie es Hugo's oder Dumas' des Jüngeren geharniſchte Vorreden zu ihren Tendenzdramen gethan.

Mit den zwei Stücken: Judith, Maria Magdalena, hatte Hebbel das deutſche Theater erobert und eine impoſante Stellung in der dramatiſchen Poeſie und Kunſt gewonnen, die angezweifelt, beſtritten, ſelbſt geläugnet werden konnte, aber nicht mehr ignorirt, niemals zerſtört. Als im Jahre 1845 ſeine Anſiedelung in Wien erfolgte und bald darauf, 1846, ſeine Verehelichung mit Chriſtiane Enghaus, der trefflichen, unvergeßlichen Burgſchauſpielerin, ſchien es in der That, daß nicht nur der Menſch eine bleibende Stätte, ſondern auch der Dichter die denkbarlich-vortheilhafteſte, faſt eine herrſchende Poſition gefunden. Allerdings bedurfte es einer Revolution, um Hebbels Stücke burgtheaterfähig zu machen. Aber dieſe Revolution kam; der Märzſturm des achtundvierziger Jahres riß über Nacht alle Dämme und Deiche der Cenſur weg, alle Schleuſen auf, hinter welchen, unter Holbeins Obhut, zahlloſe Bühnenmanuſcripte aufgeſtaut lagen. Ueber die nach Neuem lechzende Schaubühne brach eine Frühlingsüberſchwemmung herein, an welcher, der Erſten Einer, auch Hebbel ſein gebührend Theil erhielt. Maria Magdalena tauchte zuerſt auf am 8. Mai 1848, alſo unmittelbar nach der Sündfluth. Judith erſchien am 1. Februar 1849, und ſchon zwei Monate ſpäter, 19. April 1849, Herodes und Mariamne; letztere, eine verfehlte Compoſition, ſo entſchieden vom Publicum abgelehnt, daß nicht einmal die herkömmliche Wiederholung am nächſtfolgenden Abend ſtattfand. Allein der Dichter fühlte ſich im Zuge; er häufte Anfangs der neuen Aera Erfolg auf Erfolg, Maria Magdalena auf Judith, welche beide inzwiſchen in zahlreichen Aufführungen ihre Triumphzüge fortſetzten, hernach ebenſo Niederlage auf Niederlage: der nämliche Monat, November 1849, welcher Herodes und Mariamne geboren und begraben hatte, legte an ihre Seite auch das Märchenluſtſpiel „Der Rubin“, nach dreitägigem Leiden, 21., 22., 25. November, ruhig beſtattet. Die Periode eines friſchen, fruchtbaren Schaffens war für Hebbel gekommen, als die hochgehende Woge des politiſchen Lebens den Dichter emporhob und gleichzeitig das Glück einer geordneten Häuslichkeit den Mann behaglich wiegte. Die erſte deutſche Bühne ſtand ihm offen, ihre beſten Kräfte verkörperten ſeine geiſtigen Schöpfungen mit einer Vollendung, die er ſelbſt nicht geahnt; voran Frau Hebbel, die mit der doppelten Hingabe, der Ehegattin und der Künſtlerin, die von einander ſo ſehr verſchiedenen Heldinnen des Dichters creirte. Sie als Judith, Löwe als Holofernes: das war ein Duett, von dem es zweifelhaft bleibt, ob das Naturell und das Temperament oder die virtuoſe Technik der Ausführenden den Preis verdiente. Sowohl Judith wie Maria Magdalena, in welcher Meiſter Anſchütz neben Frau Hebbel hervorragte, ſind wahre Muſtervorſtellungen des Burgtheaters in jeder Einzelnleiſtung wie im Zuſammenſpiel geweſen; ſie ſind, — ſo dürfen wir hinzufügen, — es geblieben, da Charlotte Wolter das Erbe der Hebbel und Lewinsky Anſchützens Vermächtniß angetreten. Wie populär inſonderheit die bei erſter Begegnung Jedermann anfremdelnde Judith in Wien geworden, beweiſt die Neſtroy'ſche Parodie, die bis zur Stunde in häufigen Citaten im Volksmunde lebt und ſicherlich öfter gegeben, zahlreicher beſucht worden iſt, als das Original. Eine zweifelhafte Ehre für den Dichter, ſo wollen wir hinzuzufügen nicht unterlaſſen, und für Ort und Zeit ein ſchwer bedenkliches Kennzeichen. Wien iſt recht eigentlich die Heimath der Parodie, Blumauer, der Verfaſſer der traveſtirten Aeneide, ein geborener Wiener, Offenbach wenigſtens ebenſoſehr in Wien zu Hauſe als in Paris. Der Sinn für die Schwächen des lieben Mitmenſchen, Hang und Anlage zur Satire, die Luſt am „Papiereln", am „Frozeln", am „Aufſitzenlaſſen", und wie noch die zahlreichen Kunſtausdrücke für denſelben ſchlimmen Begriff lauten mögen, ſie liegen dem Wiener im Blut, trotz der gerühmten Leichtigkeit dieſes Bluts. Der excluſivſte Salon und das populärſte Kaffeehaus erzeugen und verſchleißen Tag für Tag Epigramme und Wortſpiele, welche unter dem gemüthlich, herzig klingenden, alle Stände nivelliſirenden Dialekt wahrhaft mörderiſche Stacheln verbergen. Im politiſchen und ſocialen Leben führt dieſe gefährliche Naturgabe zum Peſſimismus; der Kunſt gegenüber zur fortwährenden Negation.

Ungeachtet dieſer Dispoſition des Publicums zu ſcharfer Kritik, würde ſich Hebbel unſtreitig bald und völlig in der reich begabten, reizenden Großſtadt acclimatiſirt haben, hätte nicht ein dunkler Punkt bald nach ſeinen Bühnenflitterwochen ſein Verhältniß zum Burgtheater, und dadurch ſeine ganze Zukunft getrübt. Wir finden uns nicht veranlaßt, hier auf dieſen Punkt einzugehen, welcher in Kuhs Biographie mit ſtarken Zügen und unwiderleglichen Beweiſen dargelegt wird, nachdem es geraume Zeit hindurch gelungen, ihn ſorgfältig todtzuſchweigen. Es iſt und es war ein öffentliches Geheimniß, — le secret de la comédie. — daß es Hebbel nicht gelang, mit den Machthabern des Burgtheaters ſich zu ſtellen. Ein Jahr, genau ein Jahr, vom Frühling 1848 bis 1849, hat es gedauert, ſein kurzes Theaterglück, und auf dies eine Jahr folgten volle zehn andere, von 1850 bis 1860, in welchen Zurückſetzung, Abweiſung, Verbot, Hinhaltung, Aenderungszwang, Gleichgiltigkeit, Ungerechtigkeit jeder Art, bei jeder Gelegenheit, den Dichter in ſeinen Stücken heimſuchten. Erſt 1861 tauchte wieder eine Neuigkeit Hebbels im Burgtheater auf: das kleine, faſt nur als Gelegenheits- oder als Tendenzſtück geltende Künſtlerdrama „Michel Angelo". Hebbel gedenkt zwar der beſonderen Befriedigung, die ſeinem perſönlichen Gefühle dieſes, gegen einen kritiſchen Todtſchläger gerichtete Werklein ſeiner Zeit gewährt hatte; aber auf der Bühne konnte ſich daſſelbe ſeiner Natur nach nicht lange halten und verſchwand nach ſieben, der Zeit nach weit auseinander liegenden Vorſtellungen. Daß im

Jahre 1854, am 20. Januar, eine von Hebbels früheren Dichtungen hervorgeſucht wurde, die Genoveva, zwangsweiſe in eine Magellone verwandelt, war kein Ausnahmefall in dem gegen Hebbel angewendeten Syſtem, ſondern deſſen Beſtätigung. Beſſer gar keine Aufführung, als eine ſolche, die dem urſprünglichen Stück, zu dem Beſten gehörig, was Hebbel hervorgebracht, den Boden wegzieht, der Sage ihren Duft, der Heldin ihren Heiligenſchein, den Charakteren ihren Hintergrund, der Handlung ihre Stütze. In drei Wochen ſechsmal aufgeführt, verſchwand dann für immer eine Dichtung, welche, richtig behandelt und ſtylvoll reproducirt, zu den bleibenden Zierden des Repertoirs gezählt haben würde, und die, von Schumann in die Oper übertragen, große Erfolge erreicht hat. Bis auf dieſes Attentat und die unvermeidlichen Wiederholungen der früher angenommenen und dargeſtellten Stücke, verſchwand der Name Hebbels vom Zettel des Burgtheaters gänzlich. Als der Bann gebrochen war, wagte ſich, am 22. December 1868, Agnes Bernauer an's Licht, zuerſt unter dem Schutzmantel einer Benefizvorſtellung. Aber des Dichters letzte, reichſte, volksthümlichſte Arbeit, unanfechtbar als Kunſtwerk, als Theaterſtück von ſicherer, überwältigender Wirkung, die Nibelungen-Trilogie, mußte ſich über auswärtige Bühnen, kleine und große, den Weg zum Burgtheater bahnen und langte dort erſt an, wenige Monate vor des Dichters Tode, 19. Februar 1863, obendrein als Fragment, erſter und zweiter Theil ohne den dritten. „Dieſer dritte Theil iſt auf der Bühne unmöglich," lautete das unfehlbare Dogma, das öffentlich verkündigt und ſelbſt dann nicht aufgegeben wurde, als an anderen Orten, zuerſt in Weimar, im Mai 1861, der eclatanteſte Gegenbeweis geliefert worden war. Erſt im September 1871 gingen die drei Theile über die Bretter des Burgtheaters; mit welchem Erfolge, das darf als bekannt angenommen werden. Gerade der unmögliche dritte Theil griff am entſchiedenſten durch und erhob die beiden erſten zu voller Wirkung. Die Expoſition, König Etzels Werbung um Kriemhild, ein Meiſterſtück des Dichters und der Wolter, — der raſche Fortgang der Handlung, welche immer enger das Todesnetz um die ahnungsvollen Opfer webt, dann der wie ein Weltgericht hereinbrechende Schluß: — Alles, Alles kam auf der Bühne zu mächtiger Geltung, beim Publicum zu nachhaltigem Eindruck. In Berlin waren im Todesjahre des Dichters, 10. November 1863, die Nibelungen mit dem großen Königs- oder Schillerpreiſe ausgezeichnet worden. Der goldene Regen fiel auf des Dichters Sterbebett. Aber die beiden größten deutſchen Theater hatten denn doch ihre Schuldigkeit gethan.

Wie hat Hebbel den Kampf mit perſönlichen Widerſachern in Wien, wie denjenigen mit der allgemeinen Theater-Miſère in Deutſchland aufgenommen und durchgeführt? Die Biographie ſagt es uns: durch ſchweigſame Duldung; aus ſeinen Werken leſen wir heraus: durch unabläſſige Arbeit an ſich und an ihnen. Seit er mit der „Agnes Bernauer", geſchrieben 1851, den feſten Boden hiſtoriſcher Dichtung betreten, iſt er ein anderer geworden, und das zweite Jahrzehnt ſeines Schaffens, 1851 bis 1863, unterſcheidet ſich weſentlich vom erſten, 1840 bis 1850. Unſer Satz, daß die Bühne Hebbels hohe Schule geweſen, daß er auf ihr für ſie erzogen worden iſt, illuſtrirt ſich durch nichts beſſer als durch einen Vergleich zwiſchen Judith von 1840 und den Nibelungen von 1860. Judith eine Jugendſünde, aber eine vielverſprechende, hochintereſſante, in drei Monaten vollendet, geſchrieben als phantaſtiſches Nachtſtück, ohne jede Rückſicht auf das reale Theater; die Nibelungen das Werk von ſieben Jahren, denen der reifſten Manneskraft, und ausdrücklich für die Bühne beſtimmt. In der Judith die freieſte Auffaſſung des bibliſchen Stoffes, in den Nibelungen feſter Anſchluß an die nationale Sage. In der Judith Charaktere, die über alles Maß, das wirkliche und das künſtleriſche, hinausgehen und doch als halb ſymboliſche Figuren zwiſchen Himmel und Erde ſchweben; in den Nibelungen zwar auch Recken und Rieſen, aber doch naturwahre, poſitive Gebilde, feſt hingeſtellt auf den Boden der Sage, welche die Hand des Dichters aus der zerfloſſenen epiſchen Form in die dramatiſche übertragen hat. Dieſer Umwandlungsproceß Hebbels iſt mit vollem Bewußtſein durchgemacht worden. Derſelbe Dichter, welcher für die Fehler ſeiner Anfänge ſo leidenſchaftlich plaidirt hat, erklärt ſich klar und ſcharf über die geläuterten Intentionen ſeines Schluſſes. „Der Zweck der Nibelungen war", — ſo ſagt er in einer, unter ſeinem Nachlaſſe vorgefundenen Vorrede, —

„den dramatiſchen Schatz des Nibelungenliedes für die reale Bühne flüſſig zu machen, nicht aber den poetiſch-myſtiſchen Gehalt des altnordiſchen Sagenkreiſes, dem es angehört, zu ergründen oder gar irgend ein modernes Lebensproblem zu illuſtriren.“ Darin liegt der offene Bruch mit der Tendenz-, der Subjectivitätspoeſie. Wenn Holofernes, das allegoriſch aufgebauſchte Ungethüm, und die ſinnlich geile Mörderin Judith abſtracte Schemen ſind, erſcheinen neben ihnen der ideale Held Hagen und die deutſche Rächerin Kriemhild als reale Geſtalten. Jene ſtehen außerhalb des Theaters, und der Schauſpieler muß ſie erſt mit ſeiner Kunſt auf demſelben perſonificiren, während dieſe für die Bühne gedacht, ſo zu ſagen nach den Maßen und Zwecken der Bühne gemacht worden ſind. Desungeachtet ſteckt Hebbel, der ganze perſönliche Hebbel, ſo gut in den letzteren wie in den erſteren, überhaupt in allen ſeinen Geſchöpfen. Holofernes, Golo, Meiſter Anton, Michel Angelo, Gyges, Hagen, Demetrius: ſie ſind alle kleine Hebbels, ihm aus dem Geſicht geſchnitten, ausgeſtattet mit einzelnen Zügen aus ſeiner Kindheit, deshalb auch einander unverkennbar ähnlich. Sie nehmen in lebensfähiger Geſundheit und ausdrucksvoller Kraft gegen das Ende ihrer Reihe nicht einmal ab, da der Dichter ſelbſt nicht gealtert hat, nicht alt, aber reif geworden iſt. Die Hand, welche auf dem Sterbebett noch die letzten Zeilen am Demetrius feſtzuhalten verſuchte, iſt ſchwach geworden, in ihren Schriftzügen undeutlich; aber aus dem Werk ſpricht volle geiſtige Sammlung, ungebrochene poetiſche Schöpferkraft, und die Volksſcenen in Moskau, der heikle Probirſtein des dichteriſchen Vermögens, ſind nicht minder friſch, lebendig und chakteriſtiſch als ihre früheſten Vorläufer in Bethulien. Zwei unvergleichliche Züge, an welche kein anderer der zahlreichen Demetrius-Dichter gedacht, beweiſen die Meiſterſchaft Hebbels: daß er den Prätendenten zum natürlichen Sohn des Czaren macht, und die wahre Mutter neben die vermeinte ſtellt, die Fürſtin neben das Weib aus dem Volke. Während ſo mancher Dichter ſich überlebt, hat Hebbel ſich nicht ausgelebt. Ein drittes Jahrzehnt ruhigen, reifen, reinen Schaffens, o wie ſehr wäre es dem Dichter zu gönnen geweſen, dem Theater zu Statten gekommen!

Freilich, dies im Ergreiſen ſo ſaumſelige, im Fallenlaſſen ſo raſche Theater hat ſich bis jetzt noch nicht einmal das, was an brauchbaren, bewährten Stücken Hebbels vorhanden iſt, anzueignen gewußt, hat ſogar einzelne wieder verloren, die es beſaß. Allein dieſe Unterlaſſungsſünde macht uns in unſerem guten Glauben an eine Zukunft Hebbels auf dem deutſchen Theater nicht irre. Wie es intermittirende Quellen in der Natur giebt, ſo giebt es auf der Bühne intermittirende Stücke, bald hier verſchwunden und dort wieder auftauchend, bald an mehreren Orten plötzlich und zugleich hervorbrechend. Um nur ein Beiſpiel anzuführen: wie lange Zeit hat Kleiſt, in ſeinem ſturm- und drangvollen Erdenwallen, wie in ſeiner poetiſchen Individualität Hebbels Bruder, gebraucht, ehe an unſerem Bühnenhimmel ſein Stern zum Durchbruch, zum Umſchwung gelangte? Auch der Nibelungen-Hort, den Hebbel für unſere Bühne gerettet, wird nicht zum zweiten Male in den Wellen, der Vergeſſenheit nämlich und der Trägheit, verloren gehen. Denjenigen aber, die nicht oft genug, mündlich und ſchriftlich, wiederholen können, daß es im Allgemeinen mit dem deutſchen Theater Matthäi am letzten ſei, daß dramatiſche Poeſie und Kunſt bei uns zu Lande in ſchleunigem Verfalle ihrer Auflöſung entgegengehen, — ihnen möchten wir denn doch rathen, einmal Raupachs und Hebbels Nibelungen unbefangen zu vergleichen und dann zu entſcheiden, ob wir ſeit vierzig Jahren den Krebsgang oder einen Fortſchritt gemacht?

V.

Dem Andenken des Freundes, welchem dieſe Blätter gewidmet ſind, würde ich zu manquiren glauben und entweder ihn oder mich dem falſchen Schein ausſetzen, als wären wir irgendwie an einander, vielleicht gar aus einander gerathen, wenn ich hier über unſere perſönlichen Beziehungen gänzlich ſchweigen wollte. Zwar gedenkt ihrer die Biographie Kuhs an vielen Stellen, immer in einer, für beide Theile gleich ehrenvollen Weiſe, und hebt meine ehrlichen, ernſten Beſtrebungen um die Pflege und Förderung der Hebbeliſchen Dichtungen auf der deutſchen Bühne anerkennend hervor. Aber am

Ende des Buches (Band II, Seite 694 u. f.) erwähnt Baldeck des im Stillen umherſchleichenden Gerüchtes: ich habe die, von mir ſelbſt angeregte Abſicht Hebbels ſeiner Ueberſiedelung von Wien nach Weimar nachträglich hintertrieben. Dagegen möchte ich denn doch, ſo wenig es meine Gewohnheit iſt zu „berichtigen", Proteſt einlegen, und das geſchieht am beſten durch die ſchlichte Darſtellung meines von Anfang bis zum Ende völlig ungetrübten Freundſchaftsverhältniſſes zu Hebbel.

Seine dramatiſchen Dichtungen haben für mich von jeher eine beſondere Anziehungskraft beſeſſen. Ich halte ihre Fehler für Proben eines größeren Talentes als die Vorzüge ſo manches gemeinen Bühnenſchriftſtellers, deſſen Name an der Theaterbörſe mit beſſeren Curſen notirt wird als Hebbels. Eines ſeiner Stücke ſceniſch zu reproduciren, dabei einzudringen in die dichteriſche Intention, verborgene Schönheiten an's Licht zu ziehen, offene Mängel zu decken, die Darſteller einzuweihen in die Räthſel ihrer Aufgaben, das Zuſammenſpiel in die dem Stoffe angemeſſene Tonart zu bringen und harmoniſch durchzuführen, die Volksauftritte lebendig und doch discret zu arrangiren, Decorationen und Coſtüme ſtylvoll zuſammenzuſtellen: — das Alles war mir immer ein künſtleriſcher Genuß, über welchem ich die zuweilen recht ſchwierige Arbeit dergeſtalt vergaß, daß es mir vorkam, als beſchäftigte ich mich mit einem eigenen Werk. Der alte Erfahrungsſatz, daß, was dramatiſch gedacht und gemacht iſt, auf der Bühne ſicher und wirkſam „geſetzt" werden kann, beſtätigte ſich bei jedem Drama Hebbels, das ich in Angriff nahm. So habe ich denn mit ihm meine Wirkſamkeit als Bühnenvorſtand an ihren verſchiedenen Stätten inaugurirt: in München mit Judith 1851, in Weimar mit Genoveva 1858, in Wien mit der Nibelungen-Trilogie 1871. Der Erfolg iſt mir dabei überall treu geblieben. In München nahmen Maler und Studenten das wie eine Erſcheinung aus einer anderen Welt plötzlich hervortretende Werk mit Begeiſterung und Jubel auf und bereiteten mir, als ich nach der erſten Vorſtellung das Theater verließ, eine demonſtrative Ovation. Freilich hatte kein geringerer Meiſter als Kaulbach ſich thätig an den Proben betheiligt und mit eigener Hand die Falten am Gewand der ſchönen Dambeck geordnet, den Trabanten des Holofernes gezeigt, wie man die von ihm gezeichneten Pfauenwedel ſchwingen müſſe, endlich ſogar mit kindlichem Vergnügen das aſſyriſche Lager in Brand geſteckt. In Weimar, wo ich in der ſchlanken, blonden Dame eine ſehr geeignete Darſtellerin für Genoveven beſaß, ließ man neben dem rührenden Lichtbilde ſogar die dunkle dämoniſche Figur Golo's dreingehen, die ſonſt wohl Anſtoß erregt hätte unter dem ſittigen Völklein des Muſenſitzes an der Ilm. Selbſt das, ſtarken Eindrücken von der Bühne herab wenig holde Publicum des Burgtheaters wurde von den zwei Nibelungen-Abenden hintereinander auf's Tiefſte erſchüttert und gepackt. Hebbel that überall ſeine Schuldigkeit, nachdem wir, meine Künſtler und ich, die unſerige gethan, und ſo wohlmeinend, ſo begründet in gewiſſem Sinn mir die Warnungen erfahrener Kenner vor dem allzuvielen Hebbel erſchienen ſind, bin ich doch immer und überall von ihm ausgegangen, zu ihm zurückgekehrt, als zu dem mächtigſten Erwecker, Anreger, Umſtimmer des Publicums wie des Perſonals. Ich muß und will es mir gern gefallen laſſen, daß mich die Literaturgeſchichte dermaleinſt ſeinen Theater-Kuh nennt.

Unſere erſte Begegnung fand ſtatt an einem trüben Februarmorgen 1852, zu München, wohin ich ihn, zur erſten Aufführung ſeiner Genoveva, eingeladen hatte. In der Regel ſehen Directoren und Regiſſeure die Dichter nicht übermäßig gern bei Proben und Darſtellungen ihrer Stücke; „ſie geniren," lautet die in vielen Fällen triftige Entſchuldigung. Hebbeln gegenüber erſchien ſie mir ſchal, unwürdig. Ihm mußte ein gewaltſames Herausgeriſſenwerden aus den Wiener Schlingen und das Wiederſehen einer Stadt, an welche lebhafte Jugenderinnerungen ihn knüpften, wohlthuen, dem Menſchen wie dem Dichter, wie er denn auch bei ſeiner erfreuten Zuſage eingeſtand. Desungeachtet entſprach unſer erſtmaliges Zuſammentreffen der beiderſeitigen Erwartung kaum, dem Ton unſeres vertraulichen Briefwechſels gewiß nicht, in welchem wir uns durch Austauſch unſerer Meinungen über ſein Stück bereits nahegekommen waren. Hebbel beſuchte mich im Theater: er war angekleidet wie zu einer Staatsviſite und begrüßte mich faſt feierlich, mehrere Male mit meinem amtlichen Titel mich regalirend. Ich wußte nicht, was ich davon halten ſollte, ob er ſich im Stillen am Ende gar über mich luſtig machte. So kam denn eine ziemlich ſteife Unterredung zu Stande, die eher geeignet war zu entfernen, als zu verbinden. Als ich dem Scheidenden durch die langen, halbdunklen Corridore nachſah, wie er, eine hohe, ſchwanke, etwas vornübergebeugte Geſtalt mit beiden Armen ſich davonruderte, die ſchwarzen Rockſchöße auseinanderſchlagend, einem großen Raubvogel ähnlich, welcher ſich erheben will, den ſtarken Hals und das bis auf einzelne dünne Flachsfäden kahle Haupt geierartig emporgeſtreckt, da fragte ich mich kopfſchüttelnd: „Hat er ſich in mir geirrt, oder ich mich in ihm?“ Schon der nämliche Abend brachte Antwort auf die Frage: Keines von beiden. Wir fanden uns in der Intendanzloge wieder, wo ſich Gelegenheit bot, ihn mit ein paar Freunden bekannt zu machen, namentlich mit Dönniges, meinem unvergeßlich lieben Dönniges, dem Demiurgen Neu-Münchens, und hernach führte ich ihn auf die Bühne. „Die Regimentstochter“ wurde gegeben und nach der kurzen, ſceniſch bequemen Vorſtellung Decorationsprobe zur Turnierſcene in Agnes Bernauer abgehalten. Als ſich in den weiten, hellbeleuchteten Räumen allmählich das Bild dieſer Scene plaſtiſch aufbaute, die Schranken des Turnierplatzes, der Thronſeſſel Herzog Ernſts, die Tribunen der Ritterſchaft, im Hintergrunde die Gerüſte für zuſchauendes Volk, das Ganze umrahmt von Baldachinen, Draperieen und Fahnen in lichtem Blau und Weiß, durch ſchimmernde Trophäen und flatternde Zeltwände aufgeputzt, da ſah ich zum erſten Male in dem merkwürdig klaren, ſtahlblauen Auge Hebbels jenen Blitz des Stolzes und der Freude aufleuchten, dem ich ſpäter oftmals begegnet bin, und aus ſeinen ungewöhnlich hoch gefärbten, zuckenden Lippen brach der Ausruf: „Das haben Sie ſchöner geſehen, Dingelſtedt, als ich!“ Der Herr Intendant war verſchwunden, das Eis gebrochen. Es zerſchmolz gänzlich bei einem Faſtendiner, welches am Aſchermittwoch, 25. Februar, Philipp Havard in ſeinem Goldnen Hirſch den Schätzern einer feinen Küche und eines ehrlichen Kellers gab. „Wozu Umſtände machen unter Kerlen wie wir zwei? Sagen wir Du zu einander!“ So rief aufſpringend, mir die bebende Hand entgegenſtreckend, mit hochgerötheten Wangen, Hebbel mir zu, und über den Tiſch klangen unſere Gläſer laut zuſammen.

Darauf begann eine ernſte Probe für die junge Freundſchaft. Ich hatte mir vorgenommen, noch vor der Agnes Bernauer deren Verfaſſer in Scene zu ſetzen. Er opferte uns einen ganzen, fröhlichen Monat. Alle Salons thaten ſich vor ihm auf; auch die Apartements der beiden Könige, Max und Ludwig. Hebbel war der Mann des Tages, er ging aus einer Hand in die andere. Mir gewährte es eine aufrichtige Genugthuung zu ſehen, wie er, nachdem die erſte Scheu vorüber, ſich ſelbſt ſo unbefangen zu geben verſtand, frei von aller Verlegenheit, ſeines Werthes bewußt, aber ohne jede unbeſcheidene Selbſtüberhebung, niemals ſeinen Standpunkt und ſeine Anſichten verläugnend, und doch vollkommen artig mit aller Welt, Frauen gegenüber mit einem Anflug von altfränkiſcher Galanterie. Im Stillen war mir während aller dieſer Empfänge, Beſuche, Mittags- und Abends-Gaſtereien zuweilen ernſt, wenn nicht bang zu Sinne: der Schlachttag rückte immer näher heran. Eine durchaus gelungene Wiederholung der Judith, welche ich Sonntag den 21. März als Herold der Agnes Bernauer vorausgeſchickt, hatte die Spannung auf die letztere in allen Kreiſen erhöht. Mit den Proben durften wir allerdings zufrieden ſein; Studium und Scenirung des Stückes waren längſt abgemacht, und es wurde nur noch, oft bis gegen Mitternacht, getanzt, gefochten, geſchlagen, um die Maſſen in gehörigen Fluß zu bringen. Meine Sorge drehte ſich indeſſen fortwährend um den fünften Act; auf die Turnier- und Kerkerſcene ein kühler Dialog zwiſchen Vater und Sohn über die höchſte Staatsraiſon. Weder dem Dichter noch mir wollte es gelingen, einen anderen Schluß zu finden als den vorhandenen, deſſen Richtigkeit, ja Nothwendigkeit Hebbel bis auf's Blut vertheidigte, während er ſeine Wirkungsloſigkeit auf der Bühne allerdings nicht in Abrede ſtellen konnte. Daß aber nicht auf dieſen unbefriedigenden Schluß, die Schwäche des Stücks, ſondern auf eine ganz andere, eine ſtarke Seite der Angriff der Gegner des Stücks, des Dichters, des Theaters, Neu-Münchens ſich ſtürzen würde, darüber war mir in der Generalprobe erſt eine Ahnung aufgegangen, zu ſpät um zu ändern, zu ſtreichen. Ich fühlte, das Gewitter war im Anzuge.

Donnerstag den 25. März 1852 kam es zum Ausbruche. In den erſten zwei Acten gingen wir noch mit vollen Segeln: das Bankett im goldnen Saale des Rathhauſes zu Augsburg und die Baderſtube, in welcher Altmeiſter Joſt den Vater Bernauer prächtig ſpielte, auch der Einzug der Neuvermählten, Herzog Albrechts mit ſeinem Engel von Augsburg, auf Schloß Vohburg wurden von dem, in allen Rangen überfüllten Hauſe mit rauſchendem Beifall auf- und angenommen. Auch der Anfang der Turnierſcene, die getreu nach Rixner arrangirt worden war, intereſſirte ſichtlich. Als aber in deren Verlauf der offene Bruch zwiſchen Vater und Sohn, regierendem Herzog und Thronfolger, ſich vollzog, als der letztere gegen den, ihm den Eintritt in die Schranken wehrenden Adel das Volk hinter den Schranken zu Hilfe rief, als dieſe zum Schluſſe durch die von allen Seiten einſtürmenden Bürger und Bauern umgeſtürzt wurden und der entfeſſelte Kampf ſich über die weite Bühne ergoß, da ging ein Schauer des Entſetzens durch das Publicum, der nach dem Fallen des Vorhangs in wüthenden Applaus von oben, aus den Logen in einen giftig ziſchenden Eumeniden-Chor ſich entlud. Auf der Bühne fand ich beſtürzte Gruppen, in den Foyers und den Corridoren lebhaft geſticulirende, converſirende, commentirende Häuflein, aus denen nicht eben wohlwollende Blicke auf mich ſchoſſen. Hebbel hielt ſich, ruhig, aber todtenbleich, im Hintergrunde meiner Loge, wo meine Frau den Zuſpruch beſorgt herbeigeeilter Freunde für ſich und für ihn in Empfang nahm.

Nach einem ſtürmiſchen Zwiſchenact, den ich abkürzte, ſo weit es die umfängliche Bühnenverwandlung irgend geſtatten wollte, gingen der vierte und der fünfte Aufzug ſo gut wie eindruckslos vorüber. Niemand hatte Aug' und Ohr noch offen für die Todtenklage Agneſens und die unter Hängen und Würgen durchgeſchleppte Zwangsverſöhnung zwiſchen Vater und Sohn. Deſto neugieriger war alle Welt auf das Nachſpiel, das man entweder Abends, nach dem Schluſſe der Vorſtellung, oder ſicher am nächſten Morgen erwartete. König Max, welcher der ganzen Vorſtellung aufmerkſam beigewohnt hatte, ſprach, da ich ihn aus dem Theater in die Reſidenz zurückgeleitete, nochmals eingehend mit mir über das Stück, den

Dichter, die Vorſtellung. Seine Gewohnheit war, in ſeinen neu angelegten Wintergarten einzutreten, an deſſen Eingang der Weg aus dem Theater in die Reſidenz vorüberführte, und auf- und abwandelnd ſeine Bemerkungen zu machen, ſeine Fragen zu ſtellen. Meine Beſorgniß, daß er ſich durch die Turnierſcene unangenehm berührt gefühlt habe, wies er kopfſchüttelnd ab. „Was ich mir in meinen Vorfahren und auf meiner Bühne gefallen laſſe, können meine Herren wohl auch ertragen," ſprach er in ſeiner mildeſten Weiſe. Für ihn war das Ende verletzend, nicht die Peripetie; der Mangel an einer Kataſtrophe, die tragiſch abſchloß, was tragiſch begonnen. Im Uebrigen beruhigte der König eher mich und hieß mich namentlich Hebbeln beruhigen, als daß ich bei ihm zu entſchuldigen gehabt hätte. Charakteriſtiſch für ihn, der jedes neue Ergebniß als Stufe zu einem neuen Verlangen pflegte, war der Wunſch, gelegentlich doch nun auch die andere Agnes, von Melchior Meyr, kennen zu lernen, welche, mit einem Empfehlungsſchreiben ſeines Lehrers Schelling, auf ſeinem Schreibtiſch lag. Er verabſchiedete mich durchaus gnädig mit den Worten: „Laſſen Sie ſich nicht irre machen. Meine Bayern ſind empfindlich in Allem, was ſie nahe angeht. Aber ſie tragen nicht nach. Wir bleiben dabei: ſo viel wie möglich nationale Stücke auf meinem Theater."

Ungeachtet dieſer guten Dispoſitionen des Königs, welcher Hebbeln zu einer abermaligen Audienz beſchied, gewannen unſere Gegner die Oberhand. Die Kritik in Münchener und in auswärtigen Blättern beutete den willkommenen Stoff in allen möglichen Richtungen aus. Hebbels Erfolge, ſeine perſönlichen und die ſeiner Stücke, mußten geſühnt, beſtraft, bezahlt werden. Dem Fremdling, von welchem bereits bei Hof und in der Stadt gemunkelt wurde, er ſolle gleichfalls nach München berufen werden, wo Geibel eben eingetroffen war, flogen Steine jeder Art in den Weg. Traf ein geſchickter Wurf aus ſicherem Hinterhalt einmal ſtatt ſeiner den bürgerlichen, den proteſtantiſchen, den preußiſchen Intendanten oder den Urheber aller Neuerungen, Dönniges, nun — deſto beſſer! Hebbeln wurde unheimlich bei dieſem Treiben. Er war eine ſtarke, tapfere Natur, aber keine ſtreitbare. Dabei beſaß er, — wiederum ein ſouveräner Zug, — eine gute Doſis Mißtrauen und Vorſicht, ſowie einen Scharfblick in Auffaſſung und Beurtheilung äußerer Lebensverhältniſſe, der bei einem von der Welt abgewendeten Dichter überraſchen konnte. Er ahnte die Unhaltbarkeit der Experimente, in die ein geiſtvoller, aber willensſchwacher Monarch hineingeführt wurde, während die Nächſtbetheiligten noch im erſten, vollen Feuereifer für ihre Aufgabe in's Zeug gingen, vielleicht in manchen Fällen mit einer herausfordernden Schonungsloſigkeit gegen berechtigte Stammeseigenthümlichkeiten. „Mir iſt," ſagte er mir einmal, „als dröhne der Boden unter meinen Füßen." In ſolcher Stimmung konnte er es nicht über ſich gewinnen, auf meinen Antrag eines Gaſtſpiels für ſeine Gattin einzugehen, das ich für den Sommer 1852 anbot, in der Hoffnung, ihn mit herüberzuziehen und das intereſſante Paar allmählich dauernd für uns zu gewinnen, wo für den Dichter und für die Künſtlerin wirklich Raum und Stellung offen waren. Er hatte in den Kreiſen, in denen er verkehrte, auch aus Alt-München allerlei bedeutſame und einflußreiche Perſonen kennen gelernt, die ihm die Zukunft der „aus Deutſchland" nach Bayern Berufenen als gefährdet und unſicher darſtellten, inſonderheit Dönniges' und die meinige, welche allerdings exponirter waren, als die eines Univerſitäts-Profeſſors oder eines, nur für die Sympoſien des Königs Max beſtimmten Dichters. So wich er meinem Entgegenkommen aus, und da an dem für die erſte Wiederholung der Agnes anberaumten Tage ein plötzliches Unwohlſein des alten Joſt Repertoirſtörung machte, — Hebbel durchſchaute den eigentlichen Grund derſelben auf den erſten Blick: ein Verbot von oben, — fing er, verſtändnißvoll lächelnd, an, ſeine Koffer zu packen. Er zog indeſſen ab mit allen Ehren des Krieges, und in herzlichem Frieden mit mir und den Meinigen. Von Wien kamen Briefe über Briefe mit den wärmſten Dankſagungen; nur dann und wann ſchlich am Schluſſe ſich ein Mißlaut ein, wie der: „Mögen die edlen Bavaren Bier trinken und auf die Fremden fluchen; ich werde ſie nicht wieder incommodiren."

Fünf Jahre ſpäter, als ich über Nacht den Hals brach, das heißt: unter den unſtichhaltigſten Vorwänden meines Dienſtes plötzlich entlaſſen wurde, fragte er in ſeinem Beileidſchreiben, ob nicht doch die Bernauerin der erſte Nagel zu meinem Sarg geweſen? Er begriff meinen Fall leichter als mein Steigen. Daß die ganze Epoche der Dichterberufungen, der Univerſitätsreform, der Gründung der hiſtoriſchen Commiſſion, nur das Vorſpiel welthiſtoriſcher Haupt- und Staatsactionen geweſen, leuchtet heutzutage wohl Jedermann ein. Wir ſchlugen in der Luft unſere geiſtigen Hunnenſchlachten, während auf feſter Erde die politiſchen Kämpfe und nationalen Siege um ein Dutzend Jahre ſpäter ſich erfüllen ſollten.

VI.

Genau ebenſo wie Hebbels Münchener Aufenthalt verlief ſein zweimaliger Beſuch in Weimar. Wir waren, Hebbel und ich, inzwiſchen in lebhaftem brieflichen Verkehr geblieben, in welchem wir uns, ich als der Empfangende, er als der Gebende verhielten. Ueber Alles, was in der Literatur, auf dem Theater ſich begab, auch über politiſche Ereigniſſe und Wendungen ſprach er in der anziehendſten Weiſe. „Ein Brief an Dich,“ ſchrieb er einmal, „iſt mir wie ein Spaziergang; ich denke mich aus.“ Meinerſeits ſuchte ich ihn immer näher und feſter an das reale Theater zu ziehen, warnte vor Rückfällen in die Jugendſünden des Buchdramas, predigte unabläſſig über die Heilſamkeit des hiſtoriſchen Trauerſpiels als ſeines prädeſtinirten Feldes. Mein Denique censeo in jeder Epiſtel hieß: Nibelungen. Auch mündlich unterließ ich nicht, den in ihm ſchon lange gährenden Stoff anzublaſen, aufzurühren. So oft mich Geſchäfts- oder Ferienreiſen nach Wien brachten, ſchloß ich mich ſeinen Morgen- oder Abendgängen durch die Stadt an, ſo wenig peripatetiſche Neigungen ich auch von Haus aus beſitze, und genoß dazu an ſeinem häuslichen Herde, bald in größerer Geſellſchaft, bald im Familienkreiſe, die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft. Hebbel zwiſchen Frau und Tochter zu ſehen, war ein Bild von eigenthümlichem Reize; er ließ ſich von beiden mit heroiſcher Gelaſſenheit anbeten und präſidirte an der Tafelrunde ſeiner Lieben zuweilen mit einer patriarchaliſchen Würde, die ihn, wie angeboren, gut kleidete, dann wieder mit einem kindlichen Stillvergnügtſein, welches ſein oftmals bis zum Herben ernſtes Antlitz gleich einem unvermutheten Sonnenſtrahl aus Wolken verklärte.

Im Frühjahr 1858 entbot ich den Freund nach Weimar. Wir wollten, meldete ich ihm, ein Johannisfeuer anzünden und ſeine Genoveva daran braten: ein Opfer zum Geburtsfeſte meines gnädigſten Herrn, der auf den 24. Juni fällt. Er kam. Wie er uns auf der Probe überraſchte, dies Mal in ganz anderer Weiſe als bei ſeiner Antrittsviſite in der Münchener Intendanz-Canzlei, das hat er ſeinem Biographen, dieſer uns erzählt. Er fühlte ſich von Stund' an heimiſch in dem kleinen, aber keineswegs dürftigen oder ungenügenden Kreiſe des wohlgeſinnten und wohlgeſchulten Kunſtperſonals. Umgekehrt war er uns niemals eine ſtörende, fremde Erſcheinung. So oft ich bei Proben an ſeiner Seite geſtanden bin, habe ich ihn unbefangen, geduldig, von einer zuweilen rührenden Beſcheidenheit erfunden. Nicht nur Kürzungen ließ er ſich gefallen, gegen welche ſo mancher Neuling oder Autokrat in dramatiſcher Poeſie ſich ſträubt und wehrt wie der Patient gegen das Meſſer des Operateurs; er acceptirte auch Einlagen, Zuſätze, Aenderungen, wo ein Motiv, ein Uebergang als nothwendig ſich darſtellte. „Auf den Brettern biſt Du der Herr," hat er mir wiederholt geſagt; „davon verſteh' ich nichts. Mein Reich geht nicht über den Schreibtiſch hinaus."

Genoveva gelangte Donnerstag den 24. Juni 1858 zur erſtmaligen Aufführung. Kapellmeiſter Stör hatte aus Schumanns gleichnamiger Oper, die ſich auf unſerem Repertoire befand, recht geſchickt eine muſikaliſche Begleitung zuſammengeſetzt, Ouverture, Zwiſchenacte, Melodram, die ſich wirkſam erwies. Die Darſtellung, von den beſten Kräften getragen, ging abgerundet und bis in jede Einzelnheit ſorgfältig ausgearbeitet von Statten. Das théâtre paré, zu Ehren des Tages angeſagt, verlieh ihr auch äußerlich Glanz und Weihe. Die Aufnahme war rückhaltlos günſtig: ein ächter Erfolg, nicht ein gezwungener der Achtung, ein vorübergehender der Neugierde. Es kam auch kein hinkender Bote hinterdrein, Verbot, ablehnende Kritik, Verſtimmung im Perſonal oder im Publicum. Im Gegentheil: der Eindruck wuchs und befeſtigte ſich. Sereniſſimus, bei der erſten Aufführung nicht gegenwärtig, beſtellte telegraphiſch eine zweite, empfing den Dichter mit hoher Auszeichnung und behielt ihn, theils in Weimar, theils in den benachbarten Sommerreſidenzen, noch geraume Zeit an ſeinem Hofe. Hebbel galt fortan für einen der Unſerigen. Die erfreulichen Beziehungen wurden noch enger geknüpft, als Hebbel im Jahre 1861 den Beſuch zwei Male, im Winter und im Frühjahre, wiederholte, das zweite Mal von ſeiner Gattin begleitet, welche in der erſten Aufführung des geſammten Nibelungen-Cyclus, 16. und 18. Mai, die Rollen der Brunhild und der Kriemhild als Ehrengaſt des Hoftheaters ſpielte. Die beiden Abende machten Senſation im ganzen Thüringer Lande und darüber hinaus; von den drei nachbarlichen Univerſitätsſtädten Jena, Halle, Leipzig, ſtrömte maſſenhafter Zuzug herbei, die Officiere der Erfurter Garniſon ſchienen ſich im Theater vollzählig Rendezvous gegeben zu haben, unſer ſtilles Weimar ſummte wie ein Bienenkorb. Das Wiener Paar, Dichter und Künſtlerin, wurde mit allen erſinnlichen Ehren- und Beifallsbezeigungen gefeiert. Wie der Großherzog Hebbeln ſchon bei der erſten Begegnung das Ritterkreuz des Falkenordens perſönlich übergeben hatte, empfing Chriſtiane Hebbel aus den Händen der Frau Großherzogin ein äußerſt werth- und geſchmackvolles Armband mit drei Perlen; „zur Erinnerung an die drei Abende ihres Gaſtſpiels,“ wie die feinſinnige Fürſtin bei der Ueberreichung geſagt. Es waren ſonnenhelle, ſchattenloſe Tage, welche die Wiener Gäſte mit mir und den Meinigen durchlebt, und wir ſchieden nach deren Verlauf in vollem Frieden von einander, mit der Gewißheit eines nahen Wiederſehens.

Denn wie in München hatte ich auch in Weimar, und zwar ſchon bei Hebbels erſtem Beſuche, den Gedanken ſeiner Ueberſiedelung angeregt. Er drängte fort von Wien; ihm die Hand zur Ausführung zu bieten, ſchien mir die Pflicht eines guten Cameraden, welche Pflicht ich immer und überall, trotz wenig ermuthigender Erfahrungen, geübt habe, und zwar nicht nach der Deviſe der franzöſiſchen camaraderie, — facio, ut des, oder fac, ut dem, — ſondern aus angeborenem Standesgefühl, aus Liebe zur Sache, zur Perſon, zu beiden zugleich. Gewann ich, außer dem Freunde, an deſſen Gattin ein bewährtes, berühmtes Mitglied für mein Theater, ſo war der Vortheil ein doppelter. Endlich handelte ich im Sinn und nach Wunſch des Großherzogs von Sachſen, der die Ueberlieferungen ſeines Hauſes mit ächter Pietät und in wahrer, warmer Liebe zur Poeſie und Kunſt aufrecht erhält. Beſtimmt durch ſolche Beweggründe, hatte ich die Unterhandlungen mit dem Ehepaar Hebbel ſchon bis in alles geſchäftliche Detail hinein ausgeführt: wir waren in allen Stücken einig geworden, Großherzog und Großherzogin hatten, mit liberalen Zugeſtändniſſen aus Eigenem, die Uebereinkunft ſanctionirt.

Desungeachtet wurde ſchließlich nichts aus der Sache. Warum nicht? Die Biographie ſagt: weil ich Hebbels Erfolge beneidet, für mich gefürchtet, im Stillen untergraben, und alſo mein eigenes Werk zerſtört hätte; von ortskundigen, wohlwollenden „Freunden“ waren in der letzten Stunde eindringliche Warnungen an ihn gelangt. Ich will, ohne bitter zu werden, auf dieſe Inſinuation antworten. Von Neid, dem Grundfehler des deutſchen Volkscharakters, iſt niemals eine Spur in mir geweſen. Ich bin im Leben ſo viel beneidet worden, daß ich, zur Entwaffnung dieſes Neides, alles Erſinnliche gethan habe, thue, thun werde, mir mein „Glück“ vergeben zu machen. Zu fürchten hatte ich in Weimar Niemanden, Nichts; meine Stellung, perſönliche wie amtliche, erlitt in ihrer zehnjährigen Dauer nicht die leiſeſte Erſchütterung. Am Weimariſchen Hof iſt kein Terrain für Intriguen. Auch bekleidete ich an demſelben keine Sinecure, lebte nicht die Eintagsfliegenexiſtenz eines Günſtlings; ich hatte ein Amt zu verwalten, nicht das leichteſte und lohnendſte der Hofämter, und bin in deſſen Führung nicht einmal immer ein nach oben ſehr bequemer und gefügiger Diener geweſen. Desungeachtet hat mich der Großherzog nicht blos als Generalintendanten ſeines Hoftheaters gehalten, ſondern auch perſönlich durch ſein Vertrauen, mit Stolz darf ich es ſagen: durch ſeine Freundſchaft ausgezeichnet. Wie viele Dichter, Tonſetzer, Künſtler, deutſche und fremdländiſche, ich in dieſer Stellung, wie als Vorſtand der Schillerſtiftung und der Shakeſpeare-Geſellſchaft, nach Weimar gezogen, bei Hof vorgeſtellt, meinen höchſten Herrſchaften bald zu dieſem, bald zu jenem Gnadenerweiſe empfohlen habe, darüber wiſſen, da ich kein Tagebuch führe, die Hoffourierbücher, die Concert- und Theaterzettel, die Jahresberichte der beiden, meiner Führung anvertrauten

Anſtalten zu reden. Alle Gäſte, ich ſah ſie kommen ohne Neid, weilen ohne Angſt, ziehen ohne Argwohn. Wie ſollte ich gerade denjenigen, der unter Allen mir am meiſten galt, erſt gehoben haben, um ihn darauf zu ſtürzen?!

Ich glaube, die Urſachen, warum Hebbel nicht nach Weimar gekommen, lagen in Wien und waren zu erkennen, ohne daß man zu ohrenbläſeriſchen Verläumdungen ſeine Zuflucht zu nehmen gebraucht. Er war vorſichtiger, beinahe mißtrauiſcher Natur; wie bei ſeiner Rückkehr aus München, ſind ihm unzweifelhaft auch bei ſeiner Rückkehr aus Weimar Bedenken aufgeſtiegen. Weimar hatte ihm bei längerem Verweilen den auffallenden Eindruck des Kleinſtädtiſchen gemacht. In Erinnerung verglich er es mit Weſſelburen. „Alles unglaublich eng und klein! Dabei erfahre ich denn, was ich freilich ſchon wußte, und was der Beſtätigung kaum noch bedurfte, daß ich es auf die Länge nimmer und nimmer in einem ſolchen Circus aushielte. Immer dieſelben Schecken und dieſelben Reiter; Sonntags die rothe Schabracke und Montags die graue. Die Zunge rein überflüſſig; Einer weiß, was der Andere denkt, bevor er den Mund noch aufthut. Nein, lieber Hyänen zähmen als Lämmer ſtreicheln. In Weimar muß man entweder Goethe oder — ſein Schreiber ſein . . . .“ (Biographie, Band II, Seite 592 u. f.) Stieg nun neben einem ſolchen Schattenriß das leuchtende Bild der Kaiſerſtadt in Wahrheit und Wirklichkeit vor dem malcontent ausgezogenen Dichter wieder auf, nun, ſo war's am Ende nicht zu verwundern, wenn die Stephanskirche, der Michaelerplatz, der Prater, die blaue Donau, die Partie gewannen gegen das ſtille Fürſtenſchloß an der Ilm und den engen Park Papa Goethe's. Obendrein zeigten die „Hyänen“ dem Hebbel'ſchen Ehepaar, da es von dem Triumphzuge nach Weimar heimkehrte, ein ſüßes Lächeln. Man fing an ſich zu ſchämen, oder man gab ſich wenigſtens den Anſchein. Der Künſtlerin wurde der geforderte Abſchied verſagt, dagegen einige Vortheile zugeſtanden, dem Dichter die Vorſtellung der Nibelungen auf dem Burgtheater, (freilich nur erſter und zweiter Theil, ohne den dritten, und nicht eher als am 19. Februar 1863!) hingeworfen und ſogar eine Profeſſur an der Wiener Univerſität — verſprochen . . . Hebbel blieb in Wien. Wenn er es wirklich gethan aus Mißtrauen gegen mich, — wovon übrigens in den zahlreichen Brieſen ſeiner letzten Lebensjahre an mich nicht der ſchwächſte Schatten zu entdecken, — nun, ſo hat er gewiß bald Gelegenheit gehabt, ſein Mißtrauen gegen Weimar und ſein Vertrauen auf Wien gleichermaßen zu bereuen. Den Ausſchlag in ſeiner Wahl ſoll die Nachricht von Gutzkows Ueberſiedelung aus Dresden nach Weimar gegeben haben. (Biographie, Band II, Seite 695.) Ich möchte auch an der Begründung dieſer poſthumen Klatſcherei zweifeln. Hebbel wußte von mir, daß und warum ich Gutzkows Anſtellung als beſtändiger Sekretär der Schillerſtiftung mit dem Wohnſitz am Vorort eifrig betrieb. Obwohl noch von Hamburger Zerwürfniſſen her mit Gutzkow geſpannt, deutete er nicht mit einem Worte auf die Unmöglichkeit, mit ihm in einem Orte zu leben; er billigte ſogar und pries die Gründe, die mich zu dem Entſchluſſe beſtimmt, in Gutzkow eine weitere Illuſtration und zugleich einen Freund mehr nach Weimar zu holen. Wir ſprachen darüber, wie ich mich deutlich erinnere, bei einem Beſuche der Fürſtengruft. „Hier laſſe ich mir unſere beiden Majeſtäten gefallen; aber draußen, auf den Gaſſen, in den Häuſern, an den Wänden wachſen ſie beinahe zu dicht.“ So ſagte er, als wir an den zwei Dichterſärgen ſtanden, und fügte, nachdem wir wieder hinaufgeſtiegen, mit ſeinem eigenthümlichen Kopfwackeln und Auflachen hinzu: „Es wäre ein koſtbarer Witz der Literaturgeſchichte, wenn wir Drei, Du, ich und der Gutzkow, die wir ſo verſchiedene Wege gegangen, uns zuletzt hier, an der Schwelle der Weimariſchen Prophetengräber, wo Eckermann, der getreue Eckhart, antichambrirt, zuſammenfänden.“

Der Witz iſt nicht gemacht worden. Hebbel ſchläft auf dem Matzleinsdorfer Friedhof zu Wien die langen Faſten und den kurzen Rauſch ſeines Erdenwallens aus, das er am 13. December 1863 beſchloſſen. Sein letzter Brief an mich war aus dem Frühjahr deſſelben Jahres; er beglückwünſchte mich darin zu meinem damals zum Theil ſchon in der Ausführung begriffenen Plan, das Jubeljahr von Shakeſpeare's Geburt, 1864, durch die Aufführung des ganzen Cyclus der Königsdramen zu bezeichnen.

Als ich im Herbſt 1867 nach Wien überſiedelte, galt einer meiner erſten Beſuche der befreundeten Wittwe des verlorenen

Freundes. Sie führte mich in das Zimmer, an das Bett, worin er geſtorben. „Wenn er doch," ſagte ich, „mein Hierherkommen noch erlebt hätte!" — „Dann lebte er noch," erwiderte ſie und drückte mir die Hand.

VII.

Gleichzeitig mit einem Biographen hat Hebbel einen Verewiger in ſoliderem Material gefunden, den Bildhauer Tilgner, welcher des Dichters Büſte in Marmor, etwas über Lebensgröße, ausgeführt. Dieſelbe iſt beſtimmt, in Gemeinſchaft mit den Büſten Grillparzers, Halms, Bauernfelds, das Foyer des neuen Burgtheaters zu ſchmücken. Dies Vierkleeblatt Wiener Poeten, und die Porträtgalerie der namhafteſten darſtellenden Künſtler des Burgtheaters, ſowohl aus der Vergangenheit wie aus der Gegenwart, — der Mehrzahl nach Bilder, die weniger eigenen Kunſtwerth beſitzen als Intereſſe durch ihre Originale, — verſpricht dem im Entſtehen begriffenen Muſentempel einen Schatz ſeltener Art, dergleichen außer im théâtre français kaum irgendwo zu finden ſein dürfte. Das Publicum und das Perſonal werden in dieſen Büſten und Bildern eine Quelle erhebender Erinnerungen gewinnen, wie ſolche auch an den Wänden, den Pfeilern, den Logenbrüſtungen des neuen Opernhauſes in Fresken und Medaillons aufleben. Nur ſelbſtſüchtige Eitelkeit, welche allzeit Vergleiche anſtellen muß oder Vergleiche fürchtet, mag ſich gedrückt fühlen durch die Nachfeier des Großen. Das ächte Talent entzündet an fremden Opferflammen die eigene Gluth. Für Wien aber, ja für ganz Deutſchöſterreich iſt es eine Ehrenpflicht, ſeine Ueberlegenheit in dramatiſcher Poeſie und Kunſt der Oeffentlichkeit gegenüber ſo oft und ſo hell wie möglich zu betonen. Keines der vielen Theater draußen im „Reich" und im Auslande hat ſich einer ſo reichen Familiengalerie zu rühmen, wie Opern- und Burgtheater in Wien, und zwar in allen Gattungen dramatiſcher Darſtellung: Schauſpiel, Muſik, Ballet. Führen doch in der edlen Tonkunſt die Wiener Meiſter ſogar den claſſiſchen Reigen an. Ebenſo blüht in der heiteren Donauſtadt das Volksſtück ſchon zu einer Zeit, da man anderwärts daſſelbe kaum kennt. Beweis genug, wenn es eines

Beweiſes bedürfte, daß ſämmtliche Factoren einer begünſtigten Theater-Aera in einer tief begründeten Wahlverwandtſchaft und Wechſelwirkung mit einander ſtehen. Wo eine gute Bühne exiſtirt, da ſammeln ſich Dichter und Tonſetzer um dieſelbe. Sie regen wiederum die darſtellenden Kräfte an. Alle gemeinſam aber erhalten vom Publicum den Boden, worauf ſie wachſen, die Luft, in der ſie athmen. Noch einmal: Wien thut recht, in ſeine neuen Kunſttempel die alten Hausgötter mit hinüberzunehmen.

Herr Tilgner, ein junger, aber anerkannter und ungemein raſch producirender Meiſter in ſeiner Kunſt, iſt mit offenem Auge und flinker Hand an ſeine Aufgabe gegangen. Sie war nicht leicht. Nur Einen der Viere, Bauernfeld, konnte er nach dem Leben ſchaffen; bei den andern Drei mußten ihm, außer flüchtiger perſönlicher Erinnerung, Bilder, Photographien, ältere Büſten und Statuetten dienen und die fürchterliche Todtenmaske, die zuweilen ein Antlitz ſelbſt für den Blick der nächſten Angehörigen unkenntlich macht und beſonders deſſen untere Partie, Mund, Kinn, Kinnlade, in der Zeit weniger Stunden mit eiſernem Drucke verzerrt und zermalmt erſcheinen läßt. Die vier Dichterköpfe, neben einander geſtellt, gewähren ein bedeutungsvolles Bild, und Stoff zu tiefem Nachdenken. Der feinſte unter ihnen iſt Grillparzers, ausdrucksvoll in jedem Zuge, was durch die Abweſenheit alles Bartes gefördert wird, weniger ſtark als anmuthig, charakteriſtiſch in der ausgeſprochenen Neigung nach einer Seite, der rechten, und überhaupt von einer, faſt ängſtlich und unſicher dreinſchauenden Wehmuth. Bauernfeld ſtellt ſich um ſo friſcher, zuverſichtlicher und bewußter dar; ſeine Phyſiognomie ſchlägt unverkennbar in die Familie der Satiriker, an Molière und Voltaire gemahnend. Die in der Natur etwas kleinen Züge hat die künſtleriſche Auffaſſung vergrößert, ohne gerade zu idealiſiren. Friedrich Halm ſieht aus wie der Freiherr von Münch-Bellinghauſen, ernſt, ſtreng, finſter. Wie das Weſen des vielverkannten Mannes zuſammengeſetzt war aus einer Menge einander widerſprechender Elemente, wechſelte ſein Angeſicht häufig ganz und gar Ausdruck und Farbe. Münch konnte in einer Minute todtenblaß und glühendroth ſein. Eine arge Kurzſichtigkeit verſchleierte das Auge, welches aber in Momenten der Erregung ſcharf humoriſtiſche Blitze warf. Ein ſtark ausgeſprochener ſinnlicher Zug geht durch das Geſicht und umſpielt namentlich die weichen, aufgeworfenen Lippen. Stärke liegt nicht in demſelben, und doch eine gewiſſe Starrheit. Die Haltung der Schultern und des hochgetragenen Nackens bekundet den vornehm geborenen Mann. Als ſolchen gab ſich Münch; niemals als Bureaukraten, wie man ihn fälſchlich aufgefaßt. Hebbel endlich iſt von dem Vierkleeblatt am ſchlechteſten weggekommen; der jüngſte unter ihnen, und doch zuerſt geſtorben; die Büſte, nach einer älteren Fernkorns gemacht, die am wenigſten ähnliche. In die ſtolz geſchwungene Wölbung ſeiner Stirn, den Familienzug des Tragöden, welchen Shakeſpeare und Victor Hugo gleichfalls aufweiſen, ſind Furchen und Gruben gerathen, die ſo tief wenigſtens nicht vorhanden waren. Die ungemein ausdrucksvolle Umrahmung des Auges, Brauen, Schlitz und Lider, verliert ſich zwiſchen Stirnknochen und Naſenbein, welche zu ſtark hervortreten. Dagegen tritt das ſchwach modellirte Kinn wieder zu tief zurück, und der Vollbart, den nun freilich der Meißel nicht raſiren durfte, hüllt den üppigen Mund und die blühenden Wangen ganz und gar ein. So tief wie in der Büſte war im Leben auch das Haupt nicht geſenkt; es hängt matt herab, als wäre der Nacken gebrochen. Man ſieht, der Bildhauer hat ſein Modell nicht gekannt; er hätte ſonſt gerade aus dieſem Kopfe mehr gemacht. Hebbels äußere Erſcheinung überragte ja im Leben diejenige Grillparzers und Bauernfelds um ein Beträchtliches und kam Münchs gleich. Aber eine prächtige Gruppe iſt's und bleibt's, das Marmorbild der vier, in ihren Werken wie in ihrem Aeußeren gleich verſchiedenen Dichter. Sieht man ſie ſo einträchtig und familienhaft neben einander ſtehen, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren: Schade, daß ſie im Leben nicht ebenſo ſtanden! Da gingen aber, obwohl die Mauern Einer Stadt ſie umſchloſſen, die Bretter Einer Bühne ſie getragen, ihre Wege weit, weit auseinander, und Jeder zog um ſich ſeinen eigenen, verhältnißmäßig engen Kreis, mit dem des Nachbarn nichts weniger als concentriſch laufend. Nicht im Sinne eines Tadels mag dieſe Klage ausgelegt, ihre notoriſche Entfernung nicht ihrer Schuld zugeſchrieben werden. An allen Orten und zu allen Zeiten, — das hehr und herrlich ſtrahlende Beiſpiel

Goethe-Schillers, als unicum in der Literaturgeſchichte, ausgenommen, — iſt das Bild inniger und ächter Dichterfreundſchaft ein Phantaſiegemälde geweſen. Es gibt in Paris, in London, in Wien, in Berlin, wohl auch in Rom und in St. Petersburg, literariſche Coterien und Vereine; aber ein harmoniſches Uebereinſtimmen der Dichter-Perſönlichkeiten und ein gemeinſames Wirken zu gleichen Zielen gibt es nicht. Erſt auf dem Kirchhof rücken die im Leben geſchiedenen, oft feindſelig einander gegenüberſtehenden Söhne Einer Familie zuſammen, und nur ihre Schatten, feſtgehalten durch die bildende Kunſt, vereinigt nach dem Tode eine und dieſelbe Walhalla.

Auf dieſe Weiſe, in erleſener Geſellſchaft und im geſchloſſenen Kreiſe, nicht auf offenem Markte, ſondern im Vorhof oder im Allerheiligſten eines Tempelbaues, auf die Nachwelt zu kommen, iſt wohl ein Ziel, auf's Innigſte zu wünſchen. Was die Einzelſtandbilder unſerer Dichter betrifft, ſo können ſie durchſchnittlich, ſowohl durch ihre Ausführung wie durch ihre Aufſtellung, eher das Mitleid als den Neid der Ueberlebenden erwecken. Der Volksthümlichſte unter Allen, der alſo der Statuen am wenigſten bedurfte, Schiller, hat ihrer am meiſten erhalten. Nicht blos die ſachverſtändige Kritik, auch die Volksſtimme, Gottes Stimme in dieſem wie in manchem anderen Falle, verurtheilt die große Mehrzahl der Schillerſtatuen, die in vielen deutſchen Haupt- und Reſidenzſtädten zu gleicher Zeit beinahe entſtanden ſind. Die Schuld liegt gewiß nicht an den Urhebern allein, vielmehr die Hauptſchwierigkeit, wenn nicht Unlösbarkeit in der Aufgabe ſelbſt. Gerade die plaſtiſche Kunſt ſteht zu der modernen Welt in einem ungleich ungünſtigeren Verhältniß als zu der antiken, claſſiſchen, deren Ideale ſich der Verſinnlichung durch das Symbol und die Allegorie gewiſſermaßen aus freien Stücken darboten. Schon die gebrochene Weltanſchauung der Romantik widerſtrebt der Verkörperung der Individualität in Stein oder Erz. Noch entſchiedener thut das die erſt in der Bildung begriffene, noch überall flüſſige und nach Formen ringende moderne Zeit. Ihre Herrſcher, Heerführer, Staatsmänner mögen immerhin als beſtimmte, mitunter typiſche Geſtalten ihren Platz in der Oeffentlichkeit behaupten, wie denn zum Beiſpiel Rauchs meiſterhaftes Standbild Friedrichs des Großen keinem Auge fremd oder verfehlt erſcheinen wird. Aber der Dichter, deſſen Perſönlichkeit hinter ſeinen Werken dem Volke im Leben, um wie viel mehr nach dem Tode verſchwindet, iſt mit dem Meißel außerordentlich ſchwer zu fixiren. Die Aehnlichkeit kann allerdings, auch ſie nur in günſtigen Ausnahmefällen, erreicht werden. Sobald die ſubjective Auffaſſung, die jedem Geſetze ſich entziehende Idealiſirung hinzutritt, geht die Wahrheit nach den verſchiedenſten Richtungen hin verloren, und der Widerſpruch zwiſchen der Anſchauung des Künſtlers und derjenige jedes Einzelnen bricht offen hervor. „So hat Schiller ſicher nicht ausgeſehen," und: „Das iſt mein Schiller nicht;" — wer hätte nicht ſolche oder ähnliche Aeußerungen vor den, unter ſich ſchon merkwürdig verſchiedenen Schillerſtatuen gehört? Sie werden ſich auch Grillparzern gegenüber wiederholen, deſſen Standbild in Wien gegenwärtig vorbereitet wird. Jedes Kind der Wiener Stadt hat den alten Herrn gekannt. Entſpricht die Statue dieſem, dem naturtreuen Bilde, ſo wird ſchon die nächſte Generation ausrufen: „Der gebückte, kopfhängeriſche Greis kann der Dichter des goldenen Vließes, der Sappho nicht ſein!" Wenn der Bildhauer aber idealiſirt, — wie denn die Urheber der zwei von der Jury und dem Denkmalcomité prämiirten Modelle, Kundtmann und Weyher, ausdrücklich aufgefordert ſind, in der Ausführung den Dichter in den Jahren ſeiner Jugend und Vollkraft aufzufaſſen, ſo erkennt Niemand aus der Gegenwart in dem Bilde das Original.

Als neulich in einem Wiener Salon dies Dilemma beſprochen und dabei ein Gleiches bei den gegenwärtig geplanten Statuen Anaſtaſius Grüns und Lenau's vorhergeſagt wurde, ſchlug eine durch Geburt und durch Geiſt gleich hochgeſtellte Dame, Idealiſtin vom reinſten Feuer, improviſirend vor: die Dichter nicht in ihrer flüchtigen perſönlichen Erſcheinung, ſondern durch eine ihr Weſen, ihre Richtung, ihre Werke perſonificirende allegoriſche Figur zu verewigen. Sie ſagte: „Wie ein Dichter ausgeſehen, das wird in zwei, längſtens drei Generationen total vergeſſen. Sehen doch die wenigſten bei Lebzeiten wie Dichter aus. Gebt uns deswegen keine Photographien von ihnen in Erz, in Marmor, in Granit. Für Lenau gebt uns eine Statue der Melancholie, die an einem Weiher unſeres Praters unter Hängeweiden aufgeſtellt wird, meinethalben mit Reliefs und einem prägnanten Sinnſpruch aus ſeinen Gedichten am Sockel.“ — Und für Anaſtaſius Grün? — „Eine Freiheitsgöttin, die phrygiſche Mütze auf dem Haupte, in der emporgehobenen Hand eine Fackel, den vorſtürmenden Fuß über „Schutt“ dahinſchreitend. Auf die Spitze des Kalenbergs pflanzt dieſes Monument, mit der Fernſicht auf ganz Wien.“ Die Idee der ſymbol-luſtigen Fürſtin wurde lebhaft erörtert und in hochkomiſchen Illuſtrationen der allerneueſten Literaturgeſchichte fortgeſetzt.

Auerbachs Höhe

So heißt ein hübſcher Ausſichtspunkt im Unter-Engadin, nahe den berühmten Salzquellen von Schuls-Taraſp, Kanton Graubünden. Der geehrte Curgaſt überſchreitet die alte Brücke über den jungen Inn, welche mit Holz gedeckt und mit Kuhfladen gepflaſtert iſt, durchſchneidet das luftige Plateau, worauf die Häuſer von Vulpera zerſtreut ſind, und gelangt, links abbiegend von dem eben ſo ſteilen wie ſteinigen Naturwege nach Avrona (lauter wohllautende Namen für übelriechende romaniſche Ortſchaften), an einer offenen Wald- und Felsecke zu einer hölzernen Bank, die, grün angeſtrichen, mit der obigen Inſchrift in ſchwarzen Lettern bezeichnet, zu willkommener Ruhe einladet. Man überſieht von da die letzten Pize des Engadin, die erſten Schmalz- und anderen Köpfe Tirols — ein Gränzſtein, an welchem Tſchudi aufhört und Steub anfängt. Tief unten wälzt der Inn in vielfach geſchlängelten Windungen ſeine Wellen, weiß wie friſch geſchmolzener Schnee, raſchen Falles und weithin hörbar. Der laute luſtige Schweizer- oder Tiroler-Bua befindet ſich hier, und noch eine gute ſchöne Strecke hinab, in der Periode ſeiner Jugend, ſo zu ſagen in der Dorfgeſchichte. Später macht er eine große Partie, indem er ſich mit der Donau verbindet, welche ihn, obwohl eigentlich unbedeutender als er, mit Haut und Haaren, ſogar ſammt dem Namen, verſchlingt. Da beſpült er denn glänzende Haupt- und Handelsſtädte Oeſterreichs und des Ungarlandes; er iſt in die Stadt- und Hofgeſchichte eingetreten. Zu guter Letzt mündet er, groß und breit, aber mit Drangabe ſeiner reizenden Anfänge und ſeiner Individualität, durch die orientaliſche Frage in der Weltgeſchichte.

Aber nicht in der Abſicht, in dem hellen Waſſerſpiegel die Präfiguration eines Dichterlebens zu zeigen, haben wir den weiten

Umweg, über Auerbachs Höhe zu „Waldfried“ von Auerbach, eingeſchlagen; vielmehr aus einem einfacheren Grunde. Eines Sommers geſchah es, daß wir im Curhauſe von Taraſp dem alten Freunde begegneten. Er hatte damals in der Reiſetaſche ſein Werk mitgebracht, drei vornehm und verſchwenderiſch ausgeſtattete Bände, in welchen er mit dem Bleiſtift ſpazieren ging, liebevoll-ſtreng gegen ſich ſelbſt und im eigenen Fleiſch und Blut unermüdlich arbeitend. Wir laſen zuſammen das Buch und ſprachen darüber in gemeinſchaftlichen Morgengängen zu Auerbachs Höhe, bei denen der Verfaſſer, wie es ſich ziemt, dem Kritiker immer um eine Naſenlänge voran war. Der Inhalt dieſer Geſpräche iſt in den folgenden Blättern feſtgehalten.

„Waldfried. Eine vaterländiſche Familiengeſchichte.“ Der Name für ein durch und durch modernes Werk, vielleicht zu romantiſch (im alten Style) gewählt, zu viel eichendörffelnd, gibt doch, wie eine muſikaliſche Vorzeichnung, Tonart und Stimmung des Ganzen treffend an: Friede des Waldes, in und nach dem Kampfe der Zeit und der Welt. Der Untertitel bezeichnet durch das Hauptwort „Familiengeſchichte“ die Gattung des Werkes, das Eigenſchaftswort „vaterländiſch“ Stoff, Schauplatz und Zeit der Handlung, zugleich mit der Geſinnung und Tendenz des Dichters. Eine Familiengeſchichte iſt kein Familienroman, wie „der Landprediger von Wakefield“ in einem ewig muſtergültigen Beiſpiel ihn darſtellt; das Geſchehniß, nicht die Erfindung, will Hauptſache ſein; der Held nicht ein Individuum, ſondern eine Familie, deren Schickſale in drei Geſchlechtern, perſpectiviſch ſogar in vier, erzählt werden, in ſtetem Zuſammenhange mit der politiſchen und geſellſchaftlichen Geſchichte der Gegenwart. Hauschronik und Zeitchronik fließen in einander über, die Dorfgeſchichte hat zu ihrem feſten Unter- und Hintergrunde die Weltgeſchichte. Erzähler in erſter, eigener aber fingirter Perſon iſt Vater Waldfried, im Vorbeigehen auch einmal der Patriarch genannt, aber ein Patriarch des neuen Bundes, kein altteſtamentariſcher. Mit dieſer Erzählungsform, welche bekanntlich von den engliſchen Humoriſten des achtzehnten Jahrhunderts vorzugsweiſe gewählt und meiſterhaft gehandhabt worden, gewinnt der Dichter allerdings den Vortheil eines lebendigen Colorits für ſeine

Geſchichte, und für die Perſon ſeines Helden eine gewiſſermaßen lyriſche ſubjective Freiheit; ſich ſelbſt aber und den Geſichtskreis ſeiner Schöpfung beſchränkt er weſentlich, indem er alles was außerhalb der Anſchauung, Empfindung, Erfahrung ſeines Helden gelegen iſt, von vornherein ausſchließt. Berthold Auerbach unterordnet ſich dem Heinrich Waldfried; jener geht in dieſem auf. Die eigentliche Autobiographie, deren Held und Dichter identiſch ſind, bewegt ſich ungleich freier, vielleicht als die freieſte unter allen poetiſchen Formen. Nur in ihr war ein Werk möglich wie Goethe's „Aus meinem Leben“, Dichtung und Wahrheit mit ſouveränem Recht vermiſchend, und an kein äußerliches Geſetz gebunden, als an dasjenige, welches der vielberufene „epiſche Faden“, eher ein Hülfsmittel als ein Hinderniß, an die Hand gibt. Noch größere poetiſche Licenz als der Altmeiſter nehmen ſich die engliſchen Epiker, die glücklichen geſunden Miſchlinge, welche den Roman in der Literaturgeſchichte als Erblehen, und zwar nicht bloß als Mannslehen, zu beſitzen ſcheinen. Im vorigen Jahrhundert haben ſie den humoriſtiſchen, den ſentimentalen, den moraliſchen, den Familien-Roman, wenn auch nicht erfunden, ſo doch durch hervorragende Erfolge als ihr Eigenthum an ſich geriſſen; darauf in dem gegenwärtigen den hiſtoriſchen, den ſocialen, den religiös-kirchlichen, den Senſationsroman, die Criminalnovelle. Ueberall ſind ſie zu Hauſe, oder ſie thun, als wären ſie es. Sie nehmen ſich alles heraus und nichts übel; ſogar langweilig zu werden, genirt ſie nicht im mindeſten. Oder ſind etwa nicht Scotts Natur- und Perſonen-Beſchreibungen, Bulwers Salon-Philoſopheme, Bozens gemeinnützige Excurſe ſtellenweiſe ſo grauſam, ſo raffinirt langweilig, daß der gewiſſe epiſche Faden zum Haarſeil für den gequälten Leſer wird? Und was die Form betrifft, da wechſelt, nach Willkür des Verfaſſers, die Erzählung in erſter Perſon mit der Erzählung in dritter Perſon; zuweilen wird dieſelbe in Briefen fortgeſponnen („story continued in a letterbox“), oder aufgelöſt in Dialog und Drama, mit Perſonenverzeichniß und Scenengliederung. Wie gewiſſenhaft verfährt, mit ſolch einem normanniſchen Abenteurer und Seeräuber verglichen, ein biederer deutſcher Schiffsrheder, wenn er ſich, wie Auerbach, im Schweiße ſeines Angeſichts aus den Tannen des vaterländiſchen

Schwarzwaldes ſein Fahrzeug zuſammenzimmert, aus enger Bucht vorſichtig ausläuft in das offene, ſtürmiſch bewegte Meer, trotz Wind und Welle feſten Curs einhält und genau zur beſtimmten Stunde in dem entlegenen Hafen Anker wirft. Sein Buch läßt ſich wirklich an wie ein Logbuch, worin, Tag für Tag, die Begebenheiten der Fahrt, der Witterungswechſel, die Bewegungen der Windroſe, die Meſſungen der Seetiefe und die Zahl der in jeder Meile zurückgelegten Knoten aufgezeichnet ſtehen. In der Form eines Tagebuches iſt es deswegen auch gehalten, und erſt auf der allerletzten Seite nimmt der Verfaſſer die Feder aus der Hand ſeines 70jährigen Helden in die eigene, um letzterem eine abſchließende Grabſchrift auf den Leichenſtein zu ſetzen.

Der Zeit nach umfaßt das Tagebuch Waldfrieds nicht weniger, eher mehr, als ein halbes Jahrhundert; es reicht vom Wartburg-Feſt bis zum Einzug der ſiegreichen deutſchen Truppen in Berlin, alſo vom 18. October 1817 bis zum 18. Juni 1871 — zwei Denk- und Merkſteine, die im Kalender unſerer Nation mit doppelten Sternen oder Kreuzen angeſtrichen ſind. Doch hat Auerbach-Waldfried ſeine Aufzeichnungen nicht vom A anfangen und bis zum Z durchbuchſtabiren laſſen, was dem Buche leicht ein eintöniges oder buntſcheckiges Colorit gegeben, oder auch das Ganze deſſelben in eine Menge einzelner, abgeriſſener, über einen weiten Raum zerſtreuter Blätter aufgelöſt haben würde. Am ſpäteſten Lebensabend erſt, wo die Schatten länger zu fallen, die Lichter milder zu werden beginnen, geht Waldfried daran, ſeine und ſeiner Familie Geſchichte zu ſchreiben. Aber in gelegentlichen Rückblicken zieht er das Fernſte heran, und von dem Zeitpunkt an, wo das Datum der Ereigniſſe und das Datum der Aufzeichnungen zuſammenfallen, beflügelt ſich der Schritt der Geſchichtſchreibung. Das praesens historicum tritt in ſeine Rechte, die Erinnerung wird Erzählung, die Vergangenheit geht auf in nächſter unmittelbarer Gegenwart. Mit dieſer künſtleriſch weiſen und feinen Anordnung gewinnt Auerbach mancherlei Vortheile: vor Allem eine beruhigte Stimmung, die ſich ſowohl über das aufgerollte Zeitpanorama, als über die Familienporträte ausgießt; einen perſönlich und örtlich feſten einheitlichen Mittelpunkt, aus welchem dieſe Gemälde aufgenommen worden, eine ſtylvolle Zuſammendrängung von Geſtalten, Gruppen und Maſſen, die chronologiſch und topographiſch weit auseinander liegen. Das Tagebuch erſcheint als zum Buche geſammelt.

Betrachten wir den Helden in der Nähe. Waldfried geht mit dem Jahrhundert; 1800 geboren, ſtirbt er 1871. Er ſelbſt ſagt von ſich: er ſei im Grunde keine kampfesfrohe Natur und freue ſich, nach fünfzigjähriger Oppoſition, das heißt: Negation, in das Poſitive, in geklärte, befeſtigte, von ihm und von allen gut geheißene Zuſtände übergehen zu können. Im öffentlichen Leben hat er als Tugendbündler, Burſchenſchaftler, Demagog debütirt, und ſich durch die obligatoriſche Feſtungshaft in eine ſüddeutſche zweite Kammer, aus dieſer in die Paulskirche, aus der Paulskirche in den Reichstag emporgedient. Die typiſche Laufbahn unſerer Altliberalen. Die Franzoſen nennen denjenigen, der ſie zurückgelegt: „la dupe de plusieurs révolutions“; wir Deutſchen ſind, ausnahmsweiſe, höflicher als ſie, und vergolden ſein graues Haupt mit dem Heiligenſchein eines „Idealiſten“, wie denn Waldfrieds Söhne den Vater auch wirklich ſo heißen, dem ſie, der eine im Können, der andere im Wiſſen, ſich über den Kopf gewachſen fühlen. Der Idealiſt iſt ehrlich genug zu bekennen, daß weder der Weg, welchen er gegangen, oder, mehr noch, geführt worden iſt, noch auch das Ziel, woran er gelangt, den Träumen auf der Wartburg oder im Hambacher Schlöſſel ganz entſprechen. Auerbach ſubſtanziirt den Gedanken ſehr ſchön, wenn er den jung gebliebenen Alten beim Anblick der ſchwarz-weiß-rothen Fahne des neuen Reiches wehmüthig darüber ſeufzen läßt, daß das Schwarz-Roth-Gold, für welches er und ſeines gleichen geſtritten und gelitten, denn doch ſchöner geweſen, daß ſtatt des poetiſchen goldenen Schimmers nur ein blaſſes proſaiſches Weiß als Niederſchlag des politiſchen Färbungsproceſſes zurückgeblieben ſei. Im Uebrigen hält und gibt ſich Waldfried nicht für einen glänzenden Redner und mächtigen Parteiführer, er ſpricht wenig im Landtag, im Reichstag gar nicht, ſelbſt in Wählerverſammlungen nicht immer mit Erfolg. „Kein Talent, doch ein Charakter“, wäre man verſucht, unter ſein Porträt zu ſchreiben, wenn nicht dieſes vielfach mißbrauchte geflügelte Wort den Beigeſchmack der ungerechten Ueberſchätzung des Talents und der gleich ungerechten Unterſchätzung des Charakters angenommen hätte. Ebenſo ehrenhaft wie im öffentlichen Leben ſtellt ſich Waldfried in ſeinem Hauſe dar: der treueſte Gatte, der liebevollſte Vater, Oheim und Großpapa; ſeiner Gemeinde, ſeinen Nachbarn, ſeinen Dienſtleuten hülfreich mit Rath und That, ein Patriot von altem, echtem Schrot und Korn, eine offene, wahre, warme Mannesnatur. Würdig ſteht und geht ihm ſeine Frau zur Seite, das, ohne jeden Schatten, in hellſten Farben auf Goldgrund gemalte Urbild einer deutſchen Frau und Mutter. Sie hat eigentlich nur einen Fehler, und den verſchuldet nicht ſie, ſondern ihr Vater, ein berühmter Philolog, von ſeinem Katheder als demagogiſch anrüchig vertrieben. Er tauft, ebenſo gelehrt wie geſchmacklos, die einzige Tochter auf den Doppelnamen Iphigenia Guſtave; welche Namen ſich freilich im Schwarzwalde nicht weniger ſeltſam ausnehmen, als in Waldfrieds Bürgerhaus die große Eckſtube mit Abgüſſen der Antike und Bücherſchränken voll griechiſcher Claſſiker. Der Zug iſt bezeichnend, aber mehr für Auerbach als für Waldfried. Jener liebäugelt gern mit der abſoluten „Bildung", dem Gegenſatz des Glaubens, und läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, wo er den poſitiven Religionen ein Schnippchen ſchlagen, inſonderheit gegen das Chriſtenthum eine Fauſt in der Rocktaſche machen kann. Von faſt ſämmtlichen Perſonen im Waldfried wird entweder ausdrücklich und mit augenſcheinlichem Wohlgefallen berichtet, oder doch ſtillſchweigend zu verſtehen gegeben, daß ſie confeſſionslos ſind, nicht in die Kirche gehen und nur Menſchen ſein wollen, nicht Chriſten. Die widerwärtigſte unter den zahlreichen Geſtalten, Waldfrieds Tochter Johanna, wird als Pietiſtin, als Zelotin ſchwarz gemalt. Wo auf altes und neues Teſtament die Rede kommt, werden ſie, mit Affectation, als Gegenſtände hiſtoriſcher oder äſthetiſcher Kritik abgehandelt, während Antigone „ein heiliges Buch" heißt. In der Antigone oder in der Leichenrede des Perikles bei Thukydides ſuchen denn auch die Waldfried'ſchen Troſt in Trübſal, beileibe nicht in der Bibel. Geht im fernſten Hintergrund ein Geiſtlicher über die Bühne, gleichviel ob katholiſch oder proteſtantiſch, ſo wird ihm irgend ein neckiſches Zöpflein angehängt, daß man über ihn lacht. Beſſer kommt der jüdiſche

Schulmeiſter weg, der ſich mit einem ſinnvollen Spruch aus dem alten Teſtament ein- und abführen darf. Der Leſer merkt die Abſicht, und fragt verwundert, wenn auch nicht verſtimmt: wie kommt der Fettfleck in ein ſonſt ſo reinlich gehaltenes Buch?

Vater und Mutter Waldfried nehmen, wie es bei einer Familiengeſchichte recht und billig iſt, die Mitte des großen Bildes ein; zwei Porträte nach der Natur, in Lebensgröße, mit breitem Pinſel gemalt, und doch reich an kleinen, feinen ausdrucksvollen Zügen. Das Buch wirklich in ein Bild überſetzt, denken wir uns den Erzvater ſitzend dargeſtellt, nicht auf der Abgeordnetenbank, ſondern im Gras, unter einer ſeiner Weißtannen: Iphigenia-Guſtave neben ihm, aufrecht, die Hand geſtützt auf die Röhre des von ihr geſtifteten Brunnens. Um ſie her eine Fülle von Geſichtern und Figuren, wirkſam gruppirt, verſchieden beleuchtet, einige nur angedeutet und dennoch kenntlich, perſpectiviſch ſich verlierend im fernen Hintergrunde. Da ſind Söhne und Töchter, ein verlorener Sohn neben einer gefundenen Tochter, andere Schwiegerſöhne und Schwiegertöchter, Neffen und Nichten, ſogar Enkel, welche ſelbſt ſchon Väter geworden; hohe Civil- und Militärbeamte, neben Induſtriellen, Handwerkern, Bauern, Taglöhnern: Abgeordnete zum Landtag wie zum Reichstag, darunter echte und falſche Volksmänner; Miniſter und Diplomaten. Sogar ein „Fürſt“ kommt vor, ein handelnd und redend eingeführter regierender Fürſt, und zwar, nach einem Fingerzeig auf das Jahr 1817, der König von Württemberg, obwohl zu einer „Hoheit“ degradirt. Alle dieſe Perſonen, ſo viele und ſo verſchiedene ihrer ſind, hat der Dichter mit der ihm eigenthümlichen ſcharfen Beobachtungsgabe und jener treffenden Ausdrucksfähigkeit dargeſtellt, welche in den kleinſten Zug eine charakteriſtiſche Bedeutung legt. Es begegnen uns da, bis auf ein paar Ausnahmen, lauter aus dem Leben gegriffene, nach der Natur gezeichnete Porträte, deren Originale wir auf den erſten Blick zu erkennen glauben, deren erdichtete Namen zuweilen durch einen einzigen Buchſtaben in die wirklichen zu überſetzen wären (Lödinger = Rödinger?). Und doch hat Auerbach, unſtreitig in reiflicher Ueberlegung und zum Vortheil ſeines Werkes, zwar nicht idealiſirt, aber generaliſirt. Der Entdecker des Schwarzwaldes, der Schöpfer der

Dorfgeſchichte, klebt weder dem Schauplatz, noch den Trägern ſeiner Dichtung wahre Namen auf. Ein Dorf, eine Kreisſtadt, eine Reſidenz; wie ſie heißen, wo ſie liegen, ob im Badiſchen oder im Württembergiſchen, er ſagt es nicht, er generaliſirt in das Schwäbiſche. Ebenſo ſeine Perſonen; ſie geben ſich als fingirt, während ſie lebendig und wahr ſind. Nur wo die hiſtoriſche Wahrheit vor die erdichtete Familiengeſchichte tritt, verſchwindet der durchſichtige Schleier. Wir ſtehen auf den Schlachtfeldern des Elſaßes, in der via triumphalis zu Berlin. Kaiſer Wilhelm ſchließt höchſt-eigenhändig im vorletzten Capitel die Handlung ab.

Die künſtleriſche Compoſition verräth überall den erfahrenen Meiſter. Sie iſt klar, tief durchdacht, klug angelegt, conſequent durchgeführt. Nur ſtellenweiſe tritt das Detail ſtörend in den Vordergrund; eine Erbſchaft aus der Dorfgeſchichte, in welcher das Beiwerk zur Hauptſache wird. Die Farbengebung, die Sprache — um auch davon ein Wort zu ſagen — iſt dem Stoff angemeſſen, ſtimmungsvoll, fleißig durchgebildet und ausgearbeitet. Sie ſtolzirt nicht in gewundenen, ſchlepptragenden Perioden, ſondern geht in kurzen, gedrungenen Sätzen feſt einher, welche im Wuchs ihrem Erzeuger ähnlich ſehen. Zuweilen ſtört eine geſuchte Wendung, ein barockes Wort, wie: bedenkſam, geſprächſam, Bängniß, Betrachtnahme, anmuthende Wohlordnung — Schönpfläſterchen, die bei Schminke und Puder gut ſtehen mögen, jedoch nicht zu dem friſchen Teint und der offenen Phyſiognomie der Auerbach'ſchen Muſe paſſen.

Aber in kleinlich mäkelnde Ausſtellungen darf unſere Betrachtung nicht auslaufen; nachdem ſie Auerbachs Höhe zu ihrem Ausgangspunkte gewählt, muß ſie überſichtlich, in großen Zügen abſchließen. Wie impoſant und gewaltig, wie neu und wie fruchtbar ſtellt ſich uns da, ſchon auf den erſten Blick, der Stoff dar! In deſſen Ergreifung halten Wagniß und Verdienſt ſich die Wage, wie in der Behandlung urſprüngliche Dichterkraft und erworbene Meiſterſchaft nach doppelter Richtung ſich offenbaren: in der bewußten Beſchränkung, in der unumſchränkten Beherrſchung. In der Literatur wie im Kriege gibt es zuletzt kein vollgültigeres Zeugniß, kein glänzenderes Reſultat des Sieges, als die Eroberung neuer Gebiete. Die politiſche Lyrik erwarb ſich ein Verdienſt, indem ſie die Bewegung innerhalb des öffentlichen Lebens in eine bis dahin nur mit der Subjectivität im engſten Sinne gefüllte Form hineinzog. Die graphiſche Lyrik entdeckte und bebaute neue Landſtriche, als ſie ſich in kühnen, farbigen Schilderungen die Errungenſchaften der vertieften und erweiterten Geſchichtsforſchung, der Länder- und Völkerkunde aneignete. In der Epik erwirbt ſich, und zwar zum zweitenmal, Auerbach das gleiche Verdienſt. Seine Dorfgeſchichte iſt ein weſentlicher Fortſchritt über den blaublütigen Roman der Excluſiven, wie über die blutarme Novelle der Neuromantiker geweſen. Folgerecht macht er nun einen weiteren, einen ſehr weiten Schritt, aus der Dorfgeſchichte in den zeitgeſchichtlichen, den vaterländiſchen Roman, vom Genrebilde zum Hiſtorienbilde. Solcher Drang über alte, überlieferte Gränzen hinaus, theils ins Weite, theils ins Allernächſte, gehört zu den allgemeinen und zu den erfreulichen Kennzeichen der modernen Literatur. Noch vor vierzig Jahren gingen zünftige Meiſter nur ſcheu und unſicher an Stoffe aus der Gegenwart; die Immermann, Uechtritz, Moſen, Koenig u. a. m., ſie können ſich aus den Banden der romantiſchen Schule nirgends vollkommen frei machen, ſie verſuchen umſonſt neue Stoffe in alte Formen zu bringen, ſie vermiſchen Romantik, Geſchichte, Humor zu einem unfertigen Ganzen; der Zopf des Doctrinarismus hängt ihnen unverſehens hintan; ihre gerühmteſten Werke werden ſtellenweiſe unverzeihlich langweilig und leer. Der Tendenzroman des jungen Deutſchland greift zuerſt kühn und entſchieden in das volle, nächſte Leben hinein; aber da ihm das Subſtrat fertiger, feſter, äußerer Zuſtände abgeht, bewegt er ſich in der Luft, verflüchtigt ſich in der Tendenz oder im abſtracten Senſorium der Literatur. Von dem Zeitpunkt an, wo der Zug nach nationaler Befreiung und Einigung in das deutſche Volksbewußtſein eintritt, erhebt ſich der deutſche Roman zu entſprechender Höhe, ſo daß man ſchon jetzt ohne Uebertreibung ſagen darf: von ſo großartigen Intentionen und Conceptionen, wie ſie Gutzkows, Freytags, Auerbachs, Spielhagens u. a. epiſche Dichtungen eines vollkommen neuen Styls aufzuweiſen haben, weiß ſelbſt unſere claſſiſche Literatur-Periode nichts, geſchweige denn die romantiſche. Sie umfaſſen den ganzen Inhalt der Gegenwart und greifen, in cykliſcher Form ſich mächtig ausdehnend, zurück in die entlegenſte Vergangenheit; ſie wurzeln auf realem Boden und gipfeln dennoch in einem Idealismus, den, als ſeine ſchönſte und höchſte Eigenthümlichkeit, der deutſche Geiſt nie verläugnen, nie verlaſſen ſoll. Heißt das ſo viel als: „Der Zauberer von Rom", oder „Problematiſche Naturen", oder „Waldfried", oder die „Ahnen" ſtehen über den „Wahlverwandtſchaften", über „Wilhelm Meiſter"? Als Kunſtwerke gewiß nicht; aber ganz gewiß im Vorwurf, im Stoff, im Ziele, auch in der raſchen, vollen Wirkung im weiteſten Kreiſe. Oder gäbe es heutzutage wirklich noch einen aufrichtigen, ehrlichen Leſer, welcher ſich über die „Vogelſcheuche" Meiſter Ludwigs bucklig lachen oder im „Jungen Tiſchlermeiſter" von Herzen ſchwelgen könnte? Selbſtverſtändlich gilt das nur von dem wirklich zeitgeſchichtlichen oder culturhiſtoriſchen Roman, nicht von deſſen wuchernden Nebenſchößlingen, die in Feuilletons, Magazinen, Wochenſchriften, Leihbibliotheken, bald als Zeitbilder, bald als Roman aus der Gegenwart, bald unter irgend einer anderen zerfloſſenen Kategorie, wild wachſen. Dieſe Zwitter von Zeitung und Buch bilden eine eigene, weitverbreitete Gattung, obwohl ſie im Grunde nichts thun, als beſonders pikante, packende, ſenſationelle Momente der Zeitgeſchichte aus Tageblättern ausſchneiden, grob coloriren, mit Caricaturen illuſtriren und mittelſt eines patentirten Kleiſters eigener Erfindung oder an dem Zwirnsfaden einer äußerſt dürftigen Fiction zuſammenheften. Ihre Fabrikate verhalten ſich zu den Werken echter Dichter wie Nürnberger Bilderbogen zu Staffelei-Bildern. Sie gleichen den Rebläuſen, welche den Stock abfreſſen, bevor er Blätter, Bluthen, Früchte getragen; denn ſie geben, unvermittelt durch dichteriſche Anſchauung, Auffaſſung und Compoſition, den rohen Inhalt der geſtrigen Tagespreſſe heute wieder. Von der Stunde an, wo in der Welt nichts Großes mehr geſchieht, iſt es geſchehen um dieſe kleine Afterwelt in der Literatur.

Aber ihre Exiſtenz, die ſich obendrein durch den Hinweis auf unläugbare Erfolge in der Maſſe des leſenden Publikums zu legitimiren vermag, regt die oftmals aufgeworfene Frage aufs Neue an: ob uberhaupt Stoffe aus der nächſten Gegenwart im hiſtoriſchen Roman berechtigt ſind? Wie beim Wein und bei der Cigarre, ſcheint auch bei dichteriſchen Stoffen das Geſetz nothwendiger Ablagerung außer Kraft geſetzt worden zu ſein; man ſucht nicht mehr ein mildes altes Blatt und einen Trunk aus Flaſchen, die ſo und ſo viele Jahre Keller haben, ſondern friſches Kraut aus letzter Ernte hat den Vorzug, kaum vergohrener Stoff, wenn nicht gar der Moſt in vollſter Gährung. Der ſcharfe Reiz ſolcher Stoffe für das Publikum erklärt ſich leicht, ebenſo die Anziehungskraft, welche ſie für den Dichter beſitzen. In einer Zeit, die uns eine Tragödie wie das Trauerſpiel in Mexico vor die Füße wirft, fix und fertig von der Expoſition zu Miramar bis zu der Doppelkataſtrophe in Querétaro und Tervueren, in einer Zeit, welche das romantiſch-komiſche Epos „Napoleon der Dritte" mit brennenden Farben und blutigen Zügen, und doch umgeben von laſciven und burlesken Arabesken, an die Wände malt — in ſolcher Zeit ſieht ſich die kühnſte, die ausſchweifendſte Erfindungs- und Einbildungskraft des dichtenden Menſchengeiſtes durch den dichtenden Weltgeiſt dergeſtalt überflügelt, daß jenem kaum etwas anderes übrig bleibt, als von dieſem ſich ins Schlepptau nehmen zu laſſen. Der Pegaſus der claſſiſchen Poeſie, der Hippogryph der romantiſchen, ſie werden beide ausrangirt; die Muſe beſteigt den Schimmel von Sadowa und das Schlachtroß des furchtbaren gelben Curaſſiers. Sie hat darin größere Freiheit, als die Geſchichtſchreibung oder Memoiren-Herausgabe. Während der Zeitroman ſich ſchon inmitten der neueſten und nächſten Kämpfe luſtig umhertummelt, wurde deren Geſchichte hüben und drüben bis jetzt nur von den Generalſtäblern geſchrieben, von Schlachtenmalern illuſtrirt, von Bildhauern allegoriſirt. Wollte Fürſt Bismarck ſeine Tagebücher gleich Waldfried morgen herausgeben — als vorſichtiger Staatsmann führt er hoffentlich keine — welchen Staub würde er aufwühlen nach den verhältnißmäßig geringfügigen Vorgängen Gramonts oder Lamarmora's und deren verblüffenden Erfolgen zu ſchließen! Aber in den Roman darf er gebracht werden; desgleichen ſein Kaiſer, ſeine Gegner, ſein Werk, ſeine Zeit; in Ausnahmsfällen auch auf die Bühne, in getreuer Nachahmung ſeiner äußerlichen Erſcheinung, jedoch nur auf die kleine Volksbühne, indeß den großen Hoftheatern die leibhaftige Vorführung von Kaiſern, Königen, Helden, Staatsmännern aus der Gegenwart, zum Theil ſogar aus einer noch allzu naheliegenden Vergangenheit verwehrt wird. Hier die Gränzlinie, die äſthetiſche und die ſittenpolizeiliche, zwiſchen Erlaubtem und Verbotenem zu ziehen, dürfte ſchwer ſein, wenn nicht unmöglich. Ebenſo wenig hat bisher ein kritiſcher Scheidekünſtler das Geſetz über das richtige Miſchungsverhältniß zwiſchen Wahrheit und Dichtung in hiſtoriſcher Poeſie theoretiſch dargeſtellt, wie noch kein Schiedsrichter die brennende Controverſe gelöſt, welche ſeinerzeit in dem bekannten Duett Freiligraths und Herweghs ventilirt worden: „ob der Dichter über den Parteien oder in der Partei zu ſtehen habe?“ Manche ſtrenggläubige Kunſtrichter möchten aus dem hiſtoriſchen Drama fingirte Hauptperſonen kurzer Hand hinauswerfen; Poſa, Max, Thekla ſind ihnen ein Gräuel. Von Shakeſpeare und von Scott wird gerühmt, daß ſie, jener in der Hiſtorie, dieſer im Roman, das richtige Verhältniß zwiſchen Wahrheit und Dichtung, allerdings in der Behandlung abgelagerter Stoffe, meiſterlich getroffen haben; dagegen hält man ihnen politiſche Voreingenommenheiten z. B. gegen Lancaſter, für York, gegen die Uſurpation, für die Legitimität u. ſ. w. in der engliſchen Kritik häufig vor. Schillers „Maria Stuart“ gilt vielen für eine Verherrlichung Eliſabeths und des Proteſtantismus, obgleich der Dichter das Charakterbild der Gegnerin mit den beſtechendſten Zügen und Farben ausgeſtattet hat. Dergleichen Räthſel- und Zeitfragen laſſen ſich verfolgen bis in die fernſte claſſiſche Literatur. Wer hat Recht: Kreon oder Antigone? Sophokles fällt kein förmliches bündiges Urtheil. Und doch ſollte er es, wenn es wahr iſt, daß die Weltgeſchichte das Weltgericht und hiſtoriſche Poeſie im höchſten Sinne die Verkörperung der Weltgeſchichte.

Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe für den Zeitroman. Der gemeine Handwerker wird ihnen zum Opfer fallen, indem er entweder ein Puppenſpiel oder ein Pamphlet liefert, nach Herzensluſt in chauviniſtiſcher Schön- oder Schwarzfärberei ſchwelgend, hiſtoriſch aufgeputzte Marionetten an poetiſchen Zwirnsfäden ziehend. Der Dichter von Gottes Gnaden, der auserwählte und berufene Künſtler, geht ihnen aus dem Wege, den Schwierigkeiten ſo des Stoffes wie der Form, theils unbewußt, geführt von ſeinem Genius, theils bewußt, in der Wahl ſeiner Vorwürfe und in deren Behandlung frei und dabei doch nach inneren Geſetzen plan- und maßvoll mit beiden ſchaltend. So Auerbach im „Waldfried“. Wie klug und fein er ſeine Geſchichte aus dem Jahr 1870 durch die perſpectiviſche Vertiefung bis zum Jahr 1817 in die Ferne gerückt, dadurch abgeklärt und abgetönt hat, iſt bereits erwähnt worden. Auch die Umſtellung des Endes zum Anfang, die ſchrittweiſe Rückkehr von der Entwicklung zur Expoſition — ein Hyſteron Proteron hieß die kühne Figur in der Schule — wird conſequent und wirkſam durchgeführt. Den relativen Mangel an erfundener Handlung deckt, ein wahrer embarras de richesse, der Reichthum an geſchichtlichem Inhalt. Die Fäden der Erzählung werden alle vom Mittelpunkt aus in alle, auch die entlegenſten Punkte der Peripherie ausgeſponnen, bis übers Meer, in die neue Welt hinein. Was zur Sache gehört, wird in den Kreis der Dichtung mit ſtrammer Hand hineingezogen, feſtgehalten, bis zur letzten Faſer ausgebeutet. Nirgends Verſchwendung, Uebertreibung, Selbſttäuſchung, wie ſie der Jugend eigen; der gereifte, erfahrene, geprüfte Mann geht bis auf ein paar romantiſirende Seitenſprünge oder tendenziöſe Ausſchreitungen ſeinen Weg von der erſten Station bis zur letzten feſt und beharrlich fort. Seine beſtimmte und begeiſterte Parteinahme endlich, die Vergoldung des grellen und ſtrengen Schwarz-Weiß, der Dichter deckt ſie durch die wärmſte Farbe des Patriotismus, durch die im eminenten Sinn verſöhnliche Intention, welche das ganze Buch durchzieht. Auerbach und Waldfried, beide ſüddeutſch geboren, aber nach Norddeutſchland ausgewandert, wollen eine Brücke ſchlagen über die Main-Linie, welche, trotz 1866 und 1871, noch immer klafft; aber ſie ſtehen ſchon mit Kind und Kegel, Sack und Pack am rechten, am nördlichen Ufer. Bei Weitem die Mehrzahl der Kampf- und Sanggenoſſen befindet und weiß ſich auf derſelben Seite: Gutzkow, Freytag, Spielhagen. Victrix causa diis placuit. Klingt einmal vom anderen, in Schatten gehüllten Ufer, vereinzelt und ſchüchtern, eine Stimme empor, ſo iſt ihr Ton elegiſch oder ironiſch: elegiſch bei Prantner, deſſen öſterreichiſche Zeitromane draußen im Reich, lange nicht nach Verdienſt gewürdigt worden ſind; ironiſch bei einem andern, gleichfalls ächt öſterreichiſchen Dichter, Bauernfeld, welcher ebenfalls (in den „Freigelaſſenen") mit einem öſterreichiſch-ungariſchen Zeitbilde, halb Memoire, halb Roman, herausgetreten iſt. Grundverſchieden in allen Stücken begegnen ſich die zwei, der Wiener und der Schwarzwälder, brüderlich in einem einzigen: grimmiger Haß gegen Metternich. Zugegeben, daß weder das neue Deutſche Reich noch das neue Oeſterreich Urſache haben, ihn zu lieben, letzteres noch viel weniger als erſteres, muß ihm doch der Dichter ſein hiſtoriſches Recht angedeihen laſſen. Den alten Staatskanzler am neuen Reichskanzler meſſen, ſchon jetzt meſſen, iſt ein Unrecht, wie es ein weit über das Ziel hinausfliegender Pfeil iſt, wenn im „Waldfried" einmal alles Ernſtes Metternich und Uhland einander gegenübergeſtellt werden als: die Lüge der Wahrheit, die Knechtung der Befreiung. Mit dem tiefſten Reſpect vor Uhland dem Poeten, Uhland dem Patrioten, Uhland dem Volksmann vereinigt ſich denn doch wohl die Frage: ob er, wenn er von der Spitze des Rumpfparlaments an die Spitze der Reichsregierung getreten wäre, als ſchöpferiſcher Staatsmann ſeine Aufgabe gelöſt haben würde? Läßt doch Auerbach auch ſeinen Waldfried, nachdem ihm die Ketten ſeiner Feſtungshaft abgenommen worden, wohlweislich nicht an die Galeere der Miniſterbank ſchmieden. Jedem das ſeinige; jederzeit ihren Mann; jedem Mann ſeine Stelle, ſeine Stunde. So ſchafft, ſo dichtet der Weltgeiſt, nicht minder als der Poet an geheime unverbrüchliche Geſetze gebunden. Geſetzt, der eigentliche Urheber oder Held des Waldfried'ſchen Tagebuchs, geſetzt Bismarck wäre in den Märztagen, oder nach dem Tage von Olmütz, an Manteuffels, an Schwerins Stelle aufgetreten, wer weiß, ob er nicht lange wieder vom Schauplatz verſchwunden ſein würde? Sein Stichwort fiel erſt, nachdem das vereinigte Volk in der Paulskirche, die vereinigten Fürſten im Bundespalais der Eſchenheimer Gaſſe den Beweis geliefert hatten, daß unter ihnen der Oedipus nicht geſeſſen, welcher das Räthſel der Sphinx zu löſen vermocht. Und ſeine Rolle iſt ja noch lange nicht ausgeſpielt. Die Schickſalstragödie, welche er, der einzelne Mann — Einer, aber ein Löwe, — ſchreibt, oder doch mit ſeiner Signatur herausgibt, ſie iſt vollkommen regelrecht trilogiſch gegliedert: Oeſterreich heißt der erſte Theil, 1866, Frankreich der zweite, 1871, Rom der dritte, 18??. Das kleine Vorſpiel vom meerumſchlungenen Schleswig-Holſtein als Styl- und Kraft-Probe, wenn nicht als ausnahmsweiſe vorausgeſchicktes Satyrſpiel, außer Acht gelaſſen.

Vom dritten Theil ſind kaum die erſten Scenen vorüber; die Expoſition, Peripetie und Kataſtrophe . . .

Wohin verirrt ſich der umherſchweifende Blick? Von Auerbachs Höhe iſt weder die Kuppel der Peterskirche oder des Invalidendoms, noch die Spitze von St. Stephan oder die Zinne des neuen Reichstagspalaſtes in Berlin ſichtbar. Ueber unſere Rundſchau fallen die Schleier der Nacht. Am Himmel gehen einzelne Sterne auf; darunter wohl keiner, welcher unſerem heilbedürftigen Jahrhundert den Weg zur Bethlehemitiſchen Krippe wieſe. Um ſo ſicherer winkt die aus der Tiefe emporleuchtende Façade des Curhauſes Taraſp-Schuls zu endlicher Rückkehr. Ueberall, im Hochgebirg und im Thal, bis auf das Rauſchen des Inn, Waldnacht, Waldſtille, Waldfriede.

Wir ſcheiden von Waldfried und von Auerbach mit dem freudigen Zuruf: Auf Wiederſehen!

Drei Jungfrauen und Keine.

I.

Die Acten über die Jungfrau von Orleans ſind bekanntlich geſchloſſen; die Kirche unterhandelt ſeit Jahr und Tag über ihre Seligſprechung, das Urtheil der Geſchichte hat in höherer Inſtanz dasjenige ihrer zeitgenöſſiſchen Richter caſſirt, welche ſie als Hexe verbrennen ließen, und ſie, wenn auch nicht ganz und gar ſchuldlos befunden, ſo doch von der Inſtanz entbunden. Aber die wunderbare Erſcheinung iſt darum noch nicht zur vollſtändigen Ruhe gelangt. Mit ihrer Fahne oder ihrem Schwerte in der Hand geht ſie, bald als Gemälde, bald als Bildſäule, durch unſere Muſeen; von Zeit zu Zeit auch wieder über die Bühne, auf der ein deutſcher Claſſiker ſie heimiſch gemacht. Nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege verwandelte ſie Gounod in eine Opernheldin, durch Offenbach mit einer prunkvollen Ausſtattung umgeben; das Werk zündete nicht, trotz, — ich möchte glauben: wegen des tendenziöſen Lichtes, worin es erſchien. Jetzt eben hat ein begabter junger Bildhauer in Paris eine neue Statuette geſchaffen, beſſer als diejenige der Prinzeß von Orleans, Louis-Philippe's Tochter, aber auch nicht einſtimmig von der Kritik gebilligt. Dieſe häufigen und vielſeitigen Wiederaufnahmen deſſelben Vorwurfs beweiſen, daß der Stoff noch nicht erſchöpft, die Aufgabe einer künſtleriſchen Wiedergeburt oder Auferſtehung der Jungfrau bisher nicht gelöſt worden iſt, weder in ihrem Vaterlande, noch unter fremdem Himmel.

Aus allen Löſungs-Verſuchen ragen drei hervor, von höchſt ungleichem Werth und Erfolg, himmelweit von einander verſchieden in der Auffaſſung und Ausführung, aber jeder einzelne äußerſt charakteriſtiſch, ſo für den Dichter, wie für ſein Zeitalter und ſein

Volksthum: Shakeſpeare's Joan of Arc: Voltaire's Pucelle: Schillers Jungfrau von Orleans. Die beiden erſteren ſind dem großen Publikum nur noch wenig bekannt; die dritte allbekannt, obgleich auf dem Theater nur in Deutſchland eingebürgert, nicht in Frankreich, in England, in Italien, wohin man ſie in mehr oder weniger treuen Ueberſetzungen des Schiller'ſchen Originals vergeblich zu verpflanzen geſucht. Eine rohe Freske im älteſten Hiſtorien-Style; eine Caricatur, im Rahmen eines ſatiriſch-komiſchen Heldengedichts; eine romantiſch-katholiſche Tragödie. Ueberhiſtoriſch, antihiſtoriſch, unhiſtoriſch. Drei Jungfrauen — und keine.

Es lohnt wohl der Mühe, die drei intereſſanten Bilder neben einander zu ſtellen, ſie, — für ſich jedes einzelne, alle drei im Zuſammenhang und im Gegenſatze, — zu betrachten, und vielleicht auf ſolchem analytiſchen Wege zur Syntheſe zu gelangen, zu einer hiſtoriſch-poetiſchen Jungfrau. Freilich wird der Künſtler, Maler, Bildhauer, Dichter, ſie immer nur ſo darſtellen können, ſo darſtellen müſſen, wie ſie ihm erſcheint; allein zwiſchen der Wahrheit, — dem, was ſie wirklich geweſen, — und der Dichtung, — welche ſie und ihre Vergangenheit reproducirt und vergegenwärtigt, — läßt ſich unſtreitig eine vollkommnere Identität herſtellen als bisher erreicht worden.

Bei dem engliſchen Dichter kommt die Jungfrau vor in der Hiſtorie: König Heinrich der Sechste, erſter Theil. Das Stück iſt verſchollen, ſo daß, um ſich zu orientiren, umfänglich citirt werden muß. Wenn es Shakeſpeare überhaupt angehört, worüber die Ausleger ſeit geraumer Zeit ſtreiten, ſo ſtammt es aus ſeiner grünſten Jugend, aus den Lehrjahren, da dem Dichter das Weſen des hiſtoriſchen Drama's noch nicht wie ſpäter völlig erſchloſſen geweſen. Die Entſtehung deſſelben wird um 1590 angenommen; anderthalb Jahrhunderte nach dem Feuertode der Jungfrau, drei vor der gegenwärtigen Zeit, wie hier eingänglich bemerkt werden mag, um auf die nothwendige Verſchiedenheit der Sehweite hinzuweiſen, welche zwiſchen den drei Epochen obwaltet. Die Handlung in Heinrich dem Sechsten, erſter Theil, umfaßt volle zwanzig Jahre und darüber, von 1422 bis 1443, beginnend am Katafalk des ſieg- und ruhmreichen Königs Heinrich des Fünften, und mit der unpolitiſchen Vermählung ſeines in allen Stücken unähnlichen Sohnes und Nachfolgers endigend. Das Thema iſt: ein Vorſpiel des blutigen Krieges der zwei Roſen, der im zweiten und dritten Theil Heinrichs des Sechſten und in Richard dem Dritten ſeinem ganzen Verlaufe nach dargeſtellt wird. Unſer erſter Theil behandelt den Anfang des Endes: Verluſt ſämmtlicher Eroberungen Englands in Frankreich. Da zu dieſem Verluſt die Jungfrau von Orleans den Anſtoß gegeben, gehört ſie nothwendig in das Stück. Aber ſie iſt nicht deſſen Heldin, — wie in Schillers Tragödie, — und darf deswegen nicht im Mittelpunkt ſtehen, auch, wegen des Reichthums des Stoffes und der Ausdehnung der Zeit, keinen unverhältnißmäßig breiten Raum einnehmen. Dies nur zur Rechtfertigung Shakeſpeare's gegen den Vorwurf: er habe die Jungfrau epiſodariſch, als Nebenfigur behandelt.

Wie faßt er ſie auf? In den Grundzügen treu nach ſeinem Chroniſten, welcher die Jungfrau folgender Maßen einführt*):

„Während der Belagerung von Orleans brachte ein gewiſſer Peter Badricourt, Hauptmann von Vaucouleur, der ſpäter zum Marſchall von Frankreich ernannt wurde, in Chinon zum Dauphin Karl, wie er gerade in großem Sinnen und Sorgen war um den engliſchen Krieg, ein junges achtzehnjähriges Frauenzimmer, Namens Johanna Arc, Tochter eines armſeligen Schäfers, Jakob von Arc, und ſeiner Frau Iſabella, geboren zu Domprin an der Meuſe in Lothringen, in der Diöceſe Toul, und im Gewerbe ihrer Eltern beim Hüten der Heerde aufgewachſen. Von hübſchen Geſichtszügen, ſtarkem und mannhaftem Körper, kräftigem und muthigem Sinne, wohl kundig der Politik, wenn ſie gleich nicht zu Rathe ſaß, dem Anſcheine nach keuſchen Leibes und Weſens, demüthig, gehorſam, bei jedem Geſchäfte den Namen Jeſu im Munde, mehrere Tage in der Woche faſtend, kurz: eine Perſon, wie ihre Bücher ſie ſchildern, durch die Macht Gottes zur Rettung des franzöſiſchen Staates erweckt, der ſich damals in tiefer Noth befand. Um ſich Vertrauen zu ſchaffen, führte ſie die Leute, welche ſie zum Dauphin begleiteten, durch gefährliche, von den Engländern beſetzte Gegenden, wo ſie früher nie geweſen war, und brachte ſie wohlbehalten durch. Dann mußte der Dauphin auf ihre Anweiſung in der Sanct-Catharinen-Kirche zu Fierbois in der Touraine, wo ſie ebenfalls nie geweſen, an einer verborgenen Stelle unter altem Eiſen ihr Schwert ſuchen und holen laſſen, worauf auf beiden Seiten fünf fleurs-de-lis eingegraben waren, und damit focht ſie und verrichtete viel Blutvergießen mit eigener Hand. In der Schlacht war ſie von Kopf zu Fuß in ſchwerer Rüſtung wie ein Mann zu Pferde und ließ ſich eine ganz weiße Fahne vorantragen, worauf Jeſus Chriſtus gemalt war mit einer fleur-de-lis in ſeiner Hand.“

---

*) Nach der Ueberſetzung von A. Schmidt, Band II der Shakeſpeare-Ausgabe der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft.

„Als ſie zum erſten Male vor den Dauphin in ſeiner Galerie geführt wurde, verſteckte er ſich hinten und ſtellte andere geſchmückte Hofherren vor ſich, um ſie auf die Probe zu ſtellen. Sie aber erkannte ihn und richtete ihren Gruß an ihn allein; und darauf nahm er ſie an's Ende der Galerie und unterredete ſich mit ihr eine Stunde lang insgeheim. Seinen Vertrauten dünkte das zu lange, und ſie wollten ein Ende machen; aber er gab ihnen ein Zeichen, daß man ſie ſollte ausreden laſſen. In dieſem Geſpräch ſetzte ſie ihm wahrſcheinlich auseinander, was ſie alles, der ihr gewordenen göttlichen Offenbarung zufolge, mit jenem Schwerte vollbringen würde, nämlich: Orleans mit Sieg und Ehre entſetzen, ihn in alleinigen Beſitz des Königreichs bringen und die Engländer aus dem Lande verjagen. Er ſchenkte ihr ein ſehr geneigtes Ohr, gab ihr ein genügendes Heer mit unbeſchränktem Oberbefehl und gebot Allen zu thun wie ſie befehle.“

„In Orleans wußte man wohl, daß die Engländer nicht ſo genaue Wache hielten wie ſonſt, und darum gelang es dieſer Jungfrau, mit anderen franzöſiſchen Führern mitten in der Nacht, während eines heftigen Regens und Gewitters, mit Lebensmitteln, Geſchütz und anderen nöthigen Vorräthen ſich in die Stadt zu werfen.“

Soweit Holinſhed, oder Hall, wie andere Ausleger wiſſen wollen. Was hat Shakeſpeare aus dieſer Ueberlieferung gemacht? Was hinweggenommen oder zugeſetzt? Wie geändert?

Kein Geringerer als der Baſtard iſt's, durch welchen der Dichter, zu Anfang des Stücks, Act I, Scene 2, die Jungfrau vor ihrem Auftreten ankündigt. Der Baſtard meldet dem vor Orleans rathlos und ohnmächtig lagernden Dauphin:

> Verzaget nicht; denn Beiſtand iſt zur Hand
> Ich bringe eine heil'ge Jungfrau her,
> Die ein Geſicht, vom Himmel ihr geſandt,
> Erſeh'n hat, die Belag'rung aufzuheben
> Und aus dem Land die Engliſchen zu jagen.
> Sie hat der tiefen Prophezeiung Geiſt,
> Roms alten neun Sibyllen überlegen;
> Was war, was kommen wird, kann ſie erſpähn.

Vom Dauphin vorgelaſſen, erſcheint „La Pucelle“ (Enter Joan Puzel)*) und beſteht zuerſt die aus der Chronik geſchöpfte, auch von Schiller aufgenommene Probe ihrer Wiſſenſchaft von fremden Perſonen und geheimen Dingen, indem ſie den unter ſeinem Hofſtaat verborgenen Dauphin erkennt und zu geheimem Zwieſprach bei Seite zieht. Sie ſpricht:

> Dauphin, ich bin die Tochter eines Schäfers,
> Mein Witz in keiner Art von Kunſt geübt.
> Doch Gott gefiel's und unſrer lieben Frau
> Auf meinen niedren Stand ihr Licht zu ſtrahlen.
> Sieh, da ich meine zarten Lämmer hüte
> Und biete dürrem Sonnenbrand die Wangen,
> Geruht mir Gottes Mutter zu erſcheinen,
> Und heißt durch ein Geſicht voll Majeſtät
> Mich meinen knechtiſchen Beruf verlaſſen,
> Mein Vaterland vom Drangſal zu befrei'n.
> Sie ſagte Beiſtand und Erfolg mir zu;
> In voller Glorie that ſie ſich mir kund,
> Und da ich ſchwarz war und verſengt zuvor,
> Goß ſie auf mich mit jenen klaren Strahlen
> Der Schönheit Segen, die ihr an mir ſeht.

---

*) Die Shakeſpeare-Texte ſchrieben abwechſelnd Pucelle und Puzel. Eigenthümlich iſt die durchgehende Art der Betonung: auf der erſten Silbe, — nicht Pucélle, ſondern Púcelle. Zum Beiſpiel: Act I, Scene 6:

> But Joan la Pucelle shall be France's Saint.

Act III, Scene 2:

> Here enter'd Pucelle and her practisants.

Frag' mich um was Du nur erſinnen kannſt,
Unvorbereitet will ich Antwort geben.
Prüf' meinen Muth im Kampfe, wenn Du darfſt,
Und über mein Geſchlecht wirſt Du mich finden.
Entſchließe Dich; ſoll alles Glück Dir ſproſſen,
So nimm mich an zu Deinem Kriegsgenoſſen.

Der Dauphin verlangt zu ſeiner vollen Ueberzeugung von der Sendung der Jungfrau noch ein Gottesurtheil: einen Zweikampf mit ihr. Sie fechten; der Dauphin wird überwunden und ruft Halt. Doch ſchreibt die Jungfrau den Sieg ihres geweihten Schwertes der Hilfe der Mutter Gottes zu. Darauf:

Dauphin.
Wer Dir auch hilft, Du, Du mußt mir nun helfen.
Ich brenne vor Verlangen ungeſtüm,
Du haſt mir Hand und Herz zugleich beſiegt,
Hohe Pucelle, wenn Du ſo Dich nennſt.
Laß Deinen Knecht, nicht Deinen Herrn mich ſein;
Der Dauphin Frankreichs bittet Dich darum.

Pucelle
Ich darf der Liebe Bräuche nicht erproben,
Weil mein Beruf geheiligt iſt von oben.
Erſt wenn ich Deine Feinde all' verjagt,
Dann werde mir Belohnung zugeſagt.

Dieſes vertrauliche Zwiegeſpräch zwiſchen Dauphin und Pucelle wird von halblauten Zweideutigkeiten und Späßlein der Hofherren obligat begleitet, denjenigen auf's Haar ähnlich, mit welchen in König Heinrich dem Sechsten, dritter Theil, Act III, Scene 2, die Brüder König Eduards die Werbung deſſelben um die ſchöne Wittib, Lady Grey, illuſtriren. Als zum Schluß Rainer, Herzog von Anjou, König von Neapel (in partibus), kategoriſch fragt: Wird Orleans verlaſſen oder nicht? giebt ihm die Jungfrau entrüſtet zur Antwort:

Ich ſage: Nein, Ungläubig Heidenvolk!
Kämpft bis zum letzten Hauch, ich will euch ſchirmen.
Ich bin zu Englands Geißel auserſehn.
Heut Nacht will ich gewiß die Stadt entſetzen.
Erwartet Martins Sommer, Halcyon-Tage,
Nun ich in dieſe Kriege mich begeben.

Ein Zirkel nur im Waſſer iſt der Ruhm,
Der niemals aufhört, ſelbſt ſich zu erweitern,
Bis die Verbreitung ihn in nichts zerſtreut.
Mit Heinrichs Tode endet Englands Zirkel,
Zerſtreuet iſt der Ruhm, den er umſchloß.
Nun bin ich gleich dem ſtolzen Siegerſchiff,
Das Cäſarn trug zugleich mit ſeinem Glück.

An dieſen pathetiſchen Abgang reiht ſich alsdann der Kampf vor und um Orleans, bei welchem die Jungfrau zum erſten Male mit Talbot, ihrem mächtigen Gegenbild in der Dichtung, zuſammentrifft, als „Hexe“ und als „freche Metze“ von ihm apoſtrophirt; hierauf die Niederlage und Flucht der Engländer, die in ihr, gleich den Franzoſen, „die neu erſtand'ne heilige Prophetin“ erkennen; und der Entſatz der Stadt zum Schluſſe des erſten Acts. Talbot ſprudelt ſeinen Ingrimm aus in unüberſetzbaren Wortſpielen gegen den Dauphin und die Jungfrau:

Pucelle or puzzel, dolphin or dogfish,

vermag aber nicht zu hindern, daß auf den Wällen das ſiegreiche Banner Frankreichs aufgepflanzt wird. In überſtrömendem Dankgefühl feiert der Dauphin ſeine Retterin mit nachfolgender, ſelbſt für den jugendlichen Shakeſpeare ſchier allzubombaſtiſchen Rede:

Du göttlichſtes Geſchöpf! Aſträa's Tochter!
Wie ſoll ich ehren Dich für den Erfolg?
Adonis' Gärten gleichet Dein Verheißen,
Die heute blüh'n und morgen Früchte tragen.
Sieg-prang' in Deiner herrlichen Prophetin,
O Frankreich! Orleans iſt wieder dein.
Nie widerfuhr dem Lande größ'res Heil.
Und die den Tag gewann, Johanna iſt's,
Nicht wir. Ich theile meine Kron' mit ihr,
Und alle Mönch' und Prieſter meines Reichs
In Prozeſſion ihr ſtets lobſingen ſollen.
Ich bau' ihr eine ſtolz're Pyramide,
Als die zu Memphis, oder Rhodope's;
Und wenn ſie todt iſt, ſoll ihr zum Gedächtniß
Die Aſch' in einer köſtlicheren Urne
Als das Kleinodien-Käſtchen des Darius
Bei hohen Feſten umgetragen werden
Vor Frankreichs Königen und Königinnen.

Nicht länger rufen wir Sankt Dionys,
Patronin iſt nun Jeanne la Pucelle.
Kommt, halten wir ein königlich Gelag
Auf dieſen ſiegesreichen goldnen Tag!

So, in großen Zügen gezeichnet, mit den hellſten Farben gemalt, tritt uns die Jungfrau Shakeſpeare's beim erſten Anblick entgegen. Er idealiſirt ihr Bild, ſogar im Kleinen und Aeußerlichen, indem er, gewiſſenhaft wie immer in allen Details, ihren weißen Teint als eine Folge übernatürlicher Wirkungen erklärt. Die Mutter Gottes hat die Hirtin, deren Geſicht wetterbraun und ſonnverbrannt geweſen, durch ihre Strahlen gebleicht und der Schönheit Segen auf ſie gegoſſen. Im geraden Gegenſatze dazu ſchildert Voltaire ſeine Pucelle in derb realiſtiſchem Style als eine feſte Wirthshausdirne von groben, aber hübſchen Zügen, einer braunen, aber ſteinharten Büſte, dunkelen blitzenden Augen, zweiunddreißig Zähnen in dem friſchen, von einem Ohr zum andern gehenden Munde, thätig, flink, kräftig, begabt mit einer nervigen Hand, welche hundert Gäſte zu bedienen und im Falle eines indiscreten Angriffs auf ihre Reize auch zu ohrfeigen im Stande iſt, arbeitſam vom Morgen bis zum Abend, Pferde ſtriegelnd, einſpannend, zur Tränke reitend, und zwar ohne Sattel, wie ein römiſcher Krieger. Schiller endlich, der Vollblut-Idealiſt, vergeiſtigt auch die ſinnliche Schönheit ſeiner Heldin. Schon im Vorſpiel gedenkt Raimund, ihr ſchüchterner, ländlicher Anbeter, und ihr Vater Thibaut ihrer Erſcheinung, die jener als von himmliſchem Lichte verklärt, dieſer als dämoniſche und verderbliche Naturgabe bezeichnet. Raimund ſagt:

Oft ſeh' ich ihr aus tiefem Thal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend ſteht,
Mit edlem Leibe, und den ernſten Blick
Herabſenkt auf der Erde kleine Länder.
Da ſcheint ſie mir was Höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, ſie ſtamm' aus andern Zeiten.

Der Vater dagegen:

Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit. Weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals,

So nährt ſie ſünd'gen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt den Menſchen faßt.

Denſelben, bis zum Uebernatürlichen geſteigerten Eindruck macht die Erſcheinung Johanna's, da ſie in das franzöſiſche Heer und an den Hof König Karls tritt. Der lothringiſche Ritter Raoul, der ſie ankündigt, ſagt von ihr:

Da ſtellte ſich
Ein ſeltſam Wunder unſren Augen dar.
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehn; um ihren Nacken
In dunklen Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten.

Graf Dunois, der tapfre Baſtard von Orleans, und Lahire entbrennen in tiefer Leidenſchaft für das Wundermädchen, „das Götterkind der heiligen Natur, — die Braut der reinen Engel, die ſich das Haupt mit einem Götterſchein umgiebt, der heller ſtrahlt als ird'ſche Kronen.“ Beide werben um ihre Hand bei dem König, der ebenfalls vor ihr, der Befreierin ſeines Landes, der Retterin ſeiner Krone, ſich dankerfüllt beugt und ſie zur Nächſten ſeinem Throne erhebt. Johanna ſelbſt bleibt unberührt von den Wallungen, die ſie erweckt. Sie iſt ſich ihrer Sendung von oben voll bewußt und erklärt, frei von der Verwirrung der blöden Scham, auf das ſtürmiſche Drängen der Ritter und das Zureden Agnes Sorels, ſie ſei berufen zu ganz andrem Werk, das nur die reine Jungfrau kann vollenden. Sie zürnt ſogar, da der Dauphin oder König prophezeit, es werden ſanftere Gefühle in ihrem bisher nur von Gott erfüllten Buſen erwachen, und die jetzo rettend Tauſende beglückt, ſie werde enden Einen zu beglücken. Sie ruft ihm zu:

Dauphin, biſt Du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß Du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die Dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch;
Vor eurem Aug' enthüllt er ſeine Wunder,

Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?
Weh' mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'ſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär' nie geboren!
Kein ſolches Wort mehr, ſag' ich euch, wenn ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.

Man ſieht: Shakeſpeare's und Schillers Jungfrau treffen in ihren Anfängen genau zuſammen, faſt bis auf's einzelne Wort (Kleingläubig Heidenvolk . . . Kleingläubige). Beiden Dichtern iſt ſie die gottbegeiſterte Seherin, das auserwählte Rüſtzeug des Herrn, die mit übernatürlichen Gaben durch himmliſche oder durch hölliſche Mächte ausgeſtattete Heldenjungfrau. Als ſolche fühlt ſie ſelbſt ſich, als ſolche wird ſie erkannt von ihren Landesgenoſſen wie von den Gegnern; die Franzoſen beten ſie an, die Engländer verwünſchen ſie. Dieſe haben für ſie, bei Shakeſpeare, nur die härteſten und gemeinſten Schimpfnamen: die Hexe, die verfluchte Zauberin, die Metze, die Trulle = trull, während ſie, bei Schiller, kaum milder von Talbot, Lahire und der Königin Iſabeau tractirt wird als jungfräulicher Teufel, als Phantom des Schreckens, des Baſtards Buhle, eine Gauklerin, die die gelernte Rolle der Heldin ſpielt, buhleriſche Circe, Sirene u. dgl. m. Am ſchärfſten fallen die Worte wie die Streiche, wenn die Jungfrau und Talbot auf einander treffen, der in beiden Dichtern, dem engliſchen und dem deutſchen, ihr lebendiger Gegenſatz iſt: das Prototyp des angelſächſiſchen Volksſtammes, ein Held von rauher, eherner Tapferkeit, welcher ſich unbedenklich einer verlorenen Sache opfert und in ſeiner Sterbeſtunde nur auf einer Seite menſchlich dahinſchmilzt, in der zärtlichſten Vaterliebe. Die Scene, worin Talbot Vater und Sohn Bruſt an Bruſt ihr Leben aushauchen, iſt, trotz des manierirten Dialogs, ein Cabinetſtück tief-elegiſcher Poeſie, das in jedem Zuge, inſonderheit durch den durchgehenden Gebrauch des Reimes, die jugendliche Dichterhand verräth. Ungleich kräftiger, mithin auch folgerichtiger hat Schiller ſeinen Talbot ſterben laſſen, mit einem Fluch auf den allgemeinen Fieberwahn der Furcht, in welchem er, der einzig nüchterne, ſich wach und aufrecht erhalten hat. Er zieht, auf dem Schlachtfeld fallend, wo er gelebt, von einem Weibe beſiegt, der von keinem Manne jemals beſiegt worden, noch im Fall ungebrochen, die Summe ſeines Lebens: ein Nichts, und verläßt die Welt, dem Narrenkönig ſie vermachend, dem ſie gehört.

So geht
Der Menſch zu Ende, und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth.

Auch hier — welches genaue Zuſammentreffen beider Dichter! „Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehn," ruft Talbot bei Schiller aus, und bei Shakeſpeare: „Du Schalksnarr Tod, belachſt uns hier zum Hohn!"

II.

Wie vom zweiten Aufzuge an die Compoſition des Shakeſpeare'ſchen Stückes König Heinrich der Sechste, erſter Theil, in einzelne lockere Scenen zerbröckelt, wie die Handlung regellos zwiſchen Frankreich und England, Paris und London, Rouen, Bordeaux, Angers hin und her, hinüber, herüber ſpringt, ſo löſt ſich auch das Bild der Jungfrau allmählich auf und zerrinnt in Züge, welche mit der erſten Anlage wenig oder nichts mehr gemein haben. Ihr Stern, der beim Aufgange in ſo reinem, hellen Lichte geſtrahlt, verſchwindet bald, bald taucht er wieder auf in den Wolken des wechſelnden Kriegsglückes, von dem weich- und wankelmüthigen König ebenſo raſch verwünſcht und angezweifelt, wie überſchwänglich geprieſen, durch ſeine Höflinge mit ſchlecht verhehltem Neid und anzüglichen Zweideutigkeiten unaufhörlich begleitet. Im Zenith ſteht er in der gewaltigen Scene mit Burgund, die ganz und gar Eigenthum, freie Erfindung des Dichters. Sie allein, und daneben die Scene, welche den Urſprung der Spaltung zwiſchen rother und weißer Roſe in ebenſo natürlicher wie wirkſamer

Weiſe verſinnlicht, reichen hin, um die Autorſchaft oder doch die Collaboration Shakeſpeare's zu documentiren. Sie gehören ihm an, ſo im Geiſt wie nach Form und Styl, in der freien und dabei doch ſo tiefſinnigen Vermiſchung von Dichtung und Wahrheit, in Erfindung und Ausführung, Zeichnung und Farbe. Die Geſchichte weiß nichts davon, daß durch der Jungfrau inſpirirte Beredtſamkeit und wunderthätigen Einfluß der abgefallene Herzog von Burgund von dem engliſchen Löwen zu den Lilien Frankreichs zurückgeführt worden. Sie gedenkt nur eines Briefes, den Johanna an den Herzog von Burgund gerichtet, ähnlichen Inhalts wie ihre Rede bei Shakeſpeare. Im Uebrigen ſtellt ſich des Herzogs Abfall von England als das Werk berechnender Politik dar; ein Seitenſtück zu den zahlreichen, unberechenbaren Fahnen- und Partei-Wechſeln, welche ſich in dem geſammten Verlauf des Roſenkrieges, oft in der gewagteſten, nicht einmal äußerlich motivirten Weiſe wiederholen. Sogar thatſächlich erweiſt ſich die Zurückführung des hiſtoriſchen Ereigniſſes auf die Initiative der Jungfrau als ein Anachronismus, wie er indeſſen dem, mit ſeinem Stoffe frei ſchaltenden und waltenden Dichter nicht nur erlaubt iſt, ſondern ſogar Zeugniß giebt für den Tiefblick ſeines Auges, die Feinheit ſeiner Hand. Johanna hatte bereits, 1431, auf dem Scheiterhaufen geendet, als Burgund, 1435, ſeinen Frieden mit König Karl bewerkſtelligte; ein nur für Burgund, keineswegs für Frankreich vortheilhafter Frieden. Fällt doch auch Talbots Tod, 1453, um ein volles Jahrzehnt außerhalb des Zeitraumes, den die Handlung unſerer Hiſtorie umfaßt, 1422 bis 1443.

Was die impoſante Scene zwiſchen Johanna und Burgund betrifft, ſo führt ſie Shakeſpeare ohne tiefere Begründung, beinahe unvermittelt herbei, und mehr als einfach, in rohen Zügen, durch. König Karl und ſeine Sippe, durch den Fall Rouens betroffen und entmuthigt, gehen die Jungfrau um abermaligen Rath und Beiſtand an. Sie ſoll ihren Witz gebrauchen, nach geheimen Liſten ſpähen, wofür ihr zum Voraus Ruhm vor aller Welt und Anbetung wie einer Heiligen verheißen werden. Sie erwidert:

So ſei es alſo. Dies iſt Jeanne's Plan:
Durch Ueberredungen mit Honigworten

Verſtricken wir den Herzog von Burgund,
Den Talbot zu verlaſſen, uns zu folgen.
Ihr ſollt ſchon ſehn, wie ich es machen will,
Die Sache zum gewünſchten Schluß zu bringen.

Gelegener Weiſe ziehen die engliſchen und die burgundiſchen Truppen „mit fliegenden Fahnen“ an dem franzöſiſchen Hauptquartier bei Rouen vorüber*), auf Paris marſchirend. Nach der Jungfrau Geheiß ruft König Karl den Herzog von Burgund um ein Geſpräch an. Da er, nicht eben bereitwillig, Halt macht, apoſtrophirt ihn die Jungfrau wie folgt:

Du Frankreichs Hoffnung, wackerer Burgund,
Laß Deine Magd in Demuth mit Dir reden.

Burgund.
So ſprich, doch mach's nicht übermäßig lang.

Johanna.
Blick' auf Dein fruchtbar Vaterland, Dein Frankreich,
Und ſieh die Städt' und Wohnungen entſtellt
Durch die Verheerung eines wilden Feindes.
So wie die Mutter auf ihr Kindlein blickt,
Wenn Tod die zart gebrochnen Augen ſchließt,
So ſieh, ſieh Frankreichs ſchmachtendes Erkranken;
Die Wunden ſchau, die unnatürlichen Wunden,
Die ihrer bangen Bruſt Du ſelbſt verſetzt!
O kehr' Dein ſchneidend Schwert wo anders hin,
Triff wer verletzt, verletz' nicht den, der hilft!
Ein Tropfen Bluts aus Deines Landes Buſen
Muß mehr Dich reu'n als Ströme fremden Bluts;
Drum kehr' zurück mit einer Fluth von Thränen
Und waſche Deines Landes Flecken weg.

---

*) Im Vorbeigehen: wie ärmlich mag — ganz und gar in der, an das Komiſche ſtreifenden Verkürzung, die der berühmte Prolog zu Heinrich V ſchildert, — im Blackfriars- oder Globus-Theater dieſes Defiliren zweier großer Heeresmaſſen (forces) ſceniſch dargeſtellt worden ſein! Auf der anderen Seite, wie ausgebildet ſtellen ſich techniſche Hilfsmittel bereits dar, wenn in den Theater-Anweiſungen ausdrücklich eines engliſchen und eines franzöſiſchen Marſches (für Talbots und für Burgunds Truppen) Erwähnung geſchieht, wie auch eines eigenen Trompeten-Signals für den Parlamentär. „Trumpets sound a parley“.)

Burgund.

Entweder hat ſie mich behext mit Worten,
Oder mit eins erweicht mich die Natur.

Johanna.

Auch ſchreien alle Franken über Dich,
Geburt und ächte Herkunft Dir bezweifelnd.
An wen geriethſt Du als ein herriſch Volk,
Das Dir nicht trau'n mag als Gewinnes halb?
Wenn Talbot einmal Fuß gefaßt in Frankreich
Und zu des Uebels Werkzeug Dich gemodelt,
Wer, außer Englands Heinrich, wird dann Herr,
Und Du hinausgeſtoßen wie ein Flüchtling?
Ruf' Dir zurück und merk' nur dies zur Probe:
War nicht der Herzog Orleans Dein Feind?
Und war er nicht in England Kriegsgefangner?
Allein, als ſie gehört, er ſei Dein Feind,
So gaben ſie ihn ohne Löſung frei,
Burgund zum Trotz und allen ſeinen Freunden.
So ſieh denn: wider Deine Landsgenoſſen
Kämpfſt Du mit denen, die Dich morden werden.
Komm, kehre heim! Kehr' heim, verirrter Fürſt!
Karl und die Andern werden Dich umarmen.

Burgund.

Ich bin beſiegt. Dieſ' ihre hohen Worte
Zermalmen mich wie brüllendes Geſchütz,
Daß ich auf meinen Knie'n mich faſt ergebe.
Verzeiht mir, Vaterland und Landsgenoſſen,
Und, Herrn, empfangt die herzliche Umarmung.
All meine Macht und Schaaren Volks ſind euer;
Talbot, leb' wohl; ich trau' Dir länger nicht.

Johanna.

Ein ächter Franzmann! Hin und hergewandt!

Gleicht, von Anfang bis zum Schluß, die Scene nicht einem alten Holzſchnitt, kräftig, charakteriſtiſch, bedeutungs- und ausdrucksvoll, aber an die kunſtloſen Anfänge der Kunſt gemahnend? Und dieſer Schluß, die Pointe, worin Johanna, die ſchwärmeriſche Frankenmaid, den Wetterfahnencharakter ihres eigenen Volks in einem ſarkaſtiſchen Bei-Seite verhöhnt, wie paßt ſie in ihren Mund, an dieſe Stelle? Oder läge es in des Dichters Abſicht, zu zeigen: daß in der Bruſt der Jungfrau der Glaube an ihr Volk bereits wankend gemacht worden, ihre Illuſionen durch den längeren Verkehr im Hof- und Lagerleben geſchwunden ſeien?

Welch ein Unterſchied zwiſchen Shakeſpeare's Holzſchnitt und dem, allerdings um volle zwei Jahrhunderte jüngeren hiſtoriſchen Meiſterbilde bei unſerem Schiller! Hier welche Vertiefung in allen Motiven, allen Intentionen; welcher Reichthum an Uebergängen; welche Gluth der Empfindung! Dazu die breiteſte Pinſelführung; ein beinahe blendendes Colorit; die wirkſamſte Gruppirung der Maſſen; die ſorgfältigſte Behandlung und Charakteriſirung aller einzelnen Figuren um die herrſchende Geſtalt im Mittelpunkte!

Schon die Vorbereitung der ganzen, an den Schluß des zweiten Acts geſtellten Scene erweiſt ſich als überlegener Vorzug Schillers. Er faßt die Verſöhnung Burgunds mit Frankreich nicht als ein vorbedachtes Werk der Berechnung, das Reſultat einer Kriegsliſt auf, ſondern als Product eines erregten Augenblicks. Nur langſam, nicht wie bei Shakeſpeare in unnatürlicher Plötzlichkeit vollzieht ſich die folgenſchwere Wendung in der Geſinnung Burgunds. Vom erſten feindlichen Zuſammentreffen an bis zur ſchließlichen Umarmung werden auf beiden Seiten alle Stadien der Empfindung zurückgelegt. Burgund und Johanna begegnen einander auf dem Schlachtfelde; jener unerkannt von dieſer, weil er mit geſchloſſenem Viſir ficht, dieſe beim erſten Anblick erkannt und wüthend angefallen:

> Verfluchte, Deine Stunde iſt gekommen!
> Dich ſucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,
> Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
> Zurück, aus der Du aufgeſtiegen biſt!

Johanna ſetzt ſich nicht ſogleich zur Wehre. Der fürſtliche Anſtand ihres Gegners, der ihr kein Britte ſcheint, und die burgund'ſche Binde halten ihr Schwert zurück. Er giebt ſich zu erkennen und dringt auf's Neue ein, während Dunois und Lahire zu der Jungfrau Beiſtand herbeieilen. Mann gegen Mann ſtürzt haß- und ſtreitentbrannt aufeinander, im Einzelkampf die Entſcheidung herbeizuziehen. Johanna wirft ſich zwiſchen die gezückten Schwerter und trennt die Gegner. Nun erſt beginnt, in effectvoller Stille, einer Pauſe im Kriegslärm und Getümmel, das „Geſpräch" (parley), aus einer ganz andern Tonart und Modulirung wie das engliſche.

Johanna.
Was willſt Du thun, Burgund? Wer iſt der Feind,
Den Deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn wie Du,
Dieſer Tapfre iſt Dein Waffenfreund und Landsmann,
Ich ſelbſt bin Deines Vaterlandes Tochter.
Wir alle, die Du zu vertilgen ſtrebſt,
Gehören zu den Deinen; unſ're Arme
Sind aufgethan, Dich zu empfangen, unſ're Kniee
Bereit, Dich zu verehren. Unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen Dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſres Königs theu're Züge trägt.

Burgund.
Mit ſüßer Rede ſchmeichleriſchem Ton*)
Willſt Du, Sirene, Deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich bethörſt Du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor Deiner Rede Schlingen,
Und Deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten.

Dunois.
Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt Du
Vor Worten Dich? Auch das iſt Feigheit
Und der Verräther einer böſen Sache.

Johanna.
Uns treibt nicht die gebieteriſche Noth
Zu Deinen Füßen; nicht als Flehende
Erſcheinen wir vor Dir. Blick' um Dich her!
In Aſche liegt das engelländ'ſche Lager
Und eure Todten decken das Gefild.
Du hörſt der Franken Kriegsdrommete tönen,
Gott hat entſchieden: unſer iſt der Sieg.
Des ſchönen Lorbeers friſch gebroch'nen Zweig

---

*) „By fair persuasions, mixt with sugard words“ ſagt bei Shakeſpeare die Jungfrau von ſich ſelbſt; bei Schiller, ungleich natürlicher, der Gegner zu ihr.

Sind wir bereit mit unſrem Freund zu theilen.
O komm herüber! Edler Flüchtling, komm
Herüber, wo das Recht iſt und der Sieg.
Ich ſelbſt, die Gottgeſandte, reiche Dir
Die ſchweſterliche Hand. Ich will Dich rettend
Herüberziehn auf unſ're reine Seite.
Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Engel, —
Du ſiehſt ſie nicht, — ſie fechten für den König;
Sie alle ſind mit Lilien geſchmückt
Lichtweiß wie dieſe Fahn' iſt unſ're Sache;
Die reine Jungfrau iſt ihr keuſches Sinnbild.

Burgund.

Verſtrickend iſt der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede iſt wie eines Kindes;
Wenn böſe Geiſter ihr die Worte leih'n,
So ahmen ſie die Unſchuld ſiegreich nach
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, iſt ſchwächer als mein Arm.

Johanna.

Du nennſt mich eine Zaub'rin, giebſt mir Künſte
Der Hölle Schuld. Iſt Frieden ſtiften, Haß
Verſöhnen ein Geſchäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt um's Vaterland?
Seit wann iſt die Natur ſo mit ſich ſelbſt
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Teufel ſie beſchützen?
Iſt aber das, was ich Dir ſage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's ſchöpfen?
Wer hätte ſich auf meiner Schäfertrift
Zu mir geſellt, das kind'ſche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürſten nie geſtanden,
Die Kunſt der Rede iſt dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, Dich zu bewegen,
Beſitz' ich Einſicht, hoher Dinge Kunde;
Der Länder und der Könige Geſchick
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund.

Wie wird mir? Wie geſchieht mir? Iſt's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet?

Sie trügt nicht, dieſe rührende Geſtalt!
Nein, nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet,
So iſt's durch eine himmliſche Gewalt;
Mir ſagt's das Herz: ſie iſt von Gott geſendet.

Johanna.

Er iſt gerührt, er iſt's! Ich habe nicht
Umſonſt gefleht; des Zornes Donnerwolke ſchmilzt
Von ſeiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede ſtrahlend, bricht
Die gold'ne Sonne des Gefühls hervor.
Weg mit den Waffen! Drücket Herz an Herz, —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

Dieſer mächtige Accord, in welchem alle einzeln angeſchlagenen Töne und Weiſen zuſammen- und ausklingen, ſetzt ſich noch im nächſten Act fort, als die Verſöhnung zwiſchen Frankreich und Burgund vom Schlachtfeld in die Hofkreiſe dringt. Dort gelingt es dem Einfluß der Jungfrau, die den Herzog von Burgund noch entſchiedener als alle übrigen Großen beherrſcht, von ihm für Duchatel Verzeihung zu erwirken, der des Herzogs Vater im Zweikampf getödtet hatte. Sie ſteht auf dem Gipfel ihres Anſehens, ihrer Macht. Noch ſtrahlt ihr Bild, in welchem die Züge der Hirtin, der Seherin, der Heldin verſchmolzen ſind, im vollſten idealen Glanze, während das Shakeſpeare'ſche Seitenſtück ſchon düſtre Flecken und Trübungen aufweiſt. Sie plant bereits, macht Anſchläge, ſinnt Liſten aus, ironiſirt ihr Volk und ſomit ſich ſelbſt und ihre Sendung. Schillers Jungfrau, wie ſpäter zu zeigen ſein wird, fällt plötzlich, durch eigene, innere, bewußte Verſchuldung: ſie verletzt ihr Gelübde der Jungfräulichkeit, indem ſie für einen Mann in ſinnlicher Liebe entbrennt. Daß dieſer Mann zu den Erbfeinden ihres Volkes gehört, erſchwert ihre Schuld. Hier liegt alſo ein tief gegriffenes pſychologiſches Motiv der Kataſtrophe zu Grunde. Die Jungfrau Shakeſpeare's ſteigt ſo zu ſagen ſtufenweiſe von ihrer urſprünglichen Höhe herab, halb gezogen von der Wucht der Ereigniſſe, halb durch ſittliche Entartung, die wiederum als Folge der allgemeinen Corruption in Volk und Zeit aufgefaßt werden kann. Anfangs geſchildert wie ein Weſen höherer Art, begabt mit übernatürlicher, aber von guten Geiſtern gewährter Macht, in gewählten, beredten Worten ſich ausdruckend, ſinkt ſie allmählich im Charakter und im Ton bis zu der bodenloſen Gemeinheit, in welcher ſie endet. Sie ſtimmt völlig ein in den großſprecheriſchen Schwall und Schwulſt ihrer Umgebung; ſie verunglimpft Talbots Leiche; ſie verläugnet den Vater; ſie entwürdigt, um das nackte Leben zu retten, ihr eigenes Selbſt in den ſchamloſeſten Geſtändniſſen; ſie ſtirbt als überwieſene Hexe und Dirne.

Wie viel von dieſer, zwiſchen Idealiſirung und Caricatur ſchwankenden Auffaſſung auf Rechnung des Dichters, auf die des Chroniſten, dem er folgt, endlich auf die des Parteigeiſtes und des Nationalhaſſes zu ſetzen iſt, dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein. Daß letzterer überall, wo Franzoſen und wo Engländer, namentlich im Kampfe wider einander, geſchildert werden, dem Dichter die Hand führt, und zwar in einer ausgeſprochen einſeitigen Richtung, iſt unverkennbar, wie es denn auch bei jeder Gelegenheit von den Shakeſpeare-Gelehrten und Auslegern bald rühmend, bald tadelnd hervorgehoben wird. Shakeſpeare war jeder Zoll ein Engländer, Shakeſpeare ſchrieb für engliſche Zuſchauer und Zuhörer. Er kann alſo weder, noch will er aus der Anſchauung ſeines Volkes und ſeiner Zeit heraus, ſei dieſelbe, dem Nachbarn jenſeits des Kanals gegenüber, noch ſo vorurtheilsvoll. So oft des franzöſiſchen Nationalcharakters in den Hiſtorien erwähnt wird, ſo oft franzöſiſche Könige, Helden, Krieger auftreten, ſtehen ſie in der möglichſt ungünſtigen Beleuchtung, werden mit ſichtlichem Uebelwollen behandelt, oberflächlich abgethan. Einer der bedeutendſten Monarchen, der den mächtigſten Einfluß auf die Geſchicke nicht nur ſeines Reiches, ſondern ganz Europa's ausgeübt, Ludwig der Elfte, ſchrumpft in Heinrich dem Sechsten zu einer epiſodariſchen Nebenfigur zuſammen. Karl der Sechste und ſeine Heerführer werden in Heinrich dem Fünften bei Hof und im Lager, namentlich am Vorabend der Schlacht von Azincourt, als großſprecheriſche Maulhelden dargeſtellt, mit denen engliſche Tapferkeit ein leichtes, zum Voraus ſchon gewonnenes Spiel hat. Ueberall dichter Schatten auf der franzöſiſchen Seite; auf der engliſchen das vollſte Licht. Soweit ein ſolcher Ausdruck nationalen Selbſtgefühls gerechtfertigt wird durch die Thatſachen, mag er hingenommen werden; zum Beiſpiel alſo in den glorreichen Zeiten Heinrichs des Fünften. Wie aber, wenn das gerade Gegentheil ſtattfindet? Wenn ein franzöſiſches Mädchen ganze Heereshaufen engliſcher Krieger vor ſich hintreibt? Wenn, Provinz für Provinz, die engliſchen Eroberungen auf franzöſiſchem Boden verloren gehen, bis zuletzt nur Calais noch in den Händen der Engländer bleibt? Da müſſen übernatürliche Kräfte angerufen werden, um zu erklären, zu entſchuldigen. Dies „Hereinragen der Geiſterwelt“ bildet bekanntlich ein faſt ſtehendes Motiv in der Shakeſpeare'ſchen Dichtung. Hat er ſelbſt an Geiſter, Geſpenſter, Hexen, Zauberer geglaubt? Die Frage iſt müßig. Sein Publikum glaubte; alſo war es das gute Recht des Dichters, durch Erſcheinungen von droben, wie von drunten Wirkungen hervorzubringen. Heutzutage verfängt das Mittel nicht mehr, weil eben jener Glaube fehlt. Wenn ein moderner Dichter Geiſter citirt, riskirt er regelmäßig ausgelacht zu werden, oder im beſten Falle dem Theatermeiſter und dem Beleuchter zu einem Triumphe ihrer Kunſt im Verſenken, in Flugwerken, in elektriſchen Lichteffecten zu verhelfen. Shakeſpeare's Geiſter hingegen werden auf Treu' und Glauben angenommen. Sie ſind auch nicht bloße Phantasmagorieen, Schattenſpiele und Gaukelbilder, ſondern ächt dramatiſche Geiſter, Geiſter von Fleiſch und Blut; ſie greifen in die Handlung ein, mahnend, antreibend, warnend, abſchreckend, neckend, beſchützend, verwirrend, löſend, — ſei es nun, daß ſie einzeln auftreten als Geiſter verſtorbener Perſonen, die zum Theil das Publikum eben noch lebendig auf der Bühne geſehen, wie Cäſar, Banquo, Hamlets Vater, oder daß ſie in ganzen Schaaren eine überſinnliche Welt darſtellen, welche, wie im Sturm, im Sommernachtstraum, im Macbeth, bald eine heiter anmuthige, bald eine dämoniſch düſtere iſt und von beſtimmten individuellen Haupt- oder Obergeiſtern geführt wird: Ariel, Puck, Hekate. Dieſe geſammte Ober- und Unterwelt iſt poetiſch ſo wohl organiſirt, daß ſich eine vollſtändige Shakeſpeare-Dämonologie ſchreiben ließe, zu welcher denn auch ſeine Pucelle einen weſentlichen Beitrag liefert. Iſt doch bei ihr das Uebernatürliche natürlich, im Stoffe gelegen, der herrſchende Zug im Charakterbilde der Heldin. Daß ſie, als Kind, als Schäferin ſchon, Viſionen gehabt, erzählt die Geſchichte, der Chroniſt; ebenſo, daß ſie mit Geiſtern im Bund geweſen, ſich ihrer Hilfe bedient habe; guter Geiſter ſagen die Franzoſen, böſer ſagen die Engländer. Shakeſpeare ſpricht ſich, klug und fein wie überall, zu Anfang über dieſe Frage nicht aus. Vorſichtig und zurückhaltend läßt er die Geſtalt ſeiner Heldin bei ihrem Auftreten im Halbdunkel, welches den Reiz des Geheimnißvollen, Magiſchen erhöht. Erſt wo ſie handelnd in den Vordergrund tritt, fällt volles Licht von der franzöſiſchen Seite auf ſie, tiefer Schatten von der engliſchen. Ihrem Volke iſt ſie die gottbegeiſterte Seherin, ein Werkzeug der Rettung, „eine heilige Jungfrau“; den Engländern Hexe und Dirne zugleich. Gewiß nicht ohne tiefe Abſicht hat ſie der Dichter gerade ſo dargeſtellt: doppelſeitig, zweideutig. Dadurch wird aber keineswegs der Vorwurf begründet, welchen die Shakeſpeare-Gelehrten erhoben haben: Shakeſpeare's Pucelle ſei unhiſtoriſch und unpoetiſch. Unpoetiſch mag ſie dem Deutſchen vorkommen, der ſie mit Schillers Augen, oder geblendet durch das ideale Licht ſeiner, für uns typiſch gewordenen Auffaſſung anſchaut. Shakeſpeare betrachtet ſie, — ebenſo Voltaire, — vom Standpunkte ſeines Volks, ſeiner Zeit, wie er ihr Bild nicht ablöſt von ihrer eigenen Zeit. Auf dem Hintergrunde dieſer, in ſittlicher und geſellſchaftlicher Auflöſung begriffenen Zeit iſt gerade die Shakeſpeare'ſche Pucelle durchaus verſtändlich, geſchichtlich treu, dichteriſch motivirt. Charakteriſirt ſich doch eine ſolche Epoche des allgemeinen Verfalls eben dadurch, daß Niemand, auch nicht die beſten und die reinſten Naturen, ſich frei zu erhalten vermag von den Wirkungen der Corruption, von dem in der Luft liegenden Miasma der Zerſetzung. Wie während der engliſchen Vaſallen- und Bürgerkriege Heinrichs des Sechsten ächte, aufrichtige Frömmigkeit in Schwäche umſchlägt, des Lord-Protectors, Gloſters, glühender Patriotismus in Herrſchſucht, ſo kann ſich auch die Jungfrau nicht halten auf ihrer urſprünglichen Höhe. Sie ſinkt, ſobald ſie aus der Stille ihrer ländlichen Flur, aus der Fülle ihrer Geſichte in den rauhen, rohen Realismus, an den lockerlebigen Hof der Valois, in das zügelloſe Soldatenthum, die wild auf- und niederwogende Fluth des Kriegsgetümmels tritt. So haben die Neuromantiker, Schlegel und Horn, die Shakeſpeare'ſche Jungfrau und ihren tiefen Fall ſich erklärt, und vielleicht hat hier, wie anderwärts und oftmals, der Dichter den Dichter beſſer verſtanden und ausgelegt als der Gelehrte, der hiſtoriſche Forſcher, der äſthetiſche Kritiker.

Damit ſoll nun freilich nicht behauptet werden, daß die Art und Weiſe, wie ſich bei Shakeſpeare die Peripetie im Weſen der Jungfrau vollzieht, vom Standpunkte heutiger Bildung oder der gegenwärtigen Technik des Dramas gutzuheißen ſei. Schiller läßt ſie durch ihre eigene Verſchuldung fallen, von ſich ſelbſt abfallen; eine ſittlich wie dichteriſch berechtigte und wirkſame Motivirung. Bei Shakeſpeare wirft ſie ſich, da die Ueberirdiſchen nicht mehr helfen, den Unterirdiſchen in die Arme . . . .

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!

Dieſer Abfall wird, — fünfter Aufzug, dritte Scene, — ganz und gar in dem bis zur Rohheit einfachen Styl und Ton einer Geiſterbeſchwörung und Teufelsverſchreibung aus jener Zeit dargeſtellt, wie ſie gäng und gäbe ſind in vielen Stücken deſſelben Alters, in Marlowe's Fauſt, bei Shakeſpeare ſelbſt. Auf dem Schlachtfeld, vor der Stadt Angers, mitten unter Angriffen und Kämpfen, tritt die Jungfrau auf. Es entſpinnt ſich, halb Monolog, halb Geiſterpantomime, folgende Scene:

Pucelle.

Die Franken fliehn und der Regent iſt Sieger.
Nun helft, ihr Zauberſprüch' und Amulete,
Und ihr, die ihr mich warnt, erleſ'ne Geiſter,
Und Zeichen mir von künft'gen Dingen gebt.
(Es donnert.)
Ihr ſchleun'gen Helfer, die ihr zugeordnet
Des Nordens herriſchem Monarchen ſeid:
Erſcheint und helft mir bei dem Unternehmen!
(Böſe Geiſter erſcheinen.)
Dies ſchleunige Erſcheinen giebt Gewähr
Von eurem ſonſt gewöhnten Fleiß für mich.
Nun, ihr vertrauten Geiſter, ausgeſucht
Aus mächt'gen, unterird'ſchen Regionen,
Helft mir dies eine Mal, daß Frankreich ſiege.
(Sie gehen umher und reden nicht.)
O haltet mich nicht überlang mit Schweigen!
Wie ich mit meinem Blut euch pflag zu nähren,

Hau' ich ein Glied mir ab und geb' es euch
Zum Handgeld einer ferneren Vergeltung,
Wenn ihr euch jetzt herablaßt, mir zu helfen.
(Sie hängen die Köpfe.)

Iſt keine Hilfe mehr? Mein Leib ſoll euch
Belohnung zahlen, wenn ihr mir's gewährt.
(Sie ſchütteln die Köpfe.)

Kann nicht mein Leib, noch Blutes-Opferung
Zu der gewohnten Leiſtung euch bewegen?
Nehmt meine Seele; Leib und Seel' und alles,
Eh' England Frankreich unter ſich ſoll bringen.
(Sie verſchwinden.)

Seht, ſie verlaſſen mich! Nun kommt die Zeit,
Daß Frankreich muß den ſtolzen Helmbuſch ſenken
Und niederlegt ſein Haupt in Englands Schooß.
Zu ſchwach ſind meine alten Zauberei'n,
Die Hölle mir zu ſtark, mit ihr zu ringen.
In Staub ſinkt, Frankreich, Deine Herrlichkeit.

Ein ungeſchlachtes, ungeſchicktes Stück Arbeit — dieſe Scene, keinen Vergleich aushaltend mit den Geiſterbeſchwörungen in der Höhle der Hexen in Macbeth, aber durchaus nach der Regel, den Ueberlieferungen der Zeit componirt und ausgeführt, beinahe durch die Schablone gemacht. Denn die als Seitenſtück bereits citirte Scene des Marlowe'ſchen Fauſt ſtimmt Zug für Zug, ſtellenweiſe Wort für Wort überein. Wie dort Fauſt, als ſeine Zeit um, eine neue Friſt von den Teufeln erbettelt, — im Abſtrich dingend: ein Jahr, einen Monat, eine Woche, einen Tag, eine Stunde, — ſo bietet die Jungfrau im Aufſtrich ihr Blut, ein Glied ihres Leibes, den ganzen Leib, ihre Seele. Beide feilſchen erfolglos. Die Teufel zerreißen Fauſt, pünktlich um Mitternacht, während die böſen Geiſter der Jungfrau ſtumm verſchwinden, wie ſie ſtumm erſchienen ſind und durch ſtummes Geberdenſpiel den Gehorſam verweigert haben. Dies beredte Schweigen, das Umherirren der hölliſchen Schaar, das Kopfhängen und Kopfſchütteln mag auf der Bühne eine ganz gute Wirkung hervorbringen, ſogar eine beſſere als lange Reden oder wilde Flüche. Denn auch darin iſt Methode. Shakeſpeare weiß, wo er ſeine Geiſter ſprechen, wo ſchweigen, wo ſingen und tanzen laſſen muß. Hamlets Vater redet, erſt über, dann unter der Erde.

Banquo's Geiſt zeigt und ſchüttelt das blutige Haupt. Die Opfer des Tyrannen Richard ſegnen und fluchen. Der Nixen- und der Schnitter-Chor im Sturm führt einen Reigentanz auf mit Muſik und Tanz, und in der Johannisnacht klingt, ſingt, ſpringt der ganze Zauberwald bei Athen. Dieſe Unterſchiede ſind keineswegs willkürliche, zufällige, unweſentliche; ſie werden durch die Situation und durch die Natur der Erſcheinungen bedingt. Auch darin erweiſt ſich der Meiſter der Bühne und der dramatiſchen Kunſt, welchen unſere, ihm ebenbürtigen, ſogar in gewiſſem Sinne überlegenen Meiſter in ſolchen Einzelnheiten keineswegs erreichen. Vergleiche: Goethe's Walpurgisnacht; die verſchwommene Erſcheinung Clärchens in Egmonts letztem Erdentraum; der ſchwarze Ritter in der Jungfrau!

III.

Ueber das Ende der Jungfrau fand Shakeſpeare bei ſeinem Chroniſten, Holinſhed, folgende Aufzeichnung.

„Ihr habt ſchon oben Manches von dem ſeltſamen Beginnen und Thun dieſes Frauenzimmers gehört, und da das Ende von Wunderthätern es gewöhnlich zu Tage bringt, mit welchen Mitteln und Kräften ſie wirken, ſo will ich erzählen, was ſchließlich aus ihr wurde, und ihr könnt dann über ſie denken, wie ihr Grund zu haben glaubt.

Von ihren Freunden, den Franzoſen, berichtet einer, es habe der Hauptmann Guillaume de Flavie in Compiegne ſie an den Fürſten Johann von Luxemburg verrathen, der als Bundesgenoß im engliſchen Lager ſtand; dann habe er ſie aus der Stadt geſchickt mit dem Auftrage, den franzöſiſchen König um ſchleunigen Entſatz zu bitten und hinter ihr die Thore geſchloſſen, worauf die Burgunder mit Uebermacht über ſie hergefallen und ſie zur Gefangenen gemacht. Alles wohl erwogen, war es doch wunderbar, daß dies ſo kommen konnte, wenn ſie wirklich ſo fromm und heilig war, wie ſie vorgab, und nicht eine falſche Gauklerin.

An dem Morgen früh, heißt es, war ſie in der Sanct-Jakobs-Kirche, beichtete, empfing ihren Schöpfer (wie das Buch es nennt) und ſetzte ſich dann an einen Pfeiler, wo das Volk der Stadt mit etwa hundert Kindern ſich um ſie drängte, um ſie zu ſehen. Zu denen ſprach ſie: „Ihr guten Kinder und lieben Freunde, ich ſage euch, es hat mich einer verkauft. Ich bin verrathen und werde bald dem Tode überliefert werden; betet ihr zu Gott für mich, denn ich werde nimmer Macht haben, dem Könige und dem Lande Frankreich gute Dienſte zu thun.“

In dieſem Satze liegt ein ſchöner Zug, den aber weder Shakeſpeare noch Schiller aufgenommen. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Chronik fährt fort:

„Um ihrer ſchlimmen und verdächtigen Streiche willen ließ der Regent ihren Lebenslauf und ihren Glauben durch Peter Chauchon, Biſchof von Beauvais, in deſſen Diöceſe ſie gefangen genommen worden war, nach Geſetz und Recht prüfen und unterſuchen. Es ergab ſich, daß ſie als eine Jungfrau erſtens ihr Geſchlecht auf ſchamloſe Weiſe verläugnet und in Handlungen und Tracht ſich wie ein Mann geberdet; und dann, daß ſie fluchwürdigen Unglauben hegte und mit teufliſcher Hexenkunſt und Zauberei ein verderbliches Werkzeug der Feindſchaft und des Blutvergießens geweſen, demgemäß wurde das Urtheil über ſie gefällt. Da ſie jedoch ihre Verbrechen demüthig bekannte und ſich zerknirſcht und reuig ſtellte, wurde die Hinrichtung nicht vollzogen, vielmehr der Spruch zu lebenslänglicher Gefangenſchaft gemildert, wenn ſie in Zukunft die männliche Tracht ablegen, weibliche Kleider tragen und ihre verderblichen Zauberkünſte abſchwören wollte. Sie legte mit Freuden einen feierlichen Eid ab, ſo zu thun. Allein, — Gott ſtehe uns bei, — beſeſſen vom Böſen wie ſie war, konnte ſie ſich nicht auf dem Wege der Gnade erhalten, ſondern fiel in ihre früheren Abſcheulichkeiten zurück. Da ſie jedoch ihr Leben zu friſten ſuchte, ſo gut ſie vermochte, nahm ſie keinen Anſtand, obwohl es eine ſchmähliche Auskunft war, ſich als Dirne zu bekennen und ſich für ſchwanger auszugeben, unverheirathet wie ſie war. Zur Prüfung bewilligte die Milde des Regenten ihr eine Friſt von neun Monaten, nach deren Ablauf es ſich ergab, daß ſie in dieſem Punkte ebenſo ruchlos war wie in allen übrigen. Demgemäß ward nach acht Tagen ein neues Urtheil über ſie gefällt, daß ſie rückfällig geworden und ihren Eid und ihr reumüthiges Bekenntniß verläugnet habe; worauf ſie dann der weltlichen Macht überliefert und auf dem alten Markte von Rouen, an derſelben Stelle, wo jetzt die Sanct Michaels-Kirche ſteht, durch Feuer vom Leben zum Tode gebracht, und ihre Aſche alsdann außerhalb der Stadtmauer in die Winde geſtreut wurde."

Alſo erfüllte ſich König Karls Verſprechen, daß nach dem Tode der Jungfrau ihre Aſche, ihr zum Gedächtniß, in einer köſtlicheren Urne als das Schmuckkäſtlein des Darius bei hohen Feſten von Frankreichs Königen und Königinnen feierlich umhergetragen werden ſolle.

Im Uebrigen entſpricht die Darſtellung des Chroniſten ſo ziemlich der hiſtoriſchen, die aus den Urkunden des an ſcandalöſem Detail überreichen Proceſſes geſchöpft hat. Daß Frankreich ſeine Retterin an England, wenn auch nicht gerade verrathen, ſo doch überlaſſen hat, ohne das Mindeſte für ihre Auslöſung zu verſuchen, nachdem ſie, und zwar bei einem Ausfalle aus Compiegne, durch burgundiſche Soldaten gefangen genommen worden, — daß ihr England einen langen, ſchmählichen Prozeß durch geiſtliche und weltliche Richter machen ließ, den ſie, wie ihre Kerkerhaft, ſtandhaft und ergeben beſtanden, — ihre Verurtheilung zum Feuertode, — der achttägige Aufſchub der Execution auf ein von Prieſtern und der Todesangſt erpreßtes Geſtändniß der unſchuldig Schuldigen, — der Vollzug der Strafe zu Rouen am 30. Mai 1431, — das alles ſind beglaubigte Thatſachen. Auch die weiße Taube, welche ſich aus den Flammen des Scheiterhaufens gen Himmel aufgeſchwungen, wird als ein wunderſames, aber durch Augenzeugen bekräftigtes Wahrzeichen verſchiedentlich berichtet.

Aus dieſem, halb geſchichtlichen, halb ſagenhaften Material, welches in ſeltſamer Mannigfaltigkeit und Fülle alle tragiſchen Momente in ſich enthält, potenzirte Perſönlichkeiten, nationale Gegenſätze, Leidenſchaft des Individuums und der Maſſen, Kämpfe, Rettungen, Juſtizmord oder politiſche Hinrichtung, — was haben die zwei größten Dramatiker aller Zeiten und aller Völker daraus gemacht?

Shakeſpeare ſchließt unmittelbar an die Teufelsbeſchwörung der Jungfrau ihre Gefangennahme, die er auf das Schlachtfeld von Angers verlegt, und nicht den Burgundern, ſondern den Engländern zuſchreibt. Kein Geringerer als der Regent, Herzog von York, iſt es, der nach kurzem, für die Engländer ſiegreichen Gefechte die Jungfrau gefangen nimmt.

Nun, Dirne Frankreichs, denk' ich, hab' ich Euch!
Entfeſſelt Eure Geiſter nun mit Sprüchen
Und ſeht, ob ihr die Freiheit könnt gewinnen.
Ein ſchöner Fang, der Huld des Teufels werth!
Seht, wie die garſt'ge Hexe Runzeln zieht,
Als wollte ſie, wie Circe, mich verwandeln.

Pucelle.

Dich kann Verwandlung häßlicher nicht machen.

York.

O, Karl der Dauphin iſt ein feiner Mann;
Den zarten Augen kann nur er gefallen . . . . .

Und ſo weiter, mit Schmähungen und Fluchen, in der bekannten Tonart, die, wie den homeriſchen, auch den ſhakeſpeare'ſchen Helden eigenthümlich iſt. Erſt Worte, dann Streiche. Oder auch umgekehrt.

Bei Schiller iſt es bekanntlich Königin Iſabeau, welcher die Jungfrau, auf ihrer Flucht durch den Ardennerwald, von dem treuen Raimond begleitet, in die Hände fällt. Widerſtandlos läßt ſie ſich die Ketten anlegen, wie ſie vorher ſchon in der Gewitternacht ihrer Irrfahrt und vor der Köhlerhütte, welche ſich der erkannten, gefürchteten Zauberin verſchließt, entſagend in ihr Schickſal ſich gefunden. Während die Pucelle Shakeſpeare's vom Augenblick ihrer Niederlage an immer ungeberdiger wird, verhält ſich Schillers Jungfrau „gefaßt und ſanft", nach des Dichters ausdrücklicher Vorſchrift. Sie erkennt in ihrer Verbannung vom Hofe des durch ſie geretteten, geſalbten, gekrönten Königs die verdiente Rache für ihren Abfall, nicht vom Himmel, ſondern von ſich ſelbſt: in der verbrecheriſchen Neigung für Lionel. „Mein Schickſal führt mich," ſagt ſie zu Raimond. „Sorge nicht; ich werde an's Ziel gelangen, ohne daß ich's ſuche." Nur als auch Raimond, ihr letzter Getreuer, ſie ſchon ermahnt, in ſich zu gehn, mit Gott ſich zu verſöhnen, in den Schooß der heiligen Kirche bereuend zurückzukehren, — nur da entringt ſich ihrem Munde die rührende Klage:

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Weſen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausſtieß, Du hältſt mich auch für die Verworf'ne,
Die ihrem Gott entſagt. — O, das iſt hart!

Und auf die Frage, warum ſie vor dem König auf die gräßliche Beſchuldigung ſich nicht verantwortet, erwidert ſie:

Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.

. . . .

Verdient' ich's, die Geſendete zu ſein,
Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte?
Und ich bin nicht ſo elend, als Du glaubſt.
Ich leide Mangel, doch das iſt kein Unglück
Für meinen Stand. Ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt; ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am Meiſten zu beneiden ſchien. Jetzt bin ich
Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund:
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede. Komme was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt.

. . . .

Der die Verwirrung ſandte, wird ſie löſen;
Nur, wenn ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht.
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget,
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schickſal fließen.

Mit derſelben gottergebenen Märtyrer-Duldſamkeit ſteht Johanna vor Iſabeau, und nur als dieſe die Gefangene zu Lionel zu bringen befiehlt, fleht Johanna um ihren Tod und verſucht es, die Engländer, welche der Königin folgen, durch eine herausfordernde Erinnerung an alles Ueble, was ſie ihnen zugefügt, zu einem Racheact, zum Mord aufzureizen. Vergebens. Vor Lionel wird ſie geführt. Der einzige Mann auf Erden, dem gegenüber ſie ſich ſchuldig weiß, wird der Vollſtrecker ihrer Strafe.

Ebenſo charakteriſtiſch wie in der Scene der Gefangennehmung, ſtellt ſich der Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und dem deutſchen Dichter dar in der nicht minder bedeutenden Begegnung Johanna's mit ihrem Vater, welche bei Schiller vor, bei Shakeſpeare hinter die Gefangennehmung geſtellt wird. Bei Schiller bildet dieſer ergreifende Auftritt die Peripetie des Stücks und den Wendepunkt im Schickſal der Heldin, während Shakeſpeare ihn nur benutzt zu weiteren, tieferen Schatten in ihrem Bilde. Mit weiſer Abſicht hat Schiller ſchon im Vorſpiel den alten Thibaut eingeführt und das Zerwürfniß zwiſchen Vater und Tochter angelegt. Er iſt unzufrieden mit ihr, die, von den Schweſtern ſo durchaus verſchieden, abhold jeder männlichen Werbung um ſie, „in einer ſchweren Irrung der Natur" die Einſamkeit aufſucht, ganze Stunden unter dem Druidenbaume ſinnend ſitzt, den alle glücklichen Geſchöpfe fliehn, und geheimen Zwieſprach pflegt mit böſen Geiſtern. Ein Traum hat dem beſorgten Vater das entartete Kind gezeigt zu dreien Malen, zu Rheims auf Frankreichs Königsſtuhl geſeſſen, ein funkelnd Diadem von ſieben Sternen auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand, aus dem drei weiße Lilien entſprangen, umgeben von Fürſten, Grafen, Erzbiſchöfen, vom König ſelber, die ſich vor ihr neigen. Und da ſich nun dieſer „ſinnbildliche Warnungstraum" ſichtbarlich erfüllt, da die Hirtin aus dem Dorfe Domremy vor der Kathedrale zu Rheims als Retterin ihres Königs, Volks, Landes von dem feſtlich verſammelten Hof und Heer im Staub anbetend verehrt wird, auf dem höchſten Gipfel ihres Glücks und Glanzes verklärt daſtehend, — da, in dem entſcheidenden Augenblicke, erſcheint ihr Vater wieder,

> Ja, ihr jammervoller Vater,
> Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
> Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

Darauf folgt dann die machtvolle Scene, welche, im grellen Gegenſatze zu dem Licht und dem Glanz des feierlichen Krönungszuges, unter dem Aufruhr der Elemente, der Entfeſſelung aller Schreckniſſe in der Menſchenbruſt, als eines der ausdrucksvollſten Nachtſtücke auf der Bühne den vierten Aufzug beſchließt. Der poetiſch wie ſceniſch wirkſamſte Zug in dem Bilde iſt: Johanna's völliges Verſtummen. Auf des Vaters grauenhafte Beſchuldigungen, auf das Zureden ihrer Freunde, auf die drohnende Stimme des Donners, der vom dunklen Himmel herab ſie wachrufen und aufrütteln will, hat ſie nur eine Antwort, — Schweigen. Ihr Abgang iſt pantomimiſch: ſie ergreift, nachdem ſie eine Weile lang unbeweglich auf der leer und dunkel gewordenen Scene dageſtanden, heftig die dargebotene Hand Raimonds und eilt hinweg.

Eine weite, weite Kluft liegt zwiſchen dieſem Ende der Jungfrau, — denn, ſtreng genommen, hört mit dem vierten Aufzug die Schiller'ſche Tragödie auf, — und zwiſchen dem Ende der Shakeſpeare'ſchen Pucelle. Shakeſpeare reiht faſt unmittelbar an deren Gefangennahme ihre Verurtheilung und ihre Abführung zum Scheiterhaufen. Was dazwiſchen liegt iſt eine, vielleicht nicht ohne tiefere Abſicht gerade an dieſe Stelle geſetzte Parallelſcene. In demſelben Scharmützel, welches die Pucelle in Yorks Hände liefert, wird gleich darauf Margaretha von Anjou durch Suffolk gefangen genommen. Auf dem Schlachtfelde begegnen einander die beiden heroiſchen Frauengeſtalten, die als böſe Dämonen durch das Volk und das Herrſcherhaus von England ſchreiten. Der Abgang Johanna's folgt dem Eintritt Margaretha's auf dem Fuße. Im Lager des Siegers, Herzog von York, wird jene, gefeſſelt und von Wachen umgeben, vorgeführt. Ihr Vater, — nicht wie bei Schiller ein wohlhabender Landmann, ſondern ein armer Schäfer, — geleitet ſie. Er wehklagt:

Ach Jeanne, dies bricht deines Vaters Herz!
Hab' ich die Lande nah und fern durchſucht,
Und nun ſich's trifft, daß ich Dich aufgefunden,
Komm' ich zu Deinem frühen bitt'ren Tode!
Ach liebſte Tochter, ich will mit Dir ſterben!

Hier ſpricht alſo ein natürlicher, ein liebevoller, ein zärtlicher Vater. Die Tochter aber, — umgekehrt wie bei Schiller, — zeigt ſich unnatürlich, undankbar. Sie verhöhnt und verläugnet ihn.

Elender Bettler! Abgelebter Knecht!
Von edlerm Blute bin ich abgeſtammt,
Du biſt mein Vater noch mein Blutsfreund nicht.

Schäfer.
Pfui, pfui! — Ihr Herrn, erlaubt; dem iſt nicht ſo.
Das ganze Kirchſpiel weiß, ich zeugte ſie;
Die Mutter, noch am Leben, kann's bezeugen,
Daß ſie der Erſtling meines Eh'ſtands war.
Warwick.
Ruchloſe, willſt Du Deine Sippſchaft läugnen?
York.
Dies zeigt, was für ein Leben ſie geführt:
Verderbt und bös, und ſo beſchließt ſie's auch.
Schäfer.
O pfui doch, Jeanne, ſo verſtockt zu ſein.
Gott weiß, Du biſt von meinem Fleiſch und Blut,
Und Deinethalb vergoß ich manche Thräne:
Verläugne doch mich nicht, mein liebſtes Kind!
Pucelle.
Pack Dich, Du Bauer! Ihr habt den Mann beſtellt,
Um meines Adels Krone zu verdunkeln.
Schäfer.
's iſt wahr: ich gab dem Prieſter eine Krone
Den Morgen als ich ihre Mutter freite. —
Knie hin und laß Dich ſegnen, gutes Mädchen!
Du weigerſt Dich? — Verflucht ſei denn die Zeit,
Wo Du zur Welt kamſt! Wollt' ich doch, die Milch,
Die Du an Deiner Mutter Brüſten ſogſt,
Wär' Deinetwillen Rattengift geweſen!
Und, als Du meine Lämmer triebſt zur Weide,
Wollt' ich, Dich hätt' ein gier'ger Wolf verzehrt!
Verläugneſt Du den Vater, garſt'ge Dirne? —
Verbrennt, verbrennt ſie! Hängen iſt zu gut!

Nachdem der Vater mit ſeinem Fluche die aufgegebene Tochter verlaſſen, verſucht dieſe noch einmal, durch Betheuerung ihrer zwiefachen Unſchuld, als Jungfrau und als die Abgeſandte höherer Mächte, die niemals im Bunde mit böſen Geiſtern geweſen, ihr Leben zu erbetteln. Sie findet keinen Glauben, nur Hohn und Spott. Da, im Angeſichte des furchtbaren Todes, dem ſie entgegengezerrt wird, beruft ſie ſich auf ein geſetzliches Vorrecht, welches Frauen, die geſegneten Leibes ſind, eine Gnadenfriſt geſtattet. Die Jungfrau fällt, ſo tief ſie nur fallen kann. Doch mag ſo weit der Dichter ſich auf den Chroniſten ausreden, dem er, Schritt für

Schritt, ſolgt. Was aber nachkommt, was wörtlich kaum zu citiren iſt, hat jener allein zu vertreten: die Pucelle weiß nicht, wen ſie als Vater ihres Kindes angeben ſoll; ſie nennt deren drei in einem Athem und wird darauf, unter wilden, aber banalen Flüchen von ihrer Seite und gemeinen Späßen der engliſchen Heerführer hinweggeriſſen. Der Herzog von York ruft ihr die Leichenrede nach:

Brich Du in Stücke und zerfall' in Aſche,
Verfluchte ſchwarze Dienerin der Hölle!

Eine rohe und zugleich nüchterne Scene, dem heutigen Leſer ebenſo widerwärtig, wie unmöglich auf jedem Theater der Gegenwart, und dennoch ſhakeſpeariſch, ſo in der geſammten Führung wie in allen Einzelnheiten, bis in das einfältige Wortſpiel des alten Schäfers (Krone als Symbol und als Münze), den naiven Anachronismus, welcher den ſchlauen Herzog von Alençon einen verrufenen Machiavel nennt, und die Zoten der engliſchen Fürſten. Ja doch: ein ächter Shakeſpeare, aber ein Shakeſpeare in den erſten, unbeholfenen Anfängen hiſtoriſcher Kunſt, noch ganz und gar abhängig vom Stoffe, und in der Manier ſeiner Zeit befangen.

Wunderlich genug begegnen ſich hier, im craſſen Cynismus, die engliſche Hiſtorie und die franzöſiſche Epopöe; die ſhakeſpeareſche Pucelle ſieht in ihren letzten Zügen der Voltaire'ſchen auf ein Haar ähnlich. Beide ſind Zerrbilder, bewußte, tendenziös gedachte und gemachte Caricaturen!

IV.

Für einen geſunden Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts iſt die Lectüre der Pucelle von Voltaire nicht ein Genuß, ſondern ein Stück Arbeit, und zwar recht ſchmutziger Arbeit. Das Gedicht hat nur noch ein geſchichtliches Intereſſe, dieſes aber in hohem Grade. Es gehört in das culturhiſtoriſche Raritäten-Cabinet, in eine beſondere, durch dichte Vorhänge geſchloſſene Abtheilung, die nur erwachſenen Perſonen, gegen ein Extra-Eintrittsgeld, geöffnet wird. Und dennoch iſt es kaum hundert Jahre her, daß dies merkwürdige Werk das Jahrhundert beherrſchte. In der Apotheoſe Voltaire's ſchrie das Pariſer Volk um den Wagen des Triumphators unter anderen Zurufen, wie: Hoch die Henriade, Hoch Mahomet, auch: Hoch die Pucelle! An den Höfen Frankreichs, Deutſchlands, Rußlands, ganz Europa's alſo, in allen Salons und Boudoirs wurde die Pucelle gehegt und gepflegt, und nicht etwa insgeheim, verſtohlen, ſondern dreiſt, demonſtrativ, öffentlich. Könige, Fürſten, Prinzeſſinnen bettelten den Verfaſſer brieflich um eine Abſchrift an, noch bevor eine gedruckte Original-Ausgabe erſchienen war. Von Schloß zu Schloß zog der Verfaſſer umher, das ſorgfältig gehütete Manuſcript in der Taſche, und bezahlte durch Vorleſungen im excluſivſten Kreiſe eine königliche Gaſtfreundſchaft. Vornehme Frauen, die jüngſten Fräulein nicht ausgenommen, ergötzten ſich daran, ohne zu erröthen, wetteifernd mit alten Wüſtlingen wie Richelieu, „der aus der Pucelle ſein Brevier gemacht“. Als der Dichter in Berlin die Königin-Mutter mit dem Lieblingsgericht der Mode regalirte, hörte Prinzeß Amalie, in einer Niſche verſteckt, gierig zu. Die ganze überfeinerte, ſchon tief angefaulte Geſellſchaft des gerühmten achtzehnten Jahrhunderts und der berüchtigten Regentſchaft verſchlang als Leckerbiſſen, was heutzutage kaum in einer Schenke oder auf einer Wachtſtube geduldet werden würde. Natürlich. War doch das Schandbuch, wie es Abbé Maynard in heiligem Eifer genannt, der ganze Voltaire, das ganze achtzehnte Jahrhundert. „L'infâme poëme est tout Voltaire, tout le dix-huitième siècle!“)

Um die ganze Schwere dieſes vaticaniſchen Bannfluches abzuſchätzen, muß man ſich vergegenwärtigen, was Voltaire, was Frankreich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geweſen. Das goldene Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten hatte allerdings abgeblüht; aber es ſtand in voller Frucht. Frankreich beſaß die unbeſtrittene Suprematie in Europa, welche es von den Spaniern geerbt, durch den dreißigjährigen Krieg befeſtigt und trotz ſeiner Niederlagen im ſiebenjährigen Kriege nicht verloren hatte, da dieſer, gewiſſermaßen eine res interna, ein häuslicher Zwiſt des deutſchen Reichs, das übrige Europa nur mittelbar, nur gelegentlich berührte. Dieſe Suprematie erſtreckte ſich keineswegs bloß auf Fragen des Geſchmacks, der Sitte, der Mode, der Sprache, der Wiſſenſchaft und der Kunſt; ſie war auch eine politiſche und ſociale. Die Revolution, deren Fluth an der Oſtküſte der neuen Welt, in Amerika im Steigen begriffen war, ebbte einſtweilen noch an der Weſtküſte der alten Welt, an Frankreich, wohin ſie ſpäter erſt, im regelmäßigen Auf und Ab der Meeres-Bewegung zurückkehren ſollte. Dieſer Suprematie Frankreichs entſprach, Zug für Zug, die Dictatur Voltaire's in der Literatur; eine ſo vollkommene, ſo eingeſtandene und, wenn auch von manchen Seiten widerſtrebend, ertragene, mit ſo eiſerner Fauſt gehandhabte Dictatur, wie ſie ſich zum zweiten Male in keinem Volk, zu keiner Zeit gezeigt hat, auch ſchwerlich jemals wieder zeigen wird. Gleich einem Koloß ſteht dieſer wunderbare, dämoniſche Menſch mit einem Fuße in dem goldenen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, mit dem anderen in dem ehernen der Revolution; oder auch: mit einem auf der Spitze des weltbeherrſchenden Frankreichs, mit dem anderen jenſeits des Kanales, auf engliſchem Grund und Boden, wo Voltaire ſeine politiſche Erziehung, wie ſeine poetiſche und philoſophiſche erſt vollendet hat. Mit einer Vielſeitigkeit, ja mit einer Univerſalität und Genialität ohne Gleichen erſtreckt ſich ſeine Thätigkeit, ſeine Wirkung auf alle Felder des geiſtigen Lebens, der Wiſſenſchaft, der Kunſt. Im dichteſten Getümmel politiſcher Debatte weht ſeine Fahne allüberall, immer auf der Seite des Fortſchritts, der Freiheit. Den Kampf gegen Rom, den Clerus, den Aberglauben, die Bigotterie, die Uebergriffe der Kirche, er führt ihn an und ſiegreich durch, das Werk der Reformation fortſetzend und bis in das Einzelnſte verfolgend, bahnbrechend für alle Culturkämpfer bis in die nächſte, neueſte Gegenwart. Der blinden Gerechtigkeit fällt er unerſchrocken in den erhobenen Arm und entreißt ihrem Schwerte die Opfer, ſelbſt über das Grab hinaus. Auch als Geſchichtsſchreiber erringt er Lorbeeren, obgleich ihn zünftige Meiſter wenigſtens als Geſchichtsforſcher nicht anerkennen. In der Dichtkunſt häuft er die Kränze aller Gattungen auf ſein Haupt. Er giebt den Franzoſen ihr erſtes, ächtes Heldengedicht, die Henriade; ein hohes Lied der Toleranz, geſungen mitten in der Nacht des religiöſen Fanatismus; den Hymnus auf ein mildes, gerechtes Bürgerkönigthum, angeſtimmt unter dem Druck des ſtarrſten Abſolutismus. Die Lyrik bereichert er mit neuen Tönen und leichten Weiſen, die er einer ſpröden, in die ſtrengſten Feſſeln geſchlagenen Sprache abgewinnt. Im Drama endlich, dem ſeine unerſättlich ehrgeizige, perſönlich eitle Natur ſich unabläſſig und vorzugsweiſe zuwendet, knüpft er zwar an die befeſtigten Muſter der klaſſiſchen Zeit an, welche für das Theater Ludwigs des Vierzehnten, eine durchaus excluſive Hofanſtalt, maßgebend waren und es geraume Zeit hindurch bleiben mußten, allein er ahnt nicht bloß, er taſtet auch nach neuen Wegen, nach freieren Formen und vollerem Inhalt, als Corneille und Racine hinterlaſſen hatten. Hier wie überall macht ſich der Einfluß engliſcher Eindrücke, engliſcher Vorbilder in Voltaire geltend. Denn es iſt nicht wahr, was ſeit Jahr und Tag gedankenlos nachgeſprochen und nachgeſchrieben wird: daß Voltaire in Shakeſpeare nur einen angetrunkenen Wilden gefunden. Dieſes, allerdings ſein eigenes Wort, wird widerlegt durch eine Reihe von Stellen über Hamlet, Julius Cäſar, Othello, Romeo und Julie u. ſ. w., welche beweiſen, daß er die Bedeutung des engliſchen Theaters und deſſen Meiſters vollkommen zu würdigen wußte. Er wagte nur nicht, was er nicht vermocht haben würde: die Feſſeln der Convenienz, den Zwang einer, aus mißverſtandenen claſſiſchen Grundſätzen und Vorbildern abgeleiteten Schulregel zu brechen, die nirgends ſchwerer als in dramatiſcher Poeſie und Kunſt ein in hundert anderen, wichtigeren Dingen bis zur Ausgelaſſenheit freies Zeitalter bedrückten und hemmten. Aber er zeigte ſich als Pfadfinder für ein ſpäteres Geſchlecht: ohne Voltaire's Vorgang wäre die Tragödie Cheniers, die Komödie Beaumarchais' nicht denkbar geweſen. So hat er, auf dem Theater wie überall, den blinden Autoritätsglauben erſchüttert und auf die Emancipation des Talents von der Schule hingearbeitet: im Bunde mit den Encyklopädiſten, aber er allein mächtiger als ſie alle, der literariſche Vorläufer der politiſchen und ſocialen Revolution, deren Abgrund ſich kurz nach ſeinem Grabe geöffnet und über dieſem noch immer nicht geſchloſſen.

Ueberſieht man die Fülle von Beſtrebungen, Kämpfen, Arbeiten, Ergebniſſen eines ſolchen Lebens, dem auch der Zeit nach eine über das gewöhnliche Maß reichende Dauer zugemeſſen geweſen, betrachtet man die unſtäte, nimmer zur Ruhe kommende, von einem Extreme in das andre ſtürzende, äußerliche Laufbahn, in welcher dies Leben ſich bewegt, vom Exil zu Aſyl, aus der Baſtille auf's Capitol, aus der Haft großer Könige in den Freihafen eines kleinen Freiſtaates:

dann begreift man wohl, wie recht Goethe gehabt, in vielen Stücken das Seitenſtück, in mehren noch das Gegentheil Voltaire's, — wenn er geſagt, wie in Ludwig dem Vierzehnten ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne entſtanden ſei, ſo in Voltaire der höchſte, unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller. Voltaire's neueſter Biograph hat den Satz Goethe's ergänzt, indem er denſelben von dem Volke auf die Zeit wendet. Strauß meint: Voltaire iſt der Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts im höchſten Sinn. Dazu wäre denn nun, um die Wahrheit beider Sätze im Einzelnen nachzuweiſen, ein dritter hinzuzufügen, welchen, allerdings von ganz anderem Standpunkt ausgehend, Abbé Maynard bereits gefunden: Voltaire iſt nirgends mehr Voltaire, nirgends mehr achtzehntes Jahrhundert, nirgends mehr Franzoſe, als in der Pucelle.

Die Geſchichte dieſes, weder größten, noch beſten, wohl aber charakteriſtiſcheſten Werks Voltaire's hat ſich, gewiß nicht ohne des Verfaſſers Zuthun, zu einem völligen Mythus ausgewachſen, in welchem Wahrheit und Lüge, Zufall und Abſicht, Haß und Liebe, Verleumdung und Verherrlichung chaotiſch vermiſcht ſind. In einer, beim Herzog von Richelieu um das Jahr 1730 veranſtalteten Orgie ſoll die unſaubere Quelle der Pucelle zu ſuchen ſein. Ein Tiſchgeſpräch, des Inhalts und Tones, wie ſie aller Orten und Zeiten bei Gelagen der „vergoldeten Jugend" zu herrſchen pflegen, brachte ein lang verſchollenes Epos auf's Tapet, welches um genau hundert Jahre früher, 1630 begonnen und, nach langer Spannungs-Pauſe, 1656 endlich veröffentlicht worden war und die Jungfrau von Orleans zur Heldin, den Akademiker Chapelain zum Verfaſſer hatte. Chapelain, der Famulus des Cardinals Richelieu und als ſolcher einer der Erſten unter den erſten vierzig Unſterblichen, verfertigte, der herkömmlichen Regel durchaus getreu, nach dem alten Styl, — oder Stiel, oder Stiefel, wie man will, — in zwölf Büchern und in den unvermeidlichen Alexandrinern, außer denen die orthodoxe Poetik kein Heil kannte, ein Heldengedicht: „La Pucelle, ou la France sauvée". (Beiläufig geſagt, die „Staatsrettungen" ſcheinen damals in der Poeſie, wie heutigen Tages in der Politik, auf der Tagesordnung zu ſtehen; denn um dieſelbe Zeit ſchrieb Otway ſein, übrigens hoch beachtenswerthes Drama „Venice preserved".)

Chapelain, nach Meiſter Boileau's Ausſpruch ein akademiſcher Dichter vom reinſten Waſſer,

„Der ſchlechte Verſe macht, zwölfmal zwölfhundert Stück,“
(Il fit de mauvais vers douze fois douze cents)

faßt ſeinen Stoff auf aus dem nächſten geſchichtlichen oder ſagenhaften Standpunkt, in ſtreng ſupranaturaliſtiſchem und dynaſtiſchem Sinne. Die Pucelle, die er von ihrem erſten Auftreten an bis zum Scheiterhaufen begleitet, iſt ihm wirklich eine gottbegeiſterte Seherin, berufen zur Rettung Frankreichs; Engel führen ſie in einer lichten Wolke durch das engliſche Lager und kämpfen mit ihr in der Feldſchlacht, während auf Seite der Engländer Teufel und Dämonen fechten. Sein Machwerk fand Beifall, wurde im Verlaufe von anderthalb Jahren ſechsmal aufgelegt und ſogar um ſechs neue Bücher vermehrt, ſo daß Voltaire die Berechnung Boileau's (12 × 1200) auf zwölfmal zweitauſendvierhundert ſchlechte Verſe vermehren konnte, mit dem Beiſatz: „daß der große Mann — „un Chapelain“ — aus Schonung nur die Hälfte dieſer Verſe habe drucken laſſen.“ Daß das Haus Longueville, vom ſchönen Baſtard Dunois abſtammend, dem illuſtren Chapelain eine Penſion von zwölftauſend Livres Tournois, doch wohl für die Verherrlichung ſeines Ahnherrn, ausgeſetzt, meldet derſelbe Voltaire mit dem hämiſchen Stoßſeufzer: Man habe ſein Geld beſſer anwenden können. Zuletzt fügte es denn ein neckiſcher Zufall, daß er, Voltaire, auserſehen worden, den verſpotteten Chapelain in das Gedächtniß des Publicums zurückzurufen, ihm ſogar Concurrenz zu machen, durch eine neue, eine traveſtirte Pucelle.

Denn in dem erwähnten Sympoſion Richelieu's wurde Voltaire, der bei ſolchen Anläſſen oft und gern unter den Geburts-Ariſtokraten als Ariſtokrat des Geiſtes mit-ſaß und mit-aß, nebenbei wohl auch die Rolle des beliebten Luſtigmachers ſpielte, von den, durch Wein und Witz erhitzten Gäſten aufgefordert, ſeiner Seits, in ſeiner Weiſe einmal an der Geſchichte der Jungfrau, an dem Stoffe Chapelains ſich zu verſuchen. Wohl verſtanden: nicht ein großes Epos, ein Seitenſtück zur Henriade verlangte man von dem, damals ſchon berühmt und populär gewordenen Dichter, ſondern gewiſſermaßen eine Pucelle „in usum Delphini“, eine komiſche Epopöe, gewürzt und zugerichtet nach dem Geſchmack der damaligen, privilegirten und excluſiven Geſellſchaft, ein Deſſert für die kleinen Soupers und die „kleinen Häuſer“ der Mode-Herren und Damen. Voltaire ſcheint Anfangs wenig Geſchmack an der ihm geſtellten Aufgabe gefunden zu haben. Was iſt, fragt er, aus einer Heldin in Landsknechtstracht Großes zu machen, die im Stall anfängt und auf dem Scheiterhaufen endigt, in deren Geſchichte ſich das Gemeine und Lächerliche verſchmilzt mit dem Abſcheulichen und Widerwärtigen? Allein, ob ihn nun der Stoff, bei näherer Betrachtung in ſeinem, Voltaire's Lichte, gereizt, ob die Herausforderung der luſtigen Tiſchgeſellſchaft, — er nahm die letztere an und las wirklich, ſchon ein paar Tage ſpäter, vor demſelben Kreiſe eine Skizze der vier erſten Geſänge vor. Nun beginnt der Mythus über die Pucelle. Durch volle dreißig Jahre trägt er ſich mit dem Stoffe, bearbeitet ihn mit wachſender, warmer Vorliebe ſtück- und ruckweiſe, theilt insgeheim Abſchriften einzelner Bücher an nahe und ferne Gönner, Freunde, Schriftſteller aus, verläugnet die auf dieſem Wege in's Publicum gedrungenen Bruchſtücke hinterdrein mit einer wahrhaft eiſernen Stirne, ſchreit Zeter-Mordio über geſtohlene Manuſcripte, unächte Drucke, fremde Einſchiebſel, über Denunciationen, Verleumdungen, Nachſtellungen, häuft Vertheidigungen und Berichtigungen auf Klagen und Anklagen, und ſetzt dabei immerwährend, Zeil' um Zeile, Buch für Buch, das zum Lieblingskind gewordene Buch im Stillen fort. Wenn es nicht an Läſterung gränzte, könnte man ſagen: Voltaire habe zu der Pucelle ähnliche Beziehungen gehabt, wie Goethe zu Fauſt. Meldet doch ſein Famulus Wagnière, — der Wagner dieſes Fauſt, — wenn ſein Herr leidend oder verſtimmt geweſen, habe man ihm einen Band von Arioſt holen müſſen, „ou bien ma Jeanne“. Denn mit dieſem zärtlichen Namen, nicht Pucelle, rief der Vater ſein verhätſcheltes Kind, wie der Buchbinder denſelben Namen auf den Rücken des Buches drucken mußte, nachdem es endlich erſchienen. Doch geſchah dies nicht eher als 1762, in welchem Jahre Voltaire die erſte, von ihm anerkannte Original- und Geſammt-Ausgabe veranſtaltete.

Das dreißigjährige Vorſpiel, deſſen Lärm durch ganz Europa drang, hat begreiflicher Weiſe dem Erfolg des Gedichtes nicht im

Mindeſten geſchadet. Im Gegentheil. Voltaire wußte zu gut, welcher Reiz im Geheimniß, welche Würze im Verbot liegt, unter denen eine Dichtung in das Publicum dringt. Auch neckte er ſich gern mit ſeinen Leſern, und myſtificirte ungeſcheut Freund und Feind, heute den großen Friedrich und morgen den kleinſten ſeiner literariſchen Gegner oder Helfers-Helfer.

Was ſeine Pucelle iſt, was ſie unter ſeinen Händen werden mußte, haben wir an ihrer Wiege bereits geſehen: die Traveſtie eines nationalen Heldengedichtes in ein burleskes, groteskes Satyrſpiel; die Caricatur eines aufs höchſte angelegten Bildes; ein Pasquill auf Alles, was nicht allein den gläubigen und frommen, ſondern auch den ernſten Seelen heilig. Voltaire hat die Jungfrau auf den Kopf geſtellt. Das ewig Weibliche zog er herab in den Staub, den Schlamm. Oder wurde er durch den Gegenſatz hinabgezogen, durch das ewig Unweibliche?

Einzugehen auf den Inhalt und den Plan des Gedichtes, ſcheint unnöthig, iſt auch kaum möglich, da ſelbſt in der vorſichtigſten Umſchreibung jede Wiederholung anſtößig ſein würde, und da, als Kunſtepos betrachtet, die Pucelle eine kritiſche Behandlung nirgends erträgt. Voltaire hat es ſich leicht gemacht. Seine „Pucelle“ beſitzt weder einen Helden, noch eine Heldin; vergleichsweiſe bleibt ſogar die auf dem Titel genannte Hauptfigur im Hintergrunde. Auch die Handlung ſchlägt einen feſten Gang an keiner Stelle ein, beſteht vielmehr, das Recht der epiſchen Dichtung auf Epiſoden mißbrauchend, aus lauter Epiſoden: eine Reihenfolge von einzelnen, in Compoſition und Colorit einander vollkommen ähnlichen Scenen, die ſich ſammt und ſonders um daſſelbe Thema drehen. Was nach dem herkömmlichen Recept als unerläßlicher Beſtandtheil jedes regelrechten Epos damaliger Zeit gilt, das Wunderbare, die Götter-Maſchinerie, erſetzt Voltaire, — wie in der Henriade durch Allegorieen, — ſo in der Pucelle durch Heilige, die natürlich im Style des ganzen Werkes gehalten, das heißt: auf das Gröbſte caricirt ſind. Der Schauplatz wechſelt in ausgelaſſener Willkür, verſteigt ſich einmal ſogar in die Hölle, die aber nicht in Dante'ſchen Zügen dargeſtellt wird, ein ander Mal in den Palaſt der Königin Thorheit, dann wiederum in den Tempel des Ruhmes, oder in das

Zauberſchloß des Hermaphrodix, deſſen abſonderliche Beſtimmung der Name ſchon andeutet. Der heilige Dionyſius, der Schutzpatron Frankreichs, und der heilige Georg, Schutzpatron Englands, kämpfen wie zwei gewöhnliche Landsknechte mit einander, wobei dieſer jenem ein Ohr, und jener dieſem die Naſenſpitze abhaut. Erzengel Gabriel erſcheint, um beide Schaden wieder gut zu machen, und zuletzt verſöhnt der heilige Petrus die beiden ergrimmten Schutzpatrone. In dieſem Style, ſtyllos vielmehr bis zur völligen Auflöſung, ohne Zügel und ohne Ziel, die hiſtoriſche und poetiſche Licenz bewußt und abſichtlich in ausgelaſſener Frechheit übertreibend, fließt das ſogenannte Epos durch volle einundzwanzig Bücher dahin, die nach einander entſtanden, durch einander geworfen, bald verkürzt und bald vermehrt worden ſind. Da gar kein epiſcher Faden vorhanden iſt, um das Ganze zuſammenzuhalten, kann der Dichter an jedem Punkte anfangen und aufhören. Mit derſelben Willkür ſpringt er auch aus dem, der abgeſchloſſenen Vergangenheit entnommenen Stoffe in die nächſte Gegenwart hinein. Anſpielungen, Ausfälle, Angriffe nach allen Richtungen zerſprengen die ohnehin lockere Form, wo und wie es der Subjectivität des Dichters beliebt. Der heilige Ludwig und die Bourbonen kriegen ihr Theil ſo gut wie der ſtrenge (féroce) Calvin; Ludwig der Fünfzehnte, „der Vielgeliebte und der Stillverachtete“, ſo gut wie ſeine Pompadour, „l'heureuse grisette, welche von ihrer Mutter für das Bett eines Generalpächters, und durch die Liebe für das des Königs erzogen wurde;“ Voltaire's mächtigſte Beſchützer, Richelieu, Villars, bis zu Friedrich dem Großen hinauf, ſo gut wie ſeine obſcurſten Gegner, mit welchen er gerade in perſönlicher Fehde lag. Seine Heiligen und ſeine Helden beiderlei Geſchlechts haben alle nur einen Charakter, eine Tendenz, ſeine Abenteuer ſammt und ſonders einen und denſelben Ausgang: fleiſchliche Luſt und Lüderlichkeit. Nicht geſättigt durch erotiſche Duette, malt uns der dichteriſche Faun, bei Gelegenheit der Erſtürmung eines Nonnenkloſters durch die Engländer, mit lüſternem Behagen die Scene einer Maſſenſchändung behaglich aus. Zum Schluß wird die Pucelle mit genauer Noth gerettet aus den unnatürlichen Liebkoſungen ihres — Reitthiers, eines geflügelten Eſels, den ihr der heilige Dionyſius beſcheert.

„Damnatur ad bestias," ſchreit Abbé Maynard in gerechter Entrüſtung auf. Aus einer Orgie entſprungen, iſt das „Schandbuch" ſelbſt die Orgie ſeiner Zeit; der Cancan der zuſammenbrechenden Herrſchaft von Cotillon-Deux: ſittlich, ſtaatlich, geſellſchaftlich der Anfang des nahen Endes. „Après nous le déluge!"

Aber darin liegt gerade die ungeheuere Bedeutung des Werkes. Vom Standpunkt der abſoluten Kritik beurtheilt, verſchwindet Voltaire's Pucelle gänzlich; ſie gehört nicht einer beſtimmten Gattung an, läßt ſich keiner Kategorie unterordnen, fügt ſich in keinerlei Form. Nicht einmal als Gegenſatz hält ſie Stich neben wirklichen, großen, ernſten Heldengedichten; ſie iſt nicht zu nennen gegenüber der Odyſſee, der Aeneide, dem Nibelungenlied, der Göttlichen Komödie, dem Verlorenen Paradies. Auch Arioſt, auf den Voltaire und ſeine Sachwalter ſich gern berufen, ſteht hoch über dem Vergleiche, wie beſonders durch ſeine Sinnlichkeit ein geſunder Zug, ein ſüdlich warmer Hauch geht. Eher würde Aretin dahin paſſen. Verwandte Erzeugniſſe deſſelben Zeitalters, Boileau's Lutrin oder Vert-Vert von Greſſet ſcheinen unſchuldige Bilderbogen aus der Kinderfibel neben einem Höllenbreughel. Rabelais' Satire endlich, in Nuditäten und Cruditäten der Pucelle am nächſten kommend, darf doch auf die ſittlich ernſte Tendenz ſich berufen, die allen ihren Ausſchweifungen zu Grunde liegt. Die „Pucelle" iſt weder ein komiſches, noch ein ſatiriſches Epos, auch nicht ein humoriſtiſches, dergleichen die alte und die neue engliſche Literatur hervorgebracht hat, oder eine Traveſtie, da das Original fehlt. Sie iſt ein Unicum, das ſeines Gleichen nicht hat und hoffentlich nicht finden wird, das an ſich ſelbſt gemeſſen werden will. Haben wir, bei Beſprechung des Tartuffe, dies Luſtſpiel einen Vulcan genannt, ſo können wir das Bild bei der Pucelle wiederholen. Auch ſie iſt ein Vulkan, aber einer, der Schlamm, nicht Feuer, ſpeit, eine Mofette, aus welcher alle ſchädlichen Gaſe der Zeit ausſtrömen.

Warum wir einen, im Lichte des heutigen Tages nicht mehr gefährlichen, kaum noch intereſſanten Schatten heraufbeſchworen haben? Zunächſt um die Reichhaltigkeit des Stoffes, mit welchem wir uns beſchäftigen, darzuthun. Die Geſchichte der Jungfrau iſt ein unerſchöpflicher Vorwurf für dramatiſche wie für epiſche Poeſie. Wie würde Walter Scott, wie Victor Hugo, die Meiſter im hiſtoriſchen Roman, jeder von ſeiner Seite, ihn aufgefaßt, jeder in ſeiner eigenthümlichen Manier ihn behandelt haben! Was hätte Hebbel, der ſich lange mit einer Jungfrau von Orleans getragen, nach ſeiner Judith zu ſchließen, daraus gemacht! — „Eine Jungfrau nach Schiller?“ — Warum nicht? Der Stoff iſt, wie geſagt, unerſchöpflich, von allerlei Seiten anzugreifen; nicht bloß von der romantiſchen, der ſupranaturaliſtiſch-katholiſchen, ſondern auch von der hiſtoriſch-realiſtiſchen. Die Geſtalt der Heldin ſteht ſo hoch, daß ſelbſt Voltaire's Caricatur den Adel und den Reiz derſelben nicht hat zerſtören können.

Daß es gerade ein Franzoſe geweſen, und zwar vorzugsweiſe der Franzoſe, welcher ein Heiligenbild aus der Chronik ſeines Volkes in eine Fratze verzerrte, dieſer, auf den erſten Anblick unbegreifliche Widerſpruch, — nach Maynard ein dreifaches Verbrechen: gegen die Religion, gegen die Moral, gegen den Patriotismus, — hat uns ebenfalls veranlaßt, ſeinen Urſachen nachzugehen. Die Sache liegt einfach und klar alſo. Voltaire, deſſen perſönliche Sympathieen für die Jungfrau von Orleans gelegentlich, in der Henriade wie in ſeinen hiſtoriſchen Schriften, unverkennbar ausgeſprochen werden, konnte doch, ſobald es ſich um eine poetiſche Darſtellung handelte, das Bild der Heldin nur mit ſeinen Augen, mit denen ſeiner Zeit anſchauen und demgemäß anſchaulich machen. Weder er noch ſeine Zeit glaubte mehr an Heilige, an Zeichen und Wunder. Ihr einziger Glaube war der Unglaube. Auch an weibliche Reinheit glaubte Niemand im Zeitalter des Puders, der Reifröcke, der Schminke, der Schönpfläſterchen. Die Frauen, mit denen der Regent, Richelieu, auch Voltaire zu thun gehabt, mögen in der That den Weibsbildern in der Pucelle geglichen haben, wie ein faules Ei dem andern. Dieſe vorherrſchende Signatur der Zeit, Unglauben, Zweifel, Spott und Hohn, die Negation gegenüber allem Poſitiven und Transſcendenten, war derjenige Charakterzug, auf welchen ſie, dieſe Zeit, ſich am meiſten zu Gute that, den ſie nach allen Richtungen hin offen zur Schau trug, in dem ſie, im geſelligen Leben wie in der Literatur, ſich überbot und überſtürzte. Die Jungfrau Schillers wurde von einem ſolchen Publicum im Theater als unmöglich ausgelacht, die Jungfrau Shakeſpeare's aus jedem Salon oder Boudoir als gemein hinausgeworfen worden ſein. Für dieſe Zeit und dieſe Welt war die Pucelle Voltaire's die einzig mögliche, einzig wirkſame. Sie fand Frauen nach der Natur gezeichnet, die, unbedenklich für ſich, wie unbeſchadet ihres Werthes für andere, aus einer Hand in die andre gehen, dem Ehemann, und wär' er ein König, die ſtattlichſten Hörner aufſetzen, ſich dem Feinde des Landes ergeben und heute mit berühmten Rittern, morgen mit blutjungen Pagen auf der Landſtraße abenteuern. Sie applaudirte, wenn die Heiligen und Schutzpatrone des eigenen Volks gleich burleſken Bettelmönchen herumvagabundiren und unſaubere Streiche ſpielen. Was die Verirrung im nationalen Sinne betrifft, ſo rühmte ſich ja das philoſophiſche Zeitalter ausdrücklich, auch ein kosmopolitiſches zu ſein, und da die dynaſtiſche Geſinnung des Volkes bis auf den letzten Funken erloſchen war, hatte Niemand, kein Stand und kein Alter, etwas dagegen, das Haus Valois wie das Haus Bourbon mit Schmutz beworfen zu ſehen.

Die ganze Tendenz und Natur der Pucelle, ihre typiſche, culturhiſtoriſche Bedeutung, ſowie den ungeheueren Abſtand zwiſchen 1750 und 1800, zwiſchen franzöſiſchem Nihilismus und deutſchem Idealismus, zwiſchen Voltaire und Schiller, hat der Letztere ſelbſt ſcharf und klar bezeichnet, indem er, gerade um die Zeit, da ſeine Jungfrau erſchien, 1801, das nachfolgende Gedicht veröffentlichte.

„Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans."

Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte Dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch wie Du ſelbſt aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin wie Du,
Reicht Dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit Dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat ſie Dich umgeben,
Dich ſchuf das Herz, Du wirſt unſterblich leben

Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n;
Doch fürchte nicht! Es giebt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

V.

Man athmet reinere Luft, wenn man aus der Pucelle Voltaire's emporſteigt zu Schillers Jungfrau. Gleich ihrer Namensſchweſter im Berner Oberland überragt ſie, das Haupt umfloſſen von dem ſonnigen Aether idealer Poeſie, das Flachland und das Mittelgebirge rings umher, und mit berechtigtem Stolze mißt jedes deutſche Auge den ungeheueren Abſtand zwiſchen dem Werke Schillers und allen übrigen Bearbeitungen deſſelben Stoffes, auch den Nachbildungen in fremder Sprache, wie denn inſonderheit des Franzoſen Soumet kümmerlich-verkünſtelte Nachahmung das Original nicht entfernt erreicht und, ſehr bezeichnender Weiſe, auch das große Talent der Rachel an der Darſtellung der Hauptrolle ſcheiterte.

Schillers Jungfrau von Orleans iſt, vergleichsweiſe raſch, in Einem Zuge, geſchrieben worden vom Hochſommer 1800 bis zum Frühjahr 1801. Noch warm von den Erfolgen der Maria Stuart, geht der Dichter unmittelbar nach deren Vollendung an die neue Arbeit. Vielleicht hatte er vom Bilde der ſchottiſchen Maria noch einige Lichtfarben auf der Palette, die für die glaubensgenöſſiſche franzöſiſche Heldin ſich eignen mochten. Denn ein beſtimmter Zuſammenhang des Vorwurfs mit den öffentlichen Zuſtänden der Zeit dürfte kaum anzunehmen ſein, obwohl ab und zu darauf hingedeutet worden, daß Schiller durch die über das alte deutſche Reich hereinbrechende Fremdherrſchaft der Franzoſen auf die Geſchichte der Befreiung Frankreichs durch das Mädchen von Orleans geführt worden ſei. Daß er, von den Räubern bis zum Tell, nicht ein Stück geſchrieben, auch in ſeinen übrigen Werken kaum eine Zeile, worin nicht für die höchſten Güter der Menſchheit, Freiheit und Geſittung, unmittelbar oder mittelbar, gekämpft wird, das iſt und bleibt ja wahr. Allein dieſe Stimmung und Richtung des ganzen Dichters fließt gewiß mehr aus ſeiner eigenſten, innerlichen Natur, als aus äußerlich gegebenen Anregungen. In ſeiner Jungfrau liegt keine politiſche Tendenz verborgen, keine gegen Napoleon gekehrte Spitze, ſo wenig wie der romantiſche Charakter des Stückes durch die Einwirkungen Calderons, mit welchem ſich der Dichter gerade damals beſchäftigte, zu erklären iſt. Mit gewohntem Tiefblick erkannte der deutſche Dichter, daß aus der ſpaniſchen Poeſie, „dem Product eines anderen Himmels und einer ganz anderen Welt,“ für die deutſche nicht viel zu holen iſt, „weil wir,“ ſo ſchreibt er an Körner, „mehr philoſophiſche Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls als Phantaſieſpiele lieben.“

Spaniſchen Urſprungs iſt alſo das romantiſche Element in der Jungfrau keineswegs. Und doch hat ſie Schiller ausdrücklich „eine romantiſche Tragödie“ getauft; er, der ſtreng gewiſſenhafte und tiefſinnige Meiſter, welcher die meiſten ſeiner Werke durch ein prägnantes Beiwort auf dem Titelblatt von vornherein zu bezeichnen pflegte, gleichſam mit einer Vorzeichnung die Tonart des Ganzen ankündigend. Fiesco heißt ein republikaniſches Trauerſpiel, Kabale und Liebe ein bürgerliches, Don Carlos und Wallenſtein ein dramatiſches Gedicht, Räuber und Tell ein Schauſpiel, die Huldigung der Künſte ein lyriſches Spiel, und in allen dieſen verſchiedenen Kategorien iſt Form und Weſen, Inhalt und Gattung des Stückes treffend charakteriſirt. Warum, da die Nachbarn der Jungfrau, Maria Stuart und Braut von Meſſina einfach Trauerſpiele heißen, warum heißt ſie eine romantiſche Tragödie? Ich meine: um ſie von der Hiſtorie, vom geſchichtlichen Drama beſtimmt und klar abzulöſen, aus welchen ſie doch unläugbar hervorgegangen iſt, und um den Standpunkt des Dichters gegenüber ſeinem Stoffe feſtzuſtellen.

Nachgewieſen iſt, auch wenn es nicht aus dem Werke klar erſichtlich würde, daß Schiller die Hiſtorien Shakeſpeare's gekannt hat. Er ſchreibt am 28. November 1797 an Goethe: „Ich las in dieſen Tagen die Shakeſpeare'ſchen Stücke, die den Krieg der zwey Roſen abhandeln, und bin nun, nach Beendigung Richards des Dritten, mit einem wahren Staunen erfüllt . . . . . Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, dieſe Suite von acht Stücken mit aller Beſonnenheit, deren man jetzt fähig iſt, für die Bühne zu bearbeiten. Eine

Epoche könnte dadurch eingeleitet werden." Worauf Goethe, Tags darauf ſchon, antwortet: „Ich wünſche ſehr, daß eine Bearbeitung der Shakeſpeare'ſchen Productionen Sie anlocken könnte. Da ſoviel ſchon vorgearbeitet worden, und man nur zu reinigen, wieder aufs neue genießbar zu machen braucht, ſo wäre es ein großer Vortheil." — Möglicher Weiſe liegt in dieſen Zeilen der erſte Keim der Jungfrau. Schiller, der ſicherlich mit andern Augen las als ein Alltagsleſer, auch als ein Recenſent von Profeſſion, wurde durch die engliſchen Königsdramen angeregt, und zwar auf einer Seite, die, nach Fiesco und Don Carlos zu urtheilen, bis dahin nicht ſeine ſtarke geweſen: der hiſtoriſchen. Seiner ernſten Natur nach mußten ihn die humoriſtiſchen Stücke jener „Suite", die erſten Heinriche, mit Falſtaff und Compagnie, weniger anmuthen, als Heinrich der Sechste, das impoſante, dreitheilige Werk, in welchem die ganze Reihe gipfelt und die Peripetie der rieſenhaft gewachſenen Handlung ſich vollzieht. Wer weiß, ob nicht gleich auf den erſten Blick, von allen auftretenden und vorübergehenden, kampfenden und leidenden, mordenden und gemordeten Perſonen, ſo viele ihrer ſind, die Pucelle, Joan of Arc, dem deutſchen Dichter am ſympathiſcheſten entgegen kam? Ob nicht vor ſeinem Auge, deſſen intuitive Kraft ihres gleichen nicht hat, durch die rohen Umriſſe des Shakeſpeariſchen Geſchichtsbildes die ideale Lichtgeſtalt durchbrach, in welcher er, Schiller, das Wundermädchen ſah? Daß erſt drei Jahre nach der Entdeckung des verloren gegangenen Hortes hiſtoriſcher Dramatik deſſen Wirkung auf Schiller zu Tage tritt, ſpricht durchaus nicht gegen das Vorhandenſein dieſer Wirkung an ſich, die ſich, meines Erachtens, in den ſpäteren hiſtoriſchen Dramen Schillers überall und unverkennbar geltend macht. In Maria Stuart, in der Jungfrau, im Tell iſt handgreiflich der hiſtoriſche Zug ein ungleich ſtärkerer, als in den Jugendwerken und ſelbſt in Wallenſtein. Der Unterſchied offenbart ſich nicht nur im Weſen der Stücke, die ſich treuer der Geſchichte anſchließen, ſondern auch in der Compoſition der Formen, welche breiter, energiſcher und ſelbſtſtändiger erſcheinen. Wer ermißt, wie viel von dieſem Wachsthum auf Shakeſpeare's Schule, wieviel auf des Dichters eigene Entwickelung fällt?

So vorherrſchend und einſeitig wird jedoch der hiſtoriſche Zug nirgends, daß er den Dichter unter das Gebot des Stoffes ſtellte. Schiller hat keine Hiſtorien im altengliſchen Style ſchreiben wollen, dialogiſirte Chroniken, in denen die poetiſche Kunſtform mehr oder weniger, mitunter ganz und gar aufgelöſt wird. Der Dichter wahrt ſich überall, auch in der Jungfrau, ſogar in ihr entſchiedener als in Maria Stuart und im Tell, das Recht ſeiner Subjectivität, der freien Geſtaltung des überlieferten Stoffes, die Selbſtherrlichkeit ſeiner Standpunkte, ſeiner Intentionen. Demnach kann auch ſeine Jungfrau nicht mit der Shakeſpeare'ſchen identiſch ſein; ſie muß unter ſeinem Auge, in ſeiner Hand eine weſentlich andere werden, als ſie in Heinrich dem Sechsten, erſter Theil, geweſen. Gleichviel, wie Schiller perſönlich über den Charakter ſeiner Heldin gedacht, ob er an ihre Sehergabe, ihre wunderthätige Kraft geglaubt oder nicht, was er von ihrem ekſtatiſchen Zuſtand gehalten, ekſtatiſch in zwei Richtungen: der religiöſen und der nationalen. In ſeiner Dichtung wird ſie dargeſtellt als ein Weſen höherer Art: ſie erſcheint halb im Zwielicht mittelalterlicher Weltanſchauung, halb in idealiſcher Verklärung; ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, dieſe verſtanden als der feſte Boden der Geſchichte und ihrer Thatſachen, jener als ein überſinnliches Gebiet, in welches Handlung und Charakteriſtik hineinragen und ſich zum Schluſſe gewiſſermaßen verlieren. Dieſen Grundton des ganzen Stückes hat Schiller mit der Bezeichnung „romantiſches Trauerſpiel" beſtimmt anſchlagen wollen, und demgemäß haben wir daſſelbe aufzufaſſen, zu beurtheilen, ſowohl in ſeinen Vorzügen wie in ſeinen Schwächen.

Daß von Seiten der ſtreng-hiſtoriſchen, der realiſtiſchen Kritik Einwendungen gegen daſſelbe erhoben worden, kann nur natürlich erſcheinen. Dagegen darf es Wunder nehmen, daß gegen die Jungfrau gerade die neu-romantiſche Schule, die Schlegel und Tieck, ſich erklärten, die doch ihr eigenes Princip, und zwar verherrlicht, hier wiederfanden. Die von ihnen gemachten Ausſtellungen, welche bald das ganze Stück, bald einzelne Scenen treffen, z. B. diejenige zwiſchen Johanna und Montgomery, zwiſchen Johanna und Lionel, die des ſchwarzen Ritters, den Schluß, — führen ſich vielleicht zurück auf die Negationsluſt der Romantiker, namentlich den klaſſiſchen Dioſkuren gegenüber, und auf den Cultus Shakeſpeare's, den ſie auf den Schild gehoben, deſſen Ueberlegenheit alſo überall, auch über Schiller, betont werden mußte.

Wir brauchen uns auf die Erörterung dieſer, ſei es angeblichen, ſei es wirklichen Mängel nicht näher einzulaſſen und können auch eine detaillirte Analyſe des allbekannten Stückes erſparen, nachdem wir in der Parallele mit dem Shakeſpeare'ſchen die hervorragenden Eigenthümlichkeiten beider, ſowohl in Aehnlichkeiten wie in Contraſten, bereits beleuchtet haben. Wohl aber möchten wir darauf hinweiſen, daß kaum ein anderes Schiller'ſches Drama von der Bühne herab ſo raſch und ſo tief gewirkt hat, als die Jungfrau. Das Theaterpublicum, welches als ſolches auf äſthetiſche Streitfragen, — geſchloſſenes oder freies, hiſtoriſches oder romantiſches, realiſtiſches oder idealiſtiſches Drama, — nicht eingeht, wohl aber ein beinah untrügliches Geſammtgefühl und Endurtheil über Werth und Wirkung einer dramatiſchen Dichtung beſitzt, iſt gerade der Jungfrau mit bevorzugender, begeiſterter Hingabe entgegengekommen. Ueber ſiebenzig Jahre beherrſcht ſie das deutſche Theater, an Popularität dem Don Carlos und Wallenſtein weit überlegen, dem Tell und der Maria Stuart gleich, an durchſchlagendem Eindruck nur den Räubern, in einzelnen Stellen allenfalls Cabale und Liebe nachſtehend. Bereitwilliger als allen übrigen Dramen haben ſich ihr die Pforten unſerer Schauſpielhäuſer aufgethan, obwohl das Stück mit ungewöhnlichen Anſprüchen auf Perſonal, Statiſterie, Decorationen, Requiſiten u. ſ. w. anpochte. Die Titelrolle iſt das Paradepferd ſämmtlicher erſter und letzter Liebhaberinnen geworden, und das Schulpferd ſämmtlicher weiblicher, kindlicher, kindiſcher Eleven unſerer Conſervatorien und Akademieen. Ach ja, — Johanna geht, und immer kehrt ſie wieder.

Was erklärt dieſen ſo ganz beſonderen, anhaltenden, impoſanten Erfolg, der bei dem erſten Erſcheinen des Stücks ſich zu ſtürmiſchen Ovationen für den Dichter geſtaltete, wo er perſönlich den Aufführungen beiwohnte, und der ſich heutigen Tages wiederholt, ſo oft und wo immer das Theater ſeine Schuldigkeit für die Jungfrau thut? — Die Eigenart des Stückes; der Inhalt; die Tendenz; die Form; die Heldin; die Sprache!

Die Jungfrau iſt, obgleich romantiſch, ein hiſtoriſches Stück;

und der Reiz des Wahren, Wirklichen, Weſenhaften — All is true, rühmten die engliſchen Hiſtorien ausdrücklich von ſich, — dieſer Reiz veraltet niemals, wird durch kein freies Phantaſieſpiel, keine Erfindung, keinen noch ſo ſinnigen Witz überboten. Mit der Freiheit, die dem hiſtoriſchen Drama nicht bloß zuſteht, ſondern nothwendig iſt, entfaltet ſich das wunderbare Werk in voller, majeſtätiſcher Breite; ſeine Handlung, zwei große Völker im Ringkampf darſtellend, umfaßt ein räumlich und zeitlich großes Gebiet, wechſelt Zeit und Schauplatz in bunter Folge, führt Maſſen-Entfaltungen in Gefechten, in Aufzügen, Hof- und Staats-Actionen, als gebotene, nicht als willkürlich beigegebene Zuthat mit ſich. Und ſchauen iſt und bleibt nun einmal der erſte Zweck des Zuſchauers; danach heißt er, danach heißt die Schaubühne. Mitten in dieſem eiſernen und goldenen Getümmel und Gewimmel ſteht, als Hauptgeſtalt, von welcher alle Strahlen ausgehen, zu welcher ſie alle zurückkehren, das rührende Bild eines ſchlichten Mädchens, das vom Hirtenſtabe zum Königsſcepter aufſteigt, das aus dem höchſten Triumphe in das qualvollſte Martyrium ſtürzt. Die Ziele, um welche geſtritten und gelitten wird, es ſind die erhabenſten, für welche die menſchliche Bruſt ſich begeiſtert: Freiheit und Ehre des Vaterlandes, gerettet durch eine Jungfrau, die unter dem allgemeinen Kampfe ihren eigenen auskämpft, den für ihr Magdthum, ihre Reinheit. Endlich das Colorit des Gemäldes, die Sprache Schillers! Erklärt dies alles nicht mehr als genügend die Wunder, welche die Jungfrau von Orleans bis zur Stunde thut? In Deutſchland, obwohl ſie eine Franzöſin iſt? Bei uns ſogar mehr als irgendwo?

Unter uns geſagt: ſie könnte noch mehr thun, wenn auf dem Theater mehr für ſie geſchähe, als was eben Schuldigkeit iſt. Nicht mehr in der Ausſtattung mein' ich. Seit Ifflands Vorgang, der — keineswegs gegen die Intentionen des Dichters und die Intereſſen des Stückes, wie uns einfältige Puritaner haben weiß machen wollen, ſondern zu beider Nutzen und Frommen, — dem Krönungsfeſt außergewöhnliche Opfer gebracht hat, läßt ſich jedes Theater die Jungfrau „was koſten“. Sie hat ihre Ausſtattung, wie es einer Jungfrau ziemt. Sie iſt ein Sonntagsſtück, trotz der größten Oper. Aber der Text, der Text!! Er iſt, ſeit Menſchengedenken, ſchlimmer verſtümmelt, als die cenſurwidrigſte Tendenz-Komödie. Warum? Der lieben „Kürze“ zu Gefallen. Mehr als drei Stunden darf nun einmal der Theater-Abend bei Schauſpielvorſtellungen nicht dauern. Was drüber iſt, iſt vom Uebel. Fort damit! Entſtehung, Verlauf, Verwickelung, Entwickelung, Ende einer welthiſtoriſchen Begebenheit — innerhalb drei Stunden, incluſive Zwiſchenact. Feine, pſychologiſche Motivirung in einem intimen Familiendrama, Anfang und Abſchluß räthſelhafter Seelenkämpfe, Verderbniß oder Läuterung menſchlicher Naturen, — binnen drei Stunden, incluſive Zwiſchenact. Der Oper mit ihren Pauken und Trompeten wird, wie ſelbſtverſtändlich, mehr Spielraum, will ſagen: Spielzeit eingeräumt. Meyerbeer und Wagner brauchen vier, fünf Stunden, zwei, drei Tage. Habeant sibi. Das Schauſpiel begnüge ſich mit drei Abendſtunden, ſo die höchſte Tragödie, wie das großartigſte Effectſtück. Mehr iſt nicht auszuhalten. Vom Schauſpieler? Ei was, vom Zuſchauer, der ſich die Erlaubniß nimmt, um einen Act, die Expoſition, regelmäßig zu ſpät zu kommen, dafür aber zur Sperrſtunde pünktlich expedirt ſein will.

Auf dieſem Prokruſtes-Bett theatraliſcher Routine ſind der Jungfrau von „einrichtenden“ und „ſtreichenden“ Handlanger-Fäuſten abgehauen worden: ein gutes Stück des Prologs, den der Dichter feinfühlend und weiſe vorausgeſchickt, um das idylliſche Vorleben ſeiner Heldin als Grundlage und als Gegenſatz ihrer öffentlichen Wirkſamkeit zur Anſchauung zu bringen, und um zugleich das Elend Frankreichs durch den Mund einfacher Landleute ergreifend ſchildern zu laſſen; die halbe Rolle der zu einer Nebenfigur zuſammengezogenen Königin Iſabeau, obwohl in ihr ein Gleichgewicht im Stücke beruht; die Scene Johanna's mit Montgomery*), welche die ſpätere mit

---

*) Die Reſtitution dieſer Scene würde bedingt ſein durch gänzliche Umarbeitung. Sie iſt in Trimetern geſchrieben, — obendrein in recht ſchwachen Trimetern, — und fällt ſchon dadurch aus dem Rahmen des Stückes ſtörend heraus. Schiller war, da er die Jungfrau ſchrieb, mit Studien antiker Versmaße eifrig beſchäftigt, in deren Nachbildung er denn freilich weniger glücklich geweſen als mancher Epigone. Man vergleiche Platens oder Geibels Dichtungen in antikem Metrum.

Lionel eigentlich erſt in das rechte Licht ſtellt: ab und zu die ganze Erſcheinung des ſchwarzen Ritters, die denn freilich ein wunderliches Räthſel bleibt und, wo ſie, nach landesüblichem Gebrauch, durch Talbot dargeſtellt wird, zum Unſinn wird; das ſinn- und gemüthvolle Zwiegeſpräch Johanna's und der Agnes Sorel vor der Krönung zu Rheims; nicht zu gedenken der einzelnen Schönheiten, Gedanken, Reflexionen, Sinnſprüche, die dem unerbittlichen Rothſtift zum Opfer gefallen, — immer nur, um der Polonius-Kritik zu begegnen: this is too long, für die freilich kein anderes Hilfs- und Heilmittel übrig bleibt, als das von Hamlet empfohlene Scheermeſſer des Barbiers.

Ich glaube, es wäre des Verſuches werth, eine Reviſion des Textes der Jungfrau zum Gebrauch der deutſchen Bühne vorzunehmen.

VI.

Verzagt nur und widerſtrebend gehen wir an den letzten Punkt unſerer Unterſuchung, die Achillesferſe der Jungfrau, den fünften, reſpective ſechsten Aufzug. Schiller hofmeiſtern, Schiller fortſetzen, mit Schiller collaboriren oder gar concurriren: — das ſind halsbrechende Aufgaben. Und dennoch muß es geſagt ſein: der Schluß der Jungfrau iſt poetiſch und theatraliſch unbefriedigend, wie er unhiſtoriſch iſt. Die Dichtung hat vielmehr keinen Abſchluß. Eigentlich iſt das Stück aus, als die Jungfrau, vom Vater verflucht, vom König verbannt, vom Volk verlaſſen, in's Elend wandert. Hat es doch ein deutſcher Kritiker naiv ausgeſprochen: Von da an hört das Schickſal der Jungfrau auf, tragiſch zu ſein ......

Möge der gute Freund und ſchlechte Muſikant verzeihen, wenn ich zu erwidern wage: Von da an fängt das Schickſal der Jungfrau erſt an, tragiſch zu werden. Schillers Jungfrau hört allerdings auf mit dem fünften Act, weil der ſechste, — dieſer famoſe letzte Act, der ſelbſt dem bewährten Meiſter ſo ſelten gelingt, — auch hier mißrathen, nur äußerlich angefügt iſt. Desinit in piscem mulier formosa superne. Nur wer dieſen Schlußact einmal auf der wirklichen Bühne hat in Scene ſetzen müſſen, — die untrügliche Probe auf die „Richtigkeit“ eines Theater-Exempels — nur der weiß, auf wie ſchwachen Füßen der Act ſteht. Die Jungfrau iſt gefangen, in den Händen der Engländer, von Königin Iſabeau bewacht, angeſchmiedet an einen Pfeiler in einem Wartthurm, „der oben eine Oeffnung hat“. Draußen ſtürmiſches Geſchrei der Engländer, die den Tod Johanna's verlangen, und Lärm einer zwiſchen Engländern und Franzoſen ſich vorbereitenden Schlacht. Von dieſer Schlacht ſieht der Zuſchauer nichts; ſie wird beſchrieben durch einen Soldaten auf der Warte, während Johanna in ihre Ketten ſchäumt. Entweder iſt Johanna im Vordergrunde, dann hört man den Soldaten nicht, der „zurück“, d. h. nach dem Hintergrunde ſprechen muß. Oder der Soldat ſteht vorne, Johanna hinten, und dann ſind ihre ſimſoniſchen An- und Ausrufungen verloren. Mit einem verzweifelten Ruck zerreißt die Gefangene ihre „centnerſchweren“ Bande, ſtürzt, an Iſabeau und ihren Wächtern unbemerkt, unverfolgt vorüber, aus dem Thurm hinaus, hinunter in die Schlacht, befreit und rettet noch einmal den gefährdeten König, wird dabei auf den Tod verwundet, und ſtirbt, nicht mehr verachtet und verſtoßen,

> Bei Deinem Volk, Johanna, bei den Deinen,
> . . . .
> In Deiner Freunde, Deines Königs Armen,

ihre Fahne in der Hand, in einer Viſion, die ihrem brechenden Auge des Himmels goldene Thore geöffnet und darin das Bild ihrer Schutzpatronin, der Jungfrau mit dem Sohn an ihrer Bruſt, zeigt, die ihr liebend die Arme entgegenſtreckt.

Das iſt ein opernhaftes Ende, nach keiner Seite zu rechtfertigen, ebenſo unmotivirt wie unwirkſam. Dadurch aber rächt ſich der Fehler an der Wahrheit, die Gewaltthat gegen die Geſchichte, welche über alle poetiſche Licenz hinausgehen. Der hiſtoriſche Dichter darf in Hauptperſonen, in Hauptſachen der Geſchichte nicht untreu werden. Wie, wenn Schiller ſeine Maria Stuart, ſtatt auf dem Schaffot, unter dem Dolch des Mörders oder durch Selbſtmord hätte enden laſſen?! Wenn Egmont, durch Clärchen befreit, mit ihr auf- und davongegangen wäre?! Dergleichen Abweichungen des dichtenden Menſchengeiſtes vom vordichtenden Weltgeiſte gehen immer übel aus. Nur dieſer hat Recht. Die Jungfrau muß ihr Schickſal vollenden, muß durch engliſchen Richterſpruch auf dem Scheiterhaufen zu Rouen untergehen. Ihr poetiſches Ende und ihr hiſtoriſches Ende müſſen zuſammen fallen, da es kein poetiſcheres giebt als das hiſtoriſche, da jedes unhiſtoriſche ein unpoetiſches iſt, ſei es wie es ſei.

Dieſen Satz darf man, ohne eine Impietät zu begehen, ausſprechen, nachdem nachgewieſen worden, daß Schiller ſelbſt alles Ernſtes an ein anderes, ein der Hiſtorie folgendes Ende ſeiner Jungfrau gedacht hat. Es exiſtirt ein Brief von ihm, aus dem November 1801, alſo nach Veröffentlichung der Jungfrau geſchrieben, worin es heißt: „Ich hatte Anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieſes Stoffes, und geſtattete es die Zeit und das kurze drängende Leben, ſo würde ich die beiden anderen gleichfalls ausführen. Beſonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchloſen Sitten und vor allen der gedankenloſen Ausgelaſſenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entſchloſſenheit des begeiſterten Mädchens ganz anders contraſtirt hätte als jetzt, wo ich den Dauphin nur ſchwächlich und in dieſer Schwächlichkeit liebenswürdig ſchildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt ſein.“ Die Echtheit dieſes Briefes iſt allerdings beſtritten worden, allein nur aus inneren Gründen, die keineswegs ſtichhaltig ſind. Man gibt es für unmöglich aus, daß ein Dichter von Schillers Meiſterſchaft dreierlei verſchiedene Schlüſſe für ein und daſſelbe Stück im Sinn getragen habe. Als ob nicht, umgekehrt, in der ſouveränen Gewalt über den eigenen Stoff, in der Fähigkeit, ihn verſchiedenartig zu geſtalten und abzuſchließen, ein Beweis der Meiſterſchaft läge! Als ob nicht jeder Dichter, einen Schiller nicht ausgenommen, erſt dann vollſtändig und allſeitig ſein Werk überſehen und beurtheilen könnte, wenn es feſt und fertig vor ihm ſteht, ſei es in dem unbeſtechlichen Lichte der Bühne, oder, ſchwarz auf weiß, in dem, keine Illuſion mehr zulaſſenden, alle Schwächen ſcharf herauskehrenden Buchſtaben des Druckes! Ich denke, beim Maler, beim Bildhauer iſt es genau derſelbe Fall. Erſt wenn es zu ſpät iſt, es anders zu machen, erkennt der Künſtler, wie er es hätte machen ſollen, um es recht zu machen.

Gehen wir einmal dem Fingerzeige Schillers auf eine hiſtoriſche Jungfrau nach, die keine „romantiſche“ iſt, deswegen aber doch eine poetiſche bleibt, oder erſt recht wird.

Schon in der Expoſition ſchlage ich eine Aenderung vor. So blendend ſchön der Prolog, in den berühmten Monolog auslaufend, das Stück einleitet, trägt er doch für das Drama einen zu lyriſchen Charakter. Die Hirtin aus dem Dorfe Domremy ſpricht minder gerührt, minder lang. Sie muß, ſtatt eines rhetoriſchen Abſchieds von der lebendigen Idylle im Vaterhauſe, eine wilde Flucht aus letzterem, nach tiefem Kampfe mit ſich und offenem Bruch mit der Familie, heimlich in's Werk ſetzen. Als drängendes Motiv kann meinetwegen ihr Sieg über den „Tigerwolf“ eingeſchoben werden, der, aus dem Ardennerwald herabgeſtiegen, die Heerden der lothringiſchen Bauern decimirte. Die Jungfrau hat ihn mit dem Schäferſtabe erſchlagen, wobei ſie ſelbſt am Arm verwundet worden. Die Beſtie liegt todt am Boden, umringt von den ſcheu dreinblickenden Landleuten, welche zwiſchen Bewunderung der Heldin und Furcht vor der Zauberin ſchwanken. Das eigene Blut hat Johanna berauſcht, der Sieg über das Raubthier ihre Kraft entfeſſelt. Sie ſieht im Wolf die Engländer, in ihren Lämmern die Franzoſen. Der Geiſt kommt über ſie, die oft gehörten Mahnrufe wiederholend. Vergeblich widerſtrebt, warnt, fleht, droht der Vater. Sie muß. Mit einbrechender Nacht entflieht ſie, geleitet von Claude, der aber nicht als ſanfter, treuer Naturburſch gedacht wird, ſondern als ein wüſter Geſell, Wilddieb, Schmuggler. Aller Wege und Schliche im Gebirge kundig, führt er Johanna, die er ſchon lange brünſtig begehrt und umworben hat, durch das engliſche Lager an den Hof des Dauphins. Man ſieht: ich lege das Bild der Jungfrau von vorn herein auf eine ſtarke Natur an, die Virago in der Virgo betonend. Das mag nach Realismus ſchmecken; unnatürlich iſt es nicht. Denn die Hellſeherin braucht ja nicht eben hyſteriſch zu ſein. Johanna muß vielmehr auch phyſiſch ein kräftiges Weib geweſen ſein. Sie ſtand, ſo berichtet uns ihr Proceß, nicht unter dem Geſetze der Weiblichkeit. Sie war ein Ausnahmsweſen, darum aber weder ein Mannweib noch ein unreifer Schwächling. Neben ihr führe ich in Claude den „Verräther“ ein, von dem die Chronik meldet, daß er die Jungfrau geſtürzt habe.

Den Hof des Dauphins faſſe ich, wie Schiller will, nach der Geſchichte auf: von ruchloſen Sitten, ausgelaſſen, über den ſicheren Verluſt der Herrſchaft und der nationalen Ehre in frivolem Uebermuth ſich hinwegſetzend: der Anfang des Endes der Valois. An der Seite des charakterloſen Karl ſteht Agnes Sorel, nicht die kindliche, liebenswürdige, ſogar edle und opfermuthige Sorel Schillers, des Dauphins Freundin, die Beſchützerin der Jungfrau, ſondern die Mätreſſe, wie ſie ſein ſoll: üppig, gewaltthätig, herrſchſüchtig, vom erſten Auftreten Johanna's an deren Feindin, eiferſüchtig auf ſie, ihr Verderben planend, — die Buhlerin neben der Jungfrau, die Weltdame neben dem Landmädchen, der Dämon neben dem Engel. Auf ihrer Seite ſtehen, ſobald die Gegenſätze ſich ausgebildet haben und auf einander platzen, der Herzog von Alençon, in Kabalen und Intriguen wohl bewandert, ein Biſchof oder Beichtvater, der überall unkirchliche Zauberwerke wittert und auf Hexenproceſſe brennt, untergeordnete Höflinge allerlei Schlags. Zu Johanna hält der Baſtard von Orleans, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, mit dem kriegsluſtig und patriotiſch geſinnten Theil des Adels; bald auch das Heer, das Volk. Sie wird dadurch die nationale Heldin, während in dem Bilde Schillers mehr ihre dynaſtiſche Begeiſterung vorwaltet. In dieſen Zwieſpalt und in das lockere Treiben des Hofes muß der Zuſchauer unmittelbar hineinblicken, das „treue Gemälde“ der Zeit auf dem Theater ſich entrollen. Ein „Liebeshof“, von dem bei Schiller nur erzählt wird, gibt dazu ſchickliche Veranlaſſung. Galante Minne-Abenteuer und dichteriſche Spiele kreuzen ſich; das Reich der Sorel ſteht in voller Blüthe. Mitten hinein tritt mit eiſernem Fuße Talbot, in eigener Perſon als Geſandter Englands, den Dauphin zur Ergebung, zum Verzicht auf die Krone auffordernd. Er wankt, der Untergang Frankreichs ſcheint entſchieden, als der Baſtard hereinſtürmt mit der Kunde des erſten, durch die Jungfrau erfochtenen Sieges. Sie

Sie folgt nach, umjauchzt vom Volk und vom Heer, vom Hofe mißtrauiſch und höhniſch empfangen. Karl nähert ſich ihr, neugierig, lüſtern, befangen. Die lange, geheime Zwieſprach beider, wie ſie die Chronik berichtet, erweckt den Argwohn der Sorel. Der Kampf zwiſchen den Frauen beginnt, während die Jungfrau den Handſchuh Talbots aufhebt, ihm neuen Krieg bis auf's Meſſer ankündigt und den Baſtard mit ſeinen Genoſſen zu gewaltiger Erhebung mit ſich fortreißt.

Der dritte Aufzug ſpielt im engliſchen Lager. Ein Kriegsrath, woran Iſabeau, der Regent Herzog von Bedford, Talbot, Lionel und Andere theilnehmen, zeigt den Hader unter den Befehlshabern. Sie debattiren noch, als der Ueberfall der Jungfrau die Engländer in Schrecken, das Lager in Brand ſetzt. Es folgt ein wilder Kampf, in welchem Talbot fällt. Die Jungfrau bleibt Siegerin, aber im Zweikampf mit Lionel unterliegt ſie. Ihr Herz hat geſprochen, das Weib iſt erwacht. Dieſe plötzliche Liebe, welche Tieck ſo widernatürlich gefunden, ſcheint mir, — abgeſehen von der poetiſchen Schönheit, — auch pſychologiſch durchaus motivirt. Die Erregung der Schlacht ſteigert jede Empfindung im Mann; wie nun erſt im Weibe?

Im vierten Act belauſchen wir, unmittelbar vor dem Krönungsfeſte zu Rheims, Agnes Sorel in vertraulicher Unterredung mit Claude, der Johanna überall auf dem Fuße gefolgt iſt und ihre Scene auf dem Schlachtfelde mit Lionel eiferſüchtig beobachtet hat. Er verräth, in wüthender Leidenſchaft, die Geliebte und ihren Bruch des Gelübdes: „Tod jedem Engländer!“ an die racheſchnaubende Feindin, welcher er auch die Jugendgeſchichte Johanna's, ihren Verkehr mit der Geiſterwelt erzählt. Sofort wird der wankelmüthige König, Alençon, der Biſchof, der auf Johanna's Erhebung neidiſche Adel von der Sorel aufgeboten. Die Verſchwörung gegen Johanna bricht, nach der Krönung in der Kathedrale, auf offenem Marktplatz aus. Da alles Volk Johannen als der Retterin Frankreichs anbetend huldigt, erhebt ſich die Sorel zur Anklage wider ſie. Die Jungfrau wird hölliſcher Künſte und verbrecheriſchen Einverſtändniſſes mit den Engländern bezichtigt, zuletzt der Name Lionels ihr in's Geſicht geſchleudert. Sie verſtummt, ſinkt zuſammen. „Sie bekennt“, triumphiren ihre Gegner, und ſie wandert, verbannt und verflucht, in's Elend.

Wie ſie den Engländern in die Hände gefallen, erfahren wir im letzten Aufzuge, der in Lionels Zelt beginnt. Er war es, der ſie gefangen nahm und, zurückgebend was er empfangen, ihr Leben gegen ſeine Söldlinge beſchützte. Eine Scene in höchſtem pathetiſchen Style zeigt uns die Jungfrau im Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe, bis in die glühendſten Ausbrüche verfolgend, was bei Schiller, ganz ſeiner Auffaſſung gemäß, nur angedeutet werden konnte. Dieſer Schuld, den Erbfeind ihres Volks zu lieben, von ihrem Gelübde abgefallen zu ſein, fühlt ſie ſich ſchuldig, und für dieſelbe gibt es keine andere Sühne als Tod. Vergebens fleht, wirbt, ſtürmt Lionel; vergebens auch der Baſtard, der als Parlamentär in das engliſche Lager gekommen war und die Gefangene auslöſen wollte, um ſie zu dem bereuenden König und ihrem trauervollen Volke zurückzuführen. Johanna weiſt beide ſtandhaft ab und verlangt vor ihre Richter geführt zu werden. Das Stück ſchließt mit der, am Fuße des rauchenden Scheiterhaufens ſtattfindenden Gerichtsſcene, in welcher noch einmal alle Contraſte zuſammenſtoßen und Johanna auf der Höhe ihres Martyriums ſteht. Claude, als Zeuge gegen ſie vorgerufen, gibt ſich in Verzweiflung ſelbſt den Tod, als ſein Opfer feſten Schrittes die Stufen ihres Sühne-Altars erſteigt. Unter den leiſen Bußlitaneien der Prieſter fällt langſam der Vorhang, während aus Gluth und Rauch die weiße Taube der Sage emporſchwebt . . . . .

Ob eine ſolche Jungfrau Erfolg in der Literatur und auf der Bühne haben würde, haben könnte? Ob überhaupt eine zweite Jungfrau nach und neben der Schiller'ſchen, eine Ilias post Homerum, möglich wäre? Ob endlich die romantiſche oder die hiſtoriſche Jungfrau den Sieg davontrüge? Dieſe Fragen ſind eigentlich nicht zu beantworten, bevor nicht das deutſche Volk einen zweiten Schiller beſitzt. Kein Epigone ringt um die Palme mit dem Klaſſiker, ohne von vorn herein im Schatten einer Niederlage zu ſtehen. Aber die Zeit wird kommen, wo die deutſche Nation und mit ihr die deutſche Bühne neue Klaſſiker gebiert, und zwar — ja doch! — größere als ſie bisher geboren. Dieſe Zeit bricht dann an, wenn das gegenwärtige oder das nächſte Geſchlecht, welches, ſo zu ſagen mit der Muttermilch neue Weltanſchauungen und ein neues Volksthum einſaugt, aus dem ehernen Alter des Kampfs in das goldene des Siegs tritt und nach erlangter politiſcher Mündigkeit und Mannhaftigkeit auch poetiſch wieder zeugungsfähig wird.

Der zerbrochene Krug.

Eine Scherbe zum Kleiſtjubiläum 1877.

I.

Er hat viel Kopfzerbrechens verurſacht, dieſer zerbrochene Krug; ſo in der Kritik, wie auf dem Theater. Allerlei zünftige Meiſter und Altgeſellen, unter ihnen auch manch' rechtſchaffener Handwerksmann, ſind daran gegangen, den Krug zuſammenzuflicken oder ihn um ein weniges mehr zu zerſtückeln; was aber nirgends und niemalen hat recht flecken wollen. Es gelang nicht, den Krug zu faſſen; noch minder, ihn auf den Brettern ſo hinzuſtellen, daß er ſich aufrecht hielt. Obgleich die deutſche Bühne, außer dem zerbrochenen Krug, nur ein klaſſiſches Luſtſpiel beſitzt, Leſſing's Minna von Barnhelm — eines, aber einen Löwen, — iſt der zerbrochene Krug kein Repertoireſtück geworden. Im Gegentheil: er fiel bei ſeinem erſten Erſcheinen entſchieden durch und errang auch ſpäterhin nur vorübergehende Erfolge; obendrein einzig und allein an denjenigen Orten, wo hervorragende Schauſpieler dem lahmen Dorfrichter Adam auf die krummen Beine geholfen. Ihrer Seits fangen erſt neuerdings die Aeſthetiker und Literarhiſtoriker an, dem wunderlichen Werk unter den übrigen Schöpfungen des Dichters die richtige Stelle anzuweiſen und jenes mit dieſem in Zuſammenhang zu bringen.

Wie kommt das?

Kleiſt, den ganzen Kleiſt, mit Haut und Haar, hat man geraume Zeit unter die Romantiker geworfen. In den meiſten Compendien der Literatur-Geſchichte ſteckt er noch da: neben den Schlegels, Tieck, Brentano, Novalis, Eichendorff, Zacharias Werner. Weil ins Käthchen von Heilbronn die geheimnißvolle Geiſterwelt hineinragt, weil im Prinzen von Homburg Nachtwandelei eine Rolle ſpielt, deswegen ward der Dichter mit dem Stempel: „Neu-romantiſche

Schule“ kurz und gut gezeichnet. Und doch geht durch ſeine Dramen ſowohl, wie durch ſeine Novellen ein realiſtiſcher Zug, tauſendmal ſtärker, als er in Goethe und Schiller irgendwo ſich findet. Und doch tönt aus ſeinen Stücken wie in ſeinen Novellen eine ſo mächtige, ſo charakteriſtiſche, ſo ſubſtantielle Sprache, wie ſie weder vor ihm, noch nach ihm gehört worden. Der Prinz von Homburg iſt das reifſte, das reichſte hiſtoriſche Schauſpiel, welches wir bis zur Stunde beſitzen; Michael Kohlhaas das Muſter einer ächten Erzählung. Die Romantiker haben Novellen geſchrieben, aber keine Erzählung. Die Romantiker haben Märchen dramatiſirt, aber nicht ein einziges, reines, concretes Drama geſchaffen. Der Grundſatz ihrer Schule heißt: den thatſächlichen oder geſchichtlichen Inhalt einer Dichtung verflüchtigen, auflöſen, zerſetzen. Kleiſt hingegen verdichtet mit rieſiger Kraft alle ſeine Stoffe, er dringt in die verborgenſten Tiefen der von ihm geſchilderten Naturen und holt Motive herauf, natur-wahre, vollblütig-menſchliche Motive, an die ein Romantiker niemals gedacht. In ſeiner bis zur Gewaltſamkeit ſtrammen und ſtraffen Concentration iſt er der vorzugsweiſe dramatiſche Dichter, in ſeiner poetiſchen Individualität der ausgeſprochenſte Realiſt. Nirgends eine Spur von Schönfärberei, Schönrederei, Schönthuerei; eher das rauhe Gegentheil. Wenn irgend ein Dichter mit Kleiſt verwandtſchaftliche Aehnlichkeit hat, ſo iſt's Hebbel; in einzelnen Zügen etwan Grabbe; beide, gleich ihm, geborene Dramatiker. Aber zu den Klaſſikern gehört Kleiſt ſo wenig, wie zu den Romantikern. Jene haben ſich in Körner fortgeſetzt; welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und Kleiſt! Dieſe ſind ohne Nachkommenſchaft verſchwunden; es wäre denn, daß man ein paar nachzügelnde Schatten aus der Schickſalstragödie an die romantiſche Schule anknüpfen wollte; ein immerhin lockerer Zuſammenhang.

Seit man gelernt hat, den Dichter und ſeine Schöpfungen in ſolchem Lichte zu betrachten, erſcheint auch der zerbrochene Krug weniger vereinzelt und räthſelhaft. Das niederländiſche Gemälde hängt mit Fug und Recht neben dem altdeutſchen Ritterſtück Käthchen, neben dem Nachtſtück Schroffenſtein, neben dem Hiſtorienbild Prinz Homburg. In allen dieſelbe breite Pinſelführung, dieſelbe effectvolle Färbung, derſelbe energiſche Ton, dieſelbe Technik endlich, die den Meiſter verräth in der vollſtändigen Ausnutzung des Stoffes, ſowie in der minutiöſen Behandlung alles Beiwerks.

Woher die Idee des zerbrochenen Kruges ſtammt, hat Zſchokke in ſeiner „Selbſtſchau" bekanntlich nachgewieſen. Bei ihm begegneten ſich — es war in Bern, gegen 1801 oder Anfangs 1802 — Kleiſt, von ſeiner Pariſer Reiſe zurückgekehrt, und Wieland, der Sohn des großen, greiſen Oberon-Dichters. In dem Zimmer des ehrlichen Schweizers aus Magdeburg hing ein franzöſiſcher Kupferſtich, betitelt: Le Juge, ou la cruche cassée.

Dieſer Kupferſtich regte in dem ſchöngeiſtigen Kleeblatt den Gedanken eines Wettſtreits an, in welchem Kleiſt durch ein Luſtſpiel, Zſchokke durch eine Erzählung, Wieland junior durch eine Satire um den Preis eines zerbrochenen Kruges ringen ſollten. Von Wieland's Löſung der Preisaufgabe hat uns die Chronik der Literatur nur den Titel aufbewahrt: Ambroſius Schlinge, eine Komödie in Verſen, 1805 zu Braunſchweig im Druck erſchienen. Zſchokke's Erzählung, unter dem Titel: Der zerbrochene Krug, in ſeine geſammelten Werke aufgenommen, behandelt den Stoff in Form einer provençaliſchen Dorfgeſchichte, in der ſeiner Zeit beliebten breitſpurigen, hausbackenen Manier des Verfaſſers, der ſich übrigens genau an den in dem Kupferſtich gegebenen Vorwurf hält und ſeine Geſchichte in einer Gerichtsſcene, ſeine Figuren in dem Bilde eines treuloſen Dorfrichters gipfeln läßt. Daſſelbe thut das Luſtſpiel Kleiſt's, welches dann nicht blos den Preis gewonnen, ſondern ein unvergängliches Blatt in der Literaturgeſchichte für ſich erworben, und dadurch ein, wie es ſcheint werthloſes, wenigſtens in keiner Weiſe hervorragendes Kunſtblatt, den Kupferſtich, unverdienter Maßen mitverewigt hat. Das in ſeiner Art einzige, in jeder Art klaſſiſche Stück wird heuer, vom Tage der erſtmaligen Aufführung gerechnet, 2. März 1808, neunundſechzig Jahre alt, der Dichter hundert. Beide ſind ſeitdem und noch immer im Wachsthum begriffen, ſowohl im Verſtändniß wie in der Wirkung beim Publikum.

Es iſt lehrreich zu beobachten, wie grundverſchieden die zwei Preisfechter eine völlig gleiche Aufgabe auffaſſen. Zſchokke, der Epiker, erzählt. Wie ſich das junge Liebespaar Mariette und Colin ſucht und findet, um durch die Ränke des böſen Ortsrichters Hautmartin getrennt zu werden; wie dieſer Marietten's Mutter, Frau Manon, täuſcht, Colin um ſeine Liebesgabe an Mariette betrügt und Mariette ſelbſt irre macht, daß ſie im Zorn den koſtbaren Krug am Brunnen zertrümmert; wie Mutter Manon ihre Klage beim Richter anbringt; wie vor Gericht die Wahrheit an den Tag kommt, der Schuldige in's Loch, die Liebenden vor den Traualtar gerathen: das alles leſen wir nach einander. Es wird eben erzählt. Nicht ſo bei dem Dramatiker Kleiſt. Bei ihm ſteht alles nebeneinander da, fix und fertig: wir ſehen, wie die Gegenſätze unmittelbar zuſammenſtoßen, wie der Knoten ſich aus vielen vielfarbigen Fäden ſchürzt, wie er gelöſt wird ohne Gewaltſtreich, durch planmäßige, von innen nothwendig erfolgende Entwickelung. Der Held, Dorfrichter Adam, iſt ein paſſiver Held. Das Luſtſpiel zeigt uns, wie der alte Fuchs, zuerſt in ſeinem Bau tief verkrochen, allmählich herausgetrieben wird. Nun beginnt die Hetze. Bald auf dieſe, bald auf jene falſche Fährte lockt der rothe Schlaumeier ſeine Verfolger, während er hinter jeden Buſch am Wege, in jede Furche gewandt entſchlüpft. Zuletzt, da keine Liſt mehr fängt, da er von allen Seiten gepackt, geſchüttelt, gezerrt wird, bricht er durch, über das verſchneite Feld hinweg. Alles wird lebendig vor uns, alles iſt charakteriſtiſch, alles dramatiſch. Wär' es ebenſo, wenn Kleiſt, ſtatt ſeine Handlung in einen Act, auf einen und denſelben Schauplatz zu concentriren, ſie getheilt, uns durch die Expoſition in das Gemach Eva's geführt, den Richter Adam und ſeine unverſchämte Werbung, Ruprecht in ſeiner eiferſüchtigen Verblendung, Mutter Marthens Ingrimm über den vor unſeren Augen zerbrochenen Krug gezeigt, und dann in einem zweiten Act in der Gerichtsſtube, die Verhandlung nochmals, als Verhandlung, an dem Zuſchauer vorübergeführt hätte? Auf dieſe allein, die Verhandlung in der Gerichtsſtube, beſchränkt ſich der Dichter; jene, die Handlung, liegt in der Vergangenheit, und wird erſt durch die ſich kreuzenden Verhöre, Zeugen-Ausſagen, Zwiſchenfälle, theils beabſichtigte, theils zufällige, auf's Neue gegenwärtig. Das Stück gehört zu der auf der Bühne weit verbreiteten, immer als wirkſam ſich bewährenden Gattung der Prozeßſtücke. Entſprechender Weiſe legt deswegen der Dichter den Hauptnachdruck auf die dialektiſche Seite, ſo in der Form wie im

Stoffe, auf welcher Seite auch ſeine, des Dichters, Stärke liegt. Unerſchöpflich in Erfindung, von Laune überſprudelnd, weiß er ſein Thema mannigfaltig zu variiren, jede einzelne Stimme mit feinſter Charakteriſtik zu führen, das Tempo bald bis zum Schleppen langſam, bald beſchleunigt und ſtürmiſch zu nehmen, Enſembleſätze von durchſchlagender Wirkung einzuſchieben, und nach den tollſten Seitenſprüngen des Humors, nach gefährlichen Abirrungen und Diſſonanzen, durch einen allgemein befriedigenden Schluß das Ganze vollharmoniſch abzurunden. Die Unſchuldigen werden aufgeklärt, verſöhnt, vereinigt. Der Schuldige, zugleich in tiefer Ironie der Richter, geht mit Schimpf und Schande davon, wird jedoch, wie es das Luſtſpiel erheiſcht, noch immer geſchont. Die charaktervollſte Figur, eine ländliche Prozeßfreundin vom reinſten Waſſer, endigt das Stück mit der Ankündigung, daß ſie — weiter prozeſſirt, über ihren zerbrochenen Krug Berufung an eine höhere Inſtanz anmeldend. Und dieſe ganze künſtlich verwirrte, wild bewegte Welt, ſie dreht ſich — wiederum in tiefer Ironie — um eine Scherbe. Aus dem dürftigen Stoffe, den ohnehin nicht eigene Wahl, ſondern äußerlicher Zufall ihm zugeführt, ſchöpft der Dichter, der Dramatiker eine Fülle komiſcher Motive und Situationen, einen Reichthum an originellen, lebens- und naturwahren Perſonen, die glücklichſten sceniſchen Details, die übermüthigſten Dialog-Arabesken. Wahrlich, weder die dunkelſte Tragik in Pentheſilea, noch Käthchens lichte Romantik laſſen Kleiſt auf einer glänzenderen Höhe erſcheinen, als dies ſein einziges Luſtſpiel, — (Amphitryo, der Fremdling, zählt nicht;) — eine einactige Bauern-Komödie; ein niederländiſches Genrebild kleinſten Formats, aber von vollendeter Technik. Niemals iſt der fünffüßige Jambus freier, charakteriſtiſcher behandelt worden; gerade das häufige Abreißen der Vers-Zeile, die hin- und hergeworfenen Satzbruchſtücke, die man getadelt hat, bilden einen beſonderen Reiz in der Sprache und fördern, richtig behandelt, die Wirkung ungemein.

Daß und wie das Stück empfangen worden, 1801, haben wir geſehen. Sein eigentliches Geburtsjahr dürfte kaum feſtzuſtellen ſein. Es ſcheint, daß Kleiſt — wohl jeder Dichter thut's — ſeine Stoffe lange mit ſich herumgetragen hat, und wie ſein Erdenwallen unſtät und flüchtig geweſen, ein Spiel des finſtern Dämons, der ihn zu frühem unnatürlichem Tode getrieben, ſo iſt auch wohl ſein dichteriſches Schaffen regellos geweſen, an Ort und Stunde nicht gebunden, nach Impulſen des Augenblicks unterbrochen und fortgeſetzt, ſpät und zögernd vollendet. Tieck, der ihn perſönlich kannte, ſchreibt von ihm: „Er war gewiſſenhaft ängſtlich in ſeinen Arbeiten; ſie rückten nicht ſchnell vor; er änderte oft und arbeitete wieder um. Er ſelbſt war am ſchwerſten zu befriedigen.“ So ſchleppte er auch den zerbrochenen Krug mit ſich aus der Schweiz nach Dresden, wo das Stück 1803 auftaucht, und vollendete es (wer weiß nach wie vielen Aenderungen?) erſt um 1807 in Königsberg. Wenn ein Schauſpiel das Licht der Welt erblickt an dem Tage, an welchem es hinter dem Lampenlicht zum erſten Mal erſcheint, ſo datirt der zerbrochene Krug von Mittwoch, dem 2. März 1808. An geweihter Stätte, in Weimar, beſchreit das neugeborene Kind die Wände des Theaters. Kein geringerer Pathe als Goethe hält es über die Feuertaufe. Der Name des Vaters wird — auffälliger Weiſe, vielleicht vorſichts- und ſchonungshalber — auf dem Zettel nicht genannt. Aber trotz ſo vieler günſtiger Zeichen ſtanden böſe Sterne über der Stunde der Geburt. Das Stück fiel durch, wie bereits erwähnt worden; fiel durch mit ungewöhnlichem Glanze. Nicht genug, daß es in den Hofkreiſen mit erbittertem Hohn zu Fetzen zerriſſen wurde; nein, auch das Publikum — das lammfromme Publikum der Muſenſtadt an der Ilm, welches grauſame Experimente wie Ion, Alarkos, der Zauberflöte zweiten Theil, die Saalnixe in mehreren Fortſetzungen, über ſich ergehen laſſen mußte, ohne murren zu dürfen — dies Publikum empörte ſich, murrte, ziſchte, pfiff den zerbrochenen Krug zu Tode. Einmal ward er gegeben, und nicht wieder. Wer war ſchuld an ſolchem unerhörten Mißerfolg? Die Schauſpieler ſagten: ein Schauſpieler; die Kritiker ſagen noch: Goethe. — Was iſt daran wahr? — Beides.

Goethe, obgleich der objectivſte aller Sterblichen, oder — weil der Objectivſte, wußte ſeine Subjectivität, ſein großes Ich, ſchwer in das richtige Verhältniß mit anderen Individualitäten zu bringen. Hat es doch Jahre lang gedauert, bis er ſich mit Schiller ins Gleichgewicht geſetzt. Kleiſt war ihm, nicht lange vor der ominöſen Aufführung des Krugs, mit ſeiner Pentheſilea auf den Leib gerückt; ein Stück, das den alternden Kunſtgreis geradezu anwidern mußte und richtig auch durch ein kühles Schreiben (vom 1. Februar 1808) von ihm abgelehnt wurde. Ueber den zerbrochenen Krug hingegen äußerte ſich der Meiſter Anfangs günſtig und verwies erſt nach dem Volksgericht der erſten, von ihm ſelbſt beſorgten Aufführung das Stück in die Kategorie der „problematiſchen" Theaterſtücke. Warum er es dennoch gegeben? Sicher aus gutem Glauben an den Werth der Dichtung; nicht — wie man hie und da geneigt geweſen iſt, zu inſinuiren — in der Abſicht, den Dichter zu Fall zu bringen. Wenn es ein Fehlgriff war, das einactig gedachte und geſchriebene Stück in drei Acte zu zerreißen, ſo erklärt ſich derſelbe daraus, daß Goethe, als Dichter, Reſpect vor der Dichtung empfand, und ſtatt reſolut zu ſtreichen — wozu ſich ein ſchauſpieleriſcher Regiſſeur und Director leicht bereit findet — das Werk in ſeiner Totalität wirken laſſen wollte, einen zerbrochenen Krug, aber ein ganzes, ganz gelaſſenes Kunſtwerk. Die Länge, an zweitauſend Verſe betragend, mehr alſo als eine Sophokleiſche Tragödie, verbot einen einzigen Act. Goethe machte drei, vollkommen richtig einſchneidend beim Beginn der Gerichtsverhandlung und bei deren momentaner Abbrechung. Aber für drei Acte reichte denn doch, auch bei den beſcheidenſten Anſprüchen, die Handlung nicht aus, welche ja eben nur in der Verhandlung beruht. Die Zuſchauer mußten ungeduldig werden, wenn bei zweimaligem Fallen des Vorhangs die Handlung nicht vom Flecke gekommen. Obendrein war eine Operette dem Stück vorausgegangen (Der Gefangene, von Della Maria) und zum Schlußſtück eignet ſich der zerbrochene Krug durchaus nicht, am wenigſten nach Muſik und Geſang. Er muß den Theater-Abend einleiten, ſein Publikum friſch vorfinden. Und die guten Ilm-Athener ſaßen ſeit halb ſechs Uhr Abends in ihrem Kunſttempel, mußten bis halb zehn Uhr ſitzen, was Wunder, daß ſie ſich das ſelten gegönnte Vergnügen herausnahmen, gegen Ende mitzuſpielen?! Es bekam ihnen theilweiſe übel, dies Vergnügen. Ein herzoglicher Beamter, der herzhaft mitgepfiffen, ward, auf Sereniſſimi lauten Befehl aus der Loge, von den Huſaren ſofort feſtgenommen und drei Tage auf die Hauptwache geſetzt; ein heiterer Zug aus der guten alten Zeit, in welcher kleinere deutſche

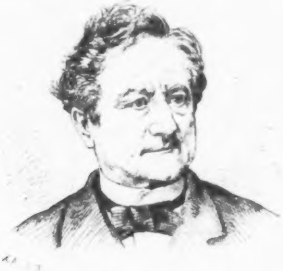
Fürſten und Höfe mehr oder weniger nach Friedrichs des Großen Muſter ſich zuſchnitten: patriarchaliſch in der Form, im Weſen deſto abſolutiſtiſcher. Der Literaturklatſch will wiſſen, Goethe habe am Tage nach der ſtürmiſchen Vorſtellung zu einem ſeiner Hausfamuluſſe geſagt: „Der Menſch (der Pfeifer nämlich) habe gar nicht ſo Unrecht gehabt, ich wäre auch dabei geweſen, wenn es der Anſtand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anſtands wegen hätte er eben warten ſollen, bis er außerhalb des Zuſchauerraumes war.“ Alſo auf der Straße pfeifen hätt' er ſollen, oder zu Hauſe für ſich? Abgeſehen von dem platten Unſinn, ſtimmt auch die Anſchauung, die hier Goethe untergeſchoben wird, ſchlechterdings nicht zu dem wohlbekannten monarchiſchen Credo des alten Herrn, der ſich gelegentlich ſelbſt aus ſeiner Parterre-Loge hervorbeugte, um in den luſtigen Lärm des Jenenſer Studio's hineinzudonnern: „Man lache nicht! Man bedenke, wo man ſei!“

Beſetzt war übrigens das Stück mit namhaften Kräften, den erſten aus Weimars goldener Theater-Aera. Den Dorfrichter Adam ſpielte Becker, Schreiber Licht Unzelmann, Frau Marthe die Wolff (nachmals in Berlin), Veit Tümpel Graff, Ruprecht P. A. Wolff, Eva die Elſermann, den Gerichtsrath Walter Oels. Adam ſoll, nach dem Zeugniß des Regiſſeurs Genaſt, im Vortrag ſo unleidlich breit und langweilig geweſen ſein, ſo unerträglich gedehnt und gezerrt haben, daß ſogar den Mitſpielenden die Geduld vergangen. Und auf dieſer Rolle ruht das Stück: es ſteht und fällt mit ihr. Als wir, mehr als fünfzig Jahre ſpäter, Donnerstag, den 26. Juni 1862, bei einem Gaſtſpiel Döring's, auf der erſten Unglücksſtätte ſein Glück wiederum verſuchten, that daſſelbe ſeine volle Schuldigkeit und hat ſich auch nachmals, bei ähnlichen Anläſſen, mit Ehren ſehen laſſen können.

Was Goethe nicht vermocht, vielleicht nicht gewollt, die höchſte äſthetiſche Auctorität ſeiner Zeit, das vollführte ein reſoluter Practicus: Friedrich Ludwig Schmidt in Hamburg. Ihm gebührt das Verdienſt, den zerbrochenen Krug für die deutſche Bühne gerettet zu haben, und zwar durch eine doppelte Thätigkeit: als Einrichter des Textes, als Darſteller der Hauptrolle. Erſterer beſchränkt ſich allerdings auf eine, wenn nicht in allen Einzelheiten glückliche, ſo doch energiſche Kürzung des in ſeine urſprüngliche Faſſung zu einem Acte reſtituirten Stückes. Letztere, die Darſtellung der Rolle Adams, des Dorfrichters, iſt für die Bühnen Norddeutſchlands typiſch geworden und lebt, den Hauptzügen nach, fort in Dörings mit Recht berühmter Creation, welche das Stück dauernd und erfolgreich auf dem Repertoire der Berliner Hofbühne bis zur Stunde erhalten hat, der einzigen, die ihm eine bleibende Stätte geboten. In dieſer neuen Einrichtung ging das Stück zum erſten Male am 28. September 1820 auf dem Hamburger Stadttheater in Scene. Donnerstag, den 8. Auguſt 1822, gelangte daſſelbe auf die Berliner Hofbühne, wo Gern den Adam, die Eiperſtedt Frau Marthe, Richter den Schreiber Licht, die Dötſch das Evchen ſpielte. Nach nur zwei Vorſtellungen verſchwand es vom Repertoire, um erſt nach zwanzig Jahren, durch Dörings Kunſt, wieder aufzuleben. In Berlin wie in Weimar war die Beſetzung der Hauptrolle entſcheidend geweſen für den Untergang. Gern, der Komiker, mußte dieſe Rolle vergreifen, welche dem Charakterdarſteller gehört. Deswegen wurde ſie im Burgtheater, das den zerbrochenen Krug zum erſten Male erſt am 2. März 1850 brachte, mit Recht nicht dem beliebten Komiker Beckmann, ſondern La Roche, dem Meiſter in ſeinen Charakterbildern, übertragen, der ſie bis zum heutigen Tage beſitzt, und zu ſeinen erfolgreichſten Creationen zählt. Von anderen intereſſanten Aufführungen ſei noch eine erwähnt: die Münchner, während des Geſammtgaſtſpiels deutſcher Bühnenkünſtler im Weltausſtellungs-Jahre, Donnerstag, den 27. Juli 1854, veranſtaltet. Döring ſpielte den Adam, in welchem übrigens auch der treffliche Joſt excellirte, die Haizinger Frau Marthe, der Komiker Lang den Schreiber Licht, die Jahn das Evchen, Chriſten den Ruprecht. Der Abend war ein außerordentlich glücklicher, verherrlicht durch die Anweſenheit weiland Sr. Majeſtät des Königs von Preußen. Friedrich Wilhelm der Vierte hatte Kleiſt's Luſtſpiel aus einer Reihe von Vorſtellungen, die ihm zur Auswahl dargeboten worden, eigens ausgeſucht, nachdem er Kabale und Liebe mit einem energiſchen Bleiſtiftſtrich beſeitigt, und ſagte mir, als ich ihn zum Schluß aus dem Theater zu geleiten die Ehre hatte, mit ſeinem bekannten Lächeln: „Sie ſind ein Tauſendkünſtler, daß Sie ſo viel große Schauſpieler nicht blos unter einen

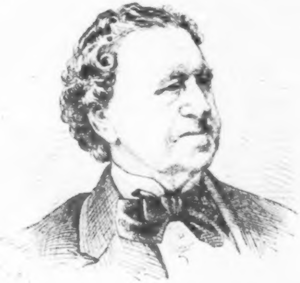
Hut zu bringen verſtanden, ſondern ſogar in einen zerbrochenen Krug.“

Vergegenwärtige ich mir die beiden, nach Schmidt's Ableben berühmteſten Darſteller des Adam, La Roche und Döring, ſo meine ich zwiſchen den zwei Altmeiſtern deutſcher Schauſpielkunſt, bei gleicher Wirkung, einen charakteriſtiſchen Unterſchied in Auffaſſung und Durchführung zu erkennen.



Döring.

La Roche ſpielt die Rolle des Adam runder; Döring ſchärfer. La Roche humoriſtiſcher; Döring komiſcher. La Roche mit anſcheinender Ruhe, durch welche die Verlegenheit des ertappten Sünders um ſo ergötzlicher hervorbricht; Döring mit großer Beweglichkeit, die gegen das natürliche Gebahren des Klumpfußes vortrefflich contraſtirt. La Roche mit enthaltſamer Mäßigung, Döring mit übermüthigem Aufwand an Mienen- und Geberdenſpiel. La Roche wirkt beſonders in den Beiſeite-Reden mit Evchen, das der alte Adam noch vom Richterſtuhle aus mit lüſternen Blicken verfolgt; Döring durch den grellen Ton- und Haltungs-Wechſel im Verkehr mit dem Gerichtsrath, dem Schreiber, den Bauern. La Roche faßt und giebt die Rolle in ihrer Totalität; Döring zerlegt ſie in ihre wechſelnden Momente. La Roche bleibt von der Expoſition bis zum Schluſſe ſich gleich; Döring ſteigert ſich. La Roche hält ſich innerhalb des Rahmens um das Genrebild, wie er denn auch keinen erhöhten Tiſch, keine Schranken in der Gerichtsſcene verwendet; Döring wächſt über die Mitſpielenden hinaus und beherrſcht die Scene. Beide Künſtler — Schüler der Natur, und Meiſter in dieſer Schule — bringen unvergeßliche Eindrücke mit ihrem Adam hervor; aber nach dem Fallen des Vorhangs wird ſich der Zuſchauer ſagen: Ich habe den zerbrochenen Krug mit La Roche geſehen, und: Ich habe Döring im zerbrochenen Krug geſehen.


La Roche.

Wie der dritte, der Zeit nach erſte in dem luſtigen Kleeblatt, wie Schmidt zu Stück und Rolle ſich verhalten, vermag ich nur nach Hörenſagen zu berichten, jedoch aus dem Munde guter Schauſpieler, die ſich darauf eigentlich am Beſten verſtehen. Ihre Meinung geht dahin: Schmidt habe ſich zu ſehr in die Breite gehen laſſen und des Guten zu viel gethan, ſo in der Maske wie im Spiel; was ihm am beſten gelungen, ſei die falſche Bonhomie im Anfang, die Angſt am Ende geweſen.

Verfolgt man in Gedanken den Weg über die deutſche Bühne, welchen unſer Luſtſpiel gemacht hat, ſo kommen Einem wohl trübe Anwandlungen des Staunens und der Unzufriedenheit. Wie? Da iſt nun ein Stück, deſſen claſſiſchen Werth die Kritik und das Publikum übereinſtimmend anerkennen, welches vortreffliche dankbare Rollen enthält, das viel einbringen kann und jedes Falls nichts koſtet, und dieſes Stück ward im Laufe eines halben Jahrhunderts heimiſch nur auf einem einzigen Theater, in Berlin. Alle anderen Hofbühnen geben es wohl ab und zu, ſetzen den zerbrochenen Krug bei beſonderen Gelegenheiten, Erinnerungstagen, Gaſtſpielen u. ſ. w. auf die Tafel und freuen ſich, ein anſtändiges Stück zu beſitzen, das dem Repertoire zur Zierde gereicht, und das zu guter Geſellſchaft paßt, zu Goethe's Geſchwiſtern, vor Wallenſtein's Lager. Allein ein allgemeines Repertoire-Stück iſt der zerbrochene Krug deswegen nicht geworden, geſchweige denn ein Zug- und Kaſſe-Stück; allem Anſchein nach wird er das niemals werden. Mit Recht konnte ſchon ein Berliner Recenſent der Aufführung von 1822 nachſeufzen, daß Wirrwarre und Pagenſtreiche, Vogelſchießen und dergleichen gefälligere Gaben dem „ſonderbaren“ Stücke eine ſiegreiche Concurrenz machten. Dergleichen den Markt des Tages beherrſchende Modewaare producirt auch heute, wenn nicht in reicher, doch in genügender Anzahl, die fabrikmäßig betriebene Theater-Literatur. Dazu werden von Paris, Jahr aus Jahr ein, Senſations-Dramen, Sittenbilder, Poſſenſpiele die ſchwere Menge importirt, ſo daß der praktiſche Bedarf gedeckt iſt. Auf Champagner und Abſinth mundet aber ein faſt hundertjähriger Rheinwein nicht, der obendrein nicht die imponirende Marke Schiller oder Goethe trägt. Und ein einactiges Stück dazu! Der Geſchmack unſeres Theater-Publikums iſt eigentlich zu ſolide, um an der Bagatelle, der Bluette ſich ſatt zu eſſen. Wie wenig, im Vergleich zu Frankreich und England, wird bei uns an einactigen Artikeln erzeugt und verzehrt? — Armer Kleiſt, der Du zeitlebens wenig Chancen gehabt, Dein zerbrochener Krug hat auch nach Deinem Tod nicht viel! Während höchſtens Dein Käthchen als im Curs geſtiegen notirt werden darf, bleiben Hermannsſchlacht, Prinz von Homburg ſelten begehrt, Pentheſilea flau, Schroffenſtein .

Und doch, wenn nicht alle Zeichen trügen, bereitet ſich im Theater gegenwärtig eine allgemeine Wandlung zum Beſſeren vor, die bereits thatſächlich auch an Kleiſt angeknüpft hat und in ihrem Verlauf der Verbreitung, dem Verſtändniß ſeiner Werke zu Gute kommen muß. Unverkennbar geht durch die dramatiſche Poeſie der neueſten Zeit der Zug auf große, namentlich nationale Stoffe. Ihrer Seits haben die Bühnenvorſtände faſt aller Orten angefangen, ihre Aufgaben in einem ernſteren Sinne als früher aufzufaſſen oder ſie ſind in dem aufgenöthigten Kampfe mit allgemeinen, dem Theaterbeſuch ungünſtigen Zuſtänden aus dem hergebrachten Schlendrian in würdigere Bahnen, zu höheren Zielen gedrängt worden. Auch im Publikum bildet ſich merklich aus der großen, groben Menge, die nur vom Unterhaltungs-Kitzel in das Theater getrieben wird, eine, ſei's auch nur kleine Kunſtgemeinde aus, die es nicht ſcheut zu denken, dem Dichter wie dem Darſteller in ſeinen Intentionen zu folgen, ſich hinzugeben an den Zauber echter Poeſie. Der vierte Faktor endlich, meines Erachtens der wichtigſte, der Schauſpieler, bleibt keineswegs zurück in dem erfreulichen Geſammt-Fortſchritt. Seit die Kunſt nicht mehr nach Brot zu gehen braucht — ſie findet es heutzutage überall, ſogar mit ſchier allzudick aufgeſtrichener Butter — ſeit der Schauſpielerſtand als ſolcher emancipirt worden iſt, erwacht ein Geſammtbewußtſein in ſeinen Gliedern, ein Selbſtgefühl und eine Ueberzeugung von ihrer hohen Beſtimmung, welche auf die künſtleriſchen Leiſtungen nur wohlthätig zurückwirken. Was an Virtuoſität der Einzelnen verloren gegangen, hat das Enſemble gewonnen. Alles in Allem genommen, bietet das Theater der Gegenwart verglichen mit demjenigen der Reſtaurations-Periode und der politiſchen Sturm- und Drang-Jahre, keineswegs das Bild des Niedergangs und Verfalls dar, wie oft ſolches auch von der Kritik und von vereinzelten Nachzüglern der alten Zeit, d. h. ihrer Jugendzeit, behauptet werden will, vielmehr läßt ſich auf dieſem Gebiete, wie auf ſtaatlichem, geſellſchaftlichem, künſtleriſchem überhaupt, ein erfolgreicher Prozeß der Befreiung, der Reinigung, der Reform nicht verkennen.

Auf Kleiſt gerichtet, beſtätigt ſich dieſe Beobachtung unwiderlegbar. Es iſt noch gar nicht lange her, daß ſein volksthümlichſtes Stück, das Käthchen von Heilbronn, überall in einer fremden und — ſeien wir mild im Urtheil — unvortheilhaften Bearbeitung (aus Holbein's Feder) gegeben worden. Erſt in den letzten Jahren wurde, und zwar gleichzeitig auf mehreren Bühnen, das Original in ſein Recht wieder eingeſetzt; eine Sühne für den Dichter, die dem Stück überall und entſchieden genützt hat. Die Hermannsſchlacht, der Prinz von Homburg treten unter dem Lichte, welches der jüngſte deutſche Befreiungskrieg auf ſie wirft, faſt wie neue Dichtungen in den Vordergrund. Sogar die Familie Schroffenſtein und Pentheſilea, zwei für unnahbar gehaltene Stücke, haben ſich, jene in Wien, dieſe in Berlin, auf die Bretter gewagt; allerdings bisher vereinzelt gebliebene Verſuche, aber als bahnbrechend, als Stimmungszeichen bemerkenswerth. Noch einige tüchtige Schritte weiter in dieſer Richtung, und dem deutſchen Theater iſt ein großer, ein ganzer Dichter wieder erobert worden, der ihm freilich niemals hätte verloren gehen ſollen; der ihm auch eigentlich nicht verloren gegangen iſt — weil es ihn ſich nicht zu eigen zu machen verſtand.

Seinen ernſten und großen Stücken ging unſer Luſtſpiel in der Praxis voran; dagegen ſteht es in der jetzigen reſtaurirenden Thätigkeit zurück. Mit jener Kraft der Trägheit, die zu den ſtärkſten Motoren im Theater gehört, läßt man das Stück ſeit den fünfzig Jahren, die es nun einmal „ſteht“, ſtehen und gehen, wie es in Olim-Schmidt's Zeiten ſtand und ging. Ein und der andere berühmte Dramaturg hat ſeine Verbeſſerungen des Hamburger Codex darauf beſchränkt, noch etwas mehr als Schmidt zu „ſtreichen“. Es giebt eben, jenſeits und dieſſeits des Vorhangs, immer gute Leute und ſchlechte Muſikanten genug, denen jedes Stück zu lang iſt, die namentlich gegen das Ende hin in eine wahre Beſchneidungs-Manie verfallen. Desungeachtet mein' ich, es hätte eben dies Kleinod unter Kleiſt's Werken, der reizende Niederländer, ein beſſeres Schickſal verdient, eine Bearbeitung von freierem Standpunkt aus, die Scenirung durch eine feinere Hand, als ſie Schmidt beſeſſen — ungeachtet ſeines doppelten Verdienſtes um das Stück. Dieſe Thätigkeit des Text-Redacteurs und des Bühnen-Regiſſeurs, welche ich mir getrennt kaum zu denken vermag, wie ſie denn auch weſentlich zuſammengehört und nur gemeinſchaftlich die lebendige Reproduction eines dramatiſchen Gedichts auf dem Theater vollbringen kann, ich möchte ſie zuerſt auf eine geſchmackvolle Reſtauration des Originals gewendet ſehen. Schmidt und ſeine Nachfolger haben nicht nur gekürzt, was ja nützlich, ſogar nöthig geweſen. Nein, ſie haben auch geändert, aus Eigenem zugeſetzt, retouchirt. Unſtreitig in der beſten Abſicht, vielleicht von ihrem Standpunkt aus mit einer gewiſſen Berechtigung, aber jedes Falls gegen das Intereſſe des Stücks und gegen die Intention des Dichters, der gerade dieſes Stück, ſo klein es iſt, in Compoſition, Zeichnung und Colorit mit beſonderem Fleiße bis in alle Einzelheiten hinein ausgearbeitet hat. Da wird zum Beiſpiel der Teufel, der bei Kleiſt oft genug vorkommt, von Schmidt verbannt, Dorfrichter Adam's Hoſe, die am Ofen hängt, verſchämt in eine Jacke verwandelt, und die ſo energiſche wie maleriſche Thierſtück-Zeile: „Steht nicht der Eſel wie ein Ochſe da?“ mit Anwendung eines ganz unzutreffenden Bildes verballhornt in: „Steht nicht der Eſel wie auf's Maul geſchlagen?“ Ja zum Teufel, einen Eſel ſchlägt man doch auf's Kreuz, nicht auf's Maul, ſelbſt wenn er naht. Frau Marthen's liebevoll ausmalende Schilderung des Krugs iſt den wetteifernden Vandalen-Fäuſten bald in dieſem bald in jenem prächtigen Zuge zum Opfer gefallen. Veit Tümpel, Ruprecht's Vater, ward ganz und gar beſeitigt, auch wohl eine von den zwei Mägden des Richters, und der meldende Bediente. Dergleichen Nebenfiguren gehören aber zum Genrebild; ſie wirken, nicht individuell, jedoch in und mit dem Ganzen und ſtören nur, wenn ſie nicht da ſind, durch den fühlbaren Abgang der Staffage, keineswegs in richtiger Verwendung und richtiger Vertheilung in der Gruppe. Um ſie abzurunden, ſollten eher, in Ergänzung des Dichters, einige Zuſchauer, wär's auch vom Gange aus durch die offene Thür hereinglotzend, das Bild des Volksgerichts, das man ſich in den Niederlanden doch wohl öffentlich zu denken hat, vervollſtändigen. Den Schluß endlich, welchen Kleiſt fein und weiſe in der Perſpective auf einen neuen Prozeß erfunden, Schmidt und ſeine Nachtreter verhunzen ihn durch ein jämmerliches Wortſpiel und einen Klappreim, der zu dem Styl des Stückes paßt wie die Fauſt auf's Auge.

„Kommt Licht in das Gericht, will ich mich tröſten;
Zerbricht dann jemals wieder Recht und Krug,
So ſieht man doch, wer beides uns zerſchlug“:

das laſſen die Ueberkleiſterer Frau Marthe ſagen, während ſie bei Kleiſt keineswegs getröſtet, ſondern „empfindlich“ abgeht und mit einem beredten Blick auf den zerbrochenen Krug in ihrem Arm dem Gerichtsrath, den ſie um den Sitz der Regierung und die Gerichtstage in Utrecht befragt — wie ich mir's vorſtelle, an der Thür noch einmal umkehrend — zuruft:

„Gut! Auf die Woche ſtell' ich dort mich ein.“

In dieſen einzelnen Fällen wie im Ganzen wird eine ſorgfältige Emendation des überlieferten Textes identiſch ſein mit der Herſtellung des Originals. Darauf muß dieſes, das Original, allerdings gekürzt werden, mit Schonung der einzelnen Eigenthümlichkeiten, aber zugleich mit einer ſo durchgreifenden Energie, daß die Dauer der Vorſtellung wenig mehr als eine Stunde betrage. Die Aufgabe der Regie iſt eine viel einfachere und leichtere. Sie wird ein niederländiſches Zimmer, halb Bauernſtube, halb Amtslocal, in charakteriſtiſchem Detail zuſammenſtellen. Die darin waltende Unordnung, Gerichtsacten unter leeren Genever-Flaſchen, Kleidungsſtücke, zum Trocknen am Ofen aufgehängt, Verbandzeug bei Salbentöpfen, mögen den Bewohner und gleichzeitig die Situation kennzeichnen. Da die Handlung am erſten Februar vor ſich geht — Frau Marthe ſagt es und Frau Brigitte erzählt von Schneefall in der vergangenen Nacht —, muß der Ofen mit ſeinem Zierrath ſinnbildlicher Ziegenbocks-Köpfe geheizt, auch ein Feuerbecken von blank geſcheuertem Meſſing, desgleichen der unvermeidliche Spucknapf beigeſtellt und in der Coſtümirung neben der Goldblechhaube der Frauen einige Zuthat an Pelzwerk, ſowie Holzſchuhe und hohe Stiefeln bei den Männern vorgeſehen werden. Das Jahr der Handlung braucht der Theaterzettel nicht zu präciſiren: Daß der rechtsgelahrte Dorfrichter Puffendorf erwähnt, läßt auf das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts oder den Anfang des achtzehnten ſchließen. Doch folgt man am beſten der Intention des Dichters, der fingirte

Ortſchaftsnamen gewählt und überall mehr genialiſirt als ſpecificirt hat.

Gelingt es, das Stück, wo es fehlt, heranzuziehen; wo es vorhanden iſt, aufzufriſchen, ſo geſchieht dem Repertoire, dem Perſonal, dem Publikum ein Dienſt. Dieſes, das Publikum, wird mit der Zeit zu Kleiſt heranreifen, wenn die Bühne ihm gegenüber ihre Schuldigkeit thut, wie ſolches die Kritik und die Literatur, gleichfalls zögernd, gethan hat.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Druckfehler.

Seite 5 Zeile 16: einem ſtatt einer.
" 5 " 17: glücklichen ſtatt glücklichem.
" 12 " 14: Walſingham ſtatt Welſingham.
" 12 " 32: Wharton ſtatt Whardon.
" 16 " 2: Lewin ſtatt Levin.
" 19 " 35: beleuchtet ſtatt beſeuchtet.
" 23 " 34: Accessorium ſtatt Accelsorium.
" 50 " 31: geſchäftliche ſtatt Geſchäftliche.
" 55 " 19: dem ſtatt den.
" 61 " 27: Thyeſtes ſtatt Tyeſtes.
" 67 " 25: Triumph ſtatt Triumpf.
" 73 " 32: De ſtatt Dé.
" 73 " 33: sansculottide ſtatt sanseulottide.
" 75 " 16: Municipalité ſtatt Municipalite.
" 75 " 19: Schärpe ſtatt Scherpe.
" 80 " 7: Marivaux ſtatt Miravaux.
" 96 " 21: dem Mimen ſtatt den Mimen.
" 128 " 21: verſchenkt ſtatt verſenkt.
" 162 " 2: Delius ſtatt Julius.
" 206 " 14: fehlen nach dem Worte „Verlangen" die Worte: „zu betrachten."

Im Verlage
des
Allgemeinen Vereins für Deutſche Literatur
iſt erſchienen
und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem

Nachlaſſe des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch
von

Friedrich Bodenſtedt.

Pracht-Ausgabe in Pergament-Einband Preis 20 Mk.

Dieſe Ausgabe erſcheint auf jeder Seite in orientaliſcher Farbenpracht. Jedes Buch hat einen beſonders gezeichneten Titel, jede Seite deſſelben eine in allem Farbenglanze ſtrahlende Randeinfaſſung, jedes Gedicht beginnt mit farbigen Initialen.

Das Berliner Fremdenblatt ſpricht ſich über dieſe Prachtausgabe wie folgt aus:

Farben und wieder Farben, die genialſten Compoſitionen der Buchkunſt — laſſen ſich mit Worten nicht annähernd beſchreiben, dergleichen muß vor den Augen wirken — wir können hier nur anführen, daß dieſes Mirza Schaffy das originellſte Buch iſt, was wir je geſehen und wiederholen, daß orientaliſche Farbenpracht ſeinen ganzen Schmuck ausmacht. Dieſe Zeichnungen, Compoſitionen und Arrangements ſind aber ſo genial, ſo ſauber und vortrefflich ausgeführt, daß damit in der That etwas Neues, Eigenartiges geboten wird.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Prachtwerk erſten Ranges!

Der zerbrochene Krug.

Von

Heinrich v. Kleiſt.

Mit 30 Illuſtrationen
in meiſterhaftem Holzſchnitt und 4 Photographien nach Originalcompoſitionen von

Adolf Menzel.

Groß-Folio. In höchſt elegantem Prachtband Preis 30 Mk.

L. Pietſch urtheilt darüber in der Voſſiſchen Zeitung wie folgt:

Der künſtleriſche Schmuck iſt faſt ohne Gleichen und gehört zu dem Vollendetſten, was der deutſche Buch- und Kunſtverlag bisher in's Leben gerufen hat. Die Erfindung, die Compoſition iſt ſo kühn und reich, die Durchführung ſo meiſterlich, machtvoll und vollendet, in der Bildwirkung, wie in Menzels geprieſenſten Gemälden.

Die Verlagshandlung A. Hofmann & Co. in Berlin, W. Kronenſtr. [illegible]

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Claſſiſche Feſtgeſchenke in vollendeter Ausſtattung.

Ehret die Frauen.

Ein Gedicht-Cyclus von Rudolf Löwenſtein.

Mit 12 brillanten Illuſtrationen im ganzen Format des Werkes und 30 kleineren Zeichnungen und Initialen von **E. Schulz** in Düſſeldorf.
Folio-Format. Mit Titel in brillant ausgeführtem Farbendruck.
In illuſtrirtem Umſchlag. Preis 13 M. 50 Pf. In reich ornamentirtem Prachtband mit Goldſchnitt. Preis 20 M.

Immermann's Oberhof

aus Immermann's Münchhauſen.

Illuſtrirte Pracht-Ausgabe mit 37 Illuſtrationen von **B. Vautier** in Düſſeldorf. Dritte Auflage.
Ein Band von 28 Bogen in Hoch-Quart auf ſchwerem ſatinirten Velinpapier mit Linieneinfaſſung.
In illuſtrirtem Umſchlag. Preis 13 M. 50 Pf.
Prachtband nach einer Zeichnung Vautier's mit reichgepreßter Deckenvergoldung und Goldſchnitt. Preis 20 M.
Prachtband in Saffian oder Maroquinleder 30 M.

Die prächtige Idylle „Der Oberhof", mit Sorgfalt herausgelöſt aus den phantaſtiſchen Arabesken des „Münchhauſen", hat ein der Dichtung würdiges Gewand angelegt. Die im Holzſchnitt vorzüglich ausgeführten Illuſtrationen des großen Meiſters Vautier in Düſſeldorf treten ſo charakteriſtiſch auf, ſind ſo voll pulſirenden Lebens in jeder einzelnen Figur, daß das Wort „Illuſtration" hier zu ſeinem vollen Recht kommt. Sie verleihen dem Werke: Licht, Farbe und Leben.

Eſaias

Tegnér's Frithjofsſage.

Illuſtrirte Pracht-Ausgabe.

Ein Band von 18 Bogen in Hoch-Quart. Preisgekrönte Uebertragung.

Ueberſetzt von **Gottfried von Leinburg.**

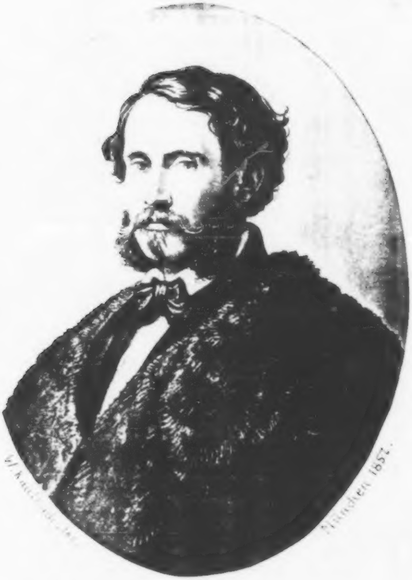
Zweite Auflage.

Mit 47 Original-Illuſtrationen von Prof. **A. Malmſtröm** in Stockholm.
In eleganteſter Ausſtattung mit neuen Lettern, auf ſchwerem ſatinirten Velinpapier.
In illuſtrirtem Umſchlag geheftet 10 M. 50 Pf.
In Prachtband mit reicher Deckenvergoldung und Goldſchnitt. Preis 16 M. 50 Pf.

Zum erſten Male erſcheint hier die wunderbar poetiſche, altnordiſche Sage von Frithjof in einer der Dichtung würdigen Ausſtattung. Die Ueberſetzung von G. von Leinburg iſt durch Preiskrönung anerkannt. Die Illuſtrationen bezeugen eine außergewöhnliche Begabung des Künſtlers und reihen ſich in Tiefe der Phantaſie, wie in charakteriſtiſcher Auffaſſung den genialen Meiſterſchöpfungen Guſtav Doré's ebenbürtig an.

Die Verlagshandlung **A. Hofmann & Co.** in Berlin, W. Kronenſtr. 17.

Münchener Bilderbogen.



München 1852.

Franz Dingelstedt.

Münchener Bilderbogen.

Von

Franz Dingelſtedt.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1879.

Dingelstedt
Münchener
Bilderbogen

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite
I. Betreff: Auspfeifen des neuen Intendanten . . . 1
II. Dodekameron 45
III. Der Anfang des Endes 109
IV. Das Ende des Anfangs 143

I.

Betreff: Auspfeifen des neuen Intendanten.

„Sr. Hochwohlgeboren, Herrn Legationsrath
Dr. Franz Dingelſtedt zu Stuttgart, Neckarſtraße Nr. 20.

Augsburg, 18. October 1850.

Lieber Freund! Es wird dieſer Tage aus München die Frage an Sie gelangen, ob Sie geneigt ſind, die Leitung des dortigen Hoftheaters zu übernehmen. König Max, der berühmte Dichter an ſeinen Hof, hervorragende Gelehrte an die Univerſität berufen will, möchte auch ſein Theater in den Kreis dieſer reformatoriſchen Beſtrebungen einbeziehen. Für letztere Aufgabe iſt das Augenmerk Sr. Maj. auf Sie gefallen. So meldet mir, ſtreng vertraulich, Legationsrath Dönniges, dem wol die Initiative in allen dieſen Plänen zuzuſchreiben iſt. Ueberlegen Sie ſich den Antrag reiflich, nach allen Seiten. Wie Vieles für ihn ſpricht, wie Vieles gegen ihn, werden Sie beſſer ergründen und abwägen, als ich. Natürlich berathen Sie die Sache eingehend mit Ihrer lieben Frau, welche ja in theatralibus die Augen offener, den Blick ſchärfer hat, als wir zwei. Darauf ſagen Sie mir in wenigen, nach oben oſtenſiblen Zeilen offen Ihre Anſicht, die noch keine Entſchließung ſein ſoll und kann. Denn wir ſtehen vorerſt noch im Stadium der Intentionen.

Treulichſt Ihr G. Kb.

NS. Stillſchweigen verſteht ſich von ſelbſt."

Vorſtehender Schreibebrief lag Sonntag, den 20. October 1850, um neun Uhr Morgens, auf meiner Bettdecke. Gabriele, meine älteſte Tochter, damals fünf Jahre alt — jetzt iſt ihre jüngſte genau ſo alt — hatte das Privilegium, Papa, den unverbeſſerlichen Langſchläfer, zu wecken, wenn Mama mit dem Frühſtück nicht länger warten mochte. Sie entledigte ſich der nicht immer dankbaren Aufgabe, indem ſie auf das Bett kletterte, und mit zwei kleinen, ſpitzen Fingerlein in meine Augen bohrte. Geſchloſſene Lider waren dem Kinde unheimlich. Es duldete ſie nicht; nicht an den Eltern, den kleinen Brüdern, der alten Wartfrau. Sie ſtach ſo lang' zu, bis man, lachend oder ſcheltend, ihr aufthat.

Ich überflog das Blatt mit ſchlaftrunkenen Augen, in welche der aufgewirbelte Streuſand ſtäubte. „Ueberflog" iſt hier nicht wörtlich zu verſtehen. Guſtav Kolb, der treffliche, verdienſtvolle, mächtige Redacteur der „Allgemeinen Zeitung" — Chefredacteure gab es damals in der deutſchen Journaliſtik noch nicht —

mein treuer, väterlicher Meiſter und Freund, der mich von meinem erſten Stammeln in den Spalten ſeines Weltblattes an bis zu ſeinem letzten Briefe an mich mit rührender Geduld, Fürſorge und Liebe geführt, getragen und ertragen hat, — er beſaß das beſte Herz von der Welt, aber eine läſterlich ſchlechte Hand, welche in häufigen Fällen nur ſein Leibſetzer in der Officin der J. G. Cotta'ſchen Druckerei zu leſen vermochte, der Schreiber ſelbſt nicht. In fliegender Haſt auf das Papier geworfen, lagen und liefen Buchſtaben, Wörter, Zeilen durcheinander, ineinander, übereinander; einzelne Ausreißer und Nachzügler waren in der Hitze des Gefechts ganz und gar in Verluſt gerathen, und die gewagteſten Abkürzungen machten die lateiniſch gemeinte Schrift vollends zur Hieroglyphe.

Aus dem Bett ſpringen, in den Schlafrock fahren, in's Speiſezimmer ſtürzen, war das Werk einer Minute. Frau Jenny ſaß, in ſonntäglicher Morgenruhe, ſchon lange über ihrer Mundtaſſe. Damals — gute Zeit! — dampfte und duftete auf dem Familientiſche noch der braune arabiſche Trank in der ſchlanken Kaffeekanne, welche jetzunder der blaſſe, dickbäuchige, melancholiſche Chineſe, Theekeſſel geheißen, verdrängt hat. „Lies!" ſchrie ich ihr zu und ſchleuderte den Brief in ihren Schoß. Sie blickte verwundert erſt mich an, dann die Papyrusrolle, reichte mir dieſe darauf kopfſchüttelnd wieder zu, und ſagte: „Du weißt ja, daß ich die Pfoten da nicht leſen kann. Setz' Dich nieder, die Eier müſſen ohnedem hart geworden ſein." — „Hans, lieber Hans", erwiderte ich ihr, übermannt von tiefer Erregung und in meinen Lehnſtuhl ſinkend, „es iſt ein Ruf. . . . für mich . . . . nach München . . . . an's Theater!" Nun ſchrie ſie auf, umklammerte mich mit beiden Armen, glitt bebend an mir nieder und ſchluchzte unter einem Thränenſtrome: „Gott ſei gelobt! — Hab' ich nicht geſagt, mein Franz, daß Deine Zeit kommen wird? O, Du haſt's verdient, tauſendmal verdient. Aber ich auch ein Biſſel, gelt, mein Franz?!" — Und ich . . . . Ei was, warum es verſchweigen? Ich weinte herzlich mit ihr und drückte mein treues, tapferes Weib feſt an die Bruſt. Gabriele und Fränzchen fielen heulend ein, natürlich ohne zu wiſſen warum. Wilhelm, der Jüngſte, noch nicht zwei Jahre alt, verſchwand aus dem Zimmer, auf dem Arm ſeiner Wärterin, mit einem Stentorgeſchrei, das frühzeitig ſeinen Beruf für das Commando auf dem Exerzierplatz documentirte.

Was weiter geſchah? . . . . Nun, ich will es kurz machen. Erzähle ich doch heute flüchtig, nur in Bruchſtücken, ohne beim Anfang anzufangen, am Ende zu endigen, gleichſam wie man im Eiſenbahnwaggon einer zufällig zuſammengewürfelten Reiſegeſellſchaft dies und jenes Abenteuer zum Beſten gibt. Aber die Zeit wird kommen, da ich an langen Feierabenden hinter dem Ofen des häuslichen Herdes, wie Vater Campe, Kindern und Enkeln, vielleicht auch einer ſtillen Gemeinde freundlicher Leſer und Leſerinnen, das Robinſon-Märchen meines Lebens in ſo und ſo vielen Bänden erzähle, in voller epiſcher Breite und Stetigkeit, will ſagen Langweiligkeit.

Der gewiſſe zwanzigſte October war ein wundervoller Herbſttag. Uns zog es hinaus, das übervolle Herz unter freiem, heiterem, tiefblauem Himmel gegen einander auszuſchütten. Die drei Kinder wurden, mit beſonderer Sorgfalt aufgeputzt, in den Schloßgarten geſchickt. Ich glaube, meine Frau hat jedem beim Anziehen das große Geheimniß in die nicht ohne Widerſtreben gewaſchenen Ohren geraunt. Sie und ich, wir ſchlugen unſeren gewohnten Spaziergang ein, nach der Feuerbacher Haide, wo wir unter einer Gruppe hochragender Pappeln, das friedliche Städtebild Stuttgarts zu unſeren Füßen, zu raſten pflegten, in Erinnerungen verloren, Luftſchlöſſer bauend, mitunter auch ſchmollend, grollend. Aber an jenem Morgen war Alles in uns, über uns, um uns eitel Luſt und Licht. Ich ärgerte mich nicht einmal über das unausſtehliche Gekläff Robbi's, des verzogenen Haus- und Schoßhundes von echter King-Charlesrace, der uns hehlings nachgeſchlichen war, durch die welken Blätter am Wege in tollen

Sprüngen raſte, und unſeren inneren Jubel in die ſtille Feiertagswelt hinauszubellen ſchien.

Wäre mir's nachgegangen, ich hätte ſtehenden Fußes mich aufgemacht nach Augsburg und München, zu Kolb, zu Dönniges. Die mit Dampfkraft arbeitende Poeten-Phantaſie verſetzte mich flugs in das Audienz-Zimmer des Königs Max und improviſirte ein ideales Intendanz-Programm: Sire, geben Sie Theaterfreiheit! Aber anders ward es im Rathe der Götter beſchloſſen. Ce que femme veut, Dieu le veut. Die meinige, in welcher das heißblütigſte Künſtlertemperament einen ſehr klaren Verſtand und die ſcharfſichtigſte Welt- und Menſchenkenntniß niemals zu trüben vermochte, ſtimmte für Dableiben, für Abwarten. Laß an Dich kommen! Sieh', was ſie bieten! Höre, was ſie fordern! Wäge ab, was Du aufgibſt! So rieth ſie, und wie ſehr meine Ungeduld damals gegen ihren Rath aufſchäumte, ſo erkannte ich gar bald, erkenne es noch beſſer jetzt, im Rückblicke, daß ſie Recht gehabt.

Wie und warum es überhaupt nur möglich geweſen, einen ſo anmuthigen, windſtillen, ſicheren Hafen wie Stuttgart zu vertauſchen mit der offenen, rauhen, ſtürmiſchen See der bajuvariſchen Hauptſtadt, die friedlich-claſſiſchen Räume der königlichen Handbibliothek — (dieſelben, in welchen ehemals die hohe Karlsſchule ſeßhaft geweſen) — mit einem, jedem Luftzuge von oben, von unten, von innen, von außen ausgeſetzten Hof-Theater, den beſten, bequemſten aller Herren, König Wilhelm von Würtemberg, mit dem vielköpfigen Tyrannen, Publicum geheißen, — dieſes Räthſel zu erklären, dazu iſt hier, in den „Münchener Bilderbogen“, nicht der Ort. Die Löſung findet ſich in einem anderen Theile meiner Aufzeichnungen, welcher Theil „Schwabenſtreiche“ betitelt iſt[1]. An dieſer Stelle will ich nur den endgültigen Beſchluß des häuslichen Kriegsrathes berichten, der an dem folgenſchweren Sonntag Morgen, 20. October 1850, auf der Feuerbacher Haide abgehalten wurde.

Mein Orakel entſchied, daß mit langwierigem Hin- und Herſchreiben keiner von beiden Seiten gedient werde. „Sie können Dich möglicherweiſe ſogar hinhalten, papiereln, aufſitzen laſſen," ſagte Jenny. (Papiereln iſt ein unüberſetzbarer Prachtausdruck aus dem Wiener Straßenlexikon, der ſich allenfalls durch ein anderes Bild erläutern läßt: Ueber den Löffel barbieren.) „Du mußt Dich perſönlich zeigen und überzeugen; aber nicht ſogleich, nicht ohne glaubwürdigen Vorwand. Wenn Du Dich gibſt, wie Du biſt, Dein Züngerl im Zaum hältſt, Deiner ſchlechten Laune nicht den Zügel ſchießen läſſeſt, iſt der Sieg Dir gewiß. Den Vorwand, nein, mehr als einen Vorwand, den echten und rechten Zweck Deines Beſuches in München liefert Dein Stück. „Das Haus des Barneveldt" iſt feſt angenommen. Betreibe mit allen Mitteln eine baldige Aufführung. Setze ſelbſt in Scene, damit Du Dein neues Feld kennen lernſt, Deine zukünftigen Leute Dich. Der König, Deine Münchener und Augsburger Freunde, ſie ſehen Dich in der Arbeit, beurtheilen Dich nach dem Erfolge." — Und wenn dieſer Erfolg in eine Niederlage umſchlägt? ſo warf ich kleinlaut ein. — „Dagegen ſchützt uns der unleugbare Vorgang Dresdens. Trau' meinen Ahnungen: Du wirſt durchdringen. Aber gehen mußt Du, nicht ſchreiben. Selber iſt der Mann." — Der Mann nicht, ohne ſeine Frau. Begleiteſt Du mich? — „Werd' mich hüten. Ich laſſe die Kinder nicht allein. Sie brauchen mich; Du nicht.

---

[1] Der geneigte Leſer möge im Vorbeigehen, durch eine Note unter dem Text, ſich zuflüſtern laſſen, daß mein geſammter Lebenslauf in ſieben Hauptſtücke zerfällt — (ach ja, im eigentlichſten Sinne des Wortes: „Zerfallt!“) — Nämlich: 1) Ein blinder Heſſe; Geburt, Kindheit, Schule, Univerſität. 1814 bis 1834. — 2) Lehrjahre (will ſagen: Jahre in denen ich gelehrt habe), Ricklingen bei Hannover, Kaſſel, Fulda. 1835 bis 1841. — 3) Wanderjahre. Paris, London, Wien. 1842 bis 1844. — 4) Schwabenſtreiche. Stuttgart 1844 bis 1850. — 5) Münchener Bilderbogen. 1851 bis 1857. — 6) Stillleben in Weimar. 1857 bis 1867. — 7) Wiener Haupt- und Staatsactionen. 1867 bis 19?? — Wo die Biographie aufhört, beginnt der Nekrolog, welchen ich, vorſichts- und ſicherheitshalber, ebenfalls eigenhändig zu beſorgen gedenke.

Bei dieſer Reiſe könnt' ich nur im Wege ſein, auch will ich keine Verantwortung auf mich laden. Du ſelbſt mußt wählen und entſcheiden.“

So geſchah es denn, daß ich — allerdings doch erſt nach einer ſechswöchentlichen Pauſe, während welcher der erſchöpfendſte Briefwechſel zwiſchen München, reſp. Augsburg und Stuttgart in Permanenz erklärt worden war, und nachdem ich mir in Augsburg Kolb's Reiſe-Segen geholt, — Freitag, den 13. December, vier Uhr dreißig Minuten Nachmittags im bayeriſchen Hof einzog. Mich überläuft heutzutage eine Gänſehaut, wenn ich mich erinnere, wie gleichgültig ich dazumalen gegen die unzweideutigſten Omina geweſen bin. Freitag . . . den Dreizehnten! Schaudervoll! Und . . . höchſt ſchaudervoll: auf dem Theaterzettel, welchen ich beim Hereinfahren an einem Eckhauſe des Dultplatzes erſpähte, ſtand — „Die Schule des Lebens“, von Raupach. Ich erfinde Nichts. „Wahrlich, es iſt ſo. Es iſt wirklich ſo. Ich hab' mir's verzeichnet.“

Ueber alle Vorbereitungen, Meldungen, Vorſtellungen, Antrittsbeſuche, Einladungen eile ich hinweg, um raſch zur Hauptſache zu gelangen. Nur meiner erſten Audienz bei weiland Seiner Majeſtät König Maximilian möcht' ich wenigſtens kurz gedenken.

Sie fand ſtatt, die Audienz, Sonntag, den 15. December, drei Uhr Nachmittags, nach einer für mich höchſt anſtrengenden Probe des „Barneveldt“. Als Flügeladjutant vom Dienſt empfing und begrüßte mich, — diesmal ein gutes Omen, — Freiherr von der Tann. König Max war in Uniform. Ich desgleichen. Unſer Zwiegeſpräch ebenfalls. Daſſelbe ging zierlich einher, in Silber geſtickt, mit Federhut und Staatsdegen; aber knapp, eingezwängt, in kleinen, abgemeſſenen Schritten, auf Gemeinplätzen ſich bewegend. Zur Perſon und zur Sache kein Wort. Nur nebenhin, mit einem Blick durch's Fenſter das gegenüberliegende Theater ſtreifend, fragte ſeine Majeſtät, wie das Haus mir gefallen habe. Ich antwortete ausweichend. Denn ich trug Bedenken, den niederſchlagenden Eindruck, welchen zwei Morgenproben und eine Abendvorſtellung auf mich hervorgebracht, wahrheitsgemäß zu ſchildern. Den von außen ſo impoſanten Prachtbau, mit dem „ſäulengetragenen herrlichen Dach“ und dem doppelten Giebel, von welchem Apollo, Pegaſus, die Horen, die Muſen in bunten Farben leuchtend herniederwinken, einen echten Muſentempel, fand ich inwendig vernachläſſigt, herabgekommen, dürftig beleuchtet, und die Künſtlergeſellſchaft zwar willig, — wo und wann wären es die Schauſpieler nicht? — aber ungeſchult, nicht beiſammen, an ſtrenge Arbeit ſichtlich nicht gewöhnt. Die Mittagſtunde war kaum vorüber, als bald hier, bald da verſtohlen auf die Sackuhr geſchielt wurde.

Am halbdunklen Regietiſch ſaß, in Filzſchuhen und im Naſenwärmer, ein verdrießlicher alter Knabe, krampfhaft in dem durchſchoſſenen „Haus des Barneveldt“ blätternd, das er mit Bleifederſtrichen illuſtrirt hatte, um zu bezeichnen, wo Fräulein X. abgeht, links oder rechts, wann Herr Y. im Hintergrunde auftritt, und wie der Schlachtenlenker, Herr Z., hinter der Scene das Volksgewühl „markirt“. Die Statiſten ſelbſt waren, um Koſten zu ſparen, erſt zur letzten Probe commandirt worden, bei der dann ihrerſeits die Soliſten nur „markiren“, weil ſie ſich ſchonen müſſen ... Alle ſolche große und kleine Leiden, welche kurz vor dem entſcheidenden Abend die Dichterſeele ſchwer belaſten, durfte ich doch vor dem König nicht ausweinen. Es war ja endlich ſein Theater, und ich noch lange nicht deſſen Intendant.

Als ich nach drei gedehnten Viertelſtunden entlaſſen wurde, mit einer unnachahmlich graciöſen Kopf- und Handbewegung, in welcher König Max wirklich ein Meiſter war, — ſchlich ich ziemlich kleinmüthig, „demissis auriculis, ut iniquae mentis asellus“, die breite Hauptſtiege der Reſidenz hinunter. Unwillkürlich drängte ſich mir der Vergleich mit einer anderen erſten Begegnung auf, die, ſechs Jahre früher, im Schloß zu Stuttgart ſich begeben hatte. Siehe: „Schwabenſtreiche“. König Wilhelm von Würtemberg wußte mich in einer kurzen Stunde auswendig. Im Handumdrehen hatte er mir auf den Zahn gefühlt, meine Lebensgeſchichte und mein politiſches Glaubensbekenntniß abgehört, mich in franzöſiſcher Sprache und Literatur examinirt, auch beſonders ſcharf inquirirt, ob ich von meinem Landesherrn, dem Kurfürſten von Heſſen, in Frieden und Ehren entlaſſen worden ſei. Dann ſagte er: „Die Stelle meines Bibliothekars iſt offen; Ich würde mich freuen, wenn Sie ſie annehmen wollten", und entzog ſich meinem Dank mit den Worten: „Reden Sie mit Meinem Staatsſecretär das Nähere ab". Im Nu waren wir miteinander einig, während es eines vollen Jahres bedurfte, ehe ich zu König Max in ein eigentliches und perſönliches Verhältniß trat. Seine Natur brachte das ſo mit ſich; eine durch und durch edle, feine, humane, aber in ſich gekehrte, nach außen gebundene, ſich ſchwer aufſchließende, und leicht irre gemachte Natur.

Mittwoch, den 18. December[1]) ging das „Haus des Barneveldt“ endlich glücklich in Scene. Glücklich; denn der Erfolg war ein echter, voller, nicht einmal durch das Decrescendo des Stückes beeinträchtigter, das die ſtärkſten Accorde im erſten Aufzug anſchlägt. Wie viele Epigonen können einen fünften Act ſchreiben? Wie oft iſt er den Heroen, den Claſſikern mißglückt? Der verehrte Dichter wurde dreimal gerufen und erſchien mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit, an der linken Hand ſeine „Mutter“, Fräulein Denker, an der rechten ſeine „Heldin“, Fräulein Damböck, galant vorführend. Nachdem der Vorhang gefallen, große Gratulations-Cour auf den Brettern, und dann fidele Kneiperei im „Stubenvoll“ der Maler. Mitternacht war längſt vorüber, als mich Freund Teichlein zum bayriſchen Hof geleitete. Aber ich war und blieb nüchtern, wie mir auch hinter den Couliſſen weder ein tüchtiges Kanonenfieber, noch eine trunkene Siegerſtimmung gekommen war. All' mein Dichten und Trachten richtete ſich, geſpannt und drängend, auf den einen Hauptzweck, dem ich mich nicht um einen Schritt näher gekommen fühlte. Das Mittel, mein Stück und deſſen Schickſal, lag mir beinahe fern.

---

[1]) Hier kann ich nicht umhin, ein merkwürdiges Zuſammentreffen von Daten zu erwähnen, das ſich in meinen Erinnerungen oftmals wiederholt. An einem achtzehnten December, des Jahres 1834, machte ich vor der theologiſchen Facultät der heſſiſchen Landes-Univerſität Marburg mein Examen und wurde „cum laude', admittirt zu den höheren praktiſchen Prüfungen pro licentiâ concionandi.

Nach der Première begann für mich eine Epoche der Saturnalien, wie ſie in Alt-Rom, genau um dieſelbe Jahreszeit, vom 18. December an, nicht luſtiger gefeiert worden ſind. In meinem Kalender finde ich

Tag für Tag, bald Mittags, bald Abends ein Zweckeſſen, welches mir zu Ehren einzelne Freunde und ganze Geſellſchaften, wie die Zwangloſen, der Dichter-Verein „zur Iſar", Altengland, die Künſtler, die Regiſſeure veranſtalteten. Ich ließ mich feiern und ging von einer Hand in die andere, aus dem Salon in die Kneipe, vom häuslichen Herd zur feſtlichen Tafel. Am wohlſten, am wärmſten fühlte ich mich bei Dönniges, deſſen geiſt- und gemüthvolle Frau, Franziska, mit weiblicher Energie in allen Kreiſen Propaganda für mich machte. Sie hielt mich aufrecht durch Scherz und Ernſt, wenn mein Unmuth über die allerdings begonnenen, aber mit penelopeiſcher Weberkunſt in's Endloſe geſponnenen Verhandlungen mit dem Hofe mich zum Abreißen zu treiben drohte. Dönniges ſtand mir in letzteren mit burſchikoſer Kraft und Laune getreulich bei, während für den König ſein damaliger Secretär agirte, der jetzige Staatsrath im ordentlichen Dienſt, Ritter von Pfiſtermeiſter, auch er beſeelt von unverkennbarem Wohlwollen für mich, welches er mir, vom ſchweren Anfang bis zum raſchen Ende meines Münchener Aufenthalts, feſt bewahrt und in kritiſchen Lagen oft bewieſen hat. Aus ſeiner Hand empfing ich endlich, — ſelbſtverſtändlich, nachdem ſchon die Sperlinge auf den Dächern die Kunde vom neuen Intendanten pfiffen, nach vierzehntägigem Hangen und

Bangen in ſchwebender Pein, am letzten Abend des Jahres das nachſtehende Cabinetsſchreiben:

„An Seine, des Königl. Würtembergiſchen Legationsrathes und Hofbibliothekars, Herrn Dr. Franz Dingelſtedt, Hochwohlgeboren.

Sehr verehrter Herr! Seine Majeſtät der König, mein allergnädigſter Herr, haben unter dem Heutigen Sich zu entſchließen geruht, die Leitung des Königlichen Hoftheaters dahier Ihnen als Intendanz-Verweſer, und zwar vorläufig auf die Dauer von drei bis fünf Jahren in proviſoriſcher Eigenſchaft, mit einem jährlichen Gehaltsbezuge von 2500 fl. (Zweitauſend fünfhundert Gulden), dann 500 fl. (Fünfhundert Gulden) Umzugsgebühren, ſowie mit einem Rücktrittsgehalte von 1000 fl. (Eintauſend Gulden) für den Fall unverſchuldeter Dienſtunfähigkeit, von einem Allerhöchſt Selbſt zu beſtimmenden demnächſtigen Zeitpunkte an zu übertragen. Anſprüche auf Wittwen-Penſion und Waiſen-Alimentation ſind für die drei erſten Jahre des Proviſoriums mit dieſer Verwendung nicht verbunden. Ew. Hochwohlgeboren werden vor dem Dienſtesantritte die zur Erlangung des bayeriſchen Indigenats nöthigen Schritte einzuleiten belieben. Indem ich mich beehre, Allerhöchſtem Befehle gemäß Vorſtehendes Ew. Hochwohlgeboren ergebenſt mitzutheilen, verbleibe ich unter Verſicherung der ausgezeichnetſten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenſter Pfiſtermeiſter, Secretär des Königs. München, den 31. December 1850.“

Dieſen Brief auf dem Herzen, eine Centnerlaſt vom Herzen, fuhr ich Mittwoch, den 1. Januar 1851, elf Uhr Vormittags von München ab, in das neue Jahr, das neue Leben hinein, mit welchen Empfindungen, das will ich nicht beſchreiben. Im Poſthofe zu Augsburg, — damals (obwol das heute wie eine Sage klingt) fuhr man von München bis Augsburg mit der Eiſenbahn, von Augsburg bis Ulm mit dem „Eil“-Wagen, und wieder von Ulm bis Stuttgart mit der Eiſenbahn, in, Summa Summarum, fünfzehn Stunden, — im Poſthofe zu Augsburg alſo empfingen mich Kolb und Oscar Peſchel. Der Erſtere ſchmunzelte, kicherte, blinzelte in ſeiner ganz beſonderen Weiſe; der militäriſch zugehauene Schnurrbart ſträubte ſich borſtengleich und ſprühte Funken. „Nun,“ ſagte er, nachdem er das von mir triumphirend geſchwungene Cabinetsſchreiben bedächtig durchgeleſen, „das goldene Vließ bringen Sie juſt nicht heim. Immerhin aber, da der Wechſel Sie beglückt, iſt er ein Glück, und ſo wollen wir Ihnen von Herzen Glück wünſchen.“

Wir trappelten, uns die Füße zu vertreten, gemüthlich in dem dünn verſchneiten Poſthofe auf und nieder. In ſeiner milden, humoriſtiſchen Tonart fuhr der Meiſter fort: „Jetzt machen Sie, daß Sie in's

Trockene kommen. Es wird alsbald ein Unwetter losbrechen, das Sie beſſer von Weitem über ſich ergehen laſſen, als daß Sie unter der Traufe ſtehen oder gar ſich wehren. Halten Sie die Ohren zu und ſteif. Der Münchener Volksbote und unſere Collegin, die Augsburger Poſtzeitung, die ſchlagen derber drein als der Stuttgarter Beobachter. Wir decken Ihnen, ſo weit es nöthig, den Rücken. Doch darauf müſſen Sie ſich gefaßt machen, daß Sie von heut an für die Feſt- und Feiertage zahlen. So lange Sie Gaſt geweſen im Hoftheater, ging Alles gut ab, glatt, ſogar glänzend. Von dem Augenblick, da Sie die Intendanz übernehmen, ändert ſich die Scene. Jetzt ſind Sie ein Fremder, ein Eindringling, ein Emporkömmling; vom „Preuß" und vom „Ketzer" nicht zu reden. Dadurch, daß wir bis jetzt begeiſterte Lobeshymnen auf Sie und auf Ihr Drama vorſichtig bei Seite gelegt, haben wir das Recht erworben, ebenſo zu verfahren mit den jetzt hinterdrein hinkenden Angriffen auf den alten Barneveldt und den jungen Intendanten". Oscar Peſchel fügte halblaut hinzu: „Der Alte", — ſo hieß Kolb beim geſammten Redactions-Perſonal, — „hat einen eigenen Papierkorb geſtiftet für Dingelſtedt-Artikel. Sind wahre Kleinodien darunter; unter Anderem, von einer und derſelben Hand geſchrieben, zwei Cabinetsſtücke: das eine, nach der erſten Aufführung, himmelhoch jauchzend, das andere, nach der zweiten, zu Tode betrübt"! Ich mag ein einigermaßen verdutztes, — ſagen wir: dummes Geſicht geſchnitten haben bei der reizenden Perſpective, die ſich mir aufthat. Denn die zwei Freunde lachten hell auf, lachten noch, als ich, im Coupé des Eilwagens embryonenartig eingekapſelt, neben mir der himmelblaue Schaffner ſammt Hund und Taſche, durch ein romantiſches Poſthorn aus dem Thorwege hinausgeblaſen wurde. „Nix halt den Wag'n ſo warm im Winter, als ſo a Viech", verſicherte der Biedermann, indem er den Spitz am zotteligen Kragen packte und unter den gemeinſchaftlichen Sitz ſchleuderte. Darauf, in der Vorausſetzung, „daß gewiß der Herr ſelber a Raucher is", hüllte er ſich und mich in Wolken, welche mehr nach der Pfalz als nach Amerika dufteten.

Wie ich, — nachdem ich in Ulm übernachtet, aber freilich nicht geſchlafen hatte, — Donnerstag, den 2. Januar 1851, zwei Uhr Nachmittags, in Stuttgart wieder eintraf, auf dem Perron von Frau und Kindern, von theilnehmenden Freunden und neugierigen Pflaſtertretern gleich einem heimkehrenden Nordpolfahrer, feierlichſt empfangen; wie König Wilhelm von Würtemberg mich am 6. Januar[1] (Drei-Königstag und Faſchings

---

[1] Wiederum ein Kalenderſpiel. Genau ſechs Jahre ſpäter, am heiligen Drei-Königstage des Jahres 1857, erfuhr ich, und zwar in meinem eigenen Salon, worin eine luſtige Geſellſchaft

Anfang) ſchriftlich, am 10. mündlich aus ſeinen Dienſten entließ, mit einer Ungnade, welche, nach der Interpretation der Hofgelehrten, ein rechtes Zeichen höchſter Gnade; wie darauf die Münchener Saturnalien in Stuttgart fortgeſetzt wurden, da nach der Reihe alle meine vornehmen Gönner und die luſtigen Freunde aus der Glocken-Geſellſchaft mich zum Abſchied „feiern" mußten: darüber hüpfe ich mit zwei Gänſefüßchen leichtfertig hinweg. „Siehe: Schwabenſtreiche". Was um dieſe ſturm- und drangvolle Jahreswende Alles in mich hineingeſtopft worden iſt an feinen Speiſen und edlen Getränken, an guten Wünſchen und ſchlechten Witzen, an luſtigen und traurigen Gelegenheits-Reden, das geht über alles menſchliche Maß hinaus, und ich begreife heutzutage wahrhaftig nicht, daß ich mit heiler Haut davon gekommen bin.

An der Kehrſeite fehlte es indeß auch nicht. Der von den Augsburger Wettermachern verkündigte Sturm brach richtig und tüchtig los. Jeden Morgen ſtürzte

---

das Bohnenfeſt feierte und Frau Eliſe von Pacher, des berühmten National-Oekonomen Liſt berühmt-ſchöne Tochter, als Königin krönte, daß am ſelbigen Morgen das Decret meiner Entlaſſung aus königlich bayeriſchen Dienſten unterzeichnet worden ſei. So berichtete mir — der Wahrheit gemäß, wie der Erfolg bewieſen — ein Wiſſender unter meinen Gäſten, der Zeit und Ort ſeiner Mittheilung allerdings ſeltſam gewählt.

ein Schauer von Briefen auf mein Bett, ſo daß der kleine Mercurius die Schürze zu Hilfe nehmen mußte, ſie aufzufaſſen. Anonyme Drohungen bildeten eine ſtehende Rubrik darunter. Auch an wohlgemeinten Warnungen echter und falſcher Freunde fehlte es nicht, welche in den theilnehmenden Rath ausliefen, zurückzutreten, ſo lange es noch Zeit. Und, unter Kreuzband, welches Kreuz von Tagblättern! In einem wurden die Sonette abgedruckt, die vor zehn Jahren der kosmopolitiſche Nachtwächter an das Münchner Kindl getutet. Ein anderes brachte eine Biographie, Wahrheit und Dichtung, letztere durch Kühnheit und durch Bosheit gleich ausgezeichnet. Das dritte hetzte die Künſtler des Hoftheaters auf zu einem öffentlichen Proteſt gegen den neuen Intendanten. Pelotons von Inſeraten in gebundener und ungebundener Rede knatterten längs der ganzen Schlachtlinie. Da der Lärm kein Ende nehmen wollte, wol aber meine, in Kolb's Hände gelobte paſſive Geduld, conſtituirte ſich meine Frau und unſer dicker Haus- und Herzens-Freund Hackländer als Quarantaine-Commiſſion. Alle Einläufe von der Poſt mußten ihre Cenſur paſſiren, ehe ſie an mich gelangten. Die Mehrzahl wurde confiscirt, unterdrückt, verbrannt. Hackländers praktiſcher Sinn und Schick erwies ſich überhaupt äußerſt nützlich. Er hatte ſeinen Purzelbaum am Hof bereits geſchlagen, war aber, elaſtiſch und zäh wie ein Gummiball, gleichzeitig in Ungnade beim Kronprinzen gefallen und in die Gnade des Königs geſprungen. Meine Berufung nach München begrüßte er mit lauter Freude als eine „Erlöſung von den Schwaben“, denen er, und die ihm niemals grün geweſen. Darum ſtand er uns eifrig bei in den Vorbereitungen des Umzugs, leitete das Geſchäft des Büchereinpackens, das ihm immer ein Vergnügen, mir die pure Unmöglichkeit war, zog ausſtehende Rechnungen für das Haus ein, beſchickte Gänge, empfing Beſuche, ſcherzte mit meiner Frau, beonkelte die Kinder . . . . Kurz, er ſtellte ſich eben ſo hilfreich dar, als ich — beſchämt muß ich es eingeſtehen, — hilflos. Geplagt von allen Arten des Katzenjammers, lag ich den ganzen lieben Morgen in Lebensgröße auf dem Sopha, bis es mir Hackländer, mein Wichtelmännlein, eines Tags unter dem Leibe wegziehen ließ, um das nothwendigſte Stück meines Hausraths dem Spediteur zuerſt zu überantworten.

Wenn ich mir jetzt die chaotiſche Auflöſung meines Stuttgarter Aufenthaltes vergegenwärtige, ſo muß ich ſagen, daß die äußerlich bewegte Zeit mir innerlich recht hohl erſcheint. Volle vier Wochen hab' ich gar Nichts gethan, ich, der ich, meiner Natur nach, nicht eine Stunde müßig ſein kann; Nichts geleſen, Nichts geſchrieben, weder gedichtet noch getrachtet, kaum geſprochen, kaum gedacht. Dann und wann hoſpitirte ich in der Kanzlei des Stuttgarter Intendanten, Baron Gall, der mir mit freundſchaftlicher Bereitwilligkeit den Schatz ſeiner Erfahrungen aufſchloß, mich einweihte in die Geheimniſſe der Holbeiniſchen Repertoire-Tafel und der ſtatiſtiſchen Tabellen, frei nach Küſtner, und mir einen theoretiſchen Leitfaden durch das vor mir liegende Labyrinth in die Hand gab, der dann allerdings in kritiſchen Augenblicken der Praxis plötzlich abriß oder zum gordiſchen Knoten ſich verwickelte. Außer dieſen Unterrichts- und Abrichtungsſtunden war und blieb in mir Alles wüſt und leer. Windſtille vor dem Sturm.

Ich dankte dem Himmel, als ich Dienstag, den 28. Januar 1851, acht Uhr Abends, nach ſchwerem Abſchied von der Familie, die mir erſt in der Charwoche folgen ſollte, in den Eilwagen ſtieg und, diesmal über Nördlingen (variatio delectat!) gen München abreiſte, wo ich am Mittwoch, vier Uhr Nachmittags, wiederum im bayeriſchen Hofe, eintraf. Donnerstag Meldung im Theater und im Oberſthofmeiſter-Stab, aus welchem mir das officielle Anſtellungs-Decret zugegangen war. Freitag . . . (abermals ein ominöſer Freitag . . .) Audienz bei König Max. Sonnabend feierliche Eides-Ablage in die Hände des Oberſthofmeiſters Grafen von Sandizell; hierauf durch denſelben

Einführung und Vorſtellung vor dem im großen (und eiskalten!) Foyer vollzählig verſammelten Kunſt- und Verwaltungs-Perſonal des königlich-bayeriſchen Hof- und National-Theaters.

Jetzt kommt's.

Die üblichen Wechſelreden waren überſtanden. Ich hatte, ebenfalls in üblichem Stile, um „Vertrauen" gebeten, — das mißtrauiſcheſte Völklein von der Welt, Schauſpieler, obendrein ihnen wildfremd, um „Vertrauen", — und dabei weder ihnen, noch mir warm gemacht, vielmehr jämmerlich gefroren, woran der leichte Frack und die verzeihliche Erregung gleicher Maßen ſchuld ſein mochten. Herabgeſtiegen von dem teppichbedeckten Podium, das mein Schaffot vorſtellte, — den Block ein grün behangener Tiſch, woran der Oberſthofmeiſter-Stab amtshandelte, — miſchte ich mich leutſelig in die dichte Schar ſchwarzgekleideter Herren und weißgekleideter Jungfrauen, die erſten Sterne einzeln zu begrüßen. Da tritt, militäriſch ſalutirend, der Haus- und Polizei-Inſpector Wilhelm Schmitt an mich heran, — ein ſtattlicher Mann, breitſchultrig, unterſetzt, mit Adleraugen und Adlernaſe, das von akademiſchen Narben gezeichnete Geſicht immer hochrothgefärbt, von einem kurzen ſchwarzen Vollbart eingefaßt, und auf dem mächtig großen, vor der Zeit faſt gänzlich kahlen Kopf die dunkelblaue, rothgeſäumte

Dienſtmütze mit dem bayriſchen Löwen in Silber . . . Dieſer Mann, eine der populärſten Geſtalten Münchens, iſt, ſechs Jahre lang, nicht von meiner Seite gekommen und hat ſich aus meinem Spiritus familiaris endlich in meinen Nachfolger entpuppt . . . . „Der Polizeidirector Graf Reigersberg wünſcht den Herrn Intendanten zu ſprechen,“ rapportirte er mir in's Ohr. — Jetzt, und hier? — „Es iſt dringend“. Dies mit vielſagendem Blick. Ich entſchuldigte mich, bat zu warten, folgte dem durch den langen, dunklen Gang vorauseilenden Inſpector in mein Empfangszimmer, und fand dort, meiner harrend, einen feinen Herrn mittleren Alters mit weltmänniſchen Formen, die aber in Bayern weitaus bequemer und läſſiger ſich darſtellen, als die geſteifte Sitte des deutſchen Nordens oder das mühſelige Vornehmthun eines alemanniſchen Süddeutſchen.

„Pardon, wenn ich ſtöre,“ rief mir mein Beſucher in ganz jovialem Tone entgegen, mir die Hand bietend. „Ich bringe nicht einmal was Gutes. Aber ich komme in guter Abſicht, als guter Nachbar.“ (Polizei und Theater liegen nah beiſammen.) Mit dieſen Worten überreichte mir der Graf einen actenmäßig gefalteten halben Bogen groben, grauen Schreibpapiers. Darauf ſtand als Ueberſchrift: „Rapport vom 30. Januar 1851,“ und auf der Seite als Rubrum: „Betreff — Auspfeifen des neuen Intendanten.“ Der Text lautete etwa folgendermaßen: „Geſtern und ſchon ſeit ein paar Tagen werden in verſchiedenen Schanklocalitäten, auch in der Au, von Stammgäſten und von weniger bekannten Perſönlichkeiten Verabredungen gepflogen, die den neuen Herrn Intendanten des Theaters angehen. Er ſoll ausgeziſcht und ausgepfiffen werden, wenn er zum erſten Male in ſeine Loge eintritt. Da dies Sonntag der Fall ſein dürfte, bei vorausſichtlich ſtarker Frequenz, empfehlen ſich Vorſichtsmaßregeln.“ — Unterzeichnet war der mir unbekannte Name eines Agenten.

Ich las, las langſam, einmal, zweimal, faltete darauf das Blatt ſäuberlich wieder zuſammen, ſtellte es dem Grafen mit einer, wie ich fürchte, einigermaßen ſteifen Verbeugung zurück. Er erwiderte dieſelbe und ſah mich an mit „durchdringendem“ Blicke. Man kennt ihn ja, dieſen Blick der Polizeichefs, Staatsanwälte, Unterſuchungsrichter. „Was gedenken Sie zu thun?“ ſo fragte er nach einer ſchwülen Pauſe. — „Was kann ich thun? Kann ich überhaupt Etwas thun?“ — Ueberlegen wir. Die Sache hat Sie überraſcht. — „Keineswegs, Herr Graf. Nach Allem, was ich in den letzten Wochen aus und über München gehört, bin ich auf Alles in München gefaßt. Geſtatten Sie mir eine Frage. Glauben Sie, daß der Rapport Ihres Agenten Grund hat?“ — „Daran iſt kein Zweifel. Man munkelt im Publicum ſeit geraumer

Zeit ebenfalls dergleichen." — „Und weiter: glauben Sie, daß die Verabredenden Ernſt machen werden?" — „Dieſe Frage getraue ich mich nicht zu beantworten. Ich möchte auch nicht rathen, es darauf ankommen zu laſſen. Es muß vorgebeugt werden. Wir dürfen die Majeſtäten einem Scandal nicht exponiren, wenn ſie, wie zu vermuthen ſteht, das Theater beſuchen." — „Gewiß nicht. Allein, wie denken Herr Graf vorzubeugen?" — „Wenn Sie mir eine Anzahl Parterre- und Galerie-Billets zur Verfügung ſtellen, beſetze ich die Plätze mit ſicheren Leuten, die jede Demonſtration im Keime erſticken, und falls das nicht möglich wäre, das Haus bis auf das Logenpublicum räumen." — „Ein Schauſpiel im Schauſpiel, worin der Intendant eine klägliche Rolle ſpielt." — Graf Reigersberg fuhr achſelzuckend fort: „Es gäbe freilich noch ein einfacheres Mittel, wenn," . . . . (zögernd) . . „wenn der Herr Intendant nicht erſcheinen möchten. Eine Krankmeldung kann nicht auffallen. Das Münchener Klima iſt bekanntlich nicht das mildeſte, das Wetter rauh; die Grippe graſſirt wirklich" . . . . . Ich fühlte den gewiſſen Blick wiederum auf mir ruhen, erwiderte ihn feſt und voll und fragte mit einer nicht erkünſtelten, ſondern innerlich echten Ruhe: „Herr Graf, rathen Sie mir, Sie perſönlich, mir perſönlich, zu dieſem Mittel? Würden Sie in der gleichen Lage das Mittel anwenden?“ — „Nein,“ war die kurze Antwort, die wir mit einem, auf beiden Seiten ſo zu ſagen unwillkürlichen Händedruck begleiteten. Darauf bat ich, mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu irgend einem Entſchluſſe zu laſſen, den ich mündlich dem Grafen mittheilen würde. „Freilich,“ ſagte ich, „morgen iſt Sonntag, und da treffe ich Sie wohl kaum in Ihrem Arbeitszimmer.“ — „Die Polizei hat keinen Sonntag.“ — „Wie das Theater. Ich darf mir alſo erlauben, morgen Mittag den freundnachbarlichen Beſuch zurückzugeben und Ihnen, auch wenn mir kein mögliches Mittel einfiele, wenigſtens für Ihr theilnehmendes Entgegenkommen zu danken. Und . . . noch Eins, Herr Graf. Wenn es nicht gegen Ihre höchſte Pflicht verſtößt, würde ich Sie bitten, vor Seiner Majeſtät den Rapport Ihres Agenten wenigſtens heute noch zu ſecretiren.“ — „Das ſoll geſchehen, obwol ich nicht einſehe, wie Ihnen damit gedient ſein kann.“ — „Ich ſelbſt möchte dem Könige die Meldung machen“, erklärte ich. Darauf wiederum ein Blick, wiederum ein Händedruck, und Graf Reigersberg, von dem im Vorzimmer harrenden Inſpector geleitet, verſchwand in dem dunklen, endloſen Corridor. Ich ſah Beiden nach, wie ſie in eifrigem Geſpräche davongingen und dann, in mein Zimmer zurückgekehrt, durch das hohe, vorhangloſe Kanzleifenſter. Die Straße und ſeitwärts der große Platz draußen, drunten lag in winterlicher Oede da. Dieſen Platz, ich ſeh' ihn zur Stunde noch, die gegenüberliegende Halle des Poſtgebäudes mit ihren pompejaniſchen Wandmalereien, bunt auf Dunkelbraun, die eherne Bildſäule vom „Vater Max", mit welken Kränzen zu ihren Füßen und einer Allongen-Perrücke aus Schnee auf dem Haupte. Auch das gelbe Landpoſt-Kärrnlein ſehe ich, welches gerade die Straße herunter holperte ..... O, es wallte heiß und bitter in mir auf, während dieſer Minute am Fenſter. Ich dachte an meine fernen Lieben, an die Zukunft, an Schmach und Schande .... Der hereinſtürmende Theaterdiener, — er hieß oder heißt noch: Bitzl, und er hat mich ſechs Monate lang gehaßt, aber darauf ſechs Jahre lang angebetet — riß mich aus meinen Gedanken auf mit der Frage, ob er die Herrſchaften noch länger beiſammen halten ſolle? Richtig, die Herrſchaften hatte ich vergeſſen, meine Untergebenen. Ich kehrte zurück, von hundert Argusaugen erwartet, empfangen, angeſtarrt, und das unterbrochene Opferfeſt wurde zu Ende gebracht, der ganze Kreis durchmeſſen. Auch als ich damit fertig war, war ich nicht fertig. Ein neues Stück, längſt zur Aufführung angenommen und als volksthümliche Vormittags-Vorſtellung für den Faſchings-Dienstag beſtimmt, mußte ausgetheilt werden. Es ſei die höchſte Zeit, betheuerten die Regiſſeure, und Gefahr im Verzuge. Zurück alſo in die Kanzlei. Da lagen die Rollen, da das Stück. Auf Treu und Glauben überſchrieb ich jene, dem Vorſchlag der Regiſſeure gemäß, ohne dieſes zu kennen. Daſſelbe war eine Geſangspoſſe von Friedrich Kaiſer, ſollte zum erſten Male Dienstag den 4. März 1851 gegeben werden (— der Geburtstag meiner Frau! —) und hieß: „Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“ Regiſſeur Dahn, der die Gefälligkeit hatte, meine haſtig gegebenen Ueber- und Unterſchriften mit Streuſand zu bedecken, ſagte lächelnd: „Na, das iſt doch nett, daß das erſte Stück, welches unſer Herr Intendant austheilt, gerade den Titel führt: Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“ Mein guter Fritze Dahn, der mir ein ſehr tüchtiger Mitarbeiter geworden und ein liebenswürdiger Freund geblieben iſt, er konnte freilich nicht wiſſen, wie wenig lächerlich mir an jenem Morgen unſerer erſten Repertoire-Conferenz zu Sinne geweſen.

Es ſchlug zwei Uhr, als ich nach Verabſchiedung meines kleinen Cortège von Beamten und Regiſſeuren, das mich bis an das große Thor begleitet hatte, endlich davonfahren konnte. „Neue Amalienſtraße Nummer ſechsundſechzig,“ rief ich dem Kutſcher zu. Dort wohnte Dönniges. Er verſuchte, nachdem ich ihm die Erlebniſſe des Morgens erzählt hatte, meine Verſtimmung hinwegzuſcherzen. Aber der Ernſt der Situation gewann auch über ihn die Oberhand. Wir überlegten, ſo ruhig wie möglich. „Der König," meinte er, „hat Sie gewählt und berufen. Er muß Sie halten, und er wird Sie halten, ſchon weil ſein ſouveräner Wille ſich ſträubt gegen jeden Druck von außen. Sein Recht, die Diener ſeines Hauſes, die Vorſtände ſeiner Hofhaltung ſelbſt zu ſuchen und zu ernennen, wird er weder von der Sanction noch von dem Proteſt eines Plebiſcits abhängig machen. Darin liegt die Stärke Ihrer Poſition. Jeder Angriff auf Sie, jetzt unternommen, ehe Sie irgend Etwas gethan haben, trifft mehr den König als Sie. Noch ſtehen Sie außer Schußweite. Später ändert ſich das, ſobald Sie in die Gefechtslinie eintreten. Daß Sie auf Kampf gefaßt ſein müſſen, wußten Sie. Sehen Sie Ihren Gegnern in's Auge. Bei Hofe ſind es diejenigen, welche die Stellung eines Theater-Intendanten als einheimiſches Adels-Lehen betrachten. In der Stadt, im Land iſt es der gewiſſe Particularismus, der Altmünchen, Altbayern kennzeichnet, allenfalls mit ultramontanen Schattirungen. Auf die Wiederkäuerei der Satiren des Nachtwächters gegen München braucht kein Werth gelegt zu werden; künſtliche Agitation, weiter Nichts. Unſer Volk lieſt nicht viel. Hat es aber vor zehn Jahren die Sonette geleſen, was zweifelhaft iſt, ſo hat es ſie heute unzweifelhaft vergeſſen. Auf Sympathien von dieſer Seite dürfen Sie freilich nicht rechnen; eher iſt eine grollende Abneigung gerechtfertigt, vollſtändige Gleichgültigkeit im beſten Falle gewiß. Für das Theater intereſſirt ſich München überhaupt ungleich weniger als Wien, Berlin, Dresden. Dies Intereſſe zu wecken, im Theater Fuß zu faſſen, ſich einen Anhang unter dem Perſonal zu ſchaffen, Gäſte und neue Mitglieder zu werben, Novitäten zu liefern, — das iſt Ihre nächſte Aufgabe. Greifen Sie da friſch an, muthig drein, ohne ſich um Volksgunſt, um goldene Meinungen am Hofe, um Stimmen in der Preſſe zu kümmern. Sie ſtehen allein, und auf einem ſehr ausgeſetzten Poſten. Stellen Sie ſich alſo feſt auf Ihre eigenen Füße. Der Succurs wird nicht ausbleiben. Eine ganze Reihe von Gelehrten, Lehrern, Dichtern iſt vom Auslande her im Anmarſch. Sie werden Ihre natürlichen Bundesgenoſſen werden. Bis dahin, — Hahnemann, geh' du voran! Wozu hat Ihnen Mutter Natur und Heinrich Heine Ihre langen Fortſchrittsbeine gegeben? Kein Verkriechen, kein Rückzug vor der Schlacht. Für heute weg mit dem ſchwarzen Frack und den ſchwarzen Gedanken. Ich begleite Sie in Ihr Hotel. Sie ziehen ſich um. Wir machen einen Spaziergang über die Ludwigsſtraße, unſeren Corſo. Wer uns von Bekannten begegnet, wird angerufen, geſtellt, mitgeſchleppt. Heute Abend, da das Theater geſchloſſen iſt, habe ich Sie bei Kaulbach's angemeldet, damit Sie nicht einſamem Grillenfange nachhängen. Und morgen thun Sie genau das, was Sie als das allein Richtige erkannt haben. Keine Polizeiintervention, kein Belagerungszuſtand. Wenn Sie den König in's Theater abholen, melden Sie ihm kurz, klar, ernſt, was Sie vom Grafen Reigersberg erfahren. Zeigen Sie keine Scheu, damit Sie die ſeinige nicht wecken. Was kann geſchehen? Ich wette: Nichts. Demonſtrationen und Tumulte im Theater ſind hier nicht bräuchlich. Treten Sie ruhig in Ihre Dienſtloge. Ich beſuche Sie im Laufe der Vorſtellung. Gleich von Anfang will ich nicht bei Ihnen geſehen werden. Vielleicht zög' ich den Blitz an, ſtatt ihn abzuleiten!"

So mein unvergleichlicher, mein unvergeßlicher Dönniges. Er behielt Recht, wie immer .... Nicht doch. Zuweilen irrte er, aber in der Regel nur, wo und wenn ſeine eigenen Intereſſen in's Spiel kamen. Für ſeine Freunde hat Niemand ein offeneres Auge, eine feſtere Hand, ein wärmeres Herz beſeſſen, als Wilhelm Dönniges. Daß dies Herz ſo früh brechen mußte! Fern von der Heimath ſchläft er auf dem wunderbar ſchön gelegenen Friedhofe am Fuße der Pyramide des Ceſtius ſein ſturmbewegtes Erdenwallen aus, das kaum an das lang erſehnte Ziel gelangt war, die bayriſche Geſandtſchaft in Rom, als es für immer ſtillſtand.

Sonntag, den 2. Februar: „Die Jüdin, große Oper" . . . und ſo weiter. Am frühen Morgen hatte ich mein tägliches Brod zum Kaffee bereits genoſſen: einen anonymen Brief, unterzeichnet „von einem Mitgliede, das es gut meint," des Inhalts, daß der Herr Hofſchauſpieler XYZ zu der Frau Hofſchauſpielerin XYZ bei Vorſtellung des neuen Herrn Intendanten, weil derſelbe gar ſo blaß und leidend ausgeſehen, geäußert habe: „Nun, mit dem armſeligen Haſcherl werden wir bald fertig ſein; das iſt wieder ſo ein Siebenmonatskind unſerer Intendanz." Zarte Anſpielung auf einen früheren Vorſtand der Hofbühne, der genau ſo lange im Amt geweſen war. Mittags ſuchte ich den Grafen Reigersberg auf, wiederholt dankend, und um wohlwollende Neutralität erſuchend. Wir ſchieden im beſten Einvernehmen, welches immer zwiſchen uns aufrecht erhalten worden iſt, auch nachdem der Graf aus dem Polizei-Präſidium in das Miniſterium des Innern übergeſiedelt war. In dieſer Eigenſchaft hat er mir noch Anno 57, bei meinem Sturz, Proben wahrer Theilnahme gegeben. Kurz vor halb ſieben Uhr Abends, dem Beginn der Theater-Vorſtellung, ließ ich mich in den Gemächern der neuen Reſidenz melden. Die damalige Dienſtvorſchrift war, daß, wenn die Majeſtäten das Theater beſuchten, der Hatſchier-Officier von Dienſt, der Intendant, zwei Kammerportiere mit

Wachsfackeln vortraten. Der kleine Zug ging durch die langen, ſchmalen Corridore, welche die Reſidenz mit dem Theater verbinden, bei Galavorſtellungen oder Beſuchen fremder Herrſchaften von Neugierigen zu beiden Seiten dicht beſetzt. Ob eine der Proſceniums-Logen benützt werden ſollte, deren zwei, im Erdgeſchoß und im erſten Stock, für die Majeſtäten beſtimmt waren, oder die große Mittel-Loge, ein weiter, ungemüthlicher Raum mit Spiegelwänden, Kryſtall-Lüſtren und geſpenſtiſchen Lehnſtühlen, darüber entſchied der König beim Eintritt in das Theater.

Als König Max, die Königin Marie am Arme, aus den inneren Gemächern herauskam, — wahrlich, das Bild eines ſtattlichen Herrſcherpaares, — näherte ich mich, bat um Gehör und trug vor, „kurz, klar, ernſt“, wie der Freund mir gerathen, daß ich durch den Polizeidirector vor einem mir zugedachten übeln Empfang ſeitens des Publicums gewarnt worden ſei und es für meine Pflicht halte, die Majeſtäten zu präveniren. Ohne eine Miene zu verziehen, ſei es nun zu mißfälligem Stirnrunzeln oder zu beſchwichtigendem Lächeln, erwiderte der König: „Es wird ja wol ſo ſchlimm nicht werden,“ und winkte zum Aufbruch. Wir langten im Theater an, als eben der erſte Aufzug der „Jüdin“ zu Ende war. König und Königin nahmen in der Proſceniumsloge des erſten Ranges Platz. Mich beſchied eine gnädige Handbewegung des Königs aus dem Vorzimmer, da ich mich zurückziehen wollte, in die Loge hinein, dicht an die Brüſtung. Ich fühlte die Augen und die Gläſer des gedrängt vollen Hauſes auf mir brennen, als ich zwiſchen beiden Majeſtäten ſtehend, durch ein mit demonſtrativer Leutſeligkeit geführtes Geſpräch feſtgehalten wurde, ſo lang der Zwiſchenact dauerte. Und er dauert lang, dieſer Zwiſchenact, in welchem die Stadt Conſtanz abgeräumt und die Schabbeslampe in Eleazar's Wohnung angezündet werden muß. König Max erkundigte ſich nach meinen erſten Amtshandlungen, ob ich die Sängerin, welche die Recha als letzte Gaſtrolle gab, zu behalten gedenke, was die erſte Neuigkeit im Schauſpiel ſein werde. Königin Marie (Angelo di Dio nannten ſie die Herren ihres Hofes, ihre engelhafte Schönheit und ihre himmliſche Herzensgüte gleich richtig bezeichnend) fragte, wann ich Frau und Kinder nach München nachkommen laſſe, ohne die ich mich in den neuen Verhältniſſen gewiß nicht heimiſch fühlen könne. Erſt als der Vorhang vor dem zweiten Act aufging, wurde ich entlaſſen und trat nun in die Intendanz-Loge ein, die, unweit der königlichen, im erſten Rang mitten im Publicum gelegen, obendrein nicht abgeſchloſſen, da das Münchener Haus die abgeſonderten Logen italieniſchen Stils nicht kennt, ſondern nur offene Galerien. Alles ſtill. Kein Laut, kein Lärm im Zuſchauerraum ſtörte das Gebet des alten Bundes auf der Bühne . . .

Soll ich offen ſein? Bis zur Albernheit offen? Offen der Oeffentlichkeit gegenüber? Wenn ich's nicht bin, haben meine Bekenntniſſe überhaupt keinen Sinn. Mitten in einer großen Zeit kann ein kleines Einzelleben nur dann Anſpruch auf irgend ein objectives Intereſſe erheben, wenn es ſich mit voller Subjectivität hingibt. Nun denn:

Ich ärgerte mich beinahe, daß gar Nichts geſchah, Nichts von dem Vielen, Gräßlichen, Grauenhaften, was ich erwartete, was mir mit Seherweisheit und Gewißheit prophezeit worden. Noch eine ſchlafloſe Nacht nach zahlreichen früheren, eine Nacht, während deren ich die wildeſten Phantaſiebilder, eines abgeſchmackter als das andere, heraufbeſchworen, — wie ich das tobende Volk aus der Loge haranguire; wie ich hinuntereile auf die Bühne, den Vorhang fallen heiße, vortrete, rede, „blitze, donnere, München durcheinander miſche"; wie ich die Vorſtellung aufhebe, zum König ſtürme, meine Entlaſſung fordere. . . Eine ſolche Nacht, und darauf ein ganz gewöhnlicher Theaterabend: „Die Jüdin", große Oper in fünf Acten. „Härtinger heraus!" Dingelſtedt . . „is nich'!" O vanitas vanitatum! Wie manches Sturzbades aus der rauhen Wirklichkeit bedarf es, bevor die fiebernde Poeteneitelkeit abgekühlt, bis auf das letzte Fünklein ausgelöſcht worden iſt!

Wer nicht, in den Augen der Welt, ein „großer" Mann wird, der weiß nicht, wie klein er in ſeinen eigenen Augen erſcheint, und nur das unter Stürmen gereifte Alter erkennt, daß die geprieſene Jugend keineswegs einfach, natürlich, wahr iſt, ſondern recht von Herzen affectirt, eigenliebig, ſelbſtſüchtig, recht aufgeblaſen, „geſchwollen", wie es der Wiener Volksmund treffend nennt.

Reichsfürſt Leopold war noch nicht zum Tempel hinausgeworfen, der zweite Aufzug der Oper nicht zu Ende geſpielt worden, als die glückwünſchenden Beſuche in der Intendanz-Loge begannen und einander, bis zum ſpäten Schluß der Vorſtellung, in ununterbrochener Proceſſion die Thür in die Hand gaben. Als der Erſte erſchien, in ſeiner funkelnagelneuen Uniform als Oberſt des Leibregimentes, mein Amtsvorgänger, im Buche des Schickſals ſchon als mein Amtsnachfolger verzeichnet, Baron Frays. Nach ihm mein College, Hofmuſik-Intendant Graf Pocci, Dönniges mit Kaulbach, Maler Lange und ſein Bruder, der Architekt, Graf Reigersberg, der zuvor ſchon aus ſeiner Parterreloge verſtändnißinnig heraufgegrüßt hatte, Graf Karl Taſcher de Lapagerie, zu dem intimen Kreiſe Dönniges' gehörig, Geſandtſchaftsſecretär Marquis de Pienne, Miniſterialrath Daxenberger, eine intereſſante Badebekanntſchaft aus Kreuth. . . . Und ſo fort, con è senza grazia, bis nach zehn Uhr. Es war faſt elf Uhr Nachts, als ich, von beiden Majeſtäten gnädig verabſchiedet, zu einem ſtillen Thee bei Dönniges eintraf. Wiederum ein offenes Geſtändniß meiner Schwäche: ich erſchreckte die Freunde durch einen unbezwinglichen Anfall von hyſteriſchem Weinkrampf, der mich ſchüttelte und niederwarf wie ein Orkan. Die Natur forderte ihr Recht. Wochenlang bis zum Unerträglichen angeſpannt, aus einem Extreme in das andere überſpringend, gegen ſteten Drang und Zwang von außen ankämpfend, gab endlich einmal die auf harte Proben geſtellte Seelenſtimmung nach. Ich flennte wie ein Kind, und wie einem ſolchen trocknete Franziska mir einen Wolkenbruch von Thränen ab. Ihr Mann lachte mich nicht aus, wider Vermuthen, wider Verdienſt. Er ließ mich gewähren, verſchwand aus dem Zimmer und braute in der Küche ſein Univerſalmittel gegen alle Leiden: die Bowle, einen wunderkräftigen Zaubertrank, der auf mich wohlthätig als Schlaftrunk wirkte. Der Theaterdiener, der am nächſten Morgen mich mit der Nachricht einer Repertoire-Störung ſpät und ſchonend zu wecken verſuchte, hatte einige Mühe, bevor er mir begreiflich gemacht, das Shakeſpeare's Romeo und Bellini's Roméo zwei verſchiedene Perſonen ſind.

Aber noch am ſelbigen Tage ſpannte ich mich rüſtig und entſchloſſen an den Theſpiskarren an. Da Eingriffe in das bereits feſtgeſtellte Repertoire der nächſten Tage nur verwirrend und hemmend gewirkt haben würden, legte ich zuerſt an die Verwaltung Hand an. Mein Tabellenſchatz wurde ausgepackt, das Beamtenperſonal auf Caſſen- und Oekonomieüberſichten, auf Tagesrapporte und Wochenabſchlüſſe, auf Beſchäftigungs-, Krankheits-, Urlaubsjournale, auf Regiebücher und Novitätenliſten gedrillt. Man ſtutzte. Unter einem Schriftſteller hatten ſich die übrigens wohlgeſinnten und dienſtbereiten Herren einen vor allen Dingen unpraktiſchen Büchermenſchen vorgeſtellt, dem man imponiren, den man zuerſt irre machen, dann an die Wand drücken, zu guter Letzt hinausmanövriren könnte. In vierzehn Tagen ſchienen ſie anderen Sinnes geworden, und nach vier Wochen war eine vollſtändig neue Organiſation mit feſten Geſchäftsformen und Normen ein- und durchgeführt. Dann erſt ging es an die künſtleriſche Arbeit. Ererbte Schulden mußten abgetragen, angenommene Neuigkeiten erledigt werden; darunter manches kurzlebiges Stücklein: die Oper „Großfürſtin“, ein verlorenes Luſtſpiel „Alle ſpeculiren“, die ſchon erwähnte Faſchingspoſſe. Auf eigenem Grund und Boden baute ich erſt mit Hackländer's „Geheimem Agenten“, den ich von Stuttgart mitgebracht hatte, und mit der „Judith“ von Hebbel. In der Oper half, bei gänzlichem Mangel an neuem Material, eine durchgreifende Reform claſſiſcher Werke, Iphigenia's, Fidelio's, momentan aus. Das Ballet endlich, eine in München beliebte, aber lange brach gelegene Kunſtgattung, brachte Lucile Grahn auf die Beine, mein erſter, ebenfalls in Stuttgart ſchon geworbener Gaſt, deren eminentem Talent als Tänzerin und als Balletmeiſterin ich die entſcheidenden Erfolge meiner jungen Intendanz, ſowol in der Caſſe wie in der Kunſt, dankte. Darüber ging der Winter hin, kam das Frühjahr heran mit immer wachſenden Reſultaten. Aber ganz feſt im Sattel fühlte ich mich, und die Zügel ſicher in eigener Hand erſt dann, als ich, nach einem heißen Sommer, ohne jeden Urlaub wie ohne Theaterferien, am 28. November zur Feier des Geburtstags von König Max die „Antigone" auf die Bühne gebracht hatte. Mit ihr war die Univerſität, die Akademie, die Jugend gewonnen. Der Herbſt brachte denn auch, nicht nach drei- bis fünfjährigem Proviſorium, wie bei meiner Berufung vorausgeſehen worden, ſondern nach einer neunmonatlichen Probezeit, meine definitive Ernennung zum Intendanten mit der beſcheidenen Gehaltszulage von fünfhundert Gulden jährlich. Und als ich zu Neujahr 1852 in dem Rechenſchaftsbericht an S. M. den König ziffernmäßig ausweiſen konnte, daß in dem erſten Jahre meiner Verwaltung die Einnahmen um volle ſechstauſend Gulden im Vergleich gegen das Vorjahr zugenommen hatten, dreitauſend im

Abonnement, dreitauſend in der Tagescaſſe, da belohnte meine Mühen das folgende Allerhöchſte Signat:

„An die K. Hoftheater-Intendanz. Aus dem Mir vorgelegten Rechenſchafts-Berichte habe ich mit Vergnügen erſehen, daß Mein Hoftheater nicht allein allen Anforderungen in artiſtiſcher Beziehung immer mehr zu entſprechen ſtrebt, ſondern daß auch die Hauswirthſchaft deſſelben mit Sorgfalt und Umſicht geleitet wird. Indem Ich hierfür Meine Anerkennung ausſpreche, bemerke Ich jedoch zugleich, daß Ich ungeachtet des lebhaften Antheils, welchen Ich an dieſem, für Geſittung und Bildung ſo wichtigen Inſtitute nehme, doch durch die Verhältniſſe außer Stand geſetzt bin, mehr für daſſelbe aufzuwenden als bisher, und es deshalb lediglich meiner Intendanz überlaſſen muß, durch bemeſſene Beſchränkung der Ausgaben und kluge Förderung des Beſuches die Mittel herbeizuſchaffen, welche zur weiteren Hebung erforderlich ſein dürften. München, den 24. Januar 1852. Max.“

Alſo ward nach neunmonatlicher wehenvoller Werdezeit das Schmerzenskind, Intendanz geheißen, geboren. Die Kinderkrankheiten ſollten nicht ausbleiben. Bis es Zähne kriegte, reden und laufen lernte, traten noch gar manche Krämpfe und Kämpfe ein, zu welchen erfahrene Aerzte die Köpfe bedeutſam ſchüttelten. Sie ſahen ein, daß dem armen Würmlein ein langes Leben nicht beſchieden war.

II.

Dodekameron.

Ort der Handlung: Natürlich abermals München, und zwar das äußerſte Ende der Arcisſtraße. Dort hatte Liebig ſein Zelt aufgeſchlagen; ein ſtattliches Laboratorium, worin der Meiſter ſeine Scheidekunſt betrieb, und einen behaglichen häuslichen Herd, an welchem er vereinigte — alle Mitglieder der Fremdencolonie und viele der Eingeborenen. Sein Name war ein Zeichen, das über den Parteien ſtand, vor welchem Jeder ſich beugen mußte, wohl oder übel, in dem ſich, wenn auch nur vorübergehend, Gegenſätze zuſammenfinden, Vorurtheile ſchwinden, Mißklänge auflöſen konnten.

Zeit der Handlung: Eine kalte Decembernacht des Jahres 1853. „Snow, snow, nothing but snow"; um in dem heutzutage in der Literatur ſo beliebten, anmuthig oder auch lümmelhaft nachläſſigen Yankee-Doodle-Ton zu reden. Ein Münchener Schnee, der demjenigen des „fernen Weſtens" Nichts nachgibt; knirſchend unter den Füßen ſpäter Wandersleute, glimmernd im Schleier des Vollmonds, der ſich auch in den tauſend kleinen Scheiben des kaum fertig gewordenen Glaspalaſtes, dem Hauſe Liebig's gerade gegenüber gelegen, wie in ebenſovielen Splittern irrlichtelirend brach. Derſelbe Glaspalaſt, den die Induſtrie-Ausſtellung demnächſt beziehen ſollte, bis zum Brechen anfüllen, beleben durch eine Völker-Orgie; das achte Weltwunder; ein Kreuz vornehmer Architekten, an dem Leo Klenze, der Hofbau-Intendant, Schöpfer der Glyptothek, des Königsbaues, der Walhalla, niemals vorüberging, ohne auszuſpucken. „Denn," geiferte er, „daß Einer aus Thon, oder aus Holz, oder aus Pappendeckel, meinethalben auch aus Dr— baut, wenn er keine Steine hat, das begreif' ich; aber aus Glas und Eiſen, die beiden einzigen Stoffe in der Welt, denen die Baukunſt weder Form noch Farbe zu leihen vermag, — mit ihnen hantirt ein reputirlicher Meiſter nicht. Das iſt Pfuſcherei."

Perſonen der Handlung:

Ein langer Mann . . . . ICH.
Ein dicker Mann . . . . Karl Pfeufer.
Ein großer Mann . . . . Liebig.

Ja, wahrlich: Ein großer Mann! Der Letzte aus der heiligen Schar, in der hehren Reihe, welche vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Mitte des jetzigen die europäiſche Hegemonie dem deutſchen Geiſte erobert haben, Dichter, Denker, Geſchichtſchreiber, Sprach-

und Naturforſcher; ſiegreiche Nachfolger Ludwig's des Vierzehnten, Voltaire's, Rouſſeau's, die ihrerſeits von den Engländern dermalen abgelöſt worden ſind, von — Darwin zum Exempel. . . . Es gibt Schwärmer, denen Humboldt lieber iſt und bleibt.

Der große Mann, Liebig nämlich, hatte eine kleine Schwäche. Er ſpielte leidenſchaftlich gern Whiſt. Seine Partie war ihm allabendliches Bedürfniß; zu Vieren, zu Dreien, zuweilen, wenn ſich denn ſchlechterdings nur ein einziger Partner hatte auftreiben laſſen, auch ein Whist-en-deux. Gab es hingegen zwei Spieltiſche, ſo kannte ſein Vergnügen keine Grenze. Sein ſchönes, mildes Auge verklärte ſich ſchier, wenn er Karten miſchte, ziehen ließ, gab, ſeine Gäſte unterbrachte und eintheilte, Rechnung führte, ſo ſorgfältig, als ob Tauſende auf dem Spiel ſtünden. Und unſer Point galt drei Kreuzer rheiniſch. Liebig cultivirte ſein Whiſt mit einem Ernſt und einem Eifer, als ob es ein Geſchäft geweſen, eine Arbeit. Er nannt' es ſcherzhaft: „Dreſchen". — „Jetzt wird noch einer gedroſchen"; oder: „Jetzt dreſchen wir noch ein Stündchen"; das waren Lieblingsredensarten.

Als guter Hausvater ließ er dem Ochſen, der da droſch, das Maul nicht verbinden. Zwiſchen einer erklecklichen Anzahl von Rubbern wurde eine wohlthätige Pauſe gemacht, aus dem Rauchzimmer in das Familienzimmer hinaufgeſtiegen und ein vortreffliches

Nachtmahl eingenommen, bei welchem Frau und Töchter den Vorſitz führten. Selten fehlte es an irgend einem ausgeſuchten Leckerbiſſen, einer neuentdeckten Speiſe, einem nie dageweſenen Wein. Strömten doch aus allen Weltgegenden Raritäten jeder Art in der Retorte des Meiſters zuſammen, um geprüft, beurtheilt, empfohlen zu werden. An jenem Abend war's ein auſtraliſcher Wein, eingeſandt aus der, auf Liebig's Namen getauften County, welcher Fremdling Pfeufer und mir zum Koſten vorgeſetzt wurde. Karl von Pfeufer, einer der Auserwählten unter den Berufenen, gleich berühmt als ausübender Arzt wie als Univerſitätslehrer, der ſich während der, bereits über unſeren ahnungsloſen Häuptern ſchwebenden Cholera-Epidemie des Jahres 1854 die Bürgerkrone von München und von König Max den Adelsbrief erwarb, — Pfeufer galt, nächſt Liebig, für die feinſte Zunge in unſerem Kreiſe, der an Weinkennern und Küchenrichtern nicht arm war und längſt hinaus über den glücklichen Urzuſtand des Geſchmacks, da Alles, was knallt, Champagner heißt, Alles, was glimmt, Habana. Beide, Liebig und Pfeufer, ſtanden als geborene Süddeutſche für den Rheinwein ein, wogegen Dönniges, Sybel und ich zum Bordeaux, l'ami de l'homme, hielten. Den Rothwein perhorrescirte Liebig als ein „Decoctum", „mit welchem," ſagte er triumphirend, „ein Studentencommers undenkbar ſei.“ Unſer deutſcheſter Meiſterſinger, Emanuel Geibel, trank niemals etwas Anderes, als den franzöſiſcheſten aller Weine, Champagner. Als Specialität in Bowlen glänzte Biſchoff, der treffliche Anatom und Phyſiologe. Eine Waldmeiſter- oder Erdbeer-Bowle von ihm gebraut, auf der Menterſchweig, ſo zu ſagen: an der Quelle genoſſen, ringsum der heitere Kranz unſerer Frauen, Töchter, Kinder, bis auf die Kleinſten hinab, die ſich im Graſe balgten, zu unſeren Füßen die raſch und hell dahinſchießende Iſar, über uns der grüne Wald und der tiefblaue Sommerhimmel, der ſich über der Münchener Hochebene höher und feſter als irgendwo in den deutſchen Landen zu wölben ſcheint, zum Schluß ein Geſangsſtück meiner Frau mit ihren unvergleichlichen Lerchentrillern und Nachtigallencadenzen, oder ein Improviſationswettſtreit zwiſchen Geibel, Bodenſtedt und mir, ... o, über ſolchen Stunden liegt ein Schimmer höchſten Glückes, der Duft inniger Herzenszufriedenheit, den nicht blos der verklärende Zauber der Erinnerung hinterdrein darüber breitet, ſondern der im vollen Sonnenſchein der Wahrheit, der Wirklichkeit von uns Allen und von jedem Einzelnen erkannt und genoſſen wurde. Wie viel wir unſer auch waren, wie verſchieden an Begabung, Richtung und Stellung, an Werth und Weſen: wir fühlten uns familienhaft verbunden, feſter als durch eine zufällige Geſelligkeit, durch die Gemeinſamkeit unſerer Arbeit, die Solidarität unſerer Intereſſen, perſönlicher wie ſachlicher. Der Reiz der uns geſtellten Aufgabe wurde nur erhöht durch deren Schwierigkeit und die von ihrer Löſung untrennbaren Kämpfe; vielleicht ſogar durch eine unbeſtimmte Ahnung, die in uns pochte, als ob unſerem Beiſammenſein keine lange Dauer, dieſen Kämpfen kein voller Sieg beſchieden ſei.

Aber warum dem Gang der Ereigniſſe vorgreifen? — Zurück zu dem Decemberabend, zu Liebig's Tafelrunde! Der Auſtralier brachte das Geſpräch auf die Induſtrieausſtellung, für die er beſtimmt war, die erſte allgemeindeutſche, von deren Eröffnung uns nur noch ein Zeitraum von ſechs Monaten trennte. Liebig, zum Mitglied verſchiedener Commiſſionen erwählt, erzählte von allerhand Vorbereitungen, von bereits eingetroffenen oder angekündigten Einſendungen, von den Beſuchen fremder Souveräne und von den Zurüſtungen zum Empfang der Gäſte, die bei Hof und in der Stadt geplant wurden. Die Maler, hieß es, werden ebenfalls eine Bilderausſtellung von ganz Deutſchland veranſtalten, damit die Kunſt mit der Induſtrie wetteifere. Da lag denn die Frage nahe: „Was wird das Theater thun?“ Sie fiel, dieſe Frage, und fiel mir heiß auf's Herz. Ich hatte bis dahin allerdings nicht daran gedacht, daß das Theater etwas Beſonderes thun müſſe, thun könne. Freilich war auf meinen Betrieb, und zwar mit ausdrücklicher Hinweiſung auf die bevorſtehenden Feſttage, der Zuſchauerraum durchaus neu hergerichtet und die Gasbeleuchtung eingeführt worden, — ſpät genug, im Spätjahre 1853! Miniſterpräſident von der Pfordten hatte für dieſen Zweck einen anſehnlichen Beitrag aus Staatsmitteln, dem elaſtiſchen Reichsreſervefonds, hergegeben. Zu Anfang Novembers mußte das Haus geſchloſſen werden. Es fanden auf einer kleinen, im Saale des Odeon haſtig aufgeſchlagenen Bühne einſtweilen Interimsvorſtellungen im Luſt- und Singſpiel ſtatt. Weihnachten ſtand die Wiedereröffnung des gründlich und prachtvoll reſtaurirten Hauſes bevor. Sie wurde auch Freitag, den 23. December, mit Goethe's Fauſt glücklich vollzogen, nachdem ich in der Kanzlei drei Nächte lang bivouakirt, die letzten Arbeiter in fieberhafter Ungeduld ſelbſt angetrieben und den, erſt zwei Stunden vor der Vorſtellung fertig gewordenen und probirten neuen Kronleuchter mit dem Siegesgeſchrei begrüßt hatte: „Und es ward Licht!“ So viel hatte man von Oben herab für das Theater gethan; wie gedachten wir die Ehrenſchuld zu zahlen, wie mit dem Glaspalaſt und der neuen Pinakothek zu concurriren?

Eine Ausſtellung einheimiſcher Erzeugniſſe? . . . Ei, ja doch; auf dem Repertoire befanden ſich achtbare

Dichtungen von Schmid, von May, von Feldmann, von Melchior Meyr, — zugkräftige Volksſtücke von Martin Schleich, — Gebirgsſpecialitäten von Kobell, von Ignaz Lachner, von dem ſtammverwandten Alexander Baumann. Aber zu außerordentlichen Schauſtellungen eigneten ſich dieſe Werke ſammt und ſonders nicht. Es war Hausmanns- und Alltagskoſt; nichts für die Fremden, die verwöhnten Pariſer, die naſeweiſen Berliner. In glänzender Ausſtattung eine Galerie großer Opern, für welche die Dimenſionen der Bühne und des Zuſchauerraumes freilich den entſprechendſten Rahmen boten? Auch nicht das Rechte; und dann: daneben ſtand mein Schoßkind, das Schauſpiel, im Schatten. Ein Panorama der dramatiſchen Weltliteratur: Sophocles, Terentius, Calderon, Corneille, Molière, Shakeſpeare, Leſſing, Goethe, Schiller? Solch' ein lehrreicher Curſus eignet ſich eher für ruhige Zeitläufte als für eine Reihe lärmender Feiertage. Berühmte Opernſänger aus Paris, London, Petersburg? Ihre Honorare würden die fetten Einnahmen aufgezehrt haben, in deren ſicherer Erwartung unſere Caſſirer ſich bereits die Hände rieben.

In allerlei unklaren Plänen dieſer und anderer Art tappte ich umher, und im tiefen Schnee dazu. Wir waren nämlich, Pfeufer und ich, um Mitternacht von Liebig aufgebrochen und begleiteten einander wiederholt nach Hauſe, von der Arcisſtraße in die Briennerſtraße, von der Briennerſtraße auf den Carolinenplatz. Dort leuchtete mir endlich, als käm' er von dem mondbeglänzten Obelisken, ein Rettungsſtrahl, ein Heureka auf. „Statt Eines Schauſpielgaſtes," rief ich dem Freunde zu, „laſſe ich ein paar, ein halbes Dutzend, ein Viertel Schock kommen." – – Von denen keiner der letzte, jeder der erſte wird ſein wollen. — „Ich ſtelle ſie insgeſammt auf eine und dieſelbe Linie. Nur Künſtler erſten Ranges lade ich ein, aber in einer, alle großen Theater umfaſſenden Auswahl, und nur in claſſiſchen Stücken führe ich ſie vor." — Das werden Ihnen die Mitglieder der hieſigen Hofbühne ſchlecht Dank wiſſen, wenn ſie, gerade in ſo außerordentlicher Zeit, hinter Fremden zurückſtehen ſollen. — „Sie betheiligen ſich, je nach Vermögen, an der allgemeinen Aufgabe. Sechs, acht, zehn unſerer Leute dürfen ſich neben jedem Künſtler von draußen ſehen laſſen. Ich miſche ſie durcheinander, ſchaffe mir ein Perſonal von lauter erſten Kräften und mache vorübergehend die Münchener Bühne zur deutſchen Centralbühne. Lauter große Stücke, deutſchen Urſprungs, geſpielt von lauter großen deutſchen Künſtlern bis in die kleinſte Rolle hinein." — Intereſſant in hohem Grade; ob aber möglich? Sie haben Mühe genug, Ihre eigene Truppe zuſammenzuhalten, ſie einheitlich zu führen; wie wird es Ihnen mit Fremden gelingen? —

„Ich rechne auf zweierlei: den Ehrgeiz der Schauſpieler, ihren Gemeingeiſt. Wenn es heißt: Nur die Erſten thun mit, ſo will Jeder dabei ſein, und ich fürchte nicht, daß ich zu wenig Gäſte finde, ſondern zu viele. Und das Einheitsbedürfniß, welches jetzt die ganze Welt bewegt, glauben Sie, der Schauſpieler allein empfinde es nicht? Auf das Stichwort: Deutſche Central- oder Univerſalbühne, fallen ſie Alle ein; die Beſten gewiß.“ — Aber an die Koſten denken Sie nicht, obgleich Sie wiſſen, daß die Rechenkunſt die oberſte iſt, die man bei uns zu Lande von Ihnen fordert. — „Freund, die Unternehmung muß Geld bringen, nicht Geld koſten. Das Schauſpiel iſt minder theuer, als die Oper; ſowol in Gaſt- und Spielhonoraren wie in den Tagesauslagen. Eine mäßige Erhöhung der Preiſe und die Aufhebung des Abonnements werden durch die Gelegenheit ſich rechtfertigen laſſen, um ſo mehr, als ſie zunächſt die Fremden, nicht das einheimiſche Publicum treffen. Die Gäſte, welche im Hochſommer zu einträglichen Kunſtreiſen wenig Gelegenheit haben, begehren deswegen auch wol weniger, als ſie zu empfangen gewohnt ſind. Dieſe Uneigennützigkeit ſteht ihnen vor der Oeffentlichkeit ſchön an. Endlich faßt das große Haus eine Menge Zuſchauer und ermöglicht dadurch vergleichsweiſe anſehnliche Einnahmen. Selbſt mit unſeren beſcheidenen Eintrittspreiſen zähle ich auf ein Minimum von zwölfhundert, ein Maximum von zweitauſend Gulden für den Abend. Die Hälfte davon opfere ich den Koſten. Bleibt immer ein hübſcher Reſt für die eigene Caſſe." — Wie genau Sie ſchon in alle Einzelnheiten Ihres Feldzugsplanes eingehen! Ich wette darauf, Sie entwerfen noch in dieſer Nacht das Programm Ihrer Action. Mein Rath iſt, der Rath des Arztes und des Freundes: Beſchlafen Sie ſich die Sache. — „Das heißt: Sie glauben nicht an deren Ausführbarkeit?" — Ich möchte Sie nicht irre machen durch meine Zweifel. Und wenn ich mir den Fauſt, den Egmont, oder Cabale und Liebe denke, dargeſtellt von den erſten Schauſpielern des Burgtheaters, Berlins, Dresdens, Münchens, — ſcenirt von Ihnen, auf unſerer Prachtbühne, — vor einem, ſozuſagen europäiſchen Publicum, — ſo geht, fürwahr, auch mir das Herz auf. Es wäre das eine deutſche Kunſt- und deutſche Künſtlerausſtellung, welche mit der erſten deutſchen Induſtrieausſtellung wetteifern dürfte, ein olympiſches Spiel, ganz geeignet, Epoche in der Theatergeſchichte zu machen. Wie geſagt, — beſchlafen Sie's!

Von Schlaf war in der ohnehin „angebrochenen" Nacht nicht viel die Rede. Ich vergönnte mir, einen ſeltenen Luxus im ſtrengen Theaterdienſte, meinen Schlafrock, eine Schale Schwarzen, nach Wiener Recept geſotten, von meinen ſtärkſten Upmanns die allerſtärkſte, zur Studirlampe zwei Extrakerzen. „Mehr Licht“. Je heller es um mich iſt, deſto heller wird es in mir. Dann ſtürzte ich kopfüber mich in den Theateralmanach, der Anno 53 ſich noch Heinrich ſchrieb. Von den viertauſend Künſtlernamen, welche er enthielt, waren vierzig im Fluge ausgehoben und verzeichnet. Ein Procent. Leichter noch ging's mit den Stücken, da nur an Claſſiſches gedacht werden konnte: Leſſing, Goethe, Schiller, eventuell einige Shakeſpeare oder Altfranzoſen. Nach dem ſcholaſtiſchen Hexameter verfahrend

Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?

gerieth ich erſt bei den auxiliis in einiges Stocken. Ein gleicher Honorarſatz für alle Gäſte, einhundert Gulden per Rolle, . . . ſechs Rollen garantirt, . . . ſo und ſo viel hundert Tageskoſten, . . . Eintrittspreiſe, . . . mögliche Geſammteinnahme . . . Hier glitt der ſanfte Heinrich aus meiner Hand vom Sopha nieder und weckte mich durch ſeinen Fall. Gute Nacht.

Zu Weihnachten ſtand mein Kartenhaus, das deutſche Nationaltheater fix und fertig da; Könige, Buben, Damen künſtlich an einander geſtellt; eine ſchwindelnde Höhe, ein ſchwankender Grund. Der Neujahrstag pflegte bei Hof doppelt gefeiert zu werden, durch eine Defilircour am Morgen, ein Hofconcert am Abend. Für erſtere Feſtlichkeit, bei welcher Königin Maria den Handkuß, König Max eine ehrerbietige Verneigung entgegennahm, wußten die Hofzimmerwichſer das ohnehin ſpiegelglatte Parquet in eine Eislaufbahn zu verwandeln, damit die um die Majeſtäten gruppirten Hofſtaaten ihr ſtilles Vergnügen daran hatten, wenn die in den ungewohnten Uniformen genirten Staatsdiener oder Landwehrofficiere in's Gleiten geriethen. Als Abends im Hofconcert König Max bei ſeinem Umgang durch die überfüllten Säle mich mit der Frage anſprach, was ich im neuen Jahre zu bringen beabſichtige, antwortete ich à bout portant: „Ein Geſammtgaſtſpiel der deutſchen Bühnenkünſtler auf Euer Majeſtät Hoftheater, zur Zeit der Induſtrieausſtellung.“ Der König war überraſcht, aber augenſcheinlich angenehm überraſcht. Er winkte mich in eine Niſche und ließ ſich, natürlich nur in allgemeinen Zügen, meinen Plan darlegen. Derſelbe intereſſirte ihn in ungewöhnlichem Grade. Sein Geſpräch mit mir wurde ſo lebhaft, zog ſich dergeſtalt in die Länge, daß einzelne Geſichter in der Umgebung ſich ebenfalls in die Länge zogen. Schon für den nächſten Morgen konnte ich Seiner Majeſtät meinen fertigen amtlichen Bericht nebſt Koſtenanſchlag ankündigen. Der König entließ mich, äußerſt gnädig, die Hand auf meine Schulter legend, mit den Worten: „Viel Glück alſo zum neuen Jahr, zu Ihrem neuen Plane. Meine Theinahme, Meine Unterſtützung iſt Ihnen gewiß.“ Wenige Tage ſpäter hatte ich dieſe königliche Zuſicherung.

die Genehmigung meines Antrags in den anerkennendſten Ausdrücken, ſchriftlich in den Händen. Nun an's Werk.

Sonntag, den 29. Januar 1854, flog, als Manuſcript gedruckt, die erſte Um- und Anfrage, — ausdrücklich als vertrauliche bezeichnet und noch keinerlei Detail enthaltend, — an dreißig Adreſſen in die weite Welt hinaus. Die urſprünglichen vierzig Namen waren auf dreißig zuſammengeſchmolzen. Binnen vier Wochen langten neunundzwanzig Antworten ein, ohne Ausnahme zuſtimmend, jedoch nur ebenfalls allgemein gehalten. Eine einzige Stimme, die der Frau Crelinger in Berlin ließ gar keinen Widerhall von ſich hören, weder ein Nein, noch ein Ja. Dafür erklang von vielen Seiten ein nicht blos zuſagender, ſondern ein begeiſterter, thatenluſtiger, opferbereiter Zuruf, der meine Meinung von dem guten Willen wahrhaft bedeutender und hervorragender Schauſpieler glänzend rechtfertigte. Am 4. März folgte ein neues Rundſchreiben mit meinem Dank und dem Grundriß des Repertoires. Daraus entſpann ſich denn im Verlauf des ganzen Monats März eine Correſpondenz, in deren Maſchen ich mich mit jedem Schritt vorwärts tiefer verſtrickte, bis zu völliger Einlappung. Der Berg, welcher von Weitem ſo lockend blau und luſtig anzuſchauen geweſen, zeigte, je näher man ihm trat, deſto deutlicher ſeine ſchroffen

Zinken, ſeine verſteckten Abgründe. Es regnete von allen Seiten Wünſche, Anſprüche, Vorſchläge; auch leiſe Bedenken tröpfelten ſchon, ſogar ein und der andere Abfall. Da hatte ich zum Beiſpiel drei Carloſſe, drei Poſa's, drei Philippe, aber nicht einen Herzog Alba; zu vier Luiſen keine alte Millerin. Mein Kopf begann zu brennen. Pfeufer ſchüttelte den ſeinigen, — mit dem ſchwarzen, kurz à la brosse geſchnittenen Haar, einen der mächtigſten, ausdrucksvollſten Männerköpfe, die ich jemals geſehen, — und fühlte mir häufig den Puls. Dönniges lachte und rieth mir, den Fürſten Metternich zum Mitarbeiter anzunehmen. Der einzige Liebig blieb feſt. Er hat es angefangen, ſagte Liebig, und er muß es vollenden. Er kann's auch. Laßt ihn gehen.

So ging ich, und zwar auf Reiſen, um mündlich in Ordnung zu bringen, was durch Hin- und Herſchreiben ſich chaotiſch zu verwirren drohte. Oſtern fiel ſpät, auf den 16. April. Kurz vor der Charwoche packte ich meinen Koffer; oben auf, ſtatt Bädeker's, den ſanften Heinrich und die Schreibmappe, ſtrotzend von Notizen, Adreſſen, Briefen, Vertragsformularen, Repertoiretafeln, Soufflirbüchern. Dieſe Werberfahrt durch ganz Deutſchland, im Fußſack und Schuppenpelz, gehört zu den Herkulesarbeiten meines Lebens, deren daſſelbe mehr als ein Dutzend aufweiſt. In meinem Tagebuche finde ich, unter Wien, Sonnabend, 15. April, aufgezeichnet: „Heute habe ich 42 Stiegen erſtiegen.“ Dahinter drei Ausrufungszeichen, deren energiſche Striche den ganzen Ingrimm meines Stoßſeufzers verſinnlichen. „Im vierten Stock“, oder, liſtig maskirt: „im dritten Stock ober dem Mezzanin,“ ſo lautete in damaliger Zeit die regelmäßige Hausmeiſterantwort des Beſuchers nach der Wohnung des Geſuchten. Alles, was ſich zu den Notabeln zählte, ſaß noch, dicht zuſammengedrängt, vertical über einander, — nicht horizontal neben einander, — im engen Umkreis der inneren Stadt, welcher die Erweiterungsſtunde viel ſpäter ſchlagen ſollte.

Das erſte Ziel meiner Reiſe hieß Köln. Dort gaſtirte Emil Devrient, den ich mir als Oberregiſſeur, als Geburtshelfer in ſchweren Wehen, zu erkieſen geruht. Er war eben nicht mein Ideal eines Schauſpielers, aber wol die am meiſten idealiſtiſch angelegte Künſtlernatur in meiner näheren Theaterbekanntſchaft. An dem gaſtlichen Hofe Herzog Ernſt's von Coburg, unter der Palme ſeines Speiſeſaales, hatten wir uns befreundet. Als ich im Hotel Diſh auf Devrient fahndete, ſchnob der Portier mir zu: „Vor einer Stunde abgereiſt.“ — (Mit ſtillem Fluch:) Wohin? — „Nach Aachen, Hotel Nüllens.“ — Am andern Tag erwiſchte ich den Ausreißer, und in drei langen, langen Morgenſitzungen vereinbarten wir zuerſt die allgemeine Baſis des Unternehmens, dann alle Einzelnheiten: Repertoire, Beſetzung, Proben, Aufführungen, Ankündigungen, Einladungen, kurz, die Löſung aller ſieben Fragen des Hexameters. Emil Devrient gab einen koſtbaren Rathgeber für mich ab; er trug von ſeinen Gaſtſpielen her, die ganze Claviatur des deutſchen Theaters im Kopfe, war durch und durch praktiſch erfahren, weltklug und zugleich Idealiſt genug, um bei dem erſten Funken meines Gedankens lichterloh aufzugehen, während ſein Bruder Eduard, den ich gleichfalls conſultirt hatte, mir denſelben als ein „Literatenproject“ auszureden verſuchte. Mit ſeiner Hand beſchnitt Emil Devrient vor allen Dingen die wuchernden Auswüchſe des urſprünglichen Planes. Wenn ich ſelbſt ſchon von vierzig Gäſten auf dreißig Gäſte herabgegangen war, halbirte er dieſe Zahl noch, fügte dagegen ein paar grandes utilités als Einſpringer und Nothhelfer hinzu. Auch dem Repertoire ſetzte er engere Schranken: nur einheimiſche Claſſiker, nichts Fremdes, wie kläglich ich auch um meinen Shakeſpeare jammerte. Als Grundgeſetz für das Unternehmen ſtellte er auf: allgemeine Gleichheit, vollſte Gegenſeitigkeit, und unbedingte Unterordnung aller Einzelintereſſen unter das Ganze. Für zwei erſte Rollen, auf die jeder Theilnehmer ein Recht beſitzen ſollte, übernahm er die Pflicht zu zwei zweiten Rollen.

Als Honorar wurde, wie auch ich beabſichtigt, für alle Gäſte und für jede Rolle der Betrag von hundert Gulden beſtimmt. Späteſtens drei Tage vor der Eröffnung des Cyclus mußten ſämmtliche Mitwirkende in München eingetroffen ſein und mindeſtens vierzehn Tage zur Verfügung bleiben. Die Regieführung ging durch Urwahl aus dem Kreiſe der Fremden für jedes einzelne Stück hervor und daneben ward der Münchener Regiſſeur Hölken zum Regiſſeur der Scene beſtellt. Die Redaction des Textes der Stücke und die Beſetzung behielt ſich die Münchener Intendanz vor, ſo daß nach den von ihr in Umlauf gebrachten Soufflirbüchern die Gäſte ihre Rollen einrichteten. Die nöthigen Coſtüme brachte Jeder mit; weswegen bis längſtens 15. Juni die Anberaumung der einzelnen Vorſtellungen und die Austheilung der Rollen vollendet und allen Gäſten mitgetheilt ſein mußten. Etwaige Streitigkeiten künſtleriſcher Art entſchied das Plenum der Geſellſchaft. Bis in alle dieſe und noch andere Einzelnheiten erſtreckte ſich die Berathung zwiſchen Devrient und mir, und in allen wurde die erfreulichſte Uebereinſtimmung erzielt. Nur in einem einzigen Punkt gingen unſere Anſichten auseinander: der Anfang des Cyclus. Devrient rieth den erſten Sturmandrang der Induſtrie-Ausſtellung vorübergehen zu laſſen, und dann erſt zu beginnen, während ich im Gegentheil das National-Theater *vor* dem Glaspalaſt eröffnet ſehen wollte. Der Monat Juli, ſo argumentirte er, iſt erfahrungsmäßig für das Theater der ſchlechteſte im Jahre; fangen wir alſo ſo ſpät wie möglich im Juli an, und ſpielen uns in den günſtigeren Auguſt hinein. Ich widerſtrebte hartnäckig; warum, weiß ich wahrhaftig nicht mehr, hab' es vielleicht ebenſo wenig gewußt, da ich's that. Wenn es eine Vorſehung im Theater gibt, — Fidelio verſichert es, mit ſchwärmeriſchem Augen-Aufſchlag in die Kerker-Soffiten, — ſo war mein Eigenſinn providentiell. Hätten wir erſt nach der Induſtrie-Ausſtellung, erſt gegen Ende Juli's angefangen, ſo würden wir auch ſofort aufgehört haben; denn Ende Juli's trat ein größerer Gaſt, die Cholera, in München auf — ! — Endlich einigten wir uns, in der erſten Hälfte Juli's einander begegnend. Als ich am letzten Berathungs-Morgen den Zettel der Eröffnungs-Vorſtellung fix und fertig auf den Tiſch des Hauſes niederlegte, — man hatte ihn mir Abends zuvor in der Druckerei der Aachener Zeitung aus Gefälligkeit geſetzt und abgezogen, — fielen wir zwei uns freudeſtrahlend um den Hals. Da ſtand es, ſchwarz auf weiß, in fetteſten Lettern, nur mit vornehmer lateiniſcher Schrift, auf großem Placat-Format:

Erſte Geſammt-Gaſtſpiel-Vorſtellung.

Die
BRAUT VON MESSINA.

Trauerſpiel in vier Aufzügen
von Schiller.

Perſonen:

Donna Iſabella, Fürſtin von Meſſina	Frau Rettich aus Wien.
Don Manuel	Herr Emil Devrient aus Dreſden.
Don Ceſar	Herr Hendrichs aus Berlin.
Beatrice	Frl. Damböck aus München.
Diego	Herr Kaiſer aus Hannover.
Chorführer Don Manuels . . .	Herr Anſchütz aus Wien.
Chorführer Don Ceſars	Herr Schneider aus Carlsruhe.

Boten. Chor. Aelteſte von Meſſina.

Mit dem Hochgefühl eines glücklichen Ehepaares, welches theilnehmenden Verwandten und Freunden die Geburt eines geſunden kräftigen Jungen auf Roſapapier, mit Englein umrahmt, anzeigt, betrachteten wir das noch feuchte Blatt. „Geſammtgaſtſpiel!“ Devrient konnte des Lobes nicht ſatt werden über dieſen, von mir nach langem Grübeln erfundenen Namen. „Er iſt kurz,“ ſo ſagte er, „iſt deutſch, iſt vielſagend und nicht marktſchreieriſch. Sie werden ſehen, Ihr neues Wort erwirbt ſich Bürgerrecht im Theater-Lexikon.“ Seine Prophezeihung hat ſich erfüllt; wo ſich ſeit jener Zeit zwei oder drei Schauſpieler zu einer

Kunſtreiſe zuſammenthun, ſei es von oder auf der dunkelſten Winkelbühne, da leſe ich regelmäßig ein „Geſammtgaſtſpiel“ angekündigt. Einen zweiten Namen für das Unternehmen ſchöpften gütige Freunde: „Muſtervorſtellungen“; welchen Namen gütige Feinde zu variiren geruhten in: Monſtrevorſtellungen, oder noch lieblicher: Muſterreitervorſtellungen. . . .

Von letzterer Benennung verſpürte ich den Treffer in mir, als ich, meine Muſter- oder Probenkiſtlein in der Hand, von Köln aus die Rundreiſe durch Deutſchland antrat. Die Stationen derſelben waren: Hannover, Hamburg, Berlin, Breslau, Wien, Prag, Dresden, Leipzig, Frankfurt am Main, Stuttgart, München. Die Abenteuer dieſer Irrfahrt ſchenke ich dem geneigten Leſer, wie die Aufzeichnung Deſſen, was ich unterwegs gewonnen und verloren, geſchrieben und geſprochen. Er wird mir's auf's Wort glauben, daß ich in den letzten Tagen Aprils todtmüde nach Hauſe kam. Unter andern guten Sachen brachte ich einen wolconditionirten Huſten mit, welcher ſich zu einem „ſchönen Fall“ von Bronchitis entwickelte und ohne Pfeufer's energiſchen Eingriff weiter entwickelt haben würde in eine, für das Geſammtgaſtſpiel und deſſen Urheber höchſt kritiſche Lungenentzündung. Sobald es Frühling wurde, — das heißt, in's Alpendeutſch überſetzt: ſobald es zu ſchneien aufhörte und zu regnen anfing, — ſchickte mich mein ärztlicher Haustyrann zu einer Luft- und Molkencur nach Gais, Canton Appenzell. Auf der faſt baumloſen Hochebene war es noch tiefer Winter, und die kleine, im patriarchaliſchen Gaſthof zum Ochſen eingeſperrte Geſellſchaft athmete mehr die zweifelhaften Düfte des Billardzimmers ein, ſchlechten Kaffee mit gutem Kirſchwaſſer verbeſſernd, als die reinen Hauche, die vom hohen Säntis herniederſtürmen. Brannte einmal ein verirrter Strahl der Mittagsſonne durch die tiefziehenden Wolken und Nebel, ſo gingen wir in dem einzigen Schatten, den es gab, im Schatten des Kirchthurmes des Dörfleins Gais ſpazieren. Ländlich, ſchändlich. Einem vierwöchentlichen Aufenthalte in dieſem verlorenen Paradieſe weiland Ulrich Hegner's, — deſſen claſſiſcher Roman, „Die Molkencur", in Gais ſpielt, — vermochte weder mein Huſten, noch meine nervöſe Aufregung zu widerſtehen. Geheilt von allen idylliſchen Gelüſten, kehrte ich zurück und ſtürzte mich mit wahrem Heißhunger über die auf meinem Schreibtiſch abgelagerten Arbeitsreſte her, darunter auch die weiteren Vorbereitungen des Geſammtgaſtſpiels. Daſſelbe war in der unfreiwilligen Ruhe nicht gewachſen. Nicht weniger als neun große Namen fand ich nicht wieder, als ich die Häupter meiner Lieben zählte. Excessit die Eine, evasit die Andere, erupit der oder die Dritte. Bald unter dieſem durchſichtigen Vorwande, bald aus jenem triftigen Grunde. Ich mag nicht wiederholen, was mir an Gerüchten über verweigerten Urlaub, Schwierigkeiten, Einſchüchterungen, Warnungen und Abreden der verſchiedenſten Art zugetragen wurde. Die Thatſache blieb nicht wegzuſchaffen, daß ich in's Verluſt-Conto einſchreiben mußte: aus Wien Ludwig Löwe, Frau Hebbel, Dawiſon, die Wildauer; aus Berlin: Lina Fuhr, Deſſoir; aus Stuttgart: Grunert und die Wilhelmi; die Bayer-Bürck, last not least, aus Dresden. Emil Devrient ſchrieb: ich möge mich tröſten; es ſeien immer noch genug übrig, um mir eine neue Schwindſucht an den Hals zu ſchwatzen oder zu ärgern. Er rechnete auf die magnetiſche Kraft des Erfolges. „Wir fangen an", ſo rieth er, „mit zwölf Gäſten und kündigen zunächſt auch nur einen Cyclus von zwölf Abenden an. Bleibt uns das Glück treu, — bisher dürfen wir Zwei uns nicht über ſeine Ungunſt beſchweren, — ſo laſſen Sie Ihre Reſerve in's Feld rücken; für ein zweites Dutzend haben Sie doch noch ganz annehmbare Freiwillige in Rückhalt. Aber zum Voraus dürfen wir uns weder auf lang hinaus binden, noch im Repertoire und im Perſonal zu weite Kreiſe ziehen. Zu rechter Zeit aufhören, erleichtert den Anfang."

Alſo geſchah's. Zwölf Gäſte. Zwölf Abende. Il dodecamerone. Der dunkle Vergleichungspunkt ſollte nicht ausbleiben.

Dienstag, den 11. Juli, vier Tage vor Eröffnung der Induſtrie-Ausſtellung, gingen Morgens die Sonne und Abends der Theatervorhang über dem großen Ereigniß der erſten Geſammtgaſtſpielvorſtellung endlich, wirklich, glücklich auf. Die Braut von Meſſina. Ein Prolog, zu deſſen Abfaſſung ich mehrmals den verzweifelten Anlauf genommen, blieb mir in der Feder ſtecken. Ich beruhigte mein Gewiſſen mit der Ueberzeugung, daß dergleichen Gelegenheitsdichtungen auf dem Liebhabertheater eine gute Wirkung und Stimmung hervorbringen können, während ſie ein großes, gemiſchtes Publicum in der Regel abkühlend berühren. In Shakeſpeare's Globus war der Prolog eine berechtigte, eine ſtehende Figur, welche das lebendige Verhältniß zwiſchen Bühne und Zuſchauerraum, zwiſchen Dichter, Darſteller und Hörer ausdrückte. Auch die rein äſthetiſche Bühne Goethe's mag ein akademiſches Element ſolcher Art zugelaſſen, vielleicht erfordert haben. Heutzutage aber ſoll man Theaterreden, Feſtſpiele, Allegorien für äußerliche Zwecke wie Hoffeierlichkeiten, Jubiläen oder Inaugurationen aufheben; das moderne Theater hat keinen Platz für ſie.

Der erſte Eindruck der „Braut von Meſſina" erwies ſich, vollkommen objectiv geſprochen, als überwältigend. Meine Wahl gerade dieſes Werkes war eine wohl überlegte geweſen. Daſſelbe iſt das am wenigſten volksthümliche unſeres volksthümlichſten Dramatikers, alſo nicht abgeſpielt, wie die übrigen. Es iſt feierlich bis zum Fremdartigen; keineswegs ein Schickſalsdrama im gewöhnlichen Sinne, wozu es eine kurzſichtige Kritik hier und da hat ſtempeln wollen, ſondern eine Gattung für ſich, in welcher das claſſiſche und das romantiſche Ideal organiſch verbunden erſcheinen; geſchrieben in einer Sprache, die in ihrer eigenthümlichen Klangfarbe, ihrem ſtreng gemeſſenen und doch beflügelten Rhythmus zur Muſik wird. Mit beſonderer Vorliebe habe ich mich, ſeit ich überhaupt *die ſceniſche Reproduction großer Tragödien betreibe*, auf dieſe „Braut von Meſſina“ geworfen, welche von den meiſten deutſchen Bühnen in die Ecke geſchoben und, meines Wiſſens, auf einer außerdeutſchen niemals verſucht worden iſt. Sie kommt mit ihren Aufzügen und Chören, mit dem ganzen äußerlichen Apparat der Handlung meinem, ich muß beinahe glauben: angeborenen Hang zu Maſſenentwickelungen und Maſſenwirkungen auf der Bühne verführeriſch entgegen. Ich baue mir deswegen die „prangende Halle“ im erſten Act, im zweiten die Gartenterraſſe des Kloſters ſorgfältig und mit ſelbſtvergnügtem Raffinement auf, vor Allem den Localton feſtſtellend: ein Normanniſcher Palaſt in Meſſina, eine Schlucht im „Waldgebirg des Aetna“. Daß ich, aller Topographie Trotz bietend, dieſen ſelbſt noch nicht habe zeigen können mit einer aus dem beſchneiten Gipfel aufſteigenden Rauchſäule, iſt mir ein nagender Kummer; glüht, dampft und ſpeit doch der Veſuv in der Oper nun ſchon durch ein halbes Jahrhundert unbeanſtandet fort. Zu der Terraſſe gelangt man von unten; nur mit halbem Leibe ſichtbar, belauſcht Don Ceſar mit ſeinen Begleitern das Geſpräch des liebenden Paares und ſtürzt dann mit einem Tigerſprung herauf, herab, hervor zu dem blitzſtrahlenden Mordſtreich. In die Halle ſteigt man dagegen herunter, auf einer impoſanten Rieſentreppe, die hoch oben aus den Soffiten in doppelter Windung, mit einem breiten Abſatz in der Mitte auf die Vorderbühne führt. Von dort herab poltern zuerſt, von entgegengeſetzten Seiten auftretend, auf dem Abſatz zuſammenſtoßend, drohende Blicke und Geberden wechſelnd, unter kriegeriſcher Muſik von draußen, die den vom Dichter vorgeſchriebenen Einzugsmarſch fortſetzt, die beiden Chöre. Ich laſſe ſie weder uniformirt, noch im Gänſemarſch auftreten, ſondern in zwei wilden wirren Haufen, nach Möglichkeit zahlreich, ſtaubbedeckt, kampfgerüſtet, die Schwerter zum Theil gezückt, die Schilde gehoben, je ein zerfetztes Fähnlein flatternd über jeder Schar. Später erſcheinen ebenſo, aber im langſamſten Cothurnſchritt, die Mutter und ihre Söhne. Dieſes Arrangement hat ſich überall, auch unlängſt noch in Wien, als wirkſam bewährt;

doch fand der allzeit ſchlagfertige Wiener Witz heraus, daſſelbe ſei unnatürlich, und richtete die Frage an mich: ob denn die Handlung im Rathhauskeller zu Meſſina vor ſich gehe, da alle Leut' eine „Mordsſtiegen“ herunterkraxeln müßten? Nein, meine Herren. Die Sache iſt viel einfacher, als Ihre Heurigen-Weisheit aus dem St. Stephans-Keller ſich träumen läßt, und liegt ganz deutlich folgender Maßen.

Das Herrenhaus von Meſſina, hoch thronend auf dem, die Stadt, den Hafen, die Meerenge und die calabriſche Küſte beherrſchenden Felſengürtel, ein normänniſcher Bau, von Außen und im Inneren gleich düſter, hat im tief gelegenen Erdgeſchoß eine weite „Halle“, deren plumpe Pfeiler mit Waffen, Trophäen aus Sarazenenkämpfen und Schnäbeln gekaperter Schiffe geſchmückt ſind. Dort empfängt die Fürſtin die Stadtverordneten; dort verſammeln ſich die Begleiter der zwei Söhne des verſtorbenen Fürſten, das Hausgeſinde, dunkel geſprenkelt von mauriſchen Sklaven, die beim Einzug zuſammenſtrömende Bevölkerung; wie denn in dieſen weiten Räumen alle Haupt- und Staatsactionen abgeſpielt werden. Die fürſtlichen Gemächer befinden ſich im erſten Stock, zu deſſen Eingang eine äußere Freitreppe führt, über das Erdgeſchoß von beiden Seiten emporſteigend, entſprechend der Doppelſtiege, welche im Inneren aus dem erſten Stock in die Halle hinabgeht. Im erſten Stock befindet ſich die Schloßcapelle, die genau nach Don Ceſar's maleriſcher Beſchreibung und nach des Dichters Vorſchrift in derſelben Einrichtung und Ausſchmückung verblieben iſt, wie bei der Beiſetzung des verſtorbenen Fürſten. Daß die Wittwe und die Söhne, unmittelbar nach Ankunft der Letzteren, zuerſt am Sarkophage des Fürſten ihre Andacht verrichten und an der ſtillen Todtenmeſſe, die in der Capelle gefeiert wird, ſich betheiligen, ergibt ſich doch gewiß aus der Situation und kann nicht als geſuchter Theatereffect erſcheinen. Wenn hoch oben die Flügelthüren der Capelle aufgeriſſen werden, ſieht der Zuſchauer, wie ſich die drei, in tiefe Trauer gehüllten Geſtalten von den Knieen erheben und langſam die breite Stiege in die Halle herniederſchweben, unten empfangen vom Preislied beider Chöre, denen ſich die Aelteſten von Meſſina, die Hausdienerſchaft, das Volk beigeſellt haben. In der Mitte ſchreitet die Fürſtin einher, das ſchöne Antlitz freudetrunken erhoben; an ihrer rechten Hand Don Manuel, ein blonder Normanne; zur Linken Don Ceſar, der tiefdunkle Südländer. So ſtellt ſich ein figuren- und farbenreiches Bild zuſammen, welches, ſelbſtverſtändlich, nicht bunt iſt, aber auch nicht eintönig ſchwarz, und welches in mannigfaltige Bewegung geſetzt wird durch die Theilnahme der Menge an der Handlung, der Stimmung, den Reden der dominirenden Perſonen. Zu dieſem Zweck erlaube ich mir auch mit dem Text der Chöre eine weit, hoffentlich nicht zu weit gehende Freiheit. Schiller's eigene Intentionen verfolgend, theile ich ihn bald zwei, bald drei Sprechern zu, wo keine langen Soloſätze eintreten, und laſſe in die Tutti-Reden, welche auf kurze Schlagworte und Ausrufe zurückgeführt werden, hier und da, in gleichſam unwillkürlichem Ausbruch, das Volk einfallen. „Krieg“ (fortissimo) oder „Frieden“ (piano). Da ſtimmen die Aelteſten von Meſſina flehend ein. Und wie ich mit dem herkömmlichen Aufmarſch, Contremarſch, Abmarſch der Chöre gebrochen habe, halte ich ſie auch während des ganzen erſten Aufzuges in äußerlicher Bewegung; ſie gehen ab und zu, ſondern ſich in einzelne Gruppen, treten dann wiederum zuſammen in feſte Maſſen, lagern ſich, Schild und Schwert abwerfend, auf den Stufen der Treppe, werden von Sklaven mit Speiſe und Trank gelabt. Am Schluſſe des Actes verläuft ſich dann Alles, ſo daß nur ein paar Führer des alten Chores auf der Scene zurückbleiben, die ſich in unheimlichem Flüſterton über die Gräuel des Hauſes unterthalten. Hier fehlt mir, was ich bisher nicht gewag habe anzubringen, aus Bedenken gegen den Anachronismus: das Bild des jüngſt verſtorbenen Fürſten, eine Rieſengeſtalt, ein dämoniſcher Kopf, in charakteriſtiſchen

Zügen an beide Söhne mahnend. Wenn daſſelbe von einem Pfeiler in die allmälig dunkel und leer gewordene Halle herniederſchaute, ein ſtummer Zeuge der Familienſchickſale, die ſeine Schuld fortzeugend hat geboren, ſo wäre der Geſammteindruck ein vollkommener und die Grundlage für das ganze Stück gewonnen, inſonderheit auch für den Gegenſatz des zweiten Actes, das Landſchaftsbild des Kloſtergartens, für welches ich allerdings noch keinen Rottmann gefunden.

Ich habe, breiter als vielleicht nöthig, meine Reproduction des erſten Actes der „Braut von Meſſina“ geſchildert, keineswegs in ruhmrediger Selbſtgefälligkeit, ſondern um am einzelnen Beiſpiel zu zeigen, was man im Ganzen, für das Ganze thun kann, thun muß, damit daſſelbe zu ſeinem Rechte gelange. Im Burgtheater waren, der räumlichen Beſchränkung wegen, nur Andeutungen meiner Intentionen möglich, während ich mich auf der in Höhe, Breite und Tiefe gleich mächtigen Münchener Bühne nach Herzensluſt ausſtrecken und tummeln durfte. Als auf der dortigen Rieſentreppe Julie Rettich, die erſte Tragödin der damaligen Zeit, zwiſchen Emil Devrient und Hermann Hendrichs herunterkam, den berühmteſten Liebhabern und zugleich den in natura feindlichen Brüdern des deutſchen Theaters, da ging ein wonnevoller Schauer durch das ganze überfüllte Haus, der auch mich, mich vielleicht am tiefſten von allen Zuſchauern, kalt durchrieſelte. Konnte ich doch unter das unverlöſchliche Bild dieſer Stunde mit berechtigtem Stolze ſchreiben: Ipse feci. Meine Frau und Franziska Dönniges, die vor mir in der Loge ſaßen, während ich mich rückwärts, auf dem im Halbdunkel verlorenen „Bankerl“, in eine unausſprechliche Empfindung verkroch, faßten und drückten in demſelben Momente meine beiden Hände. . . . .

Da ich keine Theatergeſchichte ſchreibe, ſondern nur das Märchen meines Lebens erzähle, brauche ich den Verlauf des Geſammtgaſtſpiels hier nicht zu verfolgen. Der Erfolg war am erſten Abend entſchieden, wuchs mit jeder Vorſtellung, wie die Ziffern der Einnahmen unwiderleglich darthun, verbreitete ſich in die höchſten wie in die niedrigſten Kreiſe und ſpiegelte ſich auch in den Urtheilen der Preſſe ab, die aus allen Enden und Ecken Deutſchlands ihre Vertreter geſendet hatte. Sie waren, meiner Einladung folgend, erſchienen, unter ihnen die anerkannteſten Namen; ſogar ein paar Franzoſen, Engländer, Italiener fanden ſich ein, ſo daß die „Fliegenden Blätter“ den Einzug der Berichterſtatter zum Geſammtgaſtſpiele durch eine Illuſtration verherrlichen konnten, auf welcher Hottentotten, Chineſen, Indianer, Grönländer in ihren Nationaltrachten, die Schreibtafel und den Operngucker umgehängt, einherſtolzirten. Auch ſämmtliche fremde Souveräne, die den Glaspalaſt beſuchten, ſprachen im Theater vor und nahmen Theil an dem Gaſtſpiele: der Kaiſer von Oeſterreich, König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, die Königin der Niederlande, der König von Sachſen, — der mir beim Abſchied ſagte: „In Ihrem Hauſe iſt's wol ſchön, aber ſchöner noch in Meinen Bergen", und der zwei Tage darauf an der Schwelle dieſer Berge ſeinen plötzlichen, traurigen Tod fand, — alle erneſtiniſchen Fürſten, der Kurfürſt von Heſſen, der, weil er incognito bleiben wollte, ſich meiner Loge landesväterlich bediente. . . . Sie kamen alle, alle, bis auf Einen: König Wilhelm von Württemberg. Ihn ſah ich eines Tages in der Briennerſtraße an mir vorüberfahren, blieb ſtehen und grüßte ehrerbietig. Er aber wandte haſtig den Blick nach der anderen Seite, während Graf Taubenheim, der neben ihm im Wagen ſaß, freundlich dankte; ein Zeichen, daß ich bemerkt und erkannt worden war. „Alſo noch immer in Ungnade bei dem alten Herrn", ſeufzte ich, beſann mich aber zu meinem Troſte, daß ja dieſe Ungnade eigentlich eine Gnade bedeute. Auch über das Fernbleiben meiner Collegen, der Bühnenvorſtände und der Bühnendichter, mußte ich mich beruhigen; ſie glänzten, obwol geziemend eingeladen, durch ihre Abweſenheit. Eine gleich bezeichnende Ausnahme von der Regel machte in einer anderen Richtung die Münchener Localpreſſe. Indeß die auswärtigen Zeitungen, unter ihnen die größten und mächtigſten Organe der Oeffentlichkeit, übereinſtimmten in der Anerkennung ſowol meines Unternehmens, wie der einzelnen Kunſtleiſtungen, ergingen ſich kleine Tageblätter Münchens in einer geſinnungstüchtigen Negation, von deren Ton die nachfolgende Probe einen Begriff geben mag. Die „Bayeriſche Landbötin" brachte Donnerstag, den 27. Juli 1854 eine Theaterkritik, welche alſo beginnt: „Dienstag, 25. Juli. Mit aufgehobenem Abonnement. Neunte Geſammtgaſtſpielvorſtellung. Cabale und Liebe, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Schiller. Bei Siriushitze und erhöhten Preiſen in's Theater gehen, anſtatt in's Waſſer, iſt auch claſſiſch. Das Haus war vollgepackt wie ein Faß Sardellen. . ." Und ſo weiter. Zum Schluß hieß es: „Dort ſitzt Einer; er zählt die Häupter ſeiner Lieben, und ſieh': ihm iſt viel Geld geblieben. Auch der Hamſter ſammelt ſich Vorrath im Sommer, um im Winter davon leben zu können. Den ſieben fetten Kühen können ſieben magere folgen, und es wird eine Zeit kommen, wo Abraham's Nachkommen ſich vergebens nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens zurückſehnen werden." Welch ein Standpunkt, dem ganzen Unternehmen und der einzelnen Vorſtellung gegenüber! Gerade „Cabale und Liebe" zündete ſo mächtig, ſchlug ſo erſchütternd ein und durch, daß die Aufführung wiederholt werden mußte. In dem wunderbaren Finale des zweiten Actes ſtanden neben einander gleichzeitig auf der Bühne: Meiſter Anſchütz, als Geiger Miller, — Mama Haizinger, als Millerin, — Emil Devrient, als Ferdinand, — als Luiſe Marie Seebach, deren Stern in dem Geſammtgaſtſpiel zuerſt aufging, — Kaiſer als Präſident. Und das vor einem, im vollen Sinne des Wortes europäiſchen Publicum. War das nicht wirklich, um mit Shakeſpeare zu reden:

a kingdom for a stage, princes to act,
and monarchs to behold the swelling scene!?

Als der Vorhang gefallen, raſte ein minutenlanger Beifallsſturm durch das Haus, wie er ſtärker niemals in einer italieniſchen Oper gehört worden iſt, und auf dem Wege zur Bühne, wohin ich eilte, meinen Gäſten zu danken, drängten ſich wildfremde Leute in Scharen an mich heran, glückwünſchend und huldigend, im Foyer feierten mich mit jubelndem Zuruf die Studenten, welche zu dieſem Stück maſſenhaft herbeigeſtrömt waren, wie ſie immer thun, wenn Jugend zur Jugend ſpricht. Darauf dann, zwei Tage ſpäter, eine ſolche „Kritik“, welche freilich von der Polizeidirection confiſcirt wurde! Ein Jammer über das heiße, das überfüllte Haus! Ein Münchener Klagelied gegen die Münchener Intendanz, die mit fremden Kräften und aus einem, großentheils fremden Publicum Einnahmen und Erübrigungen erzielte! Wie es aber um die „erhöhten“ Preiſe beſtellt war, möge der Leſer ſelbſt beurtheilen: ein Stehplatz im Parterre koſtete 48 Kreuzer, ein Parketſitz 1 Fl. 30 Kr., die Galerie 24 Kreuzer, eine vierſitzige Loge in den vier Rängen 6, 9, 10, 11 Gulden.

Einmal in Ziffern angelangt, will ich auch nicht unterlaſſen, den Freunden der Statiſtik zu Liebe, in meine Plauderei ein paar ernſthafte „Tabellen“ einzuſchalten, betreffend: die Perſonal- und Repertoirechronik und die Caſſareſultate des Geſammtgaſtſpieles.

Es fanden vom elften bis zum einunddreißigſten Juli zwölf Vorſtellungen ſtatt: Die Braut von Meſſina, Minna von Barnhelm (zweimal gegeben), Nathan der Weiſe (am Tage der Eröffnung des Glaspalaſtes, 15. Juli), Fauſt (zweimal), Emilia Galotti, Egmont, Maria Stuart, Cabale und Liebe (zweimal), Clavigo, mit dem zerbrochenen Krug. Schlußvorſtellung: Fauſt.

Mitwirkten zwölf auswärtige Gäſte, zehn einheimiſche Mitglieder: Anſchütz, Emil Devrient, Döring, Frau Haizinger, Hendrichs, Kaiſer, La Roche, Liedtke, Fräulein Luiſe Neumann, Frau Rettich, Schneider, Fräulein Marie Seebach; Chriſten, Dahn, Frau Conſtanze Dahn, Frau Marie Dahn-Hausmann, Fräulein

Damböck, Fräulein Denker, Haaſe, Joſt, Lang, Straßmann. Von jenen zwölf leben, nach 25 Jahren, dermalen — unberufen — noch ſechs, juſt die Hälfte; darunter das älteſte, das heißt unverwüſtlich-jüngſte Paar, Papa La Roche, Mama Haizinger. Von dieſen Zehn iſt, — wiederum unberufen — bisher nur Einer mit Tode abgegangen, Einer, aber ein Löwe: Joſt.

Was endlich die greifbaren, zählbaren Caſſareſultate anbetrifft, ſo ſtellen ſich dieſelben dar in der folgenden amtlichen Tabelle.

Ließe ſich doch in Ziffern ebenſo beſtimmt, wie der Reinertrag für die Caſſe, auch der künſtleriſche Gewinn aus dem Geſammtgaſtſpiele ausdrücken! Freilich gab es ſeiner Zeit Kritiker, welche ohne den Vorſtellungen beigewohnt zu haben, dieſen künſtleriſchen Gewinn auf Null abſchätzten, wie die charaktervollen Couliſſen-Tacituſſe, die entweder in ihrer Univerſalgeſchichte des deutſchen Theaters oder in Monographien aus derſelben das Unternehmen zu erwähnen nicht umhin konnten, in grämlicher Zurückhaltung deſſen „Glück“ hervorhoben, an den Intentionen wie an der Wirkung mit einer kühlen Note unter dem Text gnädig vorübergehend. Ich frage nicht, ob das Urtheil gerecht geweſen; die Frage wäre kindlich. Aber ob daſſelbe der Wahrheit entſprochen habe, das zu unterſuchen, werde ich, auch heute noch, berechtigt ſein. Sind die

Ueberſicht

der ſich ergebenden Kaſſa-Reſultate bey dem Geſammt-Gaſtſpiele auf dem Königlichen Hof- und National-Theater in München.

Datum.			Vorſtellung.	Koſten.									Kaſſen-Einnahme.			Rein-Ertrag.		
				Honorare der Gäſte.			Tageskoſten incl. der Spiel-honorare.			Summa.								
Jahr.	Tag.	Monat.		fl.	kr.	₰	fl.	kr.	₰	fl.	kr.	₰	fl.	kr.	₰	fl.	kr.	₰
1854	11.	July	Die Braut von Meſſina	500	—	—	115	36	—	615	36	—	1132	—	—	516	24	—
„	13.	„	Minna von Barnhelm	600	—	—	86	30	—	686	30	—	1590	6	—	903	36	—
„	15.	„	Nathan der Weiſe	633	20	1)	93	8	—	726	28	—	1509	24	—	782	56	—
„	17.	„	Minna von Barnhelm (im Abonnement)	600	—	—	60	57	—	660	57	—	960	—	—	299	3	—
„	18.	„	Fauſt	600	—	—	161	34	—	761	34	—	1757	48	—	996	14	—
„	19.	„	Emilia Galotti	733	20	1)	74	14	—	807	34	—	1368	—	—	560	26	—
„	21.	„	Egmont	700	—	—	139	11	—	839	11	—	1659	—	—	819	49	—
„	23.	„	Maria Stuart	633	20	1)	113	56	—	747	16	—	1570	6	—	822	50	—
„	25.	„	Kabale und Liebe	500	—	—	74	44	—	574	44	—	1753	12	—	1178	28	—
„	27.	„	Clavigo Der zerbrochene Krug	500	—	—	90	28	—	590	28	—	1791	42	—	1001	14	—
„	30.	„	Kabale und Liebe	500	—	—	71	34	—	571	34	—	1834	54	—	1263	20	—
„	31.	„	Fauſt	500	—	—	149	53	—	649	53	—	1919	12	—	1269	13	—
			Summa . .	7000	—	—	1231	45	—	8231	45	—	18645	24	—	10413	39	—

München, am 31. July 1854.

Königliche Hoftheater-Oeconomie.
(gez.) K. Kugler.

---

[1] Der ungerade Betrag erklärt ſich daraus, daß Einer von den Gäſten, der, ſtatt garantirter vier Rollen, nur drei erhielt, mit dem Honorar für vier Rollen bedacht wurde.

zwölf Abende wirklich vorübergegangen, wie es andere, wie es alle Theaterabende thun, ohne eine weitere Spur zu hinterlaſſen, als zwölf, mit lateiniſcher Schrift gedruckte Zettel im Münchener Archiv, Jahrgang 1854, und in der Caſſe den bald verſchwundenen „Reinertrag“ von etwas über zehntauſend Gulden in (gleichfalls verſchwundener!) Reichswährung? Exeunt omnes? Der Vorhang fiel? Der Reſt war Schweigen?!

Ich glaube: Nein. Schon das eine, das erſte Ergebniß ſcheint mir keineswegs zu unterſchätzen, daß einmal, unwiderleglich und ſchlagend, der Beweis geführt worden iſt, es ſei möglich, aus den vornehmſten deutſchen Bühnen eine allgemein-deutſche Muſterbühne zuſammenzuſtellen, die berühmteſten Meiſter unſerer Schauſpielkunſt, ohne Vortheil für ihr eigenes, einzelnes Intereſſe, durch rein ideale Zwecke, in ein Ganzes zu verſchmelzen und ein, aus ſämmtlichen deutſchen Stämmen, Staaten, Städten gemiſchtes Publicum zu erwärmen für die Aufführung claſſiſcher Dichtungen durch claſſiſche Darſteller. Der Glanz und die Größe dieſer Kunſtgebilde, der unbeſtimmbare, und doch von Jedem tief empfundene Hauch einer hohen Weihe, welcher, ſobald der ſchwere Portalvorhang langſam emporrauſchte, von der Bühne in den Zuſchauerraum herabwehte, aus dieſem zu jener zurückſtrömte, der unauslöſchliche Eindruck, den die zwölf Abende in allen

Theilnehmern nicht blos hervorgebracht, ſondern dauernd hinterlaſſen, — alle dieſe Momente waren künſtleriſche Errungenſchaften des Unternehmens, waren die erſten Keime zu dem Zukunftsbilde eines deutſchen Nationaltheaters, die früheſten Regungen des Aſſociationstriebes in der Körperſchaft dramatiſcher Künſtler. Jetzt ſteht dieſelbe feſt gegliedert da und erſtreckt ſich als geſchloſſener Verein, lebenskräftig, fruchtbringend, über alle Bühnen, ſo wie jetzt alljährlich bald Geſammtgaſtſpiele im Kleinen, bald Wanderungen ganzer Theatergeſellſchaften von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, in's Elſaß, in die Schweiz, ſogar über's Weltmeer nach Amerika, ſtattfinden. Auch mir hatten wol periodiſche, regelmäßige Wiederholungen meines Unternehmens vorgeſchwebt. Warum ſollte man nicht, dacht' ich, die neue Bühne, ſo complicirt und ſchwerfällig ſie iſt, auf den alten Thespis-Karren packen und, die Erleichterungen des Weltverkehrs, das Wachsthum der großen Städte benützend, auf einem beweglichen Nationaltheater unſere beſten Stücke, unſere beſten Spieler in Deutſchland umherführen, eine Meſſe hier, ein Hoffeſt dort zu verherrlichen und auszubeuten? Haben doch im Mittelalter engliſche Komödianten Deutſchland, deutſche Gebirgsjodler England beſucht! Waren und ſind doch franzöſiſche Luſtſpieler und italieniſche Sänger bis zur Stunde Stammgäſte bei uns zu Lande! Was den

Fremden recht iſt, ſollte es nicht den Einheimiſchen billig ſein?

Nicht ich allein trug dergleichen weitgehende, hochfliegende Pläne im Kopf. Der alte Dumas, — ich meine Dumas père, obwol er eigentlich der junge iſt, und Dumas fils der alte, — ſchrieb mir als Antwort auf meine Einladung zum Geſammtgaſtſpiel folgenden Brief:

„Monsieur et cher confrère, Permettez-moi de vous recommander un de nos rédacteurs et amis, parti tout exprès des bureaux du ‚Mousquetaire‘ pour être notre correspondant dans votre capitale. Je ferai tout au monde pour qu'il soit mon maréchal-du-logis, et il vous parlera d'une affaire qui, si elle réussissait, m'amènerait naturellement à Munich. Cordialité bien sincère, Alexandre Dumas. Paris, 28 juin 1854.“

Die „affaire“, über welche Armand Baſchet, der Berichterſtatter des Mousquetaire, ein junger Mann von echt franzöſiſcher Liebenswürdigkeit, eingehend mit mir unterhandelte, war eine Wiederholung des Münchener Geſammtgaſtſpiels auf dem théâtre historique zu Paris bei Gelegenheit der dortigen Weltausſtellung vom Jahre 1855. Der Plan zerſchlug ſich. Warum, weiß ich nicht mehr; vermuthlich weil ich im Sommer 1855 ſchon das Erdbeben in den Gliedern ſpürte, welches anderthalb Jahre ſpäter meine Theaterherrlichkeit über den Haufen warf. Wiederum zwölf Jahre darauf, 1867, ſcheiterte derſelbe Plan, obwol er ſchon in das Stadium des Vertrages eingetreten war, und durch niemand Geringeren als Fürſtin Pauline Metternich beſchützt wurde, an der Weigerung des Finanzminiſters Fould, die von mir begehrte Garantie, keineswegs eines Gewinnes, nur der Koſtendeckung, zu bewilligen.

Mag das Geſammtgaſtſpiel bisher alſo keinen Ableger getrieben haben, — darüber ſollen die Schriftgelehrten ſich weiter freuen; daß es raſch und reich in Blüthen ſchoß, kann, mit dem beſten Willen, Niemand von ihnen leugnen. Und zwar nicht blos Blüthen auf der Bühne, ſondern auch im Salon. München war im wunderheißen Julimond außerordentlich geſellig. Der Hof, die Miniſter, die Diplomaten, die haute finance ſahen täglich Leute. Gelehrte und Künſtler ließen ſich gleichfalls nicht lumpen; ſie lumpten vielmehr luſtig mit. Ein Abend in der Woche gehörte Liebig's, ein anderer Kaulbach's, ein dritter Dönniges', ein vierter Dingelſtedt's. Ueberall ſtanden die Schauſpielgäſte im Mittelpunkt der, aus intereſſanten Fremden und notabeln Einheimiſchen bunt gemiſchten Kreiſe; ſie ſpielten die erſten Rollen aus dem Theater in der Soiree fort. Ich gedenke mit Wonne und Wehmuth einer attiſchen Nacht bei uns, wo eine übermüthige improviſirte Komödie, frei nach Kotzebue's „Landhaus an der Heerſtraße", aufgeführt wurde, unter Döring's Leitung. Zuletzt verlangte das junge Volk ſtürmiſch zu tanzen. Dem berechtigten Wunſch ſtand ein Paragraph meines Miethvertrags entgegen, in welchem ich mich verpflichtet hatte, bei mir nicht tanzen zu laſſen. Mein erlauchter Hausherr, Graf Montgelas, brauchte zwar keineswegs für die Plafonds oder Parquetten ſeines Baues zu zittern, da derſelbe ein durchaus ſolider war; aber er wollte Ruhe über ſeinem Kopf haben. Wer verdenkt es ihm? Ein Hausbeſitzer gewiß nicht. An ihn ſchickte ich denn, von allen Seiten gedrängt, die Bitte um ausnahmsweiſen Dispens von dem Verbote. Antwort: der Herr Graf werde ſie, die Antwort nämlich, ſelbſt bringen. Er kam kurz vor Mitternacht und tanzte mit meiner Frau die Françaiſe. Ein Cavalier von vornehmen Manieren und vornehmen Geſinnungen. Er befand ſich keineswegs im Lager von Neu-München, ebenſowenig in dem entgegengeſetzten, welchem er mit Unrecht zuweilen wol beigezählt wurde. Als ich über Nacht, — faſt buchſtäblich über Nacht: vom 29. Januar auf den 1. Februar 1857, — entlaſſen wurde, beſuchte er mich auf die erſte Nachricht von meinem Sturz und bat mich, bei ihm wohnen zu bleiben, falls ich die Abſicht hätte, zu kündigen; den Betrag der Miethe möge ich ſelbſt beſtimmen. Dies Anerbieten habe ich ihm niemals vergeſſen, wie auch ſeine artige Gaſtrolle nicht bei dem Sommernachtsreigen in ſeinem Hauſe, der nicht eher auseinander ſtob, als bis auf dem Carolinenplatz volle Tageshelle herrſchte.

Ihren Höhepunkt erreichten die geſelligen Feſte in dem Bankett, welches die Intendanz im Namen und auf Befehl des Königs ihren Gäſten Montag, den 24. Juli, im großen Foyer des Hoftheaters gab. Daſſelbe dauerte von zwei Uhr Nachmittags bis in den ſpäten Abend, der deswegen keine Vorſtellung brachte, und vereinigte zu einer, in der That ſeltenen Tafelrunde: die zwölf Gäſte, die erſten Mitglieder und Beamten der Münchener Hofbühne, die Vertreter der Preſſe, einige Notabilitäten der Kunſt und Wiſſenſchaft. Obgleich es jetzt hergebracht iſt, das Menu und die Toaſte derartiger Zweckeſſen mit gewiſſenhafter Treue zu veröffentlichen, wenn nicht zu „verewigen“, ſo will ich dem geneigten Leſer die aufgewärmten Schüſſeln erlaſſen und von den Trinkſprüchen nur den Inhalt der officiellen mittheilen. Wie natürlich begann ich mit einem wohlverdienten, wohlaufgenommenen Dank und Hoch auf König Max. Dann folgten: Emil Devrient: auf Franz Dingelſtedt, den Schöpfer . . . u. ſ. w. Charta erubescit. Regiſſeur Dahn: den zwölf Gäſten. Regiſſeur Hölken: Frau Jenny Dingelſtedt-Lutzer, doppelt die Unſere, als Künſtlerin und als Intendantin. Meiſter Anſchütz: das gaſtliche Bayernland und ſeine kunſtreiche Hauptſtadt München. F. G.

Kühne aus Leipzig: der Einigkeit, der Einheitlichkeit aller Künſte. Armand Baſchet aus Paris: Au revoir à Paris, l'année prochaine. Hendrichs: Der Preſſe. Wolfgang Müller aus Köln: Den Frauen. Den größten Eindruck von allen Rednern brachte Grunert hervor, der bekannte, nun auch ſchon dahingeſchiedene Charakterdarſteller aus Stuttgart. Er befand ſich urſprünglich unter den Geladenen, hatte die Einladung angenommen, aber — obwol die württembergiſche Hofbühne feſt geſchloſſen war, wie alljährlich im Juli — den zu ſeiner Betheiligung am Geſammtgaſtſpiele nöthig erachteten Urlaub nicht erhalten ...... Als Dreizehnter ein Opfer des Schickſals, ſprach er folgendes, von ihm ſelbſt verfaßtes Gedicht:

„Ihr rieſt mich vom lieblichen Schwabenland
mit Euch zu opfern am Iſarſtrand.
Ihr Glücklichen opfert, — doch ich bin gebannt.

Ihr labt Euch an der caſtaliſchen Quelle,
taucht froh in des Liedes erfriſchende Welle,
ich — ſitz' auf dem Trocknen, auf ſandiger Stelle.

Ein Zauberbaum bietet Euch frohen Genuß
hoch unter der Krone; — ich ſtehe am Fuß
und ſpiele, — nein, lebe den Tantalus!

Wer wär' in dieſem glänzenden Kreiſe,
der die Qual nicht verſtände, die herbe und heiße,
nicht glaubte, daß ich Euch glücklich preiſe?

Ihr windet den friſchen, bluhenden Kranz
um die Ehrenſäule des Künſtlerſtands
frei unter den Augen des Vaterlands!

Ihr züchtigt die hämiſche Lüge, die dreiſt
das Prieſtergewand von den Schultern Euch reißt,
denn brüderlich dient Ihr dem deutſchen Geiſt!

Euch ſegnet Germania im Eichenkranze,
und ich — — — ich ſonne mich mit in dem Glanze,
denn was Ihr erreicht, Ihr erreicht es für's Ganze!

Drum ruf' ich wie Ihr ſo feurig und gern:
Heil unſrer That und Heil dem Stern,
der uns vereinigt von nah und fern!

Und Heil der Hand, die den Segen webt,
der Hand, die gaſtlich zum Gruße ſich hebt,
die königlich ſchützend über uns ſchwebt!

Mit ungeheuchelter Empfindung und in dem dumpfgrollenden Donnerton vorgetragen, welcher dem mächtigen Organ Grunert's eigenthümlich war, hatten die wunderlichen Dreizeiler bei dem weiblichen Theile der Verſammlung einen ſo reichlichen Thränenerfolg, daß die Stimmung ſich zu trüben, zu verweichlichen drohte. Da erſchien zum Deſſert, die Geſellſchaft überraſchend, König Maximilian, begleitet von einem einzigen Flügeladjutanten, Freiherrn von Leonrod, („jetzt nennt man ihn Generallieutenant“). Empfangen von ſtürmiſchen Zurufen, verweilte Seine Majeſtät eine volle Stunde in unſerer Mitte, ließ ſich bald hier, bald da an der Tafel nieder und bezauberte Alle, die

Frauen vor Allen, durch herzgewinnende Anmuth und Leutſeligkeit. Bevor er aufbrach, erhob er das Glas und ſprach mit feſter, weithin tönender Stimme: „Mit hoher Freude trinke Ich auf das Wohl der berühmten Gäſte Meiner Bühne und auf das Gedeihen der dramatiſchen Poeſie und Kunſt in Deutſchland.“ Welches Echo die königlichen Worte in dem weiten Saale erweckten, wie, gleichzeitig mit den Candelabern und Lüſtren in den dunkel werdenden Räumen, geſellige Luſt und künſtleriſche Begeiſterung immer heller emporflammten, — dergleichen beſchreibt ſich nicht, erlebt ſich nur einmal, vergißt ſich niemals.

Und doch — es lagen, nur mühſam verborgen, zuweilen unwillkürlich hervortretend, finſtere Schatten über meiner Stimmung, ſchwere Sorgen und Ahnungen auf meinem Herzen. Meine Tiſchnachbarin, Julie Rettich, von Wien her mir und meiner Frau nah befreundet, fragte mich: „Was haben Sie? Sie ſind nicht bei uns!“ Was ich hatte? Vor meinen Augen, mir allein lesbar, tauchte es auf in dunklen Zügen an der glänzenden Marmorwand des Feſtſaals, das warnende Mene Tekel. Dienſtag, den 18. Juli, während der erſten Darſtellung des „Fauſt“ war Polizeidirector Düring, — Graf Reigersberg ſaß ſchon auf der Miniſterbank — in meine Loge gekommen „zu einer dringenden Mittheilung“, wie er ſagte. Wir gingen hinaus, im Corridor auf und nieder. Mit beklommenem Ton fragte er, ob ich noch viel im Theater vorhabe, wie lange das Geſammtgaſtſpiel dauern werde? Nun neigte ſich gerade der fünfte Abend ſeinem Ende zu, und bei dem wachſenden Erfolg durfte ich an ein Dutzend weitere Aufführungen denken. Düring flüſterte kopfſchüttelnd: „Machen Sie, daß Sie fertig werden. Raſch Ihre Ernte unter Dach gebracht. Es iſt ein Unwetter im Anzuge, das wir nicht lange mehr verheimlichen können. Eben komme ich aus dem Krankenzimmer in Ihrem Hauſe. Ein junger Burſch iſt aus dem Parterre dahinein und ſofort weiter, in's Spital, geſchafft worden. Armer Teufel! Heut Abend erſt iſt er aus Zürich zugereiſt und ſofort in's Theater geſtürzt, um die Seebach als Gretchen zu ſehen. Ehe ſie aufgetreten, ward er hinausgetragen. Sein Ränzel liegt in der Garderobe. Polizeiarzt und Theaterarzt ſind Einer Meinung . . . Die Cholera.“

Sie war es, die fulminante, die echte, aſiatiſche Cholera; damals, vor fünfundzwanzig Jahren, noch ein viel furchtbareres Schreckgeſpenſt als jetzt, wo ſie ſich ſchier häuslich in unſeren Großſtädten niedergelaſſen hat. So lang wie möglich wurde das Incognito des fremden Gaſtes ängſtlich gewahrt, ſeine Anweſenheit ſtandhaft verleugnet. Bald ging's nicht mehr. Die Fälle mehrten ſich. Das Geflüſter wurde

Geſpräch, das Geſpräch Geſchrei: Sauve qui peut! Bis gegen Ende Juli ließ ſich die öffentliche Panik noch leidlich unterdrücken. Namentlich das Geſammtgaſtſpiel konnte, allerdings mit nur zwölf Abenden und mit beſchleunigtem Tempo, täglich eine Vorſtellung, am 31. Juli zu Ende, meine Ernte unter Dach gebracht werden, wie mein freundſchaftlicher Warner geſagt. Dann aber brach es los, mit elementarer Gewalt, das gräßliche Unwetter, größere Ernten als die meiner Bühne, und vielverheißende Saaten zerſchmetternd, Fremde und Einheimiſche, gleich einer ſcheuen Herde, nach allen Weltgegenden zerſtreuend, die herrlich aufgeblühte Stadt über Nacht entvölkernd, Monate lang wüthend, und zwar mit gleichem Zorn gegen Paläſte und gegen Hütten, im Abzuge noch mit einem der letzten Partherpfeile die Mutter König Maximilian's, die gute Königin Thereſe, niederſtreckend. Furchtbarer habe ich niemals, nirgends im Leben einen Gegenſatz geſehen als München in der Mitte Juli's und München in der Mitte Auguſts. Das Hoflager war zuerſt nach Nymphenburg, dann nach Berchtesgaden verlegt worden. Die Anzahl von Reiſepäſſen, welche Düring täglich ausfertigen mußte, ging in's Fabelhafte. Alle Gaſthöfe leer; noch leerer die Theater; am allerleerſten der Glaspalaſt, aus deſſen zum Erſticken heißen Räumen ein ſchwüler Hauch, wie aus der Tiefe des Seuchenheerdes oder aus einem ſchwefelichten Krater, den wenigen, ſchattenhaft umherirrenden Beſuchern entgegenqualmte. Dafür füllten ſich, vermehrten ſich, immer nicht dem Bedarf genügend, die Spitäler; Friedhof und Leichenhaus waren die einzig frequenten Stellen in der verödeten Stadt; die im Trab durch die Straßen fahrenden Todtenwagen hatten die glänzenden Hofkutſchen und Gala-Equipagen abgelöſt, welche unlängſt noch mit Lärm und Leben die weiten Plätze von Iſar-Athen, von Iſar-Florenz erfüllt. Ja wohl, zu den lichten Aehnlichkeiten war eine dunkele gekommen: die Peſt.

Auch an meine Thür pochte der Würgengel und holte ſich ein Opfer, die treffliche Pflegerin meiner Kinder, die uns aus Schwaben getreu nach Bayern gefolgt war. Zwei Tage darauf entführte der Reiſewagen, auf den kategoriſchen Befehl unſerer Aerzte, Pfeufer's und Fiſcher's, meine Familie, um ſie in Iſchl zu bergen. Ein herzzerreißender Abſchied, für's Leben, wie meine arme Frau meinte, die mich ſchon geſtorben und begraben ſah. Von Salzburg meldete ſie mir, daß man ſie, als aus München kommend, an vier Gaſthöfen abgewieſen. Ich hatte verſprochen und ich hielt es auch, ihr täglich Nachricht zu geben, wär's nur durch ein leeres, aber eigenhändig überſchriebenes Couvert. Warum ich nicht mit ihr geflohen war? Wahrlich nicht aus Heroismus oder Stoicismus. Ich fürchtete mich rechtſchaffen vor der entſetzlichen Landplage, obwol ich nicht weniger bürgerliche Courage zu beſitzen glaube wie jeder Andere und dem Tode, beſonders in jungen Jahren, auf dem Krankenbett oftmals nah genug und mit voller Reſignation in's Auge geſehen habe. Nur die Cholera und nächſt ihr die Blattern flößen mir unüberwindliche Angſt ein, phyſiſchen Ekel, moraliſchen Abſcheu. Deshalb hatte ich denn auch, nach Beendigung des Geſammtgaſtſpiels, einen Urlaub nachgeſucht und erhalten, in einem Handſchreiben vom 12. Auguſt, voll der höchſten Anerkennung für ein Unternehmen, „welches einen Glanzpunkt in der Geſchichte deutſcher Bühnenkunſt zu bieten geeignet iſt." Zugleich aber war mir, — und zwar mündlich vom König ſelbſt, da ich mich vor ſeiner Abreiſe nach Berchtesgaden in Nymphenburg bei ihm verabſchiedete, — befohlen worden: das Hoftheater unter keinen Umſtänden zu ſchließen. Sommerferien gab es damals für die Münchener Bühnen überhaupt nicht; als Fremdenſtadt während der Reiſezeit vorzugsweiſe beſucht, hatte die Reſidenz eine doppelte Saiſon, welche ausgenützt werden mußte. Wäre nun der Cholera wegen das Theater geſchloſſen worden, — was ich allerdings, unter Hinweis auf die Eventualität leerer Häuſer, beantragte, — ſo hätte dieſe Ausnahme von der Regel einen üblen Eindruck nach Außen hervorgebracht und die Schreckniſſe der Lage vermehrt. So wurde wenigſtens in maßgebenden Kreiſen argumentirt und demgemäß beſchloſſen: Es wird nicht geſchloſſen. Darauf blieb mir Nichts übrig, als zu bleiben, Urlaub und Anerkennung mit ſtillem Seufzer zu meinen Perſonalacten legend. Wenn der Intendant davonging, konnte man keinem Mitglied zumuthen, auszuhalten, nachdem die Mehrzahl, wie natürlich, ebenfalls um Urlaub gebeten. Und ich hatte dem König mein Wort darauf gegeben, daß fortgeſpielt würde. Wie, oder was Gleichviel. Welche Einnahme? Einerlei. Nur nicht ſchließen. Da hieß es denn mit gutem Beiſpiel vorangehen, ſeine Todesangſt verbeißen, den Thucydides oder den Boccaccio ſpielen. Mein Haus ſchloß ich zu; das durft' ich. Außer einem Muſter von Bedienten, Jakob geheißen, und einem Küchendragoner, die auf den unbayeriſchen Namen: Rieke hörte, war Niemand zurückgeblieben, und dies treffliche Paar, welches ſich noch viel ärger fürchtete als ich, machte durch conſtante Kamillen- und Chlorgerüche die gemeinſame Furcht nur fürchterlicher. In meiner Tagesordnung ward nicht das Mindeſte verändert; jeden Morgen ging ich in die Kanzlei, jeden Abend in's Theater. Aber ich ging auf einem Umweg, weil der nächſte Weg durch das Fingergäſſel führte, eines der engſten Sträßlein von

München, in welchem ein Sargmagazin gelegen war. Der ſchwunghafte Betrieb dieſes lugubren Geſchäftes füllte, — unübertrieben: bis zur Höhe des erſten Stockwerkes und über die ganze, freilich ſehr ſchmale Breite der Gaſſe, — dieſelbe aus, mit über, neben, durch einander aufgeſtapelten Särgen vom friſcheſten Tannenholze, die meiſten blendend weiß, nur wenige angeſtrichen. Dieſem einladenden Anblick auszuweichen, wandelte ich täglich durch die Briennerſtraße, trank unter den Arcaden bei Carolina Tamboſi die obligate Taſſe Chocolade, in gewöhnlichen Zeiten mir ein Greuel, und verfügte mich hierauf mit bedächtiger Langſamkeit in die Intendantur. Dort hatte Inſpector Schmitt einen ſtrengen Cordon um uns gezogen, in Geſtalt eines Placats an allen Thüren, auf welchem mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Hier wird nicht von der Cholera geſprochen". Sintemalen es aber von anderen Dingen Nichts zu reden gab, auch im geſchäftlichen Verkehr blitz-wenig zu thun, ſo verließ man nach kurzem Verweilen die heiligen Hallen und trank in Grodemange's Reſtauration, dem Theater gegenüber, das obligate Glas Bordeaux. Lauter untrügliche, jedoch auch unerläßliche Präſervative gegen die Cholera, von welcher nicht geſprochen wurde. Dann erquickte eine Spazierfahrt auf den Friedhof, wo, faſt regelmäßig um dieſelbe Nachmittagsſtunde ein Theaterarbeiter, Schneider, Zimmermann, Feuerwächter, Billeteur zur Erde beſtattet wurde, arme Kerle, die, in den Vorſtädten wohnhaft, am meiſten der Anſteckung ausgeſetzt waren. Ich hatte, — was mir jetzt, nachträglich, eine ebenſo überflüſſige wie erzwungene Bravour ſcheint, — mich darauf capricirt, allen Angehörigen des Theaters auf ihrem letzten Wege das Geleit zu geben. Sogar in's Spital wagte ich mich einmal, — und nie wieder!! Um fünf Uhr beſchloß ein Diner, wenn es das Wetter geſtattete, im Freien, im kühlen Brunnthal oder auf einem hochgelegenen Bierkeller, die heiße Tagesarbeit. Darauf kam die Erholung: Das menſchenleere Theater, und zu guter Letzt, als Schlaftrunk, wieder ein Glas, auch wol mehrere, oder viele, Bordeaux bei Grodemange. Von Tag zu Tag auf's Sterben wartend, lebte der Menſch eigentlich ganz erträglich, ſogar vergnüglich, ſtellenweiſe vorzüglich. Es hatte ſich ein hübſcher Kreis von Decameronegäſten zuſammengefunden: Profeſſoren der Univerſität und der Akademie, Aerzte, Advokaten, Officiere, Künſtler, die ſich, da alle Geſelligkeit in Privathäuſern aufgehört, in öffentlichen Localen trafen, wenn auch nicht zu ſo anmuthiger und heiterer Unterhaltung wie die florentiniſchen Originale, ſo doch zu recht anregendem Austauſch von Gedanken, Anſchauungen, Erfahrungen, zumeiſt auf dem täglichen Schlachtfelde geſammelt. Mir zunächſt ſtand, am treueſten zu mir hielt Otto von Schorn, der mir in ſpäteren Jahren zu Weimar, als Secretär der dortigen Kunſtſchule, wiederum begegnete. Gar manchen Abend waren wir zwei die einzigen Beſucher der „Galerie Noble", eines immenſen Raumes im erſten Stock des Hoftheaters, während das Parterre ebenſo wüſt und leer uns angähnte und in den Logen die zurückgelaſſene Dienerſchaft der Herrſchaften es ſich wohl ſein ließ. Hinter dem Vorhang, hinter den Couliſſen ging es ebenſo ſtill und gedrückt zu; es ſtanden auf dem Theaterzettel in der Regel mehr Kranke als Mitwirkende verzeichnet, einmal ſiebzehn Namen, und ich erinnere mich eines Abends, an welchem nach fünfmaliger Abänderung des Repertoires keine andere Vorſtellung zu bewerkſtelligen war, als, mit Hilfe des unverwüſtlichen Kleeblattes: Frau Diez, Herr Chriſten, Herr Sigl und einiger Nebenperſonen, „Das Verſprechen hinter'm Heerd" und „Der Freiherr als Wildſchütz". So geſchehen, Sonntag, den 10. September 1854, — an einem Sonntag obendrein, und genau zwei Monate nach dem Beginn des Geſammtgaſtſpieles!

Bis dahin war von den erſten Mitgliedern des Hoftheaters noch kein Opfer gefallen. Allein auch ein ſolcher Verluſt ſollte uns nicht erſpart werden. Donnerſtag, den 14. September, um halb vier Uhr in der Frühe verſchied „nach kurzem Leiden", wie die Todesanzeigen euphemiſtiſch zu ſagen pflegten, unſere ausgezeichnete Coloratur-Sängerin Henriette Rettig, als „Zettel“ in und außer dem Hauſe populär, nachdem ſie Freitag, den 8. September noch „bei feſtlich beleuchtetem Hauſe, zur Feier des Allerhöchſten Namensfeſtes Ihrer Majeſtät der Königin“, die Martha geſungen hatte. Das traurigſte Galatheater, dem ich jemals beigewohnt. Dienſtags, in ſpäter Abendſtunde, ließ die Unglückliche mich bitten, zu ihr zu kommen. Ich fand ſie vollkommen bei Beſinnung und auf das ſichtlich nahe Ende wunderbar gefaßt. Sie übergab mir die Schlüſſel zu den Schränken und Schatullen, worin ihre Baarſchaft, ihr Schmuck, ihre Werthpapiere aufbewahrt wurden, weil ſie keine Angehörigen in der Nähe hatte; ihr Bruder, ein geiſtlicher Herr aus dem Piariſtenſeminar in Kremſier, war wol herbeigerufen worden, aber noch nicht eingetroffen. Darauf dankte ſie mir mit rührenden, mehr gehauchten, als geſprochenen Worten für den letzten Liebesdienſt, für alles Gute, was ich ihr erwieſen, und umarmte mich — zum Abſchied auf ewige Zeiten. Ich weiß zur Stunde nicht, wie ich die Treppe hinuntergekommen, von der Eiſeskälte der blauen Lippen bis in's tiefſte Herz durchſchauert. Der Krankenwärter, der mir leuchtete, mußte mich ſtützen. Er ſah mich bedenklich von der Seite an und brummte, während er die Hausthür hinter mir zuſchloß: „Hätten auch was G'ſcheidteres thun können, als daher kummen."

Mittwoch blieb ich, „ahnungsgrauend, todesmuthig" im Bett liegen, auf die Cholera wartend. Daß ich ſie kriegen würde, kriegen müßte, davon war ich feſt überzeugt; Jakob und Rieke beſtärkten mich in dem frommen Glauben durch die Verſicherung, ich hätte ſie bereits, oder ſie mich. „Gnä' Herr müſſen ſchwitzen", — „Allſoglei' an Kamüllenthee!" — Sofort wurden ein ganzes Magazin wollener Decken, alle erreichbaren Federpolſter, die Roßhaarmatratze aus dem vacanten Bett meiner Frau auf mich geworfen, Kamillenthee in den allopathiſcheſten Doſen gebraut, das Quartier energiſch mit Chlor durchräuchert, wie ein verſeuchtes Spital. Die nächſte natürliche Folge dieſer höchſt rationellen Heilmethode war bei den behandelnden Volontärärzten ein ausgiebiger Thränenſtrom, bei dem verehrlichten Patienten ein Stickhuſten, in deſſen Ausbruch Freund Pfeufer einfiel, von dem verzweifelten Theaterdiener in Eile heraufbeſchworen. Wie er pflegte, führte er ſich bei der Thür ſchon mit einem wohlthätigen Scherz ein. „Endlich", rief er aus, „endlich einmal wieder ein ſauberer Huſten! Jetzt empfangen Einem im Krankenzimmer viel unhöflichere Laute!" Dann, beim Anblick des monumentalen Familienbegräbniſſes, unter welchem ich ruhte, ſchlug er ein homeriſches Gelächter auf und ſagte: „Da fehlt blos oben drauf die Bäuerin.“ — „Wie ſo die Bäuerin?“ (Mit kläglicher Stimme.) — „Nun, wenn bei uns im Gebirg der Bauer ſich zum Schwitzen legt, wird er ebenfalls mit ſämmtlichem Bettgewand des Hofes zugedeckt, und die Bäuerin darüber gebreitet. Damit riß er die Hüllen meines Leichnams weg, die ſorgſam verſchloſſenen Fenſter auf, die Glockenſchnur faſt entzwei. „Sie haben,“ ſagte er zu mir, unter unauslöſchlichem Lachen ſich ſchüttelnd, „ſo wenig die Cholera, wie ich die Schwindſucht. Jakob, ziehen Sie Ihren Herrn an, ſo leicht wie möglich. Und Sie, Freund, ſtehen auf und frühſtücken wie gewöhnlich. In einer Stunde komm' ich wieder und hole Sie ab. Wir fahren nach Schleißheim. Es ſcheint, daß auch in der Gemäldegalerie die Cholera ausgebrochen iſt. Ich muß hinaus; Sie begleiten mich. Ihnen fehlt Nichts als friſche Luft und einige Zerſtreuung. Sollten Sie, unvorſichtiger Weiſe, noch eine Flaſche von dem weißen Portwein übrig haben, welchen Sie bei Ihrem letzten Ausſtellungsdiner uns vorgeſetzt haben, ſo nehmen wir ſie mit. Draußen wird geſpeiſt, Abends zum Renz gegangen, nicht in's Theater. Detur, signetur: Nach Bericht zu nehmen. Auf Wiederſehen!“

Unterwegs hielt mir mein herrlicher Pfeufer eine fulminante Strafpredigt. Mit der Beredtſamkeit des

Raiſonneurs aus der Molière'ſchen Komödie ſetzte er aus einander, daß mein Pflichtgefühl eine Thorheit ſei, daß ich hier nichts nützen könne, wol aber mich aufreiben werde, wenn ich fortfahre, dem Beichtvater und dem Todtengräber in's Handwerk zu pfuſchen, daß in der jetzigen Theatermiſère meine Schreiber und meine Regiſſeure auch ohne den Intendanten das Deficit fertig brächten, daß ich, meinen Urlaub im Sack, auf und davon gehen müßte, je eher, deſto beſſer, nach Iſchl zunächſt, um meine Frau zu beſuchen, dann aber durch's Salzkammergut, ſo weit und ſo hoch meine langen, trägen Beine mich trügen. „Den ganzen Tag in der friſchen, freien Bergluft. Jeden Abend ein anderes Nachtquartier. Jeden Morgen eine neue Umgebung. Nur fort von hier, und wehe Ihnen, wenn Sie eine Stunde früher zurückkehren, als bis ich Sie gerufen habe.“

An demſelben Tage, faſt in derſelben Stunde, da das arme Jettel begraben wurde, Sonnabend, den 16. September, fuhr ich im Salzburger Eilwagen durch's Iſarthor hinaus, in den goldenen Sommerſonnenſchein, in die ſtrahlenhelle, flaumenleichte Freiheit hinein. Unterwegs begegnete mir ein artiges Abenteuer, mit deſſen Erzählung ich dies farbige, aber ſchwarz geränderte Blatt aus meinem Stammbuche beſchließen will.

Auf der Landſtraße zwiſchen Salzburg und Iſchl, einem reizenden Wege, für mich mit immergrünen Erinnerungen eingefaßt, ſtieß ich zuſammen mit einer Kaleſche, welche ich aus der Ferne ſchon als ein Inventarſtück unſerer königlichen Remiſen erkannte. Dieſelbe flog eine der zahlreichen Steigungen der Straße herab, während mein landesüblicher Einſpänner hinaufkroch, aus dem ich, mit einem mitleidigen Blick auf das „Roß“, ausgeſtiegen war, gemächlich hinterdrein ſchlendernd. „Ecco, il signor Intendente“, rief mich eine Stimme aus der Kaleſche an, da ſie vorüberſauſte. Und herausſprang: Luigi Tamboſi, das Factotum des Königs Max, das Haupt der Familie Tamboſi, die zu der zahlreichen italieniſchen Colonie in München gehörig, in dem Caféhaus unter den Arcaden des Hofgartens und im Buffet des Hoftheaters in Erbpacht anſäſſig war. Woher? Wohin? Wie ſteht es in München? Wie geht es unſeren Herrſchaften? So kreuzten ſich unſere Fragen. „Sie kommen hinter mir“, meldete Signor Luigi, „von einem Beſuche bei den öſterreichiſchen Majeſtäten in Iſchl zurückkehrend.“ Noch ein kurzer Jammer über die ſchweren Zeiten daheim, und die Kaleſche flog, der Einſpänner kroch in entgegengeſetzter Richtung weiter.

Auf der nahen Station, vor dem Poſthauſe zu Hof, gerieth ich denn richtig in die königliche Wagenburg hinein, die dort Halt gemacht hatte, des Pferdewechſels wegen. König Max, in der Uniform ſeines öſterreichiſchen Regiments, und Königin Maria, im Lilla-Seidenkleid, mit einem weißen Hut, ſaßen neben einander im Coupé. Die Hofdame, Baronin Gumppenberg, hatte ihren Wagen verlaſſen und erging ſich auf dem Kirchhof, der dem Poſthaus gegenüberliegt, in zeitgemäßem Studium die Inſchriften der Leichenſteine entziffernd. Die Dienerſchaft, lauter bekannte Geſichter, umringte mich grüßend, fragend, ſtaunend, während die Dorfjugend, eben aus der Morgenſchule entlaſſen, ſich ſchau-gierig herandrängte.

Ihre Majeſtät die Königin gewahrte mich, und nachdem ich ehrerbietig gegrüßt, winkte mich Seine Majeſtät an den Wagen heran. „Sie ſind hier," ſagte er in gnädigem Tone, „alſo geht's im Theater beſſer." Ein Wort, das mich für manche ſorgenvolle Stunde belohnte. „Majeſtät," war meine Antwort, „ich habe Wort gehalten. Es iſt nicht geſchloſſen worden." — „Ich dank' Ihnen," verſetzte König Max, indem er mir aus dem Wagenſchlag die Hand reichte. Es war das erſte Mal und das letzte Mal im Leben. Darauf mußte ich berichten, wo eigentlich nicht viel zu berichten war, und das Wenige ebenſo unangenehm zu melden, als zu hören. Der Monat Auguſt hatte — zum erſten Male ſeit meiner Intendanz, — keine Novität gebracht, der September bisher eine, „die Waiſe von Lowood", — die ich noch vor meiner Abreiſe in Scene geſetzt. In der Oper wurden die Proben zu den „Luſtigen Weibern von Windſor" auf die traurigſte Weiſe unterbrochen, durch den Tod der Rettig. Meine Abſicht, die Labdakiden-Trilogie zu wiederholen, hatte ich aufgegeben, weil auf der Probe des erſten Stückes, „König Oedipus", die Expoſition, — das wehklagende Volk vor dem Palaſt zu Theben — alle Beſchäftigten durch die furchtbaren Vergleiche mit der Wirklichkeit zu tief erſchütterte. „Sie haben Recht gehabt," nickte König Max, „und namentlich Recht gethan, daß Sie gegangen ſind, wozu Sie ja längſt befugt geweſen. Sie ſehen angegriffen aus. Erholen Sie ſich bei den Ihrigen. Bleiben Sie aus, ſo lange Sie wollen, und auf dem Rückweg beſuchen Sie uns in Berchtesgaden." Königin Marie brach aus dem großen Strauß Alpenroſen, der vor ihr im Wagen hing, eine Blume ab, die ſie mich meiner Frau bringen hieß mit einem Gruß von ihr. Mittlerweile waren die Pferde gekommen, die Poſtillons aufgeſeſſen, in rothen Staatsjacken, hohe Federbüſche auf den blanken, ſilberbetreßten Hüten; noch ein freundlicher Gruß, und der ſtattliche Zug ſetzte ſich in Bewegung, eingehüllt in aufwirbelnde Staubwolken, begleitet von den Zurufen der in hellen Haufen zuſammengeſtrömten Ortsbewohner. Die Hörner blieſen das wohlbekannte, alt-öſterreichiſche Stückl, das, ach! auf unvergeßlichen Fahrten, meine Frau ſo oft mitgeſungen:

Ich fahr', ich fahr', ich fahr' auf der Kaiſerpoſt;
Spann mir ſechs Schimmel ein,
Laß mein Herz Poſtknecht ſein, —
Ich fahr', ich fahr', ich fahr' auf der Poſt!

III.

Der Anfang des Endes.

Um die Mitte der fünfziger Jahre war die Fremden-Colonie dergeſtalt an Zahl gewachſen, im Beſtande befeſtigt, daß ſie als eigenes Element in der Bevölkerung gelten durfte, als ſolches auch bereits ſich wirkſam erwieſen hatte. Die meiſten der neuen Ankömmlinge gruppirten ſich um die Univerſität: Liebig, der Chemiker, — Jolly, der Phyſiker, — Siebold, der Zoologe, — Biſchoff, der Anatom und Phyſiologe, — Pfeufer, der Therapeut, — Sybel, der Geſchichtsſchreiber, nach ſeinem frühen Abgang erſetzt durch Gieſebrecht, — die Culturhiſtoriker Riehl und Löher, — Bluntſchli, der Staatsrechts-Lehrer; — Carrière, der Philoſoph und Kunſthiſtoriker, — der Pandektiſt Windſcheid, — alſo Männer aller wiſſenſchaftlichen Fächer und aller akademiſchen Facultäten, mit Ausnahme der theologiſchen. Der ehrwürdige Thierſch, der beinahe um fünfzig Jahre früher, gleichfalls in Folge einer königlichen Berufung, nach München gekommen war und die Reform der Gelehrtenſchulen in Baiern gegen vielſeitige Anfechtungen durchgeſetzt hatte, verhielt ſich zu dem jüngeren Anſiedler-Geſchlechte wie ein Patriarch. Er pflegte, wenn die Rede auf die Kämpfe zwiſchen Altmünchen und Neumünchen gerieth, ſein dichtes, ſchneeweißes Haar aus dem Nacken zu ſtreichen und zum Beweiſe, daß damals noch mit ganz anderen Waffen gefochten wurde als mit Zungen und Federn, auf eine breite Narbe zu zeigen, welche ihm als Andenken an einen nächtlichen Mordanfall zurückgeblieben war. Zwei wackere Söhne Vater Thierſchens, der eine ein berühmter Chirurg geworden, der andere Maler, ſchloſſen ſich naturgemäß dem Kreiſe Neumünchens an. Von Dichtern beſaß derſelbe ein glänzendes Vierkleeblatt: Geibel, Heyſe, Bodenſtedt, Schack; dann und wann hoſpitirten Zuzügler von draußen, oder auch eingeborene, wie Hermann Lingg, welchen Geibel auf dem deutſchen Parnaß eingeführt, Melchior Meyr, Julius Große. Ein einziger Autochthone, er aber ein urwüchſiges, echt- und altbaieriſches Talent, Poet und Profeſſor zugleich, Franz von Kobell, ward als Ausnahme völlig heimiſch unter uns Fremden, wie wir es in ſeinem Hauſe wurden, das eine liebenswürdige Frau und drei holde und kluge Töchter ſchmückten. Auch aus König Ludwig's Künſtlerkreis trat nur Einer, der größte freilich, Wilhelm Kaulbach, offen und entſchieden zu uns herüber, während andere, Schwind, Voltz, Rugendas, Kreling, Teichlein, Seybert, nur vereinzelt und gelegentlich eine geſellige Gaſtrolle gaben. Am nächſten hielt ſich noch Ernſt Förſter, mit welchem ich mich ſpäter im Verwaltungsrath der deutſchen Schillerſtiftung oft und gern wieder zuſammenfand. Im Uebrigen blieb Neumünchen in geſellſchaftlicher Richtung ſo ziemlich auf ſich allein angewieſen und, bis auf die officiellen, ſo zuſagen obligatoriſchen Begegnungen in den Salons der Ariſtokratie und der Diplomatie, von Altmünchen ſtreng abgeſondert. Ein einziges Haus, das der Grafen Taſcher de la Pagerie, ſelbſt fremden Urſprungs und darum neutraler Boden, machte zu Gunſten der Fremden eine Ausnahme; aber der Windſtoß des zweiten Empire trug daſſelbe aus der Prannerſtraße plötzlich in die Tuilerieen, wo ich nach Jahr und Tag deſſen Herren und Damen in anſehnlichen Stellungen am Hofe der ihnen nahe verwandten Napoleoniden, aber ebenſo heiter und herzlich wie an unſeren Münchener Abenden, wiederſah. Die Paläſte der bayeriſchen Standesherren und des einheimiſchen Adels, ebenſo die Häuſer des Beamten- und des Bürgerſtandes ſind den Einwanderern, die auf König Maximilian's Ruf herbeigeeilt, verſchloſſen geweſen und geblieben, — wenigſtens ſo lange, wie ich mit ihnen in München verweilte. Später hat wol Einer oder der Andere in der dortigen Scholle Wurzel gefaßt; aber die Mehrzahl iſt, ſei es nach kürzerem, ſei es nach längerem Aufenthalt, wieder davongegangen, ſo daß heute, nach Verlauf von zwanzig Jahren, der ganze, in ſeiner Zuſammenſetzung ſo intereſſante Kreis für aufgelöſt gelten kann, obgleich der Tod verhältnißmäßig nicht viele der bedeutungsvollen Namen ausgelöſcht. Sind die Uebriggebliebenen verſchmolzen mit dem allerdings merklich veränderten heutigen München, dem gegenwärtigen Bayern? Haben die Folgen des Siebziger Jahres allſeitig verwirklicht, was ſeit Beginn der Fünfziger von einer Seite her angeſtrebt worden? Ich weiß es nicht. Aber ich erinnere mich nur, daß, als ich in den Zeitungen las, König Ludwig der Zweite habe Namens der Reichsfürſten die deutſche Kaiſerkrone dem König von Preußen dargeboten, das Bild meiner Münchener Vergangenheit in eigenthümlicher Beleuchtung wieder vor mir auftauchte. Quantum mutatus ab illo!

Wenn ich jetzt, durch eine lange Reihe von Wintern gereift und bereift, durch ſchwere Erfahrungen zwar weder müde noch mürbe gemacht, wol aber mild im Urtheil gegen Andere und ſtreng gegen mich, — wenn ich jetzt mich auf's Gewiſſen frage, wer oder was die traurige Kluft zwiſchen Altmünchen und Neumünchen verſchuldet hat, ſo kann ich keinen Theil unbedingt anklagen, keinen unbedingt freiſprechen. Mich ſelbſt eingeſchloſſen. Gaſtfreundſchaft gegen Fremde, entgegenkommende Höflichkeit im geſelligen Verkehr, freiwillige Theilnahme an wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Beſtrebungen, Verſuchen, Neuerungen, alle dieſe Eigenſchaften liegen bekanntlich nicht im angeborenen Stammcharakter des Altbayern. Er neigt vielmehr zum Particularismus, zur Abgeſchloſſenheit gegen außen, entſchiedener noch als ſein Nachbar gen Weſten, der Schwabe, und in dieſem Bezuge faſt ein Gegenſatz zu dem Nachbarn gen Oſten, dem Oeſterreicher, welcher zuthunlich, neugierig, empfänglich für fremde Einflüſſe und Erſcheinungen iſt, welcher den Begriff des Fremden eigentlich gar nicht kennt, da ſein ganzes Volksthum einer Völker-Moſaik, ſeine Reichs-Hauptſtadt einer internationalen Redoute gleicht. Demnach war es nicht zu verwundern, daß die öffentliche Stimmung in München zu den Berufungen des Königs Max ſich von vorn herein kühl, mißtrauiſch, ablehnend, im beſten Falle gleichgültig verhielt. Sie ſoll bei der Ankunft der Maler, Steinmetzen und Bildhauer, die König Ludwig herbeizog, nicht wärmer ſich betheiligt haben, obwol deren Thätigkeit der Reſidenz unmittelbare Vortheile verſprach. Daß die berühmten neuen Lehrer einhundert Studenten mehr nach München zogen, als vor ihnen ſchon anweſend waren, ohne Lieblinge der Bevölkerung geworden zu ſein, wie in kleinen Univerſitätsſtädten, — daran lag der Münchener Bürgerſchaft blutwenig, der Münchener Geſellſchaft gar nichts. Welche Aufnahme würde ein Mann wie Liebig — von Paris und London zu geſchweigen, — in Berlin gefunden haben, wo, und das nicht blos ſeit heute, ſondern ſeit geraumer Zeit, die „Fürſten der Wiſſenſchaft“ in der Geſellſchaft rangiren, bei Hof ausgezeichnet werden, Gemeingut des Volkes ſind, an welchem jeder Eckenſteher ſein eigen Theil hat! Ob ein ſolcher in Wahrheit ſtolz iſt auf „ſeinen“ Humboldt, oder nur „dicke mit ihm thut“, — das kommt in der Wirkung auf Eins hinaus. Für die Wiſſenſchaft erweiſt ſich der Berliner Boden als entſchieden günſtig; viel weniger für die Kunſt. Weder Cornelius noch Rückert hat ſich in demſelben acclimatiſirt, und ſelbſt echte Berliner Pflanzen, Meyerbeer und Mendelsſohn, gediehen beſſer in der Fremde als daheim. Ein dunkles Capitel in der Völkerpſychologie, der Widerſprüche und der Räthſel voll, dieſes Capitel der internationalen Wahlverwandtſchaften und Wechſelwirkungen in der geiſtigen Atmoſphäre, welches ſeines Lazarus noch harrt.

In München kam zu angeborenen Abneigungen und Stimmungsverſchiedenheiten noch ein wichtiges Moment: das confeſſionelle. Der Ultramontanismus hat ſeiner Zeit in Bayern ſchärfer und ſtrenger regiert als der Clericalismus in Oeſterreich. Es war mehr als zufällig, daß nicht in Wien, ſondern in München das wiſſenſchaftliche Hauptquartier der Partei aufgeſchlagen war, die „hiſtoriſch-politiſchen Blätter“, aus welchen die populären Zeitungen, nicht blos in Bayern, ſondern auch in Tirol, am Rhein, im Münſterlande ihre Directive, Waffen und Munition empfingen. Grundſätzlich ſchaltete und waltete die kirchliche Politik Metternich's milder, als diejenige Abel's, welcher jene, bewußt oder unbewußt, durch Experimente, gleichſam in anima vili, diente. Da nun die Mehrzahl der Maximilian-Colonie zum Proteſtantismus ſich bekannte, — nicht Einer freilich zum ſtreitbaren Muckerthum, — und außerdem von jenſeits der Mainlinie ihre Abſtammung herleitete, ſo wurden wir insgeſammt, von vornherein als Preußen und als Ketzer angeſehen, mithin zur Minorität gezählt, als Oppoſition gehaßt, Daraus floſſen Conflicte, die wir keineswegs herausforderten, denen wir aber auch nicht ausweichen durften. die wir ausfechten mußten, wollten wir nicht uns ſelbſt und unſerer Aufgabe untreu werden. Dafür nur ein paar Beiſpiele aus meinem beſonderen Wirkungskreiſe, dem Theater.

„Nathan der Weiſe“, den das Wiener Burgtheater ſeit einem halben Jahrhundert gibt, mit verhältnißmäßig geringen Auslaſſungen, ſtand auch in München nicht auf dem Index, wol aber bei Hof und bei der Curie in üblem Geruch, als ein antikatholiſches Stück, eine Apotheoſe des Judenthums. Bei König Max, deſſen methodiſche Denkweiſe ſich gern an Kategorien, an geflügelte Worte hielt, hatte man, wie die Minna von Barnhelm als ein „Preußenſtück“, ſo den Nathan als ein „Judenſtück“, oder auch als „die Komödie des religiöſen Indifferentismus“ zu discreditiren gewußt. Dies Vorurtheil, das ſich für ein Urtheil ausgab, konnte mich nicht abhalten, für den Tag der Eröffnung der Induſtrie-Ausſtellung, Sonnabend, 15. Juli 1854, „den mit falſchen Ringen handelnden Hebräer“ (dritte Variante der Inquiſition), auf das Repertoire zu ſetzen. Ich dachte dabei an keinerlei Demonſtration gegen die Widerſacher; Leſſing's Meiſterwerk ſchien mir durch ſeinen Charakter reinſter Humanität und kosmopolitiſcher Univerſalität eben auf dieſen Tag zu paſſen. So drang ich denn auch in höchſter Inſtanz damit durch, daß „Nathan“ ſtehen blieb; aber, um den frommen Seelen wenigſtens ein Zugeſtändniß zu machen, — der König neigte, ſeiner Natur nach, zu Compromiſſen, — mußte das Bild des Patriarchen, welchen unſer Joſt in allerdings grellen Farben und ſcharfen Zügen, aber ungemein wahr und wirkſam darſtellte, weſentlich abgetont werden, in der Maske, im Accent, im Vortrag. Darauf dann großes Ach und Weh über mich in den Couliſſen und im liberalen, im eigenen Lager.

Laube's Luſtſpiel „Roccocco“ war von mir zur Aufführung angenommen worden, nachdem daſſelbe im

Burgtheater, mit Dawiſon in der Rolle des Abbé, nicht nur Zulaß, ſondern Erfolg gefunden; freilich nicht auf die Dauer, und unter Diſſens und Proteſt der allarmirten oder allarmirenden Zionswächter. Nach Gewohnheit machten letztere von Wien aus einen Heidenlärm, der die guten Chriſten in München ſelbſtverſtändlich ſchwer beunruhigte. Das königliche Miniſterium für Cultus und Unterricht nahm davon Anlaß, die Intendanz zu interpelliren, und dieſe, — es war in den Honigmonaten meiner Ehe mit der Bühne, — antwortete in einem Ton, der ebenſowenig berechtigt wie ſchicklich war, obgleich ich, unter keiner Cenſur des Staates oder der Kirche ſtehend, formell die Befugniß hatte, jede Intervention von der einen wie von der anderen Seite abzuweiſen. Nun entſpann ſich eine gereizte Correſpondenz zwiſchen Miniſter Ringelmann und mir, die keinen anderen Erfolg in der Sache hatte, als den leicht vorauszuſehenden: das Stück wurde durch königlichen Cabinetsbefehl verboten. Daß ich als Erwiderung darauf die Cabinetsfrage ſtellte, erwähne ich hier nur, um zu beweiſen, wie — grün ich dazumalen noch geweſen bin. Ich erhielt darauf von oben gar keine Antwort, wol aber eine zornige Strafpredigt von Dönniges, dem König Max mein Entlaſſungsgeſuch mitgetheilt hatte, während ich daſſelbe ohne Wiſſen des Freundes eingereicht. „Merken Sie ſich," ſo ſchloß er, „daß unſer Einer ſeine Entlaſſung niemals gibt; daß er ſie ſogar nicht annimmt, wenn ſie ihm gegeben werden will. Sie wiſſen ja, was Goethe, Ihr Goethe geſagt hat: Eine Schanze iſt nur ein Haufen Dr —; aber der Soldat vertheidigt ſie mit ſeinem Leben, weil ſeine Fahne darüber weht. So ſprach er, der große Goethe, vom kleinen Weimariſchen Theater. Das Münchener Theater iſt Ihre Schanze. Darauf todtſchießen laſſen dürfen Sie ſich; ſie verlaſſen, nicht. Ihr Geſuch iſt zu Ihrem Perſonal-Act gegeben worden. Nun kann es geſchehen, daß man, über Jahr und Tag, wenn Sie gar nicht mehr daran denken, zu gehen, ja wenn Sie um jeden Preis bleiben möchten, daß Sie alsdann gegangen werden, daß man Sie gehen heißt, unter Anknüpfung an Ihre jetzige Uebereilung. Noch einmal: Wir ſtehen hier auf Poſten, Sie, ich, wir alle; vielleicht auf verlorenem Poſten. Aber des ungeachtet: Ein Hundsfott, wer ausreißt!" Darauf antwortete ich ungefähr in gleichem Tone, ſo daß wir hart aneinander geriethen, Dönniges und ich, auf acht Tage ſogar auseinander. Doch koſtete es Kaulbach nicht viel Mühe, uns auszuſöhnen.

Für den Abend des Fronleichnamstages, des höchſten Feſtes im katholiſchen Kirchenjahr, hatte ich, vom Anfang meiner Intendanz an, Meyerbeer's Propheten angeſetzt und wiederholt gegeben. Die Oper war neu, glänzend ausgeſtattet, gut beſetzt und alſo ſicher, ein übervolles Haus zu machen, ſelbſt unter Aufhebung des Abonnements. Daran dachte ich zunächſt, genöthigt auf reiche Einnahmen in erſter Linie zu ſehen, hingegen entfernt nicht an ein Aergerniß, welches aus dem Umſtande erwachſen könnte, daß die Abendproceſſion auf der Bühne an die Morgenproceſſion auf der Straße allenfalls erinnerte. Die ultramontanen Blätter ermangelten nicht, dieſe Aehnlichkeit mit augenſcheinlicher Gehäſſigkeit aufzuſtechen, die „Judenoper“ gerade an dieſem Tage heftig zu perhorresciren und deren Wahl als eine grobe Tactloſigkeit zu verdammen, welcher nur ein proteſtantiſcher Intendant ſich ſchuldig zu machen im Stande ſei. Die Folge einer ſolchen Agitation, ſo durchſichtig die Abſicht auch am Tage lag, war abermals ein Verbot, gegen das ich vergeblich mich wehrte. Mein Vorſchlag, das Hoftheater am Fronleichnamstag zu ſchließen, wie es in Oeſterreich Sitte iſt, wurde abgelehnt. Geſpielt mußte werden, nur der „Prophet“ durfte es nicht ſein. Eine abermalige öffentliche Niederlage alſo, abgeſehen von dem nachweisbaren Verluſte, welchen die Theatercaſſe erlitt, von der Schädigung des Anſehens der Intendanz und von der Verdächtigung ihrer Geſinnungen gegen das Publicum.

Wer wüßte nicht aus eigener Erfahrung oder vermöchte es nicht nachzuempfinden, daß ſolche unausgeſetzte Angriffe und Verfolgungen mit Nadelſtichen böſeres Blut machen, als offener Kampf, ſei's auch auf Tod und Leben? Zumal wenn ſie aus der Oeffentlichkeit in das Innere des Hauſes dringen, von ſachlichen Intereſſen in giftige Perſönlichkeiten abſchweifen! Bei Liebig war einmal während der Faſtenzeit Nachts getanzt worden; ein paar Tage darauf brachten die Zeitungen die gehäſſigſten Denunciationen dieſes Frevels. Eine Landpartie auf Leiterwagen, die wir aus der Sommerfriſche in Tegernſee in das nahe Bad Kreuth gemacht, gab Veranlaſſung zu der Anklage: Das wilde Heer der „Fremden" habe die Ruhe der Kranken geſtört, die, ſo zu ſagen, doch Gäſte des Prinzen Karl ſeien, als des hohen Eigenthümers von Bad Kreuth. Ein Revolver-Journaliſt der niedrigſten Gattung verunglimpfte die weibliche Ehre meiner Frau in ſeinem Sudelblatte, und als ich die einzig mögliche Genugthuung an ihm genommen durch einige Streiche mit meinem Spazierſtöckchen, verfolgte der Staatsanwalt durch drei Inſtanzen dieſen Act ſtrafbarer Selbſthilfe, den ich, allerdings wohlfeil genug, durch dreitägigen Polizeiarreſt abbüßen mußte. Keine Gelegenheit, zu ſchaden, zu necken, zu reizen, ließen die Gegner ungenützt vorübergehen; fehlte es daran, ſo ward der Anlaß vom Zaun gebrochen. Der „Volksbot'" ſammelte einmal für einen Kirchenbau oder irgend ein anderes frommes Werk; ſiehe da, unter den Sprüchlein, welche die Beiträge begleiteten, fanden ſich die erbaulichen Versus memoriales:

A duobus D. (Dönniges, Dingelſtedt)
Et ab uno T. (von der Tann)
Libera nos, Domine! . . . . .

Zum Teufel! Wir Alle waren ja längſt über die Flegeljahre hinaus, in welchen Uebermuth für Muth gilt, und die Raufluſt des ehemaligen Corpsburſchen juckte nur Einen oder den Anderen unter uns zeitweiſe in der Fauſt. Allein zu verwundern iſt's denn doch am Ende nicht, wenn uns die Geduld zuweilen riß; und wir auch einmal dreinſchlugen durch geſunde, wohlgezielte Seitenhiebe: in unſeren öffentlichen Vorleſungen in Liebig's Hörſaal, durch einen gewürzten Trinkſpruch bei irgend welchem Zweck- oder Feſteſſen; durch gelegentliche Expectorationen im Salon; niemals aber mit den Waffen unſerer Gegner, anonym in der Tagespreſſe, niemals durch Reclamationen und Recriminationen an oberſter Stelle, niemals durch Ausſchreitungen in unſerer eigentlichen, amtlichen Wirkſamkeit. Immer und überall ſtanden wir unſeren Mann, zahlten wir mit unſerer Perſon. Hätten wir aber nicht im Grunde ein Recht gehabt, zu klagen, Schutz zu ſuchen für uns und die Unſrigen, an denjenigen zu appelliren, der uns gerufen?

Niemand von uns allen war als Bewerber, als Bittſteller nach München gekommen. Sichere Stellungen aufgebend, dem Worte des Königs vertrauend, nahmen wir an, was uns geboten wurde: für einen beſtimmten Lohn eine beſtimmte Arbeit. Das bayriſche Brot, welches wir aßen, — oft genug iſt es uns vorgeworfen worden, — wir haben es verdienen müſſen, und was wir daneben bedurften (denn der Menſch lebt nicht vom Brot allein), ging aus dem Eigenen. Und den Boden, den wir urbar machen ſollten, zog man uns, ſammt unſerer bürgerlichen Exiſtenz, unter den Füßen weg. Nein, nein! Es war ein harter, ungleicher Kampf, in dem keine Seite ohne Schuld, aber auch keine Seite Sieger geblieben, und nicht alle Wunden aus demſelben ſind vernarbt. Noch bluten manche von ihnen nach, obgleich ein Vierteljahrhundert darüber hingegangen, und nicht in mir allein.

König Maximilian blieb neutral. Konnte er, durfte er anders? Auch er mag der bitteren Stunden viele gehabt, ſich oftmals Zwang genug auferlegt haben, um das Gleichgewicht in ſeinem Inneren und nach Außen aufrecht zu erhalten. Ihm war es voller, heiliger Ernſt mit ſeinen Abſichten auf Förderung der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt in ſeinem Reich, ſeiner Hauptſtadt. Die Stiftung der hiſtoriſchen Commiſſion, die Ausſchreibung von Preiſen für die Löſung wiſſenſchaftlicher Aufgaben, auch eines für das beſte Schauſpiel, Subventionen für die Drucklegung koſtſpieliger Werke, der großartig gedachte Plan des Maximilianeums, die Fürſorge für Archive, Sammlungen, Denkmäler, die Reſtauration des Reſidenztheaters, — das ſind lauter Acte eines echten, eines auguſteiſchen Herrſcherſinnes, dem ein offener Blick und eine offene Hand gleicher Maßen zu Gebote geſtanden. Das perſönliche Bedürfniß des Königs, ſich ſelbſt mit ausgezeichneten Dichtern und Gelehrten zu umgeben und einen anregenden Verkehr mit ihnen zu pflegen, — wirklich ein Bedürfniß, nicht blos ein äußerlicher, zur Schau getragener Schein oder eine effectvolle Decoration, — ſtand unzweifelhaft zurück hinter dem allgemeinen, dem öffentlichen Intereſſe. Wo ſeine eigene Perſon in Frage kam, pflegte König Max mit gewiſſenhafteſter Unparteilichkeit zu verfahren, Gnaden und Auszeichnungen auf der Goldwage, nach allen verſchiedenen Seiten gleich, zuzumeſſen und ſich, namentlich in Conflicten, vollkommen zurückzuhalten. Ueber die Einladungen zu den ſogenannten „Billard-Abenden“, — zwangloſe Herren-Geſellſchaften in den Privatgemächern des Königs, wo Geſpräche wiſſenſchaftlichen Inhalts geführt, dann und wann kurze Vorleſungen eingeſtreut, nebenbei auch Cigarren geraucht und nach des Königs frühzeitigem Rückzuge kurze Soupers eingenommen wurden, — führte der König eigenhändig Buch, wie der jüngſte der Stammgäſte, Paul Heyſe, den jedesmaligen Geſprächsſtoff in protokollariſchen Niederſchriften für Se. Majeſtät aufzubewahren hatte. Die Dichter von Gottes Gnaden erſchienen immer bei dieſen, wenigſtens einmal wöchentlich veranſtalteten „Sympoſien“; die Gelehrten nach einer beſtimmten Reihenfolge, gelegentlich auch mit Elementen aus Alt-München gemiſcht; endlich „meine Wenigkeit“ in äußerſt ſeltenen Ausnahmefällen, im Ganzen drei oder vier Male in ſechs Jahren. Man hatte dem König begreiflich gemacht, daß ich nicht als Dichter an ſeinen Hof berufen worden ſei, ſondern als Theater-Intendant, und daß die Vorſtände der übrigen Stäbe und Intendanzen mein Heranziehen zu den Billard-Abenden übel vermerken müßten. So blieb ich denn weg, und um die ängſtliche Unparteilichkeit auch in dieſer Richtung zu documentiren, wurde in den paar Ausnahmsfällen unmittelbar vor oder nach mir der Hofmuſik-Intendant Graf Pocci eingeladen. Dieſelbe Gerechtigkeit ward geübt bei Verleihung des Maximilians-Ordens, welchen König Max im Jahre 1853 an ſeinem Geburtstage, 28. November, mit zwei Claſſen, für Wiſſenſchaft und Kunſt, geſtiftet hatte, vielleicht nach dem Vorbilde der Friedensclaſſe, die König Friedrich Wilhelm IV. dem Orden pour le mérite unlängſt hinzugefügt. Wenn man die

Münchener Namen abzählt, die das erſte Verzeichniß, Regierungs-Blatt vom 28. November 1853, enthält, ſo ſtehen Alt-München und Neu-München faſt arithmetiſch gleich, und zwar ebenſowol unter den Dichtern, wie unter den Gelehrten.

Bei dieſer Gelegenheit ſei eines ſchönen Wortes des Königs Max gedacht. Uhland war, ſo zu ſagen: ſelbſtverſtändlich, für den Maximilians-Orden in Vorſchlag gebracht worden. Der König äußerte das Bedenken, ob nicht der Dichter, nachdem er ſich weit links engagirt und im Stuttgarter Rumpfparlament geſeſſen habe, ablehnen werde; doch unterzeichnete er bereitwillig das Diplom. Uhland lehnte wirklich ab. In einem, übrigens durchaus verbindlichen Privatbriefe an mich, der ich ihn zu ſeiner Ernennung beglückwünſcht hatte, wendete er ein, daß er unlängſt den preußiſchen Orden pour le mérite nach Berlin zurückgeſchickt habe und nun, um nicht inconſequent und zugleich unartig zu erſcheinen, mit dem Maximilians-Orden ebenſo verfahren müſſe, den er, unter anderen Umſtänden, zuverläſſig und gern angenommen haben würde. Damit König Max auf die officielle Ablehnung vorbereitet werde, erhielt ich den wenig dankbaren Auftrag, Se. Majeſtät zu präveniren. Ich that es, an demſelben Abend, an welchem ich Uhland's Schreiben empfangen, während ich den König in das kleine Interims-Theater im Odeon einführte. Er blieb ſtehen, ſah mich lächelnd an und ſprach in völlig ruhigem Tone: „Sie ſehen, Herr Intendant, daß Vorurtheile nicht allein bei uns Fürſten zu Hauſe ſind.“ Daß er mich mit meinem Titel anredete, ſtatt, wie gewöhnlich, beim Namen, war das einzige Zeichen einer leiſen Verſtimmung, die ſich übrigens weder gegen Uhland noch gegen ſeine Münchener Freunde wendete. Im Gegentheil, und höchſt bezeichnend für des Königs Sinnesart: nicht lange danach fragte er mich, wie ich über die Aufnahme. des Schauſpiels von Uhland „Ludwig der Bayer“ in unſer Repertoire denke? Die Aufführung des Stückes ſchwebte ihm vielleicht vor als eine königliche Duplik auf die Replik des Dichters. Ich rieth ab, überzeugt von der Erfolgloſigkeit des Verſuches.

Um die Mitte der fünfziger Jahre begann die Wendung einzutreten, welche, im Anfang langſam, dann — genau nach den Geſetzen des Falles, — mit verdoppelter Geſchwindigkeit, die Auflöſung der Colonie Neu-Münchens herbeiführen ſollte. Das erſte Opfer war Dönniges, ich das zweite. Natürlich. Wir ſtanden am meiſten ausgeſetzt, er auf ſeinem politiſchen Poſten, ich im offenen Feldlager des Theaters, während die Dichter verhältnißmäßig die am wenigſten angefochtenen blieben, und die Gelehrten in ihrem Katheder einen feſten Boden unter den Füßen hatten. So namentlich

Liebig, den kein Sturm und keine Wühlerei von ſeiner ſicheren Höhe herabzuwerfen vermochte, obwol er ſeinen Grundſätzen und ſeinem Streben niemals etwas vergab, Mißbräuchen, wo er ſie fand, ſchonungslos entgegentrat, Reformen durchſetzte in der Univerſität wie in der Akademie, und bald auch Reſultate erzielte: zum Beiſpiel in der jährlichen Wahl des Rector magnificus, aus welcher eines ſchönen Tages, zu aller Welt Erſtaunen, ein homo novus hervorging, Jolly. Dönniges war in die Dienſte des Königs Max gekommen, da dieſer noch als Kronprinz in Bamberg reſidirte. Von ihm ſtammte die ſeiner Zeit viel beſprochene Denkſchrift gegen die Jeſuiten in Bayern, welche unter dem Miniſterium Abel dem König Ludwig vom Kronprinzen vorgelegt worden war. Nächſt Wendland, ſpäter bayeriſchem Geſandten in Paris, galt Dönniges für den vertrauteſten Rathgeber ſeines Herrn. Obwol geborener Preuße, — irr' ich nicht, ſogar ein Pommer, — bekannte er ſich nicht zu der Lehre von der preußiſchen Spitze in Deutſchland, auch nicht zu dem unitariſchen Programm des jungen National-Vereins. Seine Politik gipfelte in der Trias-Idee, die, vielleicht ganz, gewiß zum großen Theil ſein Werk, in den Dresdener Conferenzen durch ihn lebhaft vertreten wurde. Auch ſpäter, in den Bamberger Conferenzen, verſuchte er aus den deutſchen Mittelſtaaten eine dritte

Macht im Bundestage zuſammenzuſetzen, die, zwiſchen Oeſterreich und Preußen geſtellt, in kritiſchen Fällen den Ausſchlag gebend, von großer Bedeutung geweſen ſein und namentlich Bayern zu ſolcher verholfen haben würde. Dies ſein Adoptiv-Vaterland liebte Dönniges wirklich und warm; er glaubte an eine hohe Sendung, eine ſchöne Zukunft Bayerns in und mit Deutſchland. „Oeſterreich die Zölle und den Handel, — Preußen das Heer und die Vertretung nach Außen, — Bayern Wiſſenſchaft und Kunſt“: ſo theilte er, wenn wir dann und wann aus Bowlen- und Cigarrendämpfen politiſche Geſichte laſen, die Rollen aus in dem welt-hiſtoriſchen Drama, deſſen Expoſition ſich eben vorbereitete, während die Peripetie und die Kataſtrophe, die er als Zuſchauer allerdings noch erlebt hat, aber nicht mehr mithandelnd, ganz anders ausgefallen ſind, als er es ſich gedacht. Was er im Cabinet des Königs ſchrieb und trieb, war gewiß ebenſo oft bayeriſche Politik wie perſönliche Politik des Königs Max, welche beide Dönniges ſich nicht getrennt denken konnte. Des ungeachtet aber begab es ſich, und das nicht ſelten, daß dieſe Politik ſich im Widerſpruch befand mit derjenigen, welche das Staatsminiſterium am grünen Sitzungstiſch machte und vor den Kammern vertreten mußte. Daher denn die Mißverſtändniſſe, die Hetzereien, die ſtillen Intriguen, die offenen Kämpfe, und endlich der Zuſammenſturz einer Stellung, die in ihrer Unverantwortlichkeit freilich wider alle conſtitutionellen Uſancen verſtieß, aber doch des Guten viel vermittelte und erſchuf. Dieſe Stellung zu regulariſiren, zu corrigiren, dadurch, daß Dönniges aus dem Dienſte des Königs in den Staatsdienſt, in das Miniſterium, gar an deſſen Spitze getreten wäre, — daran dachte er ſelbſt niemals, bei allem Ehrgeiz und Wirkungsdrang, die ihm eigen. Es war auch undenkbar.

Da wir im Herbſt 1855 aus den Sommerferien nach Hauſe und wieder zuſammen kamen, fehlte Einer in unſerem Kreiſe, der Mittelpunkt: Dönniges. Er war in's Exil gegangen, . . . geſchickt worden und hatte ſich, in einen loſen, wol nur der Form zu Liebe erfundenen Zuſammenhang mit der bayeriſchen Geſandtſchaft zu Turin gebracht, in Nizza niedergelaſſen. Dort fand ich ihn noch drei Jahre ſpäter, in einem weitläufigen, unheimlichen Hauſe, dem letzten in der rue de France, am Saume der Stadt, zwiſchen Meer und Gebirge gelegen. Auf dem flachen Dache des Steinhaufens hatte er ſich eine primitive Sternwarte gebaut und betrachtete durch eine alte lederne Hutſchachtel, welcher der Boden ausgeſchnitten worden, den Vollmond.

Von Nizza war damals Dönniges, nach kurzer Raſt, von innerer Unruhe getrieben, nach Sardinien gegangen, das claſſiſche Verbannungsland in alter

Römerzeit. Aus Saſſari ſchrieb er mir, am 19. Februar 1856, einen langen Brief, der zwar noch nicht ganz mittheilbar iſt, aus dem ich aber, als höchſt charakteriſtiſch ſowol für die Situation wie für die Perſonen, einige Stellen hier wörtlich einrücke.

„. . . Allerdings war dieſes Jahr, 1855, ein ſehr ſchweres für mich, und ich kann mich noch immer nicht tröſten, aus dem Kreiſe meiner Freunde und aus meinem alten Verhältniſſe geſchieden zu ſein, nach denen ich mich manchmal, trotz aller Freuden der göttlichen Natur und des wundermilden Klimas hier ſehr — ſehr zurückſehne. Bisweilen will es mir ſcheinen, als wenn eine einzige mündliche Unterredung mit Sr. Majeſtät Alles ausgeglichen hätte, indeſſen ich konnte keine Schritte weiter thun, als ich gethan habe. Ich habe verſucht, Sr. Majeſtät in meiner letzten Eingabe alles Bittere zu nehmen, was die Sache für ihn haben konnte. Sollte meine Entfernung, wie ich aus anderen Freundesbriefen ſchließe, wirklich als die Entfernung eines Hinderniſſes angeſehen werden, ſo bleibt Sr. Majeſtät ſtets der königliche Ausweg, mich anderweitig angemeſſen zu beſchäftigen und mich dann zurückzurufen, wann es an der Zeit erſcheint.“

„Was mich am meiſten hier aufrichtet, iſt die Gewißheit, daß meine Freunde mich nicht vergeſſen haben. Ich lebte ja doch nur in den Intentionen, die ich für die des Königs nehmen mußte, in meinen Freunden, in der Natur und in meiner Familie. Anders werde ich nirgends leben, wo ich auch ſein werde. Nur den Gedanken mag ich nicht aufgeben, daß ich noch immer Vieles zum Ruhme, zum wahren Ruhme des Königs in Deutſchland und ſelbſt in Europa hätte beitragen können. Denn ſelbſt hier in Italien, hier in dieſer unbekannten, halb barbariſchen Inſel habe ich Leute getroffen, die ſchon etwas von dem aufblühenden Leben in Bayern vernommen hatten. Meine Freunde in Turin können die Sache gar nicht begreifen, um ſo weniger, da man in Italien, namentlich in Piemont am geringſten Scheu vor der ultramontanen Partei hat. Nirgendwo hat das Concordat Oeſterreichs Oeſterreich ſo viel geſchadet als in Italien ſelbſt."

.... Mit dem einen D war man alſo fertig geworden. Nun kam die Reihe an das zweite. Das dritte, das harte T, hat ſich härter, beſſer gehalten.

Für mich ſtand die Gnadenſonne des Roi Soleil im Zenith zur Zeit des Geſammtſpiels. Licht und Wärme hielten ſogar noch ein ganzes Jahr vor, bis zum Herbſt des kritiſchen 1855. Da trat die erſte Verfinſterung ein, fiel der froſtige Frühreif eines Allerhöchſten Signates, welches der Intendanz, ſtatt der bisher üblichen huldreichen Anerkennung, das Befremden Sr. Majeſtät ausſprach über die ungünſtigen Reſultate des Verwaltungsjahres 1854 auf 1855. Daſſelbe, beginnend am 1. October 1854, wies zum Schluſſe, 1. October 1855, zum erſten Male ſeit meiner Verwaltung, ein Deficit auf, den Paſſivreſt von Gulden 19,985 8¼ Kreuzer Reichswährung. Im Vorjahre konnte durch den Reinertrag des Geſammtgaſtſpiels der Ausfall an den Einnahmen während der Choleramonate Auguſt, September 1854 noch gedeckt und ohne Deficit abgeſchloſſen werden. Im Jahr 1854/55 aber, welches, eben der Cholera wegen, anfing mit dem Wegfall des, für die Theatercaſſe ſehr fruchtbaren Octoberfeſtes, darauf in Folge Ablebens der Königin Thereſe einen vierzehntägigen Theaterſchluß brachte und durch die lange Hoftrauer den Theaterbeſuch während des ganzen Winters empfindlich beeinträchtigte, kam, was kommen mußte: das Gleichgewicht zwiſchen Einnahmen und Ausgaben, nicht ohne Mühe ſo lang aufrecht erhalten, war geſtört, das Deficit da, und mit demſelben der Punkt, an welchem der Hebel zu meinem Sturz erfolgreich eingeſetzt werden konnte.

König Max hatte, wie die meiſten großen Herren, von dem wahren Werth des Geldes keinen rechten Begriff. Ich habe erfahren, daß er dreitauſend Gulden Jahresgehalt für einen erſten Schauſpieler eine enorme Summe fand, wogegen ihn die Forderungen unterſchiedlicher Projectemacher und Phantaſie-Architekten für die Reſtauration des ſogenannt alten Reſidenztheaters, auch wenn ſie ſich bis zur Höhe einer halben Million verſtiegen, nicht im Mindeſten erſchreckten. Ein Deficit von zwanzigtauſend Gulden ihm als etwas Unerhörtes darzuſtellen, war keine Kunſt, obwol in Wahrheit bei einem Jahresbudget von nahezu 230,000 Gulden, — ſo hoch hatte ich es von übernommenen 200,000 Gulden gebracht, — und in einem, von tauſenderlei Zufälligkeiten abhängigen ſchwankungsreichen Haushalt, wie er im Theater natürlich iſt, der Ausfall von 20,000 Gulden faſt ein verſchwindender genannt werden kann. Abgeſehen davon, daß, wenn irgendwo, gewiß hier der Fall einer höheren Gewalt, ſo zu ſagen eines Elementar-Schadens, vorlag, und daß durch den beſtimmten Befehl, unter allen Umſtänden das Theater offen zu halten, meine perſönliche Verantwortlichkeit gedeckt ſein mußte. Alle dieſe Momente hatte ich in meinem Jahresberichte klar dargelegt, zur Erläuterung der Sache, nicht zu einer Rechtfertigung meiner Perſon, deren ich nicht zu bedürfen glaubte. Umſonſt. Das befremdende „Befremden“ kam ſchwarz auf weiß. Es verdroß mich tief. Ich hatte meine Schuldigkeit gethan, vielleicht mehr als ſie; auch in meinem Finanz-Expoſé, das nichts vertuſchte, bemäntelte, ſchönfärbte, verſchleppte. Der Ausweg lag ja nah genug, und er wurde mir von zweifelhaften Freunden noch näher gelegt: die unbezahlten Rechnungen einſtweilen ſecretiren, auf ein kommendes Jahr übertragen, durch geſchickte Ziffern-Gruppirung einen Abſchluß erzielen, der nicht einmal als ein geradezu falſcher erſcheinen konnte. Dieſer heimlichen Falle wich ich aus, fiel aber in die offene Grube hinein. Der König, von Natur ohne jede Ader von Geiz, war in ſeiner Hofhaltung von peinlichem Ordnungsſinn, den liebedieneriſche Sparmeiſter in ſeiner Umgebung zu benützen wußten, um ſämmtliche Stäbe und Intendanzen mit einer eiſernen Elle zu controliren, zu corrigiren, zu terroriſiren. So klang denn jedes allerhöchſte Signat, auch das ſchmeichelhafteſte, immer aus in den Refrain: „Aber mehr gebe Ich nicht; unter keiner Bedingung!“ Nun war allerdings eine Dotation des Theaters mit jährlichen 78,000 fl., — neben 76,000 fl. für die Hofcapelle, welche unter einer eigenen Intendanz reſſortirte, — im Verhältniß zu einer Civilliſte von nicht ganz fünf Millionen jährlich, an ſich genug, in des Königs Augen ſogar viel, und doch in der That und in der Sache zu wenig. Denn dieſe Dotation, ſeit dreißig Jahren dieſelbe geblieben, hatte ſich entwerthet und abgenützt, wie jedes Capital im Geſchäft ſich abnützt, und reichte, gegenüber den in fortwährendem Steigen begriffenen Anſprüchen, die von allen Seiten an das Theater gemacht wurden, nur unter der Vorausſetzung aus, daß auch deſſen eigene Hilfsquellen, die Einnahmen ſich ſteigern und auf einer vergleichsweiſe ungewöhnlichen Höhe erhalten ließen. Trat darin ein Rückgang oder ein Stillſtand ein, ſo war das Deficit da, unvermeidlich, unabwendbar, in Dauer oder gar Wachsthum unabſehbar.

Dieſen Zuſtand dem König und ſeinen Rathgebern ausführlich, ziffernmäßig, unverhüllt darzulegen, ſchickte ich im October 1855 meinem Rechenſchaftsbericht für 1854/55 eine umfangreiche Denkſchrift nach, illuſtrirt durch die ſauberſten, ſorgfältigſten ſtatiſtiſchen Tabellen, worin das Budget des königlich bayeriſchen Hof- und National-Theaters von Anno 1800 bis — zum Wendepunkt des Krebſes, 1855, mit der behaglichen Breite und untrüglichen Sicherheit eines engliſchen Lord-Schatzmeiſters vorgelegt und erläutert wurde. Ich beſitze ſie noch, dieſe Denkſchrift, die mein Teſtament geworden iſt. Manche liebe (das heißt: nicht liebe) Nacht habe ich daran gearbeitet, meinen braven Vater, damals noch am Leben, ſegnend, wie ich ihn ſeither oft im Grabe geſegnet habe. Er zwang mich in meiner grünen Gymnaſiaſtenzeit, ſeine Kämmereirechnungen der Stadt Rinteln und der Kloſtervoigtei Möllenbeck abzuſchreiben, gegen ein Honorar von zwei Heſſen-Albus (1½ guten Groſchen) per Bogen, die Belege zu ordnen, die Bilance zu ziehen, „immer hübſch

Zahl unter Zahl." — „Denn du kannſt nicht wiſſen, Franz," ſetzte er hinzu, „wozu du es 'mal im Leben brauchſt. Der Menſch lernt nichts umſonſt; das merke dir." Und wenn ich mich in einem Einnahme- oder Ausgabe-Titel vergriffen, in der Numerirung der Belege geirrt, einen falſchen Abſchluß gemacht, ſo wurde das große, mit Linien und Ziffern bedeckte Blatt vor meinen überquellenden Augen ruhig zerriſſen, mit den ſanften Worten: „Na, nun fang' von vorne wieder an, bis du's triffſt" . . . . Guter, lieber, ſtrenger Vater! Wie tief habe ich dich gehaßt in ſolchen Augenblicken, wo mein ganzes Herz brannte nach dem Ivanhoe, deſſen vorletztes Heft ich, in einer ſcheußlichen Ueberſetzung und noch ſcheußlicheren Ausgabe auf Löſchpapier in kaffeebraunem Umſchlag in der Bruſttaſche meines verwachſenen Alltagsrockes trug, einen heimlichen Schatz, für deſſen Genuß ich mir die Minuten ſtehlen mußte!

Ja, ſo . . . ich beſinne mich. Ich ſtehe ja nicht in den zwanziger Jahren, ſondern in den fünfzigern, in der Denkſchrift des verhängnißvollen 55. Aber, ohne Ruhm zu melden, vortrefflich war ſie, dieſe Denkſchrift. Jahr für Jahr, durch mehr als ein halbes Säculum, hatte ich Einnahmen, Ausgaben, Abſchlüſſe verzeichnet und namentlich bei denjenigen kritiſchen Stellen, wo, damals ſchon, und zwar wiederholt, ein Deficit herausgekommen war, mit dem Zaunpfahl darauf hingewinkt, daß in ſolchen Fällen bald die Staatscaſſe, bald die Cabinetscaſſe Seiner Majeſtät zu außerordentlichen Zuſchüſſen ſich herbeigelaſſen. Einmal, nach dem Theaterbrande im Jahre 1823, ſteuerte ſogar der Magiſtrat der Stadt München volle 80,000 Gulden zur Ausſtattung des von ihm erbauten Hauſes und zur Beſchaffung der Garderobe. Dergleichen Hinweiſe auf rühmliche Beiſpiele der Vergangenheit erſchienen mir heilſam, wenn nicht gar nöthig. Was aber durchaus nicht nöthig, vielmehr überflüſſig, alſo vom Uebel geweſen, waren die Fingerzeige auf die Zukunft. Die Denkſchrift zeigte dieſelbe in einer keineswegs roſigen Perſpective, demonſtrirte durch ungeſchickte Probabilitäts-Berechnungen, daß von nun an das Deficit zur Regel, ſomit entweder eine Erhöhung der Subvention oder ein regelmäßiger Beitrag des Staates, der Stadt, der Prinzen des königlichen Hauſes zur Theatercaſſe gefordert werden müſſe, wenn die Hofbühne nicht herunterkommen und zu dem finanziellen Bankerott ihren künſtleriſchen fügen ſolle. Dieſer Schuß ging über ſein Ziel hinaus; abgeſehen davon, daß ich, wie ſchon die nächſte Folgezeit nachwies, zu ſchwarz geſehen, oder zu ſchwarz gemalt hatte. Vielleicht beides. Der König fühlte ſich beunruhigt, faßte Mißtrauen. Nun hatten meine Gegner gewonnenes Spiel.

Die Denkſchrift ging ab, und — ohne Antwort ad acta. Das beredte Schweigen verdroß mich noch tiefer, als das ausgeſprochene „Befremden". Ich kam, feſt und entſchieden auftretend, mit dem Anſuchen ein: aus der Cabinetscaſſe Seiner Majeſtät das Deficit von 20,000 Gulden zu decken, das nun einmal vorhanden ſei, unverſchuldeter Weiſe, wie nachgewieſen worden, und gedeckt werden müſſe, um nicht, nach der unwürdigen Gepflogenheit in früheren Fällen von Jahr zu Jahr ſich fortzuſchleppen und die ganze Gebahrung der Rechnung zu alteriren. — Nein. — Alſo wenigſtens ein unverzinslicher Vorſchuß aus Allerhöchſter Cabinetscaſſe, in der Höhe jenes Betrages, rückzahlbar in fünf Jahren. — Nein. — Mit jeder neuen Note wurde der Ton ſchärfer; das Echo auch. Endlich, nach faſt ſechsmonatlichem Hin- und Herzerren, am 15. März 1856, genehmigte Seine Majeſtät: „daß die Hoftheater-Caſſe zur Deckung der Zahlungsrückſtände des Etatsjahres 1854/55 ein Anlehen von 20,000 Gulden bei der Nürnberger Bank aufnehme, verzinslich mit 3%, in fünf Jahren rückzahlbar."

Das hieß: Theater, hilf dir ſelbſt. Und es hat ſich geholfen. Aber dem Intendanten war nicht mehr zu helfen. An des Märzen Idus, mit derſelben Feder, welche das Allerhöchſte Anlehens-Signat unterzeichnete, wurde der erſte Dolchſtoß auf den unglücklichen Bühnen-Cäſar geführt. Doch war es ihm, — leider, leider, —

nicht beſchieden, auf der Stelle zu fallen und, ſein Antlitz vor den wohlbekannten, zu ſpät erkannten Casca's oder Brutuſſen ſchmerzlich verhüllend, am Fuße der Bavaria maleriſch niederzugleiten. Er ſollte ſtückweiſe verenden, faſt noch ein volles Jahr zwiſchen Leben und Sterben ein elendes Daſein friſten . . . Allein, die lehrreiche Geſchichte dieſes traurigen Finales gehört nicht mehr zum „Anfang des Endes“; ſie bildet ein eigenes viertes Münchener Bild, einſtweilen das letzte meiner Galerie, „das Ende des Anfangs“. Hier möchte ich nur, wie man auf dem Höhepunkt der Straße, nicht am Abgrunde, die Warnungstafel aufſtellt mit der Inſchrift: „Radſchuh oder Strafe“, vorgreifend, mit der Grabſchrift ſchließen, die mir mein luſtiger Freund Glaßbrenner ſeiner Zeit geſetzt:

Merkt es euch, ihr Geibel, Heyse, die der Wind beLiebig dreht,
Hofgunſt iſt ein Dingel-, das auf einem ſchwachen Boden - steht.

IV.

Das Ende des Anfangs.

„Mittwoch, den 28. November 1855: Bei feſtlich beleuchtetem Hauſe, zur Feier des Allerhöchſten Geburtsfeſtes Seiner Majeſtät des Königs, zum erſten Male: Der Sturm, Schauſpiel in drei Aufzügen von Shakeſpeare; Ueberſetzung von Schlegel, Bearbeitung und Einrichtung von Franz Dingelſtedt, Muſik von Wilhelm Taubert.“

Dieſer „ſtürmiſche“ Abend war der letzte Lichtblick in meinem Münchener Hofleben. König Max, ſeit geraumer Zeit einmal wieder zu vertraulichem Zwieſprach aufgelegt, nachtwandelte mit mir nach beendigter Vorſtellung noch eine halbe Stunde lang im Wintergarten. Er hatte, wie er bei beſonderen Anläſſen pflegte, vorher über das Stück geleſen, was ich ihm an Commentaren und Monographieen zuſammengeſtellt: Gervinus, Ulrici, auch das Curioſum einer engliſchen Broſchüre, die mir, ſammt Titel und Namen des Verfaſſers, abhanden gekommen. Darin wurde der Sturm für eine politiſche Tendenzſchrift erklärt, eine Satire auf abſolutiſtiſche Regierungen und Uſurpationen; wunderliches

Zeug, wie es unlängſt in einer unglaublichen Fortſetzung des „Sturm“ durch Ernſt Renan aufgetaucht iſt, der in ſeinem Caliban die republikaniſche oder demokratiſch-ſocialiſtiſche Staatsform perſonificirt oder perſiflirt. Ich ſchüttelte den Kopf zu einer ſolchen Auslegung, die den König, ſeiner grübelnden Natur gemäß, nachhaltig angeregt hatte, und konnte im Original-Sturm nichts Anderes finden, als eine dramatiſche Robinſoniade, wie ſie dem Zeitalter der Weltreiſen und Entdeckungen nahe gelegen war. Wollten und mußten durchaus tief vergrabene Beziehungen gefunden werden, ſo dachte ich nur an eine: die perſönliche des Dichters zu ſeinem Werke. Shakeſpeare nahm als Proſpero Abſchied vom Theater, das ja auch ein Zauber-Eiland iſt. Ueber dem ganzen Stück liegt ein wolkenſchwerer, wetterſchwüler Himmel mit prachtvollen Farbenſpielen und Beleuchtungs-Effecten. Die Sonne neigt ſich zum Untergange. In weiter, weiter Ferne ſind verſchwunden der friſche Frühlingsmorgen der erſten Luſtſpiel-Schöpfungen, der vollreife Mittag der Hiſtorien und der Tragödien. Die Weltanſchauung des Dichters hat ſich getrübt, ſeine Kraft erſchöpft. Es wird Abend, ein ruhiger Abend nach dem Sturm.

In ruhiger Harmonie verklang auch die Unterhaltung im Wintergarten. Der König entließ mich, nachdem er die Aufführung beifällig anerkannt hatte, die es verdiente, und ebenſo meine Bearbeitung, die es nicht verdiente[1]), mit den Worten: „Die heutige Vorſtellung hat Mir Freude gemacht. Sie war ein werthvolles Geburtstagsgeſchenk.“

Kaum war ich zu Hauſe angelangt und hatte mir's bequem gemacht, um den „Sturm“ vor mir ſelbſt Revue paſſiren zu laſſen und zu ſpät zu ſehen, (— die Verzweiflung jedes gewiſſenhaften Theaterdirectors! —), wie es hätte ſein müſſen, ſo ſchreckte mich und die Familie ein ſcharfer Zug an der Hausglocke auf. Als ſpäter Beſuch ſtellte ſich Herr Luigi Tamboſi ein mit der Meldung: Seine Majeſtät habe, meinem Antrag entſprechend, dem Capellmeiſter Taubert aus Berlin,

Sturm

---

[1]) Das ſoll keine falſche Beſcheidenheit ſein; weiß ich doch, daß ich es nachmals in Weimar beſſer gemacht habe, am beſten in Wien. Ich ſteckte bei dem Münchener Verſuche, einem meiner erſten Shakeſpeare-Revivals, noch tief im Ballet- und Opern-Beiwerk. Die Expoſition, das herrliche Geſpräch an Deck des Königsſchiffes, war erſetzt durch ein Paradeſtück des Malers und des Maſchiniſten, mit Orcheſtermuſik, der Ariel in eine ſingende und eine recitirende Perſon geſpalten, die Nixenwirthſchaft, mit Verſenkungen und Wolkenflügen überladen, ungebührlich in den Vordergrund geſchoben. Dagegen hielten ſich, auf einem vollkommen neuen Boden, meine Leute prächtig: Dahn als Proſpero, Marie Dahn-Hausmann als Miranda, Straßmann als Ferdinand, und das humoriſtiſche Kleeblatt, Lang als Caliban, Chriſten als Trinculo, Joſt als Stephano; Franz Seitz nicht zu vergeſſen als poeſievoller Coſtümezeichner.

der ſeine Muſik zum „Sturm“ perſönlich dirigirt hatte, das Ritterkreuz erſter Claſſe des Verdienſtordens vom heiligen Michael verliehen, und theile mir zuerſt dieſe erfreuliche Nachricht mit. Meinen Dank und eine, vielleicht einigermaßen cenſurwidrige Rede meiner Frau, die mit Signor Luigi angelegentlichſt italieniſch zu plaudern pflegte, ſchnitt der feine Königsbote mit dem Troſte ab: „Quando vengo la prossima volta, sarà per il Signor Intendente; mà sicuramente!“ Guter Luigi, du wußteſt recht gut, beſſer und eher als ich, was von da droben für mich unterwegs war!

Und doch habe ich zu keiner Zeit fleißiger gearbeitet, ſorgfältiger verwaltet, ängſtlicher geſpart, auch niemals mehr erzielt an finanziellen und an artiſtiſchen Reſultaten, als in den letzten zwei Jahren meiner Münchener Intendanz, 1855, 1856. In der That ward mir denn auch die Genugthuung, meinen Rechenſchaftsbericht für das Jahr 1855/56 wiederum mit einem Ueberſchuß (von 5336 Fl. 16½ Xr.) abzuſchließen. Ich glaube faſt, daß ich naiv genug geweſen bin, eine Zeit lang anzunehmen, mit dem Grund meines Sturzes den Sturz ſelbſt beſeitigt zu haben. Als ob das famoſe „Deficit“, welches eine ſtehende Rubrik in allen feindlichen Mäulern und Preßorganen geworden war, nicht blos der Vorwand geweſen, das Mittel zum Zweck: ein Intendantenwechſel um jeden Preis, auf jedem

Wege! Einmal angelangt auf der gewiſſen „ſchiefen Ebene", glitt ich unaufhaltſam, mit wachſender Geſchwindigkeit niederwärts, dem Abgrunde zu. Was mir ein Anhalt ſchien, wonach ich im Triebe der Selbſterhaltung, im verzweifelten Ringen um's Daſein krampfhaft griff, ein Stein rechts, ein Buſch links, das erwies ſich nach dem Naturgeſetz ſolcher Kriſen als ein Anſtoß, meinen Fall beſchleunigend.

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor",

und riß mich durch ſein Gewicht unwiderſtehlich fort, ſo daß ich noch froh ſein mußte, nicht unter der Laſt begraben zu werden, ich und die Meinigen, ſchuldloſe Opfer, welche in mein Verhängniß mit hineingezogen wurden . . . . .

Ein ſolcher Stein des Anſtoßes war „Tanhäuſer". Die Oper, bisher in München nicht gegeben, verſprach ein Caſſenſtück erſten Ranges zu werden; ſie hielt auch Wort, denn ſie wurde in einem halben Jahre, von Mitte bis Ende 1855, neun Male aufgeführt, darunter acht Male mit erhöhten Preiſen, — für München ein außerordentlicher Erfolg. Kaum war die Abſicht, ſie in das Repertoire aufzunehmen, in die Oeffentlichkeit gedrungen, ſo erhob ſich der Widerſpruch, die Denunciation: „Der königlich-bayeriſche Hoftheater-Intendant gibt ein Werk des Social-Demokraten, des Revolutionärs, des rothen Republikaners, Richard Wagner!" Einer der geſinnungstüchtigen Zionswächter verſtieg ſich ſogar in das hochpoetiſche Gleichniß: Der Orpheus, welcher im Dresdener Mai-Aufſtande durch ſein Saitenſpiel Barrikaden gebaut, der landesflüchtige Verbrecher, er findet Unterſtand in einem Kunſttempel des Königs von Bayern, des nahen Anverwandten des Königs von Sachſen, an welchem ſich der in contumaciam verurtheilte Sträfling durch den ſchnödeſten Undank vergangen. In's Zuchthaus zu Waldheim gehört er, nicht in das Münchener Opernhaus. So lauteten die Anklagen, und die Nutzanwendung blieb natürlich nicht aus: daß dergleichen ungeheuerliche Tactloſigkeiten nicht Wunder nehmen konnten, da ja in dem kosmopolitiſchen Nachtwächter ein Parteigenoſſe Wagner's an der Spitze des bayeriſchen Hoftheaters noch immer ſein Unweſen treibe. Ja, ja, — ſo wurde geſchrieben und geſchrieen, gedruckt und gedrückt, Monachi Monachorum, im Jahre des Heils 1855, genau zehn Jahre vor dem Regierungsantritte Richard's, des dermaligen Markgrafen von Bayreuth. Mir blieb Nichts übrig, als den Handſchuh aufzunehmen, um einem Verbote zuvorzukommen. Ich that es, indem ich bei König Max einfach auf die Thatſache hinwies, daß Wagner's Opern im Dresdener Hoftheater unbeanſtandet gegeben würden. Darauf löſte der König den Knoten mit einem ſeiner in Lapidarſchrift gefaßten Urtheile: „Wir wollen nicht ſächſiſcher ſein, als der König von Sachſen." Tanhäuſer ging in Scene, zum erſten Male am 12. Auguſt 1855. Es war ein heißer Schlachtabend, ungefähr mit demſelben Heiden- und Höllen-Lärm, der im Theater ſeit fünfzehn Jahren überall an der Tagesunordnung iſt, wo eine neue Offenbarung der Zukunftsmuſik zur Welt kommt. Aber der Sieg verblieb ihr; als merkwürdigſter Trophäe desſelben erinnere ich mich des Moments, da Franz Lachner, nach minutenlangem donnerndem Hervorrufe, auf der Bühne erſcheinen mußte, trotz begreiflichen Zögerns und Widerſtrebens — mußte, um den Löwenantheil des Orcheſters ſichtbarlich in Empfang zu nehmen. Der Napoleons-Kopf des berühmten General-Muſik-Directors, mit der, bei der Hitze des Tactirens in die Stirn fallenden Haarlocke und dem willensſtark hervortretenden Kinn, hat mir niemals mehr den Eindruck eines Jupiter tonans gemacht, als da Lachner für Wagner dankte.

Noch ein Stein des Anſtoßes: Señora Pepita de Oliva. Wie ich ihn niederſchreibe, den damals ſo oft genannten, ſo laut gejauchzten, jetzt längſt verſchollenen Namen, ſteht ſie leibhaftig vor mir, die wunderbar ſchöne Spanierin, höre ich, — aber wie deutlich! — das trockene, ſcharfe Raſſeln der Caſtagnetten, womit, noch in der Couliſſe, die Klapperſchlange ihr Erſcheinen ankündigte. Nun ſchießt ſie heraus, ſtellt ſich eine volle Minute regungslos hin, aus den üppigen Hüften hoch aufgebäumt, weit rückwärts gebogen, daß die dichten ſchwarzen Haare faſt den Boden fegen, und ſtürzt dann vor, ihre Vampiraugen jedem einzelnen Zuſchauer in's Hirn bohrend, mit den kleinen, ſpitzen, weißen Zähnen des halb geöffneten Mundes ſich feſt einbeißend in alle Männerherzen, die ihr in höchſter ſinnlicher Wallung entgegenklopfen. Was ſie tanzte, ihre Madrilena, ihr Ole, ihre Linda Gitana, das war ja alles Nebenſache; die Perſon allein wirkte, galt, zog. Dieſe Straßentänze, als Soli aufgeführt, hatten eigentlich, von dem künſtleriſchen Werthe ganz abgeſehen, gar keinen Sinn, wiefern jeder Nationaltanz wenigſtens ein Paar, wenn nicht eine Gruppe, erheiſcht. Aber Pepita tanzte allein; ihr Partner war das Publicum. Darin lag der Reiz, darin der Erfolg. Ich hatte ſie auf einer Streife nach geldbringenden Gaſtſpielen in Braunſchweig gefunden und auf dem Flecke engagirt; freilich nicht ohne Gewiſſensbiſſe. Als ich den Vertrag unterzeichnete, glaubte ich die blauen Augen und das blonde Haupt meiner Freundin Lucile Grahn vor mir zu ſehen, wie ſie mich kopfſchüttelnd und vorwurfsvoll anblickte. Sie hatte Recht: Pepita gehörte nicht auf ein künſtleriſch geleitetes Hoftheater. Aber verfolgte mich denn nicht das Geſpenſt des lumpigen Deficits? Suchte ich nicht, gieriger als je ein wälſcher

Impreſario geweſen, leidenſchaftlich wie ein Alchymiſt, nach Gold, nur Gold, immer Gold, um meine verfallene Seele loszukaufen? Nun, Pepita brachte mir Gold; aber um hohen Preis. In einem Augsburger Blatte blitzte zuerſt, noch ehe ſie kam, der meuchleriſche Schuß auf: daß nur ein „Fremder" dem Bayernlande das Herzeleid anthun könne, durch eine ſpaniſche Tänzerin zu erinnern an — Lola Montez. Die Kugel ſaß. Dies Mal durfte ich nicht an König Max appelliren, durfte auch er mich nicht decken, ſeinem Vater gegenüber. Da faßte ich mir ein Herz, nahm eine Privat-Audienz bei König Ludwig, — der, wie ich aus eigener und fremder Erfahrung wußte, Vieles hören konnte, weil er Alles ſagte, — und trug ihm offen den heiklen Fall vor, mich bereit erklärend, dem ſpaniſchen Gaſt abzuſagen, wenn Seine Majeſtät ſich irgendwie unangenehm berührt fühlte. König Ludwig ließ mich nicht ausreden; er überſchüttete meine wohlgeſetzte Entſchuldigung durch eines ſeiner bekannten, charakteriſtiſchen Gelächter, „Tempi passati, mein lieber Intendant," rief er mir in's Ohr und ſetzte, mich beim Frackkragen faſſend, ein paar geflügelte, eigentlich: geſalzene Worte hinzu, die ſich, wie ſo vieles Gute in dieſer ſchlechten Welt, leider, leider, der öffentlichen Wiederholung entziehen. Mit einem Freibriefe für Pepita in der Taſche, verließ ich, nach einer Unterredung von einer vollen Stunde, das Wittelsbacher Palais. Pepita durfte kommen. Pepita kam, zu zwei längeren Gaſtſpielen, eines im Anfange, eines zu Ende des Jahres 1855, und machte nicht blos München toll, ſondern auch die ernſte, ehrbare Nachbarſtadt Augsburg, wohin Pepita ebenfalls geſprungen war. Bis auf die Zirbelnuß auf ihrem ſtolzen Rathhauſe drehte ſich Auguſta Vindelicorum mänadiſch mit, und die Mägde an den ſchönen Brunnen der leeren Maximilianſtraße, deren melancholiſches Rauſchen ſonſt nur ſchlaftrunken vom Kaiſer Karl und vom Fugger erzählt, ſie phantaſirten, Brunnen und Mägde, von der ſpaniſchen Zauberin. Mein, in der Moral und in der Kritik gleich ſtrenger Freund Altenhöfer ſchrieb in der majeſtätiſchen Allgemeinen einen dithyrambiſchen Artikel: „Noch einmal ſie!“ Pepita hatte geſiegt, Tanhäuſer hatte geſiegt. Noch ein paar Pyrrhus-Siege ſolcher Art, und ich war verloren. Ich fühlte, wie ich hinabglitt, hinab, hinab . . . . .

Den letzten Stoß gab mir „der Fechter von Ravenna“. Heute, nach zwanzig Jahren und darüber, iſt es verdammt leicht, über den „Bacherl-Scandal“ vornehm lächelnd die Achſel zucken, als über eine bedeutungsloſe Alltagspoſſe. Wer darin mitgeſpielt hat, ob handelnd, ob leidend, oder wer als Zuſchauer ſich erinnert, wie tief und nachhaltig das Theater, die

Preſſe, die Geſellſchaft, über Deutſchland hinaus, durch die cause celèbre Jahre lang aufgeregt, in Parteien zerriſſen, in Leidenſchaft entzündet wurden, der weiß und wird es nie vergeſſen, daß das unfläthige Satirſpiel nach einer echten, edlen Tragödie durchaus nicht lächerlich und kindiſch war, daß ſeine Leitmotive hinter den Couliſſen, ſeine Wirkungen jenſeits des Theaters lagen. Dieſer Umſtand und die Rolle, welche dem Intriguenſtück in meinem Leben zugefallen, mögen hier ein näheres Eingehen rechtfertigen.

Julie Rettich brachte mir Anfang Juli 1854 zum Geſammtgaſtſpiel ein Manuſcript mit, welches ſie mit einem tiefen Schleier des Geheimniſſes bezüglich des Dichters und mit einem hohen Nimbus über den Werth des Werkes zu umgeben wußte. Sie hütete ihren Schatz mit einer Treue, einer Feſtigkeit, deren nur ſeelenſtarke Frauen fähig ſind. Die Hand, aus der ich ihn empfing, mehr noch Stil und Tonart der Dichtung wieſen ſofort auf den Urheber hin. Indeß, wär' ich auch neugierig geweſen (was ich von Natur nicht bin, ſo wenig wie argwöhniſch, neidiſch, eiferſüchtig), alles Fragen und Forſchen war verboten; ebenſo die Aufführung des Stückes, welches ich gern meiner Bühne unverzüglich gewonnen hätte. Der Vorgang des Wiener Burgtheaters mußte abgewartet werden. Doch durfte ich das Manuſcript behalten, auch verbreiten durch Vorleſen. Ich las es am Hofe zu Coburg, wo Herzog Ernſt ſich durch den politiſch-patriotiſchen Zug der Dichtung lebhaft angeſprochen fühlte, las es in Augsburg bei Kolb, der vergeblich einen Artikel für ſeine Beilage verlangte, las es in München vor meinen Freunden. Ueberall war der Eindruck unverkennbar ein mächtiger, ungewöhnlicher, vielleicht durch den Reiz der Anonymität verſtärkter. Darüber kam die erſte Aufführung in Wien heran, Mittwoch, den 18. October 1854. Und — ſonderbar! — der Abend entſprach den Erwartungen nicht, ließ wenigſtens keineswegs auf den (wie man heutigen Tages ſagen würde) ſenſationellen Erfolg des Stückes ſchließen, der ſich erſt aus den weiteren Darſtellungen herauswuchs. Der Beſuch ſoll mäßig, der Beifall kühl und ſpärlich geweſen ſein. Ich denke mir, daß die „Tendenz“ Zeit brauchte, um durchzudringen; daß die politiſchen Schlagwörter nicht wie Blitze zündeten, ſondern wie Minen, deren Fäden eine Weile lang glimmen müſſen, ehe die Exploſion vor ſich geht. Aber als nun die Aufführung in München erfolgte, zum erſten Male Dienſtag, den 16. Januar 1855, war der Ruf des „Fechters“ bereits gemacht, und das große, übervolle Haus ſtand vom zweiten Aufzuge an hoch und hell in Flammen. Ich hatte mir, wie früher im Leſezimmer, ſo jetzt auf der Bühne, ein Paradepferd in dem Stücke zugeritten und aufgeputzt. Namentlich Caligula's Hof, weite Prunkgemächer mit dem Ausblicke in die Kaiſergärten, angefüllt mit allen bekannten und fremdartigen Erſcheinungen Urbis et Orbis, durch ſceniſches Raffinement in ſteter Bewegung erhalten, brachte die mächtigſte Wirkung hervor. Dem Rahmen entſprachen die Bilder: die ſchöne Damböck das Ideal einer Thusnelda, Straßmann ein von natürlicher Kraft ſtrotzender Fechter, Haaſe der geborene Caligula, Dahn ein biderber altgermaniſcher Reichsfürſt, ſeine Frau als Blumenmädchen ſelbſt ein ſtachlichtes Dornröslein. Unſere Darſtellung durfte, im Ganzen wie im Einzelnen, ſich kühn an die Wiener hinanwagen, und das Stück legte unzweifelhaft von Wien aus, aber auf dem Wege über München, ſeinen faſt beiſpiellos glänzenden Siegeslauf über alle deutſchen, über viele auswärtige Bühnen zurück. Bei uns wurde dasſelbe (für ein Trauerſpiel ein ſeltener Erfolg) im erſten Jahre, 1855, ſechsmal gegeben, immer anonym.

War es der Glanz, der von der Dichtung ausſtrahlte, oder das Dunkel, in welches ſich der Dichter conſequent einhüllte, was den Raub- und Mordanfall auf Beide veranlaßte? Ich weiß es nicht, weiß mich auch nicht genau des Zeitpunkts zu erinnern, wann derſelbe ſich ereignete. Doch ſtand im Winter 1855 auf 1856 der Scandal ſchon in voller Blüthe, die an zwei Stellen, Wien und München, beſonders üppig und giftig ausgebrochen waren. Ein Dorfſchulmeiſter, des Namens Franz Bacherl, wohnhaft in Pfaffenhofen, der Urheber des unſterblichen Verſes: „Was ſie haben, das wollen ſie nicht, und was ſie wollen, das haben ſie nicht", hatte, erſt leiſe und elegiſch, dann, da ſein Erfolg wuchs, mit ebenfalls wachſender Dreiſtigkeit, zuletzt ſtürmiſch und von einem Chor fanatiſcher Anhänger begleitet, darunter zum Theil Leute des beſten Glaubens, gegen einen der anerkannteſten Dramatiker Deutſchlands, gegen Friedrich Halm, die Anklage auf Plagiat erhoben. „Der Fechter von Ravenna" ſollte entſtanden ſein aus einem Stücke, das Bacherl zur Bewerbung um einen von der Direction des Burgtheaters ausgeſchriebenen Dramenpreis nach Wien geſchickt hatte; welches Stück von Halm, einem der Preisrichter, geleſen und widerrechtlich für die Fabel, die Charaktere, die Tendenz ſeiner Dichtung ausgebeutet worden wäre. Das Machwerk Bacherl's wurde als Beweisſtück an's Tageslicht gezerrt; eine klägliche Mißgeburt, aber in einzelnen Zügen dem Fechter unleugbar ähnlich. Daß dieſe Aehnlichkeit ein Spiel des Zufalls ſein könne, wurde vergebens von unbefangenen Zeugen des Streites geltend gemacht. Der Stoff des Arminius liegt, ſo zu ſagen, in der Luft,[x] wie unter Anderen auch der arme Conradin; beide ſind unzählige Male

[x] die berühmte Ausrede aller Plagiatoren!

dramatiſirt worden, und warum ſich nicht, durchaus unabhängig von einander, zwei Dramatiker in dem gleichzeitigen Griffe nach Armins Sohn und Wittwe begegnen ſollten, deren eine Anekdote im Tacitus erwähnt, das iſt vernünftiger Weiſe nicht wohl abzuſehen. Nicht zu reden von der, am Ende keineswegs ausgeſchloſſenen Möglichkeit, daß Bacherl, nachdem er einer Aufführung des Fechters beigewohnt, ſein im Wuſt alter Manuſcripte vergrabenes Product deſſelben Inhalts hervorgeſucht, geändert und für das Prototyp des Halm'ſchen Stückes ausgegeben. So etwas zu ſagen und zu denken, erſchien Hochverrath. Nein, Bacherl war nicht der Betrüger, konnte kein Betrüger ſein; Halm, deſſen Autorſchaft zu tranſpiriren begann, war der Dieb, mußte der Dieb ſein. Der arme Dorfſchulmeiſter, welcher ſeine „Theaterſtückeln“ nach auswärtigen Zetteln ſchrieb, — ähnlich wie ſein College bei Jean Paul, Ehren Wuz, ſeine Romane nach den Titeln im Meßkataloge, — wurde ausgeſpielt gegen den vornehmen Reichsfreiherrn, der ſich kein Gewiſſen daraus macht, mit langem Arme den letzten Pfennig des Volksmannes an ſich zu reißen und in Goldſtücke umzuſetzen. Denn „die fetten Honorare und Tantièmen“ ſpielten in allen Artikeln zu Bacherl's Gunſten die erſte Violine. In Bayern, namentlich in München, empörte ſich für den Märtyrer und gegen den Uſurpator noch ein ganz beſonderer Trieb, — das Stammesgefühl, in dieſem Falle, wie in den meiſten, verſetzt mit einer „ſchwarzen“ Farben-Nüance ultramontanen Urſprunges. Bacherl hatte in ſich entdeckt, außer ſeinem unterdrückten Dichtertalent, eine „weitſchichtige“ Verwandtſchaft mit dem Herrn Erzbiſchof von München-Freyſing. Zum hohen Namenstage Seiner Gnaden verſäumte der aufmerkſame Vetter nicht, mit einem Gedichte ſich einzuſtellen, worin „Glaube, Liebe, Hoffnung als hellſtrahlender Diamant, feuerrother Rubin, grüner Smaragd funkelten“; für welche ſinnreiche Juwelier-Phantaſie, leider, nur ein huldvolles Dankſchreiben aus dem erzbiſchöflichen Secretariat den Gratulanten lohnte. Alle dieſe Beziehungen wußte Herr Franz Bacherl — Lord Francis Bacon hat, allerdings unfreiwillig, in Shakeſpeare's Dichterruhm einen ähnlichen Schatten geworfen, wie Franz Bacherl in Halm's, — wußte er auszubeuten mit der ganzen verſchmitzten Findigkeit des Altbayern, geſteigert durch die krankhaft überſpannte Eitelkeit des allzeit malcontenten Dorfſchulmeiſters. Er veranſtaltete Subſcriptionen auf ſeine Werke, lyriſche wie dramatiſche, und that ſich ſpäter ſogar als reiſender Declamator und Improviſator vor dem geſammten deutſchen Publicum auf. Pokorny in Wien bot ihm, — irr' ich nicht, geſchah dies im Frühjahre 1857 — das Theater an der Wien an für ſeine Production, gegen ein Drittel der Brutto-Einnahme, wozu ein kunſtliebender Gaſthofbeſitzer die Einladung auf freie Koſt und Wohnung für die Dauer des Aufenthaltes hinzufügte. Bis faſt an das Ende der fünfziger Jahre hat der Pfaffenhofer „Hirte des Kleinviehs“, pastor minorum gentium, ſeinen Bakel in einen Rhapſodenſtab verwandelnd und liſtig mit den geſammelten Ducaten oder Friedrichsd'or anfüllend, ſeine Kunſtreiſen fortgeſetzt. Die kühlere Luft Norddeutſchlands erwies ſich indeß nicht günſtig für ſeine Zwecke; am Rhein, an der Elbe, an Nord- und Oſtſee ward er bald durchſchaut und, wie er es verdiente, behandelt: als halb komiſche, halb verdächtige Figur. Er verſchwand aus der Oeffentlichkeit, nachdem er das Gaukelſpiel ſeines Ruhmes nicht lang überlebt. Perſönlich iſt er mir niemals begegnet; er hat mich nicht aufgeſucht, noch weniger ich ihn, und ſo kann ich ihn auch hier aus meinem Geſichtskreis ſich verlieren laſſen.

Was Halm durch ihn gelitten, das beſchreibt ſich nicht. Baron Münch war in ſeinen Vorzügen, wie in ſeinen Mängeln eine durchaus vornehme Natur, deren ſeine Fühlfäden ſich bei jeder Berührung mit der Außenwelt ſchaudernd zuſammenzogen. Daraus, mein' ich, noch mehr als aus Standesrückſichten erklärt ſich die Pſeudonymität, die er bei dem Betreten ſeiner Dichterlaufbahn angenommen und lange, nachdem ſie völlig durchſichtig geworden, feſtgehalten hat. Durch die öffentliche Anklage auf Diebſtahl fühlte er ſich in ſeiner Ehre als Edelmann, in ſeiner Ehre als Schriftſteller doppelt gekränkt; die letztere ſtand ihm vielleicht noch höher, als die erſtere. Um ſo tiefer packte, ſchüttelte, marterte ihn die wilde Jagd, die ſich an ſeine Ferſen geheftet, durch die Spalten aller Zeitungen ihn hetzend, als er ſchon bei ſeinem erſten und größten Erfolge auf das Geſpenſt derſelben Verleumdung geſtoßen war: „Griſeldis“ ſollte nicht ſein Eigenthum ſein, ſondern Enk's, ſeines Lehrers. Aus den erſten drei Monaten des Jahres 1856 beſitze ich Briefe Münch's, in denen jede Zeile blutet; es iſt, als krümmten und wänden ſich die zarten, ängſtlich kleinen Schriftzüge ſeiner Hand vor tödtlicher Qual. Namentlich einer, vom 9. März 1856, gehört zu den beredteſten Schmerzensſchreien, die jemals eine menſchliche Bruſt ausgeſtoßen. Er wird, für den Schreiber wie für den Empfänger ein goldenes Blatt, in meinem Tagebuche aus Wien einſt ſeine Stelle finden.

An dem Tage, da Münch ſich vor aller Welt zum Fechter bekannte, — mich dünkt: bei Veröffentlichung des Trauerſpiels durch den Buchhandel, im Frühjahre 1856, — wußte ich, was ich zu thun hatte: ich kündigte, zuerſt auf dem Wochen-Repertoire, welches Sonntag den 13. April gedruckt wurde, dann auf dem

Zettel der Vorſtellung, Dienſtag den 15. April, das bisher anonym gegebene Stück an als: von Friedrich Halm. Damit war das Signal für die Münchener Hetze gegeben. Meine Freunde warnten, unter Hinweis auf die offenkundige Erſchütterung meiner Stellung. Der einzige Geibel, mir immer ein guter, ein treuer, auch ein tapferer Kamerad geweſen, gab mir Recht. Er ſagte: „Als Intendant ſollte er es vielleicht nicht thun, denn es ſchadet ihm; als Freund Münch's braucht' er es auch nicht zu thun, denn er nützt ihm nicht; aber als Dichter muß er es thun. Wir ſind ſolidariſch mit einander verbunden, wir von Gottes Gnaden, gegen die durch Pöbels Gunſt. Alſo vorwärts, langer Franz!" Ich drückte meinem Emanuel die Hand und — that's.

Dienſtag Vormittag kamen die erſten Sturmvögel in die Kanzlei geflogen. Die Zettelträger erzählten: an den Straßenecken wären die Zettel theils abgeriſſen, theils beſchmutzt, theils mit Bleifeder corrigirt, d. h. „Friedrich Halm" dick durchſtrichen, noch dicker darüber geſchrieben: „Franz Bacherl". Unſer Mercurius aus der Vorſtadt Au producirte ſchüchtern das Fragment eines Zettels, worauf, quer über das königliche Wappen am Kopf, mit Rothſtift und hinter einer wunderſchön gezeichneten Hand zu ſehen und zu leſen ſtand:

☞ Pereat Dingelstädt!!!

Um zwölf Uhr meldete der Tagscaſſirer, — Schweiger hieß er, — mit herkömmlicher Gravität: „Ausverkauft“. Aber der würdige alte Knabe, der ein vertrauen-erweckendes Bäuchlein vor ſich hertrug und mit einem hochrothen Biergeſicht unter ſchneeweißen Haaren in die dunkle Caſſa hineinleuchtete, er ſprach das willkommene Wort nicht aus wie ſonſt, mit ſtrahlender Miene, die zu ſagen ſchien: „Heut' Abend kann ſich ein armer Tagscaſſirer ein paar Maßerl'n extra vergunnen“; vielmehr war er ſichtlich niedergeſchlagen, ärgerlich, mißvergnügt, und ſagte, ehe er ſich abſchob: „Mir ſcheint, mir ſcheint, Gnaden Herr Intendant, auf die Nacht ſetzt's wieder was.“ Die gleiche Warnung ſandte, durch den Hausinſpector und Secretär Schmitt, mein allzeit hilfreicher Nachbar, Polizeidirector Düring. Ich ließ ihm danken; was Schmitt billigte, jedoch mit dem Rathſchlag, ein in ähnlichen Nöthen oft gebrauchtes Hausmittel zu verſuchen: Abſage der Vorſtellung. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ flüſterte er, „ſo müßte mir der Dahn oder ſonſt ein zuverläſſiges Mitglied plötzlich krank werden.“ Trotz der Zuverläſſigkeit ſchämte ich mich vor meinem Perſonal und vor mir der Nothlüge, die obendrein, im beſten Falle, mir nur eine Galgenfriſt gewährte. Ich entſchied: „Nein,“ und ging, früher als gewöhnlich, von der Kanzlei nach Hauſe.

Daß mich mein unerbittliches Gedächtniß mit ſolchen nichtswürdigen Nebendingen durch Jahrzehnte verfolgt! Bei Tiſch gab es an dem Tage eine meiner Leibſpeiſen: Renken, auf dem Roſt gebraten, einen delicaten Fiſch aus den bayriſchen Seen, und die letzten Schnepfen, letztere ein Nimrodgeſchenk meines erlauchten Gönners und Nachbarn, des Grafen Baſſenheim. Meine arme Frau pflegte mein ſterbliches Theil bei allen Gelegenheiten, wo dem unſterblichen Stürme und Kämpfe drohten, mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu ſtärken und zu laben. Sie wußte, was bevorſtand, und wunderte ſich deshalb nicht, — deſto mehr aber die zwei älteſten Kinder, die ſeit einiger Zeit für tafelfähig erklärt worden waren, — daß Papa nur einmal von den guten Fiſchen nahm und ſein Weinglas halb voll ſtehen ließ. Ich fand eben nirgends Ruhe, auch nicht am häuslichen Heerd, über welchem, bis zu den Leuten hinab, die Ahnung einer nahen Gefahr drückend lagerte. Mit Mühe hatte ich durchgeſetzt, daß meine Frau mich nicht in das Theater begleitete, ſondern zu Liebig's ging, wo ich nach der Vorſtellung ſie abholen würde. Sie war, begreiflicher Weiſe, noch aufgeregter als ich, und unſerem treuen Jacob zitterte ſogar die Hand, als er, ein Opfer ſchmückend, die Schleife des Maximilians-Ordens in das Knopfloch meines ſchwarzen Fracks ſteckte. Jenny küßte mich zum Abſchied unter erſtickten Thränen und machte, wie ſie immer that, wenn ich auf Reiſen ging oder auf wichtige Gänge, auf Stirn und Bruſt mir das Kreuz. Ueber das Treppengeländer ſah ſie uns nach und rief: „Jacob, daß Sie mir gut Acht geben auf den Herrn!“

Um halb ſieben Uhr begann die Vorſtellung. Da ich in's Theater kam, volle zwanzig oder dreißig Minuten früher, war das Parterre ſchon überfüllt. Schmitt berichtete, daß man „rottenweiſe“, gleich nach Eröffnung des Hauſes, die Bänke beſetzt hätte; „ein Billeteur, der den Bacherl kennt, will geſehen haben, daß ein Haufe junger Burſche ihn in die Mitte genommen und im dunkelſten Parterrewinkel verſteckt hat.“ Ich zuckte die Achſeln und ging auf die Bühne, meine Truppen muſtern. Auch dort dumpfe Gährung; doch begrüßte mich die Mehrzahl mit Sympathie. Nur bei zwei Mitgliedern erſten Ranges entdeckte ich, zum erſten Male an jenem Abend, das Wahrzeichen einer bevorſtehenden Veränderung: ſchlecht verhehlte Schadenfreude blitzte aus ihren Augen, eine unterdrückte Ironie aus den übertrieben höflichen Verbeugungen, womit ſie mir entgegentraten. Es waren zwei Herren, die Herren ... Soll ich ſie nennen? Pfui Teufel! Sie leben noch und haben ihren Lohn dahin. Doch eines Verſtorbenen will ich in Ehren gedenken: des braven Büttgen, der im „Fechter“ zwar einen Ueberläufer und Verräther ſpielte, Flavius Armin, im Gefecht aber mir allzeit ein treuer Soldat geweſen iſt. Er zog mich auf die Seite, meine Hand an ſein Herz, das heftig unter der Toga ſchlug. „Herr Intendant,“ bat er, „wollen Sie mir eine Liebe thun? Bleiben Sie heut' Abend hier unten, bei uns!“ Ich riß mich los mit einem, vermuthlich recht mißlungenen Spaß und eilte hinüber in die Reſidenz, die Majeſtäten abzuholen. König Max ließ herausſagen, er werde ſpäter kommen; ebenſo Königin Marie. Nachdem beide Herrſchaften eingetroffen, meldete ich mich in der königlichen Loge und bat die Majeſtäten, vor dem Ende der Vorſtellung ſich zurückziehen zu wollen, da möglicherweiſe ein Spectakel im Publicum verſucht werden würde, gegen Halm, für Bacherl. Es war beiläufig dieſelbe Situation, wie die bei meinem Debut als Intendant; aber eine ſehr geänderte Löſung. Der König neigte das Haupt und ſprach in ſehr ernſtem Tone: „Wir werden nach dem vierten Act gehen.“ Weiter kein Wort, auch nicht, da ich die Majeſtäten heimgeleitete. Ein ſtummer, kühler Gruß.

Die Vorſtellung wollte kein Ende nehmen. So wenigſtens ſchien es mir, wie ich ſie auch, gewiß nur nach der eigenen Stimmung, unruhiger, fieberhafter und unbefriedigender fand, als die früheren. Als der fünfte Act endlich, endlich, dem Schluſſe nahte, ging ich hinab auf die Bühne. Polizeidirector Düring und Inſpector Schmitt ſpazierten, Arm in Arm, hinter den Couliſſen auf und nieder, wo ſich, vollzählig und maleriſch gruppirt, auch das Kunſt-, Haus- und Dienſt-Perſonal verſammelt hatte. Die Ohren ſpitzend, die Mäuler aufſperrend, harrten alle der Dinge, die da kommen ſollten. Während ich die Couliſſen von Allen, die nichts darin zu thun hatten, ſäubern ließ, ſpielte ſich draußen die letzte Scene ab, in lächerlicher Vorbedeutung für mich eine Verſchwörung im Murmeltone:

Caſſius.
Du ſiehſt, es drängt die Zeit. Er oder wir!
Erforſchteſt du der Prätorianer Stimmung?

Cornelius.
Sie ſind für uns.

Caſſius.
Und ſo auch der Senat.

Cornelius.
Wann alſo meinſt du?

Caſſius.
Morgen.

Cornelius.
Gut denn! Morgen!

Der Vorhang fiel, „raſch," wie es der Dichter vorſchreibt. Darauf brach im Hauſe ein Beifallsſturm los, aus welchem aber ein beſtimmter Name, als Hervorruf, nicht zu vernehmen war. Die Trägerin der

Hauptrolle, Fräulein Damböck, ging hinaus; dann, als der Sturm ſich wiederholte, Fritz Dahn, der Fritz Haaſe abgelöſt hatte auf dem wurmſtichigen Throne der Cäſaren. Da das Parterre und die Galerie immer weiter, immer lauter ſtürmten, jedoch immer noch ohne Namen zu nennen, zeigten ſich, widerſtrebend, nur auf meine Bitte, noch einmal, Hand in Hand, Dahn und Damböck. Eiſiges Schweigen empfing Thusnelda und Caligula, plötzlich gebrochen durch den gellenden Schrei einer Weiberſtimme, die im zweigeſtrichenen C aufkreiſchte: „Bacherl 'rrraus!!" Wiederum fiel der Vorhang, und zwar wiederum raſch; dies Mal ohne Vorſchrift, vor Schreck. Darauf begann denn der lang erwartete, lang zurückgehaltene Scandal, das ſorgſam einſtudirte, inſcenirte Schauſpiel im, oder nach dem Schauſpiele. Zu den klatſchenden Händen geſellten ſich ſtampfende Füße und Stöcke, die an den Brüſtungen und den Wänden des Parterre's, der Galerie den Tact traten und ſchlugen zu dem hölliſchen Finale. „Bacherl 'raus;" klang der Chorgeſang männlicher und weiblicher Furien. Auf den Brettern, gleichſam das Echo, ein rathloſes Durcheinander. Die Gucklöcher im Vorhang, durch welche man, von der Bühne aus, vor und zwiſchen den Acten das Haus zu beobachten pflegt, waren beſetzt von einer langen Queue ängſtlicher Späher. Aus den Garderoben ſtürzten, halb ausgekleidet, händeringend, mich umdrängend, die Mitglieder. Die Regiſſeure ſtürmten auf mich ein: „Laſſen Sie uns hinaus und ankündigen, daß Herr Bacherl nicht auf der Bühne iſt!“ — Damit man ihn im Triumphe aus dem Parterre herausträgt?! — „Wolan, ſo ſagen wir's muthig den Schreiern, daß wir Herrn Bacherl nicht kennen und heißen ſie heimgehen.“ — Oel in's Feuer! — „Aber Etwas muß doch geſchehen, dem Scandal ein Ende zu machen.“ — Daſſelbe meinte der Polizeidirector, der mir anbot, das Haus durch ſeine Leute räumen zu laſſen. Ich lehnte dankend ab und ſagte: „Das beſorg' ich ſelbſt, und leichter. Inſpector Schmitt.“ — Herr Intendant? (Im ſtrengſten Feldwebelton, Hand an der Dienſtmütze.) — „Bitte, ſtellen Sie ſich hier am Harlekinsmantel auf und behalten Sie meine Loge im Auge. Ich begebe mich hinauf, damit meine Abweſenheit nicht falſch ausgelegt wird. Sobald Sie mich oben ſehen, zählen Sie auf Ihrer Uhr fünf Minuten; ich thue desgleichen auf der meinigen. Sind ſie vorbei, ſo ziehe ich mein Taſchentuch. Darauf laſſen Sie im Nu den Kronleuchter auslöſchen. Noch fünf Minuten, und Sie verfahren ebenſo mit allen Gaslichtern auf den Stiegen, in den Corridors. Nur die Nothlampen bleiben brennen.“ (Oellampen, die, je eine in jedem Gang, im Gebrauch erhalten worden, für den Fall, daß in der Gasbeleuchtung eine Störung einträte.) — Zu Befehl, Herr Intendant. — „Aber, bedenken Sie, in den Logen iſt auch noch Publicum anweſend.“ So warnte der Polizeidirector. — Deſto ſchlimmer für das Publicum. Das Stück iſt aus. Fünf Minuten hat das Nachſpiel gedauert. Ich gebe ihnen noch zehn zum Beſchluß im Inneren des Hauſes und für draußen. Dann iſt's genug.“ Sprach's, wünſchte allerſeits gute Nacht, ſchlug die ſchwere Eiſenthür zwiſchen Bühne und Zuſchauerraum hinter mir zu und ſtieg hinauf, an vielen, haſtig davoneilenden Beſuchern des Theaters vorüber. Als ich in meine Loge eintrat, hatten die bis dahin blinden Angriffe ihren Gegenſtand gefunden. Geſchrei, Geheul, Gepfeif, Geſtampf, Gejohl empfing mich: „Pereat Dingelſtedt! Nieder mit Halm! Bacherl hoch! Bacherl 'raus!!“ Ich ſah, wie ein fremdes Menſchenkind aus dem Dunkel des Parterres hervorgezogen, emporgehoben, auf eine Bank geſtellt wurde. Im Parterre wie auf der Galerie ſtieg man auf Seſſel und Bänke, drohte hinauf und herab zu mir mit Fäuſten, Stöcken, ausgebrochenen Stuhlbeinen . . . . . . Ich hatte, was ich einſtmals thöricht mir gewünſcht: eine Theaterrevolution in beſter Form. Mein Blick haftete ſtarr auf der Uhr, deren Pulsſchlag langſamer ging als der meine. Sobald der Zeiger die fünfte Minute erreicht, winkte ich mit dem Tuch. Und es ward, — nicht Licht, — ſondern Nacht, tiefe totale Finſterniß in dem ungeheueren Hauſe. Nun brach der Lärm verdoppelt los, variirt durch ſchallendes Hohngelächter des unparteiiſchen Publicums. Doch verlief ſich, nachdem ſie ſich heiſer geſchrieen, allmälig die Menge. Nach Ablauf der nächſten fünf Minuten erſchien, unter Vortritt eines Feuerwächters mit der Laterne, Inſpector Schmitt, mich abzuholen. Er hatte meinen Wagen vom Hauptportal, das noch dicht umlagert war, an den Seiteneingang beordert, wo die Theaterwagen warten. Allein die wohlgemeinte Vorſicht war nicht unbemerkt geblieben. Eine Schar aus dem Paradieſe gefallener Engel begleitete mein Coupé, das hart an dem Künſtlerpförtchen angefahren war. Jacob riß den Schlag auf, warf mich hinein, dann, ſtatt auf den Bock zu ſteigen, ſich hinterdrein, mich mit ſeinem Leibe deckend, und fort ging's, in einem Tempo, das ich mein Lebtag von Fiakergäulen nicht geahnt, das auch nur möglich war, weil der Fuhrherr ſelbſt, nicht ein Kutſcher, Zügel und Peitſche führte. Flüche, Knittel, Steine flogen nach, geſchleudert aus der, zu beiden Seiten auseinander ſtiebenden Menge. Ein Wurf zertrümmerte den Futterkaſten unter dem Kutſcherſitz. „Die Stückerln heb' ich auf," knirſchte mein Automedon, als er vor Liebig's Hausthor anhielt, „heb' ſie auf zum Andenken an die Lausbuben, die verfluchtigen" . . . .

Würdiger Ortner, dein Porträt darf nicht fehlen als Federzeichnung am Rande des Münchener Bilderbogens. Er war das ſtil- und charaktervolle Urbild eines Fiakers aus der Altwienerſchule, jedem kundigen Roſſelenker der Kaiſerſtadt ebenbürtig an Pferde- und an geſundem Menſchenverſtand, an Humor, auch an Durſt. Ein Prachtkerl; ſo lang wie ich, aber doppelt ſo breit; unſtät auf den Füßen, deſto feſter auf dem Bock; ein lebendiges Frühlingsmodejournal für ſchreiend bunte Seidencravatten und weißgleißende Filzhüte. Sommer und Winter ſteckte er, wie eine Leberwurſt in ihrer Schale, in einem langen, lichtgelben, ledertuchenen Ueberrock, aus deſſen hohem Kragen eine Bardolphsnaſe und ein blatternarbiges, feiſtes, aber unendlich gutmüthiges Vollmondsgeſicht herauslachte, mit zwei kleinen, rothen, pfiffigen, weinſeligen Aeuglein und großen Ohrringen in noch größeren Ohrwaſcheln. In der Stadt hielt er gewöhnlich eine Blume, irgend eine der Jahreszeit, Roſe, Nelke, Aſter, zwiſchen den Zähnen; auf Landpartieen eine Cigarre, an langem „Spitz". Dafür, daß ich ihm, nicht allein in ſeinem Intereſſe, die meinigen aufdrängte, zahlte er mir mein Bier. „Denn," ſchmunzelte er mitleidig, „ſolch ein Bier wie ich kriegel' der gnä' Herr doch nit, und wann er's Seidel aufwieg'n thät' mit blanke Guldenſtückeln." Hinwiederum erquickte ich dann und wann ſeine Kennerzunge mit einer Flaſche Deidesheimer aus meinem Keller, den mein freigebiger Freund Buhl oder ſein Schwager Jordan aus der Pfalz mit der Blume ihrer köſtlichen Erzeugniſſe zu ſchmücken pflegten . . . . Wo ſind ſie, die Zeiten, die Männer? Auch mein braver Ortner dürfte hinüber ſein. Wir liebten einander und lebten, wie er ſelbſt oftmals mir nachgerühmt, ſechs Jahre lang „wie die Brüder“. Daß er mich bei großen Gelegenheiten eigenhändig fuhr, war eine beſondere Auszeichnung. Als er bei der letzten, ſchweren Fahrt zur Abreiſe mich auf dem Bahnhof abgeſetzt, weinte er wie ein Kind, wiſchte ſich darauf mit dem blaugewürfelten Sacktuch den Schnupftabak in's Geſicht und buſſelte mich herzhaft ab, ſo daß meine Frau obwol ihr nicht lächerlich zu Sinn ſein mochte, hell auflachte, halb über ſein Geſicht, halb über das meinige. In der Einſteighalle ſtand er noch am Waggon und ſah mir nach. Leb' wohl, alter Ortner! Oder, ſo Du nicht mehr lebſt, leb' auf in meiner Erinnerung, vielleicht auch in der eines und des anderen unter meinen Leſern, Deinen Kunden!

Bei Liebig ging es am Fechter-Abend ſtill zu, „ſtill und bewegt“. Die Frauen weinten ſich aus; der Freund war weich, beinahe väterlich zärtlich. Nachdem ich erzählt, was zu erzählen war, und verſchwiegen, was ich verſchweigen durfte, brachen wir, Jenny und ich, frühzeitiger als gewöhnlich, auf, ohne daß geſungen, gegeſſen und getrunken, oder ein behagliches Whiſt gedroſchen worden wäre. Ich klagte über Müdigkeit. Mein Weib am Arm, ſchritt ich durch die herrliche Frühlingsnacht dahin, leiſen Herbſtfroſt im Innern, fühlend, daß mein Frühling unwiderbringlich vorüber war. In der Barerſtraße ſtießen wir auf eine Reiterpatrouille, die blanken Helme und die weißen Mäntel der Cuiraſſiere im Mondſchein aufleuchtend, welche langſam um den Obelisken-, richtig: Karolinen-Platz herumſchwenkte und in die Max-Straße einbog. Am äußeren Thor des Montgelas-Hauſes wartete, wider Gewohnheit, der Haushofmeiſter des Grafen, im Zwiegeſpräch mit unſerem vorausgeſchickten Jacob, auf uns. Sie ſchwiegen betroffen, als ich nach dem Grunde ihres ſpäten Wachtpoſtens fragte. Endlich ließ ſich Herr Meyer, dem eine langſame, gedehnte, ſingende Sprechweiſe zu eigen war, alſo vernehmen: „Nu' ja, — es iſt nun einmal ſo, — und erfahren müſſen es der Herr Intendant doch auch. — Da iſt heut' Abend Einer von der Polizei daher kommen und hat angeſagt, wir mögen auf's Haus paſſen, falls was geſcheh'n ſollt'. Glauben thu ich's nicht, aber wiſſen kann man's halt auch nicht. — Böſe Menſchen gibt's eben, — und dumme Viecher auch. — Und haben der Herr Intendant die Patroll' nicht bemerkt? — Ja, ja, die reitet nun ſchon eine ganze Stund' herum, und bis auf den Morgen, heißt es, ſollen die Leut' Dienſt haben. . . ."

Acht Tage ſchlief ich, von einer königlichen Leibwache umgeben. Ich hab' erprobt, daß Shakeſpeare, wie immer, das Wahre trifft, wenn er meint, eine Leibwache fördere den Schlaf nicht, eher das Gegentheil. Aber Herr Meyer behielt zum Glück Recht: es geſchah Nichts. Ein Rudel Gaſſenbuben, die ſich an den erſten Abenden um's Haus und im Hof umhertrieben, jagte der Montgelas-Kutſcher mit der Peitſche auseinander; für welchen Liebesdienſt er ein Freibillet auf die Galerie erbat und erhielt: „nicht für ſich, blos für ſeinen Schatz." Ich ſchenkte ihm zwei, damit er und ſein Schatz am nächſten Sonntag den „Hamlet" ſehen konnten (mit fetten Lettern: Hamlet — Herr Bogumil Dawiſon, als Gaſt). Seitdem, ſo oft ich ihn, den Kutſcher, auf dem Hofe beim Pferdeſtriegeln traf, grinſte er freundlich, als wollt' er fragen: Gibt's nicht bald einmal wieder was?

Um das Elend des endlos langen Tages voll zu machen, ſchloß er mit einem Zankduett, allegro furioso, zwiſchen Jenny und mir. Wie es ſtarken Naturen zu geſchehen pflegt, hatte ſich ihr Kummer in Zorn, ihre Angſt um mich in Haß gegen meine Feinde verhärtet. Sie ſchnob Rache. „Wirf ihnen," rief ſie aufflammend aus, „wirf ihnen, und das morgenden Tags, den Bettel vor die Füße. Wir ſind, Gottlob, nicht arm; wir können auch noch verdienen. Du ſchreibſt wieder, ich ſinge wieder. Iſt's zu ſpät dafür, ſo geb' ich Singſtunde. Wir ziehen nach Wien, ziehen, wohin Du willſt. Nur fort von hier, wo man ſo Dir mitſpielt, ſo Dir Wort hält, ſo dankt. Hier iſt die Hölle für uns. Oder magſt Du's abwarten, bis man es Dir macht, wie dem armen Dönniges?“ — Vielleicht ſprach mein guter Engel aus ihr; vergebens, wie es bekanntlich das Loos der guten Engel zu ſein pflegt. Ich war damals noch nicht vierzig Jahre alt. Wär' ich gegangen, hätt' ich mich los und frei gemacht, wie viel würd' ich in einem Vierteljahrhundert haben ſchreiben können an eigenen Stücken, ſtatt für fremde mich einzuſetzen, an dreibändigen Romanen (niemals drunter, aber auch niemals drüber!), ſtatt allerunterthänigſt-treugehorſamſte Rechenſchaftsberichte?! Schreiben können, allerdings. Jedoch auch ſchreiben müſſen, wollt' ich nicht, was ich als Bräutigam ſchon mit Abſcheu von mir gewieſen, der Mann meiner Frau werden, ein Theater-Gatte, welcher der Primadonna das Notenblatt nachträgt und boshafte Kritiker abprügelt. . . . Und dann: in mir regte ſich der blinde Heſſen-Trotz; lieber gegangen werden, als gehen, lieber fallen, als fliehen. Dabei flüſterte mir eine innere Stimme zu, möglicher Weiſe die meines böſen Engels, der — wiederum bekanntlich — zu ſiegen pflegt, daß mein letztes Wort auf der deutſchen Bühne noch nicht geſprochen worden ſei. Ich empfand die dämoniſche Kraft des alten Zaubers: Wer Ein paar Sohlen auf den Brettern zerriſſen hat, der läßt nicht mehr von der reizvollen Welt der gemalten Leinwandfetzen, der bunten Seidenlappen, des Rauſchgoldes, der plötzlich geöffneten Verſenkungen, des Gas- und Schminkeduftes. . . . Alice flehte umſonſt. Robert folgte nicht ihr, ſondern dem Bertram in ihm; er ſtieg in die Hölle hinab. Doch verſöhnte er ſich vorher mit Alicen. Das Zankduett löſte ſich auf in ein ſchmelzendes Uniſono.

Tags darauf — allein, wer weiß nicht, was folgt? Quis caetera nescit? Es kamen die Zeitungen, die, geraume Zeit hindurch, nur ein Lied ſangen, nicht einmal ein neues, bald im feſten Dur des Volksboten, bald im ſäuſelnden Moll der Poſtzeitung: wie die „Fremden“ in Bayern das einheimiſche Talent unterdrückten, wie ſich die „Berufenen“ zwiſchen den guten König Max und ſein getreues Volk drängten, wie er, nachdem er ſie, auf Koſten gleich befähigter Landeskinder, mit Wohlthaten überhäuft, ihren Undank ernten und für ihre Verbrechen büßen müßte. Und ſo weiter, senza grazia, aber mit geübter Meiſterſchaft, in infinitum. Es kamen Condolenz-Beſuche heuchleriſche

Anhänger, die zum Theil ſchon erbſchleichend auf die Nachfolge in der Intendanz ſchielten; einer derſelben wollte ſich perſönlich überzeugen, ob es wahr ſei, was man ſich in der Stadt erzähle, daß ich, thätlich mißhandelt, das Bett hüte. Es kam ein Brief Münch's aus Wien, der augenſcheinlich auch gegen mich verſtimmt, unter Anderem ſchrieb: „Ich kann nicht leugnen, daß die Nachrichten über die Aufnahme des Fechters bei ſeiner letzten Aufführung auf dem Münchener Hoftheater mich ſehr ſchmerzlich berührt haben. Nicht als ob ich mich durch das rohe und gewaltthätige Verfahren einer Bande von Verrückten oder Betrunkenen gekränkt oder beleidigt fühlte; die Stimme des Pöbels iſt mir nie Gottes Stimme geweſen. Was mich tief erſchütterte, war der Umſtand, daß ein ſolcher Scandal in München, unter den Augen eines Königs, der ſeit Jahren die edelſten Geiſter der Nation zur Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften um ſeine Perſon verſammelt hält, daß er gegen einen Dichter, der auf eine Reihe glänzender Erfolge hinzuweiſen vermag, auf elendes Zeitungsgewäſch, auf erwieſen grundloſe Verdächtigungen hin zu Gunſten eines Halbnarren ſtattfinden konnte. Was wollen dieſe Sinnloſen, was beabſichtigen ſie, was können ſie beabſichtigen, daß ſie nach ſo vielen Niederlagen ihr blödſinniges Gelärm noch immer nicht aufgeben? Oder ſind es nur die 20,000 Gulden, die ich nach den Journalen an Tantième vom Wiener Burgtheater eingenommen haben ſoll, und die nach richtiger Rechnung auf 2100 Gulden herabſchmelzen, die dieſe Fackel angezündet, und all dies Geſchrei verurſacht haben?“ — Zum Schluß das kühle Poſtſcriptum: „Daß man ſich auch gegen Sie, wie ich höre, zu Demonſtrationen hat hinreißen laſſen, bedauere ich von Herzen; war denn der Thorheit nicht genug?“

So kamen für und wider, Zeugniſſe, Abſtimmungen, Urtheile von allen Seiten; nur von Einer nicht, von oben. In der höchſten Sphäre herrſchte Todtenſtille. Doch war, wie ich ſpäter erfahren, vom 15. April 1856 an meine Entlaſſung bei König Maximilian beſchloſſene Sache, obwol ſie, um vollendete Thatſache zu werden, noch voller neun Monate bedurfte. Mein perſönliches Verhältniß zu Seiner Majeſtät ſchnitt jener Tag ab, wie mit dem Meſſer ab. Der König hat bis zu dem am 1. Februar 1857 vollzogenen Intendanz-Wechſel nicht eine Silbe mehr mit mir geſprochen, bis auf ein paar flüchtige Anreden, deren er mich bei öffentlichen Gelegenheiten, im Cercle an mir vorübergehend, würdigte. Alles, was meiner Stellung als ſolcher an dergleichen äußerlichen Ehren gebührte, das wurde mir unverkürzt, unverkümmert, gewährt: mein Platz an der Tafelrunde der Maximilians-Ritter, die ſich jährlich einmal um Seine Majeſtät verſammelten, meine Stelle im großen Cortége, welches den Beſuch fremder Herrſchaften im Hoftheater geleitete, die Theilnahme an der Neujahrscour, an Hofconcerten, an Hofbällen. Aber ich ſelbſt hatte aufgehört für den König zu exiſtiren. Mit der ſouveränen — ſagen wir: Objectivität, die nur den Souveränen möglich iſt, weil ſie ohne dieſelbe nicht Souveräne ſein könnten, ſah er mich nicht, wenn ich, faſt täglich, knapp vor ihm einherſchritt, die langen Gänge der Reſidenz und des Theaters einmal hin, einmal her. Und das geſchah in einem halben Jahre unzählige Male, da der König, ſo lang er ſich in München aufhielt, ſein Theater regelmäßig zu beſuchen pflegte. Beim Kommen ein ſtummer Gruß, mehr mit dem Hut, als mit dem Haupt; beim Gehen ein gleicher; dazu dann und wann das Almoſen eines theilnehmenden Blickes der Königin. Das ſchreibt ſich leicht nieder, lieſt ſich noch leichter, lebt ſich aber verdammt ſchwer durch. Da war unter den Hatſchier-Officieren, welche mit mir den Dienſt thaten, ein Veteran mit langen weißen Haaren, vom Alter gebeugt, Knie und Füße in den ſteifen Lederhoſen, den hohen Stiefeln ſchlotternd; der ſah mich eines Abends, als wir zuſammen die ſchwarze Stiege herunterkamen, aus den Appartements Seiner Majeſtät in das Theater zurückkehrend, von der Seite verſtohlen an, mit dem Ausdrucke tiefen, tiefen Mitleids. „Ja, ja," ſeufzte er dann, mehr für ſich, als zu mir redend, „das geht einmal nicht anders bei Hof. Heut' Regen, morgen Sonnenſchein. Man g'wöhnt's, man g'wöhnt's!“ Meine Ungnade war offenkundig; aber da ich niemals, — nicht in München, nicht an andern Höfen, durch die mein Lebensweg mich geführt, — als Günſtling, als Taſſo [1]) im ſchwarzen Fracke, mich gefühlt und betragen habe, ſo durfte ich, ſelbſt auf die Gefahr, für einen aufdringlichen oder dickhäutigen Paraſiten genommen zu werden, meine Stellung behaupten, ohne meine Haltung zu verlieren.

Im Herbſt 1856 begannen, weil ich nun einmal in meinem paſſiven Widerſtand verharrte, von der anderen Seite die Verſuche eine Kataſtrophe herbeizuführen. Es wurden Mittelsperſonen an mich abgeſchickt, die mir die Initiative der Entlaſſung zuſchieben wollten; wobei man zu verſtehen gab: ich werde weich fallen, auf eine Sinecure an der Bibliothek, ein Univerſitäts-Katheder. Ich ſchüttelte den Kopf. Sim ut sum, aut non sim. Darauf drängten und preßten mich amtliche Maßregelungen. Ein Cabinetsſchreiben fragte an, ob ich mich getraue, mit einem Supplementär-Etat von jährlichen 20,000 Gulden das Hoftheater in der bisherigen Weiſe fortzuführen; ein zweites, ob ich es vorziehe, die adminiſtrative und ökonomiſche Leitung in andere Hände abzugeben und mich auf die Dramaturgie zu beſchränken, — dies fünfte Rad am Thespiskarren. . . . Mir widerſtrebt es, die gewundenen Winkelzüge einzeln zu verfolgen, die nur Ein Ziel hatten: meinen Ausgang. Erfindungen ſubalterner Geiſter, waren ſie eines Königs entſchieden unwürdig, der ja einem Diener gegenüber ſeine Entſchließung nur auszuſprechen, nicht zu begründen braucht. Umſonſt ſtrengten ſich meine Freunde an, die Machinationen meiner Gegner im letzten Stadium noch zu durchkreuzen. Sie traten, mich vertheidigend, in der Preſſe, in der Geſellſchaft, im Theater für mich auf. Geibel ließ ſich ſogar, offen und mannhaft, beim König melden, ihm vorzuſtellen, daß meine Entlaſſung ein Bruch mit des Königs eigenem Syſtem ſei, wie mit dem Principe, das Hoftheater durch einen Fachmann leiten zu laſſen, und daß man den abermaligen verderblichen Intendanzwechſel wenigſtens aufſchieben möge, bis ein Erſatz gefunden worden, nicht ein beſſerer, nur überhaupt einer. Liebig und Pfeuſer irrten, Hilfe und Rettung für mich ſuchend, perſönlich umher unter den Hofwürdenträgern, den Miniſtern, den Vertrauten des Königs; ſie begegneten verlegenen Blicken, kühlem Achſelzucken, im beſten Falle müßigem Bedauern. Ich war ein aufgegebener Menſch. So urtheilten Alle, ſo ſprach es auch Geibel in ſeiner pathetiſchen Tonart aus: „Du fällſt; falle denn ſchön und würdig, wie der ſterbende Fechter. Et vivat sequens!“

---

[1]) Hier breche ich die Gelegenheit vom Zaune, um mit Taſſo eine Lanze zu brechen. So glühend ich Goethe liebe, den ganzen, einzigen Goethe, ſo glühend haſſe ich dies einzige Stück von ihm, den Taſſo. Mein Freund Auerbach vertheidigt es gegen mich: er nennt es die Tragödie der Empfindlichkeit. Aber Empfindlichkeit iſt kein tragiſches Motiv; ſie kann nur ein Luſtſpiel abgeben („un homme qui prend la mouche“). Iſt es nicht eine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Geſchichte, daß ein Hof der italieniſchen Renaiſſance aus Rand und Band geräth, weil ein großer Dichter eine kleine Prinzeß geküßt? Darüber wiſſen denn doch die Vehſe jener Zeit andere Chroniken zu erzählen. Und welch' ein Majeſtätsverbrechen, ein Verbrechen gegen die Majeſtät des Dichters, liegt darin, daß ein großer Dichter von einem kleinen Miniſter ſich Lebensweisheit muß predigen laſſen, daß er, unmündig wie ein Knabe, in der Sorge um ſeine Wäſche von vornehmen Frauen überwacht wird!

Mittwoch, den 28. Januar 1857, kurz vor ſieben Uhr Abends, empfing ich mein Entlaſſungsdecret, nachdem am Morgen deſſelben Tages König Maximilian eine Winterreiſe nach Italien angetreten, an deren Vorabend ich ihn aus dem Theater, wie gewöhnlich, ſchweigend, ohne Abſchied zu nehmen, in ſeine Gemächer heimgeleitet hatte. Ich empfing es aus den Händen des Inſpectors Schmitt, der am Hauptportal des Theaters auf mich wartete. Ohne zu wiſſen, was ich that, — denn was ich that, war ſicher ſo wenig klug, wie paßlich, — ging ich, nachdem ich unter der Lampe der Abendcaſſa das

Schreiben raſch durchflogen, in meine Loge. Man gab das Luſtſpiel meines luſtigen Freundes Schleich: „Bürger und Junker“. Wie ſie mich anſtarrten, als wär' ich ein Geſpenſt, die auf der Bühne, die im Parterre, die in den Logen, die auf der Galerie! Sie Alle hatten es ja, Vormittags im Hofbräuhaus, Nachmittags im Café, Abends im Theater, bereits erfahren: daß vor der Abreiſe des Königs noch ein berühmter Proceß entſchieden worden war, auf deſſen Ende die Stadt München, das Land Bayern, die Welt „Theater“ ſeit Jahr und Tag in ungeduldiger Spannung geharrt. Das Urtheil veröffentliche ich hier nicht. Ich ſchäme mich; nicht für mich, ſondern für den Namen, der darunter ſteht.

Obgleich vorhergeſehen und mit verſchiedenartigſten Stimmungen erwartet, verfehlte mein Sturz nicht, ein gewiſſes Aufſehen zu machen. Die Urſachen desſelben lagen ſo klar am Tage und ſo nah, daß man darüber ſtolperte; desungeachtet verfielen Phariſäer und Schriftgelehrte auf die wunderlichſten Erklärungen. Einmal ſollte ich der Königin Marie manquirt haben, Ihr, welcher Jedermann am Hofe, vom Oberſtkämmerer an, bis herunter zum letzten Lakaien, mit wahrer Wonne diente. Eine andere Lesart wollte wiſſen, König Ludwig ſei auf meiner Entfernung beſtanden, weil ich es gewagt, einem Hofſchauſpieler die Erlaubniß zur

Mitwirkung in einer, zu Ehren des alten Herrn veranſtalteten Dilettanten-Vorſtellung zu verſagen. Daran war nun, weder in der Sache, noch im Motiv, ein wahres Wort; im Gegentheil: König Ludwig hatte kurz vor der Abreiſe des Königs Max dieſen ausdrücklich vor meiner Entlaſſung gewarnt. „Das Theater hat nie einen beſſeren Intendanten gehabt und bekommt keinen ſo guten wieder“; ſo lauteten die Worte, die mir von einem Ohrenzeugen brühwarm hinterbracht wurden. Horchen gehört ja zur Hausordnung an Höfen, und bei der Schwerhörigkeit des Königs Ludwig bedurfte es keiner beſonders feinen Sinne, um die intimſten Geſpräche im Kreiſe der königlichen Familie zu erlauſchen. Am geradeſten gingen noch diejenigen Organe der ultramontanen Partei zu Wege und an's Werk, welche mir auf den Kopf zuſagten: ich habe die Theatercaſſe betrogen und beſtohlen, und ſei entlaſſen worden, plötzlich, Knall und Fall, weil man haarſträubende Unterſchleife und Schulden entdeckt habe. Solche Gegner konnte ich faſſen und vor Gericht ziehen; was denn auch in einem hervorragenden Beiſpiele mit Hilfe meines Rechts- und Herzensfreundes, des „rothen Hermann“, geſchah, mit ſo glücklichem Erfolge geſchah, daß der Redacteur der „Augsburger Poſtzeitung“, — ein geiſtlicher Herr, — wegen Verleumdung durch die Preſſe zu der höchſten geſetzlichen Strafe, vierzehntägigem Arreſt, verurtheilt wurde. Gleichzeitig kam, in Folge der ſogenannten Extradition, der Auslieferung der Intendanz an meinen Amtsnachfolger, das wahre Reſultat meiner Verwaltung an's Licht. Ich konnte einen Baarbeſtand von mehr als 13,000 Gulden in der Caſſe nachweiſen, ſo daß mehr als die Hälfte des Cholera-Anlehens von 20,000 Gulden nach Verlauf Eines Jahres bereits gedeckt erſchien.

Traurige Genugthuung, was half ſie mir? Ich war gefallen, ich blieb am Boden liegen, das Opfer einer, halb Palaſt-, halb Theater-Intrigue, deren Fäden allerdings in Vorzimmern ausliefen, aber in ungleich vornehmeren Räumen angeſponnen worden waren. Nach der alten Criminaliſtenregel verfahrend: Quaere, cui prodest, ſtieß man, nach dem Urheber ſuchend, auf ein paar „kleine Herren“, an Höfen in der Regel mächtiger als die großen, welche es ſich, nach meinem Abgange und nach dem kurzen Schattenregiment meines nur als Nothnagel herangezogenen und bald wieder weggeworfenen Nachfolgers, im Theater wohl ſein ließen. Dieſer Schmitt, der Lehrling Küſtner's, unter Frays deſſen Geſell geworden, mein alter ego, — er hatte ſein Meiſterſtück an mir gemacht und ſich auf meinen Stuhl geſetzt, den er darauf inne gehabt während eines zehnjährigen Interregnums. Dem König Max aber war meine Beſeitigung als eine Sühne für die verletzte öffentliche Meinung dargeſtellt worden. Gerade wie mit Dönniges, verſchwand auch mit mir ein Hinderniß, ſo hieß es, das zwiſchen König und Volk geſtanden, ein trüber Fleck in der Popularität des Erſteren. „Ich will Frieden haben mit Meinem Volke“, hat König Max bei einem Miniſterwechſel einſt ausgerufen. Ein ſchönes Wort, aber auch ein ſehr dehnbares, dem Mißbrauche ausgeſetztes. Wußte er immer, wo ſein Volk war? Sein Volk, wußte es immer, was es wollte? Noch ein charakteriſtiſcher Zug: Gleichzeitig mit meiner Entlaſſung, vielleicht mit derſelben Feder, welche mein Todesurtheil unterſchrieben, zeichnete der König die Cabinetsordre, welche die Reſtauration des alten, des ſogenannten Reſidenztheaters befahl. Während die eine Hand nahm, gab die andere, um darzuthun, daß nicht um des ſchnöden Mammons willen König Max mich von ſich gethan habe, und wie in allen Stücken gerecht ſeine Herrſchaft ſei. Sechs volle Jahre ſtrebte ich nach dieſem Ziel, überzeugt, daß, bei den eigenthümlichen Bedingungen des Theaterlebens in München, ein kleines Haus neben dem großen, ebenſo künſtleriſch, wie ökonomiſch, von bedeutendem Vortheil ſein müſſe. Die Erfahrung hat ſeitdem, mehr als zwanzig Jahre hindurch, dieſe meine Ueberzeugung beſtätigt; mir aber ſollte es nicht vergönnt ſein, zu ernten, wo ich geſäet. Ich ſchied am 1. Februar 1857, und am 28. November 1857, am Geburtstag des Königs Max, wurde das neue alte Theater eröffnet. Sic vos, non vobis!

Wie mir zu Muth geweſen, als ich Sonntag, den 1. Februar früh Morgens aufwachte, über Nacht, oder doch binnen drei Tagen, heimathslos, berufslos, brotlos geworden? Denn eine Gnadenpenſion von jährlich eintauſend Gulden rheiniſch konnte, wenn eine an Wohlſtand gewöhnte Familie davon hätte exiſtiren müſſen, nicht den beſcheidenſten Anſprüchen genügen. Nun, ich denke: genau ſo, wie dem unglücklichen Aelpler, über deſſen ſicher gewähnter Hütte eine Lawine plötzlich niedergegangen iſt. Das Häuslein ſteht zwar noch, aber die Sparren und Schindeln des Daches ächzen bedenklich unter der kalten Laſt; die ſchwachen Grundmauern ſcheinen mit jedem Augenblick ſich tiefer zu ſenken, in den Wänden klaffen, wie Todeswunden, tiefe Riſſe, durch welche das eiſige Naß hindurchſickert. Die verſchütteten Bewohner leben noch, jedoch nur ein Schattenleben ohne Licht und ohne Luft von Außen, abgeſchieden von der Oberwelt, in dumpfer Reſignation des nahen Endes gewärtig. Die Kinder, welche geſtern mit fröhlichem Lärm den trauten Raum erfüllten, kauern, vor Froſt und vor Angſt zitternd, am erloſchenen Heerde; fünf arme, dem Untergang geweihte Weſen, denn zu meinem ſchwäbiſchen Kleeblatt hatte ſich ein beſonders wohl gediehenes bayriſches Pärlein geſellt. O, es waren trübe, traurige Tage, Nächte, Wochen, in denen nur das ſtarke Herz meiner Frau mich aufrecht und das Haus zuſammen hielt. Sie hatte ſich wieder gefunden, ſobald die Entſcheidung gefallen war. Als der bitterſten Stunde erinnere ich mich eines Abends, da ich, von Furien gepeitſcht, vom Eßtiſch auf- und hinausgeflüchtet war in die ſtürmiſche Nacht. Unbewußt, oder von geheimem Drang getrieben, umkreiſte ich, einer abgeſchiedenen Seele gleich, die Stätte meines Wirkens, das Theater, welches mit ſeinen zahlloſen, hell erleuchteten Fenſtern, dämoniſch höhnend in meine Finſterniß herniederblickte. Ich eilte nach Hauſe und fiel, in Thränen aufgelöſt, meiner treuen Lebens- und Leidensgefährtin in die Arme. Sie ſaß mit Gabriele, unſerer älteſten Tochter, die noch wachte, während die Jüngeren ſchon zu Bett gebracht worden waren, bei der Lampe und lehrte die Kleine ſtricken. Das Kind, damals zehnjährig, ſchluchzte laut auf, als ſie mich weinen ſah. Vor ihr, wie vor ihren Geſchwiſtern, war der Schlag, der uns getroffen, natürlich nicht beſprochen worden; die zwei Jüngſten freuten ſich ſogar, wenn Papa und Mama Abends nicht in's Theater mußten, ſondern bei ihnen blieben. „Weißt du denn“, fragte die Mutter, „warum Papa weint?" — Gabriele nickte und flüſterte, kaum hörbar: „Weil wir nicht mehr Intendant ſind!" Dieſer Pluralis des Schmerzes, die tief empfundene Gemeinſamkeit ſchweren Leides im Munde des unſchuldigen Kindes ging mir durch Mark und Bein. Meine Qual hätte nicht heißer ſein können, wäre ich Schuld geweſen an dem Unglücke der Meinigen.

Zum Glück dauerte der unerträgliche Zuſtand des Lebendigbegrabenſeins nicht lange. Spatenſtiche und Schaufelſchläge von Draußen drangen bald an unſer Ohr; dann hilfreiche tröſtende Stimmen. Die Hausgenoſſen, die Nachbaren, die Freunde brachen ſich Bahn zu uns, uns Bahn in's Freie. Die Stimmung gegen mich hatte umgeſchlagen, ich fühlte mich, da ich in die Oeffentlichkeit zurückkehrte, von ſanften Frühlingshauchen des Mitleids, der Theilnahme, der Achtung umweht. Die aura popularis, wetterwendiſch wie ſie iſt, ſchmeichelte mir jetzt, und das aus Regionen, die unlängſt noch Nichts als Kälte und Wolken für mich gehabt. Von nah und von fern kamen Condolenzſchreiben, darunter auch ſolche, die mehr brachten, als Bedauern. Aus Gotha lud mich Herzog Ernſt in einem wundervollen Brief ein, der Gaſt ſeines Hauſes zu ſein, ſo lang' ich möge und mich von den Folgen meines, ſeit geraumer Zeit von ihm prophezeiten Münchener Purzelbaumes zu erholen. Franz Liſzt, mein berühmter und bewährter Freund, rief mich, im Namen des Großherzogs von Sachſen, nach Weimar, da Seine Königliche Hoheit den Augenblick gekommen glaubte, ſeine oftmals ausgeſprochenen Abſichten auf meine Erwerbung für ſein Theater zu verwirklichen. Hier bot ſich nun eine wirklich und thatkräftig rettende Hand, und dennoch zögerte ich, zuzugreifen. Der Schreck lag mir noch bleiſchwer in den Gliedern. Meine Freunde riethen zu; „um mich los zu werden," raunte mir krankhaftes Mißtrauen in's Ohr: Unglück, namentlich unverſchuldetes, macht ja mißtrauiſch. Kolb's Stimme gab den Ausſchlag; er kam eigens herüber von Augsburg und drängte zur Annahme des ehrenvollen Antrages. „Nicht ſowol zu Ihrer Genugthuung", ſagte er; „dergleichen Auffaſſungen redet man ſich, ohne daß ſie objectiv von Werth und Bedeutung ſind, ebenſo leicht ein wie aus; ſondern damit Sie wieder in Thätigkeit kommen und dem deutſchen Theater nicht verloren gehen." Ich folgte ihm, ging in der Charwoche nach Weimar und ſchloß, nach Einer Stunde Unterhandlung, für den Herbſt ab. Mein Debut als General-Intendant fiel in die glänzende Feſtwoche zu Anfang September, da Rietſchel's Doppel-Standbild Goethe's und Schiller's vor dem Hoftheater feierlich enthüllt wurde, — zwei rieſige Schild- und Wappenhalter vor einem kleinen, aber reinlich gehaltenen und im Sinne der größten Ueberlieferungen erhaltenen Hauſe.

Mit der Ankunft im Hafen könnte ich hier meine Münchener Odyſſee beſchließen, hätte ich nicht noch einer letzten Begegnung mit König Max, einer beiderſeits unerwünſchten und wenig erfreulichen, zu gedenken.

Im Frühling kehrte Seine Majeſtät aus dem Süden zurück. Eine Friedenstaube mit dem Oelzweige, verkündend, daß ſich die großen Waſſer verlaufen, zwar nicht ausdrücklich in dieſer Miſſion geſendet, aber glaubwürdig, war meine geiſtreiche Freundin, Charlotte von Oven-Hagn, vorausgeflogen gekommen. Ihr hatte König Max, nachdem er, frei von den Eindrücken der Münchener Umgebung, aus den Protokollen und Acten des Intendanz-Wechſels die Wahrheit erkannt, in Rom eines Tages nachdenklich geſagt: „Dem Dingelſtedt iſt doch wol zu viel geſchehen.“ — Auf ihre Antwort: „Aber Nichts, Majeſtät, das ſich nicht gutmachen ließe,“ ſchüttelte er den Kopf und ließ das Geſpräch fallen.

Um dieſelbe Zeit, im April oder Mai, — ich weiß es nicht genau, da meine Tagebücher während des damaligen Zwiſchenreiches weiße Lücken zeigen — war Kaulbach damit beſchäftigt, als Abſchiedsgeſchenk für meine Frau mein Porträt zu zeichnen; Bruſtſtück, in Kreide, über Lebensgröße. Unſeren ganzen Kreis hat der Meiſter in ſolchen, ſo zu ſagen: monumentalen Bildern feſtgehalten, welche die volle Tiefe ſeiner Auffaſſung, die Kraft ſeiner originellen Charakteriſtik, und, trotz dem Mangel der Farbe, den Glanz ſeiner Ausführung, faſt hätt' ich geſchrieben: ſeines Pinſels, tragen. Er arbeitete daran, nicht bei ſich zu Hauſe, ſondern in ſeinem Atelier in der Akademie, wohin ich zu häufigen und langen Morgenſitzungen von ihm beſtellt wurde. Kaulbach war weder mit ſich, noch mit mir zufrieden. „Ihr ſeid," ſagte er, — wir ihrzten uns, auf dem Weg vom Sie zum Du ſtecken geblieben, — „Ihr ſeid eigentlich ein ganz ſchöner Kerl, aber Ihr habt alle Tage ein anderes Geſicht. Man weiß nie, wo man Euch packen ſoll." So wurde denn, unermüdlich, ob auch ermüdet, fortgeſeſſen, fortgezeichnet, fortgeſchwatzt, fortgeraucht. In eine ſolche müßig-thätige Vormittagsſtunde fiel plötzlich einmal, dem Meiſter natürlich nicht unerwartet, deſto mehr aber mir, der Beſuch des Königs Max, angekündigt durch den vorauseilenden, die hohen Flügelthüren geräuſchvoll aufreißenden Akademiediener. Der König ſtutzte, da er mich gewahrte; ich ſprang auf, fühlte, daß ich bleich wurde bis in die Lippen hinein, gleich darauf wieder feuerroth, und warf, wüthend über mich ſelbſt und meine Schwäche, meine Cigarre auf den Boden, daß ſie Funken ſtob. Kaulbach's ſelig lächelndes Antlitz verzog ſich in hundert Fältlein, bis zur ſprechendſten Reinecke-Fuchs-Maske. Er machte ſeinem hohen Gaſt, welcher zuerſt an ihn, dann an mich einige Begrüßungsworte gerichtet hatte, die Honneurs des Ateliers, zeigte, was an Neuem vorhanden war, und erläuterte eine und die andere Skizze für Zukünftiges. Ich ſtand indeß, abgewendet, am Fenſter und ſtarrte, — wahrhaftig: wie in einer Betäubung, in's Blaue hinaus. Nachdem der König ſeinen Rundgang vollendet, augenſcheinlich haſtig und übel aufgelegt, trat er an mich heran und fragte, wie es mir gehe, was meine Muſe mache, ob ich nicht auch ein Bild auf der Staffelei habe? Er war nicht viel gefaßter als ich, der ich, Gott weiß welche verworrenen Antworten ſuchte und nicht fand, ſtammelte oder gewaltſam wieder hinunterwürgte, bejammernswerth in meiner hilfloſen, hinterdrein mir ſelbſt unbegreiflichen Unmündigkeit. Mir war, als hätte mich ein Schlag getroffen und gelähmt; das ganze Unrecht, das ſchwere Herzeleid, die öde Verzweiflung der letzten drei Monate machte ich noch einmal durch, in einige Minuten zuſammengepreßt.

Als der König verſchwunden, und Kaulbach von deſſen Geleit zurückgekommen, fiel ich über Letzteren her mit einer Fluth von Vorwürfen, warum er das mir angethan? Er warf ſich lachend in ſeinen Stuhl und ſorderte mich auf, eine neue Cigarre zu nehmen; dann wollten wir weiter reden, weiter arbeiten. „Heute nicht eine Secunde mehr,“ entgegnete ich, und der Schwall meines Unmuths ſprudelte auf's Neue hervor. Darauf erhob ſich Kaulbach, legte den Wiſcher, den er ſchon wieder emſig in dem Pelzkragen meines Conterfeis ſpazieren geführt hatte, bei Seite, ſeine beiden Hände feſt auf meine Schultern, und ſah mich lange durchdringend an, mit ſeinen merkwürdig ſcharfen und ausdrucksvollen Augen, die in ihren tiefen Höhlen lagen, gleich Raubthieren, ſprungfertig, funkelnd in grünlichbraunen Lichtern. Darauf ſagte er leiſe, langſam: „Dieſe Viertelſtunde iſt mir um Tauſende nicht feil. Darin iſt abgebüßt worden, was Ihr ausgeſtanden habt, und Eure Freunde mit Euch, um Euch. Daß Ihr das nicht mitfühlt!“ . . . . .

Und ſo, in einer Diſſonanz, ſollte die Erinnerung an München, an mein liebes, liebes München und an den guten König Max ausklingen? Nein, nein! Er hat mir Vertrauen geſchenkt, ſoweit ſein armes, blutarmes, und ſchon darum mißtrauiſches Herz zu vertrauen vermochte, hat mir Gnaden erwieſen, bis er es für ſeine höhere Pflicht hielt, mir ungnädig zu ſein, hat mich erkannt und anerkannt, bevor er gezwungen wurde, mich zu verkennen. So will ich denn auch mit dem Accorde ſchließen, den er ſelbſt, König Max geſunden, um die Disharmonie, worin wir geſchieden, ſanft aufzulöſen.

Mein Nomadenzelt ſtand geraume Zeit ſchon an den ſtillen Ufern der Ilm, „deren leiſere Welle manches unſterbliche Lied belauſcht", als ich, am Morgen des 18. November 1857, durch die Poſt aus München ein königliches Handſchreiben erhielt, wohlbekannten Papiers und Formats, mit den, ſo oft und in ſo verſchiedenen Stimmungen durchflogenen Schriftzügen. Daſſelbe lautete wie folgt:

„Herr General-Intendant Dr. Fr. Dingelſtedt! In Hebung der künſtleriſchen Leiſtungen Meiner Hofbühne haben Sie, namentlich durch Ihre Bemühungen für das Zuſtandekommen des Geſammt-Muſtergaſtſpiels an dem Hoftheater zu München im Jahre 1854, ſich Verdienſte erworben. Es gewährt Mir Vergnügen, Ihnen hierdurch mitzutheilen, daß Ich Ihnen unterm heutigen das Ritterkreuz Meines Verdienſt-Ordens der Bayeriſchen Krone verliehen habe. Der Ich mit voller Werthſchätzung bin Ihr wohlgeneigter Max. München, den 15. November 1857."

Drei Tage ſpäter traf der fünfſtrahlige Stern und das Brevet des Ordenskanzleramtes ein. Sie überraſchten mich nicht, ſo wenig wie das Handſchreiben. Warum nicht? Weil drei Tage früher ein Brief Liebig's angekommen war, in welchem der weiſe, weltkluge Meiſter und

Freund unter Anderem ſchrieb: „Sie ſind wieder einmal Hof- und Stadtgeſpräch in München geworden. Der König hat Ihnen den Kronenorden gegeben, aus eigener Entſchließung, ſogar unbeirrt durch directe Einſprache; von welcher Seite, das können Sie ſich wol denken. Nun ſieht man Sie ſchon zurückkommen und verfällt, um dies Unglück zu verhüten, auf die wunderbarſten Reagentien. Unſer gemeinſchaftlicher Freund * * * hat eine Wette angeboten, daß Sie mit éclat den Orden zurückſchicken werden. Das wäre ſo recht Waſſer auf ſeine und ſeines Gleichen Mühle. Sie werden wiſſen, was Sie zu thun haben. Aber bedenken Sie dabei: mit einem Könige ſchmollt man nicht, und hier iſt einmal einer von den wenigen Fällen, wo ein Orden einen Sinn hat. So ſehen es Ihre Freunde an, und deswegen bin ich beauftragt worden, Sie zu präveniren. Jedoch nicht von Seiner Majeſtät beauftragt, wie ich ausdrücklich bemerke.“ Der Gemeinſchaftliche verlor die Wette, dafern ſie überhaupt abgeſchloſſen wurde. Ich behielt den Orden und dankte brieflich dem Könige.

Wiedergeſehen habe ich ihn im Leben nicht, wol aber nach ſeinem Tode; welchem erſchreckend raſchen Tode meine herzlichen Thränen floſſen, als mir, am Morgen des 11. März 1864, Kammerfourier Jordan in Weimar Hoftrauer anſagte. Dies „bildlich“ zu verſtehende Wiederſehen begab ſich vor einigen Jahren zu Lindau am Bodenſee, wo des Verſtorbenen Standbild, an der ſchönen Schwelle ſeines ſchönen Landes, den Wanderer, den nahenden wie den ſcheidenden, königlich grüßt. Auf dem Wege von Wien in's Engadin paſſirte ich die Stelle, zwiſchen dem Lindauer Bahnhofe und dem Romanshorner Dampfſchiffe einen kleinen Schnell- und Dauerlauf riskirend, obendrein mit Hinderniſſen: am rechten Arme meine Frau, am linken meine Tochter, im Schlepptau ein mit Tüchern, Taſchen, Schirmen bepacktes böhmiſches Stubenmadl. Ich erſchrak, da ich, urplötzlich, unvermuthet, vor meinem ehemaligen Könige und Herrn ſtand. Er war es, wie er leibte und lebte, im Antlitz, in der Geſtalt, in der Haltung ſprechend ähnlich, nur in Einem Stücke verſchieden. „O Max, Max, wärſt Du damals ehern geweſen, wie Du es jetzt biſt" .... So wollt' ich aufſeufzen, ſtehen bleiben, raſten; da rief das letzte Glockenzeichen.

Ade, König Max! Ade, Du, in Deinem lichten Blauweiß ſo heiter dreinſchauendes Bayernland! Ade, mein fernes, farbiges München! Euch dank' ich, wenn auch nicht die beſte Zeit meines Lebens, — denn ich habe anderwärts ruhigere, wiederum anderwärts glänzendere Jahre gehabt, — ſo doch ſicher die glücklichſte. Solche Freunde und ſolche Freuden, ſo fröhlichen Krieg, ſo berauſchenden Sieg: ich finde ſie nimmer und nimmermehr. Verſunken im See. Ade, ade!

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

22 h
200 Seiten
3 Fl

[illegible] 1030

Lichtenſtein.

Oper in fünf Aufzügen.

Text nach W. Hauff von Franz Dingelſtedt.

Muſik von Peter v. Lindpaintner.

Zum erſten Mal aufgeführt bei Eröffnung des neuen königl. Schauſpielhauſes in Stuttgart.

Stuttgart,
Eigenthum des Muſikalienverwalters Fein,
Gymnaſiumsſtraße Nr. 43.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Perſonen.

Ulrich Herzog zu Württemberg und Teck.
Ritter von Lichtenſtein.
Marie, deſſen Tochter.
Ritter Georg von Sturmfeder.
Der Pfeiffer von der Hardt.
Margarethe, deſſen Frau.
Bärbele, Beider Tochter.
Ritter von Herzog Ulrichs Partei.
Ritter des ſchwäbiſchen Bundes.
Der Bürgermeiſter von Ulm.
Rathsherren von Ulm.
Frauen und Fräulein von Ulm.
Bürger und Bürgerinnen von Stuttgart.
Reiſige, Landsknechte, Knappen.
Bauern und Bäuerinnen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Aufzug.

Großer Feſtſaal in dem Rathhauſe zu Ulm.

Erſter Auftritt.

Ritter des ſchwäbiſchen Bundes und Ulmer Rathsherren ſitzen beim Bankett. Unter jenen **Georg**. Am oberen Ende der Tafel der Bürgermeiſter von Ulm. Es iſt Abend. Das Bankett geht zu Ende.

Chor.

Nro. 1
Introduction.

Auf! Stimmet an in froher Runde,
Das heit're Lied vom Bunde!
Stoßet an!
Mann für Mann!
Friſcher Klang, friſcher Wein,
Aus den Kehlen heraus, in die Kehlen hinein!

Vereint ſind wir zu guter Stunde,
Von fern und nah zu einem Ziel;
Es ſammelt uns zu treuem Bunde
Allhier das edle Kriegesſpiel.
Dem Ulrich gilt's, dem Herrn von Schwaben,
Er nehme ſich in Acht — Ha, ha!
Wir wollen bald ihn unter haben,
Der Bund mit ſeiner Macht — Ja, ja!

Geſtrenge Herrn regier'n nicht lange,
Herr Ulrich hat's zu bunt gemacht;
Sein eigen Land ſteht auf im Drange,
Der Kaiſer ſteckt ihn in die Acht
Das iſt für uns die rechte Stunde,
Wir fallen auf ihn ein — Ha, ha!
Und theilen uns in treuem Bunde
Ins Schwabenland hinein — Ja, ja!

Herr Ulrich ſoll wohl unterliegen,
Und wär' er auch ein ganzer Held,

Das Baiernland berühmt in Siegen,
Die Städte ziehn gen ihn zu Feld,
Die Banner wehn, o Herr von Schwaben,
Bald iſt's um Dich geſchehn — Ha, ha! . . .
(Das [illegible] ab.)

Georg (aufſpringend.)

Ha, ha! und noch einmal Ha, ha!
Nun höret auf mit Eu'ren Schelmenliedern,
Fürwahr, es iſt für heut' genug.

Chor.

Sieh doch, Georg, was ſticht Dich an?

Georg.

Ei, Alle gegen Einen Mann,
Bei Gott, das iſt kein ehrlich' Spiel!
Und Eure Zungen alle,
Wie Schwerter ſcharf,
Was ſchmähen ſie das Schwabenland
Und den bedrängten Herzog noch?

Chor.

Seht den weiſen Herrn und Ritter!
Dünkt ihm unſer Lied ſo bitter,
Singen wir es noch einmal!
Auf, ſtimmet an in froher Runde,
Das heit're Lied vom Bunde!
Stoßet an, Mann für Mann,
Friſcher Klang, friſcher Wein,
Aus den Kehlen heraus, in die Kehlen hinein!

Georg (aufbrechend).

Haltet's wie Ihr wollt, ich gehe.

Chor.

Du gehſt? Warum denn?

Georg.

Zum Fechten, nicht zum Trinken kam ich.

Chor.

Seht den weiſen Herrn und Ritter!
Dünkt ihm unſer Wein ſo bitter?

Georg.

Nicht der Wein, doch wohl die Rede!

Der Bürgermeiſter.

Fried', Ihr Herrn, hier keine Fehde.

Chor.

Bleiben ſoll er.

Georg.

Nein, ich gehe.

Chor.

Rede ſtehe! Rede ſtehe!

Georg.

Nun, bei meinem Schwert, ich will es.
Und wer andrer Anſicht iſt als ich,
Da liegt mein Handſchuh,
Da mein Glas in Scherben.
(Er wirft Handſchuh und Glas zu Boden.)

Chor.

Verweg'ner, was thuſt Du?

Georg.

Nro 2. Arie.

Aus verfall'nem Schloſſe meiner Ahnen
Bin ich jüngſt im Wahn herabgeſtiegen,
Mit dem Bund zu kämpfen und zu ſiegen
Unter ehrenvoll gerechten Fahnen.
Herzog Ulrich, der ſein Land gedrückt,
Wider Deutſchlands Herrn das Schwert gezückt,
Wollt' ich ritterlich mit Euch bekriegen.
Doch Ihr kämpft mit Wort und Liſt,
Nicht wie Ritterſitte iſt,
Doch Ihr ſtrebt das Land nicht zu beſchützen,
Theilen wollt Ihr, wollt beſitzen;
Das, ihr Herrn, iſt meine Sache nicht.
Nein, ich ſag's Euch in's Geſicht,
Das iſt meine Sache nicht!

Chor.

Du ſagſt Dich los vom Bunde?
Du brichſt Dein Wort?

Georg.

Noch gab ich keines, laßt mich!

Chor.

Du ſollſt uns nicht entgehen,
Für Schmähung Rede ſtehen!

Der Bürgermeiſter.

Ihr Herren, haltet Frieden!
Die Streitenden geſchieden!
Der Wein hat junges Blut erhitzt;
O ſeht nur, wie ſein Auge blitzt!

Chor.

Er ſoll ſich frei erklären,
Doch ſchmähen ſoll er nicht.

Georg.

Das freie Wort in Ehren!
Noch einmal ſag' ich Euch in's Angeſicht:
Ein Schelmenlied und Weiberliſt
Sind meine Waffen nicht!
Ich ſtreite nicht beim Trinkgelag,
Ich warte auf den rechten Tag;
Nein, das iſt meine Sache nicht!

Chor.

Hört, er ſchmäht ſchon wieder!
Nieder mit ihm, nieder!

Der Bürgermeiſter.

Blast zum Aufbruch!
Ihr Herren, haltet Frieden!

Georg.

Ich ſag' es Euch in's Angeſicht:
Nein, das iſt meine Sache nicht!

Der Bürgermeiſter.

Fort die Tafel, fort die Becher!
Haltet Frieden, wackre Zecher!
Dorten naht ſchon, zu verſöhnen,
Euch ein ganzer Kranz von Schönen.
Die Muſik hebt an, der heitre Reigen,
Nun laſſet Zank und Schmähung ſchweigen!

Chor.

Zum Reigen, zum Reigen!
Laßt Zank und Unmuth ſchweigen!
Herein mit den Schönen,
Die Feier zu krönen!
Zum Reigen, zum Reigen!

Zweiter Auftritt.

Die Flügelthüren gehen auf. Herren, Frauen und Fräulein treten ein. Später **Ritter von Lichtenſtein** und **Marie**. **Georg** bleibt theilnahmlos und allein ſtehen.

Chor.

Nro 1 Heiter beſchwinget
Tanzet und ſinget,
Scherzt den gebietenden Ernſt mir hinaus;

Freude und Frieden
Bald ſind geſchieden,
Bald ſteht verödet dies feſtliche Haus!
Das Heut' iſt unſer; wer um morgen,
Um geſtern zagen will und ſorgen,
Er bleibe unſrem Kreiſe fern:
Heute regiert noch ein freundlicher Stern.
Heiter beſchwinget
ꝛc. ꝛc. (wie oben.)

Georg (allein im Vordergrunde).

Ach, bei ihrer lauten Luſt
Qualvoll hebt ſich meine Bruſt!
Jene Mädchenbilder alle
Mahnen mich an ſie, an ſie
An Marie!

Marie (herantretend).

Du riefſt mich? Recitativ.

Georg.

Himmel, ſie ſelber! Träum' ich, wach' ich?

Lichtenſtein.

Nein, wir ſind's, mein junger Freund!
Schlagt die Augen nicht verwirrt zu Boden,
Theure Kinder, ſeht euch offen an;
Denn wer weiß, wie bald das Schickſal wieder
Euch zuſammen führt?

Georg.

So ſcheidet Ihr?

Lichtenſtein. Marie.

Wir ſcheiden.

Georg.

Und mit Euch all mein Lebensglück!

Lichtenſtein.

Ermannt Euch, junger Herr!
Das Leben, ach! iſt ernſt, die Liebe heiter.
Der Krieg iſt nun entſchieden:
Ich geh' zum Herzog, meinem Freund und Herrn,
Ihr bleibet hier im Heer des Bundes.
Heut' noch ſcheiden wir im Frieden,
Um morgen uns als Feinde zu begegnen!

Marie.

O hartes Schickſal, das mit ehernem Fuße
In meiner Jugend Blüthen tritt!

Marie. Georg.

Terzett

Was der Liebe weiche Hand
Sanft mit Roſen einſt umwand,
Trennt des Schickſals Sturm und Streit;
Lieb' und Treu' geſchworen,
Ach! ſie gehn verloren,
Wenn das Leben ſie entzweit

Lichtenſtein.

Gern umarmt ich Dich als Sohn,
Wack'rer Jüngling, doch uns ſcheidet ſchon
Das Gebot der Ehre und der Pflicht:
Meine Sache iſt die Deine nicht.

Marie. Georg. Lichtenſtein.

Und ſo glühn in den vereinten Herzen
Der verhaßten Trennung Schmerzen
So wirft das Leben wild und graus
Einſam $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{uns}}{\text{euch}}$ in eine Wüſt' hinaus.

Lichtenſtein.

Scheidet, Kinder!

Georg. Marie.

Vater, weile!

Lichtenſtein.

Uns droht Gefahr: wir zieh'n in Eile!

Marie. Georg.

Nein, ich kann $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{ſie}}{\text{ihn}}$ nimmer laſſen!
O Seelenpein, nicht zu erfaſſen!

Lichtenſtein.

Du gabſt dem Bunde Pflicht und Wort,
Uns ruft die unſre; wir zieh'n fort.

Georg.

Noch ſchwur ich nichts, noch bin ich frei.

Marie.

O werde unſer, ſteh' uns bei.

Lichtenſtein.

Ihn feſſelt Scham und alte Treue.

Georg.

Mich feſſelt Scham und alte Treue

Marie.

So bleibe!

Lichtenſtein.

Ja, bleibe, und wir ſcheiden!

Georg

O Kampf und Leiden,
Beginneſt du auf's Neue!

Georg. Marie. Lichtenſtein.

Was der Liebe weiche Hand
Sanft mit Roſen einſt umwand,
Trennt des Schickſals Sturm und Streit;
Lieb' und Treu' geſchworen,
Ach ſie geh'n verloren,
Wenn das Leben ſie entzweit

Lichtenſtein.

Ihr müßt nun ſcheiden!

Marie. Georg.

O Kampf und Leiden!
Vermags nicht zu laſſen!
Ihn / Sie laſſen!? Ihn / Sie laſſen?

Georg.

Mich feſſelt Scham und alte Treue!

Lichtenſtein.

Mich ruft die Pflicht! So ſcheidet!

Marie. Georg.

Lebe wohl! Lebe wohl!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Pfeiffer

Pfeiffer.

Edler Herr von Lichtenſtein! Recitativ

Lichtenſtein.

Du hier? In Ulm der Feind der Stadt?

Pfeiffer.

Nur leiſe, edler Herr, nur leiſe!
Euch zu retten, kam ich verſtohlen her,
Uns droht Gefahr; der Herzog …

Lichtenſtein.

Himmel, was iſt's mit ihm?

Georg. Marie (herzutretend)

Hier droht Gefahr! Nehmt Euch in Acht!

Pfeiffer.

Die Schweizer Truppen ſind, vom Bund beſtochen,
Dem Herzog Ulrich treulos worden;
Sie ziehn davon, und ſeine beſte Kraft
Iſt nun gebrochen.

Lichtenſtein.

So ſteht das Land den Feinden offen?
O harter Schlag, der uns getroffen!

Pfeiffer.

Der Herzog ſammelt um ſich ſeine Treuen,
Ein kleines Häuflein, darin jedes Haupt
Gewichtig zählt und wiegt. Ihr fehlt noch,
Vieledler Herr von Lichtenſtein,
Und Ulrich wartet; kommt nur, kommt!

Lichtenſtein.

Wir ziehn in Eile. Komm, Marie!
Georg, auf Wiederſehen! (Wollen gehen.)

Vierter Auftritt.

Chor (vertritt ihm den Weg).

Nro. 8. Erſtes Finale. Halt da, Herr Ritter! Nicht ſo eilig!

Lichtenſtein.

Wer will mich hindern?

Chor.

Wir alle, wir alle!

Der Bürgermeiſter.

Fried', Ihr Herrn, auf unſrem Walle!
(zu Lichtenſtein.)
Ihr haltet's mit dem Herzog Ulrich?
Ihr dienet ihm vielleicht als Späher?
Und dieſer da, ein ſchlimm verdächt'ger Burſche,
Beſpricht ſich heimlich hier mit Euch?

Pfeiffer.

Geſtrenge Herrn, ein ſchwäbiſch Bäuerlein,
Was kann denn da Verdächt'ges ſein?

Lichtenſtein.

Laßt uns ziehen, mich und meine Tochter
Und dieſen, meinen Diener!

Marie (zu Georg).
O Gott, wie wird dies enden?

Georg (zu Marien).
Nur Faſſung, Geliebte!

Pfeiffer.
O wären wir draußen!

Chor.
Was iſt da zu thun?

Lichtenſtein.
Noch iſt der Krieg nicht ausgebrochen,
Noch gilt für Alle frei Geleit.

Chor.
Nicht für des Herzogs Späher.

Lichtenſtein.
Ich bin's nicht! Ihr lügt das!

Georg.
Er iſt's nicht! Ihr lügt das!

Chor.
Der falſche Freund vertheidigt ihn?

Marie (für ſich).
O Himmel, beſchützt mir den Vater,
Beſchützt mir den Geliebten!

Georg.
Ich leid' es nicht, daß Ihr ihn ſchmäht!

Lichtenſtein.
Ich leid' es nicht, daß Ihr mich ſchmäht!

Chor.
Er hat für Ulrich hier geſpäht.

Marie.
O Herr, erhöre mein Gebet.

Pfeiffer.
Hinaus, hinaus! Sonſt wird's zu ſpät!

Chor.
Wir laſſen ſie nicht ziehen, nein!
Sie ſollen hier gefangen ſein!

Lichtenſtein. Georg. Pfeiffer.
Ein Bruch des Gaſtrechts, nein, o nein!
Das kann des Bundes Ernſt nicht ſein!

Lichtenſtein.

Ich bin der Ritter Lichtenſtein!
Zu meinem Schloſſe kehr' ich heim.

Georg. Pfeiffer.

Laßt frei ihn ziehen, ſeht es ein!

Chor.

Nein, nein! Das kann nicht ſein!

Georg.

Ihr werdet nicht mit Mädchen kämpfen?
Hier Dieſe ſteht in meinem Schutz!

Chor.

Ein mächt'ger Schutz fürwahr,
Doch bieten wir ihm Trutz.

Lichtenſtein. Marie. Pfeiffer.

Wir kamen friedlich, weder für noch wider,
So laßt uns friedlich wieder ziehn!

Chor.

Nein, nein! Das kann nicht ſein!
Ihr bleibt!

Georg (für ſich)

O Höllenpein!
Ich trag's nicht länger! Nun, es ſei.
Ihr Herrn, Ihr treibt mich ſelbſt zum Aeußerſten;
Ihr ſchändet ritterliche Ehr' und Sitte,
Laßt dieſe ungekränkt aus Eurer Mitte,
Wie Ritterpflicht!

Chor.

Wir thun es nicht!

Georg.

So ſag' ich mich mit freiem Munde
Auf ewig los von Eurem Bunde,
Und wie ich dieſe Schärpe von mir werfe, (er wirft die Schärpe von ſich.)
Gehör' ich Euch nicht länger an,
Ich bin ein freier Mann!

Lichtenſtein. Pfeiffer.

Triumph, er iſt unſer!

Marie.

Die Liebe ſie ſiegt.

Chor.

So hältſt Du dem Bunde denn Treue und Pflicht?

Lichtenſtein. Georg. Pfeiffer. Marie.

Von dannen ziehen wir vereint
Noch heute in der Nacht,
Der Mond am Himmel lacht,
Und wenn der Morgen früh erſcheint,
So ſind wir ſchon befreit
Im Felde weit!

Chor.

Sie ſprechen noch uns Hohn und Schmach!
Ha, dulden wir es? Nur gemach!

Lichtenſtein. Georg. Pfeiffer. Marie.

Heraus das Schwert zu Schutz und Wehr,
Und Hand in Hand hinaus!
Wir laſſen dieſes Haus,
Wir kehren wieder nimmermehr,
Wir ziehen feſtiglich
Zum Ulrich!

Chor.

Umgebt ſie, bedrängt ſie!

Georg.

Raum da, Ihr Herrn!

Marie.

Ich zittre nicht, hinaus nur! O wären wir fern!

Lichtenſtein. Georg. Pfeiffer.

Raum da, Ihr Herrn!

Dieſelben und Marie.

O wären wir fern!

Chor.

Umgebt ſie, bedrängt ſie!

Die Vier.

Nur wenige Schritte!

Chor.

Auf, nehmt ſie in die Mitte!

Georg.

Mir nach, in die Freiheit!

Die Drei.

Dir nach, in die Freiheit!

(Sie kämpfen. Georg hat Marien umfaßt und ſchlägt ſich mit Lichtenſtein und Pfeiffer durch die Reihen der ſie umringenden Bündler. Während jene hinausbrechen, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Freie ländliche Gegend mit der Fernſicht auf Burg Lichtenſtein. Links des Pfeiffers Haus. Landleute kommen tanzend, mit Feldgeräth maleriſch beladen.

Erſter Auftritt.

o. C. **Chor der Landleute.**

Der Morgen graut und weckt uns auf
Zu neuer, friſcher That;
Bald ſteigt die Sonne hoch herauf,
Beſtrahlend unſre Saat.
Es wallt das Korn, die Rebe blüht,
Der Segen reift in's Haus;
Drum Nachbarn, auf, drum, Nachbarn, zieht
Hinaus in's Feld, hinaus!

(Tanzrefrain.)

Die Welt iſt ſchlimm, die Zeit iſt ſchwer,
Der Bauer fühlt es nicht;
Wenn Krieg und Fehde brauſt umher,
Er bleibt bei ſeiner Pflicht;
Zur Waffe greift der Rittersmann,
Er zieht zur Schlacht als Held,
Uns Bauern geht der Krieg nicht an,
Hinaus, hinaus in's Feld!

(Tanzrefrain.)

Zweiter Auftritt.

Bärbele (aus des Pfeiffers Haus).

Bärbele.

O ſtille, Freunde, ſtille,
Den Kranken drinnen ſtört mir nicht!
Heut', ſagt der Vater, iſt der zehnte Tag
Und dieſen Morgen wacht er ſicher auf!

Chor.

Nun ja doch! Nun ja doch!
Wir ſchweigen ja ſchon!

Bärbele.

Ich bitte, ich bitte,
Zieht leiſe davon!

(Die Landleute zerſtreuen ſich und gehen nach allen Seiten ab.)

Bärbele.

Bald iſt's gethan, o werd' ich's überleben? Nr 7. Recitativ
Wie pocht das Herz ſo raſch mir an das Mieder!
Den ſchönen Fremdling ſoll ich nun geneſen,
Durch mich geheilt, nun auferſtehen ſehn!
Faſſe dich, armes Herz!

(Gebet.)

Herr des Himmels, hör' mein Flehen,
Kröne Du, was ich begann:
Laß geneſen und erſtehen
Jenen wackren Rittersmann,
Heile Du zu guter Stunde
Seine Wunde! — Seine Wunde? —
(Halblaut für ſich.) Meine Wunde! —

Dritter Auftritt.

Margarethe (iſt neben ſie getreten und wiederholt mit ihr die Gebetſtrophe).

Margarethe. Bärbele. Recitativ.

Bärbele.

Was ſtöret Ihr mein Morgengebet?

Margarethe.

Ein Gebet für den Ritter Georg?

Bärbele.

Für den Kranken, ja!

Margarethe.

Gottlob, er iſt's nicht mehr!
Wie der Vater voraus geſagt,
Am zehnten Morgen iſt er aufgewacht,
Und ſieh', da naht er ſelber!

Margarethe. Bärbele.

Wir ſchleichen leiſe uns zur Seite,
Komm $\substack{\text{Mutter}\\\text{Tochter}}$ komm! (Treten leiſe ab.)

Vierter Auftritt.

Georg (trägt den Arm in einer Binde).

O goldner Morgen, lachſt du endlich wieder Nro 8 Recitativ.
Herab auf meine fieberfreie Stirne
Und gießeſt mit den heitren Sonnenſtrahlen
Kraft und Geneſung in die kranke Bruſt!

Ein wüſter Traum, ſo ſcheint's, hielt mich umfangen,
Wo Schwerter klirrten, Wunden bluteten,
Und ich betäubt vom Roſſe ſank!
Ha! wie geſchah mir, und wo bin ich?

Margarethe (hervortretend)

Bei Freunden, edler Herr!

Bärbele.

Im Haus des Pfeiffers!
Dies iſt ſein Weib, und ich bin Bärbele, ſeine Tochter.

Georg.

Mein gutes Kind, wohl hab' ich Dich geſehen
In meinen wüſten Fieberträumen;
Als Engel ſtandeſt Du an meinem Lager
Und reichteſt Kühlung mir und Hilfe dar!

Bärbele.

Geht doch, Herr Ritter, ich armes Mägdlein ein Engel?

Georg.

Du warſt es mir, laß Deine Hand mich faſſen.

Margarethe.

Herr, habet Acht auf Euren wunden Arm!

Georg.

Sieh da, dieſe Binde?

Bärbele.

Ich legte ſie Euch an,
Es iſt mein beſtes Tüchlein!

Georg.

Holdes Mädchen!

Margarethe.

Fort in die Hütte,
Ein Frühſtück für den Ritter her!

(Bärbele ab.)

Fünfter Auftritt.

Georg. Margarethe.

Georg.

Sag' an, wo ſind die Feinde, die mich ſchlugen?

Margarethe.

Es waren bündiſche Reiter,
Die auf Eurem Zug von Ulm

Auflauernd Euch im Walde überfielen;
Sie hielten Euch für Herzog Ulrich.

Georg.

Mich für den Herzog? Mich?
(für ſich) Seltſam, wie das Geſchick
Mit hundert Fäden mich an dieſen Fürſten zieht!

Margarethe.

Mein Mann, der Pfeiffer, führte Euch hieher
Beſinnungslos und ſchwer verwundet;
In ſeiner Hütte weilet Ihr geborgen,
Und Gott belohnte unſre treuen Sorgen. (Ab in die Hütte.)

Sechſter Auftritt.

Georg (allein.) Arie

Zu neuem Leben fühl' ich mich erwacht;
Durch meine Adern leichter rollt das Blut
Aus Siechthums- und aus Zweifels-Nacht
Erhebt ſich ſonnenhell der Muth.
O goldene Sonne,
Durchſtrahle mit Wonne,
Durchwärme mit Kraft meine Bruſt;
Erwecke drin geknickte Triebe,
Vor allen meine Liebe
Und friſche Lebensluſt!

Doch auch zur Rache an Feindes Tücken
Fühl' ich von Neuem die Rechte mir zücken;
Ha! Jenen Verruchten,
Die mordend mich ſuchten,
Sei Strafe geſchworen, ſei Rache erkoren!
Mein neues Daſein im Frühlingsglanz,
Das pochende Herz, die kräftige Hand,
Dir weih' ich ſie nun immer und ganz,
O du mein bedrängtes Vaterland!
Dir Herz und Hand, mein Vaterland!

Siebenter Auftritt.

Bärbele (kommt mit einem ländlichen Frühſtück). **Margarethe** (folgt ihr).

Bärbele. Recitativ.

So, Herr Ritter, labt Euch nun;
Der friſche Trunk, die warme Sonne,
Die gute Luft wird wohl Euch thun.

Georg.

O habet Dank, ihr lieben Frauen,
Für Eure reiche Güte Dank!
Und Du, mein Kind, ſo lieblich anzuſchauen,
Kredenze mir den Morgentrank!

Bärbele.

Zur Geſundheit!

Georg.

Danke, Schätzchen;
Und Euch, Frau Mutter, ſei's gebracht!

Margarethe.

Zu viel Ehre!

Bärbele (die alles hergerichtet)

Wohl zu ſpeiſen!

(Georg frühſtückt, von den beiden Frauen bedient.)

Georg.

Zum Weine lieb' ich Sang und Klang;
Ein Lied, mein Kind, ich bitte,
Nach ächter Schwaben-Sitte.

Bärbele.

Es ſei: ein ächtes Schwabenlied!

Nro 9
Lied.

Ich lobe mir mein Schwabenland
Am rebengrünen Neckarſtrand;
Wo wäre ſeines Gleichen?
Mit Burgen hoch, mit Wäldern grün,
Mit Mädchen hold, mit Männern kühn;
O Schwabenland, o Schwabenland,
Dir müſſen alle Lande weichen!

Bärbele. Margarethe. Georg.

O Schwabenland, o Schwabenland,
Dir müſſen alle Lande weichen.

Du Wiege ritterlicher Kraft
Und hoher Sanges-Meiſterſchaft,
Wo wäre Deines Gleichen?
Da gilt im Frieden, im Gefecht
Ein treuer Brauch, ein freies Recht;
O Schwabenland, o Schwabenland,
Dir müſſen alle Lande weichen!
(Refrain wie oben)

Steh' feſt auf deiner Hügel Kamm,
Du ſtarker, du erprobter Stamm
Im Kranze deutſcher Eichen;

Und aus dem dunkeln Laub heraus
Erſchall' es hoch wie Sturmgebrauſ:
O Schwabenland, o Schwabenland,
Dir müſſen alle Lande weichen!

(Refrain wie oben. Der Pfeiffer iſt eingetreten und hat das letzte Mal den Refrain mitgeſungen.)

Achter Auftritt.

Recitativ

Bärbele. Margarethe. Georg. Pfeiffer.

Pfeiffer.

Solch ein Lied erquickt die Seele,
Wie ein Trunk die Kehle.
Mit Verlaub, Herr Ritter! ([illegible])

Bärbele.

Der Vater!

Georg.

Mein Retter!

Georg. Bärbele. Margarethe.

Hoch willkommen!

Pfeiffer.

Nicht zum Grüßen und zum Plaudern,
Kinder, iſt's die rechte Zeit:
Weiber, marſch in Eure Hütte,
Laßt mich mit dem Herrn allein!

Margarethe.

Was iſt's denn wieder?

Pfeiffer.

Sollſt's erfahren!

Bärbele.

Schlimmer Vater!

Pfeiffer.

Gute Tochter!

Marſch hinein!
Laßt mich mit dem Herrn allein. (Margarethe und Bärbele ab.)

Neunter Auftritt.

Nro. 10
Zweites Finale

Georg. Pfeiffer.

Georg.

Du bringſt Kunde von Marien!
Ja, Dein Auge ſagt es mir!

Pfeiffer.

Beſſer noch als Kunde,
Sie iſt ſelber hier zur Stunde!

Georg.

Hier? Marie!?

Pfeiffer.

Seht Ihr dort das Schlößlein blinken
In der Morgenſonne Schein?
Ueber Wald und Felſen winken
Seine hellen Fenſterlein.
Dieſes iſt der Lichtenſtein!

Georg.

Marien's Wiege, ſei gegrüßt!
Ueber Thal und Hügel
Schwingt der Liebe Flügel
Sich hinauf zu Dir!

Pfeiffer.

Dort hinauf in Sicherheit
Giebt ſie ſelbſt Euch das Geleit.

Georg.

Ich werde ſie ſehen?
Mit ihr ſoll ich gehen?

Pfeiffer.

Nicht ſicher ſeid Ihr mehr bei mir,
Im offnen Thal und Land.
Ringsum das ganze Württemberg
Iſt ſchon in Bundes Hand.
Nur ſeine feſten Schlöſſer hoch
Sie trotzen wohl dem Feinde noch.

Georg.

Und Herzog Ulrich?

Pfeiffer.

Ach, fragt mich nimmer,
Er — ward flüchtig.

Pfeiffer. Georg.

Armer Fürſt, des Herren Hand
Liegt ſchwer auf Dir und Deinem Land!

Pfeiffer.

Flüchtig irrt er durch die Felder,
Sucht den Schutz der Klüft' und Wälder,
Seine Feinde hinter ihm
Mit des Jägers Ungeſtüm.

Georg.

Ha! nun gilt's! Nun er verloren,
Sei ihm meine Treu' geſchworen;
Seiner Feinde Uebermuth
Straf' auch ich in ihrem Blut.

Pfeiffer.

Wackrer Jüngling! Ganz der Unſre?

Georg.

Ganz der Eure, braver Mann! (Handſchlag.)

Beide.

Nimm der Treue Handſchlag an!

Zehnter Auftritt.

Marie. Georg. Pfeiffer.

Marie (hinzutretend aus dem Hintergrunde).

Nehmt mich auf in Euren Bund!
Hie gut Württemberg allwege!

Georg.

Marie!

Pfeiffer.

Edles Fräulein!

Marie.

Mein Geliebter!

Marie. Georg.

Nun darf ſich unſre Liebe nicht mehr bergen
Vom Auge Gottes und des Vaters Auge.
Mein biſt Du, ich bin ewig Dein!
O Seligkeit, Du ewig mein! (Umarmung.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, Bärbele (aus der Hütte).

Bärbele.

Himmel! In des Ritters Armen
Eine fremde Dame! O Erbarmen,
Mir bricht das Herz!

Georg.

Und nun ſäumen wir nicht mehr;
Meine Heilung iſt vollendet,
Seinen beſten Engel ſendet
Mir der Himmel ſelber her!

Marie.

Ja, wir ziehen nun davon.

Pfeiffer.

Für den Herzog treu zu ſterben.

Georg.

Um die Braut im Kampf zu werben.

Bärbele.

Weh! Mein Glück iſt ganz entflohn.

Georg (zu Barbele)
Tritt heran, mein gutes Mädchen,
Troſt in meinen ſchlimmen Tagen!

Bärbele.
Edler Ritter, laßt mich ſcheiden!
(für ſich) Herbe Pein, nicht zu ertragen.

Marie.
Habe Dank für treue Pflege,
Die Du meinem Freund geweiht!

Barbele.
Hohe Frau, wie ich ihn pflegte,
Pfleget ihn nun alle Zeit!
Ach, es ſei ein ganzer Himmel,
Sei ein volles Liebe-Leben
Euch und ihm doch ſtets gegeben!

Marie. Georg. Pfeiffer. Bärbele.
Ja, ein reiches Liebe-Leben
Sei $\overset{\text{uns}}{\text{Euch}}$ Beiden ſtets gegeben!

Pfeiffer. Georg.
Doch bevor die Liebe Kränze ſucht,
Thue erſt das Schwert die ehrne Pflicht.

Marie. Barbele.
O mögen Euch in Nöthen und Gefahren
Des Herren Engel treu bewahren!

Georg. Pfeiffer.
Wir ziehn hinaus zum Kampf für Euch,
Für unſer Theuerſtes auf Erden,
Drum muß uns Sieg und Lohn uns werden!

Marie. Barbele.
Wir ſind daheim und beten ſtill
Für unſer Theuerſtes auf Erden,
Drum muß euch Sieg und Lohn uns werden!

Alle Vier.
Herr der Herrn, der alle Schlachten lenkt!
Unſer Knie vor Dir ſich bittend ſenkt:
Schenke Du dem theuren Vaterlande
Rettung von des fremden Joches Schande,
Seinen Herzog gieb ihm frei zurück,
Seinen Frieden, Herr! und ach ſein Glück!

Georg (begeiſtert aufſpringend).
Mit uns iſt Gott! Wie fühl' ich mich durchflammt!
Ein neues Leben, das vom Himmel ſtammt,
Durchfluthet meine Adern ganz!

Bärbele.

(für ſich) In ſeinen Blicken welcher Glanz!

Pfeiffer.

Mit uns iſt Gott! Ich fühle mich durchflammt!

Marie.

Ein neues Leben, das vom Himmel ſtammt,
Durchſtrömt auch mich!

Georg.

Die Binde fort! Mein Arm iſt frei! (Er wirft die Binde ab.)

Marie. Bärbele.

Um Gott! Die Binde!

Georg.

Ich brauch' ſie nicht, mein Herz begehrt
Nach meinem Schild, nach meinem Schwert!
(Bärbele holt Beides aus der Hütte.)

Marie (ihren Schleier abreißend).

Und hier Dein neues Zeichen hoffnungsgrün,
Zieh' hin, mein Freund!

Georg (dem ſie den Schleier als Schärpe umgürtet)

Ich ziehe hin!

Bärbele

(mit Margarethe aus der Hütte kommend, reicht ihm Schwert und Schild)

Mir bebt die Hand, auf dieſem Eiſen
Glühn meine Thränen, ach! die heißen.

Georg.

Mich wappnen Unſchuld hier und Liebe,
Am Ziele winkt der ſchönſte Kranz.

Pfeiffer. Marie. Margarethe. Bärbele.

Dich wappnen Unſchuld hier und Liebe.
Am Ziele winkt der ſchönſte Kranz!

Georg.

Mit uns iſt Gott.

Marie. Margarethe. Bärbele. Pfeiffer.

Mit uns iſt Gott!

Alle.

Und nun, vertrauend dem Geſchicke,
Hinein in unſren letzten Streit!
Dem Vaterland und unſern Lieben
Iſt unſer Herzensblut geweiht.
Die düſtren Nebel werden ſchwinden,
Im Morgenroth der beſſern Zeit
Und bald ſoll es die Welt verkünden:
Das Land, der Herzog iſt befreit!
(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Saal auf Burg Lichtenſtein. Im Hintergrunde führt eine Thüre auf einen Balkon, von demſelben freie Ausſicht in das Unterland. **Lichtenſtein**, **Georg** und Ritter von des Herzogs Partei an einem Tiſch. **Marie** kredenzt Wein und geht ab und zu. Es iſt Abend, und ein Gewitter im Anzuge.

Erſter Auftritt.

Nro. 11.
Recitativ und Enſemble

Lichtenſtein (am Fenſter)

Wie finſter droht die Nacht
Hier vom Gebirge in das Thal hernieder!
Schon flammen Blitze durch die Wetterwolken
Im Felſen hallt der Donner furchtbar wieder,
Und ſchäumend rollt der Eſchatz wilde Fluth.

(Er nähert ſich den Rittern.)

O Freunde, rückt zuſammen, Mann an Mann,
Denn ſo wie draußen Sturm und Nacht und Wetter,
So bricht auf uns auch drinnen ſchlimme Zeit,
Gefahr und Noth und Ungemach herein!
Jetzo gilt es!

Chor.

Ja, wie Wolken ſteigen aller Seiten
Feinde gegen uns empor!
Wir, die Letzten, die für Ulrich ſtreiten,
Ulrich, der der Väter Land verlor!

Lichtenſtein.

Armer Fürſt! Wo mag er weilen?
Wird ſein Haupt, das kronenloſe,
Eine ſich're Stätte wieder finden?
Herrſcht der Fremdling ſtets in Württemberg?

Chor (Die Ritter haben ſich von ihren Sitzen erhoben.)

Fluch den übermüthigen Horden,
Die von Süden und von Norden,
Aus dem Reich und aus den Städten
Wider uns heraufgezogen
Gleich des Meeres wilden Wogen.
Wer wird uns retten?
Wir, ein Häuflein gegen Tauſend,
Durch das Land wie Wetter brauſend!

Georg und Marie.

Hoffet, Freunde, nicht verzaget!
Unvermeidliches ertraget,
Trotzt des Wetters Ungeſtüm:
Unſre Treue darf nicht wanken,
Späte Enkel werden's danken,
Darum Treu' und Liebe ihm!

Chor.

Ihm dem Herzog Treu' und Liebe,
Seiner Feinde Schwarm zerſtiebe!
Ulrich hoch und ſeine Erben,
Allen Fremden ſei Verderben! (Ferner Donner.)

Lichtenſtein.

Horch, der Himmel donnert muthig
Nieder in die muth'gen Worte.
Noch, Ihr Herrn, iſt nichts verloren,
An Tübingens feſten Thoren
Bricht des Bundes eh'rne Stirn.

Chor.

Wir trinken einen Becher Wein
Auf Tübingen, die edle Veſte!
So lange ſie wird unſer ſein,
Verlachen wir die fremden Gäſte!
(Sie heben die Becher. Draußen ein Hornſtoß, grell und kurz.)

Chor.

Ha! Was war das?

Lichtenſtein.

Des Thurmwart's Horn!

Marie (am Fenſter)

Die Brücke fällt.

Georg.

So ſind es Freunde!

Lichtenſtein (für ſich)

Mir ſagt eine Ahnung,
Daß böſe Kunde eben naht!

(Tritte draußen. Die Thüre wird haſtig aufgeriſſen. Der Pfeiffer ſtürzt herein, verſtört und ermattet.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Der Pfeiffer.

Pfeiffer (außer Athem)

Mit Vergunſt, Euer Gnaden,
Bin freilich nicht geladen
Zum ritterlichen Feſte!

Lichtenſtein.
Was bringſt Du? Verkünd' es!

Pfeiffer.
O dürft ich's verſchweigen!

Georg.
Nein, rede, Du mußt es!

Pfeiffer.
Wohlan, ſo vernehmt mich:
's iſt Alles verloren!
Der Feind vor den Thoren!
Des Herzogs Sohn in ihren Krallen!
Tübingen gefallen!

Chor.
Tübingen gefallen!
Dein Stern geht verſunken; nun iſt es vollbracht;
O Württemberg, auf ewig gute Nacht!

Lichtenſtein. Georg. Pfeiffer. Marie.
Armes Land, nun iſt's um dich geſchehen,
Deine letzte Veſte, ach! ſie fiel!
Fremde Banner auf den Burgen wehen,
Deine Städte ſind des Bundes Spiel!
Flüchtig irrt, wer weiß auf welchem Pfade,
Dein vertrieb'ner Herzog ſchon umher;
Ihm und ſeinem Lande Gottes Gnade,
Ach! bald giebt's kein Württemberg nicht mehr!

Chor.
Dumpfe Todesklage ſchalle;
Verloren ſind wir, alle, alle.
Nur zu ſterben iſt uns noch erlaubt,
Und zum Tode tragen wir das Haupt!
Keiner wird dem Feinde ſich ergeben;
Unſer Tod, er ſei wie unſer Leben,
Ehr' und Treu' dem Vaterland! –
(Sie erheben die Hände.)
Württemberg, ſo ſchwört dein letzter Ritterſtand!
(Dumpfer Donner.)

Die obigen Viere.
Armes Land! Wer wird aus Deiner Schmach,
Wird von deinen Drängern Dich erretten?
Deiner Edlen ſtolzer Schild zerbrach,
Deine Bürger weinen in den Städten.

Ha! wer wird die Fremden, die verhaßten,
Die auf Schwabens Gauen laſten,
Aus den alten Gränzen jagen?
Wer im Kampf voran die Fahne tragen,
Wer die ſtolzen Sieger ſtolzer ſchlagen!

Dritter Auftritt.

Ulrich (plötzlich hervortretend).

Wer? Ich, der Herzog! (Starker Trommelwirbel)

Chor.

Herzog Ulrich! (Tiefe Stille)

Ulrich.

Ja, Er ſelber! Seinen Treuen
Bietet er den gnäd'gen Gruß!

Chor.

Edler Herr! Zu dieſer Stunde?
(bei Seite) Weiß er ſchon die Schreckens-Kunde?

Ulrich. Recitativ

Was iſt Stund' und Zeit dem Flüchtling,
Dem vertrieb'nen, heimatloſen?
Länger kann ich's nicht ertragen,
Dieſes Schleichen durch die Wälder,
Dieſes Irren in den Dörfern,
Will hinaus in off'ner Fehde,
Ich allein, doch ich ein Mann!
Wer iſt mit mir?

Chor.

Herr, wir Alle!

Lichtenſtein.

Schone, Herr, Dein fürſtlich Leben,
Rette Dein bedrohtes Haupt,
Glaube mir, dem treuen Diener,
Jetzt iſt keine Zeit zur Fehde.

Ulrich.

Nun, ſo ſchlagen wir verzweifelt
Durch des Feindes Lager uns hindurch
Auf die Veſte Tübingen, die treue

Lichtenſtein.

Herr, die Veſte . .

Ulrich.

Ha, was bebſt Du?
Dieſe ſtieren Kummerblicke,

Rings im Kreis auf mich geheftet,
Dieſe todesbleichen Lippen, —
Menſch, ſo rede! (Faßt Lichtenſtein hart an.)

Lichtenſtein.

Herr, die Veſte iſt gefallen!

Ulrich (aufſchreiend).

Wehe!

(Er verbirgt ſein Geſicht mit beiden Händen. Tiefe Pauſe. Ulrich ſteht ganz allein im Vordergrunde. Gruppe.)

Lichtenſtein. Georg. Pfeiffer. Marie.

Es erbebt die ſtarke Königseiche
Vor dem mörderiſchen Streiche,
Der die ſtolze Krone traf;
Schenke, Gott, ein rettendes Erbarmen
Dem bedrängten, dem verfolgten Armen,
Seiner Seele Traum und Schlaf!

Chor.

Armer Herr! O ſieh' auf Deine Treuen,
Nicht verhüll' das edle Angeſicht;
Der Verräther mag Dein Auge ſcheuen,
Wir, Herr Ulrich, ſcheuen's nicht!
Hoffe! Hoffe! Nacht muß ſein
Für der Sterne Strahlenſchein.

(Sie drängen ſich an ihn. Er weiſt ſie ſtumm ab. Dann plötzlich auffahrend.)

Ulrich.

Laßt mich allein! (Alle ziehen ſich ſcheu zurück.)

Vierter Auftritt.

Ulrich (allein).

Nro. 12 Recitativ.

Der eherne Würfel liegt!
So iſt es wahr, was ich in langen Nächten
Schlaflos und zürnend durch die Seele wälzte:
Ich bin beſiegt, entthront, vernichtet!
Mein Kind, mein Sohn in meiner Feinde Händen,
Das theure Haupt, das ſchutzlos unbeſchützte!
Mein Herzogs-Banner in den Staub getreten!
Und ach, mein Land, mein ſchönes Land — verloren!

(Pauſe. Er tritt an's Fenſter.)

Arie.

Mein Württemberg, du Erbe meiner Väter,
Wie ſchön du vor mir liegſt im Mondſtrahl!
Die Sterne ſchimmern aus dem klaren Aether
So freundlich nieder in das grüne Thal.

Und mit der Sehnſucht Zauberflügel
Umkreiſt mein Geiſt von dieſem Hügel
Die Gauen all, die Rebenzüge,
Des lieben Neckar's Silberſpiegel,
Und dies war mein! Es war, o Gott, es war!

Herr der Herrn, vor Dir im Staube
Beugt ſich mein zerknirſchter Glaube,
Deine Hand liegt ſchwer auf mir!
Meines Lebens wilde Fehle
Und den Stolz der ſtarren Seele,
Ach! ich büße Alles hier!
Laß mich über mein Verſchulden,
Doch nicht ewig laß mich dulden!
Sieh' mich knie'n vor Deinem Thron!
Rette mir den einz'gen Sohn! —
(ſich erhebend.)
Aber nein! In meinem Blut
Flammt auf's Neue Kraft und Muth.
Ulrich's Stern kann ſich umwölken,
Aber ſinken kann er nicht!
Ewig iſt ſein Licht!
Sein Glanz durch alle Zeiten bricht!

Hoch aus unnennbaren Schmerzen
Schwingt die Hoffnung ſich im Herzen
Neubelebend ſchon empor.
Dieſes Land, das ich verlor,
Wird dereinſt das meine wieder!
Ulrich's Stern ging nicht hernieder!

Hör' es, über Deinen Wolken,
Hör' es drunten, du mein Land,
Hört es, ſeine fremden Dränger,
Ich erheb' zum Schwur die Hand:
Württemberg will ich befrei'n,
Württemberg ſei wieder mein!
Dann ſoll's frei und glücklich ſein!

Fünfter Auftritt.

Lichtenſtein, Georg, Marie, Pfeffer, der Chor (welche allmälig wieder eingetreten).

Ulrich.

No 13.
Drittes Finale

Herein, ihr Freunde, nur herein!
Ihr höret meinen Schwur,
Nun gilt es ihn erfüllen.

Alle.

Ja, Württemberg wirſt Du befrei'n,
Ja, Württemberg ſei wieder Dein,
Dann laß es frei und glücklich ſein!

Ulrich.

Und nun vernehmt mich, Ihr Getreuen:
Für kurze Zeit gilt es ein ſtark Entſagen;
Bis beſſ're Stunden ſchlagen,
Von Euch nun trenn' ich mich!
Lebt wohl! Mein Lichtenſtein, die Hand;
Sturmfeder, Du, Ihr Alle, Alle, lebet wohl!

Chor.

O Leid, nicht zu tragen, Du ſcheideſt?

Ulrich.

Ich ſcheide!

Chor.

Wohin nur?

Ulrich.

Hinaus in die Fremde!

Marie.

Nicht doch, mein Herzog! Eine Stätte weiß ich
In Deinem Lande, völlig unbetreten
Und unbekannt. Am Fuße dieſes Berges
Erſchließt ſich eine dunkle, wilde Schlucht,
In's Innere der Erde weit vertieft;
Ein Reh, das auf der Jagd ſich dort verbarg,
Entdeckte mir im Wald den ſichern Eingang.
Dorthin laß Deine treue Magd Dich leiten!

Ulrich.

Bei Gott und meinem Schwert, ſo ſoll es ſein:
Ich weiche nicht aus meinem Schwaben;
Ich will lebendig mich begraben,
Doch auferſtehn zur rechten Zeit!

Pfeiffer.

Und mir geſtattet, hoher Herr, dem Mann des Volkes,
Daß ich in Euern Zufluchtsort Euch folge,
Indeß die Edlen neue Heere werben,
Bereit für Euch zu leben und zu ſterben!

Ulrich.

Wohlan, ich nehm' es freundlich an:
So war ja ſtets in Württemberg
Des Landes Schatz ein treuer Mann.

Lichtenſtein.

Und wir zum Rath!

Georg.

Und wir zur That!

Ulrich.

Nun in die Erde, edle Saat,
Und reife, bis die Ernte naht!

Alle.

Ob auch Wolken um uns drohen und der Himmel dunkel ſcheint,
Nein, wir werden nicht verzagen, nein, wir bleiben treu vereint!
Vaterland, du Land des Ruhmes, deine Schmach ſie wird nicht dauern,
Lange werden deine Söhne nicht in fremder Herrſchaft trauern.
In uns iſt die Treue mächtig, über uns des Himmels Segen,
Ulrich, unſer Herzog, lebe! Hie gut Württemberg allwege!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Das Innere der Nebelhöhle.

Erſter Auftritt.

Marie

(allein, die [illegible] [illegible], eine Fackel in der Hand, eine Pergamentrolle an der Seite.)

Nro 18 Recitativ und Arie.

Ulrich! . . . Ulrich! . . . .
Nirgends zu finden! Nur der Felſenklüfte
Widerhall giebt meiner Stimme Antwort.
Mann der Unterwelt, wo biſt du?

(Sich umſchauend.)

Wie ſchauerlich die kühle Oede hier ringsum!
Kein Strahl des Lichts, des heitren Lebens
Vermag herabzudringen in dies Dunkel.
Unheimlich rauſchen die verſteckten Waſſer,
Vom Felſen tröpfelt's wie verborg'ne Thränen
Auf dieſen moosbewachſenen, feuchten Grund!
Und dies, ein Grab, die Wohnung eines Fürſten?!

Arie. Armer Herr, den aus dem vollen Leben
Sein Geſchick in dieſe Nacht verſtieß!
Dies ſein Prunkgemach, ſein Lager dies,
Von der Einſamkeit geſpenſtiſchem Wehn umgeben!
Ulrich, mußt es dahin, dahin kommen,
Du der einſt Gewaltige, der Wilde,
Dem zu klein das weite Luſtgefilde,
Dem die Welt zu eng, ſein Thron zu nieder,
Ulrich, hier ſeh' ich dich wieder?!

Doch getroſt!
Schon tagt's gen Oſt,
Trübſal's Nacht, ſie wird Dir frommen;
Wie das Korn aus dunklem Schoos
Grün erſteht zu Blüth' und Frucht,
Wirſt auch Du, mein Herzog, groß,
Siegreich, aus der dunkeln Gruft erſtehen,
Wirſt Dein Reich, die Deinen wiederſehen!
Ja, ſchon naht die Stunde der Befreiung,
Wonnevoll ſchlägt ihr dies Herz entgegen;
Denn auch mein Glück blüht auf ſeinen Wegen,
Und ſein Sieg, der theure, heißerſehnte
Bringt mir den geliebten Freund zurück,
Den ich ach! verloren wähnte!
O Jubel! o Glück!
Georg kehrt zurück,
Befreit wird der Herzog, die Fremden vertrieben,
Gerettet das heilige Vaterland!
Dann darf ich ihn frei und offen lieben,
Dann reich' ich am Altar ihm ſelig die Hand!
O Jubel, o Glück!
Er kehrt mir zurück!

Nro. 15.
Scene und
Terzett.

Zweiter Auftritt.

Ulrich, mit **Pfeiffer** und **Bärbele** von oben kommend.

Pfeiffer

(der voranleuchtet, ſeine Gefährten zurückhaltend, mit unterdrückter Stimme)

Halt! Ein Fremder in der Höhle?
(laut) Stehe! Wer da?

Marie.

Freund vom Hauſe!

Ulrich. Pfeiffer. Bärbele (vorkommend)
Marie! Du hier? allein?

Marie.
Euch ſucht' ich, mein Herzog!

Ulrich.
Ich jagte draußen!
Ich, ſelbſt ein edles Wild, gejagt vom Feinde.

Marie.
Nicht länger ſo, geliebter Herr!
Mit froher Kunde ſendet mich der Vater
Lest dieſes Blatt! (überreicht ihm die Pergamentrolle.)
(Während Ulrich lieſt.)
Die Unſren haben ſich geſammelt,
Georg mit draußen angeworb'nen Mannen
Kehrt heute noch, vielleicht im Augenblick
Zu uns zurück.

Bärbele (für ſich)
Zu uns! Ach, nur zu ihr!
Zu mir — nimmer!

Ulrich (das Papier wegwerfend).
Herr Gott, Dir danken wir!
Herr Gott, Dich loben wir!
Es iſt erreicht!
Aus ſeinem Grabe ſteigt
Herzog Ulrich auf!
Hinaus, hinauf!!

Ulrich. Pfeiffer. Marie. Bärbele.
Herr Gott, Dir danken wir!
Herr Gott, Dich loben wir ꝛc.

Marie.
Das Volk ſteht auf im ganzen Land,
Schon naht ein Haufe unſrer Bauern;
Er zieht auf Lichtenſtein heran,
Vom Schloſſe droben ſieht man ihn
Die weiße Straße ſich nach oben winden.

Pfeiffer.
Gott ſei gelobt!
Das Volk ſoll ſeinen Führer finden! (Eilt ab.)

Ulrich.
Ich weiß mich kaum noch in mein Glück zu faſſen.
O ſagt mir, iſt's Wahrheit?

Marie.
Volle Wahrheit, Herr!

Ulrich.
Und wem dank' ich ſolcher Rettung Wunder?

Bärbele.
Des Volkes Lieb' und Treue!

Alle Drei.
Ja, des Volkes Lieb' und Treue!

Terzett

Ulrich. Marie. Bärbele.

Ulrich.
Wenn des Unglücks grauſe Nacht
Deckt des Himmels Bläue,
Sagt, wie heißt das Sternelein,
Das mit ſeinem goldnen Schein
Zu Verlaß'nen niederlacht?

Marie und **Bärbele.**
Treue heißt das Sternelein, ja Treue!

Alle Drei.
Holde Treue, goldner Stern,
Leuchte auf uns nieder;
Scheinſt du auch bisweilen fern,
Kommſt doch immer wieder!

Marie.
Wenn des Krieges Mißgeſchick
Einen Mann betroffen,
Sagt, wie heißt das Sternelein,
Das in des Beſiegten Pein
Strahlet noch mit heit'rem Blick?

Ulrich und **Bärbele.**
Hoffen heißt das Sternelein, ja Hoffen!

Alle Drei.
Holde Hoffnung, goldner Stern,
Leuchte auf uns nieder;
Scheint der Sieg bisweilen fern,
Kommt doch immer wieder!

Bärbele.
Wenn ein Volk den theuren Herrn
Sieht verbannt, vertrieben,
Sagt, was in der Trübſal Nacht
Für ein Schimmer ihm noch lacht,
Sagt, wie heißt ſein letzter Stern?

Ulrich und Marie.

Lieben heißt das Sternelein, ja Lieben!

Alle Drei.

Holde Liebe, ſchling' dein Band
Feſt um Fürſt und Vaterland,
Schling' es feſt auf's Neue!
Liebe facht ſie an, die Gluth,
Hoffnung hält empor den Muth,
Endlich ſiegt die Treue!

Ulrich.

Nimmer werd' ich Euch vergeſſen,
Meines Unglücks Tröſterinnen,
Und auf meines Sieges Zinnen
Blüht auch allen meinen Treuen
Der verdiente Kranz.
Dir, Marie, wind' ich ſelber
In das ſchöne Haar die Myrthe,
Und der Tag, der mich in's Schloß
Meiner Ahnen führt,
Führe Dich, fürwahr,
Herrlich Mädchen, zum Altar!

Marie.

Meinen Segen,
Herr, auf Euren Wegen!
Ueber Euch und den Geliebten
Halte Gott die Retterhand!

Ulrich (zu Barbele).

Aber Du, mein gutes Kind,
Komm heran, ſteh' nicht ſo ferne,
Sage mir, was wünſcheſt Du,
Das Dein Herzog Dir beſchere
An dem Tag des Siegs, der Ehre?

Barbele.

Herr, mich laſſet dann in Frieden
Heim in meine Wälder zieh'n!
Dann iſt ja mein ſtilles Leben
Ganz erfüllt und ganz dahin!

Ulrich.

Wie? Thränen gar in Deinem Auge?

Marie.

Gute Schweſter, faſſe Dich!

Bärbele.

Laß mich, ich ſlehe … Verzeiht, Herr Herzog! (Eilt ab.)

Nro 16.
Traumscene

Ulrich.

Seltſam! Was hat des Pfeifers Töchterlein?

Marie.

Herr, ich ahne ihren Schmerz;
Dieſes ſchöne treue Herz
Birgt wohl eine ſtille Liebe.

Ulrich.

Ich verſtehe … Dein Verlobter! —
Armes Mädchen!

Marie.

Herr, ich ſcheide!

Ulrich.

Zieh' in Frieden!
Deinem Vater Gruß und Dank!
Schlummer ſinkt auf meine Augenlieder,
Schlummer, den das Unglück mir verſagt,
Sinkt, da neue Hoffnung tagt,
Auf die volle Bruſt hernieder!

Marie.

Schlaft in Frieden und zu fröhlichem Erwachen!

Ulrich.

Ich bin müde … Müde bin ich.
Laßt mich ruhen; gute Nacht!
Gute Nacht! (Er entſchläft auf ſeinem Steinſitz.)

Marie

(im Abgehen noch eine Weile über ihn gebeugt, horchend, im Tone von Gebet und Beſchwörung.)

Dunkle Nacht, die du im Stillen
Ueber Schlaf und Traum gebieteſt,
Müde Menſchenkinder hüteſt,
Senke deine weichſten Hüllen,
Deinen reichſten Traum herab!
Rühre mit dem Zauberſtab,
Der in mildem Dämmerlichte
Holde Bilder und Geſichte
Streuet auf die arme Erde,
Auch an dieſes edle Haupt;
Daß es ſich aus Noth und Klage
In der Zukunft goldne Tage

Sanft getragen und erhoben glaubt'
Ja, umſchwebt ihn leiſe, leiſe,
Süße Träume, holde Bilder,
Ziehet mild und immer milder
Um ihn eure Zauberkette,
Leiſe, leiſe! (Langſam ab.)

Festliches Zwischenspiel.*)

Herzog Ulrichs Traum.

Die Bühne füllt ſich mit Wolken, in denen Traumgeſichte, Württembergs Zukunft verkündend, als Bilder langſam erſcheinen und verſchwinden.

(Eine Stimme von oben ertönt.)

Durch Nacht zum Licht! So ſpricht der Gott der Träume
Unſichtbar, edler Schläfer, an Dein Ohr.
Sein Zauber ſtrahlt durch dieſe dunklen Räume,
Und ſieh', zum Tempel ſtreben ſie empor,
Gebilde wachſen auf wie magiſche Bäume
Und ragen aus der Zukunft hoch hervor.
Sie web'n um Dich für Deinen Muth zum Lohne
Mit einer reich-prophetiſchen Blütenkrone.

(Erſtes Traumbild: Das königliche Schloß.)

Erweitert, ſieh', ſind Deines Erbes Gränzen,
Dein Land erſtarkt zu einem deutſchen Staat,
Es ſtehen Städte auf mit Mauerkränzen,
Im Lande wogt der Wohlfahrt grüne Saat,
Und weit hinaus des Schloſſes Zinnen glänzen,
Das Stuttgart ſchmückt und Dein Geſchlecht umfaßt,
Und ebenbaut, erreicht von Deinem Sohne
Erhebt ſich ſtolz die goldne **Königskrone**!

(Zweites Traumbild: Die Jubelſäule.)

Daß ihren Reiz der ächte Glanz beſchütze,
Steigt eine Säule aus dem Boden auf:
Des Volkes Recht iſt ihre Felſenſtütze.

---

*) Auf denjenigen auswärtigen Bühnen, welche die Oper zur Darſtellung zu bringen geneigt ſind, kann dieſes, zunächſt nur für Stuttgart und die feſtliche Gelegenheit beſtimmte Zwiſchenſpiel wegfallen oder auf angemeſſene Art erſetzt werden durch eine allgemeiner gehaltene Scene, etwa eine weibliche Figur darſtellend als Württembergs Schutzgeiſt, mit der Krone und den Farben des Landes (ſchwarz und roth) oder mit Wappen und [illegible]. Die begleitende Muſik wird mit zweckmäßigen Veränderungen auch dazu paſſen. In Stuttgart werden die Traumbilder als Dissolving Views, nach der bekannten, durch Herrn Döbler in Deutſchland eingeführten Manier, vorgeführt. Die begleitenden Worte ſpricht ein Mitglied des Schauſpiels.

Des Fürſten Liebe ihr metallener Knauf:
Ein edler Bund vom Grunde bis zur Spitze,
Und dankbar grub es die Geſchichte drauf:
Dein Land empfing von Wilhelm, Deinem Sohne,
Aus freier Hand die freie **Bürgerkrone**!

(Drittes Traumbild: Schiller's Standbild.)

Doch auch die Kunſt will Deinen Stamm begaben
Und geiſtigen Ruhmes vollſte Gnadenwahl;
Aus Deinem hochgebenedeiten Schwaben
Entſpringt der Menſchheit ſegensreicher Strahl,
An deſſen Quell ſich alle Völker laben:
Der deutſche Dichter für das Ideal!
Ja, Schiller iſt's! Von ihm, von ſeinem Sohne,
Empfängt Dein Land der Dichtung **Lorbeerkrone**!

(Viertes Traumbild: Das Volksfeſt zu Cannſtatt.)

Der gold'ne Friede ſchwebt auf grünen Auen,
Erkämpft durch Deiner Enkel Hand und Blut;
Der Landmann eilt das eigne Feld zu bauen,
Beſchirmt von des Geſetzes gleicher Hut,
Hoch wallt ſein **Korn**, der Rebe Thränen thauen,
Auf Strom und Straße fährt das freie Gut,
Und ſieh', Dein Land trägt, treuem Fleiß zum Lohne,
Aus Laub und Frucht gewebt, die **Friedenskrone**!

(Fünftes Traumbild: Roſenſtein mit der Eiſenbahn.)

Furchtlos und treu! So ſchimmert auf den Fahnen
Von Württemberg das große Loſungswort;
Das leitet auf den allgewaltigen Bahnen
Der neuen Zeit an neue Ziele fort,
Das donnert wie ein heiliges Geiſtermahnen
Um jenen Schläfer, ſeines Stammes Hort:
Auf, Ulrich! Schon zerfließt des Traumes Wolke,
Dein iſt die Zukunft, Dein und Deinem Volke!

(Wolken verhüllen wiederum den ganzen Schauplatz und zerfließen allmälig.)

Nro. 17.
Viertes Finale.

Dritter Auftritt.

Ein greller Trompetenſtoß von außen. Wildes Getümmel, das immer näher kommt. **Ulrich** fährt auf.

Ulrich.

Himmel! Was war das?
Jene Fülle der Geſichte,
Königskronen, Lorbeerkränze,
Wo bin ich? Wie geſchieht mir?

Stimmen von außen.

Herzog Ulrich! (Hörner und Trompeten.)

Ulrich (ſein Schwert aufraffend.)

Freund oder Feind!? Hier bin ich!

Georg.

(zuerſt hereinſtürzend, ruft dem Herzog mit gezogenem Schwert zu Hülfe.)

Hie gut Württemberg alleweg!

Chor (nachdringend).

Zum Siege, zur Rache!
Auf, Ulrich! erwache!

Ulrich.

Her zu mir! Ich bin der Gute!

(Die Höhle hat ſich ganz mit Bewaffneten gefüllt; Ritter und Reiſige, geführt von Georg und Lichtenſtein, zwiſchen beiden Marie. Landvolk mit Senſen und Lanzen, unter des Pfeiffers Leitung, bei welchem Bärbele.)

Georg.

Hier ſteht des Landes Ritterſchaft,
Hier Schwabens Stolz und Schwabens Kraft,
Bereit für Dich zum Streite.

Pfeiffer.

Sieh' auch Dein treues Volk iſt da,
Schon ſteht es auf von fern und nah,
Bald iſt es Dir zur Seite.

Marie.

Wir beten, Herr, für Dich und ſie,
Wir geben Euch zu Kampf und Müh'
Treu wünſchend das Geleite.

Lichtenſtein.

Und nimm der Jugend friſche That,
Und nimm des Alters weiſen Rath,
O Fürſt, mit Dir zum Streite!

Bärbele.

Das ganze Land wie Eine Hand
Und jedes Alter, jeder Stand
Steh' ſeinem Herrn zur Seite!

Ulrich.

Ja, ſo iſt's recht: Das ganze Land,
Es ſei Ein Herz und Eine Hand!
Und ſo hinaus zum Streite!

Chor.

Die Stunde hat geſchlagen!
Hinaus zum Streite!
Mit Gott, wir wollen's wagen!
Dem Herzog zur Seite!

Ulrich.

Hoch das Schwert!

Chor.

Hoch das Schwert!

Ulrich.

Und hoch die Hand!
Für mein angeſtammtes Land!

Chor.

Und hoch die Hand,
Für unſren Fürſten, unſer Land.

Alle.

Mit Gott! Wir wollen's wagen!
Die Stunde hat geſchlagen!

Ulrich.

Ich habe Euren Schwur, empfangt den meinen,
Daß ſie zum Himmel ſteigend ſich vereinen;
Dir gelob' ich's, Volk wie Gold ſo ächt,
In Noth und Tod ſo treue,
Es werde Dir auf's Neue
Dein gutes altes Recht!

Chor.

Hört ihn, er ſchwört!
Der Himmel hat's gehört!

Ulrich.

Für Volk und Fürſt das alte gute Recht!

Chor.

Auf, führ' uns in's Gefecht!
Wir wollen drum werben,
Mit Gott, wir wollen's wagen,
Die Stunde hat geſchlagen
Zum Siegen oder Sterben!
Alle Ein Herz und Eine Hand
Für Fürſt und Vaterland!

(Schilde und Schwerter ſchlagen klirrend zuſammen. Alle wenden ſich, Ulrich umgebend, zum Abgange.)

Ulrich.

Halt!

Chor.

Was haſt Du?

Ulrich.

Es ſagt die erſte Ritterpflicht:
Du ſollſt im Glücke nicht
Des Unglücks Freund vergeſſen!

Chor.

Wen meinſt Du?

Ulrich (die Arme ausbreitend).

Stätte meiner dunklen Leiden,
Laß von Dir mit Dank mich ſcheiden!
Alſo knie' ich weinend nieder,
Faſſe Dich mit dieſen Armen,
Treuer Boden, düſtrer Stein!
Lange haſt Du mich in Noth und Sorgen,
Erde meiner Väter, hier geborgen,
Dein Gedächtniß ſoll mir heilig ſein!

Chor.

Dein Gedächtniß ſoll uns heilig ſein!

Ulrich.

Meinen Namen grab' ich mit dem Schwerte
Hier in den getreuen Felſen ein
Mögen in die unterird'ſchen Hallen
Künftige Geſchlechter feſtlich wallen,
Und dabei ſei mir und meiner Zeit
Feiernde Erinnerung geweiht!

Chor.

Wir rufen es laut, daß es ſchallt,
Durch die Höhle hinauf in den Wald:
Dieſe Höhle und der Lichtenſtein,
Ewig ſollen ſie uns theuer ſein!

Ulrich.

Wenn der Mai mit ſeinem Zauberſtabe
Neu verjüngend dieſe Welt berührt,
Pilgert dann zu Herzog Ulrichs Grabe,
Dem ein gutes Glück ihn noch entführt;
Schmückt mit Fackeln dieſe Höhle,
Laßt ſie Sang und Klang durchbeben,
Und mein Schatten wird Euch mild umſchweben,
Theure Enkel, hier an dieſem Stein!

Chor (knieend).

Sein Gedächtniß ſoll uns heilig ſein!

(Der Vorhang fällt langſam.)

Fünfter Aufzug.

Freie Gegend: Ulrich's Lager. Im Hintergrunde rechts das herzogliche Zelt, mit Fahnen und Ehrenwachen. Trommel- und Waffen-Pyramide. Baumgruppe. Vorn ein Soldaten-Tanz, der die Mitte der Bühne einnimmt. Links eine Gruppe ſpielender Landsknechte. Rechts ein Zechgelage. Tief im Hintergrunde das alte Stuttgart.

Erſter Auftritt.

Nro. 18

Chor der Landsknechte.

Bald geht's zu Ende, bald iſt's gethan;
Die Kriegsfackel neigt ſich, der Friede bricht an.
Prüfet die Schwerter zum blutigen Gang,
Schwenket die Becher zum Abſchiedsgeſang:
Heidi, heidi, heida!
Noch ſind die Landsknechte da!

Iſt nun vorüber das luſtige Spiel,
Brechen wir auf, an ein anderes Ziel;
Ueberall Männer gebraucht ja die Welt,
Ueberall findet der Landsknecht ſein Zelt:
Heidi, heidi, heida!
Landsknechte überall da!

Luſtiges Leben und luſtige Zeit,
Wo der Soldatenſtand wächſt und gedeiht.
Heute der Herzog, und morgen der Bund,
Das Glück und die Erde ſind überall rund!
Heidi, heidi, heida!
Auf Tod und Victoria!

(Trunk und Tanz zwiſchen jeder Strophe.)

Zweiter Auftritt.

Lichtenſtein und **Marie** (von rechts), **Pfeiffer** und **Bärbele** (von links), **Chor**.

Recitativ

Lichtenſtein.

Seht da, mein wack'rer Pfeiffer!

Pfeiffer.

Ihr kommt von Herzog Ulrich's Zelt, Herr Ritter?

Lichtenſtein.

Auf ſeiner Stirne drohen Ungewitter;
Er zürnt der eig'nen Hauptſtadt drunten,
Daß ſie nicht längſt die Thore ihm geöffnet.
Ich fürchte, daß es noch zum Sturme kommt.

Chor (herandrängend).

Zum Sturm! Heidi! Heida!
Gleich ſind die Landsknechte da!

Marie.

Vater! mir graut vor den wilden Geſellen!

Bärbele.

Gnade Gott der Stadt, wenn dieſe ſtürmen!

Pfeiffer.

Sturm auf Stuttgart? Nimmermehr!

Lichtenſtein.

Der Herzog grollt den Bürgern ſehr!

Marie.

Georg ritt als des Herzogs Herold fort,
O brächte er das heiß-erſehnte Friedenswort!

Lichtenſtein. Marie. Pfeiffer. Bärbele.

Nro. 19
Quartett

(Der Chor dazwiſchen.)

Wende doch, allgütiges Geſchick,
Von der Stadt des Herzogs Zornesblick!
Gieße Deines Friedens ſtillen Segen
Auf die Flur, die lange brach gelegen,
Auf die Städte und das ganze Land!
Herr der Herren, Deine Hand
Gebe uns der Ruhe lang entbehrtes Glück
Endlich, endlich doch zurück!

Chor.

Nichts da von Frieden! Nur Krieg, immer Krieg,
Bürgern der Schaden, Soldaten der Sieg!
Seht doch, wie ſchimmert im ſonnigen Strahl
Drunten die Stadt ſo verlockend im Thal!
Brüder, zur Beute, Brüder zum Sturm!
Heulte die Glocke nur drunten vom Thurm!
Rief uns zum Kampf die Trommete nur ſchon,
Das iſt des Landsknechts geliebteſter Ton;
Heidi, heidi, heida,
Stuttgart, bald ſind die Landsknechte da!

Dritter Auftritt.

Nro. 20
Ensemble und
Arie.

Recitativ

Herzog **Ulrich** mit Gefolge aus ſeinem Zelte.

Ulrich.

Still, Ihr Herrn! Bei meinem Zorn!
Ihr ſpracht genug, genug auch hört ich!
Mit Worten nicht, mit Waffen
Spielt Herzog Ulrich!

Uebermüthige Stadt, die drunten
Sich in eitlem Glanze bläht,
Dir noch eine Viertelſtunde Friſt!
Wenn der Schatten jener Eiche
Auf die Wände meines Zeltes fällt,
Ohne daß Dein Thor geöffnet iſt,
Deine Schlüſſel mir zu Füßen liegen,
Dann, ſo wahr ich Herzog Ulrich bin,
Werd' ich mit Kanonen pochen;
Deine Mauern ſein zerbrochen,
Deine Dächer dann ein Neſt dem rothen Hahn:
Alſo bricht dein Herr ſich ſeine Bahn!

Chor der Landsknechte.

Hoch Herzog Ulrich! So iſt es recht!
Führ' Deine Streiter, Held, in's Gefecht!

Lichtenſtein.

Herr, verſchließe ihrem Drängen,
O ich flehe, ſtreng Dein Ohr:
Höre Deinen alten Diener,
Höre der Getreuen Rath:
Schone, Herzog, Deine beſte Stadt!

Chor der Ritter.

Herzog, ſchone Deine beſte Stadt!

Chor der Landsknechte.

Nimm, was Dein iſt, jene trotz'ge Stadt!

Ulrich.

Frieden, ihr in meiner Nähe!
Was ich ſprach, geſchehe!
Der Schatten läuft, noch eine kurze Weile!

Chor der Landsknechte und Ritter.

O eile, Sonne! — Sonne, weile!

Marie. Bärbele (dem Herzog zu Füßen fallend).

Laß ein weiblich Flehen, Herr, Dich rühren;
Sieh, zu Deinen Füßen ſinken wir hernieder,
Gnade, Herr, für unſre Schweſtern, unſre Brüder,
Die ja Deine, Deine Kinder ſind!

Ulrich (in ſtummem Kampf).

Ich gab mein Wort!

Chor der Landsknechte.

Er gab ſein Wort!

Pfeiffer.

Höre nicht auf Jene dort!
Höre, Herzog Ulrich, auf die Deinen,

Die es treu mit Dir und mit dem Lande meinen
Nimmer kam von Fremden Württemberg ein Heil!

Ulrich.

Schweigt, ich befehl' es! (Große Pauſe.)

Lichtenſtein.

Recitativ Arie
Scene

Auf meine Gefahr denn!

Marie.

Vater, was wagſt Du?

Pfeiffer.

Zurück, edler Ritter!

Bärbele.

Gott, wend' es zum Ende!

Lichtenſtein.

Laßt mich! Ich wag' es!
Herzog Ulrich, hier mein Kopf,
Grau in Deinem Dienſt geworden,
Nimm ihn, aber laß mich reden!
Deine Ehre gilt es, Deine Krone,
Herzog, Deinen Ruhm!

Arie

Muß ich Dich an jene Stunde mahnen
Da Du aus dem Schloſſe Deiner Ahnen
Heimathlos, entthront geſchieden?
Ha! gedenkſt Du jener Nacht,
Als ich, fliehend mit Dir, Dich gebracht
In die Mauern meines Lichtenſtein?
Jener Nacht, da meine Tochter
Dich geborgen vor Gefährde
Unten tief im Schooß der Erde?

Ulrich.

Weh' mir! (Verhüllt ſich.)

Chor.

O Himmel, welch Wagnis!

Lichtenſtein.

Damals ſchwurſt Du bei den Sternen,
Herzog, hier in dieſe Hand:
Mäßigung im Glück zu lernen,
Schonung Deinem armen Land!
Herzog Ulrich, hör' mich flehen:
Nimmermehr ſoll das geſchehen,
Daß als Feind Du, als Zerſtörer
In die Wiege Deiner Väter kehreſt!
Herzog Ulrich, Deinen Schwur!
Nimm mein Haupt, ihn halte nur!

(Nach einer ſchweren Pauſe.)

Recitativ **Ulrich** (ſich langſam erhebend).

Das Land iſt mein!
Auch Stuttgart ſoll es ſein!
Ich bin der Herr, was ſchließen ſie mich aus?
Ich will hinein!
Mein iſt das Haus!
Zum Sturm ſeid bereit!
Es naht die Zeit!
Bald ruft mein Horn!
Jetzt noch meine Gnade, dann ſchon mein Zorn!

(Er ſetzt ein Horn an die Lippen und ſtößt ſtark vor ſich hin. Wieder eine Pauſe.)

Nro 21
Letztes Finale
Ferne Glockentöne erwachen im Thal. Man hört heranziehenden Geſang und nahende Schritte.

Ulrich.

Ha! was iſt das?

Lichtenſtein.

Endlich, ſie ſind es!

Marie. Bärbele.

Gott ſei geprieſen!

Pfeiffer (auf einen Baum ſich ſchwingend).

Herr Herzog, eben kommt ein Hauf
Den Berg herauf, in vollem Lauf.
Der Junker Georg hoch zu Roß
Mit Eurer Fahne vor dem Troß;
So ſind die Herrn vom hohen Rath;
Die kommen ſtets a biſſle ſpat!

Chor (lachend).

Ja jo! es ſind die Herrn vom hohen Rath,
Die kommen ſtets a biſſle ſpat.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Fortwährendes Läuten im Thal. Der Zug kommt herauf. **Georg** mit des Herzogs Fahne voran, dann eine Geſandtſchaft von Rath und Bürgerſchaft, feſtlich gekleidete Frauen und Jungfrauen ſchließen ſich an. Volk aller Art hintendrein.

Georg.

Heil Herzog Ulrich! Langes Leben!
Und ſeiner treuen Stadt Vergeben!

Chor.

Heil Herzog Ulrich! Langes Leben!
Und ſeiner treuen Stadt Vergeben!

(Die Schlüſſel werden knieend überreicht, Blumen geſtreut.)

Ulrich.

Zwar kommt ihr ſpät, ihr Herrn!
Doch ſehn wir Euch von Herzen gern!
Auf nach Stuttgart! Heute ſchlafen
Wir nach langem Sturm im Hafen!

Chor.

Unſerm Herzog Heil! Auf nach Stuttgart!

Chor der Jungfrauen.

Laß, o Herr, Dir unſres Dankes Lallen
Wohlgefallen;
Sieh' wie huldigend zu Deinen Füßen
Wir Dich grüßen;
Blumen ſtreuen wir auf Deine Pfade:
Frieden, Gnade!

Ulrich.

Frieden meinem ganzen Land!
Fern die fremden Unterdrücker!

Chor.

Sei nun Deines treuen Volks Beglücker,
Das ſich dankend beugt vor Deiner Hand!

Ulrich.

Und zuvor, dem Herrn der Heere,
Gott allein die Ehre!

(Er entblößt ſein Haupt. Stilles Gebet.)

Georg (mit Marie heraustretend).

Herzog, darf ich an ein altes Wort
Meinen gnäd'gen Herrn gemahnen?

Ulrich.

Sieh, unſer Brautpaar! Das verſteht ſich!
Nur hervor!
Die Trommel her und meine Fahne!

Gruppe.

Der Herzog legt über der Trommel Georgs und Mariens Hände in einander, die Fahnen werden von beiden Seiten darüber geneigt. Lichtenſtein ſteht neben der Tochter. Pfeiffer und Bärbele ferner. Volk ringsum.

Ulrich.

Du haſt im Kriege ehrlich ſie erworben
Mit Deinem guten Schwert:
So ſei ſie denn in Frieden
Dir treulich beſcheert.

Lichtenſtein.

Nun ſtehn ſie am Ziele: mein Herzog, mein Kind;
Ich ziehe in Frieden daheim wieder ein
Auf Lichtenſtein!

Georg.
O ſeliges Ende nach trübem Geſchick!

Marie.
Die Lieb' und die Treue belohnet das Glück!

Barbele.
Die Lieb' und die Treue belohnet das Glück;
(Bei Seite.) Ich nur kehre einſam und weinend zurück!

Pfeiffer.
Nun fort mit dem Schwerte, nun her mit dem Pflug;
Das Land hat wahrlich des Elends genug!

Ulrich.
Hoch leben die Verlobten, Trompeten ertönt!

Chor.
Hoch leben die Verlobten!

Lichtenſtein. Pfeiffer. Georg.
Der Herzog hoch!

Chor.
Der Herzog hoch!

Ulrich.
Ja, reichet Euch die Hände
Zu ſtillem Liebesglück;
Die Prüfung geht zu Ende,
Verſöhnt iſt das Geſchick;
Wir ziehn noch heute ſiegend in Stuttgart ein,
Das danken wir in Treue dem Lichtenſtein!

Alle.
Wir zieh'n noch heute ſiegend in Stuttgart ein,
Das danken wir in Treue dem Lichtenſtein!

Ulrich.
Geſegnet ſeiſt Du immer,
Du Schlößlein auf der Höh',
Nie bleichen mag Dein Schimmer,
Und Deine Veſte ſteh'!
Du ſollſt mit Ulrichs Namen verbunden ſein,
Auf ewig tön' es: Ulrich und Lichtenſtein!

Alle.
Du ſollſt mit Ulrich's Namen verbunden ſein,
Auf ewig tön' es: Ulrich und Lichtenſtein!

(Feſtlicher Abzug nach Stuttgart. Der Vorhang fällt.)

* * *

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN